



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

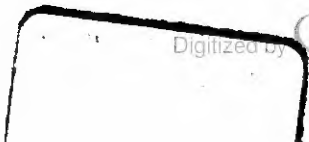
Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>

3 3433 06659707 5





1311





BLM

Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1834.

E r s t e r B a n d.

THE UNIVERSITY OF CHICAGO

PHYSICS DEPARTMENT

PHYSICS 309

Chicago

B l ä t t e r

für

literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1834.

Erster Band.

Januar bis Juni.

(Enthaltend: Nr. 1—181, Beilagen Nr. 1—7, literarische Anzeiger Nr. I—XVI)

S c i p p i g:

J. A. B r o d h a u s.

1 8 3 4.

NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY
ASTOR
LENOX
TILDEN

WANG WANG
CLUB
WANG

Google

Literarische Unterhaltung.

Rittwoch,

— Nr. 1. —

1. Januar 1834.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig, das königl. preuss. Grenzpostamt in Halle, oder das kaiserl. Thurn und Taxische Postamt in Altenburg wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Alle Mitarbeiter haben neue Chiffren erhalten.

Briefwechsel zwischen Göthe und Zelter in den Jahren 1796 bis 1832. Herausgegeben von F. W. Riemer. Erster und zweiter Theil, die Jahre 1796 bis 1818. Berlin, Duncker und Humblot. 1833. Gr. 8. Preis beider Theile 4 Thlr.

Wenn die Verehrer Göthe's durch sein Hinscheiden, in wie hohem Alter dieses auch erfolgte, schmerzlich bewegt wurden und die Trauer darüber in den Ebleren Deutschlands, Europa's, über den Meeren nicht erloschen ist, so haben doch gewiß alle einen Trost auch darin gefunden, daß von dem Verehrten selbst so reiche Mittheilungen über sein Leben gemacht sind, daß dieses, nach seinen verschiedenen Perioden milder oder mehr ausführlich dargestellt, vor ihnen liegt; und sie werden der Vorsehung danken, daß sie das Leben des ausgezeichneten Mannes in die Jahre hinein verlängerte, wo Mittheilung über das Erlebte und Erfahrene natürlich und ein Bedürfnis ist. Die ersten 26 Jahre dieses reichen Lebens haben wir in den 20 Bänden von „Dichtung und Wahrheit“, die man um so höher stellen wird als Rousseau's „Bekenntnisse“, je höher in Hinsicht auf reinen, freien Blick auf Welt und Menschen Göthe stand als der unglückliche Genfer; den Wendepunkt im Leben des Erstern finden wir gründlich und ausführlich dargelegt in den drei Bänden der „Italienischen Reise“, der Feldzug in der Champagne und die Belagerung von Mainz bieten sehr zur Charakteristik des vielseitigen, vielgewandten Mannes; manche Lücke in dem Leben desselben ward durch die zwei Bände „Tag- und Jahreshefte“ ausgefüllt, die bis in Göthe's Greisenalter gehen; auch ist der dritte Band des „Nachlasses“ als ein Theil der Biographie anzusehen; und wie vieles Dahingehörige befindet sich in dem „Naturwissenschaftlichen Journale“, in „Kunst und Alterthum“, in der

„Farbentheorie“. Ferner sehen wir als einen höchst merkwürdigen und bedeutenden Beitrag zu dieser Biographie den „Briefwechsel“ mit Schiller an; und wenn dieser nur zehn Jahre umfaßte, so erhalten wir in dem mit Zelter geführten nun einen reichhaltigern, mannichfaltigern, der sich durch 36 Jahre zieht.

Wir können beide Briefwechsel als sich gegenseitig ergänzend betrachten. Denn wenn das belebende Princip des Schiller-Göthe'schen die Kunst ist, wenn wir durch ihn wie in die stille Werkstatt des Dichters geführt werden, so hat der Göthe-Zelter'sche ein weiteres Feld, er ergreift sich über mannichfaltigere Verhältnisse; der eine Fremd wirkt in einer großen, königlichen Stadt, steht mit den Bewohnern derselben in mehrfacher Beziehung und theilt dem andern alles Merkwürdige mit; in jenen Briefen beschäftigen uns mehr die Dichter, hier mehr die Menschen. Vielleicht hat Mancher noch in einem andern Sinne in dem letztern Briefwechsel eine Ergänzung erwartet. In dem mit Schiller hatte sich Göthe gegen den Freund so gestellt, daß er von diesem seine Werke beurtheilen, das Bedeutende und Schwierige in ihnen auffinden, entwickeln, erklären ließ. Manche Bemerkung desselben nahm er dankbar auf, ja er nutzte sie; berückete jener aber den eigentlichen Lebenspunkt, den eigenthümlichen Göthe'schen, den eigentlich künstlerischen Styl, erwartete er hier eine Aenderung oder Belehrung, dann brach dieser ab und schwieg; so bei einem sehr wichtigen Punkte (Th. II, S. 180). Wir können nicht anders, wir müssen den Grund gelten lassen, den er hierfür an gibt. Ja, wir gehen weiter und behaupten: Göthe, wenn er auch gewohnt hätte, konnte sich über das innerste Geheimniß seiner Kunst nicht aussprechen. Ueber Anderes, was zur Kunst gehört, wie, wie öfter in den Briefen, noch ist

terer und gelieblicher in den mündlichen Unterhaltungen der beiden Freunde geredet worden sein. Ueber seine eignen Werke redet Göthe in jenen wenig; wie mancher seiner Verehrer wird, nachdem er den Briefwechsel mit Schiller gelesen, sich geadelt gefunden haben, indem er während der Lectur Vergnügens auf Aussprüche Göthe's über seine eignen Schöpfungen hoffte! Was nun die mit des Dichters Grundsätzen nicht hinlänglich bekannten Verehrer desselben in jenem Briefwechsel nicht fanden, das werden sie in den mit Zelter gewechselten Briefen zu finden gehofft haben. Dieser, so hat vielleicht Mancher gedacht, stand Göthe ganz anders gegenüber als Schiller. Jener erkannte in Zelter eine thätige, empfängliche Natur, deren Tüchtigkeit sich aber nicht, wie dies bei Schiller der Fall war, grade auf das Gebiet der Poesie richtete. Er wird das Bedürfnis gefühlt haben, sich über seine Schöpfungen dem Freunde mitzutheilen, er wird ihm den Sinn dafür aufzuschließen, Schwierigkeiten zu lösen, bedeutende Winke zu erhalten ver sucht haben. Mit Einem Menschen sich vertraulich über ein Werk, welches die ganze Seele beschäftigte, zu unterhalten, ist doch so sehr natürlich; und wer war unter allen Freunden der spätern Zeit Göthe näher als Zelter?

Aber diese Verehrer des Dichters haben sich auch hier geirrt. Als Zelter „Die Wahlverwandtschaften“ gelesen, dieses Werk Göthe's, das unter allen vielleicht den größten Rumor machte, den ärgsten Mißdeutungen ausgesetzt war, schreibt er an den Verfasser desselben:

Der Roman macht eine ganz besondere Sensation, auch unter Ihren Freunden. Manche können gar nicht darüber wegkommen, daß ihnen alles Urtheil wie abgeschnitten ist. — Einigen habe ich sogar darüber Rede stehen sollen; besonders soll der Titel erklärt werden: wie? warum? woher? wohin? — Da stehe ich denn wie ein armer Sünder, indem man mir die Ehre anthat, mich für Einen zu halten, der um Ihre Geheimnisse weiß. Sie aber wissen und Gott weiß es auch, daß ich nichts weiß (A. I, S. 374).

Und so finden wir, wenigstens in den beiden ersten Bänden des Briefwechsels — sie umfassen den Zeitraum zwischen den Jahren 1796 und 1818 — auch nichts über andere Göthe'sche, innerhalb desselben entstandene Werke aus dem Munde des Dichters, nichts über „Die natürliche Tochter“, die „Pandora“, den fortgesetzten „Faust“; und wir haben Grund zu glauben, die folgenden Bände werden ebenso wenig unsere Wünsche in dieser Hinsicht befriedigen. Wir müssen uns wol mit dem Worte begnügen: „Schlüssel liegen im Buche zerstreut, das Räthsel zu lösen“, und in Ruhe erwarten, ob wir zu den Glücklichen — für manchen Fall möchten wir sagen, Sonntagkindern — gehören, die die Schlüssel finden und zu brauchen wissen. Auch gegen seinen herzlichgeliebten, vertrauten Zelter spricht Göthe, indem er die „Wahlverwandtschaften“ ankündigt, seine Eigenschämlichkeit aus: „Ich habe viel in den Roman hineingelegt. Manches hinein versteckt. Möge auch Ihnen dies offbare Geheimniß zur Freude gereichen“ (A. I, S. 361).

Dieses, das eigentliche Geheimniß seiner Kunst, konnte

Göthe nicht aussprechen, wie dieses auch keineswegs den Philosophen gelungen ist, die gern Alles aussprechen möchten. Aber er hatte auch Freude daran, der Welt Räthsel vorzulegen; und diese Lust mag er selbst an seinen Freunden geübt haben; dazu liebte er wie in körperlicher so in geistiger Hinsicht ein gewisses Incognito. Wer das Körperliche in Seesensheim auch nur angenommen, um geliebten Menschen einen guten Spaß zu bereiten, so ist das Incognito in seinen Schriften crasserer, dauernderer Art; es nimmt die Natur des Geheimnisses an; und selbst hat der Urheber desselben sich bequem, es zu lösen. Ueber die „Besagungen des Vatts“ hat Göthe sich schriftlich nie ausgesprochen, und wir zweifeln, daß er es mündlich gethan haben werde; das „Märchen“ in den „Unterhaltungen deutscher Ausgewandeter“ bleibt trotz einigen Andeutungen in dem Briefwechsel mit Schiller ein Räthsel; es scheint, daß der Verf. an den mannichfaltigen Lösungen, die man wagte, sein Ergötzen hatte und durch Schweigen gern diese, meistens gewiß vergiblichen, Lösungen vermehrte. In einem Briefe vom J. 1796 an Schiller, der im „Wilt. Meister“ Einiges bestimmter und deutlicher ausgesprochen wünschte, sagt er selbst:

Der Fehler, den Sie mit Recht bemerken, kommt aus meiner innersten Natur, aus einem gewissen realistischen Eiz, durch den ich meine Eiztrug, meine Phantasien, meine Schriften den Menschen aus den Augen zu rücken behaglich finde. So werde ich immer gern incognito reisen, das geringere Kleid vor dem bessern wählen und in der Unterredung mit Fremden oder Halb-bekanntem den unbedeutenden Gegenstand oder doch den weniger bedeutenden Ausdruck vorziehen, mich leichtfertiger betragen als ich bin, und mich so, ich möchte sagen, zwischen mich selbst und zwischen meine eigne Erscheinung stellen.

Als Göthe im J. 1810 den vortrefflichen Maskenzug: „Die romantische Poesie“, aufführen ließ, schloß sich dieser in der Person Eberich's mit einem Räthsel, welches damals alle ästhetischen Köpfe in Weimar in Bewegung setzte, auf dessen Lösung durch den Dichter vergebens gehofft ward. Und hat Göthe nicht bei seinem Hinscheiden noch der Welt ein großes Räthsel hinterlassen? den „Faust“, in welchem namentlich die classische Walspurgisnacht auch dem Geübtern Schwierigkeiten deut, die vielleicht nie völlig werden gelöst werden.

Um es kurz zu fassen, aus dem Innersten der Göthe'schen Natur wie aus Dem, was mit diesem zusammenhängt, geht hervor, daß er die Worte, die er Jarno in den Mund legt („W. Meister's Wanderjahre“, Buch 2, Cap. 10), in Beziehung auf seine Dichtungen aus seiner eignen Seele gesprochen habe:

Ich habe mich durchaus überzeugt, das Beste, und das sind doch unsere Ueberzeugungen, muß Jeder in tiefster Craft bei sich selbst bewahren; Jeder weiß nur für sich, was er weiß, und das muß er geheim halten; wie er es ausspricht, sozgleich ist der Widerspruch rege, und wie er sich in Streit einläßt, kommt er in sich selbst aus dem Gleichgewicht, und sein Bestes wird, wo nicht vernichtet, doch geküßt.

In diesem Sinne schreibt Göthe im J. 1781 an einen hochverehrten Freund: „Ich habe mir zum Gesetz gemacht, über mich selbst und das Meinige (d. h. meine dichterischen Productionen) ein gewissenhaftes Stillschwei-

gen zu beobachten." Die Sagen, diesen Grundsatz zu übertraten, erstreckte sich auch wol auf die Unterhaltung mit Freunden; und ist es nicht auch natürlich, daß er, von einer Dichtung enthoben, einen Widerwillen empfand, über dieselbe zu reden? Vor der Geburt eines solchen Werkes dieses zu thun, hatte traurige Folgen. Wenn betrachte es nicht, zu lesen, wie die Welt um die Fortsetzung der „Nachtlichen Lieder“ gekommen? Im Wissenschaftlichen folgte Göthe einer ganz andern Maxime.

Man wird uns vielleicht einwenden, daß Göthe im höhern Alter doch über manche seiner Dichtungen geredet; daß er in den Erläuterungen zum „Dion“ selbst geduldet, die Zeit zu solchen Reden sei für ihn gekommen; daß in seiner Selbstbiographie manches Wort über seine Werke sich finde. Aber wie wenig berühren diese Mittheilungen im Grunde das eigentlich Künstlerische? und wo hätte er, wo es wirklich Räthsel zu lösen gab, diese gelöst? Wir sind weit entfernt, dieses zu tadeln; es war unsere Uebersetzung, wenn wir sagten, das Innerste der Kunst lasse sich nicht aussprechen; wir stimmen ganz den oben angeführten Worten Jarno's bei, denen wir die aus Wilhelm Meister's Lehrbriefe zufügen: „Wer die Kunst halb kennt, ist immer irre und redet viel; wer sie ganz besitzt, mag nur thun, und redet selten oder spät; jene haben keine Geheimnisse.“ Wie manche Erfahrung mochte Göthe auch schon machen, sein künstlerisches Innerstes, insofern dieses mittheilbar, aufzuschließen! Und dann könnte er sich darauf verlassen, daß seine Verehrer, die, an deren Bestimmung er Freude hatte, sich durch einzelnes Dunkle und Räthselhafte in seinen Werken nur zu ernstlichem Forschen werden reizen lassen, daß sie, wenn mit Mühe, um so besser ihn werden verstehen lernen. Dem, der seinen Gedanken auf die Spur gekommen war, ist er immer freundlich begegnet. Daß er dann und wann seine Freude daran hatte, durch vorgelegte Räthsel Lösungsbesieger zu werden, ist ihm so wenig als irgend einem Andern zu verargen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Geschichte der Burgen, Rittergüter, Äbteien und Klöster in den Rheinländern und den Provinzen Jülich, Kleve, Berg und Westfalen, nach archivariischen und andern authentischen Quellen gesammelt und bearbeitet von F. v. Wering. I. Heft, mit der Abbildung des Schlosses Lehenich. Köln, Arnd. 1833. Gr. 8. 1 Thlr.

Unsere Kritik dieses Buches muß mit einem Tadel des Titels beginnen. Auf demselben sind die Rheinlande von den Provinzen Jülich, Kleve und Berg unterschieden, wo wir natürlich fragen müssen, in welcher Ausdehnung hat der Verf. den Namen der Rheinlande genommen; denn sowohl im amtlichen Ausdrücke der preussischen Regierung als in der Sprache der gewöhnlichen Lebens werden die nur genannten Provinzen ebenso wol als das Großherzogthum Niederrhein unter der allgemeinen Benennung der Rheinprovinzen oder Rheinlande verstanden. Woja soll also die Unterscheidung des Verf., die von einem in Köln lebenden Rheinländer um so weniger zu erwarten war? Da er nun unter den Rheinländern auch die rheinländischen und

rheinländischen Landesherrschaften sowie das Herzogthum Nassau verstanden hat, also gar damit umgeht, sämtliche Burgen, Rittergüter, Äbteien und Klöster am Rheine und in der Nähe des Rheins zu schildern, vermögen wir nicht zu bestimmen, getrieben auch aufrichtig, daß wir nach der hier vor uns liegenden Probe den Verf. zu einem solchen Unternehmen nicht hinlänglich befähigt erachten können.

Der von Wering hat bereits vor drei Jahren ein Buch: „Beiträge zur Geschichte der ehemaligen kurkölnischen und altstiftkölnischen (?) Verfassung“ herausgegeben, das auch in Nr. 178 d. Bl. f. 1830 besprochen worden ist, jedoch nicht zur Zufriedenheit des Verfassers, denn in einem im Liter. Tagebl. der Buchhandlung Brockhaus v. gen. J. Nr. 36 abgedruckten Aufsatze zeigte er sich sehr eifrig und erzürnt. Aber Rec. bedauert, daß er auch in diesem Werke den gänzlchen Mangel an Plan und Ordnung sowie die zu diesem Unternehmen nicht ausreichenden Kenntnisse des Verf. rügen muß, die bei der ungelenten, durch Provinzialismen entstellten Sprache des Buches noch in einem höhern Grade hervortreten. Dr. v. Wering hat sich, mit einem Worte, die Sache viel zu leicht gemacht und dem Publicum keineswegs die gebührige Achtung bewiesen. Denn wenn er für das große, nicht gelehrte, aber doch gebildete Publicum schreiben wollte, so mußte seine Darstellung anmuthiger, klarer und verständlicher sein, besonders wenn so reizende Gegenstände geschildert werden sollen, als der Drachenfels, Godesberg, das Siebengebirge und die Burg Rheinfels sind. Für gelehrte Leser aber sind bei dem jetzigen Stande der Historie weder einige unbedeutende, ohne Auswahl zusammengebrachte Urkunden, die jeder Leser in Gantzer's „Codex diplomaticus Rheno-Mosellanus“ vollständig und besser finden kann, noch sonderlichem Werthe, noch solche genealogische und heraldische Nachrichten, wie sie Dr. v. Wering über einige adelige Familien beigebracht hat. Die Aufträge des Hrn. v. Stramberg in der Gräflich-Gruber'schen „Encyclopädie“ konnten ihn belehren, auf welche Art genealogische Untersuchungen und Nachrichten über adelige Familien belehrend und interessant zugleich gemacht werden können.

Wäre Dr. v. Wering mit den nöthigen Vorstudien ausgerüstet an sein Werk gegangen, so ist gar nicht zu leugnen, daß er dadurch eine bedeutende Lücke in der historischen und topographischen Literatur ausgefüllt haben würde. Bei vielen Mängeln, die Gottschall's bekannte Beschreibung der Ritterburgen und Bergschlösser Deutschlands hat, bleibt dies Buch doch stets ein verdienstliches Werk und wird bei fleißiger Benutzung der Nachträge, die Hesse in den „Ergänzungsbl. zur Jen. Allg. Lit. Zeit.“, 1833, Nr. 16—21, gegeben hat, von großem Nutzen sein. In einem noch höhern Grade sind die Monographien über Rabelsburg und Dornburg von Lepsius, über Remieden von Wülheim, über die Rothenburg von Hesse und ähnliche herrlich für die Specialgeschichte Thüringens wichtig geworden, und es wäre zu wünschen, daß der thüringisch-sächsische Verein zur Erforschung des Alterthums seine Thätigkeit vorzugsweise auf solche Untersuchungen beschränken möchte. Im Rheine ist nun für die Bearbeitung dieser Literatur noch ein weites und, wie wir hinzusetzen müssen, sehr dankbares Feld eröffnet. Aber an fleißigen Andauern fehlt es noch gar sehr. Aber die schönen Rheingegenden kennt und vielleicht bei einem längern Aufenthalte sich mit den Lebensfreuden, betriebsamen und in Erinnerungen einer glänzenden Borzeit so gern lebenden Rheinländern einigermaßen befreundet hat, wird es mit dem Rec. aufrichtig beklagen, daß sowohl die allgemeine als Specialgeschichte bis jetzt so wenige tüchtige Arbeiter gefunden hat, die „Rheinischen Geschichten und Sagen“ von Kist. Bogt können nur durch die Unruhigkeit der Rede auf eine kurze Zeit den wissbegierigen Leser fesseln, Schreiber's topographische Schilderungen gewinnen nur erst allmählig die nöthige Richtigkeit und Genauigkeit und ebenso die Reisebeschreibungen, deren Verf. aus ihm geschöpft haben. Wankauf in Köln galt lange Zeit bei seinen Landsleuten für einen Heros in der historischen Literatur. Von ihm versprach man sich viel für die Geschichte Kölns und der Rheinlande, ja, es wagte Niemand

einen historischen Versuch, weil man dadurch dem hochverehrten Kivator zu nahe zu treten glaubt. Nun ist der verdiente Mann seit mehreren Jahren gestorben, seine Sammlungen, das schöne Vermächtniß seiner Liebe zur Stadt Köln, sind in dem nach ihm benannten Museum aufgestellt, aber von handschriftlichen Notizen fand sich nichts in seinem Nachlasse, und eine Fülle von Kennzeichen, Notizen und Einzeichnungen aus Kölns früherer Zeit ist mit ihm untergegangen. Man kann dies nicht genug beklagen, da seine mündlichen Mittheilungen, wenn sie an den rechten Mann gekommen wären, zu sehr fruchtbaren Untersuchungen würden geführt haben. Als Schriftsteller hat Walraf durch seine „Beiträge zur Geschichte von Köln“ (Köln 1818) nur wenig geleistet, wie jetzt wol am Rheine selbst anerkannt wird. Nur unter ihm steht der in Köln kürzlich verstorbene Simon. Er war in Köln praktischer Jurist, aber die Liebe zu seinem Lande trieb ihn zur historischen Schriftstellerei. Wie wenig er indes dazu befähigt war, zeigte sein Buch: „Die ältesten Nachrichten von den Bewohnern des linken Rheinufers“ (Köln 1829). Ihm schadet ganz besonders die Nichtbeachtung der deutschen historischen Literatur, die Sucht nach Hypothesen, das lächerliche Etymologisiren und die übertriebene Begierde, Alles so glänzend und außerordentlich als nur möglich erscheinen zu lassen. Und grade der Lesern bedarf ja das Rheinland mit seinen großartigen Erinnerungen aus der römischen und mittelalterlichen Zeit, mit seinem klassischen Boden, mit seinen Städten, Burgen und Klöstern von anerkannter historischer Wichtigkeit um wenigsten. Der Geschichtsschreiber hat hier einen höchst dankbaren Boden, wenn er es nur versteht, ihn zu bearbeiten. Dazu hat Hüllmann allerdings Hoffnungen erweckt, aber ihre Erfüllung scheint man kaum hoffen zu dürfen. Unter den neueren Bereicherungen der rheinischen historischen Literatur ist der Abriß der Geschichte Kölns in K. G. Jacob's *) Schrift: „Köln und Bonn“ (Köln 1828), mit Liebe zur Sache und quellenmäßiger Genauigkeit gearbeitet; die Beschreibung des Moseltales zwischen Koblenz und Konz von verstorbenen J. K. Klein (Abth. J. Koblenz 1831) ist nach Stork's „Darstellungen aus dem preussischen Rhein- und Mosellande“ ein schätzenswerther Beitrag zur Topographie dieser Gegend und hat bei uns den Wunsch nach ähnlichen Beschreibungen um so lebhafter erweckt; aber besonders wichtig sind die zwei bis jetzt erschienenen Hefte von H. Jos. Eacomdler's „Archiv für die Geschichte des Niederrheins“. Wenn nur dies verdienstliche Unternehmen recht gründlich und allseitig unterstützt wird! In Westfalen, namentlich an wichtigen Urkunden (wie erinneren nur an das durch Fuchs trefflich geordnete Archiv zu Köln) fehlt es nicht, und für ein so vaterländisches Unternehmen werden ja die Archive wol gern ihre Schätze öffnen.

Rec. glaubte diese Andeutungen voranzuführen zu müssen, um sein warmes Interesse an einem solchen Unternehmen, wie es der obengenannte Klein beabsichtigte und wie es vom Hrn. von Mering begonnen ist, zu bekräftigen. Wir wenden uns nun zu dem Buche selbst. Die in ihm beschriebenen Burgen sind: Drachenfels, Rheineck, Godesberg, das Schloß Brühl, die Ritterstube Schallmaur, Krell und Sütz, die Abtei Altenberge (alle im Regierungsbezirk Köln), Hammerstein (im Regierungsbezirk Koblenz) und die Neuburgen in den Rheinlanden (im Regierungsbezirk Aachen). Vorher geht eine sehr curiose Einleitung über den Adel. Hier hätte man wol Notizen über den rheinländischen Adel, dem ja Hr. v. Mering selbst angehört, zu finden erwartet, und die Geschichte mancher bedeutender Familien, namentlich des gesammten Adels unter der französischen Herrschaft und die Wiederherstellung mancher aus dem linken Rheinufer erloschenen Einrichtungen würde ein interessantes Bild des Conſt und Jetzt gegeben haben. Aber solche Erörterungen sucht man hier vergebens. In einer sehr vorwornenen Darstellung spricht der Verf. über die Entstehung des Adels (Adel kommt von

*) Es wird der Verf. dieser Schrift in Bed's „Allgem. Repertor.“, 1829. I. 1. S. 30, genannt.

„Adel“ her), über Grafen und Pfalzgrafen, Bischöfe, Äbte mit Rittern, worauf er dann die bekannte Geschichte von Gaudius Barbe und Bahmann von Sattelfeld erzählt, und von Rittergeſellen, von der Galanterie und von irrenden Rittersprachen spricht, deren Mittagsmahl oft ein im Waſſe geschloſſenes Kaninchen war, das sie bios aufbrachten, abkneteten und mit Salz beſerzt roh verzehrten“ (S. 15). Dann kommt Hr. von Mering wieder auf die Edele des Rheinlandes, auf den alten Adel in den Domstiftern, auf ein altes Wappentuch im Besiße eines schliſſischen Kunstfreundes und zuletzt mit wenigen Worten auf die Stadtverfassung des Erzstifts Köln. Im Schluſſe macht der Verf. den Forderung der französischen Regierung und urtheilt, daß das Allgemeine am Rheine durch Aufhebung der Feudalität sehr gewonnen habe. Diese an sich schon sehr warme Beurteilung erscheint im Munde eines Adligen noch weit unparteiischer. (Der Beschlus folgt.)

Literarische Notizen.

Bom 25. Novembes vor. J. an erscheint in Paris in wd. Genthischen Eiferungen zu sechs Bänden: „Encyclopédie pittoresque de la musique“, herausgegeben von Adolp Lebou und Henri Bertini. Sie soll enthalten die Geschichte der Kunst bei den Alten und den Neuern, Beschreibung aller merkwürdigen musikalischen Instrumente, Biographien und Bildnisse berühmter Tonkünstler, Erklärung der besten Unterrichtsmethoden, Musikstücke, besonders ungedruckter großer Meister und Auswähl der besten Kirchenmusikstücke, Rationneletheorien aller Völker mit Text und Uebersetzungen, Beschreibung von Feststängen mit Musik, Langtönen und Sokumen, kritische Artikel über Musikalien aus allen Zeitaltern und zum Schluß ein historisches Wörterbuch der Kunst und der Tonkünstler. Das Ganze ist auf fünf Bände in 4. berechnet.

Von Nepomucène Lemercier, Verfasser des Schauspiels: „Agamemnon“, ist ein Roman: „Aminte ou le mariage sacrilège“, erschienen, der in der großen Welt während des Kaiserreichs und der Restauration spielt.

Alphonse Brot, bekannt durch einige mit Beifall aufgenommene Romane, z. B.: „Entre onze heures et minuit“, „Ainsi soit-il“, hat vor Kurzem einen neuen Roman herausgegeben: „Priez pour elle“, der sich durch dramatische Lebendigkeit empfiehlt.

Von Eugène Sue ist ein neuer Roman erschienen: „La vie de Koatven, histoire de 1790“, in vier Bänden. Edgar Quinet hat die Legende vom ewigen Juden unter dem Titel: „Ahasverus, ou le juif errant“, bearbeitet.

Hippolyt Kuger, der dem Studium der Schriften Machiavelli's und seiner Zeit ein sorgfältiges Studium gewidmet hat, ist jetzt mit einem Werke hervorgetreten, welches das Interesse eines Romans mit ansehenden historischen Darstellungen verbindet: „Le Prince de Macchiavel, ou la Romagne en 1502“, zwei Bände.

Gay's Nachlaß ist von seinem Schwiegerohn Charles Comte herausgegeben worden unter dem Titel: „Mélanges et correspondance d'économie politique“ (Paris 1833). Besonders interessant ist Gay's Correspondenz mit den ausgezeichnetsten Staatswirtschaftslehren unserer Zeit.

Der Gerichtsrath J. B. de Bangeilles zu Orleans hat in Paris bei Courault eine „Histoire de la vie et des ouvrages de François Bacon, baron de Verulam“ in zwei Bänden herausgegeben und Uebersetzungen einiger Schriften Bacon's hinzugefügt.

Blätter

für

Literarische Unterhaltung.

Donnerstag,

Nr. 2.

2. Januar 1834.

Briefwechsel zwischen Göthe und Zelter in den Jahren 1796 bis 1832. Herausgegeben von F. W. Meiner. Erster und zweiter Theil.

(Fortsetzung aus Nr. 1.)

Der Verf. dieser Anzeige hat nie das Glück gehabt, mit einem Dichter, d. h. mit einem wahren, in näherem Verhältnisse zu stehen; aber wol hat er gefunden, daß, während jugendlich-keusche Freunde der Poesie häufig und oft unbedonnen ihr Herz über Gegenstände aus ihrem Gebiete ausschütten und selbst an kalten, bloß verständigen Menschen für sie zu Rittern wurden, eher, geistvolle Kritiker selten über Das sprechen, was ihnen heilig und theuer war, was ihren Geist auf das lebhafteste beschäftigte. Sollte dies nicht in noch höhern Grade bei dem Dichter der Fall sein?

Oft wird man dagegen finden, daß der in den höhern Regionen lebende Dichter sich gern an lebensfrohe, kräftige, tätige Menschen anschließt, selbst wenn die Beschäftigung derselben der eignen wenig verwandt sein sollte, lebhafter natürlich, wenn Das, was sie treiben, eine Verwandtschaft mit ihrem Thun hat. Der wahre Dichter erkennt vor Andern den Werth des Lebens; wenn ihn Das, was man gewöhnlich Leben nennt, dieser gedrückt, verkümmert, durch Conventienz, Affectation, Heuchelei verhämmert Zustand, anfeilt, dann ist er erfreut, einem echten Leben, das auf wahrer menschlicher Kraft ruht, zu begegnen. Selbst als Mensch sich fühlend, schließt er sich gern an einen echten Menschen an; und wenn er Das, was ihm das Heiligste und Liebste, in stiller Brust nahez und pflügt, so ist ihm, der alle menschlichen Zustände kennt, und dessen Herz offen ist für jedes Gefühl, das menschliche Wesen erzeugen, ein Grund notwendig, der sich auf seiner Seite eines klaren Blickes erfreut, der wichtig ist in seinem Fach, unermüdet in demselben wirkt, der mit Menschen kräftig verkehrt und auf der bewegten Woge des Lebens wägen und ruhig sein Schiffelein weitertreiben läßt. Ein solcher Mensch war Zelter.

Das erste, was beide Freunde mit einander verband, war, wie sich erwarten ließ, die Kunst. Denn dem kirchlichen Dichter, einem solchen wie Göthe, war ein Tonkünstler unentbehrlich, der ihm seine Lieder, als Producte, auf den Gesang berechnet, entgegenbrächte; und so wird der Briefwechsel durch Mittheilungen über Lieder des

Dichters, die der Tonkünstler componirt, eröffnet. Aber wir getrauen uns zu behaupten, daß die Natur, die Lich- tigkeit, die in Zelter, abgesehen von dem Musiker, war, eigentlich das Band wurde, welches die beiden Freunde so unauflöslich aneinander fesselte. Es mag seltsam erscheinen, wenn ein Leser nach Stellen in den frühern Briefen Zelter's forscht, die Göthen einen hohen Begriff von dem Manne eingestößt haben möchten; doch konnte der. dieser Lust nicht widerstehen, und da fiel ihm bald eine Aensperung ins Auge, die grade in ihrer Dürchheit Göthen besonders zusagen mußte; sie steht Bd. I, S. 105:

Ich selbst bin nicht sehr gewesen und habe einige Sachen gemacht, die länger leben werden als ich; aber die Leute kommen und gehen (es ist von der berühmten Singakademie, die Z. regierte, die Rede), und selten ist einer darunter, der des Willkommen's werth ist; ja, sie würden darüber raisonniren, wenn sie's nicht umsonst hätten und ich ihnen nicht wie ein Zerfel auf dem Dache säße. Und das ist die einzige weltliche Satisfaction, die ich von der Sache habe, daß mir Keiner mühen darf, indem sie dem Totaleindrucke nicht widerstehen und auch nicht begreifen können, wie ich's mache, indem sie Alles wissen, nur nicht wie man etwas macht.

Nimmt man dazu, was Zelter früher klagend sagt (S. 79): „Das Glück schweift frei umher, und der gefesselte Mensch kann's nicht erreichen und haben. Bei uns ist die Bescheidenheit das Höchste, was von einem Künstler gefordert wird; als wenn eine solche Forderung nicht an sich selbst die höchste Arroganz wäre! Und darüber vergeht die schönste Zeit“, indem er doch überall bezeugt, daß er der Mann war, Zeit und Glück zu ergreifen; nimmt man ferner dazu den Jubel Zelter's (S. 82): „Jeder Nerv meines Geistes fängt erst jetzt an, sich nach und nach loszumachen von den Bindern und Schlingen, die Zufall und Gehorsam ihm angelegt hatten; und nun, da ich immer verständiger und zahlreicher werden sollte, fühle ich mich wie ein junges Pferd, das zum ersten Mal seine Freiheit ahnet“, dann wird es einem klar, wie grade-diese Natur einen Geist und Sinn wie Göthe's anziehen mußte. Daß sie ihn nicht nur anzog, daß Göthe sie bald mit voller Liebe umfaßte, das erscheint uns natürlich. In einem der frühesten Briefe von demselben lesen wir (S. 36): „Die Hoffnung, Sie bald wiederzusehen, ist gering, und doch ist mein Wunsch, daß immer ein Faden zwischen uns fortgesponnen werde“; worauf Zelter erwidert (S. 40):

D es wird ein Faden bleiben, den keine Paare gesponnen

und keine zerschneiden wie! Mein Herz kennt nur Eine Liebe, die das Ganze umfaßt, überall gern eingeht und noch niemals ungekürzt heimgelebet ist. Es ist die Liebe zur Kunst, die nichts Unreines leidet und jedes Einzelne fein läßt, was es kann; es ist die Liebe zu Ihrem Genius, mein hochgeliebter Freund, der ewig war und immer sein wird, und sich niemals verändert, auch nicht in seiner Bergeßerung und Berewigung; es ist die Liebe, die nichts fürchtet und wie ein Faden Leben an Leben zieht.

Und so ist des tüchtigen, deren Zelter's Ton oft der, mit dem ein Jüngling zu seiner Geliebten spricht; und Göthe wird der Freund zur „Sonne, von der er Erwärmung und Erleuchtung begehrt“ (Bd. I, S. 433).

Wie oft ist Göthe wegen Kälte, wegen eines verschlossenen, egoistischen Charakters angeklagt worden! Der Neid, die Beschränktheit, die entweder das Große nicht erkennt, oder dem wahrhaft Großen gegenüber sich selbst vernichtet fühlt, sie haben auch nach seinem Hinscheiden nicht geschwiegen; und was Göthe's trefflicher Freund, der Kanzler von Müller, in einer Rede über Göthe in Hinsicht auf dessen ethische Eigenthümlichkeit gesagt hat, ist Vielen als ein Leichenfermon vorgekommen, bei dem man es mit der Wahrheit so genau nicht nimmt. Man lese die Briefe von und an Zelter, und man wird die reichsten, wahrhaftesten Zeugnisse zu Dem bekommen, was in jener Rede gesagt ist. Sie überheben den Verehrer Göthe's jeder Bemühung, ihn in einem bessern und schönern Lichte erscheinen zu lassen, als in welchem er in dem Verede oder Geschreibe der Mistbollenen und Beschränkten erscheint. Auch deshalb sind sie den wahren Verehrern des Dichters höchst willkommen; denn grade diese, wie widerwärtig ihnen auch ein solches Bewußt ist, sind am wenigsten geneigt, als Advocaten desselben aufzutreten. Auch liegt für den Verständigen etwas Widersinniges in der Trennung des Sittlichen vom Künstlerischen, denn dieser erkennt, was Göthe in Bezug auf seinen Freund so schön sagt (Bd. I, S. x): „daß die sittliche Bildung mit der ästhetischen nahe verwandt ist, ja ihr verkörpert; daß eine ohne die andere zu wechselseitiger Vollkommenheit nicht gedacht werden kann“. Trefflich hat der Herausgeber des „Briefwechsels“, Herr Hofrath Niemmer, in dem Vorberichte das sittliche Verhältniß der beiden Freunde zu einander dargestellt und die Gesichtspunkte hervorgehoben, aus denen der Leser das Buch zu betrachten hat. Aus ihm sehen wir auch, wie es Göthe's Wille war, daß die Briefe dem Publicum übergeben werden sollten: „indem das Verhältniß beider Freunde von 1800 an sich durch alle Lebensereignisse durchschlinge, so daß er es zu einem ewigen Zeugniß wünsche erscheinen zu lassen in reiner Steigerung, deren Wahrheit sich nur durch das vollkommenste Dergewiß zu erkennen gebe“. Göthe selbst übertrug die Redaction des „Briefwechsels“ seinem Freunde Niemmer und wollte nur, „daß alles Auffallende und Beleidigende gestiftet werde, ohne daß dadurch der Verdacht und Tüchtigkeit Eintrag geschehe“ (S. xxvii). Sehr am rechten Orte macht der Herausgeber darauf aufmerksam, daß grade die vertrautesten Freunde Göthe's ihn nicht lange überleben, seinen Verlust nicht ertragen konnten:

Göthe starb am 22. März 1832, Zelter folgte ihm am 15. Mai, H. Meyer am 11. October.

Verfolgen wir nun eine nur kurze Reihe der zahlreichen Briefe, die uns durch 36 Jahre führen, und an Wenigem zu zeigen, welche Mannichfaltigkeit sich hier findet. Ein Brief Zelter's an Mad. Unger, worin Jener bittet, ein Heft seiner neuesten Lieder Göthen zu übersenden, macht den Anfang. Sie erledigt sich des Auftrags, und Göthe erwidert dankbar und erfreut durch die Sendung und schließt mit den Worten: „Glauben Sie, daß ich den Antheil zu schätzen weiß, den gute und gebildete Seelen an mir und an den Arbeiten nehmen, durch die ich einen Theil meiner Existenz auch entferten, wie unbekanntem Gemüthern nahebringen kann“ (S. 5). Der nächste Brief ist von Zelter an Göthe selbst gerichtet, aber erst drei Jahre nach jenem geschrieben. Er gibt Nachricht von des Tonkünstlers Bemühungen um einige Lieder Göthe's in Schiller's „Musicalmanach“. Durch ihn kommt der eigentliche Briefwechsel in Gang; und wenn wir Göthe's Antwort lesen, so ahnen wir schon, daß derselbe ein gründlicher werden und welcher Geist ihn beselen werde. „Es ist“, sagt Göthe, „das Schöne einer thätigen Theilnahme, daß sie wieder hervorbringend ist; denn wenn meine Lieder Sie zu Melodien veranlassen, so kann ich wohl sagen, daß Ihre Melodien mich zu manchem Liede aufgeweckt haben“ (S. 7). Im J. 1801 sendet Zelter Göthen die Biographie, in der er seinem verehrten Lehrer Fasch ein so würdiges Denkmal gestiftet; des Freundes Antwort lehrt, aus welchem Geiste die Manchem so bitter scheinende Kritik auf den damaligen „Nerotholog“ geflossen ist. Der neunte Brief, im J. 1802 geschrieben, nachdem das Verhältniß zwischen beiden Freunden durch einen Besuch Zelter's in Weimar sich gekräftigt hatte, sagt uns, mit welcher Liebe Göthe für junge Leute sorgte, die sich ihm durch natürliche Anlage und Tüchtigkeit, sei es in welchem Fache es wolle, empfahlen. Es ist von einem jungen Zimmergesellen die Rede, den er nach Berlin fördert und dem Freunde empfiehlt. Die Waise, wie Zelter, der tüchtige Meister in der Maurerkunst, diese Empfehlung aufnimmt, dann den Jüngling selbst, wie er diesen in sein Haus zieht, mit Rath und That ihm zur Hand geht, wie er über dessen Sittlichkeit wacht, mußte Göthen erfreuen; er mußte immer mehr einsehen, mit welchem Manne er zu thun habe. In mehreren Briefen ist von jenem jungen Manne die Rede. Notigen über Theater und Kunst, die Zelter dem Freunde gibt, sind in dieselben eingestreut. Ueberall gibt sich ein sicheres, wohlwollendes, gemäßigtes Urtheil kund. So in dem über „Hercules' Tod“ von Richardt, der in Berlin mit Kälte aufgenommen wurde. Dies empört Zelter, der eben nicht mit jenem Künstler harmoniren konnte; und heftig klagt er über die Laune, den Hochmuth, die Ignoranz, mit der kunstreiche und fleißige Werke auf eine schändliche und petulante Art weggeschwefelt werden, worunter die Kunst nur leiden könne. (S. 25). Wenn nun Göthe die Tüchtigkeit des Freundes, auch die sittliche, immer mehr einleuchten mußte, so wird dieser immer zu-

traulich; er läßt den Freund in seine häßlichen Vorhellenisse und Sorgen blicken. Ein Entschloßener, den er herzlich liebt, macht ihm Bedenken; er bittet Götthe, an jenen Zimmergesellen, der indes ein Freund des Stiefsohns geworden, einige ernstliche Worte zu richten, damit dieser, ein leidenschaftlicher Verehrer des Dichters, dadurch erbauet und zum Guten ermahnet werde. Götthe lehnt dieses Ansuchen ab, was jene Miswollenden in ihrer Art deuten werden. Anders Zelter. Er erkennt das Gewicht der Gründe, die ihm der Freund mittheilt (S. 34), und erwidert: „Die Wahrheit ist so natürlich und liegt so nahe, daß man glauben sollte, man dürfe nur die Augen aufmachen, um sie zu sehen. Ihre edeln Worte sollen auf keinen unfruchtbaren Boden gefallen sein, und ich habe aufs neue recht tief empfunden, was man Alles von Ihnen lernen kann.“

Die Freunde sind sich indes unentbehrlich geworden; die briefliche Mittheilung, wie großen Genuß Beide in ihr finden, genügt nicht mehr; sie müssen sich von Zeit zu Zeit sehen. Zelter athmet in Weimar eine reinere und freiere Lebensluft, und die Sonne scheint ihm dort heller; Götthe, der so gern von Andern lernte und das Wissen anderer in ihrem Fache ausgezeichneten Männer so gern zu seinem Eigenthum machte, kann den Freund, den er überdies so innig liebt, nicht oft genug bei sich sehen, um von ihm über diesen und jenen Punkt der Musik belehrt zu werden. Im Anfang des J. 1803 ist er mit einer Reorganisation der weimarischen Oper beschäftigt; er ist sehr betrübt, da Zelter nicht zu ihm kommen, nicht unter das gastliche Dach treten, das trauliche, bequeme Sträbchen nicht begreifen kann, das ihn schon einmal beherbergte; er erbietet sich, die Kosten der Hin- und Herreise zu erstatten (S. 51), und wird durch sein dringendes Bitten endlich des so sehnlich Gewünschten theilhaftig. Es folgen Mittheilungen von Seiten Zelter's über die eben vollendete „Naturliche Tochter“ und die „Braut von Messina“; und letztere wird Anlaß zu einer höchst interessanten Mittheilung über den griechischen Chor in der Tragödie, dessen Wesen Zelter nicht klar war (S. 68—70). Götthe ist unerwundlich; die Bedeutung desselben, besonders in Hinsicht auf die Musik, zu entwickeln, und er bedient sich dabei einer trefflichen praktischen Methode. Wie herrlich ist die Art, mit der in der Charwoche in katholischen Kirchen die Leidensgeschichte abgefunen wird, zu Erläuterung des die Freunde beschäftigenden Gegenstandes angewandt! (S. 71) Der „Benvenuto Cellini“ war recht ein Buch für Zelter, der sich auch wol durch eine so drangvolle Zeit glücklich durchgeschlagen hätte wie der Florentiner. Eine Herzensergießung über dieses Buch lesen wir im 28. Briefe. Sehr interessant ist dann die Verhandlung über eine Schrift Zelter's über den Zustand des Kunstwesens, besonders des musikalischen, im preussischen Staate, die dem Minister Hardenberg, als Curator der königl. Academie der Künste, eingereicht ward (S. 103 fg.), der auch Schiller zu einem Briefe an Zelter veranlaßte (S. 119). Man sieht hier so recht, wie es den drei Freunden um das Gute, Nützliche, Große zu thun war, wie sie, recht im Gegen-

satz gegen die Enthusiasten und Schwärmer, mit Verstand und Klugheit die Mittel wählen, durch die man in der Welt und auf Menschen wirkt. Bei dieser Gelegenheit lesen wir in einem Briefe Götthe's die bedeutenden Worte: „Die Menschen haben gewöhnlich nur den Begriff von Neben- und Nizeinander, nicht das Gefühl von Ja- und Durcheinander; denn man begreift nur, was man selbst machen kann. Weil in der Erfahrung Alles zerstückelt erscheint, so glaubt man das Höchste auch aus Stücken zusammensetzen zu können“ (S. 107). Um diese Zeit war Götthe sehr beschäftigt, die bedrohte „Allgem. Lit.-Zeitung“ für Jena zu erhalten, wofür wir ausführlicheres in den „Tage- und Jahresschriften“ lesen. Zelter greift, auf einen Wink, freudig ein; wie er denn immer bereit ist, den Wünschen des Freundes zu genügen. So wirkt er mit Lust für die neue Gestalt der „Götze von Verlichingen“. Ein paar der interessantesten Briefe sind die, wo Zelter von einem Gemälde der berliner Kunstausstellung, einer Höllenfahrt des Judas Ischarioth, mit einer Art von Erbauung spricht, Götthe dagegen, der damals schon das Unwesen witterte, was die „neu-deutsch-religiös-patriotische Kunst“ bald treiben sollte, durch eine symbolische Zeichnung und eine Schilderung des alten Bildes Meles und Keitheit's aus Philostrat auf des Freundes Herzensergießung antwortet. Dieser merkt sofort, daß er auf einem faulen Pferde war; er läßt sich indes nicht ansetzen, und nimmt mit dem besten Humor des Freundes, freilich sehr freundliche, Winke auf (S. 147—155). Auch Götthe mußte sich über die schließliche Bemerkung Zelter's freuen: „Man sieht so recht, wie die Idee des Göttlichen allein das innere Leben aller alten Kunst hat sein sollen, und wie ohne dieses Medium das ganze Kunstwesen eine eitle, selbige und un dankbare Beschäftigung für vernünftige Wesen ist.“ Auch hat Zelter gewiß begriffen, was Götthe mit den Worten des nächsten Briefes will: „In dem Verzeichniß der berliner Ausstellung findet sich manche Seite, ja manches Blatt, worauf geschrieben steht, was auf dem Gemälde nicht zu sehen ist, ja nicht zu sehen sein kann.“

(Der Beschluß folgt.)

Geschichte der Burgen, Rittergüter, Abteien und Klöster in den Rheinlanden und den Provinzen Jülich, Kieve, Berg und Westfalen, von F. C. von Merling. I. Heft.

(Beschluß aus Nr. 1.)

Was nun die Geschichte der Burgen selbst betrifft, so glaubt Rec. nicht, daß Diejenigen, welche sich mit der Geschichte des Rheinlandes beschäftigt haben, etwas Neues oder besonders Wissenswertes in derselben finden würden. Die aber, welche die Burgen noch gar nicht kennen, dürften sich sehr dankbar befinden, wenn sie die ersten Seiten einer Beschreibung zu lesen, die weder den Reiz alterthümlicher Sagen hat, noch durch eine frische und lebendige Schilderung der Localitäten den Leser anlocken kann. Ueberhaupt erklärt sich Hr. v. Merling auf S. 89 gegen die Sagen, und meint bei den Sagen von Roland's Tod, daß dem ernstlichen Geschichtschreiber solche Romanenmärchen anstehen, die aus einer Reisebeschreibung in die andere übertragen werden. Dafür erzählt er aber gern abgeschmackte Märchen aus Charivari von Husterbach, wie S. 72, 84 u. a. D., will auch mitunter

plankt erscheinen, wie bei der Erwähnung des Karlsruher Scherbard und der Gräfin Agnes von Mansfeld (S. 73), oder überhaupt, man er den „preiswürdigen Wein“ in der Weinlese zum tooten Juden bei Köln lobt (S. 113), oder meint, daß „man sich in den Schluchten des Gabelberges verirren könnte, wenn man keinen Führer bei sich hätte“ (S. 116). Kurz, das Ganze ist ein buntes Gemisch von allerschand Nöthen, geographischen, mythologischen, topographischen, statistischen und historischen Inhalts, wie sie wol ein mit Amtsgeschäften nicht sehr beladener Mann niederschreiben pflegt, oder sich von guten Freunden (Hr. v. Merling nennt auch einige derselben) erzählen läßt. Einen recht deutlichen Begriff dazu gibt der Abschnitt über die Ikenburgen. Daher ist auch der Ausdruck sehr ungleich geordnet: außer den Ikonismen des gemeinen kölnischen Dialects, wie „bönnisch“, „Büchel“ und „Nachhaber“, hat bönnisch, Büchel und Nachhaber, finden sich oft unechte Ausdrücke, wie S. 6: „die Erbseigenen liebten dem Grund und Hoben an“, S. 9: „das Hausrecht wankte in sich selbst seinem Grabe zu“, oder Stellen wie S. 57: „faun glaubhaft darf es scheinen, wie die Zeit, wenngleich allenthalben mit Baumwärdern den Erdkreis in seiner nördlichen Zone erfüllend, es nur möglich denken konnte, auch hier große Kirchengebäude (das Kloster Altenberge) in einer Gebirgsgegend auf einem ungeheuren Grundplan aufzuführen, zu dem ein jeder Wein aus weitenweiter Ferne durch fast unerreichbare Zugänge mußte beigebracht werden.“ In dieser Ungleichheit im Styl gebt es auch, daß ein großer Theil der Beschreibung von Godesberg, S. 84—87, ganz wörtlich aus der Schilderung dieses Ortes in der angeführten Schrift: „Köln und Bonn“, S. 285—287 und S. 293 fg., abgeschrieben ist, ohne dieselbe nur einmal zu nennen. Konnte denn Hr. v. Merling sein Godesberg, das er S. 78 „eine der merkwürdigsten Ruinen am Rhein“ nennt, die „ein Mittelpunkt zwischen Norden und Süden geworden ist“, nicht selbst beschreiben?

Wir bemerken zum Schluß nur noch einige Unrichtigkeiten. S. 77 wird, wie gewöhnlich und auch nach Bogt („Rheinische Geschichte“, III, 227), erzählt, daß Erzbischof Engelbert II. nach seiner Befangnahme durch den Grafen von Jülich in einen Käfig gesteckt und an den Mauern der Burg Kibekra, so oft als es dem Grafen gefiel, dem Gespötte des Volkes ausgelegt gewesen sei. Wir hätten gemünscht, das Urtheil des Verf. über die von Jacob a. a. D., S. 38, geäußerte Meinung zu hören, der unter diesem Käfig ein Stützwerk versteht, wie es sich noch jetzt in manchen oberdeutschen Städten findet, durch welches man unmittelbar mit der Straße in Verbindung kommt. Obige erwähnt eines solchen Geräths im Anfange von „Wahrheit und Dichtung“, und vergleicht es mit einem Vogelbauer, womit auch die kölnische Chronik in dieser Stelle (S. 232) den Käfig vergleicht. Sonst war freilich eine solche Vorberei dem Mittelalter nicht fremd. Denn wenn schon die Falschheit der Erzählung von dem eisernen Käfig, in dem Bajazeth von Timur gefangen gehalten wurde, durch Hammer („Geschichte des osmanischen Reichs“, I, 316—321) hinlänglich ertulien ist, so finden sich doch in der Regierungsge- schichte Ludwig XI. von Frankreich Beispiele einer solchen Barbarei, auch lesen wir in M. J. Schmidt's deutscher Geschichte (X, 177) von einem Grafen von Regenstern im Käfig zu Duedlin- burg, und Otto IV. von Brandenburg ward 1278 vom Erzbischof Günther von Magdeburg in einen Käfig von biden Bohlen gesperrt (Stenul's „Preuß. Gesch.“, I, 62). S. 79 hätte Hr. v. Merling nicht zweifeln sollen, ob der auf dem Godesberg ge- fundene Notenstein im Museum der rheinisch-westfälischen Alter- thümer zu Bonn sei. Die von den Archäologen verschrieben ge- deutete Inschrift konnte er in Derül's „Collect. Inscr. Lat.“, Th. I, S. 577 finden. S. 111, bei Gelegenheit der Ermordung des Erzbischofs Engelbert I., durch den Grafen Friedrich von Ikenburg am 7. November 1225, dürfte nicht unbemerkt bleiben, daß die westfälischen und märkischen Schriftsteller von den rheinischen bedeutend abweichen und den Grafen in Schy nehmen. Die auf S. 115 mitgetheilte Urkunde ist, was Hr. v. Merling

nicht wußte, bereits im Wochenblatte für den Kreis Bonn, 1829, Nr. 23, abgedruckt. S. 114 wird auch der Verkauf von Freimauern erwähnt, die am 24. Juni 1535 zu Köln unter dem Vorlage des Erzbischofs Hermann gehalten worden ist. Unter dem Unterschriften dieser Urkunde steht auch der Name Philipp Melancthon's, nach Frn. v. Merling mit dem Besatze „von Danzig“. Dieser Zusatz ist auffallend und hätte wol einer Erläuterung bedurft, wenn er wirklich da stünde. Aber die Echtheit dieser Urkunde ist ja neuerdings mehrfach angefochten (m. l. den „Hesperus“, 1827, Nr. 127 und 227) und zuletzt von Breßneider im Intell. Blatte zur „Allgem. Lit.-Zeit.“, 1829, Nr. 68, in einer solchen Art zur Sprache gebracht worden, daß man bei dem gänzlichen Schweigen aller historischen Zeugnisse wol zweifeln kann, ob Melancthon wirklich an jenem Tage in Köln gewesen sei. Endlich ist S. 81 der Ausdruck „die kölnische Chronik von Ködhoff“ ungenau. Ein Kölner hätte sich so nicht ausdrücken sollen. Die Chronik ward nämlich im J. 1499 zusammengetragen und bei Joh. Ködhoff gedruckt, nicht aber von ihm verfaßt, wie man aus Frn. v. Merling's Anführung schlie- ßen könnte.

Rec. hat sich vielleicht über dieses Buch weitläufiger aus- gesprochen, als es nöthig gewesen wäre. Da jedoch Hr. v. Me- ring so viel auf dem Titel verspricht, so glaubten wir uns auch nicht ganz kurz fassen zu dürfen. Der Gedanke seines Unterneh- mens war gut und loblich, aber grobe da die Kriegengegend der Gegenstand desselben ist, die Jedem, der sie gesehen oder in ihre gelebt hat, eine Fülle angenehmer Erinnerungen bietet und an der jeder Deutsche, wie an einem theuer erkaufte Eigenthum, ein Anrecht zu haben glaubt, so mußten wir auch unser Urtheil über die Schrift gedrigt begründen; daß dasselbe für Frn. v. Merling ungenüßig ausgefallen ist, das hat, wie wiederholen wir- dere obigen Worte, lediglich darin seinen Grund, daß er sich seine Arbeit so außerordentlich leicht gemacht hat. 14.

Literarische Nachricht.

Das „Bulletin universel des sciences et des arts“, von Baron von Ferrucci herausgegeben, ist durch Ungunst äußerer Verhältnisse seit einiger Zeit nicht mehr erschienen. Allen Den- ken, die sich für dieses schätzbare Unternehmen interessieren, wird die Nachricht willkommen sein, daß dasselbe von Neuem begon- nen und ohne Unterbrechung fortgesetzt werden soll. 43.

Literarische Anzeige.

Allgemeine Encyclopädie der Wis- senschaften und Künste von Ersch und Gruber.

Es ist wieder von jeder der drei Sectionen, in denen dieses Werk erscheint, ein Theil fertig geworden (Theil 24 der ersten, Theil 10 der zweiten, Theil 4 der drit- ten Section) und an alle Buchhandlungen und Subscriben- ten versandt. *Den frühern Abonementen, denen eine Reihe von Bänden fehlt, und Denjenigen, die als Abonementen auf das ganze Werk neu eintreten wollen, werden die bil- ligsten Bedingungen gestellt.*

Dieses grosse Nationalwerk schreitet so schnell vor, als es die Sorge für die Gedeihenheit des Inhalts gestattet, jährlich werden vier bis fünf Theile geliefert und ein Pro- spectus, der in allen Buchhandlungen gratis zu erhalten ist, gibt ausführliche Nachricht von der innern Einrichtung desselben.

Leipzig, im Januar 1834.

F. A. Brockhaus.

literarische Unterhaltung.

Freitag,

— Nr. 3. —

3. Januar 1834.

Briefwechsel zwischen Göthe und Zelter in den Jahren 1796 bis 1832. Herausgegeben von F. W. Meier. Erster und zweiter Theil.

(Bechluss aus Nr. 2.)

Wir brechen hier die Mittheilungen der Einzelheiten aus den Briefen ab; der zuletzt angeführte ist vom December des J. 1804, der 58. in der Reihe. Man wird zur Genüge aus dem Angeführten erkennen, wie reichhaltig, wie mannichfaltigen Inhalts diese Briefe sind, deren Zahl von Jahr zu Jahr zunimmt. Auch in Hinsicht auf bedeutende Personen, deren in ihnen gedacht wird, sind sie dies; abgesehen von minder bedeutenden kommen in den erwähnten Briefen die Namen Marra, von Staël, Fichte, Wolf, Joh. von Müller, Schiller, Iffland vor, und oft ist es Interessantes und Charakteristisches, was von ihnen berichtet wird. Wie rührend ist in einem etwas spätern Briefe (vom 1. Juni 1805) die Aeußerung Göthe's über Schiller's Hinscheiden: „Seit der Zeit, daß ich Ihnen nicht geschrieben habe, sind mir wenige gute Tage geworden. Ich dachte mich selbst zu verlieren (Göthe kränkte in dieser Zeit viel), und verliere nun einen Freund, und in demselben die Hälfte meines Daseins.“

Wenn wir auch unter den merkwürdigen geistigen Gegenständen auf sehr materielle, auf mächtige Rügen, Prechte und Schnupftaback stoßen, so irrt uns dies nicht; vielmehr geben diese Dinge dem Ganzen erst recht das Ansehen der Wahrheit und Natürlichkeit, und wir stimmen vollkommen dem Herausgeber bei, wenn er (S. xxxiii) sagt:

Den häuslichen und gesellschaftlichen Gewohnheiten, physischen und geistigen Eigenheiten und Bedürfnissen berühmter Personen forschet ein Jeder, der Antheil an ihnen nimmt, schon bei ihren Lebzeiten nach, um sich von der natürlichen und menschlichen Seite ihnen verwantter zu fühlen. Warum sollte nicht ein biographischer Briefwechsel ein Gleiches oder Aehnliches bemerklich machen dürfen!

Wir möchten um Alles nicht den Spaniol in den Briefen missen, über den der gute Zelter eine so herzliche Freude hat. Diese ausführliche an Göthe gerichtete Beschwörung; damit er einen neuen Vorrath des köstlichen Besens sende (S. 125), die Verschämtheit, womit diese Bitte vorgebracht wird, der Dank an die Herzogin, die den unvergleichlichen Spaniol spendet (S. 146) — dies Alles ist gar zu naiv und charakteristisch, wie Göthe's Wort (S. 54): „Füllen Sie damit die Dose, und ge-

denken manchmal meiner Liebe und Verehrung, wenn Sie allein oder in guter Gesellschaft eine Prise nehmen. Das ist ja immer ein behaglicher Moment.“

Wenn Göthe's Wort („Kunst und Alterthum“, V, 2, S. 178): „Das Vorzüglichste, was wir durch Mittheilung älterer Urlese gewinnen, ist: uns in einen frühern, vorübergegangenen, nicht wiederkehrenden Zustand unmittelbar verlegt zu sehen. Hier ist nicht Relation noch Erzählung, nicht schon durchgedachter und durchgemeinter Worttrag; wir gewinnen eine klare Anschauung jener Gegenwart, wir lassen auf uns einwirken wie von Person zu Person“ — wenn dieses Wort seine besondere Anwendung auf den Briefwechsel mit Schiller hat, so paßt es doch auch recht gut auf den mit Zelter. In jenem fanden wir reiche Erinnerungen an eine für die Literatur höchst bedeutende Zeit concentrirt; und Der wird diese Briefe nicht entbehren können, der über diese Epoche reden oder schreiben will; ja, sie werden ihm die reichste Quelle sein. Die Ereignisse und Zeiten, die in dem vorliegenden Briefwechsel besprochen werden, diese Freundschaft zwischen den beiden Männern selbst, die Entstehung oder Fortbildung des edlern Gesanges in Berlin, so Manches, was in der Geschichte der Kunst und Wissenschaft Epoche macht (wir erinnern nur an Göthe's „Farbenlehre“, wovon oft die Rede ist), Schiller's Tod, die Erschütterung des preussischen Staates wie dessen Erhebung, die Entstehung so mancher Wertes des unselblichen Dichters — sie alle waren eines Denkmals würdig, das auf eine lebendige Weise in dieselben zurückführt. Auf eine lebendigere Weise aber konnte das nicht geschehen als durch diesen Briefwechsel.

Das Erste und Letzte aber, was uns in demselben anzieht und beschäftigt, bleiben die Schreibenden selbst und ihre gegenseitig sich immer steigende Liebe zu einander. Wir haben gesehen, wie diese von der Kunst ausging, wie sich Zelter durch sein tüchtiges Wesen, seine große und großartige Thätigkeit (m. s. unter vielen Beispielen Th. 1, S. 199 u. 270) Göthe empfehlen mußte. Nun kommen Leiden über den Erstern; eine geliebte Gattin wird ihm durch den Tod entzissen (I, 210); unendliches Kriegerunglück bricht herein, was sein Vermögen zerrütet und ihn in die widerwärtigste Thätigkeit gewaltsam hineinreißt; ein Sohn erkrankte sich selbst, eben da er des Vaters Stütze in seinem Handwerk geworden. Zelter vers-

leugnet sich nicht; er hält aus und gewinnt durch Duldung und Standhaftigkeit neue Kräfte. Das war es, was Göthe nach seiner ganzen Sinnesweise fest und immer fester an den Freund binden mußte. Wie mochte es ihn rühren, wenn dieser, der sonst so kräftige, ja derbe Mann, mit der weichsten Zärtlichkeit über die hingeschiedene Gattin spricht! Gewiß wird jedes fühlende Herz durch die Scene bewegt werden, wo Zelter die Frau am Tage vor ihrem Tode in der Kirche findet, wo sie einer Gesangsprobe, die er anstellt, beiwohnt (1, 214, vgl. 286) — wenn er nach großem Verluste an Hab und Gut eingesteht, daß, da er in fünf Monaten nichts verdient, nichts Verdientes eingekammert, noch niemals die Sorge ihn so angepackt (1, 250). Wie sehen dies an der Theilnahme, die Göthe ausdrückt (1, 217); und wo er eine solche nicht ausdrückt, vermehren wir sie in dem Tone gar vieler Briefe. Aber welcher einzeln hohen Begriff mochte er von dem Charakter des Freundes gewinnen, wenn er denselben sich äußern hört (1, 315):

Ich kann einmal nicht begreifen, wie etwas Rechtes geschehen könne ohne Opfer, und daß vielmehr alle eitle Treiberei zum Gegenheil Dessen führen muß, was wünschenswürdig scheint. Mit diesen Gedanken lege ich mich auf mein einsames Lager nieder und stehe am frühen Morgen damit auf; ja, ich erhole mich daran von den mühseligen, nothvollen Tagen der letzten 13 Monate (der französischen Occupation); und daher bin ich nicht versunken, wie es Manche sind, und heute stehe ich noch auf meinen Füßen und denke ernstlich mich darauf zu erhasen.

Auch Göthe's Liebe nimmt mit jedem Briefe sichtbar zu, sie wird herzlicher, mittheilender, bis, da den Freund das Härteste trifft, der Selbstmord des Sohnes, das volle Herz überquillt und das vertrauliche Du aus dem bewegten Gemüthe auf das Papier übergeht. In der That sind die Briefe, welche diesen Unglücksfall zum Gegenstande haben (2, 33 fg.), wol die interessantesten der beiden vorliegenden Bände: diese Weise, wie Zelter, im Innersten erschüttert, doch besonnen bleibt, wie er an dem Freunde sich aufrichtet und in Thätigkeit sich herstellt, wie Göthe mit Leidet und auf die würdigste Weise den Leidenden tröstet. Die Worte Göthe's (2, 43):

Du hast Dich auf dem schwarzen Probirsteine des Todes als ein echtes geldäutertes Gold aufgestrichen. Wie herrlich ist ein Charakter, wenn er so von Geist und Seele durchdrungen ist; und wie schön muß ein Talent sein, das auf einem solchen Grunde ruht!

Und die von Zelter (2, 51):

Es hat mein tiefes Leid, das mich schreulich von aller Welt abgob, mir Ihr Vertrauen verdoppelt, indem Sie mir ein Prudenberz offen zeigen; so habe ich gewonnen, indem ich verlor und den Verlust kaum zu vermeiden glaubte; so regt sich das Leben gewaltfam menschlich in mir wieder auf, und ich will's gern gesehen, ich habe mich wieder gefreut!

Diese Worte prägen sich unausstilgbar in das Gemüth des empfindenden Lesers ein; sie stellen die Freunde als Menschen im edelsten Sinne dar und erklären, wie eine Freundschaft entstehen konnte, wachsend durch das Leben und dauernd bis an den Tod. Nun verstehen wir Zelter erst recht, wenn er, gleich nach der Entstehung jenes traulichen Du, welches bald beide Freunde gebrauchen, schreibt (2, 58):

Wenn das weimarische Couvert meine Treppe heraufwandert, gehen meinem Hause alle Söhnen auf. Die Kinder, die es kennen, reißn sich darum, wer von ihnen es mir bringen soll, um des Vaters Angesicht im Lichte zu sehen; und ich halte es dann lange uneröffnet, besetze es, ob es auch ist, was es ist, drehe es, drücke und lasse es.

Bei allem Leid — und auch Göthe wird vielfach von solchem getroffen — bleibt die Thätigkeit der Freunde sich gleich, die tiefe Leidenschaft für die Kunst; und Göthe hat den richtigen Ausdruck gefunden, wenn er von Zelter sagt: „es sei etwas Prometheisches in seiner Art zu sein, was er nur anstaunen und verehren könne“ (1, 279); wie ihm der hohe Kunstsin des Mannes klar gewesen sein muß, als dieser, entzückt über eine Aussicht bei Prag, ihm schreibt (1, 413):

Solche Dinge muß ein Künstler zeitlebens vor sich haben. Aus der Bewandlung solcher Gegenüber mit dem inwohnenden Leben kann natürlich ein Drama hervorgehen, das seiner Stelle würdig ist. Die Augen gehen mir über, indem mir dies einfällt; ich kann nicht mehr schreiben, mein ewig geliebter Freund!

Aber auch Zelter's Urtheile über andere Gegenstände als die der Tonkunst angehörigen wird Göthe gelehrt haben, wenn er auch manchmal, wie der Leser, verschiedener Meinung sein mochte. Ja, er äußert sich bei Gelegenheit der Erscheinung von „Dichtung und Wahrheit“ ausdrücklich gegen den Freund: „er sei, obgleich der Verf. manches Gute und Freundliche über das Buch erfahren, der Erste und Einzige, der in die Sache selbst eingegangen“ (2, 45). Und so mochte er sich über Zelter's Wort, da dieser den „Bilh. Meister“ gelesen, innig freuen (1, 207): „Man wird ordentlich klüger davon, ohne den Wunsch so zu sein wie Dieser und Jener; ja, man freut sich, so zu sein, wie man ist, um auch werden zu können, was man kann.“

Dem Geistigen, was von Zelter ausging, gab die Dorchheit, womit dieser sich oft in seinen Briefen ausdrückt, eine Göthe gewiß ganz zusagende Würze. Diesen mochte es innigst gaudiren, wenn er von dem Freunde, für dessen Liebtafel er „Die Rechenchaft“ gedichtet, die Worte las:

Das nächste Mal, auf den Geburtstag der Königin, soll das Lied aufgeführt werden;

Und kein Dichter soll heran,

Der das Krächzen und das Krächzen

Nicht zuvor hat abgethan!

Das sollen sie mir wie Tabak schnupfen und wie Senf auf's Essen kriegen, und von guten Früchten, die es tragen wird, sollen Sie Ihren würdigen Antheil bekommen (1, 387).

So war auch der köstliche Humor, den Zelter so oft und so natürlich spielen läßt, ganz nach seinem Sinne, diese Weise, worin der Freund über seinen Spaniolmangel klagt, über die Gäste, die seine Singakademie heimsuchen, worin er seine Hexameter mit den entsetzlichen Cäsuren zum Besten gibt (1, 408).

Wir würden unserer Anzeige kein Ende finden, wenn wir von dem Bedeutenden aus dieser großen Masse von Briefen (die ersten beiden Bände enthalten deren 320) auch nur das besonders Plante, Interessante, Bewegende hervorheben und bezeichnen wollten. Es war dem Anzei-

ger auch nur darum zu thun, im Allgemeinen auf den hohen Werth dieses Briefwechsels aufmerksam zu machen; eine Anzeige der folgenden Bände desselben wird wol Anlaß geben, mehr in das Einzelne einzugehen und das Wesentliche genauer zu charakterisiren. Wir fügen nur noch ein Wort des Vorberichts hinzu (xxxiv), das, wo Zelter den Briefwechsel „einen für sich bestehenden Faden durch eine verhängnißvolle Zeit“ nennt, „ein Beleg, wie man über Schlimmes hinausgekommen“; Göthe aber: „ein Document, an welchem Gehalt und barockem Wesen kaum seines Gleichen findend“; und schließen, um doch auch, wofern ein Leser dessen bedürfte, die didaktische Bedeutung desselben anzudeuten, mit dem Worte Göthe's (1, 375) vom 30. Oct. 1809:

Die Deutschen sprechen noch immer über den Egoismus; und wollte Gott, man hätte seit langer Zeit für sich und die Nächsten redlich, und dann für die Nächsten und immer wieder Nächsten redlich geforget, so sähe vielleicht Alles anders aus. Wir wollen uns nicht irre machen lassen, und im alten Wesen verharren. 1.

Baltische Studien. Herausgegeben von der Gesellschaft für pommerische Geschichte und Alterthumskunde. Zweiter Jahrgang. Erstes Heft. Stettin, Nicolai. 1833. Gr. 8. 18 Sr.

Des ersten Bandes dieser gehaltvollen Sammlung historischer und antiquarischer Aufsätze, welche ihrer Bestimmung nach zunächst über die ältern geschichtlichen Zustände und Verhältnisse Pomeranus, doch ohne die gesammte, das baltische Meer umgürtende Länderstrecke davon auszuschließen, nach Maßgabe aller die auf uns gekommenen Denkmäler ein helleres Licht zu verbreiten streben, ist bereits in diesen Bl. eine befällige Erwähnung geschehen.^{*)} Der freie Verein, welcher sich in genannter Provinz zum Behuf solcher Forschungen, nach dem Vorbilde ähnlicher Gesellschaften in Schlesien, Thüringen u. a. D. seit einigen Jahren gebildet hat und in rühmlicher Thätigkeit begriffen ist, legt in diesen Sammlungen eine anerkennenswerthe Thätigkeit seiner Thätigkeit ab und erstreckt sich dabei in Hrn. F. E. Baron v. Wredem eines Herausgebers, der ebensoviel seinem innern Berufe wie seiner äußern Stellung nach (als angestellter Archivar des Provinzialarchivs zu Stettin) vor Andern befähigt erscheint, in dieser Richtung Gutes und Gedächtnißes wirksam zu fördern; sowie es denn auch im Hinblick auf das hier Gegebene eine beachtenswerthe Erfahrung ist, wie lebendiger Sinn und Anstrengung in dieser noch vielfach dunkeln Region historischer Forschung und Sichtung einzelner Momente der vaterländischen Urwelt sich in neuester Zeit einer vermehrten Anregung und Theilnahme zu erfreuen haben.

An der Spitze der Beiträge treffen wir auf eine vielfach anziehende urfundiiche Geschichte der für die pommerische Geschichte nicht unwichtigen Abtei Weibow oder Weibuch, nahe bei Treprow gelegen, welche sowohl in ihrer historischen Auffassung von einer sorgfältigen Benutzung und sicherem Takt in der Auswahl der gegebenen Materials als von eleganter Darstellungsgabe zeugt und in diesen Beziehungen wol als ein Muster gelten darf, wie dergleichen Monographien, welche gewöhnlich in trockenster Dürre starren, auch von einem erwidmenden und belebenden Hauch durchzogen zu werden vermögen. Es muß hier genügen, allein darauf hinzuweisen, daß dies Stift, gegründet im Jahre 1170 auf den Trümmern eines hochgeheiligten slawischen Tempels des Weibow (des weißen oder guten Gottes) und Anfangs bevölkert mit Wädhern aus Lygd in Gothland, so wie späterhin durch eine frielandische Colonie von Prämön-

stratenfern, einen wesentlichen Einfluß auf die Civilisation jenes pommerischen Küstenstrichs gewann, zugleich aber auch den Bewohnern selbst durch kluge Benutzung der Verhältnisse so trefflich gedieh, daß Weibuch allmählig von seinem Hägel herab auf ein Eigenthum von 24 fetten Dörfern herabwuchs, bis endlich die Reformation, der aus diesem Kloster selbst an Dr. Joh. Bugenhagen Pomeranus eines ihrer thätigen und segensvollsten Werkzeuge heranwuchs, die Abtei in eine herzogliche Domain verwandelte und den stattlichen Klostergebäuden allmählig den Untergang brachte, sodas gegenwärtig kaum noch eine Ruine den Namen Weibuch überdauert hat.

Der Verf. dieses Aufsatzes (als welcher der Kammerath Brummer zu Treprow wol genannt werden darf) hat seiner Arbeit einen besondern Werth durch einzelne eingekreuzte Züge zu dem Sitten- und Lebensgemälde einer längst verklungenen Zeit gegeben. Wir beschreiben uns darauf, hier nur Folgendes zu erwähnen. Die Bürgerchaft des Städtchens Schlawa hatte gegen Borchard von Winterfeld, einen Verwandten des Abtes Konrad zu Weibuch, die Strafe der Enthauptung verhängt, und es scheint, daß ihr Uebermuth sich bei dieser Gelegenheit auch gegen den Landesherrn, Herzog Bogislaw X. gödlich verjagte. Desto williger nahm sich der Letztere auf Ansuchen des Abtes seines hingerichteten Vasallen an und nöthigte endlich die Stadt, die verübte Unbill in folgender Weise zu sühnen. Sie zahlte dem Abte 600 Mark „Ranggeldes“ (Ranggeld?) gangbarer Münze als Buße für den Todschlag, entschädigte ihn für das seinem Vetter genommene Pferd mit 20 Fl. Rhein. und hielt dem Gedötteten ein Leichbegängniß, bedeckte die Bahre mit einem seidenen Leidentuche und legte zwei Stein Wachs, zwei Stück schlawische Leinwand (die noch jetzt ein gefuchter Handelsartikel ist) und 50 Paar Schuhe darauf. Vier Männer aus dem Rathe nahmen die Bahre an der Stelle auf, wo Borchard enthauptet worden und trugen sie in die Pfarrkirche; unmittelbar vor ihr ein Gewappneter, der ein Streitroß führte; die gesammte Geistlichkeit, mit Fahnen und Kreuzen und gefolgt von 200 Männern, holte sie ein. In der Kirche ward an drei Altären geopfert, Vigilien und Gebeten wurden gehalten. Pferd, Decke und Leinwand löste die Stadt von der Kirche um zehn Mark; das Wachs und die Schuhe erbielten der Abt und seine Begleiter, denen auch, 30 Köpfe stark, Abends zuvor eine „Ausrichtung“ geteicht werden mußte, bestehend in zwei Maßzeiten und Fütterung für ihre Gault. Ferner errichtete die Stadt vor dem Thore, durch welches Borchard seinen Todesgang gehalten, ein 18 Fuß hohes Crucifix und stiftete zwei ewige Messen zu seinem Gedächtniß, sowie sie zur kirchlichen Abbüßung der Schuld einen Mann nach Rom und nach dem heiligen Bunte zu Wislana in der Priegnitz sandte; ungerchnet einen zweiten, der für sie nach den drei heiligen Bergen, dem Gollenberge, dem Revelol und bei Pöllnow, den berühmtesten Heiligthümern damaliger Zeit in Pommern, zu wallfahrte hatte. Außerdem erhielt der Herzog von den Bürgern 250 Fl. Rhein., besage der Duitung dafür, „daß se unsern manne borchart winterfelde den kop abhauen letzen“. Erst im J. 1493 ertheilte Bogislaw der Stadt obllüge Amnestie wegen jenes Frevels, wobei freilich auch das fürstliche Schloß zu Schlawa zerstört worden war.

Mit Uebergehung einiger anderer, nicht minder schätzbarer Aufsätze antiquarischen Inhalts werde hier nur noch ein Bericht des Prof. W. Böhmer zu Stettin hervorgehoben über „Sammlung niederdeutscher Mundarten in Pommern“, der eine Fülle geistreicher Ideen und sprachlicher Bemerkungen darbietet. Die Gesellschaft für pommerische Geschichte und Alterthumskunde hatte die Freunde jenes Idioms, wie es in den verschiedenen Landstrichen der Provinz im Munde des Volks cursirt, zur schriftlichen Mittheilung von lebendig ausgeschöpften Sprachproben ersucht, um sich so ein reicheres Material zu gewinnen, aus welchem durch Vergleichung und Conderung weitere Ergebnisse abzuleiten sehr möchte. Der Erfolg dieser Aufforderung ist auch keineswegs unbefriedigend geblieben; und kaum hätte es bedurft,

^{*)} Ueber den ersten Jahrg. vgl. Nr. 71 b. Bl. v. 1833. D. N. 2.

den etwaigen Mislernern der niederdeutschen Sprache mit Hrn. B. (S. 144) zu entgegenen, wie ungeeignet es sei, „dieselbe für eine Entartung des Hochdeutschen zu halten, oder für ein niedrigeres, dem Berliner Dialekte ähnliches Gemisch, oder für nichts als eine rohere Bauernsprache, aus der man allenfalls zum Scherz ein paar Redichte und Schmutzen sammeln und aufschreiben möchte. Zu erinnern ist nur, daß wir von einer Sprache reden, die noch jetzt, halb Deutschland füllend, vom Rhein bis über die Dina hinausreicht; von der echten Schwester und Mutter der nordischen, englischen und niederländischen Sprachen, aus welcher Scholler in seiner „Cassischen Bücherlande“ gegen 2000 noch vorhandene Schriften aufzählt, und die in ihrer Entwicklung plötzlich von Augen gehemmt, der Reformation in diesen Landstrichen als ein edles, schmerzliches Opfer dargebracht und selbst ersterbend ein Saatkorn geworden ist, aus dem neue reichliche Frucht hervorbricht. Die Einfachheit, Thätigkeit, Gewandtheit und große Biegsamkeit, die trauliche Herzlichkeit, Lieblichkeit, ja Schüchtheit dieser Sprache löst sich am besten aus dem lebendigen Umgange mit derselben erkennen.“

Aus den eingegangenen Sprachproben heilt sich schon jetzt als gewohnter Hauptsatz mit Klarheit hervor: daß in Pommern zwei gründlich verschiedene niederdeutsche Mundarten nebeneinander bestehen, in denen zugleich alle Unter- und Spielarten der Provinz begriffen sind. Die eine dieser beiden Hauptarten ist rund, leicht, rollend, ohne alle Doppellaute, einfach in Wurzeln und grammatischer Ausstattung, eine echte Schwester der nordischen und englischen Sprache, und großer Behendigkeit, Gewandtheit, Traulichkeit und Lieblichkeit fähig; die andere, breit an Lauten, gedehnt, voll, schwer, nachdrücklich, bis zu großer Trägheit und ziemlicher Härte, insbesondere erfüllt mit gewissen Diphthongen (au, ei, ai) oder nachfolgenden Vocalen (o, ä, e, i u. s. w.) und Liebhaberin trag abfallender Endlaute. In der runden Mundart sind Zunge und Lippen am thätigsten; in der breiten, die mehr im Hintermaunde ihre Werksätte hat, arbeiten heftiger Bruch, Reibte und Rinnsaden. Die geographische Grenzlinie beider möchte so zu ziehen sein, daß sie, von Pyritz, Stargard, Soltow und Sammin gegen die Obermündung hinablaufend, ostwärts über der breiten Mundart zugetheilt findet, während diese westwärts nur in einem Theile Vorpommerns und der Inseln Usedom und Rügen Wurzel gefaßt zu haben scheint.

„Welche Stelle nun (fährt Hr. B. fort) unsern beiden Dialekten in der Gesamtheit der niederdeutschen Mundarten anzuweisen sei, ist eine wichtige Frage, deren Lösung wir jetzt noch zu früh versuchen möchten, da die manbartliche Verzweigung dieses ganzen Sprachstammes, soviel wir wissen, noch nirgend ausführlich dargestellt ist. Vom Niederrhein bis in die deutschen Provinzen Ostwärts dehnt sich die niederdeutsche Sprache die Ostsee entlang in einem breiten Streifen, als dessen südliche Grenze in Deutschland etwa die Gegenden von Bonn, Kassel und die Lausitz zu bezeichnen wären. Doch greift sie auch südlich über diese Grenze und sind ihre Einflüsse nachzuweisen: in der Oberpfalz um Amberg und Waldsassen, in der Wetterau um Weßlar, vorzüglich aber in Schwaben, Schweiz, Siebenbürgen und den ganzen Rhein entlang. (S. Koblaf.) Aber auch in dieser großen Sprachmasse unterscheiden sich deutlich wieder jene beiden Dialekte, die in unserer Landschaft sich trennen und mischen. Der runden Mundart begegnen wir in Pommern, Mecklenburg, Stettin, in Rhenland südlich Bremen, im Paderbornschen u. s. w. Rül, Gelle und Bismar nennt Aelung als Orte, wo dieselbe am reinsten gesprochen werde — der breiten Mundart im Münchenerischen und sonst in Westfalen, in Hannover, im Casselerlande, in Mecklenburg-Schwerin u. s. w. Die runde (richtig: Boek, Dreef (Buch, Dreeb); die breite: Bant, Dreef zc. Von welchen eingetaucht jezt runden und breiten Dialekte aber die ähnlichen Pommerns mittels der Einwanderungen im 12. und des folgenden Jahrhunderten abgelenkt seien, ist eine Frage, die für sprachliche und geschichtliche Untersuchungen reichen und

anziehenden Stoff darbietet. Koblaf's Bemerkung über die breiten Mundarten um Amberg und Waldsassen dürfte hier am rechten Orte sein, daß, so misslautend in derselben die häufigen Doppellaute ei, di, ou oder au dem feineren Ohre auch klingen mögen, sie doch dem Geschichtsforscher wichtig werden müssen, wenn einst der ganze Zug derselben durch die Wetterau, Westfalen, Hannover bis nach Island ununterbrochen erforscht sein wird. Bestenfalls ist es sicherlich wol nicht, daß meist dieselben Wörter auf diesem ganzen Zuge so gleichförmig sich verändern; und auffallend erscheint es, daß jenes breite Dialekt unter den ältern und neuern germanischen Schriftsprachen eben in seiner Breite vorzugsweise der gotthischen und hochdeutschen ähnlich zu sein scheint, nicht der angelsächsischen, niederländischen und benedictinischen.“ — Ref. enthält sich nur schwer, in weitere Einzelheiten und Bemerkungen über den jetzigen Stand der plattdeutschen Sprache unter den verschiedenen Ständen und Classen der Provinz einzugehen, und schließt mit dem Wunsch, daß diese „Bairischen Studien“ unter der Hand ihres Pflegers auch fernher fröhlich gedeihen mögen. 28.

Notizen.

Im November v. J. waren bei der Ecole de droit in Paris 3300 junge Leute inscribirt, bei der Ecole de médecine 2101; die polytechnische Schule zählte 342, die Normalschule 60 Schüler. In den fünf königlichen Collegien genoßen Unterricht: in dem Ludwige des Großen 502 ordentliche Schüler und 422 Extraneer, in dem Heinrich IV. 360 ordentliche und 380 Extraneer; im Collegium des heiligen Ludwige 253 ordentliche und 500 Extraneer, im Collegium Bourbon 850 und im Collegium Charlemagne 1000 Extraneer. Die Collegien Stanislaus und Rollin besaßen jedes 300 Schüler, und es würden hiernach in Paris 10,670 junge Leute nach französischer Sprachweise eine hante instruction erhalten. Ueberhaupt besaß Paris 35 höhere Unterrichtsanstalten, 63 Pensionsanstalten für die männliche, 117 für die weibliche Jugend, und 381 Schulen.

Jules Janin sagt in der „Revue de Paris“ bei Gelegenheit eines langen Artikels über J. Casanova de Seingaltz. „Dieser wunderliche Heilige hat sich vor Abfassung seiner Selbstbiographie die Mühe gegeben, sich einen Stammbaum zu machen. Kein Romanzier könnte jedoch ein seinem Heiden angemessener Geschlechtsregister entwerfen als das Casanova's. Blut von allen Sorten fließt in seinen Adern, spanisches, italienisches, französisches, von Romsen und Priestern, von Soldaten, Handwerkern, Abenteurern, Schauspielern und Schauspielern, kurz von Allen, nur nicht von honetten Leuten. Es sind lauter Glücksritter, welche dazu beitragen, dieses seltsame Muster von civilisirtem Portraet in die Welt zu setzen.“

Ben Stanislaus Julien, Mitglied des Instituts, wird angekündigt: „L'orpheline de la Chine“, eine Tragödie in Versen und Prosa, nebst historischen chinesischen Novellen und Gedichten.

Herr Léon de la Borde hat ein Werk über das petrarchische Arabien vollendet.

Dänische Blätter empfehlen als die beste Ausgabe von Bessers Gedichten die von dem um die ältere dänische Literatur verdienten K. G. Boye besorgte („Samlede Digte af Johan Herman Wessels udgivne ved K. G. Boye u. s. w.“ Kopenhagen 1832), welche außer der Vermehrung mit bisher zum Theil ungedruckten Gelegenheitsgedichten durch eine treffliche Einleitung und Anmerkungen allen Forderungen entsprechen. Von demselben Herausgeber erschienen auch kleine Schriften von und über Holberg: „Holbergiana, Smaafrøieter af og om Holberg“, mit Holberg's Portraitz; bis jetzt vier Hefte. 30.

Literarische Unterhaltung.

Sonntag,

Nr. 4.

4. Januar 1834.

Ueber Kaspar Hauser. *)

— Am 14. Dec. Abends kam der hier bei einem Schullehrer in Aufsicht und Verpflegung gestellte bekannte Kaspar Hauser mit einer Wunde in der Brust nach Hause, woran er auch am 17. desselben Monats verstarb. Alle seine Aussagen, daß ihn ein fremder Mann zu einem Spaziergang im Hofgarten eingeladen (unter dem fürchterlichsten Sturm und Schauerwetter), daß er ihm dort am 14. seinen dunkeln seidnen Beutel mit einem Schweizer Ähringeben und, als er, Hauser, denselben öffnen wollte, ihn mit einem Dolch in die Brust gestochen, haben sich bei der Untersuchung als falsch und erdichtet erwiesen. Niemand ist bisher von einem Fremden in der beschriebenen Art, groß, in blauem Mantel, in Sporen, mit Schwanz- und Backenbart, eine Spur auszukundschaften gewesen; eiblich vernommene Zeugen haben den Hauser, der übrigens zu einem solchen Ausgange nicht einmal befugt war, allein und ohne Begleitung in den Hofgarten herein, auf das Monument sich zuwenden und von da auch allein, unbegleitet und unverfolgt herausgehen sehen, soweit man auch in dem darnach mit Schnee bedeckten Land am Monument, wo der Angriff geschehen sein soll, einzig und allein die Spuren der Hauser'schen Fußtritte hin und her, aber sonst keines Fremden besunden hat. Der seidene Beutel, welcher dem Hauser gereicht worden sein soll, wurde allerdings noch auf dem Platze gefunden, aber mit einem Briefe, der der Handschrift, und man sagt jetzt auch dem Papier und seinem ganz läppischen Inhalt nach Hauser selbst geschrieben zu haben scheint, nämlich eine Versicherung, daß man den Hauser nicht habe ermorden wollen, und daß er am besten wissen werde, wer und woher der Fremde sei. Die Wunde selbst, von der Höhe in die Tiefe gehend, am

Herzbeutel leise vorbeistreichend, in den Magen, diesen mit einem unmerklichen Stich durchbringend, in die ungewöhnlich breite Leber war so beschaffen, daß man eher annehmen sollte, es habe sich dieselbe Irmand in gebückter Stellung langsam selbst beigebracht, als daß die kräftige Hand eines gegenüberstehenden Gegners dem Dolch eine solche Richtung hätte geben sollen. Erwägt man, was dem Hauser zu einer solchen That habe verführen können, so bieten sich allerlei Voraussetzungen dar: entweder daß er, wie einmal schon in Nürnberg, das Publikum mit einer muthwillig erfundenen Mordgeschichte äffen wollte, oder sein Instrument schlecht geleitet habe, oder daß sein Gemüth unter der Last seiner bisherigen argen Lügen wirklich erlegen sei. Sein bei der Section völlig normalmäßig befundener Körperbau hat auch das Vorgehen lange in einer Höhle als Gefangener, ohne freie Bewegung gelebt zu haben, als ohne absolute Unmöglichkeit erkennen lassen; auch haben sich alle Inzidenzen entdeckt. Was soll man daraus folgern? Dieser Kaspar Hauser hat sich übrigens bisher als einen böshafren, läugnerischen und dabei faulen und ungetreuen Jungen bewiesen. Es hat nicht an lächerlichen Bemühungen gefehlt, ihn bald als einen verstorbenen Knaben der ausgeforderten gräßlich Zerkendachischen Hauptlinie, bald gar als einen der Großherzogin Stephanie, unter dem Vorwand, daß sie einen todgeborenen zur Welt gebracht, entwanderten Prinzen figuriren zu lassen, nachdem man seine alberne Phantastie mit solchen Grafen- und Prinzenbriefen angefleckt. Meinest Darschaltens möchte er der Knabe irgend eines Bettlerhause in Niederbairern gewesen sein, den seine Leitern mit auf die Wallfahrt nach Alten-Deettingen u. s. w. herumgeschleppt, wo er sich bald als Krüppel, bald als lächerlichen Simpel zeigen, bald auch wieder, wo es einen Kraffer galt, durch den Gebrauch der gewöhnlichen Vernunft oder andere unvernünftige Fertigkeiten, z. B. als vermänter Krüppel sich aufs Pferd zu schwingen und kampfgerath dahergureiten, überaussehen sollte. Dasselbe spricht seine förmliche Bettlertracht, in der er zu Nürnberg ankam, sein grober, jenen Ergenden von Bayern eigenthümlicher Dialekt, sein mitgebrachter Rosenkranz und seine gebrauchten Gebete zur Jungfrau Maria in Alten-Deettingen, seine den Nürnbergern alsbald zur Schau gegebene Reitskunst u. s. w. Er scheint aber jent bairischen Bettlerhause verlassen zu haben, um seine Täuschungs-

*) Die nachfolgende Mittheilung über ein Individuum, das seit Jahren allgemeine Aufmerksamkeit und Theilnahme erregt hat, ist von dem Herrn Ritter von Lang in Lindach zugekommen. Wir haben in d. Bl. (Nr. 174 u. 175 f. 1828) die erste ausführliche Nachricht von der Auffindung Kaspar Hauser's gegeben und später in Beiztheilungen der über ihn erschienenen Schriften wie in besondern Aufsätzen von Zeit zu Zeit den Stand der Sache zur Kenntniß unserer Leser gebracht. Diese werden es uns Dank wissen, daß wir, dazu ermächtigt, ihnen die Ansichten unsers achtungswürdigen Correspondenten hier mittheilen. D. Red.

und Lügenkünste auf eigene Färbung in Nürnberg zu beginnen. Ich überlasse es Ihnen, ob und welchen Gebrauch Sie von diesem Schreiben mit oder ohne meinen Namen machen wollen. Hochachtungsvoll Lang.

Briefe eines Unglücklichen. Ein Roman von Ernst Dietlepp. Leipzig, Reichenbach. 1833. 8. 1 Thlr. 16 S.

Wer, durch die rasche Folge der Productionen des Hrn. D. geirrt, etwa in Zweifel gerathen ist, ob er denselben für ein Talent halten soll oder nicht, der darf nur diesen Roman durchblättern, um vom Gegentheil überzeugt zu werden. Der unglückliche Werther hat sich im Leben und Tode gar viele fabel- und triviale Nachahmungen gefallen lassen müssen, aber eine triviale und geistlosere als diese dreizehnbändige Wertheriade ist uns bis zur Stunde noch nicht zu Gesicht gekommen. Wie es dem Verf. eingefallen ist, dies dicke Buch zu schreiben, in dem wir vergänglich nach einem Gedanken oder einer Erfindung umhersuchen, die ihm eigenthümlich angehörten und die nicht, länger und energischer freilich, schon im Werther angetroffen würden, ist uns ein Räthsel. Wir haben ihn niemals für einen sonderlichen Dichter gehalten, aber doch für besser, wenigstens für geschickter, als diese rohe und ungeschickte Nachahmung, die von keinem verständigen Menschen ohne Kergrenis zu lesen ist, ihn ausweist. Denn so weit geht die Pöhllichkeit des Verf., daß er Brief für Brief, Blatt für Blatt den Werther vorgenommen und mit veränderten Namen abgeschrieben hat! Hat es jemals ein anstößiges Plagiat in unserer Literatur gegeben, so ist es dies; denn bis in die kleinste Incidenzpunkte hin, der Gedanken so wol als der Begebenheiten, copirt der arme Verf. den unglücklichen Werther. Als dieser vor nunmehr grade 60 Jahren erschien, war, was der Held über Menschengeschick, Lebensstrade und Lebensdauer, hohen Trieb und Druck des Daseins, dichterisches Streben und prosaische Weltverhältnisse vortrug, neu und noch niemals so schön ausgesprochen. Seine Klagen waren neu und unerhört, wie seine Bannnen; seine Gefühle hatte noch Niemand so kundgegeben, und zum ersten Mal sprach, so zu sagen, ein Dichter läßt sein Inneres heraus. Jetzt nach 60 Jahren weiß dies Alles jeder Schulknabe; Jeder hat an sich diese Empfindungen durchgemacht, fast jeder hat sich diese Räthsel aufgegeben und ihre Erklärung, bitter getränselt, gesucht; fast Jeder hat an diese stets verschlossene Thür geklopft; die ganze heutige Generation hat an dieser Stelle gestanden und in den Abgrund trostlos hinabgeblickt, der den guten Werther verschlang. Und nun kommt uns der Verf. mit einer zweiten Auflage desselben Bewußtes, das eine der Grundlagen unserer ganzen heutigen Denkwelt geworden ist seit einem halben Jahrhundert, und wendet uns dieselben Gedanken auf, die Jeder schon in sich verarbeitete hat! Wenn dies nicht ein Zeichen mangelnden Talentes oder mangelnder Kenntniß seiner Zeit ist, so gibt es kein. Wir unsrerseits sind des Urtheils über den Verf. nun gewiß; er täuscht uns nicht mehr und mag nun Cholera, Polio und Pestilenz besorgen, wie wissen, woran wir sind.

So gern wir sonst auch mit Unglücklichen sympathisiren, mit diesem können wir es nicht. Wir sehen auch gar nicht ein, was ihm eigentlich Unglückliches begegnet. Daß Jemand sein Vermögen verliert, daß ihm eine Geliebte ohne Rücksicht davonreißt, daß ihm ein Buchhändler für sein Manuscript ein Spottgedicht macht, ist das Unglück? Wer um solcher Dinge halber sich in den blühenden und albernsten Materialismus verliert — nun, an Dem ist eben nicht viel verloren; es ist ein Geistesbankrott der allgemöhnlichsten Art und der Rede gar nicht werth. „Kämpfe mit dem Leben, mein Freund; siehe Krieg, was du Gutes wirkst, vom Schicksal in Uebles verkehren; siege aus, um nach dem Siege dich stets tiefer im Unglück verstrickt zu finden; prüfe und erfahre den Unthun, den Reiz der Welt

bei eingekandenem Verstand; strebe, siege, wache und setze dem Lohn deines Wachens die Fesseln von dem glücklichen Unverstand, von der begünstigten Trägheit weggehakt — und dann beschwere dich über Unglück und Klage die Sterne an. Windest du aber, wenn dir ein Erdbeben verloren geht; klagst du, wenn eine Geweide dir fehlschlägt — ei, so laß mich mit deinem Klagen ungeschoren!“ Wo möchten wir dem unerfahrenen Verf. raten, der sich umsonst bestrbt, unsere Theilnahme für einen Preis zu gewinnen, der, noch hundertmal matterziger als alle Metalle, kaum einen starken Versuch macht, das Leben zu besiegen, und es bequemer findet, sich sogleich der Bergweisung, dem Spilleusel und dem Tod in die Arme zu werfen. Die Folgen eines solchen Menschleins können unsern Rath nicht mehr errögen, nachdem Byron und Goethe hat, diesen für würdigere Gestalten aufzusparen. Er mag uns immerhin die zum Ueberdruß seinen Spruch wiederholen: die Materie regt, der Geist unterliegt; wir sehen in ihm nur Materie. Wäre der Geist und seine Kraft in ihm, so würde er heraustreten, Schwerdtbewaffnet, Kapferhütet, und nun erst würden wir einen Kampf sehen, der uns Theilnahme abgewünne; doch bis dahin kommt, es hier gar nicht, und daß die Masse eine kleinere Masse unterdrückt, ist ein alltägliches, der Beachtung gar nicht würdiges Schauspiel.

So viel über die Art und Weise dieser Briefe im Allgemeinen. In dem Besondern derselben ist gar keine Freude zu gewinnen. Das Buch fängt an, läuft fort und endet genau wie der Werther, auf dem es wie abgedruckt erscheint. Heinrich wiederholt im Anfang die Freude Werther's darüber, daß er dem Zwang der Gesellschaft entronnen sei, der Vater wieder näher steht und so fort. Nun steht er Mädchen, ein Bannermädchen, die der Kuntmannssohn weggeschleppt. Dann macht er die Bekanntschaft der kleinen eisigenen Helene, ein unartiges Mädchen, in der er sein Ideal erkennen will, bis er Bianca, die Tochter des Marquis de Bigo, kennen lernt, bis, ohne daß wir ihre große Liebendwürdigkeit entdecken, seine ganze Seele fällt. Die Scenen mit ihr gleichen denen Lucie's und Werther's auf ein Haar, nur daß Lucie das Clavier spielt, und Bianca die Harfe und von Beethoven entsehrlich viel zu hören gibt. Bianca erbt mit dem Vater plötzlich ab; Heinrich verliert sein Vermögen, nimmt eine Stelle an, die ihm leicht genug zuffliegt, macht sich dem Minister zum Feinde, wird Dichter, erhält ein Spottgedicht für seine Gedichte und ist gleich in Bergweisung. Nun erbt er sich dem L., wird Spieler, findet Mädchen als Prokuristin wieder, scheidet Bianca vergessen zu haben, raßt sich angeblich empor und geht nach Polen. Hier findet er Bianca wieder (denn der Vater ist ein Pole), ist fessig, steht sie an seiner Seite fallen beim Sturm von Warchau und stürzt sich in sein Schwert. Diese unmaßig simple Geschichte würde unmaßig 570 Seiten füllen können, wenn der Verf. nicht den Ausweg entdeckt hätte, seinen Helden, einen wahren Worthelden, über Alles sprechen zu lassen. Das Hauptthema ist ein musikalisches, und — so närrisch diese Idee auch an sich ist — so müssen wir doch zufrieden sein, daß dies Thema weder ein polnisches, noch gar ein hochpolitisches ist, wie wir zum Voraus besorgten, und wie es der Zeitgeist eigentlich erfordert hätte. Es ist also ein musikalisches, und der Held, welcher bei aller seiner Menschenpasserei ständig die Concerte besucht, analysirt uns in vielen prachtvollen Worten Beethoven'sche Symphonien aus Idur, Dmol u. s. w., bis uns, wie man sagt, die Ohren übergehen. Nicht zufrieden damit, schreibt er von Kritik, nimmt sehr vernünftig und zu unserer Erkaunen Würde in Schutz gegen diejenigen, welche einen liberalen Alltagsmenschen aus dem größten deutschen Dichter machen wollten, bewundert und empfiehlt jedoch in demselben Athemzuge Börne, Peine und Ranzel zur Bewunderung, bis diesen Unfuss angeregt haben, vergleicht den von einem geliebten Rauch ergriffenen Börne ganz ernsthaft mit Jean Paul, versucht sich in Aufzählungen gegen Engel und Schelling, die er offenbar gar nicht kennt, gegen die Philosophie überhaupt, von der er nichts versteht, gegen das unvermeidliche Christenthum, das ihm, wie es dermalen in der Ordnung ist, nur für

einmal Zeit gut genug ist, rügt dann wieder die „ungeheure Einseitigkeit des Liberalismus“ (offenbar ein sehr glückliches Wort), will aber nicht, daß die Freiheit der Kunst (soll heißen: der Idee überhaupt) darin untergehe, erglöhrt dann wieder die die große Bewegung der Zeit, will Polen retten und findet es abgeschmackt zu behaupten, daß ein Handvolk unruhiger Köpfe dies Volk aufgewiegelt habe, tabelt das deutsche Nationaldenthum, bei dem sie die Arme nicht rühren mögen, indem er die Politik zugleich ein trübes Element für den poetisch-geheimen Geist nennt, und redet mit einem Worte, wie man zu sagen pflegt, vom Hundertsten ins Tausendste, um nur immer wieder seinen Gag zu wiederholen: die Materie ist Alles, der Geist nichts. Ei freilich, wenn ihr selbst nur Materie seid! Aber hindert euch denn aber, das Leben geistig zu nehmen, innerlich, statt materiell und äußerlich? Wer hält euch denn ab, glücklich zu sein, d. h. in euerem innern geistigen Hause, trotz allen Geschick? Oben nur das doch, daß ihr die Materie niemals aus dem Auge laßt; daß ihr nicht bloß ungeschickig, rein, klar im Geiste, zufrieden sein wollt, sondern auch reich, angesehen, voll Einfluß, in einem Leben voll Sinnengenuss u. s. f. D ihr, Materialisten, die ihr über den Sieg der Materie klagt, ihr Franzosen Esus, Balzac, Janin, Hugo, Sand, und wie ihr alle heißt, ihr Deutschen inclusive Frn. Detlepp's Heinrich und seinen Stiefvater Werther! — Solche Leute rufen nun aus: Es ist kein Gott, wenn ich die Geliebte nicht wiederfinde, wenn mich der Buchhändler nicht bezahlet, oder wenn Polen unrettbar ist; ja, sie fangen diese schöne Gedankenverbindung sogar in allerhand Versen ab, wie sie hier leider vielfach eingekratzt zu lesen sind:

Kein, es ist kein lered Redumen
 Von dem großen Weltgericht,
 Und nicht lange wird es säumen,
 Die Erfüllung der Gedichte (!!!).

O Himmel! Ich vielmehr glaube, sie wird ewig säumen, die Erfüllung der Gedichte; denn erstlich gab' es ja alldahin keine Erde mehr, und zweitens gab' es auch keine Gedichte mehr, d. h. keine leblichen.

Bei solchen Widersprüchen gegen sich selbst und solcher leeren Wortwärrerei ist es denn schwer abzunehmen, was der Verf. eigentlich will. Die Philosophie ist ihm nicht, die Pflicht, das Auskommen ist ihm auch nicht, die Politik wird ihm nur zuletzt etwas, die Poesie scheint ihm etwas zu sein, aber er tritt sie mit Füßen, sowie sein Buchhändler ihn pressen will, die Natur gilt ihm, aber er versteht sie nicht; kurz, wir wissen nicht, was zuletzt von alle dem Geschreibsel übrigbleibt als eine Katastrophe über Rußl. Wie nach dem Anhören einer wilden Janitscharenmusik gellen und die Ohren von alle dem Gehörten, tausend Töne summen durcheinander; aber da nichts geordnet wor, so ordnet sich auch nichts in unserm Gedächtnisse. Alles ist verweht, wie unser Heinrich sich in sein Schwert kürzt.

Lebhaft humoristisch aber in der That ist die Verzweiflung des Helden, der unlängst erst Mädchen und den Pharosisch verlassen hat. „Nun gut, so will ich mich quälen“, ruft er aus. „Ich will keine Freude mehr genießen! Sie ist Gift, Sünde, Peß! Nur Sorge und Pein sind Tugend. (Schlaggeschossen, Dr. Herz! Ider Reichthum in Sorge und Pein und Gottvertrauen, das ist Tugend!) Jeder Genuß ist Verdung der Hölle. Will mich der Freßhug begaubern, so will ich seine Stanten zertreten, will mich ein früher Mensch erheitern, so will ich ihm die Zähne entgrasstetischen und ihm entgegenbrüllen: hebe dich weg, Satan! Alles Vergnügen in der Welt soll mir ein Ibschen sein, alle Freude Raserei — dabei will ich — Noth, Hunger, Durst, Angst, Bergweiflung leiden, in ihnen will ich schwelgen.“ — Man sollte glauben, diese Cur wüßte anschlagen; doch nein, im nächsten Briefe vom folgenden Tage, merkwürdig genug, ist der entschlossene Held schon wieder weicherzig geworden, er ist erwacht, wie er versichert, aus kurzem, wärrern Traum und singt:

Dre Morgen laßt — ihr heitern Sonnenstrahlen
 Ihr blüht oft mir Lebenslust ins Herz.
 Ich — aber jetzt vermehrt ihr meine Qualen —
 Denn wie verirrt' ich euch mit meinem Schmerz! —

Halt! da liegt's! Hier haben wir den Verf.! — Ja, er und sein Held sind eigentlich ein paar heitere, gutmüthige, lebensfrohe Menschen. Aber sie haben gehdrt, man müsse trüb, schwermüthig, düster sein; sie finden das nicht in sich; aber die Mode mitzumachen, was blüht's? Sie quälen sich nur, wie sie „die Lebenslust vertreiben mit dem Schmerz!“ O über euch Schemen, Masken und Krugbilder! Warum denn so hoch und so düster? Warum denn scheinen, was ihr nicht seid? Die Welt zu täuschen? Sie läßt sich von Euch nicht täuschen!

In seinen Liebern verräth sich der Verf. Im hohen Pomp der Worte zeigt sich, daß von den Empfindungen, die er nennt, nichts in ihm lebt, daß Alles gemacht, vorgegeben, unempfunden ist. Gut! Wäre es nur gut dargestellt und nachgemacht!

Wir sind bei diesem an sich gänzlich nichtigen Buch über unsere Gewohnheit ausführlich gewesen, weil wir es mit einem Namen zu thun hatten, der uns jetzt ungemain oft, in allen möglichen Gestalten, fast auf jeder Bücherankündigung begegnet. Einmal wollten wir doch näher zusehen, was hinter den vielen Büchertiteln steck. Wir haben Blatt für Blatt umgedreht — beim großen Apollo — wir haben nichts gefunden! 2.

Aus Italien.

Deutsche Tageblätter haben den Verf. des trefflichen Werkes „Famiglia celebri italiane“ vor einiger Zeit sterben lassen. Mit Vergnügen können wir dieser Nachricht widersprechen. Graf Litta lebt, und sein Werk ist das beste Zeichen seiner Lebenskraft. Stellerich trägt selbst zur äußern Förderung seines von deutschen Bibliothekern gar nicht genug beachteten Werkes die Einrichtung bei, daß er die Familien jetzt als getrennte Ganze bearbeitet, die in gesonderten Hefen erscheinen. Die zuletzt herausgegebenen erzählten die Geschichten der Migliorci aus Florenz, der Appiani von Pisa, der Buonarroti von Florenz, der Cantelmi von Neapel, der Carracci und Pappafava aus Padua, der Este von Ferrara, der Monte von Montefansovino, der Rossi von Parma, der Bisconti, ehemals Ricardi aus Mailand, der Vitali aus Gattino. Wo es möglich war, bekräftigt Graf Litta die Angaben seines Berichtes durch beigebrachte Monumente, und Inschriften, Münzen machen diese monumentale Beglaubigung reich und mannichfaltig. Seine glückliche Hand fand die reichhaltigste Ausbeute bei dem Geschlechte der Este, und grade dort wird auch der Richtigkriter Heilnahme ihm den lebhaftesten Dank für die beigegebene Ausfertigung wissen, da die erlauchtesten Fürstendhäuser Europas mit dem Hause Este zusammenhängen, der Ruhm dieses Namens bis in dunkle Zeiten nächst Karl dem Großen hinaufreicht, und Niemand, dem Wissenschaft und Kunst etwas bedeuten, wol der Dorso vergessen hat oder Hercules I. und Alfonso's nicht mehr gedenkt ist, die mit den Medicern in der Anerkennung und Pflege der Künste und des Wissens gewetteifert. Jeder Hercules I. (1471—1505) gibt Graf Litta bisher neue Bemerkungen, denn allzusehr hat man ihn gelobt, aus Dankbarkeit für die Anregungen der Künste, die er herbeiführte. Lebensschaffen aller Art, sagt er, beherrschten diesen Fürsten. Eine Neugier zu reifen trieb ihn von einem Hofe Italiens zum andern, und unter dem Vorwande von Gelübden pilgerte er auch noch an Dreie, die damals im Aufe kräftiger Wunder standen. Bis zum Uebermaße liebte er Feste, Schauspiele, Turniere, Jagden. Durchreisen von Fürsten durch Ferrara und Hochzeiten in der Familie oder unter seinen Hofleuten waren der häufigste Vorwand zu solchem Zeitvertreibe, doch verdankt man diesen Festlichkeiten die Errichtung eines Theaters zu Ferrara, von wo die Schauspieler ausgingen, welche den andern Provinzen Italiens lehrten, wie man Schauspiele auführen mußte. Plautus' „Menächmen“ war

den 1486 zu Ferrara gegeben, und nächst Belligiano's „Orfeo“ können die „Menachmen“ für die erste dramatische Darstellung in Italien gelten. Hercules selbst war ohne Bildung; aber sein Hof war stets der Sitz ausgezeichneter Gelehrten. Bojardo, Colonna, Leonaro, Guarino, Tibaldo sprachen häufig dort ein. Hercules' Anordnung erdant man die Uebersetzung vieler griechischen Schriftsteller und die Begründung einer hebräischen Druckerei in Ferrara im J. 1476. — Hercules' Großvater war Alfonso II., und nicht ohne Neugier werden die Leser daher auch Graf Litta's Meinung über Torg. Tasso's Verhältnis zu Alfonso's Schweftern nach so vielen neuerlich ausgesprochenen zu hören begehren. Ausgemacht scheint ihm, daß Tasso in Liebe für Eleonora erglüht war, daß indessen Lucrezia entgegenkommend ihre Liebe ihm schenkte. Man möchte daher schließen, daß er mit beiden geliebt. Im J. 1575 wurde Tasso von Ferrara entfernt, und damals legte man die Hand auf seine Papiere. Dadurch fand man Liebesgedichte vor, die ziemlich deutlich Vorgänge beschrieben, welche niemals besprochen oder gar beschrieben werden sollten. Tasso ward ins Irrenspital gesperrt, wie nur allzu bekannt ist. Eleonora starb am 19. August 1581 auf Kummer über die Leiden des Dichters. Alfonso verschied am 27. October 1597, und sein Tod ward beklagt, nicht er selber. Länger lebte Lucrezia; aber ihre Einmischung in die Händel der damaligen Zeit trübte auch ihre letzten Tage. Bald verlor er die Glanz von Ferrara; aufs Neue bereitete das Christliche Geschlecht den Wissenschaften in Modena eine Freistadt, bis Jesuiten diese verknüppelten. Doch man lehrt Graf Litta selbst nach, dessen treffliches Werk auch für die Literatur- und Kunstgeschichte unschätzbare Beiträge liefert.

Mit sehr großen Erwartungen wurde kürzlich das Erscheinen eines Buches angekündigt, das, im J. 1811 geschrieben, wie man versicherte, die volle Aufmerksamkeit der Literaturfreunde im J. 1833 verdiene. Ein Engländer, Kott, Mitglied der Literaturgesellschaft in London, fand in den Bibliotheken von Florenz einen alten Roman in dem Sinne des Bortolo, den nordfranzösische Erzähler damit verbanden. Weil nun dieser Roman von Bufone (Novello bei Cassali), einem alten Verdunungsgefährten Dante's, herkam, bei dem der Dichter der „Eidyllischen Komödie“ 1318 in Gubbio eine Freistätte fand, so gieng grade zu der Zeit, wo er sich mit seinem ewigen Gedichte beschäftigte; so meinte man, daß er dem Dichter nicht allein in Gefinnung vermandt, sondern auch im Talente der Darstellung ähnlich gewesen sein müsse. Daher die große Erwartung, mit der man dem „Fortunatus Siculus o sia l'Aventuroso Cicaliano di Bufone da Gubbio“ (Romano storico scritto nel MCCCXI ed ora per la prima volta pubblicato da G. F. Nott. Florenz 1832) entgegen sah. Indessen fanden doch beizeiten nicht alle Leser in Italien sich dadurch befriedigt. Bufone kann dem Dichter in vielen Beziehungen näher gestanden haben, ihre politischen Ansichten können zusammengetroffen sein; aber hätte er die Absicht gehabt, mit ihm durch seine Erzählung zu wetteifern, indem er, wie Dr. Kott behauptet, der angebundenen Rede habe die Ausbildung geben wollen, welche Dante der gebundenen gab, so unternahm er, was weit über seine Kräfte hinausging. Die Erzählung ist mit sehr wenigen Ausnahmen trivial, der Eingang matt und alltäglich. Auffallend bleibt dabei, daß der Erzähler, der seine fünf Barone aus Sicilien nach der sicilischen Weiser auf Abenteuer ausziehen läßt, Freie zu seinen Selben wählt, die einer Partei jugethan waren, welche Dante in vielen Stellen seines Gedichtes verflucht; die Uebereinstimmung der Gefinnung wird dadurch verächtlich, und selbst rine der schönsten Stellen dieses nur mit großem Unrecht romano storico genannten Buches, Gianni's von Proccida leste Brichte, vermehrt diese Zweifel, da man ihn darin sich ausschulden läßt wegen der großen Sterblichkeit, die er ver-

sucht. Kott's italienischer Uebersetzer hat ein Herr C. S. wieder eine Braut an Herrn Hochzeitstage mit einem gelehrten Bischöflichen gewandt, das indessen dieses Mal ihr einzigen Anlaß zu guter Laune geben wird. Er wählte nichts weniger Anstößliches als einen, wie er meinte, bloßer ungedruckten und wirklich custosigen Brief, den Kaiser Simeon VII. von China mit einer jungfräulichen Straßfieder an Papst Sixtus XI. geschrieben haben soll („Lettera di Giomata settimo imperatore della China a Papa Clemente XI.“ Straßig 1838), und worin er ihn um eine Braut bittet, die verliebt, nachgiebig, Jungfrau und von einer Edwin des Baibes und einem zehnen Lamm gefangen sein müsse. Sie sollte beider Rechte des Papstes oder eines andern lateinischen Presters sein. Jetzt kommt es heraus, daß diese neuauftretende Anekdote längst bekannt, seit 1765 gedruckt („Bozza di prose e poesie italiane.“ London. 12. Herausgegeben von John Gourse), endlich von Anfang bis zu Ende der Epaf eines lustigen Kopfes, Girolamo Gigli, ist, der einem gleichnamigen Canonico Mariani in Siena Neugierigen aus Rom zu schreiben und, wenn er keine hatte, sie frischweg zu erfinden gewohnt war. Auch der Brief ist wie begreiflich erfunden. Canonico Mariani hatte indessen nichts Edigeres zu thun, als ihn von Hand zu Hand zu tragen, und verfertigt dabei hoch und thener, er habe ihn von zu guter Hand, als daß er falsch sein könne. So kam er sogar im J. 1712 in holländische und schweizer Zeitungen, und Papst Sixtus XI., der von ihm erfuhr, letzte über den Einfall recht heutzutage und ließ sich sogar von da ab die Briefe immer zufellen, die Gigli an Mariani abschickte.

Marie Tudor, drame en trois parties et en quatre tableaux, par Victor Hugo.

Die erste Vorstellung eines neuen Dramas von V. Hugo erschüttert stets wie ein Erdbeben die französische literarische Welt. Gleichwie durch einen Sturmwind getrieben, fluten die Zuschauer, eifrige Freunde, erditterte Feinde des Dichters, gegen das Theater, fest entschlossen, diese, stets zu pfeifen, jene, Alles zu betasteten. Ich bin ein aufrechter Bewunderer des köstlichen Künstlers, aber ich habe die Uebersetzung, daß V. Hugo seine Gelehrtheit durch seine Aibernheiten erworben, so groß auch sonst seine Fähigkeiten sein mögen; er lockt das Publikum durch Späße, er reizt seine Gegner durch Platituden, mehr noch um mit ärmlichem Schmutz angegriffen als um verteidigt zu werden. In „Marie Tudor“ hat er genau dieses System befolgt. Es ist eine Reihe bizarren, rührender, erschütternder und empörender Auftritte; auf Worte, welche die ganze Seele durchbeben, folgen Witzreien, über die man sich ärgern muß, selbst wenn man den Dichter durchschaut hat. Allein auch da, wo er es ernstlich meint, ist Vieles verfehlt. Seine Personen werden in die Bemerkungen des Dramas geworfen, ehe man Zeit gehabt, sie zu lieben oder zu hassen; kein Charakter wird aufgeschlossen; alle Wirkung ist materiell. Wie können heute unmöglich im Einzelnen abgehen; der dritte Act gehöret zu dem Erschütterndsten, was die französische Bühne besitzt. Denken Sie sich einen Kerker im Tower; durch ein großes Fenster sieht man London in schauerlicher Beleuchtung der Nacht; Marie Tudor und Jeanne d'Albort sind auf der Bühne. Fabiano, der Wächling der Königin, Gilbert, der Geliebte Jeanne's, sind Beide zum Tode verdammt. Einer ist zum Richtplatz geführt, der Andere entkommen; welcher? das weiß keine der beiden Frauen. Es fällt ein Kanonenschuß, welcher verkündigt, daß der Verbrecher das Schafott bestiegt; ein zweiter verkündigt, daß er wieder kniet, ein dritter, daß sein Haupt gefallen ist. Dieser dritte Schuß bringt eine entsetzliche Wirkung hervor. Jeanne's Geliebter ist gerettet; wenn man nur diesen Geliebten liebet, man würde laut aufschreien, ihn gerettet zu sehen.

Zur Geschichtschreibung und Literatur. Berichte und Beurtheilungen von R. A. Wernhagen von Ense. Aus den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik und andern Zeitschriften gesammelt. Hamburg, Fr. Perthes. 1833. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Die literarischen Beurtheilungen, welche den Inhalt des vorliegenden Buches bilden, sind, wie schon der Titel sagt, größtentheils früher in den „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik“ gedruckt erschienen. Es möchte deshalb nicht am unrechten Orte sein, ehe wir von der Bedeutung dieser Aufsätze, welche sie, abgesehen von anderweltigen Beziehungen, in Anspruch nehmen, sprechen, dieselben in ihrer wesentlichen Beziehung zu jenem literarischen Institut zu betrachten, welches nun doch auch schon eine Geschichte und für die deutsche Literatur hohe Bedeutung, wenn auch nicht auf sie den Einfluß gewonnen hat, dessen Ausübung es sich anfänglich als Aufgabe setzte.

Das Bedürfnis, welches im Laufe des Jahres 1826 die Societät für wissenschaftliche Kritik gründete, war der unläugbar chaotische Zustand unserer wissenschaftlich-kritischen Literatur in Deutschland. Die wissenschaftlichen Zeitschriften, welche diese Thätigkeit in der Literatur repräsentirten, ohne sich ganz auf einzelne Disciplinen zu beschränken, stellten in der That damals eine wahre Misere vor, denn bei aller Langweile, welche trodene, der Form nach wissenschaftliche, Erörterung von Einzelheiten gewöhnte, ging doch aller Vorzug der unbefangenen Gründlichkeit verloren. Fast alle hatten Seiten glänzender Wirksamkeit gehabt, allgemeiner Theilnahme, eines hohen Einflusses auf die Bildung der Nation — nun lahnten sie hin; literarische Bevatterschaften lobhudelten sich in ihnen anonym (literarische Standale dienten wie die rissigen Polyzähne vor der Zahnbrecherbude als Köder); Anfänger oder ländlich vereinzelte Studire, die es, um ein Biergeld zu haben, ums Drittelhonorar thaten, halfen aus, wo jene Lobhudler oder von Diarchhö Befallenen nicht bei der Hand waren. Dieser Zustand, der nach der einen oder nach der andern Seite auch den verschiedensten wissenschaftlichen Journalen mit Ausnahme einiger, die sich im Allgemeinen mehr bios anzeigend als beurtheilend verhielten, zur Last fiel, war so notorisch, daß sich Schriftsteller entweder gar nichts um Recensionen ihrer Werke kümmerten, oder doch nur so, daß sie diesen letztern gute

Pathen zu gewinnen suchten. Ein wissenschaftlicher, wie sich von selbst verstand fast immer anonym, Recensent und ein Lumpenhund identificirten sich allmählig in der Vorstellung, so rühmlich und glänzend dann und wann sich auch noch einzelne Ausnahmen zeigten.

Im Gegensatz dieses chaotischen Zustandes mußte ein Institut wie das „Journal des savans“ durch seine Haltung und Wirksamkeit imponiren; mußten die französischen und deutschen auf ein weiteres gebildetes Publikum, als die Gelehrten vom Fach waren, berechneten literarischen Unterhaltungsblätter wie der „Globe“, das „Literarische Conversationsblatt“ u. s. w. als die unbefangeneren, reichere, unterhaltendere, bildendere Lecture erscheinen. In Deutschland nun ein Journal zu gründen, was mit der würdigen Haltung des „Journal des savans“ doch die wissenschaftliche Universalität, die unterhaltende Unbefangtheit des „Globe“ verbande, das konnte als ein Ziel frommer Wünsche, als ein Rettungsanker in dem Chaos literarischer schmutziger Wädsche erscheinen.

Als nun im Frühjahr 1826 Dr. Gans von einer Reise nach Paris, in deren Verlauf er mehrfach Cotta begegnet war und sich mit ihm besprochen hatte, zurückkam und die Aussicht eröffnete, daß dieser Buchverleger die Mittel biete zu einem würdigen, großartigen literarisch-kritischen Unternehmen, wurden Alle, denen die Sache am Herzen lag und denen sich die Aussicht mit eröffnete, freudig erregt. Ref. wagt zwar nicht, über jene ersten Besprechungen, Absichten und Maßnahmen zu referiren, da er der Wahrheit Dichtung hinzuzufügen müßte, indem er der Sache fern genug stand und erst bei weiterer Entwicklung eine Einsicht gewann. Allein zweierlei glaubt er doch berechtigt zu sein, auszusprechen, daß nämlich Doctor oder (was er inzwischen geworden war) Professor Gans sich frühzeitig hinsichtlich seiner literarisch-kritischen Pläne außer an Hegel auch an Wernhagen von Ense wendete.

Ueber Absicht und Plan waren diese Männer, wie es scheint, sofort vollkommen einig; allein es mußte ihnen einleuchten und lag in ihrem Plan, daß sie allein das Institut nicht begründen könnten. Auch war schon gleichzeitig mit mehreren von Hegel's älttern gelehrten Freunden zu Rathe gegangen worden; von Wernhagen von Ense's Seite mag ebenfalls mancher Rath, manche Anregung,

hinichtlich weiter heranzuziehender Persönlichkeiten ausgegangen sein. Die Hauptschwierigkeit lag immer darin, daß ein Collegium zu Stande gebracht werden sollte (und zwar in Berlin, wo grade durch die Nähe des Ministeriums auch so viele bürgerlich-politische Interessen Zerwürfnisse und Parteilungen unter den Gelehrten nährten, zu Stande gebracht werden sollte), welches einerseits alle wissenschaftlichen Fächer zu repräsentiren vermöchte, dessen Mitglieder dann aber andererseits auch (da doch die Hauptthätigkeit für den Anfang den Berlinern anheimzufallen mußte) über ihre Fächer in dem Sinne zu schreiben verstanden, wie es grade ein solcher Plan, wie er gemacht war, erforderte; denn nicht um solche Beurtheilungen sollte es sich handeln, die nur für Den einen Werth haben, der das Buch selbst besitzt, und die ihren Vortheil nur für Den entwickeln, welcher, in das Detail kleiner Verbesserungen eingehend, sie vis-à-vis des beurtheilten Textes prüfen und das richtig Befundene in seine Aboreskarien eintragen kann; nicht von solchen Beurtheilungen, wie grade die bis dahin in Deutschland als die gründlichsten und besten geltenden gewesen waren — sondern jede Beurtheilung sollte nur die wesentlichen Resultate der Leistung, worauf sie sich bezog, enthalten; diese Resultate mit dem Maßstabe unversehler Wissenschaftlichkeit messen und so einerseits die Wissenschaft selbst großartiger, freier gestalten, andererseits ihren Inhalt in allgemeinem Urtheile populär machen.

War es nun schon schwer, jenes Collegium zusammenzufinden in der Weise, daß alle Fächer darin leblich vertreten waren; fand schon in dieser Repräsentation eine außerordentliche Ungleichheit deshalb nothwendig statt, weil man einerseits nicht die Mittel hatte, früher persönliche Berührungen ungeschehen oder völlig vergessen zu machen; und andererseits doch nicht Leute in einem literarischen Institut zu gemeinschaftlicher Thätigkeit zusammenzuführen werden konnten, deren gegenseitige Abneigung bekannt war; mußten also eine große Anzahl literarischer Notabilitäten Berlins als nicht zuziehbar vom Anfang an betrachtet werden; lehnten viele Andere, die man zuziehen wollte, von legend einer Apprehension ergriffen, die Theilnahme ab — so ging noch vielmehr einer großen Anzahl der wirklich Zugezogenen jene Eigenschaft fast ganz ab, in letzteren (und doch nicht oberflächlichen); universell wissenschaftlichen, sichern Zeichnungen die ursprünglichen Absichten der Societät zu erfüllen.

Man muß alle diese Schwierigkeiten in einiger Nähe sich entwickeln gesehen haben; man muß außerdem gesehen haben, wie diese Schwierigkeiten ohne Noth noch durch niedrig-gehäßige Gesinnung Anderer vermehrt wurden, wie z. B. ein Mann, der zugezogen werden sollte, sich nicht nur sehr bald zurückzog, sondern durch die Art, wie er es that, auch zeigte, daß er eigentlich nur hatte horten und Scherz treiben wollen; wie Andere fast erschrakten, ihre Namen auf der ersten Liste gar nicht zu sehen; wie wieder Andere, die sich selbst fagen m. H. n., daß ihr Zuziehen grade die Hauptfehler des Unternehmens wankend gemacht hätte, doch übel zu nehmen schienen, daß man ih-

nen nicht Gelegenheit gegeben hatte, den Antrag schön abzuwehren — man muß alle diese Misserabilitäten erlebt haben, um eine genaue Vorstellung von der deutschen gelehrten Welt und neben ihren Verdiensten (die inzwischen zu keiner Zeit ohne Lob und Anerkennung geblieben sind) auch eine Vorstellung von ihren Niedrigkeiten zu haben. Ref., der damals in Berlin lebte, und zwar in sehr untergeordneten Verhältnissen, mußte doch trotz dem, und mußte von solchen wissenschaftlich ausgezeichneten und bürgerlich hochstehenden Männern, die ihn sonst gar nicht kannten, ihn etwa nur irgendwo in einer Gesellschaft zu sehen bekommen, bloß deswegen eine Reihe gehässiger, theilweis zugleich im höchsten Grade platter, dummer, bloßwilliger Aeußerungen mit anhören, weil sie wußten, daß er mit Mitgliedern der Societät nahe befreundet und geeignet sei, dergleichen weiter an den Mann zu bringen. Er hat seine nächste Rache dadurch genommen, daß er dergleichen völlig überhörte, hat auch nicht eine Sylbe wieder an den Mann gebracht in der Zeit, wo es gewünscht würde; aber aufgeschrieben, in aller Gemeinheit der stätigsten Aeußerung aufgeschrieben hat er sich Alles und hofft dereinst, grade wenn die Mittheilung nicht mehr erwünscht sein dürfte, in gewisser Memoiren über die m. H. n. des Strenge deutscher Universitätsgelehrten eine zweite Rache zu nehmen, die ihm um so mehr sittliche Pflicht scheint, als eben die breite Gemeinheit, die man in Deutschland so häufig wie die Säuseldämonen findet, nun und ganz allein aus jenem laconischen Sattemangel erwächst; der in Deutschland der gemeinsten Verleumdung, ihren Schmutz von sich zu geben.

(Der Bericht folgt.)

Correspondenznachrichten.

Wien, den 20. December 1848.

Allgemeine Theilnahme hat die Rede gefunden welche der geh. Medicinalrath Dr. Ringseld als jetziger Doctor der Universität vorgetragen beim Antritt seines Amtes in der Aula gehalten und welche von dem revolutionnären Geist aus den deutschen Universitäten handelt. Schon lange war es Wunsch und Bedürfnis, daß die Männer, welche auf der Höhe der Wissenschaft stehen, und deren Gesinnung — wenigstens bis zur letzten vorwärtigen Katastrophe — als freisinnig anerkannt oder angenommen war, ihre Stimme erheben möchten, daß für Die, welche weder dem feigen und blinden Entgegenarbeiten gegen nothwendige Entwicklung der Freiheit, noch dem liberalen Gesetze einer verblühten oder verblühten Menge beistimmen könnten, eine Pflanz aufgestellt sei, der sie willig folgen möchten. Die Gefahr, die endlich ziemlich unzweifelhaft nun auch den Universitäten droht, ruft jene Männer in die Schranken, und indem sie gewissermaßen nur Haus und Herd vertheidigen, müssen sie doch als Kämpfer fürs ganze Vaterland, vielleicht als Retter der Universitäten geehrt werden. Nachdem bereits im Norden die Stimme eines hochgeachteten Mannes laut war, ertönt eine gleiche nur stärker und deutlicher im Süden. Dr. Ringseld spricht zur Jugend, zur reifen Jugend, zu künftigen Priestern, Gesetzgebern, Richtern, Verwaltungsbeamten, die einmal berufen sind, an dem großen Heilungswerke der Zeit Theil zu nehmen, und fähig sich deshalb in seiner gegenwärtigen Stellung auszusprechen, von dem Uebel zu reden, woran jene leidet, um so mehr, da man den Universitäten so große Schuld daran beimißt. Er gesteht das Bestere zu, doch wirft er zugleich auf alle andere Ursachen hin, die schon seit Jahrhunderten im Leben der europäischen Staaten

nachzuweisen sind, nach hochwürdigen alten Vätern, aber christlich gut im fernsten, falschem Monarchismus und Absolutismus, als im falschem Liberalismus, der zum Theil als Kind des andern bequ Coast, erkannt werden müssen. Dem Volke als größtes und höchstes Recht ist die Freiheit der Willen zu verstehen, es verfolgt die Krankheit der Zeit nach allen Richtungen und der Freiheit klar die schlechten Ordnungen nur als Befestigung der Revolutionen von Oben, die durch Impunität neuer Kräfte oder durch Impunität schädlicher Uebel dem Uebel zu setzen glauben, während jeder vernünftige Arzt weiß, daß es beim Kranken nur auf Entziehung noch vorhandener Kräfte ankomme, und daß an dem Verfall selbst des höchsten Uebelthätigen der Verfall des Lebens hängt. Dies führt ihn auf den Reich organischen Zusammenhang im Staatskörper und corporativer Einrichtungen. Er befragt das Vorhandensein vieler Corporationen, durch die das Leben des germanischen Mittelalters gegründet und befestigt war (wobei jedoch eine vielleicht von der Geschichte nicht ganz gerechtfertigte Vorliebe die Phantasie leitete), und sieht darin die Untergrabung selbst der Staatsgewalt, erachtet es aber für höchste und heiligste Pflicht, das letzte dieser würdigen Institute, die Universitäten, nicht nur in ihrem Rechten und Functionen ungeschwächt zu erhalten, sondern dieselben möglichst zu erweitern. Der König geht sodann auf die erste wichtige Betrachtung über, daß von deutschen Fürsten deutsche Universitäten nichts zu fürchten haben, daß namentlich die sächsische Hochschule solche Gefahr nicht drohe, da der König oft und laut seine begeisterte Liebe zur Freiheit ausgesprochen, und er, der hochberühmte Beschützer der Rechte, auch für die Wissenschaft, da alle Wissenschaften Schwärmen seien, das Höchste erringen werde; und schließt mit einer ergreifenden Apostrophe an seine akademischen Mitglieder.

Ich kann mich nicht enthalten, Ihnen einige Stellen dieser in aller Weise ausgezeichneten Rede, die hier von der glücklichen Wirkung begleitet war, mitzutheilen, obgleich ich fühle, wie sehr der Zusammenhang aller Theile dazu gehet, um diese richtig zu würdigen. Nachdem im Eingang auf mehr revolutionäre Erscheinungen unserer Tage aufmerksam gemacht, bescheiden aber als nur theilweis von Universitäten ausgehend bezeichnet worden, fährt der Redner fort:

„In der ganzen Geschichte begleitet den Geist des Ungehorsams gegen Gott der Geist des Ungehorsams, somit der Selbstsucht und Ungerechtigkeit, in viel weiteren Kreisen vererblich, wenn er von der Höhe der Macht herabwirkt. Ein schon mächtig aufgespeichertes Erbe dieses Geistes des Ungehorsams fand bei seinem Regierungsantritt Ludwig XIV., und da er es nach dem ersten hinreichend vermehrt, so wird er als einer der Repräsentanten des Absolutismus betrachtet. Als Ludwig XIV. sein Oudanten, von plaisir, zum Staatsgesetz machte, da verlegte er von Gott selbst gegebene, darum unveräußerliche, von seiner Staatsgewalt antastbare Rechte der Völker, selbst wenn diese solch Verhängnis durch eigenes Unrecht verdient haben sollten. Denn gleich der Natur, dem Licht, dem Geist ist der Staat nichts von Menschen gemachtes, sondern, wie der Dichter und die Schulen der Weisheit uns lehren, ursprünglich ein Naturgewächs, ein Kunstwerk, ja das höchste Kunstwerk Gottes, und die Spuren der göttlichen Ordnung sind nachweisbar in jedem durch Menschenwillkür auch noch so verderbten Staate, wie die Reste der Gesundheit im krankhaften Leibe und im schwächsten Menschen die Tränener des Ebenbildes Gottes. Insbesondere entwickelte sich in ganz Kometopa der selbst von Dante und Montesquieu als musterhaft bewunderte christlich-germanische Staat mit seinen Vergliederungen in Provinzen, Gemeinden, Familien, in geistlichen und weltlichen Ständen, Zünften und Innungen, er entwickelte sich ganz organisch aus den Lehren und Institutionen des Christenthums und des diesem so innig verwandten germanischen Rechts. Fürsten und Völker mit ihren Ständen sind von Gottes Gnade; von Gott haben Fürsten und Völker ihre Rechte und Verpflichtungen; der christlich-germanische Staat war kein absolutistisch pseudomonarchischer.“

wird nun dieser und seine Bedeutung näher bestimmt, vorzüglich die gleichmäßige Kraftäußerung aller Glieder nach Oben und nach Unten gerichtet; die Kräfte des nachamerikanischen Staates, dem die oberen Glieder fehlen, das antiken, das aristokratische Freiheit verschlingen, das modernen mit seinem Contraktionspotency aufhebt. Dann fährt der Redner fort: „Es war Recht und Pflicht, das Schwache zu stärken, abzuschwächen Richtungen einzulenten, eingeschränktes Fremdbotiges oder dem Lebensproceß Abgesprochenes auszuscheiden; aber es war sinnliche Willkür, rechtmäßige Kräfte zu hemmen, wol gar ganze Glieder des großen Leibes zu zerhacken; denn Krankheit, ja Tod folgt oft der Befestigung selbst der kleinsten organischen Glieder. Als Ludwig XIV. durch Revolutionen von Oben die Rechte des Volkes, da verkündete ihm der fromme Henker die Vernichtung aller Rechte seiner Insel durch die Empörungen von Unten. Statt wie Ludwig der Heilige zu thun, der unruhe erwecktes Land seiner Thron zurückgab, besetzten die Nachkommen Ludwig's, den sie den Großen benannten, dessen Beispiel und zeitigen Europas Fürsten zu Schanden. Nicht das unter göttlichem Einfluß entstandene objective und positive Recht, sondern das von plaur ober eine nach Bescheidenheit des Tages geistliche subjective rationalistische, bis willkürliche Maxime vom allgemeinen Wohl war der leitende, der despotische Grundsaß der Praxis. Der Absolutismus des 17ten errichtete die Spitze unter Napoleon, der alle corporative und private Selbstständigkeit, alles positive Recht, selbst das vöterliche und häusliche und die Freiheit der Kirche schonungslos mit Füßen tretete. Mit der atheistischen, auf dem Ich beruhenden Praxis des französischen Königs entwidmete sich wol nicht ohne inneren Zusammenhang die vom Ich ausgehende Philosophie und Staatsrechtswissenschaft in den Schulen von Hobbes, Descartes, Epinosa, Kant und Fichte, und die Spitze des Egoismus errichtete sie im Kapricismus von Hegel.“

Nun werden die Uebel einzeln verfolgt, der von Unten verlegte, von Oben methodisch verböhtete Egoismus gegen Gott, der zum Hof- und Staatsdienst entwürdigte Clerus, das Unfähigen fürstlicher Stanten über alle Stände, statt der vorigen aller Städte, Geldanstalts an der Stelle des Geschlechters, Aufhörens der Zünfte, Verwandlung des Bauers in einen Gewerbdemann durch Zerstückung des Bodens, und als Folge dieser Uebel und Mangelhaftigkeit der fürstlichen Herrschaft, Herabsetzung des Volks (mit Hinrentung auf kaufmännische Verhältnisse) und Widerstreit der bei naturgemäßer Entwicklung sich heisenden Kräfte bei einem mechanischen Staatsgliederma nachgewiesen.

„Von Gott gegeben“, fährt der Redner unter höchst strenger Theilnahme der Zuhörer fort, „unerschütterlich, völlig berechtigt ist der Trieb zur Innung und Befestigung. Nicht mehr organisch genährt, sucht er krankhaft in geheimner Gesellschaft Lebensbegegnung. Angehoren besonders den germanischen Stämmen ist der Trieb nach eigener Bewaltung in der Familie, dem Hause, der Gemeinde, im Bezirk. Gekemmt durch ein „Alles besormundende“, in Alles sich mischende Polizeigewalt lebte sich dieser Trieb ammaßend nach Unten und Oben. Unglücklich die Rechte Anderer, die gleichfalls von Gott sind, verlegend, verloren die Nachhader den Glauben an die göttliche Weltkraft der eignen, sie suchten, statt sie zu bekämpfen, mit den Irrthümern der Zeit, in Hoffnung, durch List sie nutzbar zu machen. Verlegend den Gehorsam gegen Gott und Gott nicht mehr gedenk, was Gottes ist, wie konnten sie hoffen, daß die Völker gäben, was des Kaisers ist?“

So wird die blutige Revolution von Unten aus der verdorbenen von Oben hergeleitet, alsdann die traurige und allgemeine bekannte Folge der ersten weiter geschildert, wie endlich das Wesen der Freiheit als wahre Freiheit und Wohlthat verschlungen, und wie wir am Abgrunde eines allgemeinen europäischen Verderbens stehen, wie Dante, Claudius, Müller und Niebuhr längst vorhergesagt, der Alle verschlingt; wenn nicht durch aufrehtes Erkennen und Bekenntnis des Unrechts, durch die beharrlichste, heldenmüthigste und vereinte Anstrengung der:

Fürsten und Päpste, durch ein Mäander der erbarmenden Liebe Gottes ständlich erweitert wird.

Man geht der Rechner auf den besondern Rathell über, den man den Universitäten an den revolutionären Erscheinungen schenken gibt, und stellt die Klage nicht in Abrede. „Aber“, sagt er, „gibt das Verdrehen einzelner Glieder einer Institution ein Recht zur Verneinung der Institution selbst? Dann haben die Jacobiner Recht; Kirche, Monarchie und Adel zu vernichten. Die Beförderung der Hochschulen durch Regierungen wäre nur die Fortsetzung derselben Revolutionen von Oben, welche, angeblich zum allgemeinen Besten die genannten Körperschaften zerstörend, den Umsturz der Throne bereitet. Oder hofft man die Revolution von Unten zu hemmen durch Fortsetzung und Steigerung der Willkür von Oben? Ist des alten, historisch Schwärzigen nicht genug zerstört? Sollen diese seit ihrer Entsehung mit fast Allem, was in der Geschichte groß ist, innig verbundenen Institutionen auch in den Abgrund stürzen, der schon den größten Theil der andern Stände begraben? Sollen sie zerstört werden von den Enkeln der Fürsten, die sie mit so rührender und liebender Sorge gepflegt und beschenkt, und die ihre Verderber mit dem Fluch bedroht? — Ja, man kann die Universitäten zertrümmern; aber welche Denen, die dazu wirken! sie sind der Mit- und Nachwelt, der Monarchie und der Kirche verantwortlich für alles Unheil, das daraus entstehen wird.“

Zugehend die Nothwendigkeit einer Veränderung der Universitätsverfassung, ist der Rechner aber weit entfernt, das Uebel in der Selbständigkeit der Anstalt zu erblicken; die Wahl der Lehrer, der schlechte Geist und andere Schulen aufgenommenen Zöglinge und viele der Universitätsverfassung fremde Ursachen tragen die Schuld. Der revolutionäre Geist, durch alle Stände verbreitet, habe die Hochschulen allein nicht verschonen können, um so weniger, da Lehrer, wenn sie gegen den Umsturz kämpften, sehr häufig von Demen, für die sie kämpften, verlassen oder zurückgeschoben wurden. Außerhalb Deutschlands und der Universitäten sei der böse Geist geboren, der schädliche Einfluß der Presse, der Propaganda und vor Allen der schlechten Symphonieziehung sei zu hindern, was Alles im Verzuge und in der Macht der Staatsgewalt liege, kann das sie zu Aufhebung der Lehrfreiheit, Einführung gebotener Lehrbücher, Vernichtung der corporativen Selbständigkeit der Universitäten schreite. „Eine solche Beschränkung der freien Lehre erklärt der Rechner nicht bloß für unangenehm, sondern für thöricht, positiv schädlich und gefährlich, für unrecht und revolutionär. Ein Vortrag nach solchen Büchern würde lediglich dem Zweifel an ihrer Wahrheit erregen, und doppelt verderblich würden sie, wenn ihre Grundzüge selbst schlecht und dennoch, wie Beispiele lehren, durch Autorität geheiligt erschienen. Wer widerlegte überdies die unzähligen schlechten in allen Händen befindlichen Schriften über alle Zweige des Wissens und Handels? Nein, der gefürchtete Geist wird nicht durch solche Mittel beschworen. Wie die Sucht nach falscher Freiheit nicht durch Verabung, sondern nur durch Bewahrung der wahren Freiheit, so wird die falsche Wissenschaft nicht durch Verzichtung auf Wissenschaft, sondern allein durch die wahre bekämpft.“ „Durch Darstellung der wahren positiven und objectiven Lehre fallen von selbst die Götzen der falschen, die theoretisch und praktisch kanakosen Lehren von Volkssouveränität, ursprünglichem Vertrage, absoluter Freiheit der Presse und andere. Nie widersteht dem Feuer der Wissenschaft das Irige, Schliche, Verderbliche. Die Darstellung der wahren religiösen und politischen Doctrinen und die siegreiche Bekämpfung des Irrthums ist Aufgabe der Universitäten, diese Aufgabe aber nur über der feiner Behandlung der Wissenschaft. Ueberzeugung läßt sich nicht zwingen, die freie Ueberzeugung des Lehrers erobert die freie Eroberung des Hörers, ohne Freiheit würde die schon begonnene Reformation der Wissenschaften neuerdings unterbrochen, das einzig sichere Mittel der Rettung ver-

nicht. Ueppigen Freis wuchsen die falsche revolutionäre Theorien, seit man die Kräfte, dem Ewigem dienende Wissenschaft zum feinen Zweck zu bestimten Zwecken mißbrauchte, seit man ihr als höchsten Zweck vorsetzte, das Nützliche und Brauchbare zu lehren, seit man ihre Institute, beschränkt durch Selbstbestimmung, zu bloßen Staatsmaschinen erniedrigte.“

Der Rechner geht nun in ein fast lyrisches Lob der Freiheit über, die er mit erhabenen, aus tiefre Selbstschätzung genommenen Tönen zeichnet, und fordert für die Universitäten Recht der Beschränkung freilich Entwidlung ihrer corporativen Selbständigkeit, namentlich im Zusammenhang mit dem ganzen Organismus, dem sie als Glied dient. Corporative Verfassung erscheint ihm als der wesentlichste Hort der Freiheit, als unerschütterliches Mittel gegen Revolution (da die durch Stänfte zu allen Zeiten bewirkten partialen Zustände nicht mit der Alles umwälzenden Revolution zu verwechseln sind), und so rühmt er unter Andern Preußen wegen seiner Städteverfassung und seiner Provinzialstände, in welchen er die Keime zu künftigen Corporationen erblickt. Nachdem er jedoch noch die leichte Behauptung, daß seit Erhebung der Buchdruckerei die Universitäten mehr schädlich als nützlich seien, widerlegt, geht der Rechner auf seine Hoffnungen über: „Kein, von deutschen Fürsten haben deutsche Universitäten nichts zu befürchten; deutsche Fürsten werden nicht sie zerstören, nicht sie beschränken; vielmehr ihre Freiheit und organische Selbständigkeit erweitern und bestärken. Daß dies in unserm Vaterland nicht geschehen wird, dafür bürgt uns der wahrhaft liberale, großartige Sinn König Ludwigs und seine eigene begeisterte Liebe zur Freiheit; dafür die Bestimmung der so seinem hohen Rathe Berufenen; dafür Alles, was der königliche Herr in höherm Geiste bereits gewirkt und gestaltet, für die Verlebung des corporativen Geistes überhaupt, für geistliche Körperschaften, für Universitäten und die unsrer insbesondere.“ Nachdem der Rechner hierauf ein gedrängtes Bild der königlichen Thätigkeit gegeben, fährt er fort: „Aber zum Wiederanstehen reichen die Kräfte keines einzelnen Fürsten, selbst aller zusammen und der vereinten Regierungen nicht hin. Zusammenwirken müssen weltliche und geistliche Obrigkeit und beide mit allen Ständen der ganzen Völkerschaft. Wir alle sind berufen zum großen Tagewerk, nicht bloß die wirklichen Lehrer etc., sondern auch Sie, meine unimiggelebten akademischen Freunde und Mitbürger, wenn auch Etsende jetzt, doch als künftige Lehrer etc.“ „O meine theueren akademischen Freunde, täumte ich mit aller durch Religion, Geschichte und Wissenschaft im mir bewirkten Gewalt der Ueberzeugung und mit der alle meine Adern überwallenden Huth des Bewußtes für Ihr und des gesammten Vaterlandes Wohl, könnte ich Sie hinwegziehen von allen Klippen des Unglaubens und Ungehorsams und sie zum Wissen des Glaubens, zum Rathe, zur Freiheit, zur Selbständigkeit des Gehorsams leiten. Unsern Glauben und Gehorsam wird und muß Gott segnen, so wahr Er der Wahrhaftige ist, und so wahr nur von Selbstheit trunke Äthoren diesen Segen verdienen; das suchtbare Schwert, das noch über unsern Scheitel droht, wird er von unserer Heimat, von Deutschland, von Europa andäbig hinwegziehen und aus den Reimen des Glaubens und Gehorsams ein neues, gewaltiges Reich erwecken.“ 31.

Literarische Notizen.

Der ehemals bei der Kaiserin Josephine angestellte Vater Quaglio hat in Paris eine Sammlung der auf dem Kirchhofe des Vater LaChaise befindlichen, schönsten Monumente herausgegeben.

Die vierte Ausgabe der Geschichte der französischen Revolution von Thiers erscheint in hundert Lieferungen zu 50 Grct. und mit hundert Kupferstichen.

Montag,

Nr. 6.

6. Januar 1834.

Zur Geschichtschreibung und Literatur. Berichte und Beurtheilungen von K. A. Wernhagen von Ense.

(Schluß aus Nr. 5.)

Trug nun in jener Zeit jeder Mitstifter der Societät für wissenschaftliche Kritik sein bescheiden Theil von Ansehung, so waren doch ganz natürlich viele derselben durch eine anderweitige wichtige Thätigkeit so sehr in Anspruch genommen, daß sie fürs Erste weniger selbst sich um Geschäfte kümmerten und vielmehr nur wohlwollend gewähren ließen; andere waren noch jung und von noch so unbestimmten Verhältnissen in der Welt, daß ihnen das geschäftige wie das gebäufige Treiben, was sich mit der Stiftung der Societät für wissenschaftliche Kritik verband, wenn nicht zur schönsten Unterhaltung, doch zu einem Anlaß der reichsten Beobachtungen diente; daß sie sich demselben passiv hingaben, ohne zu wagen eine selbständige Einwirkung darauf auszuüben. Unter Demen aber, die sich nun eifriger für die äußere Einrichtung und innere Gestalt der Societät bemühten, traten wieder am Charakteristischsten Hegel, Sans und Wernhagen von Ense hervor. Hegel durch stete ernste Bezugnahme auf die ursprünglichen Absichten und Besätze der Gesellschaft sowie durch ein gewisses, zuweilen sogar komisch-peinliches Drängen auf äußere Ordnung in den Secretariatsgeschäften, wo gewisse Bücher und Journale mit gewissen Einnern und Redactoren geführt werden sollten u. s. w.; Sans durch eine aufopfernde Thätigkeit, die aber allerdings auch zuweilen ihre sehr humoristischen Seiten hätte, wenn er als Generalsecretar sich gebedete wie ein kleiner Deputirtenkammerpräsident, oder, um eine gemüthliche Recension eines Freundes bei dem critical court durchzubringen, alle mögliche Umtriebe versuchte und sie wie eine zurückgeworfene Bill mit geringen Aenderungen zum zweiten und dritten Male zur Abstimmung zu bringen nicht ermüdete. Von Wernhagen von Ense kann man sagen, daß er das lebendige rechte Maß in der Gesellschaft war. Wenn irgend Jemand Hegel's Peinlichkeit und Sans' Polyptragmolyne und Protectionseidenenschaft in ruhiger Weise wirksam entgegentrat, so war es nur dieser Mann, dessen Einfluß sich von Monat zu Monat mehr in der Societät entwickelte, und der so im Grunde der nothwendige andere Pol derselben wurde.

Es nun nicht zu leugnen, daß das Entstehen und

das Sichhalten der berliner „Jahrbücher“ trotz dem, daß jenes Ziel, was man anfangs erreichen wollte, nicht erreicht worden ist (wie es denn in Deutschland aus Mangel an den dazu nöthigen Scribenten wie an dem in der französischen Weise theilnehmendem Publikum überhaupt nicht und zum Stück nicht ganz erreicht werden kann), doch theils durch die Rückwirkung der „Jahrbücher“ auf die andern kritischen Institute (die seitdem zum Theil in mehrfachen Revolutionen ihrer Einrichtungen, sowohl durch collegialische Redactionen als durch häufigere Nennung der Recensentenamen u. s. w. sich den berliner „Jahrbüchern“ in ihrer Erscheinung gemähert haben), theils durch ihren unmittelbaren Einfluß in tüchtigen Recensionen höchst bedeutend geworden ist, so darf dabei nie vergessen werden, daß — auch abgesehen von dessen eignen und jetzt gesammelt gebotenen Recensionen — Wernhagen von Ense sich um die würdige Haltung und zweckgemäße Einrichtung der berliner „Jahrbücher“ ebenso große Verdienste erworben hat als durch unachtsichtige Vertretung derselben in der Gesellschaft, so lange sie einer solchen Vertretung bedurfte, um deren Ruf, daß also von der allgemeinen Wirkung dieser Zeitschrift auch noch ein gutes Theil ihm zugurechnen ist.

Was die vorliegenden gesammelten Recensionen endlich betrifft, so wird die allgemeinste Bekanntheit mit ihnen schon unsere Behauptung rechtfertigen, daß sie am meisten sich jenem Ideal deutscher Recensionen, welches bei Gründung der berliner „Jahrbücher“ aufgestellt wurde, nähern, nämlich in correcter Form und anziehender Fassung zugleich mit strengem wissenschaftlichen Maße messend, doch dem Verständniß jedes Gebildeten zugänglich zu sein, allgemeine Resultate oder Mängel gründlich zu bezeichnen und doch in keinem epineusen Detail sich zu verlieren. Wenn dabei der Gerechtigkeit gegen Anders halber bemerkt werden muß, daß es allerdings bei den Büchern, welche diese Recensionen betreffen, auch verhältnißmäßig leichter gewesen sei, sich jenem Ideal zu nähern, indem in der bezeichneten Weise leichter über Darstellungen neuerer Zeitschichte, über Biographien, überhaupt Geschichte und über Werke der schönen Künste geschrieben werden möge als über mathematische, naturwissenschaftliche und den abstractern philosophischen Disciplinen zugewendete, so kann dies eines Theils zugegeben werden; allein

theils tragen doch, auch abgesehen von dieser verhältnißmäßig größern Leichtigkeit, diese Recensionen ein eigenenthümliches, anziehendes Gepräge und können in dieser Hinsicht, weil es eben das Individuelle und schön Individuelle ist, nicht weiter verglichen werden, theils sind doch auch schwieriger Aufgaben in ihnen besprochen und bei anscheinend großer Leichtigkeit der Behandlung eine Menge der fruchtbarsten Sätze der gebildeten Welt eindringlich ans Herz gelegt. Dies namentlich bei der Beurtheilung mehrerer kleinerer Schriften, z. B. von Fr. Koss „Ueber den bürgerlichen Zustand Gallens“, und von A. Flagler „Ueber das Wesen der Historie und die Behandlung derselben“, von P. Wörner's „Reimen gesammelten Schöpfen“.

Nach der negativen Seite der Wirkung haben wir und bei erneuter Durchlesung dieser Recensionen vielfach an Zurückführung so mancher französischen Præsumtion auf den gebührenden Standpunkt der Nichtigkeit, doch auch an dem strengen Urtheil über manche deutsche Vohlschreier, wie z. B. bei Gelegenheit der Sagen'schen Schriften, erfreut. Daß neben manchen Ausstellungen doch nirgends Vorzüge übersehen, sondern, wo ein gerechter Tadel sie zu verdunkeln schien, nur um so entschiedener anerkannt worden sind, sogar in der auf Schloffer's Beziehung habenden Eeritschrift, ist ein Zug, der in Deutschland nicht eben häufig erwähnt werden kann. Nach der positiven, der anerkennenden Seite hin ist Ref. noch vor Allem die schöne Würdigung von Adam von Arnim's Dichtergaben wohlthuend gewesen. Wie wenig ist selbst jetzt noch Das, was dieser herrliche Geist Lächerliches (freilich unter manchem in der Ausführung Auseinandergesangenen oder in Ermattung Liegengebliebenen) geleistet hat, anerkannt. Seine „Kronenmacher“, der deutscheste Roman, den man denken kann, und ausgestattet noch mit herrlichen Zugaben, ist fast verschollen, und ebenso die beiden Bände Novellen und Erzählungen, deren Anzeige in dem vorliegenden Bande enthalten sind, und die zu dem Besten gehören, was unsere Literatur in dieser Beziehung aufzuweisen hat.

Esthnische und finnische Volkslieder.

Russische und cossakische, polnische, lithauische und serbische Volkslieder sind in d. Bl. als die ersten hörbaren Stimmen eines poetisch producirenden Volks, als Ursprünge der Litteratur besprochen und in einzelnen Proben auch mitgetheilt worden. Wenn Wachtel folge nun ein Wort über esthnische Volkslieder. Wachtel und fast vergessen lebt im waldigen Winkel des finnischen Werberufens und von da bis an den Peipussee durch Liefland bis zur altrussischen Grenze der Kowgoroder das blonde und weiche, sanfte und doch tapfere Volk der Esthen. Es gehört zur dem großen, zahlreichen Volksstamme der Finnen, dessen Sätze von den stengenannten Sandmarken an durch ganz Finnland und Ingermanland und von da in den sprachverwandten Kareliern, Syränen, Permiaken, Escheremissen und Oskalen weit durch die nordöstlichen Gebiete des europäischen Rußlands bis in Siberien hinein sich erstrecken. Sie sind esthnische und der sprachverwandten Stämme Volkslieder gesammelt worden (wie doch z. B. vor wenigen Jahren durch Ahfva die lithauischen), dennoch wäre es billig, diese Aufmerksamkeit der großen Finnenwelt zu schenken, obgleich sie überall, wo sie sich auch erhalten hat, wie die lithauische, der Oberherrschaft germa-

nischer oder slavischer Stämme verfallen ist. Wächten diese Zeiten, an sich ungeduldig und auch durch den Raum in d. Bl. beschränkt und rücksichtsvoll geübt, eine erste Anregung hierzu enthalten. — Wenige, aber anziehende esthnische Volkslieder findet man abgedruckt in Petri's bekanntem, vielangefochtenem Werke: „Esthland und die Esthen“. Eine größere, gleich noch immer nicht zahlreiche esthnische esthnische Volkslieder erhalten wir neuerdings in: „Neben in meiste russische Souveränements in den Jahren 1788, 1801, 1807 und 1815“ (fünf Bände, Weiningen 1830). Der Verf. ist Herr Christian Schlegel, zuerst Hofmeister in adeligen Häusern in Esthland, sodann deutscher Prediger bei der evangelischen Gemeinde zu Moskau in Weifrußland, zuletzt Collegienrath und Beamter bei der deutschen Postexpedition zu Petersburg. Durch seine höhere Stellung und spätere Reisen in Esthland war er in dem Stand gesetzt worden, das esthnische Landvolk (Adel und Städter sind bekanntlich Deutsche) vielfach kennen zu lernen, und er tritt als warmer Vertheider derselben auf. Die Sprache ist, wie überhaupt alle Dialekte der großen finnischen, weich und vocalreich; harte oder zusammengesetzte Mixtauren wie pf, z, u. s. w. kennt sie nicht, dagegen aber gefüllt sie sich ungeheuer in Zusammenfügungen von Vocalen und hat an Doppelantern ein ä, ae, ai, au, de, di, ee, ed, ei, eu, in, oe, ob, ou, oi, bi, ti, ui und andere für das Deutsche, nicht früh daran gewöhnte Ohr kaum ergreifbare Zusammenfügungen aufzuweisen. Es würde zu weit führen, den wahren Klang der Sprache in mitgetheilten Originalstücken, wie sie der Verf. in seine Reisebeschreibung aufgenommen, hier richtig zu wahren; wir begnügen uns, aus seinem Vorrath einige deutsche Uebersetzungen auszuschreiben und aus eignen Wählern uns durch Freuentand gelangen lassen. Folgende sind die schönsten Finnischen Volkslieder, wie sie folgende Uebersetzung eines Rußlands, des Herrn Krieger, einem Studenten, die Massen anlegt:

Ich rühe den lieben Bruder an,
 Ich rühe ihn aus und unterrichte ihn.
 Dieses Bräutchen, sage nicht voraus, —
 Welche nicht wahr —
 Die Bräutchen werden ersehen,
 Und die im Schweiß ersehen,
 Derb dich mitten im Weidmühl,
 Red' von den Fährtenräger.
 Die Weifen kommen nach Hause.

Wenn man auf diese Weise die ganze Mittelstufe anpreisen thut, so schäme man daraus nicht etwa auf eine vollständige Richtigkeit der Esthen und Finnen. Im Gegentheil, nach dem Zeugniß erfahrener Krieger und selbst der Geschichte sind die Finnen und ihre Stammesossen sehr tapfere Soldaten. Wie ruhmvoll wird der finnischen Regimenten gedacht, überall wo schwedische Heere zochten? Die russischen Regimenter, in denen sich viele Soldaten aus dem finnischen Volksstamme herkommen befinden, werden zu dem tapfersten und zuverlässigsten des Heeres gezählt, und im letzten Kriege gegen den Kaiserthum im Osten haben sich noch im frischen Gedächtnisse der Weidmühl die russischen Esthen besonders ausgezeichnet. Diese Tapferkeit und Lächelheit der Finnen wird auch von ihnen russischen Kampfergeschichten gern und willig anerkannt. In der Schlacht soll sich ihrer häufig eine altnordische Heldenkrieger bewachtigen, und wie furchtbar, unaufhaltbar, unübersteiglich, vermalend sie sich dann auf den Feind werfen, haben die Franzosen erfahren. Doch wie thoren zu weichen Eubens zurück! und geben zu überdies ein Hochgeklid (Th. I, S. 243):

Sängerschen, junges Weib!
 Wie du zu Hause ankommst,
 Da gallest du wie Gold im Hause,
 Wie Silber auf des Vaters Wohlth.
 Wie Kupfer auf des Bruders Wohlth.
 Wenn du aber, Mädchen, in ein fremdes Haus kommst,
 So kommst wie ein Fisch an ein andres Ufer,
 Wie eine Galt an einen andern Ort.

Ich weiß es nicht zu loben, noch zu tadeln,
 Ob du denn noch so viel gült als die Erde,
 Die an der Wand flügel ist.
 Ober zwischen des Sperlings Federn,
 Ober der Kerle des Adels,
 Im Gespitz des sich schüttelnden Vogels.

Es wäre schwer, ein anschaulicheres Bild für die Geringfügigkeit im Vergleich des Werthpollen zu finden, als in diesem Liedchen aufgestellt wird, und einfach mahnend sagt es der verjährten Tochter, daß nicht gleiche Liebe sie im Hause der Schwiegerältern erwarte. — In vielen Liedern spricht sich das Leid über die bedrückte Lage des Landvolks aus, und so wehmüthig diese Klagen erklingen, so ermangete sie doch nicht eine gewissen Aufschwung der niedergehaltenen Kraft. Nicht ohne Theilnahme liest man das Lied Th. V, S. 117, welches Schnitterlied überschrieben ist:

Der Sommer bringt uns um;
 Der Winter mordet uns;
 Die Frucht schneidet uns den Obern ab;
 Die Ernte mocht uns den Kraus.

Leden herrscht auf unsern Aaren.

So lange der Herr auf Desei ist,
 So lange der Herr im vermaer Lants ist,
 Kommt er von Desei,

Kun von vermaer Lants jurich,
 So nicht des Loden von unsern Aaren,
 Das Leben schwebet von unsern Aaren,
 Die Freude von den Sammlern das Gras,
 Und das Bild von den Pflüger des Reides,
 Das Weinen that die nach Kunde,
 Das Geflage die nach Künstern,
 Statt Dabelfach yst die Priester.

Einige Stimmen:

Seht und weh die Hände geben,
 Zusammen vers Bercht gehn,
 Kungelien die Richter.

(Über dem Richter.)

Mein Herr,
 Meiner Frau,
 Seht auf das arme Gebirg herab,
 Wie gramfam man uns wartet,
 Wie man die Jungen peinigt,
 Die Starben entkräftet,
 Der Jungen Blut vergießt.

Der Richter:

Geld zahlig, Kinder!
 Wir wollen zahlischagen,
 Wie man euch helfen könne!

Zur Verpöblichung mancher Leser, die der Inhalt des Liedes erschüttert haben könnte, müssen wir bemerken, daß der Verf. der obengenannten Reisebeschreibungen die Lieder, die er mittheilt, zu verschiedener Zeit gesammelt hat; einige sind von ihm während seines ersten Aufenthalts in Estland vor beinahe 50 Jahren aufgeschrieben worden. Vielleicht gehört auch das Schnitterlied in jene Lage. Seitdem hat sich Vieles in der Lage des estnischen Landbauers zum Bessern gekehrt, besonders seit der Aufhebung der Leibeigenschaft in Estland während der Verwaltung dieser Provinz durch den jagigen Großherzog von Livland, einen der edelsten Fürsten Deutschlands, der als Großprinz Generalgouverneur von Estland war. In der letzten Strapaze des Liedes, der Antwort des Richters, liegt ein Spott, auf den unser Reisebeschreiber auch bei andern Liedern der Esten als einem häufigen Beisatz derselben aufmerksam macht, gleichsam man ihnen sonst in ihrer Geistesrichtung mehr offene, einfache Treuhersigkeit als verdeckten Schalksinn beimißt. Wir werden übrigens weiter unten finnische Lieder mittheilen, denen auch der Stachel des Spottes nicht mangelt. Jetzt schreiben wir noch, aber freilich, den Raum berücksichtigend, nur bruchstückweise, ein Lied ähnlichen Inhalts wie das vorhergehende aus. Es ist überschrieben: „Lied der Hochadienten thundern

Mädchen und Kinder“ (Th. V, S. 134). Das Drängen und Ueberellen einer unmaßigen Arbeit wird in den Zeilen geschildert:

Die Dösen freßen vor Alle am Joch,
 Die armen Mollachen im Geschirr,
 Die Frauen zwölgen den Kindern,
 Die Schimmel lösen an Seilern,
 Die Arbeitsmänner wie mit Saamenlangen getrieben,
 Die armen Arbeiterinnen wie mit dem Flegel bedroht,
 In der Scheune heißt man mit Peitschen,
 Mit Prügeln trägt man die Garken zusammen u. s. w.

Der Schluß des Liedes drückt die Leiden der Kinder aus, die zu früh zur Arbeit genöthigt werden. Es heißt darin:

Wenn wir wie ein Mädchen und noch nicht weit aufzieren,
 Oder wie ein Mädchen noch nicht laut gadein führen,
 Dann heißt man uns den Größern zur Seite.

O Gott, gütiger Gott!

Erheb' dich von deinem Sitze!
 Bild' auf das arme Gebiet herab,
 Wie man uns Krone quält!

Wie man die Kleinen peiniget.

Der Wringers Blut vergießt!

Wenn nicht weiter hoch den Leib zu Gleiten,

Und Nichts zusammenzufassen.

O Gott, gütiger Gott!

Wir werden uns von diesen unerzehrlichen Bildern und dem Schrei des Jammers, der hoffentlich nicht mehr erklingt, zu heiteren Gefängen. Eine Reihe kleiner Lieder (S. 137 ff.) vergegenwärtigt die einfache Feier einer estnischen Bauernhochzeit. Sie bilden gleichsam ein kleines Drama; den Anfang beglückt die weggehende junge Frau; dann sagt die Mutter:

Ich ich armes Weibchen!
 Wo ist mein junges Mädchen,
 Das ich trauete, das ich trauete,
 Das ich schickte, das ich schickte?
 Gaudis ist ihr ein Schaden geschehen!

Hat dich ein schelmmer Dabicht gekraußt? u. s. w.

Hiernach antwortet der Vater und tröstet die Mutter, daß ihrem Mädchen doch wol kein Böß geschehen ist und sie es wiedersehen würde. Als er geendet, sagt die Schwiegermutter:

Sauhe, liebe Nachbarin!
 Mein junges Mädchen ist im Stul,
 Ein Dordaba macher es absonstlich,
 Das Mädchen wor ihm zugesthan.

Das Liedchen wird nun weiter angeführt, und zuletzt singen die Hochzeitgäste im Chor und erbitten dem Pärchen vom Beschick recht viele und schöne Eier. Wir müssen uns auf diese Auszüge beschränken und schließen sie mit der Beherzigung der Bemerkung unseres Reisebeschreibers, daß man die im Munde der Landleute noch üblichen, theils aus alter Zeit ihnen überkommenen Lieder als ein Erbschaft und eigenthümliches Gut des estnischen Volks sammeln sollte, ehe deutsche, ins Estnische übersezte Lieder die eignen verdrängen. Allerdings ist nicht so durchweg anzunehmen, daß Bekanntheit mit fremden Gesängen die künftige eigne, freie Production gänzlich hemmen sollte.

Wir gehen nun zu den Liedern der sprach- und geistverwandten Finnen über, die indeß von jeher mehr Aufmerksamkeit und Beachtung gefunden haben als diejenigen ihrer estnischen Stammgenossen. Schon Sanander und Porchan haben über Dichtung und Dichtkunst der Finnen geschrieben, und in neuerer Zeit hat Hr. Kuhn auf eine tüchtiche Weise die Aufmerksamkeit auf dieses Volk hingelenkt und in seinem bekannten Werke: „Finnland und seine Bewohner“ (Leipzig 1809), einen ganzen Abschnitt der Volkspoesie eingeräumt. Dort sind auch mehrere Lieder eingestrichelt, doch, wie es die Richtung des Werkes erforderte, mehr historischen als andern Inhalts. Wir fügen nun zu jenen noch einige neuere finnische Lieder, die wie aus Grundbesand erhalten und die auch Schreiber nicht kannte. In dem ersten vertbeidigt ein Jüngling auf eine harmlose wichtige Weise den Angriff auf seine ihm natürlich erscheinende Liebe,

Indem er auf ein ungleiches Paar hinweist, das sich trotz dieser Ungleichheit dennoch zu lieben scheint:

Seht mir doch die eigne Liebe,
Langt der Rettig mit der Käbe,
Eispelt ihr ins dritte Ohr,
Sagt ihr süße Sachen vor!

Darf nun Rettig so und Käbe
Eich gesehen ihrer Liebe,
Wozum kann ich dich nicht frein
Und dein Meelichster sein?

Die ältern finnischen Lieder sind reimlos, aber bewegen nicht ohne eine gewisse Kunst und Beachtung festgestellter Regeln gebichtet. Auch Rüks bemerkt: „Ohne die Regeln zu kennen, broachten die Finnen sie doch immer, durch ihr Gehör und einen verwirrten Begriff vom Schönen geleitet; sie können gute und schlechte Verse sehr wohl unterscheiden, ja sie verbessern auch fehlerhafte Stellen, ohne die Hauptfordernisse eines guten Gedichtes angeben zu können. Die längsten Gedichte behalten sie sehr genau und pflanzen sie bloß durch das Gedächtniß unter sich fort.“ In neuerer Zeit haben die Finnen wie die Esten nach schwedischen und deutschen Mustern den Reim gebrauchen lernen, dessen Anwendung ihnen die Eigentümlichkeit ihrer Sprache durch die häufigen gleichlautenden Wortendungen und das Anhängen einformiger Schlußsyden erleichtert. Die Finnen haben ein Sprüchwort: „Ein Lied brant nicht, aber verlängert das Bier.“ Diefem Ausspruche zufolge, der die Liebe zum Gesange beurkundet, haben sie, wie auch Rüks bemerkt, eine große Anzahl von Dichtungen und Liedern im Gedächtnisse, wodurch es ihnen leicht wird, poetische Bindungen und Rebenarten aufzufinden. Täglich entsteht eine Menge von Liedern, wovon jedoch wenige über die Grenzen des Kirchspiels, worin der Sänger lebt, verbreitet und ausbreitet werden. Die Art des Abfanges ist auch eigentümlich, indem zwei zusammenfingen, nämlich der Vorsänger (Laulaja) und der Bormann (Päämies), wobei ein dritter Einspeler, gleichsam Conquire (Salotsija), ihnen beisteht. Die Gesänge sind meistens ernsthaften, ermahnenden Inhalts; doch fehlen Liebeslieder und jene schalkhafter Art nicht, die Hr. S. bei dem estnischen Landvolk zu seiner Ueberraschung gefunden hat. Wie theilen hier zwei der letztern Gattung mit, die aus der Gegend von Billmanstrand, von den Ufern des insefzeichen, klaren Saimasee stammen. Aus dem ersten Liede spricht Lebenserfahrung mit einem Beisatz von Schalkheit und Ironie:

Beh, mein Liebchen ist von Holz;
Bär' ich doch das Feuer,
Brennen wär' ich's, brennen.

Beh, mein Liebchen ist von Eisen;
Bär' ich doch das Eisen,
Rärbe (schläg) ich's, wärbe!

Beh, mein Liebchen ist von Eis;
Bär' ich doch die Sonne,
Schmelzen wär' ich's, schmelzen!

Alles Dreie brant' ich nicht,
Hät' ich doch nur Silber,
Kaufen wär' ich's, kaufen!

Das zweite Lied, hier zunächst folgend, ist auch schalkhaften Inhalts. Zu seiner Verstandigung müssen wir bevorworten, daß Hyrams, ein hoher Berg in Norwegen, der Blockberg des scandinavischen Nordens ist. Die Finnen, die keine zwei Meilauter zusammen aussprechen können, von den Schweden aber den Namen gehört haben, sagen Rumb. Ein anderer solcher Ort ist Bläkkulle, eine kleine Insel im kalmarischen Sund.

Drei Weiber reiten hinauf,
Sie fügen auf hölzernen Rossen,
Drei Schaufeln sind es fürwahr!
Das ist mir ein schöner Ritt!

Die Weiber, die reiten nach Rumb,
Dort ist ein Kämpfen und Schwandern,
Der Teufel ist Geiger und Birtd!
Das ist mir ein schöner Ritt!

O liebe, hässliche Weib,
Din Rüstlein hab' ich gefaltet,
So reite auch du nun zum Ritt
Und komme mir nicht mehr zurück!

Soviel in der Begrenzung, die diese Bl. gebieten, von estnischen und finnischen Volksliedern. Unbekannter noch als diese sind die Lieder jener zahlreichen finnischen Stämme, die, früh den Russen zinsbar oder unterthan, jetzt als Christen der griechischen Kirche angehören und daher oft den eigentlichen Russen beigezählt werden. Sie haben ihre Volksdichtung und Lieder, deren von ältern und neuern Reisebeschreibern Erwähnung geschieht, aber aufgeschriebene und in bekanntere Sprachen übersetzt sind uns nicht bekannt geworden. Vielleicht geschieht dies einmal durch einen Reisenden, der, der finnischen oder estnischen Sprache kundig, jenen Dialekten näher steht, und wird dann unser Blick in die noch immer verborgene nordöstliche Finnenwelt erweitern.

88.

Erzählungen von Karl von Holtei. Erstes Bändchen. Enthaltend: Bella. Der Raubschuß. Die letzte Ehre. Braunschweig, Meyer sen. 1833. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Der Verf., der sich als dramatischer Dichter, Vortrager und Darsteller zahlreiche Freunde erworben hat, tritt, so viel wir wissen, mit diesen „dem Meister Ludwig Tieck“ gewidmeten Erzählungen zuerst als Novellist auf und wird gewiß auch mit ihnen viel Glück machen. Wir finden in denselben eine nicht gemeine Gewandtheit und Lebendigkeit der Darstellung bei glücklicher und vielfach ansprechender Erfindung. Was die letztere betrifft, so möchten wir die zweite Erzählung: „Der Raubschuß“, für die bedeutendste halten und prognostizieren, daß sie auf unsere Leser einen nicht bloß vorübergehenden Eindruck machen wird, vielleicht schon deshalb, weil das Geheimnißvolle, das sich durch den ganzen Faden der Geschichte schlängelt, selbst am Schluß derselben keine rechte Auflösung findet, und so der combinirenden und ergänzenden Phantasie des Lesers ein reiches Feld gelassen wird. Dabei ist der Charakter der Georgine, des Rudolf und — so wenig frappirend er auch äußerlich auftritt — des Prinzen sehr gut gehalten, und anmuthige Schilderungen schöner Naturscenen erheitern und erleuchten das ohne sie vielleicht fast allzutrübe Ganze. Namentlich zeugt das Gemälde, welches der Verfasser von mehreren überaus reizenden Gegenden Schlesiens, dem Hauptschauplatz der Novelle, gibt, von glücklicher Auffassungsgabe, und man erkennt bald, daß hier wirkliche Autopfie zum Grunde liegt, wie denn auch, wenn wir nicht irren, Schlesiens das Vaterland des Herrn von Holtei ist.

84.

Literarische Notiz.

Bei F. Didot erscheint vom 1. Januar an „Guide pittoresque du voyageur en France“. Das Werk sollen 90 Routenarten, 70 Portraits und 600 Bignetten in Stahl stehen. Es erscheint in 100 Lieferungen (zu 10 Sous), deren jede enthalten wird: 5 Kupfer, nach der Natur von Rauch gezeichnet, von Lyon, Schröder, Konsonette und Devilliers gestochen; ein Portrait, nach Hedelin von Popwood in Stahl gestochen; eine Karte, worauf die Postkronen angegeben sind; auf einem Bogen Text, in Großoctav mit gespaltener Spalten die vollständige Beschreibung eines Departments.

48.

literarische Unterhaltung.

Dienstag,

Nr. 7.

7. Januar 1834.

Die Fortbildung des Christenthums zur Weltreligion.
Eine Ansicht der höhern Dogmatik von Chri-
stoph Friedrich von Ammon. Erste Hälfte.
Leipzig, Vogel. 1833. Gr. 8. 1 Tblr. 4 Gr.

Wenn wir bei der Mannichfaltigkeit und dem In-
teresse der Erscheinungen, welche sich gegenwärtig auf dem
Gebiete der Wissenschaft wie des Lebens Stoß auf Stoß
einander drängen, des raschen Entwicklungsprocesses ver-
gessen könnten, welchen seit dem Schlusse des vorigen
Jahrhunderts alle Zweige menschlichen Wissens und For-
schens durchlaufen haben, so würden wir daran durch das
Hervortreten solcher Männer erinnert, deren politische oder
wissenschaftliche Thätigkeit sich durch diese jüngsten Decen-
nien bewegt und für den Fortschritt und die Ausbildung
der Ideen selbst den Durchgangspunkt dargeboten hat.
Es war es uns unlängst bei der Anzeige der gesammel-
ten kleinern Schriften Rosengarten's von deren Herausge-
ber nahegelegt, und wir haben nicht unterlassen, auch dort
darauf aufmerksam zu machen, wie zumal an den kirch-
lichen Reden, den ausgezeichnet schönen Uferpredigten des
bekannten Dichters Weidens, die frühere und die spätere
Epöche der deutschen Theologie, zum Vorschein komme.
In einem noch höhern Maße und mit mehr Bedeutung
aber tritt solches an dem andern berühmten Kanzelredner
und Gottesgelehrten hervor, der seinen schätzbaren exeg-
tischen Schriften, seiner gelehrten und scharfsinnigen Be-
handlung der christlichen Glaubens- und Sittenlehre und
der kirchlichen Aeltesten das vorliegende Werk folgen läßt,
welches nicht der Schule gewidmet ist, sondern überhaupt
gebildeten und denkenden Menschen, zumal solchen, welche
die Brücke des gemessenen Glaubens der Autorität schon
hinten sich haben, aber grade hier noch das Christenthum
der Erscheinung, oder auch wie es ihnen in der Idee zu
sein bedünkt, nicht für befriedigend halten. Nicht leicht
bei einem andern Theologen hatte sich die Macht des
Principes der kritischen Philosophie entschiedener geltend
als bei Ammon. Er hatte sich mit freischem, freiem Auge
in das Innere der Schöpfung hineingestreckt und war
von den höchsten Ideen, welche die Schöpfung der alten
Inspirationstheorie und Weidens zu berechnen wagen.
Zugleich stand er unter den Vorrechtern der Schule, wel-
che die kritische Disposition auch auf den Boden der Glaubens-
lehre selbst verpflanzt, in einer Zeit, wo Kant's gro-

ßer Nachfolger im trotigen Gefühle seiner neuen Welt
das bereits verurtheilte Christenthum nun bald auch ver-
schwinden zu sehen hoffte. Etliche sind wol auch noch in un-
sern Tagen jener Unterordnung des Evangeliums unter
den Imperativ, jener Ausweisung des sogenannten positiven
Elementes der Bibel von dem Kreise der religiösen
Ueberzeugung getreu geblieben, und der Jesus des helvel-
benger Kirchencath's ist im Grunde noch immer nicht viel
weiter als ein junger Landrabbiner, der den pharisäischen
Autoritäten die bessere Moral und den reinern Deismus
entgegenhält und dies am Kreuze läßen soll, aber glück-
licherweise wieder vom Scheintode erwacht. Mit Andern
aber — und sie sind dabei nur um desto mehr zu
achten, daß sie mehr dem Bedürfnisse der Ueberzeu-
gung als dem Stolze der Consequenz folgten — hat
es sich ereignet, daß die im Kampfe gegen das äußere
Rüstwerk der Lehre untergegangene Eigenthümlichkeit des
Christenthums innerlich um desto reiner, lebendiger und
sicherer wieder zu Tage kam. Sie hatten das Einzelne
als zufällig und unhaltbar ausgegeben, was man bisher
für wesentlich gehalten, um dafür desto gewisser das Eine,
was wesentlich und nothwendig ist, zu finden. Sie hat-
ten zugleich das eigenthümliche Gebiet der Religion ab-
gestreift und vermochten sich auf demselben um desto selbst-
ständiger zu erhalten, je unbesangener sie Alles, was nicht
unmittelbar dahin einschlägt, der Beurtheilung nach den
Ausprüchen der Wissenschaft und Naturkunde überließen.
Auch da, wo die Religion selbst und namentlich das Chri-
stenthum in den Kreis der philosophischen Constructionen
herangezogen wird, ist doch grade das Hervorstechende des
christlichen Glaubens mit einer Achtung anerkannt, wie
es in dem ganzen Zeitraum der Geschichte der Philoso-
phie seit Cartesius nie der Fall gewesen war. Geister
nun, welche so bekennen, nicht daß sie die religiöse Wahr-
heit auch, sondern daß sie dieselbe nur im Christenthum
gefunden haben; daß sie trotz aller Zweifel, die ihnen an
der bisherigen Darstellungs- und Behandlungsweise des-
selben aufgestiegen, dennoch in ihm, sowie es an und für
sich selbst und in der Erscheinung aus dem Munde des
Erlösers und seiner Apostel sich zu erkennen gibt, Das-
jenige besitzen, was für die Menschheit und für jeden
Menschen das Ferment wahrhaftiger Läuterung und Bil-
dung des Geistes sei: solche waren auch allein im Stande,

in einer Zeit, in welcher mancherlei und namentlich politische Drangsale das zurückgetretene religiöse Bedürfnis wieder angeregt hatten, den Denkenden und Zweifelnden unter dem Volke zu zeigen, wie weit sie mit ihrer Verneinung bisheriger Meinungen und Lehrsätze gehen dürfen, was aber auch zugleich auf der einen Seite das tiefere Bewußtsein des Menschen seine Mängel und Bedürfnisse, auf der andern Seite hinwiederum allein das Christenthum das Recht und Vermögen, jene Mängel zu heilen, jenes Bedürfnis zu stillen, geltend mache. Und grade weil solche Männer selbst durch die Feuerprobe des Zweifels und die Wasserprobe der Vernunfttheorie hindurchgedrungen sind, dienen sie einem lehrbegierigen Geschlechte um desto mehr zu Führen auf derselben Bahn nach demselben Ziele.

Wie nun vor dreißig Jahren Schlägelmacher mit seinen obwohl jugendlichen, doch eine hohe Reife des Nachdenkens und tiefen Festigkeit der Ueberzeugung bezeugenden: „Neben über die Religion an die Gebildeten unter ihrem Verächtern“ auftrat und dadurch die Bahn bezeichnete, auf welcher er selbst in Auffassung und Darlegung des christlichen Glaubens fortgeschritten und immer tiefer in den eigentlichen Focus des evangelischen Heils eingedrungen ist, auf welche sich hinfort immer Weiter — wenn gleich Scheinbar, sogar im Princip ihm entgegengesetzt, wie z. B. Diejenigen, welche die Grundzüge der Hegel'schen Philosophie auf die christliche Offenbarung in Anwendung zu bringen suchten — eingelenkt hatten: so zeigt auch der hochwürdige Verfasser der vorliegenden, in mehrfacher Hinsicht sehr interessanten Schrift von dem Einflusse derselben theologischen Richtung unserer jüngsten Zeit auf seine Denkungsart und Beurtheilungsweise des Christenthums; und sofern diese Richtung allein dem geistlichen Bedürfnisse der Gegenwart und Zukunft zu entsprechen scheint, erwarten und versprechen wir dem Werke eine freundliche Aufnahme und nachhaltige Wirkung, und dies um so mehr, als es in einer anziehenden Darstellung, verständlich für jeden Gebildeten, der nicht zugleich in die Sprach- und Doctrinweise der gelehrten Schule eingeweiht ist, das Wichtigste auseinandersetzt, was in dieser Sache öffentlich zur Sprache kommen muß. Es will uns zwar bedünken, und wir werden in der nachfolgenden Anzeige der einzelnen Theile des Inhalts der Schrift näher darauf hinweisen, als wenn dem Verf. auf dieser ernen Bahn die Aneignung und Anwendung des Wesentlichen im Christenthum nicht überall gleich und durchaus gelungen wäre; um desto mehr halten wir uns für verpflichtet, dasselbe, inwieweit es von demselben hervorgehoben und behandelt worden ist, anzuerkennen und in dieser Richtung das Buch allen Denjenigen zu empfehlen, welchen es um Aufsicht über die Wahrheit und über das Wesen des Christenthums zu thun ist, welche sich aber auch nicht scheuen, über ein Schlachtfeld, auf dem die Lehren anderer Meinungen und Begriffe umherliegen, in die vorobere Burg einer gewissen und haltbaren Ueberzeugung einzuziehen.

Schon durch den Titel seines Werkes deutet Hr. von

Armon an, daß er das Christenthum nicht für eine Religion mit und neben andern, sondern für die Religion ansehe, als die Weltreligion, welche in allen höhern Glaubensweisen als die in Ahnungen und Vorbereitungen verthälte Wahrheit schon vorhanden war und in allen ihren vermittelten dogmatischen und kirchlichen Bestimmungen die Kraft der Durchsäuterung und Fortbildung des menschlichen Geistes und aller menschlichen Lebensverhältnisse besitzt. Er schickt in dem ersten, das Folgende einleitenden Buche einen Ueberblick der in der Gegenwart vorhandenen religiösen Theorien, kirchlichen Bekenntnisse und Verfassungen voraus und eröffnet diesen Ueberblick selbst durch eine sehr schöne, rednerisch gehaltene Darstellung des religiösen Zeitbedürfnisses, woran sich in ungezwungener Weise ohne stünge logische Ableitung und mehr in einer psychologischen Entwicklung der verschiedenen Meinungen über die bestehenden Religionsformen der Tradition, der Priester und des Staates, über den Protestantismus und dessen Kirchenverfassung, über Eranreligion, Religion des subjectiven Gefühls, Naturreligion, Vernunftreligion, Götterbewußtsein, Mystik und Mysticismus und zuletzt über Wesen und Erscheinung des Christenthums anknüpfen (S. 1—99).

Indem der Verf. den Widerspruch der Zeit gegen die bloße Ueberlieferung des Buchstaben, gegen die herrliche Autorität der Priesterkastei und gegen die Gewalt der Landeshoheit über Gewissen und Glauben, Cultus und Kirche anerkennt und billigt, ist besonders das Letztere als Ansicht und Ausdruck eines der einflussreichsten evangelischen Pallasten hervorgehoben, wenn er unter Andern sagt (S. 17): „Daher unter dem höhern Ständen jener kalte und herzlose Deismus, der uns in die Zeit des ättern Plinius zurückversetzt; daher, unter unsern Hochgelehrten und Politikern jene offene Unkirchlichkeit, die sie Gewissenfreiheit und ständige Raufschamigkeit nennen; daher jene durchaus heidnischen Gesetze, welche die Ehescheidungen bis ins Unendliche vermehren und den christlichen Charakter der Ehe gänzlich vertilgen; daher die Demoralisierung des Volks, welches aufhören muß, fromm zu sein, wenn die Quellen der Pietät verstockt worden; daher die Ermüdung der christlichen Kirche selbst, die, gleich dem Hippogryphen vor dem Pfuge, ihr himmlische Schwungkraft verliert; wenn sie von weltlicher Uebermacht zu einer einseitigen, unvollständigen Vollständigkeit herabgedrückt wird“; und später (S. 27): „Kein schweh und wahrhaft evangelischer Christ kann und wird sich eines schmerzlichen Gefühls bei der Erinnerung erwehren, daß der herrliche Baum des Protestantismus durch den unheiligen Eiferapostismus seiner Krone beraubt und durch die heiligen Schöpfungen des kirchlichen Conventualsystems seiner Blüten und seiner Fruchtbarkeit verlustig geworden ist.“ Mögen diese Worte allen Denkenden durch Stolz und Druy auf ihrer Brust tief-ins Inn dringen, welche „bewußt oder unbewußt, von dem Geant auf ihrem Gehirnen tragen und die Kirche mit Füssen treten!“

Der Verf. geht sofort zu der Religion der Erbkirch über, welche sich im Gegensatz mit der öffentlichen Kirche

libet und abschließt. Daß sich in dem ganzen Ganzen
 kleinere Kreise von Solchen bilden, welche sich einander
 durch verbundene Hoffnungen und Empfindungswelt an-
 schließen, sagt er, wo überhaupt eigte Kirchen in den ge-
 stigten und geistlichen Interessen vorhanden ist, in der
 Natur der Sache, und wie möchten dies zumal im Blick
 auf gewisse Sitten und Verhältnisse nicht mit so strengen
 Worten wie hier, z. B. S. 35, gesprochen ist, abfertigen;
 denn grade wenn die Kirche selbst, ihre Verfassung, ihr
 Cultus, ihr religiöses Bewußtsein und herrschendes Be-
 kenntniß im Auge liegt, wenn die Kirche selbst eine
 schismatische geworden, von der Lebensquelle der ewange-
 lischen Wahrheit losgerissen ist, wie dies im 16. Jahr-
 hundert in der lutherischen, am Ende des 17. gewisser-
 machen auch in der protestantischen Kirche der Fall gewes-
 sen, wo das eine Mal Luther, das andere Mal Spener
 das kluge Späthorn der auf dem Grund der lebendigen
 Wahrheit stehenden Gemeinde summrten: grade dann sind
 es die Sitten, welche die Lade des neuen Bundes reiten.
 Anders freilich ist es mit dem Grundsatz der Abschie-
 lung, im gewöhnlichen Sinne von den Sitten befolgt
 wird; wie denn überhaupt solche Verträge, wenn sie nicht
 in lebendiger Anschauung und Wechselwirkung mit der
 öffentlichen Kirche bleiben, wie rein und richtig auch ihr
 Ursprung gewesen sein mag, nur zu bald durch Mangel
 an gelübden und gelehrten Elementen, durch unreine Ge-
 staltungen, Motive und Tendenzen in Verfall gerathen,
 wovon das Schicksal des Pietismus die kühnbarsten Be-
 lege darbietet.

Nachdem der Verf. hierauf das Schwankende nachge-
 wiesen, was in der von Benjamin Constant empfohlenen
 Religion des Gefühls liegt, weil derselbe nur die subjek-
 tive Empfindung und Ahnung als Grundlage und Zu-
 richtspunkt der Religion bezeichnet hatte, ohne tiefer in
 das Wesen der geistigen Natur des Menschen und na-
 mentlich, höchstens wie hinzufügen, des Gefühls selbst
 eingehendungen zu sein, so zeigt er nun auch das Unzurei-
 chende der bloß aus der Wahrnehmung des Naturliebens
 geschöpften religiösen Erkenntniß, weil diese Weltbetrach-
 tung nicht über organische Kunstwerke des Universums
 hinausführt in die moralische Welt der Idee und Frei-
 heit, weil sie doch nur den Gott des alten Bundes, nicht
 den des neuen enthülle, nur den ewigen Gott der All-
 macht, der Baumherzigkeit und des Zorns, aber nicht den
 Gott der Weisheit, Heiligkeit, Gerechtigkeit und Liebe
 (S. 52). Er zeigt aber auch ferner das Wesen und die
 Grenze der Vernunftreligion, sofern er unter Vernunft in
 Kant'schem Sinne nicht ein constitutives, sondern bloß ein
 regulatives Vermögen der Erkenntniß annimmt, welches
 ohne Religion, wie überhaupt nichts schaffen, sondern nur
 verstehen, prüfen, ordnen kann, was ihr von außen, im-
 men oder oben dargeboten ist. „Wenn sich der einzelne
 Mensch anmaßt, die wahre Gottesverehrung aus seiner
 individuellen Vernunft als der einzig laudbar und sichern
 Quelle zu schöpfen, so vergißt er“, heißt es S. 58, „daß
 vor ihm schon Menschen lebten, welche vernünftiger, wei-
 ser und frömmere waren denn er; er vergißt, daß er bei

seiner gegenwärtigen Bildung kaum mehr unterschreiben
 kann, was in seinem Fortschreiten christlich oder selbst-
 erbacht ist; er vergißt, daß der Glaube, auf dem jede Re-
 ligion beruht, nicht aus der Vernunft (d. i. dem Ver-
 stande), sondern aus dem Herzen stammt; er vergißt, daß
 ihm die Vernunft gegeben ist, nicht eine Religion zu
 schaffen, sondern sie zu bezeichnen; er vergißt, daß eine
 Religion, die nicht von Gott selbst kommt, jeder Wahr-
 heit und sittlichen Kraft ermangelt; er vergißt, daß eine
 für alle Menschen verbindliche Religion sich nothwendig
 auf eine positiv göttliche Anordnung als gemeinschaftliches
 Object beziehen muß; er vergißt, daß eine consequente
 Nationalreligion sich auf den Glauben an eine besondere
 Vernunftoffenbarung Gottes stützen muß; er vergißt end-
 lich, daß ein subjectiver Rationalismus zuletzt starrer
 Egoismus wird, welcher der Tod jeder wahren Religio-
 sität ist.“ Diese Punkte sind es, welche der Verf. nun ein-
 zeln ausführlicher erörtert, und wozu er sich von den
 Grundsätzen des gewöhnlichen Rationalismus losreißt, der
 ihn sowohl für das Bedürfniß des menschlichen Gemü-
 thes unzureichend als mit dem Geiste und den Ansprü-
 chen des Christenthums nicht verträglich erscheint.

In der hierauf folgenden Untersuchung, ob die Reli-
 gion, wie Schleiermacher dargethan, in dem Selbstbewußt-
 sein des Menschen mitgegeben und ursprünglich das Ge-
 fühl unserer Beziehung zu einer absoluten Ursache, oder
 ein absolutes Abhängigkeitsgefühl sei, ertrant der Verf.
 das tiefere Eindringen dieser Lehre in das Wesen und den
 Zustand der Seele an, setzt ihr aber gleichwol mehrere
 Zweifel durch die Behauptung entgegen, daß dieses Ge-
 fühl der Abhängigkeit von dem Absoluten, wenn es ur-
 sprünglich und primitiv wäre, auch bei den Thieren sich
 finden müßte, was nicht ohne Anstoß behauptet und aus-
 geführt werden könne; daß ferner dieses Gefühl, ob man
 es physisch, reflectirt oder moralisch nehme, nie ohne
 und ausschließliche Quelle einer weiteren Bestimmtheit ist;
 endlich, daß das Selbstbewußtsein keineswegs auf allen
 seinen Stufen nothwendig mit dem Gottesbewußtsein ver-
 bunden sei. Wir können indessen, geständig, daß wie den
 ersten Einwurf gar nicht verstehen, auch wo er anständiger
 als in der bekannten Hegel'schen Vorrede vorgebracht
 ist, auch dem zweiten kein Recht geben, wenn wir das
 Element der Religion mit unserm Verfasser im Herzen
 (S. 62) finden, denn das heißt doch nichts anderes als:
 in dem Verstande der Gefühle, welches in seinem inner-
 sten Kern und Grund die höchsten Bindungen des
 menschlichen Daseins trägt und zum Bewußtsein bringt,
 um sofort von der Vernunft in Erkenntniß und Lehre
 reflectirt, von dem Willen in Bestimmung und That un-
 gesetzt zu werden, welche beide allerdings zur Religion
 im weitern Sinne mitgehören. Wir können endlich den
 dritten Widerspruch des Verf. nicht gelten lassen, weil
 die innerste Seite des Selbstbewußtseins, das Gottesbe-
 wußtsein, immer und überall vorhanden ist; der freilich
 nur da, wo die Unterordnung des Sittlichen unter das
 Geistige und Sittliche stattfindet, klar und entschieden her-
 vortritt, indem es Gedanken, Neigungen und Thaten des

Menschen befeht und beherrscht, im andern und entgegen-
gesetzten Fall hingegen hinter die Regungen der Sinnlich-
keit und den Ausbruch des Egoismus zurückweicht und
so lange gleichsam benübt ist und schlummert, bis ein
Strahl der Wahrheit es weckt. Dies Gefühl oder Be-
wusstsein ist nicht wie das des Benjamin Constant ein
unbestimmt subjectives, sondern das allen Geistern gleich-
mäßig gemeinsame und mit den göttlichen Ideen befrucht-
ete, dessen Aussprüche, ruhig geprüft und geordnet, das
Object der Wissenschaft darbieten. Es ist dasselbe, wel-
ches unser Verf. auch im folgenden Capitel über Mystik
und Mysticismus anerkennt, weil in ihm, dem uner-
gründlichen Meer der Wahrheit, das reine Geheimniß
des Glaubens ruht. Vortrefflich heißt es hier (S. 79):

Mystik oder Geheimniß ist derjenige Theil des christlichen
Glaubens, der sich ausschließend mit den Endpunkten der Reli-
gionswissenschaft beschäftigt. Er verbreitet sich nicht über will-
kürliche und erdumte Mythen, sondern über wirkliche und
unaufhebliche. Er brüht auch den freien Lauf der Wissenschaft
nicht, die auf den regelmäßigen Wiederbau unserer Kenntnisse
angewiesen ist, sondern fordert sie vielmehr auf, sich an diesen
Problemen zu üben, sie zu lösen und wo möglich die Zahl der
Geheimnisse zu vermindern. Vor Allem aber bemüht sich die
reine und echte Mystik des Christenthums, die Geheimnisse aus
dem Naturlaufe, dem geselligen Leben und aus dem moralischen
Bewußtsein zu verbannen, weil sie hier nur den Aberglauben
begünstigen, die klare Quelle unserer Pflichten trüben, die Wei-
heit der göttlichen Weltregierung verdunkeln und unsern schwa-
chen Geschlechtern unsäglichen Elend bereiten. In diesem Sinne
des Wortes ein Mystiker oder Geheimnißgläubiger zu sein, kann
also nicht lobdäuerlich, sondern nur rühmlich und ehrenvoll sein.
(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

Die Statue und die Inschriften des Triumphbo-
gens auf dem Carousselplatz in Paris.

Des von Percier und Fontaine, den Baumeistern Na-
poleon's, herausgegebene, für die Baukunst wichtige Werk:
„Parallèle des principales résidences des souverains d'Eu-
rope“, enthält auch interessante Mittheilungen anderer Art.
Von dem Triumphbogen auf dem Carousselplatz wird unter
Anderm erzählt: Im August 1808, bei des Kaisers erster Zu-
rückkunft aus Spanien, war der Triumphbogen beinahe fertig,
war einige Gerüste und eine Erwandüberhöhung auf der Spitze
verborgen dem Auge einen Theil des Baues. In ein nach dem
genannten Platz gehendes Fenster des Schlosses getreten, fragte
Napoleon, wann diese Hindernisse beseitigt sein würden. „Wä-
ren kurzer Zeit“, versetzte Herr de Fleuriu, damaliger General-
intendant des kaiserlichen Hauses; „denn die Aufstellung der
Statue Sr. Majestät, welche der Director des Museums hat
ausführen lassen, um den Bau zu erleichtern, ist beinahe vollen-
det.“ „Was meinen Sie für eine Statue?“ entgegnete der
Kaiser. „Ich habe nie gewollt oder befohlen, daß meine Sta-
tue der Hauptgegenstand eines Monumentes werde, das ich auf
meine Kosten dem Ruhm eines Heeres errichten lasse, dessen
Anführer zu sein ich die Ehre hatte. Meine Person kann in
der Darstellung einer That vorkommen, an der ich Theil
habe, dies ist billig; allein unpassender ist nichts, als daß
ich mir bei Gelegenheit eines öffentlichen Bauwerkes die Ehre
einer Apotheose anmaße, oder deren Errichtung nur erlaube.“
„Ist mein Bild schon aufgestellt, so soll es sorglich verwahrt
werden und der Triumphwagen leer bleiben, wenn man
nichts Besseres hinzusetzen weiß.“ Der Willen des Kaisers ward
natürlich vollzogen, und die abgenommene Statue blieb seitdem

in einem Bistrie der Drangerie im Erdgeschosse des Museums
nach der Seite des Kells stehen.

Die auf dem Seiten des Triumphbogens angebrachten
den Inschriften geben dem Kaiser Selbsteigent, seine Thaten
nach unterschiedener auszusprechen. Die Classe der Inschriften
des Instituts hatte im September 1809 während des zweiten
Feldzugs in Deutschland auf Veranlassung der Baumeister zwei
französische und zwei lateinische Inschriften entworfen, welche
dem Kaiser zur Billigung zugesandt wurden und folgende
waren:

A Napoleon, empereur et roi, toujours victorieux, et à
la grande armée, qui sous ses ordres, dans la campagne de
1805, vainquit à Ulm, prit Vienne, et détruisit à Austerlitz
les forces combinées de l'ennemi.

Napoleo Aug. Germ. exercitibus hostium deletis, Vindelona
in deditionem accepta, terris a Rheano ad Marum tri-
mestri spatia subactis, victoriae monumentum dicavit
anno 1809.

Dans l'espace de cent jours, 26 villes, 208 drapeaux,
2819 canons, 49 généraux, 88,000 soldats ont été pris à
l'ennemi; par la paix dictée à Presbourg 6 provinces ont
agrandi le royaume d'Italie et les états alliés de la France.

Captis urbibus atque oppidis 26, vexillis 209, tormen-
tis ex aere ferroque 2819, hostium ducibus captivis 49, ho-
minum millibus 88, bello intra dies centum confectis, pacis
leges Posonii dictas 27. Decembris 1805, Veneti, Dalmatae,
Rhaeti, Germani cis Aenum ab imperio Austriaco abscidunt,
sociis adtribuuntur.

Durch Marschall Duroc ertheilte Napoleon folgende, von
ihm in die Feder dictirte Antwort: „Die französische ist die
cultivirteste aller modernen Sprachen und viel bestimmter
und bekannter als die todten; es bedarf also keiner andern zu den
Inschriften des Triumphbogens als der französischen. Bes-
halb will man dem Kaiser Napoleon den Titel Augustus und
Germanicus geben? Augustus gewann nur die Schlacht bei
Actium, und Germanicus konnte nur durch sein Unglück die
Theilnahme Roms erregen. In den römischen Kaisern ist nichts
Beneidenswerthes. Welche schreckliche Erinnerungen knüpfen sich
an einen Tiberius, Nero, Caligula, Domitian und alle jene,
ohne Erblichkeit und legitime Rechte regierenden Fürsten, die
nach Vollbringung aller Greuelthaten so großes Unheil über
Rom brachten! Der Einzige, welcher durch seinen Charakter
und seine Großthaten glänzte, war nicht Kaiser; es ist César.
Soll des Kaisers Name auf dem Triumphbogen angebracht wer-
den, so darf weiter der des Augustus noch des Germanicus da-
neben stehen. Der Titel Kaiser der Franzosen erlaubt keinen
Vergleich.“ In diese Bemerkungen waren einige Entwürfe
französischer Inschriften geknüpft, die in der Hauptsache wenig
von denen des Instituts abwichen. Napoleon erinnerte ebenfalls
an die Großthaten des Heres, gab nähere Daten davon an
und fügte an die erste: Das Andenken daran mögen die spä-
testen Geschlechter bewahren, und jeder Franzose, welcher die
Flurke Währens betritt, sei dabei seiner Pflichten und des Ruhms
der großen Armee erworbenen Ruhms eingedenk, der das
Denkmal gipfelmäßig ist. Ein Zusatz zur zweiten lautete: Der
Kaiser Napoleon, Besieger und Herr der ganzen sächsischen
Monarchie, unterzeichnet, gerührt von dem Unglück des Kaisers
Franz II., den preiburger Frieden am 27. Decbr. 1805;
und zur dritten: Der Kaiser Napoleon vereinte das Gebiet
von Neudorf mit dem königlichen Italien, und jene berühmte
Stadt, zur italienischen Familie zurückgeführt, unterwarf sich
seinen Befehlen. — Diese Bemerkungen, welche man kriegeri-
sche für unbedingte Verwerfung der vorgeschlagenen Inschriften
nahm, hinderte die Ausführung derselben. Das Institut
änderte seine Ansicht, die Baumeister zauderten, die Entwürfe
traten niemand dazu, und so kam es denn, daß die in Paris
eingiehbenden Klärten des Triumphbogens ohne Inschriften
standen.

literarische Unterhaltung.

Mittwoch,

Nr. 8.

8. Januar 1834.

Die Fortbildung des Christenthums zur Weltreligion.
Eine Ansicht der höhern Dogmatik von Christoph
Friedrich von Ammon. Erste Hälfte.

(Bechluss aus Nr. 7.)

Von hier aus tritt der Verf. in das Gebiet der Hauptfrage, nach dem Wesen des Christenthums, und stellt das- selbe sogleich unter zwei Gesichtspunkten dar, unter dem einen, wo die christliche Religion auf die stufenweise Thätigkeit der menschlichen Vernunft bezogen, und als deren reifste Frucht bezeichnet, unter dem andern, wo das Christenthum auf eine göttliche Offenbarung zurückgeführt wird. Er entscheidet sich gegen den ersten für den zweiten Gesichtspunkt und macht somit in formeller Hinsicht die Grundzüge des sogenannten Supernaturalismus geltend, während ihm der Inhalt des Christenthums in dogmatischer und ethischer Richtung mit der reifsten Entwicklung der Vernunftstufen zusammensfällt, und dieselbe nur noch vervollständigt durch die eigenthümliche Lehre Jesu von ihm selbst, dem Heilande der Menschen, in Beziehung worauf es S. 95 heißt:

Beht hat man in neueren Zeiten die Religion Christi und die Religion von ihm und an ihm unterschieden, und die letztere vorzüglich aus dem öffentlichen Unterrichte zu verdrängen gesucht. Die verderblichen Folgen dieses unbedachten und töh- ren Behauptens liegen nun jedem Menschenbeschachter klar und deutlich vor Augen. Wir sind von Klugheit auf so tief in die Bande der Sinnlichkeit verwickelt, daß der bloße Unterricht in der göttlichen Wahrheit beiweitem nicht hinreichend ist, und eine vorzügliche Uebersetzung von ihr zu gewähren. Nicht ein- mal die Kraft des Beispiels ist wirksam genug, uns zu bessern; die Lehrer der Weisheit, sagt der große Herrlich, sind fast immer für die Klüger Bestoren, weil jedes Geschlecht durch eigene Erfahrung klug werden will. Am allgeringsten aber darf man dem Gemeinvolke trauen, daß der Mensch austoben und sein- ten tollern Neigungen freien Lauf lassen müsse, ehe er zur Besonnenheit, Barmhertigkeit und Tugend gelangt, denn diese Tugend, die er auch im besten einem künftigen Leben folgt, ist fast immer nur die letzte Erbarmlichkeit eines Sündens, der seine besten Kräfte im langen Dienste der Sünde verschwendet hat. Jesus stellt daher in dem herrlichen Gleichnisse von dem Säemann seine Jünger in Verwunderung, die für die Lehren des göttlichen Heils keinen Sinn haben, in schnellem Uebersinne, die es bei solchen Vorlesungen bewenden lassen, und in Verborgene, die von diesen Reden den besten Dienst zu thun und, woran sie in ihren Sünden hängen, an ihm und seinem Reiche keinen Antheil haben dürfen. Derartige nimmt er auch nicht nur als Lehrer eigener Wahrheiten und Pflichten, sondern persönlich eine solche Gewalt in Anspruch, die Sünder zu bekehren und sie

in das Himmelreich einzuführen. Er nennt sich das Licht der Welt, oder den einzigen Weg zum Leben, weil er als das lebendige Bild des Vaters der Inbegriff aller Weisheit und vollkommenen Erkenntnis, der Anfänger und Vollender unsers Welt- seins ist. Er nennt sich den Befreier oder Erlöser von der Herrschaft der Sünde, weil durch den Glauben an ihn und seine frucht- bare Vollendung im Leben, Erben und Lob des ewigen Reiches des Menschen von der Schuld gereinigt und für ein neues gött- liches Leben empfänglich gemacht wird. Er macht überdies (?) von dem Glauben an ihn eine religiöse Beilebung des irdischen Lebens abhängig, die einen selbstbestimmten Nachdruck in der Tugend zur Folge hat und durch ihn eine ständige Gemein- schaft mit Gott begründet, welche selbst der Tod nicht unter- brechen kann. Daher fordert er auch von Allen, die sich zu ihm bekennen, den Glauben an Vater, Sohn und Geist, weil nur durch ihn und den in ihm in den Gemüthern der Seligen fort- wirkenden religiösen Geist jene ständige Einheit mit Gott erhalten werden kann, die der höchste Glückseligkeit des göttlichen Reiches ist. Es handelt sich hier nicht um leere Begriffe, um großartige Bilder oder um eine morgenländische Religionsempfin- delkeit, sondern um Anordnungen und Thatfachen in der inneren Dikonomie des göttlichen Reiches, welche sichtbar das Gepräge einer höheren Weisheit und Liebe tragen, so viele Jahrhunderte hindurch sich an dem Herzen der Menschen bewährt und noch immer wohlthätig in den Gemüthern Derer fortwirken, die eine platonische Weltordnung von dem heiligen Staate Gottes und Christi zu unterschreiben wissen.

Vergleichen wir damit eine spätere Erklärung des Verf. (S. 272):

Die Erkenntnis des Heils kann in der Seele nur kräftig und wirksam werden durch die Vergebung der Sünden oder Aufhebung der Schuld und ihrer Folgen, wie die Gene- sung des Kranken nur möglich wird durch die Aufhebung des Uebergewichtes der zerbrechenden Kräfte über die organischen, wel- che wider über jene herrschen und durch den Sieg der über- bringenden Lebenskräfte über die schwächenden und auslöschenden die verlorne Gesundheit wiederbringen lassen. Man hängt aber die Stärkung der körperlichen Kräfte des Menschen und der sittlichen einzig von Gott ab, der also auch allein Sünden ver- geben und die Seele wieder aus dem Zustande der Knechtschaft in die Welt der Freiheit einführen kann. Jesus verweist daher alle Opfer als Vergebungsmittel und verweist stattdes auf die dem Sünder freisprechende Gnade Gottes, von welcher allein die Erneuerung des durch die Sünde gebundenen Bewusstseins ab- hängen ist. Weil aber diese Erneuerung persönlich nur durch die Wiederaufnahme der lebendigen Gottesliebe denkbar, und diese wieder in dem Gemüthe nur durch die kräftige Erfassung des göttlichen-Lichtes möglich wird, so hat Christus seinen Tod aus Liebe zu der sündigen Menschheit als den höchsten Moment der sittlichen Vollendung dar, der sich der gläubigen Seele mit- theilen, sie für die Wahrheit heiligen und dadurch ihre Erlösung oder Entfälschung bewirken kann. Diese Verhö-

nungslehre ist so einfach, den Grundgesetzen des göttlichen Reiches so angemessen, sie greift so tief in unsere Gefühle und in die sittliche Regeneration des ganzen Gemüthes ein, daß man sie bei ihrer erprobten Einwirkung auf die Besserung undheiligung des Menschen als einen der wichtigsten Theile des evangelischen Unterrichtes betrachten muß.

Hier hat der Verf. unstreitig den eigentlichen Kern des Christenthums bezeichnet, aber dadurch, daß er davon das eine Mal als von einem Ueberdies, das andere Mal nur als einem der wichtigsten Theile des evangelischen Unterrichtes redet, gibt er zu erkennen, daß er sich von frühern Meinungen nicht ganz habe lossagen können, welche das Christenthum auf ein Gebiet herüberziehen, welches nicht sein primitives und innerstes ist. Das Christenthum ist nämlich nicht ein Theorem, nicht eine Lehre, weder einer philosophischen noch populären Schule, sondern eine ethische Thatsache, in welcher das religiöse Bewußtsein zuerst wiederum rein und kräftig ins Leben getreten ist, um dasselbe und die daraus hervorgehende Erkenntniß Gottes und Erfüllung seiner Gebote als den Dingen, welche mit ihm in Gemeinschaft der Gesinnung durch den Glauben treten, mitzutheilen und sie eben dadurch zu entsündigen, zu entwirkeln, sie zu heiligen, zu erleuchten und zu beseligern. Die Lehre des Erlösers kann so wenig als das Gesetz oder irgend eine theoretische Wahrheit den Menschen erlösen, sondern allein die sittliche Kraft eines sündenfreien, gottbesetzten Bewußtseins, welche von dem Gemüthe des Menschen, wie der Verf. richtig sagt, erfaßt, ergriffen und festgehalten werden muß, um auch an ihm die reine Gestalt des menschlichen Daseins auszubilden. Die Lehre des Christenthums ist nur der Reflex jener Thatsache in dem Erkenntnißvermögen, und nur weil er im Vater war und der Vater in ihm durch das sittliche Band des Gehorsams und der Liebe, konnte Jesus den Irthum überwinden, der als die Sünde des Verstandes den Verirrungen des Herzens auf der Ferse folgt, konnte die Sprache des innersten Bewußtseins von den Begleitungen des Lebens auf Gott rein vernehmen und richtig auffassen und faßlich darstellen. Daß er selbst die sittliche Thatsache der reinen Menschheit als das Princip aller sittlichen Valingenisse im Menschengeschlechte angesehen habe, bezeugt der Erlöser schon dadurch, daß er sich nie Lehrer oder Prophet, so wenig als im Einverständnis mit der irdischen Lasterheit seiner Volksgenossen Messias, sondern am liebsten und öftersten den Menschensohn nannte, daß er die fernere Erlösung und Umbildung der Welt nicht von seiner Lehre, sondern von seinem Geiste erwartete. Es ist daher die Unentschiedenheit mit Recht zu bebauern, womit der Verf. zwar das ethische Element des Christenthums erkennt, aber alles Heil immer erst noch durch Doctrin vermittelt und Jesus zuerst als Lehrer, dann als Erlöser handeln läßt, während die Lehre und Wahrheit des Christenthums nicht der Grund, nur die begleitende Wirkung und Manifestation der That, des religiösen Bewußtseins und sittlichen Lebens ist, um Diejenigen, welche den Erlöser noch nicht kennen, zu ihm herbeizurufen, Die, welche seine Lebenskraft empfunden und erfahren haben, zum deutlicheren Verständniß dieses Ver-

hältnisses und seiner Segnungen zu führen. Der Verf. ist ferner eben deswegen, weil ihm das Christenthum nicht sowohl als That denn als Lehre ursprünglich, oder doch als eine Mischung von beiden erscheint, in die Gegensätze der Doctrin, in den Streit zwischen Rationalismus und Supernaturalismus verflochten geblieben und gibt sich auch wirklich alle nur erdenkliche Mühe, den Lesern einleuchtend zu machen, daß er seinen Standpunkt auf den Terrain des letztern genommen habe, während ihn die primitive Fixirung des eigenthümlichen Grundes und Wesens vom Christenthum, der sittlichen Erscheinung Christi selbst, über jene Gegensätze gestellt und ihm die Ueberzeugung nahegelegt hätte, daß hier beide Doctrinaire in ihrem Gegensätze nebeneinander Recht haben und Jeder nur in der Ausschließung des Andern Unrecht, da menschlicherweise, oder mit Augen des natürlichen Bewußtseins betrachtet, Alles an dem Erlöser übernatürlich, aus den uns bekannten Grenzen menschlicher Kraft und aus den uns bewußten Fesseln der menschlichen Gesinnung und Einsicht herausgetreten, aber göttlicherweise oder mit dem Blicke des von Gott geheiligten und erleuchteten Geistes Alles natürlich, aus dem eigenthümlichen Gesetze einer neuen und höhern Weltordnung hervorgegangen erscheint. Es ist schade, daß Herr von Arnim nicht auch noch die neueste Auffassung des Christenthums als einer Doctrin, in der Anwendung der Grundsätze des Hegel'schen Systems auf dasselbe, in den Kreis seiner Untersuchungen hereingezogen hat; es würde sich ihm an diesem philosophischen Christenthum, in welchem die Erlösung und Veröhnung des Menschen durch Christus zwar in die Mitte gestellt, aber doch etwas durchaus Dürres, nichts, wie alles Andere nichts als eine Bewegung des Begriffes, ein Act des Erkennens des sich in seiner Unendlichkeit ergeiffenden Geistes ist, mehr als irgend anderswo das Bedürfniß aufgedrängt haben, die Wahrheit nicht in Begriffen, sondern in Lebenskraft, nicht in Vorstellungen und Lehren, sondern im Bewußtsein und in der That der Liebe zu suchen.

Dies der Inhalt des ersten Buches, auf das im zweiten, welches „Christenthum der Juden“ überschrieben ist, eine Mittheilung der jüngsten exegetischen und historischen Forschungen über den nationalen Ursprung und Zusammenhang des Christenthums folgt. Mit kühnem Schritte geht der scharfsinnige, gelehrte Meister voraus und zeigt mit der höchsten Unbefangenheit die Spuren reinmenschlicher Entwicklung in Vorzügen und Mängeln der großen Väter, Heerführer, Gesetzgeber und Propheten des israelitischen Volkes, sowie die Widersprüche in der Erzählung, die Zweifel an der Authentie der Mosaischen Bücher. Mit besonderer Klarheit ist von ihm entwickelt, wie der Messiasbegriff des Judenthums, an welchem sich die Kirche des Erlösers angeschlossen hat, nicht wohl schon in die urältesten Zeiten der Geschichte sich verfolgen lasse; daß vielmehr die erste Hoffnung eines künftigen Idealtages oder volkbegegnenden Gesalbten und Herrschers über Israel sich erst unter David's Regierung zeige. Es werden die einzelnen sogenannten messianischen Psalmen und Stellen der Propheten durchgegangen und von der bedeutendsten,

im 52. und 53. Capitel des Jesaias, eine vortreffliche Uebersetzung gegeben. Als Resultat dieser sämmtlichen Untersuchungen stellt er Folgendes (S. 190) auf:

Wir können uns zusammen, die Entstehung und Fortbildung der Messiasidee unter den Juden als eine psychologisch-religiöse Erscheinung zu betrachten, die und eine menschliche und providentielle Ansicht darbietet. Menschlich ist diese Ansicht, insofern sich in allen Weissagungen der Propheten auch nicht eine bestimmte und unumwandelbare Vorbereitungsform Jesu von Nazareth, als des einzigen Erlösers und Beglückers der Juden und Heiden findet, welche mit voller Gewissheit und Sicherheit auf eine unmittelbare Offenbarung Gottes zu schließen nöthig machte; es kommen vielmehr in sämmtlichen Schriften der jüdischen Gelehrten nur dichterische, unbestimmte, vieldeutige und häufig unerschöpfliche Schilderungen der Zukunft vor, die sich auf die Individualität jedes einzelnen Propheten vollkommen erklären lassen. Menschlich ist ferner diese Ansicht, insofern jene Orakel aus der alten Welt der alten Welt eigenthümlichen Poessie aus dem Standpunkte seiner Zeit, seines Ortes, ja sogar unter dem sichtbaren Einfluß ausländischer Philosophie erfasst und dargestellt werden und ebendaher eine Amphibolie des Sinnes und der Deutung darbieten, die jedem Ausleger aus der Nähe und Ferne wieder die Einmischung seiner Phantome, seiner Vorurtheile und seines Aberglaubens gestattet, wodurch begreiflich die Erkenntniß der wahren Religion mehr gehindert als gefördert wird. Eine providentielle und daher wahrhaft göttliche Ansicht eröffnet sich uns hingegen aus der ganzen Oekonomie der messianischen Weissagungen, insofern sie den Keim einer weiteren Entwicklung und Fortbildung der mosaischen Religion enthalten, die Idee eines moralisch-himmelschen Reiches von der erwarteten Weltmonarchie der Juden losreißt und herauskellen, Jesum, der sich derselben fühlte, alle jene Orakel freiwillig in einem reinern und höhern Sinne auf eine der moralischen Mittheilung Gottes würdigere Weise zur Erfüllung und allmächtigen Wirklichkeit zu bringen, als den geistigen Befreier und Wohltäter seiner Brüder und den eigentlichen Himmelskönig im Reiche der Wahrheit erscheinen lassen. Nur diese Ansicht des Messianismus kann in der Geschichte des Christenthums Einheit, Zusammenhang, höhere Abwechslung, Licht und Klarheit bringen, die immer wiederkehrenden Zweifel der Verdächtigten und Wessens lösen und die gerechten Forderungen einer gebildeten Zeit befriedigen.

Sofort geht der Verf. zur Prüfung der Rationalität, Abkammerung und Geburt Jesu über und zeigt, daß man diese drei Punkte unbestimmt lassen müsse, da die verschiedenen Angaben der evangelischen Geschichte nicht gestatten, sie ins Klare zu setzen.

Der Abschnitt von Jesu Jugendbildung, Religionslehre, Lehrtum und Wundern ist als psychologische Entwicklung des innern Lebens und in der Erörterung des Wunderbegriffs überaus anzuhaltend. Wir können aber doch nicht umhin, gegen folgende Stelle einen Einwurf geltend zu machen (S. 219):

Wie lang, wie tief und klar muß nicht dieser himmlische Geist gedacht und geforscht haben, bis er eine vollkommene Herrschaft über die rege Einbildungskraft gewann; bis aus seiner Seele die Träume, Visionen und Engelercheinungen verschwanden, über die sich die besangene Begreiflichkeit der Propheten niemals aufschwingen konnte; bis er den fast (†) gewohnten schmerzlichen Kampf, an der äußeren Herrlichkeit eines Gott-

gefallenen Theil zu nehmen, im Wechsel schwerer Versuchungen niederzukämpfen u. s. w.

Hier ist die ganz unhistorische Behauptung, welche die Worte einst aufgeworfen und in jüngster Zeit, ohne bessere Beweise beizubringen, Hase wieder vorgetragen hat, daß der Erlöser während seines Lehramtes geraume Zeit hindurch die volksthümliche Messiasidee zu realisiren und vermittelst derselben seine moralischen Zwecke zu erreichen gehofft, aber zuletzt, durch Erfahrung und reifere Einsicht belehrt, sich entschlossen habe, durch seinen aufopfernden Tod seiner Sache die Bahn zu brechen, die er ihr durch das glänzende Leben und Regiment des Judenkönigs nicht habe öffnen können — diese Behauptung wird von Ammon in das frühere Alter Jesu, in seine Jugendideale und Lebensentwürfe vorgeschoben. Aber gesetzt auch, daß die mythisch-parabolische Erzählung von den Versuchungen Jesu in der Wüste darauf hindeutete, daß ihm während seiner Vorbereitung auf den Beruf, den die innere Stimme ihm vorhielt, Gedanken der Eitelkeit und des Ehrgeizes nahe kamen, so läßt sich doch ein schwerer Kampf mit solchen Gedanken in seiner Seele nicht wohl annehmen, ohne in dieselbe auch schon verwandte Neigungen, Lust am Außerlichen, Liebe zur Ehre vor der Welt zu setzen und den reinen Spiegel seiner Seele anzuhängen. Auch wäre dies langhin eine unklare und unwürdige Vorstellung von den Grundlagen und Bedingungen des Gottesreiches gewesen, wenn Jesus äußere Macht und Herrlichkeit für unerklärlich erachtet hätte, um zur Herrschaft über die Gemüther durchzudringen, wenn er nicht vielmehr schon früher deutlich wahrgenommen hätte, wie unrein und unhaltbar jeder Glaube, der sich durch äußere Rücksichten bestimmen läßt, und wie gefährlich also solche Einmischung des äußern Eindrucks wäre.

Mit kräftigen Thatgründen tritt indessen unser Verf. den Beschuldigungen Salvador's gegenüber, welcher den Erlöser der klaren Absicht eines falschen Messias thums beschuldigt hatte, setzt die Begriffe des Messias, des Menschensohnes und des Sohnes Gottes in Beziehung auf Jesus trefflich auseinander und schließt den vorliegenden Band durch eine Darstellung der Gegensätze des reinen und des jüdischen Christenthums; jenes, wie es aus dem Leben und den Aussprüchen des Erlösers selbst als eine sittliche Heilanstalt und vollkommene Lehre von göttlichen und menschlichen Dingen sich ergibt, und dieses, wie es mit den nationalen Vorstellungen und Sekteneinrichtungen des Judenthums zerlegt und verunstaltet ist: eine Darstellung, an welcher wir nur das Eine, wovon schon zuvor die Rede gewesen, auszusagen finden, daß der Verf. das Christenthum vorzugsweise als Lehrsatz auffaßt.

Der zweite und letzte Band des Werkes wird sich, wie die Vorrede S. xrx verspricht, mit dem Einflusse heidnischer Philosophie sowie der Reformation auf das Christenthum beschäftigen, die Tugend aller christlichen Poeten nach einem gemeinschaftlichen Bekenntnisse hervorheben und mit einer Ansicht der gegenwärtigen Verfassung der christlichen, namentlich protestantisch-evangelischen Kirche endigen.

Herzog Georg von Braunschweig und Lüneburg. Beiträge zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges. Nach Originalquellen des königl. Archives zu Hannover. Von Friedrich von der Decken. Erster Theil. Hannover, Hahn. 1833. Gr. 8. 1 Theil. 16 Gr.

Wie der dreißigjährige Krieg seiner Zeit eine unerschöpfliche Quelle von Jammer und Elend für Deutschland war, so ist er bis auf den heutigen Tag auch eine noch keineswegs verlegte, sondern erst wieder recht munter aufsprudelnde Quelle historischer Stoffes für den Forscher und Freund der Geschichte. Dazu trägt besonders der Umstand bei, daß jetzt erst öffentliche und Privatarchivare mit größerer Liberalität geöffnet und dadurch eine Menge Aufzeichnungen, die selbst Schüler noch abgingen, möglich werden. Aber so gut eine vollständige deutsche Geschichte erst nach besserer Bearbeitung und Aufräumung einer Menge Specialgeschichten mit Hilfe der Archive möglich wird, so wird erst nach einer von weit mehr Seiten her angelegten Beobachtung einzelner Bräthen oder sächlichen Theile des Krieges eine vollkommene Geschichte desselben möglich werden. Selbst über Einzelne muß sich erst noch das Urtheil seiner stellen, während Wallenstein in neuerer Zeit nicht bloß von dem Reichthum des Hochverrathes geteilt, sondern auch als ein Hundstern, ja liberaler, konstitutionsgedehnter Fürst hingestellt werden will, wird dagegen Gustav Adolf immer mehr um seinen Ruhm und Unernstigkeit und protestantischer Begeisterung gebracht und als ein an Frankreich verkaufter, ehrgeiziger, nach Kronen und Ehrenen in Deutschland strebender Mann hingezichnet, den gerade für rechten Zeit für Gabelburg wie für Deutschlands Freiheit und für den eignen Ruhm selbst der Tod kreuz habe.

„Beiträge zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges, nach Originalquellen des königl. Archives zu Hannover“ ist dieses Werk des Hrn. Generallieutenant's betitelt. Da dasselbe zur Zeit noch unvollendet ist (es ist, wie wir hören, auf vier Bände berechnet), also noch keine vollständige Uebersicht und Beschreibung zuläßt, beschränken wir uns darauf, die Stellung des Buchs zu dem bereits Vorhandenen und den Inhalt nach seinen wichtigsten Partien kurzlich anzugeben.

Es ist kein Zweifel, daß keine Hauptpartie des dreißigjährigen Krieges noch magerer behandelt und mehr im Dunkeln gelassen ist als der sogenannte böhmische Krieg, besonders mit den im nördlichen Deutschland vorausgegangenen Auftritten, während der böhmische und spätere sowie der spätere schwedische und französische sich weit bedeutenderer Aufklärungen erfreuen. Wenn wir nun auch nicht eben den Grad von Wichtigkeit dem Feldzuge dieses Buches beilegen möchten, wie der Hr. Verf. thun zu müssen glaubt, so ist doch gewiß, daß Herzog Georg (von Lüneburg, der Ahnherr des jetzigen königl. Hauses von Baiern und Vater des ersten Kurfürsten Carl August) eine bedeutende politische Rolle im nördlichen Deutschland während dieses Krieges bis 1641, wo er starb, spielte. Zweifelt man nicht, daß er ein wichtiger Theil der Politik war, die damals in Br. v. Ammon's „Conventualien“, vgl. Nr. 204 u. 205. v. 1635), spielt er das reuipie Lods dieser damaligen kleineren deutschen Fürsten, die keine selbständige Rolle spielen und tausend Rücksichten zu nehmen hatten, sich den Umständen fügen und der Gewalt der machthabenden Partei nachgeben zu müssen, wenn er auch nicht so charakterlos wie Andere war und doch wollte, was er wollte. Der Hr. Verf. dagegen legt ihm zwei große Ideen als Lebensaufgaben bei; 1) die Erbländer des braunschweig-lüneburgischen Landes nicht nur in ihrem damaligen Umfange zu erhalten, sondern ihnen auch die seit Primat dem Löwen verloren gegangenen Theile wieder zu erwerben, und 2) in der Mitte jenes blutigen Kampfes bei geringem Mitteln, aber durch Politik und Kunst das System eines politischen Gleichgewichts, unterstügt von dem einer bewaffneten Neutralität, aufzustellen und zu behaupten. — Ref. gesteht endlich, daß er die Erscheinung der übrigen Bände abwarten muß, ehe er das Lob, den zweiten Punkt erreicht zu haben, dem Herzoge beilegen kann.

Die diplomatische Scenablage dieses Werkes ist die in dem ersten Theile vollständig aufbewahrte Correspondenz Herzog's mit dem Herzogen Christian dem Ketzern, August und Friedrich. Wegen 100 Acten (die Bellenen einzeln mitgezählt) sind als Inhalt mitgeteilt, von denen mehr auch von Kaiser Ferdinand und Maximilian von Baiern, von Wallenstein und Tilly (der wol nur in seiner Jugend dem Jesuitenorden angehört), viele vom Könige Christian IV. herrühren, und von welchen die Kriegsarbeiten, Musterrollen, dann einige Relationen über gefesselte Schlachten von Augenzeugen besonders Werth für die Kriegsgeschichte seiner Zeit haben. Aber auch im Texte selbst spielt vorzüglich die Kriegskunst und die äußere Politik eine bedeutende Rolle, während natürlich in das Innere der Verwaltung und Befehlsgewalt um so weniger eingegangen werden konnte, als Georg damals noch nicht regierender Herr war. Deßo weitläufiger (eine größere Beschränkung mit Ueberlegung mancher für unsere Zeit minder wichtig gewordenen Verhandlungen möchte Ref. als dem Werke selbst überflüssig wünschen) ist Alles behandelt, was Krieg und Politik betrifft, daher die zum Theil durch Drückfehler sehr wässrigen Schilderungen der Schlacht bei Lutter, Seite u. a. Der Inhalt der ersten Abtheilung (1—173) ist so angeordnet: Herzog Georg, Kreisoberster in den holländischen und spanischen Heeren; Generallieutenant in bairischen Diensten im schwedisch-böhmischen Krieg; commandirender General der niederländischen Kreisarmee. II. (174—310) Georg in kaiserlichen Kriegsdiensten (bis zu seinem Abtritt in schwedische 1631).

Dieses Luffschiffe gibt schon der erste Band dieses vorläufigen Werkes auch über Wallenstein, welcher trotz der Reaction des auch hier als einer der kräftigsten Fürsten geschilderten Maximilian von Baiern (Joh. Georg von Sachsen tritt dagegen wieder in seiner angestammten Freiheit auf) das Herzogthum Welfen besonders mit Hilfe der Jesuiten bekommt, denen er die Restitution der geistlichen Güter verspricht. Wallenstein suchte sich in seinem Kriegszug dadurch zu behaupten, daß er Tilly und Pappenheim (die dadurch auch Maximilian rufführer worden wären) auch Herzogthümer (Kalenberg und Wolfenbüttel) zu verschaffen suchte, was indeß durch W. v. Lobkowitz und G. Adolf's Erscheinen vereitelt wurde und durch den der kaiserlichen Partei abwendig machte. Das Georg Antheil an der Schlacht bei Lutter am Barenberge gehabt, wird gegen Spittler, der ihm den Sieg der Kaiserlichen zuschreiben möchte, getraget, da Georg damals in Böhmen gewesen sei. Weiteres Neue über die braunschweigischen Freiensunterhandlungen 1625, über die dem Wallenstein'schen Heere vorausgehenden Zugenerwerbungen, über den Bestand des ersten Braunschweigischen Heeres folgt, wieviel auch noch von einer bisher minder bekannten Seite zur Geschichte dieses merkwürdigen Krieges zu erwarten ist. Nur darf nicht Alles für gleich wichtig und einer gleich ausführlichen Behandlung würdig gehalten werden. Andere als archivalische Quellen sind nur sehr sparsam angeführt. Das Kupfer trägt das Gepräge der Unvollkommenheit dieses Werkes bei, welches nach seiner Kleinigkeit jedenfalls einer ausführlicheren Beschreibung würdig ist, als hier gegeben werden durfte.

Literarische Anzeige.

Zu meinem Verlage erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:
Stieglitz (Christian Ludwig v. S.),
Das Recht des Hochstifts Ruffen und des Fürstbistums Würzburg auf ungehindertes Fortbestehen in ihrer gegenwärtigen Verfassung. Eine staatsrechtliche Erörterung.
Gr. 8. Geb. 8 Gr.
Leipzig, im Januar 1824.
F. A. Brockhaus.

Literarische Unterhaltung.

Donnerstag,

— Nr. 9, —

9. Januar 1834.

Zur Philosophie von gestern und heute.

Alle Welt lobt für heute, oft auch für morgen, weil das Heute und Morgen die Aufmerksamkeit fesselt, Thatkraft anregt, das Gestrige aber dazu untauglich ist, oft sogar schon das Heute, wenn es bei Sonnenaufgang mitflandern und am Mittag wohl geworden. Böller versuchen das Gewesene, jagen nach neuen Constitutionen, wollen mit selbstthätiger Herrschaft und unverfälschten Regierungsformen ins Himmelreich kommen. Wäre nur das Scheitern hinger, es möchte behagen; nun aber geht man einer Simonischen Lehre nach, wählt sich einen andern Papst als den römischen, sucht eine andere Frau als die eheliche und eine andere Goldbörse als die eigne. Könige und Fürsten wechseln Ministerium und Unionen, Schiffe und Organisationen, machen feishe Schulpläne und Bollwerke, bios Matreffen besitzen das Geheimniß, ihre Kräfte möglich zu verlängern, indem sie jugendlich bleiben, was sie sind. Staatsmänner denken an neue Theorien der Finanz- und Verwaltung, wechseln Geschäftsforderungen und diplomatische Verbindungen. Selbst Härtge wollen nicht ausfahren im Geßrigen, unere herkömmlichen Gredichen, nach der Mode erneuert sich ihre Kleiderglanz und ihr Kirchendefuch; was ehedem sich fortgepflanzt von Vätern auf die Kinder, vergeht jetzt, bevor die letztern ihre Kinderschuhe vertreten. Jünglinge gar wollen Alles umflügen, was steht, mit dem Sitten die Befehle, mit dem Schulbüchlein die Königsthrone, sammt England und Frankreich auch Deutschland. Dies ist Geiß der Zeit oder sie hat gar keinen.

Dem allgemeinen Drange folgen nicht minder die Wissenschaften, wie denn überhaupt das Zurückbleiben schändlicher geachtet wird als legend ein Anderes. Wie sehen Kerze vor Epochen fliehen und mit einem Nichtes des Stoffes durch Sonnenbültenaus oder Hornopathie ihre Qualen bekien; wie sehen Rechtspsfeger neue Gesetzbücher und öffentliche mündliche Verhandlungen mit Verlagschätzung der geschriebenen Actenstücke lobden, wie schon Theologen die Astrologie verdammten aus Astrologie, weil Orthodorie jetzt ein Neus geworden, und es ist sonach kein Wunder, daß Tageszeitungskrieger lauter Einsätze von heute schon Lesen in die Ohren rufen, da sie zu gefallen suchen und es hierdurch können, vor Allen aber von ihren Verwandten zu leben wünschen.

Unter dem unabhängigen Welken, welches hieraus entspringt und unserer Zeit bis in die Spinnstuben des Mannen der bewegten — besser der lärmenden — verschafft hat, lautet es fast wie ein Kinderwortschlag; durch Philosophie Vernunft herzustellen, durch philosophische Sprache das Loben der Poeten zu besänftigen. Wer keinen Rath mehr weiß, flüchtet gemeinhin zur Philosophie und verspricht sich von ihr große Dinge. So klagt Pfizer in seinem „Briefwechsel zweier Deutschen“, es sei ihm oft zu Muth, als „höre er einen Chor von hunderttausend Narren sprechen“; — aber — Philosophie sei der erste Mittel des deutschen Stolzes, werde in ihrer Eigenmächtigkeit Epoche machen, werde „als Schuggöttin der Deutschen aufstehen, eine bloße Schulmeisterin zu sein, die auf den Kathedern thronet; es werde die Zeit kommen, wo sie herrscht und vollbringt, zur That wird und die Welt beherrscht.“ — Himmel, wach ein Glaube! Was und wann soll die Philosophie herrschen? Ueber hunderttausend Narren? Nun gar die deutsche Philosophie! Sie ist in ihrem Wechsel Ausdruck des jahreslangen Zeitgeistes und immer von heute. Wäre sie anders, würde sie hunderttausend Will nun Pfizer durch sie „eine Blutreinigung und Erneuerung des deutschen Staatskörpers zu Stande bringen“ — gehört er dann nicht zu seinem Chor der Hunderttausende?

Niemals noch hat Weisheit in der Welt geherrscht, niemals wird sie herrschen, sondern Ehrheit und Lebenskraft behaupten das Feld. Philosophie also, wenn sie wahrhaft weise ist, kann nie zur Herrschaft kommen, und ist sie ehrlich, so nimmt sie ihre Gewalt von der Ehrheit; nicht aus ihr selbst, und statt zu helfen, wird ihr geholfen. Der deutschen Philosophie ist viel gehalten durch Pedantismus der Katheder, durch Jugendliebe der Zuhörer, durch einen Ruf von Renheit und Tiefe. Anhänger Hegel's haben von ihrer Philosophie als der gegenwärtigen gesprochen und damit wol Herrschaft ausgedrückt gemeint. Aber was ist gegenwärtig? Nicht mehr der Tag, an dessen Abend ich von ihm schreibe. Seit nun Hegel gestorben, muß seine Lehre von gestern sein, und der Zeitgeist, welcher am Heutigen hängt, wird sie bald als eine veraltete bezeichnen.

Aus diesen Ursachen allein darf gefragt werden, ob man nicht mit einer Philosophie von gestern besser fahre

als mit einer von heute? Jene wäre wenigstens ein Weibendes, weil die Vergangenheit nicht vorüberfließt wie die Gegenwart. Aber welche philosophische Vergangenheit? Soll man zurückgehen bis Plato und Sokrates, oder noch weiter? Im Vestrigen machen die Zeitgrößen keinen Unterschied, da z. B. Kant für die heutige Philosophie ebenso veraltet heißen kann als Aristoteles, und vielleicht ein gutes Theil mehr.

Noch bedenklicher ist, daß sämtliche Philosophen von heute eigentlich dem Unterschiede des Vestrigen und Heutigen ein Ende machen und eine ewige, für alle Zeiten unwandbare Philosophie hinstellen wollen, welche die Vergangenheit in sich aufnimmt, die Zukunft verklärt. Auch unsere gegenwärtige deutsche Philosophie, nämlich abgedachte Hegelsche, sucht hierin die Größe ihrer That und rühmt sich besonders einer Objectivität, durch welche alle Subjectivitäten von gestern völlig aufgezehrt werden und überhaupt alle Vergangenheit und Zukunft in der Gegenwart verschwinden soll.

Objectivität dieser Philosophie bedeutet eine Unabhängigkeit derselben vom individuellen Denken, Fühlen, Wollen; eine Lehre, welche den Lehrer beymingt, eine Wahrheit, die sich selber wahr macht, eine Einsicht aller Ansichten, ein Panorama der Welt, nicht auf der Neghaut irgend eines Auges, sondern am Mittelpunkte der Welt ihr eigener Spiegel, ein Urlicht aller zurückgestrahlten Lichter, eine Sonne aller Erden und Monde.

Hiergegen müßte nun ein Philosoph von gestern behaupten, die Wissenschaft der Philosophie sei durchaus nicht objectiv, sei stets ein Werk des eignen Denkens, Fühlens, Wollens, sei eine Lehre und Wahrheit für den Privatgebrauch des Lehrers und gerechtfertigt durch seine individuelle Zufriedenheit mit derselben, daher immer nur eine Ansicht der Welt von einem gewissen Standpunkte, eine Auffassung und Sammlung einzelner Lichtstrahlen, ein Sonnenbild im Erdspiegel.

Man begreife Begriffe. Sie entstehen durch Einkehr des Denkers in sich selbst, sind subjectives Eigenthum, werden erst Gemeingut durch die Sprache, gelten dann als Objecte, nämlich Worte, können gebraucht werden von dem Einzelnen nach besonderm Bedürfnis, gehen für ihn verloren und finden sich wieder nach der Beschaffenheit seines Denkhauhalts, gewinnen ihren Werth und Unwerth durch besondere Bestrebungen, Verhältnisse, werden verglichen, geprüft, geändert, dienen zum beliebigen Spiel und zur geistigen Unterhaltung. Daß Philosophie aus Begriffen und deren Zusammenhänge bestehe, ist wol. anerkannt, auch von den Vertheidigern ihrer Objectivität; denn was ein Mensch lernen mag durch Anschauung, Erfahrung, Beobachtung, ist keine Philosophie, sondern nur was für Begriffe er sich bildet, und wie er dieselben verbindet, weswegen auch Philosoph und Selbstdenker als gleichbedeutende Namen gelten. Jedes Selbstdenken ist ein Subjectives.

Ganz gut, erwidern die Philosophen der Objectivität; aber das Selbstdenken ist ein zum Andern gewordenenes Denken, sowie das Dasein ein zum Andern gewordenenes

Sein, das Machen der Begriffe ein Nachmachen ihres ursprünglichen Wesens, das Wort ein Zeichen ihres objectiven Werths, alle Geltung abhängig vom Letztern, und die Philosophie ist eine Angabe der Art und Weise, ihn zu finden, zu bestimmen. Fast erst Gedanken, dann werdet ihr denken; erhebt euch über den Kreis eures Begreifens, dann werdet ihr begreifen; nämlich nicht das subjective Spiel eures individuellen Gemächtes, sondern den nothwendigen objectiven Zusammenhang und Inhalt des Wesens der Dinge.

Selbst ein Philosoph von gestern kann diese Lehre artig finden und verdeutlicht sie sich auf folgende Weise. Bekanntlich waren, sind und werden sein in der Welt eine Menge von Begriffen, nämlich in denkenden Köpfen. Diese Begriffe sind da wie Begebenheiten, sind also etwas Wirkliches, Wesenhaftes. Der einzelne Kopf, in welchem ein Begriff zum Bewußtsein gelangt, wähnt ihn gemacht zu haben und hält ihn fest als sein besonderes Eigenthum, während er im Denken der denkenden Köpfe längst als Gemeingut vorhanden gewesen, und mithin dem einzelnen Denker die Aufgabe bleibt, ihn in seinem wahren Sein aufzufassen und nicht durch individuelle Zusätze oder Ungeheimheiten zu entstellen. Wer solches leistet, der denkt objectiv, sonach wahr, angemessen und philosophisch. Es ist unter Andern ein häufiger Irrthum von Jugendlköpfen, sie hätten einen Begriff, etwa den der Freiheit, Gleichheit, des Alllebens, zuerst gedacht und dadurch erschaffen, während er doch längst Dasein gehabt und nur begebenheitlich im Jugendlkopfe zum Bewußtsein gekommen. Alles individuelle Denken ist darum ein Begriffsspiegel für das allgemeine objective Denken, welches sich in seiner Besonderheit abspiegelt oder offenbart und daher in Beziehung auf seine Wahrheit das Concret-Allgemeine heißt.

Glücklicher oder unglücklicherweise wollen die Begriffserstzen einander vernichten, zerstören, aufstossen. Glücklicherweise — weil ohne solche Tendenz keine Bewegung, sondern nur starrte Ruhe unter den Begriffen stattfände; unglücklicherweise — weil das subjective Denken sich durch den Krieg verwirrt, der Dialektik heißt und im Bewußtsein des Philosophen aufgefaßt wird. Da streiten miteinander Gutes und Böses, Monotheismus und Polytheismus, Demokratie und Aristokratie u. s. w., und zwar allerdings als Begriffe einzelner Denker, aber nicht minder als wirkliche Wesen in der Welt, die da sind und werden, stehen, fallen und sich wieder aufrichten, worin eben die Geschichte ihre Substanz hat.

Weil nichts Seiendes untergeht, so kann auch kein Begriff den andern vernichten oder verschlingen, also nicht das Gute das Böse, nicht der Monotheismus den Polytheismus, nicht Demokratie die Aristokratie u. s. w. Sollte je geschehen — was aber nicht sein kann —, daß ein Begriff alle ihm feindlichen fräße oder aufzehre, so läme der Weltuntergang. So aber zerren und nagen die Begriffe stets an einander, gehen dadurch über in ihr Gegentheil, ihr Anderes, leiden Veränderungen und manchmal Ungehalt, stellen sich aber wieder her und wachsen und werden

in Mannichfaltigkeit durch eine verborgene schaffende Dialektik. Das Böse z. B. steht im Werden und umgekehrt, der Polytheismus (Heidenthum) im Monotheismus (Christenthum) und umgekehrt, die Aristokratie in der Demokratie und umgekehrt. Die Regel dieses Entstehens und Vergehens, des Werdens im Sein, des Seins im Werden ist das innere Wesen oder, wie man sich ausdrückt, die Wahrheit der Geschichte.

Sucht Jemand gegen diese Naturdialektik irgend einen Begriff zum herrschenden zu machen, der die übrigen unterwirft oder verflücht, will er etwa das Gute allein ohne das Böse, oder, gleich dem alten Lafayette, Aristokratie in Demokratie erkaufen, so sinkt er dadurch zur Subjectivität des Denkens herab, deren Bestrebung allemal darin besteht, mit der Herrschaft eines concreten Begriffs die andern Begriffe zu absorbiren, er raubt alsdann dem Denken seine Objectivität, seine Wirklichkeit und Wahrheit, behält nur Einseitigkeit, Sentimentalität und Schwärmerei. Begebenheiten lassen sich nicht durch Begebenheit und Begriffe nicht durch Begriff zu nichts machen. Nie kann der einzelne Begriff absolut, d. h. objectiv herrschen; ein dialektischer Kampf mit dem Negativen (der Widerspruch) ist seine eigne Wirklichkeit und Wahrheit, und die Objectivität der Philosophie besteht grade in dem höhern Bewußtsein dieses Verhältnisses, während das gemeine Bewußtsein immer in der subjectiven Begriffsherrschaft befangen bleibt. Hieraus erklärt sich der oft angefochtene Satz: „Das Wirkliche ist vernünftig und das Vernünftige wirklich“.

(Der Beschlus folgt.)

Der letzte Mensch. Ein Epos in zehn Gesängen nach Grainville von A. Kreuz de Lesser. Deutsch bearbeitet von Chr. Fr. K. Schirlik. Leipzig, Wierdruck. 1833. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Es wird wol den meisten unserer Leser unbekannt sein, daß ein gewisser Grainville, welcher sich im J. 1805 aus Lebensüberdruß in die Sonne stürzte, eine poetische Skizze: „Le dernier homme“ betitelt, hinterließ, wiewol Hr. Kreuz de Lesser diese Unwissenheit mit dem Stempel eines Verbrechens bezeichnet. Diese Skizze, an der Hr. Kreuz sich begeistert hat, obgleich sie unserm Glauben nichts Begeisterungswürdiges enthält, die er für eine der kolossalsten Hervordringungen des Menschengeistes hält, wiewol sie höchstens der Dimension nach für groß gehalten werden kann, hat er in ein Epos von zehn Gesängen umgewandelt und Hr. Schirlik hat es übersetzt. Die Franzosen haben bis jetzt durchaus noch keinen Maßstab für wirkliche poetische Größe gefunden. Selbst noch in unsern Tagen, wo deutsche, englische, spanische Literatur ihnen zugänglich geworden ist, verwechseln sie das Eitelfame, das Formlose, das Heterogene beständig mit dem Großen und halten eine Conception für großartig, wenn die Ideen, die sie darstellt, weit auseinanderliegen, und die Begriffe, die sie einschließt, gleichsam erklaunt sind, sich auf demselben Punkte zu begegnen. Was ist da zu machen oder zu hoffen? Nach so vielen Irthümern, Täuschungen, die man für absolute Wahrheit nahm, scheint es fast erwiesen, daß den Franzosen im Allgemeinen Sinn und Verstandniß für Das, was in der Poesie wahrhaft poetisch ist, abgähe, und daß nur einzelne Individuen unter ihnen bei günstigen Umständen, die Allgemeinheit aber nie sich beim eignen poetischen Verstandniß zu erschließen vermöge. Selbst in der jetzt indischen Bewunderung

Shakspeare's, Dante's erklaunt man das Geniale in dieser Bewunderung, wie man in Victor Hugo's, in Lamartine's und in den Arbeiten ihrer Schüler das Geniale, die kühne, Abhängige erkennen muß.

Was die Franzosen besücht, ist und wird immer sein das dem Maße nach Ungewöhnliche und Große; für die indische Größe fehlt und wird ihnen den Maßstab stets fehlen. Daher bewundern sie Napoleon, daher scheint ihnen ein Gesicht wie „Der letzte Mensch“ kolossal, während ein einziger Gespräch aus „Romeo und Julie“ an dichterscher Größe tausend solcher Eposden aufwiegt, und in einem einzigen Charakter des Hamlet sich mehr poetische Schöpferkraft beurkundet als in allen Gestalten dieses Poemes zusammengenommen.

Dem in den conventionellen Formen verlorbenen Franzosen gilt es schon für ein Zeichen von Geule, daß Jemand sich einen letzten Menschen auf den Ruinen von Paris denken konnte. Wir Deutschen finden an und für sich schon diese Idee kleinlich, beinahe abern. Der letzte Mensch — der Umsturz der Erde — und die Ruinen von Paris? — Ja, wären es noch die Trümmer von Rom oder Babylon; aber nein, Paris! Und nun, was ist dieser letzte Mensch für ein Mensch? Ein Repräsentant des ganzen Menschenthums etwa? Ein Faust? Ein Manfred, ein Thasorus etwa? Orinal ein schwächlicher Paul an der Seite seiner Virginia, ohne Bewußtsein von den Geschicken der Erde vor ihm, ohne Sehnsucht, ohne Trieb, beinahe ohne Klag, ein Schwärmer Korporan. Weiter, was nimmt er vor, dieser letzte Mensch? Nichts, gar nichts, er liebt Syberien! Dies Omega der Menschheit (hier Omega genannt) ist ein Omega von Unbedeutendheit, ein Musterbild profanischer Erhabung. Was geschieht denn nun in diesem Gedichte, das französische Kritiker als etwas Rechtes preisen? Wiederum nichts, bios daß die Welt untergeht, etwas, das mit derselben Gemächlichkeit geschieht, als ob ein Theatermachwerk ein Gedirge in einem Palast verwandelt oder umgekehrt. Wie würde hier Byron selbst gesprochen haben, und wie spricht der französische Milton? Er setzt den Olympartes auf den Besuv und damit genug!

Kurzum, es ist nichts Poetischeres zu denken als dies sich als kolossal ankündigende Gedicht, das recht wie zu dem Beweise vorhanden ist, daß nicht in dem Was, sondern in dem Wie die Idee, das poetische Element seine Begründung hat. Von vorn herein ist der Gedanke dieses Gedichtes verfehlt und unstatthaft. Der letzte Mensch kann nur die Spitze eines epischen Gedichtes bilden, nicht eine Epopee für sich. Was soll er thun? Der Zerstörung zusehen? Segen sie kämpfen? Beides ist gleich lächerlich! — Worauf nun ist er hier angewiesen? Syberien zu lieben, mit Adam zu conversiren! Wenn, kamt die Erde es nur erfahren, der alte Adam spie hier des deus ex machina und obenrin mit höchst kläglichem Physiognomie und höchst beunruhigt über seinen unglücklichen Pflanz. Von den Pforten des Unterrichts, an denen er als Thürknecht stand, um seinen Kindern die Thore zu öffnen, wird er auf der Erde hinab oder hinaufgeschendet, um als Rathgeber Omega's sein Verderben zu beschleunigen. Er ist es, der den Unglücklichen verleiht, Syberien zu verlassen, als sie eben Mutter eines neuen Geschlechtes werden will, welche sehr heillose That denn mit Witterter Untergang endet. Der Genius des Todes besiegt nun den der Erde, und die Geschichte hat ein Ende. Wollte Jemand sich von der gänzlichem Poetislosigkeit des Verf. in aller Kürze überzeugen, so hätte er nichts zu thun, als die Schilderung dieses Kampfes zu lesen. Es ist nicht möglich, ärmer zu sein, als er sich hier zeigt.

Da wahr hatte der Tod nur gesprochen. Dem B der des Schreckens War gedrohen der Muth des eheimähigen Geistes. Demnach versucht er den Kampf. Da Gifra bewaffnet die Hände W. Ueberal waltet das Gifra, wo sterbliche Menschen sonst waren. Ob sie auf, die thörichte Hoffnung, schaute der Mäthra. Da wirft kämpfen umsonst. Stirb, ich bin unüberwindlich. Beban und kumm vor Angst schien der rüthige Gegner des Todes. In den Worten sein Todesurteil vernommen zu haben u. t. w.

Die Würde ein wahrer Richter, wie würde davon etwas dürfen
 Kunst aufsteht, geführt haben. Er würde den Grund der
 Welt der Würde des Rechts haben aufstehen lassen, seinen Seg-
 ner die des Todes. Dr. Brahmille oder Dr. Geringe dagegen gibt
 ihm ein Schicksal in die Hand. Nichts Unglücklicheres kann
 einem Menschen befallen, als wenn sie an große Stoffe ge-
 wöhnt. Ihre Wirklichkeit zeigt sich hier, die ein kleinerer Gegen-
 stand vorbringen haben würde.

Das ist der Schicksal der Welt. dieses Geschicktes, das viel-
 leicht übermäßig gedeutet wäre, hätten sie irgend eine stetige Die-
 besgeschichte zu ihrem Gegenstand gewählt. Das wahrhaft Große
 würde sie wohl fesseln sollen. Die lächerliche Rede abgeru-
 met, ist nichts trauriger als diese großsprechende, höchst geringe
 Schätzung, zu welcher die Kritik nicht einmal einzelne Theile lo-
 sen kann. — Die Redebegegnung ist von der Art, daß sie selbst die
 hoch achtungsvollen geistigen Sprachlichen Verbindungen der Die-
 sung gänzlich vernichtet hat. Der Dichter, an und für sich
 schon eine ungeliebte Wahl, ist in der That unter aller Kritik.
 Werse, wie:

Du, der du so viele Hindernisse gehoben
 gehören noch gar nicht zu den schlechtesten. Die Diction ist
 durchaus farblos, niedrig und über jede Vorstellung profanisch,
 häufig ganz undeutsch, wie z. B.

Wissen wollen zuletzt der Himmel jedes Geheimniß
 für jedes Geheimniß der Himmel — kurz, völlig schülerhaft.
 Genug, den einzigen Spatz in diesen Bogen gewährt die Befugung
 der bewundernswürdigen Vorrede, in welcher „Der letzte Mensch“
 über Glade, verlorenes Paradies, Messias und Kneipe gestellt
 wird. 52.

Das neue Schloß zu Braunschweig.

Auf Pfeilern und auf Bogen, aus Knospenstrahlen von unten
 auf, erhebt sich über seinem tiefen Grund das Schloß zu
 Braunschweig. Sein Grundriß zeigt an der Nordseite schon
 über die untern Fensterreihen empor, und ihre Säulen stehen
 in schöner Ordnung da. Der Bau geschieht nach dem Plane
 und unter der Leitung des hiesigen Hofbaumeisters Dietze, des-
 sen Risse zu der Eingabemie und dem Theater zu Berlin
 bekanntlich auch den Preis erhielten, und das Werk beschränkt sich
 folgendermaßen: die Hauptflügel ist 400 Fuß lang, und die
 beiden Flügel haben jeder eine Länge von 216 1/2 Fuß; die stän-
 dlichen Wölb sind 88 Fuß lang. Das Hauptgebäude hat
 mit Inbegriff des mittleren Portals und des an der Hin-
 terfronte befindlichen halbrunden Ausbanses 155, und in den
 Flügel 72 Fuß Tiefe. Jeder von den beiden Flügeln hat
 in der Rücklage eine Tiefe von 64 Fuß. Das ganze Gebäude
 besteht aus einem Souterrain und drei Stagen und ist vom
 Plaster des Schloßplatzes bis auf die Baumhöhe 77 Fuß hoch.
 Es hat vor demselben im Westen eine belebte Hauptstraße, den
 Wohnweg, und sieht hinter sich einen Arm der raschen und zu-
 weilen stürmischen Oker, welche seinen südlichen Flügel umgibt,
 an der ganzen Ostseite der dem in dieser Richtung offenen in-
 nern Schloßhof und unter den der Morgensonne zugewandten
 Fenstern des südlichen Flügels sich ausdehnt und dem Schloß-
 garten entlang fortzieht. In diesem Garten liegt der nördliche
 Flügel des Schloßes, und auf seiner Südseite wird eine Mann-
 einfassung des Übersers ihm das Kastell geben, an einen Park
 zu führen, wodurch zugleich die Aussicht auf sonstige Hinter-
 häuser genommen wird. Ist seine Umgebung so wie von der
 Natur gebildet, so wird das Hauptgebäude mit seinen Flügeln
 und Säulengängen und Vorwerken sehr geschmackvoll erscheinen,
 je freier es hoch über der höchsten Bäume Gipfel auf dem bis
 zu seinem Fuß immer fliegenden weiten Schloßplatze hervor-
 tritt. Die Kunst benutzte dabei einen Vortheil, den ihr die
 Nothwendigkeit verschafft, den Schloßplatz beträchtlich zu erhö-
 hen, um ihn vor Ueberschwemmungen zu sichern; und diese Er-

höhung wird dem Wohnwege an im festlichstem Werkstücke
 bis zum Schloße gehen. Sein nördlicher Flügel soll zuerst
 vollendet werden; und ist das Schloß, woran tausend Arbeiter
 täglich arbeiten, fertig, so wird es auch die Kunstsammlungen
 aufnehmen, zu deren Aufstellung jetzt der geeignete Raum be-
 merkt ist. In der That scheint die Idee unsere Zeit eine der-
 selbe Gestaltung voll Schönheit und Würde in einem Schloße
 zu verbinden und die behaglichste Wohnung, den glänzendsten
 Versammlungsort und die offenste Kunststätte darin zu verein-
 nigen, ohne weder so majestätisch wie zur Gottesverehrung, noch
 der Stadt gegenüber riesenhaft zu sein. Soll ein solches Schloß
 bau gelangen, so läßt sich an seinen Kosten nicht denken; und
 sind die Arbeitskräfte und die Thaten da, so geht es schon,
 ohne daß etwas Nothwendiges darüber veräußert zu werden
 braucht. Der Schloßbau zu Braunschweig ist im guten Gange
 und mehr Geschäft und Geschäfte. In Ereignissen mag es in
 der Zukunft nicht fehlen, wie es daran in der Vergangenheit
 nicht gefehlt hat, was in der Reformationzeit sich viel große
 Bauwerke unterbrochen worden; aber was einmal gebaut war,
 das ward benutzt, und blieb benutzt, und wird noch fort benutzt.
 Es hat die Bedeutung und den Erwerb mancher Stadt gewährt.
 Wie nahe oder fern der Schloßbau seiner Vollendung sein mag,
 er währt und ist ein höchst interessantes Zeichen von
 Kraft und Kunst. Wenn man es auch mit der Wirklichkeit
 überziehen kann, so ist doch gewiß nichts ungeründeter als die
 Klage, daß man es damit in Deutschland „Bretter“ vielmehr
 scheint es, daß es um Vieles besser stehen würde, wenn man der
 Fuß und dem Drange zur Wirklichkeit große augenblickliche Voll-
 tume Bahnen angewiesen hätte. Das Schloß würde
 ein schönem Schloße zu Braunschweig dürfte sein, das es
 weder ein antikes noch modernes Vorbild hat, daß es nicht nach-
 ahmt, was die Griechen gebacht, die Römer gemacht und die
 Italiener gerbt haben, sondern daß es in freier Gestalt
 aus der reichen Phantasie des Künstlers hervorgeht, wie sich
 schon erkennen läßt. Vor seinen hohen Formen und gewaltigen
 Massen des Erdgeschosses auf der Nordseite erscheinen die
 Fassaden der gegenüberliegenden Straßenhäuser und ihre Ge-
 samtheit kleinlich, und wenn hier ein stolzer majestätischer
 Baustil herrscht, so waltet auf den zurückgebogenen Flügeln die
 Lieblichkeit der mannichfaltigsten Architekturen, die sich mit den freund-
 lichsten Konstruierungen verknüpfen, aber nicht den kalten
 Todeshauch des Erbortes, sondern den warmen Lebensathem
 des frisch Erschaffenen ausströmen. 58.

Notiz.

Ganz neuerdings tauchen wieder einmal in Beseffen and
 Griechenland die Panaroten auf, wiewol sie für Dra, der sie
 kennt, auch früher nicht unsichtbar gewesen sind, da sie — im
 Erden zu sitzen pflegen. Jene Briefe sagen, daß das Wis-
 vergnügen über die Befragung fast aller wichtigen Stellen mit
 zwar griechischen, aber aus Konstantinopel eingewanderten und
 unter dem Namen von Panaroten bekannten Griechen immer
 lauter geworden sei, da die Art ihrer Thätigkeit sie schon sonst
 vielfach verhasst gemacht habe. Schon Korais hat vielfach vor
 ihnen gewarnt, namentlich auch, was die Befragung einzelner
 einflussreicher Stellen anlangt; aber man scheint sie in gewissen
 Kreisen in Griechenland, nämlich den Oben, ebenso wenig ken-
 nen lernen zu wollen und zu kennen als in Deutschland und
 Europa. Bereits im Mai vor J. brachte die in Jena bei
 Bran erscheinende „Minerva“ einen Aufsatz über die Panaroten
 als einen Beitrag zur bessern Kenntnis der politischen Ver-
 hältnisse des neuen Griechenlands, und schon die „Beitrag zur
 bessern Kenntnis des neuen Griechenlands“ (Neukant a. d. D.
 1851) enthielten über sie ausführlichere Mittheilungen. Es mag
 hier darauf hingewiesen werden, damit man sich über diese Je-
 sulden unter den Trinitariten des neuen Griechenlands aufklären
 lassen könne. 17.

literarische Unterhaltung.

Freitag,

Nr. 10.

10. Januar 1834.

Zur Philosophie von gestern und heute.

(Beschluss aus Nr. 9.)

Unser Philosoph von gestern, indem er solchergestalt eingeht in die Lehre von heute und sie artig findet in der Verbeugung, erkennt sonach den objectiven Krieg der Begriffe und dessen Dialektik. Allein Philosophie ist nicht aus dieser Erkenntnis, sondern dadurch entstanden, daß man des Krieges müde wurde und sich nach Frieden sehnte. Derselbe Bedürfnis ist subjectiv, eben deshalb aber auch die Philosophie selber. Weisheit des Wesen besteht in einem geordneten Haushalt seines Denkens, worin er den Vorzug führt, dem Volk der Begriffe gebietet, einige Höher, andere tiefer stellt, überhaupt einen Friedensschluß, einen Vereinigungs- und Unterwerfungsvertrag zwischen den Streitenden zu Stande bringt. Dies Alles ist subjectiv, und die Begriffe müssen sich dabei etwas gefallen lassen, z. B. Irrthum muß im Bewußtsein dem Wahren weichen, Böses dem Guten, Monothetismus bezwingt in religiöser Andacht den Polytheismus, Aristokratie bei Staatsgedanken die Demokratie oder umgekehrt. Ob irgend ein Friedensschluß dauerhaft sei und nicht durch Tumulte unterbrochen werde, wagt der Philosoph nicht zu bestimmen, vertraut insofern dem Friedensinstrument, sucht es aufrecht zu erhalten oder bei starken Erschütterungen zu verbessern, umzuändern, wiederherzustellen, und dadurch wird Philosophie eine Aufgabe seines gesammten Lebens, seines Denkens, Fühlens, Handelns. Wer nicht irgend etwas in dieser Beziehung zu Stande bringt, hat, wie man sagt, keinen Frieden in sich selbst und ist gewiß kein Philosoph.

Kein Abschluß mit sich selbst verhängt unwandelbaren Frieden, oder daß ein Anderer auf dieselbe Weise abschliesse. Geschichte der Philosophie ist eine Geschichte der Friedensschlüsse einzelner Denker. Ähnliches wie in allen vorkommen; es gibt unter den streitenden Begriffen Vorfechter, sie führen bei Friedensschlüssen das Wort. Von ihnen läßt sich erzählen und mittheilen; die Philosophie aber, nämlich der wirkliche Friedensschluß im Bewußtsein des Einzelnen, ist nicht durch bloße Erzählung und Mittheilung zu bewirken, sondern beruht auf der eignen Kraft und Individualität des Selbstdenkers. Sokrates sprach von einem Genius, der ihm anzeige, wer für seine Philosophie taugte. Einen allgemeinen und ewigen

Friedensschluß desselben Inhalts für Jeden und ohne Möglichkeit von Abänderungen und Zusatzartikeln gibt es nicht.

Für ruhige Leute, deren Begriffe sich nicht beißen und kragen — sei es, daß ihnen dazu die Zähne und Krallen fehlen, oder daß die Lebhaftigkeit des Bewußtseins zu geringe wirkt, um das Friedensbedürfnis nahe zu legen — ist jede Philosophie überflüssig. Sonderbar genug bietet man sie als allgemeine Nahrung der Jugend, die meistens — besonders in unsern Zeiten — mit sich selber sehr einig und zufrieden ist, oder auch rasch eine gewisse Begriffsherrschaft, z. B. der Demokratie, zu Stande bringt, womit sie gegen alle übrigen Begriffe und Friedensschlüsse kämpft.

Spricht nun, nach Pflzer's starkem Ausdruck, ein Chor von hunderttausend Narren — die keine Philosophie brauchen — in kritischen Zeitungen und literarischen Blättern, so ist alle Philosophie Deutschlands und des übrigen Europas unvermögend, das Mindeste dagegen auszurichten. Vielmehr, wenn die Narren wirklich sind, müssen sie auch vernünftig sein, nämlich in ihrer Weise, ohne Philosophie, welche letztere dann im Gegensatz mit Jenen und mit der Annahme, sie zu belehren, als das Unwirkliche und Unvernünftigste erscheint.

Solche Unwirklichkeit und Unvernunft der Philosophie offenbaren sich stets, sobald letztere über die subjectiven Grenzen des Hauses und Katheders hinaus will zur Weltobjectivität. Engel schrieb einen Philosophen für die Welt und vertrieb einige Schulworte, sagte verständige Dinge, wozu man keine Philosophie braucht. Rechte Kathederphilosophen verachten alle populären Darstellungen, d. h. Darstellungen für Jedermann, will eben die Philosophie nicht für Jedermann sein soll, sondern für Einen, der entweder Leuten sie zu lehren hat, die zu hören verbunden sind, oder der zu Hause seinem Begriffskriege ein Ende machen und Frieden haben will. Die Hauptverschiedenheit betrifft hierin das Gestern und Heute, es gibt daher Philosophen von gestern und von heute, keinen für die Welt, und jene Welt Herrschaft der Philosophie, worüber viel geredet worden, ist ein Ungedanke wie das tausendjährige Reich, oder wie ein glückseliges Leben jenseits der Ewigkeit.

Betrachten wir den Lauf der Welt, d. h. die Gestalt-

tung menschlicher Angelegenheiten, so herrschen im Staate Regierungen, Gesetze, Priesterschaft und kirchliche Einrichtungen; das Verhältniß der Menschen zu Naturdingen richtet sich nach Erfahrung, Erfindung, Kunst und Geschicklichkeit. Philosophen haben hienit nichts zu schaffen, und gesetzt sie versuchen sich daran, so mißlingen die Versuche. Plato schrieb vortreflich über den Staat; am Hofe von Sicilien wurden seine Vorschläge nicht gehört, er konnte weder den Regenten noch seine Umgebungen leiten oder bessern. Sokrates büßte seine vom heidnischen Eigenthum abweichende Gotteslehre mit dem Tode. Neuere Philosophen haben subjective Constructionen des Universums nachgeschaffen, allein die Entdeckungen der Naturwissenschaft, die Erfindungen des Dampfgebrauchs oder sonstiger Stoffanwendung sind nicht von ihnen ausgegangen oder vervollkommenet, und ihre Speculationen werden von Entdeckern und Erfindern wenig geachtet. Der Platonische Sokrates verlangt freilich vom Philosophen, er solle Jegliches am besten machen, auch einen Schuh, doch wissen wir nicht von ihm selber oder von Andern, daß dies geschehen; und sogar der philosophische Schüler von Sokrates verdankt seinen Ruhm nicht der objectiven Vollkommenheit seiner Werktatterzeugnisse, sondern Büchern voll subjectiver Anschauungen und, wie Manche behaupten, voll Schwärmererei. Woraus denn abzunehmen, daß Wirkliche der Welt, ihr Objectives, sei den Philosophen fremd und solle ihnen fremd bleiben.

Man entgegne nicht, es gebe doch Rechtsphilosophie, Staatsphilosophie, Religionsphilosophie, Naturphilosophie als etwas Wirkliches, als Factum des Denkens und Schreibens, und ihr Inhalt sei eine Angabe der Principien des Rechts, des Staates, der Religion, der Naturkenntniß. Woraus sind diese Wissenschaften erwachsen? Aus einem Kriege der Begriffe, nämlich des Rechts und Unrechts, der Despotie und republikanischen Freiheit, des Zweifels und Glaubens, der Atomistik und Dynamik. Hierüber vermittelt der Philosoph in seinem Gemüth einen Vertrag und spricht dann von Principien. Wäre kein Krieg, so bedürfte es keines Friedensschlusses. Wo daher das positive Gesetz unangefochten besteht für das Recht, die höchste Gewalt für den Staat, der Glaube für die Religion, die Sinneserfahrung für Naturkenntniß, da schweigt die Philosophie. Letztere erscheint erst als Subjectivität, sobald die feste Objectivität verloren gegangen. Sokrates und Plato u. A. beduften der Philosophie bei dem schwankenden Zustande griechischer Staaten, bei dem Heidenthum, womit ihre sittlichen Gesinnungen in Gegensatz gerietzen; die ersten Christen beduften keiner Philosophie, weil sie um Staatsbegriffe sich nicht bekümmerten und der Glaube an ihre objective Religionsgemeinschaft ungeschwächt war; die echten Anhänger Mohammed's beduften ebenso wenig einer philosophischen Weisheit, sie haben des Propheten Schwert und seinen Koran.

Wunderlich ist deshalb der Bahn mancher Philosophen von heute, daß sie feste Objectivität wiederbringen wollen, wenn dieselbe verloren gegangen, da Philosophie ohnmächtig ist für objective Geburt und sogar in der

lehren ihr Grab sände. Kein Sturz positiver Gesetze, keine Erhebung eines Throns, kein verblühener Glaube, keine unsichere Erfahrung sind fest zu machen und wiederherzustellen durch Philosophie, diese ist dafür gar nicht vorhanden, sondern für das eigene Herz, für den innern Frieden bei äußerem Kriege, für die eigene Haltung bei dem Launen der Weltbegriffe und nächst diesem für den Lehrstuhl. Die stoische Lehre konnte grünen in den Schulen, in der Brust des Weisen zur Befestigung des Schicksals; aber sie konnte auf dem Kaiserthron Antonin's nicht den verdorbenen Staat umschaffen. Seltsame Träume sind darüber geträumt und werden noch fortgeträumt zur Verwirrung der Klugen und Thoren.

In unserer lärmenden Zeit, d. h. im Kriegelärm der Begriffe, besonders wenn Alles dem Neuen entgegengehoft und das Alte geringschätzt, macht sich ein Bedürfniß der Philosophie fühlbar. Sie bilde sich für den Einzelnen und für den Rathgeber; will sie aber hinaus auf den Markt zur Beherrschung der Marktgriffe, so wird der Lärm noch größer, man schreit nach Philosophie, und sie ist schon mitten darunter. Selber hingerissen von den Kuffenden, ruft sie vielleicht entgegen: „Eure Begriffe fressen sich, ihr Lieben, das ist Objectivität; hütet euch vor einem subjectiven Biefraß, der alle verschlingt!“ O Gott, seufzt das Marktdoll, darin besteht ja unser Leiden!

Manche entweichen dann wol dem Gedränge und wünschen lebhaft das Alte zurück, altes Recht, alten Staatszustand, alte Kirche. Wer nur die Begriffe wegbrächte! Wider Willen wird nun zur Hälfte die einst vernachlässigte Philosophie aufgesucht, aber keine von heute oder gestern, sondern eine von vorgestern. Sie hilft so wenig als eine andere, denn das erschnite Dargestrige überfliegt eigentlich alle Philosophie. Der echte Weise hat dies längst eingesehen, bestellt sein Haus und pflanzt seinen Garten, sucht für seinen Frieden weder Markt noch Rednerstuhl, kann durch Letztere nützlich werden verwandtem Gemüthern, aber nicht den umstürzenden Neuern, nicht den unbedingten Verehrern des Alten; er ist deswegen beiden Theilen unbequem, und sie verlassen ihn mit Achselzucken, bedauernd: „er sei von gestern!“ 9.

1. Generalstatistik der europäischen Staaten, nebst einer theoretischen Einleitung von Georg Robert Schnabel. Zwei Bände. Zweite neu bearbeitete und vermehrte Auflage. Mit zwei Uebersichtskarten. Wien, Mosle, 1833. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Gr.

Die Statistik ist gewiß eine der interessantesten Wissenschaften. Sie bildet die Brücke der Geographie zur Geschichte in vielfacher, der Geschichte zur unmittelbaren Gegenwart und ihren Veränderungen in jeder Hinsicht. Leider nöthigt sie jedoch bald der Mangel lebendiger Auffassung, bald der Mangel an den wichtigsten Daten grade zum Behuf einer solchen Auffassung eine Gestalt auf, welche den Wissbegierigen mehr zurückstößt als anzieht. Besonders in Beziehung auf Deutschland sind wie so unglücklich mehr Werke zu haben, die in Zahlenangaben und Tabellen des Reichthums zerbröckeln, als solche, die die wirklichen Kräfte und ihre Quellen in richtigen, geistreichen Contouren wieder darstellen und eine Beurtheilung des wirthlichen Staatslebens

möglich möglich. Thatsache lassen sich auch durch den Vergleich mit anderen statistischen Angaben dieser Art zu dem wichtigsten Maßstabes vergleichen, doch ist durchaus nicht zu bezweifeln, daß diese Angaben sehr die Genauigkeit, gewissermaßen der Art, und zum Theil die zum Theil erheblichen Kosten, die Angabe sein müssen, wenn sie irgend eine andere Anrechnung als die des Reichthums und der Grösse zu verbinden wollen.

Das vorliegende Werk seiner zweiten Auflage ruht auf einer durchaus mehr pedantischen als geistreichen Grundlage. Es ist, wie der Titel sagt, eine „Generalstatistik“, d. h. es werden die einzelnen Staaten nicht einzeln nach dem andern in der Reihe aller Hauptbeziehungen ihres Lebens nach durchgegangen, sondern diese Beziehungen selbst werden in ihrer Allgemeinheit gefaßt, und wie sie sich bei den einzelnen Staaten gestaltet haben, wird nicht unter den Rubriken der Staaten, sondern unter der der Beziehungen gezeigt. Dabei ist viel von statistischen Thatsachen und Behauptungen die Rede, die dann aber größtentheils in der unmittelbaren Richtigkeit, wie sie der Wissenschaft zuerst gewonnen sind, auch liegen bleiben. Der Hr. Verf. vertheidigt sich behauptend E. X der Vorrede folgendermaßen: „Soll jedoch so eine vergleichende Statistik nicht auf einer andern Seite wies der der ethnographischen nachsehen, so muß sie neben der Erleichterung der Uebersicht und der Zusammenfassung, die sie gewährt, auch den Vorzug der Bestimmtheit in den Angaben möglichst bewahren; sie muß nicht einer ungerichteten Vorliebe für das Generalisiren und für allgemeine Ansichten die historisch-statistische Wahrheit, die Individualität und Genauigkeit opfern. Warum muß eine vergleichende Statistik so wenig als möglich sich in tiefe Abstraktionen verlieren.“ Allerdings legen wir hinzu, soll sie das nicht; abstracten Inhalt soll jede historische Darstellung (und das ist doch am Ende auch eine Statistik) scheuen, aber es ist ein großer Unterschied zwischen tiefen Abstraktionen und zwischen lebendigen Auffassungen allgemeiner Beziehungen. Wie wenig abstractes Denken und doch wie viele allgemein interessante Bemerkungen enthält nicht Humboldt's Werk über Mexiko? und zu wie weit weichen dergleichen liegt nicht die Veranlassung in einer statistischen Darstellung Europas?

Wie es aber mit dem Vorwurf an eigentlich lebendigem Geiste in vorliegendem Buche bestellt ist, mag Jeder aus der so häufigen als möglich gehaltenen Einleitung ersehen. Der Anfang derselben erinnert fast an die feinselbenden metaphysischen Begründungen der Staatsgewalt, die hier und da die Eingänge zu mittelalterlichen Ebliten und Urkunden der Könige bilden. Feix und Genauigkeit mag nun allerdings in höherm Grade bei der Zusammenstellung der Data anerkannt werden, aber wozu hilft das bei einem Gegenstand, der nach dieser Ansicht doch seiner Natur nach nur Approximationen zuläßt. Wozu ist es zum Beispiel, das runde Summen der Bänderzahl in den Hauptbibliotheken von Osnock und Petersburg bis zum Vatican angegeben hat, da die runde Summe eben keine genaue, eine genauere Angabe aber bei jedem Zulauf und sonstigen Wechseln des Büchervorrathes bis zu dem Abdrucke der Statistik schon wieder eine ungenaue ist und sein muß? Liegt nicht vielmehr die Wichtigkeit einer Bänderzahl in den Werthen selbst, die sie enthält, und in der Art und Weise, wie sie gesammelt ist, als in der Zahl der Bänder? Die Zahl der Bänder der kaiserlichen Bibliothek zu Petersburg wird auf 200,000 angegeben, die der Handschriften auf 11,000; ist diese nun die am Ende doch auch statistisch bestimmten oder die weltliche vaticanische, die nur zu 30,000 Bänden und 4000 Handschriften angegeben ist, die aber in einem Jahre mehr Gebote nach Rom zieht als die petersburger in zehn Jahren nach Petersburg, und welche in den letzten 20 Jahren der wissenschaftlich sich interessirenden Welt mehr an Resultaten gebracht hat, als ihr die petersburger je bieten kann? Man lese doch nur diesen ganzen Abschnitt von dem Unterrichtsweisen, aber wie es der Hr. Verf. überschreibt: „von der Bewahrung der intellectuellen Cultur“, um sich zu überzeugen, daß man mit dieser Art Genauigkeit, wie sie hier erstrebt wird, und mit dem gutmüthigen Wunsch, zu nützen, doch am Ende nur langweilt.

Man hält die Statistik für eine Wissenschaft, die man ohne Wissen, ja, ohne ein wenig Talent immer noch leichtlich genug cultiviren könne, da sie doch, wenn sie nicht unter der Hand zu ihrem Straß werden soll, grade das mühsamste Talent und vielfach wehre Genialität verlangt. — Mit welcher Sorgfalt die Uebersichtsarten aufgeführt sind, wird man am besten daraus ersehen, daß Nachen auf der einen Seite des Rheines und an dem Ort gezeichnet ist, wo Düsseldorf liegen müßte. Nun sieht man zwar sofort, daß dies ein reines Versehen ist; allein bei Hilfsmitteln zum Unterrichte dürften dergleichen am wenigsten vorkommen.

2. Staatsgeographie der Länder und Völker von Europa, oder Uebersicht des Lebens und Wirkens der Völker in den einzelnen Staatenverbindungen. Bearbeitet als besondere Abtheilung der Erdkunde und mit Berücksichtigung des neuesten Zustandes, zum Unterrichte auf höhern Bildungsanstalten von W. E. K. von Schiller. Halle, Anton. 1833. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Im Ganzen gilt hier dasselbe, was von obigem Buche gesagt worden ist; doch sind die Notizen reichhaltiger und gestalten sich dadurch leichter anschaulich, daß sie nicht nach verschiedenen Beziehungreichen auseinandergerissen, sondern nach der Reihe der einzelnen Staaten als am Sammelpunkte vereinigt sind. Da die Notizen mehr ins Einzelne gehen, ist nothwendig auch mehr Irrthümliches, besonders viel Veraltetes darin; so ist zum Beispiel S. 322 von dem Fürstenthum Schwarzburg-Rudolstadt gesagt, in der obern Herrschaft sei insbesondere die Pferdezucht gepflegt; allein das Einzige, was dieser Notiz hat zu Grunde liegen können, die Stutererien von Lumbach und Schwarzburg, sind schon seit 1805 eingegangen, und es ist vielleicht in ganz Deutschland keine Gegend, die so wenig an Pferdezucht denkt, als grade diese. Auf derselben Seite findet sich, im Amte Schwarzburg lege man sich besonders auf Bergbau; allein ein Amt Schwarzburg gibt es gar nicht, sondern die Burg und Dertschaft Schwarzburg liegt im Bezirk des Amtes Königs, und die schwarzburgischen Bergwerke sind vielmehr im Amte König. Wir führen dies eine Beispiel nur an, um das Genre dessen, was wir im Auge haben, näher zu bezeichnen.

Wir wollen hieraus nicht grade einen bedeutenden Vorwurf bilden, denn sowie die Sachen in Deutschland stehen, würde es in der That unmöglich sein, eine statistisch-geographische Darstellung zu liefern, ohne sich sehr oft auf andere gedruckte Werke zu beziehen, die theils nun veraltete Angaben enthalten, theils ungenauer ausgesprochene und deshalb zu Mißverständnissen veranlassende. Es ist dies also mehr ein böses Geschick, was alle ähnliche Unternehmungen theilen, sobald sie so sehr ins Detail gehen. Die Einrichtung des Buches ist sonst sehr bequem und sein Kupferer empfehlenswerth. 10.

Romanenliteratur.

1. Freuden und Leiden des Wiedersehens von Franziska Walden. Hof, Grau. 1833. 8. 1 Thlr.

Unglücklicher Einfall, die Enttäuschungen, die Uebereinstimmung der Wirklichkeit mit der Meinung, dargustellen, welche der endlichen Wiedersehen nach mehrjähriger Abwesenheit zu erfolgen pflegen. Nicht jedes Register ist gezogen, das des Humors, der Komik taugt nicht zur Lektüre für Frauen; zu den vorhabenden wird Thema und Ausbiegung melodisch und verständlich gehandelt. Es ist die bloß im Repräsentiren, Zug und Bewunderung lebende Französin, die ein feinerer Deutscher für ebenfremd wie sich hält, der darum seine gemüthvolle Gattin nicht lieben will, ein unvergleichliches Bildnis, ohne alle Uebertreibung. Ebenso gut ist der joviale Jagdfreund, der förmliche Geheirath mit der seinen Eigenheiten sich anschmiegenden Gattin, der lebensfrohe und lebenskräftige General, ein Jugendmuth und fröh-

der Seitenzeit den Sohn übertreffend, weshalb es Copien nicht zu verzagen ist. Das sie sich lieber mit jenem als mit diesem vermählt, gemalt. Weniger individuell, schätzer sind die Bildnisse der Jünglinge und Jungfrauen als die der ältern Personen, welche freilich ausgearbeiteterzüge haben als die Jünglinge, zumal als die weibliche, hingeworfen. — So Uer und Ausföhrung so schön ineinandergerissen, ist Fortfahren auf der betretenen Bahn zu empfehlen.

2. **Uebung von Baiern und Friedrich von Oesterreich. Historische Novelle von Agatha von Esch. Zwei Theile. Hamburg. Perold. 1833. 8. 1 Theil. 16 Gr.**

Mag man an der gutgeschriebenen Novelle auch Manches tadeln, der Vorwurf mündersankt laßt nicht auf ihr, daß die Verf. ihr Geschlecht auf Kosten des männlichen erhoben hätte, denn ihre weiblichen Hauptpersonen machen schlechte und dumme Streiche, dahingegen das Vergiften, Lauern und Ränselknechtchen den männlichen Nebenfiguren, italienischen Doctoren, römischen Pfaffen und ähnlichen untergeordneten Rollen des Romans hervorzulassen wird, wobei auch der ehrliche Hauddegen Schweppermann obßen Beumund erfährt und nicht als ein beherzter, sondern als hinterlistiger Krieger erscheint. Die eigentliche Hohnschale ist aber Ludwig's Gemahlin ausgegossen, einen Ischaum von Niederträchtigkeit, Ingrimm und Hochmuth, durch eine einzige leibliche Eingenachtheit gemindert. Sie wäthet gegen Freund und Feind, selbst gegen das eigene Blut. Besonders ist ihr die Tochter Richeffe ein Dorn im Auge. Wenn sie sie nur einsperre, wäre das nicht so gar übel zu deuten, denn die junge Dame faßelt in Wort und That so seltsam, verlegt sich aufs Landfahren und Geschmuthspielen dergestalt, daß eine kleine Berrückung des Verstandes nicht ohne Grund sich argwohnen läßt. Zuletzt krönt sie ihre Thorheiten, daß sie in gleicher Rüstung wie ihr kaiserlicher Vater, und mit diesem zu verwechseln (?), in die Schlacht zieht, um von der Hand ihres abtrünnigen Geliebten, des Erzherzogs Leopold von Oesterreich, zu fallen, ein Theatercoup, dem die dazu vorbereitenden Aktraden nicht fehlen. Kaiserin Mechthild, Friedrich's Gemahlin, ist eine alte, herzlose, gefäll- und veranmaßungslüchtige Thörin und ihre Tochter Hedwiga das Gegenstück zu Richeffe. Erst liebt sie den Kaiser Ludwig, und weil es damit nicht so recht fort will, ihr denn doch an der Gegenliebe, an traulicher mündlicher Unterredung gelegen ist, zieht sie aus einem Winkel ihres Herzenschreins einen halbvergessenen Gegenstand, einen Ritter von Landberg heraus, der Liebe um Liebe tauscht und sich mit ihr vermählt, von dem Kaiser mit der Grafschaft Burgau belehnt. Des Erzherzogs Geliebte, spätere Gemahlin, ist ein herrliches Schweizermüßli, das anstellige Adell, die so viel mit ihrer Naturzeit sich weiß als nur immer eine heutige Schweizerlängerin aus dem berner Oberlande. Schon ihr Geburtsort, Stadt Uri, macht sie zu einer Romanheldin. Nicht dem Roman, aber der romantischen Dichtung gehört der Böhmenkönig Johann an, ein echter Paladin, der in seinem phantastischen Streben mit der gemeinen Wirklichkeit der Dinge sich nicht vertragen kann, Land und Leuten schadet, am meisten sich selbst. Diese Gestalt und die des kräftigen Ludwig, des anmaßigen Friedrich sind wohl gelungener und lassen um so mehr bedauern, daß die Verf. in der Darstellung ihrer Frauen so unter ihrem Vermögen blieb, nur die Herrüber von Jugenden und Easern gab.

3. **Die Waifen. Eine Erzählung in Briefen von Selma. Herausgegeben von J. C. Kppensteller. Winterthur, Strub. 1832. 8. 1 Theil.**

Die eine Waife glaubt sich durch künstlich angelegte Intriguen vom Großvater verstoßen, steht sich zur Dienstbarkeit gezwungen, wird in diesem Stande von einem Manne geliebt, der ihr zum Gatten bestimmt war und der Thrige wird, als die Betrüger entlarvt sind, die vermeinte Gattin des Alten aus dem Hause entfernt, die wahre in ihre Rechte eingesezt ist. Die zweite Waife, Freundin jener, heirathet einen jungen Witwer von etwas schwankeadem Charakter. Die Briefe von dem jungen Manne mit der falschen Braut sind gefällig, in männlichem

Stilte, mit männlichen Ansichten geschrieben, die wenigen andern Briefe sind ebenfalls charakteristisch, der angekronte Dialog wirklich Gespräch, was nicht allen Schriftstellern gelingt; nur am überwiegenden Geschlechte — der Mann welche die Bestien angewendet haben — ist das Ganze als Erzeugniß eines weiblichen Autors zu erkennen.

Wie man gern eine Composition, ein Feuerwerk, eine Schaufelung mit etwas Glänzendem, ins Gedächtniß, in die Augen fallendem schließt, so wollen wir auch diese Reihe von Frauenbüchern mit einem Worte in gebundener Rede schließen:

4. **Herzenthöne auf Pilgerwegen, von Helmina von Chezy. Gulsbach, Seidel. 1833. 8. 1 Theil.**

Sie lassen im Technischen nichts zu wünschen übrig, die Verse sind wohlklingend, fließend, weder nach künstlichen Reimen, noch wunderlichen Verschrankungen sich bemühen, noch auf die Bilderjagd freisind, noch matte Rückworte gebrauchend. Metaphern wie der Mond, welcher sich in Rosensonnen spiegelt, und ähnliche Dinge kommen selten vor, und wann die drei weißen Rosen so sehr gebehnt bedünken, so muß man erwägen, wie ein Epos, auch für dichterisch begabte Männer ein mißliches Bagdad, nicht oft vom günstigen Erfolg begleitet, ist. Als lyrisches Gedicht ist „Emma und Ginhard“ lieblich und auch in der Auffassung neu, indem wir die Liebenden als längst Vermählte mit erwachsenen Kindern in dem Moment der Sehnsucht nach dem Vater und der Ausföhrung mit ihm wiederfinden. Dramatisch ist es nicht, macht darauf wol auch keinen Anspruch. Die übrigen Gedichte sind meistens an Personen gerichtet, oder Besuche, die Empfindung, welche diese und jene Legende auf die Beschauerin gemacht, das Bild, das sie davon eingeschoben, in Worten anzudeuten. Bei einigen steht man den Bildern durch, dichten, beschreiben, hüßigen zu wollen. Manche sind nur von speciellem Interesse, das durch die zierliche Form, in welche die Beziehungen sich hüßen, dennoch zu keinem allgemeinen wird. Als vorzüglich an Wahrheit und Wärme des Gefühls, Innuth der Rede, Klarheit der Anschauung führen wir die Gedichte an die Frau Erzherzogin Sophie, Elisabeth Alexionna und auf die saigburger Bräute an.

Guter Wille, Ergrißensein vom Gegenstand, edle Diction sind an den Legenden nicht zu verkennen; aber wer mehr als das Bessere will, dem schwindet auch das Gute, und so konnte trotz aller Bemühung unsere Verf. den orientalischen Schwung, die einfache Heerlichkeit der echten Legende nicht erfassen, aber den Ton oft wenigstens annähernd treffen. Nicht Alle, die nach Rom wollen, erreichen es, und an der Legende scheitern die meisten. 53.

Literarische Notizen.

Angekündigt wird und soll, wie jetzt etwast Mode ist, wdhentlich in Lieferungen zu 40—50 Seiten erscheinen: „Histoire générale de la basilique depuis sa fondation (1269) jusqu'à sa destruction“ (1789), von B. X. Fougeret, der sich ancien secretaire de Ptt nennt.

„La maçonnerie considérée comme résultat des religions égyptienne, juive et chrétienne par le F. M. R. de Schio“ in 3 Bänden, mit Kupfern, ist dem Prospect zufolge weniger für die Geweihten als für Laien bestimmt.

Die „Suites à Buffon“, die dessen „Naturgeschichte“ fortsetzen und ergänzen sollen, werden vom 1. Januar 1834 (jeden Monat 1 Band und 1 Heft mit 10 Kupfersteinen) in 45 Bänden erscheinen. Ein Herrin der bedeutendsten Gelehrten hat sich dieser verbindlichen Arbeit unterzogen. Druck und Format wird der zuletzt erschienenen Ausgabe der Werke des berühmten Schriftstellers gleich sein und so auch im Tempus eine Folge derselben bilden. 46.

Sonnabend,

Nr. 11.

11. Januar 1834.

August Lafontaine's Leben und Wirken, von J. G. Gruber, Mit Lafontaine's Bildniß. Halle, Schwetschke und Sohn. 1833. Gr. 12. 2 Thlr.

Wir wollen uns zunächst möglichst unbefangenen ein Bild von der hier beschriebenen Persönlichkeit zu verschaffen suchen und sodann einige ernsthaftere, allgemeinere Betrachtungen folgen lassen.

Der Grundzug in Lafontaine's Charakter war heitere Geselligkeit, verbunden mit einer fast grenzenlosen Summähigkeit. Im Anfange der vorliegenden Schrift werden uns die ergötzlichsten Aüge mitgetheilt, welche alle hauptsächlich von den beiden genannten Gemüths-eigenschaften zeugen. Schon als Knabe that Lafontaine sich durch besondere Gewandtheit, durch ein bedeutendes Talent, den Augenblick wahrzunehmen, und durch eine unersfordbare gutmüthige Heiterkeit hervor. Die Schwächen der Gymnasiallehrer, die Pedanterie der Universitätslehrer gaben den Stoff zu heitern Parodien, und die Verlegenheiten der Freunde, seitener die eignen, veranlaßten Proben von Geistesgegenwart und häßlicher Zuthätigkeit.

Nachdem Lafontaine zum Manne herangewachsen war und das Amt eines Feldpredigers angetreten hatte, blieb diese Eigenthümlichkeit ihm unwandelbar treu, und trotz des ernstern, zu Pedanterie vielfach auffordernden Wirkungskreises behielt seine Waise, sich darzustellen und zu wirken, immer etwas Heiteres, Gemüthliches. Einige der Proben, welche aus hiervon gegeben werden, sind so charakteristisch, geben uns ein so vollständiges Bild des Mannes, sowohl von der positiven als der negativen Seite, daß ich für zweckmäßig halte, sie mitzutheilen.

(S. 129.) Ein Major hatte Befehl von seinem Bruder erhalten, den man seines Aüges halber schenke, jedoch aus dem Grunde, weil sein Biß auf Verstandlichkeit gerichtet war und anzüglich wurde. Da er von Lafontaine reden hörte, wandelte ihn die Lust an, sich mit demselben zu messen, und er sagte dies seinem Bruder. Dieser, der Lafontaine wahrhaft liebte, gab sich anfangs Mühe, Beide auszuwachen, und als dies sich nicht länger thun ließ, sagte er zu Lafontaine: „Lieber Feldprediger, erzeig mir die Freundlichkeit, ich mit meinem Bruder in seinen Streit einzulassen, denn ich muß Ihnen nur sagen, daß er am Ende immer bißig und dann grob wird.“ „Woh!“, erwiderte Lafontaine, „ich will nicht anfangen; wenn aber Ihr Bruder anfängt?“ „Das ist ja eben; der wird anfangen. Thun Sie mir den Gefallen.“ — „Nicht wieder grob zu werden? Darauf gebe ich Ihnen mein Wort. Ich will ver-

suchen, ob wir lachend aufeinanderkommen können.“ Der Major schüttelte den Kopf. Bei Tische begann wirklich der Kampf. Anfangs harcelirte man mit leichtem Biß hinüber und herüber. Des Majors Bruder, als er sah, daß er hiermit seinen Zweck nicht erreichen würde, rächte nun mit schwerem Gesäch hervor; Lafontaine von seiner Seite ließ es beim Harceliren bewenden. Gerade das aber, was der Biß hatte vorbeugen sollen, brachte sie hervor. Nun schwieg Lafontaine, jener aber fuhr fort, er bißte sich selbst mehr und mehr und fing an grob zu werden. Da griff Lafontaine zu seiner äußerst sprechenden Mimik. Bei der ersten Grobheit machte er eine einsältige Miene; es folgte eine zweite Grobheit und ein noch einsältigeres Gesicht, und so stieg es, bis Lafontaine wie die personificirte Dummheit dasaß. Das lange zurückgehaltene Lachen der Gäste war nun nicht länger zu halten, ein allgemeines lautes Gelächter brach aus, während dessen aber Lafontaine ganz unbeweglich dasaß. Des Majors Bruder mußte nun selbst lachen, der Major aber sprang freudig auf und umarmte Lafontaine, der dessen Bruder die Hand reichte, die dieser ihm dert schüttelte. Einen neuen Streit versuchte er nicht.

(S. 129.) Einst predigte er über den Jähzorn, und nach dem Gottesdienste kam ein Major zu ihm, ein sonst sehr wecker Mann, den aber sein Jähzorn öfters zu Unbilligkeiten hinriß, die er nicht immer, wie er wünschte, wieder gut machen konnte. „Hören Sie, lieber Feldprediger“, hob er an, „heute haben Sie mich, bei meiner Seele, tüchtig abgelangelt.“ „Was man Ablangeln nennt“, erwiderte Lafontaine, „das kann ich nicht; gemeint aber habe ich Sie, Herr Major, und auch — getroffen.“ „Ja, ja; getroffen. Es ist ein verfluchtes Ding am den verfluchten Jähzorn; ich möchte mir ihn abgewöhnen, aber ich kann nicht; bei meiner Seele, ich kann nicht!“ „Sie können, sobald es Ihnen Ernst ist, zu wollen.“ „Nein, nein, es geht nicht.“ Beim nächsten Gottesdienste predigte Lafontaine nun von der Macht des Willens über böse Gewohnheiten und befrucht den Einwurf: ich möchte wol, aber ich kann nicht. Unter mehreren Beispielen führte er auch den Jähzornigen mit auf und sagte: „Wie, du könntest die wilde Biße deiner Natur nicht bezähmen? Du kannst es, aber du willst es nicht. Sieh, ich stelle dich hin vor den König; dein Jähzorn soll sich regen; wirst du ihm den Ausbruch gestatten, oder mit aller Kraft eines Mannes ihn bezähmen? Ich weiß es, du wirst ihn bezähmen. Warum aber kannst du es hier und nicht anderwärts?“ Der Major kam an diesem Tage wieder: „Lieber Feldprediger, das mit dem Könige, das war ein Kernschuß, der sitzt. Nun, bei meiner Seele, ich will's ernstlich versuchen, und im Nothfall ertragen Sie mich nur an den König.“

Einige andere sehr interessante Geschichten der Art sind zu lang, als daß sie mitgetheilt werden könnten, müssen aber als höchst anziehende Beiträge zur Charaktergeschichte jener Zeit empfohlen werden.

Als Lafontaine später die unglückliche Rheinexpedition

mitmacht, wird er durch die erwähnten Eigenschaften zum Vermittler zwischen den Einwohnern und seinen Angehörigen und auf diese Weise sogar zum Proviantcommissair für seine Bekannten, und sobald das erste Unglück vorüber ist, ergießt sich auch Lafontaine's Lagne wieder in den ergößlichsten Schwänken, von denen einer ebenfalls mitgetheilt werden mag.

(S. 171.) Aus A—b war beim Vordringen der Franzosen ein la. östlicher Geistlicher geflüchtet, ein Mann von Geist und Kenntnissen, angenehm lebhaft und höchst gutmüthig. Während der Cantonirung an der Sibba hatte Lafontaine seine Bekanntschaft gemacht, war sehr oft und sehr gern mit ihm zusammengewesen, meist in Gesellschaft des Majors von Heyden. Eines Tages siegelte er in seinem Beisein einen Brief an seine Frau, und sein katholischer Amtsbruder macht ihm neckend Vorwürfe über die Sünde, eine Frau zu haben. „Ei, ei“, sagt Lafontaine, „davon solltet ihr Herren doch lieber ganz schweigen, denn man weiß, wie ihr eure Keuschheit bewahrt.“ „So? Was weiß man denn davon?“ „Dass ihr es macht wie euer Oberhaupt, nur mit dem Unterschiede, daß jenes sich durch Keffen fortpflanzt und ihr euch durch Nichten.“ Der katholische Freund lachte und erwiderte dann, es sei doch arg, eine solche Behauptung allgemein hinzustellen; es möchte wol solche Fälle in den obern und in den untern Regionen geben, die Ausnahmen aber könnten doch nicht als Regel angenommen werden; er selbst z. B. halte sich an die Regel. Nachdem man hierüber eine Zeitlang geschwätzt hatte, sagte er freudig: „Nun, ich will euch sagen, wie man die Ausnahmen sogleich entdecken kann. Das sicherste Mittel in jeder Pfarre bietet der Kleiderschrank dar. Hängen darin bloß des Pfarrers Kleider, so gehört er zur Regel; hängen aber weibliche Kleidungsstücke mit darin, so gehört er zu den Ausnahmen.“ Beim Rückzug der Franzosen war der Geistliche wieder an seinen Wohnort zurückgekehrt, und da jetzt das Thadden'sche Regiment in dessen Nähe kam, forderte Lafontaine den Major von Heyden auf, mit ihm vorauszureiten, und zwar nicht auf der gewöhnlichen Straße, um ihren Freund zu überraschen. Diese Maßregel war sehr richtig berechnet, denn als Beide auf der Pfarre anlangten, trat ihnen ein braves, freundliches, nettes Mädchen entgegen, von welchem sie sogleich vernahmen, der Herr Pfarrer habe gehört, das Thadden'sche Regiment komme hierher, und sei diesem entgegengeritten, um den Hrn. Major von Heyden und den Hrn. Feldprediger aufzusuchen. „Die sind wir“, sagte Lafontaine; „da aber der Herr Pfarrer uns hat überraschen wollen, so wollen wir nun ihn überraschen und dazu, liebes Kind, müssen Sie uns behilflich sein.“ „Recht gern“, erwiderte das Mädchen, „wenn ich kann.“ „O eine Kleinigkeit! Thun Sie uns nur den Besallen und erbsinnen und den Kleiderschrank. Dann lassen Sie uns nur gewähren.“ Das Mädchen, welches an kein Arges denkt, öffnet den Kleiderschrank, und siehe da, männliche und weibliche Kleidungsstücke hängen aufs vertraulichste neben und übereinander! Beide bitten nun das Mädchen, den Herrn Pfarrer sogleich Herbergschicken, wo sie ihn erwarten würden. Nicht lange, so eilte der Pfarrer zu ihnen herein, sah aber mit großen Augen auf das Schauspiel, welches sich ihm darbot. Die Klageklären des Schrankes waren weit geöffnet, zu einer Seite besaßen sie den Major, zur andern Lafontaine. Beide sahen ihn nur an und zeigten mit der Hand auf den Kleiderschrank. „O ihr Schelme!“ rief er endlich, „Ihr argen, heillosen Schelme!“ und die Scene endigte sich mit allseitigem Gelächter, dessen eigentliche Ursache das gute Kind auch gern erfahren hätte, aber nicht erfahren durfte.

Seine Gewandtheit und seine Bildung verschafften ihm überdies vielfache Gelegenheiten, die verdrießlichsten Niederländnisse beizulegen, was denn ebenfalls zu heftigen Seiten Anreizung gab. Hier von mehreren nur eine:

(S. 176.) Ein andermal kam Lafontaine dazu, als Offizier, gebundene Soldaten von allen Waffengattungen und Bauern heftig unter und gegen einander fluchten und schalten, ohne daß Einer aus dem Andern Sing geworden wäre. Der Oberst von Hant, als er Lafontaine kommen sah, ersuchte ihn sogleich, mit den Bauern zu sprechen, die aus allen Dörfern der Soldaten einrückten, Niemand hätte begreifen, warum. Lafontaine fragt und hört von den Bauern, daß man sie unter harten Danksagen aufgefodert habe, einen Defecteur herbeizuschaffen, und da sie nun welche einrückten, so fahre Alles auf sie los, und sie wüßten nicht, was sie sollten und was man von ihnen wollte. Der Oberst wußte davon nichts, wol aber von einer Aufforderung an die Bauern, einen davongelaufenen Döfsten herbeizuschaffen. Lafontaine vermutete nun irgend einen Irrthum in der Aufforderung, welche, wie er erfuhr, der Regimentsquartiermeister entworfen hatte. Diesen suchte er auf, ließ ihm die Aufforderung zeigen und entdeckte sogleich den Irrthum. „He, mein Freund“, sagte er, „wie heißt denn der Döfste im Französischen?“ „Nun: un bouaf.“ „Richtig! Was oder steht hier in Ihrer Aufforderung?“ Der Regimentsquartiermeister las zu seinem Erstaunen: ein bou sei defectirt. „Ihr lateinisches Wort hat eine schöne Wirttschaft angerichtet. Die Bauern, die nicht wissen, was bou für ein Ding ist, haben von allen Dörfern der Defecture eingeschickt, und nun ist der Teufel darüber los. Geschwind nun aber Braunwein herbei und den Beutel aufgethan; ich will sehen, wie ich den Panbei schlachte.“ Er holte nun den ganzen Zug herbei, verhängte die Bauern und beschnitzte die Soldaten, nicht ohne Hüfte der einbringlichen Verdröcktheit des Regimentsquartiermeisters. Der Oberst begreift jetzt noch weniger von der Sache als vorher; da Lafontaine ihm auf seine Anfrage bloß lachend antwortete: der Regimentsquartiermeister bezahle hier das Schulgeld für das Latein, welches er erlernt habe. Endlich ging Alles mit Lachen auseinander, und die Bauern brachten sehr bald den Döfsten ein; freiwillig nicht so gern als die Soldaten, welche einzeln in den Dörfern umhergeschlichen waren.

Bei dieser gütigen Beherzigung Lafontaine's nimmt es nicht Wunder, daß er die beneidenswerthe Gabe besaß, fast ohne Vorbereitung längere Wortzüge zu halten, so zwar, daß er nie eine seiner Predigten aufschrieb.

Nachdem er auf diese Weise einige Jahre hindurch nach allen Seiten hin höchst wohlthätig gewirkt hatte, wurde er im Jahre 1800 veranlaßt, sein Amt aufzugeben. Seitdem lebte er in heiterer Beschaulichkeit ganz seiner Familie und seinen Freunden, theilnehmend an dem Wohlsein, was in der literarischen Welt sich heranzog, vorzugsweise aber sich beschäftigend mit der Erziehung und dem Unterricht junger Unerwandten und mit der Anfertigung von Romanen. Aus diesem begreift beglückten Familienleben hat er sich nur zweimal auf längere Zeit losgerissen, zuerst im J. 1811, als er in der Gesellschaft des verstorbenen Kamlers Niemeyer und einiger Andern eine Reise durch Süddeutschland und Oberitalien machte, und sodann im J. 1813 in Folge der damaligen Kriegereignisse. Seit dem J. 1820 wurde dieser tauische Familienkreis durch Todesfälle und andere Umstände gelöst. 1822 starb auch Lafontaine's Frau. Seitdem verließ er die bisher bewohnte ländliche Besorgung, gab das Roman schreiben auf, beschäftigte sich nur noch mit gelehrter Literatur und lebte mit einem engern Kreise vertrauter Freunde bis zum 20. April 1831, wo er sanft und schnell verschied.

(Der Bericht folgt.)

Correspondenznachrichten.

Paris, den 7. December 1833.

Man kann den Franzosen nicht genug werden. Ihr unerschütterlicher Glauben, ihr ursprünglicher Eifer, ihr ephemerisches Streben, ihre Revolutionsliebe, ihr Spontaneitätsthum und selbst ihr Egoismus hat etwas Ueberraschendes. Betrachten wir, das Paris, diese stolzen Metropolen und schändlichen Jagdrevieren angeordnet, das Gung ist, welches das Blut in die Arterien des europäischen, ja des Welttheates wecht. Es belebt, bevollmachtet, macht heiß und läßt uns ab und zu zur Meer, damit die Perle der und Japhetorum und nicht im Zeit erstickt. Ich mache mich anstrengend, ein ganzes Buch gegen die Franzosen zu schreiben, denn wüßte ich mehr Stoff als zu einem Panegyricus des heiligen Geistes; aber wenn mir Einer von ihrer politischen und moralischen, hauptsächlich von ihrer Charakterverbesserung spricht, so widerlege ich mich im Namen der laßlustigen und Unterhaltung suchenden Welt. Frankreich und darin Paris hat von dem Gott unserer Väter, der ein Ergabstättist war, das Privilegium erhalten, politische und moralische Experimente zu machen, damit sich die Leute da befragen das Gute und Schöne merkten. Würde ich an seiner Stelle gewesen, ich hätte ihnen für diese Erfindung des Brauns der Erdkruste, für das sogenannte Paris, ein Patent auf ewige Zeiten gegeben, damit sich kein Mensch, keine Stadt und kein Volk unterfange andre Klüme, die sie Freiheitsbäume nennen, und die von rechts wegen nur aus der Erde selbstkräftig hervorwachsen, mit Händen und Füßen anzufassen zu lassen.

Wenn ein französischer Zeitungsredacteur, mit andern Worten, wenn der „Constitutionnel“ sich darüber moquirt, daß die Deutschen ihre Binnenzölle aufheben und gegen das Ausland eine gemeinschaftliche Grenze ziehen wollen, die Frankreichs Ausfuhr vermindert und viele Millionen abschneidet, wenn er dies Frankreich auffodert, diese Ungerechtigkeit, diese schändliche Benachtheiligung — Unbevorzugung sagt er — nicht zu leiden und sich mit den Russen beschließen zu widersetzen, so ist das keine diplomatische Dummheit und Mangel an Kenntniß des politischen Rechts der Völker, wie es auf den ersten Blick erscheint, sondern französische Raubgier, Ewig, Geprits, oder sonst was, darüber man sich freut wie über die Raubschiffe einer jählichen Frau. Es ist unendlich possirlich und daher angenehm, zu sehen, daß das ausgebreitete französische Jovenal dem Auslande den Krug einfüllen will, weil dies keine seltsamen Schnapsträger mehr von ihm kaufen mag. Keinem andern Menschen auf der Welt als einem französischen „Constitutionnel“ wäre so was eingefallen. Und gleichwohl ist dies nur ein Zug, nur eine Seite oder Zeile des großen Buchs der Akademia, genannt originalité française. Ich wüßte tausend ansehnlichere Artikel citiren, wie z. B., daß deswegen seit einem Jahre schon hundert Schriftsteller gegen die Regierung bekämpfen, weil sie das Gute des Auslands sich anzueignen strebt und Leute nach Deutschland schickt, um Schulwesen, Philosophie und Literatur zu studiren, weil sie wesentlich im des Kammer gefügt hat, Preußen, Rußland und Oestreich befehlen unter vielen unanachronismatischen Institutionen auch viele nachahmungsbedürftige, und es sei eine Schande für die französische Nation, daß sie, dem Dache gleich in seiner Höhe vegetirend, den Blick und den Fuß nicht nach den Nachbarländern werbe, Alles in dem traurig heißen Gefühl, höher als dieselben zu stehen.

Vor einigen Tagen besand sich ein Ungar aus Pesth in meiner Loge bei Varletta. Ein Herr und eine Dame unterhielten sich mit uns über Bettler, Theater und endlich, da das Gespräch sich von den Dingen zu den Personen überschleppte, auch über Ungarn. „Comment“, fragte Madame, „Monsieur est de la Hongrie?“ „De la capitale mème“, war die Antwort. „Was meinen Sie, was uns geschieht? Sie fragte weiter: „Est ce que vous êtes long temps en la mer?“ Sie werden mir's glauben, daß ich bei diesen Worten die Zunge zwischen die Zähne packte, um nicht über die göttliche Ignoranz unbekendeten zu lachen. Ich hätte den Weibe um den Hals fallen müssen, so sehr gefiel sie mir, weil sie glaubte, ein Mensch, der

aus Ungarn nach Paris komme, wüßte gar von See gehn. In meinem Doppelbezugigen war der Herr, ein marehand de vin, der völklich mit einem Haufe in Pesth oder Pressburg in Verbindung stand, ebenso ganz besonders in der Geographie wie seine Sprache und mein Vetter ein Pflegermaler, der keine Miene verlor. Er versicherte die Frage, daß er nur vierzehn Tage zur Ueberfahrt gebraucht, aber das Unglück gehabt habe, bei Stuttgart Schiffbruch zu leiden, welches Madame sehr bedauerte.

Wenn unser Gespräch nicht in einer Theaterloge, sondern in einer Coirée oder anderwo vorgefallen wäre, so würde nach der Schiffsbrüchigkeit der Herr Gemahl gewißlich biangelegt haben: „Monsieur, j'espère que vous n'aurez pas perdu vos effets“, aus Furcht, möglichenfalls in den Fall zu kommen, sich von dem Schiffbrüchigen angeborst zu sehen. Die Postrezeptionsmittel für diese Epochen unserer Zeit gehen ins Meer. Man ruhrt darauf, nicht etwa im Krugge, sondern in den Rücken, Handhaben, Ringen, Ueberketten und schmerzigen Stellen. Wenn man Sie zu Tische bitten, so oft es Ihnen beliebt, und Sie kommen, so sind Sie entweder geistig oder arm, laquard und wahrheitsliebend; wenn Sie mit einem Regensturm in die Coirée kommen, so können Sie keinen Plakat begehnen, und wenn Sie irgendwo bei guten Freunden noch stehen Ihre noch liegen bleiben, so wollen Sie aus Rücksichten nicht ins Theater oder Concert gehn.

Paris ist unendlich groß für die Kleinstädterei. Nichts bescheidenes weiß man, wo der oder jener sein Frühstück und sein Diner einnimmt, ob es zu 22 Sous in einer Passage, oder für 2 Fres. im Palais Royal oder à la carte bei Bignon, Berg, Provencaux oder im Café de Paris spricht, ob er ins Portiere, ins Orchester oder in eine Loge geht, ob er seine Kleider in dem Magasin kauft oder beim Schneider machen läßt. Dergleichen Dinge sind sehr wichtig, ja es ist sogar notwendig, daß man die Schneider, die um diese oder jene Zeit à la mode sind, ausschließlich in ihrem Setz und bloß in ihrem Costume erschaut. In diesem Fall bewundert man Ihren keinen Geschmack und bildet sich ein, Sie seien ein kleiner Kröten. Befolgen Sie vollends dazu ein bißchen Koketterie und versteht es, der Dame des Hauses am Kamins Gefäßhaft zu leisten, so scheidet man sie zu den Adäpten und läßt Sie mit Ihnen singen und spielen und in die Oper gehn, welche für diese einzige bonheur allemal gratis ist, da die Familie bei den Italienern abomirt hat. Mir schwindelt bei dem Gedanken an diese Glückseligkeit. Ich habe es ja noch gar nicht zu einer Coiffüre von Million und einem glitz chinols von Staub bringen können. Staub, du göttlicher Schneider, du bist ein Deutscher, habe Kritik mit mir und mache mich zum parfait noble man, bloß damit ich ein einziges Mal mich durch die Vorzimmer von St. Germain bewegen und wie ein gallischer Hahn stolzierend meine Feder und meinen Kamm unter den karlistischen Hüßnern und mercantilischen Köpfelein zur Schau tragen kann. Doch was sage ich? Bin ich nicht ein Künstler, und habe ich nicht als solcher das Vorrecht, en redingotte gris wie Napoleon zu erscheinen? Ich will noch heute zu Victor Hugo oder Scirie oder Dumass gehn und mich von dem Einen oder dem Andern mit oder ohne Siegendart, en cravate de Pierre oder à la mawmabe, moond rond oder moond plat wegbugstren lassen. Bei den Dantiers fange ich an, bei den Ministern hore ich auf.

Sehen Sie, da muß ich die Franzosen wiederum loben, wenn ich ganz auf der Höhe meiner Satire bin. Es gibt Karikaturen, Schandstücken und Häßlichkeiten, die sich mit keinem Schelbesswasser austreffen lassen. Die Wirklichkeit hat sie fest und klammert sich an sie wie der Kerne an das Gold und Silber. Sie sind Gold und Silber. Eine solche Wirklichkeit ist es, wenn ich sage: der Künstler und vor Allem der Schriftsteller ist in Frankreich allein produziert. Sehen Sie, wohin Sie wollen, von dem Doublet einer Courtisane bis zu den Kaiserin, durch alle Gemächer des Glücks und der Glücke, Sie finden überall eine Classe von Menschen, die allen Andern sich gleichstellt und mit ihnen gleich steht.

Diese Classe, bedingt durch Talent und Kunst, darf sich über die Thorheiten der Philisterei, über alle Miserabilitäten der Etiquette hinwegsetzen und ihren zum Typus ausgeprägten Leistungen oder ersten, sanguinischen oder phlegmatischen Charakter unangefochten beibehalten, ohne ihre Achtung zu verlieren. Der Dichter, der Publicist, der Maler, der Bildner, der Architekt, der Sängler oder Schauspieler, der Musiker, sie bilden die das Leben erheitende, bewegende bunte Familie in der Gesellschaft und haben als solche ein Recht auf den Beifall der besten Individuen, die sich in die Mäler theilen, welche ihnen so selten zu Theil werden.

Die jetzt konnte ich an der hohen pariser Welt ebenso wenig Geschmack als an der deutschen haben. Ich werde mich diesen Winter wenigstens bestreben, sie näher kennen zu lernen, damit ich nicht wie der Blinde von der Farbe spreche. Es ist eine Schande, die man machen, ein Versum, das man zur Entschädigung liefern muß. Sobald man damit zu Ende ist, legt man es bei Seite wie einen alten Autor und vergißt den ganzen Inhalt des auf gewisse Hauptstellen. Meiner Meinung nach ist das *Fanbourg St. Germain* ein ebenso dickes Buch als der „*Moniteur*“ der Republik und das *Quartier* der rue de Provence, worin die Millionäre und Börseumwäler wohnen, eine fäthliche Analyse des Unendlichen. Alle Rollen Rothschild's sind nicht so viel werth als seine Eins, man muß also darauf speculieren, wenigstens für die Anatamie und die Wissenschaft etwas davon zu erhalten. Die Börseumwäler, die *romans perpetoues* und *trois pour cents* sind in der neuesten Zeit Das geworden, was die *Seigneurs* des Mittelalters, die *Höfliche* waren.

Bestern Abend habe ich meinen letzten Thaler einer armen Frau mit zwei Kindern gegeben, die um halb ein Uhr unter einem Baume des Boulevard de Temple ihr Nachtlager gesucht hatten. Die armen Kleinen, ihre Leiter an der Seite, womit sie den Tag über um ein paar Sous gebettelt hatten, schliefen auf der weinenden Mutter Schoos. Sie war halb nackt, sie froh, sie konnte nicht schlafen. Dies anzusehen war mir um so mehr unangenehm, weil alle die Menschen, die mit mir aus dem Theater kamen, jubelnd und schäfernd die Straße entlang walteten, ohne von dem entsetzlichen Elend Notiz zu nehmen. Fragt sie, warum sie so süßlos sind, und sie antworten: Aber das sieht man ja alle Tage, wer kann sich des Unglücks annehmen, wenn es so häufig vorkommt? „Frau“, sagte ich zur Mutter der Kleinen, „habt Ihr nicht so viel erbeten heute, um in ein Haus zu gehn? müßt ihr da liegen bleiben?“ Sie antwortete mir *caparabisch*, es seien jetzt so viele Spielente in Paris, daß nur hier und da ein Fremder ihren Kindern einen Sou verabreiche. Seit vier Tagen habe sie nichts Warmes gegessen und nicht unter einem Dache geschlafen. „Warum aber sucht Ihr nicht irgend eine Arbeit, um etwas zu verdienen?“

„Herr, ich bin zu schlecht gekleidet, und die Leute wollen keine Frau, die Kinder hat, zu ihren Beerdigungen.“ „Konntet Ihr die Kinder denn nicht dabei lassen?“ „Dabei müßten sie im Winter verhungern, und wenn auch nicht, ich kann mich doch nicht von meinen Kindern trennen, um mit ein Stück Brot zu verdienen!“

Weiter konnte und wollte ich sie nicht sprechen lassen. Ich war gerührt von dem schönen Zuge der Mutterliebe, gab ihr meine 5 Francs und ging mit einem Herzen voll Krug über die Menschheit des ganzen orbis terrarum davon. Es sag an zu regnen, und nun lächelte ich oben dem Himmel, weil ich keine 20 Sous hatte, einen Pfaler zu bezahlen, und eine gute Kierelkünde zu meinem Hotel brauchte. Aber ich ein Litane gewesen, ich hätte im heiligen Geisme den Kampf mit dem Donnerer erzwungen und die Bäume und die Häuser des Boulevard nacheinander ausgerissen, um die olympische Festung zu beschließen.

Die Herzogin von Abrantes, welche durch ihre historischen *Remoires* sich einen Namen gemacht, will jetzt im Verein mit dem Polen Jos. Straszewicz alle berühmten Frauen in einer

Sammlung herausgeben. Die Herzogin ist eine schöne, geistreiche und lebenswürdige Frau, wir sind also ganz neugierig auf das Kind dieser literarischen Ehe, vorangetrieben, daß Dr. Straszewicz und seine im Prospectus angeführten Mitarbeiter ihrerseits der regia mater wenigstens nahe kommen; ihre Namen sind größtentheils nur bismarckische Geistes, die in der Meerflut, in dem Ocean der Culturwelt noch nicht einmal das Gewicht eines Delphins erlangt haben. Da lieber Gott, es gehört ja jetzt eine allmächtige Leungungskraft, ich will sagen ein ungeheures Naturtalent und eine besondere Anlage zum Buchsthum zu einem literarischen Pair oder Pauffisch, der da die andere Fische anfrisst und in zwei gewaltigen Überserpingbrunnen die Poesie und Gelehrsamkeit aus des Meeres Tiefen herauspumpt.

Ich habe an dem Projecte der Herzogin von Abrantes nichts anzusetzen. „*Les femmes celebres de tous les pays, leurs vies et leurs portraits*“ sind gewiß eine interessante Lecture, besonders für unsere Epoche, die Emancipationsepöche des schönen Geschlechtes. Ueberdies sind die Biographien das notwendigste Mittel, unsterblich zu werden, da die Leute jetzt von den Autoren nichts mehr als ihr Leben und Wirken, sowie es die Biographie darstellt, zu lesen im Stande sind. Madame d'Abrantes, die Götliche, sagt wie eine Simonkin, wir Männer die schreiben, seien Egoisten und liebten es, in Biographien und Wörterbüchern nur von unserm Geschlechte zu sprechen oder höchstens da und dort eine Ausnahme zu machen, wenn eine Königin der Frauen auf der Handkarte erscheine; ihr sanfteres Geschlecht sei factisch zur Bergeshöhe verdammte, oder werde mit ungerechtem Stillschweigen übersehen und zur Spinnstube und der Küche verwiesen.

Die Deutschen können wol noch eine Zeitlang die Suprematie des männlichen Geschlechtes in Betracht der Schriftsteller behaupten, aber hier, in dem galanten Frankreich, müssen schon die letzten Fäden reißen. Die Freiheit und Gleichheit hat gefährliche Fortschritte gemacht, die Frauen schreiben, regieren, predigen, plaidieren, conspirieren sogar. In diesem Augenblicke steht eine Dame vor den Kissen mit vielen Republikanern, sie ist angeklagt, als Mitglied der *Société des droits de l'homme* am 28. Juli einen Versuch zum Umsturz der Regierung gemacht zu haben. Unter solchen Umständen kommt das Buch der Herzogin ganz apropos. Ich erwarte zum wenigsten, daß die Republikanerin *Pauline* — so heißt die jüngste Heilm — ebensowol als die muthige *Gerday* einen Artikel erhält, wenn die Könige der Elisabeth, Katharina, Johanna und Maria zu Ende gebracht und das positive Feld der *Revue* und *Voltaire* geöffnet werden. Doch ich will dem stillen Gardienste des hohen Geschlechtes nicht zu nahe treten. Es wird und kann kein vernünftiger Mann leugnen, daß die Frauen zu jeder Zeit ebensowol edle Eigenschaften, vielleicht mehr als die Männer an den Tag legten, und daß namentlich in letzter Zeit Frankreich, Griechenland und Polen Heroinnen wie geistreiche Schriftstellerinnen und Künstlerinnen producierten, die die ganze Welt in Erstaunen setzten. Des Pantheon, welches die Herzogin ihrem Geschlechte errichtet, wird der Berührer nicht ermangeln, um so weniger, weil kein Mann der Baumeister, sondern die Männer nur die Handlanger dabei sind.

(Der Bericht folgt.)

Literarische Notizen.

Von Alexander Dumas erheilt die Lesewelt neuerdings einen Band, betitelt: „*Impressions de voyages*“, die Aufzeichnungen einer Reise in die Schweiz und die angrenzenden Länder.

Von den „*Deux ans de regne p. Alphonse Pichon*“, ist eine zweite, mit neuen Actenstücken vermehrte Auflage in Paris erschienen. In der Vorrede sucht der Verf. den Angehörigen zu begegnen, welche die Schrift erlitt.

Sonntag,

Nr. 12.

12. Januar 1834.

August Lafontaine's Leben und Wirken von F. G. Gruber.

(Beschluss aus Nr. 11.)

Ueber Lafontaine's Romane stattet der Herr Verf. ausführlichen Bericht, ab, und mit Recht, denn es hat ein historisches Interesse, das Nähere über die Bildung und die Anschauungsweise eines Schriftstellers zu erfahren, welcher zu seiner Zeit von Einfluß gewesen und uns überdies durch seine Persönlichkeit werth geworden ist. Der Verf. geht aber weiter und beginnt einen Kampf mit denen, welche Lafontaine's Romane getadelt haben, namentlich mit Wilhelm Schlegel. Das fodert uns auf, ebenfalls über diesen Punkt einige Bemerkungen zu machen. Ehe ich jedoch auf den eigentlichen Inhalt des Streits zwischen Schlegel auf der einen und Lafontaine und Hrn. Gruber auf der andern Seite eingehe, will ich einige vorläufige Bemerkungen Hrn. Gruber's in ihrem wahren Lichte aufzeigen. S. 199 sagt Hr. Gruber:

Der ästhetische Kritiker mag von der stoffartigen Theilnahme des Publicums an poetischen Productionen noch so verächtlich sprechen, wer den Wechsel des Zeitgeistes achtsam verfolgt und die Geschichte der schönen Literatur aus dem Gesichtspunkte des jetzmaligen Zeitgeistes betrachtet hat, wird ihm nicht zugehen können, daß nicht auch der Stoff seinen nicht geringen Antheil selbst an Epoche machenden Dichtungen stets gehabt habe und ihn ohne Zweifel auch jetzt haben werde.

Man sieht, daß Hr. Gruber den Ausdruck: „stoffartige Theilnahme“, durchaus mißverstanden hat. Es ist gewiß Niemand, und am wenigsten einer von den Kritikern, die Hr. Gruber im Sinne hat, so verkehrt, daß er behauptete, der Stoff eines Kunstwerkes verdiene keine Beachtung und Theilnahme. Wenn aber z. B. Göthe in „Wahrheit und Dichtung aus meinem Leben“ sagt, die Theilnahme des Publicums an Werther's Leiden sei nur stoffartig gewesen, so heißt das so viel als: man habe sich nur an den Stoff gehalten, ohne die Form des Kunstwerkes zu beachten oder zu verstehen. Alle Beweise des Hrn. Gruber, daß der Stoff auch Beachtung verdiene, sind daher durchaus zwecklos, ohne daß deswegen die auch jetzt noch so häufige, bloß stoffartige Theilnahme des Publicums an Kunstwerken minder Tadel verdiente. In der That verdankt, wie Hr. Gruber bemerkt, z. B. Schiller einen großen Theil der hohen Gunst, welche das Publicum ihm so schnell schenkte, dem Umstande, daß seine

Stoffe dem Verlangen der Zeit entsprachen. Und auch Lafontaine hat seine Leser vorzüglich dadurch gewonnen, daß er, besonders im Anfange Zustände beschrieb und Ansichten besprach, welche damals allgemeines Interesse erregten. Es ist daher sehr erklärlich, daß Leser, welche Kunstwerke nur nach dem Interesse beurtheilen, welches der Stoff derselben für sie hat, Lafontaine wo nicht über, doch neben Schiller stellten. Und daß diese stoffartige Theilnahme einigen Tadel verdiene, wird denn doch Hr. Gruber nicht leugnen wollen.

Sodann führt Hr. Gruber einige Stellen aus Romanen Lafontaine's triumphirend an, in welchen dieser einige Lächerlichkeiten der von den Gebrüdern Schlegel zuerst angeregten sogenannten romantischen Schule beschreibt. Diese Beschreibungen sind recht gut, aber es sind doch nur Schilderungen der Art, wie geistlose Menschen damals die Ansichten und noch mehr die Ausdrücke der Schlegel und ihrer Geistesverwandten nachäffend verdrehten. Wenn Lafontaine der Meinung war, daß durch jene Beschreibungen die Ansichten jener Männer perffiliert seien, dann irrte er sehr. Denn perffilieren kann man nicht, was man nicht versteht.

Doch wir wollen hören, was Schlegel von Lafontaine sagt. Zunächst gesteht er ihm Feuer, Farbenpiel, blühende Diction und strömende Rhetorik zu. Sodann spricht er ihn nach Hrn. Gruber's Bericht ab: „Sinn für die Einheit und organische Bildung eines Werkes, Mangel an Zeichnung, romantischen Schwung (?), sodann Philosophie, Poesie, Geist, ja beinahe Verstand“. Da ich nicht Lust habe, Partei in diesem Kampfe zu nehmen, so werde ich mich nicht darauf einlassen, zu erörtern, inwiefern dieses Urtheil richtig sei oder nicht. Ich werde vielmehr mich begnügen, das, was Hr. Gruber gegen das Urtheil Schlegel's anführt, näher zu betrachten.

Zunächst gesteht Hr. Gruber selbst zu, daß Einheit und organische Bildung in manchen Romanen Lafontaine's fehle, und was den Mangel an Zeichnung betrifft, so versichert er uns (S. 338): „Im Allgemeinen wird man Lafontaine schwerlich vorwerfen können, daß er um psychologische Wahrheit unbedümmert gewesen und Halten der Charaktere nicht für eine Hauptsache gehalten habe“, daß Lafontaine den guten Willen gehabt habe, Charaktere zu zeichnen, wird ihm Niemand streitig ma-

Gen; nur daß er es vermocht habe, wird von Schlegel bestritten.

Noch mehr aber als diese allgemeinen Vorwürfe scheint Schlegel bei Lafontaine und bei Hrn. Gruber durch einige besondere angefochten zu haben. Unter Andern nämlich sagt Schlegel, Lafontaine habe bei vielem guten Willen und Glauben, sittlich zu sein, den Hang des Publicums zur Schläffheit und Passivität befördert. Hergegen erseifert sich Hr. Gruber besonders stark und weitläufig. Er erzählt einige Begebenheiten, bei denen Lafontaine sich thätig und hülfreich erwiesen, und führt einige Stellen aus seinen Romanen an, in welchen von der Tugend gesprochen wird. Schlegel hat aber weder behauptet, daß Lafontaine ein hartherziger Egoist gewesen sei, noch daß er nicht über Tugend zu sprechen wisse, sondern daß die abstracte und unbestimmte Art, in welcher er von Tugend und Sittlichkeit spreche, und besonders das Verhalten der Helden seiner Romane den Hang des Publicums zur Schläffheit befördert habe. Und dagegen hat Hr. Gruber kein Wort vorgebracht.

Bei dieser Gelegenheit erzählt Hr. Gruber eine sehr unterhaltende Geschichte über die Art, wie Lafontaine zu arbeiten, und besonders wie er es mit der poetischen Gerechtigkeit zu halten pflegte.

(S. 336.) Zu Abänderungen konnte nur ein einziges Wesen in der Welt ihn bringen, seine Frau, wie denn diese auch die Einzige war, welcher er vor der Beendigung eines Werkes etwas davon mittheilte. Da traf es sich denn zuweilen, daß es ihr bei Lesung der Aushängebogen des noch nicht beendigten Werkes schien, eine Person, die ihr besonders lieb geworden war, könne unglücklich werden. „Aber, Lafontaine“, sagte sie, „Du machst doch diese nicht unglücklich?“ Nur wenn er schlechterdings nicht anders konnte, sagte er: „Ja, sie dauert mich selbst, aber retten kann ich sie wahrhaftig nicht. Ich mache ja eben Menschen lieber glücklich als unglücklich; was aber der liebe Gott selbst nicht kann, das kann ich noch weniger, und es ist auch in einem Romane nicht Alles möglich.“ Sah er aber auch nur einen fernern Schimmer von Hoffnung einer Möglichkeit, so sagte er gewiß: „Nun, Fie! den, wir wollen sehen!“ und setzte dann alle Hebel zur Rettung in Bewegung.

Ich enthalte mich jeder Anmerkung über diese sehr charakteristische Anekdote und überlasse es dem Leser, zu beurtheilen, inwiefern dieselbe zur Sache gehört, wenn von Passivität und Schläffheit die Rede ist.

Am längsten endlich hält Hr. Gruber sich bei dem Vorwurfe der Sentimentalität auf, welchen man Lafontaine gemacht hat, und versichert zunächst, daß er eigentlich gar nicht recht wisse, was man unter Sentimentalität verstehe. Das finde ich verzeihlich, denn man versteht darunter zwei sehr verschiedene Gemüthszustände, welche man billig auch mit zwei Namen bezeichnen sollte. Zuerst nämlich nennt man Denjenigen empfindsam oder sentimental, welcher sich einer Empfindung so sehr hingibt, daß die Thätigkeit seines Geistes und besonders seines Willens dadurch gelähmt wird; sodann aber nennt man auch Denjenigen empfindsam, welcher durch Alles, was ihm vor die Sinne kommt, zu wehmüthigen oder schwermüthvollen Betrachtungen aufgeregt wird. In diesem Sinne ist Jean Paul F. Richter sentimental. Lafontaine dagegen

dürfte von dieser Art der Sentimentalität jedenfalls freizusprechen sein. Jene erstere Art der Empfindsamkeit ist aber eine Eigenschaft der geschilderten Charaktere, nicht aber des dieselben darstellenden Dichters, kann diesem daher auch nicht zum Vorwurfe gemacht werden. Derjenigen, welche Lafontaine Sentimentalität vorwerfen, mögen wol etwas ganz Anderes im Sinne haben. Denken wir uns nämlich den Inhalt von Werther's Leiden, welcher bekanntlich in ein schwaches Bändchen zusammengedrängt ist, auf drei bis vier starke Bände ausgedehnt und außerdem 50 — 60 Mal durch allerhand Umstände und Familienverhältnisse hindurchfiltrirt, so werden die so furchtbar verdichteten Empfindungen und Gemüthsbewegungen nicht nur leicht und leeres erscheinen, sondern man wird auch, um diese Leere einigermaßen zu verbergen, zu krankhafter Uebertreibung seine Zuflucht zu nehmen gar leicht verleitet werden. Dies scheint man im Sinne zu haben, wenn man Lafontaine, sei es nun mit Recht oder mit Unrecht, Sentimentalität vorwirft. Hr. Gruber bekämpfte diesen Vorwurf dadurch, daß er behauptet, Lafontaine sei im Leben durchaus kein empfindelnder Geiz, sondern vielmehr ein höchst lebensfroher, praktisch tüchtiger Mensch gewesen, und erzählt zu diesem Ende unter Andern eine recht anmüthige Anekdote (S. 342). Als nämlich Lafontaine zweiten empfindsamen Damen vorgestellt wurde, begrüßte er sie sehr höflich, sagte aber lächelnd:

„Meine Damen, Sie merken doch, daß dieser Herr den armen Lafontaine nur persifliciren will? Ein Blick auf meine Corpulenz reicht hin, Sie zu überzeugen, daß ich unmöglich Lafontaine sein kann. Der muß sehr hager und bleich sein, sein Blick schwächend, seine Stimme nur gehaucht, wie ich Mondschein, die ganze Gestalt wie Duff im Abendroth; und nun dagegen ich.“ Der Freund mochte versichern so viel er wollte, nicht er, sondern Lafontaine sei der Schalk, die jungen Damen waren fest überzeugt, daß Lafontaine nicht Lafontaine sei.

Für den Leser der vorliegenden Lebensbeschreibung bedarf es indessen dieser Anekdote kaum, um ihn zu überzeugen, daß Hrn. Gruber's vorige Behauptung richtig sei. Das beweist aber gar nichts über den Punkt, von welchem hier die Rede ist. Wenn Hr. Gruber ferner anführt, daß Lafontaine viele komische Charaktere schildere, und daß er selbst häufig in seinen Werken sich über Sentimentalität lustig mache u. dgl. m., so beweist dieses natürlich ebenso wenig. Denn beides findet sich auch bei Richter, welcher trotz dem als der Koryphäe der Sentimentalität betrachtet werden kann. Letzterer steht übrigens, wie ich zum Schluß noch beiläufig bemerken will, bei Hrn. Gruber schlecht angeschrieben; dieser sagt nämlich (S. 376), nachdem er Lafontaine's Einfluß auf die sittliche Bildung des weiblichen Geschlechts gerühmt hat, Folgendes:

Jean Paul allein, obgleich dessen höhere wählbare Naturen verbläute Redegefallen sind, von seiner Sentimentalität nicht zu reden, stärkte in dieser Beziehung höher stehen; allein seine Manier war dem Umfange seiner Wirkung hinderlich, und es ist hier doch ein Fall, wo man nicht gradezu behaupten kann, daß Einer mehr werth sei als Hunderte, zumal da noch die Frage entstehen könnte, ob der Welt mehr gedient sein würde mit Jean Paul's Höhern, oder mit Lafontaine's mindern haben sittlichen Naturen, da jene meist krankhaft und diese gesund sind.

Also derselbe Mann, welcher sich bemüht zu bewei-

fen, daß in Lafontaine's Romanen wirkliche Charaktere zu finden seien, nennt die tiefgedachten, mit ungehörter, oft sogar für den Leser unbehaglicher Schärfe gezeichneten Gestalten Richter's zerklüftete Reibelgestalten, und fragt, ob der Welt mit denselben mehr gebient sein würde als mit Lafontaine'schen Naturen!

Hierauf legen wir diese Lebensbeschreibung mit sehr gemäßigter Empfindung bei Seite. Während das wohlgetroffene Bildniß einer interessanten Persönlichkeit uns freundlich anspricht, müssen wir über die Unzulänglichkeit der bei dieser Gelegenheit zur Anwendung gedachten kritischen Grundsätze erstaunen.

6.

Correspondenznachrichten aus Paris.

(Beschluß aus Nr. 11.)

Eine Broschüre ist eben erschienen, die in vier Abschnitten beweist, wie es die Italiener anfangen müßten, sich von den Fremden zu befreien, um eine Föderativrepublik und die Unabhängigkeit der Halbinsel zu konstituieren. Der Verfasser nennt sich nicht, sagt aber, er sei ein alter Napoleon'scher Offizier und habe das Pulver wenn nicht erfunden, doch wenigstens oft gestochen und verschossen. Wahrscheinlich verdankt das Büchlein seine Entstehung in Paris dem Plane einer italienischen Confederation der Fürsten, bis in letzter Zeit so viel besprochen und von den Franzosen so sehr angefeindet wurde. Ueber die Alpen selbst ist das Buch nicht gekommen. Inzwischen liebe sich dem Verfasser wol auf seinen großen Rath der kleine geben: bevor Italien an republikanische Ideale denkt, strebe es darnach sich durch eine Fürsteneinigkeit Gessinnung und Gesetze und Schulen zu geben. Nach dem liberalen und civilisirten Absolutismus kommt die legale Freiheit.

Den 19. December 1833.

Die jungen Dichter haben hier ihre besondern Theater, wo sie debütiren und ältere durch Talent und Ruf accreditirte Dramatiker sich nicht mehr sehen lassen wollen. Zu diesen gehört auch das Ambigu comique, obgleich es in diesem Frühjahr durch sein brillantes Schauspiel: „Balchazar“, alle Kräfte anstremgte, zum wenigsten der Porte Saint Martin, die ihrerseits wiederum höher strebt, gleichzukommen. Merkwürdig ist es, daß in allen diesen kleinern Theatern die ersten Vorstellungen der besten wie der schlechtesten Stücke wenig, ja größtentheils nur von Fremden der Autoren und Acteure, von Claqueurs und Personen besucht werden, die sich auf drei Straßens billets à deux personnes um die Hälfte des Preises kaufen, dahingegen die Opéra, das Théâtre français, die Porte St. Martin, das Gymnase, Variétés und Vaudeville mehr oder weniger in ähnlichen Fällen belagert, gestürmt werden, sofern der Dichter einigermaßen bekannt ist. Hierbei ist nicht außer Acht zu lassen, daß Paris nie ohne Trommel und Pfeife operirt, und daß die Directionen, auch der ersten Bühnen, schon der Unparteilichkeit wegen genöthigt sind, die Erstgeborenen guten Händen, Schmittären und Patern des Parterres anzuvertrauen. Das français hat seine alten Schöpfungsfähigkeiten seit Voltaire's Zeit und die Académie de musique ihre Kenner und Chorführer, die bei neuen Stücken in allen Himmelsgegenden ihnen état major aufschlagen und hierfür außer dem Feuilleton von diesem und jenem Interessenten noch ein Diner oder Dejeuner bekommen und zum Ball eingeladen werden. Alles dieses nach Propostion der Anstalt und des Componisten oder Dichters.

Ich habe die Gewohnheit, alle vierzehn Tage, wenn auf den großen Theatern neue Productionen mich nicht abhalten, eine kritische Ronde zu machen, um die während dieser Zeit producirten nouveautés de second rang in Raych und Wogen kennen zu lernen. Dies ist sehr leicht und, wenn man will,

sogar an ein paar Abenden möglich, wenn man sorgfältig die Ordnung oder Reihenfolge der Stücke in den verschiedenen Häusern beobachtet und seine Zeit so eintheilt, daß man überall nur das sieht, was man sehen will. Der Omnibus auf dem Boulevard ist immer bereit, ambulante Recensenten, wie es deren hier für jedes Journal gibt, vor jedem Porticus aufzunehmen und eine Thüre weiter zu transportiren, ohne daß sie mehr als die Hälfte an ihrem jedesmaligen Billet verlieren. Der Wechsel ist angenehm, man sieht viel Menschen und vielerlei Dramatik, Lustspiel, Trauerspiel, Vaudeville, Farce, Minodram, Melodram, Drama, Ballet, Opera, Equilibristerei, Pantomime, Kinderspiel und Recompote's Physik — Alles durcheinander.

Und das ist Paris, überall Paris mit seinen Fürsten, Ministern, Diplomaten und Staatsmännern, das legitimierte, republikanische, positive und negative Paris, worin die Ideen wie die Charaktere, die Dinge wie die Personen alle hundert Schritte wechseln, sobald man nur aus der Loge der rue Lepelletier in das Orfettentheater der Opernpassage oder von da herüber zu den Italienern, den Variétés, Gymnase, St. Martin, Ambigu und den fünf Beeterwelten des Boulevard du Temple wandert. Indem ihr geht oder fahrt, wechselt die Scene vor euch und ringsum euch her wie die purpurnen Fußbetten der Halle Favard mit den Armeplünderbänken der Sunambules und Lazar. Ihr habt die Gräfin, die wie zum Ball geschmückte Nachbarin verlassen und ihre Kinder mädchen, ihre Stubenmagd und ihren Kutcher ausgerufen. A chaoua sa comédie. Man muß nur den Moschusduft nicht in den abgeseurten Planken suchen und wie ein Räuber in den Kammernmärgen gleich beim Eintritt in Italiens Kempel austrufen: ich rieche Menschenfleisch. Die Delicatsesse verdirbt allen Humor. Das Letztere dachte ich, als ich vor einigen Abenden die vollgepropten Hallen des Ambigu und zwei neue Stücke besuchte, davon das eine „Aimer et mourir“ und das andre „Le regne des femmes“ getauft worden. Lieben und Sterben. Die jungen Dichter hier sind lauter Hitzköpfe und lauter Republikaner. Kein kaltes Blut, wo zwei Maß nöthig sind, keine halbe Güte Resignation, nicht einmal ein paar Pfund Hoffnung, um Balance in die Schale zu werfen. Alles blüht und sprüht wie glühend Eisen auf ihrer Ruße Ambos, und kaum haben sie einige bildende ästhetische Schläge darauf gethan, so ist es kalt und läßt sich nicht mehr verarbeiten ohne neues hellloberndes Feuer. Das ist die Dramatik einer Glashütte.

Inzwischen sieht man mit Vergnügen, daß überall Geiß, Material vorhanden ist, und daß beide nur durch das Bestreben, schnell Corporal und Offizier im Regiment Apollo und des Nationalgardischen Plutus zu werden, schlecht verwendet worden. Dies „Aimer et mourir“ verdient ein besseres Schicksal als zwanzigmal gespielt und dann in der Stumpfkammer des Souffleurs deponirt zu werden, vielleicht für ewige Zeiten; der Dichter hat so viel Tugenden als Fehler, er ist nicht zeitig; aber er könnte es werden, wenn er wie Kent für seine verben Worte in den Block gelegt und ihm das Laufen verboten würde. Dies ist leider in Paris nicht möglich; hier wird den Künstlern wie den Kindern die Zeit zu lang, bis sie gehen und stehen können. Sind sie so weit, so sagen sie: „Adieu, maman“, und es geht über Stock und Stein — al corso. Die Mufen wollen Geld verdienen; wer kann's ihnen verargen? Es gibt ihnen Niemand etwas. Das Trauerspiel: „Lieben und Sterben“, hat einen Prolog, worin die Galerrenstufen mit ihren Ketten klirrende Kolben spielen und ein Staatsverbrecher gehetzt und vom Galgen befreit wird. Nichts imponantes, versteht sich. Ich sing, als ich es sah, an, eine gute Idee von der Geschichte zu bekommen. Doch der Poet, wie gesagt, ließ seinen Eifer erkalten und machte aus dem der Hölle abgetauften Spanien — es ist ein Spanier und das ganze Schauspiel ein spanisches Ferdinandisches — bloß einen Polizeipredfeten, der nach gemeiner Westen Art in seinem neuen Amte der größte Tyrann für die Gefangnen und besonders für die politischen — zu denen er früher selbst gehörte — wird.

Hängen, Köpfen, das ist seine Lust und muß wol auch die des Publicums sein. Man freut sich an der Schicklichkeit des Kerls. Nun ist er auch vertiebt und hat sich ein Weib gekauft, indem er ihrem Geliebten das Leben schenkt, und das ist der gordische Knoten, das aimer et mourir der Komödie; denn der Tod führt endlich, da der Präfect dem Amor zu schenken ist und Alles auslyphonirt, was das Pärchen erkinnt, die Verlobten nach zwei Jahren Liebespaar in einer Kiste zusammen, worin Kadame, ich glaube schmutzige Wäsche exportiren ließ. Es wird gestochen und geschossen und obendrein ein Kerestant verbrannt, wodurch eine Comente entsteht.

Das Eufter triumphiert, das ist der allergrößte Fehler des Dichters; doch muß ich zu seinem Lobe sagen, er wird ausgeglichen durch den Wig, den vielleicht Niemand in der Handlung entdeckt als ich, und der da lautet: die Polizei ist schlauer als die Liebe. Hören wir uns es sie merken zu lassen.

Von der großen Oper wird jetzt Mozart's „Don Juan“ einkubirt, der mit nie gesehenem Pompe in Scene gesetzt werden soll. Alle ersten Talente werden darin beschäftigt sein. So wird sich Beron, der Director, da auch das neue Ballet: „La révoite des fiammes“, ungewöhnlich Glück macht, aber das Ausbleiben der Meyerbeer'schen Oper zu trösten wissen. 29.

Briefe aus beiden Hemisphären. Ein Sittengemälde aus der Tropenwelt von Karl Schlichthorst. Celle, Schulze. 1833. 8. 1 Thle. 18 Gr.

Wer glauben wollte, aus diesem Buch etwas über beide Hemisphären zu erfahren, würde sich vollkommen täuschen. Man erfährt nur von dem Verf. und besonders von seiner verlebten Natur, die durch weiblichen Reiz leicht ergriffen wird und die Gegenstände der Begeisterung wechselt. Ungemein zärtlich schreibt er an Laura, als er nach Amerika gehen will und sechs Wochen vor Rückkehr auf der Erde hieiben muß; sogleich aber verliert er sich in eine Capitainsfrau auf dem Schiff und verläßt dadurch die Ueberfahrt. Auf dem Festlande von Amerika muß er einen Zweikampf mit dem polnischen Reiseführer bestehen, der ihm die Kunst der Capitainsfrau beneidete, und durch die erhaltene Wunde, welche aber heilt, wird ein neues Verhältnis abweisend ist, dessen Maria wenig zu gedenken scheint. Er tritt in Militärdienst beim Kaiser Pedro (von welchem man bios erfährt, daß er neben seiner rechtmäßigen Gemahlin eine andere Geliebte gehabt), und Maria's Verlobter, ein ällicher Mann, kommt von der Reise zurück. Da wird unser Briefsteller August eines Abends spät — von einem Wanditen gestochen. Natürlich denkt er an Maria und ihren eifersüchtigen Antonio; aber — der Doldräch, zum Glück nicht tödtlich, ist nur ein Mißverständnis, man hat ihn für einen Andern angesehen, der Wandit selbst meldet ihm dies schriftlich, und bald darauf findet man des Morgens eine Leiche, die ihm ähnlich sieht. Maria heirathet ihren Verlobten, scheidet dem unglücklichen Liebhaber einen Entfagungsbrief mit ihrem Bildniß, und dieser ist froh, nach Montevideo zu einem Kriegszuge gegen die Guanachen entfernt zu werden. Nach unbedeutenden Vorfällen, die dennoch Raum genug in der Erzählung einnehmen, will unser Held nach Europa zurück, wird aber vor seiner Einschiffung von den Guanachen überfallen und ermordet. Er sieht also seine Laura nicht wieder, von der es heißt: „Eine zufällige Berührung ihres Kleides, der Hauch ihres Mundes, der meine Wangen berührte, eine verlorne Busenschleife, die ich wie eine kostbare Reliquie bewahrte, war hinreichend, mich zu entflammen, ja der bloße Gedanke an sie wirkte mit größerer Gewalt auf meine Phantasie, als die unerschälten Reize äppiger Schönen es je auf meine Sinne vermocht hätten.“ Der Herausgeber, ohne zu sagen, ob ihm die Guanachen oder sonst jemand die Briefe zugesellt, fragt: „Was konnte Europa einem Geiste bieten,

den die tropische Welt unbefriedigt ließ? Was unsere kalten Geister einem Dreyen, welches die ganze Stut der Leidenschaft unter jenen schönen Himmelstrüben empfanden hatte?“ Eben so werden ihm bios die lebenswichtigen Pantheonopern gedanken, unter denen er laut dem Subscribentenverzeichniß zu leben scheint, schwerlich Laura, von der er meldet, daß sie durch ihren Geist in den gefürtesten Circeln einer vortheilhaften Hauptstadt glänze. Donna Maria hat Thränen über den Todten gemeinet; aber der Herausgeber weiß nicht, ob diese Thränen der Empfindung galten, welche sie erregt hatte, oder ihrem eignen Verluste. „Das weibliche Herz“, sagt er, „ist ein so zartes Instrument, daß bei heftigen Erschütterungen manche Saite mitklängt, die nicht unmittelbar berührt wird.“ Maria, heißt es, wollte für die Freiheit sterben, da es ihr nicht vergönnt war, für die Liebe zu leben. Ihr Wunsch wurde nur zu bald erfüllt, sie starb in den Fesseln des Vincerra, wahrscheinlich eines freiwilligen Todes. Damit sind denn alle Nachrichten aus beiden Hemisphären zu Ende. 9.

Literarische Notizen.

Nachbildungen der englischen Penny-Literatur gehen auch in Frankreich, und wie in Deutschland Pfennig- und Hellerwerke die Märkte füllen, so dort Werke in Lieferungen à quatre sous oder à deux sous. So ist bereits im Gange: „Magasin universel“, zu zwei Sous, eine Wochenchrift mit Holzschritten nach dem „Saturday magazine“ und andern ähnlichen englischen periodischen Schriften. Auf 1834 wird angekündigt: „Dictionnaire d'histoire naturelle“ zu zwei Sous, mit schönen Holzschritten; ferner: „L'Univers pittoresque, ou description de tous les peuples, de leurs religions, mœurs, coutumes etc.“, in wöchentlichen Lieferungen zu zwei Sous, bei Firmin Didot. Das Ganze soll 10 Bände mit 720 Kupfern und Bignetten, Gegenben, Denkmale, Trachten, Kunstgegenstände u. s. w. barstellend, geben. Die erste Lieferung erscheint am 18. Jan. 1834. Das Pittoresque ist an der Tagesordnung. „La médecine pittoresque“, in Lieferungen zu vier Sous erscheinend, soll eine vollständige Sammlung von Abbildungen werden, die sich auf die Anatomie, Pathologie, operative Chirurgie, Geburtshilfe und Arzneimittellehre beziehen.

Der ehemalige (1830 und 31) Redacteur der „Tribune“, August Fabre, gibt heraus: „La révolution de 1830 et le véritable parti républicain“, in zwei Bänden. Er war zweiter Commandant der im Januar 1830 gestifteten republikanischen Association. Der für die Juliusrevolution entworfene Plan soll umständlich entwickelt werden. 7.

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Aulandes von mir zu beziehen:

Thiersch (Frédéric),
De l'état actuel de
la Grèce
et des moyens d'arriver
à sa restauration.

Deux volumes.

Gr. 8. Geh. 4 Thlr.

Leipzig, im Januar 1834.

F. A. Brockhaus.

Literarische Unterhaltung.

Montag,

Nr. 13.

13. Januar 1834.

Das Kind mit dem Löwen.

Novelle von Göthe.

Wir finden dieser kleinen Novelle, welche gleichsam als ein Vermächtniß des hingegangenen Dichters anzusehen ist, zuerst auf entschiedene Weise gedacht in einem für die Gegenwart und deren Interesse höchst wichtigen Buche: „Hegel und seine Zeit, mit Rücksicht auf Göthe“, von Schlegel, der sie mit nachstehenden geistvollen Worten an- und einführt:

Wie der Genius der Poesie die Ironie als deren energisches Element handhaben und hierdurch zur Befriedigung in ihr selbst kommen kann, weil sie Das, was außer ihr zu sein scheint, durch die Form mit ihr verbunden darstellt, ist am einfachsten und anmuthigsten in Göthe's Novelle vom Löwen und dem Kinde angedeutet. Hier sehen wir, wie die Novelle überhaupt zu ihrem adäquaten Ausdruck, zu ihrer vollsten Bedeutung — bis zur Umbetung sich erhebt. Noch einmal sammeln sich in diesem wunderbar lieblichen Zauberspiegel alle Gegensätze des wirren Weltwesens, alle widerstrebenden Elemente einer entzweiten Schöpfung, um zur Wiedervereinigung sich aufzulösen und in den süßesten Harmonien sich gegenseitig zu heben und zu tragen, womit sich eine „Aussicht“ erdffnet, „welche zwar schon in dem Blick des Bogels übergeht, aber sich doch noch materiell genug hintereinanderschiebt“. Wir meinen den Schwanengesang des unsterblichen Dichters zu vernehmen, als würde aus weiter Ferne das angenehme Jage des Friedens verkündigt und die Ordnung gepredigt. Ja, wir feiern hier das schönste Gedicht dieser bewegten Zeit.

Auf dieses entscheidende und tiefeingreifende Wort sei es versucht, in der Weise der Induction tiefer in den Inhalt dieser gefeierten Novelle einzugehen und die Idee, die sich hier offenbart und gestaltet, hervorzuheben. Bei der Aufgabe, die jener geistvolle Mann, auf dessen Wort hiemit bezogen wird, in seiner Schrift sich gestellt, konnte er nicht ausführlichst-entwickelnd in den Inhalt der gepriesenen Dichtung eingehen, was hiemit an seiner Statt, wenn auch nicht mit seinen Gaben, geschehen soll.

Denken wir uns zuerst die in dieser Novelle gegebenen Verhältnisse so einfach, wie sie der Dichter gibt. Ein Fürst und eine Fürstin, neuvermählt und glücklich Jedes durch das Andere, stellen sich uns vor, Eins in des Andern Interesse mit Liebe eingehend. In dem neuen Schlosse des Fürsten rüstet man sich zur Jagd, welcher die Fürstin nicht beiwohnt, die einen Spazierritt nach der Höhe vorzieht, weil sie, wie sie sagt, große Lust hat, sich einmal in der Welt umzusehen. Keiner als die Um-

gebung der fürstlichen Herrschaft kann keine Gegend sein. Altes und Neues, das Unverwüßliche der Vorzeit und das Heltere, Lebensvolle der Gegenwart berührt sich auf die sanfteste Weise. Oben auf der Gebirgspitze das alte Stammeschloß des Fürsten. Halb in Trümmern, halb noch in grundfestem Gemäuer der Zeit Troß bietend, blickt es herab auf die neue Stadt, welche, reinlich und belebt, so eben alle Fülle eines reichen Waarenlagers entfaltet, zur Zeit eines wichtigen Marktes oder Messe, die auf das belebteste die Menschen wie vom hohen Gebirg so aus dem Thal und von der Aue her zusammenzieht und verbindet. Die Gegend um die Stadt reizend und angebaut. Selbst auf der steilen Höhe, wo die versunkene Vorzeit in stummer Größe herrscht, berührt und durchdringt sich Altes und Junges, Entseeltes und das Ewigfrische. Denn auf den versunkenen Schwellen grünt und sproßt das Land, und Natur, die „ewigkeimende“, läßt über die uralten Zinnen den hohen Horn wipfeln und so über die starre Ruine hinaus noch das ewige Grün an den blauen Himmel grenzen. So hat sich Alles in den einfachsten Verhältnissen zusammengefunden, was dem Leben Reiz und Bedeutung gibt, ja das Leben zum Leben macht. Freundschaftliches Glück der vom Schicksal begünstigten Gatten, friedlicher und doch belebter Volksverkehr, reinliches Dach, „freie Gegend, großgebildet“, wie der Dichter sonst sich ausdrückt. Ueber das Alles hinwegschauend das dunkle Auge uralter Heerlichkeit, womit aber selbst nicht abgeschlossen wird, weil noch auf dieser ersten Höhe der grüne Baum des Lebens wurzelt und den Himmel berührt.

In solchen Verhältnissen erfreut es — wenn dazu der Mittagschein das Ganze verklärt um die Stunde, „wo Pan schläft und alle Natur den Odem anhält, um ihn nicht aufzuwecken“ — hinaufzutreten auf die Höhe und den Blick hinabwärtsgleiten zu lassen, wo „zwar in Vögelferne, doch noch alles materiell genug sich hintereinanderschiebt“, und der Fürstin Entschluß, all die Lebensfülle in Einem Anschauung zu genießen, muß gebilligt werden.

Mit Honorio, dem jungen Stallmeister, und dem Fürsten Dheim reitet denn die Dame aus, zuerst durch das Gewühl des Marktes, wo Bube an Bube, Wallen an Wallen, Verkäufer an Käufer sich drängt, wo tausend der Menge behagende Sehenswürdigkeiten ausboten sind und der gemalte Lu und Tiger, schrecklich auf dem Wilde dro-

hnd und „den Rohren zertreibend“, desto verführerischer das Volk einladet, die Ungeheuer der Wüste in Wirklichkeit in der Thierbude zu betrachten. Sich erfreuend am bunten Treiben, selbst die Menge erfreuend, rettet die Fürstin; dann weiter hinauf der Höhe zu, und von da zurück sich wendend, sich in der Mitte umschauend nach der freundlich wogenden Stadt, nach der drüber hinansitzenden malerischen Ferne. Bis hierher geht Alles seinen sanften, schmeichlerischen, ruhigen Gang; Alles heiter, still, besetzt, aber im Reiz des schlummernden Pan, vor dem die Natur den Odem anhält.

Aber dies farbige, beruhigende Aeußere ist das Aeußere eines Innern; diese ruhige Oberfläche bedeckt eine Tiefe, welche nicht innerlich und verschüllt bleibt, sondern ahnungsvoll heraufdringt und die Erscheinung selbst überbietet. Denn nicht bloß die starre Burgtrümmer stürzt vom Fels herab, auch der bunte Markt kann nur über einer Pulvermine stehen; auch das Neue, was von gestern ist, stürzt zusammen; auch unter der reizenden perspektivischen Gegend gährt das unterirdische Feuer. Denn rückwärts gewandt erblicken die Reiter nicht lange jene ruhige Aussicht. Es steigt Rauch auf aus der Stadt, es flammt, es wogt und tost dort unten unruhig, und wie der Dampf leise die helle Mittagluft trübt, trübt sich mit schwerer Ahnung von Unheil die Seele. Daß der Markt brennt, ist gewiß. „Reiten Sie“, sagt die Fürstin zu dem besonnenen Dheim, „mit Eil nach der Stadt, ich will langsamer mit Honorio nachkommen.“ Und in der That ist Honorio für die zarte, aufgeregte Frau der schätzlichste Begleiter, denn er rät, kühn, wie er ist, doch vorsichtig, nicht mit Angst im Geist dem Koffeshus nach der brennenden Stadt vorauszuweichen, sondern behutsam auf dem steilen Pfad zu achten, denn in der Nähe drohe die Gefahr, wenn wir das Unheil in der Ferne suchen. Und so folgt wirklich hier auf das weissagende Wort der entsetzliche Vorfall sogleich. Denn aus dem nächsten Gesträuch kommt ein ungeheurer Flüchtling aus der brennenden Stadt, der Tiger aus der Bude der wilden Thiere. Wie nun in dem die Fürstin den steilen Pfad hinauf verfolgenden Unthier der jäh hervorgerochene Schrecken seinen Gipfel erreicht, so auch in der kühnen That Honorio's sofort sein Ende, denn, getroffen von des Jünglings sicherer Hand, sinkt das Unthier todt zu Weider Füßen.

Daß sich nach so männlicher That, wiewol fast unbewußt, der kühne Stolz des Subjects regt, welches sie vollführte, ist naturgemäß. Daß auch in diesem Verhältniß des schönen Reiters zur schönen erlauchten Geretteten die langverhaltene Liebe sich plötzlich, wie mit Schreck und Tod aus Einer Wurzel keimend, hervorbringt, darf mindestens entschuldigt werden. Aber in solchem Momente, wiewol durch die vollbrachte, menschliche-kühne That dem Gegenstande näher gekommen, darf doch das Drängen des Subjects nicht laut werden; denn der Gedanke nach solcher Erlösung von der drohenden Naturmacht muß in seiner ganzen Storie und Andacht hinaufgehen zu dem Unendlichen, dessen Auge über Allem wacht. Dies ist die Stimmung, die dem verhalten-lidenden Honorio

in diesem großen Momente fehlt, und die ihm das tiefst-fühlende Weib erst zu Herzen legen muß.

Von der waldigen Höhe herab aber sah der jugendliche Fürst und sein Gefolge den rauchenden Markt, und Unheil ahnend nach der Tiefe zusprengend, finden sie auf der Waghstätt des Tigers ein größeres Unheil, denn kein weiß-sagender Rauch voranging, das aber Gottes Puld in mannhafter Jünglingsthat schon abgewendet und vernichtet hat. Das Entsetzen weicht deshalb in allen Herzen, tretenden dem anbetenden Dank, und das Auge noch vor wenig Minuten nur dem Irdischen zugewendet, wendet sich hinauf zu dem Unendlichen.

Aber noch ist der Moment der eigentlichen Anbetung nicht gekommen, obgleich sehr nahe. Denn wie schon in dem Weibe, der Wärterin des Tigers, und in ihrer Klage über dessen Tod als über ein theueres Leben, sowie in dem thranenvollen Auge des ruhigen Kindes eine tiefe und gerechte Trauer über Das erschien, was die Lebigen nur als absolutes Schreckniß erkannten, so nun erhebt sich noch stärker der Schmerz in dem Hinzutritt des Mannes und Wärters der Thiere, welcher verkündet, wie auch das andere Thier, der Löwe, entflohen sei und der entsetzliche Verlust ihn bedrohe. Denn ihm, der den König der Einode als gekrönt weiß, muß der Verlust des Entsetzlichen nicht Freude wie den Uebrigen, sondern Entsetzen bringen.

(Der Beschluß folgt.)

Die Baukunst der Vögel. - Von J. Renate. Zwei Bändchen. Mit 82 Abbildungen. Leipzig, Baumgärtner. 1833. Gr. 12. 1 Thlr. 16 Gr.

Wir halten die englische Gesellschaft zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse für die beste und zweckmäßigste Missionsanstalt, eben weil sie die Rechtsregel: „beneficia non obdormunt“, achtet, aber es leicht macht, ihrer Wohlthaten zu genießen. Das gegenwärtige Büchlein ist auch von ihr ausgegangen, was wir hiermit verrathen wollen, da weder Titel noch Umschlag davon spricht, sodas man fast glauben dürfte, es sei deutsche Waare; es ist aber nur Uebersetzung!

Den Gegenstand auf diese Weise zu behandeln, war gewis ein glücklicher Gedanke; denn das Werkchen mit seinen kleinen Bildern wird sichtlich gekauft, in dessen ein ähnliches echtdeutsch-gründliches *) wol kaum von Jungermann des Verf. angeschafft wird. Es ist ursprünglich zur Unterhaltung bestimmt, abgesehen von dem Nutzen, den eine richtige Kenntniß der Natur und ihrer Erscheinungen immer bringt und bringen muß. So könnte es z. B. auch dazu dienen, die hier und da erravagirenden Baumeister etwas auf die Berücksichtigung der drei Bauregeln: zweckmäßig, fest, schön, zurückzubringen, und wären wie ein Nüchtern, wie werden vorerst es den Baumeistern einer gewissen Residenz, wo so oft neugebaute Häuser sofort wieder einfüren, zur Lectüre behändigen lassen, und wenn dann wieder ein Haus, ein neues, wankt, so müßte der Baumeister Abdicte thun vor dem Kest eines Baukönigs und wäre dies im Museum nicht vorhanden, vor dem nicht einmal geschmeichelten Abbide desselben (S. 316).

Da des Verf. Hauptzweck Unterhaltung gewesen ist, so hat er auch eine ganz eigenthümliche Anordnung des Stoffes angenommen. Zwar gibt er Anfangs eine Uebersicht der Systeme

*) Von Blumenmann u., der andern von Schay, Buhle nicht zu gebären.

von Müggby, Kay, Fink, Temminck, Vigors; aber er selbst findet sich nicht im geringsten daran, sondern ordnet die Vögel je nach der Art und Weise, wie sie ihre Nester bauen oder überhaupt die Wohnungen für die Pflege der Brut herrichten.

Die Einleitung gibt kürzlich Nachricht von Dem, was das Buch beabsichtigt, spricht von der Erweckung und Ausbildung des Geschmacks für Gegenstände der Natur, von den Eigenschaften; das Alles aber auf 17. Seiten, also ziemlich kurz. Mit dem zweiten Capitel beginnt die Darstellung selbst. Zuerst die Vireonidae, d. h. diejenigen, welche in der Erde nisten, durch das dritte Capitel fortgesetzt; dann ist im folgenden Capitel von denjenigen Vögeln die Rede, welche ihre Nester auf die Erde bauen; hierauf von den sogenannten Maurern, z. B. den Schwalben, von den Zimmerern, von den Vögeln, welche flache Nester bauen, von Korbmacher-Vögeln, Weber-Vögeln, Schneider-Vögeln, Figma-Schneider-Vögeln, Cementirern, Dombauern, Schwarzer-Vögeln.

Betrachten wir nun, wie der Verf. seinem Stoff behandelt hat, so läßt sich ihm eine unterhaltende Darstellungsgabe nicht absprechen. Er gibt nicht eine kahle Erzählung davon, wo und wie ein Vogel sein Nest anlegt, sondern, wenn z. B. von der Sicherung desselben die Rede ist, bringt er auch analoge Beispiele aus andern Thierclassen bei. Was ihm indessen vorzuwerfen ist, betrifft die Unrichtigkeit mancher Angaben. Es will uns aber bedauern, als müsse man grade in populären Werken alle und jede Unrichtigkeit nicht bloß streng vermeiden, sondern auch da, wo man nicht umhinkann, eine Thatsache anzugeben, über deren Richtigkeit man in Zweifel ist, soll man diesen gewissenhaft beibringen. Der Verf. hat aber nicht immer die neuesten und besten Quellen benutzt, besonders, obgleich auch nur wenig, ausländische. Häufig führt er nun aber das „Magazin of natural history“ an, das wir zwar nicht im Original kennen; aus dem uns jedoch schon eine Menge Artikel in Uebersetzungen vorgekommen sind, welche hialänglich davon Zeugnis abgeben, daß die Beobachter gewaltige Lagen im Fache der Naturgeschichte waren. Dies schreit R. nicht zu wissen, sonst würde er Angaben aus diesem Journale mit mehr Vorsicht aufgenommen haben. Buffon's dichterischer Stil ist oft nichts als eine leere Declamation, und Montbeillard ist eben auch nicht viel zu trauen; Reiben folgt aber der Verf. häufig. Was sonst inländische Vögel betrifft, so ist Selby („Ornithology of Selborne“) eine Hauptquelle für den Verf. gewesen, dessen Schiffe J. R. für eigne Beobachtungen man wenig findet. Deutsche Hauptwerke sind gar nicht angeführt; man stößt bloß beim Rückblick auf 2 deutsche, noch dazu unbedeutende Citate; von Reichenstein, Raumann, Bechm ist nicht die Rede; Zinsemann, Buhle, Sching werden ebenso wenig erwähnt. Fürs Ausland hielten hauptsächlich Wilson's „American ornithology“ sammt Bonaparte's Fortsetzung, dann Baillet. Wie wenig man den Mittheilungen mancher Reisenden trauen darf, ist bekannt; die wenigsten sind Naturforscher von Profession und lassen sich von den Eingebornen gern Märchen aller Art aufhängen, theils weil sie solche wirklich glauben, theils um doch Neues in ihren Berichten zu haben. Auch daran scheint der Verf. nicht immer gedacht zu haben. Wie gesagt, sind die Auszüge aus Wilson die häufigsten, und um unsern Lesern eine Probe aus dem Werke zu geben, heben wir einen solchen aus. Vom amerikanischen Schwarzspecht (*Picus principalis*) erzählt er Folgendes: „Der erste Ort, wo ich diesen Vogel auf meiner Reise nach dem Süden erblickte, lag ungefähr 12 engl. Meilen nördlich von Wilmington in Nord-Carolina. Ich fand denselben das Exemplar, wovon die Abbildung entlehnt worden ist. Der Vogel war bloß leicht am Flügel verwundet worden und stieß, als ich ihn gefangen hatte, ein lautes, wiederholtes, äußerst schägliches Geschrei aus, welches dem heftigen Weinen eines kleinen Kindes genau glich und mein Pferd dergestalt schreckte, daß ich fast das Leben eingebüßt hätte; es war herzzerreißend, es zu hören. Ich nahm das verwundete Thier, in ein Tuch gewickelt, in einem Wagen mit mir nach Wilmington. Als ich durch die Straße fuhr, setzten seine Klagen die Übermann, der sie vernahm, in Erstaunen,

vorzüglich die Weiber, welche mit unruhigen Blicken, in ängstlicher Hast an Thüren und Fenster stürzten. Ich setzte indessen meinen Weg ungehindert fort, und als ich beim Gasthose, wo ich einzukehren beabsichtigte, angelangt war, kamen der Wirth und viele andere Leute, die zufällig da waren, heraus, alle aber Das, was sie hörten, in gleichem Grade beunruhigt; ihre Klänge und Klagen wurden aber noch um ein Bedeutendes vermehrt, als ich den Wirth fragte, ob er mich und meinen Liebbling (baby *) mit den nöthigen Bequemlichkeiten versehen wolle. Der Mann sah ganz verlegen und einsilbig aus, während die Uebrigen mich mit noch größerer Bewunderung anstarrten. Nachdem ich mich einige Augenblicke auf ihre Klagen beunruhigt hatte, zog ich meinen Specht unter dem Tuche hervor, worauf ein allgemeines Gelächter erfolgte. Ich nahm ihn mit mir auf mein Zimmer hinauf und verschloß ihn darin, während ich mich in den Stall begab, um nachzusehen, ob man mein Pferd gehörig versorgt hätte. In weniger als einer Stunde kehrte ich zurück, und als ich die Thüre öffnete, brach der Vogel wieder in das nämliche schauerliche Geschrei aus, welches jetzt aus Bosheit zu geschrien schien, weil ich ihn bei seinen Versuchen, zu entfliehen, ertappte. Er war am Fensterrahmen fast bis an die Decke geklettert und hatte ein wenig unter derselben angefangen, durch die Wand zu brechen. Das Bett mit dem großen Stücken Kalf bedeckt, der Balken wenigstens 15 Zoll ins Gevierte entblößt und das ausgeblühte Loch, welches groß genug war, um eine Faust durchzulassen, öffnete sich nach der Wandseite, so daß es ihm noch vor Ablauf einer zweiten Stunde geglikt sein würde, zu entkommen. Ich legte ihm nunmehr eine Schlinge um den Fuß und besetzte ihn an den Tisch, worauf ich ihn abermals verließ. Da ich ihn am Leben zu erhalten wünschte, suchte ich mir ein passendes Futter für ihn zu verschaffen. Als ich die Treppe wieder hinaufstieg, hörte ich ihn von Neuem mit großer Thätigkeit arbeiten; wie groß aber war mein Erger, als ich bei meinem Eintritt ins Zimmer bemerkte, daß der Wabogonitisch, woran ich ihn besetzt, und an welchem er seine ganze Wuth ausgelassen hatte, fast völlig ruiniert war. Als ich ihn zeichnete, biß er mich sehr heftig an mehreren Stellen und zeigte überhaupt einen so eckten und unabhambaren Muth, daß ich mehrmals in Versuchung gerieth, ihn in seine heimlichen Wälder zurückzulassen. Er lebte ziemlich drei Tage mit mir, verschmähte aber jede Nahrung, und ich war mit Bedauern Zeuge von seinem Tode. Sowol Kopf als Schnabel dieses Vogels werden von den südlichen Indianern, welche dieselben als Amulet, Zaubermittel oder Schmuck tragen und an die nördlichen Stämme ziemlich theuer verkaufen sollen, sehr geschätzt. Der Indianer zieht die Glauben, daß Kopf, Haut und auch die Federn gewisser Vögel Dem, der sie trägt, alle Tugenden und Bortrefflichkeiten, wodurch sich diese auszeichnen, mittheilen. So habe ich einen Kopf gesehen, der aus den Häuten, Köpfen und Krallen des Raben gemacht war; desgleichen Wägen, ringsum mit den Köpfen von Reumördern **, Hochtönen und Klären des Meeres; und da die ausgezeichneten Eigenschaften und der Wuth des großen Schwarzspechtes den Wägen wohlbekannt sind, so darf man sich nicht wundern, wenn sie einen großen Werth auf diesen Vogel legen, der sowohl Schönheit als auch in ihren Augen ausgezeichnete Verdienste besitzt, um jene zu empfehlen.“

Was die Uebersetzung betrifft, so ist dieselbe im Ganzen fliegend zu nennen; doch geht schon aus der oben gemachten Bemerkung hervor, daß der Uebersetzer zwar der Sprache, oder nicht der Sache mächtig war. Dies ist aber nicht gut, und viel besser wäre es gewesen, die Verlagsbandlung hätte diese Arbeit einem sachkundigen Gelehrten vertraut, der zugleich diejenigen Nachträge und Verbesserungen angebracht hätte, welche dem Werke nöthig sind. Es würde dadurch als deutsches sehr gewonnen haben, wie wir denn überhaupt wenig Werke des

*) Baby heißt eigentlich kleines Kind, Puppe; daher besser wol kleiner Wobling.

**) Mörder, deutsch heißt der Vogel Reumörder.

Kunstländer kennen, welche Umarbeitungen für Deutschland nicht bedürften!

Mit den Uebersetzungen der Abbildungen können wir uns gar nicht befremden. Der Holzschnitt des Originals ist offenbar zu trenn wiedergegeben; was aber im Holzschnitt gefälscht, steht als Kupferstück freiz, roh und hart aus. 56.

Aus Italien.

Ein berühmter italienischer Componist hat sich die schwere Aufgabe gestellt, Ugolino's Reiden Wort für Wort, wie sie Dante im 23. Gesange der „Eddie“ erzählt, recitativmäßig in Musik zu setzen. Als er die gelungenen Composition in einem kleinen Kreise seiner Freunde vortrug, erhob sich eine Verschleidenheit der Ansichten über die Weise, wie der allbekannte Vers

Pia ehe'l dolor potè'l digiuno

aufzufassen sei, da Einige ihm einen bloß erzählenden Sinn unterlegten, Andere die höchste Ironie, den letzten Schrei des Schmerzes darin zu vernehmen glaubten u. s. w. Die Verhandlung ergab sich von selbst, und Niemand wußte in dem Kreise, daß man dadurch auf eine oft durchgesprochene Streitfrage zurückgekommen sei, über die schon manches Irdischen Zinte vergossen worden ist; denn nicht bloß seit heute und gestern übt dieser unerlöschlich tiefe Vers den Scharfsinn der Freunde des Dichters. Zum Beweis dafür können wir einen Brief anführen, den ein Gelehrter in Verona kürzlich hat drucken lassen („Sopra un inedito manoscritto contenente alcune osservazioni dantesche di Fil. Rosa Morando, Lett. di Giov. Gir. Orzi ecc. al. ch. signor. Dottor. Fil. de Scolari“, Verona 1833), eine Reliquie, die sich fast ausschließlich mit den verschiedenen Deutungen desselben beschäftigt. Noch mehr, fast um dieselbe Zeit hielt Comm. Gargallo zu Palermo einen akademischen Vortrag, der auch gedruckt worden ist und nichts als diesen Vers zur Aufgabe hat. Etwas ungehalten über diese vielen, wie er behauptet, müßigen Deutungen einer einzigen Zeile, gibt ein Correspondent der „Biblioteca italiana“ (Augustheft 1833) einen sehr wortreichen, wie er meint, alle Zweifel beseitigenden Commentar, der aber durch seine langen Auseinandersetzungen die sichere Aussicht gibt, daß er nicht der letzte sein wird.

Ritter Aldini hat bekanntlich in Vorschlag gebracht, die bei den Eßkanstalten zugreifenden Leute (wir wollen sie, weil und kein deutsches Wort für pompiers bekannt ist, Feuerweibel oder Wächter nennen, obgleich das Wort weder den Begriff noch das französische Wort ganz ausfüllt) mit Abeckklappen und Kleidern, worüber metallene Rege gezogen würden, zu betheiden, um sie gegen die Einwirkungen der Flamme zu sichern, und seine Versuche sind in Frankreich und Deutschland besprochen worden. Weiter noch ist Oberst Drigo gegangen, dem in Rom die Errichtung einer Feuerwache aus eingeübten Spritzenleuten aufgetragen war, denn er hat in einer Schrift, die allen Sicherheitsbehörden empfohlen werden kann, die Versuche erzählt, die er anstellte, um Aldini's Sicherungsmittel zu vervollkommen, und Alles, was sein Nachdenken dadurch gewann. In seinen „Ricerche sopra i mezzi più economici diretti a preservare dall'azione del fuoco gli abiti di uniforme che usano gli individuali addetti al corpo de' vigili per gli incendi“ (del March. Gius. Origo. Rom 1835) erwähnt der Verf., daß er in einer Stelle des Ulpian gefunden habe, die Römer hätten sehr heftige Feuerdränke durch eine Mischung von Essig und Thon gelüßt. Den thöuern Essig zu ersetzen, beschloß der Verf. bei den angestellten Versuchen Alaun (sulfato d'allumina) zu nehmen. Er wählte zwei Käffer aus, in denen süchtiges Terpentindl gewesen war, und ließ sie beide mit leicht entzündlichen Stoffen in gleicher Masse anfüllen. Als das eine in vollen Flammen stand, ließ er eine bereitgehaltene Spritze mit gewöhnlichem Wasser darauf spielen. Es gelang in den ersten drei Minuten und

27 Secunden, das Feuer mit einem Aufwande von ungefähr 15 Barril Wasser völlig zu löschen. Darauf ließ er das Feuer an das andere Faß legen, und als dieses gleichfalls in der heftigsten Blut stand, ließ er mit derselben Spritze Wasser, das mit Alaun und Thon geschwängert war, darauf arbeiten. In 47 Secunden erreichte er mit einem Aufwande von nur fünf Barril die Flüssigkeit die völlige Verlöschung. Diese glücklichen Erfolge schienen Hrn. Drigo genügend überzeugend, daß der Bekleidung der Feuerweibel durch diese Auflösung Unverbrännlichkeit zu geben sei, und daß die so theuern Abeckkleider Aldini's, die ohnehin überflüssig schienen, wenn die so hrammen Eisenmaschenüberzüge von einigem Nutzen sind, dadurch völlig ersetzt werden könnten. Doch nur Versuche konnten seine Voraussetzungen zur Gewissheit bringen, und er stellte diese um so sorgfältiger an, da die Eöschung von Flammen durch Erstükung oder Gedrückung häufig sich ihm als das beste Mittel bewährt hatte, großen Schaden zu verhüten. Aber dann muß man dem Feuer nahe sein! Drigo ließ daher zwei Knigze von Feuerweibel, wie sie alle Tage sie tragen, aber mit recht festen Nähten nehmen, ließ noch ein paar Ueberstiefeln von demselben Zeuche, mit Sohlen aus einem Stücke, ein paar Handschuhe und eine Kappe, die man über den Kopf ziehen könne, dazuthun, und für das Gesicht ließ er eine Maske, aus Papierstreig geformt, mit demselben Zeuche überzogen, an Mund und Nasenlöchern mit feinem Schwamm eingefast, an den Augenstellen mit eingefetzten Uhrgläsern versehen, anwenden, die, in die Kappe eingefügt, mit der Mütze zusammenhäng, welche leicht aufgesetzt und abgenommen werden konnte, um das Knüpfen und Heften zu ersparen. Als dieser ganze Zug fertig war, ließ er ihn in eine Auflösung von Alaun, schwefelsaurem Kalk und Alaun eintauchen, dann trocknen und mit einer Auflösung von Grise abspülen, steckte ihn darauf aufs Neue in die erfgenannte Flüssigkeit, und so wechselweise, bis Alles mit den die Unverbrännlichkeit sichernden Stoffen durch und durch getränkt war. Proben aller Art schienen dann auf die überzeugendste Weise die abhaltende Wirksamkeit dieser Kleider dazuthun. Bei einem Versuche stützten sich zwei damit bekleidete Feuerweibel mitten in einen brennenden Holzstoß und gingen mehr als zehnmal ohne den geringsten Nachtheil für ihre Personen und Kleider hindurch. Sie hoben mit ihren Handschuhen brennendes Holz und glühendes Eisen auf; kurz, schalteten wie Salamander in den Flammen. Hoffentlich werden Marthe Drigo's so erfolgreiche Erfahrungen nicht übersehen werden, vielleicht aber dann erst volle Beachtung finden, wenn schätzwerdigerische Franzosen mit ihren nachgemachten Entdeckungen lautrufend hervortreten. Ritter Aldini ist nämlich jetzt in Paris, und die französischen Chemiker haben seine Versuche unter ihren hohen Ehre genommen. 5.

Notizen.

Die Königl. Gesellschaft für nordische Alterthumskunde in Kopenhagen, der man bereits eine vollständige Sammlung isländischer Sagas verdankt, geht damit um, ein Werk über die historischen Denkmäler Grönlands herauszugeben, in welchem die Entdeckung Americas durch grönländische Abenteurer fast fünf-hundert Jahre vor Columbusargethan werden soll.

Die von dem dänischen Capitain-Lieutenant Braach, in den Jahren 1823—24 auf Befehl seiner Regierung nach der Ostküste von Grönland ausgeführte Exreise ist im Druck erschienen und auch bereits in das Englische übersezt. Der Zweck dieser Expedition, Spuren der verlorenen isländischen Colonie aufzufinden, welche nach Bieler Vorfürhalten auf der Ostküste Grönlands bestanden haben soll, ist allerdings nicht erreicht worden, dagegen ist ihre wissenschaftliche Ausbeute im Allgemeinen sehr wesentlich. 51.

Dienstag,

Nr. 14.

14. Januar 1834.

Das Kind mit dem Löwen.

Novelle von Götthe.

(Beschluß aus Nr. 12.)

Aber der entflozene Löwe ist bereits gefunden. Von dem Gipfel des Berges herab bringt man die Nachricht, daß er dort, wo Vergänglichkeit und Gegenwart ahnungsroll aneinandergrenzen, auf der grünen Trümmer des uralten Fürstenschlosses ruhig im Sonnenglanze schlummere. Aber dem armen Thierwärter, der sonst verloren ist, muß das theure Thierleben in der That erhalten und demnach das furchtbare Ungeheuer lebendig gefangen werden.

Und nun sehen wir tiefgerührt, was der treue Mund der alten Sage uns in Einfachheit von der schönen Felicitas mit dem Löwen aufbewahrt hat, als eine in der That ewige Geschichte des Glaubens wiederkehren, aber heiliger, unendlicher, verkürzter. Denn der Gottesglaube als solcher steigt hier in dem ruhig-schönen Kinde den Fels hinan, lächelnd über die Vertheidigungsanstalten, die der befangene, irdische Sinn Angesichts des Ungeheuers trifft. Durch die Macht des Glaubens und Befanges dem Unendlichen geweiht, muß der Starke überwunden, nicht überwunden, wie der Dichter sagt, sondern friedlich der unsichtbaren Macht hingegeben werden. Wie schon in dem seltsamen Hymnus des Vaters der unerschütterliche Glaube an die unermessliche Macht Gottes (wiewol nicht in himmlischer Einfachheit) sichtbar war, so enthüllt sich nun dieser Glaube wahrhaft verkürzt in dem Vorsatz und der That des Kindes. Denn das Kind singt eben nun in Lobnen seinen innerst-ewigen Glauben hervor, des unsterblichen Schutzes der Engel und seines Sieges gewiß:

Aus den Gruben hier im Graben
Hör' ich des Propheten Sang,
Engel schweben ihn zu laben;
Wäre da dem Guten dang?
Edw' und Edwin hin und wieder
Schwiegen sich um ihn heran,
Ja, die frommen sanften Lieder
Haben's ihnen angethan.

Und weiter das unendliche Thema ausführend:

Diese sanften frommen Lieder
Lassen Unglück nicht heran,
Engel schweben hin und wieder
Und so ist es schon gethan.

Aber in und durch die Engel Hilfe und Erlöß nur der Erlobe;

Denn der Um'ge herrscht auf Erden,
Ueber Metre herrscht sein Blick,
Edwen sollen Lämmer werden,
Und die Woge schwankt garlich.
Blankes Schwert erkloert im Siebe,
Glaub' und Hoffnung sind erfüllt,
Wunderthätig ist die Liebe,
Die sich im Erbet enthüllt.

Diesen Lobnen reinsten Glaubens muß sich nun Alles neigen. Hochend-still die Männer, weinend in sanfter Wehmuth die Frauen:

Aber der Glanz der Anbetung sammelt sich erst in der vollbrachten That. Darum ist auch von dem großen Dichter der letzte Eindruck dieser That, wie nun der Löwe schweigend und lauschend im Schoos des Kindes ruht, als ein unendlicher und ewig nachflingender vorgestellt, und der Schluß, als das höchste Erzittern der tiefgläubigen Kindesbrust, ein rein lyrischer:

Gehet so mit guten Kindern
Selger Engel gern zu Rath,
Böses Wollen zu verhindern,
Zu befördern schöne That.
So beschwören, festzubannen
Sieben Sohn aus harte Eme,
Ihn, des Walthes Hochtrannan,
Frommer Sinn und Melodie.

Darum mag sich nun, wenn wir künzlich noch einmal den Lauf dieser Dichtung wiederholen, als die sie durchdringende Idee dies aufstellen lassen: Wie in der ganzen sichtbaren Welt, in dem Leben, nach allen Seiten hin gesagt, möge es sich offenbaren, wie es wolle, sei es im ruhig-behaglichen Verhältnis, sei es im jähligen Schreck — denn der Schreck durchzittert das ganze Dasein, und in der klarsten Oberfläch, waltet die Tiefe — wie also in der ganzen gährenden Schöpfung objectiv das Walthen der göttlichen Gnade, subjectiv der unendliche Glaube an diese Huld und Liebe, das Höchste sei und bleibe, „Wer das wie die Findehl“ und „sichz ist das Himmelsreich“, das ist die Stimme, die uns auch hier ertönt, und bis in die innerste Herz hinab muß diese Offenbarung, die ein Kind gibt, sich in uns hinabsenken: das mit höchster Anbetung man, das vielherzger, Leben bis

zur Grenze hindurch wandeln müsse. Nicht die irdische Liebe ist das Höchste, das zeigt uns Honorio, und wie dieser, so muß jede Leidenschaft, wie gerecht und innig sie auch sei, in Demuth verstummen, wenn das Gloria in excelsis beginnt, das die gläubige Welt ihrem Erlöser singt.

Dies der das Ganze befehlende Gedanke in seiner Concentration. Wie aber in eine Dichtung, wo der Inhalt so vollständig in die Form und das Einzelne ausgeprägt ist, nicht zu tief hinabgestiegen werden kann, so sei zuletzt in aller Kürze die eigentliche Construction dieser Novelle berührt. Hier gibt es eigentlich gar kein poetisches Wesen, denn Alles ist Form, Form und Gestalt des Wesens.

Zuerst in der Neigung des Fürsten für gefelligen und Handelsverehr, in der Schilderung der belebten Stadt zeigt sich der bürgerliche Verein in seiner Bedeutsamkeit, wie er den unmittelbaren Stoff der Natur abringt und vergeistigt. Aber diese geistigere Seite des Lebens grenzt selbst noch an die Natur, denn die Jagd ist nur der Kampf des Menschen mit der Naturkraft und Wildheit, und die Lust daran eine Lust, die mit der Civilisation und Bildung nicht im Widerspruch, vielmehr ganz im Einklang ist. Daß es jedoch bei dieser natürlichen und gesitteten Beschäftigung und frohlichem aber irdischem Verlehn nicht verbleibe, weil ja das Leben an und für sich ergötzen werden soll, darauf deutet sogleich die weitere Anlage. Schon durch den Zeichner, der den Berggipfel mit Fels und Trümmer und Baumgrün in kunstvollen Zeichnungen der Fürstin vorlegt, spannt sich die Erwartung hinaufwärts. Demnachst der Ritt der Fürstin durch den lauten Markt, bei dem nicht verweilt wird, nach der Höhe, in Begleitung des mehr nach dem Innerlich-Bedeutsamen gerichteten fürstlichen Oheims zeigt uns nicht das gleichgültige Ziel einer bloßen Spaziersfahrt, sondern daß dort oben auf der bedeutsamen Höhe, die den Menschen nicht nur äußerlich, sondern auch geistig erhebt, auch etwas Bedeutendes geschehen müsse. Denn an die Höhe knüpft sich der Himmel, und in dem Himmel wohnt nach dem einfachen Glauben die Gottheit. Aber die Höhe weist noch einmal auf die Tiefe zurück, denn von der Höhe herab wird das Unheil der brennenden Stadt wahrgenommen; da hinauf geht der Zug der entseffelten Thiere, des Tigers, den die Jugendkraft Honorio's tödtet; da hinauf geht auch der Zug Derer, die aus ehrsüchtiger Erfahrung doch die Wahrheit predigen: daß nämlich die Naturmacht nicht durch den Druck der Gegenkraft vertilgt werden müsse; denn aus solchem Kampfe und Siege geht wol die Freude des Menschen triumphirend hervor, aber nicht der ewige Gedanke einer unendlichen Ueberwindung. Diese einfach Predigenden sind aber in der That der Wärtter und die Wärtterin der Thiere, die um den gefallenem Leger trauern. Es muß daher durch diese zu jenem höhern Siege kommen, wo die Naturmacht sich freiwillig der göttlichen Macht beugt, die aber, um den Kreislauf zu vollenden, in die Einfachheit des glaubensstarken Menschen verlegt wird; deren Lehger, nach Christi Geist und

Lehre, das fromme Kind ist. Von Stufe zu Stufe geht es also wirklich nicht nur den Berg hinauf, sondern damit auch geistig aufwärts. Und eben, wo Erde und Himmel sich zusammenschließen, geschieht die fromme That, entfaltet sich der Glaube, enthüllt sich das Göttliche, zu welcher höchsten Spitze eben die ganze Anlage hinaufstrebte. Alle Personen sind und waren in der Geschichte nothwendig; jede ist ein bedeutendes Moment, aber alle gehen auch in der Geschichte ihrem Wesen nach auf, und nur das Kind schließt ab und leitet — nicht für sich, sondern im Göttlichen bedeutend — durch Andacht und Anbetung zum Ewigen über. In dieser Ueberleitung aber ist zugleich der ganze Verlauf, wie er vom bios Irdischen anfang und allmählig sich fortsetzte, zur Wahrheit und das ganze Leben zu seiner Bedeutung gekommen. Bei der Entfaltung einer solchen Geschichte kann der Kritik nicht der thörichte Vorwurf gemacht werden, daß sie in den Gegenstand mehr hineinlege; denn Alles formirt sich von selbst, ist dazu angelegt und bedarf nur des Auslegers.

Und so dürfen wir in der That jenes geistreiche Wort unterschreiben, daß in dieser kleinen, aber großen Dichtung der Genius der Poesie die unendliche Zerplitterung der modernen Ironie in ihre wahrhafte Schranke weist und zu ihrer Wahrheit erhebt. Denn die moderne Ironie, die heutzutage die poetische Welt durchzittert, findet keinen Ausdruck für ihren Inhalt; hier aber ist für den einzig unendlichen Inhalt der wahrhafte Ausdruck gefunden, und hier ist gegen dieselbe Ironie, die gleich dem gelähmten Kranich in der Aeschyrischen Fabel nach der Heimat verlangt, aber nicht hinkommen kann, klar erwiesen, wie die Welt und ihr Inhalt, anstatt ein in sich Nichtiges und Bedrehtes zu sein, wirklich und wahrhaftig das Unendliche selbst ist. Darum feiern wir allerdings in dieser Novelle das frömmste Gedicht dieser Zeit, und es gemahnt uns, als würde aus der Ferne das angenehme Lächeln des Friedens verkündigt und die Erlösung gepredigt. Die Erlösung ist aber hier die Rückkehr zum Unendlichen. Mögen alle Diejenigen sich bemühen, zum Verständniß dieses Gedichts zu kommen, deren dürres, fragenhaftes Gemüth in seiner unermesslichen Einöde behauptet, über den großen Dichter hinaus zu sein, und deren Hohn und Spott gegen das Ganze, Wille und Schöne sie nicht einmal so weit bringt, um in ihrer eignen Zerkümpertheit resolut zu leben.

32.

Die sittliche Erziehung der Menschen und Völker, als erstes Bedürfnis der Zeit. Von R. Fr. Kauer. Leipzig, Weidmann. 1833. Gr. 12. 16 Gr.

Fast gleichzeitig mit diesem Buche erschien ein anderes Werk desselben Verf.: „Die Probleme der Staatskunst, Philosophie und Physik“ (Leipzig, Kollmann), worin bewiesen worden, daß der Mensch ursprünglich zu etwas Höherem bestimmt gewesen als „zum Sängerbier“. Diesen schlechtin unüberlegbaren Satz verfolgend, hofft nun der Verf. in der gegenwärtigen Schrift das Gemüthe einer Gesellschaft entgegen zu haben, „wie sie ihrer Bestimmung nach sein soll“. Auch will er, überall vom Staat-

punkte der Eitlichkeit ausgehend, die schwierige Aufgabe hierin lösen, die Interessen der Bitter und Härten zu verschmelzen und zu verbinden. Die Principien des Verf. hätten, wie er sich selbst ausdrückt, das Eigne, das sie nicht verworfen werden könnten, der gegen sie Polemiker hätte nicht die moralischen Gesetze erst umzuwerfen. Somit widmet er, laut Vorrede, das Buch auch den wackern Kosmopoliten, die „vom Strudel der jetzigen Cultur nicht fortgerissen, die wahre Cultur in etwas Höherem suchen als in der einseitigen Ausübung für den materiellen Zweck“.

Sehen wir nun in das Thema der kleinen Schrift näher ein, so hören wir einen Biebertmann von echt-deutschem Schrot und Korn sein Wehe rufen über die politischen und socialen Wirren der Gegenwart und ihrer letztverflochtenen Vergangenheit, deren Berührtheiten er als ein Resultat demokratisirter Gemüths- und Sitteszustände darstellt. Ohne aber hierbei stehen zu bleiben, und nur in Veranlassung der getriebenen Verhältnisse zwischen Härten und Bittern, stellt er seine Lehre von einer sittlichen Erziehung der Jugend auf, und polemisiert fast mit der Kraftsprache eines Volkshämers vom J. 1815—19 gegen Gebrechen im Erziehungswesen und in den Verwaltungsformen. Nie erlaubt er sich einen Ausfall gegen bestimmte Mißbräuche, wie sie hier und dort allerdings sich klar genug erweisen; er hat vielmehr einen kalten Stabes daran, daß, wenn nur die Erziehung darauf hinarbeitet, nicht bloß den Kopf des Jünglings anzufüllen, sondern auch das Gemüth zu bilden und „das Mark in den Knochen zu beleben“, eine kräftige Generation erwachsen wird, die einen gesünderen gesellschaftlichen Zustand hervorjurenken im Stande ist. Streng spartanisch, fast festsam sind die Anforderungen, die er an einen Privatlehrer der Jugend macht, und die Jahr's Anhänger an sich selbst zum Theil machen und erfüllen. Ein Kolner muß, heißt es S. 22, „wo möglich das (akademische) Triennium nicht durchgemacht haben. Denn sonst kommt er im Hochgefühl der Unwissenheit und der irdischen Bollendung ins Haus, lächelt über den sogenannten Abhängen des gesunden Menschenverstandes, der ein größerer Schatz ist als sein gesamtes Wissen, und sieht sich beleidigt, wenn ihm Jemand sagt, er wisse gar nicht.“ Ein solcher muß ferner arm und dabei zufrieden, er darf eher ein Menschenfeind als ein Lebemann sein; ein störriger Kirchengänger braucht er nicht zu sein. Der religiöse Unterricht soll überhaupt wegsallen, die Lehre soll im Beispiel eines frommen Lebenswandels liegen. Gymnasien und Hochschulen sind dem Verf. höchlichst zuwider. Eine andere Methode als die sokratische ist rein verderblich nach seiner Ansicht, Alles werde mündlich, nichts schriftlich vom Schüler verhandelt. Die Philosophie soll nichts als Lebenswissenschaft sein; mit dem Leben soll der Jüngling die Philosophie lernen (S. 49). Mathematik sollen nur einige, deren Neigung dazu überwiegend ist, treiben; bei andern befördert sie nur das „krankhafte einseitige Ausbilden des Verstandes und ist also dem sittlichen Zweck hinderlich“ (S. 50).

So geht es fort weiter durch alle Epochen des öffentlichen Lebens. Wir haben Einiges, was inmitten unserer Culturverhältnisse paradox genug klingt, zum Theil aber ein tiefes Gefühl der Wahrheit verräth, aus dem wirtern Verlaufe der Gedankentwidelung des Verf. heraus und überlassen unserm Leser die Notiz selbst dazu zu machen. Die Todesstrafe ist ihm das Unfehlliche, was der Staat vollziehen läßt; für das Unmoralische dieser Handlung kennt er gar keinen Ausdruck, der stark genug wäre. Jemand in ein Zuchthaus schicken, heißt dem Verf. ihm in die Schule des Verbrechens bringen. Nach den Wästen ferner Welttheile soll der Cantate gefördert werden, um dort ein besseres Leben zu beginnen, oder in seiner Stände selber vorzugehen. Derstliche Rechtspflege ist die erste Bedingung eines sittlichen Staates (S. 60). Mündig soll aber der Stand der Juristen ganz unmaß werden, wenn ehrenwerthe Männer zusammenzutreten und das Schiedsrichteramt selbst übernehmen; in dem Maße, daß solche Verdrüßungen Raum gewinnen, wird die Justiz von selbst als ein unmaßes Glied des Staatskörpers überflüssig. Ein moralischer Staat, heißt es ferner, sei ohne Verfasslichkeit (mit gewissen vernünftigen Beschränkungen) nicht

denkbar. Das Königlich- und Copistenvoll soll dadurch unmaßig gemacht werden, daß Alles, was geschrieben bisher circulire, gedruckt wird. Der gesammte Staat, aber auch jeder Kreis soll seine Annalen drucken lassen, damit sie Jedermann zu Rufe offen liegen. Jeder Bürger im Staate sei befugt, jede ihm zugesagte Unbill öffentlich bekanntzumachen, und jede unfehlige Handlung, deren Opfer oder Zeuge er war, durch den Druck zu publiciren; diese Befugniß würde der Senus sein, der die Moralität bewacht. In Betreff der Beschränkungen, die dieser gestatteten Pressfreiheit entgegenstehen sollen, meint Dr. Kauer, daß es bei so obwaltenden Umständen nur selten einem einfallen werde, über allgemeine Verhältnisse des Staates zum Auslande dem Publicum ein Urtheil aufzubringen, weil andere, localere Interessen die Aufmerksamkeit Aller beschäftigten. Und da der Glanz der Vertreter seines Hauses und seiner Gemeinde, nicht aber des Staates sei, so dürfte allerdings eine Beurtheilung der Staatsangelegenheiten einer Censurbehörde unterworfen sein. Aufdeckung von Familiengeheimnissen, meint der Verf., brauche man nicht zu scheuen, dem Redlichen gereiche Publicität seiner Verhältnisse zur Ehre, den Lasterhaften stelle sie dem Richterstuhle des Publicums und der allgemeinen Brachtung mit Recht bloß.

Mit liebenswürdiger Einfachheit und Bederkelt der Befassung gefeilt der Verf. die Geldgier, die alles Räderwerk unser's Jahrhunderts in Bewegung setzt, und gibt in wenigen treffenden Zügen die Geschichte eines Menschen des 19. Jahrhunderts, der sich um Schwelge seines Ansehens bedar, um nur zahlen zu können, und von diesem Standpunkt aus alle Interessen des Lebens betrachtet. Der Geldgier, allerdings einem ungeheuren angewachsenen Dämon unserer Zeit, Einhalt zu thun, schlägt Dr. Kauer, wie schon Montesquieu that, eine Aufhebung der Zinsbarkeit der Capitalien vor. Nie hat ein materiell-praktischer Kopf, der den Dingen der Wirklichkeit so scharf auf den Leib fährt, zugleich so fertig einen vollendeten Staat und einen römern, aller Irthümen entzogenen socialen Zustand unter den Menschen erräumt, wie unser wackerer Politiker. Er sagt den Fall, daß A., ein Capitalist von tausend Thalern, die Summe nicht zu demgen wisse. A. gibt sie an B., einen armen Gutsbesitzer. Dieser schafft durch glückliche Berwertung der Summe in 20 Jahren, als Betrag von fünf Procent Zinsen, neue tausend Thaler herbei. Nun schließt der Verf. die Rechnung und fragt, ist es nicht unbillig, daß der reiche, träge A. diese neue Summe von tausend Thalern zieht, die nichts als das Erzeugniß von B.'s Thätigkeit war? Soll er sich nicht damit begnügen, sein Capital nach wie vor conservirt und geschützt zu haben? Dem Armen gebührt der Lohn des Schweißes, das Leiden des Capitals verdient kaum Worte des Dankes.

In der weitem Betrachtung der bürgerlichen Verhältnisse schüttet der Verf. seinen Haß gegen Aberglaublichkeit und — gegen Kannen aus. Daß Einer den Andern durchdringt, um sich seiner Haut zu wehren, scheint ihm natürlich, und weil natürlich, seiner alldackren Logik gemäß, auch lässlich; allein Menschen zu erfinden, um sich gegenseitig zu vernichten, ist hinterlistig und niederträchtig. Darauf läuft seine Ansicht mindestens hinaus. Die wunderliche Magisterhaftigkeit unser's Mannes ist eine Curiosität, die einem in der Literatur heutzutage nicht mehr häufig geboten wird. 11.

Die Saint-Simonisten zu London.

Zwei Jünger St. Simon's, die Herren Fontana, hoher Priester, und Prati, Apostel, haben versucht eine Kirche in London zu begründen. Ihre erste Predication hatte wenig Eindruck gemacht; die zweite, welche vor einigen Tagen stattgefunden, wird wahrscheinlich die letzte sein, wie man aus folgendem Berichte leicht ersehen kann.

Nach Eröffnung der Sitzung im Beisein von etwa zweihundert Personen nahm Dr. Fontana das Wort in französischer

Sprache und eröffnete der Gesellschaft, sein Bruder Prati werde über zwei Punkte ihrer Lehre, welche ihnen so viele Berechnungen zugezogen, die nöthigen Aufschlüsse geben. Nach einer historischen Einleitung, in welcher Prati das Entstehen und Fortschreiten der Gesellschaft in kurzen Zügen schildert, geht er zu dem ihm und seinen Glaubensgenossen gemachten Vorwurfe über, die Gemeinschaft der Frauen zu bezwecken. (Man lacht.) Was ihn, Hrn. Prati, betrifft, so betrachtet er die Ehe als eine der größten Plagen der heiligen Gesellschaft; sie ist weiter nichts als ein aus Habacht geschlossener Contract (neues Fach) und eine fortwährende gesetzliche Prostitution. (Murren.) Nach den bestehenden Gesetzen werden die Weiber als den Männern untergeordnet betrachtet; sie bekommen keine freie Erziehung und werden immer im Stande der Abhängigkeit erhalten. (Man lacht.) Man lehrt sie ihre Gefühle zu verbergen und eine bloß äußere Beschidenheit zu heucheln. Das Gesetz zwingt sie die Männer wie ihre Beschützer zu betrachten, sich ihrem Willen zu unterwerfen, in der Theorie nennen sich die Männer Beschützer der Frauen, in der Praxis aber verachten sie ihre Gefährtinnen. (Lachen, heftiges Murren, das mehre Minuten anhält.) Hierauf behauptet der Redner, die Ehe solle eine moralische Verbindung sein und die Weiber sollen dieselbe Erziehung erhalten, dieselben Vorrechte genießen wie die Männer, das Gesetz habe sich nicht in die Ehe zu mischen, die factische Verbindung dürfe nicht länger dauern als die moralische. (Lang anhaltendes Gelächter.) Hr. Prati verwirft die Gemeinschaft der Frauen und die Polygamie, aber Mann und Frau sollen nicht verpflichtet sein aufeinander zu leben, wenn alle Sympathie zwischen ihnen aufgehört. Hier wird der Redner durch einen alten Gentleman unterbrochen, welcher ihm zuruft: „Guter Freund, mit eurem System macht ihr alle Welt zu Wastarden“, worauf sich ein unändliches Gelächter und Bravorufen erhebt. Nachdem sich Hr. Prati ein wenig erholt, fuhr er fort: „Es würde mir sehr leid thun, wenn meine Worte missverstanden würden. Ich habe weiter nichts sagen wollen, als daß die St.-Simonisten die Ehe zu heiligen trachten und aus diesem Grunde die Intercession des Gesetzes verwerfen. Wenn sich zwei Personen als Satten erklärt haben, so müssen sie so lange zusammen bleiben, als sie miteinander sympathisiren; sobald sie aber erklären, daß sie sich im ehelichen Zustande unglücklich fühlen, so soll ihnen gestattet sein, sich zu trennen. Ich würde auf Abschaffung des Eheheirathungsgesetzes in England antragen; ein Gesetz, das so große Kosten erfordert und dem schönen Geschlechte so häufige Verfolgungen zuzieht. (Gelächter.) Wie dem auch sei, wann einmal die Frauen zur geistigen und moralischen Vollkommenheit werden gelangt sein, so wird nicht leicht mehr von Ehescheidung die Rede sein, dies ist meine Ansicht und ich bin bereit das, was mir als Wahrheit erscheint, mit meinem Blute zu befestigen.“ (Der gelehrte Apostel setzt sich nieder, ohne von der Gütergemeinschaft gesprochen zu haben). Hr. Fontana: „Mein Bruder hat Ihnen unsere Ansichten über Gemeinschaft der Frauen und Güter entwickelt.“ Beschrei, der Redner wird durch den stürmischen Zuruf unterbrochen: „er hat kein Wort von der Gütergemeinschaft gesagt!“ Hr. Fontana bittet die Versammlung sich zu mähsigen. Dr. Baume sucht den bedrängten Aposteln ein wenig die Stange zu halten. „Es sind arme Flüchtlinge“, bemerkt er unter anderm, „die Alles verloren, was sie besaßen, und ihr bisheriges Talent zu benutzen suchen.“ Ein Zuschauer: „Warum kommt Ihr in diesem Costume, die Ehescheidung bei uns zu predigen? Wollt Ihr dadurch die Weiber locken?“ Hr. Prati: „Ob diese unsere Tracht die Frauen locke oder nicht, das kann kein Mann beurtheilen. Man könnte mit gleichem Zug die anglikanischen Priester fragen, ob sie glauben, daß der lange schwarze Kolar den Damen besonders gefalle?“ Ein anderer Zuschauer: „Welche Art von Erziehung gedenkt Ihr den Frauen zu geben? Wollt Ihr Priester, Advocaten, Aerzte aus ihnen machen?“

Prati: „Es scheint uns, daß sie die nämlichen Ansprüche

auf Erziehung machen können wie die Männer, und wann einst die Industrie die Basis der Gesellschaft sein wird, dann werden die Frauen sämtliche Kewter bekleiden, deren Monopol heutzutage in den Händen der Männer ist.“

Eine alte Frau erhebt sich: „Da die St.-Simonistischen Lehren aus der Bibel gezogen sind, so muß man sie mit der Bibel beantworten. Diese Herren haben nichts gesagt; sie haben nicht gesagt, daß irgend Etwas gefehlet zur Befreiung des Weibes. (Gelächter.) Das Weib wird frei sein, wann der Herr das Böse wird zerstört haben; ich hoffe, daß bald das Versprechen, welches Gott Vater der Frau gethan, in Erfüllung gehen, und daß die Frau den Kopf der Schlange zertreten wird.“ (Die Rednerin konnte nicht weiter fortfahren; wildes Gelächter, Schreien, Pfeifen, Brüllen unterbrach ihren gelehrten Vortrag.) Hierauf fragt ein Gentleman Hrn. Fontana, was er unter dem Worte Kirche verstehe? Fontana wird bleich, verlegen; nachdem er sich mit Hr. Prati besprochen, erwidert er, unter der Benennung Kirche sei jeder Ort zu verstehen, wo Menschen zusammenkämen, um eine Religion auszuüben, und demnach sei der Ort, wo sie sich gegenwärtig befänden, eine Kirche.

Derselbe Gentleman fragte weiter, ob die St.-Simonistische Religion von Menschen oder durch die Gottheit gestiftet worden. Fontana erbleichte auf's Neue; nachdem es sich abermals bei Prati Rathes erholt, gibt er zur Antwort, daß in jeder kritischen Epoche der Menschheit Menschen aufstünden, welche neue Bahnen brächen. Die Lehre St.-Simon's sei eine rationalistische Lehre, sie zeige dem Menschengeschlechte einen neuen Weg. Diejenigen, welche mit St.-Simon wandelten, wandelten mit dem Worte Gottes, also sei eine solche Religion das Werk Gottes.

Hierauf stürmten Frage über Frage auf die unglücklichen Missionaire, welche sich damit entschuldigten, es sei zu spät, und versprachen, in einer nächstfolgenden Conferenz über Alles Rechenschaft und Aufschluß zu geben. Der arme Fontana, um sich die Frager vom Halse zu schaffen, sah sich genöthigt, sie auf den „Globe“ und auf einige Broschüren, die beide Herren angeblich in der Arbeit haben und welche nächstens erscheinen sollen, zu verweisen. Die Versammlung ging sehr unzufrieden auseinander und wie es heißt, sind die fernern Conferenzen den St.-Simonisten in London untersagt worden. 19.

Literarische Notizen.

Eine „Histoire politique, morale, religieuse et pittoresque de la France“ von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage, von einem Verein Gelehrter herausgegeben, wird angekündigt. Das vorläufige auf 10 Bände in gr. 8. berechnete Werk erscheint in monatlichen Lieferungen von 5—6 Bogen. Sechs solcher Lieferungen von 500 Seiten mit 12 Kupfern bilden einen Band. Es soll ein Rationalwerk werden und die Kenntniß der vaterländischen Geschichte unter allen Classen der Gesellschaft verbreiten.

Während in Paris ein „Discours“ und „Lettre du duc de Reichstadt, avant sa mort, à Louis Philippe“ erschienen, gibt auch ein Dr. François Hunten „Valse favorite du duc de Reichstadt“ heraus. Du sublime au ridicule c'est ne qu'un pas!

Die Königin der Franzosen hat neulich in einer öffentlichen Versteigerung ein kostbares Manuscript von Xenophon's „Cyropädie“ erkaufen lassen und dasselbe der dräufster Bibliothek geschenkt. Karl dem Kühnen, der es stets mit sich führte, gehend, fiel dies Manuscript nach der Niederlage bei Nancy mit dem Gepäcke dieses Fürsten in die Hände des Feindes. Die Bemühungen, diesen Schatz der Bibliothek der Herzoge von Burgund wiederzugewinnen, waren bisher vergeblich gewesen.

La guerre de Pologne en 1831. Par Marie Brzozowska. Leipzig, Brodhans. 1833. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Wol kein geschichtliches Ereigniß unserer Zeit hat eine lebendigere, aber auch verschiedenere Theilnahme erregt als der letzte politische Krieg. Das Urtheil über denselben und die Polen ist gleichsam der Widerschein entgegengesetzter politischer Ansichten, ja Meinen, die nur zu gern die Sache auf die Spitze treiben, mag es als ein Probestein der Gesinnung, als ein Hauptartikel in dem politischen Glaubensbekenntniß des Urtheilenden gelten, nach welchem diesem entweder Lob oder Tadel, Achtung oder Verachtung widerfährt. Denn dem Einen sind die Polen Kämpfer gegen ihren rechtmäßigen, väterlich-milde Oberherrn, bloße Aufwiegler, Stellvertreter des demagogischen Princips in seiner crassesten Bedeutung; der Andere preist sie als ein hochberühmtes, eines bessern Schicksals würdiges Volk, als Märtyrer für eine gute, ja heilige Sache, die nicht sowol die Ihrige als die des ganzen civilisirten Europas sei; während ein Dritter in ihrem Kampfe auf Leben und Tod wol gar nur eine Auflehnung des aristokratischen Princips gegen das monarchische sieht. Nach diesen verschiedenen Ansichten, in welche sich mehr oder weniger alle Stände, ja alle Länder getheilt haben, würden denn die entgegengesetzten gewöhnlich verworfen, und Die, welche sie laut werden lassen, entweder als klerikale Verhörer des Absolutismus, als politische Finstlerlinge oder als Liberale, jägelose Demagogen (was Vielen ziemlich gleichbedeutend ist), oder endlich als verrostete Aristokraten verschrien. Denn mit Parteinamen ist ja die parteilichste Zeit sehr freigebig.

Dieses Gewirr der Leidenschaften, dieser in alle Lebensverhältnisse eckhaft verwickelte Streit des Absolutismus, Liberalismus und Aristokratismus hat uns stets widerlich berührt und könnte uns Politik und Tagesgeschichte fast ganz verleidet. Indes darf der in und mit der Zeit Lebende, in welchem Verhältniß er sich auch befindet, diese nicht kalt und theilnahmlos an sich vorübergehen lassen; und so haben wir gesucht, uns aus dem Lärm und Treiben der nächsten Vergangenheit und Gegenwart auf dem geschichtlichen Standpunkt zu retten und von diesem aus die Erscheinungen zu betrachten und zu beurtheilen.

Aber wenn auch unsere äußern Verhältnisse ein sol-

ches Bestreben ungewöhnlich begünstigen, so täuschen wir uns doch nicht über die Schwierigkeiten desselben. Und so sei es uns gestattet, anzugeben, wie nach unserer Meinung die historische Ansicht aus dem Streite schneidender Gegensätze gerettet und für die Kritik geschichtlicher Ereignisse ein fester Grund gewonnen werden kann.

Die Geschichte kann auf dreierlei Art behandelt und beschrieben werden: 1) durch das bloße Aneinanderrücken der Thatfachen nach den einfachen Gesetzen der Zeit und des Raumes, ohne daß der Erzählende etwas von dem Seinigen hinzuthue. Diese Behandlung ist die rein gegenständliche oder objective, farblos, trocken und nüchtern wie der Erzählende selbst; sie ist die der Chronikenschreiber und Annalisten. 2) Wenn entweder der Verstand oder das Gefühl des Erzählers in der Darstellung überwiegt. Diese Behandlungsart ist, je nachdem die Reflexion oder die Empfindung sich durch den Stoff zieht oder ihn beherrscht, entweder belehrend oder belebend, nie aber nüchtern und trocken und kann im Gegensatz zu der ersten die subjective genannt werden. Ihr gehören zunächst Denkwürdigkeiten, raisonnirnde Memoiren und auch selbst viele eigentliche geschichtliche Compositionen an. 3) Wenn weder der Stoff noch der Verstand oder das Gefühl die Oberhand hat, sondern sich dieselben frei durchdringen, welches vielleicht das Ideal der Geschichtschreibung genannt werden kann. — Diese Bestimmungen geben wir nicht für die unserigen aus. Denn obgleich wir sie bei aufmerksamer Betrachtung verschiedener geschichtlicher Compositionen schon längst geahnt hatten, so haben wir sie doch zuerst in einer kritischen Zeitschrift *) genau entwickelt und, wenn man das vornehme Gewand aller ihrer Artikel abstreift, auch klar und anschaulich dargestellt gefunden.

Das gegenwärtige Werk setzen wir in die zweite Classe der Geschichtsbücher und zwar, um uns der Terminologie jener Zeitschrift zu bedienen, in die, in welcher die cordiale Methode, der Pragmatismus des Herzens vorherrscht. Sein Verfasser ist ganz Pole, er übergibt die Schrift seinen Waffenbrüdern, seinen Landesleuten und allen Fremden seines unglücklichen Vaterlandes, um ihnen zu beweisen, daß es dem Heere nicht an Muth und Hingebung

*) „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik“, Nr. 85 u. 86, S. 1223.

für dasselbe gefehlt, und daß, ungeachtet des Mißverhältnisses der Kräfte und Mittel, es nur von größerer Entschlossenheit und Einsicht ihrer Anführer abgehängt habe, dieses eines bessern Schicksals so würdige Polen wieder in die Reihe der unabhängigen Völker zu setzen (S. vi).

Wenn aber auch dieses Gefühl der Grundton des Werkes ist und nach der politischen Gesinnung des Lesers denselben entweder ansprechen oder abstoßen wird, so kann doch nicht gesagt werden, daß es das Ganze beherrscht. Im Gegentheil macht die Kritik, besonders die militärische, ein sehr wichtiges Element in der ganzen Schrift aus und ist unserer Ansicht nach, wenn auch oft schneidend, dennoch treffend und wahr, sowie die Darstellung bestimmt und anschaulich. Das Werk ist zwar ebensowenig wie sein Gegenstand zur geschichtlichen Reihe geziehen; es gehört seiner Zeit und, wenn man will, einer Partei an; aber wir glauben nicht zu irren, indem wir es in die Reihe der besten Denkwürdigkeiten oder Memoiren unserer Zeit setzen, wenn wir es den Lesern jeder politischen Gesinnung, die den polnischen Krieg kennen lernen wollen, empfehlen; wenn wir es endlich für ein treffliches, dem künftigen Geschichtschreiber unentbehrliches Material halten. Ganz besonders aber müssen wir es unsern militärischen Standesgenossen empfehlen, wenn sie dasselbe mit den Berichten der Gegenseite benutzen und durch sie ergänzen, so wird es ihnen gewiß ein möglich treues Bild jenes merkwürdigen Kampfes verschaffen. Nachst dem enthält es viele, wenn auch kurze, aber anziehende militärische Betrachtungen, durch welche manche Lehren und Ansichten theils berichtigt, theils veranschaulicht und begründet werden.

S. 2 und 3 wird kurz angeführt, daß die polnische Revolution schon 1829 zur Zeit der Krönung des Kaisers als König von Polen ausbrechen sollte, aber aus Schwäche und Unentschiedenheit aufgeschoben wurde. Auch wir glauben, daß jener Zeitpunkt günstiger als der spätere gewesen wäre, ebensowol weil Rußland damals in Krieg gegen die Türken verwickelt war, als auch weil der wirkliche Ausbruch in eine Zeit fast allgemeiner Empörungen fiel und der vermuthete Zusammenhang derselben und namentlich der Fullereignisse mit der Revolution in Warschau gewiß manchen Freund der polnischen Sache von derselben abwendete. Die Griechen haben in der neuesten Zeit Lehrreiches erfahren!

Es werden mehrere Umstände erwähnt, welche von nachtheiligen Folgen für den Aufstand waren, u. a., daß die in Solce in der Nähe der Casernen der russischen Cavalerie gelegene Branntrei, deren Feuerbrunnst das Zeiszen zum Aufstande geben sollte, trotz aller Bemühungen nicht in Brand geriet; daß es dem Großfürsten gelang, sich zu retten; daß der General Stanislaus Potocki nur wenige Stunden vor dem Ausbruche der Revolution von derselben in Krantatz gefehlt wurde und, durch die Größe des Unternehmens geschreckt, anstatt sich an dessen Spitze zu stellen, den Sturm zu beschwören suchte. Hitter tadelt der Verf. auch die Unentschiedenheit und Unfähigkeit der polnischen Chefs, die aus der Trennung des russischen

Corps gar keinen Nutzen zu ziehen verstanden und seine Vereinigung am Belvedere bei Warschau ruhig zuließen. Auch die am 2. December 1830 zwischen dem Großfürsten einzeln und dem Fürsten Czartorzski, Lubek und dem Professor Lesewel andern Theils abgeschlossene Convention, nach welcher den russischen Truppen freier Abzug aus dem polnischen Gebiete bewilligt wurde, entgeht seinem Tadel um so weniger, da sich unter denselben viele Polen befanden. Anstatt dieser Kleinmüthigen Politik oder Unbedachtensden Strafmüth hätte man dieses Corps entwaffnen und sogleich die Offensiv ergriffen sollen (?).

Von S. 19 an beginnt der eigentlich kriegsgeschichtliche Theil, und wir gestehen, daß wir diese Seite des Werkes für die stärkere halten. Der Verf. hebt mit einer kurzen militärischen Beschreibung des alten Polens an und sucht aus derselben zu beweisen, daß seine Landleute, anstatt zwei Monate mit Unterhandlungen zu verweilen, die Vortheile ihrer geographischen und militärischen Lage hätten benutzen sollen, durch die Besetzung von Pryzecz Litewski die in Lithauen und Belhynien stehenden und durch die Schlüsse von Pinsk getrennten russischen Truppen an der Vereinigung zu hindern oder getheilt zu schlagen und selbst alle übrigen gegen Polen bestimmten Corps, deren größter Theil in Belhynien, in der Ukraine und an der türkischen Grenze cantonirte, von dem Corps von Pahlen und Szachowiski getrennt zu halten oder zu dem weitern Umwege über Mogyr und Dobruzzel zu nöthigen, um sich mit denselben entweder bei Sienim oder bei Grodno zu vereinigen. Dieses Raisonnement ist ganz richtig und auf die örtlichen Verhältnisse gegründet. Ein kühner Feldherr würde mit aller Wahrscheinlichkeit des Erfolges auf diese Weise operirt haben. So blieb man aber, nachdem man sich mit einer an Beweglichkeit grenzenden Kühnheit und einem unerwartet glücklichen Erfolge gegen die russische Uebermacht erhoben hatte, auf halben Wege stehen und ließ die Vereinigung der feindlichen Streitkräfte ungehindert bewirken. Dergleichen Halbheiten streifen sich immer.

Der Verf. geht nun auf die Beschreibung der beiderseitigen Streitkräfte, der personellen sowohl als auch der materiellen, über. Diese liefern kein sehr ermutzigendes Resultat, und namentlich fehlte es an Geschütz und selbst an Pferden für die Reiterei. Die gesammte Kriegsmacht der Polen wird auf 50,000 Mann, worunter 10,000 Mann Reiterei und 136 Geschütze und die der Russen auf 170,000 Mann angegeben. — Ueber die einzelnen Operationen müssen wir den Leser auf das Werk selbst verweisen.

In so wenig vortheilhaftem Lichte auch Chlopicki's politisches Auftreten erscheint, so großen Tadel auch sein Operationsplan oder vielmehr die strenge Defensiv bedient, in der er sich bis zu dem Eindringen der russischen Truppen in das Königreich Polen halten zu müssen glaubte, so schlerhaft auch die Schwächung seines Heeres durch die Entsendung verschiedener Corps war, so glänzend zeigt er sich dagegen in der Schlacht bei Grodno (25. Februar 1831), wo er einem sehr wichtigen militä-

rischen Willkür und seltenen Energie zu erkennen gab. Sogar er auch nicht als Sieger aus derselben, so brach sich doch an seinen Entwürfen und an seiner Ausdauer die mehr als dreifach stärkere Macht der Russen. Sein Abgang schloß dem Lebenswege für ihn besangenen Weg, den Andruf ab: „Als ihn seine Wundwunde zwang, das Schlachtfeld zu verlassen, gab es keinen andern Chlopicki mehr!“ Aber seine Entwürfe wurden auch durch den bewundernswürdigen Muth seiner Truppen unterstützt, welcher gewiß selbst dem leidenschaftlichsten Gegner der Polen Achtung abnähmte. Dieser Muth hatte sich schon in den frühern partialen Gefechten glänzend gezeigt und hat sich bis ans Ende dieses unermüdeten Kampfes bewährt. Desto mehr ist es zu bedauern, daß ihre Anführer — den wackern Chlopicki in der kurzen Zeit seines Obercommandos selbst immer ausgenommen — von einem solchen Helden nicht Nutzen zu ziehen verstanden, sondern dessen moralisches Element durch eine gaudernde Kriegsmantel und durch selbige Vertheidigungen von wenn auch noch so gut gewählten Stellungen ebenso schwächten, als sie seine materielle Kraft durch unnütze oder unzeitige Entsendungen zersplitterten. Außerdem daß die polnischen Anführer so die Stimmung ihrer Truppen veränderten, schienen sie sich auch über die ganze Lage ihres Vaterlandes und dessen Verhältnis zu seinem Gegner zu täuschen. Denn was wollten sie durch das Vermelden entscheidender Schläge in einem Kampfe auf Leben und Tod bewirken? Glaubten sie dadurch ihren Feind zu ermüden und zum Frieden zu nöthigen, oder so lange hinhalten zu können, bis ihnen die von dem Auslande erwartete Hilfe zukommen würde? Jenes läßt sich vernünftigerweise gar nicht annehmen, und dieses hätte wenigstens einem Leichtsinne verrathen, wie er von einem Anführer unverantwortlich gewesen wäre. Wenn auch die Vertheidigung in der Regel eine stärkere Kriegsförmigkeit als der Angriff ist, so kann sie es doch nur da sein, wo der Vertheidiger von der Zukunft etwas zu hoffen hat, sei es nun unmittelbar für sich oder mittelbar, indem der Gegner dadurch geschwächt wird. Keiner dieser Fälle zeigte sich aber den Polen.

(Der Bericht folgt.)

Ueber Bibliothekswissenschaft, oder Einrichtung und Verwaltung öffentlicher Bibliotheken, von Christ. Molbech. Nach der zweiten Ausgabe des dänischen Originals übersetzt von Natzen. Von dem Verfasser mit Zusätzen, mit einem Verzeichnisse der Pergamentdrucke der großen L. Kopenhagener Bibliothek und einem Beitrage zur Geschichte dieser Bibliothek vermehrt, von dem Uebersetzer mit Anmerkungen versehen. Mit einer Steindrucktafel. Leipzig, Hinrichs, 1833. Gr. 8. 1 Theil. 16 Gr.

Die Umschrift hat binnen wenig Jahren schon die zweite Auflage erlebt, Verfasser und Uebersetzer sind bei sehr benutzten öffentlichen Büchersammlungen in Kopenhagen und Kiel angestellt, sprechen von Dem, was sie vollkommen verstehen, haben die Belehren verdienter Vorwörter und Amtsgenossen in der

Selbst und Fremde rechtlich benutzt und werden nicht verstehen, gegenseitig auch von den Lebenden unter diesen gern vernommen zu werden und sich ihre Achtung sowohl als die Erkenntlichkeit der gebildeten Lesewelt zu erwerben. Denn wir wählten in der That kein Buch nachzuweisen, das den an sich unerforschlichen Gegenstand auf einem so bescheidenen Umfange wenigstens in seinen wesentlichsten Erfordernissen berücksichtigt und zur Sprache bringt, was von Niemand verkannt werden sollte. Bei unvermeidlicher und sogar heilsamer Beschränkung jedes menschlichen Wissens ist nichts erklärlicher als die Gleichgültigkeit selbst aufklärter und wohlwollender Personen gegen Etwas, das außerhalb der Grenzen ihres Berufs und ihrer Thätigkeit liegt; ist aber ihre Achtung dafür, wenn auch nur durch allgemeine Kunde geweckt, so werden sie nicht erlangen, das Gute zu verbessern, und vielmehr begünstigt sie ein Zufall, der sich nicht selten dem ängstlichen Bestreben absichtlicher Bemühungen entgegenstellt. Der Fingerzeig eines anspruchlosen Landmannes hat wol einmal einen Feudherrschaften aus Berlegenheiten gerissen, die kriegserfahrenen Rathgebern unüberwindlich schienen. Daß denen, welche alle öffentlichen Anstalten zu verwalten haben, auch die wissenschaftlichen nicht fremd bleiben dürfen, bedarf der Erwähnung nicht. Die Bestimmung gemeinnütziger, nicht auf ein besonderes Fach angewiesener Büchersammlungen geht dahin, den Wissbegierigen die Fortschritte aller wissenschaftlichen Bemühungen, von ihrem Ursprunge bis zu ihrer gegenwärtigen Entwicklung, in erhaltenen oder zugänglichen Denkmälen vorzutragen. Diese Bestimmung läßt sich jedoch nie vollständig erreichen, wenn es auch denkbar wäre, daß ihr irgendwo durchaus kein ökonomisches Hinderniß entgegenstände; denn was vielfach nur einmal oder in wenigen Exemplaren vorhanden ist, kann unmöglich allgegenwärtig sein. Jede Büchersammlung entspricht billigen Forderungen, die in keinem Fach ganz verwirklicht ist und in den wichtigsten Vorzüglichsten und Unentbehrlichen tarbent. Nur hängt diese Vorzüglichkeit und Wichtigkeit von unglückigen örtlichen Bedingungen ab, und es ist begreiflich, daß eine Stadt, ein Land durchaus nicht entbehren mag, was andern mißlich beudeutend scheint. Diese Rücksicht hat allerdings der Bibliothekar zu nehmen, zugleich aber sich nicht zu verhehlen, daß Das, was uns weniger zu Statten kommt, freilich nicht dem Allgemeinmöglichen vorgezogen, aber, wenn es einmal da ist, nicht verbannt, wenn es sich ohne Kosten anbelet, nicht zurückgewiesen werden dürfte, damit dem Forscher, der aus verworrenen Schladern gebirgtes Metall zu Indra verfeilt; nicht jede Möglichkeit benommen werde, die seltsame Verdienst geltend zu machen. Unflüchtige politische und wissenschaftliche Wichtigforscher, denen der Gebrauch großer und kostbarer Hülfsmittel nicht vorzuzusetzen blieb, beklagen fast ohne Ausnahme, daß es ihnen nicht gelingen wollen, die eigene Ansicht mancher Erzeugnisse zu gewinnen, das öffentliche Sammlungen unter ihrer Würde gehalten und aus dem Besitze von Privatpersonen verloren gegangen. Ein Irrthum, der Aufsehen erregt, hat historische eine vorläufige Wahrheit locale Wichtigkeit. Die Ausführbarkeit jeder Unternehmung, die Handhabung jeder Einrichtung ist notwendig durch die Mittel bedingt, welche dem damit Beauftragten zu Gebot stehen. Daraus müssen sich auch Gänge und Vorkehrungen großer und kleiner Sammlungen ergeben und können von Glück sagen, wo es ihrer Einsicht gelingt, sich in das Unvermeidliche zu fügen, ohne wesentlichen und unerlässlichen Forderungen Abbruch zu thun. Es ist das Verdienst des vorliegenden Werks, das allerdings das Musterbild einer vollkommenen, durch keine ökonomische Rücksicht beschränkten Einrichtung nie aus den Augen verliert und daher alles Wunschenswerthe andeutet, doch das Unentbehrliche und durchaus Erforderliche mit Sachkenntnis und einsichtsvoll herbeizuführen und vor jedem Einwurf zu sichern. Dadurch wird es zum unparteiischen und unverdächtigen Rathgeber für Alle, deren Stimme auf die Begründung und Erhaltung öffentlicher Sammlungen Einfluß hat, und gendert auf den Vorstehern kleinerer sowie Privatbesitzern willkommenen Belehren. Beneidenswürdig ist der Fall, nicht an ein vorhandenes Local gestellt zu sein, das, wie vielfach es auch geschieht, wie

stündlich es auch eingerichtet und verbessert worden, schon durch den Anwuchs und die Benutzung der Sammlung allmählig nicht mehr hinreicht, sondern ein neues, ausdrücklich für sie genaueres Gebäude aufzuführen zu dürfen, dessen physikalische und architektonische Erfordernisse hier angegeben sind. Der auf einer Steinbrustafel abgebildete Entwurf des Leopold della Santa in Florenz gerichtet der Kunde des einsichtsvollen Uebersetzers zur Einsicht; aber mit Recht bemerkt der Herausgeber, er sei für das Klima Italiens berechnet und müsse in einem nördlicheren nicht unbedingt angewendet, sondern wesentlichen Veränderungen unterworfen werden. Der erste Zweck jeder gemeinnützigen Sammlung geht dahin, die Kenntnis ihrer Schätze dem Wissbegierigen zu eröffnen und nach Möglichkeit zu beschleunigen. Was nicht gesunden werden kann, ist für das Bedürfnis des Augenblicks gar nicht das verzögerte Endeckung kommt immer zu spät, oft unüberwindlich. Bei einem irgend aufgegebenen, nicht mit einem Werke zu überschenden Vorrath kann dem Uebel nur durch gute, streng beobachtete Ordnung vorgebeugt werden, welche Bücher eines besondern Faches und seiner Unterabtheilungen nach der Zeitfolge ihrer Erscheinung zusammenstellt. Dabei kommt allerdings ihr Format in Betrachtung, und Quartanten, Octavbände dürfen nicht auf dem nämlichen Bord nebeneinander stehen, wenn der Raum nicht ohne Noth verschwendet und durch das größere das kleinere, durch das Wert von bedeutenderem Umfange das von geringerm dem Auge nicht entzogen werden soll. Prachtwerke, seltene Kostbarkeiten, Handschriften, und was sonst nicht häufig anzutreffen, erfordern besondere Behutsamkeiten der Aufrethaltung und Verzeigung. Griechische und römische Glasfasser, Werke in morgenländischen und andern nichteuropäischen Sprachen scheinen besondere Vortheile zu begünstigen, die nicht bloß auf ihren Inhalt, sondern auch auf die Zeit und das Vaterland ihrer Erscheinung Rücksicht nehmen, da jener nicht selten so wertvoll ist, daß selbst Kenner darum verschiedener Meinung sein dürfen. Bei gesammelten Werken solcher Schriftsteller, die sich über viele Fächer des Wissens verbreitet haben, tritt die nämliche Schwierigkeit ein, und jeder Platz, den man ihnen anweisen mag, wird immer einiger Willkür des Ordners Raum geben. Dabei ist zu bedenken, daß Der, welcher eine Bibliothek zu benutzen sich anmaßt, literarische Vorkenntnisse mitbringen müsse; daß auch die richtige zu orn ist, jedes Bedürfnis des Forschers zu befriedigen, und daß der Bibliothekar seinen gerechten Ansprüchen genügt, bei ihm nichts vorenthält, was er besitzt, und über die Fülle oder den Mangel seines Vorraths Auskunft erteilt. Dazu aber würde bei einer ausgedehnten, immer zunehmenden Sammlung das eiserne Bedächtnis nicht hinreichen, wenn ihm nicht sorgfältige und genaue Verzeichnisse zu Hülfen kämen. Drei verschiedene Arten derselben, die sich gegenseitig ergänzen und ergänzen, sind wenigstens erforderlich. Eines, in welchem alle auf der Bibliothek befindlichen Bücher nach ihrem ausführlichen Titel, mit Angabe des Druckjahrs, des Verlegers, oder des Abschreibers, des Formats, der Vollständigkeit n. s. w. eingetragen sind. Ein andres, das mit Beziehung auf jenes das Buch dem Fach anweist, dem es angehört, und sich in Ansehung des Titels kürzer fassen darf. Ein drittes ist angeordnet, daß diese Systematische in einzelnen Fällen große Schwierigkeiten hat und immer etwas willkürlich bleibt. Es kann so gar zweifelhaft werden, ob ein bestimmter Gegenstand dieser oder jener Wissenschaft beizulegen ist; doch gibt es keinen andern Ausweg, als sich für eine zu erklären, vieler den Gegenstand und die darüber vorhandenen Bücher anzuweisen, und bei dem andern Wissenschaften im Allgemeinen zu bemerken, wohin er im Systeme gerechnet worden. Ist das Schema aller Theile des Systems entworfen und dem Verzeichnisse vorgelegt, sind die Bücher elamit danach geordnet, so ist nicht zu raten, daß der Nachfolger im Bibliothekarats lassen ahnen, wenn er nicht ganz gewiß ist, das müßige Werk samt Allem, was daran hängt, zu Stande zu bringen und jeder Verwirrung vorzubeugen. Das

systematische Verzeichniß erhalt für den Bibliothekar und für den Besucher seine oblige Brauchbarkeit durch das alphabetische, welches alle vorhandenen Bücher angibt nach der Reihenfolge ihrer Verfassung, oder bei unbekanntem und räthselhaften nach dem Hauptwort des Titels, mit Hinwehung auf die Stellung, welche der systematische Katalog dem Buch gegeben und auf den ausführlichen Titelkatalog. So unterliegt ein Verzeichniß das andere, erleichtert die Uebersicht des Vorraths und macht aufsuchsam auf Lücken, die unter Zeitbegünstigung zuweilen ohne abschreckende Kosten ausgefüllt werden können, wenn sie dem Gedächtnisse des Pflegers solcher Anstalten gegenwärtig sind. Die Besorgung aller Fächer des systematischen Verzeichnisses einer großen Sammlung darf begrifflich nicht einem einzelnen Manne aufgebürdet, sondern muß, unter der Leitung eines solchen, unter so viel tüchtige Kräfte vertheilt werden, als bei der Bibliothek angelegt sind, wenn sich allerdings bei dem Fortschreiten der Wissenschaften und der Vermehrung der Bücher die Nothwendigkeit aufdrängen wird, was der Gegenwart nicht mehr genügt, umzuarbeiten und umzuschmelzen, welches eine allmähliche Erneuerung des systematischen und alphabetischen Verzeichnisses veranlaßt. Wir haben nicht unterlassen wollen, diesen Zweig bibliothekarischer Geschäfte ausführlicher zu berühren, weil es uns zuträglich schien, Begriffe allgemein zu machen, die nur der Erfahrung geläufig sind. Was die Wert über Bibliothekare, die keineswegs Sinecuren bekleiden, über ihre wertvollsten Verbindungen, über Verwaltung, Vergrößerung und Erhaltung der Bibliothek und über deren Benutzung sagen, sind goldene Worte. Der gesunde Verstand begreift, was bewahrt und erhalten werden soll, könne kaum ängstlich genug gehütet werden; und die Erfahrung ergibt, daß eine Vorsicht, die nur zu oft den Bibliothekaren als Pedanterie und Ungefälligkeit vorgeworfen wird, durchaus nicht überflüssig und nicht immer hinderlich ist, unersetzlichen Schaden abzuwenden. Der Eigensinn will Alles hinweggeräumt haben, was ihm unangenehm fällt, und verdirbt sich und Andern, daß die Güter fremder Schätze gewissenlos handeln würden, wenn sie vergäßen, wozu sie berufen sind: Courier, der Mensch und der Gelehrte, mag alle Lobspprüche verdienen, womit seine Bewunderer ihn überschützen; aber es gibt keinen Bücherfreund in der Welt, der Selbstergeben gehalten würde, wozu er sich für berechtigt hielt. Wer sich nicht über die Vertheilung der Güter in gleicher Bedammnis. Ein dreifacher Anhang über Schrettinger's Bibliotheksystem, über die Pergamentdrucke der großen königlichen Bibliothek zu Kopenhagen und derselben neueste Geschichte werden sich den Dank des Gelehrten erwerben.

57.

Literarische Anzeige.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Conversations-Lexikon

der
neuesten Zeit und Literatur.
Dreißigbändige und hierundzwanzigste Heft.

Saalfeld bis Schwarz.

Auf weißem Druckpapier 12 Gr.
Auf gutem Schreibpapier 16 Gr.
Auf extrafeinem Bellinapapier 1 Thlr. 6 Gr.
Leipzig, im Januar 1834.

F. A. Brockhaus.

Donnerstag,

— Nr. 16. —

16. Januar 1834.

La guerre de Pologne en 1831. Par Marie Brzozowski.

(Schluß aus Nr. 15.)

Was endlich die Entsendungen bedeutender Truppenabtheilungen betrifft, so erscheinen sie, mit Ausnahme der spätern nach Wolhynien und Lithauen, die den wichtigen Zweck hatten, den Aufstand dieser Provinzen zu unterstützen, noch tadelnswerther. Denn bei der Ueberlegenheit der Russen und ihren umfassenden Angriffen waren diese Entsendungen sehr schädlich, da sie die polnische Hauptmacht in einem weit ungünstigern Verhältnisse schwächten, als die etwa dadurch nothwendig gewordene Theilung der feindlichen Streitkräfte die Hauptmacht des Gegners verminderte, und da die Polen sich dadurch des großen Vortheils der concentrirtern Stellung begaben. Leicht zu verzeihen, da sie ja die Sehne des Bogens einnahmen, in dem Besitze der festen Punkte und Flußübergänge an der Weichsel und dem Bug, konnten sie sich, wenn auch nicht mit numerischer Uebermacht, aber doch mit allen ihren Kräften auf den Feind werfen und ihn bei ihrer unerschütterlichen Ueberlegenheit vor seiner Vereinigung schlagen. Denn wenn Chopick in der Schlacht bei Grochow mit 35,000 Mann die Angriffe von 120,000 Russen mit einer Standhaftigkeit aufhielt, welche, nach ihrer spätern Unthätigkeit und Unsicherheit zu urtheilen, ihr moralisches Element erschütterte, hätte er, mit den Divisionen Krulowicki und Jankowski vereinigt, nicht ein weit entscheidenderes Resultat herbeiführen können? Wir müssen daher der Kritik des Verf. über diesen Theil der Operationen vollen Beifall gönnen; weniger sind wir indes mit dem Tadel einverstanden, den er der Entsendung des braven Dwernick nach Wolhynien widerfahren läßt. Nach ihm hätte dieselbe mit größern Streitkräften und erst dann erfolgen sollen, wenn der Aufstand schon ausgebrochen gewesen wäre. Allein bei der Schwäche der Polen wäre es sehr gewagt gewesen, größere Streitkräfte für einen so ungewissen Zweck zu verwenden, und da Wolhynien keineswegs von russischen Truppen entblößt war, so hätte ein Aufstand ohne äußere Unterstützung leicht unterdrückt werden können.

Unter dem General Slegnycki hat der Krieg übrigens fast denselben Charakter als unter Chopicki, nur daß jener sich noch weit größerer Fehler schuldig machte als

dieser. Unentschiedenheit in den Entwürfen,erspaltung der Zeit und Kräfte in einzelnen, wenn auch meist siegreichen Gefechten, Tapferkeit der Unterbefehlshaber und ihrer Truppen bezeichnen auch diese Periode. Dagegen ist es erfreulich und beweist, wie der Krieg so ganz Volkssache war, daß sich in denselben nur später Spuren von Uneinigkeit der Anführer und von Verrätherei zeigen. Jene ist den polnischen Großen oft mit Recht vorgeworfen worden; sie wäre auch in diesem Kriege, und da kein überwiegendes Talent sich der öffentlichen Meinung bemächtigte, um so leichter zu erwarten gewesen, da man ja auch in den geordnetsten monarchischen Heeren in dieser Beziehung so betrübende Erfahrungen gemacht hat. Als Verräther wird nur ein Name genannt, den wir gern übergehen.

Die Schlacht bei Ostrolenta (26. Mai 1831) wurde, von beiden Theilen ziemlich planlos und mit großer Erbitterung geschlagen, erwarb jedoch dem General Slegnycki den Ruhm, Fehler in der Anordnung durch Standhaftigkeit und Gegenwart des Griffes verbessert zu haben. Der Muth seiner Truppen ist über alles Lob erhaben. Die Generale Kamienski und Kiel fanden hier den Heldentod. Das polnische Heer zog sich nach dieser Schlacht in die Verschanzungen von Praga zurück, um sich dort zu reorganisiren. Es erwartete eine Veränderung in dem Obercommando; alle Augen waren auf den General Chopicki gerichtet, der unterdessen von seiner Verwundung hergestellt war und wol vermocht hätte, den gesunkenen Geist der Truppen wieder zu heben. Allein der Reichstag decretirte, daß der General Slegnycki das ganze Vertrauen der Nation besäße! Dieser, geschicktere Politiker als Feldherr, wußte die eigne Schuld von sich auf die Regierung zu wälzen.

Wir übergehen die folgenden Begebenheiten dieses unglücklichen Krieges: die Anfangs so richtig eingeleitete und so viel versprechende Diversion des Generals Bielgid in Lithauen, den Aufstand dieser Provinz, seinen so kühnen als ungeschickten Angriff auf Wilna, eine Reihe glänzender, aber dem Ganzen wenig näherer Thaten; die nach und nach erfolgende Erschlaffung der Kriegsgucht des polnischen Heeres (welche unter gleichen Umständen jede andere Arme getroffen haben würde); sein stets zunehmendes und nicht ganz ungerechtes Mißtrauen gegen seine

Anführer, namentlich den General Skrynecki; dessen Mangel an Energie und Geschicklichkeit in Benutzung der sich oft dargebotenen Gelegenheit zur Vernichtung einzelner feindlichen Truppenabtheilungen; Dembinski's rühmlichen Rückzug aus Lithauen unter Verhältnissen, welche hundert Generale außer ihm zur Capitulation vermocht hätten, und trossen die beiden Hauptheere in und bei Warschau.

Der Gerechtigkeit in der Nacht vom 15. zum 16. August erwähnt der Verf. mit dem empörtesten Gefühle und nennt den patriotischen Club als das Werkzeug dazu. „Er bestand aus Leuten, die lieber schrien, als sich für das Vaterland aufopferten, und war ein an der Revolution krebsartig nagendes Geschwür“ (S. 242). Diese Erfahrung ist in allen Revolutionen gemacht worden.

S. 251—254 schildert der Verf. die materiellen Verschwendungsmittel Warschaus. Er klagt mit großem Schreie des Rechtes die Sorglosigkeit der Nationalregierung in der Herbeischaffung und Anordnung dieser Mittel an. So war eine dreifache Reihe von Werken, die eine so ausgedehnte Vertheidigung zum Zwecke hatten, mit nur 108 und Praga bloß mit 18 Wallgeschützen bewaffnet! Die Werke — meist Flecken — waren keines starken Widerstandes fähig und man hätte, nach dem Verf., besser gethan, die Vertheidigung auf eine geringere Anzahl und auf einzelne Hauptpunkte zu beschränken. Die Aufstellung der Truppen war einer solchen Anordnung angemessen; denn kaum ist zu glauben, daß sie in allen Linien und Werken gleich vertheilt waren, und man nicht einen Mann als Reserve aufgestellt hatte!! Wir können, aus Mangel an andern Nachrichten, die Wahrheit dieser Angaben ebenso wenig prüfen, als wir sie in Zweifel zu ziehen berechtigt sind, müssen aber, dieselben als richtig angenommen, der daraus hergeleiteten Kritik vollen Beifall geben.

Die Einheiten des Sturm auf Warschau (6. u. 7. Sept. 1831) können natürlich in d. Bl. keinen Raum finden. Die Russen führten ihn mit ihrer gewohnten Tapferkeit aus, der es auch, trotz ihrer großen Ueberlegenheit und der ungeschickten Anordnung der Vertheidigung, bei der heldenmüthigen Standhaftigkeit der Polen bedurfte. In Wola fiel der unter den Waffen ergraute General Sowiński, welcher schon im J. 1812 in der Schlacht von Borodino ein Bein verloren hatte, von drei Bajonnettischen durchbohrt, nachdem er vergeblich aufgefodert worden war, sich zu ergeben. Ueberhaupt war der Sieg — so versichert wenigstens der Verf. nicht ohne Grund — keineswegs gleich Anfangs entschieden, sondern es gab noch Wahrscheinlichkeitsfälle, die ihn, auch halb erfodert, wieder den Polen zuwenden konnten. Zu diesen kann man die erwartete Ankunft Ramorino's rechnen, der, nur wenige Tage zuvor, durch ein kühnes Manoeuvr eine russische Division fast vernichtet, ganz Podlachien von dem Feinde befreit hatte und nun seinen bedrängten Waffenbrüdern zu Hilfe eilte. Warschau hatte sich früher sechs Wochen lang glücklich gegen die Russen und Preußen vertheidigt; aber unter Koschusko! Unter einem ähnlichen Führer hätte die Lage der Russen leicht eine der verderblichsten werden können.

Im Allgemeinen bietet die Geschichte kaum einen Krieg, welcher die Wichtigkeit eines tüchtigen Anführers so überzeugend an den Tag legte als der polnische. Fast so gut als ohne Anführung haben die Polen lange der russischen Uebermacht die Wage gehalten und oft den schwankenden Sieg an ihre Fahnen gerissen. Was würden sie unter einem Feldherrn wie Napoleon vermocht haben? Nachher dem zeigt dieser Krieg das Verderbliche der Zersplitterung der Streitkräfte in dem hellsten Lichte.

Wir übergehen die Begebenheiten, welche nach der Einnahme von Warschau stattfanden und gleichsam die letzten Zuckungen dieses ebenso unglücklichen als ruhmwürdigen Kampfes waren.

„Gott wollte damals die Moralität der Großen zergehen“, sagte schon im Jahre 1796 Johann von Müller über die erste Theilung Polens. Was hat Gott wohl uns in der Geschichte dieses Krieges zeigen wollen? Vielleicht eben die Lehre, welche derselbe Mann aus der Geschichte der ganzen Menschheit ableitet: „das Gebot der Weisheit: Mäßigung und Ordnung! Wer es überhört, der ist gerichtet. Menschen von Erde und Staub, Fürsten von Erde und Staub, wie schrecklich dieses geschieht, das zeigt die Geschichte.“

Wärdte diese Lehre, als rein sittlich, besser gehört und befolgt werden als die bloß politische, welche schon der alte Pufendorf vor fast zwei Jahrhunderten gab, und die seitdem zum Ueberdruß wiederholt worden ist: Polonia velet propugnaculum orbis Christiani... Germaniam ab irruptionibus Barbarorum tutam praestitit.*)

Demjenigen, welche eine noch höhere Bedeutung als die sittliche und politische der Geschichte unterlegen, schwebt vielleicht die Stelle vor: „Denn es wird sich empören ein Volk über das andere, und ein Königreich über das andere, und werden sein Pestilenz und theure Zeit, und Erdbeben hin und wieder... Und es wird gepredigt werden das Evangelium vom Reich in der ganzen Welt, zu einem Zeugniss über alle Völker; und dann wird das Ende kommen“ (Matth. 24, V. 7 u. 14).

Keine dieser Lehren und Bedeutungen gilt aber Dem etwas, welcher sich aus dem Laumstreich der Gegenwart beaufacht hat.

Gegen die Schlussbetrachtungen und Conjecturen des Verf. ließe sich Manches einwenden. Sie sind aber dem patriotischen Gefühle zu verzeihen.

Auch müssen wir die Flüchtigkeit einiger Bemerkun-

*) *Res. Brandenburg. l. V. c. 31.* Hiermit hängt die folgende Stelle aus de Thou zusammen: *Livoniae prudente et republicae Christianae utili consilio navigatio Haec (nach Rarva) interdicta fuerat, ne commercio nostrorum Barbari varias artes ipsi ignotas, et quae ad rem navalem et militare pertinent, edocerentur. Sic enim existimabant Moscos, qui maximam septentrionis partem tenebant, Narvae condito emporio, et constructo armatorio non solum in Livoniam, sed etiam in Germaniam effuso exercitibus penetraturos (Thuan. Hist. Lib. XXXI, c. 8, sub anno 1563).* Die Geschichte verliert an ihrem praktischen Werth, wenn solche Lehren unbeachtet bleiben sollten.

gen und die Eile bedauern, welche ihn verthätet zu haben scheint, Manches gehörig auszuführen und in das rechte Licht zu setzen.

Offenungswacht können wir von dem Verf. nicht anders als mit der Versicherung der Achtung und Dankbarkeit scheidet. Er wollte ja seiner eignen Erklärung nach keine Geschichte, sondern nur Materialien für dieselbe liefern, er wollte weniger eine eigentliche Kritik geben als das Resultat von Unterhaltungen und Betrachtungen, die er mit seinen Waffenbrüdern unter dem Saufen feindlicher Regeln gehalten und angestellt (S. v u. vii). Diese bescheidene Aufgabe hat er trefflich gelöst und dadurch seiner Schrift eine solche Frische und Lebensfülle gegeben, wie es nur dem Augenzeugen möglich war; daher sie gewiß weder den Wunsch bloßer Unterhaltung, noch das Bedürfnis der Belehrung und gründlicher Forschung unersättlich lassen wird. Druck und Papier sind schön, und die Croquis geben bei aller ihrer Flüchtigkeit ein ziemlich deutliches Bild der Schlachten und Gefechte. 40.

Reise über die wichtigsten Gegenstände des Lebens im Geiste der Zeit und ihrer Bedürfnisse. Von J. v. R. München, Jaquet, 1833. 4. 9 Gr.

„Im Geiste der Zeit und ihrer Bedürfnisse“ sind diese Briefe laut eines Inzuges auf dem Titel geschrieben. Nimmt man das Wort „Zeitgeist“ in dem Sinne, in welchem es freilich häufig gebraucht wird, und in welchem es eigentlich die Gesamtheit der Schwächen einer Zeit bedeutet, so muß man allerdings einräumen, daß diese Briefe in dem Geiste unserer Zeit geschrieben sind; dagegen haben sie sehr wenig gemein mit diesem Geiste, wenn man die ehrenwerthen Erscheinungen unserer Zeit darunter versteht. Welche Ansicht der Verf. selbst von seinem Werke hat, sagt er selber in dem ersten Briefe, welcher als Vorwort dient. Eine Stelle dieses Briefes, welche sehr charakteristisch ist, mag hier Platz finden.

„Gewiß, nur mein erster Wille, zu versuchen, ob es mir nicht möglich ist, nur Eine nützliche Idee vorzutragen, kann mich entschuldigen, das ungeheure Reich der Phantasie mit neuen Hypothesen zu erweitern, welche für mich selbst vielleicht nach strengerer Prüfung nicht befriedigend sein dürften. Was kann ich nach einem 30jährigen Studium der exacten Wissenschaften (als einzige Basis der Philosophie) von meiner ausgepönten Vernunft, welche durch die unglückliche Gewohnheit einer zu schnellen Ideenfolge meiner erdichteten Phantasie nicht mehr widerstehen kann, Anderes hoffen, als mehr oder weniger begründete Hypothesen zu geben, und nicht könnte mich hierzu bringen, wenn ich nicht wüßte, daß es gleich mir Niemand gelungen ist, den Schleier zu heben, mit welchem es der Gottheit gefallen hat, ihre Werke zu bedecken.“

Diese Briefe sind also Producte einer erdichteten Phantasie und nicht „ausgepönten“, im Widersande gegen diese Phantasie erschafften Vernunft! Es haben zwar schon oft beschränkte Köpfe behauptet, die Philosophie sei nichts Anderes als ein Hirngespinnst, eine grundlose Dichtung, eine Sammlung schwankender Hypothesen; aber diejenigen, welche das sagten, philosophirten entweder selbst nicht, oder sie nahmen ihre eignen Philosopheme wenigstens als eine Ausnahme von ihrer Regel, und somit als ein auf die Natur der betrachteten Gegenstände gegründetes. Aber die eignen Ansichten, die Producte eines dreißigjährigen Lebens und Studirens für lockere Hypothesen ausgeben, das heißt die Selbstverleugnung bis zum Unfassen steigern.

Wenn der Verf. übrigens der Meinung ist, daß die Gottheit ihre Werke absichtlich verschleierte, und es noch Niemand ge-

lungen ist, diesen Schleier zu lüften, so begriff man nicht, wie er nun dennoch sich unterfangen konnte, ein solches unmaßliches und dem Willen der Gottheit zuwiderlaufendes Unternehmen selbst zu beginnen. Sogar der Gedanke, daß durch ein Unternehmen dieser Art auch „aus eine nützliche Idee“ hervorgebracht werden könnte, muß durchaus auf Rechnung der erdichteten Phantasie des Verfassers geschrieben werden.

Freier muß man den Verf. schon deswegen bemitleiden, weil er die exacten Wissenschaften, welche er 30 Jahre lang so ernstlich studirt hat, doch nur als die Basis der Philosophie, d. h. weniger Hypothesen, betrachtet. Der arme Mann müßte ja verzeufl sein, wenn der ganze Sinn dieser Behauptung ihm einmal klar würde. Daß übrigens der Verf. nichts Anders studirt habe, als die exacten Wissenschaften, glaubt man ihm nicht nur deshalb gern, weil er es versichert, sondern auch deshalb, weil aus diesen Briefen deutlich hervorgeht, daß der Verf. nicht einmal der deutschen Grammatik, welche für einen deutschen Gelehrten und Schriftsteller doch ein ziemlich naheliegender Gegenstand des Studiums ist, einige Aufmerksamkeit gewidmet hat. Sein Styl ist, wie schon die oben mitgetheilte Probe zeigt, so eind, daß jeder Tertianer ihn verbessern könnte.

Wer aus dem selben besprochenen Vorworte schließen wollte, daß der Verf. in dem Werke selbst ungenüthliche und gewagte Behauptungen aufstelle, würde sich sehr irren; denn es findet sich schwerlich etwas in dem ganzen Buche, was nicht schon hundertmal gesagt wäre. Wie weit der Verf. in der Gewöhnlichkeit geht, zeigt eine Probe. Der fünfte Brief ist überschrieben: „Ueber den Nutzen der Geschichte“, und beginnt also:

„Das Studium der Geschichte, mein Grund, hat für den gebüßig Vordereiteten einen mehrfachen Nutzen: 1) den individuellen, welcher ihr moralischer ist; 2) jener, welcher sich auf Kunst und Wissenschaft bezieht, und 3) jener, welcher sich auf Politik bezieht. So wird z. B. Jeder, welcher die Geschichte Italiens und Griechenlands liest, ein besonderes Interesse an dieser oder jener Person nehmen, welche die Geschichte auszeichnet, z. B. an einem Aristides oder Themistokles, Sokrates oder Alcibiades, an Catinna oder Scipio, an Cicero oder Caesar u. s. w. nehmen. Er wird über ihre Thaten und Schicksale Betrachtungen anstellen, welche einen sehr großen Einfluß auf sein eignes Wirken in seinem Verhältnisse haben können, und diese Art Einfluß hat besonders für jenen Theil der Geschichte statt, welchem man den biographischen nennt, er beschreibt das Leben öffentlicher und anderer merkwürdiger Menschen, wovon ein Plutarch und Cornelius Nepos Beispiele geben.“

Man wird zweifelhaft, ob man hier mehr über die ungeheure Nachlässigkeit des Ausdrucks, oder über die Leerheit und Gewöhnlichkeit der Gedanken staunen soll.

Welche Ordnung die ausgepönte Vernunft des Verf. liebt, zeigen die Ueberschriften der Briefe: I. Vorwort. II. Was ist Philosophie? III. Der Geist der Schöpfung, wie ich ihn habe. IV. Ueber das Studium der Geschichte. V. Ueber den Nutzen der Geschichte. VI. Folgen dieses Einflusses der Geschichte. VII. Ueber das Studium der Wissenschaften. VIII. Ueber das wahrscheinliche Alter der Erde. IX. Der Mensch in Beziehung auf sich selbst. X. Ueber die Würde des Menschen in Beziehung auf Andre. XI. Ueber die Nothwendigkeit, Mätrouen in unsre Vernunft zu setzen. XII. Die Gottheit hat den Menschen nicht bestimmt, unter einer bestimmten Regierungsform zu leben. XIII. Ueber das Verhältniß des Fortschreitens der Wissenschaften zum Geiste der Staatsreligion. XIV. Die Duldung. XV, XVI. Ueber historische Weltentstehung und Stadtkunst.

Unter diesen Abschnitten sind die meisten fast ganz mit erborgten, unerkümmten Phrasen angefüllt. Nur der sechste Brief enthält einige Bemerkungen, welche der Erwähnung werth sind, weil in ihnen wenigstens eine einigermaßen selbständige Ansicht ausgesprochen wird. Jener Brief nämlich, welcher überschrieben ist: „Von dem Studium der Wissenschaften“, handelt nur von der Mathematik, und zwar huldigt der Verf. auch hier insofern dem Zeitgeiste, als er mit vieler Entschiedenheit alle bisherigen

Ansichten verwerft, oder nur wenig an deren Stelle setzt. Unter Andern erweist er sich sehr gegen die gewöhnliche Ansicht von den entgegengesetzten Größen und will eine neue Theorie an die Stelle derselben setzen. Die entgegengesetzten Größen sind schon seit einiger Zeit einer der Punkte, an denen die Mathematiker vorzüglich die Kunst, Theorien zu bauen, äben, und in der That ist die gewöhnliche Ansicht von diesen Größen eigentlich gar keine Ansicht, sondern nur ein begriffloses Anwenden der Größen, wo sie sich vorfinden. Die Ansicht, welche der Verf. hier aufstellt, ist einfach und sachgemessen, aber eben nicht sehr neu, denn mit einer geringen Abweichung findet man sie schon in mehreren Lehrbüchern.

Kosmorama oder Gemälde des Schönsten und Merkwürdigsten aus Natur, Kunst und Menschenleben (,) verbunden mit Novellen, Erzählungen und humoristischen Aufsätzen (,) im profaischen und poetischen Gewande, in monatlichen Lieferungen. Erster Band, erstes bis drittes Heft. Duedlinburg, Hanewald. 1833. Gr. 4. Jedes Heft mit vier lithographirten Ansichten im Subscriptionspreis 6 Gr.

Eine, der ersten Lieferung vorgelegte Subscriptionsanleihe verheißt monatlich ein sehr elegant angefertigtes Heft, in gr. 4. mit vier schönen Abbildungen und anderthalb Bogen Beschreibung, bei welcher letztern auf Genauigkeit, Wahrheit und Anmuth der Darstellung Rücksicht genommen werden soll, damit „der Leser das Wichtigste und Interessanteste aus der Länder- und Völkerkunde kennen lerne“. Er soll in dem Werke eine Art von Repertorium, namentlich zur Belebung des Jugendunterrichts erhalten. Was eine jede Nation mit gerechtem Stolz und erhabendem Selbstgefühl in ihrem Lande groß und herrlich nennt, liefert diese Abtheilung in naturgetreuen, sehr schönen Bildern nebst ausführlicher Beschreibung dazu. Alles, was die alte und neue Baukunst Großes und Schönes aufzuweisen hat, — dann, was die Natur in ihren großartigen Schöpfungen und Wilden Erhabenes und Bewundernswürdiges, und endlich Alles, was das Gepräge des Volksthümlichen hat, was der Bildler Nationalcharakter bezeichnet — alles dies wird in den Hallen des „Kosmoramas“ aufgestellt und ist künstlich zu haben, das Heft für sechs gute Groschen, bei Louis Hanewald zu Duedlinburg. Wer mit vorstehender, beschreibender Ausleitung noch nicht abgefunden ist, auf den wird Bedacht genommen in einer zweiten Hauptabtheilung, welche einen sehr ausgezeichneten Vorzug gewährt. In ihr soll dem Geiste, wie dem Körper auf eine höchst ansprechende, anziehende Weise gehuldigt werden; deshalb ist dieser zweite Theil den Schöpfungen der Phantasie, den Dichtungen unserer vorzüglichsten Literaten geweiht. — Die Redaction hat sich zum Grundsatz gemacht, alle eingehende Beiträge einer strengen Kritik zu unterwerfen, sodaß durchaus kein mittelmäßiges Geistesproduct mit unterlaufen kann, sondern nur Bedeutendes dem Publicum übergeben werden soll. — Der Mittheilende muß gestehen, daß schon die Erwartung, das hier Verheißene zu erhalten, mit sechs Groschen nicht zu theuer bezahlt wird. In der Allgemeinheit und Uebertreibung der Verheißungen liegt die unverkennbare Ursache der Unausfülltheit des Unternehmens.

In der ersten Abtheilung geben vorliegende drei Hefte Frankreich, Italien und die Türkei betreffende Abbildungen, mit einem Worte (nach der Unterschrift von verschiedenen Verfassern), welcher in gewöhnlicher Mittelmaßigkeit nichts Falsches, aber auch nichts Berichtigtes, was nicht auf ähnliche Weise hundertmal gesagt wäre. Wer in den Hallen des „Kosmoramas“ das Wichtigste und Interessanteste der Cultur und Länderkunde, die Natur in ihren großartigen Schöpfungen u. s. w. will kennen lernen, wird schwerlich zum Ziele gelangen. Die Abbildungen

selbst sind Ansichten, wie sie seit der Erfindung der Steinbrusterei in zahllosen Massen zu Markt gebracht worden: in der ersten Lieferung von Paris und Bordeaux, von der Kirche der heiligen Genovefa und dem Gräberplatze; in der zweiten von der Statue des heil. Bortomäus, vom Dome zu Mailand, von den borromäischen Inseln und von der Piazza an der Marienkirche zu Venedig; in der dritten Lieferung von Konstantinopel, von der Sophienkirche, von den Prinzeninseln und dem Wolporus — alles Gegenstände, von welchen eine höchstens mittelmäßig gelungene Ansicht weder lehrreich noch erstruichlich ist. — In der zweiten Abtheilung der beiden ersten Hefte findet man: „Die Verschönerung der Pazzi in Florenz“, historische Novelle von Ludwig Storch; ein interessantes, aber schon oft behandeltes geschichtliches Thema, welches unter Hrn. Storch's Feder nicht gewonnen hat. Diese (tragische) Novelle bietet ein fast komisches Beispiel dar, was die Redaction des „Kosmoramas“ unter gelegenen Geistesproducten, welche allein Aufnahme finden sollen, versteht und verstanden wissen will. Ruhmbegierige Schriftsteller mögen sich bemühen, ihren Arbeiten im „Kosmorama“ Bürgerrecht zu verschaffen, denn sie werden dadurch von der wahrscheinlich dazu berechtigten Redaction als die „vorzüglichsten Literaten“ präconisirt. — Im dritten Hefte steht der Anfang einer Geschichte: „Die gefährliche Verschwiegenheit“, von E. Krufe, einem unterhaltenen, aber sächtigen Erzähler, der hier von vorn herein seinem Gemälde etwas Bindschiefes gibt; doch kann eine glückliche Lösung der schwach angelegten Entwicklung Alles wieder gut zu machen, und es wäre ungerath, darüber zuvor abzusprechen. Die poetische Gabe von H. Schmalz: „Pausanias“, eine Ballade, ist nicht einmal fehlerfrei verifizirt. Wahre poetische Momente hat sie gar nicht. — So schließen wir auch diese Anzeige mit dem Wunsche, daß, wenn das „Kosmorama“ viele Käufer findet, die folgenden Lieferungen den gemachten Verheißungen besser entsprechen mögen als die vorliegenden!

Literarische Notiz.

Der Jugendfreund, redigirt von E. F. Hod. Unter den seit einiger Zeit in Wien neu erscheinenden Zeitschriften verdient der von Dr. Hod herausgegebene „Jugendfreund“ (im Verlag bei Leopold Grund) die Aufmerksamkeit eines größern Publicums in Anspruch zu nehmen, als dem bis jetzt wol wenig aus dem Reichthum Wiens herausgewonnenen, von den besten sündentamen Schriftstellern gesforderten Journal zu Theil geworden scheint. Er ist schon deshalb eine anerkanntwerthe Erscheinung in seiner Heimat, weil es, als Ausnahme von den meisten österreichischen Zeitschriften, nur Originalaufsätze liefert, während sich die dortige Journallit so zu verhalten, ziemlich naiv von gesammelten Blättern aus fremden Gärten zu nähren versteht. In den vor und liegenden Heften des (ausführlich vom Ritter Seyfried redigirten) „Jugendfreundes“ finden wir Mittheilungen von J. G. Weith, Pabst, J. G. Seidl, G. H. Huber, K. Schumacher, J. G. Bozel, E. Schimani, dem Herausgeber und Andern; in der mannichfachen Iyrischen, dramatischen, erzählenden und unterrichtenden Form; und das Blatt kann in seiner ganzen Einrichtung als Muster einer Jugendzeitung, wie sie so oft gewünscht und selten mit glücklichem Erfolge versucht worden, angesehen werden. Dabei unterhält das Journal ein gewisses Verhältniß mit seinen jungen Lesern, indem es an dieselben Aufgaben zur Beantwortung (nicht bloß Rathelfragen, sondern auch literarische und wissenschaftliche) richtet und die gelungensten Lösungen, die mit einer ausgefegten Bührerprämie belohnt werden, in folgenden Nummern abdruckt. Der Redacteur selbst, Dr. E. F. Hod, hat sich schon früher durch seine unter dem Titel: „Gehirnrotz“, herausgegebenen Zeitgemälde als einen der geistreichsten Köpfe seines Vaterlandes bekannt gemacht.

Freitag,

— Nr. 17. —

17. Januar 1834.

Leben und Studien Friedrich August Wolfs, des Philologen. Von Wilhelm Körte. Zwei Theile. Essen, Bader. 1833. Gr. 8. 3 Thlr.

Philologen leben meistens für sich, dann auch für ihre Schüler, wenig für die weitere Welt von Lesern und gebildeten Freunden, es bedarf schon einer Vertiefung in die Schriftsteller des Alterthums, in die classische Sphäre, um zu wärdigen, was Jemand für Berichtigung des Irrthums und Erklärung griechischer, römischer oder orientalischer Werke geleistet. Aber Wolf hat als Lehrer Ruf erlangt, er hat den alten Homer in verschiedenartige Bestandtheile zerlegt und dadurch allgemeinere Aufmerksamkeit gewonnen; denn die Krzer kommen mehr in der Leute Mund als die Rechtgläubigen. Es gibt nämlich gewisse Ideen von Einheit, welche nur widerstrebend mit ihrem Gegentheil vertauscht werden, z. B. Einheit der Kirche, des Glaubens, der Gesetzgebung, der Philosophie, und wer sie zu erschüttern wagt, erregt durch seine Kühnheit Ausrufen. So ist es nun Wolf mit seinen Behauptungen über Homer ergangen, dessen Gesänge viele Jahrhunderte erfreut haben, und nach deren Muster man die Grundzüge und Regeln der epischen Dichtung entwickelte. Daß der Mann auch außerdem kräftig auf die Alterthumswissenschaft eingewirkt, wissen die Kenner, und daß er ein Mann von vielem Geiste gewesen, worin man ihn mit Göthe vergleichen, sagen Alle, die ihn persönlich gekannt, wüßten werden vorliegende Nachrichten über sein Leben, wenn sie auch acht Jahre nach seinem Tode erst erscheinen, eintr über den bloßen Kreis der Philologen hinausgehenden Theilnahme sich erfreuen dürfen.

Gleich vielen Gelehrten und Schriftstellern ist Wolf unter engen Umgebungen geboren, im Dörfchen Hainrode unweit Nordhausen (15. Febr. 1759), der Sohn eines Schulmeisters und Organisten. Sein Vater meinte mit einem halben Duzend Maximen für Frohsinn und Glück des Lebens auszureichen und dachte hierin vielleicht philosophischer als manche Urheber künstlicher Systeme; die Mutter war neben ihrer Verständigkeit als Hausfrau zugleich von emporklimmendem Geiste. Beide sorgten für seine erste Erziehung; der Vater besaß gelehrte Kenntnisse und schnitt für den Sohn vortreffliche Schreibebenen, wodurch Letzterer nie diese Kunst gelernt und deswegen zum

Schreiben weniger aufgelegt geblieben. Unterricht in der Musik fruchtete wenig.

Im sechsten Jahre des Sohnes zogen die Aeltern nach Nordhausen; den Unterricht in alten Sprachen ertheilte das dortige Gymnasium, und schon im ersten Jahre entschied sich Wolf für die gelehrte Laufbahn. Er vertiefte sich hierbei auf Bücher und eignen Fleiß, da die Schule nach dem Tode eines verdienten Lehrers (Hatz) schlechter wurde. Ein Ruffdirector Frankenstein machte ihn mit den neuern Sprachen bekannt. Ueberhaupt sieht man bei dem Jünglinge ein rastloses Streben nach Kenntnissen hervortreten, selbst auf Kosten der körperlichen Gesundheit. Er dachte in spätern Jahren nur mit Schauer daran, daß er in einer weiß ungeheizten Stube eine Nacht um die andere durchwachte, die Füße in Eis mit kaltem Wasser setzte, das ihm erwartende Auge verband, um mit dem andern so lange zu lesen. Glücklicherweise empfand er die Folgen solcher Verleththeit weniger als Andere und behielt, was er las; man erzählte sich in Nordhausen, er habe das ganze griechische Wörterbuch anwendig gelernt. Bücher wurden von allen Seiten zusammengehleppt und die Schulfreuden aufgegeben. Allerdings werden diese solchen Schülern bald entbehrlieh.

In Göttingen (1777) sollte nun das Studium der Philologie sich fortsetzen, und Nordhausens Stipendien machten dies möglich. Bücher genug gab es auf der Bibliothek, und man verfaßte mit Freundschaft deren Gebrauch. Weniger freundlich war der Empfang bei Heyne. Es liegt in der Natur akademischer Verhältnisse, daß die Lehrer selten in das ganz individuelle Bedürfnis des Einzelnen eingehen können, sondern mehr für das Allgemeine zu sorgen haben. Besonders mochte die eigenthümliche Weise, wie sich Wolf ausgebildet, zur nähern Kenntnis mehr Aufmerksamkeit erfordern, als ihr der vielbeschäftigte Heyne widmen konnte. Auch mußten die Vorlesungen über Homer einem Zuhörer wie Wolf wol in anderm Lichte erscheinen als den übrigen. Wenn aber Heyne ihn von seinem Proterissimus über Pindar aussetzte, zu welchem nur die Fortgeschrittensten Zugang hätten, so war dies rasch und vortheilhaft. Wolf kam zur Verachtung des Collegenhörens und mochte wol gesagt haben, man könne aus den Heyne'schen Vorlesungen nichts lernen; auch trat er nicht in das philologische Seminarium, selbst nachdem

er dazu aufgefordert worden. Waren doch dem castlos Studierenden am Ende des Jahres sieben bis achthundert Bände von der Bibliothek durch die Hände gegangen! Uebermäßige Anstrengung macht ihn krank, und er muß zur Erholung auf einige Zeit nach Hause.

Wenn Heyne bei solchen Verhältnissen den Jüngling zur Collaboratorstelle am Pädagogium in Jisfeld vorschlug, so ist es nicht notwendig, dabei den Zweck der Entfernung Wolfs von Göttingen vorauszusetzen, wie der Herausgeber (S. 67) andeutet, sondern die Ueberzeugung von Nichtigkeit konnte vorherrschen, obwohl Wolf das Seminarium nicht besuchte und im engern Sinne kein Schüler des berühmten Lehrers gewesen. Dem Mittellofen kam der Vorschlag bei Ablauf der Universitätsjahre sehr gelegen, und wir finden ihn seit 1779 in Jisfeld. Ein junger Lehrer von 20 Jahren, umgeben von meistens ältern Schülern. Während seiner Vorlesungen und fortgesetzten Studien entwickelten sich bestimmter seine eigenthümlichen Gedanken über Homer, die er inzwischem verband und nur das Perikömmliche mittheilte, gleichwie theologische Kezer aus begrifflicher Scheu ihre Ansichten verbergen. Sicher genug mußte er seines Faches sein, da er auf Ankündigung in den Zeitungen nach Osterode reiste und dort ohne Vorbereitung über aufgebundene Gegenstände öffentliche Vorlesungen hielt. Man wählte ihn zum Rector. Damals (1782) erschien seine Erstlingschrift über Platon's „Sastmahl“, und zwar gegen damalige Gewohnheit mit deutscher Vorrede, Inhaltsübersicht und deutschen Anmerkungen. Sie verschaffte ihm bald den Ruf nach Halle (1783). Hier wurden seine Vorlesungen anfangs wenig besucht. Man betrachtete die philologischen Studien nur als eine Zugabe der Theologie und Jurisprudenz. Wolf stiftete ein philologisches Seminarium, gewann einzelne Jünglinge und hernach viel Ansehen und Beifall. Er machte das Lehren zur Aufgabe seines Lebens, beschränkte sich freilich auf die Erklärung einzelner Classiker, sondern suchte das ganze Alterthum und dessen Literatur encyclopädisch zu umfassen, was bei der damaligen pädagogischen Abneigung gegen Sprach- und Alterthumskennntnisse dringendes Bedürfnis war. Das Studium der Philologie — bis dahin ein Aggregat von Sprachkenntnissen und antiquarischen Notizen — ward durch seine Bestrebungen ein organisches Ganzes unter dem Namen der Alterthumswissenschaft. Freilich waren nur die Griechen und Römer als zu eigentlich gelehrter Cultur fortgeschrittene Völker gemeint. Wiederholt ward von ihm darauf hingewiesen, die Alten hätten keine Proskudien gekannt, hätten mehr selbst zu denken und zu erfinden, als Gedachtes und Erfundenes zu lernen gehabt. Was er in seinen Vorlesungen über dies Alles in oft veränderter Weise mittheilte, sollte in einem Werke, unter dem Titel: „Encyclopädie der Alterthumswissenschaft“, erscheinen, ist aber nur durch seine Zuhörer im Druck erschienen.

Aus den übrigen Nachrichten von dem Leben des thätigen, kenntnißreichen Mannes, die besonders den Philologen und Universitätslehrer näher bezeichnen, wollen wir

für unsere Leser nur seines Streites über Homer, (sind spätern Verhältnisse in Berlin und seiner häuslichen Umgebungen gedenken. Die Waisenhausbuchhandlung in Halle wollte ihn ihm eine neue Schulausgabe der Homer'schen Werke, der er sich mit Eifer unterzog und zur Reife schaffte von seinem Verfassen Protegonna schrieb. Hier traten nun die lange schon gehegten und durch allerlei Gründe befestigten abweichenden Meinungen (Kezerien) von Entstehung der Homer'schen Gedichte hervor. „Ilias“ und „Odyssee“ sind nicht von einem und demselben Verfasser, jene ist älter, diese wenigstens hundert Jahre jünger; selbst keines von beiden Gedichten hat einen und denselben Verfasser, sondern ist zusammengesetzt aus einzelnen Rhapsodien, die theils von Homer, theils von andern Sängern desselben Geistes herrühren und erst später zu verschiedenen Zeiten zu einem kunstreichen Ganzen schriftlich zusammengefügt wurden. Dies tritt wider die allgemein gewordene Annahme und mußte Segner finden. Wilhelm von Humboldt und Göthe würdten sogleich vielfältig aufgeregt und für die Ansicht gewonnen; Schiller schien der Gedanke barbarisch, und Göthe selbst wandte sich in seinen letzten Jahren wieder zum alten Glauben. Herder in einem anonymen Aufsatz wollte schon längst solche Zweifel an Homer's Einheit gehegt haben. Wolf fand sich verlegt und erklärte sich bitter über den Verfasser. Garve schrieb ängstlich, Wolf altgläubig; die Schlegel benutzten den Fund und machten davon Anwendung in andern literarischen Gebieten. Heyne in den „Göttingischen Anzeigen“ wies auf Willkür (dieser Mann verwarf ganz die Wolf'sche Hypothese) als ersten Urheber der Ansicht zurück und wollte seit dreißig Jahren sich schon mit einer gewissen Vorstellungsart herumgetragen haben, die mit Wolf in sehr Vielem übereinstimme. Letzterer also konnte den Ideengang und die Resultate seiner Untersuchung von ihm entlehnt haben. Darüber erschienen Wolf's Briefe an Heyne im Journal „Deutschland“ (1796). Das gute Einverständnis Weider blieb gekört. Einen entschiedenen Begleiter, der etwa durch neue Gründe und auf eignen Wege sich angeschlossen, fand Wolf nicht. Auch im Auslande erschall man über den Pyrrhonismus, welcher sich späterhin auch auf einige Reden des Cicero erstreckte. Desto besser wirkte das Streiten und Befechden auf seinen Ruhm; Vocationen nach Leyden, Kopenhagen, München wurden ausgeschlagen und die Lage in Halle (Gehalt von 3000 Thalern) verbessert.

(Der Beschluß folgt.)

Parcial. Rittergedicht von Wolfram von Eschenbach. Im Auszuge mitgetheilt von San-Marco. Magdeburg, Creuz. 1833. 8. 21 St.

Die Ergänznisse deutscher Dichtkunst aus der Ritterzeit sind in den letzten Jahrzehenden gleichsam erst entdeckt worden, und die gelehrte Welt hat daher noch nicht Zeit gehabt, sich ein allgemeines Urtheil über den Werth dieser Gedichte zu bilden. Es ist natürlich und verzeihlich, daß Diejenigen, welche sich vorzugsweise mit dieser Literatur beschäftigen und den hohen Werth derselben von der Menge verkannt sehen, in ihren Lobpreisungen

etwas zu weit gehen und namentlich durch den posaunenartigen Ton derselben sich der Uebertriebung verdächtig machen. Etwas milder vergänglich, aber freilich auch sehr erklärlich ist es, daß Menschen, welche kaum eines der größern altdeutschen Gedichte sichtlich gelesen haben, den Werth dieser gesammten Literatur durch verächtliche Seitenblicke gelegentlich herabzusetzen versuchen. Die Anhänger dieser Gedichte sind vorzugsweise unbedachtlich in Vergleichen. Auch der Verf. des vorliegenden Auszuges versichert uns S. IX, „er sehe nicht an, den „Parcival“ im Reichthum der Phantasie und Knutheit des Witzes dem Ariosto und im Tiefinn dem Dante dreist an die Seite zu stellen.“ Diese Vergleichung taugt schon deshalb nicht, weil sie viel zu allgemein gehalten ist. Die Ausdrücke: „Reichthum der Phantasie“ und „Tiefinn“, sind so unbestimmt und so vieldeutig, daß Jeder gradezu darunter versteht, was er will. Man sollte bei Vergleichen dieser Art wenigstens Inhalt und Form unterscheiden. In Beziehung auf weltgeschichtliche Wichtigkeit des Inhalts können die in Rede stehenden Gedichte allerdings allen andern Kunstproducten gleichgestellt werden. Der Geist ihrer Zeit nämlich, welcher der Gegenstand jedes Gedichtes ist oder sein soll, kommt hier so bestimmt und so vollständig zur Anschauung, wie nur irgend eine andere Zeit sich in ihren Kunstwerken ersten Ranges abspiegeln kann. Dagegen die Kunstform dieser Gedichte ist allerdings minder kunstvoll und ausgebildet als die vieler andern und zwar namentlich mehrer aus dem 15. und 16. Jahrhundert. Die Vergleichung mit den fast gleichzeitigen Italienern ist eben wegen dieser Gleichzeitigkeit schon possibler, obgleich unser Verf. grade dadurch, daß er seinen Dichter dem Dante gleichstellt, großen Anstoß erregen dürfte. Dante nämlich genießt, so wenig er gelesen wird, doch bei Demen, die ihn lesen, eine nach meiner Ansicht übertriebene Verehrung. Ich für mein Theil halte unter den drei herrlichen Italienern aus der Ritterzeit, Dante, Petrarca und Boccaccio, nicht den ersten, sondern den letzten für den größten, obgleich ich es sehr erklärlich finde, daß die rauhe Größe Dante's vielen mehr imponirt als die vielgestaltige und oft in einer keineswegs idealen Form sich bewegende Genialität Boccaccio's. Unter den deutschen Dichtern aus dieser Zeit werden, wenn man sie erst besser kennen wird, wahrscheinlich ebenfalls drei oder vier als die beweistern vorzüglichsten anerkannt und den genannten drei Italienern allerdings an die Seite gestellt werden. Unter diesen von der öffentlichen Meinung noch zu erkennenden Hauptern werden alsdann freilich sehr wahrscheinlich Wolfram von Eschenbach und der Verf. des Nibelungenliedes sich befinden. Von letzterem Gedichte versichert Hr. San-Marco, es stehe dem Parcival „in schäner Form und Rundung des Ganzen“ nach. Soll man unter Rundung des Ganzen die Innigkeit der Beziehung unter den einzelnen Theilen des Gedichtes verstehen, so ist jene Behauptung gradezu falsch. Denn die Theile des „Parcival“ sind in der That viel lockerer verknüpft als die des Nibelungenliedes, und letzteres würde entschieden dem erstern vorzuziehen sein, wegen nicht anders eigenenthümliche Reize jene höhere Einheit aufwogen. Das übrigens Hr. San-Marco überhaupt der Meinung ist, der „Parcival“ werde sich „höhere Bewunderung als das Nibelungenlied“ erworben, ist sehr erklärlich; denn mit jenem Gedichte hat er sich viel beschäftigt (eine Uebersetzung desselben soll der Vollendung nahe sein), mit diesem dagegen wahrscheinlich weniger, und Gegenstände, welche uns nahe liegen, erschweren uns bekanntlich größer als gleich groß, aber entferntere. Ueberdies ist der „Parcival“ reich an glänzenden Einzelheiten als das Nibelungenlied, welches in gleichmäßigerer Prosa, mehr einem ostlichen Gedichte vergleichbar, ruhig dahinströmt. Einzelne Charaktere im „Parcival“ sind von so ruhender Knutheit, wie sie im Nibelungenliede freilich nicht gefunden werden. Um diese Vorzüge zu erkennen, bedarf es nicht des Blickes über das Ganze, welcher für den Genuß jenes andern Gedichtes unentbehrlich ist.

Wie dem aber auch sei, so ist das vorliegende Gedicht ohne Zweifel ein würdiges Gegenstück zum Nibelungenliede, ja ich

möchte sagen eine Ergänzung desselben. Letzteres Gedicht nämlich stellt uns den Geist des Ritterthumes von seiner weltlichen Seite dar, der Parcival dagegen von der religiösen. Leidenschaftliches Begehren, Streben nach Ehre und Ruhm, und die Bedingungen dieses Ruhmes, treue Erfüllung der Ritterpflicht und Bewahrung der Mannhaftigkeit selbst im äußersten Elende, das sind die Gegenstände des Nibelungenliedes; hier findet sich zwar dieses Alles auch, aber nicht als Hauptsache, vielmehr als Hintergrund und als das Unangenehme. Dies Gedicht ist die Entwicklungsgeschichte eines Charakters, welcher neben den übrigen Eigenschaften eines guten Ritters ein tiefes Gemüth und einen nachdenklichen Sinn hat als die Nibelungenhelden. Wie dieser Charakter zuerst in seiner Unbekanntheit mit der Welt und in der übermäßig gewissenhaften Erfüllung unverständlicher Vorschriften gradezu lächerlich erscheint, wie er sodann zwar zu einer gewissen Selbständigkeit des Bewusstseins erwacht, aber zunächst zu einer unheilbringenden, indem er, bitter getränkt, an sich selber und an Gott verzweifelt, und endlich wie er später dennoch zum Heile, zur Einheit mit sich selbst hindurchdringt: das sind die Hauptmomente des Gedichtes.

Der Verf. des Auszuges gibt als die Tendenz des Gedichtes Folgendes an: „Parcival erlangt die höchste Glückseligkeit auf Erden, welche nach der Ansicht des Mittelalters in dem Königthum des heiligen Grals zur äußern Erscheinung kommt und durch das errungene, unbedingte und unerschütterliche Gottvertrauen; somit ist uns in der Erzählung des Heldenjünglings Parcival die Erziehung der ganzen Menschheit zur immer mehr sich läuternden Keinheit und Gottähnlichkeit gegeben.“

Man kann sich nicht klager und unbestimmter ausdrücken. Bei der Redensart, daß die höchste Glückseligkeit auf Erden nach der Ansicht des Mittelalters in dem Königthum des heiligen Grals zur äußern Erscheinung komme, hat der Verf. sich hoffentlich gar nicht oder etwas Anderes gedacht, als die Worte sagen; denn diese enthalten eine zu grobe Ungenauigkeit, als daß Jemand sie im Ernste aussprechen könnte. Aber fast ebenso ungerne ist es, als die Tendenz des Gedichtes anzugeben, daß Parcival durch Gottvertrauen zu einer irdischen Glückseligkeit gelange. Diese ist vielmehr ganz Nebensache, wie schon die Worte des Gedichtes Jedermann überzeugen muß. Der wahre Schatz, um dessen Erlangung es sich hier handelt, ist vielmehr dieses Gottvertrauen selbst, und jene irdische Glückseligkeit ist ein rein äußerliches, Zufälliges.

In derselben Weise wie die bisher angeführten Stellen ist nun aber die ganze Vorrede des Hrn. San-Marco abgefaßt, und es ist daher nicht zu hoffen, daß derselbe in der ausführlicheren Abhandlung über den „Parcival“, welche verprochen wird, bedeutenden Aufschluß über die Natur des Gedichtes geben werde. Es ist überhaupt zu beklagen, daß der in Rede stehende Zweig der Literatur bis jetzt nur wenige Pfleger gefunden hat, deren Kenntnisse und Talente sich über das Gebiet der Grammatik hinauserstrecken. Mit einem unbestimmten Gefühl von dem Werthe dieser Gedichte, welches dann durch allgemeine enthusiastische Redensarten geäußert wird, ist wenig oder nichts ausgerichtet. Vielmehr gehört ein ernstes und anhaltendes Forschen über die Natur der Kunst überhaupt und eine ausgebreitete Bekanntheit mit der Geschichte aller Völker und Zeiten dazu, um die Stellung, welche diese Gedichte im Verhältniß zu verwandten Erscheinungen einnehmen, und ihre besondern Beziehungen untereinander zu würdigen. Die hierzu erforderlichen Studien hat nun aber unser Verf. entweder nicht angestellt, oder sie haben nicht den erwarteten Erfolg gehabt. Denn der tiefere Blick in die Eigenenthümlichkeit der in Rede stehenden Gegenstände geht ihm durchaus ab.

Der Auszug selbst ist im Ganzen verständlich und mit richtigem Sinne abgefaßt; aber auch hier fehlt uns die unbestimmte Deutlichkeit des Verf., sobald er irgend eine allgemeine Reflexion anstellt. Unter Andern sagt er am Schluß des ersten Theils des Gedichtes: „Mit Meisterhand rundet sich hier der erste Theil des Gedichtes ab; die so einfach mit Parcival's Geburt

im Walde beginnende Erzählung hat sich in vielfach verschlungenen Fäden getheilt; aber auf einen Punkt zusammengeführt, haben die gekürzten Aenten sich glücklich beieinander geliebt; doch die Bottschaften Kundschaft und Ringelreue trafen die Fäden wieder auseinander nach den verschiedensten Seiten, und es that sich eine neue reiche Welt der wunderbaren Abenteuer auf. Ein zweiter Heib, Gapan, tritt neben Partival in den Vordergrund, allein nur um diesem zur Hilfe zu dienen und die höhere Dichtung desselben in ein helleres Licht zu setzen."

Wir haben hier fast nichts als ein ganz unbestimmtes Bild von verschlungenen Fäden, und das Gefühl, daß ein zweiter Heib jetzt auftritt, dessen eigentliche Bedeutung dem Verf. nur sehr undeutlich vorschwebt, so zwar, daß er das Erscheinen dieses zweiten Heibes fast für eine poetische Lizenz zu halten scheint, während dasselbe, bestimmter aufgefodt, eine der wesentlichsten Eigentümlichkeiten des Gedichtes ist.

Die mitgetheilten Uebersetzungsproben sind in demselben Geiste abgefaßt wie die Vorrede, und es ist daher nicht anzunehmen, daß diese Uebersetzung, wenn sie noch erscheinen sollte, das Urtheil des größern Publicums sehr für das Gedicht gewinnen würde. Diese Uebersetzung nämlich, insofern sie hier mitgetheilt wird, ist meist eine weitläufige Paraphrase, welche den eigenthümlichen Ton des Gedichtes in ein modernes, wasserreiches Raisonniren umsetzt und sogar den grammatischen Sinn verfehlt. Ich will hier nur zwei Stellen ausheben, um einen Begriff zu geben, wie leicht es der Verf. sich gemacht hat. Die Stelle:

33. auch erkannte ich nie so wien man
ern mochte gerne künde han,
welher sture diu maere gerat
und waz si guoter lere wernt,
daran si nimmer des verzaget
40. beidiu si vliehent unde jagent,
si entweichent unde kereent,
si lasterent unde ereent.
swer mit disen schangen allen kan
an dem hat witze wol getan,
45. der sich nicht versetzt noch vergët,
und sich anders wol verstët.

wird also übersetzt:

33. Keinen Verständigen weiß ich zu nennen,
Der nicht mit Leichtgläubigkeit erkannt,
Wohin denn streuet mein Gedicht,
Und was es gibt an guter Lehre,
Die ihm in keiner Weise gebracht. —
40. Habt Art, wie es sich wende und lehre,
Grab' hingehet und sich wider verflücht,
Wie es lähere, wie es ehre. —
Wer dies alles wohl fassen kann,
An dem hat Weisheit wohl gethan.
45. Ist sonst er verlesen nicht oder verlesen,
Und mit sich selbst auf treuen Wegen.

In dieser Uebersetzung widersprechen die Verse 33 und 36 den Versen 43 und 44. Denn in den ersten beiden Versen wird das Gedicht als sehr leicht, in den spätern als sehr schwer zu verstehen bezeichnet. Im Original dagegen ist kein Widerspruch, denn dort heißt es an beiden Orten, daß das Verständniß des Gedichtes schwierig ist. Denn der Sinn der Verse 33 und 36 ist: Ich traue keinem so weisen Mann, der nicht wohl thäte, sich von mir sagen zu lassen u. s. w. — Ferner ist zwischen den Versen 39 und 40 falsch interpunctirt, und die Verse 40 fg. in durchaus falschem Sinne genommen. Der Sinn der Verse 39 — 42 ist nämlich: Das Gedicht bietet überall gute Lehre, was immer für Begehrtheiten in einzelnen Stellen desselben mögen erzählt werden. — Die Verse 45 und 46 sind allerdings einer doppelten Auslegung fähig, und ich will nicht entscheiden, welche die richtige sei. Die Uebersetzung des Hrn. Sans-Marte ist aber schon deshalb falsch, weil sie keinen Sinn gibt. Wer nichts versteht, verstehe ich sie nicht.

Die zweite Stelle ist B. 80 — 85.

80. du er wipheit rehte tuot,
dane sol ich varre pröeren niht,
noch ir herzen dach, das man siht.
ist si inrehalp der brust bewart,
so ist werder pris dā niht verschart.

Diese Stelle wird so übersetzt:

Der edeln Frauen wahren Werth
Von reiner Weiblichkeit genährt,
Darf nach der Farb' ich schäden nicht
Die lieblich moit ihr Angesicht,
Noch nach der Wohlgehalt des Leibes
Die umkleidet das Herz des Welbes;
Doch ist er ihr tief im Busen bewahrt,
Nicht hohes Lob ihr ungelpart.

Hier ist zuerst die fade, wässerige Phrasologie zu rügen, in welche die einfach undfangenen Ausdrücke des Dichters umgesetzt sind. Wenn man die modernen Redensarten von wahren Werthe, reiner Weiblichkeit und lieblich gemalten Angesichtern in den altdeutschen Gesängen wiederfände, denn möchte ich Niemand schelten, der sie für abgeschmackt erklärte. Sodann hat sich mit Hülfe dieses Phrasenschwunges eine Sinnwidrigkeit eingeschlichen. Denn der Dichter meint mit seinem varre keineswegs eine liebliche, sondern vielmehr eine unliebliche Farbe. Denn: „eine treffliche Frau soll nicht nach der Farbe beurtheilt werden“, kann doch nur so viel heißen als: sie soll nicht geringgeschätzt werden, wenn auch ihr Aeußeres unscheinbar ist. Wäre von einer trefflichen Frau die Rede, die zugleich ein „lieblich gemaltes“ Angesicht hätte, so wäre es thöricht, kann noch etwas härter, daß sie nicht nach dem Aeußern beurtheilt werden sollte.

Zedenfalls dürfte hiernach zu wünschen sein, daß Hr. Sans-Marte, ehe er seine Uebersetzung erscheinen läßt, sie noch einmal fleißig durchsehe, um wenigstens den größten Mängeln derselben abzuhelfen. 6.

Notizen.

Ein Verzeichniß der jetzt in dänischer Sprache erscheinenden Zeitschriften im „Aarsbøger for Litteratur“, zählt deren vierzig auf, wobei die außer Kopenhagen herauskommenden politischen Blätter noch fehlen. Es befinden sich darunter fünf theologische, vier medicinische, incl. einer homöopathischen, eine juristische, historische und geographische u. s. w., sowie mehre kritische und Unterhaltungsblätter.

„Die Familie Sture, oder das Blutbad in Stockholm“, von Sophie May, ist ins Dänische übersetzt worden.

In dem Bericht der im Mai 1853 von Parlament bestellten Commission zur Untersuchung der Zweckmäßigkeit der bestehenden Impfanstalt finden sich folgende Angaben über die Wirkksamkeit der Vaccination. In den londoner Kirchspielen within the bills of mortality belief sich durchschnittlich die jährliche Sterblichkeite in den Jahren

1770 — 80	auf 21,591;	dabei Todesfälle an Blattern	2204,
1780 — 90	„ 19,517;	„	1712,
1790 — 1800	„ 19,177;	„	1768,
1800 — 10	„ 18,891;	„	1874,
1810 — 20	„ 19,061;	„	233,
1820 — 30	„ 20,680;	„	716,

in den drei Jahren bis

1832 auf 25,196; 554.
Der Arzt des Blatternkrankenhauses in London, Dr. Gregory, hat beobachtet, daß von 1785 Pockenkranken, die in den letzten sieben Jahren verpflegt wurden, 619 geimpft waren. Von diesen Geimpften starben nur 40, von den 1166 ungeimpften 80.
über 424.

Leben und Studien Friedr. Aug. Wolf's, des Philologen. Von Wilhelm Körte. Zwei Theile.

(Bechluss aus Nr. 17.)

Preußens Unglück im Jahr 1806 traf ganz besonders die Universität Halle, welche zum westfälischen Reiche gezogen und dann aufgehoben wurde. Kurz zuvor war Wolf auf vierzehn Tage nach Berlin gereist und blieb nun länger daselbst, um als ordentliches Mitglied der Akademie der Wissenschaften thätig zu sein. Hier entstand ihm der Gedanke, an die Stelle der für Preußen verlorenen Hochschule zu Halle ein neues allgemeines Lehrinstitut in Berlin zu errichten und mit der Akademie der Wissenschaften daselbst in angemessene Verbindung zu setzen. Bereitwillig kam das Ministerium dem Vorschlage entgegen, und Wolf sollte in dieselben Verhältnisse treten, worin er sich bei der Universität Halle befunden. Durch die damalige Lage des preussischen Staates verzögerte sich die Ausführung, und Wolf gerieth in Verlegenheit durch unordentliche Auszahlung des Gehalts. Dazu war ihm der Lärm in Berlin sehr unangenehm. Fahren auf der Straße, das Schmettern der Trompeten der Reiterwache, die Reiter mit ihren nägelbeschlagenen Holzschuhen auf dem Pflaster, das Pfeifen der Schuckbrunnen, Ross und Mann vor dem Hause, das Commandogeschrei, Feuerlärm in der Nacht störten ihn von Außen. Im Hause aber, wo man wegen der dünnen Wände Alles hörte, geriethen des Morgens 19—20 Betene in Bewegung und hielten Wettlauf über seinen Zimmern, eine Citharistin sang und spielte vierteljährlich immer ein und dasselbe Stück, des Wirths Kinder ließen sich vernehmen; unter ihm war ein Kaffeehaus, wo monatlich einige Male getanzt wurde. Als man ihn fragte, ob er denn wirklich so schlecht wohne, antwortete Wolf: „Ich wohne eigentlich gar nicht“. Man suchte ihn indes auf alle Weise zu halten und ernannte ihn zum Director der wissenschaftlichen Deputation in der Section für den öffentlichen Unterricht. Hier zeigte sich seine Thätigkeit den Geschäftsmännern nicht eben erwünscht, denn — sagt der Herausgeber — „ihm fehlte durchaus alles Geschick, aller Einn, alle Geduld für die lange Bank, auf welcher die Sachen durch die Geschäftigkeit nur gar zu lange unnütz hin und her geschäftet werden“. Darum erklärte er bald: ihm erlaube seine Gesundheit nicht, sich auf die Geschäfte einzulassen, dagegen

erbreite er sich, als außerordentliches Mitglied der wissenschaftlichen Deputation thätig zu bleiben. Selbst dieses sagte ihm am Ende nicht zu, weil er auf Selbsterheben und Höheres gerechnet haben mochte, ja, er fand sich fremdet, als man in das Lectorenverzeichnis der hiesigen Universität ihn unter die ordentlichen Professoren einreihete. Er wollte in der Eigenschaft eines Mitgliedes der Akademie der Wissenschaften lesen. Da man ihn dennoch verbindlich machte, gleich einem ordentlichen Professor regelmäßig Collegia vorzutragen, ward sein Verhältniß zur Universität getrübt. Gleichwohl war er mit den neuen Statuten der königlichen Akademie der Wissenschaften unzufrieden und ward von dieser statt eines ordentlichen Mitgliedes zum Ehrenmitgliede erklärt. Aus Unlust hiesüber, und weil „das vorgerückte Alter ihn oft das Bedürfniß längerer Erholung fühlen ließ, las er nach und nach sehr unregelmäßig, häufig auch durch wiederkehrendes Unwohlsein an der gewohnten Thätigkeit gehindert“. Der Glanz seiner Wirksamkeit in Halle war verschwunden. Was er sei und vermöge, zeigt seine in Berlin erschienene geistreiche Uebersetzung der „Wolken“ des Aristophanes. Die Herausgabe der Platon'schen Werke brachte bitteren Janz mit Heindorf, Buttman und andern Philosophen. Andere literarische Pläne wurden nicht ausgeführt, Reisen aber im letzten Jahrzehend seines Lebens fleißig unternommen. Seit einer Krankheit im J. 1822 hatte Wolf nie wieder das volle Gefühl der Gesundheit, beobachtete wenig die Diätvorschriften der Aerzte und las medicinische Bücher. Im J. 1824 sollte ein milderes Klima aufgesucht und in Nizza gebadet werden. Die beschwerlichen Tagesreisen hatten ihn schon in Lyon sehr angegriffen und kränker gemacht; in Marseille befand er sich übel und litt besonders durch den geräuschvollen Gasthof, mehr noch durch kühlende, unregelmäßige, schwächende Nahrungswelse. Er starb am 8. August Abends in den Armen eines treuen Arztes, der darüber nach Weimar berichtete: „Ich schätze mich glücklich, einen Gelehrten mit solcher Würde sterben gesehen zu haben, und so möchte auch ich sterben.“

Zur häuslichen Einrichtung gelangte der Mann in Osterode durch seine Vermählung mit Sophie Hüpeden, der Tochter des Justizamtmanns in Neustadt. Bei Gelegenheit einer frühern Jugendliebe bemerkt der Biograph:

„Hätte Wolf's Schicksal es so gefügt, so hätte er an der Geliebten eine treue Gehülfin seiner Studien gehabt.“ (Sie starb an der Auspehrung.) Frau Sophie muß demnach eine solche Gehülfin nicht gewesen sein. Aber sie war schön, stand im besten Rufe, fühlte den Mangel an Gelegenheit zur Bildung, weil der Vater ihr nur Bücher über das Erbkunftsrecht in die Hände gab, besaß einiges Vermögen, und Wolf liebte sie sehr. „Geistreichen Männern wie Frauen ist es eigen, den Geliebten die höchsten Reize anzudichten und sie zu sich hinaufzubilden.“ Um das Hauswesen bestimmmerte sich Wolf nicht; Kostgänger wurden nicht angenommen; was zum reichlichen Leben notwendig war, schoß gern und scrupulös die Frau zu. Ein Sohn ward geboren, und Wolf wollte das Kind fast immer vor Augen sehen. Drei Töchter folgten, und Wolf beschäftigte sich ernstlich mit der Erziehung. Während der ersten zehn Jahre (eine treffliche Zeit) war das eheliche Verhältnis fast ungetrübt. Nun aber wird folgendergestalt erzählt: Durch die kurz aufeinanderfolgenden Wochentbetten war die schöne Frau, überdies älter als Wolf und von jartem Körperbau, früh verblüht; doch war sie im Ganzen, was man eine gute Frau nennt, und er hatte keine Ursache zur Unzufriedenheit. Sie hatte selbst gewisse Tugenden für einen Mann, benn Gelehrsamkeit mehr galt als die Frau, und der von letzterer blos die Lebensbequemlichkeit erwartete, die zur Abwartung von jener notwendig ist. Sie war eine tolle Schönheit und ohne starke Reize, würde dem Mann wegen ihres Buchs gern Erlaubniß gegeben haben, sich auf ein Jahr von Tisch und Bett zu scheiden; sie liebte das Geld nicht so sehr, um über Bücherankauf zu schmälern. So bedeutende Vorzüge reichten nicht hin, ihr ein dauerndes Lebensglück zu schaffen; sie war einerseits nicht geistreich genug und andererseits zu willenslos, um dasjenige Ansehen zu gewinnen, wodurch sie seine Achtung hätte erzwingen können. Was seine Liebe herabstimmen mußte, war ein Geist des Widerspruchs, mindere Sorgfalt für häusliche Dinge und äußere Sauberkeit; die Kunst des geordneten Haushalts war ihr fremd, geliebt ward er von ihr wol, aber nicht wohl; sie quälte ihn, freilich nicht ohne Grund und Ursache, mit lästiger Nachgeberei; in früheren Jahren war er in viele Arbeiten vertieft, späterhin ward ihm ein solches Leben durch die gegenseitig täglich genährte Bitterkeit unerträglich. — Wolf trennte sich also von seiner Frau im J. 1802 nach gegenseitig freier Uebereinkunft, indem sie die älteste und jüngste Tochter mitnahm, während er die mittlere (der Sohn war gestorben) bei sich behielt. Da nun die wirklich ehrenwerthe Frau der Achtung nicht blos ihrer Bekannten, sondern selbst auch zum Theil seiner Freunde gewoß, so ward ihm die Trennung von ihr sehr verargt. Die näher unterrichteten Freunde konnten aber nicht anders als den Schritt billigen, da sie sahen, wie der treffliche Mann die ihm zu seiner großartigen Thätigkeit so nöthige innere und äußere Ruhe immer mehr verlor, immer vergeblicher sich abmühend, ein gutes Verhältnis wiederherzustellen. — Diese Erzählung gibt zu manchen Betrachtungen Anlaß.

Ob sehr gelehrte Männer gut thun, zu heirathen, und Frauen ein häusliches Glück mit denselben finden, läßt sich fragen. Wolf ward von sinnlichen Eindrücken beherrscht, deren Stärke nothwendig mit den Jahren abnimmt, und entschiedene Willensfestigkeit — von Mädchen mit andern Namen genannt und als weibliche Tugend nicht eben gerühmt — hätte der Frau helfen mögen. Sagt doch der Biograph: „Kleiner, immer wiederholter Zwist, hervorquellend aus ungleichem Charakter und Betragen, bewirkt in der Ehe leicht unheilbare Abnutzung, wenn nicht gediegene Sittlichkeit, besonders des Mannes, die unzerstörbare Grundlage der Liebe zu einander ist.“ Auch wird eingestanden, es sei mit Wolf schwer zu leben gewesen, er habe Alles von Andern, wenig von sich verlangt, und seine Diener hätten einen schlimmen Stand gehabt. Ueberhaupt, heißt es, war Wolf dem sinnlichen Mien zugethan, nahm meistens die sogenannten Leidenschaften in Schutz als Quellen alles höhern Lebens und Strebens, verschmähte nie die Freuden der Tafel und des Bechers und liebte wol, sich und die Freunde gut angetrunken zu finden. Dergleichen befördert eben nicht die Ruhe des ehelichen Lebens und die dafür erforderliche Zartheit der Bestimmung. Als er nun hinterher die „Schlaglichkeit eines traulichen Hausregiments“ — er hatte also desselben sich zu erfreuen gehabt — bitter vermiste, richteten sich einst wirklich seine Gedanken auf die Signora Giustina Lambroni, welche einen Lehrstuhl in Bologna bekleidete und seine homerischen Prolegomena enthusiastisch verehrte. Da hätte sich Gelehrsamkeit mit Gelehrsamkeit vermählt, und es ist zu bedauern, daß die Verbindung unterblieb, um zu erfahren, ob beide, durch humanistische Studien gebildete Seelen eine wahrhaft humane Ehe durchgeführt haben würden.

Wenn der Vorredner seine biographischen Mittheilungen studirenden Jünglingen besonders empfiehlt, so kann dieses nur sehr bedingungsweise gelten, und er گفته es selber. Wolf's Antiodixare ist kein allgernein zu empfehlendes Muster, wol aber die Kraft, womit er sein Ziel verfolgt; vor den gewaltsamen, der Gesundheit nachtheiligen Anstrengungen seiner Jugend ist zu warnen, und seine Ansprüche bei Gründung der berliner Universität sowie sein häusliches Leben verdienen kein besonderes Lob, noch weniger Nachahmung. Die persönliche Schilderung des Mannes am Ende der Schrift ist im Ganzen getreu, etwas Parties wie bei Demen, die durch sich selbst Alles geworden, war nicht zu verkennen, ebenso wenig eine gewisse cynisch-sorglose Bequemlichkeit; sein Selbstgefühl sprach sich oft stärker aus, als den meisten schwächeren Naturen erträglich scheint. Man hat ihn deswegen wol ehrsüchtig, herrlich, aufgeblasen gescholten, sein Reichthum an Kenntnissen und Wiß konnte dazu verführen. Eine gewisse Selbstzerfallenheit der spätern Jahre ist wahrzunehmen, ihn ergriff zuletzt ein förmlicher Widerwille gegen allen gelehrten Ruhm, dem er doch sein Leben gewidmet, und so bemächtigt sich unserer, wie bei manchen Biographen, auch bei dieser ein elegischer, ja fast tragischer Einbruch, der mit Wahrnehmungen der Unvollkommenheit,

Eitelkeit und Vergänglichkeith aller menschlichen Dinge zusammenfällt.

Stufeppe Bassano, der berühmteste Abenteuerer und Betrüger seines Zeitalters, oder der entlarvte Graf Alexander von Cagliostro. Criminalgeschichte nach den vorzüglichsten Hülfquellen bearbeitet von J. K. von Train. Mit Cagliostro's Bildniß. Neffen, Götsche. 1833. 8. 1 Thlr. 10 Gr.

Criminalgeschichten sind lehrreich, wenn sie eine einzelne durch Evidenz herbeigeführte Verirrung eines sonst gutgearteten Gemüthes schildern. Aber ein Gewebe von Nichtwahrheit, von Betrug und Schmach jeder Art, wie es in dem Leben des berühmten Cagliostro dargestellt wird, ist mehr zurückschreckend und widerwärtig, als belehrend. Dagegen ist in der Biographie dieses Hofswichtes das allerdings nicht bloß merkwürdig, sondern fast unbegreiflich, wie er durch Unfinn, der sich fast für Weisheit ausgab, durch Heuchelei und Täuschnisse etwa 20 Jahre lang ganz Europa betrogen, erleuchtete Männer täuschen und gewinnen, ohne alle andere Mittel, als die frechste Gaunerei künftigen Aufwand treiben und allen Rücksichtungen der Justiz und der Polizeibehörden entgehen konnte. Dies wird nur dadurch erklärlich, daß Cagliostro in einer ebenso entneroten als gedankenlosen Zeit sein Wesen trieb, die, aus ihrer eignen Irthümlichkeit heraus nach Wundern verlangend, stets geneigt war, sich von dem ersten besten Gauner betrogen zu lassen, wann er nur ihrer herrschenden Neigung, der Selbstsucht, zu schmeicheln verstand. In diesen Geist seiner Zeit wendete er sich, indem er bald den Schatzgräber, bald den Wunderhüter, den Propheeten, den Beschwörer, den Magier und Geisterbanner spielte, mit solchem Glück, daß Fürsten, Hofleute, Krieger, Männer von Einsicht, Gelehrte, Damen und Schriftsteller ihm ihre Verehrung und Bewunderung entgegenbrachten. So weit ging der Fanatismus, daß die Frauen Hüter, Ringe, Kränze, die Herren Hüte, Ketten, Kadpfe à la Cagliostro trugen, daß es für einen löthlichen Schmach galt, sein oder seines verworrenen Weibes Bildniß als Meublen auf der Brust zu tragen, daß man ihre Büsten aus Bronze, Marmor und Gyps verfertigen ließ und als Prachtstücke in Palästen und Tempeln aufstellte und ihn den „göttlichen Cagliostro“ nannte; so weit, daß Geister, wie Elise v. d. Redt, Lavater und Schloffer sich zu ihm drängten, sich von dem Tölpel belehrend lassen und dennoch, wie Lavater, schreiben: „Ich möchte Blut weinen, daß eine Gestalt, wie die Natur nur alle Jahrhunderte formt, daß ein solches Product der Natur so sehr mißkannt werden muß!“, oder wie Schloffer, der von ihm wie von einem großen Manne spricht, den nur die Untergangsmenschen unsers kraftlosen Jahrhunderts nicht zu erkennen vermochten. Wie sehr jene Zeit geneigt war, sich betrogen zu lassen, zeigt sich auch darin, daß zu gleicher Zeit drei oder vier Abenteuerer von Cagliostro's Art Glück zu machen im Stande waren; denn außer ihm bewegten St. Germain, Philidor, Casanova und noch Andere die europäische Scene, freilich Keiner von ihnen mit so handgreiflichem Unfinn und so entscheidendem Erfolg als er, bei welchem ihm die noch stöckende Verbindung zwischen den Nationen und die fast allgemeine Künlichkeit der Justiz zu Statten kam.

Wir müssen es unserer Zeit zum Ruhme nachsagen, daß in ihr ein Cagliostro unmöglich sein würde. Denn theils ist die Zwangseligkeit an die Strafe jener Zeit bereits Wunderalbigkeit getreten, theils thun die Völker besser ihre Pflicht als damals, und die höhern Stände der Gesellschaft sind ohne Vergleich klüger und einsichtiger geworden, als sie vor 50 Jahren waren. Unfann und Gaunerei sind auf einen viel engeren Kreis hingewiesen, und auch in dieser Beziehung hat die französische Revolution dem europäischen Mittelalter ein Ende gemacht. Diesen Reigungen seiner Zeit hat der größte Geist in ihr, Voltaire in seinem

„Grosfophta“, einen Spiegel vorgehalten; er, der stets das Klare Auge auf das Leben gerichtet hielt, durchschaute den Betrüger leicht und verwürmte es nicht, wie er ihn sah, ihn den Blicken seiner Zeitgenossen hingastren. Mit dem „Grosfophta“ wie Cagliostro in Deutschland von dem Throne gestürzt, den ihm die Abergläubigkeit erbaut hatte. Später besuchte Voltaire bekanntlich die Familie des Betrügers in Palermo, und sein reizender Bericht von diesem Besuch ist den vorliegenden Bogen angehängt, die vertraulichste Zugabe zu ihnen.

Was diese Bogen selbst betrifft, so enthalten sie wenig, was der Rede werth wäre. Neue und unbekante Sätze aus dem Leben Cagliostro's liefern sie nicht, und das „Conversations-Berlin“ hat dieselben Quellen gekannt, aus welchen der Verf. geschöpft hat. In der Darstellung selbst zeigt sich weder ein eigentümlicher Geist der Auffassung, noch stilistischer Reiz, die Erzählung ist niedrig und schlecht. Als eine Probe von der merkwürdigen Frechheit dieses Betrügers wollen wir seine Zusammenkunft mit Lavater citiren. Lavater reiste nach Strassburg, um die Bekanntheit des Wundermannes zu machen, der hier besonders durch folgendes Erstaunen und Erkennen erregt hatte. Er machte sich anheischig, den Kranken, die zu ihm am Heilungskommen, ihre Krankengeschichte Punkt für Punkt zu erzählen, ohne sie nur einmal zu sehen. Dies ward so bewirkt. Ein verheimlichter Kammerdiener führte die sich Weibchen zu einer Art von Betstuhl in einem entfernten Theil von G.'s Wohnung, wo er sie anwies, vor einem Bilde des Heilandes niederzuknien, zu beten und ihm mit lauter Stimme ihre Leiden zu klagen. Hinter dem Betstuhl war Lorenza, Cagliostro's Weib, verhehrt, die diese Klagen niederschrieb. Dann fragte der Gauner, vielleicht in großer Gesellschaft, ob Kranke da wären, ließ diese einführen, führte ihnen den Rücken und lehnte sich mit dem Kopfe gegen die Wand, welche durchbrochen war, und durch welche Lorenza ihm die Krankengeschichten der Erschienenen zuraunte. Welche Bewunderung für diese, für alle Gegenwärtigen, wenn er ihnen nun Haarklein vorzählte, was sie selbst im Gebet dem Heiland vertraut hatten! — Durch dies gemeine Gaunerstück war G. der Idgott der Strassburger geworden, und Lavater eilte herbei, den begabten Propheeten kennen zu lernen. Er ließ sich bei ihm melden; aber erst nach mehren Tagen ungebildeten Harrens konnte er Zutritt gewinnen. Cagliostro empfing ihn mit abstoßender Kälte. Auf Lavater's ehrfurchtsvolle Anrede erwiderte er mit wegwerfendem Hochmuth in Bild und Miene: „Gut Sie von uns Welchen der Mann, der am besten unterrichtet ist, so brauchen Sie mich nicht; bin ich es, so brauche ich Sie nicht!“ Damit entfernte er sich, ohne ein Wort weiter zu sagen. Am andern Tage schrieb Lavater an ihn: „Woher stammen Ihre Kenntnisse? Wie haben Sie sie erlangt? Worin bestehen sie?“ Cagliostro antwortete:

In verbis —
In herbis —
In lapidibus. —

Und Lavater blieb begabert.

Der Wahn war Cagliostro 1786 durch seine Frechheit und Lorenza's Reize, welche ihre Kunst so weit trieb, daß sein zweiter Richter, Lannay, ein pariser Heiler als ihre Schwelger ehtlichen mußte, glücklich entronnen; allein in Rom erreichte ihn nach einem solchen Wundersstücke der schändlichsten Art bekanntlich die Hölle. Er ward nach vollständiger Uebersührung am 7. April 1791 zum Feuerode verurtheilt; Papp Sixt VI. aber verwandelte diese Strafe in lebenslängliche Gefangenschaft. Er starb 1795 in einem unterirdischen Kerker der Orte S. Leo im Kirchenstaat, und Rom hatte das seltene Verdienst, durch die Bekanntmachung der Untersuchungsacten Europa über diesen gefährlichen Betrüger aufzuklären.

Seiner Stammbaum enthält die Zugabe aus Voltaire's Bericht; Alles aber, was dem Verf. dieses Buches angeht, ist unbedeutend. Casanova's Zusammenreffen mit Cagliostro erzählt die „Krania“ von 1822.

Der wahre Robinson.

Alexander Selkirk, welcher seinen Namen in Selbstumwandlung, war geboren zu Largo, in der Grafschaft Fife im J. 1676. Sein Vater, ein Schiffer behandelte ihn mit einer Strenge, welche durch sein unregelmäßiges Betragen hinlänglich gerechtfertigt war. Es ist bräunlich in Schottland, die jungen Leute, die sich schlecht aufführen, öffentlich in der Kirche zurechtzuweisen. Nach einer solchen kirchlichen Admonition verließ Alexander aus seinem Geburtsorte; er nahm seinen Weg nach einem Gefahren und schiffte sich ein. Der kühne, unerbittliche Charakter, welcher ihm in der Jugend so häufige Strafen zugezogen, war seinem Fortkommen in der Marine hinderlich. Er besetzte und ließ sich unter eine Ceerüberbande im indischen Ocean anwerben; sechs Jahre nach seiner Entweichung kehrte er nach Schottland zurück. Bald ward ihm das Leben auf dem Continente unerträglich, wo sein Charakter ihm täglich neue Leiden zuzog; er kehrte mit Dampf in die Städte zurück. Der Capitain Stralving, welcher das Schiff besah, ging, auf dem Selkirk blante, war geneigt, ihn öfters zu züchtigen, jedoch der Matrose endlich den Entschluß faßte, sich aller Disciplin zu entziehen. Während das Schiff an der Insel Juan Fernandez hielt, verließ sich Selkirk in einem Walde, bis das Schiff absegelte, und lebte ganz allein auf der Insel, wo er vier Jahre und vier Monate zubrachte. Im Jahre 1709 fand ihn der Capitain Rogers daselbst, nahm ihn an Bord und führte ihn nach England, wo Daniel de Foë, Steele und die meisten merkwürdigen Männer seiner Zeit ihn häufig über sein wildes Leben ausfragten. Steele hatte über ihn einen Artikel im „Tatler“ geschrieben. Es waren bereits fünf verschiedene Erzählungen seiner Abenteuer erschienen, als Daniel de Foë, diese rohen Materialien mit seinem Schöpfergeiste befruchtend, „Robinson Crusoe“, eine Art populäre Epopee, daraus schuf. Ein großer, philosophischer Gebante liegt dem Buche zum Grunde: es sind die unerschöpflichen Hülfquellen, die dem Menschen zu Gebote stehen; die nothwendigsterweise erfolgende Rückkehr des Gemüthes zum religiösen Vertrauen, wenn wir uns allein der Natur, d. h. Gott, gegenüber befinden. In welcher Predigt befindet sich eine so bewundernswürdige Moral wie im „Robinson“! In diesem herrlichen Roman, kein Buchhändler in London wollte ihn drucken! Nur auf eifriges Betreiben eines Freundes des Verf. verfaßte sich William Taylor dazu, das Manuscript für 10 Pf. an sich zu bringen. Kaum war das Buch erschienen, so fingen Daniel de Foë's Gegner an sich zu rühren, denn der mutige, redliche, talentvolle Schriftsteller hatte deren viele. Einige zeigten die absurde Behauptung auf, der Verf. habe das Manuscript von Selkirk gekauft; Andere nannten Crusoe einen Don Quixote. Das Volk hingegen verschlang den vielfach angefeindeten Roman. „Es gibt keine alte Frau“, sagt Gilbon, „die nicht ein paar Pennys zurücklegte, in der Hoffnung am Ende des Monats den Robinson kaufen zu können.“ Gilbon war ein Satirendichter und kein Bewunderer de Foë's. — Die Spanier haben einen katholischen Robinson. Die Iraber stellen den Robinson in gleiche Linie mit den besten ihrer eignen Erzählungen; unter dem Titel „Dour-el-Bakoul“ (Die Perle des Oceans) ist Crusoe der Rival Sindbad's und die Freude der Wälder geworden.

Unter den zahlreichen Romanen, welche de Foë in seinen spätern Jahren herausgab, ist kein anderer bekannt geworden; wer hat die Geschichte von Rolf Glanders, die Memoiren des Capitain Carteron, das Leben der Morolane, den Obersten Singleton u. a. m. gelesen? Und alle diese Werke kommen in Betreff des dramatischen Interesses, der Ironie, des Energie der Gemüthe dem „Robinson“ zum wenigsten gleich! Letzter dieser Romane ist beachtenswert, alle tragen die Spuren des Genies. Zu den merkwürdigsten Productionen dieses fruchtbaren Schriftstellers gehört die Geschichte der Pest von London 1665, ein Buch, welches die meisten Kritiker und selbst ein Arzt, Dr.

Webb, als ein authentisches Document betrachtet haben. De Foë war vier Jahre alt, als die Pest zu London ausbrach; es sind also nicht seine eignen Empfindungen, die er schildert; es ist ein selbstgeschaffenes Drama. Ein Sattler von Whitechapel entwirft das schauererregende Gemälde der von der Pest bewährten Stadt, der Straßen, in denen Gras wächst, der Laternen, in denen die Leichen aufhäufen, der Inkruste, welche rufen: „Bringt eure Todten herbei“, der Verdrehten, welche unter diesen Schreckensscenen sich den empörendsten Dingen überlassen. Und das Alles ist so wahr, so nativ, und mit Zahlen und statistischen Sterblichkeitsangaben belegt, daß es dem Leser nimmer in den Sinn kommen würde, es sei bloß eine Dichtung.

Daniel de Foë starb arm und elend; der Unbath seines Sohnes, dem er sein Vermögen abgetreten hatte, und der seine Mutter (de Foë's Gattin) vor seiner Thüre betteln und Hungers sterben ließ, brach dem edeln Geiste das Herz. „Ich habe mich nie beklagt“, schrieb er seinem Freunde Baker; „nichts, seit ich lebe, hat meinen Muth beugen können; nur dieses konnte mich besorgen!“ Die Nachwelt war bisher nicht gerechter gegen ihn als seine Zeitgenossen. „Robinson“ hat eben durch das Glück, das er gemacht, den Verf. verbunkelt, sein Ruhm hat den Ruhm des Dichters verschlungen. Man weiß heutzutage nicht einmal mehr, wie sein Name geschrieben werden muß: ob er sich Foë, De Foë, De Foos oder Foy nannte. Für uns gibt es keinen Foë, sondern bloß einen „Robinson“; es ist wirklich beispiellos in der Literaturgeschichte, daß ein Schriftsteller in seinem eignen Werke verschwunden, daß sein Name in seinem Ruhme verfunken.

Daniel de Foë hat Licht verbreitet über alle Theile des Staatshaushaltes, der innern Polizei, der Regierungswissenschaft, der religiösen Theorien, der Geschichte und der Kunst. — Vor Richardson entwarf er geistreiche Sittengemälde; er hat die erste literarische Zeitschrift in England gegründet, mit ihm beginnt die periodische Literatur, auf welche England mit Recht stolz ist. De Foë war ein großer Philosoph, ein energischer Dichter, ein bereiteter Schriftsteller und ein tugendhafter Mann. Vielleicht hat ihm, um berühmter zu werden, bloß die Heftigkeit und Gewissenlosigkeit Swift's gefehlt, die verläßliche Verantwortlichkeit Dryden's, die Fatuidität Pope's und Addison's stolzer Egoismus. De Foë, ein wahrer Don Quixote des Rechts, beschützte alle Parteien, welche von Unrecht lebten. Er vereinigte die Gutmüthigkeit des Abbé de St. Pierre mit der seinen Ironie des Cervantes und der klaren und ruhigen Beredsamkeit Locke's.

Kein Denkstein schmückt das Grab des großen Mannes. Es existirt keine einzige vollständige Ausgabe seiner Werke; hätte er nicht den „Robinson“, den Liebling des Volkes und der Kinder, geschrieben, so würde wahrscheinlich keine einzige Biographie seiner erwähnen. Die Staatsmänner haben ihn dem Pöbel ausgeliefert, und seine Freunde haben ihn verrathen; sein Sohn hat ihn getödtet, und seine Nebenbuhler haben ihn angeschwärtzt. Die Kinder werden ihn schätzen. 19.

Literarische Notizen.

Schiller's „Geschichte des Abfalls der Niederlande“ ist ins Französische übertragen worden.

Von Roel und Carpentier's „Nouveau dictionnaire des origines, inventions et découvertes dans les arts, les sciences etc.“ erscheint eine neue, um mehr als 800 Artikel vermehrte Ausgabe.

Die Parodien auf Victor Hugo's „Marie Tudor“ hängen sich. Eine derselben heißt „Marie, tu dors“, eine andere „Marie, cris fort“. 43.

Sonntag,

— Nr. 19. —

19. Januar 1834.

Die Freistaaten von Nordamerika. Beobachtungen und praktische Bemerkungen für auswandernde Deutsche von Gust. Edwig, Kaufmann in Philadelphia. Mit Abbildung eines Reiseschiffes. Heidelberg, Grosse. 1833. Gr. 12. 1 Thlr.

Der Herausgeber dieses Buchs, das viel gelesen zu werden verdient, würde die Brauchbarkeit und wichtige Würdigung desselben sehr befördert haben, wenn er nicht unterlassen hätte, einige mit bescheidener Rücksicht sehr vortheilhafte Auskünfte über den Verf. zu ertheilen. Daß er ein Schwabe sei, vernehmlich ein Württemberger, der mit andern Landkenten die Heimat verlassen, um in Nordamerika Glück zu suchen, daß er ein verständiger, treuherrlicher, schwerlich wohlhabender, aber wirtschaftlicher Mann sei, anspruchslos und gegen Beschwerden abgehärtet, englischer Sitte unkundig, mit englischer Sprache nur unvollkommen bekannt, ergibt sich aus dem Laufe eines Tagesbuchs, das er nicht für den Druck, sondern für seine nächsten Bekannten niederschrieb. Wer zu diesen nicht gehört, mag erfahren wollen, welches Alters, Standes und Berufs der Reisende gewesen, welche Geschicklichkeiten er besessen, was er zu finden begehrt und wozuf er sich beschränken mußte, um zu beschreiben, wie viel er von seinem Bericht auf Treu und Glauben annehmen und daraus folgern dürfe, ohne die Fremde weder zu überschätzen noch herabzuzurückbringen. Ein Blatt, vielleicht eine einzige Seite würde hingereicht haben, so billige Fragen zu beantworten; und wir wünschen, daß eine neue Auflage dieses Buchs, falls sie veranlaßt werden und wol gar eine Fortsetzung herbeiführen sollte, darauf Rücksicht nehme. Uns freilich verhärgt die Wahrhaftigkeit der Angaben des Deutschen ihre Zusammenstreffen mit Wahrnehmungen englischer Reisenden, welche sie gegenseitig gegen manche Behauptungen rechtstreng; indessen ist dieses nicht bezweifelbar, aber wichtige Ergebnisse zunächst grade für Leute bestimmt, denen sich große Verlesenheit weder zutrauen noch anmuthen läßt, anzunehmen ein glaubwürdiger Landmann genügen muß.

Der Verf. schiffte sich gegen Ende August 1829 mit fünf Passagieren auf einem französischen Paketboot in Havre ein und kann die Beschaffung, Behandlung und Einrichtung, welche sie auf dem zweiten Platz, Entrepont genommen, fanden, nicht schlecht genug schildern. Wie sind längst überzeugt, daß Reisende hohen und niedern Staa-

des, denen die Wahl der Schiffsgelegenheit freisteht, bei jeder andern sich besser befinden als bei einer französischen. Nach mannichfachen Beschwerden stiegen die Reisenden am 13. October nach 8 Uhr Abends zu Newport an das ersehnte Land. Der Verf. fand die Stadt über alle Beschreibung prächtig und reich. Feuerbränste, mehrertheils absichtlich angelegt, sind dort an der Lagerordnung; frisches, gesundes Wasser ist selten und kostbar. Herrliche Hunde, Katzen und Schweine liegen auf allen Gassen neben den reinlich gehaltenen bestimten steinernen Trottoirs; die nächsten Umgebungen sind dürrer Sandboden und häßlich. Der runde Hut kommt vornehmlich und geringen Amerikanern kaum in der Kirche und beim Essen vom Kopfe. Bankrotte sind häufig; auf Verkäufungen, deren in der Regel täglich ein Duzend vorkommen, werden die Waaren verschleudert. Klingende Münze ist selten, unter den Wandrotten sind nicht wenig falsche. Die Lage der nicht sehr gut empfohlenen Ankermalage ist überaus traurig; sie werden von Jedem betrogen, an den sie sich wenden, am meisten von ihren eignen Landleuten. Manche Handwerke sind in Nordamerika bereits übersättigt, und jedes wird wenigstens anders betrieben, so daß der geschickteste europäische Handwerker hier von Neuem zu lernen anfangen muß. Philadelphia ist minder prächtig, aber hübscher als Newport und hat gutes, gesundes Wasser. Spiel um Geld ist verboten, aber man spielt um Karten, die nach aufgehobenem Spiel hoch bezahlt werden. Kegelspiel ist untersagt; weß aber der Buchstabe des Gesetzes nur Spiel mit neun Kegeln (nine pins) benennt, so spielt man nach Herzenslust mit zehn. Das Zahlenlotteriet, das verderblichste Spiel der Welt, wird geseßlich geduldet und richtet viel Unheil an. Die Theater stehen zu billigen Eintrittspreisen offen, machen keinen großen Aufwand und bereichern ihre Unternehmer nicht, die sich von Zeit zu Zeit mit Wandrotten helfen. Frolmauerer gibt es in Nordamerika umgähliche. Die Einkäufe auf den reichlich versehenen Märkten werden von Männern besorgt, und ein Herr, der vielleicht eine Lonne Goldes im Vermögen hat, führt ein Schwein auf einem Schubkarren nach Haus. Der Tagelöhner lebt gut, vielleicht besser als der Reich. Geßfren wird mehr und reichlicher als in einem Lande der Welt. Zum Frühstück gegen 8 Uhr Morgens, zu Mittag um 12, zu Abend

schon wieder um 6, und Thee oder Kaffee während der Mahlzeit getrunken wie in Deutschland Wein. Am verschwenderischsten geht man mit der Feuerung um, ungeachtet die Kasten feingemachtes Holz wenigstens 15 deutsche Gulden kostet. Der Jahresgehalt der nur auf eine Woche gedungenen Hausmägde beträgt 130 Gulden, der Köchinnen nicht selten gegen 260 Gulden, und sie thun wenig dafür, sondern stellen sich in Kleidung und Freizeiten ihren Herrschaften fast gleich. Diese Unart ist ohne Zweifel der Hauptgrund, warum diese den Dienst der Schwarzen für unentbehrlich achten, die sie denn auch als festenslose Werkzeuge und mit minderer Schonung als ihre Handthiere behandeln. Auch in Philadelphia wird so häufig gebrannt als in Newyork, aber wegen Fülle des Wassers leichter geläutet. Bettungen in großer Zahl sind Landesbedürfnis. Bruchports ist theuer. Frachtposten und Extraspesen gibt es nicht. Mangel an Völkern, besonders der Landstrassen, ist auffallendes Uebel. Bürger kann Niemand werden, der sich nicht fünf Jahre zuvor dazu gemeldet; und doch kann nur ein Bürger sicher sein, daß er von seinem erkauften und verkauft sehr verbesserten Grundeigenthum durch bloße Erstattung des Kaufgeldes nicht vertrieben werde, auch er nur kann eine öffentliche Würde begehren. Kirchhöfe liegen innerhalb der Stadt, Leichenbegängnisse sind äußerst kostbar. Franzosinnen machen großen Aufwand, daher ist Ehelosigkeit vorherrschendes als in Europa. Neges und Irländer sind dem Aeußern ergeben. Das Klima gleicht dem des südlichen Deutschlands, nur ist Witterungswechsel häufiger. Lehndranzen ist nicht sehr gebräuchlich, das etliche Tabackkraut, selbst bei Fröhenzimmern allgemein. Der nordamerikanische Stricker trägt kein Bedecken, die Nase mit den Fingern zu schneuzen, gefüllt sich besonders, ins Kaminfeuer oder an den Ofen zu spucken und seine Beine über Stühle und Tische auszustrecken. Man stößt und tritt sich gegenseitig ohne Entschuldigung. Eingewanderte Deutsche bedienen sich oft schon nach kurzem Aufenthalt deutscher Worte in einem Stile, der dem englischen nachgeahmt ist und den in ihrem Mutterlande Niemand erlauben würde. Wo sie lieben oder gefallen ausdrücken wollen, sprechen sie von gleichen (to like). Der Verf. versäuft selbst in diesem Fehler, oder hat sich dadurch täuschen lassen, indem er (S. 129) berichtet, die Berichtsgeschworenen hätten für Bölig oder Ungültig erklärt, wo er Guilty or Not guilty durch Schuldig oder Nichtschuldig übersetzen sollen: Kaufwerke werden nicht sonderlich bezahlt, auch finden deutsche Bücher wenig Absatz. Dagegen wird in der Landessprache viel gedruckt, allein im Staat Newyork 17 Millionen große Zeitungsbogen. Die Zahl der Ärzte, die zugleich Apotheker sind und unter keiner Aufsicht stehen, ist ungeheuer. Nebenher handeln sie mit Hunderttheil des heiligen Gegenstandes, sogar mit geräuchertem Fleisch und Speck, und versieren ihre Fenster mit großen Kolben gefüllten Wassers. Quacksalberden sind nirgends begünstigt. Advocaten, die Sprache des amerikanischen Bodens, sind nicht zu zählen. Mundwerk ist die Hauptsache bei ihnen, kein Ausländer wird jemals mit einer amerikani-

sehen Zunge wetzeln können. Schneider spielen eine große Rolle, das Nacherleben eines Rock kostet immer mehr als das feinste Tuch. Schuster sind nicht schlechter abgefunden und geschickt, aber das Leder ist nicht dauerhaft. Ausgezeichnete Uhrmacher werden gut bezahlt und erhalten oft für eine treffliche Taschenuhr 100 Dollars; doch ausländische Waare, wenn das Land überschwermet ist, gilt weniger als in Deutschland. Das Bijouteriegeschäft geht schlecht, weil es überfällt ist. Providence, ein kleiner Seehafen Massachusetts, verfertigt Waare dieses Art in unfäglicher Menge zu beispiellos niedrigen Preisen. Gold in Farbe zu sehen versprechen die Hochamerikaner fast besser als die Pariser. Auch Conditoren ist überfüllt, und Drechsler und Schlosser können kein Glück machen, da Erzeugnisse ihrer Kunst in Schiffsbauungen aus England herbeiströmen. Wirbauerer, im Gewerbetreiben, ist elendiglich, nur erfordert sie ein bedeutendes Capital. Hutmacher stehen den besten des Auslandes an Geschicklichkeit und Reiz nicht nach. Anrechner bemühen sich als treffliche Lachter und Wagnere. Wähler jeder Art sind ausgezeichnet. Fleißige Personen werden gut bezahlt, wenn sie den amerikanischen Handgriff erlernen haben. Zimmerleute müssen frisch in die Lehre gehen, weil man von ihnen auch Schreinerarbeit fordert. Bäcker und Metzger sind überflüssig. Die amerikanische Gerberei scheint bis jetzt von der Vollkommenheit entfernt. Alles aus der Fremde mitgebrachte Handwerkszeug ist in Amerika wenig zu gebrauchen und wird von dem dortigen weit übertroffen. Sprachlehren, der englischen Sprache vollkommen mächtig, haben ihr Ansehen verloren gefunden. Ganz Newyork scheint ein Laden zu sein; Krämerer treibt, wer ein Fenster an der Straße besitzt. Ladendiebstahl gibt es gar nicht, nur Jungen und Handknechte; der Amerikaner hat seine Buchführung im Kopfe und das größte Handelshaus besetzt oft nur einem Gewand. Schuldner haben Willens begünstigt das Gesetz, welches sie vor allen gerichtlichen Verfügungen und Schuldforderungen schützt, wenn sie eidlich erklären, daß sie nicht mehr als fünf Pfund im Vermögen besitzen, und die Gläubiger den Ueberschuß hinnehmen möge, wo er ihn findet. Das heißt gesetzliche Wohlthat (benefit). Der Mann wird ohne alle Formalität durch den Lauf auf eine nicht gebrauchte, halbzerrißene, beschmutzte Wölle befristet; worauf Schamlose so wenig Gewicht legen als der uneheliche florentinische Bankrottierer des Mittelalters, der sich mit bloßem Hintern auf einen Eckstein am Markte setzen durfte, um alle Ansprüche seiner Gläubiger zu erledigen. Niemand wundert sich, wenn Jemand dieses Bemessung, dem es auch in andern Ländern nicht an Lebensmitteln fehlen wird, so oft und so bald wiederholt, als man gelangen kann, neuen Credit zu erschleichen. Die Soldaten, für welche ein Lauf auf die christliche Wölle und ein Eid nach christlichen Dogmen geleistet, gar kein Bedauern haben, stehen sich offenbar am besten dabei. Daher hauptsächlich der Verf., Nordamerika sei ihr wahrer Paradies und eigentliches gelobtes Land: täglich Verfrachtung aller Art, solche Bankrotte in Menge, unbeschränkte

Lebhaft und heiter, und zeigt ein Bewußt, dessen
Schwermüdigkeit vornehmlich ist! Der deutsche, nicht unbedeutende Landmann, arbeitslustig und mit gefunden, kräftigen Händen, der sich in Ohio oder Indiana ansiedeln kann (denn im Staat Newyork und Pennsylvania ist gutes Land schon zu theuer), hat das vorzüglichste Loos gezogen. Auf seiner Lebensbahn muß er sich freilich gefaßt machen, und Selbstverleumdung darf er nicht erwarten, weil aber harte Arbeit Mittel, sich gut zu nähren und zu kleiden.
 (Der Rest folgt.)

Beiträge zur Geschichte des Theaters in Polen.

Das Drama ist bei den Polen nicht, wie etwa bei den Griechen, eigentlich aus dem Innern der Nation erwachsen, noch hat es sich, dorthin verpflanzt, an und mit dem Leben der Nation herausgebildet; es ist eigentlich keine Geschichte, kein naturgemäßer Bühnen und Reisen; nur einzeln sind die dramatischen Versuche, einzeln auftretenden Stellen gleich, die, durch die Kraft eines Einzelnen hervorgerufen, gar bald in dem Strome wieder verlaufen; und so kann das Abgelebte und Vergessene in folgendem Aufsatze zugleich als ein Bild von den fortgehenden Zuständen der dramatischen Poesie in Polen angesehen werden.

Injussini beweist in seinem Verhale der Poeten Polens durch einen Synodaleschluß vom Jahre 1430, welcher den Schicksalen an Anlagen und öffentlichen Schauspielen Theil zu nehmen verbietet, daß bereits im 15. Jahrhundert theatralische Vorstellungen in Polen stattgefunden haben; es waren dies einfache Darstellungen aus der Lebensgeschichte unsers Herrn. Zu den gedruckten Erklärungen des polnischen Dramas zählt Injussini vier Stücke von Adam Mickiewicz, einem Bürger von Krakau, welche unter dem Titel: „Cudowna wesoła ceyla hienowca czarodziejaki“ (die wunderbare Hochzeit oder der Herren-Symposium), aus der Druckerei des Kwasiński hervorgegangen ist. Die Handlung wird von 27 Personen in 8 Szenen durchgeführt, in einer Scene weinen Frau, lachen Mann und singen Mann; in einer andern liegt der Leut auf der Erde, zwei Personen halten ihn, während eine Dritte zuschlägt. Im Anfang des 16. Jahrhunderts wurden auf dem Hoftheater lateinische Dramen aufgeführt, z. B. eins unter dem Titel: „Ulysses prudentia in advorsis“; es geschah dies zu der Zeit, als auch die polnischen Damen Cicero's Sprache verstanden. Am höchste Zeit gab es die Dominikaner in Krakau die ersten Fastenstücke. Ein Dialog, den sie 1530 darstellten, es war die Lebensgeschichte unsers Herrn in 108 Szenen, dauerte 4 Tage, ein besonderes Theater wurde dazu erbaut, fast ein Jahr gebraucht man zu den Vorbereitungen. In etwas frühere Zeit gehört wahrscheinlich die Tragödie: „Pamela“, der Spack erwähnt, deren Erfindung aber wol immer ein bibliographisches Räthsel bleiben wird; so ist es auch immer noch unbekannt, ob und wann die Tragödie: „Cofredo“, welche die polnischen Biographen in das Jahr 1550 setzen, gespielt worden sei. Wie gering die theatralischen Versuche damaliger Zeit waren, sieht man daraus, daß Johann Kochanowski, der als lyrischer Dichter der jener Zeit ein berühmte Stelle einnimmt, ein so unbedeutendes und schwaches Werk, wie die „Odprowa powoła grzech“ (die Abfertigung der geistlichen Befehle), hat liefern können. Es wurde 1578 zur Hochzeitfeier des Johann Danowski mit der Katerowa auf einem eigens dazu errichteten Theater zu Majdowo aufgeführt. Kochanowski ist also weder Dichter der Polen, was von unsern Literatoren oft behauptet wird. Wahrscheinlich, weil die Nichtbeachtung über die Fastenstücke spotteten, verbot sie 1608 der Bischof von Krakau Władysław Rejtan; daß aber zeigten sie sich wieder. Gieszczyński in dem „Obras wianka Zygmunta III.“ (Darstel-

lung des Zeitlers Sigismund III.) erwähnt eines dreitägigen Dramas von Joh. Borowski, Pastor zu Stralsburg (in Westpreußen), das 1607 mit einem Kupfer, welches die Hölle und eine Menge im Feuer schmachtender Seelen darstellte, erschienen ist unter dem Titel: „Szym piekielny, straszliwy, i exorant Kłecia piekielnego“ (der fürchterliche Höllenrichtstag und das Verhör des Höllenfürsten). Der Gehalt des Ganzen ist läppisch, aber der Vers zuweilen glücklich und nicht ohne Witz. Von gleichem Inhalte und Werthe ist das 1621 in Danzig gedruckte „Theatrum diabulorum“, das wahrscheinlich damals gespielt wurde. Ein Lustspiel: „Komedya Rybaltowska“, wurde 1624 gedruckt; ein anderes: „Tragedya ucieszna“ (lustige Tragödie oder Hofkomödie von einem Käufer, der meinte, er sei der König), von J. G., erschien 1638 in Danzig.

Unter Wladislaus IV. spielte man auf dem Hoftheater zu Warschau. Jazemski, der Musikus und Baumeister dieses Königs, beschreibt in seinen Memoiren das damalige Theater. „Das Theater“, sagt er, „besteht aus Säulen, da erheben sich Souffles (er nennt sie kuszty, Kunststücke) oder Sinken herab, da werden andere mit Schrauben auf verschiedene Seiten gewendet und zeigen bald Finsterniß und Wolken, bald liebliche Helle mit dem blauen Himmel und der Sonne, oder mit dem Monde, den Sternen und Planeten. Auch erscheint die fürchterliche Hölle, das drausende Meer, auf dem Kühne umherfahren oder Sirenen mit herrlichem Gesange einerschweben. Bald kommt eine Person vom Himmel herab, bald aus der Erde heraus. Plötzlich öffnet sich ein Baum, eine Person, mit Kleinodien geschmückt, springt heraus, und singt wie ein Engel. Dann unterwerfen sich wieder Andere, aber zappeln nach italienischer Art mit den Füßen und springen. Groß ist der Saal, mit Lampen erleuchtet und voller Gäste.“

Unter Johann Kasimir (1661) erhob sich das polnische Theater schnell zu einer bedeutenden Höhe dadurch, daß französische Dramen, unter andern Corneille's „Sib“ und Racine's „Andromache“, welche der Wojewode von Mazowien, Morzytn, in sieben polnische Verse übertragen hatte, am Hofe gespielt wurden. Es verfiel aber ebenso schnell wieder unter Johann III. Sobieski. Der Bezugs der Türken und Tataren, in dem civilisirenden Frankreich erzeugen und selbst gelehrt, konnte bei den fortwährenden äußern und innern Kriegen nichts für Kunst und Wissenschaft thun.

Wie in Deutschland während des Mittelalters die Spiele nach den Ständen streng gesondert waren, die Turniere von dem Mummenschanze und den Fastenstücken, so in Polen unter den Augusten der theatralische Zeitvertrieb. Bei Hofe gab man nur französische und italienische Opern, daneben Ballets. Der Art wurde gedruckt und an die Hofleute vertheilt; er war gewöhnlich von Musik, die Musik vom ersten königlichen Kapellmeister Passa. Einige derselben sind: „Le héros chinois“, Oper zum Geburtstag August III. aufgeführt; „Il trionfo di Aclia“, 1762; „Il re pastore“ u. s. w. Polnisch wurde einzig für das Volk an Festtagen oder während der Jahrmärkte in den Städten gespielt. Aus einem Topf konnte man in der Vorstadt die grauenhafte Geschichte sehen, z. B. den Kampf David's mit Goliath, wie Judith dem Holoferne das Haupt abschlägt u. dergl. In Schauspielkunst war nicht zu denken. Den hohen Adel ergötzen indessen die Jesuiten mit ihren lateinischen Schudialogen. Je mehr hier etwas mißlang, je ungeschickter eine Scene durchgeführt wurde, desto größer war das Gelächter und die Freude des Publicums, das, eingeladen, nun geduldig zusah. auch Besseres nicht konnte, Wichtig sind diese Schudialogen deshalb, weil sie der unsterbliche Kosarski bei den Plänen benutzte, um den Saunen eines besseren Geschmacks aufzustreuen. Er ließ mehr der besseren französischen Stücke in polnischen Uebersetzungen anführen und schrieb selbst ein Drama: „Epaminondas“, das in der polnischen Literaturgeschichte schätzbar ist. Einem Beispiele folgte bei den Jesuiten Bohomole, theils durch Originalwerke, theils durch Uebersetzungen aus Maliera. Eine vollständige Sammlung seiner dramatischen Arbeiten erschien 1775 zu Warschau in 5 Theilen.

Eine neue Epoche für das polnische Drama begann durch die Fürstin Ursula Radziwiłł, geb. 1705, aus dem fürstlichen Hause Wisniowiecki, eine sehr gebildete, ja gelehrte Dame. In einer Zeit, als noch Alles an den französischen Geleitzwang gebunden war, warf sie denselben ab und schloß sich mit Kühnheit den Engländern an. Sie schrieb 16 Dramen, unter andern: „Die wichtige Liebe“, eine Komödie, in der 71 Personen agiren; „Werk der göttlichen Vorsehung“, Tragödie in 7 Acten, wo sogar der Spiegel spricht; „Aus den Augen entspringt Liebe“, Komödie in 11 Acten; „Das Gold im Feuer“ u. s. w. Die Werke sind theilweise gut, neben vielem Geschmacklosen findet man echte Poesie und Schönheiten ersten Grades. Diese Dramen wurden auf einem in der fürstlichen Besorgung Kiewitz errichteten Theater aufgeführt, die Fürstin selbst spielten darin. Gesammelt findet man dieselben in einem Foliante (Warschau 1754). Auch andere Magnaten unterhielten Theater auf ihren Besitzungen bis in spätere Zeit, unter Andern, der Hetman Oginski zu Bielice, die Generalin Brühl zu Saryzyn, der Hetman Braniczki zu Bialystok mit fürstlichem Kurus, der Senator Juski zu Romanowo; bekannt ist das Theater zu Pulawy, der Besorgung des Fürsten Gzartorski.

Unter Stanislaus August wurde endlich am 19. Febr. 1765 zu Warschau ein stehendes polnisches Theater eröffnet. Es wurden hier die Stücke von Bohomolec, Kowalski, dem Fürsten Gzartorski, Zablocki (der im Komischen schon eine gewisse Vollendung erreichte), Krasicki (dessen dramatische Arbeiten unter dem Namen seines Secretairs Romiaski erschienen sind), Wybiicki u. A. gegeben. Zur höchsten Blüte gelangte dieses Theater unter der Direction des auch im Auslande berühmten Boguslawski; er wirkte nicht nur als einer der ausgezeichnetsten Schauspieler aller Völker, sondern auch als fruchtbarer dramatischer Schriftsteller. Mit seinem „Heinrich VI. auf der Jagd“ (Henryk VI. na łowach) begann zugleich mit Kiemerowicz's Komödie: „Die Rückkehr des Gesandten“ (Powrót posła) ein neuer Aufschwung des polnischen Dramas, als dessen Ergebnis der „Graf Fedro“ erscheint. Jetzt heißt Warschau drei öffentliche Theater: das im März 1833 eröffnete neue, große Theater auf dem marienthaller Plage, das Nationaltheater und das Teatr rozmaitości, (b. i. théâtre des variétés). Außerdem finden wir polnische Theater in Krakau, Lublin, Posen, Kottbus, Wilno. Berühmt wird das Theater in Lemberg unter der Direction Kamiaski's. Hier wirkte früher einer der ersten polnischen Schauspieler, Dwisicki, der 1779 starb. 26.

Der Literatur des Machiavelli.

Herr Artaud, Mitglied der Akademie der Inschriften und der schönen Wissenschaften zu Paris, lange Zeit Geschäftsträger des französischen Hofes zu Florenz, Wien und Rom, und als Schriftsteller durch seine „Reise in den Katakomben zu Rom“ sowie durch seine Uebersetzung der „Divina Commedia“ rühmlichst bekannt, hat durch ein im vor. J. erschienenen historisch-kritisches Werk: „Machiavelli, dessen Geist und Irrthümer“, in zwei Bänden, allen Kennern gezeigt, wie gichtlich er seinen Aufenthalt in Italien bewirkt hat und wie tief er in den Geist der Sprache, der Literatur und der Sitten dieses Landes eingedrungen ist. Er begnügt sich in dem angeführten Werke nicht damit, eine geübte und wahrhaft vollständige Lebensbeschreibung jenes gelehrten und in allen Fächern bewanderten Mannes zu geben und uns denselben als Publicisten, Geschichtsschreiber, Dichter, Staats- und Kriegsmann, ja selbst als Befehlshaber der Truppen des Freistaats, dem er angehörte, vor Augen zu stellen, sondern beutet auch mit ebenso viel Geist als Unbefangenheit die so verschieden gewürdigten Lehren des ehemaligen Secretairs der Signoria aus und schreibt mit einer löblichen Unparteilichkeit das Beste von dem Falschen, indem er besonders die Umstände heraushebt, unter welchen die vorzüglichsten

Schriften des florentiner Staatsmanns verfaßt worden sind. Unter weichen bis jetzt ungedruckt aber zum erstenmale in die französische Sprache übertragene Vellagen, welche dieses Werk so belehrend machen, zeichnen wir aus: Zwei Briefe des Papstes Alexander VI., einige Sonette Machiavelli's, ein Secret Annens von Brattagne, einen Brief der florentiner Signoria an Sixtus IV. und der Alex. nämlich starkes Lobgedicht auf einer anonymen Handschrift, welche sich auf der königlichen Bibliothek zu Paris befindet und den Titel führt: „Apologie pour Machiavelle“. Nach dem Datum der Handschrift, welche zwischen 1649 und 1655 geschrieben ist, und nach ihrem philosophisch-politischen Gehalte schreibt sie Hr. Artaud dem Gabriel Raubé, Verf. der berühmten Abhandlung „Des coups d'état“ zu. Die kraftvolle Mündigkeit, die Berichtigung der Beweise und die Klarheit der Schreibart erinnert aber mehr an den Verf. der Provinzialen als an den meist schwülstigen Styl des Raubé. Würde jedoch diese, leider unvollendet gebliebene Schrift einen Verfasser haben, welchen sie wolle, so wird sie immer den Meisterwerken der Sprache des 17. Jahrhunderts beigezählt werden müssen. Uebrigens empfehlen wir auch die vor treffliche Arbeit des Hrn. Artaud allen Freunden der italienischen Geschichte und Literatur; um so mehr, da sich dieselbe durch eine immer seltener werdende Feinheit der Darstellung auszeichnet. 8.

Literarische Anzeige.

An alle Freunde der deutschen Literatur.

Soeben ist erschienen:

Repertorium der gesamten deutschen Literatur, herausgegeben

von

Ernst Gotthelf Gersdorf,

Oberbibliothekar an der Universität zu Leipzig.

Ersten Bandes erstes Heft. Gr. 8. Preis eines Bandes von ungefähr 50 Bogen 3 Thlr.

Das Repertorium umfasst in möglichster Vollständigkeit die gesamte deutsche Literatur vom Jahre 1836 an, und wesentlich unterstützt durch Leipzigs Buchhändlerverkehr, gibt dasselbe den Gelehrten des In- und Auslandes schnell eine genaue und zuverlässige Nachricht von der Erscheinung, dem Umfange, Inhalte und Werthe der neuesten literarischen Erzeugnisse Deutschlands. In dem jedem Hefte beigefügten literarischen Miscellen wird unter besondern Rubriken auch auf die wichtigsten Erzeugnisse des Auslandes aufmerksam gemacht. — Das erste Heft enthält die Anzeige von 150 Büchern.

Das Repertorium erscheint regelmäßig am 15ten und 30ten jedes Monats in Heften, deren Umfang sich nach den vorhandenen Materialien richtet, da Alles darin aufgenommen werden soll, was resp. bis zum 8ten oder 29ten von dem Herrn Herausgeber abgeliefert worden ist. Gegen 50 Bogen bilden einen Band, deren wahrscheinlich drei im Laufe eines Jahres erscheinen, sodass jedes Heft im Durchschnitt 6 Bogen stark sein wird. Jeder Band wird bei Ablieferung des ersten Heftes mit 3 Thlrn. berechnet.

Alle Zusendungen für das Repertorium sind unter der Adresse:

An die Expedition des Repertoriums der ges. deutschen Literatur

an dem Unterzeichneten zu richten.

Leipzig, 15. Januar 1854.

F. A. Brockhaus.

Literarische Unterhaltung.

Montag,

— Nr. 20. —

20. Januar 1834.

Die Freistaaten von Nordamerika. Von Gust. Löwig.

(Beschluss aus Nr. 19.)

Washington, Sitz des Congresses, ist zu groß angelegt, und wird die ihm bestimmte Bevölkerung sobald nicht erreichen. An gemeinschaftlichen, reichlich besetzten Wirthstafeln wird weder gesprochen noch gegessen, sondern geschlungen, sodas in einer Viertelstunde Alles aufgezehrt ist und der nicht eingedakte Ausländer hungrig vom Tische geht. Ihm ist zu wünschen, wiewol der Verf. dergleichen nicht erwähnt, das es doch auch dort Restaurationen gebe, die ihn entschädigen können. Amerikaner sind überhaupt keine Weintrinker, und genießen über Tische nur Brantwein mit Wasser oder Milch. Alle Speisen sind überflüssig und fett zubereitet. Prozesse sind in diesem Lande überaus kostbar, auch für den Besiegenden, da besonders den Forderungen der Sachwalter keine Schranken gesetzt werden. Der Präsident des Congresses wird alle vier Jahre, der Gouverneur eines einzelnen Staats jährlich gewählt, und Beide dürfen diese Würde nur zweimal bekleiden. Ein Reiseführer des Verf. beschloß Anfangs April 1830 sich mit seinen Leuten nach Nordcarolina zu begeben, wo er mit seinen in Deutschland erfundenen Waschmaschinen reiche Ausbeute zu beschaffen hoffte, und Hr. L. begleitete ihn. Sie schifften sich nach Charlestown ein, um durch Südcarolina über Land in die Goldgebirge des nördlichen zu ziehen. Charlestown ist regelmäßig angelegt, aber schlecht gepflastert und über alle Beschreibung unreinlich. Von 25,000 Einwohnern sind die Mehrzahl Negerflaven. Das Klima ist drückend heiß und ungesund; Seier, Krotzille, Moskitoen, alle Plagen tropischer Länder im Ueberflus. Columbia, das nur aus einigen Hundert Häusern besteht, ist freundlicher und hat sich wenigstens durch eine Wasserleitung gesundes Wasser zu verschaffen gewußt. Ein Würtemberger, der sich durch zwanzigjährigen Fleiß emporgeschwungen, hofft Weindau einzuführen zu können. Umliegende Orte, welche in Südcarolina Städte heißen, würden in Deutschland kaum für Dörfer gelten. In Nordcarolina finden sich wieder Berge und Thäler. In Morgantown wollte sich der Maschinist niederlassen, denn die in dortiger Gegend betriebene Goldwäsche ist höchst unvollkommen und nicht so ergiebig, als sie sein könnte. Der Landbau, durch das Klima, nicht durch den Boden, begünstigt, nähert seinen Besteller, aber bereichert

ihn nicht, da die wenigen Marktplätze weit auseinander liegen und die Wege dahin ungeheuer schlecht und beschwerlich sind. Deutsche haben in Morgantown eine Kirche, aber keinen Prediger; durchreisende Geistliche halten Gastpredigten für die Gebühr und taufen gelegentlich, sodas manche Kinder erst im sechsten und siebenten Jahr, andere gar nicht getauft werden. Viele dortige Landleute können weder lesen noch schreiben; in der Sonntagsschule zu Philadelphia sah der Verf. vierzigjährige W Eschügen. Jeder Nordcarolinier hält sein Messer stets in der Hand, und verschlingelt damit, selbst im Gerichtshause, Tische, Stühle, Bänke, Thüren und Fensterbreter. In der Gerichtsstube steht und liegt die ganze Versammlung mit bedecktem Haupt in allen möglichen Richtungen und Lagen und spuckt unaufhörlich. Die Behandlung der Negerklassen ist empörend; sie erhalten keinen Schulunterricht, kennen keine Ehe, keine Enthaltsamkeit der Vermischung zwischen Ältern, Kindern und Geschwistern; der Sklavensbesitzer siehe nur dahin, das sie ihr Geschlecht und die Zahl seiner Hautthiere mehren. Mit diesen werden sie denn auch auf Märkten zusammengetrieben und ihre Eigenschaften in Ausdrücken angepriesen, vor denen die Menschlichkeit schaudert. Nach eingewurzelten Begriffen aller südlichen Staatsbewohner hängt ihre eigne Erhaltung von der Sklaverei der Neger ab, die allein bei der Sonnenhitze und Feuchtigkeit in der Arbeit auszudauern vermögen. Die gefräßige Locuste, ein Mittelbeing zwischen Heuschrecke und Käfer, richtet große Verwüstungen an. Der Gesang der Vögel Nordamerikas ist den deutschen beizusitzen nicht zu vergleichen, aber ihre Gefieder übertrifft sie. Nach acht langen Wochen und vielen mühsamen und kostbaren Gesuchen, selbst beim Congress zu Washington, erhielt endlich der Gesährte des Verf., dessen Glück davon abhing, seine Maschine nicht nur selbst in Anwendung zu bringen, sondern auch an andere Goldfischer zu verkaufen, den niederschlagenden Beschcid, ihm könne kein von beidem gestattet werden, weil ihm das Patent für seine Erfindung fehle, das nicht ausgesetzt werden dürfe, bis er sich zwei Jahre hindurch in den Vereinigten Staaten aufgehalten habe, Langweile, zunehmende Hitze und gefährliche Kupper- und Klapperschlangen trieben den Verf. im Juni nach Philadelphia zurück. Er reiste zu Lande über Lincolntown, Callsbury, Lexington, Cashwell und

Fredericksburg. Auf der Reise brach der Wagen in zehn Tagen nur einmal zusammen, welches für ein seltenes Glück gilt. Die Sklaven in Virginiten sind noch schlechter bekleidet und behandelt als in den Carolinen, zwölfjährige Kinder laufen nackt umher. Die Virginiten wandern häufig aus nach den segnetern westlichen Staaten; der Verf. sah viel verlassene Häuser und Puchstellen, die keinen Käufer gefunden. Baltimore nimmt täglich zu an Ausdehnung und Handel. Anfangs Juli erreichte Hr. L. nach dreimonatlicher Abwesenheit Philadelphia wieder, das beim Vergleich mit den Carolinen unendlich gewann. Bald nach seiner Ankunft fiel ihm der sonderbare Gebrauch auf, daß der Hentler eines Räubers schreulich verkleidet, verlarvt und possentreibend neben dem einspännigen Karren des Verbrechers herritt, welches darin seinen Grund hat, daß der amerikanische Hentler kein Mann vom Handwerk ist, sondern ein gedungener Miethling, der sich schreut erkannt zu werden. Durch die Verteilung begünstigt, drängen sich hingegen so viel Bewerber zu diesem Geschäft, daß das Loos zwischen ihnen entscheiden muß, welches jedoch keinen Neger zuläßt. Der 4. Juli, der Jahrestag der Unabhängigkeit Nordamerikas, ward so nachlässig begangen wie alle dortigen Feierlichkeiten; und es scheint wirklich, daß die Nordamerikaner für laute und stille Freuden keinen Sinn besitzen. Um von einem Freunde Abschied zu nehmen, der mit seiner Familie nach dreivierteljährigem Aufenthalt Amerika unbefriedigt verließ, reiste der Verf. gegen Ende des Juli zum zweiten Mal nach Newyork und beschreibt bei dieser Gelegenheit die volkreichste und wohlhabendste der nordamerikanischen Städte ausführlich. Man fängt jetzt an, durch Austrocknung der Sümpfe dem nachtheiligen Einfluß auf den Gesundheitszustand der Einwohner zu wehren, und es ist kein Zweifel, daß dieser Zweck sich erreichen läßt. Bis jetzt sind schöne Gärten noch selten, welches man von Abkömmlingen einer holländischen Niederlassung nicht erwarten sollte. Schon die Julihitze war unerträglich, das Thermometer stand nicht selten nahe an 100° Fahrenheit. An nächtliche Erholung war dabei gar nicht zu denken, weil Mücken und Wanzen, in ganz Nordamerika eingewohnt, grade da am geschäftigsten sind. Plötzliche Todesfälle, durch den Genuß des Eises oder Brunnenwassers herbeigeführt, kommen häufig vor. Staub wird durch die Unreinlichkeit der Gassen unbeschreiblich gesteigert. Im Sommer 1831 betrug die Zahl der Eingewanderten auf 60,000. Die Deutschen stehen im Ruf der Dummheit und werden auf allen Bretern großer und kleiner Bühnen als Dummköpfe vorgeführt. In Philadelphia und Baltimore sind Gassenlehrer und Nachtwächter ausschließlich Deutsche, und unbeschäftigte betteln auf allen Straßen der Stadt. Die Bevölkerung der Stadt Newyork beträgt nach der letzten Zählung 213,170 Menschen, worunter sich 1300 Geistliche, 1702 Advocaten und 2549 Aerzte befinden; die des Staats, der seit zehn Jahren um 561,684 Seelen zugenommen hat, 1,372,812. In Newyork werden mehr, in Philadelphia solidere Geschäfte gemacht. In jener Stadt waltet der Handel vor, in dieser der Gewerbleiß. Phila-

delphia zählt 188,986 Einwohner. Die Gesamtbevölkerung Pennsylvaniens, welche seit zehn Jahren um 300,900 Seelen zugenommen hat, beträgt 1,350,361; die aller vereinigten Staaten gegen 13 Millionen, worunter sich zwei Millionen Negerklaven befinden. In den nördlichen Staaten entstehen überall Kanäle und Eisenbahnen auf Kosten, zu deren Anlauf man sich unter Faustkämpfen drängt. Am 5. September verbreitete sich die Nachricht von der französischen Julirevolution im Schauspielhause zu Newyork, worauf sogleich die dreifarbige Fahne geschwungen, Hurrah gerufen und die marceller Hymne angestimmt ward. Von allen Thürmen wehte die neue Freiheitsflagge, und Tausende steckten die dreifarbige Hutstieffe auf. Die Wahlen der Deputirten, der Gouverneure, des Präsidenten sind leidenschaftlich und geräuschvoll. Alle Parteien verleumdten den Bewerber ihrer Gegner durch Reden, Plünder und Anschlagzettel. Ein sehr langer, den der Verf. wunderthaler abgeschrieben, legt ein ungeheures Gewicht auf die Anklage, daß Jemand einem Schuster nur 5, nicht 6 Dollars für ein paar Stiefeln bezahlen wolle. Unter denen, welche sich bei solchen Gelegenheiten auf fremde Kosten betrinken und unter Trommeln und Pfeifen von Negerklaven in Kutichen herumfahren lassen, sind zwei Drittel Irländer. Die Wahlzettel werden von der Gasse ins Fenster des Gerichtssaals geworfen, zu dem sich Alles unter Balgerien drängt. Dabei wird viel und hoch gewettet. Die Partei der Demokraten, wie sich die Anhänger unbeschränkter Volkregierung nennen, steht der föderalistischen, Anhänger der angenommenen Verfassung und des großen Washington, unversöhnlich entgegen. Ueber die Banken berichtet der Verf. genügend. Die lebhafteste Zeit der Geschäfts- und Handelswelt ist Früh- und Späthjahr; im hohen Sommer und Winter herrscht Stillstand, welcher gewöhnlich mit Ende Septembers eintritt und bis gegen Anfang des Aprils anhält. Der Nordamerikaner ist ein außerordentlich verzwegener Kaufmann, wodurch er das solideste Haus zu Grunde geht. Das Creditwerk übersteigt alle Schranken. Nirgends fallen häufigere und tödtlichere Zweikämpfe vor, bei denen man sich bloß der Pistolen bedient. Kinder, die kaum zu reden anfangen, überlassen sich schon der allgemeinen Werrlust. Jeder selbst aus dem Mittelstande, will für musikalisch gelten, und ein Fremder kann sich nicht leichter beliebt machen, als wenn er darin einige Fertigkeit besitzt. Auswanderungen nach den westlichen Staaten, besonders nach Illinois, nehmen täglich mehr überhand. Der Verf. selbst ist nicht dahin gekommen, theilt aber den Bericht eines zuverlässigen Freundes mit. Die Gegend am Ohio ist schön, das Land, hügelig bis Marietta, hat Ueberfluß an Streinkohlen und Salzwerken. Der Wabash überströmt jährlich die Niederungen. Shannertown ist höchst ungesund, aber des Salzhandels wegen sehr bevölkert. Auch die Gegend am Mississippi hinauf bis St. Louis, 160 engl. Meilen lang, ist überaus fruchtbar, aber samptig. Unter fünf Einwohnern entgeht kaum einer dem kalten Fieber, das in den Illinoisgründen öft über ein Jahr anhält. Moskiten sind nicht zu zählen, Wiesenfliegen bedecken die Pferde in

Menge und quiden sie nicht selten zu Tode. Geld ist nur gegen ungeheure Zinsen zu erhalten. — Wir verfasen uns jede Betrachtung, die Verständigen nahe liegt und auf Unverständige keinen Eindruck machen würde; aber wir glauben eine Pflicht gegen das Vaterland und die Menschheit zu erfüllen, indem wir uns bestreben, die Aufmerksamkeit Derer, welche die Lust anwenden könnte, ihre Heimat gegen die Fremde zu vertauschen, auf die Ausfuge eines Jenzens zu lenken, der, wenn nicht alle innern und äußern Kennzeichen trägt, seine Beobachtungen mit sehr gemäßigten Erwartungen und unbefangenen Augen ansieht und, was er gesehen und gefunden, mit unverkennbarer Aufrichtigkeit wiedergibt. Möge das Schicksal seine Anstrengungen in der Fremde belohnen und sein guter Wille im Vaterlande nicht verkannt werden! 57.

Sechs Schulreden von Esaias Regner. Aus dem Schwedischen von D. Gottlieb Rohnke. Stralsund, Köppler. 1833. 8. 12 gr.

Die Reden des in Schweden hochgeachteten Bischofs Regner, sind in Deutschland noch lange nicht so bekannt, als sie es verdienen. Einem um so höhern Dank erwirbt also Herr Rohnke, daß er die Werke, welche ihm sein geistliches Amt gewährt, zu solchen Nebenarbeiten und Uebersetzungen verwendet. Die frühern Reden des schwedischen Bischofs zeichneten sich durch oratorische Kraft, inhaltsschwere, bilderreiche Sprache, die oft zur gemalten Kürze wurde, durch treffenden Witz, ganz besonders aber durch eine reine, edle und hohe Gesinnung aus. Neben diesen Vorzügen wollten deutsche Beurtheiler in einzelnen Reden, wie in der am Ostarstage 1823 gehaltenen oder in der Festrede am Reformationsjubelium, eine gewisse phantastische Richtung und ein Uebergrreifen ins Abenteuerliche bemerkt haben. Waren diese Vorwürfe gegründet, so können sie nach der Ref. Darsühaltten den beiden im Jahre 1827 von Rohnke übersetzten Reden in einem geringen Grade gemacht werden, noch weniger aber den vorliegenden sechs Schulreden. Regner bemegt sich hier allerdings in einem engen Kreise, aber trotz dieser Beschränkung tritt seine oratorische Kraft überall hervor, und die Trefflichkeit seiner Gesinnung, die Wärme, mit welcher er für die heiligsten Güter der Menschheit, Erziehung und Bildung des heranwachsenden Geschlechtes, spricht, muß in seiner klaren, zwar weniger bilberreichen, aber dafür doch höchst belebten und kräftigen Darstellung die Zuhörer in einem bedeutenden Grade angesprochen haben. Dabei zeigt sich überall der Mann von vielseitiger Bildung, dem auch andere Zustände und Verhältnisse der bermaligen Civilisation unsers Welttheils nicht fremd geblieben sind. Ref. hat sich recht oft zu dem Wunsche bewogen gefühlt, daß es doch auch in Deutschland recht viele solche Geislliche mit diesem Eifer für echte Christusreligion, mit dieser Liebe für gründliche Bildung, mit dieser Klarheit und Würde, mit dieser liberalen Gesinnung geben möchte. Der bloße Eifer nach die traurigen Puf- und Straßpredigten werden die Welt nicht besser machen.

Ob wir zur kurzen Inhaltsangabe übergehn, gedenken wir noch der so geistreichen Eingangsworte zu diesen Reden sowie der herzlichsten Ermahnungen, ernststen Belehrungen und trostreichen Versicherungen, mit denen Regner den Schluß seiner Reden schmückt hat. Wenn Gymnasien solche Geislliche zu Vorgesetzten haben, dürfen sie sich derselben mit Recht freuen.

Die erste Rede behandelt das richtige Verhältnis, in welchem die Kirche zur Schule stehen soll, sie charakterisirt die wissenschaftliche Bildung der frühern und jegigen Zeit, sie schildert die Schulen, wie sie jetzt sind, schärft in sehr gewichtigen

Worten die Heiligkeit des Lehrerberufs ein (S. 12, vgl. S. 96, 101 fg.) und rühret (wie in Weber's „Leiden und Freuden des Schulmanns“) die, welche in ihrem Amte viele Ursache zu Klagen haben. Im letzten Theile wird ausgeführt, wie die Universitätsbildung sich zur Schulbildung verhalten müsse. Diese letzten Bemerkungen sowie die über das Verhältnis der Schule und Kirche verdienen ganz besonders allgemein bekannt zu werden. Die zweite Rede beghnt mit einer gelungnen Schilderung der jetzigen Zeit, die Regner gradehin eine „schlechte Zeit“ nennt und sie einem Menschen vergleicht, der sich übel befindet, ohne bestimmt zu wissen, warum oder wie, und deshalb bald hier bald dort ärztliche Hilfe sucht (S. 24). Diese Unruhe und Unzufriedenheit zeigt sich ebenfalls in Erziehungsangelegenheiten, in den aufgeworfenen Zweifeln, ob die Universitäten eine Pflanzschule für Beamtenfähigkeit oder für die Wissenschaft sein sollen. Regner sucht die Ansichten zu vermitteln; dabei über starkes Beamtenpersonal und die Schreibseligkeit unserer Verwaltungen, die also in Schulen auch eingegriffen zu sein scheint. Den Gymnasien will er das humanistische Element streng gesichert und erhalten wissen (S. 31, 32), berührt den wechselseitigen Unterricht, den er (mit Recht) für Gymnasien wenig passend findet, und beklagt den eingestellten Gesangunterricht am Gymnasium zu Berlin; denn in diesem sowie in der Schule zu Bielefeld sind diese Reden in den Jahren 1824—30 gehalten.

Die dritte Rede handelt von den Sprachstudien in Schulen. Sie sind bitwend für das Kind durch Grammatik, für den Jüngling durch Literatur. Durch sie soll in den Schulen die Kenntniß der classischen Vorgelt begründet werden; aber das Studium der alten Sprache wird geringgeschätzt, man will neue, lebende Sprachen dafür erlernt wissen. Die Gründe gegen dieses Lieblingsthema unserer Zeit werden aufgestellt, die Strenge und Gründlichkeit eines guten, grammatischen Unterrichts nach ihrem ganzen Nutzen entwickelt, wenn sie keine Uebernannmethode ist. Lateinische, auch griechische Ueübungen werden bringend empfohlen, ebenso die Anfertigung grammatischer Lehrbücher für die genannten Sprachen. Die Muttersprache wird aber Manchem zu lang bedacht scheinen, da Regner sie nur in den untersten Classen und da nur in ein oder zwei wöchentlichen Stunden gelehrt wissen will (S. 51). In der vierten Rede werden die in der Versammlung der Reichstände zur Sprache gebrachten Reformen des Erziehungswesens erörtert. Sehr geistreich sind die Gegenfälle entwickelt, das religiöse Element, die Ausbildung intellectueller Anlagen, vorzüglich aber die Principien der häuslichen und öffentlichen Erziehung herausgehoben und besprochen.

Von besonderer Wichtigkeit für die jetzige Zeit ist die fünfte Rede. Sie handelt von der Lernfreiheit, die von manchem wahren Freunde einer echten Volksschule, ganz besonders aber von belgischen Pfaßen und Dunkelmännern für das einzig belebende Princip des Unterrichts und das Mittel zur Wiedergeburt der Schulen gehalten wird. Regner zeigt sehr überzeugend, daß die sogenannte Lernfreiheit nur schädlich ist. Denn die Naturanlagen können nicht einzeln und eine vor der andern gepflegt, die Elementarstudien dürfen nicht von einander getrennt werden; wo die Lernfreiheit herrscht, verschwindet alle gründliche grammatische Bildung, ein System von Ausnahmen wird eingeführt, Wettkampf, Sinn für Kameradschaft, das Gemeinsame des Unterrichts fällt weg. Man begreift in der That nicht, wie verständige Leute für die Lernfreiheit sein können, die ja alle Einheit zerstört, und kann es nur mit gänzlicher Unkenntniß der Praxis entschuldigen, wenn Siebenpfeiffer in der Zeitschrift: „Rheinbaldern“ (Bd. 1, S. 2), die unbedingte Lernfreiheit in Schutz nimmt und alle Schulpläne verwirft. Aus welchen Gründen katholische Geislliche — die eigentlichen Vertreter dieses Systems — der Lernfreiheit das Wort reden, hat Graf Münch in seiner bekannten Schrift: „Die Freiheit des öffentlichen Unterrichts“, gezeigt und neuerdings ein Ungenannter in der „Allgem. Schulzeitung“ I, Nr. 104, 105, 106. Aber das hierarchische Streben, das mehr und mehr um sich greift, hätte

wodurch geübler-geschädert werden können, als es in jenem Aufsatze eines gewis kompetenten Berichters gesehehen ist.

Die sechste Rede handelt von dem Geiste, der in öffentlichen Unterrichtsanstalten herrschen soll. Das Verhältnis der Lehrer und Lernenden muß auf gegenseitige Liebe begründet sein, der Lehrer besonders muß die Jugend lieben, dafür muß sie auch zu ihm das festeste Vertrauen haben. Ein solches Verhältnis blüht mehr als stets neue Methoden, auf die überhaupt zu viel Gewicht gelegt wird (S. 103 fg.), sowol in Elementarschulen als in Gymnasien, über deren Wesen und Unterschied treffend geurtheilt wird.

Ref. gibt gern zu, daß nicht Alles in diesen Reden neu ist. Aber kann wol das Bewährte und Gute zu oft gesagt, von zu vielen Seiten beleuchtet werden? Ueberdies vermag ja ein geistreicher Mann auch dem Alltäglichen eine neue Seite abzugewinnen. Wir meinen daher, daß Tegnér's Reden neben den Sammlungen ähnlicher Schulschriften von Riemeyer, Gurlitt, Friedemann, Hanhart, W. G. Weber, Jacobs und Andern, die die Erziehung des heranwachsenden Geschlechts aus einem höhern Gesichtspunkte betrachten, ihren würdigen Platz einnehmen.

Da wir das Original nicht zu verkümmern im Stande sind, können wir auch über die Art der Uebersetzung nicht urtheilen. Aber verständlich ist dieselbe und sehr lesbar, so daß man wol einsehen, wie die heilige Begeisterung, von welcher der schwedische Redner ergriffen war, auch auf den deutschen Uebersetzer nicht ohne Wirkung geblieben ist. Auf S. 84 würde Ref. für „Moniteurs“ lieber „Monitore“ gesetzt haben. Die Vorrede enthält literarische Nachweisungen über die Tegnér'schen Reden und einige vom Verf. selbst dem Hrn. Rohlfste mitgetheilte Verbesserungen zu der im J. 1829 besorgten Uebersetzung früherer Reden. 14.

Literarische Neuigkeiten.

Von der bekannten Delphine Gay, gegenwärtig Mad. Emile de Girardin, ist ein neues Gedicht: „Napoléon“, erschienen; beigelegt sind mehre kleine Poesien, unter denen besonders eine Elegie zu bemerken, welche Hr. von Lamartine angefangen und die Frau Girardin vollendet hat.

„La vallée aux loups“ ist der seltsame Titel, welchen Hr. Latouche seinem letzten Werke vorgesetzt, weil sein Landgut, woselbst es geschrieben worden, in der Wollschucht gelegen ist. Nach dem Beispiele des Hrn. Latouche hat Hr. Soulié eine Sammlung Novellen „Le port de Créteil“ genannt. Diese Titel verrathen von Seiten der Verf. eine gewisse Facultät; wer kennt die Landhäuser alle, wo es einem Schriftsteller einfallen mag, sich während drei oder vier Sommermonaten einzumietzen? Das Buch des Hrn. Soulié bietet übrigens manches Interessante dar. Der Proceß und die Hinrichtung des Comte de Montmorency werden darin mit wahrer, oft bis zu Thränen rührender Eloquenz geschildert. Auch die „Arappistin“ ist ein ergreifendes Gemälde.

Hr. Barthélemy beschäftigt sich mit einer Uebersetzung der „Aeneis“. Kenner, welche einige Fragmente des ersten Buchs gelesen, sprechen mit Bewunderung davon; besonders wird die Concision des Uebersetzers gelobt, der 300 Verse von Delille's weilschwirriger Uebersetzung in 170 zusammengedrängt hat. Der König soll, wie es heißt, dem Dichter einen Gehalt von 1000 Francs monatlich bis zur Vollendung des großen Unternehmens zugesichert haben; wenn dem so ist, so fürchten wir, daß es noch lange unvollendet bleiben werde, indem der Dichter hinlänglich bewiesen, daß ihm Geld über Alles gehe.

„El abanico“ (Der Fächer) von Mad. Fomille Robin (Mlle. Jenny Baskide) ist ein langweiliger, präntidöser Roman, worin mitunter ziemlich grobe Sprachschmeißer vorkommen. „Aventures d'un marin de la garde“ — von der Kaiser-

garde nämlich; im Französischen braucht das nicht besonders bemerkt zu werden: la garde schlechtweg kann nichts Anderes bedeuten als la garde impériale. Das Buch kommt etwas zu spät; die Zeit der Remouren ist vorüber; auch hat man Schandgeschichten von dem Rückzuge aus Rußland in Menge gelesen. Im ersten Theile des ersten Bandes stirbt der Marin de la Garde vor Durst und vor Hunger, im zweiten vor Hunger und Durst; im ersten Theile des zweiten Bandes hat er weder Brot noch Feuer, im zweiten weder Feuer noch Brot.

Bei Charles Bachevalle erscheinen nächstens: „Cagliostro“, vom Verf. der Memoiren der Gräfin Dubarry; „Les mauvaises idées“, von Hrn. Perrin; „La pudeur et l'opéra“, von Louhard-Lafosse; „Les reverberés de Paris“, dritter und vierter Band, von demselben Verfasser.

Eine der interessantesten literar. Neuigkeiten ist das „Théâtre d'Alexandre Dumas“. Die Vorrede, überschrieben: „Comment je deviens auteur dramatique“, gibt über das Leben und die Bildung des jungen Dichters höchst interessante Aufschlüsse; das Wichtigere werden unsere Leser mit Vergnügen hier finden. Als Dumas, der Sohn eines französischen Generals, zwanzig Jahre alt war, blieben seiner Mutter nach Abzahlung aller Schulden noch 250 Francs. Alex. Dumas verließ seine kleine Geburtsstadt Bellerot, Cotterets und ging nach Paris. Er verstand etwas Latein, hatte die vier Species im Kopfe, ritt und schoß vortreflich und spielte Ball wie der heutige Georg. Ueber Literatur und Philosophie hatte er ganz eigne Ansichten, „Le compe Mathieu“ und „Faublas“ betrachtete er als die trefflichsten Bildungsschriften; Pigault Lebrun war ihm lieber als W. Scott. Dabei dichtete er reime in der Manier des Cardinal Bernis. In Paris angelangt, besuchte er den kürzlich verstorbenen Marschall Jourdan, so bald den General Sebastiani bei Weiden fand er eine frostige Aufnahme. Der General Barbier, den er in seinem Atelier malend antraf, und der General Roy suchten ihm auf alle mögliche Weise behülflich zu sein. Auf die Empfehlung des Letztern wurde Dumas, da er schon schrieb, auf dem Secretariat des Herzogs von Orleans angestellt mit 100 Francs Gehalt. Drei Jahre lang arbeitete er mit unermüdblichem Fleiß. Auf seinem Bureau war er beschäftigt von Frühmorgens bis 10 Uhr des Abends, so daß ihm nur die Nächte übrigblieben. Die Darstellungen der englischen Schauspieler auf dem Théâtre italien weckten den Dichtergift in ihm. Er fühlte, daß er zum dramatischen Dichter geboren sei, studirte Shakspeare, Corneille, Molière, Calderon, Goethe und Schiller. Das Fragment schließt mit folgenden Worten: „Ich habe mich veranlaßt, das Alles zu sagen, weil man mich auf gleiche Weise ansehet, wie früher Shakspeare und Molière angesehen wurden; weil man mir meine langen und anhaltenden Studien zum Vorwurfe macht; weil, anstatt mir Dank zu wissen, daß ich das Publicum mit bis dahin unbekannt gebliebenen Schönheiten befreundet habe, man sie mir mit ten Fingern gleich Diebstählen bezeichnet. Ich habe mindestens mit Shakspeare und Molière die Ähnlichkeit, daß die sie angegriffen, so obscure Menschen waren, daß ihr Andenken völlig erloschen. Wer aus Erfahrung weiß, was das kleinste Product der Phantasie kostet, wird mit seiner Unterschrift nur ankündigende, gewissenhafte Recensionen bedrückende: die Zahl unserer Kritiker ist groß; keiner wird es wagen, seinen Namen unter die beiden im „Journal des débats“ bekannt gemachten Artikel zu setzen.“ Diese beiden Artikel sind unlängst erschienen, wie man glaubt, auf Veranlassung des Hrn. B. Hugo; sie sind von einem Hrn. Germain de Cassaignac, der Dumas seine journalistischen Plagiate mit um so grausamern Spotte vorhält, da seine Beschuldigungen meistens gerecht sind. Die Fehde entspann sich beim Erscheinen von „Gaulle et France“, in welchem Werke Hr. Dumas die neuesten französischen Historiker, namentlich Thierry und Chateaubriand, oft buchstäblich abschreibt. 19.

Dienstag,

Nr. 21.

21. Januar 1834.

Die Resultate des Maschinenwesens, namentlich in Bezug auf wohlfeile Production und vermehrte Beschäftigung. Aus dem Englischen übersetzt. Lübeck, von Rohden. 1833. Gr. 8. 1 Thlr.

Wenig Däcker gibt es, die mit einer solchen Gemaisfäßlichkeit eine so gebliegene Gründlichkeit verbinden. Es ist darin nur zum gesunden Menschenverstande des Volke gesprochen; es wird von keiner Theorie, keinem Systeme oder abstracten Sätzen ausgegangen, es werden nur Thatfachen angeführt und daraus die zunächst sich ergebenden Folgerungen gezogen. Aber diese Thatfachen sind unläugbar, sie sind so gewöhnt, daß die Anwendung in die Augen springend, sicher und schlagend ist; sie sind so geordnet, daß das Erwiessene immer die Vorbereitung des weiter zu Erweisenden ist; und durch diese Zergliederungen wird der Leser auf die allgemeinsten und wichtigsten Wahrheiten der Staatswirtschaftslehre auf die überzeugendste Weise geführt.

Die Vorurtheile gegen das Maschinenwesen sind nicht neu. Von jeher haben Diejenigen, welche durch Einführung neuer Maschinen aus ihrer gewohnten Arbeitsschätigkeit gedrängt worden sind, darüber geschrieben, und dies Geschrei über Bedrückung der Arbeiter dadurch ist von weichen, aber unüberlegten Menschen oft unterstützt worden. Auch die Bethätigung dieses Hasses durch gewaltsame Zerstörung neu eingeführter Maschinen ist eine schon oft wiederholte Erscheinung unerlaubter und unverständiger Eigennacht. Die Einführung der Spinnmaschinen und noch mehr der Strumpfstrickmaschinen ist dadurch längere Zeit aufgehalten worden, die doch Millionen Hände ernähren. Das sich daher diese Auftritte in neuerer Zeit in England mannichfaltig wiederholt haben, ist nur ein Beweis, daß weder die Einsicht unter dem Volke, noch die Ordnung in der Staatsverwaltung dergestalt vervollkommen worden ist, um dergleichen Unordnungen unmöglich zu machen. Wenn aber auf der einen Seite mit Recht von der Gesetzgebung verlangt worden ist, mehr ihrem Berufe in einer so wichtigen Angelegenheit zu genügen, so ist es eine noch erspesslichere Unternehmung, das Volk selbst über das wahre Verhältnis der Dinge und über sein Interesse dabei aufzuklären. Denn der eigne Willkür schafft beinahe mehr als alle Gesetze. Hierzu soll die vorliegende Schrift mitwirken. Wahrlich sie entspricht ihrem Zwecke!

Noch vor dreihundert Jahren war es ein Sprüchwort auf dem Continente: „Der Ausländer kauft von dem Engländer den Fuchsbalg für einen Groschen und verkauft ihm den Schwanz wieder für einen Gulden.“ Wie weit haben die Engländer seitdem alle übrigen Völker an Gewerbleiß und Kunstbetriebsamkeit überholt! Wie weit sind sie insbesondere in dem Gebrauche der Maschinen voraus! England allein ersetzt 1,200,000 Manneskräfte durch die Benugung des Windes und 6,400,000 durch Benugung der Dämpfe, während in Frankreich durch jezt nur 300,000 und durch diese nur 480,000 arbeitssfähige Männer ernährt werden.

Nicht sowol um über den Erfolg des Maschinenwesens einen Beitrag zur Berichtigung des Urtheils zu liefern — sagt der Uebersetzer — habe er die Uebersetzung unternommen, sondern vielmehr um die Grundsätze zu enthüllen, welche der britischen Industrie überhaupt zum Grunde liegen, und welche so sehr mit dem natürlichen Gange der menschlichen Entwicklung und der bürgerlichen Ausbildung übereinstimmen, daß jeder Versuch, sie zu bekämpfen, nichts Anderes werden kann als ein Schwimmen gegen den reißenden Strom.

In der That, das Fortschreiten der Cultur auch in gewerblicher Beziehung ist nicht zu unterdrücken, es wird immer irgendwo seine Heimath unter den Menschen finden; aber sie kann aus einem Lande in ein anderes ziehen und thut es überall, wo sie nicht gehegt und gepflegt, sondern wol gar behindert und verfolgt wird, und sie kehrt nimmer auf die verlassene Stätte zurück, schaudernd vor den Ueberbleibseln ihres zerstörten Daseins, sie, die ihrer Natur nach stets rege Lebendigkeit und Thätigkeit ist. Das eben ist die Aufgabe der Industrie, daß die Formen und die Mittel, Erzeugnisse hervorzubringen, nach Maßgabe der zunehmenden Einsicht in die Natur der Dinge, ihrer Kräfte und ihrer Wirkungen wechseln, aber eben darum auch immer zweckmäßiger und edler werden und die Arbeit der Menschen selbst immer mehr erleichtern und veredeln, sodas sie von roher Pandarbeit sich immer mehr erhebe zu Kunstthätigkeit und Kenntnißübung. Denn nur mechanische Kraftthätigkeit kann durch Maschinen ersetzt werden; und je mehr sie dadurch ersetzt wird, desto größer wird das Bedürfnis und das Feld der freien Verstandes- und Kunstthätigkeit, welche selbständig wirkt und schafft.

Die Quantität der Arbeit wird keineswegs vermindert, in der ihre Ergiebigkeit sich vermehrt. Es ist vielmehr grade so, als ob Seemann unter und plötzlich viel kräftiger und thätiger

ger geworden wäre. Die Maschinen arbeiten für uns, indem sie sich ohne Nahrung und Kleider begnügen. Sie vermehren alle Gegenstände unserer Bedürfnisse und verbrauchen selbst nur sehr wenig. Wie werden schließlich mit dem Aufschwunge der menschlichen Gesellschaft emporgehoben, und alles Dies geschieht, weil die Maschinerie die Erzeugungskosten vermindert hat. Denn Alles, was die Preise der Erzeugnisse erhöht, vermindert unabweislich die Summe des Arbeitelohnes, und umgekehrt nehmen die Preise der Erzeugnisse in dem Grade ab, als die Arbeiter daran mehr verdienen.

Die Ursache davon ist, daß die Verminderung des Preises die Nachfrage vermehrt, und daß die Vervielfältigung durch Maschinen den Wachsthum des Begehrens zwar anregt, aber hiernächst in der Regel ihm nur folgt, so daß der Preis lange die Erzeugungskosten übersteigt.

Unter Maschine begreift der Verf. Alles, außer der Menschenkraft, was Arbeit fördert, also auch alle noch so einfache Werkzeuge, ferner alle Hülfsmittel der Benutzung von Naturkräften, alle Transportmittel; ja selbst das sämtliche Arbeitsveh. Im engerm Sinne versteht man unter Maschinen wol nur solche leblose und zusammengesetzte Werkzeuge, welche durch die Bewegung, in die sie gesetzt werden, eine Kraft entwickeln und ausüben. Möge man indessen bios diese oder alle erst erfundene oder verbesserte Werkzeuge der menschlichen Arbeitsfähigkeit darunter verstehen, so stellen sie doch immer Hülfsmittel für ebendieselbe dar, um deren Kraft und Wirkung entweder zu erhöhen oder regelmäßiger und gleiches zu beschaffen als ohnedem. Ohne bewegte Kraft wird nichts. Je mehr folglich durch Anwendung der Gesetze der Mechanik, besonders der Schwere, des Hebels und der Schraube, so wie durch Benützung der Kenntnisse in der Physik bewegende Kraft gewonnen werden kann, desto weniger braucht eben dazu Menschenkraft verwendet, desto mehr kann diese für andere Verrichtungen erspart werden. Der ganze Unterschied unwissender und roher Völker von cultivierten kommt am Ende darauf zurück, daß jene nicht umhin können, ihre Kräfte zu verschwenden, während diese sie mit weiser Sparsamkeit benutzen. Vor noch nicht vollen 400 Jahren mußte auch in England noch eine Art von Leibelghaft oder Hürigkeit der Landleute verhindern, daß der Boden nicht unbesetzt liegen blieb, weil der elende Zustand der Arbeiter dem geringen Ertrage desselben, und dieser wieder den erbärmlichen Werkzeugen zu seiner Befestigung entsprach. Dabei war das Land nur wenig bevölkert, und diese dünne Bevölkerung wurde noch durch öftere Hungersnoth heimgeführt. Es war damals in England nicht besser, als es jetzt noch in Portugal und Spanien ist, welche arm und elend sind und bleiben aus Mangel an Maschinen. Denn diese letztern verdrängen nicht die Menschenarbeit oder machen sie entbehrlich, sondern im Gegentheil sie vermehren das Bedürfnis derselben, indem sie nur den Gebrauch davon verändern. Durch die Erfindung der Buchdruckerkunst wurden zwar diejenigen außer Arbeit gesetzt, welche bis dahin die Bücher mühsam durch Abschreiben vervielfältigt hatten; aber indem ein Buchdrucker die Arbeit von wenigstens zweihundert Schreibern fertigen konnte, wurde es möglich, daß

statt eines Buches deren nun tausende gekauft werden konnten, und daß dadurch eine Menge von Papiermachern, Schriftsetzern, Buchdruckern und Buchbindern ernährt werden, die außerdem kein Brot haben würden.

Würden die Druckerpressen von London wieder zerstückt, so würden 20,000 Menschen außer Nahrung gesetzt werden, um höchstens 200 Abschreibern Platz zu machen. Schlimmer oder noch wäre es, daß die Bücher alldann wieder wie vordem nur von den Reichen gekauft werden könnten, insofern sie jetzt die Lehrer, Arbeiter und besten Freunde von Millionen Menschen sind, die an den Wohlthaten und Genußen ihrer Bereitung Theil nehmen.

Die Arbeit ist nicht um ihrer selbst willen, sondern immer nur Mittel zum Zwecke der Hervorbringung Dessen, was dadurch geschaffen werden soll. Der vernünftige Mensch schämt sich jeder zwecklosen Arbeit. Der Mensch aller Arbeit wird also bestimmt durch den Erfolg, den sie beschafft. Da nun aller Verkehr ursprünglich in der Vertauschung von Arbeit gegen Sachen beruht, so ist es augenfällig, daß, je geringer die auf diese letztern verwendete Arbeit ist, um so vorteilhafter der Austausch derselben sein müsse. Unleugbar würden sonach diejenigen Theorien sein, welche Handmühlen brauchen wollten, da ihnen Wind- und Wassermühlen zu Gebote stehen, oder welche bei der Handweberei nach Erfindung der Wirkmaschinen stehen bleiben wollten.

Joseph Foker, ein ehelicher Handwerker zu Glasgow, behauptete vor dem Comité des Parlaments zur Erörterung der Frage über die Beförderung der Auswanderung bei behaupteter Nahrungslosigkeit, daß allerdings die Einführung der Maschinen die Handweberei nahrunglos gemacht habe; daß nicht-bekommenen indessen er und seine Mitarbeiter darum jene nicht tabellten, noch weniger deren Unterdrückung begeherten, indem sie wohl einsehen, daß jedes Werkzeug, so dem Arbeiter wie bei der Fabrikarbeit gebraucht werde, eine Art von Maschine und überhaupt im Grunde Alles Maschine sei, was über die Löhne und Mängel hinausgehe.

Was aber vermöchten die Menschen ohne Werkzeuge zu machen? Muß es ihnen also nicht frommen, je weislicher und vollkommener diese Werkzeuge werden? Die unentbehrlichsten Dinge, z. B. alle Eisenwerkzeuge, würden ohne Maschinen entweder gar nicht oder nur für unerschwingliche Preise zu haben sein. Damit würden aber zugleich alle diejenigen Erzeugnisse, welche mit ihrer Hilfe gefertigt werden, entweder ganz undurchschaffbar oder doch unanschaffbar werden. Seit 1788 ist Englands Eisenproduction verdreifacht worden, indem die Vermehrung der Productionskosten durch die Maschinerie bezahlt werden ist.

Die Stielkohlen sind das unentbehrlichste Material zur Gewinnung dieser ungeheuern Eisenmasse geworden; aber es wäre gradezu unmöglich, jene selbst ohne die Maschinen zu gewinnen, welche der Bergbau dazu braucht. Die Stielkohlen sind außerdem für eine unzählige Menge anderer Gewerbe und zur Erwärkung unentbehrlich. Nur vermittelt der Maschinen, die auf ihre Förderung und Fabrikation verwendet werden, ist es möglich geworden, daß in den entlegensten Theilen des Landes Fehrrmann 30 Pfund Stielkohlen für 18 Pence ins Haus geliefert bekommen kann. Was würde außerdem aus der gesamm-

ten Kraft der ungeschulten Dampfmaschinen werden? Für welchen Preis, wofür sie diese Arbeit liefern, würde ein Baumwollgewand aus 3 Pfennige geliefert werden müssen. Wer könnte sie dafür thun? Was also möchte unmöglich bleiben, wenn jene nicht arbeiteten? Was möchte folglich auch entbehrt werden, theils weil es gar nicht vorhanden wäre, theils weil der Verdienst mangeln würde, den jene abwerfen?

Ein herumwandernder Japanner ist demalen in England begühter als ein König in Neuholand. Diogenes war darum kein Philosoph, weil er seinen letzten Becher wegworf. Weise ist es, mit Gleichmuth zu entbehren, was man nicht haben kann, mit Nichten aber, zu verschmähen, was den Genuß des Daseins verschönert. Nicht im Entbehren besteht das Glück, sondern im Genießen ohne Begierde und ohne Reue. Die Vermehrung menschlichen Glücks auf der Erde geht sonach von der Ausdehnung des Maschinenwesens aus.

Es ist nicht bloß die Vermehrung der Arbeitskraft, welche dadurch bewirkt wird, sondern auch die Erzielung mancher Arbeit kommt dabei in Betracht, welche ohne Maschinen gar nicht, oder wenigstens nicht gleichmäßig und brauchbar geliefert werden könnte. Anstatt der Millionen von Näh- und Stednadeln, welche jetzt verbraucht werden, würden ohne Maschinen deren wieder nur so wenige und so theuer gefertigt werden als damals, wie die Hauptaufgabe der Frauen in den Nadeln bestand, so daß das Taschengeld einer Frau ihr Nadelgeld benannt wurde. Der größte aller Gewinne im Zeitleben der Menschen ist der Gewinn an der Zeit selbst. Was also gewinnen dieselben an der Menge der Erzeugnisse, welche durch Maschinen gefertigt werden? Was gewinnen sie durch alle die Vorkehrungen, vermittelt welcher die Erzeugnisse vom Orte ihrer Verfertigung an den Ort ihres Verbrauches gebracht werden, und welche damit zugleich bewirken, daß die Producenten damit den theuersten, die Consumenten den wohlfeilsten Markt suchen können, als da sind: Kunststraßen, Eisenbahnen, Kanäle, Dampfswagen, Schiffe und Dampfboote u. s. w.? Was vermöchte ein jeder Einzelne zu genießen, wenn es ihm nicht zum Verbräuche bereit gelegt würde?

Allein der Genuß erfüllt seine Bestimmung und seinen Werth für die Menschheit noch nicht durch das Genießen allein; er führt sie mittelbar selbst ihrer höhern Bestimmung entgegen. Als 1733 zu Northampton die ersten Spinnmählen erbaut wurden, waren etwa 50,000 Spindeln durch die Handspinnerei in Bewegung, während gegenwärtig beinahe zwei Millionen Menschen von diesem Erwerbzweige sich nähren. Durch die Spinn- und Webemaschinen ist es dahin gebracht worden, daß England seine Einfuhr an roher Baumwolle von zwei Millionen auf 200 Millionen Pfund jährlich und seinen Verdienst daran auf 36 Millionen Pf. St. erhöht hat.

Damit ist der Welthandel umgestaltet worden. Trotz der wohlfeilen Arbeit in Indien ist es für dasselbe eine Unmöglichkeit geworden, gegen die Maschinen Europas aufzukommen. Der Handel mit indischen Baumwollenwaaren ist auf immer

beim. Die Verarbeitung der Baumwolle, wie sie heutigen Tages besteht, ist der Triumphe des menschlichen Erfindungsgeistes. Wir holen, sagt der Engländer, den rohen Stoff aus dem Lande des Belts, das ihn anbaut, auf der andern Seite der Erde; wir verarbeiten ihn durch unsere Maschinen zu Gewürzen, die wir erheben von jedem Wolfe fertig kaufen; und nachdem wir diese Gewürze, belastet mit den Kosten eines Transports von 14,000 Meilen, belastet mit den Abgaben, die der Staat in so mancherlei Weise darauf gelegt hat, demselben Wolfe wieder zugeführt haben, verkaufen wir sie ihm wohlfeiler, als es sie selbst herstellen kann, und es kauft sie mit Begierde, indem es um so viel mehr Baumwolle und Indigo erbaut, womit es sie wieder einkauft.

Aber auch in Europa können gegenwärtig 491 Personen für denselben Betrag in Baumwolle beschäftigt werden wie vor hundert Jahren eine einzige. Ist nun dieser ungeheure Unterschied in dem Zustande einer jeden Familie dadurch, daß alle Mitglieder sich leichter warm und gesund stellen können, nicht ein offenkundiger Gewinn für die Gesellschaft überhaupt und für einen Jeden insbesondere? Es ist ganz besonders ein Gewinn für die Frauen und Kinder eines jeden Familie, deren Zustand durch ärmliche Kleidung immer herabgewürdigt wird. Die Gelegenheit, den Frauen und Kindern wohlfeile Kleider zu kaufen, trägt zur Verbesserung ihres Zustandes mehr bei als irgend ein anderer Gegenstand des Lebensbedürfnisse. Es verbessert ihre Sitten, vermehrt die Keilichkeit und Anständigkeits; und diejenigen kennen den menschlichen Charakter wenig, welche noch zweifeln, daß Keilichkeit und Anstand nicht nur mächtige Triebfedern zur Tugend, sondern selbst Tugenden seien. Bei Schmutz und Lumpen besteht keine Selbstachtung, und ohne Selbstachtung gibt es keine Grundlage für diejenigen Eigenschaften, welche am meisten zur Wohlfahrt der Gesellschaft beitragen. Die Gelegenheit, nützliche Kleidung wohlfeil anzuschaffen, hat den Zustand des weiblichen Geschlechts bei uns gehoben, und der Einfluß des Zustandes der Frauen auf die Wohlfahrt der Gesamtheit kann niemals zu hoch geschätzt werden.

Werkzeuge und Maschinen geben die Mittel ab, vergleichsweise mit Leichtigkeit Das zu erreichen, was ohne sie nur mit dem äußersten Aufwande von Zeit und Kräften würde geschehen können. Sie machen eine große Menge Arbeitsvermögen frei, welches, mit Geisteskräften zusammenwirkend, geschickte und erfindende Arbeiter in jeglichem Zweig menschlicher Thätigkeit bringt. Aber sie thun mehr als dies. Sie vermindern die menschlichen Leiden, stärken die Gesundheit, verlängern das Leben, machen die Arbeit weniger beschwerlich und mühsam; und indem sie dies Alles thun, erheben sie den Menschen auf die Stufe eigentlicher Erziehung.

(Der Beschluß folgt.)

Gorgona. Hither aus dem französischen Mittelalter. Von August Levald. Zwei Theile. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1833. 8. 2 Thlr.

Der Verf. gehört zu den Schriftstellern, welche und durch eine fortschreitende Ausbildung erfreuen. Ist sein Ziel auch nicht auf dem Gipfel des Parnasses, noch überhaupt sehr hoch gestellt, so bringt er doch denselben näher und näher und wird es erreichen. Bescheidenheit, Maß, Selbstkenntniß und Ernst sind es, die ihn dahin führen. Vergleicht man seine neueren Erzählungen mit den früheren, so ist eine Erhöhung in formaler und idealer Gestaltung, an Inwaß der Ideen, eine erweiterte Umsicht unverkennbar, und ein nicht übereiltes, aber beharrliches Fortschreiten auf der Schriftstellerebahn nimmt unser kritisches Interesse für ihn in Anspruch.

Schon hieraus erklärt sich, warum wir sein jüngstes Werk stets für sein bestes erklären müssen, etwas, das bei wenigen seiner Mitbewerber im Erzählungsfach auf gleiche Art der Fall ist. In diesen Wütern aus Frankreichs Mittelalter, folgt der

Berf. allerdings dem Vorbilde, welchem die ganze neuere romantische Schule in Frankreich nachtrief, dem Vorbilde Victor Hugo's, hin und wieder sogar sehr unselbständig; indes ist und bleibt er doch ein Deutscher, und als solcher bringt er schon ein doppeltes Capital von Gemüth mit zum Werke. Steht er seinem Vorbilde an Phantasie nach, so übertrifft er es in Dingen des Gemüths und steht ihm gleich in Bezug auf Formgebung und feste Darstellung. Viel moralische Würde darf man dabei freilich weder in seinem Vorbilde, noch bei ihm selbst suchen. — Die Geschichte, welche er erzählt, ist ein noch dunkleres Reflex des französischen Mittelalters, als „Notre dame“ es war, vielleicht weil sie noch um ein Jahrhundert früher spielt. H. Hugo's Roman hat ohne Zweifel nicht bloß die Anregung gegeben, sondern selbst geholfen; indes ist Eignes und Selbständiges genug abstrigebildet, um den Vorwurf bloßer Nachahmung zu entkräften. Die Zeit ist die Ludwig des Zehnten (X.); Gegenstand der Geschichte die Herrschaft des Aberglaubens und seiner Schrecknisse in einer von Recht und Gesetz verlassenen, roher Willkür preisgegebenen Zeit, beginnend mit dem Tode der Tempel und endend mit der Judenverbrennung unter Ludwig X. Die Erfindung ist kunstreich, verwickelt, ohne unklar zu sein, vom spannendsten Interesse und in ihren Einzelheiten lehrreich über Sitten und Ansichten in den dunkelsten Perioden des Mittelalters. Im Ganzen mag der Nachschreiber, der auf den Begebenheiten ruht, zu dunkler, Verworfenheit und Verbrechen zu gehäuft erscheinen; aber immer ist es wahr, und man kann es nicht zu oft, nicht zu epergisch wiederholen, daß diese Zeit eine graunvolle und verbrechenreiche war.

Die Hauptpersonen der Erzählung sind: der bekannte Joh. Buridan, Philosoph, verfolgt als Zauberer und Schüler der Tempel, Rector der pariser Universitäts und, wie man sagt, Gründer der wiener, dem Spinoza einige seiner Neptischen Axiome entlehnt haben soll; ferner die Königin Margaretha von Frankreich, Ludwig's X. schöne und über jeden Ausdruck verworfene Gemahlin, mit ihrem Leibarzt Ferron, Zauberer und Leibdiener ihrer Sünden, dessen Jüdling Berforis der Held der Geschichte ist, Margaretha's und zugleich eines Mädchens Liebhaber, die der Jude Manasses erjogen hat, und die sich als Margaretha's Tochter ausweist; der fromme Jude selbst, welcher aus Ferron's Betrieb schließlich verbrannt wird, weil er ein Christenmädchen vom Tode gerettet, der einzige Träger des ethischen Princips in dieser Erzählung; ferner der Minister Cuguerrand de Narigny, unglücklicher Schüler der Magie; der schwarze König Ludwig X. und einige Andern. Hauptmittel der Bewegung sind außer den Schenlichkeiten der Königin, die ihre Liebhaber Rechts in die Seine stürzen läßt, die grande traunderle, jene große Akademie der Verbrechen, die B. Hugo zuerst und nach ihm der Verf., jedoch mit sehr erborgten Farben gemalt hat. Das Ganze nun verdient als sittemalende Erzählung volles Lob, wenn nur Margaretha weniger verworfen geschildert wäre. Als phantastischer Roman ist die Erzählung geistvoll und durchaus zu loben. Etwas von der Spannkrast und der Färbung Hoffmann'scher Erzählungen ist darin übergegangen, und in beiden Beziehungen ist „Notre dame“ erreicht. Die Wahrscheinlichkeit wird zum öftern verlegt; aber irgend ein glücklicher Zug, wieich an neuen Erwartungen, zieht unsere Aufmerksamkeit fest wider an, wenn wir an Naturwahrheit und Möglichkeit zu zweifeln anfangen.

Viele einzelne Scenen sind meisterhaft, z. B. wie Perrone die Königin mit dem Kadelich durch die Maste Rigmattiset, und Buridan, als Carazene und Bohemer, sie in Schloß Montgailard antritt, Manasses in den Katafomben und vor Allen der königliche Fezensabbath im Thermenpalske. Der Styl ist mannichfaltig, die Sprache gut; kurz, der Arbeit fehlt keine von den gewöhnlichen Forderungen, die man an einen ansehnlichen Roman stellt, als: mehr sittliche Würde. Wie es mit dieser jedoch heutzutage dießzeit und jenseits des Rheins genommen wird, ist unbekannt. Der Kritik bleibt kaum

der Kampf dagegen übrig, wenn sie nicht allzu sehr gehalten werden will. Allerdings wird sie solche Arbeiten, die nur den ungenügenden Bedürfnis entgegenkommen, niemals mit Ehren, wie Fielbig, Gewantet sie liefern, oder auch nur mit Walter Scott's, und vollends nicht mit den philosophischen Romanen Döbner's, Voltaire's, Johnson's, Kirk's, Feinfe's u. s. w. gleichstellen oder verwechseln; indes muß sie doch auch hier bei Gute, das Geistreiche und das Zutreffende von dem Schlechten, Verfehlten und Geistlosen unterscheiden, und für die Bezeichnung dieses Unterschiedes bleibt ihr nichts übrig, als die Worte: gut und schlecht in seiner Sattung.

Indem wir die „Gorgone“ des Verf. zu den guten Arbeiten in ihrer Sattung rechnen, werden wir auf wenig Widerspruch treffen, und somit können wir sie den Lesern empfehlen, die sich an dunkeln, aber lebensvollen, schrecklichen, aber wahren Gemälden des Mittelalters — jener, ach, vor kurzem noch herrschlichen Periode menschlicher Entwicklungsgeschichte — noch nicht satt gelesen haben. 2

Journal de six Francs.

Welchem die Sociéte pour l'émancipation intellectuelle so gute Geschäfte gemacht mit ihrem „Journal des connaissances utiles“, ähnet sich eine Bewegung im Buchhandel, die vielleicht älteren kostspieligen Instituten gefährlich werden dürfte. Es erscheinen gegenwärtig folgende Journale zu sechs Francs: „Le cour d'assises, journal des tribunaux criminels et correctionnels de la France et de l'étranger“; es wird am 5. jedes Monats ausgegeben. Die zweite vor uns liegende Nummer enthält außer den Berichten über die merkwürdigsten Civil- und Criminalfälle einzelne Facts, unter welchen wir hier im Vorbeigehen den Tod der berühmtesten Banca anföhren, die in dem bekannten Proceß des Fualdeß so großes Aufsehen gemacht; ferner Nachrichten über die Gerichtshöfe und Rechtspflege von China, Amerika, Schottland, Irland, Schweden u. s. w. Ferner: „Le sambeau de tous les degrés administratifs et judiciaires“. Die Gründer berechnen, daß dieses Journal, und folglich die andern sechsfrancblätter gerade einen Klapp per Tag kosten; „dafür“, sagt der Prospectus, „habt ihr ein patriotisches, lustiges und belehrendes Journal. Es ist also deswegen ein Nebenbuhler der so beliebten „Gazette des tribunaux“, mit welcher sie aber nicht concurriren kann, da diese täglich erscheint.“ „Le journal des connaissances médico-chirurgicales“ scheint uns zweckmäßig eingerichtet und wird Glück machen. Es gibt in zwei Bogen eine vollständige Uebersicht der wichtigsten Entdeckungen in allen Zweigen der Heilkunde und dabei anatomische Zeichnungen, die besonders für Studierende ein treffliches Hülfsmittel sind. Das erste Heft enthält unter Andern einen höchst merkwürdigen Fall, wo in der letzten Periode der häutigen Bräune (eroup) der Luströhrenschlitz bei einem sechs-jährigen Knaben mit Erfolg angewandt wurde. Die Erzählung ist klar und lichtvoll und spannt wie ein Drama. Sodann werden wir einige Bemerkungen des Hrn. Mayor aus Cayenne gefunden, welcher den Gebrauch der Baumwolle statt der Charpie vorschlägt und dessen Gründe uns ziemlich kräftig schmecken. — „Le musée des familles“ ist eine Art von Penny-Magazin. Es enthält treffliche Holzstiche; die erste eben erschienene Nummer gibt einen geistreichen Prospectus von den Herren Jullien und Jullien, dem Sohne des bekannten Redacteurs oder vielmehr Directeurs der „Revue encyclopédique“. Für sechs Francs jährlich erhält man sogar ein literarisches Journal: „Le panorama littéraire de l'Europe“. In einem der letzten Hefen haben wir einen Artikel über Zimmermann's „Merlin“ gefunden, eine schlechte Uebersetzung des trefflichen Aufsatzes in Nr. 21—26 d. Bl. f. 1835. Das Journal könnte unter guter Leitung viel Gutes stiften und Glück machen. 19.

Mittwoch,

— Nr. 22. —

22. Januar 1834.

Die Resultate des Maschinenwesens, namentlich in Bezug auf wohlfeile Production und vermehrte Beschäftigung. Aus dem Englischen übersetzt.

(Beschluß aus Nr. 21.)

Grade die beschwerlichsten, ermüdendsten und die Gesundheit erschöpfenden Anstrengungen in der Arbeit sind es, welche größtentheils durch Maschinen vermieden und verrichtet werden. Sie befördern dadurch unmittelbar Gesundheit und Lebensdauer. Ungeachtet des zunehmenden Luxus schwindet daher mit der Ausbreitung der Maschinen stätlich die Macht des Todes. In England starb vor einem Jahrhundert noch jährlich von 30 Menschen einer, was sich so vermindert hat, daß jetzt nur noch von 58 einer dahinscheidet. Aber auch mittelbar vervielfältigt die Maschinerie das Leben, indem sie die Mittel vermehrt und wohlfeiler macht, es zu unterhalten. Wo es nur zu leben gibt, da findet und nährt sich auch das Leben. Die Bevölkerung vom eigentlichen England und Wales ist seit dem Jahre 1700 bis zum Jahre 1800 von 5,475,000 auf 9,168,000 Menschen angewachsen.

Im Jahre 1821 wurden in Großbritannien 2,490,000 Häuser gezählt, und 20,000 neue Häuser waren im Bau begriffen. In Newferland, das so groß ist wie Großbritannien, gibt es keine 10,000 Häuser, und diese hätten sich von dem rohesten Material erbaut und auf unbequemste eingerichtet. Das Volk, das Maschinen besitzt, hat 250mal mehr Wohnungen als das Volk ohne solche Kenntnisse, und das ärmlichste Haus des einen ist 50mal bequemer als das schönste des letztern.

Wer kann zweifeln, daß, je weiter wir in der Ausbildung voranschreiten, desto besser der allgemeine Zustand der Menschen werden müsse? Wer kann zweifeln, ob anstatt eines Zustandes, wo es wenig häßliche Arbeiter gibt, die ohne künstliche Hülfen ihre Kräfte an Thieren verschwenden, die leichter durch Wasser, Wind und Dampf, durch die Schraube und den Hebel verrichtet werden könnten als mit menschlichen Armen, es nicht besser sein würde, sich möglichst demjenigen Zustande zu nähern, wo es der Arbeiter viele gibt, deren Geschäft leicht gehen ist, die ihre Kräfte zu sinnigen Einrichtungen verwenden, die durch ihren Bestand den unterwürdig gemachten Naturkräften ihre Richtung zu ihren Diensten geben? Gewiß wird ein Volk, das so weit vorgeschritten ist, um die Kräfte der Menschen zu verrichten und nachdenken erforderlich ist, und, dagegen die reinen Thierarbeiten den Maschinen und den Thieren zu übertragen, die größte Menge von Gegenständen der Nothwendigkeit und Bequemlichkeit, des Wohllebens und des Geschmacks mit den geringsten Kosten erzeugen. Ein solches Volk muß noch

weiter gehen. Denn es wird mit der Zunahme jener Beschäftigter und mit ihr der Menschenmenge durch ihre Anstellung selbst bei allen den Arbeiten, die ohne diese ausgedehnte menschliche Hülfen nicht beschaft werden könnten, ihre Intelligenz entwickelt werden, indem sie sich alle übrigen Kräfte der Natur dienstbar machen und zu ihren Zwecken verwenden.

Dabei wird durch Kräftersparung noch überdies immer mehr die Anzahl Derjenigen anwachsen, welche nicht unmittelbar an der Hervorbringung der Erzeugnisse Theil nehmen, sondern sich den Wissenschaften und den schönen Künsten zu widmen vermögen und durch sie das Glück der Menschheit erhöhen und ihre Freiheit fördern.

Vor einigen Jahren fiel es dem Pascha von Aegypten ein, die männliche Bevölkerung einer ganzen Provinz zur Ausräumung eines verstopften Kanals aufzubringen. 50,000 Männer mußten diese Arbeit unternehmen und erhielten ihren gewohnten Unterhalt, aber keine Werkzeuge, noch weniger Maschinen. Im Laufe eines Jahres starben über 30,000 von diesen im Schlamme verfunkenen Arbeitern dahin, und die Unternehmung mußte unvollendet liegen bleiben. Sagt doch nicht: so Etwas könne in einem europäischen Staate nicht vorkommen, wo Recht und Ordnung die Einwohner vor solcher tyrannischen Willkür bewahre!

Was hat Euch denn frei gemacht? Kenntnisse! Kenntnisse, welche, indem sie den Verstand und den moralischen Charakter höher gehoben haben, die Schwere gegen jede Unterdrückung geworden sind, welche keine Macht vernichten kann, welche, indem sie denkende Menschen in den Stand gesetzt haben, die Mittel zu erkennen, um die einträgliche Arbeit des Volkes nach allen Richtungen hin zu vermehren und dadurch das Leben jedes Einzelnen zu veredeln, zugleich die Einsicht von der Unschädlichkeit und Unanrastbarkeit dieses Zustandes gewähren und verbreiten. Dürfen die arbeitenden Classen eines solchen Volkes wol sagen, daß Kenntnisse und Wissenschaft ihr Ziel erreicht haben, daß sie nicht weiter fortschreiten dürfen? Dürfen sie wol, wenn sie auch nur die unendlichen Segnungen, deren sie dadurch theilhaftig geworden sind — verbesserte Nahrung, Arbeitssatz an Feuerung und Wasser, wohlfeile Kleidung, bequeme Wohnung, geschickte Werkzeuge zu allen Herrichtungen, Erhaltung des Lebens durch ärztliche Hülfen und den Nutzen und Trost der Bücher — wünschen, daß wir nun dabei stehen bleiben und uns damit begnügen sollen, oder gar, wenn man auf die Maschinenbedröge hören wollte, daß wir zurückkehren sollen zu dem Zustande, in welchem wir uns vor 300 Jahren befanden? Verlaßt Euch darauf, daß, wenn wir einmal anfangen rückwärts zu gehen, so kein auch der erste Schritt sein möge, der Rückschritt zur Unwissenheit, anstatt des Fortschrittes in der Er-

kenntniß, sehr bald an Geschwindigkeit zunehmen und zu erst mit einem vollen Sprunge von der Civilisation zur Roheit enbigen werde. Dann kommt auch die Arbeit des Tyrannen, der nur so lange ruhet, als die Wissenschaft ihn dazu nöthiget.

Das Heil der Völker beruht auf dem Fortschreiten der Cultur, welche, ein und dieselbe, über alle Vermögen der Menschen sich ausbreitet und in ihnen sich entwickelt, daher die geistige Ausbildung bedingt ist von der leiblichen und gewerblichen, und diese wiederum durch jene. Das Leben verträget überall keinen Stillstand; es befindet sich jederzeit im Zunehmen oder Abnehmen. Daher kann auch für die Vervollkommnung der Gewerbe durch Maschinen kein Unterschied stattfinden zwischen dieser oder jener Handlung, oder zwischen alten und neuen Erfindungen. Die alten hätten nicht alt werden können, wenn sie nicht einmal neu gewesen wären; und die neuen werden um so rascher alt werden, je reger der Erfindungsgeist ist. Jedwede neue Entdeckung, jede neue Vorrichtung, jede Ersparung menschlicher Arbeit, welche Ausbeute gibt, ist schlechthin nützlich. Es ist immer ein Verlust, sie zu entbehren, oder auch nur zu verzögern. Denn immer werden dadurch Kräfte erübriget zu andern Beschäftigungen, Erfindungen und Schöpfungen. Die Besorgung eines Ueberschusses an ersparten Kräften, die nicht nützlich zu verwenden wären, ist die unüberdachtteste, die sich denken läßt. Denn wo ist die Grenze des Bedürfnisses der Menschen, wo der Kreis, über welchen hinaus für sie nichts zu wünschen, nichts zu schaffen wäre? Ist die Nothdurft befriediget, verlangt die Bequemlichkeit ihren Tribut; mit ihr lebt das Wohlleben auf, und über sie alle erhebt sich der Kunststann und der Durst nach Wissenschaft. Die einfache Röhre, aus welcher das Wassergas der Flamme entgegenströmt, befriediget Den nicht, dessen sämmtliches Geräthe verzert sein muß, um sich inmitten desselben zu gefallen. Kunstfachen und Bücher werden einem verfeinerten Volke ein unentbehrlicher Hausrath, und der Ueberschuß bringt es am Ende dahin, einige Zeit von seiner Arbeit zu erübrigen, um sich an jenen zu ergötzen und in diesen das Material zu weitem Fortschreiten in seinem Fache, oder in der geistigen Ausbildung überhaupt zu suchen.

Nichts kann daher verkehrter sein als der Vorschlag Derez, welche die Maschinen besteuern lassen wollen, um dadurch diejenigen Arbeiter zu unterstützen, die durch sie außer Arbeit kommen. Das hieße ebenso viel, als durch eine solche Besteuerung die Wohlfeilheit der Productionen behindern, den Erfindungsgeist entmuthigen und den Uebergang von nutzloser zu nützlicher Arbeit verhindern wollen; es hieße jene holländische Marktfrau nachahmen, welche ihren Esel mit Kohlköpfen zu Markte rief und, als sie bemerkte, daß derselbe schlief beladen worden, in den leichtesten Korb einen tüchtigen Stein zur Verstärkung des Gleichgewichts legte.

Nur wo das Bestreben und das Vermögen vorhanden ist, jede neue Erfindung, jede neue oder verbesserte Maschine, welche ihrem Zwecke entspricht, in Anwendung zu setzen und möglichst zu benutzen, kann das Gewerbe fortschreiten. Zu allen Arbeitsunternehmungen aber

gehört Capital, nämlich der Vorschuß, den jene ertheilen, bis ihre Erzeugniß vortheilhaften Absatz findet. Die Anlegung der Capitalien auf Unternehmungen beruht in jedem Lande auf der Sicherheit der ungestörten Verfolgung der Zwecke derselben. Ohne Sicherheit des Eigenthums und des Ertrags, der Unternehmungen und Erfindungen, mit einem Worte des Verkehrs, ohne gesetzlichen und unverfälschten Schutz gegen jede Beeinträchtigung, Störung und Behinderung in demselben wird man also vergeblich erwarten, daß das Gewerbe, der Wohlstand, die Macht und die Glückseligkeit der Völker steige, und daß die Vervollkommnung der Maschinen dazu mitwirke, was eigentlich ihr Zweck ist. Dies ist das Nothwendigste von Allem, was deshalb Noth thut. Wo der Erfinder einer neuen Maschine nicht sicher ist, daß die Arbeiter, die sie entbehrlieh macht, ihm solche zurückkriegen, da muß der Verkehr stocken. Denn das Capital zieht sich zurück, wo es keine Sicherheit hat; es verbirgt sich lieber, als daß es sich der Gefahr des Untergangs aussetzt, und es flieht das Land, worin seine freie Bewegung gehemmt ist, indem es sich nach andern Ländern zieht, wo es sie findet.

Die Tyrannei des Pöbels würde das Vermögen und den Kunstschick der Nation nach andern Pässen vertrieben, wie die Tyrannei der Könige von Frankreich die Baumwollen- und Seidenweberei nach England getrieben hat. Die Wirkung jeder Tyrannei ist dieselbe, möge es die eines Einzigen oder Duzens sein: sie zerstört den Frieden und die Sicherheit der Gewerbetreibenden; sie treibt sie, zu reiten, was sie noch können, und zu fliehen, weil sie es noch vermögen. Das Capital thut nicht mehr seine Dienste; die Arbeit hört auf; der Erwerb stockt nicht; und sondern es geht auch zu Grunde, was schon erworden war.

Die Häuser stehen leer, und auf den verfallenen Landstraßen treiben nur Bettler und Räuber noch ihr Gewerbe. Sehet Euch um in Spanien, in einem großen Theile von Italien, im schönsten Griechenland!

Wenn Jenejenigen, die das Gewerbe fördern, das vollkommenste Recht im Staate auf dessen Schutz in ihren rechtmäßigen Unternehmungen haben, so sieht Demen, welche um ihres Vortheils willen das Gegentheil verlangen, nicht der allermindeste Anspruch darauf zur Seite. Das Gewerbe ist seiner Natur nach nichts Bleibendes und kann unmöglich in einem bleibenden Zustande erhalten werden. Die Erzeugnisse der Natur und des menschlichen Geistes sind kein Gegenstand und das Bedürfnis der Menschen ihr Begehrungsgrund. Wie dieses unermesslich ist, und sich nach der Menge, der Bildung, dem Reichthume, der Sitte, ja der Modenslaune der Menschen richtet, so werden jene zugemessen durch die unbeständige Schöpfungskraft der Natur, durch die bewegliche Erkenntniß der Beschaffenheit und Wirkungen der Dinge, durch das Maß der erlangten Herrschaft über die Naturkräfte, durch die veränderliche Einsicht und Geschmack, oder Vorurtheil und Trägheit. Wer sich also dem Gewerbe in irgend einem Zweige widmet, bezittelt, das muß und soll er wissen, eine Laufbahn, in der er keinen Tag darauf rechnen darf, daß es morgen sein werde wie heute, und daß er mit der Arbeit, die ihm jetzt reichliches Brod gibt, sein ganzes Leben werde fristen können. Er macht sich freimüthig ab-

hängig von allen jenen Ursachen, deren Wirkungen für ihn und auf ihn Zufälligkeiten sind, und er hat von Niemanden Gewähr oder Hülfе dafür zu fordern, daß sie ihn nicht treffen, und daß sie ihn nicht zwingen, die erst gewählte Beschäftigung aufzugeben und sich nach einer andern umzusehen, die ihn erträget. Er möge seine Kräfte brauchen, so viel er vermag, um in dem Wettlaufe Aller nicht hinterran zu bleiben; aber er darf Niemanden aufhalten, der ihm zuvorzukommen vermag.

Freilich ist es ein Uebel, ein unleugbarer Verlust für Den, der erlernte Geschicklichkeit aufgeben, die gewohnte Handlung verlassen, neue Werkzeuge, neue Fertigkeiten und neue Kunden sich erst erwerben muß, um ferner zu bestehen. Wer wies das leugnen. Aber es ist die natürliche Folge des Berufs, dem sich jeder Gewerbsmann widmet; es ist ein Zufall, der ihn trifft, und vor welchem sich zu wahren lediglich seine eigne Sache ist. Ob die Politik erheische, im Staate eine Art von Assurancegesellschaft aller Einwohner, oder auch nur aller Gewerbetreibenden gegen solche Unglücksfälle zu bilden, das hat die Staatsweisheitslehre zu beantworten. Ein Recht darauf besteht nicht; noch viel weniger eine Befugniß zur rechtswidrigen Unterdrückung der Erwerbthätigkeit Anderer.

Um nun diesen Uebelstand möglichst zu vermindern, den jede unwillkürliche Veränderung der bisherigen Erwerbthätigkeit einer Classe von Arbeitern mit sich führt und der um des weit überwiegenden Vortheils des Ganzen willen nicht bloß mit Geduld, sondern von dem Verständigen sogar mit Freudigkeit erduldet werden muß, gibt der Verf. zwei Mittel an, die unfehlbar helfen. Das erste ist Vermehrung der Einsicht, um eine neue angemessene Beschäftigung ausfindig machen, und Erwerb der Fertigkeit, damit wechseln zu können. Das andere ist Ansammlung eines Capitals, um nicht bloß eine Zeitlang einen vorübergehenden Stillstand ertragen, sondern auch den Vorschub zu einem neuen Geschäft erschwingen zu können. Beide Vorschläge scheinen mit andern Gesetzen der Betriebsamkeit in Widerspruch zu stehen und deswegen unausführbar zu sein. Denn darnach ist die möglichste Vereinfachung und die größte Uebung in jeder Arbeit die Bedingung der möglichsten Einträglichkeit derselben; und auf der andern Seite wieder deren möglichste Wohlfeilheit die Bedingung ihres dauernden Begehrs, so daß nicht abzusehen ist, woher der Arbeiter eine Ersparniß machen solle. Allein nur die roheste Arbeit trägt eben die Kosten des thierischen Unterhalts. Mit jeder Verbesserung, man möchte sagen Vermenschlichung, wächst ihr Lohn und der Ueberschuß desselben über das unabwiesliche Bedürfniß. Da nun mit der Zunahme der Werkzeuge und Maschinen die Stellvertretung der rohesten Arbeit durch dieselben und die Nachfrage nach ausgebildetem Verrichtungen zunimmt, so sind eben sie auch die sich immer vermehrende Quelle möglicher Ersparnisse, sowie die Einföhrung der Sparkasten das Mittel zu ihrer Ansammlung und ersten nutzbarren Anlegung darbietet. Möge daher die Einlage in dieselben nur zur allgemeinen Sitte werden, wird das nöthige Capital zu Gewerbsänderungen nicht mangeln!

Schwieriger ist es mit dem ersten Rathe. Das Leben ist kurz, und die Zeit des Erlernens und der Uebung in demselben geht jedenfalls der Zeit des Erwerbs ab. Auch wird kein Meister geboren; es ist sehr schwierig, Diejenigen einzuholen, die schon einen Vorsprung haben; ja, die erlernte Fertigkeit kann einer neuen gradezu hinderlich sein. Allein es ist auch nicht die Meinung, daß durch den erteilten Rath das Uebel ganz gehoben, sondern nur, daß es gemindert werden solle. Dazu aber hilft eben das sehr viel, daß, je kunstreicher und wissenschaftlicher das Gewerbe in allen Verzweigungen wird, destomehr auch die reinmechanischen Verrichtungen, wobei der menschliche Körper selbst zur gedanklosen Maschine wird, abnehmen, hingegen solche Arbeiten aufkommen, welche Aufmerksamkeit, Einsicht und Nachdenken erheischen, eben dadurch aber auch der Uebergang von einer Art zu arbeiten zur andern erleichtert wird. Denn je mehr der Geist in den Arbeiten wirkt, desto leichter wird es ihm, das eigne Werkzeug des Körpers nach seinem Willen und seinen Zwecken so oder anders zu regieren.

Die Hauptsache aber ist, daß die Erübrigung einer Art von Arbeiten von selbst eine größere Nachfrage nach anderer und edlerer Arbeit beschaffe; daß also das Uebel selbst sein Heilmittel mit sich führt, und daß nur Gedankenlosigkeit und Trägheit schuld daran sein können, davon nicht sogar Vortheil zu ziehen, sowohl vermöge des höhern Lohnes der bessern Arbeit, als auch vermöge der erleichterten Anschaffung der Bedürfnisse. Denn eine ausgemachte Erscheinung und Wahrheit ist es, daß in demselben Verhältnisse, wie sich die Erzeugnisse der Industrie mehren, deren Preis sinkt, und dagegen die Mittel zu ihrer Anschaffung zunehmen.

85.

Die Liga von Cambrak. Geschichtliches Drama in drei Acten. Von August Grafen von Platen. Frankfurt am Main, Sauerländer. 1833. Gr. 16. 12 Gr.

Könnte ein vorzügliches Stück sein, wenn es das Vorbild zu einem wirklichen Drama oder, noch besser vielleicht, zu einer Reihe von Dramen aus der venetianischen Geschichte wäre. Soweit es aber vorliegt, als ein abgeschlossenes Ganze, das die Präntation macht, etwas für sich zu bedeuten und den Titel eines dreiactigen Dramas zu führen, können wir unsere Bewunderung darüber nicht unterdrücken, daß Graf Platen, der so zuversichtlich so Großes von sich verheißt und neue Oeffnen und Illuden versprochen, sein langes Schweigen grade auf diese Weise zuerst wieder bricht. Um den Namen eines selbständigen Dramas zu verdienen, müßte das Stück vor allen Dingen so beschaffen sein, daß darin gehandelt würde, daß uns Charaktere entgegenträten, die sich in diesen Handlungen vor unsern Augen entfalteten. Das sucht man hier aber vergebens! Das Stück schildert nämlich nichts weiter als den Glanz, den das bekannte 1508 und 1509 zwischen Ludwig XII., dem Kaiser Maximilian, dem König Ferdinand von Spanien und dem Papste Julius II. zur Unterdrückung Venedigs geschlossene Bündniß auf diese Republik machte. Der ganze erste Act und ein großer Theil des zweiten ist darauf verhandelt, die Unglücksbegebenheiten, die von allen Seiten her eingingen, und die so lauten, als ob die ganze Welt sich die Hände zum Sturz des mächtigen Staats gereicht habe, zu berichten: ein Bundesgenosse nach dem andern fällt ab, eine venetianische Stadt nach der andern wird genommen, die Heere werden an allen Enden geschlagen.

Nach setzen wir von dem allen nichts, h. h. wir werden nicht rathen an die Thronen und in die Gedächtnisse der freundlichen Herrscher, oder zu deren Thronen geführt, jedoch Alles wenigstens einigermaßen motivirt würde: wir hören bloß Erzählungen und bleiben dabei ganz ruhig in der Stadt Venedig. Welchen Reichtum historischer Anschauung — falls er sie besäße — hätte der Dichter in diesem Stücke niedrigen können, wenn es ihm gefallen hätte, nicht bloß den passiven Theil, sondern auch, und zwar vor allen Dingen, den activen uns vorzuführen! Dann hätte sein Werk mit Recht den Namen: „Die Liga von Cambrai“, verdient; sowie es jetzt geworden ist, sollte es etwa heißen: „Venedig zur Zeit der Liga von G., historisch-dramatisches Fragment“. Denn auch weiterhin kommt es nicht zu eigentlich dramatischem Leben, zu irgend einem Culminationspunkt, zu einer Katastrophe. Im zweiten Acte sehen wir nämlich den großen Rath unter Vorsitz des Dogen Leonardo Corradano verlammt; nachdem jene Unglücksnachrichten vollends eingegangen sind, wird beschloffen, das Kreuzerke zu wagen; und wenn Alles verloren, spricht Corradano,

— — — so laßt
Uns fallen denn, wie jener César fiel,
In seine Kugel schwerigend eingebüllt.

Über zum Glück kommt es nicht so weit: nachdem im dritten Acte zum Eingange nachträglich noch mehrere schmerzliche Verluste berichtet sind, auch die schöne Gernara, verwitwete Königin von Sappora, aufgetreten und ihre innige Theilnahme an dem Schicksale ihrer Vaterstadt zu erkennen gegeben, bringt Andreas Gritti die erste frohe Kunde von der Einnahme Pabuas und der Befreiung von „Wongaga's“; dadurch wird Alles zu neuer Hoffnung begeistert: Ludovico Corradano an der Spitze, zieht eine Schaar aufs Festland, um die eroberte Stadt zu halten, und das Stück schließt mit einem Hymnus zum Ruhme Venedigs, aus dem Munde des Dogen, in wohlbekanntem trochäischen Tetrametern.

Der geneigte Leser wird uns eine gewisse Klauheit, mit der wir dies Alles berichten, zu Gute halten: es war uns unmöglich, über das Stück in irgend ein Feuer zu geraten. Das Ganze macht den Eindruck einer sehr guten, wirklich verdienstlichen Staffage — aber auch weiter keinen. Man wartet immer bei den Dingen, die da kommen sollen. Venedig, das unvergleichliche und einzige, liegt vor unsern Augen, mit großer, fast ängstlicher Genauigkeit ist vom Dichter selbst der Ort der Handlung bezeichnet; es fehlt nicht „das Arsenal mit den beiden armenischen Löwen“, nicht „der Versammlungssaal des großen Rathes, mit den Bildern aus der venetianischen Geschichte“, nicht die Piazzetta, der Dogenpalast, die kolossalen Säulen aus dem Archipel u. s. w. u. s. w., — und mehre von diesen topographischen Merkwürdigkeiten werden in angehängten Noten eines weitern erläutert; es tritt Volk und Nobilität auf, ja wir sehen auch einen Dogen, aber eben nur — einen Dogen, nicht diesen bestimmten, diesen Leonardo Corradano; den letztern haben wir wahrlich besser kennen gelernt aus seinem Bildniß mit Pinsel und Farbe, von „dem süßen Meister Gian Bellin“ (S. 69), als aus all den herrlichen Reden, die ihm der Dichter in den Mund legt, die aber auch jeder andere Doge hätte führen können.

34.

Die Bevölkerung Islands im 18. und 19. Jahrhundert.

Ueber das erst seit Beginn des 18. Jahrhunderts noch einigermaßen zuverlässigen Angaben zu deuthellende Schwanken der Bevölkerung von Island enthält die aus dem Islandischen ins Dänische übersezte Schrift: „An Folktaellingsens Formindskale ved Naar i Island, af Hans Finsen.“ (über Verminderung der Volksmenge durch Misjahre u.) Kopenhagen 1831, folgende Berechnung. — Im Jahre 1708 hatte Island 50,681 Einwohner; man kann daher mit Sicherheit im Jahre 1707 51,000 annehmen? wo jedoch eine Blatterepidemie 18,000

Menschen weggriff; es blieben also 33,000. Ungedacht 1742 abermals die Blattern griffen, nur doch jener überhöfliche Verlust nach Verlust von 42 Jahren ersetzt, und 1750 betrug die Einwohnerzahl 50,700. Von 1751—57 gab es wieder 6224 mehr Tode, als Geborne, welcher Verlust nach zwanzig Jahren sich ersetzt hatte. 1779 besaß Island 50,212 Einwohner, und es hatte also eine durchschnittliche Vermehrung um 30 Köpfe jährlich stattgefunden. Der jährliche Zuwachs während der Periode von 42 Jahren belief sich im Durchschnitt auf 410; die geringere Mittelzahl der 20 Jahre erklärt sich aber leicht aus mehren Krankheits- und Misjahren, welche in dieselben fielen. Die nämlichen Ursachen brachten von 1779—87 die Bevölkerung wieder auf 38,667 herab. In den nächstfolgenden beizweden Jahren stieg sie jedoch um 8548 Köpfe, also jährlich um 656, und betrug 1800 über 47,200. Neue Misjahre, Krankheiten und der alle Zufuhr verbindende Krieg waren der Grund, daß 1814 die Bewohnerzahl sich mit 47,803 ergab, also auf 14 Jahre eine Vermehrung von nur 600, oder einige 40 des Jahrs. Auch in den 11 Jahren bis 1825 schiederten Unglücksfälle aller Art, besonders böse Kinderkrankheiten die Zunahme, welche jedoch 3446 Personen, jährlich 318, betrug. Die Volkszahl stellte sich auf 54,249. — Vor dem 14. Jahrhundert schätzt man die Bevölkerung Islands gewöhnlich auf 120,000. Die Verminderung derselben hat Herr Finsen mittelst Zusammenstellung alter Nachrichten und auf dem Grund der Rückschlüsse nachzuweisen versucht, welche die Erfahrung der Jahre 1708—1825 erlaubt.

Nach neueren Angaben hatte die Bevölkerung der Insel von 1826—31 wieder um 9552 zugenommen und betrug im letzten Jahre 64,601. Es gab nämlich

1826	Geborene 2017,	Tode 2084,	dabari unter 10 Jahren	1806
1827	1888,	2059,	„ „ „	1331
1828	2081,	1804,	„ „ „	1070
1829	2365,	1542,	„ „ „	414
1830	2515,	1268,	„ „ „	361
1831	3005,	1324,	„ „ „	709

Diese eingetragene Angabe, welche wir dem „Maanedstiftet for Litteratur“ entlehnen, differirt jedoch um 29 mit der summarischen.

80.

Litterarische Anzeige.

Bei mir ist erschienen und durch alle Buchhandlungen und Verkäufer zu beziehen:

Zeitgenossen.

Ein
biographisches Magazin
für die

Geschichte unserer Zeit.
Fünften Bandes erstes und zweites Heft.
(XXXIII — XXXIV.)

Biographien und Charakteristiken.

- Ferdinand I., König beider Sicilien. Von Friedrich Gramer. Erste und zweite Abtheilung.
- Aus meinem Leben. Erfahrungen und Ansichten, zugleich Aetologie meines Lebens und Wirkens. Vom Geheimrath Dabelow.
- Karl Julius Weber.
- Christian Ernst Weise.
- Biographische Andeutungen.
- Michael Beer. Von Dr. J. J. Gach in Berlin.
- Das dritte Heft des fünften Bandes erscheint im Februar 1834.
- Leipzig, im Januar 1834.

J. N. Brockhaus.

Donnerstag,

Nr. 23.

23. Januar 1834.

Das Kloster. Idyllische Erzählung in fünf Gesängen von Karl Egon Ebert. Stuttgart, Brodhag. 1833. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Der Grundgedanke dieses lieblichen Idylls, in welchem sich der Sänger der „Blätter“ mit ruhiger Selbstbeschränkung in die engeren Kreise des häuslichen Lebens zurückgezogen hat, wird, nachdem er sich schon zur Hälfte im Gange der Erzählung ausgesprochen, auch gelegentlich noch dem Heiden selbst in den Mund gelegt, welcher auf die Bemerkung eines theilnehmenden Freundes, daß er doch des Unglücks echter Sohn sei und ihn bei jeglichem Thun der Unstern verfolge, erwidert: „Wohl!“

— aber ein solcher (Unstern)

Schwebet ob jeglichem Mann, der, irrend, über das Nächste, Weil er das Fernste nur sucht, mit begierigen Händen hinweggreift.

Hätt' ich daheim mit den Kräften gestrebt, die ich all' in der Fremde

Abriecht vergeudet, ich wär' ein gesegneter Mann und besäße Alles in Ruh, was ich strebend gesucht in Noth und Gefahren. Wer ich that wie Einer, der eilend das duftige Weidenkalt mit dem Fuße zertritt und reicht nach der Kalpe; wie Einer,

Der nach den Sternen empor will greifen, inbeß er sie unten Schöpfern thut in die Hand aus dem Quell, darin sie gespiegelt. (S. 105 fg.)

Einen so vom selbstgemachten Schicksale Verfolgten stellt uns der Dichter in seiner Erzählung vor. Der erste Gesang: „Die Heimbirne“, läßt uns an einem leuchtenden Frühlingsabende seinen schallenden, eilenden Fußtritt den Berg herab vernehmen. Der frühverweilte Wanderer fragt in dem Mühlenhale nach seinen Aeltern; man zeigt ihm Konrad's des Müllers Grab; von seinem Weib Gertrude weiß Niemand mehr. Der Fremdling wirft sich auf des Vaters Grab und jammert, daß derselbe seine Krone nicht zu sehen und die glühenden Worte der Liebe nicht zu hören vermag. Er wagt es nicht, in der Mühle zu übernachten:

Dort nicht würde mir Ruh! Das Mühlrad, welches den Knaben

Eink im Schlaf nicht gestört, mir wär'd's jetzt brausen wie Stimmen

Graulenden Donnergetos, und der Zug des Winde durch die Thüre

Schme zu wimmern: O Sohn, o Sohn, so spät aus der Fremde?

Da schallt von melancholischen Glocken weiches Abendgelute, das ihn an die Nähe des ihm einst wohlbekannten Klosters erinnert. Indem der Dichter seinen Wanderer diesem Asyl zuführt, gibt er uns davon eine sehr malerische und reizende Beschreibung und entwirft nicht nur ein Bild von dem Aeußern eines Klosters, sondern führt uns auch in das Innere seiner Disciplin, Gebräuche und Sitten auf eine Weise ein, die für den katholischen Leser den Reiz poetisch gestalteter Wahrheit hat, Demjenigen aber, dem die Säkularisation der Klöster die Gelegenheit benommen haben sollte, sich eine Anschauung des Klosterlebens in der Wirklichkeit zu verschaffen, durch ein höchst lebendiges Gemälde entschädigt. Diese Schilderung (S. 32 fg.) ist eine der wesentlichsten Schönheiten des Gedichtes; und obgleich dieses Kloster nur die Folie der Erzählung bildet, so finden wir es doch nicht unpassend, daß der Verf. von ihm den Titel des Ganzen hergenommen hat. Hier an der Tafel des Convents nämlich und vor den Ohren des edeln Priors, der bald sein inniger Freund wird, erzählt der Wanderer seine Lebensgeschichte, und hier im Kloster erfolgt auch die unerwartet freundliche Lösung. Die Erzählung von Heinrich's frühern Lebensschicksalen ist dem zweiten Gesange: „Der Unstern“, einverleibt. Der Wanderer schildert sich hier als einen rastlosen Knaben, den kein Stubenspiel erfreute, den es rastlos ins Freie trieb. Kein Buch erbaute ihn, darin es nicht von Forsten, von sprudelnden Bächen rauschte, aber auch vom Klirren der Lanzen und Schwerter scholl, von Blutströme und von Ehre ertönte. Statt daß der heranwachsende Jüngling dem Vater die Wirtschaft besorgen half und die Acker vernünftig beaufsichtigte, ging er auf eine gar romantische Weise zu Werke:

— das Erste, was an den Aedern

Höchlich mir mißfiel, das waren die scheidenden Raine, Die so regelrecht die Räume zerschneitten. Mein Auge Konnte das nicht ertragen und flugs begann ich die Ränder Umzuschürfen, und sah zufrieden am Ende der Arbeit Ueber die Fläche dahin, die weit verbreitet nun dalag. Auch das Geschick der Kofse beklagt' ich, die, kraß an die

Flugschar

Gegen den Willen gespannt, zu senken mir schienen im Tode Einer Gewalt, die nicht den Muth'gen vom Himmel bestimmt war.

Drum auch schickt' ich sie heim nach wenigen Stunden der Arbeit,

Streichette sanft sie vorher und dachte: besser doch wär' auch,
Wenn ihr die Erde durchschlägt, den Keiler tragend am
Rücken!

Aber was wohl mir gefiel, das waren die Blumen im Gelbe,
Mitt'n im Grün das Blau und das Roth und das feurige
Goldgelb;

Wußten ließ ich sie frei, denn erzeugte der Schöpfer die
bunten,

Schieß es mir frevelnd gethan, entriß ich sie wieder dem
Grunde.

Wie es geschah im Feld, so geschah' im Walde. Es sollte
Holz in des Vaters Haus, und ich ging zu wählen die
Stämme

Lang im Gehölze umher. War irgend ein Baum, der die
greifen,

Moosigen Arm' in die Lüfte recht weit hinstreckte, ein anderer
Niedergebogen, verkrümmet und verkrüppelt, oder ein hoher,
Halbgerfallener Schaft, da sprach ich: Wahrlich, ihr sollt noch
Lange der Sonn' euch erfreu'n, ihr schönen und seltenen
Bäume!

Aber ihr andern, so schlank, so feutrecht steigend, so eitel
Prahlend mit ätlicher Kron', als wär' nach dem Raß sie
gewachsen,

Nieder mit euch, nur nieder, ihr breunt mir morgen am
Herde! (S. 72 fg.)

Es ist kein Wunder, daß der lebenswürdige Thunicht-
gut, der leibliche Bruder von Eichendorff's mit Recht be-
rühmten „Laugenichts“, beim Vater weniger Gnade
fand, als er mit seiner poetischen Verlehrtheit beim Leser
finden muß, der jedoch auch nichts dawider haben kann,
daß der Dichter, der Wahrscheinlichkeit getreuer, seinem
Helden kein so liebliches Loos bereitet, als uns eines in
dem „Leben des Laugenichts“ lächelnd vor Augen gestellt
wird. In dessen erschien etwas, das den Wilden an Haus
und Stube wieder zu bannen vermochte: die erwachende Liebe.

Sobald wie ein Kaitag war die Erkerne, kaum aus der
Kindheit

War sie entschlüpf't, als in Liebe mein Herz für die Gute
entbrannt war;

Aber es thronte, indes um den Mund das Lächeln der Unschuld
König spielte, doch schon der Jungfrau Würde und Hoheit
Klar auf der Stirn, der gewölbten, und rings auf dem edeln
Gesichte.

Ihre Wangen, sie war wie die Pfirsichblüte, darin sich
Eben der Strahl des Morgens gesenkt, die Lippen erschienen
Roth wie ein Purpurkreis am Abendhimmel, die Augen,
Klar und blau wie ein reiner Azur, versendeten Strahlen,
Die ein Sehnen erregten, sowie es uns fast, wenn wir aufwärts
Blicken, bebenden Blicks in den überregenden Mond seh'n!
Aber betrachtete man das reiche und wallende Goldhaar,
Ward man verwirrt und geblendet, sowie uns das Schau'n
in die Sonne

Schwebeln macht und betäubt. (S. 77 fg.)

Aber er warf das köstliche Kleinod verkennd dahin; er
wollte keine Bande, auch nicht von Rosen duften. Er
stieß die Kistern, die Jungfrau, die ihm ihre Seele ge-
weicht, zurück und entfloß dem ätlichen Hause in der
Stille der Nacht. Ihn besaß ein so mächtiger Leichtsin,
daß das Fremde, Eitelsame, Neue ihn jedes Bedankens
an Das, was er schmählich verlassen hatte, beraubte, und
er den gefassten Entschluß mit steigendem Beifalle pries:

Nie vergess' ich den seligen Rausch, als ich stand an dem
Eingang

Jenes gelobten Lands! Vor mir erstreckte sich weithin

Düster das schwäbische Meer, der Bodensee; es durchwühl't ihn
Eben ein wüthender Sturm und schweberte mächtige Wellen,
Dunkelgrüne, herauf aus den rauschenden, sprudelnden Furchen,
Welche sich gegen den Strand, an dem ich verweilte, gerade
Wälzten im Drang der entzögerten Kraft.

In gleichem Drange stürmte der Wanderer in die Welt
hinaus. Lange zog er auf den Alpen herum, warf sich
dann ins muntere Getriebe der Städte, und da eben die
Zeit war, wo der große Verwiesene, der Haft auf Elba
entronnen, mit seinem begeisterten Heere vorwärtszschritt,
so faßte auch ihn der Laumei; trunken schloß er sich dem
Reigen jauchzender Jünglinge an, der dem fränkischen
Heere zuzog. Mit dem Starze Napoleon's ward er Ges-
fangener, und da er als Deutscher gegen die Deutschen ge-
kämpft, so konnte er dem Spruche eines strengen Gerichts
sich nur durch die Flucht entziehen. Er kehrte in das
Schweizergebirge zurück; doch — „aus Hispanien kam
eilende Kunde von Spaltung und heftigem Volkswieth“;
vor ihm flammte es als ein willkommenes Licht auf,
dorthin eilte er, und sein mitleidiges Herz führte ihn der
kleinsten Partei zu. Nach einer glänzenden Schlichtung
des Elends, das er dort sah und erlebte (S. 98—101),
erzählt er, wie mit der See und ihren Schiffen doch wie-
der die Hoffnung, das lächelnde Kind, vor ihm gestanden;
wie er als Matrose ein ostindisches Kauffschiff bestieg, die
Beute eines türkischen Kapers wurde und nach langer
Qual der Gefangenschaft zu Tripolis nach Aegypten ent-
rann. Heimweh und Neue trieben ihn jetzt auf ein
fränkisches Schiff, aber ein Sturmwind warf ihn auf
Maras Strand statt nach der itallischen Küste. Er ver-
gaß die Gefahren der Flucht in Hispanien, dachte des
Sklavendrucks in Tripolis nicht mehr, nicht der durchwan-
derten, brennenden Wüste mehr, aber auch nicht mehr der
Kistern und der Heimat; er ergriff das Schwert wieder
und kämpfte für die Sache der Fremden. (So mußte
der Dichter sagen, denn für die Sache der Freiheit fought
ja Der nicht, der ohne Princip und Ziel nur dem bit-
ten Drange der Ungebundenheit in die Fremde hinaus
folgte.) Blutend blieb Heinrich auf einem griechischen
Schlachtfelde liegen. Ein würdiger Grieche trug ihn in
seine Hütte und heilte ihn hier. Jetzt begehrte er nichts
mehr als Ruhe und Frieden, und nur nach der Heimat
zog es ihn hin. „Und so“, spricht er,

Und so kam ich ans Ziel. — O daß ich so Bittres erlebte
Und noch bin, und noch denke! — Das Haus, darin ich geboren,
Fremden gebrüg — todt der Vater — verschollen die Mutter —
Bin, was je mich geliebt — ein Grab mein' einig Bestattung.
Neu' mein' einig Gefühl und Glück mein' alleiniges Erb-
theil! (S. 118.)

Jedoch für diese verzweifelte Lage weiß der Dichter
eine schöne Lösung zu finden. Im dritten Gesange, wel-
cher nach einer schönen Episode „Das Kirchenfest“ heißt,
gibt der edle Prior mehr dem Leser als dem Wanderer
einen Wink des Trostes (S. 173 fg.). Der vierte Ge-
sang, bedeutsam „Die Treue“ überschrieben, zeigt uns den
Helden des Gedichtes, von Schwermuthsgeiste getrieben,
in den tiefen Wald verloren, wo er im Laube Doppel-
tritte vernimmt und, ohne es zu wollen, dem Gespöche

zweier Frauen zuhört. Eine zitternde Stimme rath mit fremdlichem Tone der Begleiterin, einem erblischen Wanderer die Hand nicht zu verlassen:

Siehe, Du blühest im Fensje nicht mehr, Du weilest im Sommer,
Und es naht der Frost, und allein dann stehst Du im Winter,
Wenn ich lange schau' dich, beteckt von kühligem Regen.
Wehe, Du Gute, Dir dann! Die einsam gealterte Jungfrau
Gleicht der verderbenden Liane in dem Wald; wer immer
vorbreicht,

Murrt, daß die Trocke noch steht inmitten der üppigen
Blüthe. —

Ungerechtester Spott! — und doch er trifft wie die Liane
Alternde Jungfrau'n oft, und siegend waltet dies Unrecht,
Fasset im Sinne des Knaben schon tief, verleitet den Jüngling,
Ja ergreift den Mann — (S. 199 fg.)

Vor diesem Loose warnt sie die reife Tochter, welche der
laufschwande Wanderer mit süßlicher Stimme bewegt und
doch besonnen erwidern hört:

Vertrauen will, Ihr sagt es, den Dienst der bewanderten
Hausfrau:

Solchen besorgt die Tagd, die gutgehaltne, getreue;
Iber er will auch Vertrau'n; und woher entspringet, o Mutter,
Diese so herrliche Pflanz' als nur aus dem Boden der Liebe?
Doch der ist mir verdorrt, und ich seh' ihn grünend und
blühend

Nur in Träumen noch oft aus lange verschwundenen Tagen.
Drum auch gilt mir die Sogewart nichts, nichts gilt mir
die Zukunft,

Nur was war, ist noch mein, und ich leb' allein der
Griun'ung.

Was Du mir sagst, o Mutter, vom Loos der alternden
Jungfrau,

Kreischlich hab' ich's bedacht; ich verdorrt der Liane im Wald
gleich,

Stupig lächelnd des Spotts der immer nur tändelnden Menschen,
Die ein Herz nicht verstehen, das selbst sein Geschick sich ge-
wählt hat. (S. 202 fg.)

Nachdenklich und bewundernd hört Heinrich zu. Dieses
Weib ist stärker als er; er hofft noch immer fern in
die Zukunft mit Wünschen und Träumen hinaus; diese
Jungfrau aber schied von aller Hoffnung, blickt mit festem
Auge hinaus in die Dede und hofft nichts mehr vom
Leben. Die Mutter beruhigt sich bei der Erklärung der
Tochter, und der Wanderer beobachtet von Weitem die
sich Entfernende. Er sieht die Jungfrau,

Die, gar schlank gebaut, in edler Haltung eingehend,
Süßlich erscheinend zugleich und kräftig;

— — — ein Bild voll Beherrschung;

Mangen gerührt nur zart, und Augen voll schwachmüden
Ausdrucks,

Beide umflost vom Rebel des Stoms, vom Schleier des
Trübnißs,

Iber umfangen doch auch von den Reizen der geistigen
Schönheit. (S. 211 fg.)

Die Entwicklung ist nun ganz nahe, und der fünfte Ge-
sang, der das vertrauliche „Gastmahl“ schildert, das der
Prior mit genauerhin Fremden feiert, welche der Dichter
als mit vieler Liane gezeichnet hat und anter denen auch
Heinrich ist, bringt dieselbe herbei. Hier thut sich die
Liane auf,

— und das Mütterchen trat an dem Arme

Einer jüngern Gestalt ins Gemach. Die Kunst der Wanderer,

Trohet Bekürzung voll! es waren die selben Gestalten,
Die er im Walde gesehen und gehört.

Und dieses Mütterchen ist des Wanderers Mutter, Gew-
trude, und diese Jungfrau ist ihre Pflegetochter Mathilde,
seine verlassene Geliebte; Beide führt ihm der Prior, sein
erst von ihm erkannter Jugendgespieler, welchen die
Kelterer als Pflegeohn an des Verlorenen Stelle ange-
nommen hatten, entgegen.

So endet die anmuthige Fabel, die ohne Anspruch
auf Neuheit der Erfindung und pikante Physiognomie der
Charaktere durch einfache Wahrheit der Motive, sittliche
Reinheit in der Tendenz des Ganzen und in allen ein-
zelnen Darstellungen, durch edle Bilder und lebliche Schild-
derungen, mit welchen die schlichte Geschichte durchflochten
ist, ihren Eindruck auf das Gemüth nicht verfehlt. Der
Versbau des Hexameters ist, wie aus den zahlreichen
Proben, die wir gegeben haben, zu ersehen ist, nach Böf-
scher Weise behandelt, jedoch ohne Steifheit und Ueber-
treibung. Daß der Dichter die Trochäen an der Stelle
der Spondeen nicht gemieden hat, sind wir weit entfernt
ihm zum Tadel anzurechnen. Bei ängstlicher Vermeidung
derselben entsteht, da sie zum kleinern Theile durch Spon-
deen, sondern mehrtheils durch Daktylen ersetzt werden
müssen, eine endlose Reihe von dahinspolternden Versen,
die zuletzt aller Abwechslung und zugleich aller ruhigen
Anmuth entbehren.

Der Verf. hat sein Gedicht der Frau Fürstin zu Für-
stenberg zugeignet und an sie die Worte gerichtet, durch
welche er seine Dichtung zugleich beim Publicum einfüh-
ren wollte. Die Rechtfertigung seiner Selbstbeschränkung
ist hier in den Worten enthalten:

Hochbegeistert's, aufzustiegen mit des Adlers kühnem Schwung,
Aber nah' um uns, ganz nahe winket mehr Befriedigung!

Homer und Lyburg, oder das Alter der Iliade und die
politische Tendenz ihrer Poesie. Ein Versuch über die
Glaubwürdigkeit der Nachricht vom Zeitalter Homer's.
Von Christian Helneke. Leipzig, Hartmann,
1833. Gr. 8. 15 Gr.

Die vorliegende Schrift, die sich in bescheidener Weise als
einen Versuch ankündigt, behandelt einen der interessantesten
Punkte aus der Literaturgeschichte des Homer, der bis jetzt in den
vielen und gründlichen Forschungen über die homerischen Gedichte
weniger beachtet worden ist. Der Charakter der Schrift ist der
einer fleißigen, vorurtheilsfreien Untersuchung, die ganz auf die
vorhandenen Quellen und glaubhaften Zeugnisse begründet ist
und dadurch sich eine gewisse Selbstständigkeit zu bewahren ge-
müht hat, wenngleich wol nicht zu verkennen ist, daß die ar-
chologischen und historischen Untersuchungen Ottfr. Müllers auf
Hrn. Helneke vorzugsweise eingewirkt haben. Für den Zweck
unserer Blätter würde es nicht passend sein, die aus sprachlichen
Forschungen und chronologischen Untersuchungen gewonnenen
philologischen Resultate zu wiederholen, deren Kritik in andere
Blätter gehört. Um so mehr müssen wir hier der Bemerkun-
gen zur Charakteristik einzelner Schriftsteller sowie der Aufschü-
ten über die politischen Tendenzen in Athen und Sparta ge-
denken. Diese Untersuchungen geben der Schrift einen besondern
Reiz und machen auf Neuheit einen rechtmäßigen Anspruch.
Ref. rechnet dahin die Erörterungen über den schriftstellerischen

Charakter des Herodot, Plato und Thucydides, über die Historiographie des Ostens und den Pragmatismus des Westens, über die Analogie der Weltansicht im Herodot und in der Platon, wie denn z. B. das Vorkommen der homerischen Gedichte bei den Panathenäen und der herodotischen Geschichte in Olympia auf eine und dieselbe Ansicht von der Verbindung der Poesie und Politik zurückgeführt wird. Für Herodot ist der Verfasser mehr eingenommen als für Thucydides, da sich in dem Erstern mehr mehr die Demokratie, die er S. 53 als das griechische Verfassungsprincip bezeichnet, abspiegelt. Unter den auf Homer bezüglichen Stellen und Ansichten bezeichnen wir als besonders gelungen die Darstellung des Verhältnisses der homerischen Poesie zur spartanisch-lykurgischen Verfassung. Als Freund und Anhänger des altberalthischen Cultus und als Feind des Apollonkultus in der orphischen Poesie ist Polux für die Verbreitung der homerischen Gesänge in Sparta bemüht, ja er suchte auch nach Athen hin von denselben Vortheil für Sparta zu ziehen. Neu ist nun die Ansicht des Verf. (S. 24 fg.), daß die Spartaner aus Rivalität gegen Athen auf Pindarus, der im Hellenen gut monarchisch war, eingingelirt und ihn veranlaßt hätten, den wesentlichen rhapsodischen Vortrag der spartanisch-homerischen Poesie in Athen zu gestatten. Daß dies aber gegen den Geist Athens gewesen sei, läßt sich auch die gegen Homer feindseligen Stellen Platos, die zwar die Kunst hervorhebt, aber als Staatsmann gegen dieselbe eingenommen ist.

Wir können nur andeuten, daß über den Geist der lykurgischen Geselzgebung im Allgemeinen, über das Peultrische Zeitalter, in dem sich die Originalität des Griechengeistes in den deutlichsten Spuren offenbart (S. 31 fg.), über die Verbindung der Poesie mit der Politik, über die politische Bedeutsamkeit der Grundbücher in der Sibade und den engen Zusammenhang politischer Begebenheiten mit dem, was man in Griechenland literarische Erscheinungen nennen kann, manche treffliche Bemerkungen in dieser Schrift finden. Nur in dem letzten Abtheilung derselben scheint der Verf. hier und da etwas zuviel Symbolik zu haben, sonst ist, wie wir bereits bemerkten, keine Darstellung einfach, und wenn sie auch nicht durch allzu großen Zauber der Diction besitzet, so ist sie doch überall die Sprache eines edelthigen und von Liebe für seinen Gegenstand erfüllten Schriftstellers, der keiner Partei angehört. Und das gilt in jegiger Zeit auch einst.

14.

The oriental annual 1834.

Dies ist nicht wie die meisten englischen Keepsakes eine Auswahl portugiesischer und anderer Producte der schönen Literatur. Zwei talentvolle Männer, ein Schriftsteller und ein Maler, haben es gemeinschaftlich herausgegeben und sind die alleinigen Verf. Die Zeichnungen sind von Herrn William Daniell, der Text von Howard Saunter. Beide haben Indien zusammen besucht. Während der Eine die schwerfälligen, mit Rerathen überladenen Pagoden, die festen Schiffe auf den Spitzen der Felsen, die Wasserfälle, Wälder, Elefanten, Tiger zeichnete, sammelte der Aemte Notizen über die Sitten und Gebräuche des Landes, Charakterzüge, Schreibungen großer und reicher Naturszenen. Der erste Anblick der Küste von Aken ist von großer Wirkung. Madras, die Seestadt, wie sie die Hindus nennen, imponirt durch einen Anblick von Größe; sie schringt sich weit über den Umfang ihrer Mauern auszu dehnen. Die ankommenden Fremden werden in selbstsam gebauten Fahrzeugen auf dem Schiffe abgeholt und ans Land geführt. Diese heißen Wassulab und bestehen aus roten, äußers biegsamen Brettern, welche durch ihre Nachgiebigkeit die Gewalt der Wellen brechen und daher das Meer bei dem gewaltigsten Sturmgewühl sicher durchschneiden. Da es jedoch wol vorkommt, daß die Fahrzeuge auf Klippen geraten, so folgt jedem Wassulab ein Floß, welches aus drei zusammengefügteten Balken besteht und von den

Lähnen und gewandtesten Besetzten geleitet wird. „Das Meerenge wurde von einem solchen Floße“, so erzählt der Verf., „ein Klau durch eine Welle weggerissen, und bevor sein Vater, der sich bei ihm befand, dem unglücklichen Knaben zu Hilfe eilen konnte, von einem Heftische verschlungen. Der Vater stand ruhig auf, nahm ein breites Messer, welches er im Gürtel trug, schloß die Sähe und stürzte sich ins Meer. Nach Verlauf einiger Minuten kam er auf die Oberfläche des Wassers und verschwand aufs Neue. Kurze Zeit nachher stürzte sich der weiche Schaum der Wogen zurück. Entsetzt ergreif alle Zuschauer, der Mann kam wieder zum Vorschein und tauchte aufs Neue unter, woraus wir schloßen, daß er sein Werk der Vermeidung noch nicht vollendet. So verließ noch einige Zeit, als plötzlich zum Erschrecken der auf dem Strande versammelten Menge der Körper eines unglücklichen Heftisches einen Augenblick auf den Wellen erschien; fast zu gleicher Zeit zeigte sich der Mann und schwamm dem Ufer zu. Er war erschöpft, hatte aber keine einzige Wunde. Der Heftisch wurde an die Küste geschleudert, man öffnete ihn und zog den Kopf und die Glieder des Kindes aus dem Magen. Der Vater würgte sich auf dem Sande hin und weinte bitterlich; doch bald ward er ruhiger, stand auf, löste seinen durchdrungenen Turban vom Kopfe und trug damit die Ueberreste des Kindes in seine Hütte; um sie nach Landesart zu verbrennen. Der unglückliche Vater erzählte ferner, daß, nachdem er untergetaucht, er das Angeheuer erblickte, wie es den Schiachtopfer verschlungen, darauf schwamm er auf den Rücken zu und ließ ihm das Messer in den Leib in der Gegend der Rippen; das Thier schien wenig Lust zu haben, sich in einen Kampf einzulassen. Nachdem es einen zweiten Stoß erhalten, stieg es an die Oberfläche, sein Feind folgte ihm und brach ihm mehr Wunden bei. Das Ungeheuer brach sich wiederum nach ihm um, aber er tauchte unter, endlich ließ er ihm das Messer in den Bauch, und indem er seine Waffe mit einem Kraft als Gefährlichkeit nach dem Schwünge jubelte, machte er dem Heftische eine ellenlange Wunde, woran tiefes Lutz nachher fielen.“

In Madras richteten die Meuschen oft schreckliche Verwundungen an und booren mit Unterbrechungen über zwei Monate, ungeduldig über den Regen in solchen Katarakten; die Gaudier trafen sich mit Skorpionen, Eidechsen, Fischen, selbst Schlangen an, welche die unaufhörlich stromenden Wasserfluten aus ihren Schlangwinkeln treiben. Von den Jongleurs erzählt der Verf. Wunderdinge; besonders sind uns die zwei folgenden Kunststücke einzufallen. Nachdem eine Truppe wandernder Gaudier unter Befehl mit den gewöhnlichen Proben ihrer Geschicklichkeit vorgehalten, trat ein junges, schlankes Weib vor, wach sie eine dünne Wunde mit 20 Schindeln, jede an ihrem Ende mit einer Schiefe versehen, um den Kopf und nahm ein Korbchen mit 27 Eiern unter den Arm. Hierauf fing sie an sich pluckend um sich selbst in einem Raume von 18 Zoll räumlich zu bewegen; während dieser Rotation nahm sie ein Ei nach dem andern und band es an eine der Schindeln mittel der Schiefe fest; sodann zog sie die Schindeln behutsam zu sich; machte die Eier los und legte sie wieder in ihr Korbchen. Nachdem sie ihr Kunststück vollendet, ging sie plucklich in einen Zustand der höchsten Unmöglichkeit über. Noch unbegreiflicher und besonders erregend ist eine Scene zwischen einem Kinde und einem Manne von diesem, Herzerregendem Ansehen. Das Kind wird unter einen Korb gesetzt, es erhebt sich ein Wortwechsel zwischen ihm und dem Manne, der zuletzt trotz alles Fiehens und Schmeichelns Schreiens seines Schiachtopfers mit bloßem Deagen in den Korb sticht, sodas das Blut in Strömen unter demselben herocstürzt. Die entsetzten Zuschauer schreien auf rote Angst und Schrecken. Der Gaudier hebt den Korb in die Höhe. Das Kind ist verschwunden und tritt gleich darauf aus der Truppe, um die Sprache der Zuschauer einzusammeln. — Das „Oriental annual“ ist ins Französische übersetzt worden.

Piercy Beilage Nr. 1.

Skizzen aus England. Von Adrian. Zweiter Theil. Frankfurt a. M., Cauerländer. 1833. Gr. 12. 1 Theil. 18 Gr. *)

Diese Blätter haben erst jüngst einige vollständige Skizzen des Verf. mitgetheilt; es fehlt daher unsern Lesern an Proben von dem Talente dieses Skizzenisten nicht, und wir können also bei der Angabe dieser Sammlung von Sittenbildern aus England fürzer sein, als sie es ihrer frischen Färbung und ihrer talentvollen Zusammenstellung nach sonst verdienen würde. Die Kunst des Sitten- und Charakterzeichners ist zugleich eine schwere und eine leichte Kunst, wie Nic. der Mancherlei in dieser Art versucht hat, aus Erfahrung versichern kann. Alles kommt darauf an, wie der Eindruck empfangen wird. Ist dieser recht lebendig, heiter, frisch, erregend — so wird das Bild, das einem solchen Eindruck seinen Ursprung verdankt, leicht und ohne Mühe ein frisches, heiteres, gefälliges sein; ist der Eindruck ein lechter, vorübergehender, bald verwischter, so wird das Gemälde seinen Antheil von Schwerefälligkeit, Künstlichem, Gemachtem, Unrechtlichem in sich tragen. Ein verständiger, erfahrener Skizzenist wird daher, oder sollte wenigstens nur solche Bilder in dieser Art versuchen, die sich von selbst gestalten — das Suchen, das Nachlesen, kurz das Studiren ist in dieser Gattung von Productionen gradzu verwerflich.

Ders Adrian befolgt diesen Beysatz: er gibt nur Das wieder, was er lebendig, anregend in sich aufgenommen hat; selten entschärfen ihm Aufträge, welche Nachdenken, eine besondere Anstrengung des Urtheils, Studium nöthig gemacht haben. In dem vorliegenden Bande gehört nur „Der Water Haydon“ in diese Classe, und eben deshalb der ganze Aufsatz nicht in ein Skizzenbuch aus England. Alle übrigen Bilder sind mit frischer Hand dem Leben entnommen, meist heiter, leb., launig, gefällig. Zwar haben nicht alle sattsam einen gleichen Anspruch auf Reiz, aber „St. Giles“ und „St. James“, „Punch und Judith“, die „Politikessen“ und „Towerhill“ sind von so überwiegender Irrefälligkeit, daß sie die Mängel anderer Bilder, wie „Richmond“, das die Bageistrung des Waters zu stark sehen läßt, oder die „weiblichen Erziehungsanstalten“, die etwas mehr als billig raiſonnieren, übertragen und bedecken.

Eine Eigenschaft jedoch, an der es dem Lander- und Sittenzeichner nicht fehlen darf, schilt dem Verf. dieser „Skizzen“ zu mangeln: es ist der Reichthum an Vergleichungspunkten. Wir wissen nicht genau, ob Hr. Adrian Paris und Neapel gesehen hat, aber wir vermiffen vergleichende Ansichten zwischen London und diesen Städten. Dieser Mangel macht, daß er sich allzu leicht enthuſiasmirt — was für den Skizzenisten überhaupt nicht schädlich ist — und z. B. Richmond als ein Paradies auf Erden schildert, während es, mit Camaldoli verglichen, doch höchstens als ein nicht ganz reizloser Punkt erscheint. In gleicher Art fordert ihn der Schanz von St. Giles zu Schüderungen heraus, die anders angefallen wären, hätte er den Mercato, oder die Säulen der Rue St. Jacques damit verglichen u. s. w.

Alles dies soll jedoch diesen launigen, in Hogarth's Geist durchgeführten Skizzen keinen Eintrag thun; wir wollen es vielmehr versuchen, dem Leser in unabhäuflicher Kürze von ihrer reizvollen Erheblichkeit und ihrem reichen Inhalt eine Vorstellung mitzutheilen. Die „Müßigen Stunden“ geben zuerst eine generelle Ansicht Londons, dieses Proteus unter den Städten, der alimonatlich sein Gesicht und Farbe ändert. Die Gironi diktorisch berühmte Häuser der City ist in diesem Abschnitte von vorzüglichem Interesse. Michael Quicly's Schaſe, der berühmte Oberkopf, in dem Prinz Heinz lagte und Falstaff lag

und lag, und der emsige Kähler sein: „Anon Sir“, verleierte, ist in Groofebane bei St. Michael Nr. 2 noch an einem riefigen Oberkopf kenntlich. Jetzt bemohnen diese ewig denkwürdigen Räume ein tea-broker and dealer in Sheffield's goods. In Newgate-street Nr. 51 wohnte der gigantische Thürhüter Karl I., Evans, und Nr. 30 sein Zwerg Hudson, Beide durch Werke der Sculptur erhalten. In Lombard-street, Nr. 43, war Jane Shore's Haus, jetzt eines Fischhändlers sehr alltägliche Wohnung. Die schmutzige Glink-street führt zu Globe Alley, wo Shakspeare's Theater stand, jetzt ein wilder, trostloser Pachtboſ; in Borsough-high-street liegt Laſbotian, wo Chaucer die frühlichen Pilger sich versammeln ließ; und welches eine Inschrift: „This is the inn, where Jeffrey Chaucer and nineteen-and-twenty pilgrims lodged in their journey to Canterbury in 1388“, ziert. Auch das Gemälde des Einzugs ist im Hofe noch vorhanden. Indeß geht es hier wie mit vielen andern ehrwürdigen Dingen auf Erden: die Idee des Alterthums muß für das 1776 neuerbaute Haus ausweichen. In Adelphi aber ist Garrick's und Knor's Wohnung. Auf diese müßigen Stunden, „idle hours“, welche so angenehme Ausbeute liefern, folgt ein Gemälde von Egitwid, das um Gainsay's willen, welcher hier mit den Worten: „Spanien — Portugal!“ — seine edle Seele ihrem Schöpfer zurückgab, vielen theuer ist. „Die Stockbörse“ ist nicht bloß für Stockjobber und Stockausleute anziehend. Der Verf. weiß den Handel um 81½ oder 81¼ Prozent auch dem bloßen Zuschauer ohne Conſolis interessant zu machen, selbst wenn man auch kein Liebhaber sein sollte. Das vierte Bild: „St. Giles und St. James“ kann durch seine kunstvollen Contraste für ein kleines Musterstück der Sitten- und Skizzenkunst gelten. Kaufest glücklich ist darin der Zug, mittels dessen der Verf. dieselbe Person dreimal, zuerst als irischen Mattenfänger in einer Bettlerherberge, dann als glücklichen Spieler in den Sälen von St. James, und schließlich auf einem Ball der „besten Welt“ erscheinen läßt. Diese „beste Welt“ mit ihren Ladies Eleanor und Diana ist freilich keine beste Welt in Fendons's Sinn; aber doch das Utopia aller londoner Cravattenthieler. Wie trefflich hat der „Berkordere“ diese stunde, „beste Welt“, das non plus ultra alles Jammers und aller Erbärmlichkeit, geschilbert? Und der Verf. klingt in seinen Ton ein. „Die Charlatane“ sind minder originel; indeß ist es immer ein dankenswerther Zug, wenn Hr. Robert Warren, der Stiefelwichfabrikant, von seiner Waise sagt, „Ne sei so vortrefflich, daß man sie essen könnte“, und Dr. Robins, der Auctionator, ist immerhin ein preiswürdiger Mann und ein Genie im Feilbieten. Selbst unsere deutschen Buchhändler könnten noch von ihm lernen, was Anpreifen heißt. „Der Pferdebozar“ ist unbedeutend, obgleich die Ansicht in Europa einzig ist. Ueber den „Water Haydon“ haben wir schon gesprochen, das Capitel gehört nicht in ein Skizzenbuch, wie genial auch Haydon's Napoleon auf Helena — von hinten gesehen — jedem kunstsinigen Beschauer erscheinen muß. Akademien in London sind wie Akademien in Paris, Madrid, Berlin, Rom oder Petersburg, und Haydon, der erste unter den lebenden Malern Englands, ist nicht Mitglied dieser Akademie. „Punch und Judith“ sind sehr reizvoll; aber des „Verstorbenen“ Bericht über Punch ist doch der eines geistvollen Zuschauers. Ueber die See- und Maroffenlieder geht der Verf. in die Breite; er theilt einige dergleichen mit, unter denen jedoch nur „Tom Bowling“ und der „Sohn des Meeres“ allenfalls einen Vergleich mit den schottischen Hordelliedern vertragen könnten.

Der Verf. verwundert sich, warum es keine Meerballaden gibt. Das ist einfach: der Kothel des Meeres, wenn

*) Bal. über den ersten Theil Nr. 151 d. Bl. f. 1831. D. Red.

man vom Lande kommt, ist portisch; aber das Leben auf dem Meere ist es nicht. Hier ist entweder erschütternder Aufbruch oder erschöpfende Ruhe, und beide sind der portischen Cervosbringung nicht gänzlich. Die besten Rossballaden besitzen die Neugriechen und die Venetianer; die der Engländer bedeuten nicht viel. Das Gemälde von Richmond ist mit allen schönen Farben gemalt. Unstreitig ist Richmond reich, frisch, reizend; aber es ist weder schön, noch ein Paradies. Die „Seefücker“ sind wahrer. Sie lehren uns den „tar“ (Theer, Spottname des englischen Matrosen) kennen, wie er leidet und lebt, ein charaktervoller, origineller Menschenschlag, keinem andern ähnlich, als Kind, als Knabe, als Mann, als Greis, als Gatte, als Hagestolz, Schiffbrüchig, siegreich, reich, etend. „Hydepark“ ist ein Nothbild. Ich wüßte nichts in der Welt, was mir so jammervoll, so etend, so durchaus nichtswürdig vorläme als die englische Nothwelt, nicht einmal die deutschen Journalistenereien oder die Contagien. Selbst die Ansicht solcher Bilder ist mit einer Strafe und macht mir Herzbestimmung. Die Schenke am Towerhill ist mir lieber, selbst im Bilde. Hier ist Charakter, Natur, Wahrheit; dort Lüge, Unnatur, frivoles, entsetztes Getreite, das sich ohnens für Leben gibt und sich brüht. Die englische Aristokratie ist eine Saat, die für die Sichel des Schalters (Tod) reif ist. Sie muß fallen. Alle lobenswürdigen Eigenschaften des Engländer haben sich in die Mittelclassen gestücht, aber zu Menschen, wie Beobachter einer ist. Die „Polizeisenen“ sind nicht so glänzend-ridiculous, als wir erwarten; die Londoner Polizei bietet Stoff genug zu viel ergötzlichen Bildern zur Auswähl dar; denn das ganze Institut erscheint in der englischen Gesetzgebung an sich als ein durchaus lächerlicher Auswuchs. Die „weiblichen Erziehungsanstalten“ schildern die Bemühungen der Miß Mason, die weibliche Jugend der höhern Stände Englands im Gebrauch des Springrods zu exerciren, und wir sind ganz der Meinung des Verf., daß den künftigen Ghemännern in England ein hartes — Loos bevorsteht, wenn Miß Mason's kallisthenische Atalante-Erziehungsmethode weitem Eingang findet. Die Weiblichkeit, Adel, Instand und Anmuth — diese schönsten Zierden der englischen Schönen — zu unterdrücken, gibt es in der That kein besseres Mittel, als Miß Mason's Stockerziehungsmethode. Doch die Mode ist in den seltsamen britischen Inseln eine so unerbittliche Tyrannin, daß von dem Augenblick an, wo Lady E. und die Herzogin H. ihre Töchter zu Miß Mason senden, kein Mittel mehr erfunden werden kann, wie Lady B. ihre Töchter von der Stockerziehung retten könnte, und alle künftigen Ehestandscandidaten in England haben mit Sicherheit auf Frauen zu rechnen, die im Gebrauch des Stockes weit mehr Gewandtheit besitzen, als die Natur ihnen zu verleihen für gut fand.

Mit dieser Stütze aus diesen „Skizzen“ entlassen wir den Verf. unter dem Zeugniß, daß er zu unsern heitersten und anmuthigsten Sitten- und Ländermalern zu rechnen sei. Gute Geschmack ist sein fester Begleiter, eine frische Farbe, eine launige Wendung, ein glücklicher Ausdruck steht ihm aller Orten zu Gebot, mag er nun die große Welt züchtigen, oder der kleinen irgend eine Zärtlichkeit sagen. Die Fortsetzung seiner Bilder aus England wird uns und der Leswelt, die das Grübeln haßt, daher stets willkommen sein. Was wir dem Buche wünscheten, sind — Unrisse. 46.

Briefe aus Frankreich, oder das neue Frankreich und das neue Belgien. Ein Zeit- und Sittengemälde in belletristisch-artistischen Fresken und humoristisch-satirischen Briefen eines Reisenden. Von August Texel. Zweiter Theil. Köln, Aend. 1833. Gr. 12. *)

Ende Juli d. J. 1831 hatte der Verf. in Tachen seine Reise durch Belgien nach Frankreich angetreten, und zu Ende desselben Monats im nächstfolgenden Jahre betrat er Paris.

*) Bel. über den ersten Theil Nr. 241 d. Bl. f. 1833. D. Red.

Der vorliegende Theil enthält Briefe aus der genannten Hauptstadt bis zur Mitte des Septembers genannten Jahres. Die Stimmung des Verf. bleibt sich gleich; die maßigangene Laune steht ihm ebenso gut wie seine-frische Ausdrucksweise, und sein Humor wird durch den Hintergrund des Tages, den sein deutsches Gemüth behauptet, oft zur Geißel der pariser Thorheiten. In saloppem Schändelien fehlt es freilich auch nicht, und wenn er schläfrig wird, gukt der barocke Deutsche gemüthlich aus der Fuchshaut hervor. Vous êtes galant — comme un français! das ist die höchste Schmeichelei, die unser Preuss, wenn er sich Amor's Fittich umschmalt, davonträgt, und das lähmt seinen Flug betrübend. Zur Nachfeier des Julifests treibt er sich in Bouxhall umher und schildert die Lustbarkeiten mit geschälligem Vergnügen; an der Hand einer höhern Dactylin befreigt er den Zeitgraphen, berichtet über die Vorbereitung von Kesperber's trübseligem Amiel-Robert bildet sich ein, die Spolera überziehe ihn mit ihrer Aricolore, und läßt sich durch ein nettes Stundemädchen von drei Farben heilen. Größer wird der Ton seiner Erzählung in dem nächsten Abschnitt, wo er, seiner Exaltation für Laçapette gemüth, seinen zweimaligen Besuch bei diesem Weltbürger schildert. Diese Ruine von Mann, oder, wie ihn Börne nennt, diese altgewordene Schwärmerin, empfängt den Deutschen mit der leuchtlichsten Unerwartung und empfiehlt ihn seiner Partei. Die Bundesbeschlüsse und die Protokolle der Konferenz nennt der alte Freibeitsheld eine aquatosa für die Julirevolution.

Stadtklassikerin, Beschreibung von Gebäuden u. s. w. füllen sodann einseitig Capitel. Zu Montmartant hatte Hr. Texel das Glück, mit den Simonisten zu dinkern. Montmartant ist der Berg vor der Barrière gleichen Namens, auf dessen höchsten Punkte das ganz offene gebaute Landhaus der genannten Religionsfekte lag. Ihr Heiligthum soll sich dort zuweilen „benebelt“ haben sehen lassen. In den offenen Seiten drängt sich Lanzhagel und macht seine Stossen. „Der Papst Esfantina“ heißt es S. 73, „ist ein schöner starker Mann, etwas braun von Gesichtsfarbe. Er trägt einen Christushaar bis unter's Kinn und einen kleinen Henri IV. Nichts zeichnet ihn vor den übrigen Simonisten aus, als die Worte: „Le pers“, welche er unterm Halse auf der Weste trägt. Das allgemeine Costum ist ein kurzer blauer Rock, altdeutsch ungeschfirt, ohne oder mit kurzem umgeschlagenen Kragen, und weiße Pantalons, die als Unterweste zugleich die Brust bedecken und um den Hals eingesaft sind. Die Leiden umschließt ein breiter, schwarzleberner Gürtel mit messingner Schnalle, Kopfbedeckung eine kleine runde Mütze.“ — Das Essen war nach der Schilderung unsers Verf. gut, was sich schon nicht bezweifeln läßt, da bekanntlich die Küche von den Herren selbst besorgt wird. Die Geschäfte darin sind selon les capacités vertheilt; ein alter Professor des Kithendams, Verfasser mehrer naturhistorischen Werke, ist Koch, ein Professor der Rhetoric steht ihm zur Seite; ein ehematiger katholischer Pfaffe ist Tafelarranger; ein dramatischer Dichter sorgt für Zimmerdecorationen; ein verordneter Physiker putzt Stiefeln. Soll die Fekte der Simonisten bestehn, so muß es auch Simonistinnen geben, meint unser Verfasser sehr richtig — und beim Herantreten aus dem Garten nahm er auch in der That zwei schöne, weißgestrichelte Nymphen wahr, die auf Grasplätzen im Schatten einer Linde saßen. Ein junger Apostel fand neben ihnen und lehnte sich ganz vertraulich an ihre Schultern. Wahrscheinlich brachte er ihnen die nöthigen vorbereitenden Kenntnisse bei. In Bezug auf dergleichen Verdächtigungen erwidert Hr. Texel an einer andern Stelle (S. 105) eine der Satiraturen, die der böswillige Pöbel in Paris auf die St. Simonisten gemacht hatte. „Unter Anderm hat man“, erzählt er, „die fünf Martyrerepistel im Gefängniß, an der Tafel und im Gebet bargekelt und die Uebriegen zugleich auf einem Balken verhängelt, wo sie nichts als Unterhosen und die Damen nichts als Schenkelriemen trugen. Alle Paare wurden im Sturmwind herum und der Kithater steht auf einem Tabouret und hebt die Arme segnend auf, indem er spricht: Soyez toujours pudiques, mais enfans!“

In Betreff der Fortschritte in der theatralischen Kunst macht unser Verf. die süßliche Bemerkung, man sei soweit gekommen, daß man den Haß vor lauter Säumen, das Etchel vor lauter Decorationen und Gruppierungen nicht mehr sehe. Die humoristische Schilderung der Darstellung einer Komödie in Paris denen Oper: „Die Verführung des heil. Antonius“ ist ganz an gewöhnlich in ihrer Art. Mit Vergnügen liest man die Darstellung mehrerer Scenen vor der Jury, Paulin's Freisprechung, der Säumen Verthe und Strafurtheil und des Journalisten Duval Proceß vor den Rissen, der eines Abends aus einem Spielhause kommend kärmisch ausrief: Der Teufel hole den König, er verliert immer!“ und ob dieses hochverrätherischen Wortes festgesetzt wurde. In der Gerichtsscene wird ihm erst der Grund seiner plötzlichen Verhaftung bekannt gemacht und nun ergibt sich, daß er nicht den König der Sparte, sondern einen Kartenzüchtigen verurtheilt habe, auf den er sein Geld gewagt hatte. — Interessante Berichte vom Zustande der Theater und der Volksstimmung fallen den sonstigen Raum des Bülletins. Man darf nicht auf Alles schweifen, was Traxel erzählt, man darf aber zu Allem lauschen. 11.

Geschichte der Regierung Ferdinand I. Aus gedruckten und ungedruckten Quellen herausgegeben von F. B. von Bucholz. Dritter Theil. *) Wien, Schaumburg, 1833. Gr. 8.

Ref. will es diesmal bei einer kurzen Inhaltsanzeige dieses sich immer mehr ins Breite entfaltenden Werkes bewenden lassen, theils weil Geist und Werth desselben schon bei den früheren Theilen genugsam besprochen worden ist, theils um für den folgenden Theil das Recht weilkünftiger Besprechung erbitten zu können, welcher viel interessanter Dinge als die Jahre 1532—1541 darbieten und zur Sprache bringen muß. Denn dann müssen der braunschweigische Zug, der letzte Kampf zwischen Karl und Franz I., der regensburger Reichstag, der Anfang der tribentiner Versammlung, die Verbindungen des Kaisers mit Protestanten, z. B. Herzog Moriz von Sachsen, gegen Protestanten und der Schmalkandische Krieg mit seinen Katastrophen an die Reihe kommen, und dabei hoffen wir von dem aus Urkunden schöpfenden Verf. etwas Erhellendes zu lernen und hinter manches Geheimniß zu kommen, was uns bis jetzt gleichsam den Paß verrannte.

Den Inhalt vorliegenden Theiles, welcher trotz seiner Stärke noch nicht einmal die dazu gehörigen Urkunden enthält, welche getrennt nachgeliefert werden sollen, geben wir mit des Verf. eigenen Worten S. IV an: „Der gegenwärtige Band hat nunmehr zu zeigen, wie durch eine die Macht der Thatfachen beachtende und beharrliche Friedensliebe für alle jene Entzweigungen eine Grundlage des Vergleiches gewonnen wurde, welche durch spätere Begebenheiten (Kampf oder Verhandlung) zwar modificirt, aber dem Wesen nach nicht mehr umgestürzt worden ist. Eine solche Grundlage wurde im Reiche für die politische Trennung der nürnbergischen Religionsfriede (erster Abschnitt), für die Entzweigung aus polkischer Eifersucht die Friedensschlüsse von Cadix und Ling (IV); für Ungarn der Waffenstillstand und erbliche Vertrag mit Japolya auf der Grundlage des getheilten Besizes (II, III). Für Beschränkung des Streites getrennter Religionsmeinung wurde das tridentiner Concil, nach unthätiger Begründung eines wenig veränderten Friedensstandes mit Frankreich, endlich wirksam beschloffen (V). In solche Darstellung vielfacher und für lange Folge wichtiger Friedensbegründung nach Tausen wird sich nicht unbillig jene der innern Verwaltung der Krone Böhmen anschließen, als ein Hauptbestandtheil der nach Begründung dauernden Rechts und Friedens und geordneten Wohlstandes krebenden Regierung Ferdinand's in seinen eignen Staaten (VI).“

Einige Widerlegungen und Ablehnungen, welche der Verf. seinen Recensenten (auch dem Ref.) zu Theil werden läßt, sind

wol nicht alle von besonders überzeugender Kraft, indes waren jene Einwürfe auch mehr bestimmt, den Verf. auf einzelne Behauptungen aufmerksam zu machen, die ihm vielleicht sonst gar nicht bekannt geworden wären, weil man bei der Reichhaltigkeit neuerer Forschungen leicht etwas übersehen kann.

Zu Gute muß es uns nun schon der Verf. halten, wenn er es uns in allen kirchlichen und dogmatischen Dingen einen unehrlichen Kezer findet. Zwei Krute, die Etwas einmal unter einem verschiedenen Augenwinkel betrachten, werden es eben immer anders sehen. Desto mehr hält sich Ref. an die trefflichen Abschnitte über Ungarn und Böhmen, besonders wo nicht von Religionshändeln die Rede ist. Freunden der sächsischen Geschichte wollen wir dabei verrathen haben, daß gar manches auf die lausitzische Geschichte und Verfassung Bezügliche in diesem Abschnitt vorkommt, so S. 419 in Beziehung auf die Gesetzesverfassung, Beruhigung des Fehdewesens und der Streitigkeiten zwischen Land und Städten S. 428, 432, Religionsfachen S. 466 fg., Handel S. 526, Bdle u. s. w. — S. 459 kommt eine merkwürdige Aeußerung Ferdinand's in Beziehung auf die Ultraquiten vor, welche ihn weit unparteilicher hinstellt, als man gewöhnlich annimmt: „Die in jenem Glauben geborenen und erzogenen Böhmen schämen wir nicht geringer als die aus uns und bezogen und bezogen sie an unserm Hofe, halten sie aller Ehren in ihrem Vaterlande würdig und hatten noch haben niemals einen Unterschied zwischen den Männern der einen wie der andern Uebung gemacht.“ — Von S. 530—559 folgen statt der Urkunden fünf Abhandlungen als Beilagen, für welche in dem Texte nicht wohl ein scheidlicher Platz ohne allzugroße Dehnung und Unterbrechung der Materien zu finden sein möchte: 1) Ueber Ungarns Janeres von dem Veruche zur Wiedereroberung Ofens bis zum Rückzuge des Suleiman, 1530—1532; 2) Von Beschaffenheit der Türkenhölzer; 3) Umtriebe des Herzogs Ulrich für Wiedererlangung Würtemberg's bis zum Reichstoge zu Augsburg; 4) Von dem Begriffe des kirchlichen Opfers; 5) Von dem Atrannungsprincip der Reformation und dessen heutiger Bedeutung. — S. 634 wird stark gegen den selbigen Abt Pfanz polemisiert, daß er das Messopfer nur für eine bloße Metapher und biblischen Ausbruch der Katholiken und die ganze Opferidee für eine bloße Spielerei halte („Lehrbegriff“ III, 2, S. 111). Wir empfehlen diesen Abschnitt zu einem andern Zwecke: nämlich sich zu überzeugen, wie nahe unsere Mystiker dem Reichthum der alleinseligmachenden Kirche sind; denn diese ganze Opferlehre, wie sie hier verteidigt wird, ist auch Dogma unserer Mystiker. In dem letzten Aufsatze wird die Lehre vom Wesen der Kirche eigentlich als diejenige bezeichnet, worin die Entzweigung sich concentrirte. „Hier liegt die nicht anzugewandene Behauptung der Einea und die Bernennung der Andern.“ Kurz zuvor wird behauptet: „glaubend zu denken ist die Aufgabe des Einea so gut als des Andern.“ Wir sind dem Verf. so gleich um Vieles näher, wenn er uns erlauben will, die Worte umzuwenden und zu sagen: „denkend zu glauben.“ Doch nicht wir vermögen diese Lebensfrage zu erörtern; und vermöchten wir es, so wäre hier kein scheidlicher Platz dazu. Wir vermehren nur, es sei höchste Zeit, aus Katholiken, Lutheranern und Calvinisten wieder gute fromme Christen zu werden und zu werden. Den echten Ring wird einst der Richter jenseits geben! 41.

Reise durch Deutschland, Ungarn, Holland, Italien, Frankreich, Großbritannien und Irland; in Rücksicht auf medicinale und naturwissenschaftliche Institute, Armenpflege u. s. w. von Wilhelm Horn. Dritter Band. — Auch unter dem Titel: Ergänzungen u. s. w. Berlin, Berlin, 1833. Gr. 8. 1 Theil.

Herrn Dr. Horn's große Reise wird hoffentlich noch im Gedächtnisse des Lesers sein. *) Sie zeichnete sich durch Reich-

*) Ueber den ersten Band wurde in Nr. 236 d. Bl. f. 1831, über den zweiten und dritten Band in Nr. 265 f. 1832 berichtet. D. Ref.

*) Bgl. über den dritten Theil Beil. S. d. Bl. f. 1833. D. Ref.

Blätter

für

Literarische Unterhaltung.

Freitag,

Nr. 24.

24. Januar 1834.

Künstlergeschichte, mitgetheilt von August Hagen. Erstes und zweites Bändchen. Auch unter dem Titel: Die Chronik seiner Vaterstadt vom Florentiner Lorenz Ghiberti, dem berühmtesten Bildgießer des 15. Jahrhunderts. Nach dem Italienischen von August Hagen. Zwei Bändchen. Leipzig, Brockhaus. 1833. Gr. 12. 3 Thlr.

Aus dem Strome der Zeit, der auf die Gefilde der Literatur so viel Schlamm in Gestalt von allerlei Maculatur absetzt, läßt sich auch Gold gewinnen, wenn eine glückliche Hand schöpft und ein geschickter Laucher keine Mühe scheut. Eine solche glückliche Hand scheint der Herausgeber dieser „Chronik“ zu besitzen, mit welcher er den Freunden des Schönen und namentlich der Kunstgeschichte ein höchst erfreuliches Geschenk gemacht hat. Wir erhalten hier durch seine Vermittelung den Nachlaß eines berühmten florentinischen Meisters, und zwar einen Theil aus dessen eigener Lebensgeschichte, innigst verwebt mit der angehenden Geschichte gleichzeitiger Künstler und der erlauchten Vaterstadt, die um die Mitte des 15. Jahrhunderts unter dem Schirm der Medicer sich im Zenith ihrer republikanischen Größe befand. Aber auch durch Kunst und Wissenschaft war Florenz damals herrlich vor allen Städten Italiens; und einen Künstler ersten Ranges diese seine Zeit schildern zu hören, ist ein Genuß, den uns die Geschichte der Literatur kaum einmal noch darbietet. Dieser Künstler ist Lorenzo di Bartoluccio Ghiberti, der berühmte Bildgießer, dessen in Erz gegossene Thüren am Battisterio in Florenz auch diesseits der Alpen bekannt sind. Meister der drei zeichnenden Künste, hat er uns auch ein handschriftliches Werk unter dem Titel: „Commentare“, hinterlassen, welches in der Magliabechischen Bibliothek in Florenz aufbewahrt wird, und dessen zweiter Theil die sogenannte „Chronik“ oder Künstlergeschichte enthält. Vasari hat es gekannt und stark gepöndert, aber zum Dank dafür erklärt, daß man aus Ghibert's Commentaren wenig Nutzen ziehen könne. Er hat indessen der wahrhaft Interessanten noch so viel übrig gelassen, daß Ghibert's Werk auch neben Vasari's „Lebensbeschreibungen“ als eine reichhaltige Quelle für die Kunstgeschichte jener Zeit und in jedem Falle als eine Sammlung der unterhaltendsten Erzählungen angesehen werden kann. Auch Cicognara hat in seiner „Geschichte

der Sculptur“ die Commentare als einen brauchbaren Stoff nicht unbeachtet gelassen. Welchen Antheil der Herausgeber an der Form des Ganzen hat, können wir aus Unbekanntschaft mit dem Original nicht bestimmen; aber auch die Form ist höchst ansprechend, der Ton weich und das Ganze von einem eigenthümlichen, gemüthlichen Zauber umflossen. Das Bild jener Zeit tritt uns mit magischen Reizen lebensfrisch und blühend entgegen und prägt sich tief unsrer Seele ein. Ghiberti selbst erscheint hier in ungemelner Liebendwürdigkeit und hoher Bescheidenheit, die ihm der verunglimpfende Vasari abzuspochen wagte. Aber Vasari bestätigte nur die Worte des Tacitus: „Proclive est odisse quem laeseris“. Viel von Andern, aber wenig von sich, erzählt Ghiberti dies Wenige jedoch mit rührender Anspruchslosigkeit, die ihm die Herzen aller Leser gewinnen wird. In dieser Hinsicht bildet er einen merkwürdigen Contrast mit einem andern berühmten Landsmann, Kunstgenossen und Autobiographen, mit Benvenuto Cellini, der in seiner ledern und prahlerischen Weise das Selbstlob eben für keine Sünde zu halten scheint. Benvenuto gibt ehrlich und nativ seine Fehler preis und streicht rühmendnerisch seine Verdienste und Vorzüge vor andern Künstlern heraus; Ghiberti schweigt von seinen Tugenden, beschreibt einfach seine Werke und stellt sich dennoch als ein gebiegenes Mensch und vollendeter Künstler dar. Wir zweifeln nicht, daß mit uns alle Freunde der italienischen Literatur wünschen werden, Ghibert's Commentare im Original kennen zu lernen, durch dessen Herausgabe der Bibliothekar der Magliabechiana, Abbate Folini, oder Herr Hagen gleichen Dank verdienen würden, wie Tassl, der uns neulich mit dem vollständigen „Leben Cellini's“ aus dessen Manuscripten beschenkt hat.

Aber auch im deutschen Gewande als „Chronik“ sollen uns die Commentare herzlich willkommen sein. Wie werfen durch dieselben einen tiefen Blick in die schöne Zeit, da ein Kunstwerk die Wichtigkeit einer Staatsangelegenheit gewann, und die Auffindung der griechischen oder römischen Handschrift eines Classikers gleich einer eroberten Stadt geachtet wurde. Wir werden in die Blüthenzeit florentinischer Herrlichkeit versetzt, als die berühmtesten Künstler und Gelehrten in großer Anzahl, gleichsam Eine Familie bildend, sich um das Haus der Medicer sammelten, deren glorreicher Kosmos noch in voller Kraft

wirkte, doch schon von Söhnen und Enkeln dieselbe edle Wirkksamkeit ausüben sah. Ein ganzes Füllhorn der interessantesten Geschichten und Nachrichten wird über den Leser ausgeschüttet. Was aber Ghiberti's Chronik so eigenthümlich anziehend macht und ihr bei aller historischen Wahrheit den Charakter eines Romans ertheilt, das ist der rothe Faden, der Personen und Begebenheiten untereinander bald fester, bald lockerer verbindet, nichts losgetrennt vom Ganzen erscheinen läßt und auch um die Seele des Lesers sich mit so sanften Bindungen zieht, daß man, der Gegenwart entrückt, sich von den reinern Lüften des Südens und zauberisch von dem Athem einer Zeit angeweht fühlt, die das Große und Schöne reich in lebendigen Schöpfungen ausprägte. Wir glauben genug gesagt zu haben, unserm Ghiberti Leser zu verschaffen; vielleicht reizt es ihrem Appetit noch mehr, wenn wir aus dem Buche selbst Einiges mittheilen.

Der Kern des ersten Theils der „Chronik“, um den sich Menschen und Begebenheiten in nähern oder weitem Kreisen bewegen, ist der Dombau in Florenz oder vielmehr die Errichtung der Kuppel auf dem von Arnolfo di Lapo unvollendet gelassenen Dome. An die Geschichte dieser Kuppel ist Leben und Schicksal ihres erhabenen Baumeisters geknüpft, und dieser Baumeister, Filippo di Ser Brunellesco, steht in Beziehung zu Allem, was damals in Florenz auf irgend eine Weise ausgezeichnet war. So treten die berühmten Künstler, Staatsmänner, Gelehrte, an denen Florenz im Quattrocento so überreich war, auf den Schauplatz, unter ihnen Ghiberti, auch manches zarte Frauenbild; Alle erscheinen handelnd, bewegt und in gegenseitigen Berührungen, Alle zu einem schönen Bilde vereinigt, dessen Mittelpunkt immer der ehrwürdige Dom bleibt und auf ihm der kühne Erbauer jener prächtigen Kuppel, von welcher später ein M. Angelo rühmte, daß man sie nur nachahmen und nicht überreffen könne. Ghiberti beginnt seine Chronik mit der Zeit, wo eben eine öffentliche Berathung wegen des Dombaues im Rathspalaste, jedoch erfolglos gehalten worden war, und läßt bald darauf den jungen Brunellesco so überraschend und so sicher im Bewußtsein seiner künftigen Größe auftreten, daß er sofort die höchste Theilnahme erregt und durch das ganze Buch festhält. Mit Leonbattista Alberti, dem jungen, seinen Vitruv und die antike Architektur über Alles schätzenden Baumeister, und dem Bildhauer Donatello, von welchem und seinen Werken uns Ghiberti eine vortreffliche Charakteristik entwirft, begibt er sich nach Rom. Er kehrt aber zurück, als die Baumeister von ganz Italien sich zu Florenz versammeln und über die Vermeidung des Domes berathen sollten. Ehe dies erfolgt, hatten die Vorsteher der Johanniskirche (Battisterio), um zu den beiden alten, von Andrea Pisano 1330 verfertigten Bronzethüren noch eine neue dem Dom gegenüber machen zu lassen, eine Preisbewerbung ausgeschrieben und zur Bedingung gemacht, auf einer Bronzetafel die Opferung Isaak's darzustellen. Um diese Zeit kehrt Ghiberti, der lange in der Fremde als Maler bei Pandolfo von Rimini gelebt, mit den regsten Gefüh-

len der Sehnsucht und Kladesliebe nach Florenz zurück, tritt in die Reihe der Bewerber, unter denen sich auch Donatello und Brunellesco befanden, und gewinnt den Preis und die Freundschaft Brunellesco's. Wir lernen hierauf die Familie der Mediceer, namentlich den hochherzigen Kosmus, durch Ghiberti's Schilderung kennen, aber auch den Maler und Caricaturist Fra Filippo Lippi, der es zwar ernst mit der Kunst, doch mit dem Gelübe der Keuschheit eben nicht sehr genau nahm. Höchst ergötzlich ist die Erzählung, wie ihn sein Freund und Schüler Kosmus, um ihn zu einer bestellten und sehrschätzig erwarteten Arbeit anzuhalten, in einem oberen Zimmer des Rathspalastes einsperren läßt, Fra Filippo aber an Bettstüchern auf den Signorenapsas niedergleitet, um die Spur einer vorübergegangenen jungen Schönen, Lucia Bati, zu verfolgen, die für ihn so verhängnißvoll werden soll. Die nächste Bekanntschaft, die wir machen, ist die des berühmten perspectivmalers Paul Uccello. Mit unglaublicher Anmuth schildert uns Ghiberti das patriarchalische Stillleben in Uccello's Hause, den nie rastenden Fleiß des freundlichen Reislers und das schöne Walten seiner gesangreichen Tochter Barbara, der Braut Donatello's. Auch der Cardinal-Bischof Coscia, vormals Papst Johann XXIII., der im Dominicanerkloster S. Maria Novella lebte und den Krugzug desselben von P. Uccello malen ließ, wird uns vorthellhaft bekannt. Inzwischen ist die auf Brunellesco's Rath veranstaltete große Bauversammlung zu Stande gekommen. Baumeister aus ganz Italien, Deutschland, Frankreich, England und Spanien haben sich zur Berathung über die Vollendung des Domes in Florenz eingefunden, wo ihre Gegenwart frühlich gefeiert wird. Vorträge über Vorträge werden gehalten, Pläne über Pläne vorgelegt, einer abenteuerlicher als der andere, aber in der babylonischen Sprach- und Schriftverwirrung die Angelegenheit nur immer weiter von ihrem Ziele entfernt. Da steht Brunellesco auf, setzt seinem Plan auseinander, muß aber, von den anwesenden Architekten verhöhnt und verspottet, sich voll Ingrimm zurückziehen. Seinen Freunden, unter denen auch Ghiberti, gelingt es, ihn wieder in die Versammlung zu ziehen und zum zweiten Mal zum Vortrag zu veranlassen, in welchem er strenge die Mängel aller vorgelegten Entwürfe und selbst an Ghiberti's Modell einen Fehler nachweist, „dessen Entdeckung wol für den Scharfsinn des Zuhlers, nicht aber für die Unkunde des Verfertigers zeugt“. Als man nun in ihn dringt, sein Verfahren anzugeben, stellt er, 70 Jahre vor dem Entdecker Amerikas, das Ei des Columbus auf, was bei ihm um so bedeutender erscheint, da er wirklich späterhin die Kuppel in halber Eifert errichtete.

Ehe wir erfahren, ob der Kuppelbau wirklich Brunellesco übertragen wird, führt uns Ghiberti in eine mit niederländischer Sorgfalt geschilderte Eigenthumswirtschaft ein, in welcher zwei Maler bei der alten Kastanienbäuerin Lapaccia haufen. Wir finden hier Cosimo Boffelli, nicht an der Staffelei, sondern mit alchymistischen Arbeiten beschäftigt, und Piero di Cosimo, zwar malend,

aber zugleich in der finstern Seele, die seinen häßlichen Körper bewohnte, auf Thronen und Stühle schwebend. Grundlicher tritt der berühmte Luca della Robbia mit seiner kunstreichen Familie auf. Inzwischen ist Brunellesco wirklich zum Obermeister des Dombaus ernannt worden, aber nicht allein; mit ihm soll dieses Amt Ghiberti theilen. Sein Unmuth hierüber kennt keine Grenzen, wird aber bald beschwichtigt, als man ihm bedeutet, daß die Kuppel ganz nach seinem Plane gebaut werden und Ghiberti ihm nur hülfleistend zur Seite stehen solle. Sofort beginnt Brunellesco die Arbeit, auf welche er sich sein ganzes Leben lang vorbereitet; die lebendige Schilderung von dem Drängen und Treiben der Werkleute vor und auf dem Dome, wo Tag und Nacht der unerwähliche Meister waltet, wird den Leser mit Vergnügen erfüllen. Um diese Zeit findet sich auch Leonbattista Alberti, der Vergötterter des Vitruv, aus Rom wieder in Florenz ein, und Johann Medici, Kosmus' Vater, stirbt.

Mit einem Gepränge, welches uns Ghiberti auf das anmuthigste beschreibt, wird das den Florentinern hochheilige Johannistfest gefeiert und zu diesem Ghiberti's neue Bronzethüre aufgestellt. Er erzählt uns ausführlich, welche hohes Lob ihr von allen Seiten zu Theil ward, ohne jedoch in der Lou der Prahlerei zu verfallen; nirgend, und auch hier nicht, wo das Seligen eines erhabenen Meisterswerkes ihn hätte siegestrunken machen können, zeigt sich Uebermuth, sondern nur angemessene Schätzung seiner selbst und die vollste, reinste Anerkennung des von Andern geleisteten Guten. Bei dem Wagenwettrennen am Feste wird die Saat zu manchem Unheil ausgestreut; Kosmus' Sohn, Johann Medici, bestieg Orsmanus Abtiss und sacht dadurch den Groll dieser den Medicern feindlichen Familie zur heißen Flamme an; Lucia Buti, welcher die Preisvertheilung übertragen war, stürzt von dem einbrechenden Gerüste und wird von Fra Filippo dem Tode entrissen unter dem Hohngelächter Piero di Cosimo's, der das Verhältniß Weiber durchschaut und seine eigene Leidenschaft für Lucia Buti mit Verachtung erwidert sieht.

(Der Beschluß folgt.)

Das „Edinburgh review“ über die neueste französische Literatur.

„Seit drei Jahren bietet die französische Literatur in der That einen sehr bestrebenden Anblick dar. Alle ausgezeichneten Schriftsteller dieses Landes kommen darin überein, daß die meisten neuesten Productionen durch chaotische Gedankenverwirrung, durch lächerliche Extravaganzen der Stylformen verunstaltet sind. Sie erheben sich einstimmig gegen den leichtsinnigen Egoismus, gegen die cynische Sittenlosigkeit, welche diese Werke zur Schau tragen. „Nirgends Gewissen, nirgends religiöse Ueberzeugung, nichts Wahres, Tiefes, Junges!“ rufen sie aus, und grade die, welche so heftige und herbe Worte finden, um den intellectuellen Zustand Frankreichs zu verhöhnen, grade diese sind es, welche den Abgrund graben, die Klübe vergiften. Romane über Romane, Dramen auf Dramen vermehren täglich die Verwirrung und machen das Uebel ärger. Immer und immer wieder geistliche und unpolitische Intratten, eine bald wild hochtobende, bald buhlerisch-kypige Sprache; nirgends Trost, nichts,

was die gesellschaftlichen Bande enger zusammenzieht, was dem alten christlichen Glauben befestigt, an welchen sich denn doch alle unsere Gefühle, unsere Gewohnheiten, unsere Sitten knüpfen und der so vielen Umwälzungen widerstanden.

Man sollte glauben, der Geist des Bösen sei der einzige Gott, welchen unsere Nachbarn anerkennen. Wenn man ihre Literatur genauer in Augenchein nimmt, so wird einem zu Muthe, als blühe man in einem Abgrund, in welchem alle möglichen Widersprüche und Inconsequenzen durcheinandergewirbelt, eine Art bodenlosen Brunnens, wie in Dante's Kreisen, aus dem sich

*Diverse lingue, orribile favelle,
Gemiti di dolore, accenti d'ira*

erheben, welchen groteske oder blutige Gestalten, ein cynischer Satyr, ein Engel mit zertraumtem Haar, mit fasserbeobendem Lächeln umschweben. Sittlicher Weise läßt es sich nicht bezweifeln, daß dieser heillose Zustand transitorisch ist. Demzutage erscheint die französische Literatur, an und für sich betrachtet, sehr erdarmlich und nichtig; es fehlt ihr sowohl an jener Würde, an jener Größe und Fruchtbarkeit, welche nur den Epochen des Glaubens angehören, als an der zerkührenden Kraft, welche die Epochen der Revolutionen charakterisirt. So hatte z. B. die Literatur des 18. Jahrhunderts nur einen Zweck: zerkühnen; aber wie stark zeigte sie sich, wie mächtig! wie war sie überzeugt! Voltaire, Diderot, Helvétius wußten, was sie wollten; sie jauchzten vor Freude, wenn die Räubern des alten Gehäuses um sie her krachten und einfielen. Die Welt wird sie einst als Niesen betrachten. Sie waren die Hohenpriester einer neuen Aera, die fanatischen Apostel einer nöthig gewordenen Zerkühnung. Man wird ihre gewaltsame Festigkeit tabeln und ihre Declamationen, welche in den Händen eines Anacharsis Cloots, eines Robespierre Feuerbrände des Bürgerkrieges wurden; aber ihren Muth, ihre hohen Geistesfähigkeiten wird man stets bewundern.

Vergleicht man mit ihnen die heutigen Schriftsteller Frankreichs, wie klein erscheinen dann diese, wie plan- und zwecklos, wie arm an Ideen, wie überreich an hohlem Wortschwall! die Zeit des Racine's, der Bergwerkung ist gekommen; die unerbittliche Erfahrung hat den glühenden Eifer der Enthusiasten abgetödtet. Mit blindem Ungestüm hatte man sich in chthonische Hoffnungen gestürzt; auf diesem Schwindel ist bittere, tiefen Ernüchterung gefolgt; überall herrscht Zweifel; kein System hat ausreichige Anhänger; man glaubt nicht mehr an Augustin, an Gott, an die Kraft und den Adel des Menschengeschlechts; aus dieser furchtbaren Reaction geht diese Literatur ohne Haltpunkt, ohne Wahrheit, ohne inneres Leben hervor, welche ein Wolf mit Schande bedecken würde, hätte nicht jede Nation früh oder spät dieselbe Schmach zu erdulden.

Trotz dieser anscheinend hoffnungslosen Lage läßt sich dennoch in der heutigen französischen Literatur die Spur einer bessern Zukunft nachweisen. Zwei Ströme kämpfen darin gegeneinander: einerseits die materialistische Philosophie von 1760, andererseits die spiritualistische Lehre, die, lange unterjocht, ihre ehemalige Stelle wiederzuerobern sucht. Diese spiritualistische Tendenz offenbart sich von allen Seiten: Aprophtanthropen, Mystiker, Swedenborgianer, Tempelherren, St. Simonisten, Alle bekennen, daß die Gesellschaft keine andere Basis haben könne als die Religion. Lassen wir sie die alten christlichen Lehren in ihrem philosophischen Dinkel umzuschmelzen suchen; mögen sie immerhin ihre Weisenblasen werfen, die, eine Fritzung in dem Farbenstimmer des Regenbogens prangen, bald zerplagen und verschwinden. Wenn alle diese kindischen Spielereien des menschlichen Geistes zu Kommen werden gerieben sein, wenn der Mensch, belehrt durch die krassesten Zuckungen der französischen Revolution und die moralische Apathie unserer Tage, einsehen wird, daß er sich nicht selbst genügen kann, dann wird alle diese Währung sich besänftigen und legen, dann wird dieser Schein der französischen Literatur verschwinden. Die Schriftsteller, die sie gegenwärtig zu ihren Fiebern rechnet und

dem Werke ihre krausensten Gabel mit verächtlichem Lächeln beschauen werden, - sind Schriftsteller des zweiten Ranges, welchen die Julirevolution einen für ihren Ruhm verderblichen Impuls gegeben. Es ist, als seien seit dieser Epoche alle Dämme eingerissen, der Ring des Salomo zerbrochen, der Immoralität, der Schamlosigkeit, der Selbststülperei freier Lauf gegeben worden. Im Grunde haben die Julitage nur die im Schooße der Gesellschaft schlummernden schlechten Elemente geweckt. Unter der Restauration zeigte sich derselbe Mangel an Grundsätzen, an Geschmack. Die Bourbons haben nichts für die sittliche Verbesserung Frankreichs, für jene große Allianz der Moralität und der Aufklärung gethan, ohne welche es keine wahren Nationaltugenden gibt. Die Literatur der Restauration war unvollständig, hin- und herschwankend zwischen zwei entgegengesetzten Ansichten; die historischen Skizzen von Biot, Mérimée's Dramen verkündeten eine totale Veränderung in der Richtung des Geschmacks des Publicums. Nach der Julirevolution erweiterte sich die Laufbahn, welche diese beiden Schriftsteller eröffnet hatten, unter den Händen von Balzac, Sue, J. Janin; da erschienen jene grimmtigen Organe, welche „La confession“, „La salamandre“, „La peau de chagrin“ anfüllen; auf jeder Seite findet sich die Apologie des Wortes und der Eiderichtheit, und das ist so ziemlich der einzige philosophische Zweck, der in diesen Werken wahrzunehmen ist. In welcher andern Zeit hätte ein Mann wie Balzac, dem es sicher weder an Phantasie, noch an tiefem Verstande fehlt, gemagt, einer Societät, welche Anspruch macht auf Prudenz und Eleganz, einen ganzen Band Obscuritäten in veraltetem Style („Les comtes drolatiques“) an den Kopf zu werfen? In welcher andern Zeit würde der erste lebende dramatische Dichter zur Helbin eines Dramas eine Lucretia Borgia genommen haben? Um die moralische Anarchie zu malen, würde es hinreichen, an den Selbstmord des jungen Escouff und seines Freundes Lebrun zu erinnern, die sich adphyxierten, weil sie sich von den Journalisten getränkt glaubten. Die Literatur, die sich unter so verderblichen Einflüssen gestaltet, besteht aus zwei Parteien: die eine hat die Prätention, fantastisch zu sein; die andere bemächtigt sich, so sagt sie, der Wirklichkeit; aber die empfindende Abjurirtheit ihrer Lügen macht sie weit verächtlicher als die erste. Seit fünf Jahren ist eine seitfame leidenschaftliche Borkiebe für Hoffmann in die Franzosen gefahren; sie haben gesucht, ihn nachzuahmen, und im Grunde ihn bloß porobirt. Unter allen Schriftstellern läßt Hoffmann am wenigsten Nachahmung zu. Sein Genre ist, selbst unter seiner Feder, oft unerträglich; was er Gutes geleistet muß einer Art Philopatrie zugeschrieben werden, die ihn für diese Dichtungsgattung geeignet machte, eben weil er zu nichts Anderm taugte. In den Werken der französischen Schriftsteller, die sich für Maier der Wirklichkeit ausgeben, findet sich keine Spur von Realität, keine Wahrheit; ihre Personen könnten ebenso gut in den Räumen der Unendlichkeit oder in den präadamitischen Regionen einer antihilvulischen Welt figuriren als in China oder in Monomotapa. Ueberall herrscht Inconsequenz, Ungereimtheit; überall wird der gesunde Menschenverstand, die Logik verletzt. Ist die Helbin sanft und tugendhaft, blond und weiß, wie diese Herrin sich ausbreiten, so kann man zuverlässig erwarten, daß sie, noch ehe der erste Band zu Ende ist, ein Verbrechen begeht, das durchaus mit dem ihr zuerst verliehenen Charakter unvereinbar ist; hier und da zeigt sich wol eine brillante Phrase, ein köhner Gedanke; aber kaum ist der leuchtende Strahl der Wolfe entfahren, so schließt sie sich wieder, und wir versinken aufs Neue in den blutigen Nebel, der uns umhüllt. Auf diese Art wädhren sie, die Heroen ihrer Literatur zu verjüngen und die Fruchtbarkeit ihres Genies zu bewähren. Nichts aber liegt von der Dürftigkeit und der Erbärmlichkeit ihrer geistigen Mittel einen schlagendern Beweis ab, als eben daß sie jeden

Augenblick gezwungen sind, zum Auserordentlichen, zum Ueberschlichen ihre Zuflucht zu nehmen und die Aufmerksamkeit der Leser bloß durch Noth, Ehebruch, Blutschande fesseln. Dem eklektischen Mykterien der Morgue, der Galspétriere, des Orbeoplaget nachzugraben, ist ein trauriges, aber nicht schweres Handwerk; es gehört dazu weiter nichts als eine feste, schamlose Feder. So verfuhr selbst Voltaire nicht, der doch mit vollem Rechte dem satanischen Schriftstellern kaum zugröhrt werden kann. Man sehe „Candide“ z. B. Da ist keine Person, keine Gelegenheit dem Zufalle überlassen; Alles ist berechnet, Alles trägt zur Wirkung des Ganzen bei. In „La confession“ von J. Janin findet Anatole nach langem Suchen einen tugendhaften Priester, erhält am Ende selbst die Konjur und wird so dick und fett, daß ihn seine Freunde nicht mehr wiedererkennen. Und damit will Hr. Janin beweisen, es gebe keine Religion mehr in Frankreich. Hr. Janin hat, wie er selbst ganz richtig bemerkt, ohne Plan, ohne Zweck geschrieben; aber er hat sich mit Unrecht Erbitten dem Sohne verglichen, dessen unmoralische Gemüthe sich empören, aber wenigstens den Originalen ähnlich sind. Nicht allein „La confession“, sondern sämtliche Werke J. Janin's verkünden eine lebendige, glühende Phantasie, wenig Urtheilskraft, einen falschen Geschmack und eine entschiedene Unfähigkeit, eine größere Composition zu schaffen. Man sieht, daß der Verf. bereit ist, für und gegen alle Grundsätze in allen nur erdenklichen Journalen zu schreiben, nicht um des Gewinnes wegen, sondern weil in seinen Augen nichts wahr, nichts unwahr ist.“ (Der Beschluß folgt.)

Gesellschaftlicher genealogischer Hof-Kalender auf das Jahr 1834. 71. Jahrgang. Gotha, J. Perthes. 32. 1 Thlr.

Dieser Kalender ist nicht, wie der Titel angibt, nur genealogisch, sondern auch diplomatisch-historisch; denn er enthält diesmal, außer der dreifachen Genealogie der europäischen Regenten, der anderen künftlichen Häuser und der gräflichen mit dem Prädicate Erlaucht, theils ein diplomatisches Jahrbuch, theils synchronistische Regententafeln, nicht nur für Europa seit der Zeit Karl's des Großen bis 1831, sondern auch für Deutschland, was die Könige und Kurfürsten von 1356 bis 1806, sodann die neueste Zeit bis 1831 betrifft. Die Geschichtstafeln, nach des Prof. Wachsmuth „Leitfaden zu Vorlesungen über die allgemeine Weltgeschichte“, mit Benutzung der Zeitschnitte, durchgesehen, umfassen das Alterthum, das Mittelalter und die neuere Zeit bis zum 7. Juni 1832, woran sich die Chronik vom 1. Juli 1832 bis 30. Juni 1833 schließt. Außerdem erwähnen wir noch der kaiserlichen Tabellen, die sich auf die fünf Großmächte Europas, den deutschen Bund und auf die amerikanischen Staaten und die Colonien beziehen. Die erste und letzte dieser Tabellen hat den Prof. Berghaus zum Verfasser; die anderen sind officiellen Mittheilungen zu verdanken. Endlich finden sich noch Berichtigungen und Nachträge theils zur Genealogie, theils zum diplomatischen Jahrbuch; bemerkend muß, daß bei Spanien nicht einmal der Tod Ferdinand VII. aufgeführt worden ist. Noch weniger hat auf die neuesten Ministerialveränderungen in Griechenland Rücksicht genommen werden können. Der abgesehen davon, daß ein solcher genealogisch-diplomatischer Kalender nie mit der Zeit fortgehen kann, sondern immer nachhinken muß, kann man den Fleiß und die Genauigkeit, womit der vorliegende bearbeitet worden ist, nicht genug rühmen; er übertrifft darin unläugbar alle seine Redenspieler, auch wenn er, z. B. in den Geschichtstafeln, relativ genau sein könnte. Denn in manchem Jahre wird bafelbst der Geschichte eines Landes (z. B. der Griechen im Jahre 1825) gar nicht gedacht, während dies in andern, z. B. 1824, verhältnißmäßig zu oft geschieht. 17.

Künstlergeschichten, mitgetheilt von August Hagen.

Erstes und zweites Bändchen.

(Beischluß aus Nr. 24.)

Neue Personen treten auf den Schauplatz, zuerst Raffaccio, der die Kapelle Brancacci in der Carmeliterkirche mit seinen hochberühmten Gemälden schmückt. Die Schilderung dieses merkwürdigen, von der Welt abgezogenen und nur für die Kunst begeisterten Mannes wie seine Gespräche mit Fra Filippo gehören zu den anziehendsten Partien des Buchs. Aus der Carmeliterkirche werden wir in die S. Lorenzokirche geführt, wo vor dem durch Donatello eben vollendeten Grabdenkmal des alten Johann Medici sich die Philologen Poggio, Suarino und Leonardo Bruni eingefunden haben, und an ihren inhaltreichen Gesprächen und Erzählungen aus ihrem Leben auch Brunellesco Theil nimmt, bis die Erscheinung der Medicischen Familie und die Einweihung des Denkmals der interessanten Unterhaltung ein Ende macht. Ein Besuch in der Werkstatt Donatello's verschafft uns hierauf die Bekanntschaft seiner Schüler, seiner neuesten Werke und des schönen Künstlerlebens, welches dort herrschte, aber auch unsern Donatello abzuhalten scheint, die schöne Barbara heimzuführen. Inzwischen wird Brunellesco alleiniger Obermeister des Baues durch eine gutgelungene List, die den Zurücktritt Ghiberti's zur Folge hat, und glücklich vollendet er, selbst durch eine Verschwörung der Arbeiter, nicht gestört, den Bau der Kuppel. Eine rührende Episode bildet der Tod des treuen Tischlers Bartholomäus. Der Dom wird etwas eilig eingeweiht, um der großen Kirchenversammlung zu dienen, welche in Florenz zur Vereinigung der morgenländischen und abendländischen Kirche gehalten werden soll. Ghiberti entwirft uns von dieser Versammlung ein anziehendes Bild, läßt uns den Aufzug des griechischen Kaisers Johann Paläologus und des Papstes Eugen IV. mit ansehen, erzählt von den Gegenständen der Berathung, auch von einem poetischen Wettstreit, der von allen anwesenden Dichtern in Befolgung der wahren Freundschaft im Dome gehalten wird und mit Verkündigung der Marmorbüste Dante's endigt, und endlich von der Liberalität, mit welcher Kosmus die fremden Gäste bewirthe. Unter diesen fand keiner bei ihm eine ehrenvollere Aufnahme als der greise Grieche Gemistus Pletho, aus dessen Munde Kosmus die Drutung Platonischer Weis-

heit vernimmt und die Begeisterung für diesen Philosophen schöpft, welche später zur Stiftung der Platonischen Akademie führte. Papst Eugen wohnt im Kloster S. Marco, lernt dort den frommen Dominikaner und Maler Fra Giovanni da Fiesole kennen, dessen gottähnliches Sein und Wirken von Ghiberti vortrefflich aufgefaßt und dargestellt ist, und nimmt den unvergleichlichen Künstler mit sich nach Rom.

Wie contrastirt mit diesem frommen, engelreinen Klosterbruder unser Fra Filippo, den wir jetzt zu Drato wiederfinden, wo er für Karl Medici, Kosmus' Halbbruder, die Taufkapelle der Dechanei und dann im Margarethenkloster ebendasselbst die Krönung der heil. Jungfrau malt. Aber in diesem Kloster, was er nicht ahnte, schmachtet seine geliebte Lucia, die ihr Vater auf Piero di Cosimo's Einflüsterungen heimlich dorthin verbannt hatte, um sie der unheiligen Liebe des Mönchs zu entziehen. Die Liebenden erkennen sich, und Fra Filippo findet Mittel, seine Lucia aus der Klosterkirche zu entführen. Er entflieht mit ihr bei Nacht nach Florenz und bringt sie zu keinem Andern als — Ghiberti, der inzwischen sich glücklich verheirathet hatte und nur durch Lucia's fuffälliges Fliehen bewogen wird, sie bei sich aufzunehmen, wo sie lange verborgen lebt und Fra Filippo für sie sorgt. Aber der Verräther schläft nicht; Piero di Cosimo hat ihren Aufenthaltsort entdeckt und dem Vater verrathen. Franz Buti ist außer sich vor Wuth; da er aber nicht vermag die Tochter zu bewegen, in sein Haus zurückzukehren, verwünscht er sie und ihren Verführer und wendet seinen ganzen Haß auf die Mediceer, weil Kosmus der Beschützer Fra Filippo's ist. Auch von andern Seiten wird das Feuer gegen die Medici angezündet, namentlich durch den berühmten Philologen Filelfo, von dessen argwöhnischem Charakter, Thun und Treiben Ghiberti die merkwürdigsten Dinge erzählt. Filelfo, sich durch die Mediceer verfolgt und selbst am Leben bedroht glaubend, weiß den ohnehin feindselig gesinnten Rinald Abbizi, des beim Wettrennen besiegten Demann's Vater, aufzuregen, und diesem gelingt es mit einer mächtigen Partei, welche einen unglücklichen Krieg gegen Lucca den Mediceern Schuld gab, die Verhaftung des edeln Kosmus zu bewirken. Kosmus erwartet im Kerker den Tod, erbaut sich aber an seinem Plato, liest dem Gefängnißwärter in der Uebersetzung des „Phädon“ den

Tod des Sokrates vor und sieht endlich durch einen listigen Anschlag seiner Freunde, welchen Fagonaccio, der Hauptspasmacher des Signorenplatzes, ausführt, sich aus dem Kerker befreit, aber auf zehn Jahre nach Venedig verbannt. Sämmtliche Medicier ergreifen die Flucht, die angesehensten Künstler verlassen Florenz, Handel und Wandel stockt, und die Stadt bietet einen traurigen Anblick dar. Aber schon nach einem Jahre (1434) wird er zur allgemeinen Freude zurückberufen und mit dem Titel: Vater des Vaterlandes geschmückt. Ghiberti läßt Kosmus selbst die Geschichte seiner Zurückberufung erzählen, indem er uns ein dankenswerthes Stück aus den medicischen „Ricordi“ (handschriftliche, von Johann und Kosmus aufgesetzte Memoiren), welche er in dem Ankleidezimmer *) Kosmus findet, mittheilt. Auch die Künstler kehren wieder zurück, Donatello von Padua, Masaccio von Rom; Marsilius Ficinus übernimmt die Leitung der von Kosmus längst beabsichtigten, nun in den Gärten des medicischen Palastes gestifteten Platonischen Schule, und der Baumeister Michelozzo muß dem Nachpalaste eine zweckmäßiger, auch auf Schutz berechnete Einrichtung geben. Ihres Großvaters würdig treten nun auch die Enkel Lorenz und Julian auf, namentlich der Erstere. Bei dem Lichthegeniß eines schönen Mädchens flammte der Dichtersfunken in ihm auf, und das Feuer der Liebe waltete in ihm Lucrezia Donato, die schöne, aber etwas spreche Schwesfertochter Donatello's. Anmuthig ist das Zusammentreffen Weider auf der Jagd im Walde und in der Werkstatt Donatello's, dem Lucrezia als Modell zu dem Erzbißde seiner Judith dienen muß. Wie Donatello nicht dazu kommen kann, seine Barbara an den Traualtar zu führen, so läßt er gleichfalls Jahre vergehen, ehe ihm von Peter Medici geschenktes und erwünschtes Landgütchen auch nur in Augenschein zu nehmen, und nachdem er endlich eine Woche dort, wo er sein Leben zu beschließen dachte, zugebracht, kehrt er voll Sehnsucht in die Stadt und zu seinen aufgegebenen Arbeiten zurück. Masaccio und Fra Filippo fahren indes fort, die Kapelle Brancacci mit ihren Malereien zu schmücken, bis Masaccio eines Morgens nach reichlich genossenem Frühtrunk plötzlich stirbt, nicht ohne Verdacht, daß Piero di Cosimo ihm den Wein vergiftet habe. Nun aber geht der Kunst ein neues Gefäß auf in der Gestalt eines jungen stattlichen Mannes, der sich oft schon dem malenden Masaccio als ein hoher Bewunderer desselben hüflich bewiesen: Leonardo da Vinci. Mit wahrer Liebe schildert Ghiberti den reichbegabten Jüngling, über dessen Herkunft ein Dunkel schwebt, das uns jedoch durch einige Lichtstrahlen erhellt wird. Sohn eines Notar Peter zu Vinci bei Florenz und einer unbekannt, sehr vornehmen Mutter, wird er im Pflegehause der Unschuldigen erzogen und bei erwachender Liebe zur Kunst dem Meister Andrea Verrocchio übergeben, unter welchem

sein mächtiger Genius sich mit gewaltigen Flügelschlägen entwickelt. Ghiberti weiß viel von ihm zu erzählen, unter Andern die artige, schon aus Vasari bekannte Geschichte von dem Schilde mit dem Medusenkopfe, welches in die Galerie zu Florenz zielt. Auch von seinen eignen Arbeiten berichtet Ghiberti einmal wieder, namentlich von seiner neuen Bronzethüre am Baptisterio, an welche er sein halbes Leben gewendet, „weil er nach dem Tode die Unsterblichkeit rang“; auch von einer herrlichen Mära für Paps Eugen, die er reich mit Steinen zu verzieren ließ. Wie können bei dieser Gelegenheit einen Zug nicht unwahnt lassen, der unsern Meister höchst lebenswüthig charakterisirt. Er schildert uns die Angst, welche ihm die Aufbeahrung der vom Paps anvertrauten edeln Samme verursacht; doch hören wir ihn selbst.

Wenn die Kasse durch die Stube schlich, so wählte er *) voller Schrecken die Kasse, und wenn von der Sonnzeit die Bretter des mehrschal verstellten Schrankes rissen, so war es: Diebstahl, Entzucht und griff zu den Waffen über im Bette, wo sonst nur das zinnene Beschwaserschälchen unter dem Marienbilde lag. Die Lecht war ihm im Herzen, als er in schlafende Mära mit einem Hantel dem päpstlichen Werkmeister übergab. Ihm lächelte nach verdrießlichen Monaten wieder das hässliche Stück. Sein Herz lachte, als ihm sein Kunder bis zur Haupttür entgegenstapfen, denn Maria hat außer dem Anaben Bonaccorsos nur zwei blühende Mädchen geboren. Ach Schabe! riefen die zuckelnden Kinder, daß du das schöne Stück abgegeben hast. Freut Euch mit mir, erwiderte ich, denn ich habe bessere Kleinode und Perlen zu hant. Und mit diesen Worten küßte ich Weib und Kind. Man so werden Euch mir nicht betraglich nehmen, und Wort auch nicht, denn er ist unserm Hause gut. Ghiberti freute sich über die Lieben, nicht über das Geld, was er empfangen; es war er zu saurer Vertant.

Von diesem Bilde des ehelichen Glücks wenden wir uns jetzt zu einigen erschütternden Scenen der Trauer, zuerst im Hause Uccello's, wo wie den treuen, mühsigen, aber höchst trefflichen Künstler und seine in Gram verblühende Tochter durch die Unüberlegtheit des gewissenlosen Donatello tief gekränkt sehen; dann in Ghion's Hause, wo Lucia Buti, ein Frand der Liebe von Fra Filippo unter ihrem Herzen tragend, in Kummer vergeht und Fra Filippo selbst mit jedem Tage mehr und mehr in Sirkthum verfällt. Nach Spoleto berufen, im dortigen Dome zu malen, findet er bald den Tod, wahrscheinlich eine späte Folge des Giftes, welches Piero di Cosimo im Weine ihm und Masaccio zu gleicher Zeit eodenz hatte. Mit der Todesnachricht trifft in Florenz ein päpstliches Decret ein, wodurch der Unglückliche von Klosterleben entbunden wurde, sodas jetzt der Vermählung kein Hinderniß mehr entgegenstand. Lucia verläßt die Ghiberti'sche Haus, um ihre Tage in Spoleto am Grabe des Freundes zu beschließen; ihr Vater entzieht sich der Untersuchung durch die Flucht nach Siena und Pater di Cosimo durch einen gewaltsamen, schauerhaften Tod.

Gegen das Ende der Chronik tritt unser ködner Bernardino, den wir etwas aus den Augen verloren hatten, wieder hervor, um auf die fertige Kuppel nach der Kunst

*) So übersetzt Herr Hagen durchgängig Guardaroba, doch, wie wir glauben, nicht richtig. Die Guardaroba in jenen Zeiten war keine heutige Waderobe, sondern derjenige Ort des Hauses, wo man Sachen von Weib, Kunstwerke u. dgl. aufbewahrte.

*) Ghiberti spricht von sich bald in der ersten, bald in der zweiten Person.

zu sehen. Zuvor baut er noch die Lorenzkirche, den Palazzo Pitti, die heil. Geistliche und wird Gonfaloniere. Aber sein Ende naht. Donatello findet ihn einst mit sehr verändertem Aussehen auf dem Steine des Dante sitzen und ist nicht im Stande, durch ein Gespräch über Dante, den Brunellesco schwärmerisch verehrt, ihn aufzuregen. *) Am Marienfeste, da Donatello aus seinem Hause oft nach der Domskulptur späht, um seinen Freund Brunellesco dort oben zu entdecken, tritt dieser matt und bleich bei ihm ein. Man bringt ihm den Lehnstuhl und rückt diesen so, daß er sich des Anblicks der himmeltragenden Kuppel erfreuen könne. Auch Ghiberti wird gerufen, und Brunellesco, den Freunden alles Unrecht abbittend, beschwört sie noch, die Laterne genau nach seinem Plane zu bauen. Da erschallt ein lautes Jubelgeschrei, er blickt aufgeschreckt empor und steht, wie belaubte Zweige auf dem Gipfel der Kuppel wehen und sie sprangende Fahnen (zu Ehren des Festes) geschwungen werden. Sein Gesicht verklärt sich bei diesem Anblick, und er schließt die Augen auf ewig. Würdig seines Lebens und seiner Werke ist diese Todesstunde des Künstlers. Donatello's schöne Nichte bedeckt ihn mit den Blumenkränzen, die sie zum Feste gewunden, während Donatello selbst am Lager des Hingeschiedenen kniet. Da bringt ein Knabe einen Brief von Barbara. Noch ehe er ihn erbrochen, weiß Donatello den Inhalt. Die Liebe sagt ihm ihren Bund auf in dem Augenblicke, da ihn die innigste Freundschaft verwaist.

Von dem Todesbette des großen Meisters werden wir noch einmal in das medicische Haus geführt, um auch hier von dem schaurigen Ansehen des Verhängnisses berührt zu werden. Der greise Kosmus, selbst schon dem Grabe zuwachsend, muß zuvor noch die Leiche seines geliebten Sohnes Johann sehen. Hier schließt die Chronik, aber ihre anmuthigen Töne hallen lange in der Seele des Lesers nach, und der Geist mag sich nicht losreißen von den romantischen Bildern einer Zeit, in welcher er gern anschauend und sinnend verweilt.

15.

Das „Edinburgh review“ über die neueste französische Literatur.

(Beschluß aus Nr. 24.)

„Hätten wir hier die französischen Schriftsteller nach der Stufenfolge ihres Verdienstes aufzählen wollen, so würden wir nicht mit J. Janin, sondern mit B. Hugo den Anfang gemacht haben. B. Hugo ist ein Lyriker vom ersten Range, ein originelles dramatischer Dichter und sehr ausgezeichnet als Romanndichter. Er besitzt eine schpferische Phantasie, behält das Ziel,

auf welches er zuschreitet, fest und unverrückt im Auge, brütet mit Beharrlichkeit über dem Sujet, das er sich zu behandeln vorwählt. Die Fähigkeit endlich, welche seine Mitbewerber besitzen, die Fähigkeit, kräftige Gemälde zu entwerfen und mit glänzenden Farben zu bekleiden, zeigt sich bei ihm noch häufiger, noch energischer als in ihren Werken. Unglücklicherweise findet sich jene Gese von Berberkult, die wie in allen gleichzeitigen Dichtern treffen, gleichfalls in den seinigen wieder, und je weiter er vorschreitet, je mehr nimmt diese intellektuelle Krankheit zu. In „Bug-Jargal“ und „Han d'Islande“ ruht der Geist wenigstens in einigen ruhigeren und tröstlicheren Auftritten aus; was ist aber „Lucrèce Borgia“ und „Le roi s'amuse“? Eine unzusammenhängende Masse von Mordthaten, Ausschweifungen und blutschänderischen Verbrechen; man stößt auf kein edles, kein menschliches Gefühl; das moralische Barometer seines Genies scheint unter dem verderblichen Einflusse der Epoche gesunken zu sein. Das Beste, was Victor Hugo geschrieben, ist: „Le dernier jour d'un condamné“, eine innere Tragödie, die aus der Dichtung ohne irgend ein accessorisches Mittel offenbart, ohne uns selbst zu sagen, wesswegen der Held verdammt worden ist. Der Hauptfehler des Buches ist, daß der Verurtheilte, der eine so schöne und feste Sprache spricht, einen so schwachen Geist, ein so zartes inniges Gefühl hat, nicht vor die Assisen gebürt. „Notre-Dame de Paris“ ist sehr bewundert worden. Dieser Roman enthält genialische Züge, eine treffliche Beschreibung der Architektur des Mittelalters, Sitten, die, wie man sagt, gleichfalls dieser Epoche angehören und die im Grunde keiner angehören. Hier, wie in allen Werken B. Hugo's, drehen sich herrliche Details um Unmöglichkeit. Gamsarda, eine Nachbildung von Wagnon, ist ein Wesen, wie sie eher im 15. Jahrhunderte keines in den Straßenwinkeln von Paris herumzog; diese Tagelöhner, in die Zeiten der Barbarei verfest, scheint uns höchst unwahrscheinlich und absurd. Treffliche Bruchstücke finden sich allerdings in B. Hugo's Dichtungen; allein es fehlt an jener Einheit, an jener Harmonie, welche die Meisterwerke charakterisiren; überhaupt ist die sämmtliche neueste französische Literatur fragmentarisch. Man lese z. B. die Romane des Hrn. Sue, welcher der französische Cooper sein will. Es fehlt dem amerikanischen Dichter nicht an Verworrenheit und Kläffereien. Er löst keinen Nagel an seinen Schiffen ungezählt, kein Knopfloch an einem Kleide, keine Masche am Strumpfe. Er schreibt eine Erzählung wie ein Inventarium; seine Personen sind wie seine Schiffe, von Holz, Eisen und Kupfer. Aber bei Hrn. Sue ist es noch weit ärger. Wenn seine Schilderungen treu sind, so wäre jedes französische Schiff ein Schwimmdes Pandämonium unter dem Commando Satans in Person. Soll man ihm Glauben heimeffen, so ist das Seereben nichts als eine ununterbrochene Reihe von Mordthaten, Ausschweifungen, Plünderungen u. s. w. Die meisten Capitaine werden an den Schiffstauen aufgeknapft, die Matrosen fressen Menschenfleisch, wie wir Beesteele essen. „Atar-Gull“ (dies ist der Titel des besten Romans von Sue), ist ein Held à la B. Hugo, à la Janin. In dieser verführten Literatur, wo es scheint, als schwebe man sich vor nichts als vor der Wahrheit und dem gesunden Menschenverstande, wo man die classische Platttheit verlassen, um sich in die Logik des Narrenhauses zu stürzen, ist man übereingekommen, daß die Tugend Verbrechen und das Verbrechen Tugend ist. Balzac ist ein kräftiger, fruchtbarer Geist, der oft trefflich erzählt. Er hat aber wenig Logik als Janin, ist ohne Gedankentiefe, ohne philosophische Weltansicht und zeigt oft einen empörenden Egoismus; man trifft aber häufig bei ihm treffliche Details, sein Gefühl und allerliebste dargestellte Sachen. Balzac ist gleichfalls ein unvollständiger Schriftsteller, bei dem nichts zur Reife geblieben ist, der eine Menge kaum skizzirter Erzählungen in die Welt schleubert, die stets im Anfange interessiren, und deren Katastrophe stets fehlerhaft ist; unwahrscheinliche, breite, geschwähigte Erzählungen, die seine Feder im Galoppe ausströmen läßt. Bei B. Hugo, J. Janin und Sue sind die Nachzucht, der

*) Dem Streben des Dante theilen wir eine bei dieser Gelegenheit erzählte, und bisher noch nicht vorgekommene Anekdote des unkerblischen Florentiners mit. Dante war kranklich, und die Aerzte hatten ihm gerathen, anstatt des Wassers Wein zu trinken; jenes war ihm schädlich, dieser widerwärtig. Ein Freund, der oft mit ihm scherzte und ihn auf seinem Steine (sasso di Dante) sitzen sah, fragte ihn jetzt: Das beste Getränk? Dante antwortete: Ein Ei. Jener erinnerte sich dessen nach Jahresfrist, da er auf derselben Stelle den Dichter antraf. Er fragte: Womit? und Dante erwiderte: Mit Eiern.

Werd u. s. w. die Cardinalspunkte der Sittlosigkeit des Romans. Daher begnügt sich mit der Liebreichheit; manche seiner Erzählungen sind so indecent, daß sie ein Dragones nicht ohne Erbrechen lesen würde.

Haben alle diese Schriftsteller ein einiges Gemüth getrieben, eine einzige nützliche Lehre gegeben? Nein. Wird die Zukunft auch nur ein erhabenes Gefühl, nur einen edeln Gedanken darin finden? Nein. Selbst in den Werken, die mit der meisten Ruhe, mit ansehnlicher Sanftmuth verfaßt sind (wie „Ladiana“ und „Valentine“ von George Sand [Madame Dudevant]), findet sich auf jeder Seite freventhafter Aufsichten gegen die Ehe und folglich die Apologie des Ehebruchs.

Nach einigen Bemerkungen über Paul Sacroix (Jacob le Bibliophile) und M. Wassen (unter dem pseudonymen Namen Michel Raymond rühmlichst bekannt) schließt das „Edinb. review“ mit folgendem Resumé: „Uebertrieben, gesucht und läuzhaft; stets nach Analekten strebend; die Wahrheit verachtend, einen züchtigen Menschenhaß predigend; dogmatisch, aber ohne Logik; atheistisch, ohne Ueberzeugung; keine Stütze, keine Lehre, selbst im Witz, barbiertend; nichts Vollendetes, nichts Ganzes, nichts Vollständiges; die französische Literatur ist offenbar eine Uebergangsliteratur. Die Producte, von denen wir gesprochen, werden einst von unsern Nachkommen bloß als besessene Denkmäler einer socialen Krankheit, die bereits zu lange gedauert hat, zu Mathe gezogen werden.“

Es ist viel Wahres, aber auch viel Uebertriebenes in diesem Aussage, der in einem Anfälle von Epleen geschrieben zu sein scheint. Bei aller Unsitlichkeit einzelner Schilderungen verdienen im Ganzen die jetzigen französischen Schriftsteller das Lob eines tiefen, reinern Gefühls, sowie denn überhaupt seit der Restauration die Moralität Frankreichs sich durch alle Classen hindurch, von der Höhe bis zur schmutzigsten Tiefe, gelauert hat. Das 18. Jahrhundert, das der englische Kritiker so sehr preist, brachte die „Pucelle“ hervor und die libidinösen „Contes“ Gécourts und Dicon's und den „Compère Matthieu“, Bücher, die heututage ganz außer Cours sind. Die schönsten Ausgaben des „Faublas“ bleiben in den Magazinen des Verlegers liegen. Eben weil Werd, Rothsucht und Blutschande ein so leichtes Mittel sind, die Aufmerksamkeit des Lesers zu fesseln, wie der Recensent ganz richtig bemerkt, eben deshalb greifen die französischen Romandichter so häufig zu diesem Mittel; wenn sie als Künstler deshalb zu rabeln sind, so geht daraus die Tendenz, sittliches Verderben zu verbreiten, noch nicht hervor. Welcher Dichter hat je reinere Absichten gehabt als B. Hugo? Der Poete macht es ihm zum Verbrechen, eine Giftmischerin wie die Lucretia Borgia zur Heldin eines Dramas gewählt zu haben! Schildert nicht Racine den Mörder des Britannicus? Wird nicht in Hugo's Drama die Borgia schrecklich gestraft? Ist ihr Untergang nicht um so ergreifender, da er eben durch das einzige edle Gefühl herbeigeführt wird, das sich bei ihr erhalten? Das einzige Wesen, das sie liebt, wird von der Vorsehung mit dem Nachschwert gegen sie gesendet. Die Poesie muß den ganzen Menschen, seine ganze Geschichte vorstellen. Das Gräßliche steht ihr zu Gebote wie das Edle, das Schöne wie das Häßliche. Der Dichter, der das Verbrechen lobt und die Tugend sinken läßt, ist nicht schuldiger als die Vorsehung!

19.

Darstellung der Geschichte des Freiheitskampfes im spanischen und portugiesischen Amerika. Von Peter von Kobbe. Hannover, Hahn, 1832. 8. 18 Gr.

Wenn die ausführliche Darstellung dieser Geschichte eine der schwierigsten Aufgaben für den Historiker ist, insofern die Quellen derselben nicht leicht herbeizuschaffen und bei der noch sehr nahen Zeit die in ihnen enthaltenen Begebenheiten durch partielle Befangenheit getrübt sind, und insofern die große

Zahl der Ereignisse, der Verwickelungen, der offenen oder geheimen Parteibestrebungen und der mehr oder minder eingetragenen Charaktere die Forderung sowie die Anordnung erschwert, so scheinen sich für eine kürzere und gedrängtere Darstellung der Schwierigkeiten noch zu vermehren, da eine solche, wenigstens sobald sie größere Anforderungen befriedigen will, in Ermangelung einer zuverlässigen, ausführlichen Behandlung auf die Quellen zurückgehen muß und selbst die schwere Aufgabe zu lösen hat; einen sehr verwickelten Gegenstand kurz und doch so wohl in Beziehung auf sächlichen Gehalt als auch auf Verständlichkeit verständlich zu beschreiben. Solche größere Anforderungen an den vorliegenden Versuch zu stellen, werden wir in dem schon dadurch abgehalten, daß derselbe nicht als eine selbständige Arbeit, sondern als ein Theil einer vom Verf. entworfenen und nächstens erscheinenden Zeitgeschichte nach dem Sturz des französischen Kaiserreichs dargeboten wird, und daß die Einführung der wichtigsten, auch bei in spanischer Sprache erschienenen Quellen noch kein erschöpfendes Studium derselben bedauert; wenn der Verf. aber es als eine neue, von ihm verfaßte Art geschichtlicher Darstellung bezeichnet, daß er alle Begebenheiten in sein betrachtendes Gemüthe aufgenommen und durch Strichungen des Textes durch Hinzufügung von Jahreszahlen und Schriften dadurch vermieden habe, daß diese in den Nummern jedem Abschnitte beigelegt sind, so müssen wir, doch mit Eifer wol mit Beschränkung auf das Wichtigere verstehend, in Begehrung auf das Zweite sind wir aber gar nicht der Art des Verf. Eine genauere Verweisung nämlich auf die von ihm benutzten Quellen unter dem Texte der einzelnen Seiten wäre nicht föhrend gewesen und hätte seiner Darstellung größere Verlässlichkeit gegeben, und die Entfernung aller chronologischen Bestimmungen aus dem Texte macht eine klare Anschauung des Verlaufs und der fortgehenden Entwicklung der Begebenheiten unmöglich. Dagegen können wir dem Verf. das von ihm in Anspruch genommene Zeugniß unbedenklich ertheilen, daß er, trotz seiner Abneigung gegen republikanische Formen, die Ereignisse auf unparteiische Weise dargestellt und sie, wie er sich ausdrückt, selbst hat sprechen lassen. Jenes Bestreben, alle Begebenheiten aufzunehmen, hat ihn allerdings veranlaßt, seine Arbeit mit Stoff fast zu überfüllen und eine große Zahl von Personen aufzuführen, welche zum Theil nur eine vorübergehende Rolle gespielt haben, und welche deshalb dem Leser nur als bald verklingende Namen vorübergehen; indes hat er dadurch auch seiner auf beschränktem Raume zusammengedrängten Darstellung eine kaum zu erwartende Ausführlichkeit gegeben, und wir können dieselbe insofern als einen, Uebersichtlichkeit mit Vollständigkeit verbindenden Abriß bezeichnen.

66.

Notiz.

Denkmäler einer untergegangenen Civilisation in Nordamerika.

Herr Thomas Webb zu Providence erstattete unlängst der Gesellschaft für nordische Alterthumskunde zu Kopenhagen einen vorläufigen Bericht, über mehrere nordamerikanische Alterthumsdenkmäler, namentlich Grabhügel und Ueberbleibsel von Kulturgängen, die mit den norddeutschen Kulturgängen übereinstimmen. Er übersandte er Beschreibungen, nebst verschiedenen Zeichnungen unbekannter, in Felsen eingehauener Figuren, wahrscheinlich sehr alten Ursprungs; nämlich das Facsimile einer Inscripation in den Dightonfelsen in der Provinz Bristol in Massachusetts, nebst Abbildungen von Figuren, welche in einem Felsen bei Seaticool im Kentuckey in Connecticut eingehauen sind; ferner machte er auf eine Art Kupfermünzen aufmerksam, welche unter einem großen Steine in Medford in Massachusetts gefunden sind. Es ist zu erwarten, daß wir über so interessante Entdeckungen, die in Verbindung mit so zahlreichen anderweitigen Vorkommnissen dieser Art in den verschiedensten Gegenden des transatlantischen Continents endlich doch zu bestimmtem Ansichten kommen müssen, bald ausführlichere Mittheilungen erhalten werden.

Ueber den Ursprung und die Fortschritte des revolutionnairn Geistes. Von einem vormaligen Minister des Königs von Frankreich. Aus dem Französischen übersezt von W. B. Gaußsch. Haag, Frank. 1833. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Zwei Wege muß man einschlagen, um zu einem wahren Verständniß unserer Zeit und ihrer Interessen zu gelangen. Einerseits wird man der geistigen Gesamtrichtung von dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts an sich bewußt werden, andererseits aber so genau als möglich die sogenannten materiellen Zustände und Verhältnisse in Vergleich mit jenen geistigen Interessen und ihre Wechselwirkung auf einander zu erkennen suchen müssen. Beides vereinzelt gewährt keine Befriedigung. Jene geistige Richtung mit allen ihren Interessen, sie ist nicht allein ein Ergebnis des reinen und abstracten Gedankens, wenigstens nicht in ihrer Erscheinung in der Welt; sondern wesentlich mit hervorgehend aus den jedesmaligen Zuständen der Zeit, welcher sie angehört, empfängt sie von diesen ihre individuelle Farbe, wird durch sie zum lebensvollen Concreten. Wendet sich nun solche geistige Richtung gegen die bestehenden Zustände in offenem Kampfe, strebt sie, ihren Begriff, ihren Forderungen gemäß jene umzugestalten, so wird sie sich ebenso wenig so rein erhalten können, wie sie zuerst im Gedanken erschien; sie wird, ohne ihr Ziel ganz zu erreichen, oft gezwungen werden der unwiderstehlichen Natur der Dinge auszuweichen, ihr sich anzubequemen, und wird selbst Modificationen in ihrem innersten Wesen erleiden. Ein Kampf dieser Art ist die französische Revolution. Man könnte vielleicht behaupten, die ganze Geschichte wäre nichts weiter als ein solches Ringen des menschlichen Geistes, seiner jedesmaligen Entwicklung gemäß, sich die Zustände seiner Existenz zu schaffen; es sind aber wohl jene Zeiträume zu unterscheiden, in welchen sich die geistige Entwicklung noch innerhalb der Formen der alten Zustände vollbringt, und diese, deren Inhalt eben der offene Kampf ist, die alten Zustände mit Gewalt äußerlich zu brechen. Hieraus ergibe sich nun die Nothwendigkeit bei der Darstellung revolutionnairer Zeiten, weit zurückzugreifen und den Bildungsgang der Geistesrichtung, welche in jenen zur That schreitet, in allen seinen Momenten, so viel wie immer möglich, der Einsicht des Lernenden vorzulegen. Ohne die-

ses Vorspiel ist es nicht möglich, die Bedeutung, die Exposition des ganzen Dramas jemals wahrhaft zu begreifen.

Mit Recht also erwarteten wir, daß unser Verf., der „Ueber den Ursprung und die Fortschritte des revolutionnairn Geistes“ sein Buch überschrieben, diesem Ursprunge vorzüglichen Fleiß, nicht allein im Stoff, sondern auch in der Anordnung und Darstellung gewidmet haben würde. Allein wie fanden uns getäuscht! Gleich als wir das Buch in die Hand nahmen, glaubten wir dem Titel gemäß, daß der Verf. sich zum Gegenstand seiner Darstellung die Entwicklung des revolutionnairn Geistes mehr in Rücksicht auf den Gang und die Ausbildung der Ideen über politische Gestaltung des Staats und der damit zusammenhängenden Gesinnungen und Sitten, als auf die, durch das Eingreifen dieser in die Wirklichkeit geschaffenen Zustände werde genommen, wenigstens letztere, die allerdings nicht gänzlich zu übergehen waren, doch mehr in den Hintergrund gestellt haben. Ranke hat irgendwo geäußert, es wäre eine schöne Aufgabe, dem im Jahre 1813 sich erhebenden Geiste deutscher Freiheit in allen seinen Verzweigungen nachzuspüren, darzustellen, auf welchen Wegen, mit welchen Mitteln sich derselbe in den langen Jahren französischer Unterdrückung im Stillen bildete, wuchs und herrlich, Alles in Begeisterung mit sich forttreibend, ans Licht trat. Eine ähnliche, nicht mindere dankenswerthe Arbeit ist es, dem Geiste der Revolution der neuern Zeit nachzugehen, ihn zu erfassen in seinem Wachsen, ihn zu begleiten durch alle Phasen seiner Erscheinung, durch alle Wechsel seiner Gestalt sein innerstes Wesen herauszufinden und darzustellen. Dieses wäre eine wahre Darstellung des Ursprungs und der Fortschritte des revolutionnairn Geistes. Statt dessen aber erhalten wir hier ein Resumé der ganzen Geschichte Frankreichs seit der Revolution bis zum Jahre 1831. Da der Verfasser nun einmal etwas Anderes gegeben, als der Titel seines Buches verspricht, müssen auch wir unsere Anforderungen an dasselbe ändern.

Von vorn herein erscheint es nun bedenklich, diesen Zeitabschnitt in so kleinem Raume zu behandeln. Vergewärtigt man sich diese mannichfaltigen Kämpfe im Innern Frankreichs, jenes unaufhörliche Getriebe der Parteien, die bald siegreich sich auf der Höhe halten, bald besetzt zu Boden sinken, jene Beziehungen des Auslan-

des in Krieg und Frieden und ihre Rückwirkung auf die innern Verhältnisse Frankreichs, jene gänzliche Umgestaltung dieser innern Verhältnisse bis ins Privatleben des geringsten Bürgers herab, mit ihren unermesslichen Folgen und neuem daraus entstehenden Interessen, dann die Erhebung und den Sturz Napoleon's, die Rückkehr der Bourbons und mit ihnen die Wiederkunft anderer Interessen, ihre Stellung gegeneinander, ihren Kampf, so wird man uns zugestehen, daß es der Hand des Meisters bedürfe, diese ungeheure Masse so zu verarbeiten, daß der Gang der Ereignisse im Großen klar und klar, und doch für alle Einzelheiten, durch die man sich außer dem belehren wollte, aufhellend und Gewinn bringend hervortrete. Dem Verfasser ist es nicht gelungen, eine solche Darstellung zu liefern; wir zweifeln überhaupt, ob sie in unserer Zeit schon möglich sei, da noch so viele Punkte, und nicht unwichtige in der Revolutionsgeschichte, namentlich in ihren mittlern Stadien, einer größern Beleuchtung und Erklärung entgegenstehen.

Dieses Gemälde in Umrissen, wie sich der Verfasser ausdrückt, der Einzelheiten sich enthaltend, die er zur Ueberzeugung nicht nöthig erachtet, kann wenig nützen, namentlich nicht nützen denen, für welche der Verf. vorzüglich geschrieben hat, „Männern, denen die Verpflichtung obliegt, für das Wohl ihrer Mitmenschen zu sorgen“. Jeder Tag der neuen Zeit erinnert unsere Staatsmänner an die Revolution und ihre Folgen. Wie viele unserer heutigen Zustände und Ansichten, wähehlich nicht in Frankreich allein, wurzeln in jener Zeit, sie fordern laut die genaue Betrachtung derselben. Eine oberflächliche Kenntniß dagegen wird der Verf. jenen Männern doch nicht absprechen, und seine Entschuldigung dafür, daß er so kurz seine Aufgabe behandelt, „ein zu ausgedehntes Werk würde ihre Aufmerksamkeit ermüden“, erscheint uns, geradezu herausgesagt, gar lächerlich. Welcher wahre Staatsmann würde sich scheuen, an das Studium eines solchen Werkes zu gehen, vorausgesetzt, es biete ihm eine hinlängliche Belehrung für seine Zeit wie seine Mühe. Gerade die ausführlichste Darstellung der Verhältnisse muß Staatsmännern willkommen sein. Ein allgemeines Raisonnement wird ihnen wenig Frucht tragen, aber das Studium der verschiedenen Zustände, der tiefsten und verborgensten Ursachen und Hebel von Begebenheiten, der Consequenzen derselben in allen ihren Verwicklungen bis ins weiteste hinaus hat Bedeutung für sie, ist ihnen allein lehrreich.

Zur Bestätigung unseres Urtheils, wie wenig mit dieser allgemeinen Darstellung des vorliegenden Buches gewonnen ist, legen wir eine Partie desselben genauer vor.

Als Mittelpunkt unserer Zeitgeschichte läßt sich die Restauration der Bourbons in den Jahren 1814 und 1815 betrachten. Sie bildet den ersten Ruhepunkt, den die gewaltige Bewegung Europas seit dem Jahre 1789 findet. Die Verhältnisse und Zustände aller Länder schelen sich zu ordnen und zu einem festen Bestande zu kommen, und während alle Richtungen der Revolution dazu hindrängten, dieses Ereigniß hervorzubringen, entspinnt sich aus ihm die neue Entwicklung der Dinge bis zum

heutigen Tage. Bei diesem Punkte also erwarten wir mit Recht unsern Verf., der nach eigenem Geständniß zu Ruß und Frommen der Gegenwart schreibt, in ausführlicherer Darstellung. Wir verlangen hier eine genaue Darstellung der Zustände Frankreichs, eine Schilderung der verschiedenen Interessen des Landes und ihrer Wechselwirkung, eine detaillierte Darstellung der ersten Schritte der Bourbons, aus welchen sich einigermaßen abzuehnen läßt, worin es lag, daß sie ihrer Aufgabe: das alte Frankreich mit dem neuen zu versöhnen, nicht gewachsen waren.

Die Heere des verbündeten Europas hatten gesiegt. Napoleon, von seiner kriegerischen Höhe herabgestürzt, war nicht mehr Herr in seiner Hauptstadt, feindliche Truppen hielten diese, die seit Jahrhunderten keinen Feind in ihren Mauern gesehen, besetzt. Wer sollte nach Verdrängung des Kriegsfürsten den Thron bestiegen? Oft hat man in Frankreich behauptet, die Waffen der Verbündeten hätten die Bourbons eingesezt, nur diesen, nicht dem Willen des französischen Volks verdankten sie ihren Thron. Gegen diese Meinung erklärt sich unser Verfasser. Nur „den Bedürfnissen des gesellschaftlichen Vereins“, meint er, verdankten die Bourbons ihre Wiedereinsetzung. Aber welche Bedürfnisse, fragen wir, waren dies? Wir erwarten, weil mit dieser nackten Angabe gar nichts für die Erweiterung unserer Kenntniße gewonnen ist, eine Darstellung der Interessen Frankreichs sowie der aus ihnen hervorgehenden Stimmung der an der Spitze der Gewalten stehenden Männer. Statt dieser Auseinandersetzung gibt uns der Verf. eine kleine Excursion über die Vortheile der erblichen Thronfolge. Soll das Bedürfniß nach dieser alles Andere umfassen? Hatte Napoleon nicht auch seinen Thron zu einem erblichen gemacht?

Es war die ganz specielle Lage der Dinge, welche die Rückkehr der Bourbons herbeiführte, welche sie zu einer Art von Nothwendigkeit machte. Napoleon's Herrschaft war auf den militairischen Despotismus gebaut. Mit starker Faust hatte er die Anarchie der Revolution bezwungen; nur ihre materiellen Interessen hatte er verschont, indem er die Besitzverhältnisse und Privatrechte, wie sie seit der Republik sich gebildet hatten, anerkannte; aber die Forderung, die Erwartung von politischen Rechten, welche durch die Revolution hervorgerufen waren, hatte er nicht befriedigt. Sein Senat, sein gesetzgebender Körper waren mehr ausführende und zustimmende, als bestimmende Autoritäten gewesen. Statt dieses Strebens nach der Theilnahme an der Regierung, leitete er die Franzosen zu einem Streben nach militairischer Ruhme. Durch fortwährende Siege schmeichelte er der Nationalität, und dadurch, daß er jedem Talent im Militair trotz im Civil die Bahn eröffnete, sich zu hoher Stellung emporschwingen, hatte er die Gemüther der Jugend gewonnen. Doch im Stillen hatten jene Ideen über politische Rechte der Bürger fortgelebt, sie traten mahmend an ihn heran, als sein Kriegsglück ihn verlassen, als die Fremden vor den Thoren von Paris standen. Nur die Armee blieb ihm getreu, und von dieser nur die Subalternen. Als die

Marschälle ihr Glück von dem seinigen trennten, gab er die Hoffnung auf, er dankte ab.

Der Senat ergriß provisorisch die Zügel der Regierung. Ihm überließen die Verbündeten die Bestimmung über den Thron. Noch in Chaillon klagten die Bevollmächtigten der Bourbons über kalte Aufnahme von Seiten der Fürsten; Alexander sprach in Paris privatim, Schwarzenberg in seiner Proclamation öffentlich aus: von der Entscheidung des Senats, vom Willen der Stadt Paris hänge die Wiederbesetzung des Thrones ab. Gegenwärtigen wie uns die Lage der Dinge. Frankreich stand in feindseliger Stellung dem übrigen Europa gegenüber, d. h. die Revolution und Napoleon der auf Legitimität beruhenden Macht der Fürsten. Frankreich war besiegt, es sollte eine Ausöhnung, eine Vermittlung bewirkt werden, welche diesen feindseligen Zustand aufhob; die Ruhe Europas hing hiervon ab. So lange eine revolutionnaire Macht an der Spitze Frankreichs stand, war an keine Ausöhnung, an keine Ruhe zu denken. Indem man die Bourbons zurückrief, hob man diese feindselige Stellung auf. Frankreich ehrte durch diese Zurückberufung das Princip der Legitimität, denn jene hatten kein andres Recht auf den Thron.

Wir sehen die Bemerkung des Verf.: die Bedürfnisse des gesellschaftlichen Vereins hätten die Wiederbesetzung der Bourbons bewirkt, ist nicht unwahr; aber wie viel fehlte, um sie wahr, um sie verständlich, um sie belehrend zu machen. Vielleicht ist der Verf. in der Darlegung der nun folgenden Zustände Frankreichs unterzückender.

Zwei Wege konnten die Bourbons einschlagen, als sie sich auf den seit mehr als 20 Jahren entbehrten Thron wieder niederließen. Einmal konnten sie die Hervorbringungen der Revolution in ihrem Bestehen anerkennen und den Forderungen des Jahrhunderts in Bezug auf Verfassung des Staates nachgeben, oder sie konnten eine Restauration in allen Verhältnissen bewerkstelligen. Das Letztere war fast unmöglich. Eine neue Revolution wäre die unmittelbare Folge gewesen, auch im Interesse der verbündeten Mächte lag sie nicht. So vieles durch die Revolution Erzeugte war auch im übrigen Europa zum Leben, zum berechtigten Leben gekommen, die Stimmung der ganzen Gesellschaft war dagegen. Es blieb also die Aufgabe: das neue Frankreich mit dem alten zu versöhnen, ihre Interessen zu vermitteln. Welche Wege schlugen nun die Bourbons ein, dieser Aufgabe zu genügen?

Die Restauration ließ Frankreich (wie folgen dem Verf.), wie sie dasselbe fand, achtete das Geschehene, welches als Thatfache bestand, frei von jedem Streben, die früheren Ereignisse rückgängig zu machen, und sich darauf beschränkend, ihnen für die Zukunft eine heilsame Richtung zu geben. So ward sie, tadelschweigend sich zeigend, in Betreff ihrer erlittenen Verluste, ihrer Zuneigung und ihrer Maßnahmen für die Zukunft eine allgemeine Wohlthat für alle Franzosen. Dies waren die Gegenstände, welche die Verfassungsurkunde der constitutionellen Monarchie umfaßte, jene wichtige Acte der Versöhnung, jene laute Verkündigungen der edelichen Absichten, der eingegangenen Verpflichtungen der Krone, die mehr Freistheiten bewilligte, als das Land selbst verlangte.

Hierauf geht der Verf. zu den Fehlern in dieser Richtung über. Er findet sie in dem Fortbestehen der innern, durch die Revolution und Napoleon geschaffenen Administration nach dem Princip der Centralisation. Richtig bemerkt er, wie diese Administration nur von einer dictatorischen Gewalt ihre Spannkraft erhalte, welche die Bourbons ihr nicht zu geben vermochten; wie keine Opposition gegen einzelne Maßregeln der Regierung unter Napoleon laut werden konnte, während Ludwig XVIII. durch die Ertheilung von Pressfreiheit und öffentlicher Discussion der Kammern dieser Opposition selbst die Bahn geöffnet hatte. Diese Bahn benutzte nun die revolutionnaire Partei, welche noch fortwährend in Paris bestand, sie war es auch, welche, Napoleon zurückrufend, die hundert Tage herbeiführte.

Mit einigen eingewobten Bemerkungen über die Nachteile der Pressfreiheit und der demokratischen Rednerbühne schließt dieser ganze Abschnitt über die Restauration des Jahres 1814.

(Der Rest folgt.)

Ueber die Lecture, ihren Nutzen und die Vortheile, sie gehörig anzuwenden. Nach dem Lateinischen des P. Sacchini. Deutsch bearbeitet und mit einem Anhang begleitet von Herrmann Walchner. Karlsruhe, Groos. 1832. 8. 12 Gr.

Es ist dankenswerth, daß ein interessantes Denkmal vergangener Zeiten uns hier vor Augen geführt wird. Der praktische Nutzen desselben, von dem der Uebersetzer sich viel verspricht, dürfte freilich nur gering sein, denn wer einmal mit freiem, selbständigem Geiste studirt, der bedarf keiner Anweisung, wie er zu lesen habe, denn er gibt sich selbst die beste; und wer einer solchen Belehrung bedürfte, von dem ist nur selten zu erwarten, daß er sie dennt. In historischer Beziehung dagegen ist die Abhandlung von mehrfacher Interesse. Zuerst ist die Darstellungsweise des Verfassers höchst anziehend. Klar, einfach, klar und verständlich wird uns gesagt, was zu sagen ist, ohne die in neuern Zeiten so sehr beliebten Schwindel und Umschweif. Dabei fehlt es nicht an Würde; es werden namentlich häufig Stellen aus den Classikern citirt, die sich meist sehr passend und oft bedeutungsvoll an das vom Verf. Gesagte anreihen. Kurz, wir sehen die Weise der Bessern aus jener Zeit klar vor Augen. Von noch höhern historischen Interesse ist der Inhalt; wir erhalten hier eine so vortreffliche Uebersicht über das gelehrte Treiben damaliger Zeit, wie sie bis jetzt kein historisches Werk uns bietet; gedankt sei es der Zahlen- und Namenlebhaderi unserer Geschichtsforscher! In doppelter Weise werden wir hier unterrichtet. Zuerst können wir aus den Rathschlägen, welche hier ertheilt werden, uns vortreffliche Notizen über die Art abstrahiren, wie die Einrichtevollern damaliger Zeit über Zweck und Methode des Studirens dachten, und sobald erhalten wir in den hin und wieder eingefügten Schilderungen von Mißbräuchen auf unmittelbare Weise Rathricht darüber, wie die Menge damals studirte. Eine dieser kleinen Episoden sei hier mitgetheilt, weil die darin ausgesprochene Klage nur allzu sehr noch auf unsere Zeiten paßt. S. 9 heißt es: „Im Allgemeinen habe ich den Grundlag: daß je die Besten in jeder Classe am meisten sollten gelesen werden. Dies ist so einleuchtend und wahr, daß man beinahe lächerlich zu werden befürchten muß, wenn man es vorschreibt. Allein diese Regel schließt mehr in sich, als man beim ersten Anblicke glauben sollte, und ist nöthiger, als man glaubt. Denn wie viele junge Candida

ten der Weisheitslehre glaubst du mal, daß es gebe, die ihre Pandekten kennen? Wie viele Philosophen lesen den Aristoteles? Wie viele Theologen, wie sich's gebührt, den heiligen Thomas? Die meisten kennen den Commentatoren nach, sind mit den Quellen unbekant und ermüden sich an Wägen. Gegenwärtig ist das Uebel um so schlimmer, da die Commentatoren sich nicht mehr so nennen, sondern ihre wässerige Weisheit hinter statelichen Titeln zu verbergen suchen."

Die Verdeutschung ist gut, aber die Zugaben des Uebersetzers sind nicht eben bedeutend. Wir finden hier gute Meinung und achtungswerthe Gesinnung bei Mangel an Schärfe des Geistes. Es wird uns hier fast nur wiederholt, was Sachmi sagt. Es wird aber in sehr weitläufigen Declamationen wieder gegeben, was jener einfach und anspruchslos mit wenigen Worten sagte. Wenn S. rdtb, die Morgenstunden sorgfältig zu benutzen, so fügt der Uebersetzer in den Anmerkungen unendliche Tiraden hinzu, wie schön es in den Morgenstunden doch sei, und wie die Vögel so allerliebste singen, und wie man da so prächtig zu moralischen Betrachtungen aufgeregt werde u. s. w.

Wie es um das wissenschaftliche Bewußtsein des Uebersetzers steht, mag folgende Stelle zeigen, welche sich auf die oben mitgetheilte Aeußerung Sachmi's bezieht: (S. 71) „Der heilige Thomas und der Heide Aristoteles ruhen nun friedlich beieinander! Daß nach der veränderten Behandlungsart (?) und Gestalt der Wissenschaften diese Zwei es nicht mehr seien, aus denen man seine Weisheit schöpfen müsse, ist wol keinem Zweifel unterworfen. Da man heutzutage unendlich weiter gekommen ist, so würden Theologen, Metaphysiker und Philosophen viele Zeit mit dem heiligen Thomas und dem Aristoteles verschwenden. Das sind keine Lesebücher mehr. Laßt sie nun ruhen in Bibliotheken, denn sie haben genug gearbeitet und wenn guter Rath sehr theuer ist, so fragt sie aus Discretion um den ihrigen."

Als ein Denkmal, wie Wissenschaft und Geistesleben in unserer Zeit geschlagen werden, können solche Aeußerungen freilich auch dienen; aber sie verblüthen nur das Urtheil der Menge, nicht der Einsichtsvollern.

Der gespenstliche Schwede, oder die Opfer der Verjüngung. Novelle aus der Zeit des siebenjährigen Krieges. Von H. G. Lehner. Hanau, König. 1833. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Es regnet gegenwärtig Novellen in Deutschland und dadurch werden befruchtet zuvörderst die Bücherwägen, dann die Bibliotheken und mittelst dieser eine gute Zahl von Lesern. Man wird sie haben können aus allen Zeiten, von den frühesten barbarischen bis zu unsern neuesten höchst gesitteten. Der siebenjährige Krieg, welcher bei unsern Vätern in gutem Andenken gemessen, wird allmählig wieder neu genug, um Stoff und Garten für Novellen zu bieten. Im vorliegenden Buche ist jedoch vom Vocalen der Zeit kein Gebrauch gemacht, welches seit Walter Scott eine Hauptaufgabe für die Novellisten geworden. Was in jedem Kriege vorkommen kann, Offiziere, Wachtposten, Espione, gewaltsame Ueberfälle, finden wir reichlich. Dabei wechseln menschliche Erzählungen, es gibt Wiedererzählungen, alte und neue Liebschaften. Es gibt Findelkinder, deren Herkunft natürlich Anfangs verborgen bleibt, nächtliche Gesühle eines gespenstlichen Schwedenreiters, Grafen, Aigeuner nebst einem großen Unterhauptmann Hakser, Herenddoctoren, auch etwas von Swedenborg's Gesichten und Geschichten, überhaupt wunderbare unerwartete Ereignisse genug, die einander drängen. Könnten dadurch allein die Leser befriedigt werden, so wäre das Buch, welches außerdem mit schönem Papier und freundlichen Lettern erscheint, sehr zu empfehlen, und für Viele ist ja dergleichen

hinreichend. Den Ref. freilich hat es ermüdet, denn er vermisst alle bestimmte Zeichnung der Charaktere, selbst Anschaulichkeit der Begebenheiten, die sich durchsinauandermischen. Dadurch entsteht ein bloßes Herumtreiben der Phantasie von Scene zu Scene, einem Traume ähnlich, nur daß ein Gesammtfaden doch durchläuft und die Findelkinder am Ende sich herausschöpfen und glücklich werden.

Literarische Anzeige.

Vericht über die im Laufe des Jahres 1833 bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienenen neue Werke und Fortsetzungen.

1. Alexis (W.), Wiener Bilder. Gr. 12. 19 Bogen auf seinem Druckpapier. Geh. 2 Thlr. 6 Gr.
2. Katerbom (D. A.), Die Insel der Glückseligkeit. Schauspiel in fünf Abtheilungen. Aus dem Schwedischen übersetzt von H. Meus. Zwei Abtheilungen. Gr. 8. 45 Bogen auf seinem Druckpapier. Geh. 3 Thlr. 12 Gr. Die erste Abth. (1831) kostet 1 Thlr. 12 Gr., die zweite (1833) 2 Thlr.
3. Augusteum. Dresdens antike Denkmäler enthaltend. Herausgegeben von Wilhelm Gottlieb Becker. Zweite Auflage. Besorgt und durch Nachträge vermehrt von Wilhelm Adolf Becker. Erstes bis zehntes Heft. Tafel I—CXVIII (Kupferstich in folio) und Textbogen I—20 (in gr. 8.). Auf seinem Druckpapier. 1832—33. Jedes Heft im Subscriptionpreise 1 Thlr. 21 Gr.
4. Blätter für literarische Unterhaltung. (Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagsbandlung.) Jahrgang 1833. Außer den Beilagen 365 Nummern. Auf gutem Druckpapier. Gr. 4. 12 Thlr.
5. Brun (Friederike, geb. Münter), Römische Feder. Zwei Theile: Mit den Ansichten der Villa di Malta und der Kapelle St. Peter und Paul. 8. 44 Bogen auf seinem Druckpapier. Geh. 3 Thlr. 18 Gr.
6. Brzowski (Marie, lieutenant de l'artillerie polonoise), La guerre de Pologne en 1831. Avec une carte de la Pologne et dix croquis des batailles principales (in folio und in gr. 4.). Gr. 8. 19 Bogen auf seinem franz. Druckpapier. Geh. 2 Thlr. 12 Gr.
7. Conversations-Lexikon, oder Allgemeine deutsche Real-Encyclopädie für die gebildeten Stände. Achte Originalausgabe. In 12 Bänden oder 24 Lieferungen. Erste bis fünfte Lieferung. A bis Dresden. Gr. 8. Jede Lieferung auf weißem Druckpapier 18 Gr., auf gutem Schreibpapier 1 Thlr., auf extrafeinem Velinpapier 1 Thlr. 12 Gr.
8. Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. In vier Bänden oder 30—32 Hefen. Erstes bis vierundzwanzigstes Heft. Abel bis Schwarzg. 1832—33. Gr. 8. Jedes Heft von 8 Bogen auf weißem Druckpap. 6 Gr., auf bestem Schreibpap. 8 Gr., auf extraf. Velinpap. 15 Gr.
9. Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste, in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern verfaßt, und herausgegeben von J. S. Ersch und J. G. Gruber. Mit Kupfern und Karten. 1818—33. Gr. 4. Fort. Jeder Theil im Pränumerationspreise auf gutem Druckpapier 1 Thlr. 20 Gr., auf seinem Velinpapier 5 Thlr., auf extrafeinem Velinpapier 15 Thlr. Erste Section, A—G, herausgegeben von J. S. Gruber. Jeder bis vierundzwanzigster Theil. Zweite Section, H—N, herausgegeben von L. G. Dittmann. Jeder bis zehnter Theil. Dritte Section, O—Z, herausgegeben von R. D. C. Meissner und F. Köny. Jeder bis vierter Theil. Den frühern Abonnenten, denen eine Reihe von Theilen fehlt, und denjenigen, die als Abonnenten auf das ganze Werk neu einzutreten wollen, werden die billigsten Bedingungen gestellt. (Die Fortsetzung folgt.)

Montag,

— Nr. 27. —

27. Januar 1834.

Ueber den Ursprung und die Fortschritte des revolutionnären Geistes. Aus dem Französischen übersetzt von W. B. Gaußsch.

(Beschluss aus Nr. 26.)

Wen kann eine solche Darstellung dieser Verhältnisse befriedigen; wen kann sie belehren? Nichts theilt uns unser Verf. von der Charte Ludwig XVIII. mit, als jene obigen leichten Worte und schönen Redensarten; und doch war es diese Charte, in welche sich der ganze Streit des alten und neuen Frankreichs hineinwarf. Den unglücklichen Gang dieser ersten Restauration schiebt er dem geheimen Spiel der Jacobinerrevolutionnaire zu, als wenn nichts Anderes dazu gewirkt hätte. Freilich weiß er auch nur von einer Armee, die zu Napoleon abfiel, von keinem Volk, welches ihn jauchzend begrüßte. Er sagt S. 62.:

Nichtskeweniger blieb das Volk ohne wirkende Theilnahme und widerstand allen Aufwiegelungen, die man anwandte, um aus demselben eine Schutzmauer gegen die fremden Heere zu bilden, bedauert wie durch einen Donnerschlag, unterwarf es sich dem harten Mißgeschick, ohne sich mit dem Urheber desselben zu verzeihen. Nur die Armee ward verführt.

Wäre diese Bemerkung wahr, dann freilich hätte der Verf. Recht gethan, über die Schilderung der durch die Restauration eingetretenen Zustände hinwegzueilen, — dann könnte er Alles den geheimen Intriguen der Revolutionärnämmer zuschreiben. Da seine Nachricht aber unwahr ist, da, wie man aus jedem Zeitungsartikel jener Periode erschen kann, das ganze Volk Napoleon bei seiner Rückkehr zusah, das ganze Volk in ihm die einzige Garantie für alle Interessen der Revolution sah, da der hohe Beamtenstand, die Besizer der Nationalgüter, die Manufacturisten, die Bauern, kurz alle Classen und nicht die Armee allein ihm huldigten, so wird man, glauben wir, ein näheres Eingehen auf die Ursachen dieser Erscheinung verlangen.

Zu betrachten wäre gewesen die Stellung des Senats zu Ludwig XVIII., welche, weil der König allen Forderungen, die dieser in eigenem Interesse an ihn richtete, abschlug, nothwendig eine feindselige werden mußte. Im Senate aber saßen die angesehensten Männer des Kaiserreichs. Ferner die Erschaffung der Pairs- und Deputirtenkammer, die Maßregeln des Königs in Beziehung auf die Gleichstellung neuer und alter Notabilitäten und vor Allem die nothwendig erfolgende Spannung der alten

Royalisten mit den durch die Revolution Emporgekommenen, da die Charte nur die Interessen des Königs und der Volkrepräsentation auseinandersetzte, nicht aber die Privatinteressen dieser beiden sich einander gegenüberstehenden Theile der Bevölkerung Frankreichs. Der Kampf der letztern warf sich in die Administration. Die royalistische Partei strebte, da die revolutionnären Einrichtungen der Monarchie, nach welchen der König fast alle Stellen vergab, beibehalten waren, diese Beamtenstellen mit ihren Anhängern zu besetzen, während die Anhänger der Revolution sich der Deputirtenkammer als Gegengewicht zu bedingen suchten. Zu weit würde es führen, wenn wir alle diese Punkte in ausführlicherer Darstellung hier mittheilen wollten, deren wir nur gedacht haben, um an das Werk des Verf. einen Maßstab Dessen zu legen, was man von ihm zu erwarten berechtigt war.

Napoleon's Herrschaft hatte zum zweiten Male geendet. Siegreich zog Ludwig XVIII. wieder in die Thore von Paris ein, er versuchte von Neuem, die Hervordringungen der Revolution schützend, sich auf dem Throne seiner Vorfahren zu besetzen. Man bemerkte nur sein Betragen in Gent, als die Nachricht von der Schlacht von Belle-Alliance ankam, seine Proclamationen an das französische Volk wie seine Verbesserungen der Charte, und vor Allen die Zusammensetzung seines ersten Ministeriums, so wird man sich überzeugen, daß er sich ganz und gar, so weit es irgend die Verhältnisse erlaubten, den neuen Zuständen Frankreichs anzuschließen suchte. Die Kammer von 1815 ward einberufen. Merkwürdig! Ihre Majorität war rein royalistisch. Das Ministerium mußte ihr weichen, ein neues royalistisch-constitutionelles trat an die Spitze und die Verhandlungen beider Autoritäten begannen, ewig denkwürdig in ihren Folgen. Diese Kammer zwang Ludwig XVIII. sich der ihm natürlich zugewandten Partei der Royalisten zu entfremden, sich zu stützen auf die revolutionnaire-liberale und hierdurch die ersten Schritte auf der Bahn zu thun, die Frankreich von Neuem im Jahre 1830 zur Revolution geführt hat.

Unser Verf. erkennt die Wichtigkeit dieser Verhandlungen für den spätern Gang der Ereignisse an, aber seine Darstellung entspricht dieser Wichtigkeit nicht. Wiederum hält er sich nur an ganz allgemeine Bemerkungen, ohne uns in die genauere Kenntniß, durch die wir ein Urtheil

über seine Raisonnements und blühen könnten, einzuführen. Er bemerkt richtig die Tendenz dieser Kammer von 1815:

Deren Wille im Wesen darin bestand, die Charte vor revolutionären Eingriffen zu bewahren, die öffentlichen Freiheiten von der gefährlichen Anhäufung einer zu sehr zusammengeordneten Macht zu entladen, die Provinzen von der Tyrannei der Hauptstadt zu befreien; der Freiheit ihre wahre Gewöhrkräftung zu sichern, der Wille endlich, der freien Uebung der Glaubensbekenntnisse Achtung zu verschaffen und ihren Einfluß zu betheben, ohne die Staatsreligion in der Abhängigkeit von der Irreligiosität und ihrem Hohne bloßgestellt zu lassen.

Das Widerstreben des Ministeriums gegen diese Richtung tadelt er heftig; er meint, leidenschaftlicher als jener Verein royalistischer Abgeordneter habe dieses sich gezeigt, als es die Kammer auflöste, ohne ihr eine Probe und Lehrszeit verstreichen zu lassen; er nennt diese Auflösung der Kammer einen unberechenbar großen Fehler, der ein langes Gegenwirken gegen die sichersten Stützen der Monarchie herbeigeführt habe. Diese Ansicht des Verf. können wir nicht theilen. Nicht das Ministerium, die Kammer verdient den Tadel, welchen der Verf. jenem aufbürden will. Sie war es, die durch ihre überleitete Hülfe den König zwang, sie aufzulösen, wollte er anders nicht eine neue Revolution hervorrufen.

Die heftigen und blutigen Reactionen im Süden Frankreichs übergeht unser Verf. gänzlich, und doch waren sie so einflußreich auf die Stimmung des ganzen Landes, da sie die Gemüther Aller beunruhigten, deren materielle Interessen eben auf die durch die Revolution hervorgerufenen und jetzt anerkannten Zustände basirt waren. Die Verhandlungen beider Gewalten über das Amnestiegesetz, über die Einrichtung der Wahlen, über das Budget vermehrten diese Unruhen aller Classen, sowie die Maßregel, die Aemter im Militär und Civil von antiroyalistischen Leuten durch Absetzungen in Massen zu reinigen, dieser gährenden Masse eine drohende, zusammenhängende Grundlage gaben. Mit dieser Kammer konnte Ludwig XVIII. nicht regieren; denn, welche Hoffnung hatte sie im Falle, daß er sich ihr anschloß, ihre Richtung durchzusetzen? Fast ganz Frankreich war gegen sie gestimmt! Freilich, vermiffen wir die Nachricht von all diesen Dingen bei unserm Verf., der sich begnügt, mit obigen prunkenden Worten der Kammer von 1815 Weisrath zu streuen!

Haben wir für diese Epoche die Darstellung des Verf. unzureichend und daher unbedeuernd befunden, so gilt das selbe Urtheil über den Theil seiner Arbeit, der die eigentliche Revolution umfaßt. Nach einer in sehr kurzen Umrissen gegebenen Schilderung der Lage Frankreichs vor dem Jahre 1786 geht er zu den Ursachen der Revolution über, die er in gleicher Kürze behandelt. Als die vorzüglichsten erscheinen ihm: die Verderbniß der Sitten und der Einfluß der Schriftsteller in Sachen der Politik sowohl wie der Religion. Niemand wird die Wahrheit der Bemerkung leugnen, aber Jedermann wird ein näheres Eingehen zu seiner Belehrung wünschen, er wird verlangen, daß man ihm die Tendenzen und Ansichten dieser Schrift-

steller, wenn auch nur im Umriffe mittheile, daß man ihm vorzüglich nachweise, welche Zustände des französischen Lebens den Einfluß jener Schriften erleichterten und erhöhten. Hierbei können wir nicht unterlassen eine Bemerkung des Verf. über die Stellung Friedrich's des Großen zu diesen Schriftstellern, ihrer Neuheit wie Selbstankheit wegen mitzutheilen. Nachdem er berichtet, daß Friedrich denselben in Deutschland einen mächtigen Schutz erteilt habe, spricht er sich über die Gründe aus, welche den König dazu bestimmt hätten.

„Erstens hatte die ehrende Benennung: der Philosoph auf dem Throne, eine zu auffallende Neuheit, alsdaß sie nicht Reiz für ihn haben und seiner Ruhmbegehrde nicht hätte schmeicheln sollen.“ Dieses mag dahingestellt sein, aber was was sollen wir zu Folgendem sagen?

Ferner sah er, unter den deutschen Nationen, welche sich zum Protestantismus bekenneten, den ersten Rang einnehmend, mit Wohlgefallen die Angriffe der katholischen Religion, welche dahin zielten, den Einfluß des Hauses Oestreich, seines Nebenbuhlers, zu schwächen; endlich hatte die Macht Frankreichs mehr Male sein Ansehen verbunkelt, und er beschränkte daher gern das Einbringen des Giftes in dasselbe, nicht voraussetzend, daß die Verbesserungen, welche es dort anrichtete, einst auf sein eigenes Vaterland, nicht geschätzt durch den Ruhm, womit er es bedekte, zurückwirken würden.

Dachte der Verf. hierbei vielleicht an die Schlacht bei Rossbach?!

Die Fortentwicklung der Revolution, das Ende der constituirenden Versammlung, die gesetzgebende Versammlung und der Nationalconvent werden in dem engen Raum von vier Seiten zusammengepackt, in welche noch ein Excurs über die unumschränkte Volksherrschaft hineingeschoben ist!

Ausführlicher wird dagegen der Verf. in der Behandlung der Verhältnisse seit der Ermordung des Herzogs von Berri, namentlich in dem Abschnitt über die neue Wahl der Kammer von 1827 und die dann folgenden Kämpfe des Königthums mit der liberalen Partei, obwohl er auch hier wenig des Neuen und mittheilt, oder durch Anordnung und Darstellung ein helleres Licht über jene Zeit verbreitet.

Läßt uns nun in diesen Beziehungen das Werk des französischen Ministers viel, fast Alles zu wünschen übrig, so kann man ihm dennoch eine Seite abgeminnen, welche unser Interesse erregt hat. Daß der Minister Karl X. der Revolution fast in allen Beziehungen feindlich gesinnt ist, läßt sich erwarten; es ist nur die Frage, durch welche Mittel man der neuen Revolution hätte vorbeugen können. Hier stimmt er mit den Ansichten einer politischen Partei in Deutschland wunderbar überein. Es zieht sich nämlich durch sein ganzes Werk als politische Grundansicht die Meinung, daß nur in einer Decentralisirung der Staatsgewalt, in dem Leben und Bestehen intermediärer, in gewissem Grade selbständiger Autoritäten Rettung vor der Revolution wie bürgerliche Freiheit zu finden seien. Schon in der Einleitung, bei der Darstellung der Ursachen, welche die ältere französische Revolution hervorgerufen haben, tritt diese Ansicht hervor.

Alle Staatseinrichtungen (sagt er) waren in eine einzige

zusammengerückten, was die Monarchie selbst nur eine Säule, blutend durch ihre Höhe und den Glanz ihres Gipfels, statt eine Pyramide zu bilden, deren Festigkeit auf der Ausdehnung ihrer Grundfläche beruht. Macht, Ehrenstellen, Adel, Lüz hatte sich um den Hof wie um einen Mittelpunkt vereinigt, und dieser Hofadel hatte nicht, oder beinahe nicht mehr von einer wahren Aristokratie, da sein wesentlicher Bestand auf der Gunst des Fürsten beruht.

Hieraus kommt er oft genug zurück. Er hält die Veranschlagung, dem Staate nicht eine solche Verfassung gegeben zu haben, für den größten Fehler der Bourbons. Bei der Schilderung der ersten Restauration im Jahre 1814 findet wie hierüber seine Expectation. Eben daher kommt seine Anklage des Ministeriums vom Jahre 1815, welches den Bestrebungen der Kammer entgegen trat; Bestrebungen, die, wie wir gesehen haben, ganz ähnliche Tendenz hatten. Er unterläßt nicht, sich zu beklagen, daß die Minister, als die Ermordung des Herzogs von Berry eine royalistische Mehrheit in die Kammer gebracht hatte, es für ein „unermessliches und unpassendes Unternehmen hielten, die bürgerliche Gesellschaft von Neuem zu gestalten und eine Veränderung in der Vertheilung der Staatsgewalt zu bewirken, um sie den Wohlthaten der Restauration anpassender zu machen.“ Oftmals spricht er von der Tyrannei, mit welcher Paris, die Hauptstadt, über die Provinzen herrsche. Nur in jener sei die letzte Revolution des Jahres 1830 mit Jubel begrüßt, in diesem habe dumpfe Bestürzung, allenthalben Unwillen oder Bedauern darüber geherrscht, aber leider nirgends energischer Widerstand. Wir sehen leicht, welchen Zusammenhang diese Dinge mit jener Ansicht über die Decentralisierung des Staatsgewaltens haben. Hieraus beschränkt er sich nicht; es scheint noch etwas Anderes unter diesen Bemerkungen verdeckt zu liegen. Natürlich ist es, daß er bei dieser Ansicht die Revolution fast nur als das Werk der liberalen Partei in der Hauptstadt betrachtet; er nennt sie geradezu eine Verschwörung. Nicht un deutlich spürt er darauf an, daß Ludwig Philipp dahintergesteckt, daß jene revolutionnaire Partei seine Pläne benutzt in eigenem Interesse. Gegen ihn sucht er die fremden Mächte zu erregen; er hofft, sie würden bei einem Angriff einen großen Anhang in den Provinzen finden. Schon bei Gelegenheit des Zuges, welchen die französische Armee zu Gunsten Ferdinand VII. nach Spanien unternahm, finden wir die Bemerkung: „damals besaß die Diplomatie Europas noch Kraft, sie unterdrückte die Revolutionen in Spanien, Lurin und Neapel.“ Wir sehen, es ist eine verdeckte Aufforderung zum gleichen Einschreiten in die Angelegenheiten Frankreichs. Deutlicher, direct erklärt er sich, indem er die Anerkennung Ludwig Philipp's durch die Mächte berichtet. Mit Beredsamkeit verbreitet er sich über alle Nachtheile, welchen denselben aus jener Anerkennung entstehen müßten; er schildert die Schwäche der damaligen französischen Armee; er berührt wiederum jenen Punkt: die neue Regierung sei nicht von Frankreich, sondern gegen dasselbe eingesetzt, ohne eine weder allgemeine noch theilweise, weder indirect noch direct ausgesprochene Einwilligung der Nation.

Ob er wol hiermit Eingang finden möchte? Gewiß nicht. Die an uns vorübergegangenen drei Jahre des Friedens konnten ihn belehrt haben, daß die Mächte Frankreich sich selbst zu überlassen entschlossen sind. Doch er gibt seine Hoffnung nicht auf, er hat noch eine Zukunft im Hintergrunde! Den Krieg zwischen der Revolution und der Legitimität sieht er, aber lang oder kurz ist gleich, dennoch gewiß kommen. Er glaubt, auch die Cabinetts von Oestreich, Preußen und Rußland theilten diese Ansicht, es handle sich nur darum, welche von beiden Parteien England auf seine Seite ziehe. In dem Bemühen, dieses zu gewinnen, liege die Erklärung der langen Dauer der Conferenz zu London, hierdurch sei alle kriegerische Thätigkeit gehemmt.

Hat er die richtige Ansicht dieser Verhältnisse? Wir können es nicht entscheiden; wir müssen erwarten, was der Tag uns bringt, Krieg oder Frieden, beides scheint uns gefährlich! *)

21.

Lesebuch für deutsche Literaturgeschichte. Von Friedrich Steinmann. Erster Jahrgang. Münster, Wundermann. 1834. 8. 16 Gr.

Wenn der moderne Sانسculottismus der Kritik sich in schlechten Journalen und in Zeitschriften, die von Skandal leben, breit macht, so ist dies ein Uebel, das wir dulden müssen und das sich am Ende eben durch sein Uebermaß selbst tödtet. Wenn diese Jacobinerkritik jedoch, die so gut wie der politische Jacobinismus jede Auszeichnung haßt und alles Hervorragende verfolgt, sich noch besonders drücken, zu Büchern binden und verkaufen läßt, so muß auch die bessere Kritik davon Notiz nehmen und, so viel an ihr ist, dem Unwesen zu steuern suchen. Zu dieser Pflicht ist sie hier aufgerufen, da sich der Charakter eines kritischen Sانسculottismus deutlich genug in diesem Lesebuch ankündigt. Was wird der Verf. sagen, wenn Andere seine Aeußerung: „Biele Kritiker sind falsche Spieler“, auf ihn selbst anwenden? Hr. Steinmann ist unstreitig ein junger Mann, der einigen Witz in sich spürt und diesem in seinen „Bijoukritiken“ Luft macht. Aber der Witz geht mit ihm durch, beschädigt sein Urtheil, fälscht seine Ansicht und läßt es bei ihm zu keinem Nachdenken kommen. Von einem Kritiker verlangen wir, daß er logisch denken könne; und welche Logik verstanden sich in dem ersten Satz des Vorworts zu den „Dramaturgischen Blättern“! „Kritik und Kritik sind die beiden verhängnisvollen Würfel, welche über Sein und Nichtsein, Leben und Tod entscheiden, erstere über Menschenbasein, letztere über Bücherleben!“ ein Kerngedanke, so voll Unvernunft, daß er uns sofort alles Vertrauen zu dem Kunstrichter raubt, der ihn schreiben konnte.

Ein paar biographische oder historische Aufsätze von unbedeutendem Inhalt und höchstens gut genug, einige Spalten in einem um Stoff verlegenen Zeitblatte einzunehmen, leiten die kritischen „Bijou“ des Verf. ein. Nr. 1 über Friedrich von Spee ist der beste darunter. Die Verdienste dieses alten Gesangbuchdichters, der neben diesem Verdienste das größte hat, zuerst laut gegen die Greuel der vernunftlosen Hexenprocesse in Deutschland gesprochen und geschrieben zu haben, werden auf erträgliche Art gewürdigt. Spee war Jesuit, und als solcher konnte er, wiewol für seine Person von dem Wahnsinn der He-

*) Im „Quarterly review“, Oct. 1833, S. 143, finden wir folgende Notiz: „We have reason to believe that Baron Capelle is the author of a volume published the other day at the Hague and intitled: „De l'origine et des progrès de l'esprit revolüt.“

renproceffe gewiß übergenot, in seinem bekannten Buche: „Cautio criminalis etc.“ (1831), doch nur Vorsicht anrathen und Zweifel äußern. — Der zweite Auffag: „Der älteste Geschichte der Oper in Deutschland“, mag auch noch Manchem willkommen sein, wiewol er nichts Neues enthält. Nr. 3: „F. Heine“, ist eine blinde und blöde Apoplexie, welche von Altem eher Zeugniß gibt als von Kritik. Das Biographische darin ist längst gedrucktes Schrot. Nr. 4: „Dramaturgische Blätter“, Galabereien über Scabbe, Zimmermann, welchen der Verf. zum besondern Sitz seiner Dignität unterwölbt: das, Kugelig und „Die beiden Galverensflawen“. Ein Franz Kriek mit neun Hagen Kassenbilder den Inhalt dieser „Dramaturgischen Blätter“. Nr. 5: „Kosowitza, die äkteste dramatische Dichterin Deutschlands“, möchte hingehen, wie Nr. 6: „Quellen des Dramas: Wilhelm Tell“, welche die bekannten Schweizerchroniken sind. Wir kommen endlich zu den „Hörschritten“, um dererwillen das ganze Buch allein da ist. Dies ist die eigentliche Ladung seines Schiffes; das übrige ist nur Ballast, den der Verf. nebensher mitnimmt. Hier nun erhalten wir den Weg hallerweis; aber die Rollen sind hoch, und es bleibt nichts übrig als eine formlose Hülle. Das ist auch mehr als dies von solchen Kritikern zu sagen, die z. B. Horn's „Geschichte der deutschen Poesie“ einen Döringsalat ohne Döring nennen, Weistog's „Phantastische Fäcke“ füllen, Haren Mondschein, von heitischen Mäusen angebellt, Müllers „Malamen“ poetische Perlenmuscheln ohne Perlen, Mengel's „Streckverse“ Rosen mit Dornen und Dornen mit Rosen, Auer's neue Novellen Opate, um die Phantastie einzuspüren und dann als Schmetterling erbarmungslos aufzuspießen, remedia gegen poetischen Enthusiasmus nennen, die „Cadenis, und Gelinde“ eine alte Perle aus dem 17. Jahrhundert zu einer modernen Haartour zugelugt, Gerlach's Gedichte eine buntzusammengetrommelte Reichsarmee, durch taktischen Kommandobrief ausgezeichnet, „Ibid und Diga“ aber ein kräftiges, erregendes Mosaikgemälde, Horn's „Erörterungen zum Schalkpeare“ altes trocknes Bodensieder, den „Gabanis“ ein Buch ohne Theilnahme und Abnahme, aber sehr einnehmend, da es sechs Bände füllt, u. s. w. tituliren. Am äbessien kommt besonders Zimmermann davon; aber wie dieser auch sei, immer ist er ein Mann, gegen den Hr. Steinmann mehr Pöbel zu beobachten sollte. Zimmermann ist ein Dichter und sein Geaner höchstens ein glücklicher Wiggbold; denn wir wollen dem Verf. zugestehen, daß er wirklich zuweilen einen wichtigen Gedanken hat, der uns gefallen würde, wenn ihm mehr Kritik, mehr Aufsichtigkeit und mehr Wissen bewohnte. Als wirklich wichtig citiren wir seine Urtheile über den „Berliner Museumalmanach“: „Gesangstudien der Spreenachtigallen, nebst obligatem Accompanement von fremden Störchen, Kamseln und Wimpeln, in Reimschnitzeln mit einem Holzschnitte“; über Houwald's „Seeeräuber“: „Eckliche Seeeräuber zu Lande, gute Preise für dramaturgische Piraten. Sprünge für den Hai der Kritik“; über Müllers „Anekdotenalmannach“: „Neue Waarenausstellung des alten literarischen Besenbinders, neue Besen aus alten Reisern“, über Kaupach's „Lehrer der Lust“: „ein Luftmeter von deutscher Dünste aus Spanien und bickem Spreenebel“; über Ingemann's „Gesählungen“: „Eck's Kropfen von Hoffmann's höchstem Geisse, verdünnt mit zwei Maß Distenwasser und zerlegt in Kopenpagner Nebel“. — Dergleichen Kritik ist zweifelsohne wohlfeil, wenn wir gleich in Absicht auf Form und wichtigen Ausdruck dem Verf. offenbar den Vorzug vor seinem Vorbilde „in einer gewissen Recensirankheit etraräumen müssen, und wünschen nur, daß er dort bald eine Anstellung finde, damit er nicht nöthig habe, seine Bioge auf eigne Kosten drucken zu lassen, und wir — sie anzugehen. 2.

The mother's manual; or illustrations of matrimonial economy. An essay in verse. With twenty plates. London, 1833.

So übersehungsmäßig unsere Zeit auch ist und so begierig man in Deutschland nach einem schön gedruckten und mit Bildern verzierten Buche des Auslandes greift, so wenig hätte das vorliegende Buch Beleger, Uebersetzer und Käufer anziehen. Denn es kann für deutsche Mütter und Väter nicht von Interesse sein, da wir zu jeder Höhe die Gattin und jener bewachen können. Die Mutter, ihre Tochter und der Mann zu bringen, und nicht herausgeschoben haben. Eine Mutter hat nämlich sechs Töchter almost in her teens an Lords, Generals und Königs gütlich verpiratert, ihre Schwester, die bis jetzt in der Provinz wohnt, will dasselbe Experiment mit ihren drei Töchtern machen. Erst sucht sie nach der Konstantinische und andern Schriftstellern, endlich, da ihr diese Lectüre ganz den Kopf verdirrt, kommt sie zu ihrer Schwester, um von ihr zu hören, wie sie es denn angefangen habe, ihre sechs Töchter unterzubringen. Die Schwester (Baby Foot) ertheilt zuerst als eines rache vornehmste Frau, unterhält sich ganz verständig mit ihrem Nichten, besucht sie von allen Seiten, rathlich oder nicht sie die Mädchen zeimen und Besse machen, und ist sehr angethan über das Talent, das sie dabei offenbaren. Ja, sie verpflichtet ihnen, wenn sie die gegebenen Thematik noch besser ausführen, sie mit ins Dreiplantheater zu nehmen. Kritikerwerde erzählt sie ihrer Schwester, wie ihre sechs Töchter auf mancherlei Weise, durch geistreiche Unterhaltungen, durch hervorzuhebenes poetisches Talent, und auf den Bällen ihre parvoers for hed and board sich erlangen und erlangen hätten, wo denn endlich die gute Meinung, die der Leser Anfangs von Baby Foot hatte, einigermassen verschwindet. Endlich kommen die Nichten wieder, sie haben ihre Rechte gut genunnt und werden nun zur Belohnung mit ins Theater genommen. Die Mutter aber weiß sich in ihren Freude über solche Talente ihrer Töchter gar nicht zu fassen und lang keine Worte finden, ihrer Schwester für diese Dienste zu danken.

Daß die ganze Komödie eine Satire auf die Erziehung der Töchter in England sein soll, geht schon aus der Vorrede, die mit J. I. unterzeichnet ist, hervor. Als solche mag sie in England Werth haben, denn die Engländer sind, wie Bulwer („England und die Engländer“ I, 164) sagt, eine heimatstiftende Nation, und das Vertriebe mütterlichen Ehrgeizes gibt sich in mancherlei Complicaten und Gegencomplicaten kund. Die Stomane der Aristokraten schüßern solche Streben nach der Wahrheit. Aber für deutsche Mütter sind dergleichen Satiren wenig anlockend. Das Buch ist übrigens sehr schön und elegant gedruckt. Die zwanzig Kupfer dürften für Leserinnen noch das meiste Interesse haben. 14.

Notiz.

Das erste Review.

Das mächtigste Werkzeug der modernen Freiheit wurde in einem Kreise geschmiedet. Das erste literarische Journal schrieb Daniel de Foë, der Verf. des „Robinson Crusoe“, zu Kromwell, wenigstens wurden die zwei ersten und die zwei letzten Jahre seines „Review“ in diesem Gefängnisse geschrieben. Es erschien alle drei Tage und enthielt Dichtungen, Recensionen, Satiren, gelehrte Abhandlungen, politische Diatriben, neue Theorien über den Handel und die Finanzen u. s. w., es war ein Mischwerk, das Werk eines einzigen Menschen im Kampfe gegen alle Unwissenheiten und Schwachheiten seiner Zeit, ein wehres Wundenwerk, welchem die schönen Worte des Sokrates zum Morte dienen konnten: „Wegen mir die Wahrheit und gehen wir den Weg, welchen Gott uns führt.“ 19.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag,

— Nr. 28. —

28. Januar 1834.

Römische Geschichte von B. G. Niebuhr. Dritter Theil.^{*)} Berlin, Reimer. 1832. Gr. 8. 4 Thlr. 12 Gr.

Schon der Umstand, daß das vorliegende Werk der Nachlaß eines deutschen Schriftstellers ist, würde der hinzutretenden Kritik Besonnenheit und innere Pietät zur Pflicht machen, wenn diese auch nicht die Wichtigkeit des Wertes selbst geböte. Denn von dem Grabe herauf vermag keine vertheidigende Stimme zu ertönen, und ist kein entgegenendes Urtheil mehr zu erwarten von dem Manne, der bei Lebzeiten auf die sein Werk betreffenden kritischen Mahnungen vielleicht ein belehrendes und ergänzendes Wort erwidert hätte. Denn wenn auch die Zeit selbst über die sogenannten Antikritiken hinaus ist, welche allerdings einer verfehlteren Bildung angehören, so kann doch auf keine Weise und am wenigsten bei historischen Forschungen vorausschickend werden, inwiefern dem Schriftsteller eine die Kritik ergänzende und den Standpunkt selbst erweiternde Nachrede gebühre oder nicht. Ueberdies ist auch das Gesetz der irdischen Mächte, daß den Todten Ehre, d. i. ein sich alles zufälligen Beweises entschlagendes Urtheil gebühre, ein zu ewiger und in dem edlern Bewußtsein zu unverrückbarer Gedanke, als daß er nicht in seiner absoluten Gütigkeit jedweden einzelnen Falle vorschweben müßte, dergestalt, daß es für die verletzte Pietät gegen einen Geforderten, der mit Kraft und Liebe durch Schrift und Wort gewirkt, keine Entschuldigung gibt, während der Lebende dem Lebenden gegenüber wo nicht ein weiteres Recht, doch eine freiere Ausschicht hat.

Es ist sehr leicht, zu bemerken, wie dieser Gedanke, der durchaus für eine würdige Kritik begründend sein muß, auch die Herausgeber des vorliegenden dritten Bandes der „Römischen Geschichte“ von Niebuhr geleitet hat. Es ist bei dieser Herausgabe, welche, wie es in dem Vorwort von J. Classen heißt, Alles entnimmt, was aus des Verf. nachgelassenen Manuscripten entnommen werden konnte, mit der gewissenhaftesten Treue darauf gesehen worden, daß die Einheit des Ganzen keinen kränkelnden und schielenden Anstrich gewinne, und daß der Geist selbst, der es hervorgebracht, darin sichtbar als in seiner Schöpfung walte. Sehr eifrig wurde dem Herausgeber, der mit dem Verf. in der innigsten Verbindung stand, sein mühevoll-

Wert dadurch, daß das vorhandene Material nicht in stetigen Heften aufeinanderfolgte, noch sich geschlossen abrundete, sondern in einzelne historische Massen zerfiel, die zu verschiedenen Zeiten aufgezeichnet und größtentheils unverbunden waren. So fand sich, daß der letzte Theil dieses dritten Bandes am frühesten geschrieben, aber kurz vor dem Tode des Verf. genau durchgesehen und überarbeitet war. Dagegen mußte der letzte Abschnitt, den ersten punischen Krieg enthaltend, aus einem Heft schon im J. 1811 auf der berliner Universität gehaltenen Vorlesungen angezogen und zum Theil ergänzt werden, wenn gleich dies nur — eben mit jener Treue und Pietät — aus des Verf. eignen anderweitigen Notizen stattfand.

Alles (sagt der Herausgeber), was aus diesem frühesten Heft mitgetheilt ist, enthält nur äußere Geschichte. — Dem mittlern und größten Theil des gegenwärtigen Bandes, den eigentlichen Kern und Körper desselben (heißt es in der Vorrede weiter) hat Niebuhr im Winter von 1824 zu 1825 bald nach seiner Rückkehr aus Italien in Bonn abgefaßt. Damals war ihm noch nicht der Anstoß zur Umarbeitung der beiden ersten Bände gekommen, und er besah sie mit der ganzen Freudigkeit des fortschreitenden Schaffens, deren er sich später immer mit großer Liebe erinnerte, die frische und gesundeste Zeit des römischen Volks, wofür ihm das 6. Jahrhundert galt. Er schrieb, getrennt von seiner Bibliothek, mit wenig Büchern, aus der Fülle seines Wissens, aus der Lebendigkeit seiner Anschauung, aus der Wärme seines Gemüths. Dieser Geist durchdringt diesen ganzen Haupttheil.

Wo sich in den handschriftlichen Ueberresten wirkliche Lücken vorfanden, da hat die Ergänzung, wenn sie möglich war, auf die umsichtigste und mühevollste Weise stattgefunden, und wo dies in der That unmöglich war, wie z. B. bei vorkommenden Hindertungen des Verf. auf andere Manuscripte, die sich nicht auffinden ließen, ist wenigstens in den betreffenden Anmerkungen das Fehlende gewissenhaft angezeigt worden, sowie, wenn der entgegengesetzte Fall eines Vorhandenseins mehrerer Bearbeitungen über denselben Stoff sich zeigte, nur nach ausführlichster Durchsicht und Vergleichung das Vorzüglichste und Vollendetste ausgewählt ward, sodaß wirklich bei dieser Herausgabe jenem unerläßlichen Grundsatz auf das Schönste nachgekommen worden, und in dieser Hinsicht die Arbeit des Herausgebers mit besonderer Freude anzuerkennen ist.

Wenn jedoch ohne ein gleiches Streben und Gesinnung überhaupt die Veröffentlichung eines Nachlasses nicht

^{*)} Ueber den zweiten Theil vgl. die Beurtheilung eines andern Mitarbeiters in Nr. 29—31 d. Bl. f. 1832. D. K. d.

bankendwerth sein kann und die Kritik selbst als ein Reflex dieser Bestimmung erscheinen muß, so ist doch hierin für die letztere zwar die Art und Weise des Verfahrens, keineswegs aber der Kreis vorgezeichnet, von welchem aus sie ihren Inhalt nach sich zu bewegen hat. Denn die Kritik, insofern sie ihrem Wesen nach zu ihrem Träger den Gedanken haben soll, hat sich frei und selbstbestimmend aus dieser Wurzel als ihrer Wahrheit zu erheben, und ihre hauptsächlichste Weihe, ihr hohenpriesterliches Gewand zeigt sich vornehmlich darin, nicht sich in formellen Kategorien zu ergehen, sondern den Gegenstand, an welchem sie sich wagt, in seinen Wurzeln, d. i. wie er der gesammten geistigen Entfaltung der Wissenschaft angehört, zu ergreifen. Noch minder dürfte die Kritik sich dieses ihres Wesens bei einem Gegenstand einschlagen wollen, der wie der vorliegende der Schluß eines Werks ist, welches selbst als forschend und in eine Tiefe strebend erscheint; am allerwenigsten bei einem historischen Werke, welches einer Zeit entspringt, wo der Geschichtsforschung und Schreibung selbst eine Epoche bevorsteht, und sich der Geist der Weltgeschichte in der That nach einem Wendepunkt und — auf ein langes, dürres Steppendasein — nach lebendiger geistiger Erkenntniß sehnt. Denn die gegenwärtige Zeit in ihrer Gesammtentwicklung drängt nach dem Centrum hin, und das vorliegende Buch selbst ist mindestens ein herzlichtes Lebenswohl, welches der Mumie geschichtschreibender Gedankenlosigkeit gesagt wird.

Wenn nämlich die moderne deutsche Geschichtschreibung in ihren frühern Erscheinungen mehr ein unbefangenes und unmittelbar selbständiges Ansehen hatte, sodas als das eigentlich vorherrschende Princip derselben die Subjectivität der einzelnen Historiographen, ihre besondere und eigenthümliche Auffassungsweise gelten kann, wie dies z. B. in Satterer und etwas reflectirter in Spittler erscheint; wenn deshalb diese Periode sich in ihrer subjectiven Forschung fern zu halten bestrebt von den Einflüssen der kritischen Philosophie, deren Cyklus sie doch eigentlich angehörte: so ist dagegen einer darauffolgenden Periode deutscher Geschichtschreibung das bewußte Ausgehen vom Philosophischen durchaus eigenthümlich. Die Fichte'sche Philosophie veranlaßte einen solchen Wendepunkt der Historiographie weniger, insofern ihr Princip und Ausgangspunkt nur die höchste Zuspitzung des Subjectiven, mithin der eigne Schluß der kritischen Philosophie selbst war. Die Fichte'sche Philosophie stand deshalb in strengerm Bezug zu der Weltbegebenheit selbst als zu der Darstellung derselben. Diesem Interesse mußte das darauf folgende System Schelling's weitestem mehr entsprechen, insofern darin der Bruch des Subjectiven überhaupt enthalten und das zugespitzte Ich durch einen absoluten Wendepunkt völlig in das Allgemeine und Objectiv umgeschlagen war. Insofern daher der Inhalt dieses Systems das Allgemeine als Absolutes war, enthielt dasselbe die Möglichkeit, Alles und Jedes in sich zu absorbiren, sodas der Gesammtinhalt aller Wissenschaft und Kunst darauf als auf den Grund zurückgeführt werden konnte. In dieser Möglichkeit liegt die allseitige Anwendung, die von dieser Philo-

sophie gemacht worden ist, und selbst die große Anzahl der Schelling'schen Schüler ist dadurch bedingt. Wie nun die Welt überhaupt von Schelling als die Selbstoffenbarung des Absoluten vorgestellt war, so lag es am nächsten, diese Offenbarung in der Weltgeschichte zu suchen; und das Forschen in diesem Gebiete ging in Folge dessen auf ein ernstes Nachspüren und Nachweisen jener Offenbarung in allen weltgeschichtlichen Evolutionen ohne Unterschied, sodas der Zufall selbst — dieser in der Erscheinung durch seine Rechtslosigkeit berechtigte — zu guter Letzt zu etwas Absolutem gemacht wurde. So formirte sich auf diese Basis eine Geschichtschreibung, die man, zum Unterschied jener unbefangenen-kritischstrebenden, die objectiv-ausdeutende nennen kann, weil die Weltgeschichte durch sie zu einem Riesensuche wurde, dessen Inhalt bis auf das Jota, d. i. bis auf die einzelnste Zufälligkeit eitel Manifestation des Absoluten sein sollte.

In jener sich allseitig erschließenden Zeit, wo zwar das Sittliche, aber nicht in seiner immanenten Form Inhalt des Denkens wurde, gebar sich auf jedem Felde viel Ungeheuerliches. Aber in der Geschichtschreibung sehen wir vornehmlich zwei Richtungen sich trennen: zuerst Diejenigen, welche dieser Theorie des Absoluten gläubig und forschend anhängen; andrerseits die Gespenster aus der kritischen Zeit, die sich nun ganz in einem subjectiven Meinen auflösten, die lesetretenden Empiriker, denen die Geschichte wenig mehr bedeutet als ein äußerliches Geschehen, Entstehen, Vergehen — reiner Naturlauf. Sie schleichen noch heute umher und langweilen die Welt in mancherlei Formen; immer ist es aber nur der sich brüstende, reflectirende Verstand, der ihre Werke bezeichnet und ihr Wesen erschöpft. Sie sind nicht mehr unbefangenen-untersuchend wie ihre Ahnherren, vielmehr unendlich befangen in ihrem eignen Widerspruch, und geben den beklagenswerthen Beweis, wie sehr ein bloßes Verstandesforschen zur Gedankenlosigkeit führt.

Wenn nun die heutige Geschichtschreibung in ihrer neuesten Gestalt wirklich noch alle drei angegebenen Elemente in sich faßt — nämlich das unbefangenen-subjective, der kritischen Philosophie zugehörige; ferner das ausdeutend-revolutionirende, aus dem Schelling'schen System hervorgegangene, und endlich das aus dem allseitigen Conflict des Verstandes mit dem höhern philosophischen Wissen entspringende nüchtern-reflectirende —, so ist damit nicht gelugnet, das auf diesem Felde noch von manchen andern Kräften und subjectiven Ansichten aus gewirkt werde; wie denn überhaupt die gegenwärtige Zeit noch gar sehr an Ansichten leidet. So ist z. B. auch dem Gefühl seine Stellung in der Geschichtschreibung unverwehrt; denn es wäre in der That zu bewundern, wenn nicht auch der jahren Philosophie des *voû*; *κοσμογονίαν* ihr Recht widerfahren sollte. Unwidersprechlich gewiß aber ist es, das sich aus allen diesen Elementen eine neue, und zwar wissenschaftliche Gestalt der Geschichtsdarstellung entwickeln will, welche allerdings noch in ihrer Geburt und Geburtschmerzen begriffen ist, aber in den nächsten Decennien gewiß zu immer schönerer Entfaltung hindurchbringen wird. Diese

Geschichtschreibung, deren Anfänge in die allerneueste Zeit fallen und bereits in der Kunstgeschichte mächtige eingeleitend wahrnehmbar sind, wird allerdings auch eigenständigen Grund haben, aber keinen unmittelbar voraussetzenden, bedingenden, beschränkenden, sondern den abstrakten des Stoffes. Sie wird es ebenfalls mit einer Offenbarung zu thun haben, aber mit der Offenbarung des Gedankens, der sich selbst formbestimmend ist, und somit wird sie diejenige Epoche deutscher Geschichtschreibung sein, welche allein verdienen wird, eine Darstellung der Geschichte genannt zu werden.

(Der Besluß folgt.)

Abenteuer und Verbrechen Dom Miguel's, Usurpators von Portugal, während seines Aufenthalts in Lissabon, Rio-Jamiro, Paris und Wien. Nach französischen Quellen bearbeitet von Leonhardt. Bergen 1833. 8. 1 Theil. 12 Gr.

Die vorliegende Sammlung durch französische Blätter über Dom Miguel verbreiteter Nachrichten ist ohne Geiß und Kritik zusammenge stellt, ein Nachwerk der jämmerlichsten Art; zum Beweise lese man zur S. 60—98 die eingekreuzten Memoiren der Frau eines Quisiers, oder S. 143 fg. die Unterredung, welche zwischen Miguel und dem Herzoge von Reichstadt stattgefunden haben. Nach S. 148 soll letzterer erst von Miguel die Nachricht erhalten haben, was sein Vater gewesen, und daß dieser todt sei. — Die untergeordnete Rolle, welche der Usurpator bei seiner Rückkehr nach Portugal spielte, wo östreichische und britische Politik eingriffen und dem aristokratisch-hierarchischen Systeme der ruchlosen Mütter, der verwitweten Königin Karolina bourbonischen Stammes, die Hand boten, wird ange deutet, aber mit Unwahrheiten verwebt. Lächerlich ist es, wenn der Verf. den Prinzen bei seiner Rückkehr nach Lissabon, als die Soldaten in den Ruf des beschönten Pöbels: „Es lebe Dom Miguel, der absolute König!“ nicht mitrinfimmen, in seinem Palaste auf den Tisch schlagen und zornerschüttern schreien läßt: „Nun denn, wenn ich auch nicht in die Reihenfolge der Könige aufgenommen werde, so soll man mich doch in der Reihenfolge der Tyrannen zählen!“ — Unrichtige Voraussetzungen führen zu unwarhren Folgerungen; dahin gehört jene Beschuldigung Englands: „Das englische Gouvernement erkannte ihn als legitimen König und nicht als Usurpator an, denn außerdem konnte es nicht öffentlich und heimlich mit ihm in Verbindung stehen und unterhandeln; sonst konnte es ihn nicht ungestraft seine Tyrannien ausüben sehen; sonst hätte es nicht auf die treuen Unterthanen der legitimen Königin schießen lassen, welche die Rechte derselben mit ihrem Blute verteidigen wollten; sonst hätte es endlich nicht die Beleidigungen ertragen, die es von ihm über seine Intervention wegen seiner Rückkehr nach Portugal erdulden mußte.“ — Doch sei dieses nicht erwähnt, als Versuch einer Entschuldigung des offenliegenden Unheils, welches Wellington's Ministerium in Portugal bewirkte. Ein Hauptanklagepunkt dieser bösen Künste ist die feindselige Behandlung der nach der Insel Terceira Namens der anerkannten legitimen Königin gesandten Expedition, durch deren theilweisest Misglücken dem Usurpator ein wichtiger Dienst geschah; noch öfter in der Kunst des britischen Cabinets konnte Miguel frigen, wenn er es hätte wagen dürfen, sich zur Abtretung der Insel Madeira und zur Erneuerung des Handelsvertrages von 1810 zu verpflichten. — Über selbst der Despotismus hat, wenn er es auch nicht gesteht, seine Grenzen, deren Ueberschreitung das mächtige Eingreifen des drohend im Hintergrunde stehenden Reichthums beschleunigt.

Manche Erzählung dieses noch französischen Quellen arbeitenden Verf. ist ohne Sinn; z. B. S. 216: „Schon sein Vater Johann VI. hatte einen solchen Abscheu gegen die Freimau-

erei. Einem Tages beschrieb ihm einer seiner Hofleute das Goktum derselben, und in dem nämlichen Augenblicke trat ein Minister genau so gekleidet, wie der Hofmann es geschildert hatte, herein. Der König erschrak tödtlich, stürzte in Krämpfen zu Boden“ u. s. w. In welchem freimaurerischen Goktum mag sich hier der Verf. den eintretenden Minister gedacht haben? — Uebrigens ist die Untersuchung der Rolle, welche der Freimaurerorden bei den Revolutionen Frankreichs, Italiens, Spaniens und Portugals spielt, ein zu wichtiger Aufschlüsselndes Thema. Nicht selten wird auf der einen Seite Dem widergesprochen, was kurz vorher erzählt ist, z. B. S. 223: „Die Furcht erlaubt Dom Miguel niemals, das Theater zu besuchen.“ — S. 230: „Wenigstens vertreibt man sich die Zeit mit Pländerspielen und besucht das Theater.“ Doch genug und vielleicht schon zuviel von diesem jämmerlichen Nachwerke. 25.

Ueber die englischen Theaterverhältnisse.

Bekanntlich ernannte das Parlament während seiner Sitzung von 1832 auf Antrag von Ed. Bulwer eine Commission zur Untersuchung der die dramatische Literatur betreffenden Gesetze. Seitdem wurden die Ergebnisse der Arbeiten dieser Commission und ihr Bericht über die Art, wie dem Theater aufzu helfen sei, bekannt. Das „Edinburgh review“ hat beiden einen sehr ausführlichen Artikel gewidmet, dem wir folgendes entnehmen. Als Hauptgründe des Sinkens der dramatischen Literatur und der verminderten Theilnahme des Publicums am Theater hat die Commission aufgestellt: 1) die Mode, spät zu Wirtzen zu essen; 2) den Mangel königlicher Begünstigung; 3) die Feindseligkeit gewisser Religionssecten gegen alle theatralischen Vorstellungen. Das „Review“ bemerkt hierzu, daß der letztere Grund auch in der Zeit der Blüte des Theaters vorhanden war, und daß der Verfall der dramatischen Kunst wol weit wichtigere, allgemeinere, tiefer liegende und permanenter Ursachen habe als die Mode, spät zu speisen, und den Mangel königlicher Begünstigung. Wie halten diese Ursachen für so wichtig, daß keine legislative Maßregel im Stande sein wird, dem Theater seinen frühern Glanz wiederzugeben; ja, was noch mehr ist, einige derselben sind der Art, daß wir, bei aller Bewunderung für die dramatische Kunst und mit dem aufrichtigsten Wunsche für ihre erneuerte Blüte, jene doch nicht beseitigt wissen möchten, wenn es auch in unserer Macht stünde. Eine freie, unablässig thätige Presse, entschiedene Vorliebe für Häuslichkeit, größere Feilschheit und Desapazität in den eignen vier Pfählen, vermehrte äußere Verschämigung der verschiedenen Stände, das sind einige von den Hauptveranlassungen des verminderten Theaterbesuchs. Die Popularität, welche die dramatische Kunst zu Elizabeth's Zeit errang, erklärt sich leicht durch die damaligen Verhältnisse, welche ein großes und dauerndes Verlangen nach intellektuellen Genüssen als natürliche Folge der kaum erfolgten Emancipation der Intelligenz in England bedingten. Die Buchdruckerkunst war damals noch zu unvollkommen und mißgünstig beschränkt, um jenem Verlangen hinreichend entgegenkommen zu können, und in England wie ebendem in Athen suchte man bei den dramatischen Vorstellungen Ersatz für die erwangene Lectur. Widerstreben nun aber umkehrt die Gewohnheiten des Publicums dem häufigen Theaterbesuch, so ist das allein hinreichend, literarische Talente von der Bühne zu entfernen. Production und Bedarf stehen zwar in solcher Wechselwirkung miteinander, daß es manchmal schwer ist, Ursache und Erfolg unter sie zu theilen; im Allgemeinen geht jedoch der Bedarf der Production voran, und grade dieser ist hier offenbar im Abnehmen. Dazu kommt noch, daß die dramatische Literatur seit einiger Zeit allerdings einen schweren Stand hat, und es ist daher nur billig, daß die Beförderung dahin wirkt, dem dramatischen Dichter dasselbe literarische Eigenthumsrecht zu sichern, was allen andern Schriftstellern zukommt. Die Aufführung muß wie eine Veröffentlichung durch die Presse angesehen und denselben Gesetzen unterworfen werden. Dem Verf. gebührt ein verhältniß-

mäßiger Antheil an der Einnahme bei jeder Aufführung seines Stückes in London und in der Provinz. Viel besser als die englischen (und die deutschen) Bühnendichter stehen sich die französischen, gleichwohl darf man sich, nach der angeführten Untersuchung zu urtheilen, von Annahme der in Frankreich geltenden Bestimmungen keinen sonderlichen Vortheil für die Dichter versprechen. Der Director des Liverpooler Theaters erklärte, schwerlich je ein Stück gegeben zu haben, für welches er dem Verf. hätte zwanzig Pfund bezahlen können, und der vom edinburgher versicherte, daß er die Erlaubniß, eines der in London beliebtesten Stücke geben zu dürfen, nicht mit fünf Pfund zu erkaufen im Stande sei.

Die Vermalen von den Londoner Bühnen bewilligten Honorare sind sehr gering und weder dem Talente noch der Mühe angemessen, welche dramatische Arbeiten erfordern. Dorn scheinen noch am besten bezahlt zu werden, und im Coventgarden-Theater bringt eine dreitägige zwischen 200 und 400 Pfund ein. Herr Kemmer, welcher den Text zu „Masaniello“ lieferte, wurde für jede dritte Aufführung bis zur vierundzwanzigsten 60 Pfund zugesichert; für den Text des „Oberon“ erhielt Planck 400 Pfund. Bei den zwei großen Londoner Theatern ist es Brauch, jede dritte, sechste, neunte und vierzehnte Vorstellung eines Stückes in fünf Acten mit hundert Pfund zu honoriren, und die höchste Einnahme des Verf. ist also 400 Pfund. Kürzere Stücke werden von den kleinen Bühnen noch schlechter bezahlt; 400 Pfund, welche Herr Poole für seinen „Paul Pry“ erhielt, ist das höchste Honorar, was hier je ein Autor empfing. Davon waren jedoch 250 Pfund eigentlich eine freiwillige Gratification wegen außerordentlichen Erfolges, und rechtlich konnte Postle nur 150 Pfund verlangen. Für ein Melodrom, die Schwarzäugige Susanna, welches unerhörten Erfolg hatte, bekam Herr Terrell nur 60 Pfund. Gewöhnlich zahlt das Coventgarden-Theater für Stücke, welche es ohne Rücksicht auf ihren Erfolg annimmt, 20 bis 50 Pfund. Wird das Honorar vom Erfolg abhängig gemacht, so erhält der Verf. von jeder Vorstellung eine halbe oder ganze Guinee. Zu dieser geringfügigen Belohnung von Seiten der Bühnen kommt noch, daß die vom Buchhandel zu hoffende fast ganz aufhebt ist. Nur wenig Verleger honoriren selbst die besten Theaterstücke, und man darf sich kaum darüber wundern, da scenische Vorträge das erste Verdienst der dramatischen Form ist. Vom Theater allein kann also der Dichter die angemessene Belohnung seiner Werke erwarten. Nun fragt sich aber, ob man bei der verlassenen Reform das System der Beschränkung oder das der freien Concurrenz annehmen soll. Ersteres würde den Verf. in die Gewalt des Theaterdirectors geben, und das andere durch Verminderung des Gewinnes der Unternehmer ihnen die Mittel nehmen, anständliche Honorare zu zahlen. Der Fall, daß kluge Directionen sich vorzugsweise um talentvolle Verf. bewerben und sie durch anständige Honorare zu gewinnen suchen würden, ist nicht anzunehmen, weil literarisches Talent weder das einzige noch das vollkommenste Mittel ist, ein Haus zu füllen. Gute Schauspieler, geschickte Anordnung, gute Musik, glänzende Decorationen leisten die Menge nicht weniger an als ein gutes Stück und sind leichter zu haben. Sogar die Menagerie ist jetzt gerade in dieser Hinsicht nicht zu verschmähen; der Elefant von Siam und die Löwen von Moscov waren Cassensstücke. Der dramatische Dichter hat daher nicht blos gegen seines Gleichen den Wettkampf zu bestehen, sondern hat Schauspieler, Musiker, Tänzer, Maschinisten und selbst abgerichtete Wesen zu Nebenbuhlern. Wird das Monopol aufgehoben und die Zahl der Theater freigegeben, so werden die Directionen, nachdem sie sich zuerst um Autoren und Schauspieler gestritten, zuletzt den Unterhalt zahlreicher Gesellschaften zu kostspielig finden und kleinere Stücken den Vorzug geben, welche mehr Geist als Prunkstücke und ein weit weniger zahlreiches Personal erfordern als die in fünf Acten, und es werden bald nur Melodromen

und Baudesilles gegeben werden. Kann man aber vom echten Talente erwarten, es werde den literarischen Kern wegen der denkwürdigen Verabredungen 'oder' sich selbst auf dem Wege der Prostitution verflümmeln? Bei solchen Ansichten für die literarische Welt darf man es einem andern Byron nicht verzeihen, wenn er wieder eine Erzählung in Versen wie den „Gaiques“ von Sir John Murray 300 Pfund zahlt, wenn ein anderer Scott eher einen Roman schreibt, den Constable mit 4000 Pfund honorirt, als ein Drama, für das keine Direction mehr als 400 Pfund geben kann.

30.

Literarische Anzeige.

Bericht über die im Laufe des Jahres 1833 bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienenen neue Werke und Fortsetzungen.

(Fortsetzung aus Nr. 26.)

10. Geschichte der Staatsveränderung in Frankreich unter Ludwig XVI., oder: Entstehung, Fortschritte und Auflösungen der sogenannten neuen Philosophie in diesem Lande. Sechs Theile. 1827—33. Gr. 8. Auf feinem Schreibpapier. 10 Bdr. 16 Gr.
11. Goldsmith (Ottoc), Der Feldprediger von Westphalen. Eine Erzählung. Aus dem Englischen überfetzt durch Karl Eduard von der Delens. Mit einer Einleitung. Zweite Auflage. Gr. 12. 11 $\frac{1}{2}$ Bogen auf gutem Druckpapier. Geh. 15 Gr.

Bildet auch den fünften Band der in meinem Verlage erschienenen „Bibliothek classischer Romane und Novellen des Auslandes“, welche außerdem enthält:

- I—IV. Der sinnreiche Junker Don Luicote von La Mancha, von Miguel de Cervantes Saavedra. Neu überfetzt durch Dietrich Wilhelm Soltau. Mit einer Einleitung. 1825. 60 $\frac{1}{2}$ Bogen. 2 Bdr. 12 Gr.
- VI—IX. Et Blas von Santillana, von Alain René de Sade. Aus dem Französischen. Mit einer Einleitung. 1826. 45 $\frac{1}{2}$ Bogen. 2 Bdr.
- X. Geschichte und Leben des Grifhelms, genannt Don Quijote, von Don Francisco de Quevedo Villegas. Aus dem Spanischen überfetzt durch Johann Georg Reil. Mit einer Einleitung. 8 $\frac{1}{2}$ Bogen. 12 Gr.
- XI—XIV. Geschichte Tom Jones, eines Findlings, von Henry Fielding. Aus dem Englischen überfetzt durch Wilhelm von Eubemann. Mit einer Einleitung. 1825. 59 Bogen. 2 Bdr. 12 Gr.
- XV. Niels Klim's Weltfahrt in die Unterwelt, von Ludvig Holberg. Aus dem Lateinischen überfetzt durch Ernst Gottlob Wolf. Mit einer Einleitung. 1823. 13 $\frac{1}{2}$ Bogen. 15 Gr.
- XVI. Siehe Briefe des Jacopo Ortis, von Ugo Foscolo. Aus dem Italienischen überfetzt durch Friedrich Bauhoff. Mit einer Einleitung. 1829. 13 $\frac{1}{2}$ Bogen. 15 Gr.
- XVII—XIX. Delphine, von Anna Germaine von Staël. Aus dem Französischen überfetzt durch Friedrich Steinhilber. Mit einer Einleitung. 1829. 42 $\frac{1}{2}$ Bogen. 1 Bdr. 20 Gr.
- XX—XXII. Das Decameron, von Giovanni Boccaccio. Aus dem Italienischen überfetzt. Mit einer Einleitung. 1828. 42 Bogen. 2 Bdr.

Alle bis jetzt erschienenen 22 Bände kosten daher 13 Bdr. 5 Gr. Jeder Roman ist unter besonderem Titel auch einzeln zu den bemerckten Preisen zu erhalten.

12. Hagen (August), Künstlergeschichte. Erstes und zweites Bändchen. Die Chronik seiner Väterstadt vom Anfang einer Lorenz Oberti, dem berühmtesten Bildhauer des sechzehnten Jahrhunderts. Nach dem Italienischen. Drei Bändchen. Gr. 12. 27 Bogen auf feinem Druckp. Geh. 3 Bdr. (Die Fortsetzung folgt.)

Mittwoch,

Nr. 29.

29. Januar 1834.

Römische Geschichte von W. G. Niebuhr. Dritter Theil.
(Schluß aus Nr. 28.)

Wenn nun nach dem Bisherigen die Kritik in Betreff des vorliegenden Geschichtswerkes ihre Aufgabe lösen soll, so hat sie vor Allem die Verpflichtung, aufzuzeigen, in welchem Verhältnis Niebuhr zu den modernen Elementen der Geschichtschreibung überhaupt stehe, ob und inwiefern sein Buch, dessen dritter Band nicht für sich abgefordert werden kann, einem der angeführten Kreise des historischen Bewußtseins angehöre: eine Untersuchung, welche das Hervorheben von einzelnen Zügen aus dem Buche selbst nothwendig bedingen muß. Bei dieser Untersuchung aber wird uns wiederum eine Stelle dieses Buches hülfreich und leitend sein, wo sich der Verf. mit Bestimmtheit über sein Streben ausspricht. Er sagt S. 135:

Der Geschichte ist eine erzählende Darstellung des Hergangs jener großen Begebenheiten unentbehrlich, wodurch Rom die Höhe erkrieg, von der es nach Italiens Reich streben konnte. Ich wage diese: überzeugt, daß sie der Wahrheit weit näher stehen wird als die, welche sich für historisch ausgibt; aber auch wohl wissend, daß sich zwar das Erwichtigste sicher erkennen und forschen lassen, aber das Zerstückte, welches ihm aufgeopfert ward, nur ungeschicklich in die dann sichtbaren Lücken hineinzeichnen läßt. Die Götter verlagten sich Pelops' Wiederbelebung nicht, obwohl sie ihm die eiseneinetzte Schulter geben mußten. Unsere Arbeit ist aber vielmehr der eines Naturforschers zu vergleichen, der ein leichtfertig zusammengesetztes Skelett fossiler Knochen von den falschen Befügen befreit, für das nun Fehlende, wenn ihm das Glück diene, Ergänzungen schafft und aus dem aufgefaßten Begriff des Baues die einst lebendige Gestalt in ihren Umrissen zeichnet. Er selbst wird sich bescheiden, daß er in einzelnen Verbindungen irren könne, und daß es ihm und Jedem unmöglich sei, durch Divination das Auge, die Farbe und die eigentliche Form des Lebens in allen beweglichen Theilen zu errathen. Dennoch hat er der Wissenschaft genügt.

Mit dieser getreuen und unbefangenen Darlegung seines geschichtsforschenden Zustandes bezeichnet Niebuhr sich und seine historische Anlage auf das entschiedenste. Und mit dieser Eigenthümlichkeit in Anlage und Bildung steht er zugleich einsam und für sich abgeschlossen auf seinem Felde und in seiner Zeit. In der angezogenen Stelle concentrirt sich sein ganzes Wirken und Wollen, und man kann sie mit Fug für ein nothwendig resultirendes Urtheil ansehen. Denn es charakterisirt sich hierin die geistig-historische Thätigkeit dieses ausgezeichneten Mannes als Das, was sie ist, nämlich als das reine

Forschen, und in dieser Bestimmung kann man mit Recht behaupten, daß Niebuhr's ganzes Wesen aufgeht. Der Standpunkt Niebuhr's ist das Organische. Er ist sich selbst ein Naturforscher; die Geschichte ist ihm Natur. Aber nicht Natur im Sinne eines bloßen Geschehens, einer äußerlichen Verknüpfung, wie sie das gemeine historische Bewußtsein nimmt, sondern die Natur als Lebendiges, Zeugendes, von Innen nach Außen sich Bildendes und Schließendes. Dem Wissen nach steht er tiefer als die historische Schule Schelling's, denn die Weltgeschichte ist ihm keine Offenbarung des Unendlichen; aber der unbewußten That nach leistet er mehr. Denn die Energie des Sichvertiefens in die Erscheinung ist bei ihm größer. Er sucht freilich nur noch das Wesen, nicht daß er es als sein eigen ursprünglich wüßte; aber er sucht es mit einem Ernst und mit einer gleichsam feierlichen Stille, welche höchst bewundernswerth ist. Er arbeitet sich durch die Lager und Schichten, Fossilien und Knochenwerk bis in den Kern mit äußerster Kraft und Ausdauer, und ihm entgeht weder die blühende, köstliche Gestalt, noch der leiseste verschwimmende Umriss. Er erringt sich mit schwerer Mühe den „Begriff des Baues“, und mit wunderbarer Skepsis durchschaut und wirft er von sich alles lästige und falsche Beweisen, und sollte das Wahre und Gewisse auch nur als ein dürres Skelett übrigbleiben. Nie hat ein Geschichtschreiber einen durchdringenderen Blick für das Falsche gehabt als Niebuhr. Es ist die tiefste Wahrheit in seinen Verneinungen. Aber diese große und ihm vor Allen eigne Gabe ist zugleich seine Schranke. Denn für das Falsche, was er niederreißt und zertrümmert, vermag er nur da Ersatz zu geben, wo die organische Gliederung ausreicht. Wo das Unendliche selbst, der Begriff, hereintreten und vermitteln mußte, da erndigt seine Macht und Weisheit; denn er vermag nur zu schauen, zu divintren; sein absolut spröder Geist kann die unermessliche Macht des Gedankens, des allgemeinen Bewogens der Weltgeschichte nicht aushalten. In dieser skeptischen Divination, in diesem Verneinen und allseitigen Beleuchten, in diesem Streben, das schlechthin Geistige auf organische Weise zu gliedern, in diesem innersten Widerwillen gegen das Lückenhafte, dennoch eng verbunden mit einem ewigen Enthälten des Zusammenhanglosen, stellt sich Niebuhr's For-

schung allerdings als eine durch und durch subjective, aber dennoch als völlig reflexionslos dar. Dies unterscheidet ihn von jener leidigen Uebersahl der Verstandeshistoriker, denen das Abstract-formelle, die richtige Methode der Kritik Spass macht, auf das schärfste. Niebuhr's Forschung hat durchaus keinen particularen Zweck, durchaus keine Freude am Mittel; sie ist ganz entäußert an ihren Gegenstand, und so weit dieser erkannt ist, stellt sich hier das vollkommenste Bild der Einheit von Inhalt und Form dar. In diesem lebendigen Ergreifen des Gegenstandes eben liegt das Bedeutende, in dieser keuschen Energie der Forschung das Großartige solcher historischen Erscheinung.

Hiermit ist aber zugleich der Ausdruck für den eigenthümlichen Mangel dieses begabten Geistes gefunden. Es wurde gesagt, daß Niebuhr einsam und er in sich selbst geschlossen stehe unter seines Gleichen. In dieser Abgesondertheit steht er nur ganz äußerlich mit den Elementen moderner Geschichtschreibung in Verbindung. Insofern er durch und durch individuell und mit seinem Bewußtsein ganz in den Gegenstand versenkt ist, ist er über die Periode der eigentümlich kritisch-historischen Auffassung weit hinaus; von Seiten der Macht der Forschung ist er es auch über die spätere Epoche des weltgeschichtlichen Offenbarungssystems: allein sofern ihn nicht die freie Bewegung des Gedankens durchdringt, sofern ihm die Geschichte nur ein naturgemäßes Weben und Wirben ist, das, von den Elementen beginnend, durch Lagerungen und Formationen hindurch es höchstens zum Organismus bringt; sofern ihm mithin für den Centralpunkt alles weltgeschichtlichen Wissens die Divination gilt und seine höchste Einsicht nur „der Begriff des Hauses“, nicht das Wissen vom Geiste selbst ist — insofern vermag er bei aller subjectiven Tiefe das Erforderniß der Zeit im Gebiete der Geschichtschreibung nicht zu erfüllen, und Niebuhr's schweremüthiges Werk wird zwar stets über dem absonderten Bau der alt-römischen Republik als ein tief hinableuchtendes Licht schweben, niemals aber diese Gesamtheit in und durch den allgemeinen Geist der Weltgeschichte begreifen lehren. Vielleicht auch war es für den Mann, der, ganz einzig in seiner Art, durchaus mit dem Klitzeng und Glauben des Naturforschers in das Gebiet der Geschichte trat, das Angemessenste, diejenige Welt zu beschreiben, deren bloß auf den äußern Zweck gehende Anlage, unerschütterlich-gleiche Gesinnung, schwächliche Intelligenz und unbehagliche Gesamtkraft lebhaft an die Entwicklungen der elementarischen Natur selbst erinnert.

Wenn nun dem Lichte, welches Niebuhr's Forschung über jener Welt der äußerlichen Macht und standhaften That aufstreckt, nachgefolgt wird, so entfalten sich bei dem Scheine einer solchen Forschung in dem vorliegenden dritten Bande römischer Geschichte die großartigsten Züge, und die gewaltige Masse sondert sich in mehrfache, nicht minder charakteristische Gruppen. Der Gedanke aber, der uns in diesen Räumen und Hallen der Vergangenheit erfüllt und durch den stofftrebenden Führer selbst hervorgerufen wird, gleicht der Empfindung, die den Wanderer in den Katacomben besetzt. Denn das Licht, das die

Wandeln leitet, wies hier wie dort oft nur zum Streiflicht, und die tiefenhaften Schatten legen einen Theil der unermesslichen Gewölbe in tiefes Dunkel. Aber in andern Räumen ist es weder das helle Licht, noch die Dunkelheit, die uns begegnen, sondern die ahnungsvolle, ergreifende Dämmerung, in welcher sich formlos, gleich als schwebten sie sich zur Helle hervorzuheben, regsame und unklare Gestalten bewegen; während hingegen, was der Führer mit emsiger Sorgfalt beleuchtet, oft nur ein erstorbener Leichnam, eine kalte Mumie ist, aus welcher für immer Leben und Bewegung gewichen.

Das Ahnungsvolle verläßt Niebuhr selten, denn es ist von einer aufrichtigen historischen Skepsis und von dem wahren Ernst der Forschung beinahe unzertrennlich. In diesem dritten Bande römischer Geschichte wirkt und herrscht es ganz eigenthümlich. Denn wenn man überhaupt die hohe und würdige Weise kennt und ehrt, womit Niebuhr den Faden der Sage in der geschichtlichen Entwicklung bis in die leisesten Verzweigungen verfolgt, so bietet sich in den Jahrhunderten, welche dieser letzte Band umfaßt, dem ahnenden Geiste ein überreicher Stoff dar; hier, wo mit Anbruch des fünften Jahrhunderts die wahre Grenzlinie des Sagenhaften und Historischen in der römischen Geschichte anhebt. Auf dieser Basis gruppiert sich der Inhalt dieses Theils ganz von selbst, und während der erste Abschnitt, etwa bis zu den etruskischen Kriegen, noch ganz von dem Dunste des Mythischen getragen wird, so zeigen sich dagegen die letzten Drittheile des fünften Jahrhunderts, namentlich die episodische Geschichte von Pyrrhus und Epicus, als der wahre Lichtblick dieses Buchs. Am mattersten dagegen erscheint der letzte Abschnitt des Werkes, den ersten punischen Krieg enthaltend. Der ewige Wechsel der Feldherren, der Hannos, Hannibal's, Hasdrubal's, Hamilcar's u. s. w.; des eigenthümlichen, erst in der neuern Geschichte wiedererlebten Schauspiel eines fast nur durch Belagerungen langsam fortgeführten Krieges, das Vorbereitende, welches diesem ganzen Feldzug anhaftet, verleiht dem Inhalt dieses Abschnitts etwas Unstetes, äußerlich matt Zusammenhängendes und Ungewisses, das auch auf die Darstellung, die hier weniger durch die Forschung unterbrochen wird, übergegangen zu sein scheint. Dieser bemerkbare Unterschied der Gruppen erstreckt sich auch auf die hervortretenden Gestalten der Helden. Denn wenn noch in dem latinischen Kriege jener erste Decius, der, sein Gelübde erfüllend, mit vollem, ruhigem Muth sich den Todtengöttern und der Mutter Erde weiht, wenn dieser in seiner standhaften That und umgeben von dem dunkeln Glanze alt-römischer Todestweih, noch den mythischen Helden Homer's ähnlich erscheint und auch in der Niebuhr'schen Darstellung dieses Opfertodes auf eine bewundernswürdige Weise der Morgenhauch der alten Sage weht und waltet; so stehen dagegen die spätern Helden der gallischen und der samnitischen Kriege dem hellern Sonnenlichte der Geschichte weit näher, und der unverkennbare Liebling fürst Niebuhr's aus diesem Zeitraume, Pyrrhus, mit dem treuen, herzinnigen Rathgeber Cineas, sind in ihrem We-

fen, wenigstens fast nur Skizzenhaft, bis zur wahrhaft knarstlichen Plastik hervorgehoben. Aber auch an dümmern Massen, wo die Umrisse ganz zu verschweben drohen, fehlt es nicht, und sie zeigen sich oft am entschiedensten da, wo der merklich hervortretende Stoff oder ein tieferes Walten des Innerlichen das Bedürfnis der eigentlichen Darstellung rege macht. Solche hervorbringende Momente zeigen sich in der Geschichte aller Völker, und weder kann hier die subjective Forschung, wie energisch sie auch sei, noch die Divination und der Begriff der Gläubigung ausreichen, sondern allein der Gedanke, d. i. das concreter-allgemeine Verständnis kann hier der Träger der Darstellung und die wahre ewige Lampe der Offenbarung sein. Als hierher gehörig wird sich eben in dem lichtvollen Abschnitte: Der Krieg des Pyrrhus, die Erzählung der Friedensunterhandlungen dem unbesangenen Leser ergeben. Hier werden die hellen Lichter, die auf den Gesandten des Pyrrhus fallen, zu eben so vielen Schlaglichtern für den römischen Senat, und bei aller Seeligkeit des Forschergeistes, womit der Geschichtsschreiber die unvergleichliche Rede des Appianus Claudius, die von Cicero ganz und gar veredelt worden, zu ergänzen strebt, vermehrt man doch die Darstellung des eigentlichen Hebel, durch welchen hier Rom vor Schmach und Schande bewahrt wird. Wer die Zuckungen des ewigen Gegensatzes von Plebejer- und Patricierthum dies ganze Jahrhundert durch von den Licinischen Rogationen an verfolgt, dem kann die tiefe Bedeutung des Umstandes nicht entgehen, daß es gerade Appianus Claudius, der mit dem Tode ringende Patricier ist, welcher Roms Hoheit beschützt und vertreten muß.

Wenn nun ist dem Bisherigen, wiewol in möglichster Kürze, die Kritik sich befreit hat, den eigentlichen Faden, die Seele der Niebuhr'schen Geschichtsschreibung überhaupt, und wie sie sich in diesem Buche darstellt, zu enthüllen, so liegt dagegen eine ausführlichste Entwicklung der Partien in ihrem einzelnen Verzweigungen um so mehr außer ihrem Bereich, da das vorliegende Buch eben ein dritter Band ist, welcher ebenso sehr auf die früheren Theile zurückweist, als er, selbst torfhaft, nur das ungewollte Ende eines ungeschlossenen Werkes ist. Es muß daher dem forschenden Leser überlassen bleiben, solche entscheidenden eigenthümliche, aber zugleich durchaus detaillirte Abschnitte, wie z. B. die Berechnungen und Argumentationen über den Uncialinsfuß und die höchst geistvollen Expositionen über die in diesem Zeitraume gegebenen Volks- und Cultusgesetze, welche, in sich selbst zusammenhängend, sämmtlich in der Idee einer übergreifenden Plebejergewalt sich concentriren, diese weitverzweigten und verwickelten Gänge durch stügendes Studium zu verfolgen und sich vertraut zu machen. Ganz-unabweislich aber wird am Schluß eines kritischen Urtheils über das Vorliegende die wehmüthige Betrachtung sein, daß in diesem gewichtigen Geschichtswerke eben nur ein Unvollendetes hinterlassen und ein Faden abgebrochen ist, den schwerlich ein verwandter Geist fortzuführen im Stande sein wird. Und so erscheint leider dieser letzte Band römischer Geschichte als ein unver-

gängliches, höchst würdiges Denkmal auf dem Grabe eines Mannes, dessen Gleichen an ernster, geweihter Forschung und durchbringendem Streben die Jahrhunderte nur sparsam hervorbringen. 32.

Schük, Allgemeine Erdkunde, oder Beschreibung aller Länder der fünf Welttheile u. s. w. Neubearbeitet von einem Vereine mehrerer Gelehrten. In 30 Bänden. Mit Kupfern. Wien, Doll 1833. Gr. 8. Preis des Bandes 1 Thlr. 12 Gr.

Von diesem mit anerkanntem Erfolge fortgesetzten großen geographischen Werke liegt uns bereits wieder eine Reihe von Bänden vor, deren Inhalt wir wenigstens in kürzester Uebersicht zur Kenntniß unsrer Leser bringen müssen.

Die Bände 3, 4, 5 und 6 umfassen das „Neueste Gemälde von Asien“ und bilden unter diesem besondern Titel eine erschöpfende, in keiner Beziehung vernachlässigte Schilderung dieses Welttheils. Dem dritten Theile ist Hinterindien und der ostindische Archipel zugewiesen, und der Verf., Joh. Gottf. Sommer, bewährt hier von Neuem sein Talent lehrreicher und gefälliger Schilderung. Durch die Benutzung der zuverlässigsten und neuesten Quellen empfängt diese relative Vollkommenheit, die uns bei geographisch-statistischen Arbeiten statt der absoluten dienen muß. Das britische Hinterindien, die sechs Provinzen Aracan, Martaban, Arnafferim, Pulo Pinang, Malaca und Sincapore leiten zu Asien und dem angrenzenden Birmanenreiche ein, das nach Alexander's sehr guter Darstellung („Travels from India“, 1827) ausführlich und mit lebhaften Farben geschildert ist. Siam, das Anam-Reich (Konkin und Siamchima) haben ferner eine besonders ausgedehnte und mit Sorgfalt behandelte Beschreibung gefunden. Die Masse großer gewerthvoller Städte und die Dichtigkeit der Bevölkerung, welche in der einzigen Provinz Konkin z. B. auf 18 Mill. Menschen bei 5000 geog. □ M. Größe steigt, erinnert an die Nähe Chinas, in dem die Pflanze, Mensch genannt, äppiger als irgendwo sonst, zu gedeihen scheint. Hierarchie und Dogma des Buddhismus finden sich hier besser als in früheren Lehrbüchern dieser Art dargestellt. Die Schilderung des ostindischen Archipels umfaßt Sumatra, Celebes, Bornes und Java, über welches der Verf. jedoch nicht den neuesten Berichten gefolgt ist, da Dr. Blume (1822) sein jüngster Gewährsmann bleibt; doch hat Descourcay auch zu anzehenden Gemälden den Stoff hergegeben. Die kleinen Sundainseln, die Moluden, die Suluwinseln sind mit Recht kurz und flüchtig behandelt, um mehr Raum für Manila und die Philippinen zu gewinnen. Hierauf folgt Beluschistan und Afghanistan (Kabul), das interessante Reich der kriegerischen und zugleich gelehrten Afghanen, vielleicht der kräftigste Volksstamm Südasien's. Hierauf das paradiesische Korassan und Kaschmir mit seiner von 200,000 Einw. bewohnten schaumwebenden Hauptstadt und seiner dem Ganestrict am nächsten geliebten Sprache. Hier finden sich anzehende Notizen über jenen Hauptzweig der asiatischen Industralie gesammelt, der dem Lande einen Erwerb von mehr als 18 Mill. Gulden jährlich abwirft. Den Beschluß macht Kanton mit seinen fünf Provinzen unter unabhängigen Nabobs. Die Kupfer dieses Bandes gehören zu den erfreulichsten im ganzen Werke. Im vierten Theile nimmt Persien (Iran) mit seinen elf Provinzen, Irak, Libanistan, Meserideran, Ghilan, Kherbedschan, Kordistan, Kuffan, Fars, Kerwan, Kubistan und Korassan die ersten 120 S. ein, in dem allgemeinen Theile vorzüglich nach den „Sketches of Persia“, von unbekannter Hand gearbeitet und, wie uns dünkt, nicht sehr zuverlässig. Die Darstellung des Culturzustandes, der Unterrichtsanstalten nach Frazer ist besonders lobenswerth; in gleicher Art ist die Uebersicht des Staatshaushalts und der Verfassung neu und beschrie-

Donnerstag,

— Nr. 30. —

30. Januar 1834.

Italienische Bruchstücke. *)

1.

Venua.

Dort am Fenster in der Nige
Liegt ein schwarzer Skorpion,
Den ich auf die Schere spiege
Trog des schwippen Stachels Drohn.

Julimonat: viele Höhe,
Genuesisch leichtgeföhrt,
Spröhren lustig in die Höhe,
Wie die Regensprige gießt.

Im Theater aufgesehn,
Auf die Hofen schwarz geföhrt —
Kellner mit dem Binsenfesen,
Lehre zu, bevor's zu spät.

Doch die buntgebissnen Beine
Lobt dein Seebad, Venua,
Wo der Kereiden eine
Auch mein sterblich Auge sah.

2.

Unser Mariner ist ein braver Mann; wenn er nur wie die Dfreeschiffer ein ordentliches Segel hätte. Aber er ist heute nicht da.

„Sie wollen eine Barke, Signore? Sie wollen vor dem Molo fahren, nach dem Comellinogarten, nach der Grotte? Strigen Sie ein, haben Sie die Güte!“ Im Nu waren wenigstens 50 um uns herum, und jeder schrie: „In diese Barke! diese ist gut!“ Wir waren mit einem hübschen jungen Seemannsgesichte schon tief in den Handel hinein, als plötzlich unser gewöhnlicher Mariner erschien, das Boot nebenan zurecht machte und mit unwiderstehlicher Sicherheit sein gewohntes „Favorisca, Signore“ an mich richtete. Ich halte es allerdings für grausam, daß ich die Hoffnungen des guten Jünglings täuschte, den Handel abbrach und aus seinem Boot in das andere stieg, und er hätte Ursache zum Zorn gehabt; er zürnte aber nicht, sondern zog freundlich seinen schwarzen Strohhut, verneigte sich und sagte: „Nun denn ein ander Mal!“ als hätte er es geahnt, daß mehr ich als er des Trostes bedurfte. So war es wirklich. Denn was konnte ich sagen, als ich von meiner Begleiterin die Bemerkung hören mußte: „Ist doch der genuesische Bootsmann delica- ter als der deutsche Doctor!“

„Nach den Comellinogarten!“ — Ei da brauche ich noch Mannschaft. — „Nun so nehm den kraustöpfigen Burschen, dem ihr mich weggesicht habt!“

„Sie haben zu befehlen.“

Der Wind blies lustig hinterher, und zischend flog die Barke durch den Schaum, während unsere Seemänner angelegentlich über ein Kriegsschiff berietben, welches, in der Entfernung von einer guten halben Meile gelegen, dem Hasen zuzusteuern schien.

Auf den Schanzen am Molo war Alles in Bewegung; da fiel ein Schuß auf dem Schiffe. Das Zeichen wurde sogleich erwidert, und zwar, abgeschmactt genug, mit scharfer Ladung, sodaß die Kugeln auf 50 Schritt und näher an uns vorüberzangen, und wie uns wirklich genöhigt sahen, unsere Richtung zu verändern. Natürlich war dies kein kleines Abenteuer für die ganze Gesellschaft, und wir kamen Alle darin überein, daß es doch eine wunderliche Art sei, mit Kanonenkugeln zu scherzen, und zwar offenbar in Beziehung auf unsere Barke; denn das Schiff zu erreichen oder ihm auch nur die schärfste Begrüßung bemerklich zu machen, war ganz unmöglich.

3.

Da ist der Garten. Ei welche Myrtenhecken, großblättrig und blühend, und daneben der hohe Lorber, von dem Götze singt! Aber auch welch ein betäubender Gestank! Und in der That alle diese Wohlgerüche nennen die Italiener nie anders als puzzo.

„Paßt Euch mit Euerem Blumentram, es stinkt hier so genug, ich will nichts.“

„Kauf doch einige von den wunderschönen Straußen; ich nehme diesen und einige Birnen und Pfirsichen. Sieh her, mein Kind! sind sie auch reif?“

„Versuchen Sie, bella Signorina; hier ist ein ganzer Korb voll, und meine Mutter soll gleich noch mehr bringen, suchen Sie sich die besten aus.“

„Nun das kostet mir all mein Kupfer; da werd' ich nachher die Trinkgelber mit Thälern bestreiten müssen.“

Der obere Theil des Gartens ist ein Park aus schattigem Laubholz; ich lobe mir Doria's Garten und Pa- laß, Erinnerung und Lage beider ist mehr.

Comellino, oder Ritter,
Die Zechnen sind mir bitter,
Die die Gartenfahrt verschlingt.

*) Vgl. Nr. 289 d. Bl. f. 1833.

Was er uns nicht Alles preiset,
Der's beschreibet, wie er gereiset,
Was man sehn muß unbedingt!
Sind die Fremden angekommen,
Hat man etwas vorgenommen.

„Nun geht es an die Suppiken per la bona mano; das hätt' ich nicht gedacht, das rame reicht aus, und ich behalte noch drei Centesimi übrig.“

„Nur nicht zu früh triumphirte, da seh' ich noch ein altes Weib kommen.“

„Was für Dienste behauptet sie geleistet zu haben?“

„Signore, ich habe hier am Thore gestanden.“

„Nun ja, aber das Thor war offen und steht immer auf.“

„Wenn es aber zugewesen wäre, Signore, so hätt' ich es geöffnet, und alle Fremde, die herkommen, geben mir vor allen Dingen was, weil ich sie erlasse.“

„Gut; da hat sie drei Centesimi!“

„Tre centesimi? oh Dio, tre centesimi!“

„Sì, Signora, tre centesimi.“

„Für mich? für mich, die ich am Gartenthore stehe? für mich tre centesimi? Tre centesimi!“ schrie sie aus vollem Halse; und als sie sah, daß es uns mehr belustigte als rührte, ging sie während nebenher bis ans Boot und rief das ganze Dorf zu Zeugen dieser empörenden Ungerechtigkeith: „Kommt herbei, ihr Leute, und seht diesen Jaglese und seine Signora, die sich mit Edelsteinen schmückt wie die heilige Jungfrau von Loreto; seht, was sie mir gegeben haben, mir, die ich am Thore des Lomellinogartens stehe. Drei Centesimi haben sie mir gegeben, drei Centesimi!“ Und so verfolgte sie uns bis an die Warte, ja bis ins Wasser hinein, und unsre Gelächter steigerte sie nur noch in ihrer tragischen Stimmung, die damit endete, daß sie einige von den gekauften Birnen, die ich ihr noch verehren wollte, während hinter uns herschleuderte, während sie jedoch die drei Centesimi behielt.

4.

Der Vollmond stand über Genua und goß alle seine Zauber aus über diesen großen wunderbaren Halbkreis, der Stadt, Gebirge, Meer und Hafen, Fels und Garten, Burg, Alles zugleich ist; was eine Gegend macht. Acqua sola heißt ein Theil des Kesselrandes am Meer nach Spezzia zu; er dient Abends zum Spaziergange und ist vom Lande einer der schönsten Gesichtspunkte, denn man sieht das Meer vor sich, Genua rechts, und links die schwarzen Wälder und Gärten in einer anmuthigen Montagna. Hier fanden wir nach einem echtitalienischen Tage einen eben solchen Abend. Man sucht in diesem blendenden Mondlichte, noch vom Tage her in der Gewohnheit, den Schatten der Akazien, wenn man unsorn matten nordischen Freund zum ersten Mal durch dieses hellere Mittel siehe.

Während wir uns so mit dem italienischen Mond beschäftigten, wurden wir selber mit großem Interesse von den Genuesern beobachtet. Sie erkannten uns indessen besser als die Hörscherin, sprachen uns sogleich für Deut-

sche an und wurden so laut im Lobe der bella tedesca, daß wir ein gewaltsames Mittel ergriffen, um aus Schaupspielern wieder Zuschauer zu werden. Wir gingen ins Theater.

5.

Das Schauspiel war wunderbar für einen rasen Geschmac eingerichtet. Ungeheure Nührung und gegenüber ein ganz nichtwürdiger Bandit. Eine reiche Braut entdeckt, daß ihr Geliebter gebrandmarkt ist, aber es ergibt sich, er ist es aus ungeheurer Edelmuth. Alles unnatur bis auf den einen Zug, daß seiner Unschuld die Wassera einen Gebrandmarkten nicht zum Gutsherrn haben wollen und sich dies erst von dem Bruder der jungen Frau, der eine legitime Autorität hat, einschalten und befehlen lassen müssen. Dann wird die Hochzeit und Alles geht gut. Aber warum bleibt der edelmüthige Gebrandmarkt immer noch eine ebenso widerliche Erscheinung als der entsprungene Bandit? Die Italiener lieben die Extravaganzen auf dem Theater, wir das Besondere, aber am meisten ist uns heutzutage wol der Bühnenedelmuth zuwider. Aufopferung und Edelmuth, der von sich weiß und einen Grad höher stehen will als eines braven Mannes natürliche Besinnung, ist immer unnatur und als künstlich angelegt und wahrscheinliches Product der Eitelkeit gar nichts werth. Der Augenblick der Noth und Extase, wo Blutsverwand die Schlacht gewonnen sieht, wenn er stirbt, das ist der Boden einer Aufopferung, an der Nemard zweifelt, und sein letztes Wort: „Sorgt für mein Weib und meine Kinder“, ist es grade, woraus man sieht, daß er selbst in diesem Augenblick nichts will, als ganz seinem Gewissen folgen, keinem Ruhm, keiner äußerlichen Berechnung und ihren Rücksichten. Das gemeine Leben dagegen ist gar nicht die Sphäre der Aufopferung, denn sie ist eben etwas Uagemeines; wo sie also im gemeinen Leben erscheint, da ist sie, wenn nicht erkünstelt und erbeuchelt, doch immer unnatürlich und überflüssig. Wer gerecht ist, der ist genug. Und so scheint es uns ein mangelhaftes, stitliches Gefühl, daß die Italiener dem Edelmuth auf der Bühne in dem gemeinen Kreise des Schauspiels so sehr zugethan sind, während bei uns Gott Lob die Periode des edelmüthigen Kogebue vorüber ist.

6.

Viel erfreulicher als das edelmüthige Schauspiel war mir mein dicker Tischnachbar, der vor Allem sich bedachte und ohne Zweifel die Maxime hatte: Jeder für sich und Gott für uns Alle! Er war der Einzige, der sich seine Flasche mehrmals füllen ließ, und von dem ich überzeugt sein mußte, daß er seine vier Francs so ziemlich verbrauchte, und in der That auf eine lehrreiche Weise. Er hielt strenge auf die Ordnung der Gänge, und man konnte sich in jeder Beziehung nach ihm richten. Wenn er ein Glas Wein nachzutrinken für nöthig hielt, so war für einen Geringern wenigstens ein Schluck am Orte, und so im Uebrigen. Die Feigen z. B. schnitt er der Länge nach durch und streifte dann mit einem Schult vom Stengel an immer die halbe Frucht in seinen drauffestigen Mund; die Pfirsichen wurden in die linke Hand ge-

nommen und mit dem Ballen der rechten Hand aller Flaum heruntergekehrt, so geglättet aber um ihre Achse gedreht, indem das Desormesser eine Lage nach der andern scharf abschneidet. Der Kern kam gar nicht zum Vorschein und ebenso wenig das Bittere, was in seine Spalten hineingewachsen zu sein und von Unkundigen mitgegessen zu werden pflegt. Wie doch Alles seine Kunst hat! Unser Mann war aber auch so vertieft in ihre Ausübung, daß er erst beim Kaffee anfing, an dem Altschgespräche Theil zu nehmen, wozu er vorher offenbar keine Zeit hatte.

7.

Man fährt nach Spezia zu durch dieselbe Gegend, mit der man von Acqua sola aus schon vertraut geworden. „Hier geht es nun ganz eigentlich in Italien hinein, und mit dem französischen Golde und der französischen Pollice dürfte nun wol auch die Sicherheit der Straßen aufhören.“ Als ich dies sagte, kam eben ein Postzug heran, und der Forstiere, welcher aus der muthmaßlichen Banditengegend herkam, schlief so ruhig, als hätte er in der Schnellpost von Magdeburg nach Berlin gefahren, und es gehört für einen verschüchterten Deutschen wirklich nichts dazu als einige Übung, um ganz ruhig seinem Beispiele zu folgen. Allein das Gefühl der Behaglichkeit, welches dieser Anblick und die daran geknüpfte Betrachtung erzeugt hatten, wurde bald durch einen widerwärtigen Zufall gestört. Der Wagen verlor das Gleichgewicht, scharrend schleifte der Kasten auf dem Platterade hin, und da hielten wir in unserer Bedrücktheit mitten auf der Landstraße. Die Federhaspe war gebrochen. Ich war noch in eifriger Berathung mit dem Postillon, als ein junger Mann herankam und ohne Weiteres fragte: „Haben Sie Stricke bei sich?“ „Gewiß, von jeder Sorte.“ „Nun, so geben Sie her!“ Und sogleich legte er Hand ans Werk mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit, band den Kasten in die Höhe, begoß die Stricke mit Wasser und sagte dann wohlgefällig: „So, meine Herren, nun können Sie sicher bis Neapel fahren, meine Arbeit reißt nicht.“ Ich bot ihm ein ansehnliches Trinkgeld an; er aber sagte freundlich abwehrend: „Es würde mir leid thun, von Ihrem Unfall zu verdienen. Lassen Sie es eine Gefälligkeit gewesen sein und erweisen Sie mir dafür eine andere. Ich werde mit Ihnen nach Hause fahren, einige Meilen in die Campagna hinein.“

Die Fremden schlug ich ein und hatte den ganzen Weg die beste Unterhaltung. Er war ein Witzler aus der Gegend.

8.

Hart am Rande hoher Felsenaufer — die Fischerboote schwimmen zehnmal verkleinert zu unsern Füßen — steigt der Wagen fort, und jetzt donnern seine Räder durch ein mächtiges Felsenloch, welches uns die See einen Augenblick verbaut. Dann durchschneidet er querein gewendet die fruchtbare Montagna, die nur auf der höchsten Höhe von Feuchtbäumen und freundlichen Wohnungen, einzeln und in Dörfern gesammelt, entblößt ist, und steigt nach Spezia wieder abwärts. Der Mond stieg glänzend auf. Schöner und geheimnißvoller ist das Waldgebirge in seinem

zweifelhaften Schimmer. Die Straße war mit Menschen wie besät, Alles zog die laue Nachtluft und den schönen Vollmondschein dem brennenden Tage vor. Mir wurde Mond und lauer Duft verhängnisvoll.

„Den Lüftchen, diesen lauen,
Wie bin ich ihnen gut!“
Darfst ihnen doch nicht trauen
Auf dieses Tages Gut.

„Dem Mond hernieder stehen
Ob wie sein Schimmer mild.“
Sie lühten, wie sie lächeln,
Sternen sind ihr Bild.

„Ich will sie froh genießen,
So Süßes lühtet nicht,
Die aus dem Himmel fließen
Und weh'n zum Morgentlicht.“

9.

Venedig.

Wer denkt nicht von Venua nach Venedig hinüber wegen alter Feindschaft und zum jetzigen Vergleich der beiden Königinnen des Meeres? Sie sind genug verglichen. Ich erinere mich der Gondoliere und ihrer Gesänge. Den Tasso nun freilich möcht' ich nicht zum zweiten Male hören. Alle Hunde heulten, denen unsere Gondel mit den Tassosängern zu nahe kam, und es erforderte viel Gentilezza, diese aufgezogenen Schlaraffen erbärmlicher Töne nicht sogleich wieder zuzusehen. Besser gefielen mir die Reinen sogenannten Canzonete veneziane, besonders „Die Blonde in der Gondel“, die mich so vlesfach angenehm berührte, daß ich sie mir dort öfter wiederholen ließ. Mein Lohnbedienter hatte die meiste Qual davon, denn alle Lieberchen, deren ich habhaft wurde, mußte er mit gewaltiger Anstrengung ausbeuten und ins Toscanische übertragen. Wenn ich dann z. B. fragte, was muso oder xe in gutem Italienisch hiesse, so war die gewöhnliche Antwort: „Come? muso? come si dice? eh, eh, non so, cosl coal.“ Und dann zeigte er wo möglich den Gegenstand und war ganz glücklich, wenn ich ihn nannte.

-87.

Neues Malerlexikon zum Handgebrauch für Kunstfreunde.
Nebst Monogrammen. Nürnberg, Campe. 1833.
Gr. 12. 1 Theil. 12 Gr.

Zum Handgebrauche ist dieses Wörterbuch der Maler allerdings zu empfehlen. Es ist eng, doch klar gedruckt und gibt in einer gedrängten Zusammenfassung das Wesentliche über Person und Kunst jedes Einzelnen. Einige Artikel, welche die größten Meister enthalten, sind reicher ausgestattet als andre. Aber, was wir dagegen bemerken müssen, es findet sich grade hier eine bedeutende Ungleichheit. So ist u. a. der Artikel Raffael Sanzio auf einer Spalte mit den allgemeinsten Ausdrücken über den Charakter seiner Gemälde abgemacht, während u. A. bei dem Namen Goye, der gegen 4 Spalten einnimmt, eine Reihe historischer und antiquarischer Mittheilungen sich findet. Ferner sind die Angaben des Herausgebers nicht bis auf die neueste Zeit berichtend fortgesetzt, wenn es von Perret heißt, er habe 1822 noch gelebt, und am Schluß des Artikels über Hubertus und Johann van Eyck, die Boisseree'schen Bilder dieser Meister seien in Stuttgart zu finden, während sie bereits

seit sechs Jahren von dem Könige von Baiern angekauft und für jetzt in der königlichen Galerie zu Schleißheim aufgestellt sind. Sodann fehlen in diesem Verzeichnis die Namen vieler ausgezeichneten Maler der gegenwärtigen Zeit, z. B. Overbeck, Weir, Eggert, Wegas, Camuccini u. A. m. Dies sind nun freilich auffallende Mängel einer Sammlung, welche doch sichtlich mit großem Fleiß aus vorhandenen Schatzkammern und einiger Bekanntheit und Anschauung zusammengetragen ist. So lange wir indessen in Deutschland nichts Vollständigeres und Besseres besitzen, gleichsam einen neuesten Fust, aus dem Folioformat in bequemeres Octav umgewandelt, muß man ja wol auch mit dem hier Dargebotenen zufrieden sein und hat vielmehr nur den ehrenwerthen Verf. aufzufodern, sein Werkchen durchzubessern, wozu ihm nicht bloß eine genauere Benennung des Kunstgutes und Berliner Kunstblatts und des pariser „Journal des artistes“, sondern namentlich auch die jüngst erschienenen höchst schätzbare Reise von Passavant nach England und den Niederlanden reichliche Hülfen leichter wird.

Für junge Künstler und mindergebildete Kunstfreunde ist in der Einleitung eine Uebersicht der Kunsttheil und Kunstgeschichte vorausgeschickt, welche die wichtigsten Kunstausdrücke faßlich und meist richtig erklärt und die Verlöben und Schulen der Malerei bezeichnen. Ist hier auch keine Vollständigkeit zu erwarten, so dient das Gegebene doch dem Kunstjüngler, um daran die Erinnerung Deffen festzuhalten, was ihm im akademischen Lehrvortrage gründlicher und erschöpfender ist vorgegetragen worden.

Sprachliche Handglossen.

1.

Wenn man die Bedeutungen mancher Wörter bis zu ihrem Ursprunge in den Wurzelwörtern verfolgt, gelangt man oft auf überraschende Ergebnisse der Begriffsverwandtschaft. Daß die beiden Wörter hören, gehören von einerlei Stamm ausgehen, davon überzeugt uns das Obre, daß sie aber auch dem Begriff nach innig verwandt sind, scheint nicht sogleich auf der Hand zu liegen. Und doch glaube ich, daß sich die Sache wirklich also verhält. Hören hat eine andere Form, hórchen, welche, beiläufig gesagt, zwar den Nebenbegriff des angestregten oder heimlichen Hörens in sich schließt, worauf aber hier nichts ankommt. Ferner heißt auf Jemanden hören, sich in seinen Willen fügen, ihm zu Diensten sein, wofür die Wortformen: gehórchen, Gehórsam, üblich geworden sind. Hiermit aber stehen wir auf dem Punkt, von dem aus sich uns die Begriffsverwandtschaft klar darlegt. Was steht Jemanden wol mehr zu Diensten, was muß seinem Willen sich mehr fügen, als sein Eigenthum? Und mit dem Worte gehóren bezeichnen wir ja grade, daß etwas unser Eigenthum ist. Hierzu fügen wir noch die alten Worte ein Höriger, Hörigkeit, welche zunächst zwar den Begriff bezeichnen, daß ein Mensch, gleich einer Sache, in das Eigenthumsrecht oder den Besitz eines Andern übergegangen war, zugleich aber auch den unterwürfigsten Gehorsam in sich schlossen, zu welchem ein Mensch gegen einen andern verpflichtet sein kann. Auch in der lateinischen Sprache scheint die Begriffsbeziehung des Eigenthumsrechts, der Unterwürfigkeit, mit dem Begriffe von hören zusammengehörig zu haben, denn cluere bezeichnet in seiner ursprünglichen Bedeutung wol nichts Anderes als einen Hörigen, Erbanter, Erbhörigen, späterhin wenigstens zu Gehorsam oder doch zu Unterordnung Verpflichteten. Und aller Wahrscheinlichkeit nach ist wol die Ableitung von dem Aeltesten cluere, wie auch Nieduzt annimmt, die richtige, welches freilich berühmt sein, im Rufe stehen bedeutet, aber doch auf das Grie-

chische κλυω, hören, gehórchen (κρίνωτος, berühmt) als Stammverwandtes Wort hinweist. Daß i in cluere steht dieser Ableitung durchaus nicht im Wege, da man ja auch silva und alyla, inclitus und inclutus schrieb, wobei die Einführung des den Römern fremden y unstreitig vom spätern Griechischen herührte.

2.

Daß die Gleichheit der Hauptlaute in den Wörtern nicht zufällig, sondern in dem unbewußt bildenden Sprachgeiste des Menschen tief begründet ist und fast immer untereinander verwandte Begriffe bezeichnet, ist eine längst anerkannte Wahrheit. Daher leitet uns die Betrachtung mancher Hauptlaute-Verbindungen nicht selten auf eine ganze Reihe von Wörtern, welche dem ersten Blicke sehr fern voneinander zu liegen scheinen und dennoch in Stamm und Begriff zusammengehören. In dieser Hinsicht wollen wir hier die Hauptlaute-Verbindungen Ort und Hort oder Hör *) betrachten. Daraus sind folgende Wörter entstanden: Gurt, Gürt-el, gürt-en, Gärten, in welchen der Grundbegriff immer der des Umschließens ist; entweder eine Sache zum Umschließen, oder eine eingeschlossene Sache, ein umschlossener Ort. Ferner Hárde, Herde, Hirt, Herde. Auch in diesen Wörtern waltet immer der Grundbegriff des Umschließens. Denn auch da, wo der Begriff des Schutzes und der Vertheidigung zum Grunde zu liegen scheint, muß man daran denken, daß das Beschützen und Bewahren sinnlich dargestellt im Umschließen besteht. Das Kind ruht sicher, umschlossen von der Mutter Armen; die Kucklein sind gesichert unter dem Beschluß der mütterlichen Flügel. Hieraus erklärt sich auch das Wort Hirte. Herde ist eine zu gegenseitigem Schutze verbundene Geselschaft von Menschen, die sich noch nicht über das Thierische erhoben hat, daher die Verwandtschaft mit Herde. Ja, auch Hort gehört hieher, welches actus Schutzes, Beschützer, Wächter — so in der Bibel von Gott und dem Geiste Gottes — passiv etwas Bewachtes, einen Schutze bezeichnet, wie der Hort im Ribungentiede. Ja, ich möchte fast glauben, ohne es jedoch mit Zuversicht behaupten zu können, daß die beiden Wörter Schutze und Schutze, deren Begriff das Wort Hort in sich vereinigt, keinesweges zufällig in ihren Hauptlauten zusammenstreffen.

Diese Hauptlaute-Verbindungen geht aus auch in andern Sprachen mit verwandten Begriffen über. Grad im Polarischen ein umschlossener Ort, Stadt, Festung, in andern slavischen Mundarten: Grad, Grad, Hrad, daher Nowogorod, Gradiska, Hradiez, poln.: Gradno, Gradzisko. Ferner: ograd, Garten, ogradzie umzäunen, befruchtigen, einhegen. Im lateinischen hortus, crates. Im Hebräischen gadar, er hat gegeben. In den neuern romanischen Sprachen läßt sich der Ursprung auch noch erkennen, z. B. Französisch: jardin, er gader, le garden. Ebenso im Italienischen.

*) Das beide zusammengehören und nur h und g oder ch einander übergeben, davon haben wir überall die Belege. Der Pol pol (Berg), der Böhmische hora, der Pole twogo, swego, in nre, selnes, der Böhmische tweho, sweho. Das lateinische cura poln.: chata, heusch: Hütte. Im Deutschen das Wort Kater (welches vor vernigen Decennien noch in der deutschen Mundart herrschte) Kagen: Ellenbogen vorhanden war), deutliche Spuren Hessen. Dabel sei es mir erlaubt, hier den Wunsch auszusprechen, daß es einem bei Altdeutschen Kundigen gefallen möchte, aus diesem den Ursprung und die Bedeutung des Namens Kater zu erläutern. Ob es mit Kater, Kage zusammenhängen mag, und dieser Volksstamm etwa so genannt wurde, wie es in Amerika Kuck, Kibere, Ditter: Jabloner gibt? Dann wäre der Kuckrad: Kuckrad: Kuckrad, als ein Volksstamm zu erklären, i. die Kagen bei Tage schlecht werden.

Erzherzog Maximilian's Brautzug. Dramatisches Gedicht in fünf Abtheilungen von Deinhardstein. Wien, Gerold. 1832. Gr. 12. 10 Gr.

Zweiß Freier bewerben sich um die Hand Mariens, regierender Herzogin von Burgund. Von diesen wird nur vieren, die übrigen sind zu unbedeutend, gestattet, öffentlich als Bewerber aufzutreten: dem Dauphin von Frankreich, den Fürsten Philipp und Johann von Kleve,

und Maximilian, Erzherzog Oesterreichs,

dem die Brautfahrt aber ebenso schwer gemacht wird, als seinem Namen der Eingang in Herrn Deinhardstein's jambischen Vers. Marie soll sich nun für Einen von ihnen erklären. Alle sind ihr fremd, aber freilich müssen die machtlosen Klevischen Fürsten zurücktreten, ohne daß ihre Zorn Gefahr drohte, wenn Marie den Dauphin oder den Erzherzog wählt. Um so gefährlicher wird die Wahl zwischen diesen Weibern, da sie mächtig genug sind, ihre Ansprüche durch Wassengewalt zu unterstützen. In dieser Verlegenheit hilft sich Marie, indem sie sich auf das Testament ihres Vaters beruft, worin ihr vorgeschrieben sei, wenn sie zu ihrem Gemahl wählen solle. Sie verpflichtet die anwesenden Gesandten der vier Fürsten, im Namen derselben schriftlich in die Wahl Desjenigen zu willigen, den das noch uneröffnete Testament als ihren künftigen Gatten bezeichnen werde, und nach der Eröffnung desselben jedem weiteren Anspruch friedlich zu entsagen. Der französische Gesandte, in der Meinung, die Heirath mit dem Dauphin sei schon vor ihres Vaters Tode verabredet gewesen, glaubt hierbei keine Gefahr zu laufen und unterzeichnet die ihm vorgelegte Urkunde; seinem Beispiel folgen die Uebrigen. Das nun eröffnete Testament bezeichnet den Erzherzog. Der überraschte Franzose erklärt darauf, daß er jene Einwilligung ohne Vollmacht aus Uebereilung unterzeichnet habe, daß in dieser Wahl eine Beleidigung seines Herrn liege, und macht auf die Gefahr der Folgen aufmerksam. Doch bleibt die Wahl entschieden. Dem Gesandten des Erzherzogs wird Raum gegeben, die vorzüglichen und glänzenden Eigenschaften seines Herrn vor der Braut und den Zuschauern hinlänglich zu entwickeln, worauf er dann als eifriger Votirer der frohen Kunde verabschiedet und somit die Exposition und der erste Act geschlossen wird. (Zweiter Act.) Was zu befürchten war,

trifft ein: Frankreich überlebt Marie mit Krieg und Maximilian wird eilen müssen, wenn er noch zeitig genug zu ihrer Rettung eintreffen will. Zugleich legt man ihm Falken, um seine kriegerische Brautfahrt, wo nicht zu hindern, doch zu verzögern. Sein Rath, Adrian von Kassingier, den er mit Vertrauen geehrt und mit Gnaden überhäuft hat, ist dem Franzosen verkauft und will ihnen auch seinen Herrn verhandeln. Als der Letztere auf seiner Reise nach Brüssel zu Innsbruck einen Rasttag hält, beschließt er, sich auf der Martinswand mit der Gensensjagd zu belustigen, und Kassingier, nach seiner Behauptung mit allen Wegen wohl bekannt, erbletet sich ihm zum Führer. Kunz Rosen aber, des Erzherzogs Hofnarr, der Kassingier's Schlechtigkeit kennt und seinen Verrath ahnt, sucht seinen Herrn auf alle Weise von seinem Vorhaben abzubringen, was ihm jedoch nicht gelingt. Kassingier verlockt den Erzherzog auf unwegsame Pfade, die dieser, von Jagdbegierde fortgerissen, unaufhaltsam verfolgt, während Jener, als könne er ihm nicht folgen, absichtlich zurückbleibt. So hofft er ihn dem unvermeidlichen Verderben preiszugeben. Wirklich hört man auch bald Maximilian's Pfiffhorn nothrufend ertönen. Kunz Rosen, der dem wegschleichenden Kassingier begegnet, zwingt diesen mit Gewalt, ihn nach der Stelle, wo Maximilian ihn verlaufen hat, hinzuführen. (Dritter Act.) Er hat sich, die steile Bahn verfolgend, seinem Herrn, der auf dem Gipfel der Martinswand hilflos nicht vorwärts rücken kann, so weit genähert, daß nur noch ein Felsstück ihn von demselben trennt. Er erzählt:

Die Arme ausgebreitet, ruf ich nun
Dem Fürsten zu, mit einem schönen Sprung
Sich auf mich, los zu lören; es gelingt!
In meinen Armen liegt der Fürst und drückt
Mich an sein Herz, und eine Thräne fällt
Herunter auf das Blut, das von der Wunde,
Die mir der Fels geriet, zur Erde quillt.

Diese Rettungsepisode ist von der Erfindung des Verf., der übrige Theil der Fabel dem Heuerdank entlehnt. Maximilian zieht, wiewol gewarnt, mit geringer Begleitung nach Gent und wird dort von den aufrehrerischen Bürgern gefangen genommen, wo wie ihn (vierten Act) in der Haft sehen. Kassingier hat die Rakete abgeworfen; die Bürger wollen des Erzherzogs Befreiung an Bedingungen knüpfen, die er mit edelm fürstlichen Stolz und mit Fe-

stizkeit zurückweist. Kunz Rosen schleicht sich, als Mönch verkleidet, zu ihm ein und will ihn verdamnen, seine Kutte anzulegen und sich in dieser Verkleidung zu retten. Der Fürst weiß diese Art der Befreiung, als seiner unwürdig, mit der Erklärung zurück, er dürfe sich von Niemand retten lassen als vom Recht der Waffen. (Fünfter Act.) Die Herzogin Marie erscheint, in ihrer Hauptstadt von den Franzosen belagert, in der höchsten Verdrängniß. Ein Kriegertrupp bringt gewaltsam in die Stadt, und schon will sie mit einigen Vertrauten durch einen unterirdischen Gang entfliehen, als Kunz Rosen achemlos herbeieilt und Rettung verkündet. Die Eingebungenen sind nicht Feinde, sondern Vetter, nämlich Despreuxer gewesen. Kunz hat den schnelligst herbeigerufenen kaiserlichen Truppen zum Führer gebietet, wodurch der Erzherzog aus der Gefangenschaft befreit worden ist und die Franzosen in zwei Schlachten besiegt hat. Jetzt eilt er zur Rettung seiner Braut herbei. Kunz Rosen, von Maximilian befragt, wie er ihm seine Treue belohnen könne, bittet Entend nur um Entlassung von seinem Amt als lustiger Rath und steht, von dem Schwerte seines Herrn berührt, als Kunz von der Rosen wieder auf, welches somit die Pointe des nun beendigten Dramas ist.

Der bekannte Stoff ist, wie mir scheint, für die dramatische Behandlung ergiebig genug; auch hat ihn der Verf. von seinem Standpunkte aus recht geschickt und wohlgefällig in die Bühnenform gebracht, die Motive, wie er sie zu seinem Zwecke brauchte, wohl gemodert und glücklich benutzt, und so kann sich denn das Stück neben vielen andern günstig genug auf unserer heutigen Bühne sehen lassen. Dieses relative Verdienst aber ist auch Alles, was der Verf. erreicht hat und vielleicht erreichen wollte. Einen höhern poetischen und dramatischen Anspruch kann man dem Werke nicht zugestehen, denn es fehlt ihm hierzu sogar die zunächst erforderliche Sorgfalt und Feile des Versbaus und der Sprache. Der Dialog wird in dem jetzt beliebten nachlässigen Bühnenjambus, gewiß nicht ohne harte Beschwerden für die Schauspieler abgesprachen, welcher Vers fast der schönen jambischen Verse, deren sich einst Göthe und Schiller und Raupach noch jetzt bedient, gegenwärtig als ein bequemer Bühnenpantoffel eingeführt zu sein scheint, um nur eben nicht in barschiger Prosa über die Bretter zu laufen. Ausdruck und Gedankenwendung sind nicht sorgfältiger als der Vers behandelt. Von Maria von Burgund wird gesagt:

..... sie wird ein Mittel
Aufsinden, auszugleichen sanft und leicht,
Was uns mit Blut nur zu vermitteln schien,

welche Phrase nicht nur durch Wortverfälschung hart erscheint, sondern auch im Ausdruck fehlerhaft ist, da zwischen Fürsten und Völkern das Blut nicht zur Vermittelung, sondern zur Entscheidung führt, und sprachrichtiger noch immer durch Blut als mit Blut vermittelt würde. Was zunächst die höhere Technik betrifft, so hat Herr Deinhardstein das Hauptgewicht der dramatischen Wirklichkeit, was nicht zu tabeln ist, auf die Schultern des

Hofaaren gewälzt, ja, er hat außer der Rettung Maximilian's, die ihm die Historie zugestanden, auch noch eine zweite apart für ihn erfunden, und dadurch seine treue Ergebenheit noch mit einem besondern poetischen Decore verstärkt. Welch eine köstliche, eigenthümlich leuchtende Gestaltung hätte aus diesem Kunz werden können, wenn der Dichter mit Shakespeare'scher Bildungsgabe die Nase des kleinsten Humors innerer Seelenheiterkeit mit der des höchsten Edelmuthe und der festesten Treue so zu einem Vulkane verschmolzen hätte, daß beide in jedem Momente seiner Erscheinung ungeschieden hervorgereten wären. Hr. Deinhardstein hat dies nicht verstanden. In seinem Kunz fallen beide Elemente völlig auseinander, oder vielmehr das des Humors und des Witzes ist bis auf ein paar erzwungene Sarkasmen gegen Passinger, die gleichsam nur symbolisch eingestreut sind, damit das Hofaarenthum in ihm doch auch nicht ganz unrepräsentirt bleibe, gar nicht vorhanden. Dieser Kunz ist ein edelmüthig treuer, sich aufopfernder Fürstenthener, wie sie von Grinparzer und Andern bei weitem gründlicher und eigenthümlicher schon mehr als einmal auf die Bühne gebracht sind. Daß er zugleich als lustiger Rath bezeichnet ist, bleibt für das Stück ein völlig müßiger Umstand und könnte dem Zuschauer, wenn ihm Komödienzettel und Costum nicht zu Hülfe kämen, leicht entgehen. Hr. Deinhardstein machte sich leichtes Spiel. Ihm kam es nur darauf an, zu zeigen, durch welche Tugenden ein edler Mann zum Kaiser wird, welches denn allerdings sein Ererentliches haben mag in einer Zeit, wo sich eine Umkehrung dieses Verhältnisses nicht selten offenbart. Das Ganze ist auf eine Verherrlichung der Dienerereus abgesehen, und der Verf. hat dies mit so viel poetischem Feuer gethan, als eben hinreicht, um einen ehrlichen österreichischen Patrioten nach einhundert sechzig verlebten Bühnenstunden lauwarm enthusiastisch aus dem Theater an der Wien zu entlassen. In den nöthigen und herkömmlichen Anspielungen auf die Verdienste und den Werth des hohen Fürstenthums, dem Maximilian angehörte, durfte es natürlich hier nicht fehlen, und der Anlaß dazu wurde so eifrig gesucht als sorgfältig benutzt. In der That hat Hr. D. seinen Maximilian edel und kräftig dargestellt, und dies Bild ist ihm keineswegs mißlungen. Es hätte aber, wenn auf einer Seite der Fürstenadel warm und lebendig dargestellt wurde, bezeugen doch das Bürgerthum, wie es in den Abgründen von Gent hier eingeführt wird, nicht mit so partiellischem Scheitblick absichtlich herabgewürdigt und in den Schatten gestellt werden dürfen. Hr. D. hat diese beiden Personen ganz ohne Noth zu wahren Feinden von Uebereiferkeit und Gemeinheit gemacht. Ein echter Dichter hätte Maximilian verherrlicht, ohne darum die Bürger von Gent, die sich ihm entgegenstellten, der Beschuldigung wieder verächtlich darzustellen; und die Poese konnte von solcher Behandlung nur gewinnen. Mit solchen Beweisen aber, deren sich der Verf. bedient, mit dieser Dunkelstellung des Parteilichs gibt ein Dichter seiner Schöpfung nur eine widerwärtige Färbung; er trübt den Spiegel der Poesie, in dem sein Bild im klaren Licht erhobener Wahr-

heit erscheinen sollte, mit dem Hauch des absichtsvoll berechnenden Klugheitslebens und glaubt den Glanz Verer, die er feiern möchte, zu erhöhen, indem er, was ihnen entgegensteht, in trugverdunkelte Schatten taucht. Nichts kann verderblicher sein als die Richtung der heutigen Kritik, die den Dichterverken ihren Rang höher oder niedriger anweist, je nachdem des Dichters politische Grundsätze denen des Kritikers näher oder ferner zu liegen scheinen. Aber wenn schon dem Kritiker diese politisch-ästhetischen Selbstpfeichungen und Berlegerungen bestücken, wie viel häßlicher erscheinen sie an dem Dichter, der liberal in der reinsten Objectivität, in der kindlichsten Wahrheitsliebe sich zeigen und nie die Poesie zur Dienerin eines politischen Princips machen darf. Wer diesen Beruf untreu und parteilich erfüllt und seine Bilder im Sinne politischer Tendenzen caricirt, der verdient die Züchtigungen einer ebenso unheim gemischten Kritik, der falls schonungslos der Geißel eines Heine, Börne und ihrer Nachtreter anheim, welchen denn auch dieses Stück, im Fall sie es übersehen haben sollten, bestens empfohlen sein möge. 16.

Kritik und Kritiker in Frankreich.

Unter der Restauration legte die literarische Kritik in Frankreich die rauhen, zuweilen groben Manieren ab, die sie im Anfange des Jahrhunderts charakterisirten, vielleicht verlor sie dafür an einträglicher Schärfe und Unabhängigkeit, indes blieb sie wichtig und geistreich. Dr. Villemain ist der glänzendste Kritiker dieser Epoche. Seine Diction ist rein und correct und funktelt von Gepritz; seine Vorlesungen zogen eine solche Menge Zuhörer herbei, daß der Saal, der bei zweltausend Personen saß, stets zum Erbrechen voll war und die Plätze gleichsam mit Sturm eingenommen wurden. Indes kann man Villemain mit Recht vorwerfen, der Kritik eine wenig philosophische Richtung gegeben zu haben; man findet bei ihm mehr pikante Facta als kräftige Gedanken, mehr Schwung der Phantasie als Tiefe, mehr Eleganz als Originalität.

Im Jahre 1824 wurde der „Globe“ durch tüchtige junge Leute begründet. Es ist hier der Ort, eine wenig bekannte Thatsache zu erwähnen, daß die erste Idee zur Gründung dieses berühmten Blattes von einem Deutschen, Dr. Kruchenting, ausging, den man später entfernte, nachdem das Unternehmen gelungen war. Freiheit und Toleranz war der Wahlspruch der Redactoren des „Globe“; sie verheimlichten ihre Vorliebe für die romantische Schule nicht, wollten aber nichtsdestoweniger den besten classischen Schriftstellern den Tribut ihrer Bewunderung. Ihr Streben nach literarischen Reformen hatte nichts Leidenschaftliches, nichts Ausschließliches, und wenn dieses Blatt fortgedauert hätte, so würde es vielleicht die stürmische Heftigkeit so vieler ungeschickter Neuerer gemildert haben. Der „Globe“ zeichnete sich besonders durch eine feine Analyse, tiefe und erhabene ästhetische Ansichten, umfassende Kenntnisse und eine reine, wahrvolle Sprache aus. Dagegen zeigte er etwas Pedanterie in den Formen, und eine gewisse Präntation, die literarische Dictatur an sich zu reißen. Die Franzosen fanden ihn auch mitunter zu gelehrt, abstract.

Die „Revue française“, an deren Spitze sich Geister vom ersten Range befanden, sang unter glücklichen Auspicien an: tiefe Ansichten; neue geistvolle Ideen über Kunst, Literatur und Philosophie wurden darin entwickelt; indessen war sie für das größte französische Publicum zu ernst, zu abstract und verächtlich zu sehr die Popularität. Eingeshält in jene etwas nebelhafte Atmosphäre, welche man die Doctrin genannt, wußte sie sich nicht genug vor einer schwankenden, ungreifbaren Metaphy-

stik, vor einer mühseligen Berlektion der Gedanken, einer schwerfälligen, kalten Darstellung zu wahren. Mit lebendiger klarer Formen würde sie Eingang gefunden und günstiger Resultate herbeigeführt haben. Es ist sehr zu behauern, daß die „Revue française“ nicht mehr erscheint. Sie stand unter der Leitung von Vigny und Broglie.

Wäre die Zahl der Abonnenten der triftigste Beweis des Verdienstes, so würde die „Revue de Paris“ unstrittig ein ganz vorzügliches Blatt sein. Sie zählt ihrem Redacteur 200 Francs für den Bogen, der Abnehmer melben sich mit jedem Tage mehr. Mit dergleichen Thatsachen widerlegt man viele Einwendungen. Sie hat etwas Jesuitisches, täuscht durch einen gewissen Anschein von Gelehrsamkeit, welcher die Trägen lockt und ihr Gewissen beruhigt.

Alles genau erwogen, so ist die „Revue de Paris“ ein mit Blumen bedeckter Fallstrich. Es ist unstrittig ein pikantes Journal, welches dem Leser Erholung und Vergnügen gewährt, indes wäre zu wünschen, daß das Nützliche mehr berücksichtigt, das Denken mehr angezogen würde. Sie ist zu oberflächlich und ohne Kritik; einige gute Artikel angenommen, sind ihre Urtheile im Ganzen furchtsam, ferill und tragen das Gepräge der modernen Phrasologie — „verba et voces“. So, wie es ist, kann dieses Blatt amüsiren, aber es äbt keinen heilsamen Einfluß auf die Literatur aus.

Die Tendenz des Blattes: „Le sémour“, ist religiös; es bekämpft mit kühner Energie die Impietät der Tagesliteratur. Ein schönes, erhabenes Ziel hat es sich demnach gesteckt; indes wäre zu wünschen, daß die Aufgabe mit mehr Talent und einer ruhigeren Unparteilichkeit gelöst würde. Man kann dem „Sémour“ einen schwerfälligen, monotonen Styl zum Vorwurfe machen; auch kränkt er an einem faden, schwachenden Mysticismus. Redstem spukt in ihm ein Gektengriff, der sich oft zornig genug ausdrückt. Wie ist er nicht mit der armen Miss Trollope umgegangen! Er hat sie eine Modehändlerin gescholten; als ob ein Buch, weil es von einer Modehändlerin herrührt, notwendigerweise schlecht sein müßte! Dann hat er den Roman weiter ausgesponnen; da ihre Redenwaren in Cincinnati nicht abgegangen, so habe Miss Trollope Bälle gegeben, und weil sich die Geistlichen über diese mißfällig geäußert, so sei sie während geworden gegen den Alerus, gegen die Religion, gegen Amerika, gegen die Freiheit, und so habe die Feder ergriffen, in Gift und Saure getaucht und ihre schmutzigen Lügen aufs Papier geschmiert. Ein Journal, das sich achtet, sollte keine Anklagen aufnehmen, wie sie höchstens für den „Corvaire“ oder „Bridoisson“ passen; es sollte eine Frau nicht eine Ungläubige, eine Lügnerin, eine Betrügerin heißen; man kaunt mit Recht, einen solchen Ton in einer religiösen Zeitschrift anzutreffen. In dieser Särn rührt daher, daß Miss Trollope bei Schilderung der Revivals die verderblichen Wirkungen des Fanatismus enthält, und die Methodisten wollen von Fanatismus nicht reden hören.

Die „Revue européenne“, ein katholisches und legitimistisches Journal, zählt unter ihren Mitarbeitern sehr ausgezeichnete Schriftsteller, als De Carné, Cazalès und Gellin. „La revue des deux mondes“ gibt höchst interessante Aufsätze über Geschichte, Gesezkunde, Reisebeschreibungen u. s. w.; unter den Redactoren befinden sich rühmlichst bekannte Kritiker, Ste. Beuve, Planche u. A.

Nach dieser gedrängten Uebersicht der Journale gehen wir nun zu den Journalisten über. In ihrer Spitze befindet sich Charles Koder, dessen Romane zu sehr gelobt worden, der aber als Kritiker eminente Eigenschaften besitzt. Die „Mélanges de critique et de littérature“ sind das Beste, was er in diesem Fache geleistet. Koder hat einen feinen, vielleicht allzuweisen Gepritz, große Belesenheit und scharfen Beobachtungsgelbst. Seine besprechende, sorgfältig behandelte Diction hat etwas Manieretes, wie er denn überhaupt zu ängstlich nach dem Originellen, dem Ueberrauschenden hascht. — Gustave Planche hat das Gefühl des Schönen, er begreift die Kunst und greift den Künstler oft mit siegreicher Energie an. Seine Kritik bleibt nicht, wie bei

französischen Journalisten nur zu häufig der Fall ist, bei dem äußern Apparate der Kunst stehen, er bringt tiefer, er forscht dem Grundgedanken des Kunstwertes, der logischen Consequenz der Charaktere nach u. s. w. Es fehlt ihm an Klarheit und Behendigkeit im Styl und in Gedanken; er versteigt sich mitunter in metaphysische Aufflüge, die ihn ins Nebelhafte führen. — In Ste. Beuve spricht sich der Geist der heutigen Kritik wol am vollständigsten aus. Er war einer der ersten Apostel des Romantismus und hat mit unermüdlichem Eifer den Kreuzzug gegen das Jahrhundert Ludwig XIV. gepredigt. Er lobt Hrn. Mallet über die Rassen und ist ungerecht gegen Racine. Dagegen hat er Lafontaine, Mad. de Sevigné und André Chénier richtig aufgefaßt. Man muß ihm religiöses Gefühl, eine dichterische Phantasie, eine sanfte, erhabene Melancholie zugestehen, doch wird er leicht sentimental, dunkel und eccentric. Er faßt von Seelenreichtum, überschwenglicher Zärtlichkeit, von den Reizen einer allzu verwundbaren Seele bei der ersten besten Kritikation irgend eines ephemereren Kraftgenies; über die trivialsten Gedanken im lächerlichsten Gewande bricht er in Ausrufen aus, es schämt ihm die Brust von seiner Ähnung, er erblickt nichts als neue Gestirne, Morgengröße eines neuen poetischen Tages u. s. w. Seine Darstellung folgt genau seinen kritischen Inspirationen; aber läßt er sich einem gegründeten Enthusiasmus über ein großes und wahres Genie, so entsaltet sich sein Styl leicht und glänzend und natürlich. Wie er aber zu seinen abstracten und sentimentalen Lucubrationen übergeht, wie er krankt Seelen, verdeckte Herzensseufzer wittert, so wird seine Diction unerdträglich, häßlich, von den seltsamsten Beiwörtern, verworren, ohne Kraft und ohne Anmuth. — Die Hrn. Chastel und St. Marc Girardin, welche ins „Journal des débats“ schreiben, Edwe. Weimars, Redacteur des Feuilletons im „Temps“, haben bei minder erregbarer und glänzender Phantasie ein richtigeres Urtheil, eine feziere Thätigkeit des Verstandes und umfassendere Kenntnisse. Das richtigste Maß in den vorzüglichen Eigenschaften des Kritikers besitzt vielleicht F. Janin, der alle seine Mitbewerber verbannt hätte, wenn er mehr gelernt hätte. Im Allgemeinen kann man der heutigen französischen Kritik Mangel an Aufrichtigkeit, Streben nach dem Paradoxen und Ueberkünstelung in der Diction vorwerfen. Auch zeigen sich im Ganzen genommen die französischen Kritiker zu nachsichtig gegen die Schriftsteller, welches sich leicht erklärt, da fast sämtliche Recensenten Schriftsteller und sämtliche Schriftsteller Recensenten sind. 19.

Geschichte der königl. deutschen Legion, von N. Ludlow Beaumish. Erster Theil. Mit 18 colorirten Abbildungen, vier Schlachtplänen und mehreren Tabellen. Hannover, Hahn. 1832. Gr. 8. 4 Thlr. 16 Gr.

Der Verf. hat seinem Buche als Motto eine Stelle aus Wallenstein's Lager gegeben, worin gesagt wird: wir (Soldaten) haben von des Feldherrn Glanz und Schimmer nur die Nähe und die Schmerzen und Das, wofür wir uns selbst halten. In welcher Beziehung grade dies Motto gewählt wurde, ist nicht recht klar, desto gewisser aber, daß es allerdings eine gibt, die es sehr passend nicht allein auf den Kampf in Spanien gegen Napoleon, sondern überhaupt auf den ganzen Befreiungskampf macht.

Als ein Beitrag zur großen Geschichte der Widerstreben gegen Frankreichs Uebergewicht unter Napoleon und des von letzterem ausgehenden Unterdrückungssystemes, ist das Buch von Wichtigkeit, sowie es ohne Zweifel auch den noch vorhandenen Mitgliedern des auf den Titel genannten Corps ein besonderes Interesse einflößen wird. Dieser erste Band beginnt zweckmäßig mit einer kurzen Schilderung der Lage und Verhältnisse (namentlich der militairischen) von Hannover zur Zeit

des Wiederansbruchs des Krieges zwischen England und Frankreich nach dem kurzen Frieden von Amiens, in Folge welchen Ereignisses später die Occupation von Hannover durch die französischen Kruppen und die weiteren bekannten Schicksale dieses Landes sich gestalteten, und schließt mit der Erzählung der Schlacht von Albuera und deren unmittelbaren Folgen. Ein Anhang gibt dann nach Bruchstücke aus Proclamationen, erlassen von dem holländischen Ministerium, und mehre zur Bestätigung der Geschichte-erzählung selbst dienende Documente verschiedener Art. Zugleich ist auch ein Verzeichniß der gedruckten Werke wie mehre deutschen und englischen schriftlichen Aufträge von Militairs, die den geschiederten Ereignissen demohnaten, beigefügt und somit nicht unterlassen, was die Glaubhaftigkeit und Genauigkeit des Berichtes zu begründen vermag. Die auf dem Titel erwähnten Abbildungen einzelner Krieger der verschiedenen Regimenter, aus welchen die deutsche Legion bestand, sowie die beigefügten Schlachtpläne und Tabellen erhöhen theils die Anschaulichkeit des Ganzen, theils machen sie es dem aufmerksamen Leser am so leichter, sich ein genaues Bild von Dem, was geschah und geschehen wurde, zu entwerfen.

Das Lesen des Buches erfüllt Einen unwillkürlich mit Mitleid über die vielen ungünstigen Schicksale, welche das Corps der hannoversch-deutschen Legion auf seinen verschiedenen Ja und Kreuzfahrten erfuhr, die an Ungunst und Unfällen denen des Ulysses vergleichbar sind. Bald hier bald dort hingenommen, Stürmen und Wellen preisgegeben, einen Augenblick gefangen und den nächsten wieder eingeschifft, glaubt man die abenteuerlichen Reisen irrender Ritter zu lesen, und selbst endlich, nachdem die Streiter, welche Danemarks, Rügens und Siciliens Küsten gesehen, auf der pyrenäischen Halbinsel landen, ecket die sie verfolgende Ungunst der Verhältnisse noch nicht und schließt über die damals Primatlosen eine solche Menge Unannehmlichkeiten aller Art aus, daß man den Muth und die Ausdauer bewundern muß, die dies Alles zu ertragen vermochte.

Ein zweiter Band wird vermuthlich die Geschichte dieses Corps bis zu Ende führen und dürfte nicht minder interessant als dieser erste sein. 55.

Notizen.

Von „The works of Rob. Burns“ ist der erste Band einer neuen, von Allan Cunningham besorgten Ausgabe in London erschienen. Die beigefügte Biographie bringt nur in den Details einzelnes Unbekannte. Von des Dichters letzten Lebentagen wird u. A. erzählt: Ungeachtet er um sein wahres Ende wußte, blieb sein guter Humor und sein Miß ihm treu. In er eines Tages an sich blickte und den Doctor Maxwell neben seinem Schmerzenslager sah, sprach er: „Si, was hat Sie denn hergeführt? Ich bin nur ein mageres Huhn und des Kopfs nicht werth.“ Er ließ sich dann keine Pikares geben, überreichte sie dem Arzte mit den Worten, daß sie nicht in besseren Händen sein könnten und er sie nicht mehr brauchen werde. Sein stolzes Herz entledigte sich dadurch noch einer Verbindlichkeit. Ein trauriges Bild bot sein kleines Pantoffelbar. Der Dichter lag im Sterben, seine Frau sah alle Stunden ihrer Entbindung entgegen, vier hüßlose Kinder wandelten im Hause umher, sahen die unglücklichen Kellern an und hatten weder Nahrung für die Sünder, noch Hülf für den Vater. Am vierten Tage, sagt Dr. Maxwell, als ihm ein Stärkungsmittel gereicht wurde, schluckte er es häßig hinunter, ecket sich fast ganz aus, breitete die Hände aus, machte eine rechte Bewegung vorwärts, fiel auf sein Angesicht und gab den Geist auf im 38. Jahre seines Lebens.“

Im hiebemandschzigsten Jahre starb am 30. Dec. vor. J. der Dichter Goethey in London. Gleichzeitig meldet die „Literary Gazette“ den Tod des berühmten Doktor Muel in Halle. 30.

Literarische Unterhaltung.

Sonnabend,

— Nr. 32. —

1. Februar 1834.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die Königl. sächsische Zeitungs-Expedition in Leipzig, das Königl. preuss. Grenzpostamt in Halle, oder das fürstl. Thurn und Taxische Postamt in Altenburg wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Ueber das Princip eines Anfangs im Philosophiren und über Sophistik im Denken und Sein.

Ein Dialog, als Beitrag zur Geschichte der neuesten Kritik der Hegel'schen Lehre und mit Bezugnahme auf die Schriften von J. P. Fichte, Bachmann, Fortlage und Hoffmann. *)

Von F. G. Kühne.

Die Lampe brannte schon im kleinen Zimmer, das die Freunde an jedem Winterabend vereinigt sah. Der Raum umher war schwach erhellt; der dämpfende Schirm gab nur dem Tische und den aufgeschlagenen Schriften die volle Beleuchtung und erlaubte sonst in der Dämmerung nur einen ungewissen Blick auf die beiden Jünglinge, die eine Zeit lang schweigend nebeneinander saßen. In dem Einen — wir wollen ihn Leopold nennen — verrieth die bequeme Hauskleidung den Besitzer der Wohnung; auch mochte ihn Kränklichkeit aus Zimmer fesseln. Es war ein blaffer, sinnender Jüngling, seine feingeschnittenen Gesichtszüge waren der Abdruck einer sicher berechnenden, stillaussehenden und zartbewegten Seele. Sein Auge ruhte soeben geschlossen, und mit der Hand fuhr er lang-

sam über die Stirn, als wäre er bemüht, hier einige Falten zu glätten. Der Andere — sein Name war Otto — schien offenbar der Besuchende. In seinem raschbeweglichen Auge wie in der ganzen Haltung, vollern Gestalt sprach sich ein gedrängtes Lebenselement aus, dessen blühende Flamme einer augenblicklichen Nahrung bedurfte und ein naheliegendes Ziel erstrebte. Was diese verschiedenartig begabten Naturen Jahre lang im Dienste der Museu verbrübert, war eben ihre Verschiedenheit, sodas Jeder, sich an den Andern lehrend, zu seiner eignen Ergänzung desselben benötigte schien. Wenigstens hatte der lange geschlossene Umgang sie dies glauben gemacht, und bei allererspaltung ihrer eigenthümlichen Interessen, bei allen Widersprüchen ihrer Gefühle und geistigen Bedürfnisse lehrten sie doch immer, wie zu einem magischen Kreise gezwungen, dessen verborgenes Centrum gegenseitig eine tiefe stille Achtung sein mochte, zu einander zurück, für den Augenblick verschämt, um das wunderbare Dilemma ihres Doppellebens von Neuem zu schlichten. Bei dieser Gegenseitigkeit, die ewig, obschon scheinbar vergeblich, eine Verschmelzung anstrebte, konnte es an lebendiger Aufregung nicht fehlen, und wie sie alle Schätze der Wissenschaft und Kunst, die der Tag brachte, sich anzueignen bemüht waren, um in ihren Urtheilen darüber Stoff zu neuen Dissonanzen zu finden, so sahen sie auch heute beieinander und machten die neueste Kritik der Hegel'schen Philosophie zum Gegenstande ihrer Unterhaltung.

„Und müssen wir es nicht für einen glücklichen Wendepunkt erachten“, nahm Otto das eine Zeit lang stehende Gespräch wieder auf, „wenn ein begabter und gewandter Kopf wie Immanuel Hermann Fichte uns den Weg zum Ziel der Wahrheit, zur absoluten Idee, in der, wie im Gedanken Gottes, Sein und Denken von Ewigkeit her identisch ist, bequemer zu bahnen unternimmt, indem er alle abstruse, haltsbrechende Terminologie bei Seite

*) 1. Ueber Gegensatz, Wendepunkt und Ziel heutiger Philosophie, von J. P. Fichte. Zweiter speculativer Theil. Auch unter dem Titel: Grundzüge zum Systeme der Philosophie. Erste Abtheilung: das Erkennen als Selbsterkennen. Heidelberg, Mohr. 1833. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

2. Ueber Hegel's System und die Nothwendigkeit einer nochmaligen Umgestaltung der Philosophie. Von Karl Friedrich Bachmann. Leipzig, Bogen. 1833. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

3. Die Lücken des Hegel'schen Systems der Philosophie. Recht Bedeutung der Mittel, wodurch eine Ausfüllung derselben möglich ist. Allen Freunden und Kennern dieses Systems zur Beurtheilung und Verständigung vorgelegt, von G. Fortlage. Heidelberg, Gross. 1832. Gr. 8. 16 Gr.

4. Hegel in seiner Wahrheit, vom Standpunkte der strengsten Unbefangenheit. Von Karl Johann Hoffmann. Berlin, Beckhold und Partje. 1833. 8. 6 Gr.

edumt, in welcher ein tiefmüthiger Geist sich wunderbar, aber felsam herumbeugte? Dürfen wir nicht diese Erscheinung begrüßen, da, wenn sie überhaupt, jetzt die Zeit gekommen zu sein scheint, wo sich Schule und Leben versöhnen und wir allseitig unsere geistige Revolution feiern müssen, wie die Franzosen ihre große politische in der bedeutendsten Katastrophe, als unter ihnen ebenfalls die Theologie in die Praxis, der Gedanke ins Leben trat, und er es lediglich war, der die Welt umschuf? Und von aller sonstigen Fernsicht, die sich uns eröffnet, abstrahirt, so ist das Streben des jüngern Fichte an sich sichtbar, und die großen Resultate der speculativen Philosophie auf populäre Weise nahe zu rücken, ohne uns aus uns selbst herauszuführen. Mit dem Bewußtsein in seiner unmittelbaren Gegebenheit, in der Naturbestimmtheit des Ichs beginnt seine Lehre und steigt, ohne das Gebiet des Ichs zu verlassen, durch alle Stufen der innern Entwicklung zum absoluten Erkennen auf. Anschauung, aposteriorisches Denken und Erfahrung, Reflexion, Kriticismus und Skeptisismus, Idealismus und speculatives Denken als Theosophie, die den Schlüssel seiner Selbsterkenntnißlehre ausmacht, alle diese Stadien durchläuft das sich denkend bewegende Ich in der Geschichte des Bewußtseins und hat in den ersten Stufen schon, was die höhern schauen lassen, nur unmittelbar und verhüllt. In Hegel's Logik wird allerdings die untere Stufe ebenfalls in die nachfolgende aufgehoben und dies Aufheben ein Aufbewahren gemannet; allein wenn sie in die höhere Form gefaßt ist, so wies sie der Denkende doch hinter sich verächtlich fort und schmäht auf sie wie auf Glauben und Gefühl, nicht daran gemahnend, daß der Glaube des Wissens Vater und der Gedanke das Kind des Gefühls ist und bleibt. Keine Erkenntnißstufe geht nach Fichte verloren; alle versöhnen sich harmonisch im speculativ anschauenden Erkennen, und die Selbstoffenbarung Gottes im Bewußtsein ist höchste wie letzte, mithin einziger Inhalt unsers Philosophirens."

Ohne aus seiner bequemem Haltung sich aufzurichten, sagte Leopold, als sich Dito auf diese Weise Luft verschafft hatte: „Welch ein leichtes Spiel nach Hegel es sei, in der angeführten Weise eine Geschichte des Bewußtseins zu construiren, leuchtet Jedem ein, der diesen kennt und an Fichte's hingeworfener Weisheitsweisigkeit wenigstens kein Wohlgefallen zu finden vermag. Hegel's Polemik gegen Fühlen und Glauben darf nicht als feste bleibende Norm, sie muß als historisches Begebniß und als aus seiner Stellung zur Zeit hervorgegangen betrachtet werden. Den Gefühlsphilosophen, wie den Glaubentheologen und Pietisten gegenüber, mußte er das in sich erwachene Herz, diesen danken Vorbes der Gnade, aufweisen und lästern, um dem sichern Nucleus des Gedankens zu vindiciren, was nur in ihm erldigt wird, und im Wissen alles Das zum beruhigenden Abschluß zu bringen, was der Glaube so unzufrieden und unersättlich schwankend läßt. Und wie hast du dich, mein Freund, in diese Darstellung Fichte's nur so hineinverloren können! Nur um dies Eine zunächst zu beruhigen, haben wir denn den ganzen Umfang der Philosophie angegeben, wenn wir sagen, sie sei die

Geschichte der Offenbarung Gottes im Bewußtsein? Hat denn der Uegeist bios im Spiegel des endlichen Geistes seinen Refler abgedrückt? Enthält die Natur keine Offenbarung Gottes, und müssen wir diese so eng der Entwicklung des Ichs anschließen?"

Dito. Nur den ersten Theil von Fichte's System sehen wir in vorliegendem Bande niedergelegt. Ihm folgt der zweite, der die Ontologie enthält.

Leopold. Diese Entwicklungsgeschichte des Bewußtseins zum und im Denken soll mithin nichts Anderes sein als eine Abhandlung der möglichen Verhältnisse derselben zur Wahrheit. Soll nun die Ontologie diese möglichen Verhältnisse in wirkliche verwandeln, so müßte wir dies vor der Hand erwarten. Daß aus der physischen Herausbildung der logischen Bestimmungen, wie sie hier vorliegen, alle ontologischen Untersuchungen abzuleiten sind, darauf legt F. H. Fichte großes Gewicht und wiederholt ungewöhnlich oft, daß hierin seine Methode von der Hegel'schen wesentlich verschieden sei. Wenn er in der Vorrede sagt, alle Anfänge und Erregungen des Denkens wären Religion gewesen, dahin müsse die Philosophie wieder zurück: so habe ich darauf nur zu entgegnen, daß er selbst noch gar nicht aus der Religion heraus war, noch es ist für unsere Gegenwart. Mag diese Aeußerung zu den nicht allzu seltenen in F. H. Fichte's Schriften gehören, deren hingestreute Leichtigkeit das Terrain, auf dem er stehen will, unsicher macht, und die im Widerspruch mit andern Stellen bei langsamere Durchbildung eines Gedankenganges weggelassen wären. Aber um auf die Hauptsache einzugehen, haben wir denn am Bewußtsein des Ichs nur in der That den sichern Anfang zum Denken und ist dasselbe wirklich das schlechthin Primäre? Diese Punkte müssen wir untersuchen und uns über ihn zu verständigen suchen, denn unser Autor gibt auch hierauf ein sein Eigenes viel."

„Und das mit Recht“, sagte Dito mit Lächeln, „das Erwachen des Ichs zum Selbstbewußtsein ist der nächste Interesse des Individuums; im Bewußtsein spiegeln sich alle Gegenständlichkeit des Denkens ab, das darüber hinaus gelangt keine, es ist sein Nächstes. Erden es ist sein Höhepunkt und sein Logos, und um mit Hegel zu reden, so ist es eben des Schöpfers höchste That, daß er der Creatur, die ihm die liebste ist, Fortschritt zu werden gestattet und somit die Menschwerdung Gottes, vereinzelt, zerfallen und getrübt allerdings, sich im bewußten Individuum allzeit wieder vollzieht. Im Selbstbewußtsein begreift das Ich die Welt, sich und Gott, seine Seele ist die magische Tafel, auf der sich ihm Alles erschreibt. Selbsterkenntnißlehre ist Anfang, Mitte und Ende der Philosophie.“

Leopold schwieg einige Augenblicke, um Dito's Rede in das derselbe gerathen, durch sein Schwärmen eben zu abkühlen zu lassen. Dann wandte er sich langsam und mit sanfter Stimme zum Freunde: „Ein Blick auf die Geschichte zeige uns ganze Geschlechter und Völker wandelnd, über deren ertöschener Lühnheit ein großer schöner Gedanke schwebt; wie wie ihn sahst, ohne es

er ihnen auch ihr ganzes Dasein selber in der Form des Denkens gegenwärtig gewesen wäre. Ihre Welt war ihnen der kleine betagliche Raum ihres Lebens, ihre Söhne waren schöne Widder, die sie ihrer Schönheit wegen liebten, ihre Jugend war nichts als Sitte und Angewohnung, sie haben aber nicht gedacht, der Begriff ihres Daseins lag in ihrer Erscheinung unbewußt vorhält, aber sie waren gleichwohl, was sie sein sollten, und lebten und blühten im schönsten Glanze der irdischen Herrlichkeit. Und nun in der christlichen Welt, die die Welt der Offenbarung des absoluten Geistes ist? Betrachte die Millionen, mein Gellebter, die im Schooße Gottes sich selig, sicher und geborgen fühlen und im Reich der Wahrheit leben und schweben, ohne daß diese ein Product ihres Denkens und Philosophirens wäre. Der stille, tiefe Glaube an das Mysterium der göttlichen Liebe führt sie in alle Wahrheit, denn er selber ist die Wahrheit, so lange noch dies Sichtraufühlen mit der Quelle des Lebens ungefüßt und ungetrübet geblieben. Selbst die Sünde vernichtet den Begriff der Kindshaft Gottes, der im Gefühl des Christen unvorwärtlich lebt, nicht für immer; die Thränen der Reue waschen Alles wieder fort aus seiner Seele, was ihn der Materie des Daseins augenblicklich verfallen ließ, und durch die Segnungen, die die Kirche bietet, glaubt er sich von Neuem gebenedeit, denn das Geheimniß der gnadenvollen Liebe ist selbst lieblicher und geistig schöner als zuvor in seine Seele wieder eingezogen. Das ist der einfache Proceß, wie sich der Mensch als Christ zurechtfindet, und wie er sich aus dem Heiligthum des Lebens nie ganz verliert. Die Wahrheit webt und waltet in Allem und ist vorhanden mit ihrem durchdringenden Athem, ehe die Seele als eine Isollirte hervortraucht und den springenden Quell des Selbstbewußtseins in sich findet. Vor allem Denken der Wahrheit war das Sein der Wahrheit da, allmächtig in seiner Kraft und Wirkung, der Individuen nie bedürftig, die sie in sich nicht erzeugen, sondern sie dem Sein nachdenken. Die großen Gedanken des Lebens nachdenken: das heißt denken und philosophiren. Können wir also nun noch sagen, das Denken des Subjects sei schlechthin etwas Primaires? Müssen wir also nicht, wenn wir anfangen wollen zu philosophiren, das Sein anerkennen, weil sich die Geschichte der Völker so erweist und die Geschichte des allgemeinen Gedankens selber? Ist der Gedanke Gottes nicht längst offenbart und vorhanden im Sein, ehe er ins bewußte Denken des Individuums tritt? Wirst du mir also nicht zugeben, daß das Sein die erste Kategorie ist, mit der die Wissenschaft der Logik beginnen müsse?"

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Freiweiber von Paris. Ein historisches Gemälde der pariser Welt im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts. Nach dem Französischen: „Les mauvais garçons par Morriand's" frei bearbeitet von P. et w. s. a. Drei Theile. Leipzig, Hartmann. 1891—93. 8. 3 Theile. 18 Gr.

In Bezug auf poetische Erfindung können wir diesem historischen Roman höchstens das Prädikat: mittelmäßig, zuge-

benen; begeben ist er als Sittengemälde und Zeitbilderung vorzüglich zu nennen. Inzwischen haben wir jetzt der diktiren und schreibenden Nachgemälde aus dem französischen Mittelalter genug erhalten, und es ist Niemand, der nicht ein bedeutendes eigenes Capital an Erfindung mit zum Unternehmen bringt, mehr zu raten, sich mit diesem Thema zu befassen. In der That glauben wir selbst, daß in diese Schauer gemälde nicht wenig Uebertragung mit übergegangen ist. Auf irgend eine, und vielleicht verborgene Art wurde dies Gewebe von Grausamkeit, Geseßlosigkeit, Druck und Schreden wahrscheinlich wieder ausgelassen; es wäre sonst fürwahr unglücklich, daß der Mensch in Frankreich eine solche Form des Daseins fast ein halbes Jahrtausend lang ertragen hätte, ohne sich in ein reichendes Aether zu verwandeln. Soviel indes ist gewiß, daß es beim Ueberblick der französischen Geschichte und fast zum Räthsel wird, wie die Franzosen im Ganzen ein gutmüthiges, gefelliges, heiteres, lebensfrohes Volk haben einkaufen können. Einer so ununterbrochenen Herrschaft von blutiger Gewalt und finstern Grauel, wie sie, hat kein anderes Volk Europas unterlegen, und hierin neu findet ihre politische Unruhe, die nebelhafte Sehnsucht nach neuen und immer neuen Zuständen ihren natürlichen Grund, ihre Erklärung. Wann war Frankreich ruhig, glücklich? Niemals! Auf die Grenz der merowingischen Zeit, auf ihre Unthaten, Bindungen und Zerreißen folgten die Schreden des capetingischen Feudalkampfes; die Albigenen, die Judenverbrennungen leiteten die Tempier-, die protestantischen Scheiterhaufen ein, die Engländer- und Normannenriege die Arma-gnac- und Guisencampfe; Ludwig XI., die Bartolomäusnacht, die Bürger- und Religionskriege, der Königsmord, dann nach kurzer Frist zum Aufstehen Richelieu's Schaffote, die Fronde, die Greuel der Bastille unter Ludwig XIV. und wohl zu merken, dies war die sanfteste Zeit, die Frankreich erlebte, die Groberungskriege, die Dragonaden, die regierende Mollat, der Rationalbankrott und endlich, zur Krone des Ganzen, die blutigen Schreden der Revolution und der Vendée. Das ist das Bild Frankreichs, dieses gesegneten Landes des Aufstegens, durch ein Jahrtausend, in welchem kaum drei Generationen (Ludwig IX., Heinrich IV., Ludwig XV.) zum Bewußtsein des Rechts kamen. Ist die Revolution, so angesehen, ein Wunder oder etwas Neues? Ist es nicht vielmehr ein wahres Wunder, daß in diesem Lande des Unglücks noch irgend eine menschliche Empfindung Platz findet? daß man die Heiterkeit, die fast wie philosophische Resignation ausseht, die Geseßigkeit und die Hingebung kennt?

Doch zurück zu den „Mauvais garçons“, welche uns zu dieser trüben Abschweifung verleiteten. Sie wiederholen uns in Farben, welche wahr scheinen und das menschliche Blut erhitzen, Bilder, welche wir aus E. Hugo's „Notre dame“ kennen gelernt haben, ein Jahrhundert später, wie Ewald's „Gorgona“ sie ein Jahrhundert früher aufstell. Hier haben wir also drei Jahrhunderte voll Greuel, Aberglauben, schreckliche Kerker, Rechtlosigkeit, Galgen und Scheiterhaufen, gegen welche gehalten die verwandten Zeiten in Deutschland fast idyllisch zu nennen sind, wie wenig sie an sich auch taugen.

Der Roman, welcher, wie gesagt, durch gründliche historische Studien und treue Zeitportraits ausgezeichnet, übrigens aber von geringer, oft schlechter Erfindung und selbster Textur ist, entlehnt seinen Namen von jener Schar frecher Freiweiber, welche unter dem Namen der „Mauvais garçons“, während der Gefangenschaft Franz I. in Madrid und nachher, in Paris selbst allem Geseße Hohn sprachen, am hellen Tage ganze Stadtviertel unter dem Geseße: „Vive Bourgogne“. A sac! à sac! plünderten und verheerten, die Bürger mordeten oder brandschagten, aus Diebsgesindel, Studenten, liebedürftigen Mädchen, Bettlern, Zigeunern und heersüchtigen Soldaten zusammengefasst, alle erdentliche Greuel verübten, sich dann zerstreuten, wenn sie bedroht wurden, die königlichen Treiber schlugen und endlich von Ludwig v. Beaumont geschlagen und zu Paaren getrieben wurden, worauf, wie Felibien erzählt, ihre vorzüglichsten Anführer, Gclairau, Jehan Charrot, Parlamentschrei-

der, Jehan Lubbe, Straßschneider, und Jehan de Weg, den Selgen von Montfaucon zierten. Eben diese Herren sind nun auch die Helden dieses Romans, dessen Hauptinteresse auf den Geschichten eines Fremdlinge, Lubber, und Jakobins, der Tochter eines Krämers Dupard, beruht, welche zugleich von Lubber, der sich als einen Jüdling der Sigauer ausweist, und von dem jungen Grafen Laborne geliebt wird. Die hieraus entspringenden Bewwicklungen geben das romantische Interesse her, während die Sittengeschichte, die Justiz, die Kriegszucht, die Unversität, der Hof und anderes dieser Art zu reichen Bildern den Stoff hergibt. Wir müssen den Verf. loben, daß er seine gräßlichen Kerker- und Marterscenen zuweilen auch durch klarere und anmutigere Bilder unterbricht und ihn und wieder auch einen ehrlichen, menschlichen Charakter zwischen seinen grauenvollen Heiden auftreten läßt. Wir müssen ihm Dank dafür sagen, daß nicht Alles so düster und entsetzlich ist, wie in seinem Vorbilde „Notre dame“, noch in seinem Nachbilde „Gorgona“. Wir sind ihm fernier für seine aus gründlichen Studien der Zeit hervorgegangenen Sittengemälde verpflichtet und nehmen auch die geschichtlichen Anmerkungen, mit welchen er diese schließlich erläutert, dankbar hin. Dagegen langweilt uns seine matte und undichterische Erfindung und Fäbrung der Fabel nicht wenig, die mit der Kraft der energischen Wirklichkeit und der psychologischen Wahrheit seines Vorbildes seinen Vergleich aushält. Das Falsche, Unwahrscheinliche und Wahrheitswidrige begegnet uns in allen seinen Motiven und wird zuweilen selbst so lächerlich, wie, um nur Eins anzuführen, da, wo Lubber seinem Führer nach der Abtei folgt, ohne in ihm den Leiter zu sehen, wiewol dieser sich alle Mühe gibt, seine Qualitäten klar zu machen. Dagegen nun ist die Schilderung der Abtei und ihrer Kerker selbst wieder ein treffendes geschichtliches Bild.

Verdienst und Unverdienst dieses Romans kann der Leser hiernach selbst abwägen; immerhin bleibt er für Den eine empfindenswerthe Lectüre, der sich an historischen Schauergemälden um ihres geschichtlichen Interesses willen zu erfreuen vermag. Wir aber sind mit Dürkerheiten dieser Art, die wir, frei gestanden, im Verdacht der Uebertreibung haben, dormalen gesättigt und rasch erschlich, wäre es auch nur der Abwechslung wegen, die lichten Seiten des Lebens und der Geschichte wieder einmal auszubenten. Die Wahrheit liegt wol, wie überall, auch hier in der Mitte, und zwischen den deutlichen Ritterromanen des vorigen Jahrhunderts, die Alles edel und licht malten, und den Schauergemälden der Franzosen von ihrem Mittelalter, mag der unwürdige Punkt verborgen sein, wo die Wahrheit anfängt. — Die Uebersetzung ist mittelmäßig, die Anmerkungen aber sind gut. 2.

Die Blindenanstalt zu Paris.

Valentin Haüy gründete 1784 eine Schule für Blinde in seinem Hause; er war es, der zuerst auf sehr dickem Papier vorspringende Lettern drucken ließ, mittels welcher die Blinden durch das Tasten derselben mit den Fingerspitzen lesen lernen. Kaum waren die ersten Resultate dieser Methode bekannt, so gerieth die Hauptstadt in Entzücken; von allen Seiten stießen dem Institute reichliche Beiträge zu, und Haüy sah sich bald im Stande, ein geräumiges Haus anzukaufen, welches er mit jungen Blinden anfüllte. Alles allmählig erkrankte der Gifer des Publicums, Haüy's Jüdlingen gedruckte es zuletzt an den nöthigsten Lebensbedürfnissen, und sein Institut besand sich in einer äußerst kritischen Lage, als die assemblee constituante es unter ihrem Schutze nahm; seitdem wird die Anstalt von der Regierung unterhalten. Sie nimmt Knaben von 10—14 Jahren auf und enthält deren beiläufig 100. Wobin man seine Blicke wendet, sieht man Werkstätten, in welchen die interessantesten Kleinen unter der Leitung von Lehrern, die gleichfalls blind sind, arbeiten, während Andere dem Unterricht der Professoren zuhö-

ren, die ehemals ihre Mitschüler waren. Wenn die Blinden bei Zeichen zur Erholung gegeben, so laufen die Jüdlinge ziemlich lebhaft durcheinander in den langen Gängen des Gebäudes. Auf ein zweites Zeichen greift Jeder zu seinem Instrument, und bald ertönt ein Concert, in welchem es dem empfindlichsten und geübtesten Ohre schwer sein würde, einen Triton anzuhören. Dieses ist das interessanteste Gemälde, welches die Institution des Jenseits avouglon beim ersten Anblick dem Beschauer darbietet. Bei näherer Betrachtung fällt indes Manches auf, was auf dies glänzende Bild einigen Schatten wirft. Die Jüdlinge bringen acht Jahre in dem Institute zu und erhalten nebst einer vollständigen geistigen und musikalischen Bildung die nöthigen Anweisungen zu allerlei Handwerken. Die Bibliothek enthält ungefähr vierzig auf oben beschriebene Weise gedruckte Bücher; es sind französische, lateinische, englische und andere Sprachen und Schrekmathien. Sie enthält auch Landkarten, die eigends zum Gebrauche der Blinden gemacht sind; man überzieht nämlich alle Eintheilungen einer Karte mit Reflexgrat und legt auf diese eine andere der ersten vollkommenen ähnliche. Die Musik wird auf dieselbe Art gedruckt wie die Bücher; aber bei dem trefflichen Gedächtnis der Jüdlinge ist diese Ausgabe meist überflüssig, indem sie die längsten und complicirtesten Musikstücke bald auswendig wissen. Die geometrischen Figuren werden nach demselben Verfahren gefertigt wie die Landkarten; sie sind etwas zu groß. Das Instrument, mittels welches man das Rechnen lehrt, läßt gleichfalls Manches zu wünschen übrig; es besteht in einer Tafel, welche mehre kleine rechtwinkelige Löcher enthält; in dem einen befindet sich die Eins, in dem andern die Zehner u. s. w. In diese Löcher legt man metallene Wärfel, auf deren vorspringender Extremität die Figur der Würfeln 1, 2, 3 u. s. w. ausgeprägt ist. Befestigt der Schüler die Zahl 25 anzuschreiben, so sucht er zuerst den mit 2 bezeichneten Wärfel und stellt diesen in eins der für die Zehner bestimmten Löcher; dieselbe Operation macht er mit der Ziffer 5, die er neben die erstere setzt. Auf diese Art kann er zu allen möglichen Ziffercombinationen, zu den verwickeltesten arithmetischen Operationen gelangen.

Die Bücher, deren man sich in der Anstalt bedient, werden von den Jüdlingen selbst gedruckt; sie zeigen dabei eine bewundernswürdige Bedenklichkeit. So großes Lob auch in manchem Betrachte die Erfindung des Hrn. Haüy verdient, so ist doch zu bedauern, daß man nicht gesucht hat, sie zu verbessern; das neue Testament, vollständig nach diesem Verfahren abgedruckt, würde zehn Folioebände ausmachen. Hr. Hall aus Edinburgh hat das Verfahren des Hrn. Haüy zu vereinfachen gesucht, ist aber dabei in den entgegengesetzten Fehler verfallen. Es ist ihm wol gelungen, die Listen einander näher zu rücken und mehr Raum zu gewinnen, allein seine Buchstaben sind als wellenförmig, und ein Dreieck kann diesen oder jenen Buchstaben bedeuten, je nachdem sein spitzer Winkel nach dieser oder jener Seite gekehrt ist. Die Buchstaben, die Hr. Haüy, Sprachlehrer an der Blindenschule zu Edinburgh, ausgedacht, bestehen lediglich aus geraden Linien, seine Charaktere haben wie die des Hrn. Hall eine zu große Ähnlichkeit unter einander. Die Kunst, die Blinden zu drucken, ist einer der interessantesten Gegenstände, welche das Nachsinnen des Menschenfreundes beschäftigen können. Vielleicht würden die Bücher minder voluminös werden, wenn man ein stenographisches System einführete. Es ist hierbei bemerkt werden, daß die blinden Professoren der Anstalt zu Paris sich zu ihrem Privatgebrauche einer sehr eleganten stenographischen Schrift bedienen; mittels dieser zwei Personen —, brücken sie alle Töne der französischen Sprache aus.

Schließlich bemerken wir noch, daß unter zwanzig Jüdlingen, welche die Blindenanstalt zu Paris gebildet, sich ein Handschneider zehn befinden, welche im Stande sind, ihr Brod zu verdienen, sei es als Instrumentenmacher, als Weber, als Buch-

Blätter

für

Literarische Unterhaltung.

Sonntag,

— Nr. 33. —

2. Februar 1834.

Ueber das Princip eines Anfangs im Philosophiren und über Sophistik im Denken und Sein.

Von F. G. Kühne.

(Fortsetzung aus Nr. 32.)

„Dito schwieg einen Augenblick betroffen. „Mir scheint der letzte Schluß viel zu schnell“, sagte er dann kleinmüthig und fuhr muthiger fort: „auch begreif ich nicht, warum du die Sache auf ein fremdes Gebiet hinüberspielst; statt auf die Geschichte der Völker und des ganzen Geschlechts zu blicken, sollte man auf das Dasein und die Entwicklung des Individuums eingehen, um die Frage zu entscheiden. Ueberhaupt dünkt mich, es handele sich hier um den Anfang einer Wissenschaft, nicht um den Anfang der Dinge an sich.“

„Das ist eben ein Grundirrtum des Philosophirens“, sagte Leopold, „daß man wähnt, man könne in seinem Denken anders anfangen, als sich die Natur der Sache selbst von Anfang an ergibt, und daß der Philosoph sich Alles zurecht construiren dürfe, wie er wolle, statt mit der Spürkraft seines geweihten Auges die vorhandene Erscheinung zu durchdringen, um das Wesen des Dinges zu finden, wie es ist. Will er jedoch aus der Willkür zu einer Nothwendigkeit seines Thuns überschreiten, so darf er sich nicht ein kritisirender Weltverbesserer dünken, er soll die Wahrheit finden, sie aber nicht sich zurechtzimmern. Betrachten wir jedoch, weil du darauf hinführtest, die Entwicklungsgeschichte des Individuums, ob sich das Bewußtsein als das schlechthin Erste erweist. Das Erwachen des passiven $\nu\omicron\upsilon\varsigma$ zum Ich, zum Selbstbewußtsein, erzeugt sich in jedem Einzelnen ganz anders und immer wie ein kleines Wunder, weil die äußern wie innern Anlässe, Bedingnisse und Hemmungen bei einem Jeden so verschiedenartig und räthselhaft wirken, daß eine allgemeine Norm, die sich dieser Uebergang aus dem Reich der Natürllichkeit zum wachsenden Leben vorbereite und erzeuge, gar nicht aufgestellt werden kann. Mit diesem innern Wunder, das sich in der Seele des Subjects erschließt, die Wissenschaft anzufangen, heißt die That wunderbar, wenn nicht wunderbarlich anfangen.“

„Es ist unserm Fichte auch gar nicht eingefallen“, erwiderte Dito, „mit dem Selbstbewußtsein seine Lehre zu beginnen, vielmehr knüpft er den Anfang, fast wie ich an das abstracte Sein, an das „Bewußtsein in der Unmittelbarkeit seiner Gegebenheit“.

Leopold. Ist denn aber wol, ich bitte dich, diese Unmittelbarkeit des Bewußtseins etwas Anderes als Nichtbewußtsein? Der Zustand der Seele des Kindes in der bloßen Receptivität ist eben der unbewußte, schlafumhüllte, aus dem sich der traumbefangene entwickelt, wie erst stufenweise, dann im Gefühl der Doppelnatur im Leiblichen und Geistigen die Seele zu sich selber kommt.“

„Wenn du mir aber einräumst“, unterbrach Dito, „daß das Bewußtsein nicht von außen in das Innere kommt, so muß dasselbe schon in der bloß creatürlichen Seele vorhanden sein.“

„Doch nicht mehr und nicht anders“, sagte Leopold, „wie Blüte, Frucht, ja der ganze Baum im Kerne ist, nämlich potentialiter, keineswegs realiter. Ein Bewußtsein, das während des schlichten Daseins der Seele schläft, ist eben noch nicht Bewußtsein; nur der Möglichkeit nach liegt es im creatürlichen Sein, und die sterbende Seele des neugeborenen Kindes, die an der Offenbarung der Geisteswelt hienieden keinen Antheil hatte, kehrt bewußtlos, wie sie kam und wie sie blieb, zu den Elementen zurück.“

„Ein harter — wenn nicht schrecklicher Gedanke!“ sagte Dito, sich abwendend.

„Warum hart, warum schrecklich?“ rief Leopold bewegt. „Die Elemente sind nicht unselig zu nennen, sie sind, was sie sind und sein sollen in der Ruhe ihrer gebundenen Massen; nur der Mensch, der zum Bewußtsein des Lebens und seiner selbst Erwachte, kämpft und ringt sich durch alle unselige Welten hindurch und hat den Sieg und den Frieden des Bewußtseins sich theurer zu erkaufen.“

„Ehe wir also“, fuhr Leopold nach einer Pause fort, „zum Bewußtsein gelangen, hatten wir in dem Zustande unserer schlafbefangenen Seele ein Sein, das sich gegen jenes als das Primäre ergibt. Uns trug der Gedanke Gottes, aber wir selber dachten noch nicht. Vor dem Erwachen der schlummernden Seele war schon die Welt in eine zwiefache, eine äußere und eine innere, Natur und Geist, zerfallen; ehe wir dachten, war schon Alles da, das Sein wie der Gedanke. Im Sein selbst ist auch schon Alles, nur verhüllt, vorhanden, was, zum Bewußtsein erwacht, im Begriff sich herausstellt und in der Idee sich als die Einheit des Seins und Denkens erweist. Die Idee ist der Gedanke Gottes; wie Gott die Welt

gedacht, so ist sie: deshalb liegen das Sein und das Denken, als allgemeine Potenzen, in der Idee von Ewigkeit her vereinigt und versöhnt. Ihm aber, dem Gedanken Gottes, nachdenken, heißt, wie ich schon sagte, allein nur: philosophiren."

"Ich gebe mich gern insoweit gefangen", sagte Otto, "daß ich den Gedanken eine objectiv existenz zugesichere und an ihr Vorhandensein glaube, ehe der Mensch ins Leben oder ins Bewußtsein des Lebens tritt. Ist denn aber nicht des Menschen schönste Function und sein höchster Beruf grade darin zu suchen, der rohen Materie sein Denken, den Adel seines Wesens auszudrücken. Er bändigt die wilden dämonischen Gewalten der Natur; wo er hintritt, sproßt ein freudiges, fröhliches Dasein auf, Wästen wandelt er um in Paradiese, selbst die ungestürmten Elemente, das Meer mit seiner Wuth, den Blitz mit seinen Flammen zwingt er zum Gehorsam, dem rohen Steine prägt er Seele und Leben ein und entlockt dem Metall und der Darmsaiten Töne voll gottbeseligter Kraft. So herrscht er im weiten All der Welt und die Natur schmiegt sich unter seinen Händen zu einem schönen, harmonischen Spiel seines Denkens. Es scheint mir weit heimlicher und menschlicher, wenn ich mit so den Menschen und die Natur in diesem Verhältniß zu einander denke: die Materie, als wüste Masse gegeben, und das Ebenbild des Schöpfers ihr gegenüber, mit dem ewigen Streben, sich und die Spuren seiner Abkunft zur Ehre Gottes selber der Natur auszudrücken. Fassen wir so den Zweck des Menschendaseins auf, vom Bewußtsein des Individuums ausgehend und auf dasselbe zurückkehrend, ohne uns desselben zu überheben, so dünkt mich, müßte sich auch das Leben der Wissenschaft freundlicher und gemessener gestalten, und der titanische Drang, der die philosophischen Geister namentlich unsers metaphysischen Vaterlandes oft so unsäglich in die Irre und Wüthe trieb, würde sein Ziel sich nicht ferner so übermenschlich stecken und an seinem Streben selbst ermatten."

"Du sprichst", entgegnete Leopold, "den Bedürfnissen deines künstlerischen Eifers gemäß und möchtest dem Denker seinen Grund und Boden verächtigen. Ihr Kunstbegeisterten habt es nun einmal so in Eurer Weise, zu glauben, wenn Ihr in Eurer Thätigkeit das Gute, das Schöne und das Edle darstellt und personificirt und ein bewegtes Bild vom Leben selber dem Menschen vorhaltet, die Bedürfnisse der Menschheit seien durch Eure Werke gestillt und erledigt. Und doch werdet Ihr den Faust'schen Drang, der der deutschen Geisteswelt innewohnt, um alle Räthsel des Daseins und alle Tiefen der Gottheit zu ergründen und zu begreifen, nicht vertilgen, Eure Bilder und Gedichte mögen noch so liebliche Versuchung vorpiegeln und die Erscheinungswelt so licht und lieb wie die volle und fertige Offenbarung des guten Geistes uns vorzaubern. Auch ist es ja nicht dem Philosophen verstatet, die Erscheinung als das schlechthin Nichtigste zu hassen und zu verachten, da sie ja ein Moment des Weltens selber ist, das also ihrer bedarf. Weit aber die Erscheinung leimt, bläht und vergeht, und aus dem

Vergangenen sich immer wieder Neues zu demselben Gänglichkeitsproceß entwickelt, so muß hinter dieser sich entwickelnden Welt doch eine Welt der Wesen, ein Reich ewiger Potenzen vorhanden sein, dem nachzuspüren weder übermenschlich, noch unmenschlich genannt werden darf. Die Wesenheiten, diese ewigen Potenzen in der Welt der Natur und des Geistes, diese lehrt die Logik, die Wissenschaft des reinen Gedankens, wie er von Ewigkeit her war, schon ehe die erscheinende Welt aus dem Chaos hervorkam, nun aber in Äthern weht und waltet. Hier gilt es nicht bloß, was Künstlerindividualitäten schwer wird, von der eignen Persönlichkeit, sondern von aller concreten Wirklichkeit zu abstrahiren."

"Das ist eben das Nicht-menschliche, das Gespenstliche der absoluten Philosophie", sagte Otto erlöst, "hissen Schattengewalten nachzugehen."

"Gespenstlich?" lachelte Leopold. "Bist du ein Kind, daß du an Gespenster glaubst und ihnen nicht schenken magst, um zu prüfen, was an ihnen ist?"

"Wenn diese Aversion vor der abstracten, vorchristlichen Gedankenwelt kindisch ist", erwiderte Otto, sich selbst tröstend, "so trifft auch den tiefgelehrten Doctormann dieser Vorwurf; der über das Schemenhafte der Hegel'schen Logik sich herb und warm ausspricht."

(Die Fortsetzung folgt.)

La España bajo el poder arbitrario de la congregacion apostolica. (Spanien unter der Willkürherrschaft der apostolischen Congregation.) Paris und London.

Die Regierung Ferdinand VII. bildet eine wichtige Epoche in der Geschichte von Spanien, und zwar nicht bloß wegen der außerordentlichen Ereignisse, die sich während ihrer Dauergetragen haben, sondern hauptsächlich wegen des Einflusses, den diese Begebenheiten auf Europa im Allgemeinen bereits ausüben und noch ausüben werden, und wegen der großen Bedeutung, die sie in dem Charakter und den Gefühlen der spanischen Nation hervorbrachten. Die Thronbesteigung Ferdinand's gab den Anstoß zu einer Revolution und einem Kriege, ebenso wie nicht wenig im Verlaufe als wichtig durch die Folgen: das Königreich Spanien ist seitdem nur ein Schauplatz für streitende Parteien und Principien gewesen. Aus den unermeßlichen französischen Besitzungen, welche Ferdinand von seinem Vater erbt, haben sich zehn große und unabhängige Staaten gebildet, während das Mutterland, reich an allen Vortheilen, welche die Natur gewähren kann, ohne innern Verkehr und auswärtigen Handel, ohne Capital und Credit, durch Kleinhandel und Besatzung von Küsten, für die Wirkungen der Angehörigkeit an der Regierungswerkthätigkeit Zeugniß ablegt; und um diese Ursache aber lehrreiche Geschichte zu schließen, ist es wahrheitsgemäß, daß selbst der Tod jenes Mannes, dessen Leben eine beständige Quelle der Leiden und des Unglücks für Spanien gewesen, durch die Gründung eines Bürgerkrieges noch größere Uebel über dieses Land bringen kann. So sind die Umstände beschaffen, worüber wir unsere Meinung über die Geschichte der apostolischen Partei auszusprechen haben. Werthvoll wäre dieses Werk wegen der Menge interessanter Thatsachen, die es enthält; ja seit Welt gewesen; jetzt aber dient es dazu, das Publikum über den wahrscheinlichen Ausgang eines Kampfes aufzuklären, der dem bekanntesten Charakter der spanischen Könige und des päpstlichen Pöbels noch lange nicht als beendigt anzusehen ist; ein Kampf, den man nicht als einen bloß spanischen Bürgerkrieg, sondern als einen solchen betrachten muß, wobei ganz Europa

befähigt ist, wodurch Spanien dies die Hauptstütze zur Einheit abgibt; ständ Kampf zwischen entgegengesetzten Principien, welcher auf das blüthige Geschick der Nationen, auf die Fortschritte der Civilisation und die Entwicklung der Freiheit in ganz Europa einen wesentlichen Einfluß üben muß! Dieses von Nebenem wird notwendig erfolgen: entweder siegen Don Carlos und die Apostolischen, und mit ihnen Inquisition, Despotismus und schlechte Regierung; oder sie werden als Partei gänzlich vernichtet. Ein Mittelweg ist unmöglich; keine französische Armee steht an den Grenzen, um einzurücken und ihr schändes Glück zu stützen; wenn sie unterliegen, so unterliegen sie vollkommen, geht alle Macht, die physische wie die moralische, in die Hände der Liberalen über, und es wäre eine lächerliche Voraussetzung, wenn man glauben wollte, daß diese nach so langen Leiden und so langer Unterdrückung die sich endlich darbietende Gelegenheit, allenfalls liberalen Einrichtungen einzuführen, unbenutzt verstreichen lassen würden. Es ist daher augenscheinlich, daß der entbrannte Kampf wichtiger ist, als man bei oberflächlicher Beurtheilung Anfangs zu glauben geneigt sein möchte; um aber bestimmen zu können, welchen Ausgang er wahrscheinlichungsweise nehmen wird, muß man die Geschichte Spaniens vom Jahre 1823 bis auf die Gegenwart zu Rathe ziehen. Die werden daher einen Abriss der Thatfachen, die das mehrerwähnte Werk enthält, sowie der Ansichten des Verf. mit einem solchen Commentar geben, wie ihn die Umstände grade veranlassen.

Es ist notorisch, daß die constitutionelle Regierung in Spanien nicht durch die apostolische Partei, deren Scharen allenthalben geschlagen und zuletzt aus dem Königreiche vertrieben worden waren, sondern durch hunderttausend französische Soldaten, die sich auf die europäischen Mächte stützten, und durch eine Daypöngigkeit, wie sie nur je der schlimmste Nachjacobinismus an die Hand geben konnte, gekürzt wurde. Trug und Bestechungen trugen zu dem Triumph der Apostolischen bei weitem mehr bei als die hunderttausend Franzosen unter dem schwarzen Gulde des heiligen Ludwigs; und wenn Balleseros und Abisbal, welche in Frankreich arm und verachtet starben, ein abschreckendes Beispiel sind, wie die Mächtiger Betsprechungen halten, so ist doch die einfache Thatfache, daß der Herzog von Angoulême diese und andere Herrscher durch die fierlichsten Verschönerungen; es sei nicht die Absicht der Franzosen, in der Halbinsel den Despotismus wieder einzuführen, erst täuschen mußte, um sie zum Verrath zu bewegen, ein schlagender Beweis, daß der Liberalismus tiefere Bergeln gefaßt haben mußte, als Viele noch jetzt glauben. Wie von den fünf spanischen Bischöfhabern und viele andere hohe Offiziere ließen sich täuschen, und die Folge davon war die Einführung nicht des königlichen, sondern des priesterliche oder theokratischen Despotismus, der zehntausendmal schlimmer ist als jener. Lord Liverpool sagte im Jahre 1821, daß es nie eine unblutigere Revolution gegeben habe, als die constitutionelle vom Jahre 1820; von der Gegenrevolution von 1823 hat er gewiß nicht dasselbe behauptet. Der Zweck der apostolischen Partei, und laut verkündet ihrer Oberhaupter dies, war die Ausrottung der Liberalen. Glücklichweise leben wir im 19. Jahrhundert, in welchem sich die Grausamkeiten des 12. nicht wiederholen lassen, wo die Abigenen wie wilde Thiere gejagt und geschachtet wurden, ohne in ganz Europa eine Primat oder Aufschlagsstätte finden zu können. Die Constitutionellen suchten bei andern Nationen Schutz und wurden wenigstens in England mit Theilnahme aufgenommen.

Gegen Diejenigen, welche in Spanien zurückgeblieben waren, raste die Verfolgung: scharflich und erbarmungslos. In dem angezeigten Werke finden sich die traurigsten Beispiele angeführt, und da der Verf. kein sehr besorgter Liberaler ist und mit den exaltados, wie sie genannt werden, nichts gemein hat, kann er als ein unparteiischer Zeuge gelten. Er gebt dem Justo milieu an, einer Partei, welche zum Sturze der Constitution indirect viel beigetragen hat. An seinen Meinungen liegt insofern wenig, denn er bezieht sich in Allem, was er über die

grauensame und blutdürstige Verfolgung von Seiten der Apostolischen sagt, auf officielle Urkunden.

So interessant das Werk aber auch durch Mittheilungen des Art sein mag, ist es dies doch bei weitem mehr durch die Thatfachen, welche der Verf. als Beweise, anführt, daß die Macht und der Einfluß der spanischen Geistlichkeit seit dem Jahre 1808 bis auf den gegenwärtigen Augenblick in beständigem Abnehmen begriffen waren. „Im Jahre 1808“, sagt er, „besaß der Clerus Macht genug, um zur Erhebung der spanischen Nation gegen die fremden Dränger mächtig beizutragen; aber schon im Jahre 1814 war er nicht mehr im Stande, allein die Krone zu ihren Gunsten sinken zu machen. Die Geistlichkeit nahm zu Valencia von der Person und dem Ehre des Königs Besitz; sie versöhete die Armee und lehrte die Soldaten Eid und Pflicht geringachten, und veranlaßte, um die Unvorsichtigen zu täuschen, den König zur Bekannmachung des Decrets vom 4. Mai 1814, worin er auf das fierlichste versprach, die Cortes zusammenzubekommen, die persönliche und die Freiheit der Presse zu achten und die Rechte des Volkes unverletzt zu erhalten, und zu gleicher Zeit der Willkürherrschaft wie der Befugnis entsagte, Strafen nach Gefallen zu erheben und die Staatsgelder beliebig zu verwenden. Als aber die Geistlichkeit im Jahre 1820 einfiel, daß die Aufschungen, welche ihre Macht stützten, durch die unwiderstehliche Gewalt der öffentlichen Meinung gestürzt worden waren, und daß sie die spanische Nation schlechterdings nicht mehr vermdgen könne, jene Macht wieder aufzurichten, blieb ihr kein anderes Mittel als das verderblichswangere der Herbeirufung fremder Truppen und der Mache an ihren Feinden.“

Und, fürwahr, die Apostolischen haben sich gerüdt! Aber hat die spanische Geistlichkeit durch diese entwürdigliche Befolgung auch wirklich an Kraft und Einfluß gewonnen? Wenn man einzig deren Zahl berücksichtigen wollte, müßte man ja sagen; denn aus den amtlichen Urkunden, welche das vorliegende Werk enthält, geht hervor, daß es im Jahre 1830 in Spanien 62 Bischöfe, 2393 Domberrn, 1869 niedere Canonici, 54,336 an den Pfarren angestellte, 18,699 nicht angestellte Weltgeistliche, 24,007 Nonnen und 61,727 Mönche gab. In dem Berichte dagegen, den der Justizminister Gortez im Jahre 1822 den Cortes vorlegte, werden nur 16,810 Mönche angeführt; die Zahl der letztern hat sich demnach in den nachfolgenden sieben Jahren um 45,417 vermehrt. Klein Zunahme an Zahl ist nicht immer Zunahme an Macht; in der That hat ein so über alle Massen widersinniger Zuwachs die Vortheile der Ordensgeistlichen nur vermehrt, denn sie mussten, um sich die gehörige Einnahme zu verschaffen, das Volk drücken. Uebrigens folgt nicht, daß jeder junge Mönch auch der apostolischen Partei angehöret; die Erfahrung hat seit 80 Jahren gar oft das Gegentheil bewiesen; das aber ist in jedem Falle gewiß, daß diese ungebürliche Zunahme die ganze Körperschaft um die wenigste Achtung brachte, die sie bisher noch genoss, denn die Intriguen und Machinationen, zu welchen die Mönche ihre Besuche nehmen mußten, um sich das tägliche Brod zu verschaffen, sowie die Eifersucht, die Robenbulerei und das Gezänke zwischen den verschiedenen Orden, um einander in der Gank derjenigen Gläubigen anzujucken, welche sie Predigten, Gebete und Messen noch immer ihr gutes Geld zu geben bereit waren — dies Alles hat die ganze Ordensgeistlichkeit ohne Unterschied zur Belscheide des Spottes und Witzes selbst unter der unwissenden Volksclasse gemacht.

So beweisen auch die Hirtenbriefe der Bischöfe und die Decrete der Regierung, daß es in Spanien einen passiven Widerstand gegen die Unterdrückung des Lehntes gibt, und daß die Priesterkraft überall, wo das Volk sie zu überleben im Stande ist, darum betrogen wird. Was kann uns Recht annehmen, daß in Folge dieses Zustandes der Dinge ihr Entstehen aus dem Behnten sich seit den letzten zehn Jahren um die Hälfte vermindert hat, und dies zu einer Zeit, wo sie unermessliche Summen zur Aufrechterhaltung ihrer politischen Macht ausgeben mußte. Die spanische Geistlichkeit befindet sich daher in diesem Augenblicke,

trog ihrer großen) hominären Klafsmens, in einem möglichen Zustande der Armuth, und ihre ganze Hoffnung auf endlichen Sieg beruht auf der Möglichkeit, die Furcht Derjenigen zu erregen, die an der Fortdauer der Mißbräuche ein Interesse haben, sowie auf der Aufspaltung des Berglaubens. Die Macht des Berglaubens ist aber in Spanien bei weitem nicht so groß, als man allgemein annimmt, wie dies der schlechte Erfolg der Gläubendarmee im Jahre 1822 hinreichend bewies. Früher kann man nicht dasselbe von den Befugnissen der Theilhaftigen sagen; wenn der Clerus — und gewiß wird er kein Mittel der List und Schleichheit unversucht lassen — diese ernstlich zu erregen vermöchte, dürfte der Kampf schrecklich werden, weil beide Parteien ein für alle Mal um ihre Dasein streiten würden.

Wenn aber auch die Apostolischen im Stande gewesen sein möchten, das blutige Banner des Bürgerkrieges aufzuspflanzen, so ist es doch im höchsten Grade unwahrscheinlich, wenn nicht unmöglich, daß sie zuletzt den Sieg behaupten; ihre Partei war im Jahre 1822 viel stärker als jetzt, sie hatten das Haupt der Regierung und die große Mehrheit des hohen Adels für sich, wurden von der französischen Regierung mit Geld und Waffen unterstützt, und dennoch geschlagen, gedemüthigt, verjagt. Jetzt sind diese, schon sonst Widersacher der Constitutionellen, die wirksamsten Anhänger der jungen Königin, ja selbst unter der Geistlichkeit sind in Folge des Benehmens der Häupter der apostolischen Partei Spaltungen entstanden. Man glaube ja nicht, daß Alle, welche einem geistlichen Orden angehören, das Benehmen dieser Männer billigen; man findet im Gegentheil, daß gerade die Würdigsten unter ihnen ihren Abscheu gegen die unter dem Deckmantel der Religion verübten Unthaten offen erklärten und sich von ihren verfolgungsstrukturellen Brüdern lossagten. Diese Spaltung im feindlichen Lager muß zum Triumph der jungen Königin mächtig beitragen und würde in der That ein außerordentlicher Zuwachs an moralischer und physischer Kraft sein, wenn die Königin-Mutter hinreichende Klugheit und Gewandtheit besäße, die anti-apostolische Geistlichkeit, welche mehr durch alte Erinnerungen und Meinungsverschiedenheit als durch entgegenge setzte Hoffnungen oder Interessen getheilt ist, zu vereinigen und um den Thron ihrer Tochter zu versammeln. Daß die Lage der Königin-Mutter noch dem Tode ihres Gemahls ungewöhnlich schwierig war, wird Niemand leugnen, aber ebenso gewiß ist es, daß ihre erste Maßregel von keiner sonderlichen Weisheit zeugte. Das bekannte Manifest, welches, da es keinen einzigen ihrer Feinde verlor, fast hätte unterbleiben können, würde, indem es den Enthusiasmus der Freunde ihrer Tochter lähmte, deren Sache verderben haben, wenn nicht die Gewalt der Dinge die Fehler der Nachhaber neutralisirt hätte. Und fürwahr, schöne Sachen versprach die Königin-Mutter den Anhängern ihrer Tochter: Alles sollte beim Alten bleiben, d. h. sie sollten in der Zukunft wie in der Vergangenheit keine Sicherheit für ihre Personen wie für ihr Eigenthum haben; sollten vor Kriegsgerichte gestellt werden, so oft es den Ministern beliebte, sie verdammen zu lassen; sollten verbannt, eingekerkert, hingerichtet werden, sobald sie nur irgend einem der geringsten Nachhaber zu misfallen das Unglück hatten! Ingebet sollten wieder unterstützt und beschützt, ja sogar nach einem Decrete ihres Gemahls (S. 172 unlers Werks) auch dann nicht bestraft werden, wenn bewiesen würde, daß die Anschuldigung falsch und verurtheilt war; Professorenstellen für die interessante Kunst des Stiergefechts *) sollten wieder errichtet werden und die Univer-

*) Die 24. Urkunde im Anhange vorliegenden Werks enthält das ursprüngliche Decret, wodurch eine Schule für die Tauromachie in Sevilla errichtet, zwei berühmte Stierkämpfer mit gutem Gehalt und andern Emolumentalen angestellt, und verfügt wurde, daß kein zwölf Personnaire auf Unzulässige Kosten unterrichtet werden sollen. Zur selben Zeit machte die offizielle Zeitung von Madrid mit vornehmlichen Lobeserhebungen die Glückwünsche der Universität von Gercera bekannt, worin es hieß: „Fern bleibe und Eper-

stern geschlossen bleiben; wieder sollten sich die Spanier bequemen, der berühmten Erklärung der apostolischen Unterwerfung Gercera, welche Ferdinand's Beifall erhielt, beizupflichten, daß die gefährliche Rennerung des Deutens aus Spanien vertrieben werden müsse; endlich sollten wieder juntas de estado nach dem Vorbilde derjenigen von 1822, blühigen Schicksalles, eingesetzt werden: kurz, wenn der aufgeklärte Theil der spanischen Bevölkerung die Proclamation der Königin hochachtungsvoll nahm, mußte er schlechterdings auf jede Hoffnung verzichten, sich endlich einmal eines festen Rechtszustandes und der Sicherheit der Person zu erfreuen, denn Alles sollte ja so bleiben, wie es unter Ferdinand VII., glorreichen Angebens, gewesen. Das Unannehmliche und Unzeitgemäße einer solchen Verheißung bedarf keines weitern Commentars; sie war ein ungeschickter Versuch, eine Partei zu gewinnen, die mit Ehren die Königin nie unterstützen kann, und die Anerkennung jener Mächte zu erwirken, welche niemals ihre aufrichtigen Bundesgenossen zu sein vermögen.

Zum Glück für die Königin wäre indessen der Triumph der Apostolischen zu gleicher Zeit jener des Despotismus und der Inquisition: dies wissen die Gegner der Letztern nur zu gut und sind daher gegen sie zu streiten gezwungen, ohne auf die Klugheit oder Unklugheit der Königin-Mutter viel Rücksicht zu nehmen. Bereits hat sich aber diese zu ihrer eignen Erhaltung genöthigt gesehen, sich enger an die Liberalen anzuschließen: die Zurückberufung so vieler Mitglieder der Cortes, die Einziehung der Güter und Einkünfte des Prälaten, dessen Entsetzung von allen Ämtern und Würden, das Verbot, für ihn in den Kirchen zu beten, endlich und vor Allem die neue Eintheilung Spaniens in Bezirke gleich den französischen Departements sind ebenso viele feindliche Maßregeln gegen die Apostolischen als Ingegendnisse an die Constitutionellen. Würden diese den Sieg, der ihnen zuletzt auf allen Punkten Spaniens unfehlbar Meiden muß, mit Weisheit und Klugheit benutzen! Nicht die Aufklärung schimmernder Theorien, sondern eine geregelte, feste innere Verwaltung ist außer einem gesicherten Rechtszustande das wesentlichste Bedürfnis der spanischen Monarchie.

Die literarischen Verdienste des in Rede stehenden Werkes sind nicht allzugroß; zwar enthält es viele Thatfachen, aber auch vieles und zwar eitles Geschwätz. Die Klugheit und Unparteilichkeit des Verf. verdient jedoch alles Lob; denn abson er zu dem juste milieu der spanischen Politiker gehört, deckt er doch die Unwissenheit Derjenigen auf, welche die Cortes tadeln, weil sie nicht mit den Franzosen unterhandelt haben. Er beweist (S. 65) klar, daß die Veränderung der Constitution, auch wenn die Cortes die Macht dazu gehabt hätten, eine nutzlose Selbsterniedrigung gewesen wäre, denn bereits vier Monate vor dem Eintritte der Franzosen sei von der Mehrzahl der Großmächte Europas die Vernichtung der repräsentativen Verfassung in Spanien unwiderruflich beschlossen worden. 65.

Literarische Notizen.

Der französische Künstler Moreil, dessen Umrisse ausgedehnter Grände sich vielen Beifall erworben haben, ist gegenwärtig mit Umrisen zu Byron's Werken beschäftigt und wird nächstens auch seine Umrisse nach Göttingen bringen.

Die leipziger Handelschule wird von dem „Foreign quarterly review“ englischen Zeitern, die ihre Kinder — wie es oft der Fall sei — in Deutschland erziehen lassen wollten, empfangen.

Der Riß Martineau selbstgeschriebene „Illustrations of political economy“ werden gegenwärtig von Prof. Dr. Doss und Frn. Mariboe auch in das Dänische übersetzt. 51.

nern die gefährliche Rennerung des Deutens!“ Und es demerit nicht lange, so werden auf königlichen Befehl alle Unversitäten und höhere Studienanstalten im ganzen Königreiche geschlossen.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag,

— Nr. 34. —

3. Februar 1834.

Ueber das Princip eines Anfangs im Philosophiren und über Sophistik im Denken und Sein.

Von F. S. Kühne.

(Fortsetzung aus Nr. 33.)

„Und nicht-menschlich?“ fuhr Leopold in seiner Widerlegung fort. „Wenn du das Mysterium der Religion lebhaft in deiner Seele sich regen fühlst, wenn du die Wundenmaale des Gekreuzigten küssest und, von seiner Liebe und Demuth überwältigt ganz aufgelöst, an seinem Herzen liegt und die Seligkeit einer heiligen Versöhnung deine Brust durchzittert, wenn du in Liebe und Hingebung ganz eins wirst mit ihm: überhebst du dich nicht in diesem Momente als Creatur deiner Creatürlichkeit? Hat die Religion ihre süßen Schauer, so hat die Philosophie ihre großen Schauer, und es gehört ebenso gut die Andacht einer geweihten Seele dazu, die absolute Idee zu begreifen, als von der Liebe des Sohnes einen Widerklang in sich zu spüren. Nicht bloß der Künstler, auch der Philosoph bedarf der Begeisterung und der Andacht. Ohne sie läßt sich in der freisenden Bewegung der innern und äußern Kräfte und Substanzen, in diesem Wirrwarr der Welt, der sich doch ewig harmonisch hält und trägt, in diesem Suchen, Finden und Sichfinden der Elemente, in diesem Hervortreten und Zurückgehen in die allgemeine Substanz, das Wesen der Dinge, das sich seine Erscheinung selbst gibt und zurücknimmt, nimmer erschauen. Der Blick des Philosophen auf die ewige Lösung ewiger Dissonanzen, auf diesen für immer sich überwindenden und doch in der Ueberwindung beharrenden Gegensatz, auf diese Liebe, die sich hingibt und doch sie selber bleibt, auf diesen absoluten Proceß des Daseins, der in seinem Negativitätsverlauf sich absolut positiv erweist — der Blick auf ihn muß ein Blick der Verkürzung und voller Andacht sein, will er seines Gegenstandes Meister werden und die Gliederung der Welt der Gedanken und der Welt der Wirklichkeit richtig erfassen und begreifen. Einer Erhebung über die endliche Materie wieh aber Jeder theilhaftig, der das Höhere, das Erhabene und Gute, oder das Wahre erschaut, er mag Künstler, Religioser oder Denker sein wollen, und selbst der reine Mensch als solcher unter Menschen erhebt sich in der Liebe zu einer Region, die ihn zu Aether, der über der Substanz schwebt und fliegt, hinführt, wofern seine Liebe nämlich eine edle ist, die

sich dem Geblute der Körperhaftigkeit entwindet. Diesen Aether der Substanz, der ohne diese nichts ist, weil er, ihr ewig entzweigend, doch in ihr seit Alles hat, diesen herauszufühlen, ist der wahre, der einzige Transcendentismus inmitten der Wirklichkeit selber. Was ist also einfach natürlicher als die Function des Philosophirenden? Was ist menschlich wahrer als sich im Begriff das Verständnis der Dinge zu suchen? Und im Begriff, über den man so viel noch immer fabelt, erstrebe ich eben nichts als die Seele des Dinges, nicht bloß seine Kraft und Energie, wenn es sich thätig und bewegt erweist, noch auch die schlummernde Substanz, die noch ihre nebenzüglichen Anhängsel hätte, noch auch die bloße Verfassung, die aus einzelnen Poren dringt, sondern das Ding selbst als Ganzes und doch als Eins gefaßt.“

„Nach deiner Ansicht“, sagte Otto, „wäre demnach des jüngern Fichte und Bachmann's Bemühen, den Begriff wieder zu begründen, ein vergebliches. Fichte beginnt seine Lehre mit dem concreten Ich, weil das abstracte Sein, womit Hegel's Logik beginnt, schon ein ganzliches Entschlagen alles Inhalts und aller Wirklichkeit erfordert. Das Ich tritt in die volle Welt, hört, sieht, fühlt, macht sich daraus Vorstellungen, und vom Einzelnen zum Allgemeinen aufsteigend, formt es sich Begriffe, und gelangt so stufenweise bis zum Urbegriff, dem völlig Abstracten, ganz Allgemeinen, das keinem Besondern mehr entspricht.“

„Dieser Fortgang vom Concreten zum Abstracten“, fügte Leopold hinzu, „ist um so verfehlter, weil man nun erst beim leeren, abstracten Sein angelangt, doch wieder zum Concreten kommen muß, um die von ihrer Wirklichkeit erfüllte Idee zu erfassen. Was Fichte von der Idee und vom speculativen Erkennen sagt, bewirft einmal wieder recht, daß es ihm keineswegs an einer tiefen philosophischen Stimmung, eher an der philosophischen Verständnißkraft fehle. Bachmann gesteht sogar (S. 180), im Ganzen stimme er Hegel in Ansehung der Höhe und schöpferischen Kraft der logischen Idee bei; auch er hält sie weder für überweltlich, noch für eine bloß subjective Form, noch für ein Jenseits der Erscheinungswelt; „in der ganzen Natur, wie im Geiste“, sagt er, „erblicke ich ihre Abbilder“. Nur das Verhältniß zwischen der Idee und der Erscheinung nach der Angabe He-

gel's scheint ihm nicht entsprechend. Was ich darüber zu sagen weiß, habe ich die bereits mitgetheilt. Wie man aber der Lehre von der Idee beipflichten und dem Begriff wieder bloß eine formelle Function vindiciren könne, ist mir nicht gleich verständlich."

"Wie du es mir zur Anschauung bringst", sagte Otto, "liegt mir die Ueberzeugung nicht zu fern, daß auch der Begriff eine objectiv vorhandene Potenz sei, weil jedes Ding einen Gedanken unbewußt vorstellt, mit dem es ganz identisch ist. Und so wird mir's am Ende auch begreiflich sein, daß die Logik eine objective Wissenschaft sein kann, indem sie in seiner eignen Sicherung das System der von Ewigkeit her vorhandenen Gedankenmächte hinstellt, die nicht wie die Platonischen vortollständigen Ideen und Urtypen den Dingen zeitlich und räumlich vorschweben, sondern in ihnen die immanente Seele und geistig genommen sie selber sind."

"Und was nun das Gespenstliche betrifft", fuhr Leopold eifrig fort, "das uns bei der speculativen Logik anzuwenden müsse, wenn man statt des Seienden z. B. das Sein selber, statt der werdenden Dinge das Werden selbst und all diese ewigen Urtypen betrachte; so kann ich nur sagen, für mich sind sie in ihrer kühlen Ruhe die traulichen Schattenwesen der stillen Nacht, welche die noch schlummernde Welt umarmt und in sich biegt. Auch die Nacht kann Furchtsamen düster und schreckhaft sein; mir und Vielen ist sie als die dunkelbraune Arme des Daseins erschienen."

"Auch der Tod", fügte Otto bewegt hinzu, "gilt uns in schwachen Stunden für eine schwarze Nacht des Grauens. Ich mag aber keine leere Nacht eines übersinnlichen Jenseits anerkennen; Alles ist Tag des Geistes, und nach unserm Tode beginnt erst die volle Sonnenwende für die unsterbliche Seele, indem unser Ich, das hier in der Zeitlichkeit des irdischen Körperlebens seine ewige Substanz sich oft zu verklümmern und zu trüben drohte, sein reines Sein im Schooße Gottes wiederfindet und, in ihm zerfließend, sein wahres Selbst in alle Ewigkeit genießt."

"Wir sind also darüber einverstanden, geliebter Freund", begann Leopold nach einer Pause wieder, "daß der Begriff im philosophischen Verstandniß nichts abstract Allgemeines, dem die concrete Einzelheit nicht entspräche, sein könne, noch auch etwas Subjectiv-formelles. Es kann lange dauern, ehe ich, als diese einzelne Person, den Begriff einer Sache erfasse, er kann mir für immer verhiilt bleiben; allein gleichwol ist er an sich vorhanden, als das Ding selbst in seiner Wesenheit. Nennen wir nun, wenn es dir recht ist, die ganze Welt der Gegenständlichkeiten das erfüllte Sein, so wirst du mir vielleicht auch einräumen, daß der Begriff dieses Seins demselben nicht schlechthin feindlich gegenüberstehe, da er ja das Sein in seiner Wesenhaftigkeit erfasse und die Seele des Seins selber ist?"

Otto mußte allerdings beipflichten.

"Das Sein aber als einen Moment des Begriffes", fuhr Leopold fort, "und den Uebergang des logischen

Gedankens von jenem zu diesem aufgezeigt zu haben: das ist Hegel's glänzendes Verdienst. Und hieran knüpft sich noch unendlich viel. Denn ohne diese Stufenfolge und die Darstellung, wie der Begriff aus dem Sein hervortraucht, ist auch in der Idee an keine Identität des Sub- und Object's zu glauben. Auch der Zusammenhang zwischen Nothwendigkeit und Freiheit schließt sich eng daran. Dem Sein entspricht die gebundene Nothwendigkeit, dem Begriff die lichte Freiheit. Das Bewußtsein der Nothwendigkeit ist die Befreiung von ihr, sie beherrschend und doch sie zum Ugrund behaltend. Die Freiheit ist die Flamme gleichsam, die Nothwendigkeit der Stoff, aus dem sie sich nährt. So ist diese Befreiung von der Materie das Bewußtsein des Ich's in der Einzelcreatur; sie ist der Geist überhaupt und allgemein gefaßt, und der Geist in Betreff des Gefühls ist Liebe, in Betreff des Genusses Seligkeit. Ist nun aber das Sein ein Moment des Begriffes, und haben wir uns in der Logik alles concreten und besondern Lebens in der vorhandenen Wirklichkeit zu erschlagen, um aus dem Sein zuweerdst den Begriff hervortreten zu sehen, so können wir hier in der Welt der Abstraction mit nichts weiter beginnen als der schlicht einfachsten Potenz, dem reinen abstracten Sein, das eben in dieser Entleerung alles Inhalts mit dem Nichts identisch erscheint."

"Könnten wir denn nun wol aus unserer Unterhaltung", sagte Otto nach einer Pause, "eine Kritik über die beiden Werke zusammenstellen?"

"Wol schwerlich!" meinte Leopold bedachtend; "nicht einmal die logischen Theile, möchten erledigt sein, und dem tiefgelehrten Bachmann, dessen Blick auf den Gang der deutschen Philosophie bis auf Hegel den ich speculativen Standpunkt verräth, auf dem Felde der Naturphilosophie und der Philosophie des Geistes sofort entgegenzutreten, möchte ich mir so Much wie Kraft abspitzen. Wir haben hier nur einige, freilich Haupt- und Wendepunkte der Lehre herausgehoben, die wir übersehen zu können glauben.

(Der Beschlus folgt.)

Polnische Gedichte.

Poezye Antoniego Edwardsa Odyśca. Nowa, powiększona i przerobiona edycja. w Poznaniu 1832 (Poesien von A. E. Dydalec. Neue, vermehrte und umgearbeitete Ausgabe. Posen 1832.) 4.

Scheint es doch, als wenn die Polen, nachdem sie am 1. Jahrt der selbständigen lebendigen Böhler gekriegen worten, nachdem ihre Nationalität und ihre Sprache der Verwüstung, dem Untergange und der Vergessenheit in dem Strome der Zeit preisgegeben ist, und auch durch der Waffen Gewalt das Land nicht erkauf werden kann, nun einbringen wollen in die künftigen Hallen der Poesie und dort ihrer Sprache und Kultur thümlichkeit — wenn diese nicht schon in der Geschichte lebendige die Unsterblichkeit sichern. Und wol kann ihnen, da sie einen Dichter wie Mickiewicz besitzen, dies Vorhaben gelingen. Eine auffallende Erscheinung! So lange die Polen, sich selbst überlassen, ihre Natur nach sich geberden konnten, ist, obgleich die Rationalität in einem Leben so lebendig sich regte, kein nationaler Dichter unter ihnen erstanden. Alle ihre frü-

Poeten — und wir theilen hier nur die Ansicht der Polen selbst mit — von da an, als unter den Sigismunden im 16. Jahrhunderte die Poesie plötzlich mit einer gewissen Bollendung in Kochanowski austrat, bis auf Krasiński und Karusiowski, tragen nur zuweilen das Gepräge der Rationalität an sich, sie schreiben eigentlich nur mit polnischen Worten, ihre Gedanken und Empfindungen hingegen waren römisch, französisch und Alles, nur nicht polnisch. So liebten sie dem polnischen Volke selbst fremd. Und als sich, doch erst nach dem Berlinsche Selbstständigkeit der Nation, die wahren polnischen Dichter zeigten, da vergaß ihrer auch der gebildete Theil des Volkes, wie die Masse nie etwas von ihnen gewußt hat; nur aus einer in der Kindheit eingefognen Ehrfurcht blickt jetzt der Pole zu ihnen zurück, er läßt ihren großen Talenten Gerechtigkeit widerfahren, aber bedauert, daß sie auf einem so falschen Wege begriffen gewesen.

Mickiewicz ist der Begründer der neuern romantischen Dichterschule, mit welcher Benennung diese eben nichts Anderes sagen will, als daß sie, im Gegensatz gegen die todt sogenannte classische Schule, ihre Dichtungen und Gestalten aus den Grundtiefen der Poesie und der polnischen Volksthumlichkeit lebendig zu erzeugen strebt. In der Reihe der Nachfolger dieses Meisters nimmt Antoni Edward von Dąbniński, dessen Freund und Landsmann — beide sind aus Litauen — eine der ersten Stellen ein. Am nächsten steht er dem Meister in seinen Balladen. Es zieht uns in diesen besonders die melancholische Liede, daneben eine lebendige und kräftige echt dichterische Anschauung und Darstellung an. Eine der schönsten ist „Bolesław der Kühne“. Hier hat Dąbniński das Dunkel, welches über das Ende dieses Königs waltet, trefflich benützt; erst geliebt und gepriesen von seinem Volke, ergab derselbe sich in Kijow, in das er als Sieger gezogen war, der Schwelgerei und tödtete später am Altare des Bischof von Krakau, Stanislaus, der ihm den Zorn Gottes verkündigt hatte, darauf aber verschwand er. Dąbniński führt den König als einen in Rom Wäsenden ein. Der Papst selbst hält die Messe; als er aber nach der vom Himmel erhaltenen Macht der haffertigen Menge die Begebung der Sünden ertheilen will, vermag er es nicht, weil sich unter den Wäsenden ein Sänder befindet, der der Begebung nicht würdig sei. Adalbert erhebt sich auch ein fremder Mann, — Niemand hatte strenger gefaßt und sich reuiger an die Brust geschlagen. Er verläßt die Kirche und kehrt darauf in seine Heimat nach Polen zurück. In einer Hinde findet er einen ehrwürdigen Geistlichen; es ist Stanislaus selbst, der ihm zum Troste gesandt ist, diesem berichtet er, und nun erst wird er der Begebung gewiß und stirbt. In einer andern Ballade, dem „Goldzeitfeste“, stellt uns Dąbniński ein überaus lebhaftes Bild aus dem häuslichen Leben der polnischen Magnaten dar. Gleichwie Mickiewicz benutzte er auch zuweilen die lithauische Sagenwelt. Wir bieten unsern Lesern eine Ballade der Art, welche uns in die Zeit der Kämpfe zwischen den Polen und Litauern versetzt, fast in einer wörtlichen Uebersetzung und in dem Versmaße des Originals; freilich zieht das letzte zugleich der Reim.

Des Litauers Gefangene.

Nun laß ab mit dem Geufzen!
Lachst, Alle die Thränen!
Alle fliegen zu Koffe,
Führen ihre Gefangnen.
Ich vergeude die Zeit hier,
Sol am End' sie nicht ein mehr.
Oder soll ich dich tödten,
Denn heimkehren vom Siege?

Nein! du bistest vergebend.
Schand muß ich dich haben.
Nur breiß, hier auf den Stroden
Sattel setze dich zu mir!
Denn mein räthiges Pferdchen
Soll dich nimmer ermüden;

Und vor'm Blinde beschützen
Werb' ich dich mit der Wolfshaut.

Auf, mit freudigem Herzen!
Hier gib's nichts zu bewein.
Deine weißen Gebüde,
Siehe, stehen in Flammen.
Und dein Raube, der Knabe,
Der zu Pferde im Kampfe
Gegen mich sich erhob,
Der dich wollte beschützen,
Glaub' mir, wird sich im kalten
Grade nicht nach dir sehnen.

Sieh, sieh, wie sie erleidet!
Leblos fällt sie zu Boden.
Wahrlich, 's thante mich rühren,
Ein so liebliches Mädchen!

Nun, erhol' dich nur wieder.
Selber will ich dich pflegen.
Fern dort an der Primlana
Steht mein höherer Palast,
Woll sind Schwestern und Speißer,
Woll von Flach und von Wolle.
Dort, dort wirst nicht trauern;
Wehen sollst du bei Tage,
Abends unsere Lieder
Hören, spielen mit Mädchen.
Kommt mein einziger Sohn aus
Preußenlande nach Hause,
Du gestülk ihm, vielleicht gar
Nimmt er dann dich zum Weibe.
Den'ge kommen ihm dort gleich,
Nicht beim Mahl, noch im Kampfe.
Nicht ein Weib oder Knäblein
Ist er, gleich deinem Sohn;
Sein Wuch gleichet der Achte,
Und sein Auge, wie Perlun's
Selbst, so sprühet es Feuer.
Ja, ich sterb', wenn ich läge!
Mit der Hand bricht er Eisen.

So, nun demmt sie die Thränen!
Und wie glän ihr die Wangen.
Heißt aus Dank oder bittend
Du den Blick so gen Himmel?
Sag, warum nun so stöhlich
Steigt aufs Pferd du mit Mädchen!

Nun, nun, schmiege dich an mich,
Wirt die Arme so um mich.
So, — jetzt kann ich mit Andern
Beicht im Fluge mich messen.

Nun, was schrickst du zusammen?
Was schauft so in die Flammen?
Werb' hinein dich nicht kosten,
Denn' auch nad' ich mein Kopf hin.

Da ha! Ach' du Barmhertige!
Sich vom Pferde zu reiten!
Über wirst nicht entgehen,
Sollt mein Pfeil dich auch hosen!
Doch wohin reißt die Furcht sie? —
Hör, küß' nicht in die Blut dich!
Beim Perlun! nichts Böses,
Gar nichts will ich dir antun!

Und die Nase den hört nicht!
Flicht, die Arme erhoben,
Schneller, Pferdchen, o schneller,
Ob' sie stürzt in die Flammen.
Auf! — nun ist sie verschwunden! —

Da! ihr weißes Gewand dort
Witten unter den Krämmern
Weht es, mitten im Feuer!

Beim Perle: das Mädchen,
Eines Eldbauers war's werth!
Sich verbrennen! o Schade!
Jung noch war es; und so schön!

Neben den Originalballaden finden wir mehrere übersezte. Unter diesen steht Bürger's „Renore“ obenan. Dohnic hat, um die Ballade volkstümlicher zu machen, den Krieger in Johann Sobieski's Herr vor Wien sterben lassen; auch hat er, wie schon Beresford gethan hat, die vielen Interjectionen (hop, hop u. s. w.) übergangen, ohne daß etwas von dem Eindrucke des Gedichts verloren gegangen wäre. In einer Anmerkung theilt uns Dohnic die wichtige Notiz mit, daß auch unter dem polnischen Volke ein Lieb von einer ähnlichen Geschichte sich finde. Dies bestätigt, daß diese Dichtung fast durch den ganzen Norden verbreitet gewesen, und (was A. W. von Schlegel in dem vortrefflichen Aufsatze über Bürger sagt) „daß sie in nordischen Ländern mit örtlicher Wahrheit eintrifft sei“. Ja, es sind fast dieselben Verse, welche Bürger den ersten Gedanken zu seiner Ballade gegeben haben, auch in Polen noch vorhanden. Sie lauten wörtlich:

Der Knab scheint,
Der Todte eilt,
Das Kleibchen (weht) schwach, schwach,
Mägdelein, hast du keine Furcht?

Auffallend ist, daß sich hier ein Anklang an die Interjectionen findet, die Bürger doch wahrscheinlich nicht aus den wenigen erhaltenen Lauten des alten Volksliedes aufgenommen, sondern selbst erfunden hat. Die andern Uebersetzungen sind: „Der wilde Jäger“, „Das Lied von der Arme“ von Bürger, einige Balladen des ausgezeichneten russischen Dichters Julowski, des Walter Scott u. A.

Den Balladen sind Legenden, theils Originale, theils Uebersetzungen, meist aus Herder, beigefügt; diesen folgen einige beschreibende Gedichte, welche sich in reizenden Bildern bewegen, einige poetische Briefe und dann kleinere Gedichte voll Tiefe, Innigkeit und Zartheit, meist elegischen Charakters. Uebersetzt finden wir hier Schiller's „Alpenjäger“, „Die Theilung der Erde“, Götze's „Müllerin“, „Das Weibchen“, „Wirkung in die Ferne“, Einzelnes aus Byron's „Childe-Herold“ u. s. f. Nachstehendes Volkslied, das durch ganz Polen verbreitet ist — „wem von uns haben die zarten Worte in seiner Kindheit nicht eingewiegt?“ fragt Dohnic — hat ihm den Stoff zu einem sehr schönen Gedichte gegeben.

Die Walle.

Längs des Wassers ging am Abend
Hinter ihren Gänzchen her
Schön wie Morgenroth ein Mädchen,
Lodet so die Gänzchen an:

„Kommet, kommet, meine Gänzlein,
Kommet, kommt nach Hause.
Klagen will ich euch mein Leben,
Aber Niemanden vertraut es!“

„Wird es meine Seel' ertragen,
Wenn ich mich zu Dem hinsetze,
Der mich nun zwingt unablässig
Ihm mich zu ergeben?“

„Denn frei bin ich ja geboren,
Kannst ich auch nicht meine Mutter,
Ihr nur lieb' ich, dem ich thener,
Nicht den Reichthum seh' ich an.“

„Mag, wer will, es mir verbenken,
Ihm hab' ich mein Wort gegeben,
Und mein Herz hab' ich gegeben,
Und ich werd' ihn ewig lieben.“

Weiter treibt sie ihre Gänzlein,
Also wetzet sie sich aus;
Das Gesicht bedeckt mit Thränen
Ruft sie ihren Gänzlein zu:

„Kommet, kommet, meine Gänzlein,
Kommet, kommt nach Hause.
Klagen will ich euch mein Leben,
Aber Niemanden vertraut es!“

Den lyrischen Gedichten ist auch ein Drama in drei Acten: „Izora“, beigefügt; aber nach unserm Urtheile erreicht Dohnic hierin die Höhe nicht, auf der er im Lyrischen steht, wie denn überhaupt die dramatische Poesie der Polen noch zuruck A. Fast alle frühern dramatischen Dichter Polens haben ihren Stoff aus der nationalen Geschichte genommen und Trauerspiele ganz nach dem französischen antiken Zuschnitte voll rhetorischen Schmuckes geschrieben; Dohnic verlegt sein Drama in die romantische Ritterzeit, hat nicht französische, sondern menschliche Leidenschaft darzustellen sich bestrebt, auch die classische Förmlichkeit abgestreift, doch ohne grade auf recht ausgeglichene Weise den neuen Weg zu beginnen. Der Inhalt des Stücks ist: Zwei nachbarliche Barone, Hildebrand und Artur, sind ketzige Feinde. Um seinem Gegner kräftigern Widerstand leisten zu können, will Hildebrand seine einzige Tochter Izora mit dem Grafen Friederich vermählen. Dieser hat der Izora zu Ehren ein Turnier gegeben, auf welchem ein unbekannter Ritter (Edwin, Artur's Sohn) die Stiefpreisge erlangt und aus den Händen der Izora empfangen hatte.

Doch als er ins Auge der Anwesenden sah,

Bergaß der Ritter des Ruhmes.

— Zur blühenden Blume das Körnlein erwäckt

Und Lieb' erzeugt ein liebender Blick.

Der Ritter ward wieder geliebt.

Das Stück spielt im Schlosse Hildebrand's. Edwin, dessen Herkunft Izora selbst nicht kennt, kommt dahin als Mistriest verkleidet. Die Gefahren der Liebenden steigen, und sie suchen kein andres Mittel, als sich in die Arme des Schlosshauptmanns zu werfen, der sie um Mitternacht zu trauen verspricht. Schon wartet Edwin vor der Kapelle, als das Schloß von Feinden überfallen wird. Der hervorkürzende Hildebrand findet Edwin, hält ihn für einen Spion, und dieser, um sich zu rechtfertigen, stürzt in den Kampf gegen die vermeinten Räuber, besetzt so seinen eignen Vater und nimmt ihn gefangen. Hierdurch am wird die Vereinigung der Liebenden und die Verschönerung der beiden Väter herbeigeführt. Die Sprache des Ganzen ist edel, natürlich; der Vers, insbesondere in den Liedern des Mistriest, fließend und sehr wohlklingend. Da Dohnic ein wirkliches Dichter ist, so ist zu hoffen, daß ihn sein eifriges Studium der Schallspiele auch auf dem dramatischen Felde weiter führen werde.

Literarische Notizen.

Vom Professor C. Molbech, dem Verf. der „Fortsetzungen über den nyere danske Poesie“ (Vortsetninger over de nyere danske Poesie, 2 Bände 1832) und Herausgeber der „Dansk poetiske Anthologie“ 2 Theile, werden angekündigt: „Dansk Gmaalkrister, fornemmelig af historisk, æsthetisk og kritisk Indhold“ (Vermischte kleine Schriften u.). Von demselben erschien im Juli: „Dansk Ordbog, indeholdende det danske Sprog's Stammeord, tilligemed afledede og sammensatte Ord, efter den nuværende Sprogbrug forklæret i deres forstjellige Betydninger og Exempler, med en kort Oversigt af det danske Sprog's historie“ (Dänisches Wörterbuch, die Stammeörter, mit ihren Ableitungen und Compositis und den Bedeutungen nach jetzigem Sprachgebrauche sammt einem Abriss der Geschichte der dänischen Sprache enthaltend. 2 starke Bände. Kopenhagen.)

Von den „Illustrations of political economy“ des H. H. Harrist Martineau, erscheint in Kopenhagen eine dänische Uebersetzung.

Dienstag,

Nr. 35.

4. Februar 1834.

Ueber das Princip eines Anfangs im Philosophiren und über Sophistik im Denken und Sein.

Von F. G. Kühne.

(Schluß aus Nr. 34.)

„Auch in Betreff der Logik“, fügte Otto hinzu, „ergibt sich noch mancher specieller Einwurf Bachmann's, der der Widerlegung bedarf. Er führt tadelnd an, daß Hegel trotz der Tendenz seiner Logik, die ewigen Momente des objectiven Gedankens gegliedert darzustellen, auch ganz endliche Kategorien, z. B. Maß, Mechanismus „hineinschmuggelt.“

„Wir müssen uns vorläufig dieser Specialitäten überheben“, erwiderte Leopold; „nur steht die Sache zweifelsohne anders, als man denkt. Auch der Mechanismus ist eine wesentliche Stufe, zu welcher der Begriff in seiner Metempsychose durch die Welt herabstinkt. Dies ewige Gesetz, in welches die Himmelskörper bei ihrem Umschwung gebannt sind, ist eben der Begriff als mechanische Gedankenmacht.“

„Hier haben wir die Schrift eines jungen berliner Theologen“, unterbrach Otto, auf das Heft von J. Hoffmann deutend, „der vor Kurzem in einem belletristischen Blatte so hartnäckig um seine Unsterblichkeit gekämpft hat. Er macht der Hegel'schen Lehre in seinem vorliegenden Heftlein den Vorwurf, es stehe in ihr geschrieben, Gott bedürfe der Welt, und doch sei nirgend bewiesen, warum Gott, der Allmächtige, Allgenügsame, nicht für sich, mithin ohne die Welt sein könne.“

„So müssen wir denn“, entgegnete Leopold lächelnd, „dem christlichen Gottesgelehrten die Mittheilung machen, daß Gott die absolute Liebe ist, daß er nur um seiner unwirtdlichen Liebe willen nicht bloß Er sein und bleiben konnte, sondern die Welt aus sich entlassen mußte, um sich im Andern, und wär's sein eignes Product, zu finden und zu haben. Ist die Schöpfung der Welt ein Act der absoluten Freiheit Gottes, so ist sie doch zugleich eine notwendige Urquellität seines Wesens. Und sehen wir denn nicht eben in der Liebe diese beiden Mächte verknüpft? Ist es denn nicht freudwilliger Entschluß, wenn ich auf mir selber trete, um zu lieben? Und gleichwohl liegt auch die Gewalt der Nothwendigkeit in der Liebe, denn ich kann doch nicht umhin, mein ganzes Selbst zum Opfer zu bringen.“

„Man muß“, fügte Otto hinzu, „diesem heidnischen Theologen die Worte des Heiden zurufen:

Ich kann die Räthsel alle dir der Schöpfung sagen:
Denn aller Räthsel Lösung ist die Liebe!

Gott ohne Welt wäre ja ein Gott ohne Liebe.“

„Gott ist dem Verf. dieser angeblich „streng unbesangenen“ Schrift“, sagte Leopold, „der alte Unbesangene und Unerklärbare; somit steht es mit ihm so schlimm, wie mit den Heiden in Athen, die dem unbesangenen Gotte einen Altar bauten.“

„Kann man denn“, ergänzte Otto „streng unbesangene sein, wenn man von seiner Unwissenheit so besangene ist? Und dieser theologische Denker, der von Gott nicht die Macht und die Nothwendigkeit seiner Liebe kennt, will doch statt mit dem abstract leeren Sein mit dem Begriffe Gott, der tiefsten aller Tiefen, die Logik angefangen wissen!“

„Das Gerede über den Anfang des Philosophirens“, fügte Leopold unwillig hinzu, „wird heutigestages fast zum Standal der Wissenschaft. Jeder Anfänger wähnt das Bedürfnis, wie er sich, um zum Anfang zu kommen, zur Philosophie zu stellen habe, der Wissenschaft selbst unterzuleiden zu dürfen. Niemals hat man sich in irgend einer andern Disciplin so weit erdreisset, seinem bedürftigen Ich zu Gefallen die Methode sammt dem Object zu construiren.“

„Und was sollen wir nun zu Fortlage's Darstellung der Lücken im Hegel'schen Systeme sagen!“ fuhr Otto nach einer Weile fort. „Kann dies Buch nicht in unserer stockenden Unterhaltung ein Lückenbüßer für die Langweile sein? Dieser späßhafte Heidelberger meint, Hegel's Lehre sei „eine künstlich contrapunctirte Fuge auf das Thema des transcendentalen Idealismus: daß alles Selbstische Traum und Täuschung, Schall und Rauch, Schatten und Dunst“ sei.“

„Vorwort und Einleitung“, sagte Leopold, „ähneln in diesem Buche den Annoncen des berliner Intelligenzblattes, nach denen verheißt wird, schadhafte und lückenhafte seitwe Herrenhüte ganz frisch und nach der neuesten Façon wiederhergestellt zu erhalten. So verspricht der Verf. thätige Vorschläge zur Verbesserung „der schadhafsten und lückenhaften Stellen im Hegel'schen System“ zu machen.“

„Nach seiner Meinung“, fuhr Otto fort, „hat diese Lehre auf der einen Seite vielen Nutzen gestiftet, auf der andern trage sie einen „gefährlichen Giftbecher“ in sich, der eine ausgehende und vertrocknende Wirkung ausübe. Es würden hier nämlich lauter Hypothesen auf Hypothesen gebaut, und um dabei doch etwas Solides zu haben, so braue man eine Art Scheidewasser zusammen, wodurch sich alle Dinge am Ende in den Aether der reinen Idee auflösen müßten. Dies sei die famöse immanente Dialektik mit ihrem „Ring- und Caroussel-spiel“. Uebrigens sei nebenbei Alles ein Gewirre von Widersprüchen. Schon der Anfang der Logik sei ein capitaler Unfian. Man solle hier zum Begriff des reinen leeren Seins kommen, indem man von allem Inhalt der Dinge, ihrer Gestalt, Quantität, Qualität u. s. w. abstrahire. Thun wir das, so stoßen wir auf das Nichts, und es bleibt kein Merkmal, wodurch Sein und Nichts unterschieden wären. Der gesunde Menschenverstand sage aber, beide seien schlechtweg Contraste, und daß sich beide im Begriffe des Werdens harmonisch setzen, sei ebenso eine fabelhafte Dichtung; wo Sein sei, könne kein Nichts sein. Und dieser festverrammelte Kantianer mache nun folgende Vorschläge zur Ausfüllung der Lücken: Erstlich könne dem Mangel, daß im System kein jenseitiges Erkennen postulirt würde, dadurch abgeholfen werden, daß man nach Plato Wahrheiten ex analogia hominis und andere ex analogia universi annähme, wie ja auch die alte Dogmatik, so bescheiden war, eine göttliche, eine englische und eine menschliche Gottesgelahrtheit anzuerkennen. Zweitens möchte er aus dem System „einiges wilde Fleisch“ ausschneiden; z. B. fehle es uns (ihm ganz besonders!) viel zu sehr an Licht, um über die Lehre vom Lichte alle die Bestimmungen festzustellen. Drittens ermangele die Hegel'sche Lehre der Anwendbarkeit höherer Vernunftbegriffe in niedrigeren Gebieten und niedrigerer Begriffe in höhern Gebieten. Nach den Grundsätzen der Kant'schen Philosophie lasse sich übrigens mit der ganzen Lehre „eine zweckmäßige Umänderung vornehmen, wobei ein großer Theil des Inhalts doch ungeschmälert bleiben könnte“. Das hieße allerdings dem neuen Hute mit einer alten Kremme eine moderne Façon geben. Dies ist der wahre Charakter widersinnigster Zusammensetzung.“

„Als in Rom auf dem Forum eine Lücke und eine Erdsplatte entstand“, sagte Leopold, „da brachte Rom sein Liebtes, Ross und Waffen sammt Reiter, zum Opfer dar. Dieser Mann hier sieht auch Lücken und Fugen und bringt seinen Schutz an, um sie zu füllen.“

Die Freunde schienen sich in ihren kritischen Ergüssen vorläufig erschöpft zu haben; sie rückten zu traulicher Nähe schweigend aneinander. Gleichwol deutete die lebendige Unruhe in Otto's Blicken auf den noch nicht ausgeglichenen Zwiespalt in seinem Innern. Sowie er in der Bekämpfung und Verfolgung des Gegners sich als der strecklustigste und heftigste erwieis, so fand doch das Entgegengesetzte in ihm einen leichtempfindlichen Zündstoff. Seine Natur gehörte nicht zu denen, die zur Ausschüttung der großen Wirren des Gedankenlebens berufen schrei-

ten; mitten in den Contrasten befangen und zwischen ihnen schwankend, suchte und fand sein leichtbeschwingter Dichtergeist im productiven Gestalten dann die einzige und volle Genugthuung und eine Befriedigung, die ihm sonst versagt blieb. So den Extremen im Leben und in der Wissenschaft immerfort preisgegeben, und bei dieser rastlosen Beweglichkeit nur darin mit sich selber consequent, daß er Alles, was er äußerlich und innerlich erlebt, zum Gedicht zusammenstellte, wo sich ihm unbewußt, wie eine Geburt geheimer Mächte, die Versöhnung etaschlich, konnten seine Maximen an sich nicht als bewährte gelten. Obschon er sich in dem Wortgefecht gegen die beiden letztgenannten Autoren und Gegner einer tiefen Weisheit als der erakirteste gezeigt hatte, wagte ihm doch ein Strahl an der Seele, der ihn eigentlich mit seinen hart bestrittenen Widersachern mehr, als es schien, vergesellschaftete. Leopold's stilles Auge folgte den unruhigen Blicken des Freundes; der endlich das Schweigen brach.

„Ganz abstrahirt von den beiden Schriften“, sagte Otto drängend, „über deren Werth oder Unwerth wir uns zuletzt vereinigt haben: antworte mir nach Gewissenkraft auf diese meine Frage, die ich längst aufwerfen wollte: Ist Hegel's Logik in der Stufenfolge des Aufstrebens und Weiterführens der niedern zu den höhern Kategorien nicht aber wirklich der künstliche Höhenbau einer raffinierten Sophistik? Schädigt seine Dialektik, wie sich ein Geistvoller ausdrückt, nicht immerfort die Worte, wenn sie überall, auch im Festesten, Widersprüche aufzubekommen strebt und alles Positive nur für eine aufgehobene Negation gelten läßt?“

„O Lieber!“ entgegnete Leopold, ihn ernst bedeutend, „daß wir doch nur erst zuschauten, was Sophistik ist, ob sie eine absichtliche Täuschung mit Worten und Schließen, oder ob sie nicht vielmehr in den Dingen selber vorhanden ist! Blick in die Welt hinein und sag' mir: Ist es nicht die Sophistik des Endlichen selbst, vor mich in die Erscheinung hinzutreten, zu sein, und doch nur ein Scheinleben zu heucheln, indem es mich unter der Hand wieder verschwindet? Ach, wer den Wandel des Endlichen nicht in einem bitteren Verlust an seinem tiefsten Innern erfährt, der kann nichts wissen von der treulosen Sophistik der Dinge der Welt. Wenn ich aber sage, im Werden seien Sein und Nichts identificirt, ist es denn Täuschung meiner Rede? Hast Du denn nicht im irdischen Ding ein Sein, das sich stets in das Nichts verhält, das Beharren dieses Processes aus dem Sein in Nichts und aus dem Nichts in ein Seiendes, das Umschlagen dieser Begriffe — ist es denn nicht wirklich da? Wodurch aber die Dialektik, die der Herr der Schöpfung uns daselbst tief, Sophistik nennen? Diese Widersprüche wirst du im ganzen All verfolgen. Was wir Sein nennen, so darfst du doch nicht sagen, sie läge still zurückgedrängt in irgend einem verschähtesten Winkel des Leibes; da wir sie vielmehr als das Fundum, die allgegenwärtige Kraft erkennen, die überall ist, ohne daß du sie an der einzelnen Stelle hieltest, eben weil sie der immanente Aether des Ganzen ist. So ist auch der Begriff

nicht ein stiller Kauernwinkel und bloß im Innern des Dinges. Ist er die Seele des Dinges, so ist er das Ding selbst als Ganzes, überall, allelebendig und doch Eins, das Als des Dinges als Eins gefaßt. Ueber seine Intensität, die doch zugleich bis in die äußersten Poren hinausreicht, denke ich ebenso wie über die Seele, wie über Gott und seine Allgegenwart. Er ist allgegenwärtig, heißt es; und darfst du nun folgern, er sei hier und dort, wie Tisch in seinem Frivolitäten einen solchen materiellen Pantheismus dargestellt hat? Gott ist überall, und doch nicht hier und dort; ist das nicht abermals ein Widerspruch, der in den Dingen selber liegt? Weißt du's Sophistikern, so nenne es eine heilige, göttliche Sophistik, ohne welche die Welt nicht bestehen mag. So ist aber Alles im Fluß, in ewig zitternder Bewegung, selbst das Grab scheint und heuchelt nur eine Ruhe; und auch im Reiche der Gedanken und Gefühle, was wir Schönes, Gutes und Böses, Tugend und Laster nennen, Alles schwankt in seinen Bestimmungen und hat nicht einmal für ein Menschenalter stereotype Geltung. Von Gott sagen wir auch noch, er sei der Augenwurm, in sich Selbige; und doch hat er sich eine Welt geschaffen: ein Widerspruch, den die Liebe Gottes löst. Und auch die Liebe in menschlicher Beziehung, die sich hingibt, um im Andern sich selbst zu genießen, ist sie denn nicht selbst die lieblichste Sophistik des ganzen Lebens? Diesem wunderbar erastren, geheimnißvoll heiligen Spiele aber, welches das Dasein und alles Vorhandene mit sich selber theilt, diesem großen Spiele mit Andacht zuzuschauen und ihm seine Naximen wie seine Liebsfedern abzuhausehen, das heißt philosophiren.

Etto schweig nun für immer über diesen Punkt und schien Leopold's Worte in sich verarbeiten zu müssen. Es war aber spät geworden; die Freunde küßten sich und schieden für heute von einander.

Aus Italien.

Der immer thätige Monsignore Angelo Najo hat einen neuen Band, den fünften, voll Fragmente der verschiedenartigsten Gelehrsamkeit aus Handschriften der vatikanischen Bibliothek herausgegeben, fast nur grammatische Schriften oder christliche Poesien enthaltend. Er bestätigt die längst feststehende Uebersetzung, daß für die alte Literatur aus den Bücherständen der Vaticana keine sehr wesentlichen Erwerbungen zu hoffen sind. Philemon's Lustspiele, Pindar's Oden und Aehren, Ion's Dithyramben, Panyasis' Heraklees u. s. w. fallen auch dort der schürfenden Hand nicht entgegen. Mal., der mit den entlegensten Besitztümern der Vaticana und der gesammten alten Literatur gleich vertraute Schlüsselgeber, weiß dieses Mal nur Schriftwerke aus dem 4. — 8. Jahrhunderte christlicher Zeitrechnung anzubieten. Zwar findet sich in diesem eben erschienenen Bande („Classicoorum auctorum o Vaticanis omnibus editorum tomus V., complectens auctores aliquot de re grammaticali, carmina christiana et alia quaedam. Curata Ang. Najo.“ Rom 1833) auch ein Virgilius Maro; aber er ist ein Grammatiker des 4. Jahrhunderts aus Toulouse, der mit der celtischen Sprache sicher vertrauter war als mit der römischen. Mal. zählt ihm 300 fremde bis hieher bei lateinischen Schriftstellern nicht vorkommende Worte nach, und auch 100 bis jetzt nicht gekannte Schriftsteller macht er namhaft, die zum Theil spärlich genug mit glänzenden Namen der classischen

Zeit, wie das Ilier in der Fabel und der Berf. sich ausgeputzt haben. Lateinisch zu lernen war in jener Zeit des verfallenden Kaiserreiches eine Aufgabe. Inbiss verschiedene Arten von Latinität: 1) eine usitata, 2) eine aenea, 3) eine comedia, 4) eine munera, 5) eine metrolia, 6) eine lumbrina, 7) eine aincolla, 8) eine belsabia, 9) eine brasina, 10) eine milkana, 11) eine spola und 12) eine polema macht dieser Virgilius Maro namhaft. Begreift man es nun wol, daß Grammatiker notwendige Leute waren, wenn auch die Sprache täglich mehr trotz ihrer Bemühungen verfiel? — Ein Pappus aus Ravenna, altchristliche Verse von S. Nicetas, Bitorinus aus Macelle, S. Anselmus, S. Benedictus Crispus (ein medicinisches Gedicht), von Johann Scotus Erigena, von Hinkmar von Rheims, S. Serapion und endlich auch ein Pröbster der lateinischen, vielleicht diplomatischen Geheimchrift unter dem Titel „Hispanica famina“ waren es, die der gelehrte ehemalige Pröfect der Vaticana hier zusammenbringen konnte; immer für die Wichtigkeit dankenswerthe Bereicherungen, wenn auch nicht der Art, wie die Ketten sie zu schädigen wissen.

Freunde der Kunst finden bei den Brüdern Ballardi in Mailand einen reichen Verlag früher erschienener Werke und daneben literarische Neuigkeiten aus der Kunstwelt, die den Besatz mit Zinsen belohnen werden. Ballardi, selbst Schriftsteller, und zwar ein sehr unterrichteter in der Kunstliteratur, wie seine Ausgabe von Leonardo's Zeichnungen beweist, beabsichtigte ein Kunstjournal herauszugeben, als die in Rom gewohnene Mitarbeiter sich dem Liberino angeschlossen; dessen Fortbauer auch nicht allzugesichert scheint. Er gab daher den Plan auf und ließ die schon in seinem Besitze befindlichen Abhandlungen einzeln erscheinen. Die „Lettera di S. E. il principe di Canino, continente la descrizione del suo museo di antichità etrusche, aggiuntovi un articolo inedito sopra una coppa che rappresenta Ercole Assirio“ (Mailand 1833) wird wol auch über die Alpen hinüberstiegen, wenn auch das „Istituto di corrispondenza“ nicht eben viel Neues dadurch erfahren sollte. Die Beschreibung der 1500 Gegenstände, welche das Museum umfaßt, ist sehr summarisch; Mehreres scheint absichtlich in der Beschreibung nicht aufgenommen. Für die Geschichte der neuen Baukunst ist ein anderes auf diese Weise erschienenen Schriftchen: „Omni storici sopra una cappella antica ricostruita in oratorio a Moncucco nella provincia di Milano dal cav. Giac. Albertoli ec. Con tavole in rame“ (Mailand 1833) nicht uninteressant. Das Gebäude, von dem darin die Rede ist, hing mit einem Kloster des heil. Franciscus in Lugano zusammen und galt für einen Bau des Bramante. Als das Kloster verkauft und abgebrochen werden sollte, regte sich ein Gefühl von Ehrfurcht vor Bramante's Schöpfung, und ein Graf Anderani erwarb zunächst in der Absicht das Bethaus, um es auf seinem Gute wieder aus den einzelnen Stücken aufzuführen zu lassen. Prof. Albertoli gibt nun hier über das Gebäude genauere Nachrichten, muß sich aber von Hrn. Ballardi in einer Nachschrift belehren lassen, daß schwerlich Bramante für den Baumeister des Kirchleins gelten könne. Eine unlaute Beurtheilung von Thorwaldsen's Denkmal auf Pius VII., auch bei Ballardi erschienen („Sul mausoleo di Pio VII. in S. Pietro al Vaticana opera di Thorwaldsen, omni critici di Franc. Casperoni.“ Mailand 1833), mag übrigens immer in der Nähe des Cumpes verbleiben, aus dem sie hervorging.

Naturforscher sehen leider oft den Gewinn ihrer Jagden in einsamen und verödeten Gegenden darum verloren gehen, weil sie keine Gelegenheit haben, die Thiere und Vögel schnell anzuknopfen. Mit Dank wird daher von ihnen eine Belegung, hingenommen werden, die Hr. Franz Comba, Zeichner und zweiter Anklopfer beim zoologischen Museum zu Turin, im Junihefte der „Bibl. ital.“ 1833 einrücken ließ, bei deren Befolgung er bisher kleinere Vögel acht, ja sogar 20 Lape aufheben konnte wenn die Art und die Jahreszeit oder die Weise der Abtödtung

nicht zu ungünstig einwirkten. Das ganze Kunststück besteht darin, daß er um den Hals des eben geschossenen Bogels eine Schlinge legte, bis er fest genug, wenn er vorher durch den Schnabel ihm Luft eingeathmet hatte. Damit die Luft sich gehörig vertheile, ist es nöthwendig, während des Einblasens den Vogel leise zu brücken. So aufgeblasene Vögel, wo gesorgt ist, daß die Luft nicht entweichen kann, halten sich selbst vom Wai bis den Augen durch, wenn's noth thut, 8-10 Tage. Sobald die Vögel angeathmet, so verschloß er die Schnäblicher mit Wachs, das er während des Einblasens in die Oeffnung einbrückte, das Einblasen fortwährend wiederholend, als Schnäblicher da warra.

Monographien über die Geschichte einzelner Gegenden Italiens sind oft auch für ultramontane Forscher von großem Interesse und vertieren sich nur zu häufig in dem engen Kreise, wo sie entstanden. Auf sie aufmerksam zu machen, scheint daher doppelt geboten. Aufmerksam durch die Forschung, die daraus hervorgeht, durch ihre sorgfältige Form und den Fleiß im Auffuchen der Quellen sind die „Memorie storiche della contea di Novellara e dei Gonzagli che vi dominarono, scritte dal canonico Vinc. Devoise“ (Mailand 1835), zwar nur einem kleinen, jetzt zum Herzogthum Modena gehörigen Landstrich betreffend, aber voll Einzelheiten, die in die bedeutendsten Verhältnisse Italiens eingreifen. Da dem Verf. das Gonzaga'sche Archiv in Novellara offen stand, so sind die Angaben über das jetzt völlig ausgestorbene Geschlecht der Gonzaga und über die Landesverfassung doppelt beglaubigt. Geschichte der Landesverfassung hatte der Verf. weniger im Auge. Als ein Beitrag zu dieser kann die „Storia dell' antica legislazione del Piemonte del conte Fed. Sclopis“ (Turin 1835), ein Werk, dem man zwar Wichtigkeit nicht vorwirft, das aber jedenfalls durch seinen reichen Stoff der Beschreibung werth ist, angesehen werden. Nach einem auf das Bedürfnis der heutigen Zeit berechneten Plane versprechen die Geschichte der bürgerlichen und gesellschaftlichen Entwicklung auch die „Annali civili del Regno delle due Sicilie“ (Neapel 1835), eine auf größere Auffage berechnete Zeitschrift, die durch das Ministerium der Innern zu Neapel herausgegeben wird. Entsprechen die folgenden dem ersten in Italien bekanntgewordenen Bande, so kann es ihnen an Theilnahme nicht fehlen, denn genauere Angaben erhöhen das Interesse der auswählten Auffage. Politisch bleibt aber stets ausgeschlossen.

Literarische Notizen.

Zu den elegantesten und reichsten Producten der französischen Presse gehören unstreitig die sogenannten Livres d'etrennes, welche dieses Jahr bei Janet in Paris erschienen sind. „Le Diamant“ ist eine Sammlung, welche ihren Titel daher nur durch die dargebotenen Kupferstiche rechtfertigt; es sind dessen zwölf von englischen Meistern, unter welchen sich besonders das Portrait eines jungen Mädchens von Kauffner auszeichnet. „Le Landscape français“ enthält dagegen dies französische Kupferstiche, aber Werke von Courtois, St. Pierre u. s. w. Die Abbildungen stellen Ansichten von Conflans, Mende, Abbeville und Lourde dar. Die „Annales romantiques de 1834“ enthalten außerdem kleinere Aufsätze der bekanntern Schriftsteller des Tages. In „Le livre de beautés“ finden sich Bildnisse berühmter Frauen nebst biographischen Notizen.

Bei Engelmann in Paris ist eine große Karte von Europa nach Hauptgebieten und Becken und zugleich nach politischen Grenzen erschienen. Das europäische Becken des nördlichen atlantischen Meeres zerfällt 3. B. in folgende Becken: kastilien-spainisches, cantabro-gallics, britannisches, britans, germanisches, schändiges sandianisches. Zum ersten gehöret der Durro, Lajo u.

zum zweiten der Mour, die Garonne, Loire u. s. w. Ein merkwürdige Neuerung ist, daß sämtliche Namen der Städte in der Ursprache angegeben wurden; fast Kamise, Karand, Moscou, Lisbonne, Gordone findet man also Thames, Berlin, Moskwa, Lisboa, Corbea. Die französischen Benennungen sind jedoch beigefügt. Auf Wunsch des Ministers des Innern ist terrierts wird diese Karte von der Unversität den geographischen Studien zum Grunde gelegt.

Literarische Anzeige.

Bericht über die im Laufe des Jahres 1833 bei F. X. Brockhaus in Leipzig erschienenen neue Bände und Fortsetzungen.

(Fortsetzung aus Nr. 23.)

13. Huber (Therese), Erzählungen. Gesammelt und herausgegeben von W. A. F. Sech's Heft. 1831-32. In seinem Druckpapier. 15 Hft. 12 Gr.
- Der Obige, sowie die felder von Th. Huber del mit mehreren Schriften: Hannad, der Herrscherin Deborah Bindung. 1832. 2 Bde. 8 Hft.
- Ellen Percy, oder Erziehung durch Schicksal. Zwei Theile. 1832. 2 Bde. 8 Hft. 12 Gr.
- Jugendmuth. Eine Erzählung. Zwei Theile. 1832. 2 Bde. 8 Hft. 12 Gr.
- Die Gelehrten. Zwei Bände. 1832. 2 Bde. 16 Gr.
- Capitän Lantz's Leben's Denkwürdigkeiten. Die Geschichte seines Lebens während 36 Jahren enthaltend. Nach dem Französischen von Carl von Theresie Huber. 1832. 2 Bde. 12 Gr.
- Johann Georg Herber's Biographie u. s. l. Nach einigen Nachrichten von seinem Leben. Herausgegeben von Th. F., geb. F. von Adel. 1832-29. 2 Bde. 7 Hft. 16 Gr.
- Die im Lebenperiode 36 Hft. 16 Gr. Follen, zusammenfassend. enthält für zwanzig Jahre.
14. Huber (B. A.), Die neuromantische Poesie in Frankreich und ihr Verhältnis zu der geistigen Entwicklung des französischen Volkes. Gr. 12. 7 1/2 Bogen auf gutem Druckpapier. Geh. 20 Gr.
15. Häbner (Johann), Zweimal zweifundfünfzig antike sene biblische Historien aus dem Alten und Neuen Testament, zum Besten der Jugend abgefaßt. In's Neue durchgesehen und für unsere Zeit angemessen verbessert von David Nathanael Lindner. Die hundertunterste der oben oder die zweite der neuen vermehrten und ganz umgearbeiteten und verbesserten Auflage. 8. 25 Bogen. 8 Gr.
16. Jahre, zwei, in Petersburg. Ein Roman aus dem Leben eines alten Diplomaten. 8. 20 Bogen auf schönem Druckpapier. 1 Hft. 16 Gr.
17. Jüd. Encyclopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, vergleichende Anatomie und Physiologie, von Dietrich. 1833. 12 Hfte. Mit Kupf. (Häufig) Gr. 2. 8 Hft.
18. Karamzin, Geschichte des russischen Reichs. Nach der Originalausgabe überfetzt. Fünfter Band. Nach des Verfassers Tode herausgegeben vom Minister des Innern M. M. M. Gr. 8. 22 1/2 Bogen auf gutem Druckpapier. 1 Hft. 16 Gr.
- Die ersten zehn Bände, mit des Verfassers Bildnis, sind jetzt im verabschiedeten Preise 10 Hft. einzeln, 100 Hft. 8 Hft.
19. König (F.), Die hohe Braut. Ein Roman. Zwei Theile. 8. 49 Bogen auf feinem Druckpapier. 4 Hft.
20. Krug (Wilhelm Kraugott), Encyclopädische philosophische Lexikon, oder Argemines Handwörterbuch der philosophischen Wissenschaften nebst ihrer Literatur und Geschichte. Nach dem heutigen Standpunkte der Wissenschaften überarbeitet und herausgegeben. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. In vier Bänden. Erster bis vierter Band. I bis Sp. 1832-33. Gr. 8. 55 1/2, 60 1/2 und 54 Bogen auf gutem Druckpapier. Jeder Band im Einzelverkauf zu preise 2 Hft. 18 Gr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mittwoch,

— Nr. 36. —

5. Februar 1834.

Die Nonne von Gnadenzell. Sittengemälde des 15. Jahrhunderts von C. Spindler. Drei Bände. Auch unter dem Titel: C. Spindler's sämtliche Werke. Achthundert bis zwanzigster Band. Stuttgart, Hallberger. 1833. 8. 5 Thlr. 6 Gr.

„Mit königl. württembergischen und königl. bairischen allergnädigsten Privilegien“ liess Herr Spindler nun schon 20 Bände seiner unsterblichen Werke drucken, und wir möchten für der That ihn und seinen Verleger einmal auf das Gewissen fragen: ob jenes Anhängsel am Anhängsel und Titel nicht entweder ein böses Pröbchen, oder eine Köstliche, oder eine überflüssige Langlichkeit sei? Wie dem auch sei, es würde ungerathen und unnütz sein, hier eine weidwärtige Deduction über Würde und Werth des historischen Romans niederlegen zu wollen, nachdem in Nr. 7, S. 44—47 h. Bl. f. 1833 ein recht gründlicher Aufsatz bei Gelegenheit von Cooper's „Bravo“ und Bulwer's „Eugen Aram“ das Wesentliche über die Taktik der Historienromantik entwickelt hat. Ob Engländer, ob Franzos, ob Deutscher — ist gleichviel; kein Schriftsteller dieses Genres wird es verschmähen können, die Sitten der Zeit zu kühnen, in welcher sein Roman spielen soll. Nicht sowohl Geschichte der Welt und die Göttergeschichten der Zeiten seinen: Heben sich vor seinem Geiste enthüllen. Die Specialgeschichten unserer deutschen Territorien oder Vaterländer, wie sie seit der Souveränität der Territorialherren genannt werden, führen ohne Mühe den Geist in die politische Geschichte ein, so weit sie der Verfasser eines historischen Romans zu kühnen braucht. Ein einziger Roman, ein Fürst, ein Graf, ein Freyherr oder ein paucr Ritter pflegt der Lichtpunkt oft eines Menschenalters zu sein. Dade: und wußt liegt, besonders nach dem Interregnum, das Feld der Menschheit. Kühnige Helden mit gewaltigen Tugenden und edelm Willen: treten in der Menschheitsgeschichte auf, um sie aufs Neue erbar zu machen. Nicht selten geht von der Kirche ein neues besseres Licht aus, und wenn es von andern Seiten her aufdämmert, wird es ein Pröbchen, wird es Reiner geschult, und der Papst mit seinen heiligen Concilien und seinen Legaten, Cardinälen, Bischöfen, Pfrätern und Mönchen läßt ihm: so gleich mit der Lichtstrahl der Intoleranz das Geug machen. So geht es fort bis in das 16. Jahrhundert und noch höher hinauf, bis der dunkelste

nige Krieg die Elemente des Mittelalters gleichsam entkräftet und der geistvollen Reformation des großen Huf und des glücklichen Luther eine neue Befruchtung der Zeit und der Menschheit gestattet.

Es ist handgreiflich, daß eine so düstern Epoche der Menschheitsgeschichte wie die angebeutete ein fruchtbares Feld für die Phantasie der Romanschreiber sein müsse. Längst schon ist von unsern Landsleuten dieses Feld entdeckt worden, und unsere Ritterromane aus des letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts hat sogar das Ausland sich angeeignet. Alles Abenteuerliche, alles Wäße, alles Geheimnißvolle, selbst das Gespensterhafte, das Schauerliche, Schreckliche und Infame hat hier seinen Platz, und die Phantasie ein freies Feld, sich die Menschen so schlecht und so wunderbar zu denken, als sie eben will. Selbst die höchste Tugend erscheint in der Mitweltung nur von großer Noth bedingt, und überall ist die überlegene Gewalt des Bößern und Tugendhastern der Noth und die Beugung, wonach die Sitten in diesen Umständen darsitet.

Herr Spindler hat in drei Bänden das Leben eines Mädchens — eines Schwabenfräuleins — beschrieben, dessen edelm, weibliches Gemüth aus Scham über die Schande seiner Keitern nach dem Kloster trachtet. Erinnerung Schöheit wegn: stellen ihm die lieblichen Junter, von denen das Land winnt, nach, und wunderbar errettet es der Zufall; oder auch wol die gütige Vorsehung aus Taufstücken und führt es unverhofft in das verdorbene Nonnenloster in Schwaben. Graf Eberhard des Bärte ist schon aus der Bärtheit des Junterthums seiner Zeit aufgetaucht und brauche seine ganze Gewalt und Macht, um Recht und Gerechtigkeit, Sitte und Recht in seinem Lande geltend zu machen. Er hat sein Auge auch auf jenes Kloster gewendet, in welchem jede Nonne eine arme Schänderin ist. Um den Fall eines schönen Nonnen vor seinen Commissarien zu verheimlichen, wird unser Fräulein ohne langes Noviziat und gegen den Befehl des Grafen: geschosen und von einem verkappten Mitter, dem Geliebten der Abtissin, her: sich für den Bischof von Tübingen angibt, geweiht. Lange machen die Nonnen durch diese und ähnliche Tugenden die Barmhertigen des Grafen zu Schanden, so ihre schändlichen Wandeln zu überführen; aber endlich glückt es doch, unser Fräulein wird man die Verschönerin des Klosters hat: oder: habe: das Unglück, sich

heimlich in den Grafen zu verliehen, und fühlte sich nun nicht mehr an ihrem Plage. Ein berühmter Räuber, Wildherr genannt, schon lange das Wild kennend, welchem der Graf vergeblich nachspürt, kommt um jene Zeit auf den Einfall, Buße zu thun und ein krusches Mädchen zu heirathen. Er erhebt sich dazu jene Nonne, und in derselben Nacht, wo er sie zwingen will, am Altare der Klosterkirche seine Frau zu werden, erscheint der Graf im Kloster, und es klärt sich auf, daß der Wildherr der als Knabe entlaufene Bruder der Nonne ist. Tausend andere Rächer und Geheimnisse lösen sich zu gleicher Zeit, die bis dahin Niemanden verborgen waren als dem zahlreichen Personal, womit der ganze Ritter- und Räuberroman beapptet ist. Die Nonne weiß nun, daß sie nicht geweiht ist; mit ihrer Liebe im Herzen, die aller Welt ein Geheimniß bleibt, kehrt sie zu ihren Aeltern zurück und pflegt diese bis an ihr Ende; dann aber offenbart sie in einem brünstigen Gebet am Grabe des Grafen Eberhard ihre Liebe und begäbe den Rest ihrer Tage im Hause der Geschwister.

Zu leugnen ist nicht, Herr Spindler hat das Talent der Erfindung in einem hohen Grade. Wie haben nicht alle 20 Bände seiner Werke gelesen, allein so weit wie dieselben denken, ist uns auch diese Gabe aufgefallen. Auch hat Hr. S. stets die Absicht, eine schöne Idee durchzuführen. Unzweifelhaft ist er der Conception solcher Ideen sehr fähig. Allein wir können nicht umhin, ihn den Juwelieren und Goldschmieden zu vergleichen, welche den schönsten Edelstein in der Fassung, wenn nicht verderben, doch durch die Folie nicht in sein volles und rechtes Licht zu setzen wissen. Wir wollen uns in dem Folgenden näher erklären.

Erstens und vor Allem sind Hrn. S.'s historische Studien nicht gründlich. Wir verlangen, wie oben schon angedeutet ist, kein tiefes Studium der politischen Geschichte für den fraglichen Zweck, sondern ein ernstes und anhaltendes Forschen in der Culturgeschichte. Einige Localkenntnis, einige Urtheile gewisser rechtlicher Gebräuche und Gewohnheiten, ein allgemeiner Begriff von dem Verfall des Adels und der Ritterorden u. s. w. reicht nicht hin. Man kann mit solcher Oberflächlichkeit wol unterhalten, aber doch nur die leichtern Menschen, welche überhaupt nur aus historischen Romanen die Geschichte kennen lernen und dieselben für Geschichte halten. Man sieht es überall, daß Hr. S. eine Chronik von Schwaben flüchtig gelesen hat; man überzeugt sich aber, daß er den Reichthum der Chroniken dieses Landes und besonders der schwäbischen Städte für seinen Zweck zu benutzen und zu lesen nicht der Mühe werth gehalten hat. Die Nebenstücke einer Anzahl nörlicher Junker treten daher bei eben der Besimmung des Grafen Eberhard auf gut Stück entgegen, wie die Jugend der Nonne, der Eiferhaftigkeit eines Herres anderer Frauen. Auch nicht ein achtbarer Junker, auch nicht eine achtbare Frau erscheint außer jenen Weibern in allen drei Bänden des Romans. Auf diese Folie konnten die Edelsteine leicht glänzen; aber in das werthvollste Licht sind sie dadurch nicht gesetzt.

Zweitens sind die erzählten historischen Thatsachen ohne Anhaltspunkte, um die Zeit zu bestimmen, in welcher das Stück spielt, mächtig, oder doch ohne Noth in das Stück verwoben, so daß keine Nothwendigkeit für das Einschleichen derselben vorliegt. Das Kampfgericht zu Hal ist die einzige wahrhaft historische Schilderung im ganzen Werke, und auch diese ist nicht mit der Lebhaftigkeit und Sicherheit dargestellt, welche eine genaue Bekanntschaft mit diesem deutschen Rechtsinstitut zugelassen haben würde. Es ist nicht genug, historische, die Sittengeschichte bezeichnende Momente zu erwähnen und in den Kreis der Erzählung zu ziehen, um ihr den Charakter der Wahrheit und des Sittengewisses zu geben; es muß ein wesentlicher Zusammenhang mit dem Ganzen in deren Schilderung liegen, und diesen vermiffen wir hier ebenso wie in dem schmachtvollen Einzug des Kaisers in die Reichshadt Hall. Wozu die Schilderung desselben, während der Kaiser für die Erzählung ganz mächtig ist und im Betreff desselben nicht mehr erscheint? Um die verschiedensten Personen bei dieser Gelegenheit zusammenzubringen? Immerhin! Aber mächtig muß keine Person in einem Roman sein. Man erwartet eine wesentliche Wendung vom Erscheinen des Reichsoberhauptes auf der Bühne; und in der That bedeutet es nichts. Und ist die Benutzung des Kampfgerichts zu Hal nicht gleich unbedeutend für die Entwicklung der Geschichte, oder doch mindestens gleichlich gesucht?

Drittens entsteht aus dieser unpassenden Zusammenfassung von historischen Momenten eine gewisse Klarheit in Behandlung der Hauptcharaktere, und die Nebencharaktere werden für den Verf. eine ängstliche Aufgabe. Jeder soll seine Rolle spielen, Jeder zum Zweck des Ganzen mitwirken, und zu diesem Ende müssen jene historischen Momente herbeigezogen werden. Dadurch werden die Helden des Stückes zu Lang. Die Nonne selbst ist noch dazu in der ganzen Zeichnung nicht gelungen. Sie erscheint weder gut noch böse; ihre Jugend und ihre Missethat sind Trost, Rülte und Scham; erst nachdem sie für die irdische Liebe Empfänglichkeit in sich spürt, erregt sie ein humanes Interesse. Bis dahin läßt sie den Leser denken man wüßte aus ihr nichts zu machen, wenn der glückliche Verf. nicht hin und wieder andeutete, daß sie eine treffliche, edle Person sei, voller Frömmigkeit und Tugend. Ihre Nachsicht gegen die Sünde und Schande, welche hier ist wahrlich schlecht geeignet, uns diese Uebertretung zu schaffen. Sie erscheint vielmehr als ein einfaches Kind, das nicht weiß, was es will und soll, das nicht nur für wahr gehaltenen Selbstbe spielt, und das sich hingelohet, und nebenbei meint, betet und klagt. Der Graf Eberhard tritt allerdings edel und lebendig hervor, aber hier hat die Geschichte Hrn. S. nicht verlassen. Die Phantasie hat den Charakter desselben gut aufgefaßt, und gleichsam verebelt. Allein diese Zeichnung ist auch die einzige, die uns wahrhaft ansieht mit dem Ganzen, und in seinem Einklang ist; fast überall anderswo ist, wo wir Menschen diese Eigenschaften bilden.

Dießmal endlich ist die Sprache so altersgemäß verjert, daß wir nicht begreifen, was Hr. Spindler damit beabsichtigt haben mag. Soll dieser der Chronik nachgebildete Styl das Sittengemälde des 15. Jahrhunderts vollenden? Wie wollten dem Verf. gern den entwickelten Sprachschatz danken, aus welchem er Hunderte veralteter, für die Masse nicht mehr genießbarer Worte und Formen hervorlangt und sein Gemälde damit einfaßt. Allein schwerlich möchte er beweisen können, daß er stets glücklich und sprachgerecht Worte und Lebensarten nachgebildet habe, und grade dies macht seinen Vortrag noch flörender, weil er oftmals unnatürlich und affectirt erscheint. Sollten wol einem geistreichen Manne wie Hrn. S., der auf eignen Füßen zu stehen vermag, von der Weib und Frühere hierin ein Muster sein? Ein Roman, selbst ein historischer, im Tone des Chronikenschreibers nimmt sich immer lächerlich aus, wenn man ihm nicht das Gepräge der Chronik, sondern grade das des Romans gibt. Allein eben diese Sprache ist es auch, womit die Oberflächlichkeit so gern die Untiefen des Gemüths bedeckt. Fouqué, der edle Ritter selbsten Änderndes, hat weißt die Sprache der Chronik geredet; und welche Sichtigkeit hat er mit ihr zu bedecken gesucht! Man nannte dies bei ihm Deutsch- und Alterthümerei. Gaukeleien der Art täuschen nicht, und eine „Urbine“ bildet für solche Gaukelei noch kein Genre. (Der Beschlus folgt.)

Correspondenznachrichten.

Paris, den 6. Januar 1834.

Der Carnaval hat mit dem neuen Jahre begonnen. Wir haben spanische Tänzerinnen in der Oper, welche ihre madriker Postreuerferien hier zubringen und den Bolero und fandango und lamancha'sche Walzer tanzen. Ob das auch ein Geschenk der Königin von Spanien ist, um das Cabinet der Zulieren für ihre Interessen zu gewinnen? Ich weiß es nicht, aber ich meine, es sei in diesem Falle keine schlechte Speculation. Die andalusischen Mädchen sind stehende Amazonen, namentlich eine davon, welche ich am vorigen Sonnabend auf dem ersten Operballe tanzen sah. Dieser Ball — wir waren in Spanien, in Granada, im alten maurischen Alhambra. Die Intendant hatte einen Festsaal erschaffen und aus allen Coulißen dampften Blumen- und Woschusgerüche. Kein Mensch konnte tanzen, es war ein buntes farndenes Meer im Architrav, und in den Logen brillirten die Schönheiten. Da zwischen die Leute bloß Masken sehen wollten, so sah ich nichts als Dominos und immer Dominos, außer im Centrum des Saals, wo auf hohe Veranlassung vom Ballet alle Trachten Frankreichs von Franz I. an Duobrikle tanzen und mit dem madriker Ballet im Nationalcosum abwechselten. Es war mir überraschend, in der pariser Oper spanische Gesangsarten zu hören und die schwarzen überbordenden Hüften der Tabakstänzerinnen zu sehen, welche hier und da ein Wort Spanisch einander zuflüsterten. Die Menge umschwärmte sie trotz der die Schranken stiftenden Opernlangen nachher bergerkeit, daß man nur mit Mühe sich ihnen nähern konnte, und um die Tänze zu überschauen, in die Gallerien gehen mußte. Wie ich über, bleiben und die Madriderinnen den jungen Carnaval.

In den andern Theatern hat Romus auch sein Spiel begonnen, namentlich im Odéon, wo die stürzende Jugend von St. Germain ihre coiffées joyeuses hält, im Variétés, wo sie schönen Mädchen hinstimmen, die gern Eroberungen machen, und im Palais royal, das der Ansturm zu Gebote steht.

Ich habe nicht ohne Vergnügen gelesen, daß die Kaiserin überall auch ihre Rolle spielt und meistert und unerschrocken vermittelte. Auf ihrer ersten Stunde hat sie bloß zwei hübsche Kinder errettet, welche im Variétés den Cancan tanzen. Dieser Tanz ist ebenso unmoralisch als die Republik, und daher verboten. Vor dem Friedensrichter haben aber die Mädchen gesagt, sie seien constitutionnel gekannt und hätten nur einen halben Cancan, das heißt einen Justo million im Charakter der Regierung getanzt, worauf sie freigesprochen wurden.

Die Republikaner haben übrigens in diesem Carneval auch wieder ihre Festtage, sofern anders die öffentliche Sicherheit sie nicht aus dem Kalender streicht. Es heißt, im Vauxhall würden sich die Patrioten, worunter man hier Demokraten versteht, versammeln und wie im vorigen Jahre ihre schändlichen Hymnen als Freiheitsgöttinnen kleiden. Es wäre doch Schade, wenn die Minister auch nicht mehr die Maskerade der Republik leiden wollten, nach dem Sprüche: Ein Narr ist auch ein Bösewicht. Die Garmagnole, wenn sie bloß getanzt wird, ist ein unschuldiges Stückchen und hält die Menschen eine Zeit lang auf dem Beinen, was allemal milder gefährlich ist als der wilde Tanz auf Rhyphen.

Während wir hier auf den Diefen tanzen, sind die Minister Ludwig Philipp's sehr in Verlegenheit und wissen gar nicht mehr, was quel pied danser, ein Sprüchwort, das sich im Deutschen mit dem Schuh, der drückt, ohne weiß man, vergleichen läßt. Die Opposition hat zum ersten Mal in öffentlicher Sitzung republikanisch gesprochen, und ich sehe an allen Orten triumphirende Proletarierphysiognomien, die Garnier Pargés' Haupt mit Lorbern bekränzen wollen. Dieser junge Deputirte will im Galopp Kasquette werden.

In den Tagen vor und nach dem Jahreswechsel wird in Paris so viel Confect gekauft und verschenkt als zur Zeit des Carnevals in Rom Casfetti von Sypp und Erde auf den Haufen verschossen werden. Wohin man geht, findet man große Dillen in den Häusern, die Damen werden mit allen Caricaturbildern des alten Jahres in Gestalt von Bafen, auf Küßchen, Körbchen, selbst auf den neuersundenen Kutoramen beimgelacht. Weh euch, wenn ihr ein femininum kennt und ihr nicht jetzt eine Quantität Zuckerwerk verehret; man wird euch für einen Barbaren, für einen Unpolirten, Unvollstirten, wenigstens für einen Deutschen halten. Ich kenne Mädchen, die bloß am Neujahrstage einen großen Porzellankorb voll Süßigkeiten erhielten. Sie haben die Bafen nach der Größe wie die Orgelpfeifen der heiligen Cécilie in ihren Boudoirs aufgestellt, alle Weiber, alle Geschlechter, alle Figuren nach Kuchen zu gebackt. Das steht ungefähr aus wie die Quinzeffenz eines Kunststubs, wie ein zoologisches Cabinet von artistischen Werthmäßigkeiten; denn man findet gleich obenan den dicken Bauch Koffers' und den hageren gebrechten Serfenzuckerengel Paganini's, die convulsivischen Gestalten der großen Komiker, den türkischen Triangel der Dile. George und die Telegraphenbeine der Kapitän. Café-Blage hocht mit seinem hageren Beinen auf dem Rücken des Lamcredcomponisten und Myrtenbeer grünt hinterdrein eine neue Hymne nach dem classischen Thema: „Lott' ist todt“, welches in Paris ohne Bitterrebe Furore machen muß wie das bekannte: L'or a'est une chimère. Zuletzt kommen noch die in Hund und Läge metamorphosirten Duobegeraien, Scibe im Unterrod einer Actrice des Gymnase und alle seine Collocatoren als Diabolini, vom Meister an einem gewaltigen Schwanz fortgezogen. Es ist lauter Zucker oder doch sonstiges Confect barin. Einen Monat lang könnte man die Schooschube damit füttern; denn diese Thierchen sind hier alle aus Raschen gewöhnt und leben seit der Einführung der Labackspfeife bloß noch im Fandango St. Germain einheimisch. Die Confecti sind, wie mich Fremde versichern, die sich was darauf einbilden, eine jährliche Bekanntheit zu haben, um Neujahr eine Depesse. Die gewöhnlichste Däse kostet 6 Francs, die respectablen zehn. Hieraus folgt, daß, wenn man hundert Partikeln kennt, man hundert Däsen für sie braucht, Facit 100 Francs. Wer ein

hervortretender Mann ist, verkehrt begre noch andere Schick-
 sungen, die er in den Modellen und bei den Dichtern findet.
 Die Dichters, sagen die Schönen, haben jetzt eine neue Art
 Scherzschellen, eine neue Form Dergestalt, chinesische Blau-
 schnecken und ägyptische Diademe erfunden. Nichts schö-
 ner als so ein Diadem, es ist starklich, lüchlich, es ist
 antik. Es ist ungeschicklich, wozu die Weiber sprechen;
 sogar auf Antike. Doch dies geschieht bios in Betracht des
 Tages, oder des Vorstands und der Panemöden.

Nach Blumen werden zu Neujahr verkehrt. Künstliche
 und wirkliche Blumen. Die ersten sind am theuersten; und
 wenn man gelangt ist, so darf man nicht zögern, so muß man
 in die großen Magazine gehen, wo jede Rose unter einem gol-
 denen Rahmen sprießt und Mädchen mit Diamantringen das
 Glas öffnen.

Ich habe kaum gewußt, daß ich am Silvesterabend lebe.
 Da fährt mein Irrthümlichkeit dem Genius mich durch die Passage
 des Panoramás, wo man den besten weltlichen Thee und die
 besten Feigenconfecte bekommt, und es sei wie Schuppen mir
 von den Augen und ich schalte die Nothwendigkeit, zwei Dänen
 zu kaufen. O, dachte ich, daß du ein Mensch bist. Aber der
 Monolog verhalte in meinem Innern und ein schönes Goldstück
 wandelte aus meiner Börse in die Hand eines schwarzbeigen
 Mädchens für ein Doppeltrempler Paganini's. Der Virtuoso
 besand sich auf der vergoldeten Basis in seiner gewöhnlichen
 Stellung, die Selge am Sinne und Arch und schüttelte seine Locken.

Nach den Silvesterwehen kommen die Gratulationsbesü-
 che: denn in Paris ist es Pflicht, am Neujahrmorgen alle Menschen,
 die man seine Bekannten nennt, zu besuchen, selbst diejenigen,
 die man sonst niemals besucht; man ist sicher, sie nicht zu fin-
 den, weil sie ebenfalls die allgemeine Pflicht erfüllen und das
 Pflichten treten. Gehen kann man keine Wege nicht. Man muß
 daher ein Cabriolet für zwei, drei, vier Stunden, für den
 ganzen Tag mieten. Dies ist sehr kostspielig, da die Kar-
 schen an diesem fatalen Tage alle unterwegs, nirgends auf ihren
 Stationen sind. Der Gratulant hat die Pflicht, vor die Haus-
 thüre seiner Bekannten und Freunde zu fahren, daselbst dem
 Portier seine Visitenkarte abzugeben und ein Trinkgeld zu ver-
 geben. Inzwischen ist dieser letzte Punkt sehr veraltet und in
 großen Häusern nur noch Mode, wo man in der Regel sich
 amüßert und soirtet. Den Damen, welche den Vorzug haben,
 daß sie nur Nüchternschale empfangen, muß man leider sich überall
 persönlich vorstellen und sein Bouquet und seine Däse überrei-
 chen. Ein entsetzlicher Gedanke, wenn man bios erwägt, daß
 man zwanzigmal etwas sagen muß, was die Zuhörende vielleicht
 schon fünfzigmal an dem Tage gehört hat. Man sagt, die
 Cerimonie des Empfangs sei bei vielen Schönheiten so entsetz-
 lich, daß sie des Adents ohnmächtig würden und Krämpfe be-
 kämen. „Je vous remerci, monsieur, et je vous souhaite de
 me part tout ce que vous allez m'offrir“. Wer möchte das
 hundertmal wiederholen und dazu immer einen Kramp machen
 und aufstehen und sich niederlegen und eine Tasse Chocolate an-
 nehmen! Ich kenne einen jüngern Baron, einen enthusiastischen Ver-
 ehrt der Herzogin von Berry, der nicht anders schwebt als
 bei Heinrich V. Dieser unglückliche Ehepartner verkehrte auf Pa-
 role, er sei erst vorgestern mit seinen Wistern fertig geworden.
 Das ganze Quartier St. Germain ist ihm verwandt. Er ist
 aber noch seiner Bewohnheit dreien Tag länger als drei Stun-
 den gefahren und wird nach deren Verlauf bei der ersten besten
 Courbe auf Grenation bis noch angehobener Kasel.

Unter den hiesigen Beamten, deren notwendig Legion sind,
 macht man sich nur nach obem Neujahrsvisiten, und zwar bios
 die Mitglieder eines und desselben Standes. Die Magistratur
 becomplementirt ihre Ehre, die Ehre den Ministern und die
 Minister den König, so auch das Militär, das Barren des
 Adels, die Bantun, die Kadetten und die Diplomaten.
 In den Katakomben stehen die Cardine ins Meer, nachdem sie
 aus Duesen entkommen.

Will man aber freudige Menschen sehen, so muß man sie
 in diesen Tagen in den bürgerlichen Familien und in den untern
 Classen suchen. Sie geben nicht Mühe wie die reichen Häuser,
 wozu sie Freunde und Bekannte laden, mehr als Dies da
 ist, aber sie essen, trinken und lab froh. Das ist Familien-
 gütlich, unverbunden, herzlich. Eine Nationalgardecompagnie
 mit Châles und Patronenstiche und Hüte hängt im Hause
 ein im Wohnzimmer, und der kleine Knabe, der damit spielt, sag
 zum Vater: „Nicht wahr, wenn ich so groß bin als du, wirst
 ich auf die Tyrannen, die die Freiheit unterdrücken?“

Auf dem linken Seineufer, da wo einst der berühmte Hotel
 St. Pol, der Abtweig Haus, stand, bezieht sich die feierliche
 Jüngend am Vorabend des neuen Jahres. Sie versammeln sich
 zu Tischen bei ihren Mädchen, oder, als erstere keine, allein
 und froh über den Abkösen der unter ihnen wohnenden Philoso-
 phen. Dort bedauern sie die Witternacht und sagen sich
 sprechen von der Republik und schimpfen auf den Generalpro-
 curator Persil und nennen den König einen Koilodrat und
 die Minister Doctrinaires. Dein Mensch ist froh als sie, und
 so wären es gar nicht, wenn sie nicht sagen könnten, was sie
 wollten. Bieulich ist etwas Deutschs darin, etwas Dainch-
 tängengeist. Endlich bricht die erste Stunde des Tages an, und
 die Gesellschaft befinnt sich, daß Mühe sind und Orifetren sie er-
 warten; der ist kein Franzose, der ohne Mädchen kühnt. Die
 école de médecine unterhält ihre sprachgebunden oder sie
 müssen waschen, nützen, krücken, lachen — faire la main
 d'un étudiant. Die école polytechnique amüßert sich etwas
 stiller und militairischer, der Rechtsstute patriotischer. Die Pro-
 fessoren à la quos, der Punschapsel à la tête.

In den Vorstädten wird am Silvesterabend große Lust
 gefeiert. Eine lange Blutwurst mit Kräutern, hernach Cam-
 traus und Schweinefleisch und ein Hammelbraten à la saison to-
 mate, Alles gehörig geklärt durch große untergohlte Flaschen;
 denn vor dem Abend ist der Wein frei und viel wohlfeiler. De-
 her kannbaltische Luft, Beognügte zum Bergamurwerfen. Ist
 dem halb unterminirten Montmartre passiert genies einmal durch
 die da sich häufende Menschenmasse ein großes Unglück.

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

Alan Cunningham kürzt seinen literarhistorischen Ueber-
 blick der letzten fünfzig Jahre Englands im „Athensman“ mit je-
 gander bitterer Bemerkung: „Es ist gefragt worden, welchen
 Einfluß talentvolle Schriftsteller in Großbritannien genossen?
 Ich antworte: gar keinen. Die Redaction von zwei oder drei
 politischen Zeitungen werden vom Volke und von der Regierung
 höher angesehen als alle, seit einem halben Jahrhundert die
 besten Dichter insgesammt. Ihre Geschichte lehrt ihr Leben
 schülen. Chatterton verdrängt Swift, weil er kein Wort hat;
 die Mittel zu einer, zur Herstellung seiner Gesundheit notwendigen
 Reise werden Samuel Johnson verweigert; Burns heißt an
 Tage seiner Todes weder Best im Hause noch Best im Land;
 Crabbe starb, durch seine Würde vor dem großen Ganzen ab-
 gesprochen, als armer Pfarrer; seine Beziehungen unterbrö-
 zuhären, opferte El. Scott seine Gesundheit, und sein Bedenken-
 sete nicht einmal seine Bibliothek vor dem Hammer; Byron
 erklärte sich und verdrängte beinahe den Namen England, in
 sein Genies verperrichte; Coleridge hat seine kleine Pantheon
 loren; Wordsworth lebt vom Verkauf von Oeuvrepapier;
 Southey erhält täglich als Postpost den Worth eines
 schlechten Reines von G. Wajersät; Moore hat gefasst, als
 die Poese wie die Jugend sich selbst belächeln müßte; John
 nage neben seiner Schafherde an einem Raschen, und
 lebt Philosophie.

22.

literarische Unterhaltung.

Donnerstag,

Nr. 37.

6. Februar 1834.

Die Nonne von Snadenzell. Von C. Spindler. Drei Bände.

(Beschluß aus Nr. 36.)

Unter diesen Umständen hat uns die fragliche Leistung des Hrn. S. sehr leer gelassen. Die Zeit, das Edelste, was der Mensch vergeudet, verging uns über der Lecture der „Nonne“ sehr langsam. Wir waren froh, daß die gelangene, aber kurze Schlussstelle, worin die Nonne das Geheimniß ihrer Liebe am Grabe Eberhard's offenbart, wenigstens noch unser Herz berührte. Mit Vergnügen hatten wir die am Ende des letzten Theiles jämmerlich verdruckten Bogen, in denen viele Lettern doppelt erschienen, wogegen ganze Theile der Erzählung ausgelassen sind, überschlagen. Wir vermiften im Zusammenhange nichts, und gaben es daher auch auf, von der Verlagshandlung den Austausch der verstimmelten und doppelwüchfigen Bogen zu verlangen, da das Werk trotz dieser typographischen Sünde vollkommen verständlich bleibt.

Herr Spindler hat seine großen Vorgänger im historischen Roman noch lange nicht erreicht. Es fehlt ihm die Gediegenheit W. Scott's und Cooper's; selbst von der Welle war in der Regel klarer und sich des Ganzen seines Bildes bewußter, obgleich wir Herrn Spindler's Geist für edler und reiner halten. In allen größern Romanen Spindler's hat uns das Zufällige und Unwahrscheinliche der Wendungen der Begebenheiten gestört, und wir haben ihn in Verdacht, daß er seine Pläne nur sehr flüchtig anlege und auf gut Glück seiner Einbildungskraft überlasse, während des Schreibens ihm die Situationen und Verlegenheiten vorzuspiegeln, mit und in denen seine Menschen sich herumzuschlagen sollen. Das führt zum Spießianismus in diesem Genre des Romans, und dieser war zeitlich glücklich vergessen. Wir geben es dieser Glückseligkeit schuld, daß Herr Spindler sich nicht einmal die Mühe gibt, uns die Gegend recht klar zu vergegenwärtigen und gleichsam aus der Vogelperspective zu zeigen, in welcher seine Menschen sich herumtummeln. Auf der Landkarte findet man die Ortschaften allenfalls; allein diese muß man eben gar nicht nachsehen wollen, um den Zornelplatz der Phantasie des Dichters sich zu verwirklichen. Wie glücklich, wie klar ist darin die Phantasie Scott's und Cooper's! Nur die Gegend von Baden ist selbstlich verstelllicht.

Diese Unklarheit für Localschilderungen geht jedoch mit der für die geistige Schilderung sehr oft Hand in Hand, und wir erwähnen derselben bloß, um den Charakter des Ganzen deutlicher zu bezeichnen.

Hätten wir die

Winterspenden. Erzählungen und Novellen von C. Spindler, zwei Bände. Auch unter dem Titel: C. Spindler's sämtliche Werke, sechzehnter und siebzehnter Band. Stuttgart, Hallberger. 1833. 8. 3 Thle.

eher gelesen, wir würden der „Nonne von Snadenzell“ vielleicht Manches zu Gute gehalten haben. In der That möchten wir den Mangel an Interesse, welchen wir hin und wieder bei der Lecture dieser kleinern Schöpfungen wahrnehmen mußten, weniger der Capacität und Befähigung des Verf. schuld geben als der Schnelligkeit seiner Feder.

Die „Drei Sonntage“, womit der erste Band anhebt, sind ein angenehmes, wohlthuendes Gemälde. Wir wollen dem Leser nicht durch ein Gerippe diese einfache Erzählung verderben. In ihr ist viel Gutes und Wahres, und das Ganze rundet sich wohlthuend und meist gefällig. Kleine Sprachnachlässigkeiten wollen wir auf Rechnung des Künstlers setzen, dessen Tagebuch Hr. Spindler in dieser Erzählung angeblich benutzt und Erstern vergnügt nach (nicht „zu“) Hause zu seinen Aeltern schicken, die ihn sehnlichst erwarten.

„Ein Tag Ludwig XI., romantisches Gemälde“, die zweite Erzählung, hat uns keineswegs ansprechen wollen. Es ist historische Wahrheit darin, aber kein Leben. Stückerlicher war W. Scott in der Zeichnung Ludwig's, die er in seinem „Quintin Durward“ entwarf; und wenn wir auch nicht sagen wollen, daß Spindler die Thatfachen dort entlehnt habe, so möchte doch dieses romantische Gemälde der Scott'schen Charakterzeichnung Ludwig XI. nachgebildet und nachgeahmt sein. Deutlich aber ist uns aus dieser Reminiscenz die Lebhaftigkeit und Durchsichtigkeit des Scott'schen Colorits im Vergleich mit der Nebelhaftigkeit und Unwahrscheinlichkeit des Spindler'schen geworden, sobald Letzterer das Gebiet der Geschichte betritt. Ein solcher Tag, in welchem sich die wichtigsten Begebenheiten aus der öffentlichen und Privatgeschichte dieses Tyrannen berühren, könnte möglicherweise wol von ihm erlebt worden sein; wahrscheinlich ist es aber nicht. Auf die Wahr-

Scheulichkeit aber gibt Hr. Spindler in seinen historischen Romanen überall sehr wenig, und diese unwahre Färbung bedeckt dieselben wie ein Nebel, durch dessen Medium weder er noch seine Leser die Gestalten in ihrer wahren und humanen Wirklichkeit erblicken.

„Schlafrock und Wachmantel“, die dritte Erzählung, nennt Hr. Spindler selbst „einen Scherz“, und wenn sie einen weniger langweiligen Kumpf hätte, so würde Kopf und Schwanz vollkommen den Titel: Scherz, rechtfertigen. Die Intrigue ist ganz hübsch angelegt, und aus der Moral des Kumpfs kann sich Mancher und Manche etwas zu Herzen nehmen.

„Das Fest aller Seelen“ beschließt diesen Band. Wir zählen diese Novelle zu den gelungensten aus der Feder des Verf. Sie ist kurz und psychologisch sicher gehalten, eine Eigenschaft, die nicht alle seine Erzählungen, besonders nicht die längern, treu und rein bewahren.

Der zweite Theil der „Winterspenden“ beginnt mit dem „Schloß zu Castellau. Dichtung und Wahrheit aus den letzten Jahren des 16. Jahrhunderts“. Diese Erzählung ist von ermüdender Weisheitsfülle. Die psychologischen Aufgaben sind zum Theil so schwierig, daß die glückliche Lösung kaum möglich war. Indessen ist der Charakter Wirkens offenbar zum Vorthell der Markgräfin hin und wieder in Inconsequenzen gebracht, die sich nicht retten lassen. Desgleichen möchten wir im Stallmeister Neuklam die äußerste Hingebung nicht mehr schön und männlich nennen. Das Ende, welches die erzwungene Heirath desselben nimmt, scheint doch auch ein bißchen zu unnatürlich; nach so vielen Prüfungen, welche jahrelang dauern, lernt man sich wol achten, aber Liebe läßt sich nicht erzwingen, am wenigsten im Manne, dessen ganzes Leben, dessen ganze Seele von einer Geliebten erfüllt ist. Uebergänge, wie sie hier geschildert werden, liegen außer aller Wahrheit, und wir lenken die Aufmerksamkeit darauf hin, um einen auffallenden Beweis zu geben, daß die psychologische Schärfe Hrn. Spindler in der Ausführung seiner Charaktere bisweilen verläßt. Die männlichen Charaktere glücken ihm, sofern sie wirklich historische sind, in der Regel besser, und sein Markgraf ist durchgängig gut gezeichnet. Wie in der „Nonne von Gnadenzell“, so läßt uns auch hier der weibliche Hauptcharakter, der der Markgräfin, ohne tiefgemüthlichen Antheil, und wir sind überzeugt, daß dies ein Mangel sei, welcher diese Erzählung überall höchst langweilig macht, wo die Markgräfin die handelnde Hauptperson des Stücks ist. Dagegen wird der „Münchener Festkalender“ Jedem höchlich amüsiren, der München einigermaßen kennt, und herzlich bedauern wir die guten Münchner, daß sie im vorigen Jahre den lächerlichen Markt wegen des schlechten Wetters nicht nach Herzogenlust haben feiern können. Vielleicht gebe uns Spindler in dieser lebhaftesten Schilderung, die von dem Motto eines Schnellpostconducteurs: „in München ist alle Tage Sonntag“, ausgeht, die deutlichsie Nachweisung, weshalb in München so viel Armut herrsche und die große Masse der bürgerlichen Wirthe sich nicht nähren könne. Wir haben die Schilderungen der Theres-

kenwiese, des Schaffertanzes und Faschings und manches andern Festes mit wahrem Vergnügen und in scharfer Erinnerung gelesen. In diesen Schilderungen ist eine Wahrheit, die angenehm überrascht und leicht noch manche kleine Züge des münchener Volkscharakters an Uebersetzung hätte gewinnen können; denn München, wie ist alle bebrütende Städte, hat viel Eigenthümliches und die Witz des Volks seine besondern Richtungen. Doch wir wollen damit keinen Tadel aussprechen; das angegebene Bild der Lustigen von München ist sehr gelungen.

Zum Schluß gibt uns der Verf. eine mysteriöse Erzählung: „Vergiftmetznicht, oder: das nie gesehene Bild“. Der erstere Titel spricht richtiger den Inhalt dieser geistvollen Fiction aus als der letztere; denn das Bild wird ja am Ende noch gesehen. Diese kleine Erzählung ist mit vieler Liebe behandelt; es ist nach unserer Meinung kein langweilender Abschnitt darin, wie fast in jeder der übrigen Novellen, „Das Fest aller Seelen“ ausgenommen. Es scheint, als wenn Hrn. Spindler die Entwicklung der Intrigue (der dritte und vierte Act seiner Schaus- und Trauerspiele) etwas schwer fielen. Allerdings müssen Ruhepunkte in der Erzählung sein, welche unvermerkt die Entwicklung vorbereiten; aber auf diese Ruhepunkte muß der Erzähler und Dichter grade den höchsten Fleiß wenden. Sie dürfen nicht müßig, am wenigsten ganz überflüssig erscheinen und müssen im nothwendigen Zusammenhange mit dem Ganzen stehen.

Wir sind weit entfernt, über Hrn. Spindler's künstlerische Thätigkeit abfällig oder gar wegwerfend urtheilen zu wollen. Geist und Anlage gelten uns überall, wo wir ihnen begegnen. Deutschland hat mit Interesse seine Leistungen bisher aufgenommen, und wir würden unbillig bedauern, wenn er durch zu flüchtige Arbeiten sich der Ansprüche auf Dankbarkeit des Publicums, welche geistreich amüsirt sein will, begäbe. Zu viel schreiben, zu schnell schreiben, Alles niederzuschreiben, was eben die Einbildungskraft zusammenbraut, das kann zu nichts führen. Leider ist besonders unsere schöngeistige Literatur von der Genialitätskrankheit so angefallen, daß es einummer ist. Jeder Stümper schüttelt aus seinen langen Pantalonsärmeln unreife Poesen, Novellen, Erzählungen, Theaterstücke u. s. w. zu Duzendern, und wir, das heilgenwerthe Publicum, müssen diese seltsame, fast unauflösbare Speise hinterwürgen, als gälte es bloß, den Bauch zu füllen, während Geist und Herz leer bleiben. Ungen sehen wir den Liebling des gebildeten Publicums die Stunde theilhaftig werden; und vielleicht gelingt es uns, durch zeitige Warnung Hrn. Spindler zu bewegen, nicht zu bald und vor der Zeit auf den erzwungenen Lorbeer anzurufen und die gemachten Eroberungen abzulassen.

Correspondenznachrichten aus Paris.

(Schluß aus Nr. 26.)

Im Allgemeinen ist zu Newjahr hier keine Polizei gemacht worden. Was bedarf man mehr in so unruhiger Zeit! Das

juste milieu hat daraus die Ueberzeugung geschöpft, daß Jean Polage, genannt la poulpe, alles Mögliche treibt, nur nicht. Das, was man so sehr fürchtet, Politit. Diese ist ein Geschäft geworden, ein Handwerk. Ein Mann steht derselben vor wie einer großer Ueberfabrik. Dieser Mann ist der König. Die Minister sind die Directoren, welche die Arbeit leiten, und die Polizei und die Magistratur treiben die Maschinen, welche Radern, Ketten, Kapseln, Feiger und Räder machen. Wenn man die Sache genau untersucht, so hat die Freiheit der Presse für die Unabgültigkeit der Revolutionen gesorgt; denn das Volk ist hochschätzlich damit zufrieden, wenn seine Feinde auf dem Papier erschlagen werden.

O glückselige Zeit, die unsere, thatenreiche Zeit der Druckerzwänge! warum mag man dich wol verfolgen als Hochverrätherin? Erwa darum, daß du die Menschen vom Handeln zum Denken, von der physischen Kraft zur moralischen brachtest? oder weil du den Königen sagtest, sie würden besser mit ihren Ohren hören als mit andern und mit ihren Augen sehen als mit andern, wodurch eine ganze Menge von Augen und Ohren außer Cours kommen könnten? oder endlich weil du Vergebung aller Sünden, Gnade für Rauber, Frieden für Krieg und Gleichheit vor dem Gesetze erbatst?

Wahrhaftig, die Menschen sind nicht politischer, aber besser geworden; denn sie schlagen sich mit Gräben und nicht wie ehemals, wie Thiere der Wüste, todlich sie sich erblicken. Mag man immer sagen, die Civilisation laufe in Eisenbahnen und man müsse ihr Schienen anlegen; kein Mensch von Verstand wird mich lächeln lassen, wenn ich behaupte, daß wir diesem Schienenlauf ein Netzschakelbander verbanden. Warum sollte man Steine unter die Räder des Kronos werfen, bloß damit er später ans Ziel komme?

Als ich vor Kurzem eine Million Menschen dahier in Bewegung, in Eährung, in Erbitterung, im Borne gegen die Regierung sah, weil dieselbe augenscheinlich die Rechte und die Freiheit der Personen einem Plane wider eine Idee, vielleicht nur ein Utopien noch, zum Opfer bringen wollte, und dabov der König sogleich die Kammern versammelte, dachte ich wol nicht ohne Grund im Bezug auf früherer Zeiten, die Masse würde sich regen, sprechen wenigstens. Ich irrte mich. Die Masse schwieg, denn ihr war Recht geworden, und sie hatte durch ihre Organe der Presse alle Phile ihres Herrschers gelernt. Es lebe der König! riefen die Constitutionellen, und die Demokraten antworteten: Qu'il vive! und Keiner von ihnen Mien, so sehr sich ihre Best durch die Mißgriffe der Royalisten vergrößerte, hatte nur den Gedanken an gewaltsame Reformen, an eine Umwälzung.

Ist das kein Fortschritt? Ganz gewiß, und es ist einer von denen, die in besagten Eisenbahnen gemacht wurden. Lafayette sagte leghin, Europa habe es den gefährtesten Uebem und der Presse Frankreich zu danken, daß es nicht ganz anerschütet worden. Und er sprach die Wahrheit; denn wenn die rohen, unerschelten Kräfte hienies wie im Jahre 1789 und 1793 gewaltet hätten, so Hände vielleicht jetzt kein Thron und kein Volk sei in diesem Welttheil. Politische Aufklärung hat das Volk im Saume gehalten, die Achtung und die Einsicht der Nothwendigkeit gesetzlicher Ordnung.

Hiermit will ich natürlich weder einer Faction noch den Ausschweifungen der Presse und einzelner Schriftsteller das Wort reden. Ihre Schädlichkeit ist an sich erwiesen. Ich will nur sagen, daß man um des isolierten obben Willens kein mögliches Werkzeug aufgeben soll, weil es Gift ist, und weil hier und da ein Räuber sich dessen bedienen könnte. Die Pressefreiheit ist ein Unguent, aber das allernothwendigste Heilmittel der Menschheit. Mögen Gesetze dafür sorgen, daß kein literarischer Krossfeller es an Bergias und Brinwilliers verhandele. Wahrheit, nichts als Wahrheit!

Webrigens bemerke ich, daß die hiesige viel gerühmte unabhängige Presse eine egoistische, tolle Dummheit ist. Sie wird durch

die Verhältnisse erzeugt, erworbet und durch die Verhältnisse wiederum zu extremer Ausgelassenheit bewegt. Daran ist der traurige leichtsinnige Charakter des Franzosen schuld. O, man möchte weinen, wenn man sieht, wie hier die großen Worte für Geld und die schändlichsten Schmähungen für selbstschützige Menschen nur wieder für Geld gemacht werden. Da ist nicht ein Gedanke, der aus freier Kraft, der aus dem Patriotismus aufsteigt. Wie träge Rebel verbrüsten sie sich, und wenn sie schwarz gebirgt in Wolken sind, so regnen und donnern sie, um die Hitze abzukühlen! Zu allen — — mit dieser physischen Freimüthigkeit!

Wenn die Deutschen wie ich wüßten, wie es mit den Franzosen und ihren Korymbden beschaffen ist, sie würden sich schämen, sie gelobt zu haben. Das geringste ihnen Laster ist, daß sie wie Schwefelphane nur so lange brennen, bis das Licht ausgeht worden. Doch so ein Patriotismus steht einer Nation ähnlich, die eine Revolution in drei Tagen macht, welche, wenn sie vierzehn nur dazu gebraucht hätte, nicht möglich gewesen wäre. Ich habe Gelegenheit gehabt, Männer von Einsicht in der Nähe zu beobachten, ich habe auch die hiesigen ersten Publicisten kennen gelernt. Dies war hinreichend, mich zu überzeugen, daß Das, was Voltaire von seinen Zeitgenossen sagt, noch jetzt ganz wahr ist. Es ist ihnen nicht einmal möglich Freunde zu haben, aus der Ursache, weil die Freundschaft nicht alle Wochen wie ein System, wie eine Ansicht, wie Glaube und Politik wechselt. Und dann noch immer der unerträgliche napoleonische Dünkel. Sie haben keine Triumphe mehr, darum bauen sie Triumphbogen und Obeliskten, sie führen keinen Krieg mehr, darum schreien sie Victoria im Theater. Sogar die Künstler sind nicht kosmopolitisch, und jeder von ihnen fühlt sich verletzt, wenn man dem Auslande da und dort ein Verdienst oder eine Tugend zuschreibt, die Frankreich abgeht. Im Allgemeinen läßt sich ein merkwürdiges Urtheil über die Nation fällen, dieses nämlich: Der Einzelne ist schlecht, die Masse allemal gut. Kurz, wenn man einem Volke etwas von Frankreich wünschen mag, so ist es seine Nationalität. Sie fehlt unserm Vaterlande, das nur individuell gut und groß ist, sie fehlt auch Italien, das in Latten stark, und Spanien, das einzig in Muth und Ausdauer und leider nur arm an Geist ist.

Man gibt jetzt hier eine Komdbie, die die heutigen Franzosen aufs brülligste persiflirt. Sie führt den Titel: „La prix de la folle“. Der Verf. war nicht so glücklich wie ich, er wußte nicht, wem er die Krone der Narrheit erschreiben sollte, so unendlich viel Narren und so mancherlei aufgezeichnete Narren fand er. Ich habe bemerkt, daß das Publicum mit der größten bonhomie die herbsten Ausfälle, die den besten Kritikern seiner Lieblingssthemen entrug. Die Pariser gleichen, was dies anbelangt, den Wienern, welche sich Alles von einem Wiener, aber nichts von einem Fremden sagen lassen. 29.

Kritisches Nachwort über das Wesen der Geisteskränken. Von Friedrich Gross. Heidelberg, Gross 1832. Gr. 12. 6 Gr.

Besprechung des Endzwecks und der Resultate der Philosophie. Als Anhang zu seinen „Schäferischen Wäcken in die Tiefen der Philosophie“ von Friedrich Gross. Karlsruhe, Gross 1833.

Der berühmte Verf. beschenkt uns unter vorstehenden Titeln mit zwei neuen Erzeugnissen seines Geistes, die, wenn schon nicht dem Anfang, doch dem Inhalt nach bedeutend sind. Beide erscheinen als Anhänge zu frühern von dem Verf. herausgegebenen Werken; jedoch ermangelt sie dessenungeachtet auch einer gewissen Selbstständigkeit nicht.

Die erste Schrift, das „Kritische Nachwort“, enthält gleichsam eine kurze Recapitulation der ganzen wissenschaftlichen Thä-

thigkeit des Verf., sofern sie sich auf Psychologie und psychische Medicin bezogen hat. Sie verweist insbesondere bei den Punkten länger, aber welche dem Verf. kritische Einwendungen zugekommen sind, sucht auf diese Veranlassung früher aufgestellte Sätze zu ergänzen, zu erläutern, zu verteidigen, und schließt mit der Aufdeckung eines höchst unwürdigen Magiats und Verwahrung seiner literarischen Eigenthumsrechte gegenüber von einem Dr. Majorini, der ganze „Partien aus Grosse“, Entwurf einer philos. Grundlage für die Lehre von den Geisteskrankheiten“ (Heidelberg 1823) ohne des Verf. Namen auch nur einmal genannt zu haben, wiedergibt und gerabezu als die seinigen vorträgt“ in der Schrift: „Grundzüge einer Pathologie und Therapie der psychischen Krankheiten“ (Stuttgart 1832), in welcher Schrift sich noch überdies „nicht minder als Grosse und ganz in gleichem Sinne auch die ehrwürdigen Männer Rasse und Jacobi betheiltigt finden“ sollen. Wir haben nicht nöthig, die Ansicht des Verf., die einem großen Theil unserer Leser schon lange nicht mehr unbekannt sein kann, zu wiederholen. Nur das sei erwähnt, daß die hier gegebenen Erörterungen hauptsächlich die Behauptung zu ihrem Mittelpunkt nehmen, nach welcher Herrlichkeit nothwendig durch zwei Factoren, nämlich eine psychische Negation (Unweisheit, Seidenhaftigkeit) und ein Somatisch-positives (alienirter Centralpunkt des Nervensystems) bedingt wird. Nach der noch vorherrschenden Richtung unserer Psychologie und Heilkunde war es zu erwarten, daß der psychische Factor des Verf. den Hauptangriffen ausgesetzt sein werde. Ihn zu verteidigen, und, wie uns dünkt, siegreich zu verteidigen, ist deshalb in vorliegender Schrift Hauptgeschäft des Verf. Die Gegner desselben arbeiten ihm größtentheils auch auf eine sehr naive Weise in die Hand. Indem sie das Irrefein nur somatisch bedingt wissen wollen, da sich nirgend ein psychisches Agens auffinden lasse, kann er ihnen getrost antworten: Das eben ist es, eine — Negation. Inbessen auch Denjenigen, welche die Bekanntheit von Grosse auf diesem Felde noch nicht gemacht haben, ist diese Schrift sehr zu empfehlen. Sie wird ihnen einen allgemeinen Ueberblick über die Richtung des Verf. geben und sie aufs Beste zum Studium seiner größeren Schriften einladen und einleiten.

Die andre der oben genannten Schriften ist ein Anhang zu dem im Titel aufgeführten, ein Jahr früher erschienenen Werke des Verf. Sie ist philosophischen Inhalts und betrifft insbesondere den Zweck des Philosophirens. Wenn die Speculation sich immermehr von ihrem ursprünglichen Bedürfnisse, von der Erkenntnis, welcher sie ihre erste Entstehung dankte, entfernt, wenn sie immer mehr zu einer Sache der Ostentation, weltlicher Eitelkeit, wenn ich so sagen darf, eines selbstgefälligen Spiels der Intelligenz mit ihrem eigenen Vermögen zu werden droht, aber dem besonnensten Gemüth keinen Trost, keine Beruhigung, keine Stärke gibt, ja dasselbe wol veranlaßt, sich von ihr anzusehen loszusagen — so muß man sich wahrhaft einer Richtung des Philosophirens freuen, die, vom wärmsten Lebenshauch durchdrungen, jenem hitzigen Durst nach Wahrheit ungekränkt sein Recht angebeht, und ihn nicht mit einem Hülsenlein wohlgeordneter Begriffe wie zum Spott abzuspeien gedenkt. — Den ganzen Gewinn, den der Verf. mit den vorliegenden Betrachtungen erworben hat, spricht er selbst am Schluß des Buchchins mit den Worten aus: „Dinstags mit den Fesseln der Systeme für freigewordene Denker! unangenehm nicht mit den Systemen selbst! Sie sind, diese so vielfältigen Systeme, nämlich von selbstverworfenen Genien nur zur Übung und Seduction unserer Kräfte und zur Erringung unserer Selbstsüchtigkeit erfunden, nicht zu unserer Aemtschaft geschmiedet worden.“ Welche unverantwortliche Kezerei in einer Zeit, die sich des absoluten Wissens rühmt, und daß die Wahrheit nur im Systeme wirklich sei! Der Wechsel der Systeme, deren Länge gebornes jedesmal ewig zu leben glaubt, bezugt ihm,

daß alle das Gesetz alles Eadlichen in sich tragen, geboren zu werden, zu blühen und zu sterben. Sie können also nicht Zweck, nur Mittel sein: Mittel nämlich, um den Trieb nach Behauptung, der nur in einem unemphlichen Streben zu seinem Ziele edmmt, zu üben. Denn, nimmt er mit den Stoikern an, es ist überhaupt bei den Tritten nicht um Erwerbung ihrer Gegenstandes zu thun, sondern nur um die erregte Thätigkeit selbst, also um einen subjectiven Zweck. Immer Gewinn, nicht Demüthigung für den Systemhochmuth eines sophistischen Standens, aber zugleich eine unschätzbare Tabeutung zur Apologie des Philosophirens als einer Kunst des menschlichen Geistes, und zugleich ein wahrer Labetrunk für Die, denen die Fortschritte durch ein Bedürfnis des Gemüths bedingt wird, denen in Gelegenheit des Herzens ist — ein Labetrunk, zu dessen willem Genuße wir durch unsere Tabeutung des Inhalts nur einladen konnten.

11

Literarische Anzeige.

Bericht über die im Laufe des Jahres 1833 bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

(Fortsetzung aus Nr. 35.)

21. Matthia (August), Lehrbuch für den ersten Unterricht in der Philosophie. Dritte, verbesserte Auflage. Gr. 4. 151 Bogen auf gutem Druckpapier. 20 Gr.
22. Mengotti (Francesco), Del commercio dei Romani ed il Colobertiano. Memoria due. Mit grammatischen Erläuterungen und einem Wörterbuche zum Schul- und Privatgebrauche, herausgegeben von G. E. Sauer. Gr. 12. 21 Bog. auf gutem Druckp. Geh. 1 Thlr. 20 Gr.
23. Kliciewicz (Adam), Kaznad Ballembro. Gedichtliche Erzählung aus Kithausen und Praxiens Borgelt. Herausg. von R. E. Kannegger. 1834. Gr. 12. 5 Bogen auf feinem Druckpapier. Geh. 14 Gr.
24. Meck (Georg Friedrich), Encyclopädie der gesamten medicinischen und chirurgischen Praxis, mit Einschluß der Geburtshülfe und der Augenheilkunde. Nach den besten Quellen und nach eigener Erfahrung in Vercia mit mehreren praktischen Aesmen und Wandtafeln bearbeitet und herausgegeben. In zwei Bänden. Erstes Band in 4 Heften: Einleitung und die Artikel ABSCISSIO — HYSTERICIASIS. Gr. 8. 58 Bogen. Subscriptionspreis jedes Hefes von 12 — 14 Bogen auf gutem weissen Druckpapier 20 Gr.
25. Reigebaur, Handbuch für Reisende in Italien. Zweite sehr verbesserte Auflage. Gr. 8. 39 Bogen auf gutem Druckpapier. Cart. 2 Thlr. 16 Gr.
26. Petrarca's (Francesco) sämtliche Canzonen, Sonette, Ballaten und Triumphe, überfetzt und mit erläuternden Anmerkungen begleitet von Karl Förster. Zweite, verbesserte Auflage. Gr. 8. 33 Bogen auf feinem Druckpapier. 2 Thlr. 6 Gr.
27. Pölig (Karl Heinrich Ludwig), Die europäischen Verfassungen seit dem Jahre 1789 bis auf die neueste Zeit. Mit geschichtlichen Einleitungen und Erläuterungen. Zweite, neu geordnete, berichtigte und ergänzte Auflage. Drei Bände. Gr. 8. 1494 Bog. Subscriptionspreis 9 Thlr. 5 Gr. Erster Band in zwei Abtheilungen: Die geschichtliche Entwicklung des deutschen Staatenbundes. 73 Bogen. 4 Thlr. 20 Gr. Zweiter Band: Die Verfassungen Frankreichs, der Niederlande, Belgiens, Spaniens, Portugals, der holländischen Staaten und der ionischen Inseln. 31 Bogen. 2 Thlr. Dritter Band: Die Verfassungen Polens, der freien Städte, der Königreiche Gallien und Sardoniens, Schwedens, Dänemarks, der Schweiz und Orbenlands. 21 Bog. 2 Thlr. 10 Gr. (Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Unterhaltung.

Freitag.

— Nr. 38. —

7. Februar 1834.

Leben der ausgezeichnetsten Maler, Bildhauer und Baumeister, von Cimabue bis zum Jahre 1567, beschrieben von Giorgio Vasari, Maler und Baumeister. Aus dem Italienischen. Mit den wichtigsten Anmerkungen der frühern Herausgeber, sowie mit neueren Berichtigungen und Nachweisungen begleitet und herausgegeben von Ludwig Schorn. Erster Band, enthaltend der Originalausgabe ersten Theil. Mit 30 lithographirten Bildnissen. Stuttgart, Cotta. 1832. Gr. 8. 2 Thlr. 16 Gr.

Das Werk des Vasari besitzt schon im Original einen hohen Werth, einen erhöhten in der vorliegenden deutschen Bearbeitung. Georg Vasari ist der erste nicht nur, sondern auch der geistreichste und anmuthigste unter denen, welche über die italienische Kunstgeschichte geschrieben haben. Er hat zwar sein Buch nicht streng nach dem chronologischen Princip, noch mit Rücksicht auf verschiedene Schulen oder Hauptrichtungen der italienischen Kunst eingetheilt, sondern in einzelnen Lebensbeschreibungen, und diese in einer beinahe zufälligen Ordnung, doch nicht ohne Bedacht auf die Zeitfolge, die Gestalt und Entwicklung der Malerei und Sculptur, sowie der Baukunst und anderer verwandten Künste, z. B. der Mosaikarbeit, dargestellt. Es war ihm, wenigstens gewiß bei der ersten Ausgabe seiner Künstlerbiographien auch nicht um urkundliche Genauigkeit und Wahrheit in seinen Angaben zu thun; er ging damals, wie Hr. Hofrath Schorn S. x der Vorrede sagt, offenbar nur darauf aus, den Ruhm seiner vorräublichen Kunstgenossen durch anmuthige Erzählungen zu verbreiten, und war so wenig auf historische Genauigkeit bedacht, daß er sich sogar kein Gewissen daraus machte, für jeden Künstler, von welchem keine Grabinschrift vorhanden war, eine erdichtete zu lassen und sie ans Ende der Lebensbeschreibung zu setzen. Als er an die Besorgung der zweiten Ausgabe ging, die er mit so vielen Lebensbeschreibungen gleichzeitiger Künstler vermehrte, war wol, durch die vielleicht ihm selbst unerwartete Wirkung, die sein Werk hervorgebracht hatte, sein historisches Gewissen erweckt, weshalb er sich in der Zuweisung an Cestoni von Medici über seinen frühern Leichtsin durch die Bemerkung zu rechtfertigen suchte, daß er selbst nicht wisse, wie manche Dinge in jene Ausgabe sich eingeschlichen hätten. Es sind auch zu jeder Zeit Bemerkungen des, ob-

zwar in der zweiten Ausgabe schon historischem Textes vorgebracht worden. Man hat zumal in den jüngsten Jahrzehenden durch das Studium der Geschichte der wiedererwachten Kunst im Mittelalter, durch die urkundlichen Forschungen, die namentlich der Freiherr von Rumohr in Siena und andern Orten anzustellen sich nicht verdrießen ließ, Manches, was bisher in den Erzählungen des Vasari auf festem Grunde zu stehen schien, als unhaltbar oder doch als unsicher erwiesen; man hat sogar einzelne biographische Darstellungen, wie diejenige des humoristischen Malers Buffalmacco, für mythische Figuren oder Erfindungen des Kunstsovellendichters ausgegeben. Allein, wie sehr das Einzelne in diesen Geschichten bloße Sage oder auch bloße Dichtung des Darstellers sein mag, so trägt doch das Ganze jeder Darstellung, und im Zusammenhange mit dem Geist und Ton des Ganzen auch das Einzelne den Stempel innerer Wahrheit. Es ist, wenn auch erfunden, doch so erfunden, daß es wahr sein könnte; und die Worte Quandr's im Vorwort zum deutschen Laugel (S. III) sprechen ganz die Ueberzeugung des Ref. aus: Selbst das Fabelhafte einiger Lebensbeschreibungen des Vasari gibt ein Bild des Menschen, weil die Dichtungen doch dem Charakter Dessen, von welchem sie erzählt werden, gemäß gehalten sein müssen, mithin doch immer ein Charakterbild, wenn auch nicht einem Spiegelbilde gleichzusetzen sind. Und grade die vereinigten Schilderungen des Lebens und der Kunst jedes einzelnen Künstlers, verbunden mit den immer anziehenden, oft scharfsinnigen Reflexionen des Erzählers über die Wechselwirkung zwischen dem Charakter und den Schicksalen des Menschen und zwischen dem Fleiß und Erfolge des Künstlers, getragen und belebt von der classischen Schreibart des auch hierin kunstfertigen und geschmackvollen Aretiners, sind für den Künstler und Kunstfreund das Lehrreichste sowohl als Unterhaltendste, was ihnen zur Einführung in das große und von Andern mit unglaublicher Trockenheit behandelte Gebiet der italienischen Kunstgeschichte dargeboten werden kann. Vasari erweckt Einn und Interesse für die Kunst und befriedigt sie zugleich; sein Buch ist die Vorhalle der Kunstwelt seines Vaterlandes, und Niemand sollte Italien mit der Absicht, dessen Kunstschätze zu sehen, betreten, ohne sich zuvor durch Vasari's Künstlergeschichten vom Geiste der italienischen Kunst anwehen zu lassen.

Von besonderm Werthe ist für den Ref., sobald er den einen und andern Abschnitt im Vasari wiederliest, die sittliche Pragmatik seiner Kunstansicht. Es gehört wol mit zu dem Novellenartigen seiner Darstellung, eine Lebensbeschreibung mit einer allgemeinen Wahrheit, einem psychologischen Grundsatze, einer anerkannten Erfahrung einzuleiten, oder an das Erzählte Reflexionen in dieser oder einer andern Richtung anzuknüpfen. Vasari thut es aber hier in solchem Verständniß des Künstlers und der Kunst und mit so richtigem Blick in den Zusammenhang zwischen Gesinnung und Beruf des Menschen, daß eben dadurch seine Kunstgeschichte zur Bildung eines laudern Gefühls und reinästhetischen Geschmacks ungemein beitragen muß. So, wenn er im Leben des florentinischen Malers Gaddo Gaddi (S. 114) sagt, seine Vorzüge vor andern Künstlern haben vielleicht von seiner Freundschaft und seinem vertrauten Umgange mit Cimabue hergerührt:

Dean — heißt es weiter — diese Weiben fühlten sich, entweder aus Uebereinkimmung der Naturen, oder durch Güte der Herzen eng verbunden, und indem sie sich oft unterhielten und sich freundlich über die Schwierigkeiten der Kunst besprachen, erwachten in ihnen viele schöne und große Gedanken. Dies geschah um so leichter, als sie die reine und liebliche Luft von Florenz umgab, die gewöhnlich zarte und sinnige Geister erzeugt, und jenen Ueberrest von Rauheit und Plumpheit, welchen die Natur meist nicht fortzuschaffen kann, noch durch den fortbauenden Wettstreit verdrängt, den sie unter den vorzüglichsten Künstlern erweckt. Und übrigens sieht man deutlich, daß alle Dinge schnell zu großer Vollkommenheit gedeihen, welche unter Menschen besprochen werden, wie in der Freundschaft nicht von einer doppelten Rinde umgeben sind, ein Vorzug, dessen freilich nur Wenige sich rühmen können. Wer bei den Kenntnissen, die er erlangt, ihre Schwierigkeiten mittheilt, der reinigt, erhebt und erleichtert Andern den Weg in solchem Maße, daß er sich großen Ruhm verdient; während Einige, eilend gesinnt, da, wo sie in fremdlichem Verkehr stehen, unter dem Scheine der Wahrheit und Liebe aus Neid oder Bosheit ihre Gedanken verdecken und dadurch die Kunst nicht so schnell zu der Vollkommenheit gelangen lassen, die sie erreichen würden, wenn alle ersahbaren Geister jene christliche Liebe umfaßte, die Gaddo und Cimabue und ebenso Andrea Tafi und Gaddo verband.

Ähnliches sagt Vasari aus Veranlassung des zwischen Simon Memmi und Taddeo Gaddi bestandenen Freundschaftsbundes (S. 290). Den Werth guter Sitten des Künstlers schildert er in dem Leben des Ambrogio Lorenzetti aus Siena (S. 252), und hebt ihn auch an Andrea Dregagna (S. 305) besonders hervor. Dort wird gesagt:

Ambrogio verlebte seine übrigen Tage zu Siena, geehrt und geliebt, denn er war nicht nur ein vortrefflicher Maler, sondern hatte sich auch in seiner Jugend in den Wissenschaften geübt, die ihm bei seiner Kunst nützliche und angenehme Begleiter waren und sein Leben so schmückten, daß sie ihn nicht minder liebenswerth machten als seine Gabe der Malerei; zu allen Zeiten hatte er dadurch Umgang mit gelehrten und tugend samen Leuten und ward sehr zu seinem Ruhm und Nutzen in Geschäften der Republik gebraucht. Die Sitten Ambrogio's waren in jeder Hinsicht lobenswerth, und wege denen eines Edelmanns und Philosophen als eines Künstlers ähnlich; auch war er, was die Klugheit der Menschen am meisten beweist, stets geneigt, sich mit Dem zu begnügen, was das Leben und die Zeit darboten, und ertrug deshalb mit Müßigkeit und Ge-

duld das Gute wie das Schlimme, was ihm vom Schicksal kam. In Wahrheit läßt sich nicht in Worten schildern, wie sehr ein anmuthiges Betragen, Bescheidenheit und Sittlichkeit allen Künsten ein ehrenvolles Geleite sind, vornehmlich aber denen, welche aus Verstand und Größe des Geistes hervorgehen; deshalb sollte ein Jeder trachten, sich ebensowol hierdurch wie durch Vorzüge der Kunst Liebe zu verdienen.

Dagegen weist Vasari an dem florentinischen Maler Filippo (S. 394) auf das Mißgeschick entgegengesetzter Eigenschaften hin. Ferner, bei Starnina (S. 385) berührt er die Vortheile des Reisens für die Bildung des Künstlers; bei Don Lorenzo (S. 399) rühmt er den Fleiß der toscanischen Mönche, besonders der kunstgegebenen Mönche in dem berühmten Kloster der Engel; mit besonderm Nachdruck hebt er die Erscheinung geistiger Größe und starker Anmuth in den Werken der alten Maler und Bildner heraus, so bei der Madonna des Spinello (S. 378), so in der ganzen Reihe der Entwicklung der sich von den Fesseln des starren byzantinischen Styles losreisenden Kunst der ältern italienischen Meister, wiewol hierin Vasari einseitig am liebsten die Toscaner darstellte, während sich mit Cimabue gleichzeitige und ältere Meister, namentlich zu Siena, welche den Formen traditioneller Kunst Leben und Geist einzuhauchen begonnen hatten, nachweisen lassen.

Es ist somit schon an und für sich ein dankenswerthes Unternehmen, welches auch durch die von Quandt und Wagner besorgte Herausgabe des deutschen Texts nicht entbehrlieh gemacht worden war, das Werk des Vasari in einer Uebersetzung zum deutschen Eigenthum zu machen. Um desto mehr verdient aber Anerkennung, wer sich dieser schwierigen Aufgabe unterzieht, als die alterthümliche Sprache und die für seinen Gegenstand begeisterte Darstellung des Vasari zu treffen, nur bei dem gründlichsten Studium und unermüdblichsten Fleiße gelingen kann. Mit Recht empfiehlt der Herausgeber die Arbeit seines Freundes, der, ein Mann von vielseitiger Bildung, seit einer Reihe von Jahren einen diplomatischen Posten in Rom bekleiden soll. Er hat wörtliche Treue mit dem novellenartigen Tone und alterthümlichen Hauche des italienischen Originals zu verbinden gewußt. Bei ganz überflüssigen Wiederholungen, die sich jedoch Vasari selten zu Schulden kommen läßt, hat sich der Uebersetzer Abkürzungen erlaubt.

In der Anordnung und Einrichtung des Werkes, ging der Herausgeber von dem Gesichtspunkte aus, daß zumal die von Vasari selbst veranstaltete zweite Ausgabe seiner Biographien (Florenz, Giunti, 1568) in Allem zu Grunde zu legen sei, für den deutschen Leser aber doch hauptsächlich nur der historische Theil des Werkes eigentlichen Werth habe; daß daher, um die Ausgabe nicht unendlich zu vergrößern, sowohl die theoretischen als die bios beschreibenden Theile ohne Nachtheil hintorgelassen könnten. So ist denn hier die allgemeine Einleitung und die Abhandlungen über die Architektur, Sculptur und Malerei, welche sonst wie doch (Vorrede S. v) den Künstlern geweiht, diese letztern Abhandlungen wegen der darin enthaltenen unrichtigen Anweisungen, die zumal in der Uebersetzung nicht

verfälscht genug ausfallen möchten, in der Originalsprache zu lesen. Ferner ist auch der Brief des Adriani über die antike Kunst ausgelassen, ebenso Anders, was dem Zweck einer Kunstgeschichte und zwar der mittlern Zeiten bis in das 16. Jahrhundert noch entfernter liegt. Auch ist Dasjenige, was in der Einleitung in die Lebensbeschreibungen, welche hier in der Uebersetzung gegeben ist, über die antike Kunst gesagt wird, ohne Bemerkungen und Berichtigungen geblieben, weil es in ein ganz anderes Gebiet der Kunstgeschichte gehört. Anstatt dieser Auslassungen gedenken Uebersetzer und Herausgeber dem letzten Bande zwei vollständige Register beizufügen, eines mit den Namen der Künstler, das andere mit denen der Orte, wo sich zu des Verf. Zeit die von ihm angeführten Kunstwerke befanden, und wo sie gegenwärtig sind.

Der Text ist unverändert stehen geblieben trotz seiner unglücklichen Irrthümer, um dem Autor seine ursprüngliche Gestalt mit der möglichen Treue zu bewahren. Dagegen bemühte sich der Herausgeber, aus den Anmerkungen seiner italienischen Vorgänger nur das Wesentliche auszuheben und dem Leser alle Wiederholungen, alles unnütze Kalifornement, alle unfruchtbaren Streitigkeiten zu ersparen, dergleichen besonders der sienessische Vater Della Valle in den neunziger Jahren des verfloffenen Jahrhunderts erhoben hatte, um der Vorliebe des Vasari für florentinische Meister mit einem ebenso einseitigen Enthusiasmus für sienessische entgegenzutreten. Aus den neuen Werken von Panzi, d'Agincourt, Cicognara u. A. m., sowie aus des Herausgebers eignen Reisetagebüchern sind Verbesserungen beigebracht, und Herr von Ramoche hat denselben gleichfalls mit seinem Rath und Bemerkungen unterstützt. So ist nun das Werk wo nicht eine erschöpfende Kunstgeschichte, doch ein möglichst richtiger Complex Dessen, was in den Kreis der Darstellung des Vasari gehört.

Die in Holz geschnittenen Bildnisse, womit Vasari seine zweite Ausgabe zierte, und welche in der spätern florentinischen Ausgabe des Ranolleski und in der römischen des Bottari mit noch andern vermehrt wurden, sind bisher in schlechten Nachdrucken wiedergegeben worden. So bedingt der Werth derselben im Allgemeinen ist, so gehören doch die von Vasari selbst bekanntgemachten zu den historischen Documenten seines Buchs; denn sind auch viele derselben wenig treu oder sogar irrig gewählt, so ist es in mancher Beziehung schon von Werth, zu wissen, welche Bildnisse Vasari für echt angesehen, und wo sich diese befanden. Daher schien es dem Herausgeber am zweckmäßigsten, sie für die gegenwärtige Uebersetzung in genau lithographirten Nachbildungen der Originalholzschnitte zu wiederholen, um auch hierin der von Vasari selbst besorgten Ausgabe des Werks so nahe als möglich zu bleiben (S. XXI). Professor Schlotthauer an der Akademie der bildenden Künste zu München hat die Uebersetzung auf den Stein durch jüngere Künstler geleitet, und es hat sich darin die alte der Holzschnitte repräsentirende Treue bewahrt, wie bei der früher von Schlotthauer veranstalteten Lithographie des Lobrentanzes von Hans Holbein.

Ausführliche Volksgewerblehre, oder allgemeine und besondere Technologie, zur Belehrung und zum Nutzen für alle Stände. Nach dem neuesten Zustande der technischen Gewerbe und deren Hilfswissenschaften, bearbeitet von J. F. W. Poppe. Erster Band. (Erste bis dritte Lieferung.) Allgemeine Technologie. Mit 6 Steindrucktafeln. Stuttgart, Hoffmann. 1833. Gr. 8. Preis einer Lieferung 12 Gr.

Als einst die schottischen Brauntweinbrenner ihr Produkt in London so wohlfeil verkauften, daß die Londoner keine Concurrenz halten konnten, brachten es Erstere dahin, daß auf den schottischen Brauntwein ein Eingangszoll gelegt wurde; aber wie auch immer dieser von Zeit zu Zeit erhöht ward, immer hielten die Schotten Concurrenz; denn sie hatten ihre schaden Defillirblasen erfunden, durch deren schnellen Abtrieb sie mehr Produkt erzeugen konnten. Man geht es jetzt den Deutschen nicht viel besser als damals den Schotten, die Abgaben wachsen täglich, mit oder ohne Stände, und es gibt heutiges Tages keinen härter lautenden Reim als Sujet und Budget, da noch überdies nicht einmal eine Hoffnung zur Milderung der heillosen Dissonanz vorhanden ist, je mehr die Auswanderungen zunehmen, denn die Zurückbleibenden müssen immer die Passiva der Erblässer übernehmen. So gibt es denn nur eine Abhilfe: den Ertrag jeden Gewerbes so zu steigern, daß er einem gelegentlich bevorstehenden Volksantritt vorbeuge; eine Gewerblehre ist aber eben deswegen auch eine Erwerbshilfe; und wenn diese einen bessern Anklang beim Volke als des philanthropischen von Deyn „Rechtsverfassung“ bei den Fürsten findet, so verdient Hr. F. Poppe sich sicherlich von jenem eine Bürgerkrone, von diesem irgend einen hohen Orden, sein wohlmeinendes Vergnügen zu schmücken.

In der That, das Werk ist zeitgemäß; nur, fürchten wir, wird es grade weniger in die Hände kommen, in denen es am nächstesten wäre, wenn man nicht etwa von oben herab darauf bedacht ist, dasselbe in allen schon bestehenden und noch zu errichtenden Industrie- und Sonntagsschulen für Handwerker einzuführen. Aber dazu ist wenig Hoffnung; denn der Staat braucht seine Gelder nochwendiger als für Bücher und Schulmeister, die doch auch dabei sein müßten; wollte sich aber eine Gesellschaft stiften: „Hülfe Dir selbst, so hülf der Himmel“, um die Bücher zu kaufen, zu verschellen, so würde sie ebenso bald wieder ihrer Hülfe entbehren werden. Kurz, wir sehen nur, daß die Noth groß, aber auch keine Aussicht auf Hülfe da ist; denn, wie der Russe sagt: „der Himmel ist hoch, und der Kaiser wohnt weit“, und Deutschen aber sitzen 3000 und sonst nur mögliche Erwerbshindernisse auf dem Nacken.

Wenden wir uns nun zu dem Inhalte. „Die allgemeine Technologie liefert“, nach dem Verfasser, „eine Begleitung der technischen Gewerbe in die verschiedenen darin vorkommenden Bearbeitungsacte, stellt von den so erhaltenen Theilen alle diejenigen zusammen, welche in Hinsicht des beabsichtigten Zweckes Ähnlichkeit mit einander haben, welche bei den verschiedenen Handwerken, Künsten und Fabriken zugleich gültig sind, und weist sie in den verschiedenen Gewerben da nach, wo sie vorkommen.“ Auf diese Weise handelt sie ab: „Alle Acte der Zertheilung der verschiedenen Naturkörper und der Absonderung gewisser Theile derselben von andern Theilen, alle Acte der Zusammenhangverminderung oder Auflöserung, alle Acte der Verbindung gleichartiger und ungleichartiger Stoffe, alle Acte der Verdichtung, und alle Acte der Verfestung, Bildung und Verschönerung. In der allgemeinen Technologie muß man aber auch die verschiedenen Arten der Bewegung und der bewegenden Kräfte, die verschiedenen Methoden, Kräfte auf die vortheilhafteste Weise an die benötigten Stellen hinzupflanzen (!) und zu benutzen, sowie manche chemische Lehren und Operationen kennen lernen. Die specielle Technologie hingegen beschreibet jedes einzelne technische Gewerbe besonders oder im Ganzen, vom ersten Grade

der Verarbeitung an bis an das Ende, oder den letzten Grad dieser Verarbeitung, z. B. die ganze Webbereitung, Bierbrauerei, Brauereibrennerei, Eisfabrication, Lederfabrication, Feinwand-, Wollen-, Baumwollen-, Seidenmanufactur, Purnacherei, Lichterfabrication, Zuckerbiederei, Strengut- und Porzellanfabrication, Glasfabrication, Münzkunst, Uhrmacherkunst u. s. w. Sie gibt auch an, besonders durch Hülfen der in der allgemeinen Technologie vorkommenden Lehren, wo Manche noch besser eingerichtet wäre; sie zeigt, wo neue Erfindungen in ihnen eingeführt, diese oder jene mit der Verarbeitung verbundenen Gefahren verhütet werden könnten u. s. w."

Wie der Titel ergibt, beschäftigt sich der erste Theil oder die drei ersten Lieferungen mit der allgemeinen Technologie, und wie finden daher in ihm alle oben von dem Verf. übersichtlich angebrachten Gegenstände abgehandelt. Mit Zusammenstellung sowohl als Vortrage kann man zufrieden sein; es ist Alles so eingekleidet, daß es wol auch der minder Gebildete verstehen kann; die erläuternden Figuren, zwar nur in Umrissen, sind doch genügend; nur wollen wir den Verf. darauf aufmerksam machen, daß bei manchen die bezeichnenden Buchstaben fehlen, sodas der minder Gebildete Das und Jenas nicht verstehen wird. Im Texte ist uns gleichfalls hier und da etwas aufgestoßen, was zu wünschen übrig läßt, theils an der Abfassung, theils sonst. Um nur ein Beispiel anzuführen, die Bereitung der Pachte. Es würde indessen zu weit führen, wollten wir diese Punkte alle einzeln durchgehen; auch fragt sich, ob der Verf. das Weitere nicht in der speciellen Technologie bringt, für welchen Fall in dessen eben über den fraglichen Gegenstand in der allgemeinen zu viel gesagt wäre. Es scheint uns aber fast, er werde sich ziemlich auf die größeren Gewerbe, welche er namhaft macht, beschränken, und wirklich wüßten wir auch nicht, wie er alle in dem einen Bande abhandeln wollte, ohne in die unnütze Länge zu gerathen. Und hier bedünkt uns, es sei der Plan des Werks nicht ganz zweckmäßig gefast.

Wenn nämlich eine solche Volksgewerbelehre wahrhaft nützlich werden soll, so muß namentlich auch das geringere Gewerbe ebenso gut als z. B. das Maschinenwebwesen berücksichtigt werden. Die größten Fabrikanten, selbst noch die mittleren, sind immer diejenigen, die mit der Zeit fortgehen, denen hinreichende Hülfsmittel, sich für ihr Gewerbe auszubilden, offen liegen. Nicht so ist es mit dem eigentlichen Handwerker, namentlich in kleineren Städten, auf dem Lande, wozu schon die bei diesen Kleinern so sehr eingerissene Geheimniskrämerei beiträgt. Ihre Fortbildung empfangen sie oft von Gesellen, welche aus größeren Orten, Wien, Berlin u. a. D., zuwandern, vielleicht in polytechnischen Anstalten Unterricht genossen haben und nun, oft gut bezahlt, Neues lehren. Für diese Gewerbe wäre eine specielle Technologie recht nützlich, welche sie unter Anderm auch den Zusammenhang ihres Gewerbes mit andern, und wie sie diesen benutzen können, sowie auf die brauchbaren neuen Entdeckungen und Erfindungen aufmerksam machte. Wie aber der Verf. in dem engen Raume von 16 Bogen solchen gewiß nicht übertriebenen Anforderungen Genüge leisten will, sehen wir nicht ab. Man bedenke nur, daß Voltaire's bekannter „Schauplatz“, dessen Bänderzahl schon über diese Bogenzahl hinausgeht, nur als eine Encyclopädie für jedes Gewerbe betrachtet werden kann. Man vergleiche ferner in der vortrefflichen „Encyclopädie“ von Pechel einzelne Gewerbe, die immer nur sehr summarisch, wenn auch genügend abgehandelt sind, z. B. Brauereibrennerei, Buchbinder- und Buchdruckerkunst (beide allein 14 Bogen!), und man wird sich überzeugen, daß sich der Verf. eine viel nicht zu lösende Aufgabe gestellt hat. Kürzer aber als Pechel seine Gegenstände behandelt, dürfte er sich doch auch nicht lassen, denn hier ist nichts Wichtiges übergangen und doch Alles auf enge zusammengedrängt.

In dessen wir wollen nicht vorgreifen, sondern erwarten und nur das dem Verf. noch bringend ans Herz legen, daß er

für ein recht vollständiges, feines Kunstausdruck, mehr zu allgemeinen noch speciellen Technologie übergehendes System Sorge.

Correspondenznachrichten.

Christiania, 12. Januar 1841.

Im vorliegenden Jahre ist die norwegische Literatur mit neuen Zeitschriften bereichert worden, und es gibt jetzt fast kein Dorf in diesem Lande mehr, die nicht ihre eigene Zeitung hätte. Man kauft sich über alle Ereignisse des Tages, und theilt über die Angelegenheiten des Staates mit der größten Freimüthigkeit; indessen fehlt es sogar den Blättern, in der Hauptstadt, diesem Sitze der Bildung, herauskommen, es sehr an guten Redactoren. Das „Morgenblatt“ bezeugt u dieser Rücksicht einen entschiedenen Vorzug.

Unter dem Namen: „Vidar“, geben einige junge Geister wöchentlich ein Blatt literarischen Inhalts heraus, das eine sehr vielen Urtheilungen, insbesondere aus dem Deutschen, und Recensionen inländischer Schriften enthält. Man sagt uns sehr über die Parteilichkeit, deren sie sich gegen den sehr geliebten Dichter S. D. Wolff, wie auch gegen Faar, der ebenfalls aus verdienstvoller Sammlung norwegischer Volkslieder herausgab, schuldig gemacht haben. Bei einem so kleinen Publicum wie das norwegische kann die ganze Pflanze einer selbstständigen Literatur solchen Stürmen unmdglich trotzen. Der geniale Verfasser des Epos: „Der Mensch, die Schöpfung und der Tod“: Bergeland, glänze nun auch als Volksredner und schreibe uns gemeinnützige Schriften viel Gutes.

Von den „Sammlungen zur Geschichte des norwegischen Volkes und seiner Sprache“ sind die ersten drei Theile aus dem Gekreten. Für dieses durchaus gelehrte Werk arbeiten insbesondere die Alterthumsforscher Berg und Munche. Unter den Verhandlungen haben wir eine des Professors Hansteen heraus, in welcher er beweist, daß die Schlacht bei Stensfald, in welcher der heilige Olaf das Leben verlor, nicht, wie man bisher angenommen, den 29. Juli 1030, sondern Montag den 31. August 1030 geliefert worden ist; denn an diesem Tage herrschte der große Sonnenfinsterniß, deren Sauerne Statisten ausdrücklich Erwähnung thut. Das indessen sein Fest bedächtig in der lutherischen Kirche am 29. Juli gefeiert worden, dürfte kaum der heilige Paulinus, Bischof von Trier, bereits den 31. Tag eingekommen hatte und nicht verdrängt werden durfte. In die Chronologie ist dies ein höchst wichtiger Aufschluß.

Schon seit einigen Jahren ist das „Magazin für die Naturwissenschaften“ geschlossen worden. Dagegen erhält die medicinische Zeitschrift: „Vor“. Auch unsere Ärzte klagen seit dem October vorigen Jahres vielfache Belegenheit, die epidemische Cholera zu beobachten, indem diese Seuche sich durch die Verschleppung auch in hiesiger Stadt verbreitete und, als sie im höchsten Grade erreicht hatte, täglich 80 bis 100 Menschen, besonders aus den untern Classen hinwegführte. Mit dem Erregungssysteme hat man nirgends in Norwegen einen Versuch gemacht. Auch ward kein von der Krankheit Befallener je seinen oder seiner Familie Wästen in die Bayreichte gebracht, sondern von eigens dazu angestellten Ärzten in seinem Hause behandelt. Nach etwa 30 Tagen brach sich die Seuche der Stadt von selbst und hat jetzt ganz aufgehört.

Auch im verwichenen Sommer besuchten sehr viele Dänländer, insbesondere Engländer, unser romanisches Göttertempel. Die dänischen Dichter Heiberg, Schlegel und Jørgensen hielten sich ziemlich lange hier auf. Einen kurzen Besuch machte uns Schleiermacher ab. Nach traf er den dänischen Philosophen Treschow am Leben, und beide Mannern schied sich einander auf das freundschaftlichste an. Wenige Tage vor sich endigte ein sanfter Tod die Tage des Regiera in dem Alter von 81 Jahren.

Sonnabend,

— Nr. 39. —

8. Februar 1834.

Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit, von dem Ende des großen Kampfes der europäischen Mächte wider Napoleon Bonaparte, bis auf unsere Tage, von C. Münch. In sechs Bänden. Ersten Bandes vierte und fünfte und zweiten Bandes erste bis dritte Lieferung. *) Stuttgart, Scheible. 1833. Gr. 8. Subscriptionspreis jeder Lieferung 5 Gr.

Man hat ein altes Märchen von einem bezauberten Hunde, der Alles erreichen und packen konnte, und von einem bezauberten Hasen, der nicht eingeholt war. Das fiel uns ein, als wir in dem Vorworte des Verf. (S. XIII) keine auch in d. Bl. (Nr. 255 f. 1833) mitgetheilte Ansicht von der Nothwendigkeit in den Schicksalen der Völker, die mit der größten Freiheit des menschlichen Willens verbunden sei, lasen. Wir waren begierig, wie der Verf. in der fernern Darstellung diesen Gegensatz aufzuheben würde. Freiheit, auch wol Frechheit ist uns grade genug in dem Verlaufe der neuern Geschichte vorgekommen; nur die Nothwendigkeit scheint in größern, allgemeinem Kreisen der Völkerschicksale erst sichtbar werden zu wollen, denen ein gewisser Entwicklungsgang im Ganzen vorgezeichnet ist. Wie man aber bei unsern beschränkten Gesichtskreisen nichts von der Kugelgestalt der Erde wahrnehmen kann, so ist auch wol das hier verzeichnete Segment der historischen Kugel noch zu klein, um die Spuren der Nothwendigkeit mit Augensälligkeit wahrnehmen zu können. Auch scheint es unser Verf. nicht eben darauf anzulegen, uns vorerst schon auf dies Geseh weiter aufmerksam zu machen. Ja, wir möchten dies so wenig, als wir es um zerstörter Illusion willen erfreulich finden, wenn die leitende Hand bei einem Marionettentheater einmal selbst ungeschickterweise zum Vorschein kommt. Oder haben es etwa beide Kategorien ebenso gemacht und ihren Streit ebenso geschlichtet wie dort Hund und Hase, die sich, des vergeblichen Laufens müde, endlich mit einander verglichen? Ein Vorbild, wie es wol auch noch andere miteinander streitende Principe in der politischen Welt machen sollten.

In kurzer Frist sind die vorliegenden fünf Hefte einander gefolgt; allein, wenn wir bedenken, was sich wieder

seit dem Erscheinen der ersten drei, über welche wir vor einigen Monaten berichtet haben, in Portugal, Spanien (in welchem Lande sich des Verf. unsern Lesern bekannte Vorherfassung wahrzumachen beginnt), was sich in allen europäischen Ländern, besonders in der Schweiz, Deutschland bis auf die Fürstencongresse, in Griechenland u. s. w. ereignet hat, der andern Erdtheile gar nicht zu gedenken, so sehen wir nicht ein, wie der Verf. endlich ohne ungeheurer Sprünge auch nur die jegliche Gegenwart erreichen, und noch weniger, wie er dies bei dem genommenen Maßstabe in sechs Bänden thun will, wenn er nicht jedem Bande eine Anzahl Theile, jedem Theile Abtheilungen, und jede dieser wieder Alphabete stark gibt. Die vorliegenden neuen Hefte bringen bloß die Geschichte des wiener Congresses zu Ende, und dann die Geschichte Frankreichs etwa bis an das Ende des Jahres 1815. Nach dieser Ausdehnung muß Frankreich allein noch fünf Bände füllen. Wir wollen kein böser Prophet sein, aber bei dieser Fülle könnten Verfasser, Verleger und Leser endlich einstimmig in ein copia nos perdit ausbrechen.

Fürs erste wünschen wir aber unserm Verf. recht aufmerksame Leser, da man recht bewandert in der neuesten Geschichte sein und doch recht viel noch aus dem Werke lernen kann. Der Verf. hat ungemein viel gelesen, was er hier seinen Lesern vorlegt, und noch haben wir im Ganzen Grund, mit seiner Wahrheitsliebe und Unparteilichkeit zufrieden zu sein. Wenn nicht einmal einer der Napoleoniden ihm im Namen „des perfiden Geschlechts aus Corsika“ oder für den Ehrentitel des Murat „eines durch sein bisheriges Glück trunkenen Durankopfs“ etwas anhängt, oder Colleyrand „als der diplomatische Wephistophelus“, so können wir es uns am Ende auch gefallen lassen, denn kein Verkündiger wird fordern, daß jetzt schon über so nahe Dinge und Personen mit der Ruhe und Kälte geschrieben werden solle wie über den trojanischen Krieg oder die Solanische Verfassung. Dagegen hätte vielleicht hin und wieder mit größerer Wahl des Ausdrucks verfahren werden können. Jemanden Hef oder Abneigung tragen, übergelieferte Republikaner, Grryoga und Grafen der neuesten Mache; Undenkslichkeiten wie: Ludwig war erst mit dem vierten Schock ausgewandert; dann eine Menge sinn- und sachentfremdender Druckfehler sind jedenfalls Mängel, welche von einem solchen Werke für

*) Ueber des ersten Bandes erste bis dritte Lieferung vgl. Nr. 254 u. 255 d. Bl. f. 1833. D. R. d.

ein größeres Publicum (der Leser vom Sache weiß sich wol zu helfen) möglichst ferngehalten werden sollten. Wir sagen möglichst, denn namentlich zu gänzlicher Druckschmerzfreiheit bringen wir es zum Theil schon wegen der Handschriften der doctores male pingentium selten. Hete Münch kann uns freilich antworten: minima non curat praetor; aber wie sind einmal durch einige beliebige Historiker wie Kaumer, Pölig, Luden u. A. an größere Sprechlichkeit zu sehr gewöhnt worden und sehen eben den Prätor auch gern auf einer blankgeputzten sella curulis.

Wir haben es nun zu Nutz und Frommen unserer Leser, die hoffentlich auch des Buches Leset werden, vorerst mit der vierten und fünften Lieferung zu thun, welche den ersten Band mit einer Capitellübersicht (S. 476—81) schließen und mit dem Portrait des Hrn. Verf. beginnen, welches natürlich der Besizer sich vor den ersten Band binden lassen wird, um Werk und Autor mit Einem Blicke zu übersehen. Bei Männern von anerkanntem Rufe wie hier gefüllt uns diese Vor- und Belohnung sehr, und ein wenig kommt es doch jedem Leser an, à la Lavater zu physiognomistiren.

Das 12. Capitel macht Murat's Königreich in Italien ein Ende, 13, 14, 15 dem neuen Reiche Napoleon's. S. 419 heißt es:

Die Entscheidung, welchem von den zwei Hauptverbänden der größere Lorbeer von Waterloo gebühre, eine Entscheidung, welche durch die Nationalversammlung sehr erschwert worden ist, wollen wir hier nicht erdauern; wir überlassen sie den Kriegsschreihkellern, welche sich bereits zur Genüge daran verlustet haben; nach unserer Ansicht gebührt er den Preußen, welche mit geringern Streikräften gleich anfangs die Spitze des Tages trugen und im entscheidenden Augenblicke ebenfalls die milde unmittelmäßige Tapferkeit an den Tag legten, während der Herzog, dessen große Feldherrnfähigkeit von mehr als einer Seite beleuchtet worden sind, meist durch seine Artillerie von den Höhen herab auf den Feind einwirkte. Gleich heroisch war der Muth auf beiden Kriegsparteien; unsterblich und an jene hochbewundernswürdigsten Tugenden des Alterthums erinnernd wird die Erinnerung der alten Helden bleiben, welche „zu sterben, aber nicht sich zu ergeben“ verstand; mit Barthélemy und Méry wird über Bourmont und seine That stets eine stilllich veredelte Nachkommenschaft nur das Gleiche fühlen und sagen. Für Ueberdruher und Verräther hat die Geschichte keine Amnestie.

Das 16.—23. Capitel beschäftigt sich nun abermals mit dem wiener Congresse, den Streitigkeiten und Entwürfen über die Reconstruction Deutschlands, wobei Derjenige, welcher Müller's „Acten des wiener Congresses“ gelesen hat, Vieles überschlagen kann, was aus diesen mitgetheilt ist. Einheitschaft, Zweisheitschaft, Hünsherrschaft, Föderativsystem kamen zur Sprache. Bekanntlich ist viel darüber gestritten worden, ob Deutschland ein Bundesstaat oder ein Staatenbund sei. Der Verf. läßt diesen Unterschied durch Deesich entwickeln, der das verständige Resultat findet, daß der deutsche Bund weder das Eine noch das Andere ganz ist, sondern ein Mittleres aus beiden. Zuerst sei mehr der Gedanke eines Bundesstaats vorherrschend gewesen, zuletzt aber der Verein vorzugsweise zum Staatenbund geworden. Am Schlusse des Bandes kommt der Verf. noch auf den heiligen Bund zu spre-

chen, dessen Acte mitgetheilt wird. Ref. setzt sich, seine eigene Ansicht hier in den Worten bestätigte zu finden:

Daß die Poesie eines durch die wunderbaren Weltgeschicklichkeiten durch die Erinnerungen an die furchtbare, leidensreiche Vergangenheit, sowie an die ungeheuren Anstrengungen aller Kräfte zu Befestigung des revolutionnären Elementes, endlich durch die Gedanken der Rettung mittels höherer Mächte und durch die Ueberzeugung von dem Willen einer höhern Macht über die Angelegenheiten der Völker wie der Einzelnen — auf erhabeneren Gemüths, frei und unabhängig von allem irdischen Zwänge, sich hier ausgesprochen, und daß die nüchternen, dürrer, kognomstrende und leirende Prosa der Politik erst später sich der ihm bemächtigt hat, um ein völkerrrechtliches System daraus zu zimmern.

Das erste Buch war bestimmt, die Geschichte der neuern Zeit bis zum Congreß von Aachen zu führen. Mit dem zweiten Bande beginnt die zweite Abtheilung dieses Buches. Wir haben schon angeführt, daß trotz der Schilderungen der hundert Tage diese drei Hefen nur die Geschichte Frankreichs im J. 1815 geben. Der Hof, die Nation, die Parteien (Cap. 1), dann wieder zurück zu den Bourbonen und den Parteien vor Napoleon's Wiedererschweigung und während derselben. Erst das 5. Capitel (S. 162) fängt an die Tage der Dinge nach den hundert Tagen unter ähnlichen Rubriken zu schildern, wozu Ministerium, auswärtige Politik kommen. Das 6. Capitel (S. 196) hat es mit dem Ministerium Richelieu, der Reaction, der chambre introuvable, Hünrichtungen, Amnestiengesetz, den Ultras und Gemäßigten, dem ersten Auftreten der Congregation, Budget u. s. w. zu thun. Wenn man dies Alles der Hauptsache nach bereits im Ueberdruß in den Zeitungen gelesen hat, so weiß doch der Verf. seine Weitläufigkeit durch viele einzeln eingestrichene Züge und besonders durch Schilderung einzelner Hauptpersonen, worin er ein ausgezeichnetes Talent hat, zu wägen. Wer anfangen wollte zu überschlagen, würde sich um manchen Genuß bringen. Ludwig VIII. gerinnt ungemein gegenüber von Aetoid, dem Chef des Pariser Mafan. S. 141 ist ein wirkliches prophetisches Wort aus seinen Memoiren Bd. X, in Beziehung auf den kommenden Hofe Gesinnung gegen die Bourbonen mitgetheilt. Der Ludwig predigte tauben Ohren. „On les abandonnera toujours pour qui que ce soit, pourvu que l'homme appelé à régner à leur place consente à ce qui sera agréable à la coalition. Que mes successeurs donc se tiennent pour bien avertis, et préfèrent, en s'appuyant sur ma charte, gouverner loyalement de concert avec les citoyens, au lieu de se reposer sur des espérances chimériques qui ne pourraient que les conduire à leur perte.“ Daß Fouché's Memoiren für recht gehalten, da der femme de qualité der Gelfin Capla zugeschieben, dagegen der geheime Vertrag zwischen Napoleon auf Europa und Franz für höchst unwahrscheinlich gehalten werden wird wol Niemand misbilligen. Die Schilderungen von Talleyrand, Fouché, Chateaubriand, Bourrienne, Richelieu u. A. sind vorzüglich. Ein höchst würdiges Denkmal ist dem berühmten Carnot gesetzt. Chateaubriand wird S. 97 eine Janusgestalt von Democrat und Aristokrat genannt, welche die neue Zeit begriff, ohne sie zu

leben, und die alte verachtete, ohne sich von ihr loszusagen zu können; eine Cassandra, welche vor dem Spiegel der Doffenlichkeit gern ihre Toilette machte und ihre eignen Reize pries, in die sie sich selbst verliebt; Chateaubriand hatte ein besonderes Genie des Unglücks, er kam immer mit der Rolle, die er spielte, zur Unzeit und am unrechten Orte. Zu den Beispielen davon kommt auch das letzte Schlagendste; welches der Verf. nicht anführt oder anführen konnte: Während er für Heinrich V. und die Herrt mit Begeisterung ohne Gleichen declamirt — beclariert, Madame eine Schwangerschaft, die alle Rechenmeister zu Schanden macht. Carnot wird dagegen nach Mirabeau und Napoleon die größte Erscheinung der Revolution genannt. 41.

Verein zur Beförderung der Wissenschaften in England.

Ehe wir einige nähere Nachrichten über die vorjährige Versammlung des Vereins zu Cambridge mittheilen, wollen wir ausdrucklich eine gedrängte Anzeige des: „Report of the first and second meetings of the British Association for the advancement of science; at York 1831, and at Oxford in 1832; including its proceedings, recommendations and transactions“ (London 1833) geben. Den Haupttheil dieses über 1000 eingedruckte Seiten starken Wertes bilden Berichte über den jetzigen Stand und die Fortschritte folgender Wissenschaften und physikalischer Doctrinen: 1. Ueber die Astronomie, vom Prof. Airy zu Cambridge; 2. über die Ebbe und Flut, vom Hrn. Lubbock, Vicepräsidenten der königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu London; 3. über die Meteorologie, vom Prof. J. Forbes zu Edinburgh; 4. über die strahlende Wärme, vom Prof. Baden Powell zu Oxford; 5. über Thermoelectricität, vom Prof. Cumming zu Cambridge; 6. über Optik von Sir Dr. Brewster zu Airthy in Schottland; 7. über Mineralogie, vom Prof. Brewster zu Cambridge (deutsch in Hartmann's „Jahrbüchern für Mineralogie u. s. w.“ I, 1); 8. über Geologie, von Combeare, Geophysiker zu Cardiff bei Bristol (deutsch in denselben „Jahrbüchern“ I, 2); 9. über Chemie, vom Dr. James Johnson zu Portobello bei Edinburgh; 10. über die physiologischen und physikalischen Untersuchungen in Beziehung auf die Geschichte des Menschen, vom Dr. Prichard zu Bristol.

Diese, in der Versammlung zu Oxford vorgelesenen, oder der Gesellschaft vorgelegten Berichte haben größtentheils einen hohen wissenschaftlichen Werth. Der übrige Theil dieses ersten Bandes der Schriften des Vereins enthält eine kurze Uebersicht der Fortschritte in den allgemeinen und Sections-Versammlungen, der Discussionen in denselben zc., sowie ein Verzeichniß der Mitglieder der Gesellschaft (die beiläufig bemerkt auf ihren Beiträgen schon einen hübschen Fond gebildet hat) am Schluß des Jahres 1832, unter denen man sehr viele gefrierte Namen wahrnimmt. Beliegender ist dem Bande ein vorzügliches Gebirgsdurchschnitt durch Europa, vom nördlichen Schottland bis zum arktischen Meere mit illuminirter Beschreibung der Formationen, eine Arbeit Combeare's und zu besten nicht minder vorzüglichem Bericht über den jetzigen Stand und die neuern Fortschritte der Geologie gehörig.

Zu der vorjährigen Versammlung hatten sich die meisten Mitglieder der Gesellschaft nebst mehren Hundert Andern — Beobachtern, Beschägern und Liebhabern der Wissenschaften — eingefunden. Es bildeten sich folgende Sectionen: 1. für Mathematik und Physik; 2. für Chemie und Mineralogie; 3. für Geologie und Geographie; 4. für Naturgeschichte; und 5. für Anatomie, Medicin zc. •

In der ersten Kammerkunft der physikalischen Section am 24. Juni wurde eine Discussion über die Erscheinungen der Sternschnuppen und der Nordlichter begonnen. Einige Mitglieder suchten zu beweisen, daß sich der Nordchein nie weiter als 3 bis 7 (engl.) Meilen über die Erdoberfläche erhebe, wogegen behauptet wurde, daß seine Höhe neunzig bis hundert Meilen betrage. Diese große Verschiedenheit der Meinungen gab Veranlassung, sorgfältige und genaue Untersuchungen dieser Erscheinungen ernstlich anzuzupfehlen. — Am 25. Juni versammelten sich zuvörderst die Beamten der Gesellschaft zu einer Besprechung über die Angelegenheiten derselben. In den Sectionen wurden an diesem Tage folgende Gegenstände untersucht und vorgetragen: Bemerkungen über gewisse, zu Hull im März und April 1833 beobachtete atmosphärische Erscheinungen, von Herrn Fielding; über Schiffsbaukunst, von Hrn. Owen; ein Bericht über gewisse, sich auf den Isomorphismus beziehende Versuche, welche auf Ersuchen der Gesellschaft von dem Prof. Turner und Miller angestellt worden waren. Dr. Daniell theilte Bemerkungen über die Beschaffenheit und die Menge der Gase mit, die von der Oberfläche gewisser warmer Quellen entweichen; Dr. John Taylor zeigte Durchschnitte von den Schichten einiger der tiefsten Erden vor und machte auf einige Eigenthümlichkeiten derselben aufmerksam; Bemerkungen über den Bau und die Functionen der Spinnen, von Hrn. Blackwell; Bemerkungen über das Mark der Pflanzen, vom Prof. Burnett; Bemerkungen über die Einrichtung und die Functionen des Nervenystems, von Dr. Macartney zu Dublin, welcher eine große Menge höchst interessanter und wichtiger neuer Thatfachen erzählte.

Um ein Uhr wurde die erste allgemeine Versammlung vom Prof. Buckland, Präsident der vorjährigen, zu Oxford, mit einigen Bemerkungen über den guten Erfolg des Vereins und Aufzählung der oben schon erwähnten Leistungen eröffnet, worauf er das Präsidentenamt dem Prof. Sedgwick übergab. Nachdem dieser den Präsidentensstuhl eingenommen hatte, eröffnete er unter Andern, Prof. Whewell habe auf seine Bitte eine Uebersicht der, der vorjährigen Versammlung vorgelegten Berichte über die Fortschritte und den jetzigen Stand verschiedener Zweige der Wissenschaften angefertigt; er erwähnte kurz den Inhalt einiger derselben und besonders Prof. Whewell's eignen Bericht über die Fortschritte der Mineralogie und kündigte endlich der Gesellschaft an, der König wolle als Beweis seiner Theilnahme an wissenschaftlichen Bestrebungen dem berühmten Physiker Dr. Dalton eine Pension aus seiner Schatzkammer geben. Nach einigen Discussionen über die Art der Aufnahme der Mitglieder in die Gesellschaft wurde die Versammlung bis zum Abend aufgehoben. Nachdem sich die Gesellschaft um 8 Uhr wieder versammelt hatte, las Dr. J. Taylor eine Abhandlung über Gestein- und Erzgänge vor, in der er tief in die Geschichte der Wissenschaft, sowie in die verschiedenen Theorien einging. Es gibt drei Hauptypothesen: erstlich die, welche annimmt, die Metallgänge seien offene Spaltungen gewesen, durch irgend eine Eruption verursacht und darauf mit verschiedenen Materien, durch wässrige Auflösung von oben herab ausgefüllt. Der zweiten Theorie nach wird angenommen, daß diese Spalten durch heftige Störungen, welche die Schichten erlitten, entstanden und durch Einwirkungen der Hitze aus dem Innern der Erde heraus angefüllt worden. Der dritten Theorie zufolge soll die ganze Bildung gleichzeitig mit dem Gebirgsgestein erfolgt sein. Eine jede dieser Theorien war in der Abhandlung verfolgt und wurde in der Versammlung Gegenstand einer lebhaften Discussion.

In den Sectionsversammlungen des folgenden Tages, 26. Juni, wurden folgende Mittheilungen gemacht: Dr. Potter las einen Vortrag über die Einwirkung des Antimonkaltes auf das Licht; Dr. Willis theilte einige Bemerkungen über ein Barometergefäß mit; Prof. Turner über ein neues Reflexionsteleskop; Prof. Derrett über die Zusammenrückbarkeit des Wassers. Die Doctoren Dalton und Prout machten Mittheilungen über

der specifische Gewicht der Gase und über einige, wie auf die Schwefelsäure bezogene Versuche. Prof. Turner gab Nachricht von seinen Versuchen über das Krongewicht. Fr. J. Daubeny las eine Abhandlung über die Einwirkung des Lichts auf die Pflanzen und über die der Pflanzen auf die Atmosphäre; Er erwähnte Exemplare von Caprotinthen und fossilen Fischen von Muscheln die von ihm geologisch illuminirten Karten des Königl. Ingenieurcorps von den Grafen von Salop, Hereford, Radnor, Brecon und Carmarthen, nebst vergrößerten Durchschnitten, und erläuterte die Mineralstruktur der beschrifteten Gegend. Ferner wurden vorgelesen: Ein Aufsatz, der einige Bemerkungen über genera und sub-genera enthält, von Hrn. Jenson; ein anderer über das in den zweithälftigen Muscheln enthaltene Wasser, von Hrn. Gray; Bemerkungen über die Classification der wirbellosen Thiere, von Dugby; Notizen aus einer Abhandlung über die natürlichen Gesetze, welche die Vertheilung der Kräfte zu reguliren scheinen, die Wärme und Licht bei den verschiedenen Gruppen von Thieren hervorbringen, von Hrn. Branley; Beobachtungen über die mechanischen Functionen der Harnröhre, von Hrn. Galt; Beobachtungen über die Einwirkung irritirender Stoffe auf eiternde Oberhäuten. — In der allgemeinen Versammlung lasen zunächst die verschiedenen Sectionspräsidenten die Protokolle ihrer Sitzungen vor, worauf Hr. Peacock eine Abhandlung über die neuere Fortschritte der Integral- und Differentialrechnung, Prof. Lunden einen Bericht über die Hauptfragen der botanischen Philosophie und Hr. Rennie einen Aufsatz über die Optik in Beziehung zur Baukunst vortrug.

Nachdem in der allgemeinen Versammlung am folgenden Tage ein Beschluß über die Aufnahme neuer Mitglieder gefaßt worden war, rief der Präsident den Schatzmeister der Gesellschaft, Hrn. Taylor, auf, einen Bericht über den Finanzzustand und die numerischen Kräfte der Gesellschaft zu geben. Die Anzahl der Mitglieder beträgt 1369, das vorhandene Capital 200 Pf. Sterling. Prof. Henstow forderte darauf die Gesellschaft auf, den nächsten Sonnabend eine Excursion in einer Partie zu machen, um in den Büschen botanische und entomologische Untersuchungen anzustellen. Nachdem die Sectionspräsidenten ihre Protokolle vorgelesen hatten, trug Prof. Christie eine Abhandlung über den Magnetismus vor, in welcher die Richtung des Erdmagnetismus und jedwede die Intensität der magnetischen Kraft untersucht war. Im Verlauf seines Vortrages brachte der Prof. sein Bedauern darüber aus, daß England das einzige Land Europas sei, in welchem keine Beobachtungen über diese wichtige Doctrin auf einem Nationalobservatorium angestellt würden. Prof. Whewell las darauf einen Bericht über den Stand unserer Kenntnisse von der Festigkeit der Materialien vor und brachte viele neue Thatsachen zur Erläuterung des Gegenstandes bei. In der Abendversammlung desselben Tages theilte Prof. Whewell die Resultate seiner Beobachtungen über Ebbe und Flut mit und erläuterte sie durch Karten, die er zu diesem Zweck gezeichnet hatte. Prof. Jansh sprach über Eisenbahnen und Dampfmaschinen.

In der letzten allgemeinen Sitzung am folgenden Tage, den 28. Juni, bemerkte der Präsident, daß der früher erwähnte Bericht des Hrn. Whewell auf dessen Rollen gedruckt worden sei und von den Mitgliedern der Gesellschaft in Empfang genommen werden könne; er dankte dem Verf. Namens der Gesellschaft. Darauf wurden die Sectionprotokolle vorgelesen und dann eine Abhandlung des Hrn. Challis über die Theorie der Flüssigkeiten. Zum Schluß kündigte der Präsident an, daß die nächste Zusammenkunft im Sept. 1834 zu Edinburgh sein würde. 53.

Literarische Notizen.

Neue französische Zeitschriften.

Am ersten November ist in Paris eine neue Zeitschrift unter den Auspicien des Hrn. Dufet erschienen, sie heißt im Titel: „Le gymnase, arène de la littérature et des arts.“ Unter den Aves des Instituts, die literarischen Lettere in Suiter u. s. w. wird weiter nichts gemeinet, als das in Schriftstellern, welche die literarische Anstalt zu jeder Gelegenheit verschaffen soll, sich bekannt zu machen. Die Autoren machen sich indeß nicht anheißig, alle Köpfe, welchen von den Mitarbeitern eingesendet werden, einzusenden, was Interesse darbietet, was die Sitten, die Sprache u. s. w. legt, soll aufgenommen werden; das „Gymnase“ ist keine wie „La France littéraire“ eine Speculation, die sich selbst verleiht, sondern die mit Recht oder Unrecht von den gelehrten Journalen abgewiesenen Autoren stützt. Das erste Heft enthält: „Le moulin de Neuil, épisode de 93“, eine Scene aus der Vendée von Hrn. Victor Bortau; „Néve et rochet“, ein Apothese Napoleon's von der berühmten Comtesse; „De l'origine des emblèmes“, von Charles Wolff, sehr bedeutend. Ferner „Lord Arundel et le barreau“, ein Drama eines Dramas über Johanna Grey, nebst einigen wenig erheblichen Poëmen. Das Interessanteste im ganzen Heft ist eine statistische Notiz über die Strafsanktion (maison pénitentiaire) von Roubaux.

Voyage dans l'Arabie pétrée par Léon de Laborde et Louis

Die Entdeckung der Ruinen von Palmyra hatte die Aufmerksamkeit der gebildeten Welt erregt, als man erst in im Süden dieser Stadt Trümmer entdeckte, welche nur in der Wüste, wo nicht an Größe und Pracht, doch an der samer Gestaltung übertrifft; als diesen Punkte gab man Petra an, die Hauptstadt des im Alterthume so berühmten und unbekanntem peträischen Arabiens. Diese unvollständigen Nachrichten machten die Neugierde der Gelehrten reg, welche bis dahin noch nicht befriedigt hatten. Diese wurden mehr von religiösen Motiven geleitet und gingen nicht über die Sinai hinaus. Einige drangen jedoch bis nach Akaba an die Spitze des Arabischen Meerbusens, tiefen aber den interessantesten und reichlichsten Theil des Landes nicht besuchte. Die in Duabi Mousa gelegenen Trümmer, die mit dem ehemaligen Petra erkannte, wurden zuerst von Puffen aufgefunden, der aber weder zeichnen noch Pläne anfertigen konnte. Banks brang in Begleitung einiger Engländer bis zu Petra vor, wurde aber sehr beunruhigt und gezwungen, die beschriebene Hand den Ort zu verlassen, sodas er keine Nachrichten einsammeln konnte. Hr. Strangways und sein sind bloß durchgekommen; die Hrn. Leon de Laborde und sein von glücklichern Umständen begünstigt, brachten acht Tage auf den Ruinen zu, maßen und zeichneten jedes Denkmal genau. Von Duabi Mousa aus durchwanderten sie ein Land Landes von 10 Meilen, die bis dahin noch von keinem europäischen Reisenden war besucht worden, und wo sie in immer zweier Städte nebst vielen andern, durch ihre Übereinstimmung mit den Angaben der alten Schriftsteller unmissig Punkten entdeckten. Hierauf trennten sich beide Reisende, um nach Aegypten zurückzukehren, de Laborde um die Reise durch die Gebirge der syrischen Halbinsel fortzusetzen, deren Zeichnungen, Karten und Beschreibung hier gegeben werden und für die Erklärung des alten Testaments ein großes Interesse darbieten.

Die Reise in das peträische Arabien besteht aus mehreren Theilen, welche einen schönen Folioband ausmachen, der das große Werk über Aegypten anschließt. Jede Tafel enthält 5-7 Abbildungen auf superfeinem Velinpapier, und der ganze Text und kostet 20 Francs.

Sonntag,

Nr. 40.

9. Februar 1834.

Ueber deutsches und französisches Unterrichtswesen.

Wir gehen bei dem nachfolgenden Aufsatze von der Frage der Verpflanzung des deutschen Unterrichts- und Erziehungswesens nach Frankreich aus und haben dabei vorzugsweise die Vorschläge im Auge, die Herr Cousin dem französischen Cultusministerium gemacht hat. Wir sind dabei nicht gesonnen, die Berichte dieses Mannes von dem Gesichtspunkte aus zu betrachten, von welchem derselbe seinen Gegenstand hauptsächlich erforscht, weil von dieser Seite her sein Werk schon in mehreren deutschen Blättern zur Sprache gekommen ist und von Männern besprochen ward, die auch berechtigter waren, über die äußere und innere Organisation des deutschen Schulwesens und über die Art der Verpflanzung desselben nach Frankreich, wie sie von Cousin vorgeschlagen wird, zu sprechen. Uns aber schien es, als hätte dieser Gegenstand auch von andern Seiten her, die der französische Reisende überseh, aufgefaßt zu werden verdient, und als hätte von diesen andern Seiten aus jene Frage der Transplantation vielleicht mehr Licht erhalten, sei nun von ihren Grenzen, ihrer Natur oder ihrer Staatshaftigkeit überhaupt die Rede. Einen dieser Gesichtspunkte, und einen solchen, der uns und unsern Beschäftigungen der verwandtere ist, und der zugleich der Sache ein hohes Interesse für unser Deutschland selbst abgewinnt, wählen wir uns für diesen Aufsatz und glauben, daß selbst eine noch unbedeutendere Arbeit über eine so große und theure Angelegenheit nicht ganz übersehen werden dürfte, weil unter den Belträgen zu dem allgemeinen Schatze der Beförderungsmittel der Humanität auch ein kleines Scherflein — wenn nur echter Münze — nicht verschmäht werden sollte. Vielleicht wird sich nun Mancher wundern, daß wir uns in dem Augenblicke, wo wir selbst grade diese Echtheit der Sache zur Bedingung machen, mit uns selbst wie im Widersprache, in dem Nachfolgenden eine Münze von einem, wenn nicht ganz fremden, doch wol etwas abweichenden und ungewohnten Gepräge in den bezeichneten Fond niederzulagen erbleten. Der Münze müssen sich also Diejenigen, welchen die Verwaltung jenes Schatzes gleichsam in die Hände gegeben ist, schon unterziehen, die gebotene Mühe insofern zu untersuchen, ob das Metall wenigstens rein, und welcher Art und welches Wertes es ist; wir wünschen nicht, daß man auf das vielleicht Auffallende

der Prägung hin das Geschenk unfreundlich und ungeprüft abweise, und noch dringender möchten wir fordern, daß Die, welche es analysiren werden, zum mindesten das Lautere von dem Falschen, das Echte von dem Unechten auch wirklich zu unterscheiden wissen.

Doch genug der Bilder, wir wollen zur Sache selbst kommen. In Deutschland wird sich Mancher beim Lesen der Briefe des Hrn. Cousin über die Eile und anscheinende Oberflächlichkeit gewundert haben, welche dem ehrenvoll Beauftragten für seine Reise durch Deutschland und seine Nachforschungen vorgeschrieben war. Uns im Besondern fiel es sehr auf, da uns gleichzeitig ein Schriftchen von einem andern Franzosen vorlag (Harn's, „Exposé de l'état actuel de l'instruction publique en France“. Paris 1814), welcher sich zu dieser Zeit ebenfalls mit Wärme und Eifer um das Unterrichtswesen kümmerte und zu diesem Zwecke eine ähnliche Reise durch Deutschland, Dänemark und Holland machte, wobei er versichert, denselben Weg der Beobachtung eingeschlagen zu haben, wie ein gewisser Fremder, der in gleicher Absicht in Frankreich reiste und dessen Verfahren von dem des Hrn. Cousin sehr abwich.

Ein Fremder kam nach Frankreich — erzählt Harn — vor bereits sieben Jahren, um sich eine genaue und gründliche Kenntniß von diesem Theile unserer gesellschaftlichen Einrichtungen zu verschaffen. In dieser Absicht wandte er sich an die Familienväter der untern Classen und fragte sie über die Erziehung, die sie erhalten hatten, und über die, welche man ihren Kindern gab. Er durchlief ebenso die mittlern Classen und ging zu den höhern über; er wandte sich selbst an eine große Anzahl von öffentlichen und Privatlehrern, und während eines ganzen Jahres, so lange seine Reise in die Hauptstädte des Reichs dauerte, stellte er ungefähr dieselben Fragen an alle Diejenigen, mit denen er in einige Verbindung kommen konnte, indem er überall eine genaue Notiz von ihren Antworten nahm.

Hierneben nimmt sich freilich die größere Leichtfertigkeit des ministeriellen Abgeordneten unvortheilhaft aus, die ihm auch schon öffentlich vorgeworfen worden ist. Allein wir müssen nicht vergessen, daß Hr. Cousin einer der genauesten Kenner von Deutschland ist und als solcher leichter beobachten konnte. Wir gestehen, daß, als wir seine für Deutschland so schmeichelhaften und für Frankreich, so Gott will, so fruchtbaren und erfolgreichen Berichte über unsere Schulen lasen, wir nicht anders als den richtigen Laie bewundern konnten mit dem er die ganze

Aufmerksamkeit der Behörde, welcher die große Reform des französischen Unterrichts anvertraut ist, nicht auf das Erreichbare absetzt, sondern noch mehr auf das wirklich Erreichbare, noch mehr auf das Bestehende als auf das Mögliche richtete, und wie er meisterhaft mit der Gegeneinanderfügung der ganz praktischen, realen und anwendbaren Einrichtungen und Gesetze der deutschen Schulen und des Pomphaften und Utopischen in dem in Frankreich Herkömmlichen allen Nachtheil, der aus dem Unbestimmten und Imaginären fließt, groll neben dem Vortheil stellte, den eine ganz den Nutzen und das klare Verständnis bezweckende Organisation hervorbringen muß. Es ist ein großes Verdienst, das er sich dadurch erworben hat, daß er dem alten und eingewurzelten Uebel, das in Frankreich verbreitet und weit genug gediehen war, um auch große und tüchtige Männer von dem Versuche der Abhilfe gänzlich abzuschrecken — daß er, sagen wir, diesem Uebelstande einen geordneten Zustand mit allem Einzelheiten entgegenstellte und übernahm die Einfachheit, die Natürlichkeit, die Zweckmäßigkeit, den Erfolg auf dieser Seite so klar ins Licht setzte, daß selbst ein Verzagter und Kleinmüthiger die großen Schritte zur Verbesserung wagen müßte, welche er vorschlug.

Je mehr aber zu wünschen ist, daß die bereits erfolgten oder noch zu erwartenden Veränderungen in dem französischen Unterrichtswesen zu einem frohen Ende führen möchten, um so ersprißlicher würde es gewesen sein, wenn man den großen Gegenstand immer von neuen Seiten beleuchtet und nichts unbeachtet gelassen hätte, was, sollte es auch vorerst noch in weiter Ferne liegen, doch als ein wünschenswerthes Ziel vorsteht. Man hätte auch das Innere neben dem Aeußern berücksichtigen sollen, das Allgemeine, was in Deutschland dem Besondern unterliegt und in Frankreich unterliegen muß; man sollte doch auch das Mögliche neben dem Wirklichen betrachten, das an Einem Orte Förderliche nicht schlechthin für förderlich, das Gute nicht für unverbesserlich nehmen; nicht, um unvorsichtig mit allerhand ausgedehnteren Einrichtungen, auf die eine solche vielseitigere Betrachtung vielleicht geleitet hätte, die beabsichtigte Verbesserung und Reform zu überreilen, nicht um mit zu fremdartigen Institutionen die althergebrachten und angewohnten plötzlich zu verdrängen zum Verdruß der Menschen, sondern um bei den leisen und allmähigen Veränderungen ein höchstes Ziel deutlich und unverrückt im Auge zu behalten, das die neuen Einrichtungen bedingt, durchdringt und concentriert. Denn alles Werk der Menschen, das nicht innerlich von einer Idee ausgeht, die das Materielle und Aeußerliche erst gestaltet, sondern das mechanisch aus äußern Theilen zusammengesetzt wird, von denen man dem Zufall überläßt, ob sie sich amalgamiren und zu einem gleichartigen lebendigen Ganzen verbinden werden, treibt in sich den Keim der Nichtigkeit und des plötzlichen Verderbens.

Es würde daher leicht von einem großen Werthe gewesen sein, wenn die französische Regierung, indem sie die äußere Organisation der deutschen Schulen zu erforschen suchte, zu gleicher Zeit deutsche Männer oder auch

Franzosen, die sich lange genug unter Deutschen aufhalten und das Land und seine Sitten genau genug kennen gelernt hätten, um über so schwierige Dinge zu urtheilen, angeregt hätte, in gründlichen Preisschriften — nicht um Lohn des Geldes, sondern der Ehre — zu erwirken, wozu ein immerhin dem ästhetischen Einflusse im Unterrichte und Erziehungswesen in Deutschland zu Grunde läge, welche Züge des Nationalcharakters oder welche Eigenheiten der menschlichen Natur überhaupt grade diese Form der Schule bei uns hervorbrachten, wie sich diese historisch gestaltete, was an ihrer Gestaltung nationell und unverfälscht oder auch andern Völkern angemessen sei. Eine solche Erforschung der letzten Gründe des deutschen Erziehungswesens hätte zu mehrfachen Zwecken hingearbeitet. Man würde unstreitig nicht allein auf eine viel einfachere Weise scheiden gelernt haben, was in unsern Institutionen als Ausfluß des Volkcharakters unübertragbar und mit der französischen Form unvereinbar ist; man würde auch diese deutschen Einrichtungen selbst genauer zu beurtheilen gelernt, man würde gefunden haben, daß viele feine Nuancen, die oft unbeachtet bleiben, ihre tiefere Bedeutung haben, daß viele scheinbar üble Gebräuche Nothwendigkeiten sind, die zum Theil mißbräuchlich ausgeartet sind, und daß mancherlei gepriesene Gewohnheiten in der That eher für Mißbräuche gelten müssen, als was man gemeinlich dafür gelten läßt. Man würde sich überzeugt haben, daß viele der bestehenden Ordnungen mit dem Geiste, von dem sie in ursprünglicher Gestalt ausgingen, in ihrer gegenwärtigen Form im stärksten Widerspruche stehen, und daß nicht Alles, was man in Deutschland gut preist, wirklich das Gute ist; man würde den reinen Grundlag, der in der Nation wurzelt, gefunden haben, und mit ihm die innere Anwendung, welche die Individuen davon machen. Es ist nur gar zu häufig, daß der Mensch schlechter ist in der Gewohnheit seines Lebens als in seinem Maxime; bei Völkern aber ist es immer der Fall, daß ihre ganze Richtung unter der Leitung ihres Instincts viel besser ist, als die Einsicht der Individuen weiß; daß diese oder jene unvernünftliche Gewohnheit des Ganzen viel besser ist als die Verbesserungen, welche die Träger jener Gewohnheit selbst einzuführen meinen. Die Völker laßt mehr das Gemeingefühl und der nähere Impuls des Menschenseins, das nicht irt; der verständig gereifte Einzelne macht seinen Willen und sein Wissen geltend, die nur beide so gar selten zureichen, die Natur der Welt und der Menschen recht zu erkennen, geschweige mit ihr einstimmt sie zu fördern und zu unterstützen. Wollte man also dem Aefflichen und Wahren wirklich nahe rücken, so kam es in der That darauf an, daß man die Richtung, welche die deutsche Nation in der Ordnung ihres Erziehungswesens so unveränderlich einschlug, daß keine Würde von Cultusministerien und Schulräthen, kein Traum der pädagogischen Theoretiker und Methodiker sie davon abbringen konnte, aufs gründlichste erforscht hätte; in ihr mußte man das Princip suchen, von dem die deutsche Erziehung ausgeht; aus diesem Princip sich jede einzelne Bestimmung

Richtung nach ihrer Zweckmäßigkeit oder Zweckwidrigkeit, nach ihrer Uebereinstimmung oder ihrem Widerspruch mit dem letzten Grundsatz erklären. Befolgte man diesen Weg auf der andern Seite auch in Erforschung des Wesens und der Bestrebungen der französischen Nation auf diesem Felde, dann war es unvermeidlich, daß man auf ein reiches, für Gegenwart und Zukunft lehrreiches Resultat gekommen wäre.

Ob aber damit gerade die Ausführung des großen Werkes, das man in Frankreich vorbereitet, leichter geworden wäre oder in ihrem Erfolge gesicherter als so, darüber möchten wir nicht wagen abzuurtheilen. Es scheint sich — traurig genug für unser Geschlecht — so zu treffen, daß die Einsicht und das reifere Nachdenken über unsere menschlichen Zustände immer erst dann sich in den Vätern zeigt, wenn bereits die schönsten und fruchtbarsten Kräfte des Körpers oder des Geistes, die nöthig wären, um den ausgedehnten Regeln und Verbesserungen Folge zu geben, geschwunden sind. Wir meinen, wie auch die einzelnen Menschen sich erst im gesetztem Alter über ihr Leben besinnen und sich über die verbrachte Zeit und deren Anwendung Rechenschaft geben, und wie sie dann meist mit dem Bedauern auf die geschwundene Jugend zurückblicken, daß deren reger Spannkraft die Verbindung mit der Besonnenheit ihres Alters verjagt sei, daß die eine voraussetze, ehe die andere eintritt, die letzte aber vergebens nachzuholen suche, was nur mit der Hilfe der ersten zu erreichen sei, so pflegen sich auch die Völker gewöhnlich dann erst mit Theorien zu befassen, wenn die praktische Übung schon gewissermaßen erschöpft ist. Nirgends sind die landwirthschaftlichen Anstalten, Versuche, Verbesserungen, Methoden und Schriften häufiger, als wo der Boden bereits der Productivität zu ermangeln beginnt, in der er sonst auch ohne viel künstliche Pflege dem Landmann wuchernd sein Samentorn wiedergab; wenn Aristoteles seine Poetik schreibt, wenn Plato seinen idealen Staat erschafft, wenn Machiavelli seinen Reformgedanken nachhängt, dann ist bereits die dichterische und politische Kraft aus den Nationen so geschwunden, daß nirgends mehr Heli und Hoffnung ist. Und so fürchten wir denn auch, könnten die Beobachtungen, die man über die Natur des menschlichen Wesens in Bezug auf Erziehung anstellen möchte, selbst in unserer deutschen Nation zu spät kommen, nachdem sich überall das Zeitbedürfnis ungestüm mit allerhand zerstreuten Forderungen in die Schule drängt. Doch dies kann nicht eben abschrecken. Denn fördert auch der Mensch, der in Selbstbetrachtung sein vergangenes Leben mustert, sich selbst nur wenig mehr in Bezug auf praktischen Nutzen, so geht doch, zwar nicht die ganze Masse seiner Erfahrungen und Belehrungen, aber doch ein Theil derselben auf den Sohn oder Schüler über, der ihm nahe steht, und so kann gewiß jede gesunde Wahrheitsliebe, wenn sie auch nicht im Augenblick augenscheinlichen Nutzen bringt, doch künftig einmal ihre Früchte tragen und hat übrigens in sich selbst ihren Lohn. Diese oder ähnliche Gedanken bestimmten uns, das Nachfolgende aufzuschreiben, womit wir aber keineswegs das Problem, das

wie oben gestellt wissen wollten, zu lösen, sondern nur vorläufige deutlicher auf dem Weg zu leiten meinen, der eingeschlagen werden mußte, wenn diese Aufgabe wirklich gelöst werden sollte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bartholomäus Ringwaldt und Benjamin Schmolz. Ein Beitrag zur deutschen Literaturgeschichte des 16. und 18. Jahrhunderts von Hoffmann von Fallersleben. Breslau, Henge. 1833. Gr. 8. 10 Sr.

Der Verf., der durch specielle Einzeldarstellungen einer allgemeinen deutschen Literaturgeschichte vorzuarbeiten bestrebt ist, hat sich schon durch mehrere geschätzte Beiträge den Freunden der Literatur des 16.—18. Jahrhunderts von wesentlichem Interesse erwiesen. Da er der berliner Bibliothek am nächsten steht, so sind seine bisherigen Arbeiten meist Ausbeute seines Fleißes, den er auf die Auffindung der Quellen verwandte, die sich an genannten Orte reichlich finden. In den „Schlesischen Provinzialblättern“ gab er eine Darstellung der Jugendjahre des Martin Opitz bis zu seinem 22. Jahre, in der „Monatsschrift von und für Schlesien“ (1829) finden sich außerdem viele monographische Arbeiten, „Christian Günther“ erschien besonders abgedruckt, und in der Vorrede zu vorliegendem Heft macht er mehrere Dichter des 16. Jahrhunderts namhaft, deren Darstellung bruchfertig sei. Würdte der Verf. sich bald geneigt fühlen, ganze Zeiträume der deutschen Dichteresse umfassend darzustellen. Die Manier seiner Auffassung ist eine durchaus idyllische; vor nichts sucht sich seine Darstellung mehr zu bewahren, als vor einseitig subjectiver Behandlungsweise; zu gleicher Zeit gehen seine Forschungen auf vollständiges Einbringen in die einzelnen Erscheinungen. In der Vorrede spricht er von seinem eignen Bestreben, die Betrachtungsart, in der sich die Vorgänger gefielen, möglichst zu vermeiden. „Der gegenwärtige Zustand dieser Wissenschaft“, sagt er, „konnte mich dazu nur ermuntern: ich fand, daß Mangel an Kenntnissen und Hülfsmitteln den meisten Forschern (der vielen unbedeutenden Schreiber und ihres nichtigen, in Tradition und Compilation sich ewig herumtreibenden Treibens will ich nicht erst gedenken), ja selbst entschiedenen literarhistorischen Talenten entgegenstand, etwas Genügendes zu leisten (wenigstens), und daß Andere ohne irgend vollständige Uebersicht der Hülfsmittel und Quellen und ohne tiefenbegründete oder erschöpfende Forschung des Einzelnen in liebgezwungenen subjectiver Betrachtungs- und Behandlungsweise (Kosentrang), oft mit großer Selbstgefälligkeit (Franz Horn) nur Ergebnisse hervorbrachten, die insofern, als sie auf der Individualität ihrer Forscher beruhen, einen individuellen Werth behaupten, nie aber allgemeine Gültigkeit erlangen können.“

Würdte nun der Verf., der die Mängel der Vorgänger so genau zu durchschauen glaubt, ohne deren bedeutende Vorzüge danebenzustellen, durch umfassende Darstellungen ganzer Perioden zeigen, inwieweit er Bouterweks und Fr. Horn's Arbeiten ergänzen kann, ohne doch des Erstgenannten ruhigen Geschichtsblick und des Letztern innige Wärme aufzugeben. Bisher gab der Verf. nur Bearbeitungen zu größeren Leistungen.

Bartholomäus Ringwaldt und Benjamin Schmolz waren beide evangelische Prediger, beide kirchliche Lieberdichter. Eine Zusammenstellung beider Persönlichkeiten ergibt den Unterschied des Kirchenliedes am Ende des 16. und Anfang des 18. Jahrhunderts. Ringwaldt gehört seiner Geburt nach der Mark an. In Frankfurt a. d. O. geboren, war er die längste Zeit seines Lebens hindurch Prediger zu Langfeld in der Neumark. Seine geistlichen Lieder haben nicht die vollständige Kraft der ättern Weise, die Luther's Geiste ihren Charakter verbaute; obgleich sich Vieles vom alten Grundton erhalten hat, so zieht sich die Diction doch schon in eine ordinäre Prosa hinüber, der die harten Schlagreime, die oft höchst ungenau sind und nicht selten nur affektieren, eben nicht zum poetischen Rhythmus verhei-

fr. Wichtiger ist Ringwacht als Diktator. Er schrieb als solcher: „Die lauter Wahrheit. Darinnen angezeigt, Wie sich ein Weltlicher vnd Geistlicher Kriechman in seinen beruff verhalten sol, Allen Ständen nützlich, vnd zu jetziger Zeit fast nötig zu lesen“, von 1595—1598 in zehn Auflagen erschienen. Eine Fortsetzung dieses Gedichtes, in dem er die Kaiser und Thorkneiten seiner Zeitgenossen komisch genug gekette, war seine „Christliche Warnung des Krauen Eckart. Darinnen die gelegenheit des Himmels vnd der Hellen, sampt dem zustande aller Gottseligen vnd verdampften begriffen, allen Frommen Christen zum Trost, den verstockten Sündern aber zu vorwarnung, in keine gute Reim gefasset“. Besonders klagt er im ersten Werke über „der Deutschen Gesüße“:

Ich, wenn die deutschen Knecht und Herrn
Nicht lieber so verstorben wären,
So wär kein schöner Nation
Unter des weiten Himmels Adron u. s. w.

Eine böse Magd schildert er also:

Eine böse Magd voll arger M
Derschlagen, saul und freylich ist,
Gehet schlaffen, wil gar nitigend fort,
Vnd schweigt den Frauen nicht im Wort.
Dazu zerschreit auch dieser Müß
Wilt Köchel, Kegel, Adorf und Schüssel,
Gehet nitzen und frist ganze Fett
Vnd leugnet Alles, was sie redt u. s. f.

Daß ein solcher Meiner nicht viel von der Musik hält, sieht man schon seinen Versen an, auch wenn er's nicht selbst gestände. Unter die Herren des Himmels, die er alle gar genau kennt und aufzählt, als hält er sie gestern beim Frühstück zu Schmecken bekommen, rechnet er auch die Schormußel der Engel, gegen die die irdische nur Dunst und Schatten sei:

Ja wie allhie ein Käselgeschrei
Klappt gegen eine Sompdonel,
Also klappt auch im Zammerthal
Die Musik gegen Gottes Saal.

Nicht spasshaft erscheint auch seine Manier, die Wörter zu zerren:

Der wohlgelehrt Herr Forge Woerke
(Wie man ihn nennt): macher,
Ighnd noch hohen Dingen forschet,
Iß niemand's Wörtsfischer.

Unter dem Titel: „Speculum mundi“, verfasste Ringwacht auch „ein sein Comidius“. Der Knecht eines Edelmanns, „ein tummes Bräuberlein“, singt folgendes Vieklein unter andern:

Die größte Lust auf Erden
Kühn in dieser Welt
Iß wenn man in Geherben
Sich immer wunder thut,
Vnd als ein Löbner hoch
Kurzweilet, singt und lacht,
Dazu noch seltschen Pierben
Vnd schönen Frauen tracht.

Benjamin Schmolz, seiner Geburt nach Schlesier angehörig, ist nur erster, glücklichvoller Lesehdichter; viele seiner geistlichen Gedichte sind noch heutzutage unserer Gesangbücher. Strophen wie folgende:

Liebe, die mich hat geliebet,
Oh ich noch im Leben war u. s. w.

Oder:

Ich will lieben, ich will leiden,
Jesus Liebe stüret mich u. s. w.

athmen ebenso viel Sanftigkeit als zarte Weichheit. Mitunter geht seine Frömmigkeit allerdings in frömmende Schüchternheit über, z. B.

O Himmel über Himmel,
O dieses Wollschweers!
Nun bringst kein Weltgestümmel
Zu meinen Ehren her.

Da mich mein Jesus liebet,
So ist der Schluß gemacht:
Du, Leben, sei gepreßet!
Du, Sterben, gute Nacht!

Schmolz's Kirchenlieder erschienen in zwei Sammlungen. 1794 gab er heraus seine „Heilige Flammen der himmlisch-göttlichen Geit“. Sechs oder acht Jahre darauf erschien sein „Lied zu Sabbath in der Stadt zu Zion“. Unter seinen Gelegenheitsgedichten finden sich viele Anecdota; die Anfangsbuchstaben der Verse geben immer den Namen Dessen, den das Lied feiert.

Literarische Anzeige.

Bericht über die im Laufe des Jahres 1833 bei F. V. Brockhaus in Leipzig erschienenen neue Werke und Fortsetzungen.

(Fortsetzung aus Nr. 37.)

28. Provinzialrecht aller zum preussischen Staate gehörigen Länder und Landtheile, insoweit in denselben das gemeine Landrecht Gesetzeskraft hat, verfaßt und nach dem Plane ausgearbeitet von mehren Rechtsgelehrten. Herausgegeben von Friedrich Heinrich von Streowitz. Ersten Theils erster Band, zweiten Theils erster bis dritter Band, und dritten Theils erster bis dritter Band. 1827—33 Gr. 8. 12 Bdr. 16 Gr.

Auch unter den Titeln:

Erster Theil: Provinzialrecht der Provinz Sachsen.

Erster Band: Provinzialrecht des Fürstentums Saxe-Weimar, der zu denselben gehörenden Graf- und Herrschaften Gotha, Weisenstein und Dornburg, von Leopold August Wilhelm Knabe. 1827. Gr. 8. 31 Bogen. 1 Thlr. 12 Gr.

Zweiter Theil: Provinzialrecht der Provinz Westfalen.

Erster Band: Provinzialrecht des Fürstentums Münster, welches ebenfalls zum höchsten Mündler gehörigen Besitzungen des Fürstentums, insbesondre der Grafschaft Bentheim und der Herrschaft Adolff mit Gudmen, von Clemens August Schläger. 1827. Gr. 8. 28; Bogen. 1 Thlr. 20 Gr.

Zweiter Band: Provinzialrecht der Grafschaft Tecklenburg, von der Obergrafschaft Hagen, von Clemens August Schläger. 1828. Gr. 8. 15; Bogen. 10 Gr.

Dritter Band: Provinzialrecht der ehemals kurhessischen Grafschaft Heddinghausen, von Clemens August Schläger. 1828. Gr. 8. 20 Bogen. 1 Thlr.

Drittes Theil: Provinzialrecht der Provinz Westpreußen.

Erster Band: Provinzialrecht der Districte des Freyst. Fürstentums von 1721, bearbeitet von Lemau. Erster Theil 1828. Gr. 8. 50 Bogen. 2 Thlr. 12 Gr.

Zweiter Band: Dasselbe. Zweiter Theil. 1828. Gr. 8. 55 Bogen. 2 Thlr. 12 Gr.

Dritter Band: Die Statutrechte der Stadt Danzig, bearbeitet von Lemau. 1828. Gr. 8. 60 Bogen. 2 Thlr. 12 Gr.

Zu diesem Werke gehören ferner, obwohl unter besondern Titeln erschienen:

Die Fürstenthümer Paderborn und Gorden in Westfalen, nach ihrer geschichtlichen Entwicklung und Verfassung aus dem Jahre herabgeführt von Paul Sigaud. Drei Bände. 1822. Gr. 8. 77 Bogen. 4 Thlr. 12 Gr.

Das vom ersten Bedruckt, nach seinen Abweichungen von dem Originalen des rathlichen Altgermanen Landrechts bearbeitet von Lemau. 1822. Gr. 8. 23 Bogen. 1 Thlr. 12 Gr.

29. Raumer (Friedrich von), Geschichte Europas im letzten Ende des fünfzehnten Jahrhunderts. In sechs Bänden. Der erste bis dritter Band, Mit königl. kaiserlichen Hof- und Universitäts-Buchdruckerei. 1832—34. Gr. 8. Subscriptionspreis per Bogen 10 Schillingen. Auf extrafeinem Papier 9 Thlr. 13 Gr.; auf extrafeinem Papier 19 Thlr. 12 Gr.

Erster Band. 17; Bogen. 1832. Auf Druckpapier 3 Thlr. 4 Gr. auf Velinpapier 6 Thlr. 8 Gr.

Zweiter Band. 22; Bogen. 1833. Auf Druckpapier 3 Thlr. 4 Gr. auf Velinpapier 6 Thlr. 8 Gr.

Dritter Band. 21; Bogen. 1834. Auf Druckpapier 3 Thlr. 4 Gr. auf Velinpapier 6 Thlr. 8 Gr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber deutsches und französisches Unterrichtswesen.

(Fortsetzung aus Nr. 40.)

Wenn man nur einen ganz im Allgemeinen vergleichenden Blick auf den Gang des Erziehungswesens in Frankreich und Deutschland wirft, so springt die außerordentliche Abweichung desselben in beiden Ländern sehr deutlich in die Augen, und dunkel fühlt man gleich, welsch eine große Kluft den Grundcharakter der zwei Nationen auch hier trennt. Schon in der ältesten Zeit, wo beide Völker politisch und moralisch noch weniger geschieden waren, zeigen sich doch schon in äußern und innern Verhältnissen Ursachen genug, auf die man die spätere Verschiedenheit der beiderseitigen Bildung zurückführen kann. In Frankreich war überall römische Cultur einheimisch geworden; die alten Kaiser Schulen gingen zwar unter der Völkerwanderung verloren, allein an vielen Orten, wo deren Existenz hatten, traten später christlich-geistliche Schulen hervor, und bei Errichtung von Universitäten nahm man in den romanischen Ländern, wie ausdrückliche Beispiele beweisen, auf jene alten Sitze Rücksicht, wenn auch die letzte Spur der frühern Anstalten erloschen war. Solcher Schulen nun gab es in Frankreich eine große Menge, in Deutschland nur wenige an den Grenzen. Hier ward auch ihre Fäden, wie in England, ganz unterbrochen; in Gallien aber gab es rhetorische und Rechtschulen in Clermont, in Bec und in Toul in so frühen Jahrhunderten, daß man fast auf eine ununterbrochene Fortdauer aus der römischen Zeit her schließen möchte. Dadurch, daß das Schulwesen überall in die Hände der Selbstlichkeit kam, ward zwar im Anfang des Mittelalters das Erziehungs- und Unterrichtswesen fast in ganz Europa gemeinsam, gleich eng und beschränkt, und früh kam die Entfremdung der Kinder von dem älterlichen Herde auf, der in ursprünglichen Zeiten der einzige und natürlichste Erziehungsort der Jugend ist. Allein in Deutschland war durch das lange Beharren der Sachsen in ihren frühern Gewohnheiten, durch das Zurückbleiben der Nation überhaupt und ihre Entfernung von römischer Civilisation im Volksgefang eine Art von nationaler Erziehung erhalten, die in Frankreich fast ganz gefehlt zu haben scheint; durch das langsame und allmähliche Uebergehen der Völker in die neue Lehre des Christenthums ward dieser verfrühte Austritt aus dem volkstümlichen und patriarchalischen Bande zwischen Kel-

tern und Kindern lange vermieden; die Verspätung der deutschen Cultur im Allgemeinen brachte den Vortheil, daß die Hauszucht und Hauslehre, wie sie nun immer gewesen sein mag, sich so fest einpflanzte, daß die deutsche Erziehung sich niemals aus dem Einfluß des Hauses und der Familie entfernte, und daß auf diese Weise das häusliche Leben nicht so bald hier wie in Frankreich untergeben werden konnte, welches überall die Grundlage jeder liberalen Erziehung sein muß und überall war, wo die Völker sich freier entwickelten; bei den Juden, wo Hausandacht und Gottesverehrung alle Erziehung in sich faßte; in Athen, wo sie der Hausvater leitete und die Familien; in Florenz, wo Verwandte höchstens und die Kunstgenossen instruirten. Die Menschen bedurften langehin nichts weiter, als was ihnen eben der Vater geben konnte; alles Andere mußten sie in Klöstern suchen, und je häufiger dies in Frankreich bei der häufiger gebotenen Gelegenheit geschah, desto mehr trug dies zu der frühen Verschiedenheit der Bildung beider Völker bei. Dazu kam die Staats- und Regierungsform in beiden Ländern, die in Frankreich sich schnell ebenso fest und straff gestaltete, wie in Deutschland locker und lose, was auf das Schulwesen dort ebenso übel als hier gut einwirkte. Es war ferner von einem großen Einfluß, daß die Universität in Paris, die eine so ungemaine Bedeutung im Mittelalter gewann, nicht wie die italienischen und deutschen hauptsächlich den Charakter einer Rechtschule trug, sondern mehr einer theologischen Anstalt; die Freiheit der Lehrenden und Lernenden litt dabei unter dem Einschreiten der geistlichen Oberbehörde, welche sich abwechselnd mit den Königen in die Angelegenheiten der Universität mischte, sie ordnete und ihre Privilegien bestimmte. Diese Universität nahm sich übrigens das Regiment der französischen Könige und ihre Herrschaft und Willkür zum Vorbild, und wie in der politischen Geschichte die Neigung zur absoluten Gewalt in den Fürsten vortritt, so in der des Schulwesens das usurpatorische Streben bald der geistlichen, bald der weltlichen Corporationen der Universität. Von dieser und andern höhern Lehranstalten aus, die nur für Jünglinge bestimmt waren, verbreiteten sich nachher auch Schulen für Kinder in das übrige Volk, wie, um Ein Beispiel statt vieler zu geben, aus den Decreten des Lateranconcils von 1179 hervorgeht. Dies, sowie das

Emporkommen der Collegien, welche bald alle Erziehung an sich rissen, hatte die freiste Gestaltung des öffentlichen Unterrichts zur Folge, die Frankreich, im Verhältnis zu den Zeiten geredet, vielleicht je hatte; man dehnte die Erziehung in den Collegien auf Knaben und Jünglinge aus, auf moralische und intellectuelle Bildung, man riß sie von der Universität los und errichtete solche Anstalten in vielen Städten; die Mannichfaltigkeit der Tendenzen und der eingeschlagenen Wege, die Rivalität zwischen den Mönchsorden und den weltlichen Collegien der Privaten aber Gemeinden, die strengere Disciplin, die größere Unabhängigkeit von den Königen, Alles trug zur Vervollkommnung bei. Allein es folgte aus dieser Freiheit ein doppeltes und großer Nachtheil. Dadurch, daß der Unterricht auf der einen Seite die Sache von Privatunternehmern solcher Collegien geworden war, verlor der Staat allmählig alle Autorität und allen Einfluß auf denselben; kein nationales Bedürfnis und kein allgemeines Ziel ward ins Auge gefaßt, Zügellosigkeit, Sittenverderbnis und Unwissenheit nahm überhand, und Verachtung folgte. Auf der andern Seite aber fehlten jene allgemeineren Zwecke und jene Abhängigkeit vom Staate auch in den Collegien der geistlichen Corporationen. Die Dominicaner zuerst brachten ihr Ansehen zu einer ungewöhnlichen Höhe; später geriethen die Anstalten in die Hände der Jesuiten, die sich schlau dem herrschenden Drang nach Wissen zu accomodiren wußten; sie gründeten zahllose neue Collegien und bewirkten, daß factisch die religiösen Orden den ganzen Unterricht in Besitz nahmen, daß derselbe in keinerlei Uebereinstimmung mit den Institutionen des Staates, sondern nur mit denen der Congregationen war, daß der Staat fortwährend alles Einflusses beraubt blieb, wie z. B. nach dem unvollkommenen Reformversuch Heinrich IV. im Jahr 1598 („Recueil des lois et réglemens concernant l'instruction publique depuis 1596, jusqu'à ce jour.“ Thl. I) während eines ganzen Jahrhunderts von Regierungswegen nichts geschah und nur dem Gebrauch überlassen wurde, was er etwa Neues einführen möchte (Mollin, „Traité des études“). Man kann das Gute, was die Jesuiten eben durch ihren Unterricht hervorgebracht und durch die Gelehrten, welche sie bildeten, anerkennen, muß aber darum doch der Herrschaft dieser Congregation den völligen Ruin der französischen Nationalbildung hauptsächlich zuschreiben. Es ist nicht genug überdacht worden und ist auch nicht leicht zu überdenken, welche einen ungeheuern Schaden es brachte, daß einmal durch die Uebung einer formellen und leeren Andacht in ihren Schulen alle großen Begriffe von Religion zu Gruende gingen, und dann durch die Uebung eines barbarischen Lateins und des mechanischen Theils der Sprachen aller Sinn für die echte Classicität. Dies hatte die unausbleibliche Folge, daß alle Häuslichkeit, Einfachheit, Frömmigkeit und schlichte Sitten hinschwand — ein nie wieder zu ersetzender Verlust! — und daß hier die Perrant und Locke gehbet wurden, welche die classischen Studien verhöhnzten und verwarfen. So fanden alsdann die phantastischsten Methodiker und pädagogischen Grillenfänger breite Bahn, ihre Systeme feitzutragen, die nur auf der

Verborbenheit des häuslichen Lebens und auf dem Mangel aller wahren, am Quell griechischer Einfachheit und Natur geschöpften, menschlichen Bildung erwachsen konnten, und die doch durch Geist so vorstachen, aber auch durch Wunderlichkeit so abschreckten, daß man nachher fast alle Stimmen über das Unterrichtswesen zu überhören und unbeachtet zu lassen gewohnt ward; und als endlich in der Revolution und Restauration (wovon gleich hernach mehr) die Regierungsbehörden wieder einschritten, geschah dies theils so unbedolten und schmarotz, theils so unerschließlich und engherzig, und war zugleich von einer solchen Hüt zwar nicht mehr so sonderbarer, aber meist so schlechter und windiger Schriften Befugter und Unbefugter beglückt, daß der alten Verachtung, ja fast der Verwerfung an der ganzen Erziehungssache neuer Grund gegeben ward. Harn, in dem angeführten Schriftchen, sagt S. 4:

Quand j'ai voulu connaitre l'histoire de cette partie de nos institutions sociales, qui a pour objet l'instruction de la jeunesse, et que je me suis livré à une étude approfondie de la marche qu'elle avait tenue, depuis son origine jusqu'aux temps où nous sommes, combien de fois n'ai-je pas été surpris de voir une nation si éclairée se tenir si longtemps dans une fausse route. Mais lorsque j'en suis venu à la lecture de tant de bons ouvrages publiés sur cet objet depuis le commencement du siècle précédent, avec quels pénibles regrets n'ai-je pas reconnu, combien les temps et l'habitude ajoutent de forces à l'erreur, et rendent tout amendement difficile. Je ne crois pas qu'il y ait une partie de nos institutions dont on ait mieux fait sentir les vices et pour laquelle on ait proposé des moyens plus raisonnables d'amélioration, et pourtant elle demeurait toujours la même; que dis-je, elle empirait encore, et on laissait faire.

Allein wir haben den vortheilhaften Begriff von jenen „guten Werken“, von jenen vorgeschlagenen, „verständigen Mitteln“ nicht; wir erkennen in solchen Schriften, wie die bekannte von L. Réne de Caraduc de la Chalotais („Essay sur l'éducation nationale“), die leicht eine der besten ist, nur den guten Willen als das Beachtenswerthe an, und wir zweifeln, ob das nicht selbst in den neuern Schriftstellern, in Harn, in Guizot, in unserm Cousin selbst das Beachtenswerthe geblieben ist. Der Letztere täuscht sich offenbar am wenigsten über seine Nation; wie sehr aber leuchtet jene den Franzosen so schädliche und so oft vorgeworfene Nationalität aus den angeführten Worten des Harn, und wenn die Leser nachsehen wollen, wie er sich an eben jenem Orte die Ursachen von der Vernachlässigung der Schriften über Erziehung deutlich zu machen sucht, so werden sie finden, daß er sich dort wieder durch dieselbe Eingenommenheit zu einem Schlusse verleiten läßt, welcher der Wahrheit ungerade direct entgegen ist.

Die Geschichte vielleicht eines Landes hängt so sehr mit der Regentengeschichte zusammen wie die von Frankreich; in ähnlicher Weise bietet eine ausführliche Geschichte der passiven Unvorsichtigkeit, wie die von Duboussai (Duboussai, „Hist. univ. Paris.“), überall Gelegenheit, die Geschichte des ganzen französischen Schul- und Unterrichtswesens anzuknüpfen. Der Unterricht war und blieb in den Händen

von Corporationen, welche zugleich meist die Handerziehung erfekten, und die mit der Universität bald in feindlicher, bald in freundlicher, in näherer oder entfernterer Beziehung standen. Diese Körperschaften unter sich gehen über von weltlichen zu geistlichen, von geistlichen wieder zu weltlichen, nach jeftelliger Entfernung in einem einzigen großen Sphäre. Erst die Universität von Paris mit ihrem großen Privilegien unter Philipp August, deren Körper wesentlich weltlich war; seit 1229, wo aus besondern Umständen die Vorlesungen an der Universität ausgesetzt waren, ergriffen die Dominicaner die Gelegenheit, sich emporzubringen, was ihnen auch nach einem langen Kampf von 1243—57 gelang, wo sie das Recht erhielten, Lehrer in ihren eignen Klöstern anzustellen, welche als Mitglieder der Universität gelten und deren Decrete denen der Universität gleich gehalten werden sollten. Dazu die Sorbonne mit ihrem großen Einfluß auf Universität, Volk und Regierung; dann die Jesuiten mit ihrem eminenten Ansehen; nach denen man sich noch in der Mitte des 18. Jahrhunderts zurücksehnte, wie später zwischen 1762—89 nach den Benedictinern; endlich die allmächtige Universität von Frankreich, die Schöpfung Bonaparte's. Ueberall tritt hier wie in der gesammten innern und äußern Geschichte von Frankreich der Eine Zug hervor, nach welchem man hier alle Volksangelegenheiten von Oben herab durch Willkür von Einzelnen oder von Körperschaften zu leiten strebte.

Vergleicht man nun dies Concentrationswesen mit dem Zustand des deutschen Unterrichts und der Schule, die völlig auf Freiheit und Unabhängigkeit von Universitäten und Akademien beruht, so wird man leicht einsehen, wie die Formen unsers Schulwesens gar zu eng mit der Natur des Volks zusammenhängen, und daß die Frage von der Verpflanzung desselben immer schwieriger wird, je tiefer man in die Sache eindringt. Frankreich hat Schulen, Universitäten, Akademien, Lehrstühle der Sprachen und Alles von seinen Königen und Geistlichen erhalten, in Deutschland schuf sich das Volk Alles und riß Alles an sich, und man kann in den äußerlichsten Dingen zeigen, wie Das, was in Frankreich immer eine Erscheinung oder ein Werkzeug in den obern Sphären blieb, in Deutschland seinen Hauptflor in den untern hatte, wie z. B. die Landsmannschaften bei uns fast überall nur in den Corps der Studirenden dauerten, und die Cassation eine Waffe in der Hand der Schüler ward. Nie vergiftete die Pest mönchischer Erziehungsanstalten Deutschland in dem Maße, und man hat nie einer Congregation, die an den Staat nicht gefesselt war, die sich und ihre Institutionen über das Vaterland und die Geseze stellte, und die ein fremdes Haupt anerkannte, den Unterricht preisgegeben. Deutschland ward durch die republikanischen Regungen in der Schweiz, den Städten und in Holland zu dem eigentlichen Bürgervolk der neuen Zeiten; das Treiben der Handwerker und Gewerbetheile in Deutschland, das sich so frei, so strebend, so poetisch gesezte, vermittelte nachher den wohlthätigen Eingang der Reformation, durch welche Aufklärung, gesunder Verstand und Geistesfreiheit, Liebe und

Ernst erst recht zum bleibenden Eigenthum der Nation ward, bis in den Bürger- und Bauernstand herunter. Schon vor der Reformation rangen sich die Niederländer von dem geistlichen Zwang zu freieren Schulanstalten los, welche von Deventer aus eigentlich auf Deutschland übergingen. Es traten jene merkwürdigen Männer vor und in der Reformation auf, die das Geschlecht von dem alten Dunkel erlösten. Unser besseres und uns eigenthümliches Schulwesen begann erst von da, wo die Antipapisten den alten Unfug zerstörten, als die Bibel Volksbuch ward, als Luther seine Katechismen schrieb, als Melancthon neue Schulbücher schrieb und Humanisten bildete, als Johannes Sturm seine Schulen errichtete und den Unterricht umschuf, als Trogendorf die alten Gegenstände der Rhetorik, Ethik, Dialektik und Philosophie aus der Schule verbannte. Wir fürchten, nur mit großer Vorsicht und nur mit genauer Kenntniß und Erwägung der Neigungen der französischen Nation möchten auch nur einzelne Theile einer Organisation, die ganz und in allen ihren Theilen auf dem Protestantismus ruht und auch nur in den protestantischen Ländern Deutschlands mit Erfolg besteht, die ganz sich gründet auf das fromm verständige Wesen des deutschen Mittelstandes, in ein Land zu übertragen sein, das zwar an den ersten Regungen jenes Geistes einigen Antheil nahm, aber von Aquaviva und der pädagogischen Thätigkeit seiner Genossen in eine ganz entgegengesetzte Richtung zurückgeworfen ward; in ein Land, wo das scholastische Treiben und die Mathematik Mittelpunkte der Pädagogik wurden, was alles Gemüth und alle menschliche Empfindung um so mehr beengen mußte, als slavisches Bewachsein, mönchischer Zwang und Mangel an aller echten Aufklärung hinzutrat. Es war daher natürlich, daß, während in Deutschland der edle Spener mit seinen Verbesserungen im Religionsunterricht auf guten Boden traf, während Hermann Franke's und Aehnlicher Wirken voll Erfolg blühte, die ähnliche Erscheinung eines Fénelon in Frankreich wie ein Spott ausah; stand es auch damals herzlich schlecht mit unsern Schulen, so stand es doch um die Erziehung des Herzens gut, die hausväterliche Zucht war groß, die Hausandacht war noch nicht verbannt und hatte noch Sinn und Bedeutung. Es war natürlich, daß in Deutschland die Basadow und die frühern und spätern Theoretiker meteorisch vorübergingen und hinschwanden, mehr verachtet als beachtet, während sie in Frankreich, ausgearteter in ihren Hirngespinnsten, größeres Aufsehen machten. Es war natürlich, daß endlich unter der letzten glänzenden Epoche unserer Literatur, unter dem herrlichen Aufschwung der Geister, unter der Einführung griechischer Cultur in lebendiger Gestaltung, sich in Deutschland das Schulwesen völlig auf seine Höhe hob, still, gleichförmig, von unten gepflegt; während in Frankreich die lautesten und ungeheuersten Anstrengungen der Schreiber und der Regierungen immer zu keinem Ziele führten und nur die üble Lage der Sache heller ins Licht setzten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Schritten oder die Wendeböcher, wie sie sind. Aus den Papieren eines Lustjählers. Herausgegeben von J. Morf. Mit einer lithographierten Beilage. Leipzig, Triest. Mit der Jahrgang 1934. S. 1. 2. 3. 4. 5. 6.

Es hat Herr Morf im Jahre 1934 noch schreiben und leben und so die Herausgeberin Triest seine Schriften noch herausgegeben wird, ist uns zwar wenig unverständlich, indes ist so viel gewiss, daß die Klischees seiner Schriften zu beklagen sind. Aber etwas in der vorangehenden genügt wäre — und der Titel macht schon genügt —, eine Zeitschrift, eine langweilige Zeitschrift, oder etwas, das an Kinn's periale Fahrt in das Unterland (unter, zu demachen, der wäre wohl daratzen. Diese Schrift ist wahrlich eine von denen, die uns unbegreiflich sind. Der Verf. verfährt in der nach seiner Manier angehängten Sachverhandlung, die uns aus der Seele geschrieben ist, wie richtige Sachkenntnis und einige Anläge zur Kritik — und dennoch streift er da so gar nichts Bedeutendes, lang verlagert, ungenießbares und nichtiges Buch. Es ist nicht anders, als hätte er alle diese Fabeln vom Monde und seinen Bewohnern für bare Münze; denn eine Tendenz zur Selbstverherrlichung oder zur Verherrlichung Anderer zeigt sich in dieser Schrift durchaus nicht. Nirgend wird ein Lächeln erregt, nirgend ein Verweis zu lebhafter Ironie gemacht, wie sie der Leser erwarten möchte, nirgend ein Ziel gestrebt, erreicht oder getroffen. Aus der Selbstverherrlichung erst entnehmen wir, daß das Ganze eine Satire gegen die Aggregationslehre und der sich widersprechenden Hypothesen der Astronomen und Naturforscher sein soll; aber, wie der Verfasser selbst gesteht, diese Anspielungen sind matt, unklar, ohne Interesse, und was von ihnen übrigbleibt, ist ein trockenes, langweiliges Gerede. Die Satire war niemals die starke Seite der Deutschen; wollten wir aber dieses Buch zu den Satiren rechnen, so müßten wir den Deutschen allen und jeden Sinn für diese Gattung abbrechen. Unkenntnis des Gegenstandes, deren der Verf. sich zwar sehr selbst rühmt, wollen wir ihm nicht Schuld geben — er mag immerhin ein guter Geograph sein —, was aber sehen wir ihn der Geschmackslosigkeit und der literarischen Unmacht. Wer ein Buch schreibt, das weder etwas will, noch etwas erlangt, das weder im Gebiet der Wahrheit, noch in dem der Dichtung einen Platz hat, das weder Dastarates noch Lauschaenswürdiges sein darf, ist zu allem eher tauglich als zum Schreiben. Der Verfasser schildert den Mond und seine Bewohner so, wie sie ganz richtig sein könnten. Beschreibung, Entstehung, Alter, Religion sind etwa im Bernhard de St. Pierre'schen Geist, euklidisch dargestellt, jedoch ohne alle Rücksicht auf richtige Darstellung, ebenso fern von Satire wie von genialer und poetischer Gestaltung. Ihre Religion und ihr religiöses Mysterium ist das christliche Pantokratorium, und so dem ist des Verf. Phantasie, daß er in diesem Mysterium den deutschen Geist durchaus parodiert, dies, daß er von einer Feuerprobe erzählt soll von einer Wasserbad und von neun Gebeten statt von zehn. Etwas Mystisches ist nicht wohl zu erkennen. Ebenfalls verfährt es sich mit der Staatsverfassung, den übrigen uralten Verfassungen u. s. w., die, wenn auch etwas St. Simonisch, doch alle von der Art sind, daß sie in irgend einem verhörgenen Grad der Gerechtigkeit auf so ansehnlich werden können. Mit diesem Buch verhalten, dessen Grundpfeiler das Triviale zu sein scheint, ist doch's „Jeu“ ein genaues Werk. Ein einziges Mal begegnet es dem Verf., eine wirklich poetische Idee zu entwickeln; dies geschieht S. 195, wo er die Entstehung des Menschen nach wissenschaftlichem Mathus erzählt. Das Werk als eine halbgegriffene Frucht von dem gottgesungenen Baum des Lebens anzusehen, kann immerhin als ein guter literarischer Versuch gelten.

Der Verfasser charakterisiert sich selbst als einen Schönen, der sich in seiner Mutter Sprache mit den Wendeböchern zu

verwandigen vermag; auch dieser Satz ist gut sowohl in Bezug auf die Sprache als auf die Meinung eines geübten Lesers. man und Geographen, der Wohnen seiner Heimatstadt, wenn für einen Monat vom Monde hat. Hiermit haben wir eine ungefähre Idee angeeignet, was das Buch an guten Gedanken enthält. Man darf sich nicht bis fünf abhien können, um in alle zu übersehen. Das aber vollends die Buchnummer und das Gerede über das Semit, die Alphabet bedeuten sollen, deren Erklärung in so flüchtigem Tone vorgetragen wird, daß es hätte es sich etwa um eine neuantike Kunstschicht, ist und was gleich Bösem mit uns unerkennlich. Man erinnert kaum nur, daß der Verf. eben etwas zu schreiben gewünscht hat, um daß ihm Gedank und Gegenstand gefehlt haben.

Der Leser merkt, daß wir den Verf. nicht begreifen. Er wirft mir lateinischen, italienischen, englischen, zu erwähnen. Ich ten um sich, er ist also ein Mann von Bildung; kann das nicht. Alle diese Citate nicht verstehen sollte, kann man doch nicht annehmen. Wie aber mag ein gebildeter Mann sich in so leichtem, ohne Verstand, in so Armacher Verhältnisse gefallen, wie das ist? B. berichtet, oder in einer so mühelosen und doch nicht bedeutenden, gelarten und doch wirren und geschwätzigen Weise, wie die vorerwähnte ist. Seit und Tisch verhalten? Er sagt hüpsch, daß er viele Feinde und Gegner habe. „Ed. von“ Warum beschämt es sie nicht durch irgend eine tüchtige, geistig erscheinende Arbeit? Warum gibt er ihnen beständig Vorlesungen über solchen von den Meinen verunglückten Arbeiter, mit denen es gegen ihr Reich anfehmt?

Literarische Notizen.

Einen reichhaltigen Beitrag zur Ost- und Mittelasiatik liefert „Voyage aux Indes orientales par le nord de l'Asie“ von Charles Belanger, wozu jetzt zwei Lieferungen erschienen sind. Belanger wurde von der französischen Regierung ausgesandt, um einen großen botanischen Garten in Peking zu gründen als Nebenlage des russischen Pflanzenreichs. Er erwarb jedoch die erhaltene Aufgabe und wollte überall seine Forschungen in den Ländern machen, die er durchwanderte. So erkundete eine der interessantesten Reisen, die je ein Europäer unternahm. Belanger durchkreuzte Persien in einer Strecke von mehr als 300 Meilen, besuchte die Küste von Aserbaidschan, Turan, die westlichen Ghats bis zu ihrem höchsten Gipfel, den Himalaya, die Hohen Ghats, Bergagen, Grundmoränen, die die hindischen Inseln. Er brachte kein botanisches Material in Paris mehr neue Pflanzenarten mit. Zugleich unternahm er Aufstiege, was für Geographen und Literaten wichtig war, und veröffentlichte Manuskripte in der Siamesischen und in der Siamesischen Schreibung der Deutschen, des Russen, der Indier, Sinesen, Araber, Perser. Das Ganze ist kein Exemplar zu Lande sondern im Jahre 1870 gedrungen als Belanger. In der 2. Lieferung geht die Reise bis zum Kaukasus.

Von Meffert's „Oeuvres complètes“ steht jetzt die 2. Supplementenreihe fertig in Paris auch eine Ausgabe in 80 Bänden in 18. mit 5.5 Kupfern.

Capitain Buisson, ein Dichter der ostindischen Gegend, hat der geographischen Gesellschaft zu London einen Bericht über seine Reise vorgelegt. Er besuchte Regionen des inneren Indiens, die noch wenig bekannt sind. Nachdem er eine Karavane von der Gasse des Indus aufgenommen und verschiedene Völker durchwanderte, die im Indus flusses wohnen, reiste er durch Punjab nach Kasul und kam zu der abgelegenen Stadt Wamwieren. Hierüber berichtet er höchst interessant. Darauf reiste er zum Balkas, wo er mehrere Wochen blieb; von der nach dem russischen Meer und durch Persien nach Indien reiste. Er folgte auf seiner Reise meist dem Wege, den Alexander der Große auf seinem Zuge nach Indien nahm.

Ueber deutsches und französisches Unterrichtswesen.

(Fortsetzung aus Nr. 41.)

Wir können nämlich unter der Führung der Revolution ähnliche Erscheinungen beobachten in Hinsicht auf das Unterrichtswesen wie im Politischen. Man griff mit einer unbändigen Leidenschaft die alten Institute an, entwarf Riesentpläne, ungeheuer frei und schrankenlos, was die äußere Organisation betrifft, und ungemein eng, wo es auf das Wesentliche ankam. Man hatte sich im 18. Jahrhundert erst die Jesuiten zurückgewünscht, seit 1762 fing man an sie zu verachten und suchte die Doctrinaires wieder; nach 1790 lehnte man sich gegen alle diese feststehenden und unbeweglichen Körperschaften auf und verlangte volle Freiheit des Unterrichts. Die *assemblée constituante* erließ am 3. und 14. September 1791 das Gesetz, das einen großen und gemeinsamen Nationalunterricht schaffen sollte. Dies blieben natürlich nur Worte und Projecte. „In der Revolution“, sagt Guizot (*Essai sur l'histoire et l'état actuel de l'instruction publique en France*, Paris 1816), „sahen es, als ob die Menschen den wahren Typus des Universums aufgefunden hätten und darnach die wirkliche Welt ordnen wollten, welche bis dahin das Werk einer blinden Gewalt gewesen sei, und jetzt durch Vernunft geregelt werden sollte. Heiliges und Weltliches griff man gleich zerstörend an. Die moralische Bildung kümmerte diese großartigen Planmacher nicht; nur die Verbreitung aller Art von Wissenschaft unter allen Ständen und Ältern setzte man in eine Verbindung mit der Verbreitung des Freiheitsflusses, denn die Forderung nach Erweiterung solider Kenntnisse hatte sich schon früher in ganz Europa in der allgemeinen geistigen Revolution geltend gemacht; das Interesse der Gesellschaft und der Individuen kam wenig in Frage, es ging Alles auf das Phantom der Wissenschaft hinaus, die verherrlicht werden sollte. Vorschläge und Berichte in diesem Geiste wurden den constitutionellen und gesetzgebenden Versammlungen vorgelegt; sie blieben ohne Ausführung.“ Hier schon fragt Guizot, was man auch jetzt freilich wieder fragen möchte: woher so viele Lehrer für einen solchen Unterricht? woher unter den Schülern die Vorbereitung, solchen Unterricht zu empfangen? Die Menschen fehlten, die man nicht durch Decrete schaffen konnte. Ein Jahrhundert wider nichtig gewesen voll Ruhe, um diese

Systeme durchzuführen; denn überall ist der Unterricht nicht das Werk der Gesetze, der Decrete, des Einzelwillens gewesen, sondern das langsame Werk der Zeiten und Völker. Mit diesem chimärischen Entwurf einer gemeinsamen, unentgeltlichen Nationalerziehung für Jung und Alt ahmte man also auch hier, wie sonst, das Alterthum treu gehend nach, und ohne sich Rechenschaft von dem Verlehrten zu geben, das darin läge, sowie man jedem Augenblick Anordnungen traf, die von gänzlicher Verkenennung aller menschlichen Natur zeugen, wie z. B. als man die strenge Schuldisciplin, ohne die nie eine Schule bestehen kann, in jenen Zeiten verbannte; als in einem Rapport über das Unterrichtswesen an die gesetzgebende Versammlung geküßert war, es müsse sogar der Gehorsam des Soldaten gegen die Vorschriften seiner Disciplin in nichts verschieden sein von dem des Bürgers gegen das Gesetz, und die Vernunft und Vaterlandsliebe müßten ihm eher Befehle erteilen als die Gewalt und die Furcht vor der Strafe. Von dieser Zeit an fehlt in Frankreichs Schulen die nöthige Subordination. 1793 decretirte der *Convent* den Verkauf aller Güter der Collegien und unterdrückte endlich diese Anstalten selbst sowie die Facultäten, und gab den Unterricht völlig frei. Von da an stritt man sich, besonders in der Restauration, in einer Unzahl von Schriften für diese völlige Unabhängigkeit, oder für den Einfluß der Staatsgewalt auf den Unterricht. 1795 errichtete man die *Centralschulen*, weil unter der Vernichtung der Collegien die Zügellosigkeit gar zu fühlbar ward. In jeder Hauptstadt der Departements sollte eine große Schule errichtet werden. Man setzte aber Professoren dahin, welche die höchsten Zweige der Wissenschaften lehrten, für die es ganz an Vorbereitungsschulen fehlte; diese Lehrer mußten sich also zu einem Elementarunterricht herablassen, mit dem weder die innere Ordnung dieser Schulen, noch die Natur ihrer Unterrichtsgegenstände zusammentraf. So blieben auch diese Schulen Versuche. Es wurden Decrete zu Primarschulen erlassen, allein gleichfalls ohne Erfolg. Nur der Specialunterricht blieb unangefastet, und es zeigt sich der *Sarkas* der französischen Nation darin, daß, während der Verfall aller niederen Schulen beharrlich fortbauerte, die verschiedenen medicinischen, ökonomischen, polytechnischen Anstalten, die physikalischen und exacten Wissenschaften gediehen. Diese Rich-

tung ist in Frankreich durchaus entschieden. Die Nation knüpft Alles und bezieht Alles auf das praktische Leben, der Staat selbst begünstigte die Einmischung von allerhand wunderlichen und heterogenen Begriffen, und so jagt man dort auf der einen Seite imaginären und geträumten Phantomen nach und schließt sich auf der andern zu eng der gemeinen Praxis an. Was mag sich doch der Gesetzgeber dabei gedacht haben, der noch 1821 in einer Erdonnanz vom 27. Febr. sagen konnte: „Les bases de l'éducation des colléges sont la religion, la monarchie, la légitimité et la charte“!! Das Decret vom 21. Oct. 1793 schreibt vor, in den ersten Schulen des Elementarunterrichts sollen die Kinder ihre erste physische, moralische und intellectuelle Erziehung erhalten; sie sollen sprechen, lesen, schreiben und etwas französische Geographie lernen; dann „on leur donne les premières notions des objets naturels, qui les environnent, et de l'action naturelle des éléments. Ils s'exercent à l'usage des nombres, du compas, du niveau, des poids et mesures, du levier, de la poulie et de la mesure du temps.“ Etwas allgemeiner lautet das Decret vom 18. Nov. 1794; nach einem andern vom 15. Nov. 1811 soll der Elementarunterricht wieder gar nicht über Lesen, Schreiben und Rechnen hinausgehen. Ein Seitenstück zu dem Decrete von 1821 gibt ein anderes vom 29. frimaire an 2 (19. Dec. 1793) ab: „La convention nationale charge son comité d'instruction de lui présenter les livres élémentaires des connaissances absolument nécessaires pour former les citoyens, et déclare que les premiers de ces livres sont les droits de l'homme, la constitution, le tableau des actions héroïques ou vertueuses.“ So schreibt das Gesetz über die Organisation des öffentlichen Unterrichts vom 3. brumaire an 4 (25. Oct. 1795) aus dem Nationalconvent vor: die Primarschulen sollen lesen, schreiben, rechnen und die Elemente der republikanischen Moral lehren („Recueil des lois etc.“ Thl. I, S. 45). Die Gegenstände der Centralschulen von 1795 sind für die Knaben von 12 Jahren Zeichnen, Naturgeschichte, alte und neue Sprachen; für die von 14 Jahren Mathematik, Naturphilosophie, praktische Chemie; für die von 16 Jahren allgemeine Grammatik, schöne Künste, Geschichte und Geseßgebung. Ganz der Richtung auf die exacten Wissenschaften folgte auch Buonaparte, als er sich in die Arbeiten seiner Commission für die Schulreform mischte.

Il dicta, sagt Guizot (a. a. D. S. 54) sur-le-champ un projet de décret différent, ou se retrouvait, à chaque article, l'empreinte de cet esprit incohérent et gigantesque, dans lequel fermentaient incessamment une multitude d'idées bizarres, qu'il prenait pour des inventions sublimes, et dont il voulait faire la loi du monde. On y lisait, p. e., qu'il n'y aurait que 3 professeurs dans chaque lycée, savoir 4 professeurs de latin, et 4 de mathématiques; que l'un des professeurs de mathématiques enseignerait la composition et la décomposition des métaux dans leurs rapports avec la société, ce qui semblait dire, qu'il enseignerait la pierre philosophale etc.

Als nach der Verständigung des Consuls mit seiner Commission das Gesetz vom 11. floreal an 10 („Recueil“ Thl. II, S. 43 fg.) erschien, nach welchem der Unterricht

in Primarschulen, die von den Gemeinden errichtet werden sollten, in Secundarschulen, die von den Gemeinden und Privaten, in Lycées und Specialschulen, welche von dem Staate unterhalten wurden, erteilt werden sollte, lehrte man in vielen Stücken in Gegenstand und Form des Unterrichts zu den alten Einrichtungen zurück; für die königl. Collegien wurden als Hauptgegenstände alte Sprachen, Rhetorik, Logik, Moral, Elemente der mathematischen und phylatischen Wissenschaften, vorgeschrieben. Die Primarschulen blieben auch damals ebenso vernachlässigt und das Gesetz darüber ebenso unausgeführt, wie vorher unter dem Convent; nichts ward erreicht, als daß doch endlich einmal wieder die Leitung des Unterrichts an die Staatsgewalt kam. Und doch, auch jetzt litten die königl. Lycées wieder von dem Corps der Geistlichkeit; es entschlüpfte dem Staate gleichsam wieder seine Autorität; jene ist Vortheile an sich, die Napoleon selbst gesucht hatte. Dieser hatte die neuen Schuleinrichtungen benutzen wollen, um sich Creaturen zu schaffen; auf Staatskosten sollte eine Anzahl von Pensionnarien in den Lycées erzogen werden, die man aus den Söhnen der ums Vaterland Wohlverdienten wählen wollte. Als nachher die Lycées wegen der Sittlosigkeit ihrer Zöglinge vercurst wurden, litten sie erst unter der Concurrenz der Pensionlehrer, besonders aber unter den kleinen Seminarien. Seit 1802 waren nämlich die Bischöfe autorisiert, Seminarien für Leute zu errichten, die sich dem geistlichen Stande widmen wollten. Allein nach der Revolution fanden sich wenige, die dazu Lust zeigten; die Priester fanden also für nöthig, die Erziehung der künftigen Geistlichen von Anfang an zu übernehmen; sie gründeten also kleine Seminare, Collegien oder Pensionnate für den Secundarunterricht, für Kinder, zu welchem Stande sie auch sich bilden wollten. Da billige Pensionspreis, die muthmaßlich bessere Sorge für Religion und Moral schafften den Seminarien Zulauf, die auf diese Weise Vieles für unentgeltliche Erziehung junger Geistlicher aufwenden konnten. Inzwischen ging nachher die Universität in Frankreich wieder streng von dem Princip aus, daß die Unterrichtspflege Staatssache sei; und die kleinen Seminarien wurden der Universität übergeben, die aber ihre Autorität mit Schonung äbte. Wieder blieb aber, auch nach Errichtung der Universität, das Alterthum, die moralischen Wissenschaften, besonders Geschichte, und die Literatur und Sprachen fremder Völker theils unvollständig, theils ausgeschlossen; die schlechten finanziellen Anordnungen erregten dieser neuen Anstalt große Gegner, und es ward ein neuer Stoff zum Streit für und wider dieselbe, für und wider die Verwaltung des Unterrichts durch Geistliche oder Weltliche. („De l'instruction publique et de l'université de France“. Paris 1814) Es blieb so ein Widerspruch in den Forderungen der Parteien, zwischen dem erstrebten Neuen und dem bestehenden und eingetragenen Alten, und noch Jara bedauerte das Drängen der Plane und die wechselnden Verordnungen, denn eine die andere zerstörte, ohne doch ihrerseits durchzubringen, und er meinte, die Nation wolle in dieser Hinsicht weder das Alte noch das Neue, worin uns mehr Wahr-

heit zu liegen scheint, als der Schreiber vielleicht selbst wusste. An zwei Stellen trifft er die Ursachen des Schwandens und schwer festzustellenden Zustandes, wenn er die Leichtfertigkeit der Franzosen und ihre unbegreifliche Indifferenz für ihre eignen Institutionen und die strengen Declamationen über diese Materie erwähnt, die von der tiefsten und allgemeinsten Unkunde in der Sache zeugen, und wenn er dann die Bemerkung macht, daß die Nation groß ward ohne Unterricht. Völker, die durchaus nach einer andern Größe als der durch Wissenschaft und Geist ringen, scheinen weniger um innere Angelegenheiten dieser Art bekümmert zu sein; so sorgte auch Rom nie für eine Abhängigkeit des Unterrichts vom Staate; auch dort war die praktische Richtung so vorherrschend, daß ein Quintilian schon bei der frühesten Erziehung die künftige Bestimmung des Knaben zu berücksichtigen lehrte. Dieser praktische Sinn dominiert in allen vorgerücktern Nationen und greift zusammen mit dem Geist der Nationalität. In England erzieht man die Jugend nicht zu guten, natürlichen, vorurtheilfreien Menschen, sondern das höchste Ziel, das man dem Schüler steckt, ist das Benehmen und die Kenntnisse, oder auch nur der Schein der Kenntnisse, die einen Gentleman machen; in diesem Begriffe preßt man, aus Urzeiten her, wo man zwischen Politik und Moral noch nicht schied, Das, was für sittliche und bürgerliche Tugend in England gilt, zusammen. In die Stelle von etwas Nethlichem setzen in Frankreich heute die Parteien wol Verschiedenes; indessen wollen Alle eher Franzosen bilden als Menschen. Die Franzosen sind ganz Nation und Staat, wo wir Menschen und Welt sind. In Deutschland genügt es hier und da noch den Vermünftigen, ihre Kinder zu Menschen gebildet zu sehen; doch regt sich auch hier schon mit einer gefährlichen Macht die Aufsehung gegen die gute alte Sitte: der Eine fodert mit Ungeßüm Sorge für physische Erziehung, die jeder Vater viel besser geben kann als die Schule; dem Andern wird die Hauserziehung zur Last, er sucht Pensionate und Institute und stößt sein Kind in die Fremde; der Andern will deutsche Sprache, die Nibelungen und Dietrich's Evangelienharmonie, um Deutsche zu erziehen; und wieder Einer, der seinem Säugling schon in der Wiege eine Bestimmung gibt, lehrt ihn mit der Muttermilch zwei, drei Sprachen und vergiftet ihm alle tiefere Freude am Leben, indem er ihm den behaglichen Sinn für Eine Heimat nimmt.

Versuchen wir im Folgenden, dieser nationalen Richtung im französischen Erziehungswesen die weltbürgerliche der deutschen gegenüberzustellen, um auf einer noch höhern Stufe den Gegensatz recht deutlich kennen zu lernen.

(Die Fortsetzung folgt in der nächsten Lieferung.)

Geschichte und Beschreibung des Landes Anhalt von Heinrich Lindner. Dessau, Ackermann. 1833. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Wären unter unserm kleinen schwind- und doch gelbsüchtigen Biergroßhändler einmal ein kluges und tüchtiges Buch, fast 700 Seiten stark und eine Landesbeschreibung wie sie sein

sol, was Ref. für eine der schwierigsten Aufgaben hält. Wie in einem wohlgeordneten Haus- und Familienwesen, dessen Analogon mehr oder weniger doch jeder Staat ist, eine Masse von Geräthhaften und Gegenständen aller Art sich zusammenfinden müssen, die, wohlvertheilt und sichtlich verwahrt, kaum in ihrer Zahl bemerktlich werden, so muß auch zu und in einem Staatswesen eine ungeheure Masse von Dingen concurriren, die ungeordnet einen rohen, willkürlichen Haufen, im entgegengesetzten Falle aber ein wohlgeordnetes, geordnetes und durch ihre Nothwendigkeit selbst frei sich hinstellendes Ganze bilden. Gleicherweise soll es auch ein Buch, welches eine historische und statistisch-geographische Schilderung eines Staates zur Aufgabe hat. Man muß, wenn alles wohl berücksichtigt, aber auch wohl vertheilt ist, dem Buche weder etwas Lächerhaftes noch etwas Ueberfülltes ansehen, es müssen sich die Grundkategorien von Raum und Zeit, von Land und Volk, Verfassung und Verwaltung mit ihren Unterabtheilungen wie von selbst herausstellen und ordnen, und in ihrer Vereinigung den Eindruck der befriedigenden Vollständigkeit machen. Wer sich selbst mit Nethlichem beschäftigt hat, weiß aber auch, wie mühsam nicht allein das Gewinnen und das Sichten der unzähligen Materialien ist, sondern wie wenig objective Wahrheit auch diese zuweilen haben. So erhielt Ref. einmal von einer höchsten Landesbehörde statistische Tabellen mitgetheilt, die über den Fruchttertrag eines verfloßnen Jahres von den obersten Kreisbehörden eingereicht worden waren, und welche nach Mittheilung an einen unparteiischen Sachverständigen von diesem für unmöglich richtig erklärt wurden. So wenig genau sind oft selbst Regierungen unterrichtet.

Doch nun zum Buche selbst. Der Verf., herzoglicher Bibliothekar zu Dessau, hat es den drei anhaltischen Landesfürsten zugeeignet; eine große Subscribentenzahl zeigt öffentlich von der Theilnahme des Publicums an der Sache. Die Vorrede rühmt die selbst von den Landesherren und vielen Andern erhaltene Unterstützung, entschuldigt einige Ungleichartigkeit durch den verzögerten Druck der spätern Bogen und spricht sich über die angewandte Maße aus, die literarische Richter zwar nicht gegen wirkliche Fehler blind, aber doch gegen Kleinigkeiten billig machen soll. Zu dem historischen Theile, der es zunächst mit einer Geschichte des Landes und seiner einzelnen Theile und Ortlichkeiten zu thun hat, sind die Landblätter der Kammer Dessau und Zerbst, die Sammlungen des verstorbenen Präsidenten Mann zu einer alten Geographie Anhalts und alle Vorgänger bis auf Stenzel reichlich benugt. Dasselbe hätte virkeiche auch mit Weisse's sächsischer Geschichte in Beziehung auf einige Beschwern über Sachsens Verfahren in der barbyischen und walters-rienburgischen Sache geschehen können. Da die Handschrift vor dem Drucke von den Behörden durchgesehen wurde, müssen wir annehmen, daß es Hrn. Lindner ein rechter Graß um ein tüchtiges Buch gewesen ist. Wenn aber hin und wieder noch Tadel fällt, so denke der Verf. an das alte, auch ihm zugeworfene Sprüchwort: „Wer am Wege baut, hat viele Reister!“

In der Einleitung wird über die vorhandenen Karten, geographischen und historischen Werke gesprochen und geurtheilt, auch der Wunsch nach einer noch fehlenden Gesellschaft für Landeskunde mit Sectionen, für Sammlung von Alterthümern, Naturgegenständen, Landesvermessung, Orts- und Verfassungsgeschichte geäußert. Alles recht schön; nur lange man nicht eher an, als bis man 10-12 Männer beisammen hat, die ohne Eigennutz, aus bloßer Vaterlandsliebe sich auf Ehrenwort jeder wenigstens zu Einer schriftlichen Arbeit jährlich verstehen. Denn — exempla sunt odiosa! — Wir würden dann z. B. bringend um Beantwortung der Frage (über welche wir im Buche selbst zu wenig Auskunft gefunden haben) bitten: ob der im Weislichen noch immer sichtbare Unterschied zwischen Elawen- und Deutschthum, den die Erde beiseit bildet, auch bis ins Anhaltische verfolgt werden kann?

Wer es nun dem Verf. zum Vorwurf machen wollte, daß er außer der allgemeinen Landesgeschichte Anhalts bei jedem

der einzelnen Fürstenthümer wieder eine besondere und nicht ohne einige Wiederholungen gibt, hätte wol nicht ganz Unrecht. Aber höchst dankenswerth ist es, daß bei einzelnen Städten, Bischöfern, Dörfern u. s. w. immer so viel als möglich auf Geschichte und bei adeligen Besitzern auch auf ihre Genealogie aufmerksam gemacht wird. Habe ein Kustländer manche Ortsbeschreibung zu weitläufig (die Stadt Dessau z. B. füllt die Seiten 220—257), so hat der Inländer wol das nächste Recht und Interesse, Vollständigkeit zu fordern. Auf Bergwerke und ihren Ertrag (1825 kommen sogar Ducaten ex auro Anhaltino vor), Mineralwasser und ihren Gehalt, selbst auf die Weinernate ist Rücksicht genommen, wobei uns die alle Einzelsung gewisser Weine in Schul- Gloden- und Strumpfwaine oder Sebastian Münker's Diction vom meißner Wein einfällt: „Wächst gut Wein baselth, wer gern Eszig trinkt“.

Die ersten 160 Seiten behandeln Anhalt im Allgemeinen, nach seiner natürlichen Beschaffenheit, wobei der Einwohnerzahl um so weniger zu gedenken war, als der zweite Abschnitt lautet: „Das Volk und sein Reichthum“. Beim Handel sind wahrscheinlich Rücksichten vorwaltend gewesen, nicht umständlicher des durch Preußen in dieser Beziehung herbeigeführten Zustandes seit der Anschließung an das Zollsystem dieser Macht zu gedenken. Dann kommen die Staatsverhältnisse und endlich eine Geschichte des Landes an die Reihe, wobei gleich Anhalt-Zerbst als ein nicht mehr selbständiges Land mit geschilbert wird. Der Albert'schen landwirthschaftlichen Gesellschaft wird S. 79 fg. gedacht. Merkwürdig ist, wie die Zahl der adeligen Geschlechter so abgenommen hat, daß von den 49 zu Beckmann's Zeit (vor 100 J.) nur noch 12 vorhanden sind, zu denen 4 neue hinzugekommen. Was S. 113 fg. nach Böttich und Richter über die ältere landständische Verfassung gesagt ist, wird hoffentlich der 13. Art. der Bundesacte wieder in Erinnerung bringen. Nur glaube man nicht, daß alles Heil in einer neuen Verfassung liege.

Von S. 163—379 wird nun zuerst das Herzogthum Anhalt-Dessau (der Verf. schreibt aus Gründen Dessau) nach seiner natürlichen Beschaffenheit, nach Anbau des Bodens, Kunstfleiß und Handel, Staatsverfassung und Staatsverwaltung und auch die ältere Geschichte des Landes durchgegangen, worauf eine Statistik und Topographie der ältern Justizämter folgt. Ein Anhang S. 374—376 handelt von den mittelbaren Besitzungen dieser herzoglichen Linie. — Das Herzogthum Anhalt-Bernburg (zerfallend in das Unterherzogthum an der Saale und Bube und das obere am Harze) wird S. 379—521 nach denselben Abschnitten durchgegangen. Endlich folgt S. 521—636 das Herzogthum Anhalt-Köthen, wo S. 538 auch der Ascania nova oder der 10½ □ Meilen mit 22,000 W., welche vom Herzog Ferdinand 1828 im südlichen Rußland erworben wurden, gedacht ist. Der vielfachen Ackerthümer, welche sich im Köthenschen vorfinden, geschieht gleichfalls Erwähnung. Ein Register, dem einige Berichtigungen folgen, schließt das Ganze, welches Ref. nochmals als ein sehr fleißiges und gelungenes, selbst in der äußern Form gefälliges Werk erklären muß, wenn es auch, wie alle Werke dieser Art, noch manche Berichtigung erfahren wird. Denn hier heißt es wirklich: Dies diem docet! 41.

Waterlandsbüchlein für den deutschen Bürger und Landmann, oder kurze Belehrungen über das, was dem deutschen Volke, besonders in constitutionellen Staaten, in politischer Hinsicht Noth thut. Gegeben in sechs Kapiteln. Von Edward Schuberoff. Altemann, Bogn. 1833. 12. 6 Gr.

Der Verf. (Sohn des rühmlich bekannten Schuberoff in Ronneburg) will in diesem Büchlein das deutsche Volk über Das, was diesem besonders in constitutionellen Staaten, in

politischer Hinsicht zu wissen Noth thut, in der Kürze belehren, dabei aber, nach dem Bockworte, vorzüglich auch der Deutlichkeit und einer ruhigen, leidenschaftlosen Darlegung seiner Ansichten sich bestreuen. Daß das Volk solcher Belehrungen bedürfte, ist bereits zur Genüge anerkannt worden, und wie freuen uns, dieses „Waterlandsbüchlein“ selbst als ein solches Mittel zur Aufklärung wohl empfehlen zu können, wenngleich wir im Allgemeinen unsern wohlgemeinten Tadel nicht unterdrücken wollen. Es finden wir, daß der Verf. der von ihm erstrebten Deutlichkeit durch zu häufige Anführungen aus der Geschichte, namentlich aus der alten, Abbruch thut, da er hier wol nicht darauf rechnen kann, mit diesen Anführungen allseitigen Verstand zu werden; und ebenso mußte das griechische Citat aus Homer (S. 23), wenngleich verdeutsch, hier ganz weggelassen. Was es hätte deutlicher und klarer ausinandergesetzt werden sollen, damit Mißverständnissen, die hier vor allen Dingen zu vermeiden sind, vorgebeugt würde; und nicht minder hätten wir gewünscht, daß der Verf. in der, das Nothwendige und Wesentliche der Republiken auseinandergesetzten Schilderung (S. 20 fg.) — wie sehr wir selbst für unsere Person der Meinung sind, daß jene Regierungsform in der Wirklichkeit und auf die Länge gar zu weit hinter dem Ideale und selbst hinter dem Staatszwecke zurückbleibe, wenigstens für unsere Zeit und wol auch auf die nächsten Jahrhunderte — dennoch etwas ruhiger und unbestimmter sich geäußert hätte. Auch kann wol nicht gesagt werden, wie hier S. 23 geschieht, daß in Republiken das Volk selbst herrsche, ohne ein gemeinsames Oberhaupt zu besitzen; es kommt hier vielmehr nur darauf an, daß es kein erbliches Oberhaupt ist. Aber im Allgemeinen geben wir dem Verf. das Zeugniß, daß er in seiner Darstellung der Stimme der Vernunft und Wahrheit gefolgt sei, und daß das Streben nicht verkannt werden könne, über Das, was unsere Zeit in politischer und kirchlicher Hinsicht bedarf, den Bürger und Landmann aufzuklären. Denn auch die Verhältnisse der (protestantischen) Kirche werden hier beachtet und besprochen, und die Sache wird mittels der Presbyterien und Synoden, nach der Ansicht des Verf., als zu erledigen betrachtet. Wir lassen seine diesfällige Auseinandersetzung hier ganz auf sich beruhen und wollen nur noch bemerken, daß der Verf. seinen Gegenstand im Allgemeinen in sechs Capiteln behandelt, worin er über den geschichtlichen Ursprung der Staaten, über die verschiedenen Staatsverfassungen, deren Vorzüge und Nachteile, besonders über die constitutionelle Monarchie, an sich und in ihrem notwendigen Verhältnisse zum Bedürfnisse unserer Zeit, endlich über die Dringlichkeit, die Bildung des Volkes durch Schule und Kirche (Presbyterial- und Synodalverfassung) immer mehr zu erhöhen, sehr durchaus sachlich sich ausspricht. Mögen Andere zur politischen Bildung des Volkes auf dem betretenen Wege fortgehen, da mit Gleichgültigkeit oder offenbarem Unkenntniß irgend einer Classe im Volke nicht dem Ganzen schaden könne. Denn — Kenntniß ist Macht, und die rechte Kenntniß ist eine unbesiegbare Macht, wo sie mit Selbsteinstehen verbunden ist. 17.

Literarische Notizen.

Ueber Brasilien brachte kürzlich die dänische Presse: „Grimbeinger om mit Ophold og mine Reiser in Brasilien fra 1825—27,“ drei Hefte von G. Bilmann; und „Don Pedro og Brasilien, indeholdende en polit. Oversigt ov. Brasilien etc.“, ein Bändchen.

In Paris sieht man im Laufe des Winters dem Erscheinen eines Gedichtes von Lamartine: „Le curé de campagne“, entgegen.

Ebenselbst wurden angekündigt: „Mémoires de Napoléon Bonaparte“, vom Herausgeber der Mémoires Ludwig XVIII., in 8—10 Bänden. 20.

Literarische Unterhaltung.

Mittwoch,

Nr. 43.

12. Februar 1834.

Jean Paul Friedrich Richter. Ein biographischer Commentar zu dessen Werken, von Richard Otto Spazier. Erster bis dritter Band. Auch unter dem Titel: Jean Paul's sämtliche Werke. Dreizehnte Lieferung (LXI—LXV). Erster bis dritter Band. Leipzig, Brüggemann und Wigand. 1833. 8. Preis aller fünf Bände 3 Thlr.

Eine neue Biographie Jean Paul Friedrich Richter's, von einem nahen Verwandten desselben, der den Verstorbenen in vielfachen Beziehungen gesehen und gekannt, wird immer willkommen geheißen und mit Interesse gelesen werden. Dennoch glauben wir, daß die von Jean Paul begonnene Selbstbiographie nebst ihren spätern Fortsetzungen durch Andere hinlänglich hätte genügen können. Der Verf. erklärt sich zwar in seinem Buche sogar mit einiger Empfindlichkeit gegen dieselbe und meint, weder Otto noch der Maler Förster, der Jean Paul's Tochter geheirathet, seien die Männer gewesen, um das Werk fortzusetzen; dennoch ist dasselbe ein unschätzbares Gut für die Literatur geworden und kann nicht, wie Hr. Spazier meint, nur als ein solches betrachtet werden, woraus zwar Denen, die sich längst mit dem Dichter durch seine Werke auf das tiefste verständigt, einige Aufklärung über ihn werde, Andern dagegen nur Bruchstücke und Rathseltztes geboten sei. Wir geben dem Verf. allerdings Recht, insofern weder Otto noch Förster, aber auch er selbst nicht die Arbeit mit den Heroenkräften des großen Verstorbenen fortsetzen konnten; zum Glück aber hatte er kostbares Material genug hinterlassen, um durch den Reichthum desselben für eine mangelhaftere Kunst des Baues hincitend zu entschädigen. Wenn wir also die vorliegende Arbeit auch nicht für eine unnöthige halten wollen, so können wir sie doch unmöglich für eine nöthige erklären; eine willkommenere aber wird sie in mancher Beziehung sein. Denn erstlich ist sie wirklich mit Geist und, was mehr sagen will, mit Liebe zu dem Verstorbenen verfaßt und insofern schätzbar an sich; zweitens hat der Verf. durch die Grenzen, die er sich gesetzt, das Werk in einem Preise gehalten, durch den es leichter anschaffbar für Viele wird als das freilich äußerst kostbare in acht Bänden; drittens endlich ist eine sehr gute Einrichtung die, daß das Format völlig dem von Jean Paul's Werken in der neuesten Ausgabe entspricht. Auf diese Weise kann das Buch

als ein Anhang zu diesen betrachtet werden, und daß dies der Wunsch des Verf. und der Verleger sei, zeigt der doppelte Titel. Das Innere des Buches anlangend, so ist nicht zu leugnen, daß der Verf. das Werk in dem Geiste der Verehrung und Liebe geschrieben hat, welche einen Biographen Jean Paul's befehlen muß, auch wenn er zu dem Dahingegangenen nicht in so nahen Beziehungen gestanden hat wie Hr. Spazier, ein leiblicher Neffe des Dichters, dem das ehrende Glück ward, die letzten Lebensmonate des großen Mannes bei ihm zuzubringen und ihm bei seinen literarischen Arbeiten, welche in dieser Zeit alle schon den Charakter testamentarischer Verfügungen trugen, hülfreich zur Hand zu gehen. Allein obwol wir dieses Lob im Allgemeinen aussprechen dürfen, so wird Hr. Spazier doch auch viele Einwürfe über seine Arbeit erfahren müssen, die wir selbst ihm nicht ersparen können. Dahin gehört zunächst der, welcher vielleicht, wenn der Verf. einmal sein Buch schreiben wollte, gar nicht zu vermeiden war, daß er nämlich das Material, welches in der größern Lebensbeschreibung in acht Bänden den Hauptstoff bildet, ebenfalls bedeutend benutzen mußte, und insofern sein Buch also gewissermaßen als ein Excerpt aus dem größern erscheint. Wir haben zwar nicht Gelegenheit gehabt, Buch an Buch darüber Vergleichen anzustellen, allein so weit die Erinnerung uns leiten konnte, haben wir ungemein viele Abschnitte gefunden, die dünkt uns, wirklich in dem größern Werke enthalten sind. An sich ist dies freilich nicht unrecht, sondern im Gegentheil, da dieses Material immer von Jean Paul herührt, höchst erfreulich; aber bemerkt werden muß es, da man sonst glauben dürfte, der Verf. hätte nach ganz besondern Manuscripten, die nur ihm zu Gebote standen, gearbeitet, was aber durchaus nicht der Fall zu sein scheint. Sollten wir nun unsern Wünschen folgen, so wäre es uns gar sehr angenehm, wenn das Buch noch mehr aus Documenten und nachgelassenen Angaben des großen Dichters bestünde; denn aufrichtig gestanden ist Das, was Hr. Spazier zur Verbindung dieser Aphorismen sagt, gegen diese selbst gehalten, doch immer nur sehr schwach an Interesse. Es soll hierin kein Wortwurf für den Verf. liegen, denn weder uns noch irgend einem andern jetzt lebenden Schriftsteller würde es besser ergehen. Neben Jean Paul kann sich Niemand stellen, ohne zu erblassen und

zu erlösen wie eine Kerze, wenn das goldene glühende Tagesgestirn emporsteigt. Allein es hätte ein Mittel gegeben, dem einigermassen auszuweichen, wenn nämlich Hr. Spazier das Bestreben, hier selbst etwas thun und gelten zu wollen, unterdrückt hätte. In einfacher Verbindung, ohne Abschweifungen, ohne künstliche Erklärungen und Urtheile, deren der Verf. oft sehr ungenügende gibt, ohne Untersuchungen über geistiges Irren und Fehlen des Verewigten, kurz, ohne alle diese mit einigem Anspruch auftretenden Nebenbänge, in denen gar viel Ueberflüssiges, wenigstens hier Störendes ausgebreitet wird, würde das Buch für uns einen ungleich höhern Werth haben. Der Verf. hört sich aber zu gern selbst; er hätte nur bedenken sollen, wenn er uns das geistige Phänomen Jean Paul's zu zerlegen sucht, daß dieser selbst im Beginn seiner Biographie sagt, kein großer Mann könne sich selbst erklären, sondern bleibe sich ebenso ein Wunderbares als Andern; eine tiefe Wahrheit, die mit ganzer Schärfe in unser Inneres dringt. Indessen wäre freilich nach diesem unserm Rath das Buch keines von Hrn. Spazier geworden, sondern eins von Jean Paul, und somit fast dasselbe als der größere Lebenslauf, der unter dem Titel: „Wahrheit aus meinem Leben“, fast nur Documente aus dem Nachlasse des Verewigten enthält. Noch eins ist, was uns an dem Buche nicht behagt, wir meinen die Vorrede. Sie besteht in einem Briefe an den Dr. Ludwig Börne, der gewiß in reiner Gesinnung geschrieben ist, und aber dennoch in seinen Ansichten wie in seiner Tendenz völlig irrthümlich erscheint. Gewiß wird Hr. Spazier jetzt in uns sogleich einen Aristokraten, ja wo möglich einen Absolutisten wittern, sich aber mächtig irren. Indeß von einer liberalen Gesinnung, die sich zugleich mit einer historischen verknüpft, daher geschichtlich gewachsenen Dingen tiefe Wurzeln zutraut und einen nothwendigen Entwickelungsgang annimmt — von einem solchen Liberalismus zu dem plumpen, ekeligen Jakobinismus des Dr. B. ist auch ein ungleich größerer Abstand, als von der „Quotidienne“ zur „Tribune“, ja dieser Raum ist vielleicht noch viel schmäler und leichter zu überspringen, als man glaubt. Was daher auch Hr. Spazier sagen möge, wir glauben fest, daß Jean Paul's edler Schatten zürnen würde, sich mit einem Geiste von Börne's Natur auch nur in entfernter Beziehung gebracht zu sehen. Nichts war dem Edelein verhasster als der unreine Geist der Lüge, in dessen besessendem Verkehre Börne und alle die andern demagogischen Vorkämpfer ununterbrochen stehen. Wächte der Verf. wissen, was ich gegen diese Herren einzuwenden habe, so ist es vorzüglich Das, daß sie nicht nach ihren eignen Grundfäden handeln. Denn wer so denkt wie Börne, der darf sich nicht mit dem Worte, welches immer nur das Scheinbild der That ist, begnügen, und noch dazu mit einem aus sicherem Hinterhalt ausgesprochenen Worte, welches nicht einmal äußere Lebensverhältnisse gefährdet, sondern im Gegentheil ein guter Acker und Pflug ist, um darauf den eignen Weizen zu bauen (eine tüchtige Kuh, die ihn mit Butter ernährt) — ein so Denkender darf sich, behaupte ich, damit nicht genügen lassen,

sondern seine Gesinnungen soborn die praktische That. Er wird wol Niemand so verblendet sein, mich hier für einen Auffoderer zu offenem Kampfe und Aufrubr zu halten. Allein wer so schreibt und denkt wie Börne, der muß so gut das Schwert in die Hand nehmen, wie Sand den Dolk. Haben diese Leute das erst gethan, dann will ich sie für Verirrte halten, aber ihnen meine Achtung nicht versagen; bis dahin muß ich aber, wenigstens was ihren politischen Heroldismus anlangt, etwas sparsam mit meiner Bewunderung sein. Daher hätte Hr. Spazier auch seinen großen ehrwürdigen Oheim nicht in diese Gesellschaft bringen sollen, wo er nur wie Christus zu den Schächern steht; und deshalb (Hr. Sp. verüble und dies nicht) zweifeln wir an seinem innern Beruf, die Lebensgeschichte Jean Paul's zu schreiben. Denn nicht, daß man den Gott anbetet, sondern ob man es im Geiste und in der Wahrheit thue, darauf kommt es an. Ein dunkles Vorgefühl hat es dem Verf. gesagt, daß die Bessern nicht auf seine Seite treten würden, denn er selbst spielt in der Vorrede mit Resignation darauf an. Der Verf. dieses Aufsatzes ist dem Biographen nicht fremd, sondern hat sich seiner achtenden Mittheilungen mehrfach zu erfreuen gehabt und daher um so mehr den Beruf gefühlt, sich entschieden und ohne Furcht vor gewissen Stellen der Vorrede über den Geist jenes hier berühmten schriftstellerischen Wesens auszusprechen. Die Vorrede bildet indessen nur einen sehr geringen Theil des Buches und wird uns nur wichtig, insofern wir daraus den Verf. in seinen geistigen Verhältnissen kennen lernen. Auf das Werk selbst ist der spätere Einfluß weniger wahrnehmbar, und wir müssen bei unserer schon ausgesprochenen Ansicht beharren, daß es in vielen Beziehungen recht willkommen geheißen werden kann. Wenigstens haben wir mit Antheil, mit Freude und, so oft uns der große Lobte selbst nahe geführt wird, mit erhebender Bewundrung und Erschütterung darin gelesen. Und gibt es viele Bücher, von denen man dies sagen kann? Wir glauben nicht; und deshalb bleibt es Pflicht eines getreuen Berichterstatters, auf eine solche Arbeit aufmerksam zu machen, wo sehr er sich auch gedrengen fühlen möge, theilweise polemisch dagegen aufzutreten.

35

Victor Hugo und die neue dramatische Schule Frankreichs.

Die Julirevolution hat eine Menge Talente ans Licht gezogen, wie dies zu jeder Zeit politische Veränderungen bewirken. Victor Hugo ist das erste, größte dieser Talente, sein Einfluß der sichtbarste. Ohne ihn mit Shakespeare zu vergleichen, was man ihn mit diesem nennen, weil er der erste dramatische Dichter Frankreichs ist, der sich von dem Glauben seiner poetischen Väter losriß und das politische Wesen der Welt zum geistigen der Poesie machte. Voltaire meinte, die Ideen und Bedürfnisse der Gesellschaft ließen sich wol mit den Maximen der Könige und Fürsten in Einklang bringen, aber er hatte noch nicht den Muth, die Grenze zu überschreiten, und war nicht würdig des Abtritts des großen Briten, der alle Schranken seiner Reason niedertrat und wie der beflügelte Hippogriff selbst mit jedem Puffschlag eine pierische Quelle öffnete. Es war demnach

den Verf. von „Notre dame“ und „Marie Tudor“, oder vielmehr, es war seiner Zeit vorbehalten, zu den eindrucktesten Zuschauern in Voltaire's Tempel zu sagen: „Après tant de grandes choses que nos pères ont faites, et que nous ayons vues, nous voilà sortis de la vieille forme sociale, comment ne nous sortirions pas de la vieille forme poétique? A peuple nouveau art nouveau“. Und er hat Recht. „Barum“, sagt er, „wenn Ludwig XIV. eine seiner Monarchie angemessene, persönliche, besondere, nationale Literatur haben konnte, sollte das neue Frankreich des 19. Jahrhunderts, dem Mirabeau die Freiheit und Napoleon seine Herrlichkeit verlieh, einer solchen entbehren?“

Victor Hugo ist jetzt 55 Jahr alt und, wie Alexander Dumas, der Sohn eines ausgezeichneten Generals, so daß man wol von Beiden sagen kann, sie seien entartete Söhne des Ruhms und dem Gott der Schlachten untertan geworden, um Apollo's Lorbeerkränze zu erhalten. Spanien war sein Jugendland, dessen schöner Himmel und romantische Vorzeit die Wiege seiner Muse, die reich und glühend wirkte, nimmer rasten, nimmer schlafen will. Er war erst 16 Jahre alt, als er nach Paris kam und dort die Erstlingsgedichte drucken ließ, wegen deren Schatzkammerbräutigam ihn ein enfant sublime nannte, das eine große Karriere machen könne.

Nichts hatte Hugo schon geschrieben, ehe er sich entschieden zum dramatischen Dichter bestimmte. Diese Katastrophe, wie ich den Uebergang nennen will, wurde durch die Julirevolution und die neue Ordnung der Dinge veranlaßt. Wahrscheinlich erkannte erst in ihnen der Dichter das große unbedachte Feld, welches er suchte, kühnlich sprechend: „A moi les rois d'une nouvelle aïre, a moi les dieux de la bourgeoisie“. Warum ihn also tadeln, daß er die Pöbste und Fürsten, die Königinen und Prinzessinnen mit denselben Farben malt, womit vor ihm Italien seine Gipsstatuen anstrich, ohne dabei inspirirt zu werden. Dem Jüngling Spaniens ist's ja nicht um eine phlegmatische Abstruse, sondern um einen hohen tragischen Effect und eine Shakspeare'sche gewaltige Menschheit zu thun. Die Kritiker im Théâtre français haben bis jetzt nicht gewußt, was das ist: Lear, Hamlet, Macbeth, Heinrich, Othello; ebensowenig, daß ein Trauer- und Schauspiel auch wie ein gewöhnliches Wesen fränke und gesunde Momente, Licht und Schatten, Sonnenschein und Miß und Donner auf einmal haben könne, weil von Ludwig XIV. Zeit her sich männiglich an drei göttliche Einheiten gewöhnt hatte, und noch weniger haben sie gewußt, daß Shakspeare über ihren Voltair, Corneille, Racine und Molière setze, wie der Schöpfer über dem Propheten und Distoriker, der erzählte: so so viel Tagen hat Gott Sonne und Mond und Fische und Vögel gemacht, ehe er den Menschen karteete.

Victor Hugo wird Frankreich's Größe werden und somit einen großen Platz in ihrer Literaturgeschichte einnehmen. Das Einzige, was ihm bis jetzt zum Göttlichen Fundamente fehlt, ist die Biersittigkeit, die Gelehrsamkeit des Deutschen, etwas das in großem Maße als Dreilunddreißiger ebensowenig besaß wie Hugo und das ihm, wenn er es nie besessen, nicht um ein Haarbreit seinen Ruhm geschmälert haben würde. Von den deutschen Dichtern und deutschen Schriftstellern hat der Franzose es zuerst gelernt unabhängig zu sein. Shakspeare war das gemeinschaftliche Mittel, der heilige Hebel zu dem Experiment und die Revolution von 1830 das Motiv der Execution, der Anwendung desselben.

Es leidet in Frankreich Niemand außer Lafayette, der ein so weltbürgerliches Gemüth hat wie Victor Hugo, jener in politischer, dieser in literarischer Hinsicht. Er hat es schon hundertmal beweist, daß seine Landstute nicht größern Werth auf fremde Sprachen und namentlich auf die deutsche legen: denn, sagt er, diese traurige Nachlässigkeit bringt uns um das Erkennen der besten Urtheile und um die schönsten Wahrheiten. Er hat so viel heraus- und abgelesen, als er aus Uebersetzungen und Encyclopädiën herauszufinden vermochte, und das ist nun Schuld, daß er gewiß nicht mit Unrecht behauptet, die größten Schätze

Literatur seien ihm verborgen, weil er das Unglück habe, französisch erzogen worden zu sein. Es ist in der That sehr merkwürdig, daß Victor Hugo in seinen Ansichten und Urtheilen über Literatur und dramatische Kunst den gelehrtesten Deutschen und Engländern so nahe kommt. Er hat sich ganz losgesagt von allem Kost seines Vaterlands und hält es damit nur in politischem Betrachte, das heißt als ein guter und von bürgerlicher Freiheit befehrter Patriot. Seine Werke alle sind hieron der lebendigste Beweis, das Facsimile des Autors.

Die pariser Antiquare oder Benjehonisten, Recensenten und Novitätenreferenten haben seit 1830 unsern Dichter wie eine Koppel Hunde den stolzen Hirsch verfolgt, ohne ihn einzuholen. Jetzt hat er einen so großen Vorsprung gewonnen, daß Einer noch dem Andern zurschiebt oder nur noch instinktmäßig fortbellt. Sie wollten haben, und was sie haben wollten, das muß Recht sein, daß der Verf. fortfähre Oden und Romane zu schreiben und sich der Dramen begeben, die ihm nicht zusagen, die er nur verderbe zur Skandal der Welt und des guten Geschmacks, was weiß ich's. Die Welt hat das Schiedsrichteramt ergreifen und entscheiden müssen. Und sie entschied für Victor Hugo. Der Befehl, der allen seinen Beratern in einem so hohen Grade zu Theil wurde, ist vielleicht übertrieben, oft selbst ganz unerdient, weil der Enthusiasmus ein wildes Pferd ist, das gespornt wird und sich blutig läßt. Es gibt nur ein kleines Publicum von Richtern für jede Sache und also auch für Hugo. Dieses ist dem Gängelbände entlaufen und reducirt die klingende Münze des Pacterres auf ihren Kennwerth. Ich habe nie ganz Das getobt und getadelt, was die Masse tadelt, aber ich habe noch fast immer einen guten Grund gehabt, der Masse im Ganzen beizupflichten; denn nur von den Kunstrichtern und nicht von den Zuschauern und Zuhörern läßt sich sagen, was Schiller sagt: „Einzeln ist jeder klug und verständig, sind sie beisammen gleich wird ein Dummkopfs daraus.“ Vergleiche mir Einer die Masse von verschiedenen Ansichten, von Lob und Tadel, himmelhoch und höllentief — es ist zum Uebelwerden.

Es ist keine Kleinigkeit, in Paris zu liegen über Borarttheile und Reich und Habsucht und tausend andere Dinge. Dazu muß man eine Art Bonaparte sein. Und Victor Hugo hat gefiegt. Er ist auf seinem vierten Schlachtfeld, er ist zu Marengo, er ist zu Austerlitz. Und hundertmal ist „Lucrèce Borgia“ und hundertfünfzigmal wird „Marie Tudor“ gegeben.

Ich begreife es sehr wohl, daß der Dichter als Romanschreiber mehr Verehrer und Verehrerinnen hat, denn als Dramatiker. Das Lesen eines Romans ist allemal ein natürlicherer Genuß als das Lesen eines Dramas, das wie die fraglichen auf die Darstellung berechnet ist. Da muß man sehen. Walter Scott hat das so gut erwußt und war so fest überzeugt von einem christlichen Verlusse für diesen Fall, daß er auf keine Weise bewogen werden konnte, für die Bühne zu schreiben. „Meine Romane sind ja auch Dramen“, sagte er, „ich kann mich nicht so kurz fassen, daß die Schauspieler mich brauchen können“. Diese Kürze, die der Verf. des „Waverley“ nicht zu besitzem glaubte, besaß Victor Hugo ganz. Sie ist seine besondere und bewundernswürdige Originalität. Anstatt zu entwickeln, zu pinselfeln und zu zeichnen, anstatt der Worte, Phrasen, Verse, stellt er Menschen und Objete dar, die ungeheures mit einem merkwürdigen Etonismus vollbringen. Der Dialog ist nur die Erklärung des Bildes, das Bild aber ein überaus poetisches mit Giganten und Göttern. Er hat nur den Fehler, daß er sie insgesammt im Jullfeuer vergoldet. Es ist doch einmal ausgemacht, daß Mars und Jupiter niemals Nationalgardisten waren.

Victor Hugo hat mit seinem Romane „Notre dame“ wie Walter Scott mit seinem „Waverley“ ein neues Genre geschaffen. Inzwischen sehen sich die Werke in keiner Hinsicht ähnlich und sind dieses mit brittischem Humour, jenes mit spanischem Feuer geschrieben. Die Kritik hat nicht Unrecht, wenn sie dem Dichter Vorwürfe macht, daß er nicht fortwandle auf der betretenen Bahn eines großen Novellenisten, wie der schottische Barde fortwandelte; ich sage, sie hat nicht ganz Unrecht; denn ich glaube

eben nicht, daß Victor Hugo sich forschend und allein auf der Bühne gefüllt. Er will, wie schon gesagt, Dichtische Universalität und, *entre nous dit*, eine hinreichende Quantität Doms, um hernach mit Bequemlichkeit unsterblich zu werden. Wäre ich an seiner Stelle, ich würde es nicht anders machen, in Erwägung nämlich der Hunderttausend Francs, die ein Drama en vogue in Frankreich einbringt und die der allerbeste Roman nie erzielt, ausgenommen in England, wo man vor allen Dingen den Vortheil hat, daß nach Pfunden gerechnet wird.

Victor Hugo strebt jetzt aus Speculation dem Publicum zu gefallen, weil er dasselbe noch braucht. Es wird bald eine Zeit kommen, wo das Publicum ihn braucht, und dann folgt er ganz seiner Neigung und arbeitet für den Ruhm, allein für den Ruhm. „Cromwell“ war unser Dichters erstes Drama. Er hat es ganz historisch gehalten und darum nicht für die Scene bestimmt. Das Theater, sagt er, verlangt so wenig eine bare Geschichte als die Novelle; wenn es geschichtliche Personen braucht, so geschieht es nur, um die Umrisse zu bestimmen, niemals der Intrigue und der Charaktere wegen; wo das Letztere der Fall ist, wird das Stück ein besonderes Charaktergemälde der ober des Helden, und dann kommt es wiederum dies darauf an, daß man gut portraitiert. Wir schreiben dem Maler weder Manier, noch Farben vor und begnügen uns mit der Treue, warum sollten wir vom Dichter mehr verlangen? Der historische Cromwell mochte seinem Vater ganz gut gefallen, er machte aber in der Welt wenig Aufsehen, aus der einfachen Ursache, weil ihn die Geschichte schon auf Pergament besaß. Es ist möglich, daß Victor Hugo wegen dieses Stückes einen Widerwillen gegen das strenghistorische Drama faßte. Sein Feuergeist wollte gleich die Welt umfassen und durch selbstgeschaffene Wesen Epoche machen. Er sagte am 25. Februar 1830 der alten Melpomene plötzlich Ballet und brachte „Hernani“ auf die Bühne. Damit war der Christapfel geworfen und das kritische an die Donnerspitze angehängt. Die marmornen Paraden im Foyer des Théâtre français bewegten sich schüttelnd und der ganze Haß der Cornuilleschen Schule setzte sich an das blank neue Weid und froh als rige Wunden hinein. Das Parterre theilte sich wie die Wogen des rothen Meeres und während die eine Hälfte sich herein jagte den lächeln Schwimmer durchzulassen, drehte die andere ihn wie Pharaos zu verschlingen. Man nannte das Drama ein unerhörtes Skandal und nannte es wieder ein göttliches literales Staatsbekenntnis, das dem alten Sauerreig ein Ende machen müsse. Deso sauerreiglicher wurde dieser Saureisig und blieb es bis auf den heutigen Tag unter der bereits erwähnten Hundemodifikation. „Hernani“ hat viele Fehler wie die besten Hugo'schen Sachen. Was schadet dies dem alten Roy Gomez de Siva, diesem homerischen Sohne des Mittelalters, der eine Religion aus der Hospitallität, den Gelübden und der Ahnenachtung machte, was schadet es überhaupt dem Schönen und Großen und Poetischen, das darin ist? Shakespeare, Goethe, Calderon, hatten sie etwa keine Fehler, und ihr alle, Menschen und Heiden und Götter der Vor- und Mittelwelt, habt ihr keine Fehler? Besinnt euch, ehe ihr sprecht, und lernt die Eigenschaften der Dinge und ihr Wesen erst kennen, ehe ihr richtet. Es gibt nichts ohne Fehler, es ist gar nichts schön ohne Fehler, und um das Alles mit einem Mal zu sagen und beweisen, sage ich, das Weib, das einem Engel an Tugend und einer Grazie an Schönheit gleicht, es wäre häßlich, wenn es nicht schwach wie ein Weib wäre. Diese Wahrheit hat der Hummel anerkannt, als er seine Eva sündigen ließ. „Hernani“ ist in Versen, in Alexandrinern geschrieben. Das ist sein größter Fehler. Der Dichter hat ihn sich abgewöhnt, um das Reimgestängel, welches schon Palma als der Kraft der Worte nachtheilig tabellte, zu vermeiden. Hierdurch wurde der französische Dialog zur Prosa, auch ohne es streng zu wollen. Im Deutschen ist das anders: wir können schon im Rhythmus bleiben, weil wir einen solchen haben.

Mit „Marian Desorme“, welches durch Conjuratib im Jahre nach der Vollendung erst erschien, schlug Victor sein Sitz an der Porte St. Martin auf. Er wollte am Ende für sich haben und kost eine Reform erzeugen, sich ein Publikum wie einst das Théâtre français unter seinen Korymben, die Die Polizei glaubte in seinem „Ludwig XIII.“ Recht zu entdecken, es ist aber wenig Ähnlichkeit in den Personen. Der Dichter hatte in der ganzen Geschichte nur zwei Dämonen und seine Heidin vor Augen, bei der er, wie später bei seinen Hauptcharakteren, das Köstliche mit der Schminke aus der Leidenschaft vergoldet. Dieser Contrast, so auffallend in der Mutterliebe Lucrezia Berghia's und in der Selbstliebe des Ludovik's, scheint dem Dichter zu seiner eignen Verhöhnung zu sein. Ich finde das auch ganz natürlich; man fühlt sich inständiglich bezogen, des Menschen böse Handlungen wie das Lager der goldenen Farben durch einen grünen Schirm zu sehen.

Victor Hugo ist ein Meister in der Kunst, die Grenzen zu steigern. Gendynische Dichter sind wie flache Terrassen aus den ersten Scenen zu entziffern, ihr Werk liegt wie der Fuß einer antiken Reiter vor uns, sobald dies und jenes sichtbar. Hier ist jeder Act, jeder Auftritt neu, und alle Bewegungen sind schlagend und effectvoll, ohne eben als der es nach China zu erscheinen. In einem solchen Grade hat noch Niemand handeln lassen.

Uebrigens haben alle Werke Victor Hugo's einen bloßen eigenthümlichen Anstrich, von „Cromwell“ bis zu „Le s'auvage“ und von diesem bis zur „Marian Ludovik“. Gutes Einfaltigkeit, nur das gigantische Leben der dramatischen und ihr der bürgerlichen Tageswelt sichtbar. Letztere könnte nicht dort vermehrt werden. Es steht zu erwarten, daß der Dichter mit jedem Tage in andere Regionen tritt, nach denen den Bruch seines Ruhms gelange, von selbst die Welt deckt, die zu seiner Besserung führen. Das Ganze kann man nicht aufmerklich machen, nur es beleuchten, um die Obliegen soll. Einstweilen ist die Bahn gebrochen für die Schule.

Notiz.

Eine metrische Grammatik.

Eine solche liegt in des Verlegers Rud. Steiner (in Frankfurt) „Neugroßherzogliche Verlagsanstalt der hebräischen Sprache“ (Leipzig, 1833) vor uns. Der Verf. fordert eine richtig-gläubige Auffassung der Sprache des alten Bundes und heiliger Ehrenbarungsprache und Anerkennung ihrer von den eingeborenen Würde, wodurch sie über alle späteren christlichen Schwester- (um nicht zu sagen Tochter-) Sprachen überlebe und mit bloßer Philologie, wie andere Wissenschaften, nicht gründlich zu verstehen und gebührend zu behandeln. Und weiter heißt es: „Wir haben, von allen Sprachen unabhängig, durch Gottes Gnade solche Einsicht, daß wir nicht ohne Gottes Willen in die heilige Grundsprache, in welcher das Verständnis aller andern Sprachen entstanden ist, gehen muß und seine Zeit auch wird.“ Einer solche ist längst seit Hr. Steiner in den „Vocal- und Accentuation des Hebräischen im Geheimen da gewesen, nicht ohne göttliche Führung oder Leitung entstandenes subjectives Werk der Uebersetzung“, ja, die Accentuation ist nach S. 48: „aus Gottes Befehl.“ Wir sind neugierig, wie Gesenius und Aram sich ein solches Lehrgebäude werden veranschaulichen lassen, wo es Ende wol gar mit den von jenen Gelehrten errichteten Gebäuden sich messen will, trotz aller „demüthigen Bitten“ von Hr. Steiner.

Literarische Unterhaltung.

Donnerstag,

Nr. 44.

13. Februar 1834.

Abalar, der Weiberverdächter. Novelle (f) von Emericentius Scävola. Zwei Theile. Berlin, Schlegel. 1833. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Das ist ein Roman! rief ein Leser — oder war es eine Leserin? — als sie das Buch zuschlug, und in ihrem Blicke lag etwas von der Lüsternheit, welche, nie gesättigt, immer Neues verlangt. Sie oder er gehörte zu der großen Classe Menschen oder Leser, von denen die Leihbibliotheken leben, und außer den Leihbibliothekern noch die große Anzahl Schriftsteller, welche für Leihbibliotheken schreiben. — Futter, Futter, heißt hier die Lösung, immer neues, spannendes, compactes, kräftiges. So was, das den Magen in beständiger Thätigkeit erhält, mitunter auch etwas die Seele, welche in den Thränenbrüsen sitzt, aber nicht zu sehr afficirt. Und wenn das Buch aus ist, das Herbe und das Säfte verschlungen, das Schleimige und das Fleischige, das Gallertartige und das Poröse, das Elastische und das Verdächtige, dann muß es neben der Bedenklichkeit auch noch eine reizende Kraft besitzen. Nämlich einen echten Leihbibliothekroman muß man, natürlich auf dem Sofa liegend, nicht zuschlagen können, ohne sogleich auch den Arm nach einem neuen auszustrecken. Da das auch das Kriterium solcher Romane ist, daß die Leihbibliothekare die besten Kenner derselben sind, so weiß auch jeder, was für seinen Leser gut ist, und wenn dieser den Arm ausstreckt, so greift er in dem zweiten Buche just Das, was ihm Noth thut und zu dem eben beendeten wie das Lippchen aufs i paßt, und er liest Buch b in demselben Athem wie Buch a herunter und kann — versteht sich, er muß schon einige Lesestunden gemacht haben — auch Buch c noch an demselben Nachmittage verschlingen.

Solch einen Roman erwartete ich in „Abalar, dem Weiberverdächter“, als mein Leser oder meine Leserin — ich lasse meine Leser, nämlich dieses Aufzuges, noch immer darüber in Ungewißheit und Spannung — mit trockenem Junc und etwas abgespanntem gläsernen Blicke dem Deckel zuklappte und das Auge nach Wehr rief. Auch der Titel paßt so vortreflich dazu, und es steht bis dato nur Etwas, nämlich dem Exemplar, was ich in Händen habe — die Zerissenheit. Aber auch diese wird kommen, und ich verpönde meine Recensentenstube, hängen dort, sehr, wenn Romane steht das Exemplar, vorausgesetzt,

daß es in eine Leihbibliothek zurückkehrt, so abgegriffen, vergelbt und gefalbt aus wie einst in den glücklichen Zeiten deutscher Literatur „Rinaldo Rinaldini“. Einen Ruf, wie diesem großen Wandtenbuche dazumal wurde, versprach ich dem „Abalar“, als ich ihn lächelnd durchblätterte, freilich nicht, aber in den Leihbibliotheken wird er doch nie zu Hause sein, und ich sehe ihn in schönen Händen, auf dem Sofa und in aufgeborstenen hochrothen über dem Feuerstübchen, nämlich der Höherinnen, und ich prophezeie ihm Glück beim Lohnkutscher auf dem Boche und bei der Jugend, der Mutter und Vater ihn wegnimmt. Der Verf. sagt selbst: „Mein Buch ist nicht für Frauen, welche noch erröthen.“ Das schadet nichts; wenn es nicht vielleicht ein Kniff von ihm ist, so sehe ich es noch grade und zumeißt in solchen Händen. Dem Reinen ist Alles rein.

Ich habe das Buch gelesen und bin auch jetzt der Meinung, daß es ein vortrefflicher Roman für eine Leihbibliothek ist. Hat mich alten Leser, der mit dem Rinaldo geboren und mit den groß schlafenden Jungfrauen erzogen ist, der noch mit Rudolf von Werdenberg und den Löwenrittern Thränen vergoß, und mit Spieß, Gramer, Kratter, Kruse, Hildebrand groß wurde, der aber nun auch meinte, Alles zu wissen, was in der Welt, nämlich der Romanenwelt, passieren kann, und der nur deshalb in den queckblinderger und gewissen leipziger Romanen nicht mehr viel fürs Herz, nämlich selnes, findet — hat mich doch selbst, sage ich, dieser „Abalar“ so gefaßt, daß ich eine Nacht nicht schlief und, was noch mehr sagen will, auch an einem schwarzen Hundstage das Nachmittagschlafchen vergaß! Was geht nicht in den zwei Theilen vor; was begegnet uns nicht und den Menschen darin, welche von allem Kaliber sind, vom grundbösen bis grundschelechten. Flintenschüsse, Schiffbrüche, ungeheure Erbschaften, fast Claren'sch — wenigstens vier Millionen —; die Leute sterben ohne Umstände, wenn sie müssen, d. h., wenn es dem Verf. bequem ist. Einen z. B., einen krankegesunden jungen Landgerichtsaffessor, der absolut fortmüßte und doch gar keinen physischen und psychischen Todeskeim in sich trug, kitzelt seine Frau zu Tode. Um ihr das Rouleau in Ordnung zu bringen, setzt er nämlich ein Labouret auf den Tisch, zieht die Pantoffeln aus und steigt hinauf. Da kommt seiner Ida der Kegel, ihn in die Fußsohlen zu kitzeln, er verliert die Balance, schlägt

um und bricht stehenden Fußes den Kehlwickel. Starb schon je Jemand so in einem Romane? Und als der gefährliche Verführer die schöne Ida absolut nicht betören will, greift sie nach seiner Bogeflinte, drückt, vermurthlich mit dem Zeh, den Hahn ab, schießt sich selbst den Dunst durch den Hals, und derselbe blutige Dunst fährt ihm in die schönen Augen und macht ihn blind, und das erst am Ende des ersten Theiles, und er muß blind den ganzen zweiten Theil durch arbeiten und macht doch noch Eroberungen. Drauf je die Nemesis in einem Roman mit einem einzigen Schuß (es ist nicht einmal eine Doppelflinte) so doppelt? Und das ist noch lange nicht Alles. Augen und Ohren wird man aufsperrn, und ich wiederhole es: Verehrtes Leihbibliothekesepublicum, lies!

Und nun ohne Scherz ein ernstes Bedauern, daß aus diesem „Adolar“ nichts mehr geworden, als Futter für Leihbibliotheken. War Ref. schon nach frühern Novellen dieses Pseudonymus zum Glauben geneigt, daß in ihm ein höherer Beruf liege, als für diese zu arbeiten, so hat ihn dieser neueste Roman davon völlig überzeugt. Schon die Erfindungsmasse ist selten; mir fällt kein neuerer Erzähler bei, der in zwei mächtigen Theilen eine ähnliche Masse Begebenheiten von rohem und geistigem Interesse zusammengestapelt hätte: Es ist eine Kraft, und zu überraschen, da, wie sie nur Calderon als Komödiendichter hat; und diese Erfindungsmasse ist nicht roh, eine Cyclopmauer, auf- und übereinandergestapelt, sondern geschickt co- und subordinirt. Ein verständiger Plan, sogar so verständig, daß die Poesie, wenn sie da wäre, darüber untergehen könnte, waltet durch; es dient jede Begebenheit, jede Rede ihrem Zwecke, und das Willkürliche bleibt nirgend heraus. Daneben entwickelt sich in dieser Fülle von verben Gestalten eine — sein möchten wir sie nicht nennen — aber eine überaus reiche Charakteristik, welche außer dem Romanleser selbst dem Psychologen vom Fach nützlich sein könnte. Moriz hat, als er seine „Erfahrungsseelenlehre“ schrieb, möchte ich schwören, nicht so viel Menschen gekannt als Herr Scävola, und der Professor F. Benecke in Berlin könnte zu seiner „Physik der Sitten“ die Affecte der jungen Mädchen und Fräuleins, der Bergrathinnen und Commissionärthinnen, der Landrentmeister und Obersteuerdirectoren unsers Emerentius mit eben dem praktischen Nutzen studiren, als wenn er in der Welt — doch nein — als wenn er in einer kleinen Stadt danach suchte. Hic haeret aqua. Es sind Menschen, die Figuren des Herrn Scävola, wirkliche, wahrhaftige, aber nur aus dem nächsten praktischen Umgange mit der Welt im kleinen, beschränkten Raume aufgesehen. Gut drei Viertel davon sind so wahr, daß ich den Ausdruck: portraictirt, nicht brauchen mag, sie sind „abgeklatscht“, so sind sie mit dem gedblumigen Rattunkleid, mit dem Staub ihrer Schuhe — den Roth nicht zu vergessen, in den sie vorher etwa traten — mit ihren rothen Backen, ihren vom Winde zerstreuten Locken und dem Wischen Soele, das aus den Mundwinkeln und den Augen vorblinzelt, abgedruckt, abgepreßt, abgeklatscht. Frage:

Ist das Kunst — Kunst nämlich im höhern Sinne, et hic haeret aqua.

Doch ich bin mit dem Guten noch nicht zu Ende, das Hauptsächlichste kommt noch. Wenn die Hauptsache einer guten Dichtung der Gedanke, oder Begriff, oder meinethalben die Idee wäre, so wäre der „Adolar“ eine vorzügliche und Hauptdichtung; denn Alles, das Schrift wie das Kleinste, muß einem Gedanken dienen, es ist nichts müßig erfunden und gesagt, es ist Art, Zweck, Mact an einem großen Baume. Auch findet man nicht einmal, was doch sonst auch bei guten Romanbüchern vorkommt, ein gelegentliches sich Behalten, eine poetische Schwachhaftigkeit, sei es nun im Dialog oder in der Schilderung; etwas, was bisweilen grade die Dichternatur verklärt — davon hier nichts. Breit wol hier und da, aber in der Breite Präcision. Es ist ein didaktischer Roman, wo der Autor belehrt neben der Unterhaltung, und neben der Belehrung und Unterhaltung fließt er die Sinne. Belehrung, Unterhaltung, Phantasie, Gefühl, Kenntniß, Wirklichkeit und Wahrheit — alles Das ist da, und was fehlt nun, daß es doch nicht mehr ist als ein Leihbibliothekroman? Wer sagt Das, was fehlt, in ein Wort zusammen? Vielleicht nennt es Einer Korbtheil, ein Anderer Kunst, ein Dritter Erzählung; ich möchte es Poesie nennen. Allein man kann, auch ohne ein Poet zu sein, mit jenen Mitteln einen vorzüglichen Roman schreiben, der beinahe so lange dauert als echte Poesie. Man denke an die Sittenmaler Fielding und Smollet. Es waren keine Poeten. Sie malten nicht mit dem Mauerpinsel, könnte Jemand, der wüßig sein will, sagen, oder sie schminkten nicht mit Feuerherbsroth; oder, sagt vielleicht ein Anderer, sie bezogen ihre Menschenkenntniß nicht aus kleinen Städten. Aber Farbe ist Farbe, und die Spanier malten ihre unbeschreiblich schönen Madonnen mit Pinseln, die wenigstens wie ein Vorwurf gewesen sein mögen. Zudem kann ein echter Maler auch mit einem Mauerpinsel ein echtes Kunstwerk malen; Holbein mauerpinselte auch. Und was die kleinen Städte anlangt, Wagner, der „Wilibald's-Ansichten des (genen) menschlichen Lebens“ schrieb, kam nie aus seiner kleinen Stadt, und ein ungleich größerer Poet, Jean Paul Friedrich Richter, hat höchstens ein paar Besuche in Wien und Berlin gemacht; am Lago Maggiore war er bekanntlich nie. Ich weiß es nicht, woran es liegt, daß Herr Scävola nicht mehr geworden, als er ist, auf Schrift, daß mir Herr Brockhaus meine Recensentenstelle kündigt; vielleicht weiß es Herr Scävola selbst.

Das aber weiß ich, daß ein größeres Gedicht, d. h. ein Roman, in diesem „Adolar“ liegt, und daß schon dann mehr Poesie darin wäre, wenn er nicht gar so regerrecht zugeschnitten und mit Theilen und Antithesen gesetzt wäre. Adolar ist ein Sort von Schwärze und Liebeshandigkeit, nebrabei ein Arzt, unter dessen Rücken, selbst als er schon erblindet, jeder Kranke gesund wird, ein Mann von ungeheurer Geißt, gewaltigen Kenntnissen, Erfahrung, und was ebenso viel werth, ein Doctor von über vier Millionen, der gratis curirt. Näheres über ihn aus seiner Ju-

genüßt Adolar und wünscht Alexander von Humboldt mittheilen, denn Adolar würde ihm zu Madras vorgeschickt und rechnete diesen Tag zu den glücklichsten seines Lebens. Aber Adolar verachtet die Weiber und glaubt nicht an ihre Tugend, weil sie ihm überall entgegengekommen und in die Arme gefallen sind; nur deshalb ist er nicht glücklich und wird immer unglücklicher, weil jede Probe, die er mit ihnen anstellt, ihn immer schlagender von ihrer Worthlosigkeit überzeugt. Nun wird er blind, verliert sein ganzes Vermögen, zweimal — man denke sich, bei einem Schiffbruch an der portugiesischen Küste gehen vier Millionen englische Dreiprocentis, in einer eisernen Cassette verschlossen, unter! Doch, um der Wahrheit treu zu bleiben, muß ich anführen, daß 20,000 Pfund davon gerettet sind, weil der Betende sie statt 2000 Gulden holländisch einem höchst ehrlichen amsterdamer Gastwirth aus Versehen (ein Blinder sieht bekanntlich auch in einem Roman nicht) zum Aufheben gegeben hatte; also er verliert sein ganzes Vermögen und geräth in eine so unaussprechlich elende Lage, in eine Dienstbarkeit so herabwürdigender Art, daß sie ein kräftiger Mann nicht einmal andeuten darf, und dadurch zur Ueberzeugung, daß der Mann noch viel schwächer ist als das Weib und noch viel tiefer sinken kann. Das Weib in seiner Erniedrigung ist die Aufgabe des ersten, der Mann in seiner Entwürdigung die des zweiten Theils. Adolar kommt zu der sehr richtigen Ueberzeugung, wie er selbst oder das außerordentliche Glück davon Schuld gewesen, daß er die Weiber nur von ihrer schlechten Seite kennen lernte; daß es höchst unverkännlich von ihm gewesen, in barbarischem Stolz, mit kalter Gefühllosigkeit alle Weiber, auch die edelsten, einer herkulischen Prüfung auszusetzen, zu der er ja durchaus nicht berufen war, und muß es als ein höchstes Glück schätzen lernen, daß er Maria, ein überaus edles Wesen, nachdem sie die wegen Ehebruchs mit ihm verstößene Gattin eines Andern und aus Kindespflicht Waitresse eines russischen Fürsten gewesen, zur Gattin und Lebensgefährtin erhält und in ihr — und wie Alle mit ihm — einen wahrhaft weiblichen Engel erkennt.

Es ist, wie gesagt, Alles Wirklichkeit in den Charakteren; nur wo er den Satz, den er beweisen will, in allen Niederungen belegen zu müssen glaubt, schweift der Verf. von der Wahrheit ab, und aus den Menschen werden Puppen. So, wo es ihm gilt, darzuthun, wie der Reichthum den gesunden Stolz verführt und aus dem gebildeten, humansten, edelsten Menschen alsbald einen rohen Wilden macht, macht er selbst Sprünge, die nur einem Wilden in der Romantik erlaubt sind. An Adolar ist der Uebereifer nicht; aber daß Ernesti, der Landdrost, augenblicklich als Verwalter einer milden Stiftung ein Schurke werden muß; daß der gute Philipp, weil er als natürlicher Neffe eines reichen Mannes Ausschick auf eine kleine Erbschaft gewinnt, sogleich zum unnatürlich-gierigen Bräuer umschlagen muß, ist in der menschlichen Natur nicht motivirt, sondern Caricatur eines Romanenschreibers, der die Menschen als Figuren zu seinen Staffagen braucht. Aber er hat Figuren hingestellt, die auch jeder Le-

ser für Caricaturen hielt, denn das Glück gewesen, nur unter sittlich-edeln Wesen zu verkehren, und die doch durchaus Wahrheit, wenn auch glücklicherweise seltsame Wahrheit sind. Dahin gehört das Schicksal Madame Reissner, eine Gestalt, die eigentlich in keinem ästhetischen Roman vorkommen dürfte, weil sie die personifizierte Gemeinheit ist, aber so treffend Zug um Zug der Wirklichkeit entnommen, daß Res. in einem blassern Abdruck darin ein Original erkennen möchte, was in seiner eignen Lebensgeschichte verhängnißvoll mitgespielt hat. Ein Frauenkenner ist Emerentius Scavola überhaupt, wenn er auch nicht in die Regionen sich versteigt, wo die Aurelien, Marianen, Natalien zu Hause sind; auch seine Theresen sind nicht so appetitlich. Um Alle schlottet der kleinstädtische Ballanzug, wenn sie sich auch sonst apart genug benehmen. Das soll aber keine Rüge sein. Warum soll man nicht auch über diese eine authentische Quelle haben. Iffland's Menschen sind nicht Menschen auf der Höhe des Lebens und der Poesie, aber doch wird einst der Sittenschilderer dem Komödiendichter danken, daß er ihm eine Quelle für das Familienleben der Deutschen am Ende des 18. Jahrhunderts ward.

Vorhin wurde nur das Thema des Romans angedeutet, und mehr braucht auch nicht in einer Kritik zu geschehen. Aber schließlich sagen wir, daß der Schluß des Romans zur Versöhnung hinneigt. Der Verfolger und Verfolgte, obgleich blind, wird doch sehend, denn er sieht, daß er geirrt, sowohl als er das Weib, wie da, als er den Mann für das verworfenste Geschlecht erklärte. Der Schöpfer liebt beide gleich und hat beide gleich befähigt, das Ziel des Lebens zu erreichen. Mit den geretteten Trümmern seines Vermögens lebt Adolar an der Seite seiner tugendvollen Gattin als Vater und Erzieher seiner Kinder und vieler Waisenkinder glücklich im neuschatteler Thale und wird sogar noch einmal Millionaire durch einen aufgefundenen Vater von ungefähr. Da aber — doch das sei nicht das Ende des Romans, sondern nur des Leihbibliothekbuchs — bricht die Bourquin'sche Rote über die Berge in das glückliche Neuenburg, raubt und plündert, das Etablissement wird zerstört, und der blinde Adolar, seine Gattin und seine Freunde werden niedergemetzelt. Wozu diese Frage? Ich sehe durchaus keine innere Nothwendigkeit, als daß dem Verf. ein Verdruss ankam, seine eigne Arbeit ihn anerkelte, und er mit einem höhnischen Strich sein ganzes Bauwerk des Glückes zerstören wollte.

Für junge Mädchen ist es kein Buch; Prüde dürfen es gar nicht lesen; Frauen jenachdem sie sind, entweder so gebildet, daß sie darüber weg sind, oder so darunter, daß es nichts schadet. Sinnlich ist Alles, was Herr Scavola schreibt, aber nicht lüstern; und moralisch ist die Tendenz, denn er malt den Teufel schwarz. 76.

Alexander Dumas.

Als Kritik seiner vor Kurzem in Paris erschienenen Gesammtdriften.

Der „Courrier français“ eröfnete vor Kurzem in einem Artikel die modernen französischen Schriftsteller, welche in einem

Alter von 30 bis 35 Jahren bereits das Vergnügen erlebten, ihre gesammelten Schriften gedruckt zu sehen. Es sind ihrer mehr als ein Duzend, und der geringste von ihnen zählt 8 Octavbände. So weit haben wir es vorläufig noch in Deutschland nicht gebracht; denn da ist selbst das Genie in den meisten Fällen nicht im Stande, einen wirklichen Gewinn aus seinen Schriften zu ziehen. In Frankreich ist das Dichten ein einträgliches Gewerbe, in Deutschland nur eine Passion, die Einen ruiniert. Alexander Dumas ist wie Victor Hugo einer von den wenigen neueren Schriftstellern Frankreichs, die nicht aus Liebhaberei, aus Speculation oder aus Abneigung gegen das praktische bürgerliche Leben zu schreiben anfangen. Er war weder reich noch faul, noch ehrgeizig, er war blos ein Talent, das sich nicht begreifen und nicht begreifen machen konnte, bis Unglück und fremde Menschen und erwachte innere Kraft das Licht andießen und als ein Meteor durch Stumpf und Noor der Verdämnisse trieben. Zuletzt erkannte er sein Element und hielt sich in den lustigen Höhen des poetischen Sonnenkreises. Die pöbel Recensenten, welche sehr gern den Shakespeare im Munde führen, seit Dumas und Hugo ihnen sagten, Voltaire und seine Zeitgenossen hätten ihn nicht gekannt, und darum wüßten die Franzosen noch bis heute nicht, was dramatische Poesie sei, sind mehr als unordentlich; wenn sie die Dramen eben dieses Dumas als ein Resultat des Studiums jenes Dichters darstellen und dagegen dem nervigen Hugo den britischen Charakter freitig machen. Sie beweisen damit noch einmal, daß sie den Shakespeare nicht kennen, ja, daß sie ihn nicht einmal gelesen haben. Man wird sich erinnern, daß es in Paris als eine Bistenschaft angerechnet wird, wenn man led über Dinge abspricht, die man nicht kennt; grade so wie es lustige Hauswände der haute société gibt, die in einem fort von ihren Siegen bei den Damen sprechen und sich eine Ehre daraus machen, einer Jugend die Ehre aus Prahlerei zu rauben, so gibt es auch Schriftsteller, die mit ihrem Wissen dahln und gewissenlos morben oder krömen, um der Menge einen Augenblick zu imponiren. Man hört sie auch oft von Götze und Schiller sprechen, von Kant und Fichte; und doch bin ich überzeugt, daß sie weder das Original lesen können, noch eine Uebersetzung in partibus gelassen haben. Sie reden einander nach wie Gevatterinnen, und da sie wie diese nicht beim Text bleiben, so wird am Ende aus einem Schmeißer ein höllisches Gespenst, vor dem man sich feruzigen muß.

Victor Hugo und Alexander Dumas sind beide weder Kinder noch Enkel von Shakespeare. Jener aber steht wie der Briten nach dem hohen gigantischen Schicksal, nach riesenpotterten Menschen; dieser nach der natürlichen Welt, die in uns und um uns ist, und worin wir nichts sehen, als was uns selbst begegnet kann. Im Ganzen hat also Hugo mehr von Shakespeare als Dumas, obgleich dieser, wenn er dichtet, so ganz vom Sujet beherrscht wird, daß er den Calcul, den Plan vergißt, und jener nur einen Plan, und zwar Schritt vor Schritt, verfolgt. Man tadelt Hugo's dramatisches System und vergleicht seine Stücke mit Guedermannen, die kein Glied ohne den Meister zeigen. Das ist offenbar Unrecht; denn was ist ein Schauspiel anders als eine künstlich gefügte Handlung, die vor unsern Augen vorgeht, eine Reihe von Acten, Scenen, Auftritten, die aus einander hervorgehen nach logischen Bedingungen? was ist es anders als ein Gemälde, das zuerst gedacht, dann gezeichnet, dann gezeichnet, hernach colorirt und endlich schattirt wird? Auf der Bühne kann man keinen Roman spielen, und wenn man nur die Idee eines Romans hinaufbringen will, so weiß man, daß man im Welt das Unterste zu oberst kehren muß, um stufenweise fortzuschreiten bis zur Katastrophe.

Ich werfe Victor Hugo vor, ohne dramatische Nothwendigkeit bloßwiesig zu strafen und zu verurtheilen gegen das Gefühl des Zuschauers. Dieser Vorwurf kann nie Dumas treffen, der in seinen Stücken die moralische Gerechtigkeit und das Herz des Menschen sprechen läßt. Dumas hat meines Wissens jetzt

leben oder acht Theaterstücke, meist Dramen geschrieben. Dichter haben den meisten Beifall „Antony“, „Henrich III.“, „Der Thurm von St. Gertrude“ und endlich „Angela“ gefunden. „Richard III.“, welches ich auch an der Porte St. Martin sah, ist mir sehr gelangweilt. Es läßt sich davon im Allgemeinen sagen, daß ihnen gegen das Ende hin niemals die bestmögliche Wirkung fehlt, dagegen von vorne herein regelmäßig kein Interesse gebriecht, das den Zuschauer aufmerksam hält und an die Handlung fesselt. Sehr oft gehen drei Acte in halber Conversation vorüber, oder der Dichter gefällt sich daran, auf seinen Instrumenten einzeln etwas vorzuspielen, bis er ihn hernach im Ensemble, im Orchester desto besser vertheilt. Das ist ein Fehler der alt-französischen Schule, von dem die Cornelle nicht frei ist. Victor Hugo hat ihn so sehr überwinden, daß er Mühe hat, die Handlung bis zum letzten Act zu frigen; denn er bewegt seine Welt schon am ersten Schöpfungstage.

Mich dünkt, „La tour de Neale“ ist unter einem andern Namen als dem des Werks, aufgeführt worden. Ich erinnere mich erst jetzt das Stück und zwar mit Verwundern im Einzelnen der Gesammtwerke des Dichters gefunden zu haben. Ich hat die meisten Vorstellungen erlebt, oder ich glaube wenigstens zu müssen, ohne das meiste Verbleib zu haben. Dumas war sich damit wol etwas zu Gute thun auf Kosten seiner Ehre. Ich glaube nicht, daß ich der Einzige bin, der die Colosse des Mittelalters darin mehr schätzte als die Poesie, welche zu Glücke für die Sache nach dem Wiedereintritt des pariser Publicums ausfiel. Von diesem Publicum kann man so viel Fehls haben, als man will, wenn man die populären Salten erhebt und ihm ein ordentliches Scherz überläßt, Spottredn: Ist ist ein König! Ich habe mich niemals des Dichtens erinnern können, wenn ich die Regentin in diesen Stücke zu ihrem Thron in eine Bavaria kommen sah, das Staatsräthel im Hofsaal. „Wache mich“, sagt ihr Adonis, „ein Patient als zum Minister“ — und sie öfnet ihr Schnupstuch und schreit: Sie siegel! „Voici, mon ami, quand memo —“ Scherz von Jüge hätte ich eher von Hugo als von Dumas erwartet, da der hat sich einmal vorgenommen die Adlige zu Würgen in rue St. Denis zu machen, welche sich nicht im mindesten gegen einander ihre Herkunft vom Straßenspazier vorzuweisen. „Je suis“, sagt er, „ne sont que des commercans, ils font un queroute comme les speculateurs de la bourse.“

Ich muß vor Allem den schönen Ansichten von Kant über Leben Alexander Dumas' Gerechtigkeit widerfahren lassen. Er ten sahle Jemand jarter als er; und er war genau, was Humor, was Satire, was Ausschweifung und keine andere Welt ist. Seine „Angela“ hat das wieder zur Gänge bewiesen und es ist Lustig, die darin waltet; Lustig, die die Jugend lobt, das Laster bestraft und die Verhältnisse des Lebens abgleicht. Er versteht es, alle Welt auszusuchen mit seiner Töcung. In Prosa ist ihm dies nicht so gelückt. Das Publicum von St. Gertrude in seinen Reisebüchern zu finden, die auch schon in Deutschland bekannt wurden. Er hat eine gefällige Schreibart, versteht das, was er will, gut anzulegen und mit angemessenem Scherz zu wärmen. Erthlung mit dem Dialog, zuweilen kößt man auf bloße Poesie, und ist diese auch angenehm. Er gleicht in diesem Punkte sehr dem andern neuen deutschen Belletristen.

Der Streit, der zwischen den Partisanen Dumas' und Goethe's entstand, dauert noch fort, letzterer hat in seinem berühmten Reformen auf seiner Seite, und diese werden im stärksten Stande, ihren Helden auf ihren Schritten vorwärts in den Tempel des Ruhms zu tragen, sofern sich die Partisanen Dumas' etwa widerlegen wollten. Wahrscheinlich wird sich die Kraft eher als der Wille, womit man sich nun zu zeugt hat, daß beide Körperchen eine müßige Bewegung zu haupten.

Freitag,

— Nr. 45. —

14. Februar 1834.

Ueber deutsches und französisches Unterrichtswesen.

(Fortsetzung aus Nr. 42.)

Die Erziehung der Völker ist im frühesten Anfang ganz Eins mit dem Leben selbst; sie wird später national, d. h. die spätern Zeiten nehmen aus den frühern die Elemente ihrer Bildung und leben in der Erziehung der jüngern Generation gleichsam die Geschichte des Volks nach; bei einzelnem Völkern, aber nur ganz wenigen, ging sie noch weiter und sahe, entweder vorwärts oder rückwärts schauend, die ganze Menschheit ins Auge und bildete sich an ihr und für sie weiter aus. Diese Sätze sind an wenigen Beispielen ganz vollent zu machen.

Die Schule, der kleine Staat der Kinder, bildet in China den Staat der Erwachsenen aufs treueste ab. Getrennte Adels- und Volksschulen zeigen die herrschende Rangordnung und das Vortragen einer Gelehrtenklasse; der Unterricht selbst, pedantisch, verfrüht, beschränkt, pure Gedächtnisfrage, erklärt einfach den Charakter der ganzen chinesischen Bildung, oder diese ihn. In Indien ist derselbe Fall mit dem schmalen Volksumereiche und dem geheimen und heiligen des Braminen; in Aegypten erscheint die ungefähre gleiche Stellung des weltlichen und geistlichen Adels in den Pflanzergesellschaften für die wissenschaftliche Sittenbildung des Adels und der Priester zugleich. Im alten Persien, das den Wissenschaften fremd blieb, ist eine gemischte, auf das Moralsche und Physische bloß abzielende Stammerziehung; und alle patriarchalischen Staaten alter und neuer Zeit, sowie alle patriarchalischen Anfänge der Völker gehören hierher. Hier also belagt die Schule den Staat, der Staat die Schule nicht weiter; Eins spiegelt ins Andere ab.

Die nationale Erziehung ist die deutlichste, gewöhnlichste, bei allen Völkern, die eine reifere Entwicklung zeigen, gleichwohl vorwiegend. Die Erziehung der Juden präsentierte das Stamm- und Familienmäßige des ganzen Staatsorganismus, sie gründete sich auf Häuslichkeit; er Unterricht, so weit er da war, war ein häuslich-naturales. Als die Propheten das Volk erinnerten an höhere Wohlthaten, an die man die gläubigsten Punkte er allem Wohlgefühle knüpfte, so lehrte der Vater den Sohn in der Handreichung des Gott kennen, der ein nationales, ein häusliches Gott war; alle Ermahnungen der Propheten erinnerten an die glückliche Vergangenheit des

israelitischen Volkes, die dieser Gott geschenkt; alle Drohungen an die gefährdete Gegenwart, die dieser Gott herbeiführte. Das Land, das der Jude bewohnt, und der Regen, der es befruchtet, ist nur unter der Bedingung gegeben, daß das Volk ihm treu bleibe, und das Gesetz befiehlt den Vätern: „Lehret diese Worte eure Kinder, daß du davon redest, wenn du in deinem Hause sitzt, oder auf dem Wege gehst, wann du dich niederlegst und wann du aufstehst.“ Die berühmte Volkshucht der Spartaner könnte man fast eher in jene erste Reihe stellen, nur daß sie doch mit der Zeit einige passende Elemente aus der poetischen und musikalischen Bildung Griechenlands in sich aufnahm. Es ist ein streng historischer Gang in der athenischen Erziehung, wie sie in Plato's „Protagoras“ geschildert wird; wo erst das Kind von Mutter und Vater, von Vätern und Amme Anschauungen und Begriffe erhält, dann Lesen und die epischen Dichter verstehen lernt, dann die lyrischen, dann durch Gymnastik zum äußern Staatsdienst vorbereitet, endlich von dem Staat selbst die Befehle zu beobachten gelehrt wird. So hängen die meisten Staaten des jetzigen Europas an den Formen und den Unterrichtsgegenständen, die ihre Vorgänger, das Mittelalter, sie gelehrt; wenige schüttelten sie in etwas ab.

Diesen zweiten Weg gingen auch jene Nationen, die wir als die erwdähnten bezeichneten, welche gleichsam die Menschheit zu verterter bestimmte waren; allein sie rissen sich von der Nationalität zur Zeit ihrer politischen Gesunkenheit und ihrer geistigen Kette los und setzten sich ein größeres Ziel. Zuerst trat unter den Juden Jesus Christus auf; frei von allen nationalen Rücksichten und Vorurtheilen, schied er für alle Zukunft das geistige Reich von dem irdischen und veränderte durch seine Lehren von Bruderliebe und Menschenwerth die ganze Ordnung des Lebens: diese seine Lehren sind ewig, sind für die Dauer des Menschengeschlechtes. Die Juden also wickten durch diesen Einen Lehrer auf alle folgenden Jahrhunderte, auf den ganzen gebildeten Theil der Menschheit. Vorgebereitet hatten der Ausbreitung dieser Lehren Sokrates und seine Schüler. Er trat in einer ähnlichen Zeit des Sinkens nationaler Kraft gegen die nationale Erziehung auf, gegen den Dichter, der für die griechische Nation und ihre Erziehungswesen völlig Das war, was Moses für die Juden; er schien wie Jesus den alten Propheten erdulgen zu

wollen und warf sein Ansehen nieder. Des griechischen Philosophen Apostel und ihre Schulen waren, wie seine eigne Lehren, gegen das Rationelle, und wiesen vom Höheren weg auf das Menschliche; sie gründeten nicht eine Religion, sondern eine Wissenschaft, in der man sich, nicht beschauend, sondern aufklärend, über die irdischen Verhältnisse sollte wegsetzen lernen; sie setzten an die Stelle der alten nationalen Musik die Musen überhaupt. Indem Plato einen doppelten Kurs des Unterrichts für die verschiedenen Jugendalter in seinen Gesetzen vorschrieb, und die neuen Gegenstände der Arithmetik und Geometrie, der Dialektik und andere in den Unterricht einführte; indem Aristoteles allen Unterricht und Bildung als ihren Zweck in sich selbst enthaltend setzte und die Frage nach einem praktischen und handgreiflichen Nutzen Dessen, was gelehrt und gelernt wird, ablehnte; indem er die Wissenschaften der Arithmetik und Geometrie, der Rhetorik und Poetik, der Rechtskunde und Politik, indem er mit einem Worte das gesammte Reich der Philosophie eröffnete, schufen diese Griechen alle Elemente, an denen sich nach dem bevorstehenden Umsturz aller Verhältnisse der alten Welt die neue werdende emporbilden sollte, und die Namen ihrer Lehrorte sind wie Symbole auf die folgenden Zeiten übergegangen. Das ganze Mittelalter und die Völker, die in ihrem innern Wesen ihm nahe blieben, bildeten nur einen Uebergang. Man nahm wol die Lehren des jüdischen Propheten und der griechischen Philosophen auf; allein man verkannte und entstellte sie. Aus den Verirrungen dieser Zeiten schien es einmal, als ob die Florentiner, die die alte Philosophie poetisch zu verjüngen suchten, zu erlösen strebten; doch blieb das Werk den deutschen Reformatoren vorbehalten. Die großen Völker und ihre großen Lehrer reichten sich in dieser großen Zeit gleichsam die Hände zum Bunde, unsere Luther und Melancthon vernichteten Pfaffenwesen und Scholastik, und setzten eine reine Gotteslehre und eine echte Weisheit an die Stelle der alten Barbarei. Die Griechen hatten die Stufe ihrer allgemeinen Wirkbarkeit für das Menschengeschlecht erstiegen, als sie, vorschauend und für kommende Generationen schaffend, die Wissenschaften und die Bildung des Verstandes cultivirten; die Deutschen begannen ihre geistige Mündigkeit anzutreten, als sie rückschauend den Geist griechischer Humanität in sich aufnahmen, das barbarische Latein verschmähten und die kalten römischen Autoren unzureichend fanden. Diese eigenthümliche Form der Begegnung beider Nationen ist ihrem übrigen Auftreten in der Geschichte der Menschheit ganz analog, indem wir die Griechen überall schöpferisch und erfindend, die Deutschen, so weit sie ihre Entwicklung bis jetzt gebracht hat, immer nachahmend und aufnehmend, beide aber in bidem genial und originell und unter sich, wie Humboldt gesagt hat, verwandt finden, eine Verwandtschaft, die eben nur in der ähnlichen Vertrautheit beider Nationen mit dem allgemeinen Charakter der Menschheit liegt. Alle die Völker, die wir nannten, sind auch schon während jener Zeit, wo sie noch ihrer nationalen Entwicklung folgten, eigentlich die einzigen Repräsentanten der Menschheit. Die drei Hauptsei-

ten einer jeden Erziehung und menschlichen Entfaltung, die religiös-moralische, die physisch-sinnliche und ästhetische und die intellectuelle werden in diesen drei Völkern aufs vollkommenste und reinste dargestellt. Bei den Juden bezog sich alle Erziehung und aller Unterricht, selbst in Familie oder Volk, durch Lehrer, Schriftten oder Propheten, auf Religion, auf die Verehrung des Ewigen-nationalen Gottes, der nachher, unter geläuterten Begriffen, wenn es nicht zu beschränkt oder unfromm klingt, ein Eigenthum der Menschheit ward; sie knüpften zu einer Zeit, wo religiöse Bildung die einzig existirende war, ihr ganzes Leben in Staat und Haus an den Gott der Väter. Die Griechen, in einer Zeit, welche die üppigste physische Kraft nährte, alle Sinne zu einer merkwürdigen Schärfe und die Einbildungskraft zu einem nie wieder erfolgten und nie wieder zu erwartenden Grade von spherischem Weilen trieb, knüpften Alles an Musik und Gymnastik und an den harmonischen Einklang der innern und äußern Natur; ihre Wissenschaften waren während der Zeit ihrer nationalen Bildung mehr Werk der Phantasie, ihre Religion sogar war ihrer Kunst untergeordnet, und es ist ein völliges Missverstehen, wenn man hergebracht Sentenzen zu Gesetzen das umgekehrte Verhältniß behauptet. Deutschland aber pflegt das Intellectuelle; gesunde Richtung des Verstandes war von je der Ruhm der Nation; die Reformation sprengte die Fesseln, die man dem feierten Denken anlegen konnte, und seitdem ordneten wir, wie die Juden der religiösen, die Griechen der künstlerischen, Alles der wissenschaftlichen, intellectuellen Bildung unter, welche die verständige Richtung der Zeit auf ernste Lehre und Kenntnisse einzig fördert, und wie hielten diese sogar in unserer ebendadurch so originellen poetischen Literatur innerlichst fest. Die griechische Zeit konnte ihrer Natur nach und mußte vielleicht von den ursprünglichen religiösen Vorstellungen des Ostens entfernt sein; die deutsche aber kann keine vergangener Bildungen der Juden und Griechen nicht entbehren, sowie alle Ausbildung des Verstandes ohne Nahrung des innern Sinnes für das Heilige und Schöne nie eine gesunde und gebiegene sein kann. Deutschland nahm daher alle Elemente der Vergangenheit, in denen sie die Menschheit, um diesen Ausdruck zu wiederholen, gleichsam nachlebt, in sich auf, und unsere national gewordenere Erziehung bildet die Geschichte der Menschheit in einer Weise ab, die überraschend einfach ist, und die nach ungemein vielen Seiten hin auf unsere dieserartigen Verhältnisse erläuternde und belehrende, ermunternde und niederschlagende Blicke werfen läßt. Aus dieser Vergleichung wird sich namentlich wieder ergeben, wie nahe die deutsche Nation der allgemeinen Menschlichkeit steht, wie treu sie sich dem Gange des Ganzen anschließt, was immer ihr höchster Ruhm bleiben wird, sowie wie in den glücklichsten Zeiten unter den einzelnen Menschen im Grunde nie etwas Anderes bewundern als ihre enge Verwandtschaft mit der Natur und mit dem allgemeinen Charakter der Menschheit. Wir werden finden, wie ungemein sicher der Instinkt der Völker leitet. Das Gemeingefühl unserer Na-

den traf das Wahre, ohne es zu wissen, setzte sich, verfolgte und erreichte ein Ziel, ohne es zu kennen. Dies ist die Eigenschaft des Instinkts überhaupt; er geht auf ein Ziel auf gradem Wege los, während der freie Wille, der sich aus ihm, durch Erfahrung und Leben hervoeerufen, entwickelt, sichere Wege sucht und oft irrt. In einzelnen Menschen nur steigert sich der Wille zu einer großen Höhe, nie aber so, daß er den Instinkt ganz verdrängt; in Vätern aber behauptet dieser über das bewußte Handeln ein stetes großes Übergewicht. Der Takt der Nation erkannte richtig ihre Stellung und ihre Aufgabe; von ihr müssen wir Grundsätze der Erziehung lernen, denn wir lernen dann an der Natur selbst, die untrüglich ist. Und uns wäre es gar nicht so überflüssig, uns selbst über unser Treiben in den Schulen anzuklären, ehe wir uns mit der von den Nachbarn uns angehanen Ehre brüsten. Es ist unter der Leitung von Schulcommissionen, die nichts von dem Unterrichtswesen verstanden, unsägliche Verleththeit eingerissen, und wol mehr noch durch unsere ausübenden Pädagogen, denen man viel zu früh das Lehren und Erziehen gestattet. Aus einer solchen Verfrühung, aus der freilich nothwendigen Bildung von Seminaristen (die man nur viel zu handwerksmäßig betreibt) und Candidaten entsteht der große Schaden, daß diese allzubald auf ihr Geschäft wie auf eine vollendete Kunst blicken, das sie doch erst mit langen Beobachtungen an der Jugend und an der Natur der Menschen erlernen sollten. Aus dem totalen Mangel an solchen Beobachtungen aber kommt es, daß nie ein Theoretiker, ein Philolog oder praktischer Schulmann im Festsetzen der Objecte des Unterrichts oder der Grenzen der Erziehung einfach die Natur traf, und daß fast nie Einer an die Ordnung gedacht hat, in der die Kenntnisse dem jungen Geiste vorgeführt werden müssen. An der Stelle von solch einem unversessenen Princip ruht bei der Masse unserer Philologen nur Steifenpferderei, pedantische Gelehrsamkeit, ehlisches Nachtreten in die vorgezeichneten Spuren, und wo sich ja einmal Einer zur Reflexion über sein Amt erhebt, bringt er es denn auch zu einem Grundsatz, wie man das nennt, d. h. zu einem Gemeinplatz, zu einer moralisirenden Floskel, die nicht viel mehr als nichts ist. So ist zu fürchten, daß, wenn uns auch das wahre Princip aller Erziehung durch eine geglaubte Offenbarung bekannt würde, sich kaum Jemand finden dürfte, der nur irgend fähig wäre, eine Anwendung davon zu machen. Diesem Princip aber läßt sich, wie wir schon sagten, wenn man bei der Nation fragt; in der That auf die Spur kommen; das Allgemeine läßt sich bei ihr auskundschaften, nachdem das Einzelne mehr oder minder consequent sich gestaltet.

Denken wir uns folgende allgemeine Züge der Erziehung eines deutschen, den Studien bestimmten Knaben, deren Zusammenreffen in Einem einzelnen Falle man vielleicht selten finden wird, deren striktes Vorhandensein aber Niemand leugnen kann, der mit der einfachen Classe des deutschen Mittelstandes bekannt ist, wo er noch nicht im Verhauoh des vornehmen Lebens verdoeben, krankelnd und

empfindsam, tollig und äfflich-besorgt, wein, wo er noch heftig, thätig und beschäftigt ist. Dort nimmt für das ungeborene Kind die Mutter die Pflege über sich und gibt der erwachenden Phantasie, dem Sinnen allerhand einfache Nahrung: Freundlichkeit und glänzende Gegenstände dem Auge, rühmenden Gesang und raffolpdes Spielwerk dem Ohr, die Wärme der mütterlichen Brust und der körperlichen Umhüllung dem Gefühl. Sonst aber wächst das Kind unter den ungünstigsten Umständen auf, unter dem Verhättschän der Freundinnen, der Vernachlässigung der Mägde, gar oft unter allem Mangel an Sorgfalt von ältlicher Seite selbst, denn es ist in Deutschland noch ziemlich allgemeine Meinung, daß ein so zartes Alter der Erziehung nicht bedürfe. Der Vater scheut gar oft den Säugling und kümmeret sich erst um ihn, wenn mit dem Eintritt der Sprache das Erwachen des Verstandes gegeben ist. Doch thut er gemeiniglich nichts, als er lehrt das Kind einzelne sinnliche Erscheinungen der Gegenwart kennen und unterscheiden, gibt den Vorstellungen mit dem Einüben der Worte und Namen behorrliche Gestalt und nähert so das Gedächtniß. Er freut sich aber der Unbeholfenheit des kindischen Sprechens; weit entfernt, das Kind frühzeitig in eine Rechtsprechung hineinzuschrauben, seine Organe zu quälen und Satzverbindungen nachzuplappern zu lassen, ahmt er wol selbst nach und gebraucht seine verfehenden Benennungen und läßt sich zu ihm herunter. In einer spätern Periode läßt der weise Erzieher dem Knabe noch lange hin Raum, seine Phantasie und seinen Drang nach Beschäftigung am Spiel zu bilden. Er gibt dem Nachahmungstrieb Nahrung, der sich im Malen und Zeichnen und dergleichen kundgibt; Vater oder Amme führt es in den ungeheuern Reichthum der Märchen und Sagen ein, deren Wunder es nicht allein in Unkenntniß der Möglichkeiten glaubt, sondern auch ähnliche erfindet und als Wahrheiten erzählt. Dieser scheinbaren Gewöhnung an Unwahrheit tritt man nur sehr vorsichtig entgegen, sowie den Egotismus dieser Jahre der Vater zwar mit ernster und strenger Gewöhnung an Gehorsam, die Mutter mit Gewöhnung an Andacht und heilige Scheu zu hemmen sucht, ohne daß sie jedoch über die natürliche Erscheinung sich Sorge machten. Die ersten Elemente des Wissens bringt man dem Knabe im Hause bei, um den Charakter des Spiels auch hier festzuhalten; denn Nachahmung und Neugierde sind die gemeinschaftlich-Wurzel des Spielens und Lernens. Sein erster Untere richt nach dem Lesen war vielleicht noch biblische Geschichte, besonders des alten Testaments, womit es übrigens auch die Schule empfängt. Den Verstand übt dann kräftiger die Schule an den alten Sprachen und an mäßigem, aber gründlichem mathematischen Unterricht. Doch sseht man vorzüglich noch des Knaben Phantasie mit der Homer'schen Sage, den Heroengeschichten, mit griechischer und römischer Historie; in der Geographie mit Robinsonaden, Reiser Wundern, nie Gesehenem und Gehörtem, so auch in der Naturgeschichte. Bei allem Ferneifer aber liebt selbst der geistreiche Schüler das Spiel mehr als das Buch, und die deutsche Schule, die nicht in Pensionate einengt, gibt

Kann und Zeit, um frei zu leben, nachlässige Lehren wehren ihnen Kneben die Kauffreiheit nicht. Mit dem reisenden Verstand tritt man in den genannten Gegenden eine Stufe höher; das Urtheil aber bleibt der Mittelpunkt, an dessen Mark sich der Knabe, ohne es zu wissen, so kräftig saugt, daß er die einredende französische Sprache ihrem antonianen Charakter nach herrscht, so daß man wohlthäte, sie noch weiter hinauszuschleichen, wenn man nicht ziemlich fest auf die Dauer des klassischen Standes rechnen kann. Im vierzehnten Jahre wird der Knabe confirmirt. Weist ihm der Lehrer seinen Religionsunterricht ans Herz zu legen und für seinen Geist fastlich zu machen, so läßt diese Handlung neben der großen Verheißung, die dieses Alter eigen hat, den Eindruck einer großen Heiligkeit und Sanftigkeit zurück. Mit der Entwicklung der Pubertät zeigt sich noch mehr dieser Gegensatz zwischen dem Uebermuth reisender Kraft und den stillen Momenten sinniger Besinnung. Vater und Lehrer arbeiten in diesen Jahren besonders darauf hin, den Egoismus der Knabenjahre zu unterdrücken, das lebhafter gemordene Gefühl und die lebendige und leicht verleidbare Einbildungskraft zu ordnen und zu lenken; sie führen ihn daher in neuere deutsche Literatur ein und lassen ihn eher einmal im Zweifel iren, als daß sie ihm, wie es oft genug leider geschieht, alles Lesen wehren. Sie wehren ihm damit die Ausbildung des Gemüths, für welches das Alterthum weniger Nahrung bietet. An der Grenze dieser Periode melancholischer Stimmung und schmerzlichen Janggetritt tritt dann gewöhnlich mit Abwerfung religiöser Scrupel, die in der deutschen Jugend meist erst in die Univeritätszeit fallen, größere Klarheit ein. Die Unvorsicht, die ganz nur Verstandsbildung bezweckt (weßhalb man die alten Schulsächer der Logik und Philosophie für sie zurücksetzt), wirft die früheren Vorstellungen und Phantasieerzeig oft so grell ab, und der Gegensatz der innern und äußern Freiheit gegen den alten Zwang ist so scharf, daß toller Verleche, Kauferei, Rohheit, Faulheit und Satire die immerwährenden und nie zu vermeidenden Folgen sind, und daß man nie eine andere Wahl haben würde, wollte man diese verschiedenen Ausartungen durchaus aufheben, als an die Stelle des mehr militärischen Corps der Studenten ein mehr pfäffisches und mändliches, oder ein pedantisches und scholastisches zu setzen, wofür uns der Himmel in Gnaden hynahren möge! Die Sittlichkeit verlangt ein Sparsamen, das Examen verlangt in dem letzten Univeritätsjahre Fleiß und Rückkehr zu den Studien. Mit dem Accessitium- und Candidatenjahre tritt ein sogenanntes Pflüsterium ein, das dann in das praktische Leben einen Uebergang bildet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Indische Medicin.

Herr Diez, gegenwärtig Professor zu Königsberg, der bekanntlich auf einer fünfjährigen gelehrten Reise die Geschichte

der Indischen, nach allen ihren Richtungen hin verfolgt hat, giebt seinen „Anfangs medicina“ heraus, wozu er über die Indische Medicin bei Arabern und Indiern handelt, und aus ihnen dann Schriften vorläufige Nachweisungen und Andeutungen liefert, welche wol einen gelehrten Mediciner oder sachkundigen Orientalisten auf diese Seite der orientalischen Studien aufmerksam machen und zu ähnlichen Untersuchungen anregen können. Er zeigt, daß selbst die spätern griechischen Keryte von den indischen Werken über Medicin Kenntniß genommen und ihre Medicin erprobt haben; daß aber ganz besonders die Araber mit demselben verkannt gewesen; und daß sie die indische Heilkunde neben den griechischen am besten behodern. Nach dem Zeugniß des Ibn Osbia (+ 1269), aus dessen Worte der Abschnitt über das Leben indischer Keryte von Diez im Original mitgetheilt wird, waren viele Schriften über Arzneiwissenschaft aus dem Westen ins Persische und Arabische übersezt, besonders die wichtigeren von Charaka und Susruta, welche noch gegenwärtig in Indien Geltung haben, und zwei geborene Indier, Manu im Gales, von denen Susruta ein andrer des Hofes von dem Kaiser des Persische übertrug, waren sogar an den Hof des Kaisers als Leidärzte berufen. Der zweite Theil der „Anfangs medicina“ enthält einen Katalog von 86 medicinischen Handschriften, welche im ostindischen Hause zu London aufbewahrt werden und deren Inhalt Herr Dr. gräblichlich zu kurz und summarisch angibt, als daß wir ein richtiges Urtheil zu gewinnen im Stande wären; jedoch findet sich neben den abgeschmackten Vorschriften über Lebensart, über Hydrastase, über Mittel, das Haar zu färben und die Augen mit Kohol zu schwärzen, auch Mandel, was unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, wie wenn Susruta das Wasser für hoch köstlich. Heilmittel ist, wenn Susruta bereits die Blutzegel empfiehlt, oder die Details unter den Heilmitteln erscheinen. Unter den Krankheiten wird das Fieber am häufigsten hervorgehoben, demnach Husten, Dysagra, Epilepsie, Strabismus, Bluthorren, Kinderkrankheiten, besonders das Scharlach u. dgl. Der Behandlung und den diätetischen Regeln ist manches Capitel gewidmet, und die Kochbücher weisen sehr weise in die Medicin ein; die Diagnose wird rein wissenschaftlich behandelt, und es werden Lehren gegeben über die Kunst zu fragen, über das Pulsföhlen, sowie aus dem Gesichte, den Augen, der Zunge und dem Wasser die Krankheit zu erkennen. Einige Schwärze über Medicinwissenschaft dürften auch zu beachten sein. Am Schluß giebt der Verf. den Inhalt einer persischen Handschrift, welche auf der Bibliothek zu Hamburg sich befindet, an; es ist die Uebersetzung eines indischen Werkes, und zwar des unter Nr. XLVII und XLVIII angeführten „Vrihadysagatarangini“ wie Hr. D. nicht bemerkt zu haben scheint: hält man das Verzeichniß von Krankheiten an beiden aneinander, so lassen sich viele Ungenauigkeiten tilgen und die hier und da zweifelhafte Auffassung berichtigen. 81.

Litterarische Anzeige.

In meinem Verlage wird baldigst eine Uebersetzung erscheinen von

Luisa Strozzi, Storia del secolo XVI di Giovanni Rosini.

Bei den interessanten Aufschlüssen, die dieser Roman über eine merkwürdige Zeit giebt, wird ihm auch der Verkauf bei öffentlichen Publicums zu Theil werden.

Leipzig, im Februr 1834.

J. A. Brodhan.

Ueber deutsches und französisches Unterrichtswesen.

(Fortsetzung aus Nr. 45.)

Vergleicht man diesen in der Erziehung im Hause, in der Schule, im Leben zur Gewohnheit gewordenen Gang mit der Geschichte der Menschheit, so ist es ganz leicht, das allgemeine Bild menschlicher Entwicklung in beiden zu entdecken, und wer es wollte, könnte diesen Umriss mit viel größerer Bestimmtheit und deutlicherer Zeichnung geben, und er könnte aus der Natur des Menschen die Nothwendigkeit des gleichen Ganges darlegen. Die Mutter Natur erzog die ersten Völker einfach, langsam, zwischen Rohheit und Unthätigkeit, die Thiere waren ihre Lehrer, aber die Natur selbst war ihre sorgsamere Pflegerin. Als ob es ewig in dem kindlichen Zustande beharren wollte, zeigen die ersten Jahrhunderte oder Tausende des Menschengeschlechts wenig innere Entwicklung, bis in Aegypten und Judäa plastische Kunst, Poesie und Sagen Geschichte hervortrat. Hierarchie und Despotie mußte eintreten, wenn die Rohheit der Völker gemildert und gebändigt werden sollte. Die Juden sind das erste Volk, sie in der Bildungsgeschichte der Menschheit mit ihrer reinen religiösen Entwicklung Epoche machen. An sie schlossen sich die Völker des classischen Alterthums und eheem zum Guten das Schöne, zum Abhängigen das Freie, zur Scheu vor den Göttern das Vertrauen auf die menschliche Kraft. Das Uebermaß des letztern zähmte das Christenthum, ohne jedoch vorerst die rohe Gewalt niederzulegen zu können. Das Mittelalter und sein lyrischer und epischer Gesang wirkte dahin unterschiedener, und die blere Stantlichkeit, die zugleich sinnig macht. Die Reformation warf die unmündigen Religionslehren ab, sie ordnete der Vernunft das Reich der Kenntnisse unter und rachte in ihrem Gefolge alle Zügellosigkeit im Großen, wie wir noch heute in der Universitätswelt im Kleinen beobachten; aber sie machte uns eben frei von Pfaffen und Pedanten, zu denen wir nicht wieder herabsinken wollten. Die große Ausartung der Zeit hatte einen Rückfall, eine Perückenperiode zur Folge, nach deren Ablegung sich wieder die freiere Aufnahme und Verwirklichung der Reformation Begonnen eintreten konnte.

Was nun Alles aus einer auf diesen Grundlagen eiter gehenden Vergleichung und Erforschung des deutschen und französischen Nationalcharakters, insofern er sich

in dem Erziehungswesen beider Völker, ausspricht, für Aufschlüsse über die Art der Verpflanzung der Schule des einen Volkes auf das andere zu holen sind, ziemt nicht uns, hier lehren zu wollen; es gehört dazu wieder ein Franzose selbst, der die einzelsten Verhältnisse in Frankreich bis ins Innerste kennt. Grade darum weil die deutsche Schule so sehr auf der allgemeinen menschlichen Natur ruht, sollte es scheinen, als müsse sie sich sehr zur Uebertragung auf jede Nation eignen. Und dem ist wol in der That so. Aus eben diesem Grunde konnte auch das Griechische nach Asien, nach Aegypten und Rom verpflanzt werden. Allein bedenken wir, daß es dort überall von Griechen selbst in Masse eingeführt ward, daß Griechen selbst es accommodirten, und daß es in Rom doch eben nie in das Volk, sondern nur in die Classen einzugang, die sich zugleich der griechischen Sprache bemächtigen konnten. Wir wissen daher nicht, ob grade auch in dem nationalen Frankreich dies Weltbürgerthum leicht Eingang finden wird; in Frankreich grade, dem wahren Lande der Scholastik, die man in Deutschland vernichtete, als die deutsche Schule gegründet ward; in Frankreich, das mit seiner leeren und verkehrten Literatur Europa ohne Zeitlang auf Abwege führte und alle moderne Verschrobtheit pflegte, nach deren Zerstörung im vorigen Jahrhundert erst die wahre Restauration der Schule in Deutschland erfolgte; in Frankreich, wo die Erziehung nicht auf die Sitten, sondern auf Tournure, nicht auf Sachen und ernste Kenntnisse, sondern auf Worte und Schein ausgeht, was man bei uns so antipodisch halt; in Frankreich, dem Land der Systeme, die man bei uns so verachtet, dem Land der gesunkenen Metastastadt, auf deren Basis unsere Schule gebaut ist; in Frankreich, wo der schwierige, der Nation nicht anpassende, und wir wissen nicht, ob überhaupt mögliche Rückschritt von dem Vorwalten der exacten Wissenschaften zu dem der moralischen zu machen wäre, wenn dem Wesen nicht blos der Form nach das Unterrichtswesen mit dem unsern in Uebereinkunft gebracht werden sollte. Welch eine Masse von schwer zu lösenden Problemen sich hier darbietet, leant man auch in Cousin's Werk sehr genau; der gründliche Kenner beider Nationen weiß das nur allzu gut und verblegt es auch nicht, daß er es weiß. Er braucht Keilglen, er braucht die Bibel zur Grundlage des Volksum-

terricht; aber mit welchen Aeußerungen muß er dies der Nation empfehlen? „Man müsse sich nicht fürchten, laut den Grundsatz zu bekennen, daß die Religion die Basis des Volksunterrichts sei; er sei ebenso politisch als schädlich“!! Und welche Methode des Religionsunterrichts schlägt Cousin vor zur Einführung? Für die Anfänger, bemerkt er vortrefflich, genüge der Katechismus und die biblische Geschichte; allein die in den humanen und rhetorischen Wissenschaften gereiften Zöglinge will er durch einige Jahre genau vertraut machen mit der heiligen Schrift und den Kirchenvätern und ihnen so ein Christenthum einpflanzen, das keine Spötterei erschüttern solle! Wenn er von dem Erziehungscorps spricht, so erscheint er in ähnlichem Zweifel. Die französische Geistlichkeit kann er nicht brauchen, und doch meint er, die Geistlichkeit überhaupt nicht entbehren zu können. Er sagt (Th. II, S. 149 fg. in der Uebers. von Kröger):

Nach den Verwaltungsbehörden sollte die Geistlichkeit die größte Rolle bei dem öffentlichen Unterricht spielen. Wie hat sie einen solchen Auftrag vernachlässigt und selbst abweisen können! Es ist aber eine bellagene-werthe und anerkannte Thatsache, daß die Geistlichkeit sich in Frankreich größtentheils gleichgültig und feindselig gegen den Volksunterricht bewiesen hat. Würde sie sich, wenn das Gesetz ihr keinen großen Einfluß auf den Elementarunterricht gewährt, ihn selbst nehmen; denn es ist ihre Sache, dem Gesetz voranzugehen und sich voraus den nöthigen Platz zu schaffen. Das Gesetz, Tochter der Thatsachen, wurde sich dann ein wenig auf die Geistlichkeit stützen können; aber wenn es sie gänzlich davon entfernen wollte, so beginge es einen ungeheuren Fehler, denn es würde die Geistlichkeit ausdrücklich dem Elementarunterricht entgegensetzen und sich in einen erklärten, anstößigen und gefährlichen Kampf einlassen. Der natürliche Mittelweg ist, den Pfarrer oder Pastor, oder, wenn es sein kann, Beide zugleich in die Gemeindecummission und den obersten Geistlichen des Departements in die Departementscommission zu setzen. Den Geistlichen das Präsidat dieser Commission zu geben, wie es durch die Restauration für die Cantonscommissionen geschah, das hieße wollen, was sie wollte: daß diese Commissionen sich nie oder umsonst versammeln; sie dagegen ausschließen, wie gewisse Leute wollen, welche sich für große Philosophen halten, würde eine in jeder Beziehung sehr able Gegenwirkung hervorbringen. Man muß daher unsere Commissionen weder den Geistlichen übergeben noch sie davon ausschließen, sondern sie darin aufnehmen, weil sie das Recht haben, darin zu sein und die Religion zu repräsentiren. Die rechtlichen, vernünftigen und angesehenen Leute, welche die Commissionen bilden sollen, werden nach und nach ihre geistlichen Kollegen fortreiben, indem sie ihnen die schuldigen Rücksichten bezeigen. Uebrigens, Herr Minister, ist jetzt die Geistlichkeit besetzt und die Zeit gekommen, sie zu benutzen, während man sie in Schranken hält. Napoleon war nicht blöde, und doch hat er mit der Geistlichkeit unterhandelt wie mit dem Ael, mit der Revolution wie mit Allem, was eine wirkliche Macht war; und man müßte blind sein wollen, um zu leugnen, daß die Geistlichkeit in Frankreich eine wirkliche Macht ist. Man muß daher die Geistlichkeit benutzen und nicht vernachlässigen, um sie wieder auf den Pfad zu führen, wo Alles sie hingieht: ihr Landes Interesse, ihr heiliger Beruf und die alten Dienste, welche sie der Civilisation Europas geleistet hat. Aber wenn wir die Geistlichkeit beim öffentlichen Unterricht für uns haben wollen, so darf dieser Unterricht nicht ohne Moral und Religion sein, sonst wäre es wirklich der Geistlichkeit Pflicht, ihn zu bekämpfen, und sie würde in diesem Kampfe die Theilnahme aller rechtlichen Menschen, aller guten Familienväter und selbst des

Volkes für sich haben. Sie, Herr Minister, sind Gott Lob zu einsichtsvoll, zu sehr Staatsmann, um zu meinen, daß es ein wahrer Volksunterricht ohne Moral, Volksmoral ohne Religion und Religion ohne Gottesdienst geben könne.

Eine sorgsame Pflege für Bildung von Volksschülern in den Normalschulen könnte wol mit der Zeit auf das verfallene Familienleben der Franzosen wohlthätig rückwirken (was indeß vielleicht durch musterhafte Pensionate noch besser geschehen könnte, deren gänzliche Abstellung in Frankreich sehr schwierig sein möchte); allein dann wüßte durch Jahre hin bei der Aufnahme von Zöglingen in die Seminarien auf's vorzüglichste zu wachen, daß man keine verschrobenen Naturen zuließe und nicht, wie in Deutschland so häufig ist, eine Pflanzschule von arroganten und am Ende doch unerfahrenen Lehrern gründete. Und welchem Seelenkennner sollte man dies Amt vertrauen? wem die Einrichtung dieser Anstalten, wem ihre Leitung? Herr Cousin, der sich so viel und so aufrichtig mit diesen Angelegenheiten beschäftigt hat, verlangt, daß die Seminarien noch als Lernende beständig im Lehren geübt werden. Damit öffnet er wieder aller Oberflächlichkeit und aller unfreien Beschränktheit Thür und Thor. Er hat in Deutschland, wo er aus einzelnen Beobachtungen die Verwaltung des öffentlichen Unterrichts viel zu voreilig für durchaus liechlich hält, nicht einmal daran denken gelernt, seinem Vaterlande die Errichtung einer philologisch-pädagogischen Facultät vorzuschlagen, die in der freien und aufgeklärten Weise deutscher Universitäten Leute für den Unterricht mit Wahrung der Individualitäten bildete und nicht in zwangvollen Normalschulen corpsmäßig abrichtete. Herr Cousin sieht die Nothwendigkeit der allgemeinen Verbreitung des Unterrichts ein, und doch wagt er es nicht, ein Gesetz vorzuschlagen, das selbst nur einen gelinden Schulzwang auflege.

Die Idee, daß es Pflicht aller Aeltern sei, ihre Kinder in die Schule zu schicken, ist vielleicht nicht allgemein genug unter verbreitet, um sie in das Gesetz aufzunehmen; aber Jetermann hält die Errichtung einer Schule in jeder Gemeinde für notwendig, und man erkennt willig, daß die Unterhaltung dieser Schule eine allgemeine Last sein, und die Gemeinde, welche zu arm ist, vom Departement, und das Departement vom Staate unterstützt werden müsse. Dies ist ein beinahe zugestandener Punkt und soll in das Gesetz aufgenommen werden. Die Ausführung selbst ist diesem Gesetze vorangeeilt, und seit einem Jahre bewilligen überall die Municipalräthe, sowie sie können, die meisten der Fonds für den Volksunterricht in ihren Gemeinden. Es kommt nur darauf an, diese fast allgemeine Thatsache in eine gesetzliche Verpflichtung zu verwandeln.

Ganz vortrefflich predigt er gegen alle Hindernisse und wunderlichen Hirngespinnste, gegen die Oberflächlichkeit und fade Sentimentalität der französischen Volksschüler; er neigt sich mehr für die ernsten, gründlichen, praktischen, sächlichen Schulschriften der Deutschen; nur steht er uns hier und da allzu sehr in das deutsche Extern der Kleinlichkeit zu fallen. Es hat uns gewundert, daß ein Franzose und ein Mann wie Cousin noch Gott danken mag, daß auf allen deutschen Gymnasien die lateinischen Einführungs- und Actusreden der Professoren üblich sind, und daß er den in unsern Programmen mitgetheilten Geschichten der Schulanstalten eine für das Publikum

interessante Seite abgewinnt. Selbst, selbst das deutsche Publicum hat daran kein Interesse und sieht diese Bitte für Pedantismus an, der den Franzosen und den Besondern unter uns selbst so lächerlich ist. Mag man doch solche Annalen für die Schule immerhin aufbewahren, allein sie publiciren, heißt nur das Publicum befehligen und den Lehrerbüchel nähren, der ohnehin in dieser Classe aus natürlichen Gründen so schwer zu vermeiden ist. Herr Cousin bringt auf Entfernung alles Rhetorischen der französischen Schule; allein noch können ihn seine eignen Lieblingsstudien verleiten, von Vorbereitung für philosophischen Unterricht in der niedern Schule zu reden, was doch von selbst auf alles alte Flokkel- und Fünkerwesen zurückzuführen würde. Wenn er gleichzeitigen Unterricht verlangt, so hätte er nur nicht so zweideutig oberflächlichern und ausgebehntrn Unterricht verlangen sollen, denn daran möchte die französische Schule sogleich wieder scheitern; die Gegenstände weder, noch die Fortschritte müssen zu sehr ausgebehntr werden; Gründlichkeit und Ausbehnung in die Tiefe kann nicht genug empfohlen werden. Herr Cousin erklärt sich, im Allgemeinen wol sehr mit Recht, gegen die Pensionnate, trotz seiner Anerkennung der Schulporte; er rät, die colléges à pensionnat in colléges d'externes überzuführen; seine Vorschläge für Administration und äußere Organisation sind überhaupt glücklich und weise, nur möchte man fürchten, man werde wieder dabei stehen bleiben und nicht in das Wesentlichere eindringen, wie es z. B. bei Cousin selbst wieder gar zu französisch in alter Weise klingt, wenn er von drei Lehrern drei Elementarbücher entwerfen lassen will, die von dem königlichen Conseil bestätigt und den Departementschulen — doch glücklicherweise nur empfohlen werden sollen. Er will, und das dünkt uns sehr weise, für Frankreich die physikalischen und mathematischen Wissenschaften in Ausbehnung erhalten wissen, daneben aber die humanen gehoben. Wie möchten Mittel und Wege genau angegeben wissen, wie das geschehen soll, denn das dünkt uns eine der allermisslichstem Aufgaben, und sollten wir bloß aus dem schon berührten Takte unserer Jugend schließen, die das Widersprechende in der französischen Sprache und Literatur mit dem Antiken so sehr empfindet. Ganz gegründet scheint auf der einen Seite der Wunsch, kein permanentes, sondern vorerst ein provisorisches, wieder zu revidirendes Gesetz über den Elementarunterricht entworfen, einen leisen Anfang gemacht, ein behutsames Verfahren eingeschlagen zu sehen. Er sagt (Th. II, S. 133 fg.):

Zu Frankreich, Herr Minister, ist bei dem gegenwärtigen Zustand der Dinge ein Gesetz über den Elementarunterricht durchaus nothwendig; aber wie hier eins entwerfen, wo vorangegangene und alle Erfahrung in dieser so wichtigen Angelegenheit fehlten? Der Volkunterricht ist bisher so verlassen gewesen, es haben so wenig Versuche stattgefunden, oder diese haben so wenig Erfolg gehabt, daß uns in dieser Hinsicht die allgemeinen Ideen mangeln, die im Geiste und den Gewohnheiten wurzeln, vorgefaßten Ansichten, welche die Bedingungen und Grundlagen einer rechten Gesetzgebung sind. Ich wünsche daher ein Gesetz und fürchte es zu gleicher Zeit; denn mir graut, daß wir damit beginnen,

und in hiraugespannte Antworten (utopien) zu Kurzaufnahme das Bekehende zu beachten. Gebt Gott, daß wir, begreifen, ein Gesetz über den öffentlichen Unterricht schon gegenwärtig nur ein vorläufiges (provisorisches), aber kein für immer festgesetztes (definitives) Gesetz sein; daß es nothwendig in einem Jahrzehend wieder umgearbeitet werden müsse, und daß es bloß darum zu thun ist, den dringendsten Bedürfnissen zu genügen und den unbestreitbarsten Punkten eine gesegliche Bestätigung zu geben.

Wenn aber nur auf diesen Vorschlag hin nicht weder halbe Maßregeln ergriffen, zögernde und unschlüssige Versuche gemacht werden; wenn man nur nicht auf halbem Wege stehen bleibt, wie so oft in Frankreich geschehen ist. Nur bei langsamem Reisen und Fortschreiten wird das Rechte erreicht werden; es ist also gut, daß man sicher geht, so neues Leben läßt sich nicht mit Einem Schläge schaffen; allein, hat die Nation auch die Ausdauer, welche einzelne Franzosen selbst so oft an ihr vermisten, um mit Geduld auf diesem neuen und fremden Wege zu wandeln? Und doch ist diese Geduld so unumgänglich nothwendig. Die Lage von Frankreich ist nicht die von Preußen, das die Ausführung seines praktischen Schulgesetzes zur Hälfte dem Verständnis und der Erfahrung der untern Behörden überlassen konnte, da die Grundlage desselben schon seit hundert Jahren volksthümlich war. Frankreich aber muß den Unterricht und die Unterrichtsweisen neu schaffen. So oft man an diese Aufgabe zurückdenkt, drängen sich wieder und immer wieder die Fragen auf: werden die Fächer des Wissens, wird die Methode und Behandlungsart, welche Deutschland eigentlich so geistig frei machen, in Frankreich je heimisch werden können? wird sich je der Widerspruch ausgleichen zwischen den alten Formen im Religionswesen und den neuen Ideen, die frivole Streigerung der letztern in den obern Classen und das stumpfe Beharren der Volkclassen in den erstern? In dieser Hinsicht steht das französische Volk seit langer Zeit gleichsam fest und still; das deutsche geistige Treiben zeichnet sich grade durch Dauer und Stärke der innern Thätigkeit aus. Ob nun diese dort wieder vortreten kann? Solche beharrliche Thätigkeit ist überhaupt nur das Eigenthum geistig tieferer Nationen und Individuen; Frankreich aber duldet von jeher zu viele Schranken gegen seine Thätigkeit.

Bei einer solchen Anzahl von zu berücksichtigenden Dingen also kommt uns Deutschen nichts weiter zu, als bescheidene Winke zu geben, die unsere Nachbarn genauer erwägen werden. Ueberdachten wir aber reiflich unsere eigne Natur und den Pfad, auf den uns unser Volk hinweist in seiner Geschichte und seinem Leben, so könnten wir aus diesem Nachdenken und aus entsprechenden Beobachtungen unendlich Vieles lernen über unsere eignen Zustände. Mit Grauen sehen wir dem elabrechenden Geist der Verweichlichung und Neuerung zu, der alle gesunde Gewohnheit vertauschen möchte mit den ausgeklügeltten Vorschriften halber Pädagogen und halber Physiologen, die des Menschen geistige Natur nur aus Ferne und Nebel kennen. Mit dem ängstlichen Bewachen und Pflegen der ersten Monate und Jahre der Kindheit hat

man sich ein weites Feld geöffnet, die ganze Entwicklung der Kinder zu verfehlen und zu übertreiben; und dies vorzüglich ist der Krebs, der an unsern Generationen nagt. Statt das geistig erstarkende Kind so lange als möglich in seinem eigenthümlichen Elemente, in Spiel, in Freudigkeit und Frohsinn, in schrankenloser Freiheit und Ungebundenheit zu halten, die ihm die Schule und das Leben so bald verbittert und wegnimmt, lehrt man es in Worten und Bewegungen allerhand Zierlichkeit und Concentration, lehrt es Zahlen und Buchstaben lassen und reizt es Antworten automatisch herplappern und treibt mit physischer und geistiger Nahrung Körper und Geist zu einer schnellen Masse, die im natürlichen Menschen unheimliche Pein hervorruft. Dse schlägt man das andere Extrem ein und blüht sich ungemein weise, wenn man vom Kinde alle schwere Nahrung entfernt, alle frühe Geistübung schiebt, besonders aber wenn man über die Sprachen schimpft und bis in hohe Jahre dem Knaben Kinderbücher voll weicherer und läppischer Sentimentalität in die Hände gibt, der größte Unsinn, der sich zum Ruin des Geschlechtes mit jedem Jahre neben Kinderbüthen und Massoraden und Gesellschaften weiter einschleicht, wobei man sich denn überall entschuldigt hält, wenn man dergleichen mißbilligt und belächelt, aber mit verdächtigem Schweigen die Schwäche das Alles so hinderschieben läßt. Dies heißt die Hauptquelle aller Lernbezüge, den Trieb der Nachahmung, das Aufblicken an den Erwachsenen, denen gleich zu werden das Ziel aller Kindheit und alles Treibens der Kindheit ist, mit schmähtlichem Leichtsinne verstopfen. Wenn man dem Knaben Kindergeschichten in fader, elter Erzählung ohne Ende aufseht, so erzt man ihn damit in die Formen ein, denen man ihn doch erwachsen sehen will, so wie, wenn man ihm vorzeitig die Werkeswerke neuerer Schriftsteller in die Hand gibt, man ihn in weite Formen ausreckt, zu denen er noch nicht heranzuwachsen ist, mit Verrentung seines gesammten innern Organismus. (Der Beschlus folgt.)

Alexandre von Humboldt's Reisen und Forschungen. Eine gedruckte Erzählung seiner Wanderungen in den Aequinoctialgegenden Amerikas und im asiatischen Rußland. Von W. Margillivray. Mit Abbildungen. Leipzig, Baumgärtner. 1833. 12. 1 Thlr. 8 Gr.

Man weiß nicht, in welcher etwanigen Verwandtschaft mit den jetzt um sich greifenden Pflanz- und Pellenmagazinen die „Bibliothek der unterhaltenden Wissenschaften“ steht, zu welcher dieses Wäckerlein, aus dem Englischen überlegt, gehört; so viel aber kann er zur Steuer der Wahrheit versichern, daß unseres berühmten Landmanns Werk, gleich einem trefflichen Gelehrten, das Verfahren wird, immer mehr an Güte gewinnt. Denn nachdem das diesen Reisen zu Grunde liegende Tagebuch in Amerika niedergeschrieben, nach Europa geschickt war und zuerst als Reise in französischer Sprache herauskam, gelangte es nach Stuttgart an Getta und wurde da fleißig ins Deutsche übersetzt und so für unser Vaterland abgedruckt; hierauf ging sie nach Schottland, um durch Macmillan wieder in Englisch umgewandelt zu werden, und kehrt nun von da zum zweiten Male über's Meer zu uns zurück, um zum zweiten Male in die Mut-

tersprache seines Vorf. übertragen zu werden; denn daß dies der Fall gewesen, ergab sich auch ohne unser Wissen aus der Unschärfflichkeit des Uebersetzers, den trefflichen Bruder des großen Naturforschers William von Humboldt zu nennen und es nicht minder berühmten deutschen Geologen Leopold von Buch's, von Buch zu schreiben. Auch ist überall englisches Maß geblieben. Doch, wie gesagt, solche kleine Versehen und Irrthümer haben nicht gehindert, das Werkchen zu einem kleinen Bestium zu machen. Der Schottländer hat das Beste aus dem Original gezogen und verarbeitet, die Uebersetzung ist schön und selbst Papier, Druck und nette Standdrücke (Copien auf 11 größeren Böcken) erheben das Werkchen weit über die gewöhnliche deutsche Originalausgabe. Als ein Unterhaltungs- und amüßendes es daher allen Gebildeten, die nicht das große Drama des Lebens wollen. Auf dem Titel hätte überdies mehr angegeben werden sollen, daß auch das asiatische Rußland mit einzeln eingezeichnet. Von dieser Reise ist hier nichts gegeben, nur die amerikanische. Das Bildnis Alex. v. H.'s zielt den Titel. Der wünschliche dessen Untertnehmen guten Fortgangs; es wird nicht weiter verbreiten als so manches schale, unnütze Zeug, wenn nicht die Natur überflüssig gemacht wird.

Notiz.

Es dürfte Manchen interessieren, zu erfahren, welcher Fehler den Stoff zu der schönen Malab: „Friscon“, nach welcher er ihn behandelte. In einer Sammlung alter italienischer Malab: von dem 13. und 14. Jahrhunderte des Franco Savio, Giovanni Fiorentino, Leonardo Bruni und Andrea, von dem V. Gamba 1830 in Venedig eine neue Ausgabe veranstaltete, ist auch eine befindlich, deren maßgebendste Malab: Francesco da Barozio, ein Vorgänger Boccaccio's, sein. Sie trägt den Titel: „Come fu salvato uno innocente dalla malizia de' suoi nemici“, und ihr Inhalt ist in Kürze folgender. Ein reicher und edler Herr schickte seinen Sohn zu Hof eines Königs, damit er tüchtliche Sitten lerne. Der König gewann ihn lieb, und seine Gastfreude erregte den Neid der Königin in dem Grabe, daß sie einen der tüchtigen Cavalieri entsenden, den Jüngling aus dem Wege zu räumen. Dieser Jüngling sagte er ihm: „Mein lieber Sohn, der König hat dich zu Hof gelassen, aber, wie er sagt, befehle ich dir durch den Befehl meines Landes. Sei daher klug, und wenn du dich in Gefahr findest, verhalte dich mit der Hand Mund und Fuß, so lieber das Gesicht weg.“ Der Jüngling that das, was er der König erregte sich höchlich darüber, wofür den Cavalieri er fragte ihn, ob er nicht den Grund wisse; worauf ihm kein antwortete, daß er seinen Vornamen nicht verrathen könne. Im Rathen des Cavaliers schickte der König hierauf nach dem Kalkbrenner und befahl ihm den Jüngling, den er ihm zu übergeben werde, in den Ofen zu werfen, widerigensfalls wolle er ihn hängen lassen. Der Kalkbrenner versprach es, und am nächsten Morgen wurde der unschuldige Jüngling von dem König zum Kalkbrenner geschickt, um diesem zu sagen, daß er that, was er ihm befohlen habe. Auf dem Wege dahin, als er schon dem Ofen nahe war, hörte er zur Rechten einen Da stieg er vom Pferde und kletterte an dem Ofen auf, ging er zum Kalkbrenner und erwiderte aus, was ihm der König befohlen hatte. Dieser antwortete darauf, daß ihm Alles geschehen sei; dann jener Cavalieri war, um die Dinge beschleunigen, dahin gegangen und hatte den Kalkbrenner gefragt, ob er sie bereits vollführt, worauf ihm derselbe erwiderte, daß er sie noch nicht vollführt habe, aber sofort zu schreiten wolle. Er sagte ihn soeben und warf ihn in den brennenden Ofen. Der Jüngling kehrte mit der Bescheinigung zurück, daß des Königs Befehl vollzogen sei. Dieser vernahm sich, forschte nach, erfuhr die Wahrheit, ließ die Königin in Sünden hauen, machte den Jüngling zum Ritter und gab ihm mit vielen Reichthümern nach Hause.

Sonntag,

Nr. 47.

16. Februar 1834.

Ueber deutsches und französisches Unterrichtswesen.

(Schluß aus Nr. 46.)

Es kann nicht oft und laut genug gesagt werden: das lebendige und ausgelassene Spiel ist des Knaben einzige Erholung und Freude; die einzige Lecture für ihn sind alle Mythen und Sagen, die Geschichte der Griechen und Römer und alles Einfache und Große in andern Zweigen, das diesem ähnlich ist; dort hat er ein erwachsenes Geschlecht voll Kindlichkeit und eiserner Kraft handelnd als Muster vor sich, ein Geschlecht, dessen Sprache und Handlungen ihm verständlich und seiner Fassungskraft angemessen sind. Das Große, das Edle, das ihm hier vorgeführt wird, dient unendlich viel besser, die trotzige Sturheit, den Muthwillen, den Egoismus, die Hochheit, ja die Gewaltthat, Dieberei und Plünderungssucht der Knabennatur zu bändigen, als alle moralische, religiöse und pietistische Predigt, die der Knabe grade am wenigsten beachtet, und es ist eine klägliche Verkehrung der Begriffe, wenn man mit aufgezwungenen Andachtsübungen meint, religiösen Sinn zu fördern, statt daß man an großen Beispielen und an einer nach der Seite der Moral hin gewandten Erzählung einfach großer Geschichtsstoffe erst die nöthige Grundlage legt, auf die man später, wenn sich im reifern Knabenalter die Stimme des Gemüths regt, die dem jungen abgeht, religiöse Begriffe und Gefühle pflanzen kann, die vor dem 14.—16. Jahre nach der gewöhnlichen Ordnung der Dinge auf Sand gebaut sind und es bei unserm üblichen Religionsunterricht meist für immer bleiben, weil wir denselben statt zu einer reinen Angelnahrung des Herzens mit vorzetteligen, zu schweren, abstracten Worten ganz zur Verstandesache machen. Wenn man diese Grundlage mit weiser und besonnener Wirkung auf des Knaben moralisches Gefühl durch Geschichte und Beispiel nicht legt, so ist für alle Zukunft alle Hoffnung auf ein festes Fortdauern des innern Lebens ganz verloren; es ist grade, wie wenn man das Kind, um sein Ohr zu bilden, statt an einfache Vocalmusik und frohe, festliche Lieder an einen ihm ganz unverständlichen Instrumentallärm gewöhnt; wenn man es an das Clavier zwingt mit Glöggen und mit einer Gemüthsstimmung, die beide innerlich widerstreben; es ist, wie wenn man (was merkwürdigerweise noch immer geschieht) alte Thresemathien, aus der gereimten Prosa unserer Väter

und Pfeffel zusammengesetzt, oder neue, in die sich die verschrobenen Poesien unserer modernen Dichterlinge einbringen, in den Händen der Schuljugend zu Declamationsübungen läßt, was so viel ist, als methodisch ihren Geschmack an aller Poesie, dem herrlichsten Bildungsmittel der Spätjugend, rein zu untergraben.

Es ist eine Wahrheit — sagen die Fragmente über die Literaturbriefe irgendwo —, die mehr als eines Schulprogrammes werth wäre, daß manche Wissenschaft, manche Geschicklichkeit kein anderes Opfer als die Erstlinge unserer Jahre, unserer Munterkeit und unserer Begierde annehmen können; daß zu gewissen Bildern und Begriffen ein gewisser erster Abdruck nöthig sei, die man, wenn dieser fehle, nachher nie im gehörigen Lichte sieht, nie mit der gehörigen Macht empfindet, nie mit dem wahren Feuer denkt und im ganzen Umfang ergreift. Es kam auf den ersten allmächtigen Eindruck an; ist dieser verfehlt, so ist Alles verloren; verloren der erste unerklärliche Scharfsinn, der nie durch Geduld und Fleiß ersetzt wird; verloren das innerliche Gefühl des Bewußtseins, daß man das Ganze habe; verloren das Hauswörter- und Eigenthümliche, mit diesen Begriffen schalten und walten zu können, kurz, verloren Das, was man Genie nennt.

Wenn wir das nicht bedenken, dann erziehen wir uns eine unglückliche Nachkommenschaft. Wenn wir die Ausbildung der Einbildungskraft nicht über der alleinigen Begünstigung des Verstandes wollen erstlich sehen, dann müssen wir aus dem frühesten Unterrichte die übermäßige Quälerei der Jugend mit der Grammatik, den übertriebenen Unterricht in Mathematik, alle schwierige Fragen in physikalischen und geographischen Wissenschaften, alle neuere Geschichte und Statistik, alle strenge Chronologie, Nomenclatur und Tabellen entfernen. Wenn wir nicht vorzugsweise mit der Beschäftigung der Phantasie anfangen und ihr in dem ihr angehörigen und von ihr beherrschten Alter ihre Geltung lassen, dann entziehen und verunzieren wir die junge Seele, nehmen ihr allen ersten Impuls und Kraft weg, werfen die feischeste Lust darnieder und lähmen und fesseln den Geist im Anfang seiner werdenden Thätigkeit. Wir können den Anfänger in der Naturgeschichte nicht mit Epifemen, mit Gattungs- und Classenunterscheidungen empfangen; wir dürfen in der Geographie nicht den modernen, gegen unsere ganze Natur streitenden Weg einschlagen und mit der nächsten Umgebung, mit der verwickelteren, trocknen, belehrungslosen vaterländischen Landkunde anfangen, sondern

wir müssen eher damit aufhören; das räumlich Entfernte, das Einfachste, das Ethnologische, die Entdeckung der Länder und Völker paßt allein und einzig für das jüngere Alter. So ist in der Geschichte das Zeitalterseferate, das Einfachste, das Herandretten der Menschheit aus sich selbst Das, was dem Knaben zusagt; den gesunden Jungen verbleibt man mit minutiöser Zeitrechnung und vergleichen alle Freude an der Erzählung. Gerade diese moralischen Wissenschaften, die einzigen, die dem Standpunkte unserer nationalen Bildung nach die höchste Pflege eifordern, behandelt man bei uns weder methodisch-verständig noch auch ausführlich genug; und es ist ein Zug, der des preussischen Schulwesens im höchsten Grade unwürdig ist, daß man die mathematischen und Naturwissenschaften augenscheinlich begünstigt und die Geschichte fürchtet und meidet. Man rückt so einen Zweig der Wissenschaften, der uns noch entfernter liegt, gewaltsam näher und unterdrückt damit einen andern, der grade die ganze Zeit beherrscht, und was mehr ist, der grade weit die größte Wichtigkeit für die echte Civilisation eines Volkes in sich trägt. Die mathematischen Wissenschaften sollten in der Schule mit weit größerer Gründlichkeit auf der einen Seite, auf der andern aber mit weit größerer Einfachheit gelehrt werden. Die einfachste Arithmetik und Geometrie bei dem Knaben durch stete Wiederholung und neue Auffassung in Begriffe übergeführt, genügt für die allgemein menschliche Bildung; die Fachbildung des Studierenden muß immer der Universität vorbehalten bleiben, der man ebensowenig die höchsten Stufen des geschichtlichen und physikalischen Unterrichts muß entreißen wollen. So treibt man auch die alten Sprachen auf den Schulen allzu weit. Wenn die Primaner mit der Kenntniß des Aeschylus und Pindar auf die Akademie kommen, wozu noch philosophische Seminare und Professoren? Weder allen solchen Ueberreizungen verläumt man das Koelle, lehrt Sprachen ohne Sachen, gibt von dem Alterthum eine unverständene und unlockende Form, aber fährt nahe in das innere Heiligthum ein. Kenntniß der Geschichte und Poesie, der Kunst und Sitte der griechischen Völker ist und bleibt das allein echte Bildungsmittel der Jugend; sie muß aber dem Knaben auch auf andern Wegen nahegebracht werden als auf dem der Sprachen, denn dieser Weg ist lang und schwer und verdient Verhöhnung und Entwürdigung. Aus ihnen alten Gedichten hören wir eine lebendige Sprache voll Seele und Jugend, die wir in allen Nationen, auch den besten Dichtern vergebens suchen; verdannen wir sie, dann verdannen wir allen guten Geschmack und einfachen Sinn und Natur; lebendig eingeführt müssen sie wenigstens einen Theil der wundervollen Wirkung üben, die sie im Alterthum gelebt haben; sie haben diese Wirkung auch auf unsere Nation gelebt; allem verkennt man wie es ja nicht, nicht damals, als die vorzüglichsten Philologen ihre Commentare und Texte der Lectoren laserten, nicht einmal in der Reformationszeit, wo man gar auf die Sache gah, aber nur auf dem Weg durch die alten Sprachen, sondern damals, als man weitläufiger, mit vielfachen Uebersetzungen, mit Belebung

der Geschichte, mit Beleuchtung der Kunst der Antiquarums das Alterthum uns nahe zu stellen und die kostbare Niebuhe sagte, zum räumlich entfernten, mit dem Alterthum zu machen. Uns scheint es auch überaus als ob die alten Sprachen nicht bloß darum gelehrt werden, weil sie Mittel zu dem Zwecke sind, das Alterthum kennen zu lernen, sondern weil wir sie, in angewandter Logik, mit weisem Sinn an die Stelle der wissenschaftlichen Logik des Mittelalters setzten, an die Stelle Niemand die Mathematik als vorzügliches Bildungsmittel des Verstandes empfahlen wird, der Weisheit fürs Leben an einer Mannichfaltigkeit von Dingen was abziehen will; wir wählten dazu grade diese alten Sprachen, weil sie, wenn sie auch nicht jener anderen Zweck allerdings empfähle, in sich logischer und seine ihrem grammatischen Bau sind als alle neuern, als hebräische und vaterländische Sprache. Wenn es alle ein denkbare Fall wäre, daß die herrliche griechische Sprache nicht nothwendig verbunden mit den herrlichen Sitten wäre, die wir in ihr besitzen, so würden wir vielleicht zu ihr greifen als zu dem einfachsten Mittel der Veredelung. Wir wollen aber trotz unserer großen Verehrung der alten Sprachen sie nicht zum Zweck gewissem als Sprachen. Je mehr unsere Philologen in diesem Mittel zum höchsten Ziel alles Unterrichts setzten, weil sie eben aller eigentlich pädagogischen Bildungsmangels, desto entschiedener weisen wir ihnen und ihren Sprachen den Anrath der Verneinung, die durch die verkehrte Behandlung der Sache ein Recht bekommen und wir müssen bekennen, daß wir, ohgleich weit entfernt von Wehmuth die altclassische Bildung aus unserer Nation würden schwinden sehen, doch gegen das Vernehmen dieser unfruchtbaren Sprachencultur am Ende ein Packet nehmen würden. Als Mittel der Veredelung billigen wir allein den grammatischen Unterricht, deutsche Grammatik ist dazu aber nicht tauglich, auch, geliehen von der Thorheit, die in dem grammatischen Unterrichte der Muttersprache liegt, ein Vorwurf, den der berühmte Jakob Grimm den deutschen Sprachlehrern zu gefallen nicht hätte zurücknehmen sollen. Die Alten waren auf das Erlernen ihrer Sprache hingewiesen, sie waren daran das Denkvermögen; ihnen fehlte aber veredelnde Sprachstudium, das wir besitzen. Ihr Lesen und Schreiben unterrichtet zügte schon dahin; allein sie lernten wenig in ihrer guten Zeit nicht Das, was die Grammatik lehren, und schon dem mühseligen Leseternern fehlte ein Gegengewicht zu halten mit der feinen musikalischen Declamation ihrer alten Gedichte, das eine Frucht ihrer lebendigen Dichtung hervorbrachte, welche die übrigen Sprachunterricht nicht vermissen konnte, während wir unter unsern Pädagogen nur wenige finden, die auch nur mit einer passenden Wahl von guten deutschen Poesien der Qual des Auswendiglernens entzwecken wüßten; unter unsern deutschen Sprachlehrern nur Wenige, die den glücklichen Einfall hätten, das Alter die Themata zu Entwürfen selbst wählen zu lassen oder ihnen mindestens eine große Masse von Dichtungen

Bezeichnung über ihre Aufgabe anzugeben, da ja sogar den Erwachsenen niemals das Loos trifft, über etwas schreiben zu sollen, über das er nichts weiß oder wissen konnte; eine Anforderung, die man lächerlich genug bei jedem aufgegebenen Auftrag an die Knaben macht, statt daß man die Stylübungen von allen Lehrern der Realien und alten Sprachen in freieren Uebersetzungen oder Behandlung freigewählter Partien ausführlich vortragener Gegenstände aus verschiedenen Fächern leiten läßt. Wir verteidigen also streng grammatischen Unterricht nur in den alten Sprachen; wir verdammen aus dieser Ansicht die Erleichterung desselben mit Hamilton'schen oder gar noch wahrhaftigern neuern Methoden, dem Maschinenwerk des Geistes; es gilt uns nicht, die griechische und lateinische Sprache in Eile zu lernen, sondern langsam, aber reif den jungen Verstand an ihnen zu bilden und nicht mit der gräßlichen Barbarei von Interlinearüberetzungen das behagliche Wohlgefühl an der mütterlichen Sprache mit freihafter Thorheit in der Wurzel zu zerstören; wir sind aber auch nicht für absichtliche Erschwernung, sondern lieber mit Bacon weder die Einengung durch Compendien, noch die Präcozität und überelkte Reifung zu den Wissenschaften, die Dünkel und Prahlerei erzeugt; wir empfehlen mit ihm die weise Verbindung der zwei Methoden, die er verständlich mit dem Beispiel der erleichterten Blasen des Schwimmmessers und der erschwerten Schuße des Langlehrers. Aus doppelten Gründen würden wir im alten Sprachunterricht die Bevorzugung der griechischen Sprache vor der lateinischen und den Beginn mit jener vor dieser als eine Lebensfrage für echte Bildung empfehlen. Hier ist überwiegender Reichthum an Formen, größere Feinheit und Freiheit der Structur, hier weit nicht so viel Gedächtnißwerk als im Lateinischen. In diese Sprache ist eine unererschöpfliche Quelle, den Knaben zu reizen und zu begeistern, was im Lateinischen durchaus mangelt. Es ist nicht genug zu beklagen, daß trotz dem Flor unsrer Kenntnisse der griechischen Sprache und Literatur und dem gesteigerten Werth, den ihr die neuere Zeit vor der lateinischen wiedergegeben hat, sich nicht Eine bedeutende Stimme dafür erhoben hat, das Latein an die beschränktere Stelle des Griechischen zu drängen, oder lieber die Methode des Betreibens der griechischen zur Norm für beide Sprachen zu machen. Kleben wir so unbegreiflich fest an Einem, an Einem einzigen Rest des Mittelalters, die wir so kühn und eifrig alle andern zerstörten? Oder wäre der Vorzug, den man dieser Sprache läßt, der Gebrauch und das Ansehen, das wir ihr in unserm Leben noch heute einräumen, etwas Anderes als ein barbarisches Ueberbleibsel aus der Zeit der Scholastik? Man gebe für eine solche Behauptung auch nur Einen nur scheinbaren Grund! In jezen Jahrhunderten, wo das Latein das einzige Vehikel der Aristotelischen Philosophie war, war sie allerdings allgemeine Unterrichtssprache von Europa; heute ist sie das nicht mehr, wo die nationale Kodreißung von dem mittelalterlichen Verband allgemein ward, und wo Jeder, der auf dem Namen eines Gelehrten Anspruch machen will, doch die

Hauptsprachen des Europäer kennen muß. Dazu hat sie durch die Fortschritte der Wissenschaften in allen Fächern den alten Anspruch auf eine lebende Sprache ganz verloren, und es dankt uns von allen Seiten eine große Schmach, daß wir in Disputationen und Actenreden, in Dissertationen und in andern Büchern, als etwa in Werken über orientalische Sprachen und dergleichen schwer Abgängiges und theuer Anzuschaffendes, noch diese Sprache neben der reich entwickelten Muttersprache dulden, und daß wir in Schulen mit lateinischem Styl oder gar Versen so viel Zeit und so viel guten Sinn und gefunden Geschmack verderben, daß wir häufig trotz der geringen Zeit, die verhältnißmäßig auf das Griechische gewandt wird, größere, wenigstens erfreulichere Fortschritte und mehr Gefallen an dieser Sprache in der Jugend finden. Wir schreiben nicht und sprechen nicht Griechisch, und doch ist uns're Kenntniß der Sprache und Literatur der Hellenen vielleicht im Wesentlichen bedeutender, in jedem Fall, obgleich sie so jung noch ist, viel heilsamer und fruchtbarer gewesen als die der lateinischen; denn Homer und Herodot sind eine Nahrung für die jugendlichen Geister, die ewig lockt und reizvoll anzieht; Cornel und Cicero aber werden wir nie dem jüngern Schüler lieb machen. Man führt uns lange Jahre in der kalten, strengen Sprache und Bildung des rohen, nur durch Waffenruhm großen Volkes herum, und wir lassen zur Seite die Nation, die in Kunst und Wissenschaft aller Folgezeit und dem ganzen Menschengeschlechte Ordnung und Maß, Gesetz und Regel vorschrieb; wir thun es, die wir uns rühmen, die Finsterniß der frühern Jahrhunderte abgeschüttelt zu haben; die wir beobachten und unwidersprechlich nachweisen können, wie überall, wo die lateinische Literatur vorherrschend den Geschmack und die geistige Thätigkeit des Volkes bestimmte, wie in allen romanischen Ländern, selbst in Italien, die Höhe der nationalen Bildung nicht erreicht ward, an die wir zweimal reichten, als der griechische Genius über uns webte: in der Reformation und in den leztverfloffenen Jahrzehnden. Es gilt uns, einen sicher greifenden Verstand in der Jugend zu reifen, nicht griechische und römische Werkünstler zu machen; es gilt, edle Menschen von wahrer Humanität zu bilden, nicht dem Knaben mit Ueberfülle von fremden Lehrgegenständen das Lernen zu verbittern; es gilt, bei der hervortretenden Individualität den Schüler mit Einsicht und Umsicht auf einen ihm tauglichen Weg zu leiten, nicht ihn mit rein unbrauchbaren Kenntnissen oberflächlich ausgerüstet in die weite Welt zu jagen. Darum, weil wir die natürliche Heiterkeit der Jugend zerstören, pflügen wir die Keime zu unglücklichen Menschen, und wir sehen jene unselige Classe von Jünglingen überhandnehmen, die, in trüerlei Kenntniß sicher, weder die Wissenschaft noch das Leben verstehen; jene Generation von Spöttern und Träumern, von Menschenhassern und unruhigen Geistern, die, weil sie nicht den natürlichen Gang des Lebens zu gehen sich getrauen, zu jedem Wagniß bereit sind, das ihnen eine noch so erträumte Besserung der Dinge versprechen könnte. Wir müssen weniger und gründlicher lehren und von den

Alten lernen, viel Denken und viele Gewöhnung in die Schule zu verpflanzen. Wenn dazu Raum gegeben wird, dann ließe sich für eine besonnenere Jugend stehen. Verschließt man aber den Weg dahin, wer will da die Folgen übersehen? Wenn der Wahnsinn weniger mitleideter Jünglinge Strafen auf die ganze Nation herabrufen, wenn um der Verblendung einzelner unmündiger Köpfe willen der ganze geistige Fortgang des Volkes gehemmt werden sollte, wenn eine so partielle Sache wie die letzten Excesse der Studentenwelt die Regierungen bewegen könnte, die deutsche Lern- und Lehreffreiheit zu gefährden, die deutschen Unversitäten in ihrem innersten Wesen zu verletzen — dann nimmt man der Nation ihren äußersten Trost und zerbricht ihren letzten Stab; man enttrübt ihr, die hier und da anfängt, ungebüßig nach politischer Freiheit zu fragen, die jedoch noch Vielen für ein Hirngespinnst gilt, auch die Freiheit des Geistes, die der Gesamtheit der Nation ein theueres, ein seit Jahrhunderten bewährtes, ein unentbehrliches Besitztum geworden ist. **Servinus.**

Taschenbücher zur Belebung des religiösen Sinnes.

Den Anfang macht folgend:

1. Joh. Sev. Vater's Jahrbuch der häuslichen Andacht und Erhebung des Herzens, von Bretzhaupt, Breyher, Franke, Freundtheil, Strarbet, Sittermann, Grillig, Gesekeil, Hochfeld, Ungari, Präger, Schlöger, Schmalz, Schottin, Jon. Schuberoff, Terlahn, Weber, Wischel und dem Herausgeber X. J. Eberhard für das Jahr 1834. Mit Titelkupfer. Halle, Neuger. 8. 1 Zhr. 12 Gr.

Es sind meist die vorigen Mitarbeiter, und diese sichern mit dem Herausgeber dem „Jahrbuch“ seinen Wert. Rühmlich ist die Pietät, daß das Andenken an den edeln Erster jedesmal in der Aufschrift erneuert wird. Es werden nicht alle Gaben auf gleiche Weise ansprechen, aber man wird keine geradezu vorgewünschten. Schuberoff, „Ueber Mutterliebe“, und „Wie dankt und denkt der gute Mensch bei Rettung der Seinigen aus lebensgefährlichen Krankheiten“, werden an jedes sühlende Herz bringen. „Der Glaube an Christus“ ist besonders den verlegenden Vernunftfeinden in einem Striche des zwickauer Mulsenthals zu empfehlen, die in Röhr's „Krit. Pred. Bibl.“, XIV, St. 5, mit ihren Kirchenpatronen, welche durch Apokalypstiler, Hyperorthodoxen und Frömmier aus der Fremde das rechte Christentum zu fügen wädhren, aber, wie wir lesen, Berrücktheit und Zwietracht veranlassen und schon zu höherem Einschreiten genöthigt haben, eine scharfe Rection erhielten. Wöchten sie alle aus diesem „Jahrbuch“, besonders aus Schottin's zahlreichen schönen Beiträgen, unter welchen jedoch die profaischen den Vortzug verdienen, lernen, wie Glaubensstreue sich mit der christlichen Liebe verhalten lasse, und was das Eine sei, das allen Christen nöthig ist. Das Büchlein schließt mit dem Refrölog zweier edeln Frauen, nämlich der trefflichen Frau Elise von der Recke, frühherin Mitarbeiterin an dem „Jahrbuch“ und der Frau — Schmiedemeisterin Erhman in Halle, die „im niedern Bürgerstande geboren und verheirathet, an innerer Würdigkeit Lausende von Hochgebornen und Glanzvornämhlten weit übertraf“. Wer freut sich nicht über die Gerechtigkeitsliebe des Herausgebers, der dem Verdienste seine Kronen so parteilos zuerkennt?

2. Christoterpe. Ein Taschenbuch für christliche Leser auf das Jahr 1834. Herausgegeben in Verbindung mit mehrem Andern von Albert Knapp. Mit (4) Kupfern. Lößlingen, Oberber. 8. 2 Zhr.

Wenn wir unter den Beitragenden einen Dr. Staudel in

Lößlingen, die beiden Doctoren Saal in Bonn und Bach, Prof. Schubert in München, Schwarz in Hildesberg nennen, so ist voranzusetzen, daß auch Derselbe mancher Lobenswerthe finden werde, welchem die, der Kritik mehr oder weniger sich nähernde Tendenz des Ganzen nicht zusagt, und bei daher beschränkte Gedichte und profaische Aufsätze, die sich zum Theil in dem Gebiete der alten Dogmatik bewegen, nicht h'erheben, wie das „Jahrbuch“, das aber denjenigen Formate Recht. In der „Christoterpe“ gibt's wenig zu denken, weil zu kritisieren, auch wol ein bißchen zu schwärmen und einige Gefährdungen durch des Herausg., Schubert's und Anderer Aufsätze etwas abergläubisch zu werden. Hr. Kn. hatte sich im vorigen Jahrgange einigen Ruhm durch ein Gedicht über Göthe erworben. Dieses Jahr versucht er es durch „Bilder aus dem Schoal“, worin denn allerdings die Gemälde von den Höllequalen der Verdammten so ausgemalt werden, daß man schon auf der Erde bis zu den Heulen und Zähneklappen möchte aufgeschreckt werden. Ke das leider eben die reifen Höllebrände diese Schilderzogen nicht lesen, und hellenkende Christen fragen werden: wozu der Verf. das Alles so gar genau wißt? und ob nicht der Köpfsende über Vergehen, aber wirkliche größere und geringere Schuld und Strafe wol noch etwas anders richten werde, als unsere Höllerichter auf der Erde? Inreß lieft es sich sowi das Gedicht von dem verlorenen Sohne ganz annehmen.

3. Blumenlese. Ein Tag- und Taschenbuch für wahre Freunde der religiösen und gesellschaftlichen Bildung von Edward Johann Joseph Wähling. — Auch mit dem vollständigen Titel: Taschenbuch auf 1834. Heidelberg, Neuhart. 16. 16 Gr.

Der uns unbekante Verf. bittet um billige Bemerkung. Es sind auf jeden Tag einige Sentenzen aus verschiedenen Schriftstellern, auch aus der Bibel, bald in Prosa, bald poetisch aufgestellt, und wir glauben, daß diese Sammlung nicht kann, wenn sie auch dem Sammler nicht große Mühe verursacht haben mag. 3. B.: „Am 11. August. (Wörter zur Zufriedenheit.) Sich von der Welt zurückziehen, heißt: im Hauptthieren die Zähne ausbrechen, dem Heintücklichen stempeln, der Verleumdung ihr Gift und dem Reide seine Schlingen nehmen“.

4. Christliches Taschenbuch auf das Jahr 1834. Herausgegeben von Karl August Döring. Währim, Schmalzberg und Comp. 16. 1 Zhr. 8 Gr.

Ref. hoffte nach der Vorrede, daß die Bernunftschreier bei hier Mitgetheilte doch nicht als zu unphilosophisch, die Offenbarungsgläubigen es nicht als zu unentchieden verwerfen wöchten, bei der Berufung auf 1 Theff. 5, 19—21, und nachdem er einige Beiträge, z. B. von Agnes Franz: „Einer jungen Fremdin am Tage ihrer Consecration“, gelesen hatte, ein Büchlein zu finden, das nur einen lebendigen Glauben, ein praktisches Christentum predige und sich um keine Ultra- und Extra-kammere. Und wirklich sind einzelne Aufsätze in dem Geist christlicher Milde abgefaßt. Aber wenn es sonst heißt: Gutes, Alles gut, so scheint der Herausgeber am Schluß ganz vergessen zu haben: Muller tacet in ecclesia; sie schweigt wenigstens da in der Gemeinde, wo die Strafrechtliche des Eintritte erhebt; aber es zieht eine angeblich „christlich erweckte Frau“ gegen einen Theologen S. 207 mit einem sehr polemischen Briefe zu Felde, beginnt mit der Ueberschrift: „Unbewußtwerther Herr Professor!“ und lieft dem guten Mann als Bersöhner der Jugend und wegen seiner Bernunftlichkeit in den Text, als wäre es Hengstenberg, Baum, Strubbe und Conforten. Nun, ihr armen Rationalisten, wie sehr auch man auch noch Amazonen auf den Hals rufen, wenn man ihr an Birch 25, 18—25 und gar an Job 15, 7—9 läßt!

Die „Hydrobia“ ist enthielten; wir wir wöchten, da sie bei einer strengern Censur viel Gutes hätte werden können.

Wiener Bilder, von W. Alexis. Leipzig, Brockhaus. 1833. Gr. 12. 2 Thlr. 6 Gr.

Reisejournal von Karl Immermann. Düsseldorf, Schaub. 1833. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Seit Heine so anmuthige Reisebilder schrieb, scheint es in der Literatur Mode werden zu wollen, den bewegten Zustand einer Reise, der allerdings so viel Anregendes hat, zur Grundlage einer Gattung von Büchern zu machen, die zwischen Reisebeschreibung, Memoire und Novelle schwankt, je nachdem der Verf. durch Neigung und Talent mehr zu dem einen oder dem andern Gebiete hingezogen wird. Unsere Väter verfahren mit dem Resultat einer Reise sehr bedächtig und gewissenhaft; das macht, zu ihrer Zeit war das Reisen ungleich seltener, schwülziger und samit wichtiger. Ein Ausflug von Berlin nach Schlesien war etwas, worauf der Geschäftsmann lange Jahre hinarbeiten mußte, bevor er einen so gewaltigen Voratz ausführte. Nachher bildete ein solches Ereigniß förmlich die Basis der Zeitrechnung in seiner Lebensgeschichte, und wie der Historiker das Vor und nach Christi Geburt bei keiner Jahreszahl entbehren kann, so ging es unsern weitgereisn Vorvätern, die vieler Menschlichen Sitten und Sitte gesehn, sie datirten nämlich Klir, Geburtstage, Kindtaufen, Todesfälle, Gewatterschaften u. s. w. von vor und nach der großen Reise. Hatte vollends ein armer Schriftsteller, der indgemein die wenigen Stunden, in denen er das besflügeltste Rosenspferd reiten konnte, durch die vierfache Zahl solcher abbüßen mußte, wo er selbst als Klergaul in irgend ein mühseliges Joch gespannt wurde, nach langen Jahren vergeblichen Bemühens und Hoffens endlich so viel Freiheit und Geld sammengewuchert, um das ungeheure Unternehmen einer Reise von Leipzig oder Berlin nach Dresden zu Stande zu bringen und das berühmte Elbthron beschauen zu können, so war dies für ihn ein Ereigniß von unübersehbarer Wichtigkeit, welches nothwendig ein literarisches Denkmal erforderte; aber ein tief begründetes, wozu man ernste Studien machte. Schon Jahre zuvor hatte man alle Reisebeschreibungen studirt; man kannte bereits jeden Eckstein in der Stadt, die man besuchen wollte, und hätte sich's auch zum Verbrechen angerechnet, irgend einen unbeschnen zu lassen. Jedes Dorf, durch welches man sahren mußte, war von unberechenbarer Wichtigkeit, denn

man mußte doch einiges Historische und Statistische darüber beibringen und seine unglückliche Nebenmenschen, die so Kühne Ausflüge nicht wagen konnten, über die Gestalt der Welt belehren. So entstanden denn Bücher wie Büsching's „Reise von Berlin nach Kelahn“, einem Pfarrdorfe acht Meilen von dieser Stadt, bei welchem Buch unter Anderm das Dorf Briß, eine gute halbe Meile von Berlin, malerisch vom Entensfuhr aufgenommen, abgebildet ist. Nach dieser literarischen Periode kam eine, wo der Reisebeschreibungen zu viel geworden waren und man daher, zumal da das Reisen selbst sich durch verbesserte Straßen, Posten, Gasthäuser und leichtere Lebensverhältnisse und Ansichten ungemein vermehrte, fast zu gleichgültig gegen die Benutzung der Materien wurde. Jedermann war in Italien gewesen, Tausende hatten darüber geschrieben, es war keine Hoffnung da, selbst für eine solche größere Reise; das lesende Publicum zu interessiren, geschweige für Reisen im Vaterlande und in nächster Umgebung. Da aber denn doch geistreiche Männer die mächtige Anregung, welche eine Reise gewährt, zu klar empfanden, um diese Stimmung ganz unbenutzt vorübergehen zu lassen, so suchten sie nach Formen, unter denen sich das Bekanntere in einem neuen Gewande darstellen ließe, und bestrebten sich, dem Bekanntern im Stoff theils durch die Einleitung einen neuen Reiz zu geben, theils auch minder Bekanntes aufzusuchen, oder auch einen partiel wissenschaftlichen oder künstlerischen Zweck als Hauptfarbe einer Reisebeschreibung zu nugen. So entstanden z. B. Kaumer's „Perestroife nach Venedig“, Kephallides' geistvolle „Reise nach Italien“, Wilhelm Müller's „Rom, Kömer und Römermaen“, und viele andere mehr. Dies war ein zweiter Abschnitt der Reiseliteratur; da aber auch auf diesem Felde die Bahnen bald zu sehr betreten wurden, mußte man wiederum nach etwas Neuem trachten, und hier that Heine besonders durch die ersten Bände seiner „Reisebilder“ einen sehr glücklichen Wurf. Er hatte damit gewissermaßen Thümmel's „Reise nach dem süßlichen Frankreich“, die, wie man weiß, in der deutschen Studierstube geschrieben ist, in neuer zeitgemäßer humoristischer Form wieder auferweckt und Das, was bisher als ein Unicum dagestanden hatte, plötzlich zur Basis einer neuen Gattung erhoben; denn von jener Zeit an las man in allen Journalen ähnlich gefaßte Reiseberichte, die spä-

terbin als flüchtige Blicke erschienen und mehr oder weniger Geist und Phantasie entwickelten, fast alle aber doch durch die unerklärte Macht des zum Grunde liegenden Wirklichen ein gewisses fesselndes Interesse gewannen. In gewisser Beziehung gehören auch die „Briefe eines Verstorbenen“ hieher, wiewol wir nicht behaupten wollen, daß sie durch Heine veranlaßt sind. Indessen mögen sie ihm manche Zuthat zu verdanken haben und müssen jedenfalls als eine Erscheinung angesehen werden, die, aus gleichen Verhältnissen der Zeit und der Literatur hervorgehend, sich nur nach dem veranlassenden Individuum ein nigermaßen abweichend gestaltete und färbte. Dies ist der Standpunkt, auf den wir unsere Leser führen mußten, um über die beiden oben genannten Werke sprechen zu können. Beide, obwohl sehr verschieden von einander, sind doch als nächste Verwandte zu betrachten, nur daß die verschiedenen Väter den Kindern von gleicher Menschencace verschiedene Physiognomie gegeben haben. Das Materielle der Reise tritt bei beiden in den Hintergrund, wiewol aber zum Anknüpfungspunkte der Ansichten beider Verfasser genutzt; nicht selten dient es auch nur zum Behuf der Ausbrüche ihrer Launen, trüber oder heiterer Farbe. Unterschieden sind beide Bücher erstlich durch die sehr von einander abweichenden Ansichten und Systeme der Verfasser, und zweitens auch durch den Grad, in welchem sie sich von einer Reisebeschreibung zu einer romantischen Darstellung entfernen. W. Alexis' Werk hält sich strenger an den Weg, den ihm die Wirklichkeit vorschreibt; er bringt, wenige Capitel ausgenommen, eigentlich nichts hinein, was nicht in einem nahen Zusammenhange mit den Erscheinungen des Lebens stünde, die ihm entgegengetreten sind. Doch über diese läßt er sich in freier Abschweifung der Betrachtung aus. Eigentlich romantische Abenteuer, worin der Dichter erfindend aufgetreten wäre, finden sich in seinem Buche nicht. Immermann dagegen, wiewol er einerseits öfter und länger beschreibend auftritt als Jener, wird doch andererseits viel häufiger ganz frei von dem festen Boden, auf dem er eigentlich wandeln sollte, und schwingt sich leicht in luftigere Höhen und Regionen auf. Wir treffen in seinem Buche Novellenartiges, Märchenhaftes, Anekdoten, Gespräche, die sich nicht über Gegenstände der Reise ausdehnen, Gedichte u. s. w. an. Dagegen aber auch ausführlicher als im andern Werk die Schilderung und den treuen Bericht von Reiseereignissen, Unterredungen und Zusammenkünften, die er mit berühmten Männern gehalten, wie z. B. Tieck, Grabbe u. A. Doch sind diese äußerlichen Unterschiede beider Bücher die geringsten, und viel größer ist die spezifische Verschiedenheit, welche aus der Eigenthümlichkeit des Geistes beider Verfasser hervorgeht. Wir wollen uns jetzt mit den einzelnen Werken beschäftigen. Eine eigentliche Beurtheilung derselben ist, da sie nach keinem überdachten Plan angelegt sind und daher nicht in ihrer Totalität betrachtet werden können, nicht nöthig. Sie sind eine lange Kette von Einzelheiten, die ebenso gut in der Hälfte abgeschnitten als um das Doppelte verlängert werden könnte, ohne ihr organisches Leben zu stören. Daher müssen wir uns

mit einem Referat über Einzelnes, das wir herausgreifen, begnügen. Zuerst Wilhelm Alexis. Der Verf. reist nach Wien; bis auf einige Capitel, die von der österrichischen Grenze bei Peterwarde bis an die Linien der Kaiserstadt einige Prosamen am Wege sammeln oder ausströmen, wie man will, bestehen sich fast alle seine Schilderungen direct auf Gegenstände, Ereignisse und Personen in und bei der Hauptstadt. Einmal müssen wir zum Lobe des Verf. sagen, daß er uns, wo er portraittirt, getreue Abbildungen liefert. Er will nicht wie so mancher Reisebeschreiber seinen Eigenstand durch die Darstellung heben, nur am unkundige Leser glauben zu machen, er sei ganz besonders durch die Anschauung hoher Wunder beglückt worden. Was die Form der Darstellung anlangt, so ist sie zwar im Ganzen fließend, und das Buch liest sich leicht; doch nicht selten wird der Ausdruck auch nachlässig, oft sogar falsch und Berlinismen schieben sich ihm unwillkürlich unter. Der Verf. erklärt zwar an einer Stelle, daß er nicht regelrecht schreiben wolle, sondern natürlich, wie die Sprache sich im Munde des Volkes bilde. Dies ist aber nur eine Ausflucht, und wir glauben behaupten zu dürfen, daß theils der Verf. nicht anders schreiben kann (denn oft sieht man's ihm an, daß er elegant zu schreiben sucht), theils aber aus Verwöhnung so nachlässig schreibe. Alle die Hunderte von Einzelheiten herauszuheben, welche diese unsere Meinung rechtfertigen, wäre hier unmöglich, wir begnügen uns mit einer einzigen. Der Verf. schreibt an einer Stelle: Langerzweig; vielleicht muß es Manchem gesagt werden, daß dies ein ganz gemeiner Berlinismus für Lannenzweig ist. Wenn das der Verf. Sprachbildung durch das Volk nennt, so hätte er freilich ein Recht, jedes aus Unwissenheit oder äblie Angewohnheit provinziell entstellte Wort in die Sprache aufzunehmen, und z. B. auch Pergamite, Kielen, Plumpse u. s. w. für Pyramide, Kugeln und Brunnen (man sieht, daß Plumpse nur das verderbte Pumpe ist) zu schreiben. Wehrt eine solche Ansicht von Sprachbildung führen würde, mag Jeder leichtlich selbst erweisen. Allerdings schwebt dem Verf. ein richtiges Ziel vor Augen, nämlich die Einfachheit und Natürlichkeit zu gewinnen, welche jedem Kunstwerk den höchsten Grad der Vollkommenheit verleiht. Dazu gehört aber die von dem Verf. geringgeschätzte Correctheit als Elementarbedingung; denn der Mensch hat in der Sprache wie in der Bildung seiner ganzen Staats- und Lebensverhältnisse die Aufgabe zu lösen: durch die Kunst zur Natur zurückzukehren und die Naturzustände als ein Bewußtes und somit geistig Veredeltes in sich aufzunehmen. Doch wir wollen diese Polemik gegen den Styl des Verf., die mehr gegen seine Ansicht darüber als gegen seine praktischen Fehler gerichtet sein soll, für ein andermal versparen und sehr gern eingestehen, daß er da, wo er unwillkürlich bessern Grundsätzen folgt (denn das thut Jeder, der ein solches Princip aufstellt, und wo er selbst sich selbst auf diese Art praktisch), recht angenehm, wenigstens ohne Anstoß zu geben, schreibt. Daß uns etwas eben durch seine Ausdrucksweise besonders ansprechend oder hervortretend gewesen wäre, können wir jedoch nicht

sagen. Dagegen war es besser mehr die Wahl der Gegenstände, die er aus dem großen Volkstreiben Wiens heraushebt, und öfters auch die individuelle Auffassung. Wir wollen ihm zum Schritt vor Schritt folgen, obwohl nicht Schritt vor Schritt mit ihm stehen bleiben, sondern nur da, wo uns Gegenstand oder Darstellung desselben einer besonderen Beachtung werth scheinen. Zu Anfang gefällt uns Das, was der Verf. über Lepzig sagt, wie er denn überhaupt bisweilen mit glücklicher Ironie schreibt; weniger gefällt er Das, was man Witz und Humor nennt, indem er sich zu beiden oft zu zwingen scheint. Der Übersichtsplan, den der Verf. in Bezug auf Lepzig aus einanderlegt, enthält aber eine gute Ironie der kleinern Constitutions- und Revolutionsgeschichten deutscher Staaten, die wir seit dem Jahre 1830 erlebt haben. Von Lepzig bis Wien begegnet uns außer einem Schirmmeister, der praktischer philosophirt, als es scheinen möchte, nichts von Bedeutung. In Wien selbst beginnt die Scene mit jenen potterlichen Inquisitionen, die, wie höflich man sie auch anstelle, stets im höchsten Grade lästig und widerwärtig bleiben, wie denn überhaupt die Pollicei der echte Beweis der Erbsünde ist, die an dem Menschen haftet, vollends aber die östreichische.

(Der Besluß folgt.)

Remer Beitrag zur Lehre von den Injurien und der Pressfreiheit durch die Rechtsgutachten der Spruchcollegien von Heidelberg, Kiel und Tübingen über den Pressproceß des Hofrath Welcker und durch die Prüfung der hofgerichtlichen Entscheidungsgründe in den Appellationsschriften des Geheimraths Duttlinger und des Hofraths Welcker. Herausgegeben von dem Hofrath Welcker. Zugleich mit einem Vorwort über seine Grundsätze, seine Pensionirung und über den Geist des Freisinnigen. Freiburg, Ob. Gross. 1833. Gr. 8. 1 Abth.

Pressproceße gehören in unserm Vaterlande zu den seltenen Erscheinungen. Erst die Bewegungen der neuen Zeit haben mehr derselben hervorgerufen und die allgemeine Aufmerksamkeit darauf hingelenkt. Nicht bloß für unsere Juristen, welche sich noch ziemlich unbeholfen in diesem Fache bewegen, sondern auch für jeden Laien, der sich für das öffentliche Leben interessiert, sind sie von großem Interesse. Dasselbe muß noch wachsen, wenn Männer darin figuriren, welche als Vorkämpfer in dem heiligen Kampfe für Recht, Recht und Freiheit glänzen. Ein solcher Mann ist Welcker, welcher als Verf. eines in Nr. 100 des „Freisinnigen“ befindlichen Aufsatzes durch eine vom badischen Staatsministerium am 5. Juni 1832 erlassene Verordnung vom Staatsanwalt angeklagt und von dem badischen Hofgerichte des Oberrheins in Freiburg bei Verfassung und Verbreitung des fraglichen Artikels und dadurch der Ehrenkränkung des großherzoglichen Staatsministeriums für schuldig erkannt und deshalb, „in Anbetracht eintretender Milderungsgründe zu einer durch 2 Monate andauernden bürgerlichen Gefängnißstrafe und zur Tragung der Kosten“ verurtheilt wurde. In der vorliegenden Schrift gibt derselbe nun, außer einem Vorwort, welches sich kürzlich über die Absicht der Schrift ausdrückt, und zweier zur Charakteristik des „Freisinnigen“ und des Verf. gehörigen Aufsätze (I. „Etwas über den Geist des Freisinnigen und meine Grundzüge“. II. „Ein Wort über meine

Pensionirung“) jetzt das hofgerichtliche Urtheil selbst. Sodann theilt er die vom Geheimrath Duttlinger verfaßte Appellationsbeschwerdeschrift, sowie die Erklärung auf die Appellationsbeschwerdeschrift des großherzoglichen Staatsanwaltes und endlich seine Rechtfertigung der Beschwerdeschrift selbst mit, welche den behaupteten größten Theil des Ganzen ausmacht, und in welche die Gutachten der drei Juristenfacultäten mit verflochten sind. Diese sehr ausführliche, meisterhaft gearbeitete Rechtfertigungsschrift verdient ihrer Belegenheit und erschöpfenden Gründlichkeit, sowie der freimüthigen, aber würdigen Sprache wegen, in welcher sie abgefaßt ist, unsere ganze Aufmerksamkeit. Sie entwickelt in der Anleitung einige Gesichtspunkte für die richterliche Beurtheilung dieses Rechtsstreits und für die der Pressvergehen überhaupt. Der Verf. sucht darin die Frage zu beantworten, wie es sich habe zutragen können, daß eine Sache, welche der Geheimrath Duttlinger „die klarste und einfachste auf der Welt“ genannt, das Das, was seitdem so viele der achtbarsten Rechtsgelehrten des Landes und des übrigen Deutschlands in Privaturtheilen und öffentlichen Erklärungen, was einstimmig drei ganze Juristenfacultäten und vier der achtbarsten Mitglieder des urtheilenden Gerichtshofes im Besonderen gleichförmig widerholt, das nämlich die hier angeklagte Injurie die — um Duttlinger's Gleichniß beizubehalten — ebenso eine wirkliche Injurie sei, als Lichtenberg's Messer ohne Stiel und ohne Klinge ein wirkliches Messer, der Mehrheit des erkennenden Gerichts anders erschienen sei. Er sucht dies hauptsächlich daraus zu erklären, daß die große Reform, welche vor allem die Wissenschaft des Strafrechts und vorzugeweise auch die Lehre von den Injurien durch die classischen Schriften Weber's, Grollmann's, Almenning's und Feuerbach's seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts erfahren, noch nicht vollständig in die praktische Uebersetzung aller Richter übergegangen sei, daß dies ebenso der Fall mit den Grundsätzen des konstitutionellen Staatsrechts und der konstitutionellen Pressfreiheit sei, und daß endlich überhaupt wol die Neuheit der früher von Administrativstellen behandelten Injurienproceße für die Gerichte und besonders die Neuheit von politischen und Pressproceßen dazu mitgewirkt habe. Ferner daraus, daß durch eine seitene Ungunst der Verhältnisse fast alle Sachtheilige aus alter und neuer, in- und ausländischer Praxis und Theorie mit Weglassung des Vortheilbaren in diesen Proceße sich vereinigt habe. Der Angeklagte erwähnt hier vor Allem, daß der fragliche Artikel, unter der Herrschaft verfassungsmäßiger Pressfreiheit und im Vertrauen ihres Fortbestandes geschrieben, nach Zertrüßung der vortheilhaften Theile dieser Gesetzgebung, der Pressfreiheit und der Gerichtsöffentlichkeit, nur nach den unglücklichen verfolgt werde; daß, sowie Pressfreiheit und Öffentlichkeit der gerichtlichen Verhandlungen ein wesentliches Schutzrecht des unschuldig Angeklagten seien und als Sprache und Mitsprache, als Ohr und Mund des ganzen Volks, aller achtbaren, aufgeklärten, Freiheit liebenden Bürger auch auf den Richter einen mehr oder minder unbewußten Einfluß üben, so auch sich die Ansicht und das Urtheil derselben anders gestalten müsse, wenn nach Verkümmung der Presse und der Öffentlichkeit die Reaction allein das Ruder ergriffen habe und nun einzelne freimüthige Äußerungen vor dem Gerichte als Erhebungen einer fremden angefeindeten Zeitperiode unter der Last der öffentlichen Anklage der Regierung zum Vortheil gebracht werden.

Sodann geht der Verf. auf die einzelnen Beschwerden selbst über, deren er fünf gegen das Erkenntniß des Hofgerichts aufgestellt hat, und wovon jede einzelne als eine schätzbare selbständige Abhandlung zur Aufklärung der in vielen Punkten noch so streitigen Theorie der Injurien betrachtet werden kann. Die erste Beschwerde handelt von Beleidigungen gegen die Majestät, die Regierung und das Staatsministerium, und der Verf. sucht darin auszuführen, daß es im vorliegenden Falle zur Anfechtung einer Injurienklage an einem zulässigen Subject und an der erforderlichen Sachlegitimation fehle. Er zeigt zu dem Ende,

daß die Regierung im Sinne der Klage und des Urtheils sowie das Staatsministerium nicht injuriert werden können, daß sie aber auch in dem angeklagten Artikel in der That nicht injuriert seien, da sie weder genannt, noch durch einen rechtsgültigen Schluß als angeblichen Injurien auf sie bezogen werden können, und daß endlich die in einer Privatkritik der Handlungen öffentlicher Beamten und Collegien etwa enthaltene Injurie nie eine öffentliche Injurie der öffentlichen oder Staatsstelle als solcher sei, wozu ein amtliches Verhältnis erforderlich werde, sondern Kritik nur als reine Privatinjurie die Persönlichkeit der einzelnen Beamten als Einzelnere treffe, und daher auch nur durch eine Privatklage, nicht aber durch eine öffentliche Klage im Namen der Staatsstelle und durch den Staatsanwalt ex officio verfolgt werden könne. Zur Unterstützung seiner Beschwerde theilt der Verf. die Ausführung der heidelberger Facultät über die allgemeine Unmöglichkeit einer Injurienklage im Namen der Regierung, und der Stelle über den gänzlichen Mangel einer Beziehung seines Tabeis auf dieselbe mit. „Wollte man aber auch“, sagt das heidelberger Gutachten, „eine Ehrenkränkung in ab- und subjectiver Hinsicht annehmen, so würde doch die Anklage, wie sie gestellt worden ist, nie als gegründet erscheinen, weil das nach der Anklage angeklagte Subject nicht zur Klage berechtigt ist. Es kann bei der Prüfung der Anklage nicht die Uebergangung unterdrückt werden, daß man ein, offenbar in dem Kreis des öffentlichen Rechts und in das Gebiet der öffentlichen Verbrechen gehöriges Verhältnis in den Kreis der Privatverhältnisse gezogen hat und nun mit der Aufstellung der Idee einer moralischen Person sich quälte und durch eine Reihe von Verwechslungen sich zu helfen sucht.“ — „Aber auch kein einzelner Minister“, heißt es in dem fieder Gutachten, „kann auf dem in der Anklage eingeschlagenen Wege eine Injurie gegen sich her ableiten, weil es in der That an einer Schmähung der Regierung als solcher fehlt. Von der badenschen Regierung (und dem badenschen Staatsministerium) ist ja in dem fraglichen Anklage gar nicht die Rede. Es müßte also die Schmähung in dem Tadel liegen, der über Diejenigen ausgesprochen wird, welche die erlassene Bekanntmachung angeordnet haben. Allein nichts berechtigt zu der Annahme, daß der Hofrath Weidner bei diesem Tadel sämtliche officiellen Rathgeber des Landesherren vor Augen gehabt habe, da es ihm nicht unbekannt sein wird, daß in keinem Staate jede Verfügung eine Berathung und einen (billigenden) Beschluß aller Minister voraussetzt“, und, wie das tübingen Spruchcollegium hinzusetzt, „auch Männer, die gar nicht Minister sind, zu manchen Verfügungen dem Fürsten und selbst gegen den Rath seiner Minister, sogar gegen den des Unterzeichnenden ratthen können“. — Die zweite Beschwerde handelt von der Unkathastigkeit jeder Injurienklage ohne besondere Bevollmächtigung, wobei der Verf. zu zeigen sucht, daß in dem concreten Falle die Precepligitimation nicht auf die in den Befehlen vorgeschriebene Weise beschafft sei. Die dritte Beschwerde führt aus, daß die sämtlichen juristischen Bedingungen strafbarer Injurien bei den angeklagten Äußerungen fehlen. In diesem Ende weist der Verf. zuerst auf die wahren Quellen für die Beurtheilung von Preservergehen hin. Er zeigt hier, daß der badenschen Presgesetzgebung zwei scheinbar verschiedene, doch an sich einträchtige Principien zum Grunde liegen, die konstitutionnelle Pressefreiheit Englands und Frankreichs, sowie das gemeine deutsche Recht und als dessen Grundlage und Wesen auch in dieser Lehre das römische Recht. Dann weist B. die dem Urtheile und den anklägerischen Schriften zur Grundlage dienenden juristisch falschen Ansichten über Injurien und insbesondere über den Ton öffentlicher Äußerungen, ferner die im Wort und Sinn falsche Darstellung der angeschuldigten Äußerungen nach. Endlich geht der Verf. bei dieser Beschwerde auf die genaue Nachprüf-

fung des Mangels aller Bedingungen strafbarer Injurien über und sucht zu zeigen, daß keine Rechtswidrigkeit und kein beleidigender Charakter bei den angeklagten Stellen vorhanden sei, daß es an einem bestimmten Beleidigten sowohl an einer beizulegenden Absicht fehle, und daß sowohl deshalb als überhaupt eine Verurteilung strafbarer Injurien nach Durchführung der gesetzlichen Bedingungen und Zwecke derselben durch Aufhebung der politischen Pressefreiheit und Gerichtsöffentlichkeit rechtlich unmöglich sei. Die vierte Beschwerde handelt von der eventuellen Ergänzung der Beweise über die ehrbeleidigende Absicht, und die fünfte über die eventuelle Ergänzung des Gegenbeweises und die im aller schlimmsten Falle zu erkennende Anklage einer Sprennerklärung der nicht beizulegenden Absicht. — Es würde zu weit führen, wenn wir ins Detail der scharfsinnigen Deductionen des Verf. eingehen wollten. Nur die folgenden schönen und kräftigen Schlussworte desselben mögen hier noch mitgetheilt werden: „Sicher meiner Schuldlosigkeit, meiner unbefehligen Absicht, sicher wie der eigenen Gewissen; fest überzeugt von der objectiven vielfachen Unmöglichkeit einer Verurteilung in dieser Sache, fest wie man es über irgend einen Punkt in Rechtsmaterien, in welchen man zwanzig Jahre als akademischer Lehrer wirkte, und an deren neuer gesetzlicher Bestimmung man selbst den thätigsten Antheil nahm, sowohl durch eigene Prüfung wie durch die vielfachen und gewichtigsten Bestimmungen nur jemals sein könnte, müßte ich den Glauben an menschliche Gerechtigkeit aufgeben haben, wenn ich von diesem erleuchteten höchsten Gerichtshof des Landes ein anders als ein losprechendes Erkenntnis für denkbar hätten wollte. Und nicht bloß für mich und mein verletztes Recht wird, wenn ich nicht ganz verbindend bin über Gestalt und Wirkung dieses Processes, solche ehrenvolle Entscheidung wohlthätig wirken. Sie wird das in unserer unsichern Zeit für Regierung und Volk höchst wesentliche moralische Vertrauen des Landes auf unabhängige und gründliche Rechtspflege, diese Grundbedingung aller segensreichen Wirksamkeit der Gerichte, wohlthätig befestigen, und mit Freude wird das badensche Volk den Sieg der Ehre badenscher Justiz vor den Augen des aufmerksamen Inlandes und Auslandes durch seinen höchsten Gerichtshof begrüßen.“ — Wie aus Zeitungsnachrichten hinlänglich bekannt, erfolgte ein freisprechendes Erkenntnis.

27.

Miscellen.

In Nr. 281 d. Bl. f. 1833 wird die Vermuthung, daß es sonst feuerpendende Berge in Deutschland, hamentlich an Rheine, gegeben habe, für keine bloß grundlose Sage erklärt. Auch der Stelle in Tacitus' „Annales“ wird dabei erwähnt. Aber wenigstens können daraus nicht historische Beweise für vulkanische Eruptionen am Rheine und in der Gifel hergenommen werden, auch ist die Stelle in Tacitus (B. 14, S. 57) von einem in der Gegend von Köln vorgefallenen Noth im Heidebrände zu verstehen, wie aus den Untersuchungen Wiggerath's und Reel von Esenbeck's in dem Werke: „Das Gebirge in Rheinland-Weftfalen“, Thl. III, S. 59—115, hervorgeht. Wegen die dort gegebene Deutung der Tacitus'schen Worte dürfte freilich die philologische Kritik Manches einzuwenden haben.

Brailey, Constable von Manchester, zählte die Personen, welche acht Sonnabende hintereinander und zu verschiedenen Zeiten in den Stunden von 7—10 Uhr Abends innerhalb fünf Minuten in einen Brautweinkeladen gingen. Die Durchschnittszahl betrug 112 Männer und 163 Frauen oder 275 Personen in 40 Minuten, was auf die Stunde 412 Personen macht. (Bulwer's „England“, I, 83, Uebers.)

14.

Dienstag,

Nr. 49.

18. Februar 1834.

Wiener Bilder, von W. Alexis.
Reisejournal von Karl Immermann.
(Schluß aus Nr. 48.)

Der Verf. wird uns vergeben, wenn wir nicht alle vierzig Bilder, die er aufstellt, gleich schön finden. Manche scheinen uns verzeichnet, andere dagegen als sehr gute Genresstücke. Sehr gefällt uns z. B. die Schilderung des Lerchenfeldes (S. 91—96) und das Capitel: „Der Kahlenberg“, nebst den historischen Rückblicken; dagegen glauben wir, daß der Verf. über die wiener Küche unterhaltender hätte schreiben können, indem sich dabei weder eine feine echte Sachkenntnis wie die des Hrn. von Rumohr, noch eine so appetitliche, ergötzliche Darstellung findet. Auch scheint er uns hier, wie an manchen Orten in den Fehler der meisten Reisenden zu verfallen, nämlich aus wenigen einzelnen Wahrnehmungen Schlüsse auf das Ganze zu ziehen. So z. B. muß Ref., der da glaubt in Beziehung auf Speise und Trank sich einiger Kennerschaft rühmen zu dürfen, darüber erstaunen, daß der Verf. in dem ganzen Capitel nicht einmal der vorerwähnten ungarischen Fische gedacht hat (z. B. des Fogasch), die man zu Wien speißt, und welche großentheils aus dem unsern gelegenen ungarischen Eern, insbesondere aus dem Meßfelder- und Plattensee geliefert werden. Indessen hat Ref. aus diesem Capitel doch eins gelernt, nämlich, daß nichts ewig besteht, nicht einmal ein Name in der Kochkunst, indem die vorcht Jahren unter dem Namen Kälberschnitzel bekannte ortreffliche Speise jetzt Naturschnitzel heißt. Sehr wohl hat uns das Capitel: „Der Wald in Wien“, gefallen. Demgleich die romanische Betrachtung etwas erzwungen heißt, den Stephansdurm für den Urwald gelten zu lassen, welcher auf dem Boden grünte, wo jetzt die luftigen Gassen stehen, so ist doch das Ganze geistreich und charakterlich ausgeführt. Ueberhaupt spricht uns Alles an, ob Bezug auf den Stephan hat, so auch die historischen Anecdoten von der geneigten Spitze desselben, dem ausgepflanzten Halbmond u. dgl. mehr. Mit besonderm ergötzen haben wir das Capitel: „Der Stern des heiligen Stephan“, gelesen, weil es uns bewiesen hat, daß die christliche Politik wol die äußern Bande einer geistlichen Lebenslustigen Gesellschaft lösen konnte, die innern er nicht zu zerstören vermochte; so blüht denn hier von dem Namen der Lubanishöhle einst bekannte Verein

noch immer fort. Mit Vergnügen lasen wir, was der Verf. sachverständig über das Burgtheater schreibt. Mit vollster Ueberzeugung dürfen wir nachfolgende dem Verf. entlehnte Stelle unterschreiben: „Nicht den devoten Schleichern, den Bettlern und Gebattern von Portiers und Theater-schneidern, sondern den Kunstfreunden trägt man den freien Eintritt an und betrachtet dies als eine Ehrensache.“ Auch Ref. hatte sich, da er als ganz junger, fast durchaus unbekannter Literat in Wien war, unvermutheterweise dieser anständigen Liberalität zu erfreuen.

Wir werden uns nur noch auf einzelne Bilder einzulassen können. Das Bild: „Vanitas“, ist, so weit es von der Tänzerin Jenny Eister handelt, etwas sentimental gehalten, und wir wünschten, der Verf. hätte hier mehr die praktische Wirklichkeit im Auge gehabt, wiewol es vielleicht ehrenvoll ist, davon nicht eine so geliebte Kenntniß zu haben. Wenn sich das Bild weiter auf den Herzog von Reichstadt und endlich auf Gerng erstreckt, so wird es in einem Grade ansprechend, der sogar schön zu nennen ist. Der „graue Klosterhof“ der Ligarianer ist gut geschildert und erklärt; den Prater hätten wir lebendiger gewünscht; das Capitel: „Sittliches“, scheint uns eins von denen, wo der Verf. aus einer einzelnen Anschauung zu voreilig einen allgemeinen Schluß gezogen hat. Er würde in Berlin sehr leicht ähnliche, in Wien gewiß auch völlig andere Mütter treffen. Der Verf. mag die Donaufahrt allein machen, sich allein durch Strudel und Wirbel kämpfen, allein die Gemäldeausstellung besuchen u. s. w. Wir wolten es nur noch mit dem letzten Capitel, dem „politischen Glaubensbekenntnisse“ zu thun haben. Hierin muß man zwar Jedem seine Meinung lassen, und wir würden uns auch praktisch vielleicht nicht weit von her halten, die der Verf. sich vorgezeichnet, entfernen; theoretisch aber glauben wir, daß mit seinen Ansichten nichts gewonnen werden kann, denn sie laufen ungefähr darauf hinaus, daß er monarchisch gesinnt sei, wenn das Oberhaupt der Monarchie vernünftig, billig, gerecht, einsichtsvoll handle, und liberal, wenn das liberale Princip sich ebenso gestalte. Das ist freilich in der Praxis die Meinung aller Wohlbedenkenden; allein es kommt bei der Bestimmung einer politischen Ansicht auf ein Princip an, nicht auf Facta. Denn das freilich wird Niemand leugnen, daß Rom unter dem Absolutismus eines Titus glücklicher war als zur republic

kanischen Zeit des Sulla, oder um ein näheres Beispiel zu wählen, Frankreich sich unter Heinrich IV. wohlge befand als unter Robespierre. Diese Andeutung wird gepühen, uns dem Leser und Verf. verständlich zu machen, und wir können nun von dem letztern Abschied nehmen, um zu seinem Collegen Immermann überzugehen.

Der geistreiche Dichter, den wir bisher fast ausschließlich als Dramatiker kennen gelernt, gibt uns hier ein leichteres Werk seiner Muse, nämlich einen Bericht von einer Reise, die er im Herbst 1831, von seinem Wohnort Düsseldorf aus, den Rhein aufwärts und sodann durch Hessen nach Magdeburg, Dresden und die sächsischen Schweiz unternommen hat. Das Buch fällt somit ganz in die Kategorie jener im Eingange erwähnten neuern Reisebeschreibungen, wobei man die Orte, Scenarje und sonstigen Merkwürdigkeiten eigentlich als bekannt bei dem Leser voraussetzt und nur theils seine individuelle Ansicht davon mittheilt, theils sie zu Schauplätzen von Abenteuern und Erlebnissen macht, die sich natürlich nie und nirgends zugetragen haben. So schlingt sich denn auch durch Immermann's Reise eine in ihren Motiven zwar sehr leicht geknüpftte Novelle, welche das Liebesverhältniß eines vornehmen russischen Paares behandelt. Nächst dem sind Märchen, andere geschichtliche Digressionen, Bemerkungen über Kunst, Wissenschaft, vorzüglich über Malerei und Theater, Unterredungen mit berühmten Männern u. s. w. eingestreut. Wir müssen aufrichtig gestehen, daß wir, wenn es uns nicht zur Pflicht gemacht worden wäre, das ganze Buch zu lesen, nach den ersten Capiteln dasselbe verdrießlich weggelegt haben würden, und zwar nur deshalb, weil die Individualität des Verf. auf eine so unerfreuliche Weise berührt, daß man wenig von dem Ganzen hofft. Es ist eine solche Geringschätzung großer, hochgeachteter, würdiger Gegenstände, Personen und Verhältnisse gerade im Anfange des Buches ausgesprochen, daß man sich fast unwillig davon wegwendet. Das Buch ist in jedem Fall geistreicher geschrieben als das eben besprochene; aber es ist stets ein verneinender Geist darin wahrzunehmen, eine überschätzende Selbstgenügsamkeit, die sich sogar durch eine vornehm nachlässige Sprache ausdrückt, an der uns zumal die Fortwährende, durchaus unnöthige Einmischung samender Wörter mißfällt. So nennt der Verf. z. B. den König Lear einen höchst trascinlen Greis, und dergleichen wiederholt sich sehr häufig. Ferner thut er, als sei ihm die ganze Welt zuwider, und er eigentlich viel zu bedeutend, um in fremden Städten Männen von Auszeichnung zu besuchen. Es scheint fast, als wende er das Räthsel: Was sieht Gott nie, der König selten, der Bettler täglich — seines Gleichen lautet die Antwort —, auf sich an und halte sich für den kleinen literarischen Gott. Aber dennoch war das Ganze nur eine Phrase, und ein nicht geringer Theil des Buches handelte von Besuchen, welche der Verf. macht, z. B. bei Thibaut (den er nicht zu Hause trifft), Philipp Welt, Tied, ja sogar bei Frn. von Quandt in Dresden. Der Unwille steigert sich, wenn man im Anfang fast auf jeder Seite eine geringschätzige oder absprechende Bemerkung findet, die mit zwei Zeilen

ganze Geschlechter und Jahrhunderte für thöricht erklärt. So z. B. S. 31: „Die Kunst verfälle und hebe sich nach ihren eignen eigensinnigen Gesetzen, und die Wirkung auf sie von außen durch Philosophie, Aesthetik und Archäologie ist eine illusorische (!!!).“ Es ist unmöglich, in so wenigen Zeilen unbesonnener, um nicht zu sagen argerer, abzusprechen, da z. B. dadurch die ganze Weltarbeit eines Winkelmann und Lessing schlechthin gelugnet wird. S. 71 urtheilt der Verf. in einer Weise, für die wir gar keinen Ausdruck haben, über die große Schopenhauer und Weber's „Oberon“. Er fängt damit an, zu erklären, daß er vom Gesang nichts verstehe, und trennt diesen daher ganz von der Darstellung der genannten Künstlerin. Schon das ist eine Verleththeit, da eine große dramatische Sängerin ohne große Darstellung gar nicht existiren kann. Wenn er nachher nichts bei ihr findet als einige Gesen, die sich hier und da zum Bezeichnenden erheben, so müssen wir seine Blindheit bedauern, aber zugleich über die Annahme erstaunen, mit der er durch drei Zeilen das einstimmige Urtheil der Gebildetsten aller Residenzen Deutschlands zu annulliren glaubt. Seine Aussprüche über den „Oberon“ sind nur komisch, indem er da, wo alle Sachverständige Läuterung und Fortschritt des Talents gesehen haben, nur den Verfall desselben bemerkt. Sind wir in dessen über diese ersten, durchaus unangenehmen und namentlich der Person des Schriftstellers den größten Schaden thnenden Capitel hinweg, so verlohnen wir uns durch Das, was er mittels seines eignen Talents leistet, mehr und mehr mit ihm. Zwar trifft uns hier und da manches noch unangenehm (z. B. das Urtheil über Persfreiheit, wobei wir nur die Frage aufwerfen, wie es dem Verf. behagen würde, wenn man ihm, obgleich es vielleicht zum Wohl des Ganzen dienen möchte, diese seine Meinung nur durch einen Censurstreich widerlegt hätte), doch das Uebergewichte bleibt dem Erfreulichen und oft sehr Geistreichen, selbst da, wo wir nicht in die Meinung des Verf. einstimmen können. So spricht er z. B. S. 74 fg. sehr schön über Sagen; mit Vergnügen hören wir ihn in Dresden manches gut Gedachte, wenngleich nur Streifische, über die Baukunst reden, wo, dünkt uns, die hinzuzufügende Auflösung der Zweifel nicht schwer gewesen wäre; sehr festelt sein schön ausgesagter Aufsatz über geschichtliche Tragödien, obwohl er am Schluß desselben ebenso ungerecht als dunkelhaft über Berlin spricht, das er Dyzanz nennt. Das nächstfolgende Capitel ist widerwärtig zu lesen, weil es die ernstesten Gegenstände der Zeit, die heiligsten Interessen der Menschheit aus einem gewissen Egoismus von sich weisen möchte. Wir hoffen, der Verf. denkt nicht so, wenn es auf die That ankommt, und dürften aus seinem jüngsten Aufenthalte in Berlin sogar Gegenbeweise dazu liefern; andernfalls wären wir nicht im Stande, auch nur das leiseste fernere Interesse an ihm zu nehmen. Es wird unmöglich, noch mehr Einzelnes aus dem durch Einzelheiten gebildeten Werke zu nähern Beleuchtung hervorzubringen; wir wollen daher nur noch ganz kurz anführen, was uns in dem Werke vorzüglich gefallen und mißfallen hat. Mißfallen hat uns

sehr nachhaltiges Abbrechen angefangener Anekdoten und Erzählungen, wobei nur die wohlfeil erlangte Absicht vorwaltet, die Spannung zu reizen und dann unbefriedigt zu lassen (z. B. S. 65 u. 224). Es mißfällt uns, daß er sich die Berge hinauftragen läßt und besser genießt, wenn zwei Andere unter ihm kriechen, als wenn er selbst sich ein wenig anstrengt. Dies mag freilich dem Verf. sehr bummelphylanthropisch erscheinen. Es mißfällt uns noch manches Andere, aber wir wollen den letzten Raum nur noch zu Dem benutzen, was uns gefällt. Es ist das große Märchen von der Ruß, seine Schilderungen mancher Naturgegenstände, noch mehr die Art, wie er über Gemüthe spricht, wie er von Tied urtheilt u. s. w. Im dritten Buch: „Heimat und Heimkehr“ (denn das Ganze ist in drei Bücher getheilt), behagt uns fast Alles, und mehr als das, es ist sehr viel Schönes darin. Dahin gehört gleich der Anfang, nämlich die Art, wie er über die wohlthätige Störung spricht, welche die Cholera in die in Bequemlichkeit und beaglichen Eigennuz versunkene Menschheit gebracht hat; ferner fast alle Erzählungen, die in seinem nachgebildeten „Decamerone“ vorkommen (bis auf die Anekdoten, die wichtiger sein könnten); vorzüglich aber seine Anzüge aus dem Mythen von heiligen Orak. Und hiermit wollen wir als mit dem Besten schließen und gern eingestehen, daß, wie stark das Buch unsere Polemik erwecken mußte, es doch ebenso stark unsere Theilnahme in Anspruch nahm. 15.

Discours sur l'avenir de la classe ouvrière par le Baron Charles Dupin. Prononcé le 24. Novembre 1833, au conservatoire des arts et métiers, à l'ouverture du cours gratuit de géométrie et de mécanique industrielle. Paris 1833.

Es war zu erwarten, daß die Bewegungen unter den Handwerkern, welche in den letzten Monaten des Jahres 1833 sich fast in allen bedeutendsten Städten Frankreichs zeigten und vorzüglich im November zu Paris einen bedenklichen Charakter annehmen, der Aufmerksamkeit der Staatsmänner und Statistiker nicht entgehen würden. Charles Dupin, der als Statistiker längst europäischen Ruf erlangt hat, benutzte die Gelegenheit, welche sich ihm bei Eröffnung der unentgeltlichen Vorträge über gewerbliche Geometrie und Mechanik im Conservatorium der Künste und Gewerbe zu Paris darbot, vor einer sehr ansehnlichen Versammlung sich über diesen Gegenstand auszusprechen. Sein Vortrag ist kurz darauf unter obigem Titel im Druck erschienen und verdient wegen seiner Reichhaltigkeit an statistischen Angaben über den Zustand des Gewerbestandes in Frankreich vorzügliche Beachtung. Mit wenig Worten gedenkt der Redner im Eingange seiner Rede der wechselnden und erniedrigenden Verhältnisse, in welchem die Handwerker während des Mittelalters zu den übrigen Classen der Gesellschaft standen, zeigt dann, daß sich selbst seit dem Anfange des 16. Jahrhunderts der Zustand der Handwerker und Handwerker nur wenig verbesserte, indem sie fortwährend, wie etwa die Lazzaroni, die spanischen und irischen Bauern unserer Tage fast außerhalb des Gesetzes standen, daß noch zur Zeit Ludwig XIV. und XV. das Corporationswesen und die Meisterschaften das Auskommen des Unbemittelten, aber talentvollen Handwerkers gar sehr erschwert, und daß überhaupt erst seit der französischen Revolution die Aufhebung der früheren Privilegien dem Handwerksstande die

Erlangung einer selbständigen und würdigeren Existenz möglich machte. Vergleichungsweise erinnert dann der Verf. daran, wie sich seit derselben Zeit der Bauernstand gehoben, vorzüglich weil die Aufhebung der früher auf dem Grundigentham bestehenden Privilegien nach und nach eine größere Vertheilung des Landbesitzes und folglich die Vermehrung der freien Grundigentümer möglich gemacht habe. Die Resultate sind höchst auffallend und erfreulich. Gegenwärtig zählt Frankreich fünf Millionen Familienväter, welche theils Grundbesitzer, theils Eigentümer und Vorsteher einer Werkstatt für die verschiedenen Zweige gewerblicher Thätigkeit sind; jede Familie aber nur zu fünf Personen gerechnet, ergibt dieses für die gewerbetreibende und ackerbauende Bevölkerung 25 Millionen Individuen, so daß von der Gesamtzahl der Einwohner von 33 Millionen nur acht Millionen für die übrigen Zweige menschlicher Thätigkeit angenommen werden können. Werthwändig ist dabei, daß die Zahl der Grundigentümer namentlich seit der Restauration in steigender Proportion gewachsen ist, indem man von 1815—1825 den Zuwachs allein auf ungefähr 200,000 und für die nachfolgenden sieben Jahre auf 600,000 Grundigentümer ansetzen kann. Und ein gleiches Verhältniß ergibt sich auch für den Handwerksstand seit dem Anfange dieses Jahrhunderts. Die Zahl der selbständigen Meister in den verschiedenen Handwerken betrug nach offiziellen Angaben:

im Jahre 1802	791,500;
„ „ 1817	847,100;
„ „ 1832	1,118,500;

Nimmt man nun auch nur vier Personen auf jeden Meister an, so gibt sich für die gewerbetreibende Bevölkerung folgendes Verhältniß:

im Jahre 1802	3,166,000;
„ „ 1817	3,388,400;
„ „ 1832	4,494,000.

Dagegen ist die Classe der bloßen Arbeiter, welche weder Meister sind, noch ein selbständiges Eigenthum besitzen, täglich mehr im Abnehmen und kann gegenwärtig, mit Einschluß ihrer Familien, kaum auf fünf Millionen Individuen angesetzt werden, von denen auch wieder nur eine verhältnißmäßig sehr geringe Zahl bloß auf den Ertrag ihres Tagelohns angewiesen sind. Zudem hierauf der Redner auf die neuen Ursachen hinweist, welche ihren Grund in dem ungeheuren Verlangen der Gesellen nach plötzlicher Vermehrung des Arbeitslohns hatten, beweist er zugleich, welches Mißverhältniß und Unrecht es nach den angegebene Thatsachen sei, wenn die kleine Zahl der Unbemittelten, durch einige unwissende Schreier aufgeregt, der bemittelten zahlreicheren Classe Gesetze über Lohn, Zeit und Beschaffenheit der Arbeit vorzuschreiben und selbst mit Gewalt durchzusetzen gedächte. Freilich stehe dem Arbeiter die Freiheit zu, bei gutem Fortgange des Geschäftes seines Meisters auf die Erhöhung des Lohns zu dringen, wie im Gegentheil dem Meister Niemand wehren könne, in schlechten Zeiten seine Arbeiter ihrem Schicksale zu überlassen; allein beide Zustände würden die moralische Freiheit zerstören, welche allein ein geeignetes Verhältniß zwischen beiden Theilen begründen könne. Ueberdem sei das Benehmen der arbeitenden Classe doppelt tabelnwerth, da vielleicht nirgends so viel zu ihrer Erleichterung geschehe als in Frankreich. Derauf sucht der Verf. das allgemein herrschende Vorurtheil gegen die Reichen, welche man spöttischerweise die Müßiggänger (hommes de loisir) nenne, durch die Angabe der interessantesten Thatsachen über die Wohlthätigkeitsanstalten Frankreichs und vornehmlich der Hauptstadt zu entkräften. Die meisten derselben verdanken grade diesen „hommes de loisir“ ihre Entstehung und ihr Gedeihen. Allein die Hospitäler in Paris haben an liegenden Gründen und Capitalen ein Besizthum von mehr als 50 Millionen Francs, welche fast ausschließlich Schenkungen ericher Privatleute sind; ferner erhalten die Anstalten, welche vorzugweise für die ärmere arbeitende Classe berechnet sind, die Krankenhäuser, die Institute für Taubstumme, Blinde, Altersschwache und Heimatlose, an jährlichen Schenkungen über

11 Millionen; mehr als 10,000 Kinder erhalten meistens durch Privatunterstützung den ersten Unterricht unentgeltlich, und selbst für das jüngste Alter der unermittelten Classe ist in neuerer Zeit durch eine Anzahl gesorgt worden, welche wol auch anderwärts Nachahmung verdienen. Es hat sich nämlich seit einigen Jahren eine Gesellschaft zu dem Zwecke gebildet, den kleinen Kindern armer Arbeiter, welche außerhalb ihrer Wohnung zu arbeiten genöthigt sind, während der Abwesenheit der Aeltern einen sichern Zufluchtsort und die nöthige Aufsicht zu verschaffen. In reinlichen, während der rauhen Jahreszeit gut geheizten Zimmern, welche man *passab salles d'asyles* genannt hat, erhalten diese Kinder unter der Aufsicht verständiger Wärterinnen die nöthige Pflege und Fürsorge. Bis jetzt bestehen acht dergleichen Anstalten in den vorzüglichsten Quartieren von Paris, und die Zahl der aufgenommenen Kinder beträgt 1500. Die Unterhaltung wird ganz aus freiwilligen Beiträgen, vorzüglich bemittelten Frauen besprochen. Schon aus früherer Zeit kammen die unter dem besondern Schutze der *Reine* stehenden *sociétés maternelles* in den vorzüglichsten Städten Frankreichs, welche für das Unterkommen und die Pflege armer Wöchnerinnen aus der arbeitenden Classe sorgen. Als ein Institut, welches vorzüglich darauf berechnet ist, dem angehenden Handwerker seine einstige Selbstständigkeit zu sichern, erwähnt hierauf der Verf. die Sparcassen, deren Verwaltung unentgeltlich von den ersten Capitalisten der Hauptstadt übernommen worden ist. Die erste Sparcasse (*caisse de prévoyance et d'épargne*) wurde 1818 gestiftet, fand aber Anfang wenig Beifall. Erst als 1829 und 1830 Handel und Gewerbe etwas ins Etodeen kamen, ward die Theilnahme lebhafter, und schnell nach einander gegenwärtig sind deren zu Amiens, Abignon, Besançon, Bordeaux, Douai, Dunkirkem, Havre de Grace, Lyon, Luneville, Metz, Mühlhausen, Nantes, Nismes, Orleans, Paris, Rennes, Rheims, Rouen, St.-Etienne, Toulon, Toulouse, Tours, Troyes und Versailles, und 13 andere Städte haben bereits um die Erlaubnis, Sparcassen zu errichten, nachgesucht. Am 1. Januar 1830 betrug das Capital der pariser Sparcasse von 751,567 Einlagen 45,284,325 Francs, welches durch die Interessen bis auf 47,003,955 Francs gebracht worden war. Ungeachtet jedoch die Sparcassen vornehmlich für die Classe der Handwerker berechnet waren, so zeigte sich dennoch grade von dieser Seite Anfangs die meiste Laubheit. Erst 1826 verbieth sich die Zahl der von Handwerkern gemachten Einlagen wie 16 zu 100, 1827 wie 33 zu 100, 1829 wie 40 zu 100 und 1831 wie 43 zu 100. Das Verhältniß der Einlagen zu den wieder zurückgenommenen Summen war in den vier letzten Jahren folgendes:

1829 Einlage	6,278,134	zurückgezogen	1,105,700;
1830	5,195,651		3,756,911;
1831	2,403,565		3,318,363;
1832	3,618,221		2,200,755.

Selbst auf die Nothwendigkeit bleiben die Sparcassen nicht ohne Einfluß; sowol in Frankreich als in England hat man die Beobachtung gemacht, daß nie Jemand als Theilnehmer an öffentlichen Kunst- oder geschäftlichen Handlungen ergriffen worden ist, der Einlagen in die Sparcassen gemacht hatte. Bei dieser Gelegenheit thut der Verf. einen interessanten Blick auf den Zustand der Sparcassen in England überhaupt, welche die französischen freilich weit übertreffen. 1829 zählte man in Großbritannien und Irland 477 Sparcassen mit 409,000 Theilnehmern, welche ein Gesamtcapital von 360 Mill. Francs besaßen; erst 1833 ist zur Ermunterung der Einlagen in die Sparcassen im Parlamente der Vorschlag durchgegangen, daß Jeder, der vom 20. bis zum 80. Jahre monatlich sechs Francs einlegt, vom 60. Jahre an eine Pension von 500 Francs erhalten soll. Muß man in dieser Beziehung England den Vorrang einräumen, so wird es dagegen, nach der Bemerkung des Reducts, von Frankreich darin übertroffen, was von Seiten der Regierung für den Unterricht der arbeitenden Classen geschieht und namentlich geschehen wird. Die Restauration hatte ursprünglich

mer 100,000 Francs für den Elementarunterricht bestimmt; 1830 war diese Summe auf 300,000 Fr. gestiegen, und nach einer überschläglichen Berechnung für jedes Kind nur fünf Centimen (5 Pfennig) jährlich betrug. Gleich nach der Inauguration wurde die Summe auf 1,000,000 Fr. erhöht und in der letzten Kammerung ist gesetzlich bestimmt worden, daß fortan als die geringste Summe für die Beschaffung der Elementarunterrichts 3,000,000 Fr. festgesetzt sein sollen. Uebrigens wird man Normalsschulen zur Bildung dieser Lehrer errichten. Specialschulen für den Unterricht der Handwerker im Besondern, wo vorzüglich Geometrie und angewandte Mechanik gelehrt wird, bestehen in mehreren Städten; die bedeutendsten und umfassendsten sind zu Chalon und Angers. Schon aus diesen Angaben ist die Verbesserung des Zustandes der Handwerker ersichtlich; und hierzu kommt noch, daß eine Menge Erfindungen im Gebiete der Mechanik, die größte Borsorge bei lebensgefährlichen Beschäftigungen und der Fortgang der Bildung überhaupt grade die beschwerlichsten Handwerke gar sehr erleichtert haben. Im Theil diesem Umstande schreibt D. die erfreuliche Erfindung zu, daß sich nach einer genauen Berechnung die mittlere Lebenszeit innerhalb eines halben Jahrhunderts um mehr als zehn Jahre vermehrt hat. Der gegenwärtige Augenblick, führt er dann fort, ist daher grade um so weniger geeignet, Unzufriedenheit und Aufruhr zu erregen, je erfreulicher bei dem Fortschritte der Gatte, der Wohlthätigkeit der Lebensmittel, der Bände des Handels und Gewerbes, dem Frieden nach außen und der Ruhe im Innern die Aussichten in die Zukunft sind. Gleichwol gut es Menschen, welche sich außerhalb Frankreich einen bessern Zustand träumen und deshalb es zu verlassen wissen sind, weil sie die abgemessene Chimäre von gleicher Vertheilung der Güter doch nicht verwirklichen können. Dupin zeigt dann, daß bei dieser Gleichheit überhaupt nur sehr wenig Menschen bestehen könnten. Das jährliche Gesamteinkommen des französischen Volkes kann auf acht Milliarden berechnet werden; diese gleichmäßig auf die 33 Millionen Einwohner vertheilt, würden für jedes Individuum täglich nur 60 Centimen geben. Diese schwebare Umöglichkeit gleicht sich aus, wenn man bedenkt, daß der Bauer in der Bretagne, in Auvergne und vielen andern Theilen Frankreichs kaum 60 Cent., Frau und Kinder desselben nicht die Hälfte hiervon zu ihrem täglichen Unterhalte brauchen, während in Paris, Bordeaux, Marseille, Nantes, Rouen u. s. w. wenigstens zwei Fr. auf den täglichen Unterhalt eines Handwerkers und 90 Centimen auf die Frau gerechnet werden müssen. Gleichwol steht hier das Tagelohn noch weit höher, wie D. mit einigen Beispielen beweis. In Paris kann ein Wärgesell täglich drei, ein Träger in den Hallen vier, ein Zimmermann erster Classe fünf, ein Seher in der Druckerei sechs, ein gelehrter Uhrmacher bis zu zehn Fr. gewinnen. Da dabei natürlich das Meiste von Fleiß und Geschicklichkeit abhängt, so lautet die Ungerechtigkeit einer gleichen Vertheilung, welche Alle auf 60 Centimen reduciren müßte, von selbst ein. Obenso ungeheimt ist es aber, wenn jetzt die Arbeiter ihren Willern bei Gleichheit des Lohnes (*l'égalité des salaires*) nach einem Theil von allgemeiner Günstigkeit aufbringen wollen, zumal da sie hier aus selbst den größten Nachtheil ziehen würden, indem ihnen dann die Möglichkeit der Auszeichnung benommen wärd, und die ungeschicktern Arbeiter, die jetzt wenigstens noch ein Ansehen finden, ganz verlassen sein würden. D. erinnert dann noch daran, welches Unheil die vermeinte Gleichheit zur Zeit der Revolution namentlich über den Gewerbestand gebracht habe, und beweist, daß sie für diesen nur darin bestehen könne, daß Jeder das gleiche Recht habe, zu arbeiten und im Verhältniß zu seiner Arbeit bezahlt zu werden. Schließlich bittet der Reduct seine Zuhörer, meistens Handwerker, zur Berichtigung dieser unsicheren Grundzüge und Thatfachen in ihrem Kreise so viel als möglich beizutragen; ein Wunsch, der um so eher erfüllt werden und hoffentlich die erfreulichsten Folgen haben wird, da diese gethätvolle Rede bereits in mehreren tausend Exemplaren über ganz Frankreich verbreitet ist.

Mittwoch,

— Nr. 50. —

19. Februar 1834.

Victor Hugo über Mirabeau.

Diese zwei Namen bei einander reichen hin, die literarische Krugherde zu erregen. Mirabeau wird als der größte Redner der ersten Nationalversammlung von 1789 gepriesen, Victor Hugo von seinen Freunden als der größte Dichter Frankreichs in der neuen Zeit verherrlicht; über jenen hat die Geschichte bereits zu urtheilen angefangen, sie hat ihm das Talent unverkürzt zugestanden; über Victor Hugo, der noch lebt, sind, wie bei dem lebenden Mirabeau, die Urtheile verschieden.

Mit aller Energie eines jugendlich kräftigen und kernigen Epöis schildert der Verf. von „Notre dame de Paris“ in dem eben erschienenen „Étude sur Mirabeau“ den großen Redner, und leiht dem Lobe und der preisenden Anerkennung des Deputirten von Aix alle Farben einer begeisterten Poesie, die Jemem unzerstörliche Größe in der Zukunft, Unsterblichkeit in der Geschichte zusichert.

Über Mirabeau und seine Thätigkeit als Mitglied der Nationalversammlung sind eine Menge Schriften, Sammlungen und Urtheile vorhanden. Der jetzige Justizminister von Frankreich, Barthe, zur Zeit, als er noch zur Opposition gehörte, hat versucht, den berühmten Redner zu schildern. Jetzt gibt der Adoptivsohn Mirabeau's, Lucas Montignay: „Mémoires authentiques et inédits de Mirabeau“, heraus, wovon bereits zwei Octavbände erschienen sind (die Anzeiger sagt nicht, wie viele erscheinen sollten). Bei dieser Gelegenheit hat Victor Hugo seine Schrift über Mirabeau geschrieben, die den Memoiren gleichsam als Einleitung dient. Sie wird großen Widerspruch erregen, einige wunde Stellen liegen offen und sind unhaltbar; allein sie ist merkwürdig, voll der originellen Bilder und Figuren des Dichters und einer nähern Betrachtung würdig. Ich bedauere, daß mir der Raum fehlt, um sie erschöpfend zu analysiren; Mirabeau und Hugo — das lohnt schon die Mühe, zu verweilen. Letzterer hat zwei kolossale Figuren, auf welche er schwört: Napoleon und Mirabeau; jener hat ihm die sublimsten Töne seiner Dichtertriebe entlockt, diesem wollte er jetzt eine Apotheose weihen.

Victor Hugo nimmt den Gefeierten von seiner ersten Jugend an, geleitet ihn durch die Ausschweifungen des Jünglingsalters, durch seine Schwachheiten und Genialitäten, zeigt ihn in dem Augenblick, wo beinahe alle die

Seinigen an ihm verzweifelt waren, als den Mann, den Grundstein der neuen Zeit, d. h. der Revolution; er schildert ihn auf der Rednerbühne, seine Freunde, seine Feinde, seine Siege, seinen Tod, die Trauer des Volkes und den Zug nach dem Pantheon. Nachdem er sein Leben in der Gegenwart gewürdigt, prüft er seine Dauer in der Nachwelt, nicht ohne sehr schreue Berührung der moralischen Eigenschaften und der Endzeit des Gefeierten, und schließt mit einem Blick auf die dermalige Lage Frankreichs, seine Krisis, seine Gegenwart, seine Hoffnungen, seine Zukunft. Er ist der Meinung, daß das Meiste dermalen klein, beschränkt, der großen Vorarbeiten unwürdig und ihnen unentsprechend sei, daß Frankreich keinen Mirabeau besitze und auch jetzt keinen brauche, daß aber die Größe der Begebenheiten stets Männer mit angemessenem Genie hervorrufen werde. Er glaubt an die Vorherbestimmung der großen Männer und belegt seinen poetischen Fatalismus mit einigen sehr interessanten historischen Momenten; er zeigt uns unter Andern, wie Cromwell nach Jamaica auswandern will und durch die Verordnungen Karl I. abgehalten wird; wie der Vater Mirabeau's seinen ungerathenen Sohn in die holländischen Colonien schicken will und durch einen Befehl Ludwig XVI. daran gehindert wird. „Wer weiß, ob Jamaica nicht Karl I. und Batavia Ludwig XVI. gerettet hätte?“ In dem einen wie in dem andern Falle waren es die Opfer selbst, welche ihre Feinde zurückgehalten haben. Diese Vergleichung ist poetisch, aber die Frage ist nicht schwer zu beantworten. Hugo erlebte sie selbst an einer andern Stelle, wie es die Geschichte und die Entwicklung der Ideen unangreifbar thut. Nicht Mirabeau hat die Revolution von 1789 geschaffen, und die Revolution ist nicht durch ihn, sondern er durch sie vergrößert worden.

Wie haben von der Vorherbestimmung Mirabeau's gesprochen; Hugo zeigt uns ein sprechendes Bild seiner Jugend. Es ist Zeit, daß wir den Panegyriker selbst sprechen lassen:

Wenn man Schritt für Schritt das Leben Mirabeau's verfolgt, von seiner Geburt bis zu seinem Tode, von dem beschleiden Kaufbeden von Bignon bis zu dem Pantheon, so sieht man, daß er, wie alle Männer seines Schlags und seines Alters, vorherbestimmt war. Ein solches Kind mußte unweigerlich ein großer Mann werden. In dem Augenblicke, wo er zur Welt kommt, setzt die unmenschliche Dicke seines Kopfes das Ge-

ben seiner Mutter in Gefahr. Als die alte französische Monarchie, seine andere Mutter, seinen Ruf zur Welt brachte, war sie auch dem Tode nah. In seinem fünften Jahre gab ihm sein Lehrer Volsson auf, zu schreiben, was ihm in den Kopf komme. Er schrieb wörtlich wie folgt: „Herr Ich, ich bitte Sie, auf Ihre Schrift Acht zu haben und keine Kleckse auf Ihre Borschrift zu machen; aufmerksam zu sein auf Das, was man thut; seinem Vater zu gehorchen sowie seinem Lehrer, gegen seine Mutter nicht widerpenfzig zu sein; keine Heimtücke und vor Allem Ehre. Greife Niemanden an, es sei denn, daß Du angegriffen werdest. Wertheibeige Dein Vaterland. Sei nicht unartig mit dem Gefinde, mache Dich nicht vertraulich mit ihm. Die Fehler Andern verberge, weil das nämliche uns selbst geschehen kann.“ (Dieses Document ist wörtlich aus einem bisher nicht bekanntgemachten Briefe des Vaters an den Dheim von Mirabeau vom 9. December 1754 ausgezogen.)

Als er elf Jahr alt war, schrieb der Herzog von Nivernois an den Ballet von Mirabeau, seinen Dheim, Folgendes: „Küchlich gewann er bei mir den Preis im Wettlauf; es war ein Hut; er nahm seinen eignen und setzte ihn einem jungen Burschen, der eine Mütze trug, mit den Worten auf den Kopf: „Nimm, ich habe keine zwei Köpfe“. Dieser Junge schien mir damals der Herrscher der Welt, etwas Södtliches durchstrahlte plötzlich seine Haltung u. s. w.“ In seinem zwölften Jahre sagte sein Vater von ihm: „Unter der Jacke des Kleinen schlägt ein hochsahrendes Gemüth. Ein seitfamer Instinkt von Hochmuth, und doch edel dabei. Es ist der Embryo eines gerzauften Matamoros, der die ganze Welt verschlingen will, noch ehe er zwölf Jahre zählt.“ Mit 16 Jahren war er so led, dem Prinzen von Conti auf die Frage: „Was würdest Du thun, wenn ich Dir eine Ohrfeige gäbe?“ zu antworten: Diese Frage wäre nur schwierig gewesen, ehe die Doppelpistolen erfunden waren. — Mit 21 Jahren begann er eine Geschichte von Corsica zu schreiben, in dem Augenblicke, wo Jemand dort geboren wurde. — In eben der Zeit prophezeite sein Vater, der ihn sehr streng hielt, Folgendes von ihm: „Er ist eine seit 21 Jahren wohlverschlossene Flasche. Wenn sie jemals plötzlich geöffnet wird, ohne Vorsicht, so geht Alles zu Grunde!“

Im Alter von 22 Jahren wird er dem Hofe vorgestellt. Madame Elisabeth, damals sechs Jahre alt, fragt ihn: ob er geimpft worden sei? Und der ganze Hof bricht in Lachen aus. Nein, er war nicht geimpft worden. Er trug in sich den Keim einer Anstchtung, welche später einem ganzen Volke sich mittheilen sollte.

Am Hofe trat er mit außerordentlicher Zuversicht auf, und trug die Stirn so hoch als der König, Allen auffällig, Vielen verhaßt. „Er ist so unternehmend, als ich wild war“, sagte der Vater, der mit Versailles niemals etwas gemein haben wollte (qui n'avait jamais voulu s'envernilier), denn er war „ein alter zäher Falke, dessen Nest zwischen vier Thürmen hat“; „er geht mit den Großen um, wie mit einem Stück Holz. Er besitzt die schreckliche Gabe der Vertraulichkeit, wie Gregor der Große sagte.“ Und hierauf fügte der alte stolze Edelmann bei: „Seit 500 Jahren albereit hat man sich die Mirabeau's müssen gefallen lassen, die nie waren wie andere Leute; diesen da wird man auch nehmen müssen, wie er ist.“

Diese letzte Stelle erinnert mich an eine Seite Mirabeau's, die zu seiner vollkommnen Charakterschilderung unerläßlich ist, seinen zuweisen wie ein Blitz durchschimmernden Adelsstolz.

Nach einigen Witzfunken Mirabeau's während der parlamentarischen Verhandlungen, sagt Hugo:

Es war damals zur Mode geworden, in jeder Rede eine Verwünschung über die Greuel der Bartholomäusnacht einzuflechten. Mirabeau machte seine Verwünschung wie die Andern, allein nebenbei sagte er: „der Herr Admiral von Coligny, der, in Parenthese zu bemerken, mein Vetter war“. Die Parenthese war des Mannes würdig, dessen Vater geschrieben hatte: „Es ist

nur eine Misheirath in meiner Familie, jene der Rebécia!“ — „Mon cousin, monsieur l'amiral de Coligny“ wäre eine große Impertinenz gewesen an dem Hofe Ludwig XIV.; es war sadiam an dem Hofe des Volkes im Jahr 1791!

Als er 24 Jahr zählte, wollte der Vater, ein ländlicher Philosoph, seinen Sohn mit sich nehmen und einen Landmann aus ihm machen. Bergelblich. „Es ist eine schwere Aufgabe, das Geiß dieses unbändigen Thieres zu meistern!“ ruft der Greis aus.

Nachdem ihn der Dheim mit vieler Kälte und Ruhe untersucht, sagte er: „Wenn er nicht schlimmer wird als Nero, so wird er besser als Marc-Aurel“. Dies ist eine Voraussetzung, die von allen am wenigsten eintraf. Der Vater antwortete darauf: „Es bleibt mir nichts übrig, als diese grüne Frucht reifen zu lassen“.

In der Correspondenz, welche der Vater und der Dheim über die Zukunft des jungen Menschen führen, der sich in ein regelloses Leben verloren hatte, schreibt der Vater: „Dein Neffe, L'Ouragan“, und der Dheim, der ein alter Seemann war, antwortet ihm: „Dein Sohn, der Herr Graf von Bourrasque“. Höchst charakteristisch ist die Verhandlung zwischen Vater und Dheim. Mirabeau, bereits über die erste, heiße Jugendzeit hinweg und demnach gänzlich in den Ausschweifungen des leidenschaftlichsten Alters versunken, voller Schulden, von Thorheiten bestrickt, hatte sich von seiner Frau getrennt und die eines Andern entführt, war zum Tode verurtheilt und in effigie hingerichtet worden. Er entfloß aus Frankreich, kam später wieder dahin zurück, reinigte sich, so gut er konnte, und verlangte, wie er sagte, als ein Reuiger in seine Familie wieder einzutreten und seine Frau von Neuem zu sich zu nehmen. Der Vater hätte dies gern gesehen, denn er wollte Enkel haben und seinen Namen fortpflanzen wissen; aber wie anfangen? der ungerathene Sohn war 33 Jahr; wer wird seine Erziehung von vorn anfangen wollen? Darüber Streit zwischen dem Vater und dem Dheim; der Vater wollte ihn dem Dheim geben, der Dheim wollte ihn dem Vater lassen. Dies war 1781. „Nimm ihn“, sagte der Vater. „Ich will ihn nicht“, erwiderte der Dheim. Und nun sucht der Vater dem Dheim ans Herz zu legen, wie er etwas Gutes aus ihm machen könne, wenn er ihn bei der Eitelkeit fasse; aber der Dheim meint, es sei ein verdammtes Beginnen, einen Charakter abzurunden, „der nichts ist als ein Igel, ganz von Stacheln und beinahe ohne Körper.“ Bergelblich gibt der Marquis dem Ballet die süßesten Worte und spricht in lauter Seemannsausdrücken zu seinem Bruder: „Hab' Erbarmen mit Deinem Neffen Ouragan. Er gesteht alle seine Thorheiten; aber es ist unmöglich, mehr Verstand und Talent zu haben. Du wirst sehen, er wird einmal ein ganzer Bursche. Sei Du ihm Steuermann und Navigationsnadel, Du hast alle den Saturn, welcher seinem Merkur fehlt.“ Bergelblich nannte er den alten Mattheser „Omnis spes et fortuna nostri nominis!“ dieser blieb hartnäckig bei seiner Weigerung: „Nichts“, antwortete er ihm, „ich will nichts von ihm wissen. Es ist eine Thorheit, aus diesem Menschen etwas machen zu wollen. Man sollte ihn, wie seine gute Frau sagt, zu den insurgens

schließen, damit er sich den Kopf einrenne. Du bist gut, Dein Sohn ist schlecht. Die Sucht der Postteromanie hat Dich jetzt eingenommen; allein Du solltest nicht vergessen, daß Cyrus und Marc-Aurel sehr glücklich gewesen wären, weder Kambyses noch Commodus zu haben."

Dies ist das Jugendbild des Mannes, welcher damals hieß: Honoré-Gabriel de Riquetti, den 1781 seine Familie „den Sturmwind“ nannte und die Welt heute unter dem Namen Mirabeau kennt.

Mit vierzig Jahren ist er der Mann einer Revolution, und er ist es, der, still bis dahin, am 25. Juni 1789 dem Herrn von Bréze die bekannten Worte zuruft: „Saget Eurem Gebieter u. s. w.“ Eurem Gebieter! Der König von Frankreich ist zum Fremden erklärt. Eine Scheidelinie zwischen Thron und Volk. Es war der Schrei der Revolution; Niemand vor Mirabeau hätte gewagt, ihn auszusprechen. Nur den großen Männern ist es verliehen, die entscheidenden Worte ihrer Epoche auszusprechen.

Ich habe absichtlich dieser Stelle hier wörtlich erwähnt, weil es Gerechtigkeit ist, einem so rüftigen Kämpfer wie Hugo die Waffen der geschichtlichen Ueberlieferungen entgegenzuhalten. Mirabeau ist für sich selbst mächtig genug, er hat einen tüchtigen Secundanten; es wäre Verschwendung, ihm auch den Vortheil zu lassen, der ihm nicht unbestritten gebührt. Nicht Mirabeau soll jene berühmte gewordenen Phrase dem Marquis von Bréze zugerufen haben, sondern Volney, der bekannte philosophische Reisende des Orients. Aber Volney hatte eine schwache Stimme, Mirabeau ließ ihr den Donner seines Organs und einsetzte so den Ruhm. Ebenso erheischt die Unparteilichkeit hier zu sagen, daß ein großer Theil der berühmtesten Reden Mirabeau's, oder richtiger der Ideen seiner Reden, wie namentlich der bekanntesten über die Entfernung der königlichen Truppen aus der Nähe der Hauptstadt und von Versailles, als sein Eigenthum angefochten und von einem Andern, wenn ich nicht irre Dumont, in Anspruch genommen werden.

Ich muß nothwendig Vieles übergehen, was Hugo poetisch Schönes über den Charakter Mirabeau's und seine Wirksamkeit sagt. Aber als Muster eines schönen und einfach erhabenen Styles sei es mir vergönnt, folgende kurze Beschreibung des Todes von Mirabeau anzuführen. Sie reiht sich natürlich an die entfaltete Lebenskette wie ihr letzter Ring.

Am 1. April 1791 umlagerte eine unzählbare Volksmenge die Eingänge eines Hauses der Chaussée d'Antin. Diese Menge war flacker, kamm, bestürzt und tief betrübt. In dem Innern des Hauses lag ein Mann am Tode. — Diese Menge überströmte die Straße, den Hof, die Treppe, das Vorzimmer. Manche waren da seit drei Tagen. Man sprach leise, man wagte kaum zu athmen, man erkundigte sich mit Besorgniß bei den Aus- und Eingehenden. Diese Volksmasse war für diesen Mann wie eine Mutter für ihr Kind. Die Kerze hatten keine Ölfunde mehr. Von Zeit zu Zeit wurden Berichte, von tausend Händen erfasst, unter die Menge vertheilt, und man hörte Weiber schluchzen. Ein junger Mann, außer sich vor Schmerz, erbot sich mit lauter Stimme, seine Pulsader zu öffnen, um sein reiches, reines Blut in die verdrockneten Venen des Sterbenden zu gießen. Alle, selbst die minder Einsichtigen, schienen von dem Gedanken niedergedrückt, daß hier nicht bloß ein Mensch, daß vielleicht ein Volk sterbe.

Es gab nur eine Frage in der Stadt.

Dieser Mann starb.

Einige Minuten, nachdem der Arzt, welcher an seinem Lager stand, gesagt hatte: „Er ist todt“, erhob sich der Präsident der Nationalversammlung von seinem Sitze und sprach: „Er ist todt“, so schnell hatte dieser verhängnißvolle Ruf ganz Paris durchströmt.

Als bald wurden von allen Seiten der Versammlung Vorschläge zu seiner Beerdigung und zur Verewigung seines Andenkens gemacht, von seinen Freunden wie von seinen Feinden.

Tronchet, der Präsident, schlug vor, eine Deputation zur Befragung abzuschicken. Die Versammlung erwiderte: Wir gehen Alle hin!

Honoré Riquetti Mirabeau wurde für würdig erklärt, in das Pantheon gebracht zu werden.

Am folgenden Tage bildete das Volk seinen Beizugzug von über eine Stunde lang; sein Vater fehlte dabei, er war, wie es einem alten Goetmanne seines Charakters geziemte, am Tage vor dem Sturze der Bastille gestorben.

Eins der schönsten Capitel von Hugo's Schrift ist unstreitig das, wo er mit aller Meisterhaftigkeit seines Pinsels Mirabeau auf der Rednerbühne malt. Er ist nicht der Meinung von Rivarol, welcher Mirabeau dem Schriftsteller über den Redner setzt. Er findet, daß die Worte, die Ausdrücke, die Bilder der Schrift von Mirabeau der Größe seiner Ideen nicht angemessen sind, daß diese dem Gegenstand stets entsprechen, nicht aber der Styl seinen Gedanken.

Mirabeau, wenn er spricht, ist der wahre Mirabeau. Mirabeau, der spricht, ist das Wasser, was fließt, die Welle, die schäumt, das Feuer, was flammt, ein Vogel, der fliegt — eine Natur, die ihre Bestimmung erfüllt. Stets harmonisches und erhabenes Schauspiel!

Mirabeau auf der Rednerbühne — darüber sind heute alle Zeitgenossen einstimmig — ist etwas Herrliches. Dort ist er ganz in seiner Glorie, ganz er selbst, in seiner Kögewalt. Da ist kein Tisch, kein Papier, kein Dintenfaß mehr mit Federn angefüllt, kein einsames Arbeitszimmer, kein stilles, ruhiges Nachdenken, sondern ein Marmor, auf den man schlagen, eine Treppe, über welche man hinaufstürmen kann; die Tribüne, eine Art von Käfig für diese Gattung wilder Thiere, wo man hin- und her gehen, sich bewegen, still stehen, schnaufen, die Arme kreuzen, die Fäuste ballen, seine Worte durch die Geberden malen und eine Idee durch den Blick erleuchten kann; ein Haufen Menschen, die man anstarrt; ein großer Zuzamm, herrliche Begleitung für eine mächtige Stimme; eine Menge, die Versammlung, welche den Redner haßt, umgeben von einer andern Menge, dem Volke, welches ihn liebt; um ihn herum alle diese Köpfe, diese Herzen, diese Leidenschaften, diese Mittelmaßigkeiten, alle dieser Ehrgeiz, alle diese verschiedenen Naturen, welche er kennt und aus denen er nach Wohlgefallen. Löwe zieht, wie aus den Tasten eines ungeheureren Claviers; über ihm das Saalgewölbe der konstituierenden Versammlung, gegen welches seine Augen sich oft erheben, wie um Gedanken zu suchen, denn man kürzt die Monarchien mit den Ideen, welche von solchem Gewölbe auf solchen Kopf herabströmen.

— Alles war mächtig in ihm. Seine raschen und unregelmäßigen Bewegungen waren voll Gewalt. Auf der Tribüne hatte er eine kolossale Bewegung der Schultern; wie der Elefant seinen bewaffneten Kriegsthorum trägt, so trug er seine Gedanken. Seine Stimme, selbst wenn er nur ein Wort von seinem Sitze schleuderte, hatte einen fürchtbaren und revolutionären Ausdruck, den man in der ganzen Versammlung unterschied wie das Brüllen eines Löwen in der Menagerie. Seine Haar, wenn er das Haupt schüttelte, glück einer Mähne. Seine Augenbrauen bewegten Alles, wie jene des Jupiters, *ometa supercilio moventis*. Zuweilen war es, als ob seine

Hände den Marmor der Tribune zermalmeten. Sein Ansehen, seine Haltung, seine ganze Person strahlte von übermäßigem Stolze, welcher der Größe nicht ermangete. Sein Haupt hatte eine grandiose und leuchtende Sphäre, deren Wirkung in manchen Augenblicken fürchterlich war. In den ersten Zeiten, als für oder gegen das Königthum scheinbar noch nichts entschieden war; als der Kampf beinahe gleich schien zwischen der Monarchie, die noch stark war, und den noch schwachen Theorien; als keine der Ideen, welche späterhin die Zukunft für sich haben sollten, noch zum vollen Wachstume gediehen war; als die Revolution, schlecht verwahrt und schlecht gewaffnet, leicht zu erschüttern schien, geschah es zuweilen, daß die rechte Seite, in der Meinung eine Mauer der Festung niedergeworfen zu haben, sich in Masse darauf stürzte und triumphirte: alsdann erschien der monströse Kopf von Mirabeau auf der Bresche und erkletterte die Stürmenden. Der Genius der Revolution hatte sich ein Schild geschmiebet aus den vermischten Lehren von Voltaire, Helvetius, Diderot, Bayle, Montesquieu, Locke und Rousseau, und mitten hinein hatte er das Haupt von Mirabeau gesetzt.

Von künstlerischer Vollendung ist ferner das Gemälde des Redners in gereiztem Zustande, im Zorn, in der Wuth, in der Raserei. Hugo vergleicht ihn dem gehegten Stiere, welchem ein spitzer Stachel in das Leben gedrungen, und der sich nun mit gebücktem Kopfe auf sein Schlachtopfer stürzt. Das Bild ist herrlich, die Wirklichkeit muß schrecklich schön gewesen sein.

Mirabeau sprach und raisonnirte nie besser als im Zorne, und die Wuth erhöhte die Energie seiner Metaphern. — Unsere Väter haben behauptet, wer Mirabeau nicht im Zorn gesehen, habe ihn nicht gesehen. Im Zorn war sein Geist rasch wie das drehende Rad und zeigte all seinen glänzenden Reichtum. Der Zorn stand diesem Manne wohl an, wie der Sturm dem Ozean.

Nach so vielem Licht, das der Dichter über seinen Schöpfling ausgießt, fragt man endlich nach dem Schatten. Was Hugo hierüber mittheilt, ist wenig:

Ein auffällender Umstand (bei dem Tode Mirabeau's) war, daß auch der Hof über ihn trauerte wie das Volk. — Ein unüberwindliches Gefühl von Scham verhindert uns, hier gewisse Geheimnisse zu ergründen, den faulen Fleck des großen Mannes, der sich übrigens nach unserer Meinung glücklicherweise in dem kolossalen Ganzen verliert; allein es scheint erwiesen, daß in den letzten Zeiten der Hof behauptete, mit einigem Grunde auf ihn zählen zu können. Es ist offenbar, daß in jener Zeit Mirabeau sich mehr als einmal gegen den Strom der Revolution gestemmt; daß er in gewissen Augenblicken geneigt schien, einzuhalten und abzuwarten; daß er, der so großen Athem hatte, nicht ohne Bewegung dem immer rascher werdenden Gange der neuen Ideen gefolgt ist, und mehrmals versucht hat, in die Sprichen des Revolutionsrades zu greifen, welches er selbst geschmiebet hatte.

Hugo leugnet, daß Mirabeau vor seinem Tode gesagt habe: „L'emperte le deuil de la monarchie, après moi les factieux s'en disputeroient les lambeaux“. Andere behaupten es. Die Geschichte wird richten. In dem Immortalitätskranze, welchen Hugo um die Schläfe seines Helden windet, dürfen keine Dornen sein! 59.

Schilleriana.

1.

In Rahel's Briefen und Tagebüchern steht viel Schönes und Geistesreiches. Aber sehr befremdend muß es sein, daß Thella

im „Wallenstein“ (S. 243) eine „gische Gurli“ genannt wird. Beide sollen ohne Knochen, Muskeln, Nart, ganz ohne menschliche Anatomie sein und sich auch so bewegen. „Wir aber zum Erschauern“, sagt Rahel hinzu, „mit dem Beifall des ganzen deutschen Publicums“.

2.

Selbst in Lemswar sind Schiller'sche Tragödien aufgeführt worden. Der Graf de la Garde sah dort im Jahre 1811 „Die Räuber“. Aber er nennt sie, höchst empört über ihre Immoralität, „eine wahre Nordische“. (S. 223 seiner Reisebeschreibung.)

3.

Billibald Meris erzählt in seiner „Herbstreise durch Scandinavien“ (I, 315), daß er auf dem Riden einen schwedischen Capitain getroffen habe, der ihm erzählte, daß es ihm zum Behufsfuß geworden sei, alljährlich sämtliche Schiller'sche Tragödien durchzulesen. Aber auch Göthe's „Gnomon“, äuserer derselbe, und „Oß von Berktungen“ seien vortreffliche Stücke.

4.

In einem päpstlichen Breve vom 18. Dec. 1819 werden Göthe und Schiller, Herder und Wieland der Immoralität und Jugendverführung angeklagt, man s. „Hesperus“, Nr. 28 f. 1821. Dem Ultramontanismus in der katholischen Kirche muß man dergleichen Irrthümer schon nachsehen; aber die Kritik Schiller's in der Hengstenberg'schen „Evangelischen Kirchenzeitung“ (Nr. 10 fg. f. 1830) war in der That eine Schande für das protestantische Deutschland und hätte die strengste Rüge verdient.

5.

Maria Stuart ist durch Schiller zu einer portieschen Heroine geworden, die viele Männer und gewiß noch mehrere Frauen nur ungern ihrer Glorie werden entkleidet sehen, wenn dies auch in der unparteiischen Schilderung eines Friedrich von Komer geschieht. So ist auch ihr Schmutz und Anzug am Todestage fast zur historischen Denkwürdigkeit geworden. The Schiller besand sich, wie der allbekannte Böttiger („Abendblätter“, Nr. 24 fg. f. 1822) zu erzählen wußte, im Befehle des Barons Oppenley, der ihn zu Rom im Jahre 1818 hat in Kupfer stechen lassen, und die goldene Halskette mit dem Croisir, das sie an ihrem Todestage trug, besah ein Herr Howard, wie aus Matthysson's „Erinnerungen“, Thl. VII, S. 201, zu ersehen ist.

6.

Ein negativer Beweis für die Verbreitung des Schiller'schen Namens in Frankreich (wenigstens in der Napoleon'schen Zeit) ist der Irrthum des kaiserlichen Cabinetsecretairs Jan, der in seinem „Manusc. de l'an 1812“, Thl. I, S. 3, den Partisan Schiller erwähnt, wo er den Major Schill meint. 14.

Literarische Anzeige.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. Fünfundzwanzigster Heft.

Schweden in der neuesten Zeit bis Strzynecki.

Auf weißem Druckpapier 6 Gr.

Auf gutem Schreibpapier 8 Gr.

Auf extrafeinem Wellpapier 15 Gr.

Leipzig, im Februar 1834.

F. A. Brockhaus.

literarische Unterhaltung.

Donnerstag,

Nr. 51.

20. Februar 1834.

Geschichte Spaniens und Portugals zur Zeit der Herrschaft der Amoraviden und Almohaden, von Jos. Aschbach. Erster Theil. Die Geschichte der Amoraviden, des castilischen Kaiserreiches und der Entdeckung des Königreichs Portugal. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1833. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Langsam, aber gründlich baut der Verf. an dem wunderbaren massen- und doch auch schönkreischen Dom, mit welchem wir die Geschichte der pyrenäischen Halbinsel vergleichen möchten, weiter, und wir dürfen annehmen, daß es jetzt auf eine vollständige Schilderung der spanischen Geschichte abgesehen ist. Wie bei einem glücklichen Eraberer sich mit jedem Erfolge der Umfang der Pläne erweitert und bei dem Reisenden der Horizont nach Erklägung jedes neuen Berges der ganzen Kette, wächst in der Unternehmung selbst der Muth und die Kräfte. Die gelungene „Geschichte der Westgothen“, Frankfurt 1827 (vgl. Nr. 117 d. Bl. f. 1828) kann als Grundlage des Ganzen dienen. Darauf folgte in zwei Bänden (Frankf. 1829—30) die „Geschichte der Dmmahaden in Spanien“ (vgl. Nr. 84 d. Bl. f. 1830), und an diese reiht sich jetzt das obige Werk, welches im ersten Theile nur die Geschichte der Amoraviden, aber auch die des castilischen Kaiserreiches und der Entstehung des Königreichs Portugal gibt. Der folgende wird alsdann außer der Herrschaft der Almohaden auch die Geschichte der christlichen Pentarchie der Halbinsel und die ganze Cultur- und Literargeschichte Spaniens vom 11. bis in die Mitte des 13. Jahrhunderts geben. Damit wird also das Werk, welches unser erster Band etwa von 1037—1157 fñrdert, bis zum J. 1269 gehen, und, in gleichem Maßstabe fortgesetzt, zu den fünf Bänden mindestens noch eben so viele erfordern, selbst wenn auch der nächste Hauptabschnitt bis zur Eroberung Granadas, 1492, und zur Vereinigung Aragonens und Castillens unter Einem Herrscherpaar gefñhrt wird. Doch das sind Voraussetzungen, welche nicht vorwñzig erscheinen mögen. Da noch ein anderer deutscher Gelehrter, Herr Lemble, denselben Gegenstand behandelt; so gibt dies eine für beide und das Publicum am meisten vortheilhafte Rivalität, die eher in ihren Werken als in Recensionen sich kundgeben möge. Ein Recensent in den Wiener „Jahrbüchern“ bemerkt (Band LV, S. 124) bei Gelegenheit der früheren Werke von Aschbach, daß Hr. A.

nicht Orientalist sei, wie man aus seiner Schreibart einzelner arabischer Worte sehe; Hr. A. hat sich indeß der Gleichmäßigkeit wegen nicht irre machen lassen, und Hr. L., der sich sehr eifrig mit dem Arabischen beschäftigt hat, schreibt doch auch nicht Alles so, wie Hr. von Hammer es geschrieben wissen will. Wir sehen indeß, besonders aus den Anmerkungen, daß Hr. A., wenn er auch keinen arabischen Text in den Beilagen mit aufgenommen hat, doch die arabischen Quellen nicht ganz unbeachtet ließ, die ihm zugänglich gewesen sind.

Der vorliegende Band zerfällt in folgende drei Bücher: I. Geschichte Spaniens von der Auflösung des Dmmahadischen Khalfates bis zur Ankunft der Amoraviden. Die Geschichten der christlichen Staaten sind natürlich von denen der sarazensischen in einzelnen Capiteln geschieden, voran- oder nachgestellt, je nachdem die einen oder die andern dominiren; und so sind auch die einzelnen christlichen oder mohammedanischen Bestandtheile sichtlich geordnet und vertheilt. II. Die Herrschaft der Amoraviden auf der Halbinsel zur Zeit der Könige Alfons VI. von Castilien und Alfons des Schlachtenkirrers von Aragonien. Hier ist (S. 129—63) eine innere Geschichte der spanischen Staaten zur Zeit Alfons VI., besonders in Beziehung auf kirchliche Angelegenheiten, Staatsanordnung und Gesetzgebung eingeschaltet, vielleicht aus dem Bedürfnis, doch schon jetzt zur Abrundung des Ganzen und zur Abwechslung mit den unaufhörlichen Streitigkeiten beider Hauptvölker im Innern und mit den Kämpfen gegen sich und nach Außen etwas im Voraus dem Leser zu geben, der nicht auf die ausführlichere Culturschilderung, die am Ende des zweiten Bandes versprochen ist, warten will. III. Untergang der Amoravidenherrschaft zur Zeit des Kaisers Alfonso Raimundes und (von) der Entstehung des Königreichs Portugal (letztere von S. 290—308). Von S. 311—464 gehen nun die nach den drei Büchern eingehaltenen Beilagen und Anmerkungen, sehr passend mit den Quellen der spanischen Geschichte für jeden der drei Bücherabschnitte beginnend, und dann überhaupt mehr in kleinen Excursen als in bloßen Citaten für jedes einzelne bestehend.

Wenn nicht zu leugnen ist, daß eine fast unabgegrenzte Kette von politischen und publicistischen Handeln, von Kriegen, Theilungen, Thronfolgestreitigkeiten, Aufständen,

Austauschen und Untergehen von Dynastien, Cortes und Concilien keine besonders angenehme Lecture ist, was auch der Hr. Verf. selbst fühlen mag (daher wir ihm Glück wünschen wollen, wenn mit dem Sturze der Almohaden der Zeitpunkt eines großartigen Charakters und größerer Einheit der spanischen Geschichte von ihm erreicht sein wird), so werden auch unsere Leser uns wol erlassen, weitläufige Auszüge hiervon zu geben. Doch aber dürfen and müssen wir auf Einiges von Dem aufmerksam machen, was dem Ref. von einem allgemeinem Interesse in diesem Bande zu sein erschienen hat.

Daß auch die spanisch-christlichen Könige eine Art Sparen hatten, geht aus S. 59 u. 156 hervor. Die benachbarte Sitte mochte so ansteckend sein wie bei den jüdischen Königen. Daß schon 1086 eine Taubenpost von den Arabern angewendet wurde (S. 344), widerlegt die Meinung Derré, welche dieselbe erst in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts entstanden glauben. Wie schlau sich die römische Hierarchie auch in Spanien einzunisten und festzusetzen mußte, ist von dem Verf. recht gut nachgewiesen worden. Vor Allem suchte sich die Geistlichkeit immer mehr zu isoliren. Die Acten der Kirchenversammlung von Copansa 1050 (die im Original in den Beilagen, S. 317, aus Aguirre mitgetheilt werden), führten für alle Klöster Benedict's Regel ein (S. 9); die Geistlichen durften keine Waffen mehr tragen, weder heischen noch zu einer Hochzeit gehen, um da zu schmauszen. Die Klöster erhalten die Gerichtsbarkeit der Bischöfe und ihre Güter das Vorrecht, nicht durch Verjährung verloren gehen zu können. Verbescher stehen schon dreißig Schritte von der Kirchschwelle unter dem Schutze der Geistlichkeit; und dies war nicht das einzige Uebelbleißel der gothischen Gesetzgebung. Aber die Benedictiner aus Frankreich öffnen dem Papste (S. 130) die bisher verschlossenen Zugänge zu Castilien, Leon, Galicien, Asturien, und nun versuchte Papst Alexander II., durch einen Gesandten nach Aragonien die kurz vorher 1064 nach einmal bestätigte gothische Liturgie Isidor's von Sevilla mit der römischen vertauschen zu lassen. Die Klöster werden der bischöflichen Hoheit entzogen und dem Papste untergeben, der 500 Goldstücke jährlich vom König empfängt, was Gregor VII. sogleich für einen schuldigen Tribut erklärte; die Simonie wird hart verpönt. Hülfsbrand behnte seine Ansprüche bald über die ganze Halbinsel aus, weil sie vor dem Einbruche der Araber vom päpstlichen Stuhle abhängig gewesen sei; nur gegen Tribut und das Versprechen, die den Saracenen entziffenen Länder von ihm zu nehmen, wurden die Könige als rechtmäßige Herren über spanischen Reiche bestätigt und bevollmächtigt, neue Eroberungen zu machen. Bald bestand es auf dem Rechte der Investitur, der Ehelosigkeit der Geistlichen und errichtete zuletzt auch die Abschaffung der gothischen Liturgie. Letzteres gelang endlich auch in Castilien, dessen König gern von seiner Gemahlin geschieden sein wollte. Wir lassen den Herrn Verf. (S. 132) selbst reden:

Es wurde deshalb ein Reichstag nach Burgos beor-

gehalten, Ritter und Volk erklärten sich dagegen; doch nahmen sie den Vorschlag an, die Streitsache durch ein Gottesurtheil, durch einen Zweikampf entscheiden zu lassen. In ihrem großen Jubel lag gleich beim Beginn des Kampfes der Ritter des Königs, von seinem Gegner, der für das gothische Officium gekochten, dahingestreckt. Da Alfonso seinen Fehler einsah, daß er seine Sache, welcher die Theilnahme des Volkes ermangelte, einem Kampfe der Begeisterung zur Entscheidung überlassen hatte und daher nothwendig unterliegen mußte, so verlangte er eine höhere Entscheidung, ein unmitelbares Wunder der Gottheit. Zwei Messbücher, das eine die römische, das andere die gothische Liturgie enthaltend, wurden in ein großes Feuer geworfen. Die frommen Spanier werden in ihrem festen Glauben an die Güte des heil. Isidor nicht getrübt; seine Liturgie springt aus dem Feuer unbeschädigt heraus, die andere verzehren schnell die Flammen.

Am Ende erreichten der König und der Papst ihren Zweck doch noch, sowie auch mit Hülfe der Benedictiner, die meist selbst Bischöfe wurden, nach und nach ein dem römischen Stuhle ergebener Klerus eingesetzt wurde. Was wäre auch den schlauen Mönchen unmöglich, und was wird ihnen heute noch in Ländern, wo man sie so bereitwillig wieder eingeführt hat, nicht noch Alles möglich werden. Um die römische Kirche noch mehr zu befestigen, durften auch die Spanier nicht an den Kreuzzügen Theil nehmen; wohl aber sollten sie in Spanien selbst gegen die Saracenen kämpfen (um die römische Hierarchie auch hier auszubreiten). In demselben Abschnitte über die innern Verhältnisse findet man noch manches mehr Bekannte über die Einrichtungen des Hofes, des Lehwesens, der Beamtenhierarchie, Consules, Comites, Barones, über die Stellvertreter der Grafen, die Majoria oder Merina, und über die Cortes, sowie die buenos fueros, welches ursprünglich Municipal-, dann Provinzialgesetz waren. Die fueros von Leon (S. 365 aus den Act. concilii Legionensis nach Aguirre mitgetheilt) enthalten am Schlusse folgende merkwürdige Imprecation oder Fluchformel: „Quisquis ex nostra progenie, vel extranea, hanc nostram constitutionem sciens frangere tentaverit, fracta manu, pede et cervice, evulsis oculis, fuscis intestinis, percussus lepra, una gladio anathematis in aeterna damnatione cum diabolo et angelis ejus luat poenam.“ (Erst geköpft und dann gehangen, dann gespleißt mit langen Stangen u. s. w.!!)

Gleichfalls weniger bekannt war, daß einige castilische Könige, Ferdinand I., Alfons VI. und etliche Nachfolger, sich Kaiser Spaniens oder Hesperiens genannt haben, was aus den (S. 386) beigebrachten Urkunden erhellt. Es wird dies (S. 161) vorzüglich der Annahme des deutschen Heinrich III. zugeschrieben, welcher die christliche Universalherrschaft Karls des Großen wiederherzustellen beabsichtigte und alle christliche Fürsten des Abendlandes als seine Vasallen betrachten wollte. Alfons VI. schien aber auch nebenbei andeuten zu wollen, daß er noch eine Stufe höher stehe als die übrigen christlichen Herrscher Spaniens. (Ob diese aber solche Präntension anerkannt, wird nicht gesagt.)

Daß der Verf. kritisch zu Werke zu gehen bemüht ist und selbst darüber Manches, was zur Decoration sei-

nes Wortes dienen würde, uneigennützig opfert, beweist Dasjenige, was er über den berühmten Campeador oder den Sid beibringt. Er muß eine Art Condottiere gewesen sein, der Christ und Muselman diente (S. 116), wenn er gut bezahlt wurde. Er eroberte Valencia mehr auf eigene Rechnung und fast im 5. Jahre vor der Eroberung Jerusalems durch Boullion. Campeador wird im Lateinischen durch campidoctus übersetzt. Ein ähnlicher Campeador und des Erstern Gegner war Graf Garcia Ordoñez. Erstern nannten seine Freunde Sid, Herr, seine Feinde aber Albarhanes (Tyrann). Doch stand Valencia von da an unter castilischer Oberhoheit, ging aber nach des Sid Tod, 1099, im J. 1102 wieder verloren. Der Sid, in dessen Geschichte Vieles unerwiesen und dunkel ist, hat seine romantische Gestalt durch die Dichter und die auch geistig aufgeregte Zeit der Kreuzzüge erhalten, und die von den Kreuzzügen ausgeschlossenen Spanier machten nun den Sid zum Repräsentanten der spanischen Ritterschaft, zum Ideal einer frommen, großmüthigen, edeln, eitterlichen Tapferkeit und zum Haupthelden der spanischen Dichtkunst. Poesie und Wirklichkeit waren so eng verflochten, daß schon hundert Jahre nach des Mannes Tod die eine von der andern nicht mehr zu unterscheiden war. In den Beilagen (S. 349) befindet sich noch eine kleine Abhandlung über die Quellen der Geschichte des Sid von Bivar. Der Verf. erklärt, den „Gestis Roderici Campidocti“, welche J. von Müller und Huber zur Grundlage genommen, Masden aber schon Punkt für Punkt bestritten hat, alle Gleichzeitigkeit und darum allen Werth als Quelle ersten Ranges absprechen zu müssen. Die früheste Nachricht über ihn findet sich vom J. 1134 im „Chronicon Malteacense“ bei Labbé. Erst 1147 wird er in spanischen Quellen erwähnt. Die Stellen aus Lucas Tudensis und Rodericus Adletanus (im ersten Viertel des 13. Jahrhunderts geschrieben) sind von S. 352 an abgedruckt. Unter dem Beilagen verdienen noch die „Acta et leges comitiorum Lamecensium“ (460—464) eine Erwähnung, weil die Stände von Lamego und ihre Beschlüsse (1143) in neuester Zeit durch Don Miguel eine Art Celebrität bekommen haben. 41.

Die Königl. Gesellschaft für nordische Alterthumskunde zu Kopenhagen.

Es hat nur erfreulich erscheinen können, in der neuesten Zeit den Blick und das Streben der historischen Forschung auf den alten skandinavischen Norden gerichtet zu sehen, aus welchem hervor noch so manche vereinzelte, aber höchst beachtenswerthe Strahlen in die Gegenwart herüberleuchten, welche zusammenzufassen und auf das Dunkel jener grauen Vorzeit zurückzuführen, in mehr als einem Betracht ein kaum noch erwartetes Licht hervorrufen dürfte. In dieser Beziehung fodert nun auch auf eine ausgezeichnete Weise der in der dänischen Hauptstadt (von wo bereits so viel Belehrendes in dieser Richtung hervorging) gegründete gelehrte Verein die rühmlichste Anerkennung; und auch den Lesern d. Bl. werden einige Notizen über die Tendenz und die neuesten Leistungen dieser Gesellschaft nicht unwillkommen sein. Als Hauptzweck hat sich dieselbe die Herausgabe und Erklärung isländischer oder nordischer Alterthumsschriften gestellt, deren mit kritischer Genauigkeit veranstalteter Abdruck im Grund-

texte nebst beigelegter lateinischer und dänischer Uebersetzung sie vor dem nur zu leicht zu befürchtenden Untergange sicherstellen und in ein möglichst weites Publicum einführen soll. Die Veranstaltung einer besondern Zeitschrift für nordische Alterthumskunde zur Untersuchung und Erläuterung aller dahin bezüglichen Gegenstände, sowie thätige Unterstützung fremder auf gleiches Ziel hinwirkender literarischer Arbeiten sind bestimmt sich zunächst hiezu zu knüpfen. Namen, wie Conferenzrath Schlegel (Präsident), Finn Magnusen (Vizepräsident) und C. C. Rasm (Secretair) sind wol geeignet, für den kräftigen Ernst und würdigen Gehalt dieser Verbindung zu bürgen, welche eben in dieser neuesten Zeit ihre Wirksamkeit durch Einladung zum gemeinschaftlichen Streben nach allen Seiten und an alle geistverwandte Forscher und Mithelfer auszudehnen bemüht gewesen ist.

Ein kurzer Auszug ihres letzten nach der Jahresversammlung am 31. Januar 1838 an die Mitglieder vertheilten Berichtes und der darin vorgetragenen Arbeiten möge bis unermüdbliche Thätigkeit, womit die Gesellschaft ihre Zwecke verfolgt, bekunden.

Kuenerlicht von derselben herausgegeben waren der sechste und siebente Band der „Foramanna Sögur“ und der vierte bis siebente Band der „Oldnordiske Sogaer“, welche, von den Historischen Soga'n der Vegdeinheiten außerhalb Island, die Geschichte der norwegischen Könige von Olaf dem Heiligen bis auf Magnus Erlingson (1015—1184) enthalten. Ebenso sind auch bereits der achte Band des ergrnannten Werkes (die Saga des Königs Suerre) und der vierte bis siebente Band der „Scripta historica Islandorum“, enthaltend die lateinische Uebersetzung derselben Sagareihe, bearbeitet und zum Theil unter der Presse. Von der erwähnten Zeitschrift („Nordisk Tidsskrift for Oldkyndighed“) ist der erste Band erschienen und an dem zweiten ward gedruckt. Zu weiterer Verbreitung des Interessantesten und Wichtigsten daraus auch im Auslande sollte eine heftweise erscheinende deutsche Uebersetzung vollständig oder in Auszügen mit beigelegten Abbildungen aus dem Original sich fügen. Als solche bedeutendere Untersuchungen sind zu nennen: 1) Ueber den Ursprung, Flor und Untergang des isländischen Geschichtsbuchens, vom Bischof Dr. Müller. 2) Ueber das isländische Gesetzbuch „Grágás“, von Schlegel. 3) Ueber die den Venetianern Zeit beigelegten Reisen im Norden, vom Capt. Zahrtmann. 4) Islands Entdeckung und erste Bevölkerung, von Petersen. 5) Ueber einige in Grönland entdeckte europäische Denkmäler und Alterthümer, von Capt. Braach u. A. 6) Ueber das gotische Feiertied, das ehemals am Hofe der byzantinischen Kaiser zur Zeit der Weihnachten abgesungen wurde, vom Prof. Finn Magnusen.

Hand in Hand mit diesen antiquarischen Forschungen gehen die veranstalteten Nachgrabungen in den wichtigsten Ruinen aus den Zeiten der alten europäischen Colonisten in Grönland, vorzüglich im Districte Julianesshaab und an dem übrigen Küsten der Bassinöbaa, die bereits manchen bemerkenswerthen Fund zu Tage gefördert haben; z. B. einen vom Capt. Braach auf der Insel Kingittorsöak (72° 55' n. Br.) gefundenen Kuenstein und später durch den Vorsteher Mathiesen einen andern der Igolikö (60° 51' n. Br.) und noch einen dritten mit isländischer Aufschrift mit lateinischen Buchstaben versehenen Stein bei Skgrit (60° n. Br.) im südlichsten Theile der Westküste. So legte auch der Capt. Braach einige eskimoische, von ihm sehr nördlich an der Ostküste gefundene Alterthümer vor.

Hierauf beabsichtigt die Gesellschaft in einem besondern Werke über Grönlands historische Denkmäler eine möglichst vollständige kritische Ausgabe sämtlicher alten Nachrichten vom Grönland zu veranstalten, welches nicht nur die geographische und physische Beschreibung sowie die ältere Geschichte und Beschreibung des Landes umfassen, sondern auch ausführlichere Sagen u. nebst Auszügen aus historischen und geographischen Schriften, Annalen und Gesetzen sowie auch Diplomen enthalten soll. Der Plan zu diesem begonnenen Werke ist bereits dem Publi-

cum vorgelegt, das Werk selbst zum Theil ausgearbeitet und unter der Presse; weil es jedoch von beträchtlichem Umfange werden dürfte (etwa 150 Bogen) möchte es noch einige Zeit währen, bis es vollständig wird erscheinen können.

Hieran sollen sich ferner die von der alten europäischen Colonie auf Grönland und der von da aus geschehenen Entdeckung von Amerika zu sammelnden Nachrichten schliessen, sowie auch von den im 10. Jahrhundert und später von den Scandinaviern unternommenen Entdeckungstreffen nach jenem Welttheile. Um diese bis dahin nicht genugsam gewürdigten Nachrichten auch den Forschern ausserhalb des Nordens zugänglicher zu machen, hat die Gesellschaft beschlossen, eine vollständige Ausgabe dieser vorhandenen altnordischen Ueberschriften zugleich nebst einer lateinischen Uebersetzung herauszugeben.

Eine lange und interessante Reihe von literarischen Mittheilungen über die mannichfachen Gegenstände von einheimischen und auswärtigen gelehrten Alterthumsfreunden wurde der versammelten Gesellschaft vorgelegt. Unter den Letztern ergibt sich ein lebendiger Anhang an diese Bestrebungen in den verschiedensten Gegenden Europas und selbst Nordamerikas, sobald es Freude macht, unter denselben auf die Namen Rast, Braach, Elliegrera, Joh. Boigt, v. b. Hagen, L. Giesebrucht, Donald Gregory, Dr. Sibbert, Warden, Jomard, Parbessus, Hays und Depping zu treffen. — Das Museum der Gesellschaft erhielt im Jahre 1832 eine Bereicherung von nicht weniger als 400 Nummern nordischer alterthümlicher Reste jeder Art. Unter den neuesten Erwerbungen zeichnete sich ein prachtvolles Brustgeschmide von Gold aus, in Verbindung mit byzantinischen Kaiserarmen aus dem 5. und 6. Jahrhundert, 53 Spec.-Ducaten an Gewicht, und eine in Fäden gefundene Suite von Hals- und Armbingen nebst seltenen zum Theil mit Runenschrift versehenen Bracteaen von Gold (Gewicht 1150 Spec.-Ducaten). Das Museum ist nach dem Schlosse Christiansburg verlegt worden, wo demselben sechs geräumige Säle angewiesen sind. Bei dieser Verlegung ist eine beträchtliche Sammlung von Doubletten angefordert worden, um theils als Grundlage einer in Kiel zu errichtenden Antiquitätenammlung, theils zum Vertauschen gegen Alterthümer aus andern Sammlungen benützt zu werden. 28.

Umriffe zu Schiller's Lied von der Glocke, nebst Änderungen. Von Moriz Reysch. Stuttgart, Cotta. 1833. Querfol. 3 The. 16 Gr.

Dieses Werk gehört unstreitig zu dem Trefflichsten, was je unter der Rubel dieses genialen Meisters entstanden ist. Das inhaltreiche Gedicht hat an Reysch den Künstler gefunden, der in die Tiefe seiner Ideen hinaufzustrigen und die Richtung derselben nach den verschiedensten Seiten hin zu verfolgen, ihre Verkörperung unter den mannichfaltigsten Gestalten aufzufassen vermag. In einer Folge von 43 Bildern in Querfolio hat er dies gethan, und es ist wahrlich schwer zu sagen, wo sich Verstand und Gemüth des Zeichners herrlicher deutet, in den Allegorien des reflectirenden oder philosophischen Theils, in der dramatisch treuen Schilderung der Scenen, in welchen der Meister und seine Gefellen das Werk des Glockengusses besichtigen und vollenden, oder in dem verhältnismässig von dem Künstler am ausführlichsten behandelten idyllischen Epod der Dichtung. Gleich schon auf dem ersten Blatte veranschaulicht der Künstler durch symbolische Figuren die Bestimmung der Glocke, indem hier im flüchtigen Anigen an der Hand der Horen die Freude und der Schmerz, der Friede und die Zwietracht um die Glocke tangend schweben. Auf der vierten Tafel aber geschieht es, dass die allegorischen Bilder dieser vier Zustände des Menschenseins die feineren Pfeiler des Glockenfußes tragen, während in einem Fries die ausgeführtere Darstellung dieser Verhältnisse und Bedingungen des menschlichen Daseins angeordnet ist. Dergleichen die Verkettungen der schwarzen und der

weißen Lebenslose über der Laufe des Ringeborenen; der Stern über den Wohnungen mit Feuer und Verheerung herrschend; das Ungeheuer des Aufruhrs, das über der friedlichen Stadt sich sammelt und trotz der Segenswünsche des frommen Büblers die Ruhe und Wohlfahrt der Bewohner zerstört u. s. w. Wenn sich nun gleich die griechische Allegorie dieser Zeichnung mit dem Costume des 16. Jahrhunderts, welches in den übrigen Darstellungen vorwaltet und auf der 7. Tafel mit jener hellenischen Form der Allegorie sogar zusammenschließt, nicht gut vertagen will, so ist doch, von dieser Unangemessenheit abgesehen, die Behandlung auf der einen und auf der andern Seite zu rühmen. Die Arbeit der Glockengieser ist mit unübertrefflicher Wahrheit dem Leben abgobort, und darüber waltet unverkennbar der Sinn des Frieses, der Geist der Erdbarkeit und frommer Treue. Sobann aber besigen namentlich auch diejenigen Blätter, welche den Roman des Liebes darstellen, einen hohen Werth, der hier sowol der poetischen Erfindung wie der geschmackvollen Ausführung zukommt. Es hat sich nämlich der sinnvolle Meister nicht enthalten können, in Darstellungen, welche nicht unmittelbar durch die Dichtung selbst geboten waren, die Fabel des Menschenlebens weiter auszuspannen, und je dem Lieblichsten, was in dieser Beziehung ihm selbst angethan, sind wol die Blätter zu rechnen, auf welchen die Zuneigung zwischen den Nachbarkindern vom frühen Lebensmorgen an geweckt und genährt und durch die zärtlichsten Begegnungen bis zum ersten Kuß der ewigen Liebe gesteigert und von da an durch häusliches Zusammenleben und Erben bewahrt, ja bis zum Tod der Mutter vollendet wird. Es wird Niemand diese Zeichnungen ohne hohe Befriedigung aus der Hand legen, und wir wünschen ihnen um so mehr Verbreitung und Anerkennung, als auch die Billigkeit des Preises zum Ankauf derselben einladet. 62.

Notizen.

In Paris wird die vierte Ausgabe von Guvier's „Recherches sur les ossements fossiles“ in 10 Bänden, vermehrt mit den vom Verf. hinterlassenen Zusätzen angehängt.

Ein neuer Roman von Drouineau heisst „L'Ironie“.

Leich's Richte hat bekanntlich den Salgenvogel Schindlerbanes für Theater und Haus bearbeitet; die Bearbeitung für Haus, will sagen als Roman, ist jetzt ins Französische übersezt worden.

Die Zahl der Zeitschriften, welche in Madrid herauskommen, ist seit kurzem von drei oder vier auf achtzehn gestiegen.

Dem britischen Museum wurden seit zwanzig Jahren zum Ankauf von Büchern und Manuscripten verwendet 25,535 Pf. für Denkmünzen und Antiquargegenstände 6720 Pf., und für die naturhistorische Sammlung 9580 Pf. St.; also jährlich doch nur wenig über 2000 Pf.

Ueber die zunehmende Wichtigkeit der Colonie Barbados enthält die Zeitung von Hobarttown Folgendes. Die Infuhr der Colonie betrug 1824 nur 14 500 Pfund Sterling, was ist im Sept. 1833 bis auf 158,000 Pf. gestiegen. Die indirecten Einkünfte betragen sich 1824 auf 27,000 Pf., jetzt erreichen sie 75,000 Pf., ohne die außerordentlichen Einnahmen, welche die Regierung durch den Verkauf von Ländereien hat. Die sehr der Werth des Grundbesitzes im Wachsen ist, wird mit mehreren Beispielen belegt, darunter auch mit dem, das zum Ader, vor zwei Jahren mit dem damals hohen Preise von 80 Pf. erkauft, jetzt in einer Vertheuerung für 320 Pf. wieder verkauft worden sind. 30.

Dierzu Beilage Nr. 2.

Flora mythologica oder Pflanzenkunde in Bezug auf Mythologie und Symbolik der Griechen und Römer. Ein Beitrag zur ältesten Geschichte der Botanik, Agricultur und Medicin. Von J. H. Dierbach. Frankfurt, Sauerländer. 1833. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Sr.

Daß die Botanik, so reizend die Beschäftigung mit ihr auch ist, doch zuletzt trocken werden muß, wenn sie sich blos um Herbarien und Beschreibungen dreht und des ästhetischen Genusses entbehrt, wenn sie blos auf medicinische oder ökonomische Zwecke bezogen wird, fühlt Jeder, der ihr nahe steht. Um so willkommener ist sie dann zu Zeiten einmal in andern Felde, und insbesondere im Gebiete der Kunst und des Alterthums. Dr. D. hat deshalb vom Publicum Dank zu erwarten, wenn auch seine Schrift noch nicht allen Wünschen und Anforderungen genügen sollte. Es sind wenigstens Materialien zusammengetragen in Erholungsstunden von Berufsgeschäften und Krankbetten, daher man schon von dieser Seite nichts Erschöpfendes verlangen kann und Andern eine bedeutende Nachlese übrigbleibt. Denn selbst Böhmer's „Plantae fabulosae imprimis mythologicae“ (Wittenb. 1800) konnte der Verf., wie er sagt, nicht aufstreifen, und für das weisse Uebrige mußte zumal Greuzer's „Symbolik“, Sprengel u. A. Nachweisung geben. Dierbach wäre aber keinesweges zu rechten, denn schon das Gegebene ist ein reicher interessanter Vorrath, wenn nur das Ganze mehr Leses, wir möchten geradehin sagen, geistige Anlage besäße. Diese fehlt, es lesen sich die Notizen mechanisch hin, und nur selten wird das Gemüth berührt. Aus den mitunter ins Triviale fallenden Beschreibungen ganz bekannter Pflanzen zu Anfang jedes Artikels ersieht man auch, daß der Verf. nicht für Botaniker, nicht einmal für Lesefänger in dieser Wissenschaft, sondern für Alterthumsforscher schrieb, denen wir es daher überlassen müssen, ob sie sich von ihrer Seite, zumal in den Deutungen, vollkommen befriedigt finden werden.

Der erste Abschnitt, überschrieben: „Allgemeine Ansichten von dem Leben u. s. w. der Pflanzen“, handelt in zehn Paragraphen von der Lebenskraft, dem Einflusse der Luft, Temperatur u. s. w. auf die Pflanzen, Vieles nach Greuzer. Der zweite Abschnitt spricht über die Bäume der Wälder und andere wildwachsende Pflanzen der Reiche nach, der dritte über die Culturpflanzen für menschliche Nahrung, der vierte über die Bierpflanzen und der fünfte über die Heilkräuter und Giftpflanzen, sodas eine alphabetische Anordnung vielleicht besser gewesen wäre. Umfassende Uebersichten von den Kenntnissen der Alten vom Pflanzenreiche überhaupt, insbesondere der Aegypter, Griechen und Römer, finden sich nicht, auch keine Nachweisungen auf bildliche oder plastische Kunstwerke, wozu es nicht an fruchtbarem Stoff in den Bibliotheken fehlt.

Die Behandlungsweise des Verf. ist etwa die: Im ersten §. z. B. behauptet er, unsere heutigen Naturforscher begännen und endigten ihre Forschungen über die Phänomene der Pflanzenwelt stets damit, alles auf dynamische Verhältnisse zurückzuführen (keineswegs); de Candolle, Bergelius u. A. geben einen ganz andern Gang, nur Sprengel that es unter andern). Diefes aber, fährt er fort, habe das Alterthum auch gemußt, und lehrt: „unsere Lebenskraft ist der Zeus der Griechen, der Jupiter der Römer. Seien wir aufrichtig“, sagt er ferner hinzu: „und wir in diesem Punkte um ein Paar Breit weiter gekommen, als der Grieche und Römer vor einem (zwei) Jahrtausend war (wir glauben; doch). Auch dürfen wir nicht übersehen, daß schon früher die Aegypter einen ähnlichen Begriff mit ihrer Isis verbanden (Charterius „Deorum historia“ S. 55.)“.

Ein anderes Beispiel wählen wir aus der Mitte. Es ist der Anfang eines längeren §., überschrieben: „Nichtendume“. „Von diesen schönen, meistens immergrünen Gewächsen, die man nicht unpassend (?) die Palmen des Nordens genannt hat, gibt es nicht nur eine ansehnliche Zahl von Arten, sondern sie bilden auch im Norden von Europa, Asien und Amerika große dichtgeschlossene Wälder, die der linsenförmigen Keifen Blätter wegen Nadelhölzer oder Nadelwälderungen heißen (das wußten wir). Pflanzen von so auffallendem Baue müssen sehr bald die Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben, wir finden sie daher vielfältig in die Mythologie der Griechen und Römer verflochten. Hier mögen folgende eine Stelle erhalten: 1) die Fichte der Syrie oder die Pinie, auch Zirbelbaum oder zahme Pinie, pinus pinex L. Sie ist im südlichen und wärmeren Europa einheimisch, und dauert bei uns im Freien nicht aus.“ — Die Angabe, daß der Zapfen vier Zoll lang sei und etwa zwanzig Rüsse enthalte, ist nicht ganz genau, indem er stets sechs Zoll Länge und wenigstens 50—70 Rüsse hat.

Folgendes sagt dann der Verf. über diesen Baum, woraus sich insbesondere die Beziehungen des gewählten Gegenstandes entnehmen lassen.

„Syrie über den Verlust ihres Satten, des Argos, den Diacon hinrichten ließ, betrübt, versel in einen an Mahnan grenzenden Samern, suchte die Einsamkeit und verteilte am liebsten unter einer Fichte, in welche sie ihren Liebbling verwandelt glaubte. (Charter. S. 92, 93). In Ehren der Acha oder Sybele feierte man im Alterthum an verschiedenen Tagen Feste; an dem Trauertage, z. B. Mars, hied man die Pinie oder fruchttragende Fichte ab, in deren Mitte das Bild des Argos aufgehängt war, und verpflanzte den Baum in den Tempel der Göttin. Arbestus, sagte die Nothe, hat den Zeus, daß er den Argos wieder vom Tode erwecke; aber der oberste der Götter ließ nur zu, daß er nicht verfaule, sondern als Fichte immer grüne. Die Zirbelsüsse hießen im Alterthum auch die Kessel der Sybele.“

„Die Pinie war auch im Alterthum ein Symbol des Betrag, indem der an ihrem Stamm Eigende leicht durch die von der Krone herabfallenden Samen Früchte verlegt wird.“

„Sie war auch ein Sinnbild der Zerföhrung. Krösus drohte der Stadt Lampatus (Lampatus), er wolle sie gleich einer Pinie zerstören und verderben (Greuzer „Symbolik“ I, S. 117). Diese noch so oft gebrauchte und zum Spruchwort gewordene Redensart hatte offenbar darin ihren Grund, daß die Fichten nicht wie die Eichen, Buchen und andere Laubbücher, wenn der Stamm abgehauen ist, wieder an der Wurzel ausbrechen, sondern für immer absterben und verderben, indem sie sich durch den Samen fortpflanzen.“

„In Pinien der Feilgrenzen hing man Decima auf; dies waren Bilderden, von denen man glaubte, daß sie, vom Winde bewegt, Segen durch die Weinpflanzen verbreiten.“

„In den Ländern der Keulap findet man auch öfters eine Pinienfrucht; sie war, wie Sprengel sagt („Gesch. der Med.“ I, S. 215), ein Symbol der durch die Kurten entflan. enen Cultur und besonders des Andares wüther Früchte. Daher waren auch die Pinien beim Diebst der Demeter in den Thebesophorien gebräuchlich. Ebenso findet man sie auf den dem Dionysos gewidmeten Theatersäulen. Der Wein wurde ebendam und wird noch jetzt in Griechenland mit Fruchtensüssen verlegt (vgl. auch Greuzer „Symbolik“ Bd. III, S. 92 Bd. IV, S. 455).“

„Auf einer Weistafel aus dem Tempel des Keulap fand man folgende Inschrift: „Julian schien nach einem Blutstufen ohne Hoffnung verisoren zu sein. Der Wert besahl ihm durch Orakelspruch, zu kommen und vom Altare Pinienkörner zu nehmen und diese, mit Honig vermischt, drei Tage lang zu essen.“

Er ward gerettet, und kam und dankte Gott vor allem Volk." (Sprengel o. a. D. S. 230)."

Also die Birkenrinne ein Mittel gegen die Lungen- und Brustschmerzen! Und siehe, etwas Aehnliches hat sich in neueren Zeiten begeben. „Die Frucht der Arce“, piana Combra L., sagt Meisner („Briefe über die Schweiz“, 1785, Th. II, S. 41), „ist in Ansehung der Figur den Lannenzapfen sehr ähnlich, unterscheidet sich aber auf eine vortheilhafteste Art durch die Pfeilkräfte der Keinen Rasse, welche sie enthält. Der Saft dieser Arce-rinne ist eine von den kräftigsten Arzneien für erschöpfte, ausgezehrete, oder an der Lunge leidende Personen; ich leane in Wien eine angefehene Familie, aus welcher wenigstens 3—4 Personen ihr Leben der Milch der Arce-rinne zu verdanken haben u.“

„Die Pinie war auch ein Symbol des Todes, wol aus demselben Grunde, als sie ein Sinnbild der Zerkünderung hieß; Pfeile aus Pinienholz, deren Homer gedenkt, deuteten also auf tödtliche Wunden, die damit beigebracht wurden.“

„Mit einem Nichtenkranze geschmückt, kommt Schlaf vor, unter einem Pinienbaume sitzend, und selbst mit dessen schlanken Zweigen umwunden. Daphnis, des Merkurs Sohn, nahm einst den Nichtenkranz vom Haupte der Schlaf, und zierte sich selbst damit (Vaschallus S. 445).“

Hier finden wir unter Anderm die Beziehungen der Pinie zum Bacchus (Dionysos), zumal den Bacchantinnen, nicht erwähnt, die doch von Bedeutung scheinen; auch hätte können des Pan, des Neptun (wegen des aus Pinienholz verfertigten Schiffes) und der Diana gedacht werden u. s. w. 47.

Geschichte der letzten fünfzig Jahre, von E. F. E. Ludw. 3. Theil. *) Auch unter dem Titel: Geschichte der Directorialregierung, oder Geschichte der französischen Revolution, vom Tode Robespierres bis zur Rückkunft Bonaparte's aus Aegypten. Altona, Hammerich, 1833. Gr. 8. 1 Theil. 16 Gr.

Nachdem der Verf. in den ersten zwei Bänden seines Werks den ersten, sechsjährigen Zeitraum der Geschichte der französischen Revolution, welchen er als die Zeit der Tendenz zur Zerkünderung charakterisirt, dargestellt hat, tritt er jetzt in den zweiten Zeitraum ein, als dessen Inhalt er den Versuch neuer Wege auf den Ruinen und der Vermittelung zwischen dem alten und neuen Europa bezeichnet, und welchen er sehr passend wieder in zwei beschränktere Zeiträume theilt, den liberalen unter dem Directorium und während der ersten Zeiten des Consulats, und den militärischen während der letzten Zeiten desselben und unter dem Kaiserthume. Bevor wir unsere Leser mit dem Inhalte dieses dritten Theiles näher bekannt machen, erlauben wir uns noch, zwei allgemeine Ansichten, welche der Verf. bei einem Rückblicke auf das von ihm früher Dargestellte über die französische Revolution überhaupt und dann über die erste Periode derselben ausspricht, hervorzuhoben und nach unserer Ansicht zu beschränken. In Beziehung auf jene Begebenheit überhaupt äußert er nämlich: sie sei von denen, deren Blick auf sächlichen oder persönlichen Einzeinheiten hafte, einseitig oder auch ganz falsch angesehen worden, im Allgemeinen thane und solle man sie als ein Werk der Naturnothwendigkeiten betrachten, das, gleichviel ob einige Zeit früher oder später, erfolgen mußte. Insofern in diesen Worten die Meinung ausgesprochen liegt, daß die besondern im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts in mehren europäischen Staaten, vornehmlich aber in Frankreich, hervorgeratenen neuen Interessen und Ansprüche nicht mehr von den bisher allein vorherrschenden überwältigt und unterdrückt werden konnten, daß der Zeitpunkt eines bedeutenden Fortschritts für einen großen Theil der europäischen Menschheit gekommen war, und daß dieser Fortschritt aus der Sphäre des Gedankens und des

Wunsches in das Gebiet der Wirklichkeit hineintreten und auf demselben sich realisiren mußte, insofern stimmen wir dem Verf. vollkommen bei. Insofern aber jene Worte auch die Behauptung zu enthalten scheinen, daß es auch eine Naturnothwendigkeit gewesen sei, daß dieser Fortschritt sich auf revolutionäre Weise und nicht auf dem Wege einer ruhigen und geregelten Reform realisiert habe, sind wir anderer Meinung, und wir können die Ansicht nicht aufgeben, daß die revolutionnaire Form der Umgestaltung Frankreichs am Ende des vorigen Jahrhunderts sich nur aus sächlichen und persöhnlichen Einzeinheiten erklärt und nur aus solchen hervorgegangen sei. Wir erinnern nur an die Fügung unserer Ansicht nur an Eins; nämlich an die negative Persönlichkeit des Königs Ludwig XVI., welche allein mehrmals in entscheidenden Momenten, in welchen ohne allen Zweifel größere Energie des Herrschers den Strom der Revolution einzudämmen vermocht hätte, demselben einen freien Lauf möglich machte. Auch derjenigen Ansicht, welche der Verf. über die erste Periode der Revolution, nämlich über den eigentlichen Grund ihrer auf Zerkünderung gerichteten Tendenz, ausspricht, können wir in der Allgemeinheit, in welcher sie aufgestellt ist, nicht beistimmen. Er findet jenen Grund nur in dem Benehmen des Hofes und der privilegierten Stände. Diese, meint er, verleiteten den Hof, mit welchem sie sich seit dem entscheidenden und übermüthigen Hervortreten des Bürgerkandes verbunden, zu den schlechtesten und verderblichsten Maßregeln, sie theilten ihm eine, jede Schwache verschmähende Verblendung mit, welche alle Bemühungen der Bessern, die Dynastie unter den einzig möglichen Bedingungen, d. h. durch redliche Erfüllung der mit der Constitution von 1791 übernommenen Verbindlichkeiten, aufrecht zu erhalten, vereitelte und den dritten Stand in die Nothwendigkeit setzte, seine Stütze in der großen Masse des Volkes zu suchen, durch welche er bald wieder des Stoenerrubers beraubt und der Terrorismus herbeigeführt worden sei. Abgesehen von der sophistischen Rechtfertigung, welche auf solche Weise dem dritten Stande zu Theil wird, gibt die Geschichte der gesetzgebenden Nationalversammlung hinreichende Beweise, daß nicht sowohl das Benehmen des Hofes, sondern vielmehr die Furchtsamkeit und Neutralität der meisten constitutionellen Monarchisten in jener Versammlung die zerstörende Tendenz begünstigt hat, deren eigentliche Wurzel in der wahnfinnigen Vernichtungswuth der Jacobiner zu suchen ist.

Was nunmehr den Inhalt des vorliegenden Theiles betrifft, so ist derselbe größtentheils anderer Art als derjenige der ersten Bände; er umfaßt nämlich zum größern Theile Kriegsgeschichte und zum kleinern die Darstellung des weitern Fortgangs der Revolution innerhalb Frankreichs, welchen der Verf. als Reactions- und Uebergangsperiode bezeichnet. Die Verbindlichkeit dieser durch Klarheit, Vollständigkeit und unparteiische Würdigung ausgezeichneten Darstellung wird noch bezeugt durch, daß gerade den Behandlungen dieses Abschnitts der Revolution jene Eigenschaften oft fehlen, und sie wird nur um einiges durch einzelne Ausstellungen, zu welchen man veranlaßt werden könnte, vermindert. So ist es und z. B. aufgefallen, daß der Verf. über die Constitution vom Jahre 1795 sich begnügt, die von Riguet in seiner Geschichte gegebene Inhaltsangabe zu übersetzen, statt genauere Mittheilungen aus der Urkunde selbst, welche sich ja auch schon in der ersten Auflage der Pölig'schen Sammlung findet, zu entlehnen; daß er sie ein gezeistes (?) Resultat sechsjähriger Erfahrung nennt, und daß er das Lob, welches ihr der erwähnte französische Schriftsteller theilt, übersezt, obwohl er sie nicht so vollkommen finden kann wie dieser. Der kriegerische Theil der Arbeit ist allerdings mit größerer Ausführlichkeit behandelt, jedoch nicht mit einer solchen, welche über das Interesse nichtmilitärischer Leser hinausginge; sie zeigt sich vielmehr in der ganzen Berücksichtigung solcher kriegerischen Begebenheiten, welche in ähnlichem Zusammenhange gewöhnlich entweder gar nicht, oder nur mit wenigen Worten berührt werden. So ist namentlich dem Kriege zwischen England und Frankreich auf dem Meer

*) Ueber den zweiten Theil vgl. Zeitschrift Nr. 10 d. Bl. f. 1833. D. Red.

und in den Colonien gedehnte Aufmerksamkeit gewidmet, und mit besonderer Vorliebe behandelt der Verf. die Expedition Bonaparte's in Aegypten, so daß er, um dem Theile nicht einen zu großen Umfang zu geben, die Geschichte derselben nicht bis zu dem auf dem Revenantel bemerkten Zeitpunkt, sondern nur bis zur Unterdrückung des Aufstandes in Kairo, im Oct. 1798, herabführt und dem folgenden Theile noch die Darstellung des Zuges Bonaparte's nach Syrien vorbehält. Wenn er sich über die unerschöpfliche Ausführlichkeit der Beschreibung jener Expedition mit der Wichtigkeit derselben für Kriegskunst wie für Alerchandria, Geschichte, Geographie und Ethnographie, für die nachfolgenden Ereignisse in jener Weltgegend — er spricht namentlich die Ueberzeugung aus, daß ohne jene vorübergehende Eroberung und vorzeitige Colonisation die Halb-Beuropäisierung Aegyptens durch Mehmet Ali nicht zu Stande gekommen wäre — und für die Kenntniß des Charakters Napoleon's entschuldigt, so wird man diese Entschuldigung um so eher gelten lassen, als sie auch durch die zwanglosere Form des Werks, welches in einzelner Vorlesung zerfällt, unterstützt wird. So schwierig auch die Behandlung der Kriegsgeschichte für gebildete Leser überhaupt ist, so leicht man durch zu große Fülle des Stoffes oder durch Mangel an Anschaulichkeit ermüdet, so glauben wir doch, daß der Verf. in den kriegsgeschichtlichen Partien seines Werks die Aufmerksamkeit seiner Leser fesseln wird, und nur an einzelnen Stellen vermissen wird die bestimmtere Hervorhebung und Beranschaulichung des entscheidenden Moments. Dieser Mangel wird z. B. schon bei der bloßen Erwähnung der folgenschweren Schlacht bei Fleurus fühlbar, und zwar um so mehr, als er sogar des zum Recognosciren in dieser Schlacht gebrauchten Luftballons und des, ihm übrigens unglücklich schwebenden, von Jourdan's Begnern verbreiteten Gerüchts gedenkt, daß derselbe 24 Stunden nicht gewußt habe, ob er die Schlacht gewonnen oder verloren. Daß jene Hervorhebung und Beranschaulichung allerdings keine leichte Aufgabe sei und ein genaues Studium der Kriegsgeschichte ersobere, geben wir gern zu; allein andererseits wird man auch zugestehen müssen, daß ein solches Studium für eine ausführlichere Darstellung der neuesten Zeit unentbehrlich ist, und daß es durch viele ausgezeichnete Arbeiten, welche die neueste deutsche kriegsgeschichtliche Literatur darbietet, sehr erleichtert wird. 66.

Allgemeines Lehrbuch. Erste Abtheilung. Physische Erdbeschreibung. Von Sven Ägren. Mit zwei Hemisphären und Constructionstafeln. Berlin, Neumer. 1832. Gr. 8. 18 Gr.

So oft wir eine neue Schulgeographie in die Hände kommt, freue ich mich immer doppelt; erstlich, weil ich denke, es könnte endlich einmal eine vorzügliche sein, und zweitens, weil ich kein Kind mehr bin, an dem mit den hundert neuen Lehrmethoden und tausend Lehrbüchern herum experimentirt werden kann. Aber den Schülern werden ich's nicht, wenn sie vor dem Schwarme von neuen geographischen Lehrmeistern, die im Reiche der Pädagogik vaciren, die Ähre fest zuhalten und es für länger halten, für ihren Bedarf sich selbst ein Lehrbuch zu schreiben, als aus der Unzahl der schon vorhandenen ein passendes herauszufinden, oder wenn es wenigstens eines starken Empfehlungsbriefes bedarf, um Dilemten oder Jansen aus der letzten Menge Zutritt zu verschaffen. Was des Hrn. Prof. Ägren Lehrbuch betrifft, so hat es einen Voss und einen Bürgen aufzuweisen, die ihn schnell die pädagogischen Ähren dhnen werden. Der Voss ist ein an der Spitze des Buches stehendes Privilegium des Königs von Preußen, der Bürgen ist ein Ritter, welcher Herr auf dem Felde der Geographie ist und Wenige finden wird, die es gelüßter, eine Lanze mit ihm zu brechen. Es ist der Professor Karl Ritter in Berlin, dessen Gutachten an das Königl. preuß. Ministerium in Betreff der in dem Buche ausgeführten geographischen Constructionsmethode dem Buche selbst vorgegedruckt ist. Ritter

erklärt, daß seine Ansichten über geographische Methode, wie er dieselben früher gegen ein hohes Ministerium ausgesprochen habe, ganz dieselben Anforderungen machten, wie sie nun durch die Methode des Hrn. Ägren für die ersten Elemente derselben in der That theilweise erfüllt wurden, und er strebe keinen Augenblick an, dieser Methode den Vorrang vor allen bisherigen Compendien der Elementargeographie einzuräumen; er selbst habe auf ganz ähnliche Weise seinen ersten cursus bearbeitet, aber er treue sich wahrhaft, auf diese Weise von dem erfahrenen, praktischen Schulmanne noch überholt worden zu sein. „Die gewöhnliche geographische Lehre“, sagt Ritter, „steigt von ihrer unfruchtbarsten Allgemeinheit, die nicht einmal die äußeren Formen und Elemente für die Anschauung des Schülers zu sichern im Stande ist, zur gleichinhaltigeren Besonderheit und Einzelheit herab, alles compilatorisch nur nebeneinanderstellend; nicht einmal zu einer auch nur elementaren Verhältniß- und Proportionslehre ihrer tausend Einzelheiten nach geometrischen Figuren, Arealgrößen, Zahlangaben, Stiefern, Theilen, noch zur Gruppierung sichtbarer und merkbarer Formen im Besonderen und Allgemeinen ist sie gelangt, geschweige denn zu einer im Fortschritte der Art erst wachsenden und höher befähigten Kraft u. s. w.“ — „Der Schulgeographie ist ihre scholastische Einrichtung aus alter Zeit geblieben. Sie hat ihr einmal gewähltes Fachwerk, in das aller Stoff auseinandergerissen und zerhackt wird, mit ungehörlicher Anschwellung und Anlag ihrer Massen von Außen, statt eines organischen Wachstums von Innen nach Außen, sich selbst und andere täuschend u. s. w.“ Alle diese Vorwürfe, versichert Ritter, werden durch die Ägren'sche Arbeit, so weit ihr Bereich gehe, aufgehoben, und dieselbe bereche für den elementar-topischen Theil der Geographie wirklich eine neue Bahn.

Die neue Methode ist nun lebendig aufgefaßt, ungefähr so zu verstehen. Hauptzweck ist: dem Schüler soll das Bild der Erde so bestimmt und fest eingepreßt werden, daß er es sein ganz Leben lang als ein lebendiges treues Bild mit sich herumträgt. Diesen Zweck zu erreichen, werden alle bisherigen Lehrweisen nicht; es ist dem Schüler nicht anders zu helfen, als daß er selbst eine Erde construire. Demnach sieht denn eine ganze Schulstube voll junger Erdenbeschöpfer da, der Unterricht beginnt: es werden Erden gemacht. Aus nichts die Welt zu schaffen, das geht hier nicht, deswegen erhält jeder Schüler zwei leere Hemisphären (Constructionstafeln), als weite leere Wasserflächen, nur in Meridiane und Parallellkreise eingetheilt, daneben stehen Modelle, d. h. zwei fertige Hemisphärenarten. Noch schwelmt der Geist des Schülers auf den Wassern, da ist's, als ob das Gebot ergehe: „Es sammle sich das Wasser unter dem Himmel an sonderer Oerter, daß man das Aequale sehe.“ Das erste Capitel beginnt: Küstenbeschreibung. („Erstes Stück. Moment 1. Bestimme auf der Constructionstafel folgende Punkte: 1) Cap Nordost [S. vom 80. Parallellkreise u. Br. zwischen dem 120. und 125. Merid.]; 2) Südwestlichster Punkt des Karadwens [S. vom 70. Par.; W. vom 90. Merid.]; 3) Nordlyn [N. vom 70. Par.; gleich D. vom 45. Merid.] u. s. w.“) Als bald steigen feste Punkte gleich Marksteinen aus den Wassern hervor, erst in weiten Dimensionen, dann in einem immer enger gezogenen Ring (1.—4. Stück), der fünfte Act der Schöpfung beginnt („Bestimme, um die Küstenconstruction zu vollenden, folgende Bufen, Halbinseln und Küstenstreifen“), die einzeln feste Punkte werden verbunden zu bestimmten Küsten des Festlandes und der Inseln. Das Land ist nun begrenzt, Vorgebirge, Meerengen, Landengen, Flußmündungen sind bezeichnet, jetzt — hebt das zweite Capitel an, und in demselben stufenweisen Fortschreiten entstehen unter den Händen der kleinen Erdenbeschöpfer Flüsse und Landseen, Hauptwassertheiden und Nebenwassertheiden heben sich, Gebirge, Hochländer, Berge und Berggipfel bilden sich: das natürliche Bild der Erde ist vollendet; und hat der Schüler auch alle Namen (es sind ihrer nur ungefähr tausend) fest im Gedächtnisse, so ist der erste (elementare) cursus der constructiven Erdbeschreibung beendet. Das Resultat muß sein: „die binnen kurzer Zeit erworbene Kenntniß und Fertigkeit,

das Bild der Erde so aus dem Gedächtnisse zu construiren, wie es auf den beiden Globen dargestellt ist". Aber nachdem auf diese Weise allgemein physikalisch-geographische Karten construirt worden sind, läßt sich mit der größten Leichtigkeit auf denselben Karten die Schöpfung noch weiter treiben; es heißt: „die Erde lässe aufgehen Gras und Kraut, das sich besamet, und fruchtbare Bäume“, und alsdenn entsteht eine pflanzengeographische Karte; „es werden Lichter an der Wesse des Himmels, die da scheiden Tag und Nacht, und geben Zeichen, Zeiten, Tage und Jahre“, alsdenn wird eine klimatologische Karte; „es erzeuge sich das Wasser mit lebenden und lebendigen Thieren und mit Gerdast, das auf Erden unter der Wesse des Himmels fliege, und die Erde bringe hervor lebendige Thiere ein jegliches nach seiner Art“, alsdenn entsteht eine thiergeographische Karte; und so können ferner die politischen und historischen Verhältnisse auf denselben Constructionsstufen ausgeführt werden.

Es wird wol Niemanden bekommen, der Methode des Hrn. Aaren Gründlichkeit abzusprechen, oder ihr nicht den Vorzug zu geben vor der bisher häufig angewandten constructionen Erdbeschreibungen, welche mit dem Zeichnen des dem Wohnorte des Schülers zunächst liegenden Fußes begann und diesen nach dem Winkel messend weiter fortführte bis zum Meere u. s. f. u. s. aber das Bedenken können wir nicht unterdrücken, daß eine solche Construction, statt einer Zeit von sechs Schöpfungstagen, mehr als ebenso viele Monate brauchen werde. Ein amtliches Zeugniß sagt zwar, in der Kriegsakademie zu Karlberg sei durch mehrjährige Erfahrung ausgemittelt worden, daß zur Gewinnung des gedruckten Atlas eines in Summa eine Zeit von 5-6 Wochen (mit 5-6 täglichen Arbeitsstunden und oft bedeutend weniger) erforderlich sei. Also $\frac{1}{2}$ Jahr, sodas $\frac{1}{2}$ für andere Lehrgegenstände übrigbleiben. Aber auch abgesehen davon, daß wol schwerlich ein Lehrer diese Methode mit derselben Leichtigkeit betreiben wird wie der Erfinder derselben, so ist es doch sicher, daß nur solche Schulen, die, wie die Kriegsschule, Geographie zu den Berufswissenschaften rechnen, ein Achtel des Jahres für den Elementarunterricht in der Geographie verwenden dürfen, der, wie er in diesem Buche vorkommt, nicht viel mehr als ein Achtel des gesammten geographischen Unterrichtes sein mag. Denn wahr sollen unsere armen Gymnasien oder gar Bürger- und Volksschulen vor der Masse der alten und neuen Unterrichtsgegenstände Zeit und Kraft aufreiben für einen so umfassenden geographischen Unterricht. Andere ersten Pädagogen geben bekanntlich für Geographie höchstens $\frac{1}{4}$ der Unterrichtszeit, d. h. zwei Stunden wöchentlich. — Freilich wär's vorzuziehen, wenn unsere Kinder gleich zum ersten Anfangs das ganze Bild der Erde aus dem Gedächtnisse zeichnen lernten, etliche 1000 Namen zu dem werten geographischen Unterrichte mitbrächten und nun die ganze Geographie so von Grund aus studirten, wie der Verf. will; aber es wär' auch ebensol vorzuziehen, wenn wir Lateinisch und Griechisch, Französisch, Englisch und Italienisch, Geschichte, Physik, Chemie und die 20 andern Unterrichtsgegenstände, die in unserer Schulen eingeführt sind, recht von Grund aus wie ein Gelehrter müßten; und doch sind wir so verständig und darmherzig, um das von den Köpfen unserer armen Kinder nicht zu verlangen. Nur lernen und Alles gründlich lernen, das geht wahrhaftig nicht. Es bleibe uns kein Mittel, als daß wir die wenigen Wissenschaften, die, wie die Geographie, so wichtig sie auch ist, doch in Volksschulen und Lehrerschulen nicht als Berufswissenschaft betrachtet werden können, mit, ich möchte sagen, gründlicher Oberflächlichkeit betreiben; ich meine, daß wir von denselben nur soviel geben, als für's Leben und für das Renommée eines Gebildeten nöthig ist, aber um Alles in der Welt nichts in futuram oblivionem.

Indem wir übrigens dem Scharfsinn und der Gründlichkeit des Hrn. Aaren die größte Achtung sollen, glauben wir wol, daß in der Methode derselben Keime zu einer glücklichen Umgestaltung des geographischen Unterrichtes liegen können, und daß

sie schon in ihrer jetzigen Gestalt in solchen Schulen, wo Geographie zu den Berufswissenschaften gehört, mit großem Nutzen angewandt werden kann.

Notiz.

Shawls von Kaschmir.

Kaschmir, im District Sibal, 20 Tagereisen von Kaskam treibt vorzüglich mit der Wolle Handel, welche zur Fabrication der berühmten Shawls gebraucht wird. Es gibt deren manlei Arten; die, welche sogleich gefärbt werden kann, ist wol die andere Gattung hat eine schwarze Farbe. Eine Pund nicht leicht über zwei bis drei Pund Woll jährlich. Die Schur werden beide Arten auf das sorgfältigste mittelst ein Kammes abgefeinert und sodann zu verschiedenen Arten Weiswasser angewaschen. Dieses Waschen wird als höchst wichtig betrachtet; die Einwohner des Thales von Kaskam haben die Schönheit, Reinheit und übrigen Vorzüge ihrer Shawls dem Wasser ihres Thales zu. Zu Kaschmir wird das feinste rothe Woll mit einer Kupfer bezieht, zubereitet und abwaschen kostet sie 3 Rupien. Die Form, die Breite und die Länge der Shawls ist sehr verschieden; zu nennen, welche in die Türkei bestimmt sind, wird die feinste Woll angenommen, die geringere Qualität wird zu Teppichen und Decken verwendet. Die Fertigkeit der Fabricanten der Stadt Kaschmir sinkt allmählig ab; die Ausrottung der Janitscharen, der Sturz des Kaisers Akbar und der schlechte Zustand der Finanzen in der Provinz Pulu haben eine bedeutende Abnahme in den Shawls herbeigeführt. Unter den mongolischen Kaisern waren die Shawls mit der Fabrication der Shawls beschäftigt; unter Dinakite der Akbar haben schmolz ihre Anzahl auf 18 000, gegenwärtig zählt man kaum noch 6000. Die Concurrenz der Europäer hat nicht wenig zum Sturze der Fabricanten von Kaschmir beigetragen. Die in England und Frankreich verarbeiteten Shawls, obgleich sie den Shawls von Kaschmir den Preis nicht gleich kommen, haben die Arbeiter von Kaschmir wegen ihres wohlfeileren Preises sind sie sehr gesucht. Die Shawls von Kaschmir sind ein Luxusartikel, sie werden nur zur Kleidung als zum Gebrauch. Der Werth der Shawls von Kaschmir ausgeführten Shawls beträgt 13 Mill. P. S. Davon nimmt der Kaiser Singh zwei Drittel in Anspruch, verbraucht aber nur den vierten Theil davon, das übrige versendet er nach Bombay, nach Kalkatta, nach Madras in die übrigen Theile der Ausfuhr wird nach Prethen und in die Türkei geschickt. Hierbei folgt eine tabellarische Uebersicht des Kostenbetrags für zwei rothe Shawls, sowohl was die Ausgaben betrifft, als die Einnahmen, denen sie unterworfen sind.

Fabricationskosten.	
Rohe Woll	10
Waschen und Spinnen	10
Färben	10
Tagelohn für den Weber	10
Ausgaben am Orte, wo sie fabricirt werden.	
Für den Verkauf und den Eingang in die Stadt	10
Für den Stoff	10
Für die Webstühle	10
Für das Magazin	10
Wegzoll von Kaschmir nach Amritser	10
Von Amritser nach Bombay	10
Zu Bombay	10
Transport	10
Assuranz	10

Freitag,

Nr. 52.

21. Februar 1834.

Der Sid, ein Romanzenkranz. Im Vermaße der Urchrift aus dem Spanischen vollständig überfetzt von F. W. Duttonhofer. Stuttgart, Ebstund. 1833. 8. 1 Thlr.

Herder hat sich bekanntlich bei seiner Bearbeitung der alten spanischen Romanzen vom Sid alle möglichen Freiheiten genommen; ebenso wenig darauf bedacht, den Worten schrittweise mit geduldiger Pünktlichkeit zu folgen, als die metrische Form im Einzelnen mit gleichmäßiger Strenge zu beobachten, hat er nach Gurdanken ausgelassen, eingeschaltet, umgestellt, und es fehlt nicht an Mißverständnissen, indem, wie unbedenklich eingestanden werden kann, seine Kenntniß des Spanischen nicht sehr tief ging. Warum machen nun dennoch diese Romanzen in seiner Bearbeitung auf jedes unbesangene und echter Poesie zugängliche Gemüth einen unwiderstehlichen Eindruck? Nicht dies der Unverwundlichkeit dieser Lieder, deren einfache Schönheit durch größere Umwandlungen noch durchleuchten würde, ist dies zuzuschreiben, sondern wenn Herder die strenge Treue außer Acht ließ, so hat er dagegen das Wesen jener alten Lieder mit reiner Empfänglichkeit aufgenommen und mit lebendiger Kraft reproducirt. Alles ist im Ganzen und Wollen empfunden; nichts Mühseliges und künstlich Erzwungenes ist sichtbar; der Hauch des Genius weht durch sein Werk. Wäre nun strenge Genauigkeit mit dieser antrachtigen Tone des Ganzen unvereinbar, so würden wir kein Bedenken tragen, uns eine treue Uebersetzung zu verbitten und uns an Herder's freie Nachbildung zu halten, die Treue der Worte dem wichtigeren Erfodernisse des poetischen Eindrucks weit nachsetzend. Da aber die Fortschritte der Uebersetzungskunst und die grade zu diesem Zwecke ausgebildete Fügbarkeit unserer Sprache es unzweifelhaft lassen, daß durch die höchste Treue zugleich ein Eindruck hervorgerufen werden kann, welcher der individuellen Wirkung des Originals entspricht, und freilich weit mehr entspricht als eine Uebersetzung, die es mit dem Einzelnen nicht genau nimmt, um den Geist und Ton des Ganzen zu erfassen; so halten wir eine getreue Uebersetzung der Romanzen vom Sid allerdings für ein sehr lobenswerthes Unternehmen, wenn sie von Kenntniß, Sinn und Geschick zeugt. Leider findet sich bei Herrn Duttonhofer nur eine sehr dürftige Sprachkenntniß. Es gibt nicht wenige spanische Gedichte, die in schwieriger und

künstlicher Sprache sehr dunkle Stellen enthalten, sobald ein Uebersetzer bei aller Kenntniß der Sprache schwerlich hoffen darf, jedes Mißverständnis zu vermeiden; diese Romanzen jedoch, wenn sie auch nicht ganz dieselbe Einfachheit und Klarheit haben wie andere spanische Volkslieder und hier und da schon Spuren einer künstlichen Rhetorik zeigen, sind doch immerhin so schlicht und faßlich, daß eine solche Anzahl solcher Verstöße, wie sie uns hier dargeboten wird, nur einem Anfänger zu Gute zu halten ist, der aber seine Uebersetzungsversuche nicht drucken lassen, nicht von Recensenten, sondern von einem Sprachlehrer sich corrigiren lassen sollte. Wir wollen zunächst gleich die erste Romanze durchgehen, wobei wir allerhand kleinere Ungenauigkeiten gern unerwähnt lassen. Nicht weit vom Anfange:

— que antes les pioga la fábula,
temiendo que les ofenda el aliento de su infamia,

b. i. „vielmehr vermag er ihnen die Rede, fürchtend, daß sie beleidige der Athem seiner Schande“. Hr. D. übersetzt, theils falsch, theils matt: „Gern vergäß' er jeder Sprache, denn er fürchtet, daß sie fliehen seinen so verworfenen Athem“.

Estando pues combatiendo con estas honrosas banderas,
para usar de una experiencia, que no le salió contraria,
mando llamar á sus hijos;

zu deutsch etwa: „Indem er also kämpfte mit diesem Kummer wegen seiner Ehe, befahl er, um eine Probe zu versuchen, die ihm nicht wider seinen Wunsch ausschlug, seine Söhne zu rufen“. Hr. D. schiebt dafür Folgendes unter:

Wie er saß mit schwerem Herzen und an seine Schand' er dachte,

Scheint es ihm nicht angelegen, wenn einen Versuch er machte;

Seine Söhne läßt er rufen.

Die echt epische Hindeutung auf den Erfolg ist verwischt und, wie es scheint, gar nicht verstanden worden. Diego Calvez ergreift die Hände seiner Söhne, nicht um sie romantisch zu untersuchen,

mas prestando el honor fuerzas (á pesar del tiempo y canas)

á la fria sangre y venas, nervios y arterias heladas,
les apretó de manera que dijeron: Señor, basta;

b. i. „sondern, indem sein Ehegefühl Kräfte verlor (trotz des Alters und der weißen Haare) dem soßigen Dint

den erkarrten Nerven und Adern, drückte er sie demassen, daß sie sagten: Herr, genug." Sehen wir denn, was uns anstatt dieser Zeilen zugemuthet wird:

— Mehr hielt er auf Ehr' und Kühnheit, Zeugen sind die weißen Haare —

Sondern ihre frischen Hände, blutvoll und voll Kerwenkraft er nun erfaßte, so gewaltig, daß sie riefen: „Herr, o laß es“.

Von dem wahren Sinne der ersten beiden Verse, die Niemand misverstehen kann, der nicht im Traume liest, ist in dieser zum Ueberflus auch noch rhythmisch ungesenkten Uebersetzung nichts übriggeblieben, und der Uebersetzer scheint ihn besonders deswegen verfehlt zu haben, weil er prestando mit preciado verwechselte, was denn freilich sich zu dem Uebrigen nicht fügt. Böhnig ruft der Eid, als sein Vater endlich ihn faßt: Soltedes padre en mal hora, soltedes en hora mala. Darüber wird also hingestokert: „Hast uns, weh, zur schlimmen Stund' zur schlimmen Stund' uns losgelassen". Der Eid spricht aber ja nur von sich, und soltedes (laßt los) ist doch wahrlich kein Präteritum — der Eid fährt fort: wärt ihr nicht mein Vater, so würde ich dies nicht von euch geduldig hinnehmen:

antes con la mano mesma vos sacára las entrañas
(ich würde vielmehr hier mit dieser [selben] Hand euch die Eingeweide entziehen). Lächerlich übersezt Hr. D.:

Denn mit diesem bloßen Arme würd' ich dich segleich erschlagen.

Auch ist es durchaus verkehrt, wenn er den Eid seinen Vater duzen läßt. Diego Rainez, erseut über seines Sohnes ritterliches Ehrgefühl

contóle su agravio, y diólo en bendicion, y la espada,
con que dió al conde la muerte, y principio á sus fazañas.

Die Worte hat Hr. D. natürlich nicht misverstehen können; dennoch ist seine Uebersetzung verfehlt:

Und er gibt ihm seinen Segen, und erzählt ihm seine Schande.
Hier ein Schwert, den Grafen tödte, so beginnend große Thaten!

Weder die Umstellung in der ersten Zeile ist zu rechtfertigen, noch in der zweiten die Verwandlung der schlichten und wiederum episch vorausdeutenden Erzählung in einen pathetischen Zuruf, der noch dazu hier in dem Munde des Alten, dessen ganzes Sinnen und Denken nur auf die Herstellung seiner Ehre gerichtet ist, wenig angemessen erscheint.

Einem Rec.; der am Tadeln seine Lust fände, würde es leicht fallen, aus der großen Menge von Fehlern, die bei mittelmäßiger Sprachkenntniß selbst in hastiger Eile nicht begangen werden konnten, eine Blumenlese besonders lächerlicher Schnitzer zu sammeln; wie begnügen uns, aus den ersten Bogen noch Einzelnes, beiläufig nicht Alles, oder das am meisten Verfehlt, auszuheben. Folgende Verse der zweiten Romanze:

Faz cuenta, valiente espada, que es de Mudarra, mi brazo,
y que con su brazo riñes, porque sugo es el agravio;
deren Sinn ganz einfach dieser ist: „Denke daran, tapferes Schwert, daß von Mudarra mein Arm stammt, und daß du von seinem Arme geführt kämpfst, da die Belä-

bigung ihm widerfahren ist (weil sie Einem seines Geschlechts widerfähre)"; diese leichtverständlichen Verse werden ganz absonderlich also verdeutschet:

Klage nimm, o starkes Schwert von Mudarra, gleich der Rechten,

Die dich früher führen soll, ist sie gleich mit Schimpf bedeckt.

S. 19: „Draunnd blickst du, Arges, denckst du". Es ist kaum begreiflich, wie die spanischen Worte: mal lo miras, mal lo piensas (übel siehst du darauf, d. i. übel nimmst du es in Acht, übel bedenkst du-es) so gänzlich mißverstanden werden konnten. S. 20:

Doch betrachte' ich Don Rodrigo, und dann auch, so mein' ich ketz, es

Komme noch die Zeit, wo euer Paß sich wird in Liebe kehren.

Der spanische Text:

Si yo guardo á Don Rodrigo, para vuestro bien lo guardo,

tiempo vendrá que por él convirtais en gozo el llanto, besagt etwas ganz Anderes: „Wenn ich Don Rodrigo beschüge, so beschüge ich ihn zu eurer Besten; die Zeit wird kommen, wo ihr seinetwegen in Freude die Klage verwandeln werdet.“

Und zum Saale kommt ein Bote, den Doña Urraca sendet, Nimmt den König bei dem Arme, daß er zur Infanta gehe.

Auch wer das Original nicht kennt, dem muß diese Vertraulichkeit des Boten auffallen; sie kommt aber ganz auf Hrn. D.'s Rechnung, da im Spanischen gesagt wird: asióla del brazo el rey; donde está la infanta. entraron, d. i.: „der König ergriff sie (Ximena) am Arme; zur Infantin begaben sie sich". Auf derselben Seite werden in der folgenden (achten) Romanze die Worte:

Soltólos de la prisaion de metidos los tenia

(er entließ sie aus der Haft, wo er sie eingeschlossen hielt) also gegeben: „Und er löst sie aus der Haft, wo er hielt die sehr erschrocknen". Hat die Noth der Affonanz die Hohrenkönige zu sehr erschrocknen gemacht, so ist dies wenigstens eine schlechte Aushülfe; aber fast müssen wir vermuthen, daß dem Uebersetzer bei metidos das lateinische metuere vorgeschwebt habe; und dies wäre denn allerdings sehr zum Erschrecken. Bald darauf hat Hr. D. in den Worten:

Vengoos á pedir merced que me fagais esto dia

(ich komme, euch um eine Gnade zu bitten, die ihr mir heute erzeigen sollt) den Subjunctiv fagais übersehen, was eben bei sicherer Kenntniß unmöglich ist, indem er als übersezt:

Komme nun, um Das zu bitten, was ihr damals geben wolket.

Am aller schlimmsten ist es, wenn Hr. D. uns vollständigen Unsinn darbietet, wie z. B. S. 35 zum Beschluß einer Romanze, wo man ganz besonders einen Reichtum erwartet, sein Schuß ganz ins Blaue geht. Der König verspricht Ximena für das Kind, mit dem sie schwanger geht, reiche Gaben, und beschließt dann seinen Befehl mit den Worten:

Con esto oseo, señora, y no de estar suplicando á la Virgen, vos alumbré en los peñeros del parto,

d. i.: „Hiermit über ich auf (zu schreiben), aber nicht zur Jungfrau zu bitten, daß sie auch beische in den Gefahren der Geburt“. Statt dessen wird hier folgendes Truimpf ausgespielt:

Und mit dem Geschenk, Cœura, nicht zur heiligen Jungfrau bittend,
 „Glaub' ich zu versüßen auch die Schmerzen der Geburt, die bittere.

Aber in der That, es ist widerlich, auch nur auf diese Weise, wobei wir sehr Vieles übergangen haben, in der Correctur dieses Specimens fortzufahren; doch können wir den Lesern nicht vorenthalten, daß S. 24 in einer überhaupt gänzlich mißverstandenen Stelle aus „goldenen Jahrhunderten“ (siglos dorados) „goldene Stickerien“ geworden sind.

(Der Beschluß folgt.)

D. F. Tissot und die französischen Revolutionen.

Der Akademiker Tissot, ein Mann von politischer Erfahrung und großem literarischen Rufe, hat dem Publicum unter dem Titel: „Histoire de la révolution française, depuis 89 jusqu'à l'empire“, eine neue und vollständige Darstellung der merkwürdigsten Epoche der neuern Zeit versprochen. Da es wol nicht angemessen mehr ist, besondere Abhandlungen über so oft dagewesene Erscheinungen zu schreiben, so begnüge ich mich, Ihnen eine kurze Analyse der Tendenz derselben, basirt auf die mir eben zugehenden ersten Lieferungen, zu entwerfen.

Tissot ist ein Lobredner der Revolutionen, er sucht ihre schöne Seite hervor und übergeht und beschönigt die schlechte. Schon in seiner Vorrede sagt er: „J'ai embrassé, j'ai servi, j'ai défendu la révolution, je vais lui payer un dernier tribut“. Dies hat mir eben nicht die beste Idee von seiner historischen Unparteilichkeit beigebracht. Wenn ein Mann wie er Augenzeuge, actives oder passives Werkzeug eines so imposanten und blutigen Dramas war, so kann man es ihm wol schwerlich ans Herz glauben, daß die Begebenheiten seinen Enthusiasmus nicht ein bißchen abgetäubt und günstiger für die Erhaltung der gesellschaftlichen Ordnung, das heißt für ein ruhiges gesetzliches Fortschreiten gekümmert haben. Angenommen ist nur, daß ein gewisser Grad von Despotismus, das ein Zusammenreffen von Umständen das Jahr 1789 erzeugten; die Exzesse, die in der Freiheit Fiegeljahren darauf entstanden, können sich nur beklagen, niemals entschuldigen, nur als unvermeidliche Uebel, niemals als notwendige Uebel anführen lassen. Wer ist Tissot, wer war Tissot? Ist er ein Constitutioneller oder ein Republikaner? Hierüber gibt er selbst keine kategorische Antwort, wol aber sein Buch. Und also sage ich: er ist ein Republikaner, aber ein tugendhafter, ein thebenscher, der die constitutionelle Monarchie als gradus comparativus, als Brücke braucht, um zu der Demokratie zu gelangen. Es gibt viel Leute seines Gleichen in Frankreich. Sie fühlen sich überzeugt, es müsse, da Alles vorwärts oder rückwärts gehe, zum Besten einer Staatsverfassung kommen, und adoptiren vor der Hand Gesetze und Gewalten, ohne darüber nachzudenken. Diese scheinbar indifferenten Menschen sind die gefährlichsten Feinde der Regierung; denn sie unternehmen nichts und warten, bis die Lavine stürzt, um die darunter begrabenen Schätze ans Licht zu ziehen.

Es ist nicht rathsam, den Franzosen des 19. Jahrhunderts Revolutionsgeschichten auf Goldpapier zu schreiben. Ihre revolutionnaire Zeit ist doch einmal vorbei, und die Apothie schmerzt und reizt zu solchen Bekleidungen. Tissot kann jetzt ein schlechter Doctor werden, um so schlechter, da er die Freiheit allpatriarchisch vertheilt in einem Augenblick, wo Sabatmann überaus

glückliche Curen macht. Ich habe mir die Phantasie erlöst, als ich keine Feste las, und nun es vorbei ist, und ich hinaus ins phlegmatische trockene Philistertum trete, wird mir davon ganz schwindelig und so beschweinsteinartig, daß ich vor lauter politischer Rückertheit mir einbilden könnte, ich hätte die Revolution bloß geträumt und ihr und Tissot's Optimismus seien der große Fisch des Koblas, der mir die Augen geöffnet.

Ich will aber nicht Tissot's Talent; ich will nicht einmal sein Buch anfeinden. Es ist ganz schön geschrieben, und es befinden sich, abgesehen von der Tendenz im Allgemeinen, die nicht die eines Historikers ist, darin außerordentlich ansprechende Wahrheiten, gute Lehren, gute Reflexionen, ja sogar hier und da — man ermüde, daß ich das Ganze noch nicht kenne — eine grundgescheite Politik. Wenn er unter Anderm sagt: „Frankreich, im Zustande der Anarchie, hat der Welt gezeigt, daß ein Volk, das eine Masse nichts weniger als schwach sei, wenn sie allein steht; denn dies Frankreich, dem Europa Beistand schenkte wie einst Hannibal den Römern, kämpfte in seiner Bergweisung mit allen Waffen, die ihm zu Händen kamen, und die es, merkt es, ihr Weltbeherrscher, im Arsenal der Könige nahm“: so muß auch der ärgste Gegner der Revolutionen ihm beipflichten und das gewaltige Weltgericht eines alles dominirenden politischen Clementes anerkennen.

Zur Unterstützung seiner Ansicht über die Revolution sagt Tissot: „Vor der Revolution waren wir Unterthanen eines Herrn; jetzt sind wir bloß Unterthanen des Gesetzes. Vor der Revolution ruhte die Souveränität in der Person eines Mannes; jetzt besitzt sie die ganze Nation. Unter der alten Regierung litten Handel, Ackerbau und Industrie unter Erwitelungen; das neue Regime verkürzte sie. Die Ignoranz ist das Capital; adel der Staaten, sie ist durch die Revolution und seit derselben fort und fort durch Unterricht und Presse gemindert worden. Das Mittelalter, das alte Königthum unterworfenen Glück und Leben der Menschen der Willkür und Ungerechtigkeit; die Revolution und Napoleon, ihr großen Abgeordneten, gaben uns gleichgeltende Gesetze; die alte Welt versteht und für Recht erkennt; und endlich war es dieselbe Revolution, die Frankreich verkörperte zu einem wahrhaften unbesiegbaren Ganzen, die aus dem Volke eine Familie und aus sechs Millionen Sklaven, ein Volk der Thieren gleich geachtet und behandelt, ebensoviel freie Bürger und glückliche Menschen machte.“ Man wird hierbei nicht vergessen, daß der Bers. Franzose ist und sich in seinem Glücke nicht des Unheils erinnert, das aus der Revolution für die übrige civilisierte Welt entstand. Ich sage des Unheils, weil ich einmal die Wunden, die 30jährige Kriege Europa und insbesondere Deutschland schlugen, nicht mit dem Balsam der Civilisation Bonaparte's heilen kann. Diese glückliche unglückliche Civilisation hat uns geistesfrei und zugleich zu neuen Sklaven neuer politischer Bedürfnisse gemacht.

Ich höre die Franzosen gern über fremde Dinge, über das Ausland, seine Politik, Literatur und Kunst sprechen. Man muß sie bei dieser Arbeit bewundern, nicht etwa weil sie den Nagel auf den Kopf treffen oder originelle, und unbekanntes Ansichten zum Vorschein bringen, sondern weil sie indogefammt auf einer Saite sielden und die große Melodie des Je ne le sais pas, nous le ne savons pas ohne Unterlaß fortspielen. Es ist der sonderbarste Paganismus von der Welt, aber immer ein solcher. Es kann nicht Jedermann auf eine classische Weise sagen, daß er schlecht unterrichtet ist. Das ist eine Wirklichkeit. Hören wir, wie uns da hinterm Rhein der pariser Akademiker das Horoskop stellt. Er sagt:

„Europa ist in zwei Theile getheilt. Der eine Theil hat die Freiheit, der andere will sie haben. Der Krieg, der uns von den Königen erklärt wird, muß sich in eine Conspiration zu unsern Gunsten verwandeln, welche ein großes Feuer im Oken anzündet. Der Friede ist nicht gefährlich, aber er gibt dem Absolutisten keine Garantie, weil er weiß, daß die Wilden sich nicht immer täuschen lassen. Die Furcht führt sie zum Versuch, der Versuch ins Verderben. In Luther's Zeit wollte Eu-

roya sine Reichliche Meisern, und dies verursachte eine allgemeine Störung der Harmonie. Jetzt wünscht Jedermann die Freiheit — Die Ausgenommenen, welche sie nicht wünschen, weil sie sie nicht kennen —, hieraus folgt, daß, wenn einmal eine herrschende Idee das Jahrhundert ergriff, ihre Souverainetät unausbleiblich ist, daß sie sofort Befehle gibt, die Befehlskraft haben. Das ist doch gar zu theoretisch und ich bin bange, man würde selbst in Frankreich schlechte Geschäfte machen, wenn man auf die Rechnung des Herrn Tiffot hin den König Louis Philipp absetzte, versteht sich in der öffentlich in den Massen ausgesprochenen Meinung, die herrschende Idee sei für die Republik und das Volk würde und könne sich des Thrones nicht mehr annehmen. Herr Tiffot ist dem Præceptor Robespierre das Ehrgehl nicht schuldig geblieben und hat vielleicht gar von Marat die Accolade bekommen.

Das Folgende ist aber nicht ohne und verdient als Thesees allerwärts ange schlagen zu werden, da es außer seiner Tugend kein Fünkchen gefährliche Wahrheit enthält: „Es sind nicht immer Revolutionen, durch welche das Volk seine Wünsche an den Tag legt, hierzu sind allein die südlichen Länder oder die großen Städte mit ihrer Million beisammenwohnender Menschen fähig, wenn sie augenblicklich heftig gereizt und in Bewegung gesetzt werden. Andere Völker von mildehem Charakter oder größerem Phegma oder reiferer Denkungsart sprechen durch eine gewisse allgemeine Unzufriedenheitsäußerung, ja sogar durch die Furcht und die Hochachtung, die sie ihrem Fürsten erweisen. Diese Völker lieben einen Friedensvertrag mit der Weisheit, der Humanität, dem Glauben und der Tapferkeit, wie wir es in Deutschland sehen. Sie haben sich von jeher der Oligarchie und Aristokratie widersetzt und eine Anhänglichkeit an ein Staats- oderhaupt an den Tag gelegt, das alsdann eine gewisse Freiheit gestattete. Diese Freiheit ist es, die die Völker selbst barbarischer Abkunft reclamiren, und die jetzt das ganze Ausland wiederum nach dem Grade seiner politischen und intellectuellen Fortschritte verlangt. Was es ein König sein, der herrscht, so erhebe er das Gesetz zum Souverain und die bürgerliche Freiheit zur Mitregentin, und dem Bedürfnis der Zeit ist Genüge geleistet.“ Ich habe diese Stelle mit Auslassungen übersezt und immer den bessern Sinn darin gelassen. Im Allgemeinen ist das Werk für Deutschlands Publicum zu heiß. Daß es in Frankreich Leser findet, bedarf keiner Frage. Man will dort jetzt an der Literatur erwarmer, um das Holz zu sparen. Ich selbst gänze täglich mein Feuer mit Raculatar an, und mir bangt ordentlich vor dem Gedanken, daß Tiffot, der mir gestern den Kopf erschütterte, in einigen Jahren und noch früher in meinem Kamine brenne. In Paris kann das Royalisten und Republikanern an einem Tage begegnen. 29.

Pompeji. Erster Band in zwei Abtheilungen, enthaltend die öffentlichen Gebäude, u. s. w. Mit 174 Abbildungen. Leipzig, Baumgärtner. 1834. Gr. 12. 2 Thlr.

Der ungenannte Verf. der vorliegenden Bearbeitung wollte durch dieselbe dem Mangel an allgemeinem verbreiteter Kenntniß über Pompeji und dessen Ausgrabungen abhelfen, da sich diese Kenntniß fast nur auf kurze und zerstreute Bemerkungen der Reisenden beschränkt habe, indem die, von Fremden besorgten, gründlichen und prächtigen Werke über Pompeji wegen ihres hohen Preises nur Wenigen zugänglich seien. Er selbst hat bei seiner Arbeit, wie er bemerkt, vorzüglich die Werke von Mazois, Sell und Donathson, sowie das „Museo Borbonico“ benutzt; außerdem auch die zahlreichen, an Ort und Stelle gemachten Beobachtungen des Architekten William Stork. Die

dem vorliegenden ersten Bande beifolgende Abbildungen sind theils nach den Originalen, theils nach den, in etwanigfünftigen Worten mitgetheilten Kupferstichen. Nach einer geschichtlichen Einleitung, welche sich in den drei ersten Capiteln mit der Geschichte des Besuchs, mit historischen Nachrichten über Pompeji, mit der Erde und dem Gebirge von Pompeji, sowie mit dessen Zerstörung und Wiederentdeckung beschäftigt, folgen die übrigen sechs Capitel es mit den öffentlichen Gebäuden Pompeji, wie sie jetzt ausgegraben worden, und zwar mit den Mäusern und Thoren, mit den Straßen; dem Forum, im 1824 ausgegrabenen Bädern, dem Theater, endlich mit dem Amphitheater zu thun. Dabei macht der Bearbeiter hier und da gelegentliche Bemerkungen über Punkte, welche mit der Geschichte oder den Dreifaktorkäusern in Verbindung stehen, sowie er Notizen über die wertwürdigsten und wichtigsten bis jetzt aufgefundenen Gegenstände gibt, auf welche letztere sich auch viele der beigefügten Abbildungen beziehen. Seine gelegentlichen Bemerkungen, z. B. bei den Mauern Pompeji's über die cyclopischen Mauern in Tyrus und Mycenä, über die Cyclopen, ja selbst über eine Art kleiner cyclopischer Mauer in Norden von England u. s. w., sind jedoch bisweilen, als zu fremdartig, hier aus Abzand's Theil können sie auch schon als unnöthig, und weil sie, z. B. über dorische, ionische und korinthische Säulenordnung, billig als bekannt vorausgesetzt werden müssen, ganz fehlen. Das Buch wird durch vertheuert unnöthig erweitert und vertheuert, und es handelt sich hier nur um Pompeji und dessen Ausgrabungen. Dagegen hätte im dritten Capitel wol der, von dem Franzosen De Mail angestellten, mit Gründen unterstützten und z. B. von den deutschen Archäologen Böttiger nicht als unstatthaft betrachteten Vermuthung gedacht werden sollen, daß Pompeji nicht im J. 79, sondern erst später im fünften Jahrh. nach Chr. Vt. verschüttet worden sei. — Der zweite Band wird sich mit den Wohnhäusern und den Privatgebräuchen ihrer Bewohner beschäftigen; das Ganze aber kann, soweit sich nach dem ersten Bande urtheilen läßt, dem angegebenen Zwecke genügen, wobei dies jedoch in erheblichem Maße, wenn sich die Bearbeitung nur darauf beschränkt hätte und demnach alles Fremdartige ausgeschieden worden wäre. 17.

Literarische Notizen.

Sehr interessant und reich an Reiseabenturern sind Victor Jacquemont's „Lettres sur l'Inde“ (2 Bde. Paris 1833). J. wurde von der französischen Regierung nach Indien geschickt und starb 1832 zu Bombay. Er bereiste Kaschmir, Lhasa und das Himalajagebirge.

Aufmerksamkeit erregt Baillet's Schrift: „Histoire de Napoléon; études sur les causes de son élévation“ (2 Bde. Paris 1834).

Eine neue Ausgabe der „Oeuvres de Millenoy“ (2 Bde. Paris 1834) ist mit einer Biographie des Dichters von J. G. Müller begleitet.

Ricquel hat den ersten und zweiten Band seiner „Histoire de France“ herausgegeben, welche den historischen Stoff sehr geistvoll auffaßt als darstellt. Ausgezeichnet ist hier besonders die Schilderung der gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse des Mittelalters.

Scribe's neuestes Lustspiel: „Bertrand et Raton“, war im zu Ende des Decembers 1833 21 mal auf dem Théâtre Français aufgeführt worden. Der Gegenstand ist die satirische Revolution gegen Straußer.

Literarische Unterhaltung.

Sonabend,

Nr. 53.

22. Februar 1834.

Der Eid u. Von F. W. Düttenhofer.

(Beschluss aus Nr. 52.)

Waren wir genöthigt, die allzugerings Sprachkenntnis des Hrn. Düttenhofer, der gar zu oft blind in den Topf geräth und Nieten zieht, unverbohlen zu zeigen, so freuen wir uns, über den Sinn, mit dem er Geist und Ton des Originals erfaßt hat, und über seine technische Geschicklichkeit günstiger urtheilen zu können. Viele einzelne Stellen sind in der That recht gut übersezt und lassen wirkliches Uebersetzer-talent, das freilich sehr der Ausbildung bedarf, erkennen; andere hingegen lehren, daß Hr. D., ohne Klavos und überall sicheres Bewußtsein seiner Aufgabe, und ohne die Eigenthümlichkeit der alten Gefänge, die er nachzukleben bestrebt ist, hinlänglich studirt zu haben; an sein Werk gegangen ist. Das bloße Bestreben, wörtlich zu übersezen, das überdies bei Hrn. D., der in der Unsiherheit seiner Sprachkenntnis allzuoft um den Sinn der Worte ungewiß herumtastet, statt ihn mit fester Hand zu erfassen, nur in geringem Grade zu finden ist, diese mechanische Bemühung des Copirens reicht nicht aus. Der Uebersetzer muß die Individualität des Werks, das er nachzubilden will, mit künstlerischem Sinne in sich aufnehmen, sich in dasselbe durch aneignendes Studium so einleben, daß ihm überall ein untrügliches Gefühl des Angemessenheit leitet und Etwas und Mißthöniges ihn gar nicht berührt. Der Uebersetzer dieser Romane mußte vor Allem sich der modernen Künstlichkeit und Sentimentalität enthalten und die epische Einfachheit dieser alten Poesie rein empfinden. Und dies ist es, was wir bei Hrn. D. vermissen. Wenn der Text *comer pan*, „Brot essen“, sagt, so schwächt er den epischen Ausdruck ohne alle Befugnis in das abstracter „essen“ ab; wenn in der neunten Romanze, wo der Eid sich zur Hochzeit kleidet, erzählt wird, sein Wehrgehänge habe vier Quartos gekostet, so findet er für gut, nichts davon zu sagen; ebendasselbst trägt Kimena ein Halsband von acht Schaumänzen, woran ein heil. Michael hängt, welches man eine Stadt werth schätzte, nur was die Arbeit betrifft (*solamente de las manos*): Hr. D. unterschlägt uns diese charakteristische Ausführlichkeit und bietet uns dafür:

Eine große, gelbe Kette mit acht Mänzen, wo der heil'ge Michael geprägt hing, schlang sie um den Hals, den weißen Schimmer noch als diese Willkürlichkeit ist es, wenn der

Uebersetzer den Ton der alten Poesie, deren Herrlichkeit sich eben darin zeigt, daß sie die Kraft der Thaten und der Gefühle in schlichten und mäßigen Worten offenbart, durch pomphaste Prachtworte, oder, während er vor der schreibbaren Tautologie des epischen Styls hier und da sehr ungegründete Scheu trägt, durch leere Phrasen verfälscht. Hierher gehört z. B. das Aufschwellen eines ganz einfachen „vorangehen“ zu einem „schügend voranzwalen“; oder wenn *poderoso* fast lächerlich „gewaltig mächtig“ heißt; oder wenn *Kimena*, statt ruhig zu erzählen, der Eid sei, wenn er heim zu ihr kehre, so blutig, „daß es Furcht macht, ihn anzusehen“ (*que pone pavor mirallo*), mit hoher Redseligkeit berichtet: er kommt „mit Blut bemakelt, daß in Wangen ich erbleiche, Grausen mich und Furcht erfasset“ (S. 30). Am schlimmsten ist es, wenn die hehren Gestalten der Gedichte durch schwächliche Sentimentalität verunstaltet werden. In der neunten Romanze spricht der Eid mit männlichen Worten zu Kimena: „Ich erschlug einen Mann, und einen Mann bin ich schuldig; hier stehe ich zu deinem Befehl“; bei Hrn. D. flüstert er schwachend: „Starb dir Der, hier ist nun Einer, der sich liebend zu dir neiget“. Völlig abgeschmackt ist es, wenn der hohe Eid und Kimena S. 23 spißbürgerlich „ein Pärchen“ genannt werden.

Die Assonanzen sind im Allgemeinen mit Geschick behandelt, der Versbau ist oft ungelent; tadelnswerth ist es, daß der Uebersetzer sehr häufig die nichtassonirenden Verse männlich schließt, oder, wie wir, der Grimm'schen Annahme epischer Langellen völlig zugethan, lieber sagen, daß er häufig stumpfe Cäsuren gibt statt der klingenden des Originals. Hierdurch hat er die kräftige Wirkung der stumpfen Cäsuren an ihrer rechten Stelle geschwächt, und diese Willkürlichkeit ist um so mehr zu mißbilligen, je deutlicher es bei näherer Prüfung wird, daß beidem die meisten stumpfen (männlichen) Cäsuren des Originals sich auf ursprünglich klingende zurückführen lassen, amar auf *amare* u. s. w.

Wir beschließen diese Anzeige mit der Mittheilung der sechsten Romanze im Original und in Hrn. D.'s Uebersetzung. Wenn wir eine Nachbildung, die wir selbst versucht haben, hinzufügen, so geschieht dies nicht, um Hrn. D. etwa ein Muster vorzuhalten, sondern damit durch Vergleichung Manches erhelle, dessen Auseinandersetzung

die Leser belästigen würde. Die Romange ist eine der leichtesten; was Hr. D. im Sinn und Ton versteht, und die Ungenauigkeit, die er sich erlaubt hat, wird leicht bemerkt sein.

En Burgos está el buen rey,
asentado á su yantare,
cuando la Ximena Gomez
se le vino á querellare.
Cubierta toda do luto,
tocas de negro ceudale,
las rodillas por el suelo,
comenzára de fablare:
"Con manolla vira, rey,
con ella murió mi madre;
cada dia que amaneciere
veo al que mató a mi padre
caballero en un caballo,
y en su mano un pavillone:
por facerme mas despocho
cóbalo en mi palomare:
mátame mis palomillas
criadas, y por criare;
la sangre que sale dellas
teñido me ha mi briale,
envíame á decirle,
envíame á amenazare:
Rey que non face justicia
non debiera de reñare,
nó cabalgar en caballo,
nó en la ropa fallare,
nó comer pan á manteles
nó menos armas armare."
El rey cuando aquesto oyera
comenzara de pensare:
"Si yo prendo á mato al Cid
rale cortes revolverare;
pues si lo dejo de haer
Dios me lo ha de demandare:
mandarle quiero una carta,
mandarle quiero llamare."
Las palabras no son muchas,
la carta camino vae,
mensagero que la lleva
dado la habia á su padre.
Quando el Cid aquesto supo
nó comentó a fablare:
"Malas mañas habela, conde,
noa vos las puedo quitare,
que la carta que el rey vos manda
non me la queréis mostrare."
"You era nada tal lo,
si non que vosdes allae:
haced vos oír mi lo,
que yo tré en vuestro lugar."
"Nunca Dios lo tal qui viere,
sino santa Maria su madre,
sino que donda vos suéredes
tengo yo de ir adelante."

Dort in Burgos sitzt der gute
König vor der Mittagstafel,
Als Xulaina Ximena Gomez
Zu ihm kommt, sich zu beklagen.
In der schwarzen Seidenhaube,
Und bedeckt mit Staub und Asche,
Kniet sie vor ihm auf den Boden
Und beginnt dies Wort der Klage:
„Herr, schon starb mir meine Mutter,
Und mein Herz ist hart geschlagen.
Denn ich muß, so oft es taget,
Sehn den Mörder meines Vaters,
Hoch zu Ross, als stolzen Ritter,
Tragend auf der Faust den Falken;
Und um recht mich zu bekümmern,
Bezt er nach dem Laubenschläge.
Meine Mähdten mir erschützend,
Daß dem Blute der Erschlagnen
Ich dies Ross noch blutig roth.
Nicht dieses schreit um Rache,
Und es zwingt mich, bis zu weihen,
Und es zwingt mich, die zu sagen:
Jeder Mensch, der nicht gerecht ist,
Soll nicht Kron' und Scepter haben,
Soll nicht mit der Königin speisen,
Noch zu Pferd zu hien wagen.
Soll nicht essen auf dem Tischuch,
Nimmernehrouch Waffen tragen?“
Als der König solches hörte,
So zu denken nun begann er:
„Bist wird sich der Hof empören,
Wenn ich löst' ihn oder sänge;
Doch Gottwirdmich einst drumfordern,
Wenn ich dieß nicht unterlasse.
Will ihm d'rob ein Schreiben senden,
Will ihn zu mir rufen lassen.“
—
Kaum gesagt, so hiß' er gethan,
Und der Brief geht seine Straße;
Und der Bot, der ihn trägt,
Bringt ihn zu Rodrigo's Vater.
Doch der Cid beginnt zu sprechen,
Da er solches hiß' erfahren:
„Edlimeses sühret man im Schilde,
Daß ich nicht von euch erlange,
Daß ihr mir des Königs Brief
Zeiget.“ Und es spricht der Alte:
„Es ist nicht, mein lieber Sohn,
Wenn ihr nicht zum König wandert;
Ich muß nun statt eu'rer geh'n,
Und ihr müßt alhier verharren.“
„Wäg' es Gott und seiner Mutter,
Sanct Maria, nie gesellen,
Wich zu hindern, wo ihr seid
Schlagend vor euch Her zu walden.“

Dort in Burgos sitzt der gute König bei dem Mittagsmahl,
Und es tritt Ximena Gomez vor ihn hin, sich zu beklagen.
Ganz bedeckt mit Trauerkleidern, ihre Haare schwarzer Lasset,
Ihre Knie gebugt zum Boden, sagt sie also an zu klagen:
„Herr, ich muß in Jammer leben, meine Mutter starb in Jammer;
Jeden Tag, der anbricht, seh' ich Den, der mir erschlug den Vater,
Nitterlich auf einem Rosse und auf seiner Hand den Falken.
Und damit er recht mich tränke, bezt er nach dem Laubenschläge,
Lobtet also meine Mähdten, ungewasene und erwachsene,

Mit dem Blut, das sie vergossen, hat geschickt mir die Dama
Und ich sieh ihm d'as vermeiden und er hat mir die Dama
König, der nicht steigt bei Nacht, sollte immer Nacht sein
Sollte reiten nicht auf Rossen, nicht der Königin sich erden,
Brot nicht essen auf dem Tischuch, und sich nicht mit Wasser erden.
Als der König dies vernommen, hat' er solcheter Gewohnheit
„Sang' ich oder löst' ich ihn, bringst' in Lufte die Falken.
Aber unterlass' ich es, wird mich Gott darum bestragen.
Will an ihn ein Schreiben senden, will ihn zu mir rufen lassen.
Kaum gesprochen sind die Worte, und der Brief geht sein Weg.
Der ihn mit sich trägt, der Bot, hat gebracht ihn seinen Her,
Als der Cid dies hat vernommen, hob er an, und alle um's
„Milde Besuche, Graf, begehrt ihr — und ich muß dabei erden —
Daß den Brief ihr nicht mir zeiget, den an euch der König sendet,
„Es ist nicht, mein Sohn, nur daß ihr dorthin kommet, dies vernommen
Aber klett, mein Sohn, zur Stadt; sollt ihr auch mich nicht erden,
„Solches wolle Gott verhüten, Sanct Maria auch in Lufte
Denn also ihr euch befindet, muß ich immer euch rufen“

Ungarn, das Reich, Land und Volk, wie es ist. Mit
freimüthiger Beleuchtung der ungarischen Verhältnisse
verhandlungen in den Jahren 1830, 1832, 1833, von
Hans Normann. Zwei Bände. Leipzig, Voigt
Museum. 1833. 8. 2 Theile.

Eine strenge, aber gerechte Kritik hat das Cabinet in
Wien, das der Verf. im vorigen Jahre herausgab, er-
teilt und die Gedanken- und Geschmackslosigkeit nachgewiesen,
mit dieser Schrift verfaßt war. Jetzt tritt uns der Verf. mit
einem Bunde von Ungarn an, das jedoch auf einer
Würdigung Anspruch macht als jenes. Er scheint nicht
dem Glauben an seine Wichtigkeit und Untrüglichkeit er-
geben zu haben, spricht ermüthiger und vernünftiger, und hat
etwas in die Dingen hat er die nachrigen und geschmacklosen Kunst-
stücke bei Seite gelassen, welche sein früheres Buch widerwärtig ma-
chen. Sei es nun, daß er selbst zur Einsicht gelangt ist, oder
jense erste Arbeit war, oder daß er durch das Weisheit
selbst erschienenen trefflichen Schriften über Ungarn, oder
sonst wie nur an Ulrich's geistvolle „Wider“ erinnern, zu
heit und Maß zurückgeführt worden sei; genug, das Urtheil
von Ungarn ist wenigstens erschütterlich und hier und da
erleuchtend genug, um uns zu anderer Ansicht aufzuführen. In
offen bekannte Ansicht des Verf. ist freilich eine vorn her
einnehmende, und wir müssen also auch hier wieder an die
Verredung und Wahrheitswidrigkeit gefaßt sein; inwiefern
diesen Fehlern doch ein gewisses Maß beobachtet, und wenigstens
wenigstens sichtlich ist. Ihre Ansicht ist die: an der un-
garischen Nationaluntugend — einer ungemessenen Arroganz und
nem blinden Volkshücker — „etwas zu waschen“, wie der Verf.
Nebenher sieht man wol, daß er Besondere nimmt für und
Unbill, die seinen österreichischen Landsteuten in Ungarn be-
trüben, indess halten wir diese Unbill durch den Verlust oder
selbständigkeit für hinreichend vergolten und glauben eher
daß der Despoter viel Ursache habe, sich über seinen
Leibknecht zu beklagen. Der Ungar löst sich noch kaum
seit zweihundert Jahren, das österreichische Regierungssystem
gefallen, vorausgesetzt, daß Cabinet und Ministerium die
handeln und die große Menge der Nationalität in der
Bewegung zu setzen verstehen, und dies können wir,
viel, als man nur irgend von einem lokalen Volk
kann. Die guten Italiener würden gar nicht mehr
oder ihnen wird es nicht so gut, vielleicht weil sie
schon Reichthum haben. Nationalität ist eine solche
oder Nationalität ist die Toten der Völker; und in
Länder laboriren die Ungarn und mit ihnen ihre

die slavischen Völker. In Wien muß bei jeder gewissen und nichtgewissen Postenzeit; daher denn 29. November: Etenam daselbst kein Mensch zu fürchten hat. Divides et impera! ist eine jetzt veraltete unbrauchbare Staatsmaxime, welche durch die viel bessere und allgemein anwendbare: „Schmeichle und herrsche!“ ersetzt wird. Selbst der Nachfolger jenes großen „l'état c'est moi!“ hat diese Maxime in seinen allen Tagen erlernen müssen, und wenn Europa dormalen einer solchen Stufe genießt, so hat es dies ausschließlich diesem schönen Geiste moderner Staatsweisheit zu danken. Doch wir gehen in einen Exkurs politischer Naturphilosophie — zurück über zu unsern Ungarn, welche viel zu rüdel sind, als daß sie je Philosophen sein könnten. Was wir soeben von der Art sagten, wie die Ungarn regiert werden, sagt ungefähr auch unser Verf., nachdem er auf etwa 90 Seiten ein wohl überschüssiges Bild vom Lande, seinen Merkwürdigkeiten und seiner merkwürdigen Bevölkerung gegeben hat. Den Volkscharakter anatomisirt er in folgende Bestandtheile: Stolz und Grausamkeit, in denen der Ungar dem Spanier gleich ist; aus ihnen wie bei jenem Haß und Verachtung alles Fremden, daher auf Seiten seiner Regierer: Härte und Unvorsichtigkeit, als notwendige, aber natürliche Gegenmittel. Joseph II. war der einzige Regent, der es mit den Ungarn aufrichtig wohlmeinte; aber in diesem Bewußtsein weckte er nicht zu Schmeicheln und verlorb Alles. Die alberne Selbstbewunderung der Ungarn hatte den Wohlthäter und ruhte nicht eher, bis er sterbend alle seine Wohlthaten von den Unbanbaren zurückforderte; die gerühmte Freiheitsliebe der Ungarn ist nichts als leere Affectation, maßlose Selbstliebe; sie vermüthet sich mit aristokratischer Würde und ist eins mit dem Abwärtswillen gegen gute Gesetze und tüchtige Potest. Trägheit und Liebe des Alten sind ihre Schwächster, vielleicht ihre Keilern. Die Zukunft hat keinen Reiz und keine Bedeutung bei dem ungarischen Freiheitsjäger; jeder Schritt rückwärts in der Völkerverentwicklung macht ihn jubeln, und dieser Jubel war nie größer, als da Joseph II. sein schönes Werk der Verbesserung ungarischer Volkswürde sterbend mit einem Griff wieder einriß.

Jetzt wissen wir, was wir von der ungarischen Freiheitsliebe zu halten haben, und noch besser weiß man es in Wien und der „Deutsches Beobachter“ ist ein gar seiner, tiefsehender und kluger Mann. Im Uebrigen ist der Ungar aller Augen und aller Laster voll, wie ein Naturmensch überhaupt. Er ist gaffrei und — geizig, großmüthig und — grausam, froh und — mürrisch, tapfer und — abergläubisch furchtsam. Was ist da zu machen? — Alles! — Festig und sächlich erziehbar, ist er unbesonnen offen wie der Pole. Beim ersten Glase Wein bräut sein Herz über; er vergießt sein Blut für dich, den er im nächsten Augenblicke mißhandelt; das Leben führt und gährt bei ihm, weil seine Kraft sich richtungslos vergeudet. Diese Kraft concentrirt sich beim gemeinen Manne in seinen Löwen und in seinen Hühnen; beim Reichen in Willkür, Despotie gegen seine Untergebenen und lächerliche Kamagang in Wien, wo man ihn anläßt, indem man ihm schmeichelt. Gesetzlich und seinem geschriebenen Rechte nach ist der ungarische Bauer frei, und seine Dienste sind mäßig; aber kein Mensch hämmert sich um Gesetz und geschriebenes Recht. So lange er vor Gericht nur in Contractionen in eigenem Namen wider den Edelmann auftreten, in allen übrigen Rechtsbeziehungen sich aber durch den Gombarskatal u. s. w. vertreten lassen muß, ist diese Freiheit eine kata Morgens — sie macht ihn nicht einmal des eigenthümlichen Landbesitzes fähig, der dem Edelmann allein vorbehalten ist. Die Haupt- und Grundfreiheiten des Adels sind zahlreich und groß. Der Gericht sind alle Adle gleich, nur das Somagium (der Geldwert) des Magnaten wechselt von 400—200 Gulden; ein Plebejer gilt nur 40 Guld. Die Abgaben trägt die „Misera contribucio plebe“ fast ausschließlich. Die Hauptfreiheiten dieser „besseren Constitution“ haben ihren Sitz und Quers in den Gombarskatalen (Kreishäusern), wo nur Adelige sitzen, deren Menge jedoch, wie bekannt, unzahlbar ist. Wie in Polen, sind ganze Dörfer, die sich vom Schweinehandel nähren, aus Edelmann zusammen-

gesetzt. Seydgett kann Jeder werden, nur kein ungarischer Edelmann. Davon erzählt der Verf. eine höchst merkwürdige. Ein sumbar trübender Neuf prägelte unterwegs seinen Reiter, der zufällig ein Edelmann ist. Der Reiter schweiget, bis er an Gombarskatal kommt. Hier zeigt er die Sache an, legitimirt sich als Edelmann und hat die Satisfaction, daß sein Graf sofort arreirt, über die Bank gesetzt und mit 25 Prägeln bestraft wird. In Ungarn ist die Insurrection ein legales Institut; man bezeichnet damit den königlichen Landkammern den Edelmann. Bis zum J. 1715 war dies die einzige nationale Heersmacht; seit diesem Jahre ward eine stehende Armee errichtet, 22 Regimenter stark und mit der Insurrection auf 280,000 M. veranschlagt, da jede Adelsfamilie einen Mann zur Insurrection zu stellen hat. Der Gründer der Pandurenmiliz war Franz v. Kral 1741; ihrem Namen leitet der Verf. von der altitalienischen Banderie ab und wol mit Recht.

Der zweite Theil ist ganz den politischen Zuständen des Landes gewidmet. Es ist gar nicht zu leugnen, daß diese Abschnitte lehrreich und mit Besonnenheit geschrieben sind, wenn gleich über Bille sehr sichtbar als Grundton der Besprechung hervortritt. Den Einfluß der vier letzten Regierungen auf Ungarn beleuchtet der Verf. auf 130 S. Die Volksstimmung und die des Adels nimmt 20 S. ein. Dann folgt ein Excurs über Dalmatien und den Beschluß macht ein ideales Bild von Ungarn im J. 1935, aus dem wir, was man jetzt dort wünscht, will und besser, entnehmen sollen. Hier nun extrahirt der Verf., indem er von einer polnisch-ungarischen Republik spricht. Er vergißt gänzlich den seinen „Deutsches Beobachter“, der seine Zeit kennt und seine Maßregeln zu nehmen weiß; er vergißt die sammatische Unbesständigkeit, den stolzen Reiz, die Unzufriedenheit, Unnachgiebigkeit des slavischen Volkscharacters. Kurz, diese Phantasie ist im Grundgedanken und in allen Nebenconsequenzen grundfalsch. Denkbare sind wie ihm für die ersten Capitel. Der Verf. nennt Joseph einen großen Mann. „Schmach genug für meine Brüder“, ruft er aus, „daß ich der einzige Deutscher bin, der den groß zu nennen wagt, welcher uns zum ersten Mal die Sühnigkeit des Wortes: „Gedankenfreiheit“, kosten ließ, der dem Glück seines Volkes lebte, der es liebte, der für das selbe starb. Ein Grabdenkmal des großen Kaisers, stehen seine Institute da, zugen von seinen Großthaten, und ein Garten umgibt es mit Millionen Blumen. Aber der Garten ist das Grab eines Vaters, und seine Kinder stehen auf und begießen die Blumen mit ihren Zähnen, denn sie sind verwaist.“ — Unkretig war Joseph ein großer Fürst; aber er war kein vorsichtiger. Die Aufhebung der Obergespannswürde in Ungarn und die Einsetzung königl. Commissarien statt ihrer, wie heilsam immer, war gegen die Constitution, gegen die Sitte, und der erste Schritt, der alle seine Reformen in Ungarn verhaßt machte. Von unten herauf, nicht von oben herab mußte das Land reformirt werden. Erst mußte der Landmann Eigentum und Recht, der Städter Zunftfreiheit erhalten und zuletzt der Edelmann einen Regierer. Dies war unsern Trachten der große Kernstoß, den Joseph beging, der nicht die Gradationen, sondern das letzte Ziel aller Gradationen sogleich erlangen wollte. In dieser Klippe scheiterte sein Glück. Der Aufregung folgte energischer Druck; aber ein Volk ist jedes Widerstandes Sieger, und Joseph mußte sich beugen erkennen. Freilich war sein System größer, aber das seiner Nachfolger ist staatskluger, und ohne in offene Feindschaft mit dem Herrscher zu treten, haben Leopold und Franz viel erreicht, wenn auch nicht so viel, als Joseph wollte. Die merkwürdige „Revocatio ordinationum etc.“ vom 18. Jan. 1790, noch heute eigentlich ein ungelöstes Räthsel in der Geschichte, dieser beispiellose Todesact Joseph's, der vier Wochen nachher starb (wie der Verf. vermuthen läßt, an Gift), ist eine lange und starke Warnungstafel für alle seine Nachfolger. Der Sieg war erklärt; konnte man sich wundern, daß der Sieger übermächtig wurde? Leopold kam, nachdem er mit Mühe das Tolernanzrecht aufrecht erhalten, aus der Furcht nicht mehr heraus. Im Westen stürmte es, die Niederlande waren verloren, sollte auch Ungarn verloren gehen?

Unter Franz I. zunächst Stillstand, wenn nicht Rückkehr zum Alten, die Verspanne waren Könige, und da die schwachen Befehle, dem Bürger und dem Bauer aufzuhelfen, in dem Napoleonischen Kriegesjahre untergingen, große Zürllichkeit und abentheuerliche Zufriedenheit. Daher 1826—30 Ordnung des Thronerbes nach vielen hochpoetischen Phrasen von uraltm, herkömmlichen Rechts, die mitten im allgemeinen Sturm unterlegt gebildet u. s. w. In den Reichstagen von 1832 und 1833 sind die liberalen Propositionen der Regierung unbekannt. Man kennt den Widerspruch, den sie fanden. Ueber die Erleichterung des Bauern verhandeln? Schon der Gedanke war vielen ungarischen Magnaten ein Frevel, Konstitutionsverletzung u. dgl. Am 10. Jan. großer tumult; aber dennoch setzte die Regierung ihr Erbrecht durch, wie sie die Pressefreiheit aufschob, welche die Magnaten selbstsamterweise forderten, ohne zu bedenken, daß auch wol ein Nichtabteiler ein Buch schreiben könnte. Ueber die jetzige Stimmung des Landes glauben wir dem Verf. vertrauen zu können. Trotz allen Lärmens, der nur ein Reflex seines Egoismus ist, hängt der ungarische Edelmann derjenigen Regierung an, die ihm seine privilegierte Konstitution erhält. Eine einzige unbedenkenliche Stimme rief auf dem letzten Reichstage aus: Ein Land mit Privilegien sei kein freies Land. Aber 400 Stimmen bedeckten diesen Frevel gegen die Konstitution sogleich. Großthun und Eärmeln löst man den Magnaten, weil man weiß, daß man auf ihn rechnen kann, wenn man ihn sonst bei seinen Privilegien schätzt; er hat volle Redefreiheit in den Deputationsen, ohne daß die Regierung — Angenug — davon im geringsten Notiz nähme. Die Stimmung des gemeinen Mannes zeigt auf Muth — er kennt weder König noch Kaiser —; sein Edelmann ist Weis, König, Recht für ihn. Der Bauer hat nur einen Wunsch: den nach dem Bessertwerden; aber die Ursachen, warum dieser Wunsch nicht in Erfüllung geht, kennt er nicht. Im Auslande hat man die Vertheidigung der Landessprache und die Verdrängung der deutschen für ein Zeichen des Patriotismus, selbst der Feindseligkeit gegen Osterreich gehalten. Sie ist kein von beiden, sondern ein Ausfluß theils adeliger Nationalität, theils adeliger Selbstsücht. Die deutsche Sprache hat einen so bedeutenden Einfluß auf die Cultur der Mittelrände ausgeübt, daß die Magnatenstafel schon wurde. Hier drohte dem Allen Gefahr; dieses Behältniß der Civilisation mußte schwer verdrängt werden. Der Wunsch, Dalmatien mit Ungarn vereinigt zu sehen, ist nicht minder ein aristokratisches Verlangen nach Nachahmung, und dieser Wunsch wird in Erfüllung gehen, wenn der Reichstag die geforderten Rekruten (natürlich auf Kosten der *misera contribuens plebs*) stellt.

So steht es mit der Verfassung und den Freiheiten Ungarns! Es ist nicht zu leugnen, daß der Verf. einen guten Blick hinter den Vorhang thun löst und wenigstens den französischen Declamatoren beweist, wie unwissend, wie sinnlos sie verfahren, wenn sie den ungarischen Reichstag als mit sich oder der Volkfreiheit im Bunde darstellten. Sein statistischer Anhang über Dalmatien ist der Annahme werth; über die Phantasie: „Ungarn im J. 1933“, haben wir schon gesprochen; aber im vollen Widerspruch mit sich selbst scheint uns der Verf. zu stehen, wenn er S. 189 ausruft: „Ungarns Zeit ist ein längst gestorbener Jahrhundert, ein alter Sommerdau, mit mobilischen Lappen neu angeputzt, ein überflüssiges, hausfülliges Gebäude, ein Strom, der sich zurückwindet und an sich selbst vorbeizieht“, und dann gleich darauf die Erwartung ausspricht: Dieser Strom werde in hundert Jahren tieflage Fortschritte zum Ocean der Volkfreiheit, der Intelligenz und der Civilisation machen! — Hierin wird er uns obülig unverständlich.

Was Styl und Darstellung betrifft, so sind beide ohne Zweifel besser, als im „Deutreich“ desselben Verf.; rein, geschmackvoll und angenehm sind sie jedoch noch keineswegs; doch schon ein Streben zum Bessern lassen wir niemals unterwähren.

Wöcher der Verf. nur seine unbedingten und geschmackswidrigen Interjektionen, die sich ohnedies von selbst verstehen, für die Zukunft wenigstens ganz weglassen. Sonst ist sein Buch an dem nicht arm, was man so gewöhnlich politische Fingerringe, Ausschüsse u. s. w. nennt, für Jeden, der mit etwas eigenem Kritik zu lesen weiß.

46.

Literarische Anzeige.

Bericht über die im Laufe des Jahres 1833 bei F. X. Brockhaus in Leipzig erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

(Fortsetzung aus Nr. 40.)

30. Räumler (Friedrich von), Ueber den Anstich Cichlens an die deutschen Zoll- und Handelszerrine. 8. 2 Bogen auf feinem Druckpapier. Geh. 4 Gr.

31. Sächlich (Friedrich August), August Wilhelm von Krosty's Leben und Wirken für die Niederlassung, mit Benutzung seiner hinterlassenen autobiographischen Nachrichten geschrieben. Gr. 8. 4 Bogen auf gutem Druckpap. Geh. 3 Gr.

32. Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von Friedrich von Raumer. Fünfter Jahrgang. Mit Beiträgen von Hr. Förster, Sand, Loebell, Stirling, Wachsmuth, und von haupt'schen Wütern aus Auerbachs Keller zu Leipzig. Gr. 12. 19½ Bogen auf feinem Druckpapier. 1834. Cart. 2 Thlr.

Erster Jahrgang. Mit Beiträgen von Plessow, Raumer, Seib, Wacker, Wütern, und dem Bildnisse des Cardinals Richelieu. 1831. 19½ Bogen. 2 Thlr.

Zweiter Jahrgang. Mit Beiträgen von Denselben und dem Bildnisse Kaiser Maximilian's II. 1831. 21 Bogen. 2 Thlr.

Dritter Jahrgang. Mit Beiträgen von Lorenz, Raumer, Bernhard von Goltz, und dem Bildnisse Kaiser Ferdinand's II. 1832. 21 Bogen. 2 Thlr.

Vierter Jahrgang. Mit Beiträgen von Sand, Raumer, Bernhard von Goltz, Wölgel, Waagen, und dem Bildnisse von Kaiser Maximilian. 1833. 16 Bogen. 1 Thlr. 16 Gr.

33. Urania. Taschenbuch auf das Jahr 1834. Mit dem Bildnisse Zelter's, sechs Stahlstichen nach englischen Gemälden und Beiträgen von Köpcke, Humphr., Joh. Schopenhauer, Lind. 16. 22½ Bogen auf feinem Kleinpapier. Geh. mit Weischnitt. 2 Thlr.

Gämmtliche Jahrgänge der Urania von 1810 — 29 sind vergriffen.

Der Jahrgang 1830, mit Uhlant's Bildnisse, sechs Darstellungen zu Bürger's Gedichten und Beiträgen von Martell, Sertorius, Schopenhauer, Schwab, Lind. 20 Bogen. 2 Thlr. 6 Gr.

Der Jahrgang 1831, mit Cornelius Bildnisse, sechs Stahlstiche nach französischen Gemälden und Beiträgen von Seyden, Schopenhauer, Lind. 31 Bogen. 2 Thlr.

Der Jahrgang 1832, mit Döhlen's Bildnisse, sechs Stahlstiche nach französischen Gemälden und Beiträgen von H. Lind, Dörms, Wölgel, Lind. 24 Bogen. 2 Thlr.

Der Jahrgang 1833, mit Danner's Bildnisse, sechs Stahlstiche nach französischen Gemälden und Beiträgen von Potzger, Lind, Döhlen's Bildnisse u. s. w. 2 Thlr.

In Bildnisse von Chalkopoullos, Ernst, Schöke, Götze, Lind, Bildtiner, Canova, Jean Paul, Sertius, Leonobatis, Wilhelm Müller, Uhlant, Cornelius, Döhlen's Bildnisse, Danner, Seiter, Scherer, A. Ehrenstiel, Wagner und G. v. Kugleren, welche größtentheils die Bildnisse von früheren Jahrgängen der Urania bildeten, sind in verschiedenen Abdrücken in gr. 4. jedes 3 Gr.

34. Veit (Moriz), Saint-Simon und der Saint-Simonismus. Allgemeiner Bülterbund und ewiger Friede. Gr. 12. 1834. 14½ Bog. auf gutem Druckp. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

35. Wölgel (Johannes), Das Leben des Königl. preussischen Staatsministers Friedrich Ferdinand Alexander König. Herzog von Dohna-Schloditten. Gr. 8. 27 Bogen auf gutem Druckpapier. Geh. 4 Gr.

(Der Beschlus folgt.)

Sonntag.

Nr. 54.

23. Februar 1834.

Die Welt aus Seelen. Von Michael Petöcz.
Wisth. Hartleben. 1833. Ter. 8. 2 Thlr. 18 Gr.

Der in dieser Schrift durchgeführte Gedanke, dem Materialismus entgegen zu beweisen, daß es keine Materie gäbe sondern daß Alles Seele sei, hat theils etwas Erhebendes, indem er den Tod aus der Natur verbannt, theils etwas Frappantes, Gespensterhaftes, da er uns mitten in die magische Welt der Dämonen versetzt, sodas wir selbst, wie der alt-griechische Naturphilosoph Empedokles singt, „in der täglichen Nahrung nichts genießen können, ohne Göttliches zu verletzen und unbewußt die uns befreundeten Glieder des Gottes zu mordem“. Das Leben, sagt der Verf., ist eine Selbstkundmachung des eignen Seins. Dieses sich selbst Verkündende ist die Seele. Dieses ist nur möglich mittels ihrer nach ihrem Ideal geformten Hülle, welche die Seele sich selbst baut. Die Seele ist aber ein erkenntnißfähiges Wesen. Das Erkennen beruht auf einem Anschauen, d. i. einem Innern Willen und einem Verstehen. Das Denken ist keine Eigenschaft der Seele, sondern die Anwendung ihrer Eigenschaften. Eine Seele ist ein mit Bildungsvermögen, Verstand und Vernunft begabtes, also erkenntnißfähiges Wesen. Eine todte Seele befindet sich in dem Zustande, ihr Sein nicht verkünden zu können. Die Pflanzenseele wendet unmittelbar nur ihr Bildungsvermögen an, Verstand und Vernunft aber nur als Mittel zur Anwendung des Bildungsvermögens; die Thierseele dagegen wendet ihr Bildungsvermögen und ihren Verstand unmittelbar an, und nur die Menschenseele alle drei Vermögen unmittelbar. Durch Vernunft erkennt die Seele die Verhältnisse, welche außer ihr befindliche Gegenstände zueinander haben, durch Verstand das Verhältniß des Wahrgenommenen zu ihr selbst. Es ist daher unrichtig, daß der Mensch ein mit Vernunft begabtes Thier sei, denn auch Pflanzen und Thiere haben Vernunft, aber ohne sie unmittelbar anzuwenden. Der Beweis für das Dasein der Seele wird aus dem Dasein Gottes geführt. Gott wollte sein Sein kundmachen. Seines Gleichen konnte er es nicht kundmachen, weil nur Er Gott ist, er mußte also erkenntnißfähige Wesen, d. i. Seelen schaffen. Die Seelen sind in einem doppelten Zustande: sie sind entweder lebend oder tot; und die todten Seelen sind es, mittels deren sich

die lebenden Seelen erkennbar machen, leben. Dies geschieht dadurch, daß die lebenden Seelen mit den todten sich bekleiden. Diese aus todten Seelen gewobene Bekleidung ist der Körper. Eine solche lebende Seele mit ihrer Hülle vereint ist eine Welt. Das Formende derselben ist die lebende Seele, welche in ihrer Hülle präexistierend, nur räumlich enthalten ist, wie der Baummeißel des Dampfschiffes in diesem, ohne ihm anzugehören. Materie ist ein Convolut von todten Seelen, die sich nicht kundzumachen vermögen, durch welche aber die lebende Seele sich kundmacht. Eine solche Welt ist in Beziehung auf die höhere (den Makrokosmos) eine kleine (Mikrokosmos). Makrokosmos ist, was ein Anderes mit seinen Säften nährt, mit ihm sich unter einer gemeinschaftlichen Decke befindet, einen gemeinschaftlichen Kreislauf seiner Lebensäfte hat, dabei das Größere ist. So ist die Mutter ihrem Kinde Makrokosmos und Erzeugerin zugleich, die Erde Makrokosmos aller auf ihr lebenden Wesen, die Sonne Makrokosmos ihrer Planeten und Kometen. Das Universum dagegen ist nichts für sich Bestehendes; es ist nichts Reales, sondern nur ein Ideales, eine Idee der Seele. Die Theile sind zwar da, sind real, aber nicht ihre Verbindung zum Ganzen, wie z. B. ein Garten nur die Idee aller auf einem Plage wachsenden Bäume, Sträucher, Gemüse, Blumen und Gräser ist. Die Welt ist unvollkommen, denn sie ist veränderlich; Gott, als der vollkommenste, konnte sie also nicht aus einer durch seine Wesenheit bedingten Nothwendigkeit erschaffen, sondern nach seinem freien Willen, nach einem Zwecke, der am besten durch eine unvollkommene Welt erreicht wird. Die Welt ist ferner kein organisches Ganze. Denn ein organisches Ganze ist ein regelmäßig geformtes Ganze, das aus regelmäßig geformten Theilen besteht, deren jeder durch ein regelmäßig geformtes Vereinigungsband mit allen übrigen Theilen zu einem Ganzen regelmäßig verbunden ist. So ist es aber nicht im Weltall. Es sind ferner die Welten real vorhanden, die organischen Theile aber nur ideal. z. B. Der Magen ist für sich nur ein lederner (häutiger) Sack, aber erst in Beziehung auf das Ganze Magen, d. i. Verdauungsorgan; und wenn dieses Ganze stirbt, hört er auf Magen zu sein, nicht wie z. B. in einer Maschine, in einer Uhr, wo die Feder immer Feder bleibt, auch wenn

das Ganze, die Uhr, nicht mehr vorhanden ist. Der lebende Körper ist eine Einheit, die aus zwei Einheiten besteht, der lebenden Seele und der aus todtten Seelen bestehenden Hülle, welche beide aufgehört haben, real, als Einheiten vorhanden zu sein. Dieses Einswerden beider erklärt das große Mysterium, wie Alles, was auf den Körper wirkt, auch auf die Seele wirken kann, und umgekehrt. Die Ansicht des Weltalls, daß es eine Maschine sei, ist der sicherste Beweis für das Dasein Gottes; denn eine Maschine, wie eine Uhr, setzt etwas voraus, das die Idee ihres Seins enthält, und daher kann sie nicht selbst den Grund ihres Seins enthalten. Wissenschaftliche Naturforschung ist das einzige Mittel, den Geist zur Erkenntniß Gottes zu führen. Dagegen ist der sogenannte moralische Beweis kein Beweis. Zu sagen: „Wer Gott glaubt, wird ihn überall finden“, ist ebensoviel, als wenn man sagt: „Wer Gespenster glaubt, sieht überall Gespenster“. Eine Welt, die ihre eigene Weltseele hätte, ist nicht. Ebenso wenig ein Weltall. Die Annahme, daß Gott die Weltseele, oder das Weltall sei, ist Unsinn. Auch stellt sich Gott nicht als Welt dar, er macht sich nicht in der Welt kund, sondern offenbart sich der Welt, d. h. eigentlich den in diesen Welten befindlichen lebenden Seelen. Eine einzelne Seele ist von der andern nicht unterscheidbar; sie werden von einander unterschieden durch die verschiedene Zahl, fünf, zehn u. Seelen. Die Verschiedenheit der Formen in der Welt entsteht durch die verschiedene Stellung der Seele im Raume, und die Qualitäten durch die verschiedene Quantität in demselben Raume, wie es die Chemie bei unzähligen Stoffen nachgewiesen hat. Auf gleiche Weise erhält die Luft durch ihre veränderte Stellung im Raume Form und wird durch diese Form als Ton erkennbar. Musik ist Darstellung von Luftbildern. Musikmachen heißt mit Luft malen. Alle Seelen, die sich mit andern in demselben Raume befinden, sind todt. Tod ist also ein ideales Band, Erdröthung, Belebung, Belebung ist Freilassung der Seelen und ihre Alleinstellung auf dem Raume. Keine Seele kann leben, wenn sie nicht andere Seelen sterben macht. Da aber einer jeden Seele eine unendliche Sehnsucht zum Leben eigen ist und demnach der Zerstückung ihrer Hülle durch andere widerstrebt, so ist das Leben ein Kampf ums Leben, seine Lösung: „sterben oder morden“. Aber dieser Mord geschieht unwillkürlich und unbewußt. Das Mittel, die todtten Seelen nach und nach zu beleben, ist die Zeugung. Ob aber die Vaterseele oder die Mutterseele die Hülle vorbereitet, durch welche die Seele des Kindes aus den Banden des Todes befreit werden soll, hängt davon ab, wessen Wille bei der Erzeugung schwächer sei: denn der schwächere unterliegt sich dem stärkeren Willen. Jede Seele wünscht aber Das zu erzeugen, dessen sie bedarf; der Mann bedarf des Weibes, das Weib des Mannes. Ist also der Wille des Weibes überlegend, so baut die Seele des Mannes nach dem Willen des Weibes eine männliche Hülle, und so wird ein Knabe erzeugt, und im entgegengesetzten Falle ein Mädchen. Die Mutter gibt die Hülle her, der Vater als Stellver-

treter Gottes die lebende Seele. Die platonische Eire ist im Zweiten symbolisch dargestellt; der Leib ist noch geschlechtslos, ohne Begattungstrieb. Die lebenden Seelen gleichen hohen Verbündeten, die sich zugeschworen, einander ihr Gebiet zu verschonen, aber nicht, fremdes Gebiet sich anzuweignen. Daher werden sie aber kein Mord ist kein unerlaubtes Mittel, wenn dadurch für ein genommenes tieferes Leben ein höheres, statt einer Kupfermünze eine Goldmünze gegeben wird. Dieses höhere Leben ist der Zweck. Darum sind Pflanzen und Thiere einander zur Nahrung bestimmt, der Mensch keinem. Die Seele ist sterblich, insofern sie im Tode ihre unbrauchbare Hülle verläßt, aber unsterblich, insofern sie in jener Heimat zu einer andern Hülle gelangt, sich eine andere Hülle und zwar wieder in Menschenform baut. Zur Erhaltung des Lebens in der Natur, findet ein Kreislauf deräfte statt, wodurch den todtten Seelen Gehörigkeit gegeben wird, ihren Raum zu verlassen und sich anderswohin zu begeben. Wo dieser Kreislauf nicht reicht, da dient das Gesetz der Schwere, wonach die leichteren Körper den obern, die schwereren den untern Raum einnehmen und, untereinander gemischt, so lange wogen und brausen, bis ein jeder seinen angemessenen Platz angenommen hat. Hier ist Alles Werden, Anfang, Hochschule, der Tod Uebergang zu einem bessern Sein. Der Noth, Schlechte, Böse ist dort nur Lehrling, er wird daher im Tode erst in die Fegewelt versetzt, um sich zu reinigen und zu der höhern Stufe vorzubereiten. Dies ist die nothwendige Vergeltung. Das Sonnengeflecht (ganglion coeliacum s. solare) ist das Lebensorgan der Seele, das Gehirn ist bios zur Kundnehmung bestimmt. Verläßt die Seele das Gehirn räumlich, so entsteht der Schlag, bleibt sie aber im Gehirn, verläßt dagegen das Sonnengeflecht, so entsteht die Cholera. Die Cholera ist also ein Tod mit Beibehaltung des Bewußtseins, nach Magendie eine Krankheit, die dort anfängt, wo andere ausföhren, nämlich mit dem Tode.

Dies ist der Gedankengang des Verf. nach seinen Hauptmomenten. Eine ausführliche Prüfung dieser Sätze liegt außerhalb der Grenzen dieser Bl. Daß Alles von Seelen erfüllt sei, und die lebenden zu den todtten sich so verhalten, wie der Verf. angibt, daß auch die Pflanzen seelen Verstand und Vernunft haben; ferner die Behauptungen von dem Begründetsein der Verschiedenheit der Seelen bios in der Zahl, sowie der Qualitäten nach den verschiedenen Quantitäten in demselben Raume, wiewohl er sich mit Unrecht auf die Chemie beruft, ingleichen von der Zeugung, sowie von dem schweren und leichten Seelen: diese und mehrere andere Sätze sind, wenn nicht offenbar falsch, doch wenigstens sehr gewagte Behauptungen, wovon der Verf. den Beweis schuldig geblieben ist.

Opisanije etc. (Schilderung der Goryn und Goryn der Kirgis-Kaisaken, verfaßt von Alexius Lewschin. Drei Theile.) Petersburg 1832.
 Wie erhalten hier die Beschreibung wenig bekannter bestrecker und Vorkämme aus der Hand eines Mannes, der

durch Dienstverhältnisse, Aufenthalt in jenen Gegenden und Fleiß dabei zu ihrer Erforschung besonders befähigt erscheint. Der Semschin war zwei Jahre hindurch Regierungsbeamter zu Drenburg, ihm standen die Archive der Behörden für die Verwaltung der kirgisischen Angelegenheiten offen, und häufige Reisen machten ihn durch seine Erfahrung mit den Steppenländern bekannt. Als er 1822 Drenburg verlassen hätte, suchte er seine Beobachtungen und die Auszüge aus den Acten der seit 1755 errichteten Behörde der orenburger Grenzlinie durch die Nachrichten älterer und neuerer Reisebeschreiber zu vervollständigen und zur systematischen Uebersicht zu ordnen. Jeder Theil seines nunmehr zum Drucke vorbereiteten Werkes enthält die Resultate seiner Forschungen unter folgenden Rubriken: 1) geographische, 2) Historische, 3) ethnographische Nachrichten. In dieser Ordnung bestimmt er zuerst die Lage und die Grenzen der weiten Landesprovinz, welche das Steppenland der Kirgis-Kaisaken genannt wird und nördlich das Altaigebirge und die Flüsse Irtysh und Tobol, im Westen den Ural und das kaspische Meer berührt, im Süden aber von den Steppen der Turkmannen und dem Lande Schirvan gegen Osten von der chinesischen besetzten Miltairlinie begrenzt wird, die von der kleinen Bucharei nordwärts gegen die russische Grenze streicht. Nachdem der Verf. auf 264 Seiten die physische Beschaffenheit dieses Landes abgehandelt, die Flüsse und Berge, die Naturergüsse und die Straßen, die es durchziehen, mit feiner Richtigkeit auf ältere Geographie und die Berichte früherer Reisenden beschrieben hat, geht er im zweiten Theile zu den historischen Nachrichten über. Hier bemüht er sich zuerst, die Kirgis-Kaisaken von andern kirgisischen Stämmen, den Karakirgisen und den Buruten zu unterscheiden. Die eigentlichen Kirgis-Kaisaken zerfallen in drei Horden, die große, mittlere und kleine, und eine ihrer alten Uebersetzungen erzählt, daß diese Absonderung dadurch entstanden sei, weil ein mächtiger Khan sein Volk unter seine drei Söhne vertheilt habe, seit welcher Zeit jede Horde für sich unter eignen Khanen bestehe. Diese Theilung der Herrschaft und Macht scheint auch für den Romabensstaat dieselbe Folge gehabt zu haben, welche ähnliche Theilungen für andere Staaten und Völker herbeigeführt, nämlich Verlust der Unabhängigkeit und Unterwerfung unter fremdländischen Schutzherrschaften und den südwestlichen Nachbarn, den Ungaren, bedrängt, unterworfen sich die Khane der mittleren und kleinen Horde im Jahre 1750 der Schutzherrschaft Russlands. In dem Unterwerfungsvertrage versprochen die Khane und Sultane: 1) die russischen Grenzen vor feindlichen Einfällen zu schützen. 2) Die russischen Handelscaravanes durch ihre Steppen zu geleiten. 3) In dem russischen Heere gleich den Kasachen und Kalmyken auf Begeh eine verhältnismäßige Kriegsmannschaft zu stellen. 4) Einen Tribut in Thierfellen zu entrichten. Russischerseits ward hierauf sowohl zum Schutze des Landes als Aufrechterhaltung des Ansehens am Flusse Ori eine Festung angelegt, die den Namen Drenburg erhielt, und daselbst eine Verwaltungs- und Gerichtsbehörde errichtet. Die Gewohnungen und die Begriffe eines wilden, bis dahin ganz unabhängigen Romabenvolks widersprechen aber oft den Maßregeln der russischen Regierung, die die innern Verhältnisse ordnen und die Handelswege ins mittlere Asien sicherstellen wollte. Die letztere Hälfte des zweiten Theils erzählt eine Reihe von mehr oder minder blutigen Bestrebungen des Volks, die alte Sitte gegen die eignen Khane und die russischen Militairgouverneurs zu vertheidigen, insofern erbeten sie alle ohne den beabsichtigten Erfolg, ja im J. 1819 unterwarf sich ein beträchtlicher Theil der großen Horde gleichfalls der russischen Schutzherrschaft. Gegenseitig haben nur wenige Tausende kirgisischer Krieger oder Familien, Trümmer der großen Horde, die alte Unabhängigkeit bewahrt, die andern gehorchen den Chinesen oder dem Khan von Kokand; der größte Theil aber des vom Verf. auf 3,000,000 Köpfe geschätzten Kirgisenvolks aller drei Horden steht unter russischer, mehr oder weniger anerkannter Schutzherrschaft. Innerhalb der Horden herrschen die Khane, welche aus den Häuptlingen, den alten, vornehmsten Geschlechtern der Sultane, gewählt und von

der russischen Regierung bestätigt werden. - Insofern ist die Macht dieser Khane sehr beschränkt, und wird oft von einzelnen Sultanen und Familienhäuptern nicht anerkannt, die dann ihre eignen Anführer, Weis, erwählen. „Beratende Volksversammlungen“, sagt der Verf. Th. 2, S. 163, „werden oft gehalten. In Sachen von minderer Wichtigkeit beschließen solche aus Verwandten, Freunden, Nachbarn. Berührt aber der zu beratende Gegenstand ein allgemeines Interesse, so versammeln diese Versammlungen das Ansehen von Landtagen. In einem solchen Falle kommen die Familienhäupter, die Sultane, Banner, die Ketziken und die reichen Mannen zusammen; Haufen von Neugierigen folgen ihnen nach. Der Wichtigste oder Angelegenste eröffnet die Berathschlagungen mit einem Wortzuge, darauf beginnen die Gegenreden, Meinungen und Streitigkeiten, welche meistens mehrere Tage dauern. Am Abend geben die Arbeiter ihren Lehrlingen Reichthum über die Verhandlungen des Tages und hören ihre Segenvorstellungen an. Am folgenden Morgen versammeln sie sich aber wieder zu den Hauptverhandlungen und Frauen die gewöhnlichen Besuche an Werten und Reunigen an. Endlich nach vielem Gerede wird entweder ein Beschluß gefaßt, der sogleich her und umher sich hindurchdringenden Volksmenge verkündet wird, oder die Berathschlagungen kommen aber nichts über ein und rotten in ihre Hute zurück, ohne etwas Anderes veranlassen zu haben als Weisheit und dann und wann auch blutige Hande.“ - Die Gesetzgebung der Kirgisen ist übrigens einfach. Mord und Loosschlag wird durch die Blutrache gestraft; heftig kann aber, wenn die Verwandten einwilligen, abgekauft werden. Die Abtödtung eines Mannes muß mit 1000, einer Frau mit 500 Schafen abgeduldet werden. Die Abtödtung eines Sultans kostet aber siebenfach mehr. Die Streitigkeiten des Privatrechts werden durch Vergleich beigelegt und, wenn diese nicht zu Stande kommen, durch die Baranta, d. h. Mündung des Beleidigten, erledigt. Die Religion der Kirgisen ist die mohammedanische; doch da sie keine festen Wohnsitze haben, besteht sie auch keine Seltsamkeiten und beobachtet nachlässig die vorgeschriebenen Gebräuche. Die Zahl der Molla ist gering, aber desto größer die der Wahrsager, Wally, die zugleich ihre Aerzte sind und durch den Glauben, den sie finden, wunderbare Heilungen verrichten sollen. Die Sprache der Kirgisen ist eine Mundart der tatarischen, deren Schriftzüge sie sich bedienen; doch können nur die Priester schreiben, und ohne Ausnahme ist ein Molla Geheimschreiber und Geisgewahrer des Khans. Sie besitzen einige rohe Kunstwerke und haben Volkstänze, von denen Dr. Semschin zwei mittheilt. Hier ist das eine vollständig und treu der russischen Uebersetzung nachgebildet:

Schau! du wol den frischen Schnee!
 Welcher ist ihr weiser Leib!
 Schau! du wol dies rühmende Blut!
 Rödter ist die Wange ihr!
 Schau! du wol die Kohle hier!
 Schwärzer ist ihr schwarzes Haar!
 Sadt du, als der Molla schrie!
 Schwärzer ist die Braue ihr!
 Steht da dort den Feuerstrahl!
 Dicker ist der Augen Wint!

Von dem andern Liede geben wir, da es lang ist, nur ein Bruchstück. Die einzelnen Zeilen besitzen Schönen unter sich ohne Verbindung und nur durch den Reim zusammenzuhängen. Ähnliche Volkslieder, wo der behaarte Sinn nur durch den Reim verbunden wird, haben auch die Polen, berühmte unter dem Namen der Krakowiaki, der Krakowischen Lieder. Uebrigens können wir uns nicht enthalten, zu bemerken, daß ein bekanntes, angebliches Studentenlied in dieser Hinsicht auch einige Aehnlichkeit mit dem Kirgisienliede hat, von dem nun zwei Strophen folgen:

Dicht am Bette ruht ein Bach,
 Und ich hab' ihn nicht getrübt.
 Im Thal zwei Schönen sind,
 Welche sind in mich verliebt.

Soch und schlan erwuch der Baum,
Hat der Stiel über ihn ein.
Wohin wollt ich in ihr Zeit,
Doch sie ließ mich nicht hinein.

Der Bauart einer verschollenen Vorkelt, auf die in dem weit-
ten Steppenlande der Kirgisen der verstaubte Blick des Reisenden
den Stüb, können wir schließlich nicht unerwähnt lassen. Der
Berf. schmeilt ihnen: am Ende des ersten Theils einen ganzen
Abschnitt. Diese Steinmassen liegen zerstreut an verschiedenen
Orten; nur wenige von ihnen sind von höhern Reisenden, von
Pallas, Müller, Bronzovsk beschreiben worden: Die Bauart
ist verschieden: Einige scheinen von den Mongolen; andere von
den Sünjaren herzuführen, andere endlich dem mohammedanischen
Gottesdienste gebürt zu haben. Die Kirgisen eignen sich diese
Blick einer untergegangenen oder weggewandenen Bevölkerung nicht
einmal in ihren Sagen an. 18.

**Handbuch der neuern französischen Sprache und Literatur,
oder Auswahl interessanter, chronologisch geordneter
Stücke aus den besten neuern französischen Prosaklitter
und Dichtern, nebst Nachrichten von den Verfassern
und ihren Werken. Von Karl Büchse und
Friedr. Herrmann, Prosaischer Theil. Berlin,
Duncker und Humblot. 1833. Gr. 8. - 1 Theil.
8 Gr.**

Das Studium der Sprachen und Literaturen der europäischen
Völker gewinnt in eben dem Grade an Interesse, je lebhafter
der kaaterthümliche und wissenschaftliche Verkehr derselben, und
je dringender mit ihm das Bedürfnis wird, die Sprachen als
Mittel der gegenseitigen Verständigung zu erlernen. Dies gilt
besonders von der französischen, die sich daher nicht bloß fort-
bauend in der Diplomatie und den höhern gesellschaftlichen
Verhältnissen als Gemeinssprache behauptet, sondern auch durch ihren
neuern Aufschwung eine größere Bedeutung gewonnen hat.
Lehrer, vorausgesetzt durch die Einrichtung deutscher Wissen-
schaft und Kunst veranlaßt, erscheint in der fast durchgängigen
Reise und Ausbildung, welche die sonst für abgelehnt gehalten
französische Sprache durch die aufsteigen, zum Theil höchst
genialen und eigenenthümlichen Leistungen ausgezeichneter Denker,
Künstler und Dichter erzieht. Mit dem semitischen und äthe-
nischen Wehale erweitert und vervollständigt sich auch notwendig
die grammatische und rhetorischen Formen, und mit ihnen
der literarische Sprachschatz. Die Bereicherung des letztern
durch innere organische Entwicklung und äußere Anlehnung er-
gibt sich leicht aus einer Vergleichung der neuesten Wörterbücher
mit den frühern, obgleich jene noch bei Weitem nicht den ver-
mehrten und täglich wachsenden Wörterschatz erschöpfen. Daher
kommt es denn, daß sowohl für den unmittelbaren Gebrauch als für
die Kenntniss der literarischen Fortschritte eine nähere Bekanntschaft
und Bekanntschaft mit den neuern und neuesten Schriftstellern nöthig
ist, zumal für Deutsche, welchen das Streben nach unversetzter
Bildung selbst von dem Maße ihres, in mancher Rücksicht be-
vorzugten Nachbarn nicht abzusehen wird. Das nächste
Mittel zur Erlangung solcher Kenntniss ist allerdings, an die
Quellen selbst zu gehen und sie unmittelbar aus den Werken
der Autoren zu schöpfen: ein mühsamer Weg, der dem Gelernten
von Fach nicht verlassen werden mag. Für den Geschichtsmann
wie für die größte Zahl Dorer, welche vermöge ihres
Berufs nur seltnere zur Lectüre kommen und doch mit der Zeit
fortgehen wollen, besonders aber für die studierende Jugend
sind allgemeine Uebersichten, Auszüge aus den bedeutendern Wer-
ken nebst Nachrichten von deren Verfassern in biographischer und
literarischer Beziehung vornehmlich wünschenswert, wenn
dies auch jeder gelungenen Versuch, diesem Bedürfnis entgegen-

zukommen, auf eine günstige und fördernde Aufnahme Anspruch
machen darf.

Die Anforderungen, welche an ein solches, das Bedürfnis
der Schulen berücksichtigendes Handbuch der Sprache und Lite-
ratur billigerweise zu machen sind, beschränken sich wesentlich
auf folgende drei Punkte: erstens die ausgedehnten
Stücke müssen für Preisweise und Zweckart der Schulen
aus dem sie entstehen werden, Charakteristisch sein, indem sie die
sondere Eigentümlichkeit, die anschaulich gemacht werden soll,
nicht überall mit gleicher Schärfe und Bestimmtheit hervorzu-
heben müssen diese Fragmente auch ihre sich verständig mit
von allgemeinem Interesse sein, ein Ausnahm, der nur zu oft
unbeachtet gelassen wird, obgleich es hier am wenigsten über-
hält; das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden; drinn
muss in ihnen alles Anstößige vermieden werden.

Die möglichste Befriedigung dieser Forderungen ist es, welche
dem vorliegenden Handbuche zu besonderm Lobe gereicht und
es als eine gelungene Fortsetzung des mit Recht geschätzten
Völer-Kollschens „Handbuchs der französischen Sprache und
Literatur“, welches hier zum Vorbild diente, erschaffen hat.
Wir finden hier Auszüge aus Barant, Bignon, Chateaubriand,
Constant, Cousin, Guizot, Hugo, Humboldt, Ray, von Staël,
Thiers u. A. m., welche durch kurze, das Verständniß erleich-
ternde Bemerkungen und Citate erläutert werden. Die Ein-
leitung deutet die historische Entwicklung und den jetzigen Stand-
punkt der französischen Literatur zweckmäßig an. Die in
Bruchstücken vorgelegten Biographien sind mit vortheilhaften Ur-
theil und Sachkenntnis gearbeitet und erfreuen sich einer lobens-
werthen Klarheit und Bündigkeit des Ausdrucks. Wie wir
einerseits dem Fleiße der Herren Herausgeber unsere Dank-
sagung nicht verlagern, so bemerken wir auch, daß ihre Streng-
sür ein solches Unternehmen besonders günstig war, da sie durch
dieselbe in Stand gesetzt wurden, ein möglichst reiches Material
zu benutzen. Die so gewonnene Aushilfe an literarischen
Rathen aller Art muß das Buch auch dem Gelernten empfeh-
len, da er sehr viele derselben selbst in seiner bedeutenden Bi-
bliothek vergebens suchen dürfte. Die durchgängige Correctheit
des Drucks und angemessene äußere Ausstattung sind ansehn-
liche Vorzüge der in dieser Verlagsbandlung erscheinenden Werke.
Wir empfehlen daher dieses Handbuch allen Freunden der fran-
zösischen Sprache und wünschen, daß es die Aufnahme finden
möge, welche seine Nützlichkeit verdient. 12.

Literarische Notizen.

In Paris ist der dritte Band der „Correspondance
d'Orient“ erschienen; die Nachrichten über Konstantinopel
sind darin beschlossen und mit der Zeit nach Jerusalem und
andere wichtige Untersuchungen über die Richtungen ge-
richtet, welche die berühmten Kreuzfahrerhaufen durch Kleinasien verfolgten.

Die „Souvenirs de la marquise de Créqui“, die nächstmal
beim Buchhändler Jouanier in Paris erscheinen, werden die
Hände Mediant, Indiscretion und andere höchst interessante
der Art liefern, was in solchen Schriften geriatet ist, ein so
genanntes Stück zu machen. Die Marquise sah den Hof Lu-
wig XIV. und den Napoleon's.

Von Eugen Burnouf ist heraustrgetommen der erste Theil
eines „Commentaire sur le Yaçna, l'un des livres saints
des Parses, ouvrage contenant le texte sans, expliqué par
la première fois, les variantes des quatre manuscrits
de la bibliothèque royale, et la version inédite de
Nériosengh“.

Montag,

Nr. 55.

24. Februar 1834.

Briefwechsel zwischen Heinrich Voss und Jean Paul. Herausgegeben von Abraham Voss. Mit Voss's Bildniß. Heidelberg, Winter. 1833. Gr. 12. 16 Gr.

Schon wäre es freilich, wenn das Gebäude der Literatur ganz von Glas wäre, damit man jeden kleinsten Betrieb darin beschauen und nicht nur die fertigen Producte, sondern auch die Art ihrer Bereitung und die Eigenschaften des Materials genauer betrachten könnte. Da dies nun nicht der Fall ist, so freuen wir uns mit Recht über jedes Fensterchen, das zum Einblick in das nimmer rastende Getriebe sich öffnet, und so ist denn der vorliegende „Briefwechsel“, wenn auch an sich für die Geschichte der Literatur nicht von der größten Bedeutung, doch in seinem relativen Verhältniß zum Großen und Ganzen interessant und willkommen. Er verdankt seine Entstehung der jugendlichen, bald in die innigste Freundschaft übergehenden Begeisterung, die Heinrich Voss, den jüngern, ehrlich anstrebenden Freund der Poesie, zu Jean Paul, dem poetisch durchgebildeten Gefühlsmaler, unwiderstehlich hinzog und von diesem mit der ihm eignen rückhaltlosen Liebe und offenen Herzlichkeit erwidert wurde. Was den Charakter und die Gesinnung der Briefsteller betrifft, so ist Alles, was wir hier finden, vollkommen rein und edel, auch sind diese Elemente durch den eigenthümlich gebildeten Ausdruck der Schreibenden zu schöner Gestalt gelangt. Sie können daher nicht anders als wohlthätig auf das Gemüth des Lesers wirken und entschädigen dadurch für Vieles, was in anderer Beziehung vermisst werden möchte. Jean Paul, der wol nach keiner Richtung mehr ungelannt ist, gibt hier freilich weder einen neuen Theil seines Selbst, noch das Ganze von neuen Seiten; wer aber seine Weise liebt, wird auch in diesen Briefen manchen Genuß finden, wie sich im Kaleidoskop nach hundertmaligem Hineinschauen immer wieder von Neuem gefällige Gestaltungen zusammenfügen. Hier wie überall ist er durch und durch Gefühlsmensch, der aber sein Gefühl durch unablässige Reflexion nicht nur zum klarsten Bewußtsein in sich gebracht, sondern es auch so zum willigen Instrument seiner Kunst gemacht hat, daß er ihm nach freiem Willen jeden Grad der Stärke und jede Form der Erscheinung zu geben vermag. Am liebsten läßt er es in Wiskryfalten farbig strahlen, und dieser Gestalt ist wol ein großer Theil seiner Wirkung auf die Lesewelt

zuzuschreiben. In einer Zeit, wo das Sentimentale verrufen war und der Verstand als das Höchste geschätzt wurde, gab es kein besseres Mittel, um dem Gefühl noch Eingang zu verschaffen, als es in das Gewand des Humors und des Witzes zu kleiden, weil man sich weicher Thränen weniger schämte, wenn einiger Verstand dazu gehörte, sie zu vergeßen. Diese Gefühlreflexion war Jean Paul so habituell geworden, daß ihm die sinnreichen Aussprüche derselben unwillkürlich in die Feder liefen, wie es denn auch hier nicht selten geschieht. In ähnlicher altbekannter Weise treten gewisse ihm eigen gewordene Wunderlichkeiten hervor. So seine Wetterprophetieungen und die darauf angewandte Selbstironie; so das Ausstoßen des verbindenden s in zusammengesetzten Wörtern, wobei er in Hinsicht des Letztern bemerkt, daß es in dem Worte „Reichstag“ beibehalten werden müsse, weil vom Reich nichts weiter übriggeblieben sei als dieses. Gleichermassen zeigt sich wieder jenes aus dem Briefwechsel mit Otto schon bekannte Mißtrauen in seine eignen Arbeiten und dieselben wiederholten Aufforderungen an seinen Freund, zu tadeln und zu verbessern. Jean Paul's Antheil an dieser Correspondenz ist übrigens nach Umfang und Gehalt der kleinere; man sieht es seinen Briefen an, wie sehr unablässige literarische Arbeiten und Geselligkeitsansprüche aller Art den Umfang seiner besessenen Mittheilungen schmälerten. Welches Maß von Liebe und Mißtrauen er aber seinem jungen Freunde zuwandte, ergibt sich schon daraus, daß er ihn, wie er sich ausdrückt, „zum unumschränkten Ordner, Chorizonten und Herausgeber seines ganzen literarischen Schreibnachlasses feierlich ernannte“. Gewiß würde auch Hr. Voss dieses Geschäft mit Einsicht und Eifer ausgeführt haben, wenn er nicht schon vor Jean Paul mit Tode abgegangen wäre. Der „Briefwechsel“, der von 1817—1823 reicht, berührt alles Dasjenige, was die beiden Freunde in diesem Zeitraum für die Lesewelt schrieben und aus der Schreibwelt lasen; denn auf diese beiden Richtungen blieb freilich ihre Lebensthätigkeit und Lebensbetheilnahme mehrentheils beschränkt. In Heinrich Voss erkennen wir einen in Amt und Leben thätigen, treuen, bis zum Uebermaß der Anstrengung fleißigen, festen und dennoch warm und leise fühlenden Mann, der sich den Freunden, mit denen er in der Gegenwart, und den Dichtern der Vorzeit, mit denen er als

Phitolog in der Vergangenheit lebte, mit leidenschaftlicher Vorliebe hingab und vielleicht eben deshalb als Uebersetzer und Ausleger nicht so viel Ruhe und Gleichgewicht, als nöthig war, erlangte. Der vorliegende „Briefwechsel“ bestätigt, was aus Heinrich Voss's Arbeiten schon klar wird, daß, wenn es einerseits ein unschätzbarer Vortheil ist, von einem gelehrten, berühmten, kräftig eingreifenden Vater in die literarische Thätigkeit eingeführt zu werden, andererseits doch leicht die selbständige Schöpferkraft darunter leidet. Denn was die Söhne von Johann Heinrich Voss zu Tage gefördert, ist doch größtentheils nur als gleichartige und seinen Einfluß deutlich bekundende Mitarbeit und Fortsetzung seiner philologischen Leistungen und poetischen Nachbildungen zu betrachten, die bei anderweitigen großen Verdiensten und bei dem unbestrittenen Werth, den sie als Hülf- und Lernmittel haben, doch durch ungelente Härte und willkürliche Sprachmishandlung für den poetischen Sinn ungenießbar sind. Wir finden hier dieselbe als Grundfaß auftretende, eigenständig einseitige Neigung, gewisse Formen als schlechthin normal aufzustellen und keine andern daneben gelten zu lassen, dieselbe mosaikartige Nachbildungsweise, die den Eindruck des Originals mittels ängstlichen Wiedergabens des einzelnen Worts durch ein völlig gleichbedeutendes, wäre es auch aus der entlegensten Vokalkammer des deutschen Sprachvorraths hervorgehoben, und durch hartnäckige Beibehaltung der fremdsprachlichen Wortstellung, wenn auch die deutsche Wortfügung aufs mactervollste dabei verrenkt würde, zu reproduciren gedenkt. Heinrich Voss manifestirt dieselbe ungerichte Abneigung gegen die südeuropäische romantische Poesie und ihre symmetrisch-klangreichen Formen, sodas ihm Sonette, Terzinen (die er Terzerinen nennt) und anderes dergleichen Zeug, wie er sich ausdrückt, ein Grauen macht, und Calderon gegen Shakspeare natürlich übel wegkommt.

Ich fühle es nur zu sehr — sagt er —, daß ich der sogenannten classischen Welt angehöre und eigentlich nur mit dem großen Joch in der sogenannten Romantik fuße. Doch genügt mir das, mir ganz herrliche Gedichte zu verschaffen, die Der entbehrt, der die ganze Romantik mit Haut und Haar vor sich weist.

Dies Festkleben an gewissen Formen und das unbedingte Wegwerfen anderer, worin Joh. Heinr. Voss zu seinem großen Nachtheil beschränkt war, ist durch Erziehung und Angewohnung auch auf seinen Sohn übergegangen, der, wenn er sich weniger in die Richtungen seines Vaters eingeliebt hätte und unabhängiger auf eigener Bahn fortgeschritten wäre, wol zu der Erkenntniß gelangt sein würde, daß die Poesie und mithin auch die echte Kritik keine Form außer der leeren verwirft, und daß diejenige Form die schönste ist, die sich mit dem Stoff am vollständigsten identificirt und in der dieser am reinsten hervortritt. Derselben Befangenheit ist das in diesen Briefen wiederholentlich ausgesprochene ungerechte Urtheil über A. W. Schlegel's Uebersetzung des Shakspeare zuzuschreiben, in der offenbar mehr wahre Einsicht und richtiges Gefühl sichtbar wird als in den Voss'schen Nachbildungen. Schlegel, wenn auch weniger treu gegen die Einzelheiten des Ausdrucks, ist doch weitwetter treuer

gegen den Dichter und befolgt viel consequenter die erste Regel der poetischen Uebersetzung: den Gedanken des Dichters so auszudrücken, wie es dieser gethan haben würde, wenn er sich der Sprache des Uebersetzers bebien hätte. Unter den mannichfachen Bemerkungen und Ansichten über Shakspeare, die Heinr. Voss seinem Freunde mittheilt, findet sich zwar viel Nichtiges und wohl Gesehenes, namentlich über die Einmischung des Komischen zur Milderung allzu heftiger Eindrücke, über Romeo und Julie, Desdemona, König Lear und Macbeth, dagegen aber auch manches Verfehlte. So wird über den schon so oft beleuchteten und zergliedereten Charakter Hamlet's die Meinung aufgestellt, es sei falsch, daß er seinen Wahnsinn bloß spiele, vielmehr sei er wirklich wahnsinnig, und nur dadurch lasse sich erklären, daß er Ophelien mit Härte begegne, seine Schulfreunde hinterlistig aufopere und Laertes in Opheliens Gruft selbst angreife. Diese Hypothese erweist sich aber schon als unrichtig, wenn man beachtet, mit welcher Besonnenheit und Uebergang Hamlet, sich selbst retirir, Rosencranz und Gildenstern, die er als untreue Freunde erkannte, dem gewissen Tode entgegenendet. Hamlet ist nicht wahnsinnig, sondern verletzt, zerrissen, ja, innerlich vernichtet durch Das, was er erlebt hat. Dazwischen kann er, obgleich zu jeder That fähig, doch zu keinem Entschlus kommen und thut eben nur Das, wozu er augenblicklich veranlaßt wird, bis er, von dem allgemeinen Bedenken fortgerissen, mit zu Grunde geht.

Unter andern aus dem Leben der Voss'schen Familie zur Sprache kommenden Verhältnissen wird auch der bekannte Streit, den Joh. Heinr. Voss mit Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg führte, mehrfach erwähnt, wobei wir erfahren, daß Voss, der Vater, seine Kinder von jeder Ahnung eines Zwistens zwischen ihm und Stolberg befreiten, so lange sie in Eutin zusammenlebten, fern hielt.

Meine Aeltern ließen mich — schreibt Heinrich Voss —, als ich unter Stolberg's Augen aufwuchs, nie in die Rehschneise seines wahrhaft liebenswürdigen Wesens blicken. Alle Berechnungen dieses Mannes, alle anstößigen Ausbrüche dieses Gelosten wurden mir und meinen Brüdern sorgfältig verhehlt. Man wollte mir nicht den Glauben an einen Mann nehmen, der fast so väterlich gegen mich war und auch so gut gegen meinen Vater, so oft es die Leidenschaft gestattete.

Dieser aus der Kindheit herkommende Liebe zu Stolberg ist es zuzuschreiben, daß bei Heinrich Voss die oft erneuerte Erwägung des Gegenstandes immer wie Selbstberuhigung auftritt und bei dem bald darauf erfolgten Tode Stolberg's noch mehr diesen Charakter annimmt. Man sieht, daß der herbe Kampf seines Vaters mit dem väterlichen, gütigen, geliebten Freunde drückend auf seinem Herzen lastet. Auf einige trübe Aeußerungen hinüber entgegnet Jean Paul:

Stolberg's Tod hätte doch am Ende Deinen eblen Bitter nicht mehr bekümmern dürfen als Jacobi'n Wendelschöfer's Tod; sonst müßte man, bevor man gegen Eimen schriebe, bei dessen Arzte ein Gesundheitszeugniß einholen.

Ueber gleichzeitige literarische Erscheinungen theilen sich die Freunde ihre Ansichten und Meinungen häufig mit,

wobei es aber selten zu einem tiefem, gründlichem Urtheil kommt. Vielmehr gibt Jean Paul in seinen stüchlig hingeworfenen kritischen Äußerungen oft einen großen Mangel an Sinn für die poetische Kunst zu erkennen. Einen Beweis davon finden wir in folgender Stelle:

Der Verfasser des falschen „Wanderjahre“ hat — obwohl als Künstler nicht glänzend — doch über Göthe's moralisch-ambigüöse Charaktere vieles Recht und trifft sehr mit Herder's Tischnreden zusammen. Welch ein anderes Betheilem von großen, reinen und doch wahren Charakteren ist nicht Walter Scott's Gedächtnis gegen Göthe's heidnisch-sinnliches Heroicum! — Aber Scott ärgert mich wieder durch die in Brüche zerstückte Einheit des Interesses, wiewol in Göthe's „Wanderjahre“ auch Brüche genug vorkommen. Eine so späte Kritik soll aber nicht dem alten, nun unschmelzbaren Meister helfen, sondern nur der ganzen Welt, die Göthe'n nicht scharf genug nimmt. Er und Byron theilen sich in die titanische Natur, die mein „Titan“ bekämpfen will.

Diese Kritik hat nur das Verdienst, daß sie die ganze oberflächliche Ansicht der halbgebildeten Menge über Göthe, Walter Scott und Pustkuchen, mit allem Schiefen, Unbegreifenen und nicht Zusammengehörigen, was darin enthalten ist, mit Jean-Paul'scher Kunst in wenige Worte zusammenbrängt. So auffallend nun dieser Mangel an Kunstsinne neben einem so tiefen und feinen sittlichen Gefühl erscheint, so tritt doch dieselbe Erscheinung auch in Jean Paul's eignen Werken nicht minder deutlich hervor und dient denselben in manchem Betracht zur Erklärung. Hier wie dort aber entschädigt uns Jean Paul für solche Mängel durch die poetisch verklärende Gestaltung des zartesten Gefühls. Weil dem Tode seines Freundes Heinrich Wof schreibt er an dessen Mutter:

Seine Liebe war die eines Starcken, die fest vertrauende, die fort opfernde, nicht die eines Weichlings zufälliger Auswählungen; sein elastisches Herz schlug ebenso stark wider als für. O du unerfesslicher Heinrich! — Aber eben dieses Lieben verbürgt dir und uns das Wiedersehen, weil ohne dieses alle Liebe nur eine von einem Nichts gegen ein Nichts sein würde. Die Wissenschaft braucht zu ihrem Genusse keine Unsterblichkeit, aber die Liebe braucht zu ihrem die des Segenlandes.

Der hier ausgesprochene Gedanke behält, auch wenn man den über die Wissenschaft darin enthaltenen Irrthum abrechnet, seine echt Jean-Paul'sche Schönheit, und solche Gedanken ziehen uns, so oft er uns auch abstoßen und peinlich verengen mag, doch immer wieder zu dem Dichter hin.

Der Herausgeber dieses in mannichfacher Beziehung der allgemeinen Theilnahme würdigen „Briefwechsels“ verdient noch dafür besonderes Lob, daß er, was darin freij und breijt geschrieben worden, ebenso frei und unummwunden der Presse überliefert und sich durch falsche Schonung nicht hat bewegen lassen, Äußerungen auch herbere Laubels gegen sociale und literarische Notabilitäten wegzustreichen, denn Offenheit ist die beste Pflanzerin des Urtheils und der Sitte. 16.

Der Bierbrauerkönig *).

Louis Philipp ist nicht der Erste, der sich König par la volonté du peuple nennt. Der Vicomte von Arincourt hat

* Le brasseur-roi, chronique flamande du quatorzième siècle, par le vicomte d'Arincourt. 2 Bände. Paris 1834.

sich Ne Mähe gemacht, in der Geschichte von van Bracht, der jetzt, wie ich glaube, Geheimsecretair des Königs von Belgien ist, ein altes Exemplar mit Goldschnitt aufzusuchen, in der Absicht, sowohl der Zule, als der belgischen Septemberr Majestät dadurch den Beweis zu liefern, daß Thronen dieser Gattung nicht dauern. Der Bierbrauerkönig, der nach dieser trefflich geschriebenen und mit vielen Wätern versehenen historischen Novelle eine zweite Auflage oder vielmehr das Original des neapolitanischen Masaniello ist, war bei dem großen Publicum ganz in Vergessenheit gekommen, da schon fünf Jahrhunderte über sein Grab schritten und bis dahin kein Classiker sich zu seiner Odysee gefunden hat. Er ist ein unbegreifbarer dramatischer Charakter, wie der Roman im Allgemeinen für unsere Zeit ein ganz passendes Theaterstüek geworden. Der Verf. hat sich seltener Kürze und eines guten Dialogs beflissen. Seit langer Zeit hat in Paris kein Buch so viel Aufsehen gemacht als der „Brasseur-roi“. Bereits wird eine zweite Auflage verankaltet. Und warum? Weil Jedermann Louis Philipp's Portrait, seine Carriere und Zukunft darin findet. Das Spiel der Poesie ist von der flandrischen Geschichte so merkwürdig für diesen Zweck begünstigt worden, daß es dem Verf. möglich war, fast jede Begebenheit, die mit einer Orleans'schen pari steht, durch eine angezogene Stelle alter Schriftsteller zu unterstützen.

Um die Mitte des 14. Jahrhunderts empörte sich das Herzogtum Flandern, rief die Familie Nevers vom Throne und erhob einen gewissen van Artevel, der, wie ein Orleans's Gaius, auf seinen Rang und seine Verhältnisse verzichtete und, um die Gunst des Volkes zu erhalten, Bierbrauer und Bierwirth wurde; denn in seiner Schenke versammelten sich nun die Demagogen und berietben den Plan zum Sturze der reichthümlichen Fürsten. Artevel erreichte seinen Zweck, ward Souverain, Weißbeglucker und Tyrann. Ein Tyrann, den sich das Volk selbst wählt, bemerkt Arincourt, darf sich schon etwas mehr herausnehmen als ein legitimer. Darum sag' er alsbald an zu hängen und zu köpfen, zu fesseln, zu rauben und zu schänden; er organisirte eine Leibwache, ja sogar eine Nationalgarde und umgab sich mit Spionen, Rouchards und gebungenen Richtern. Das Höchste dabei ist, daß in der Person Louis von Nevers ein Heinrich V. und in der Witwe Bertrabe eine Herzogin von Berry lebt, die auf eine abenteuerliche Weise dem Prinzen seinen Thron wiedergewinnen und ihn obendrein mit der verwitweten jungen Herzogin Margaretha von Flandern vermählen will; daß diese Bertrabe eine große Gewalt über den Tyrannen ausübt, seine nahe Verwandte und Wittwiflerin eines Mordes ist, den derselbe an ihrem Manne beging.

Artevel will den legitimen Thronerben umbringen und bedient sich dazu eines eifensinnigen ritterlichen Liebhabers, dessen Braut in den Revolutionstagen gewaltfamerweise aus seinen Armen gerissen wurde. Durch einen feierlichen Schwur verpflichtet dieser sich, am Charfreitage die Leiche des Prinzen nach dem Schlosse und Kloster Dubenbourg bei Ostende zu bringen, unter der Bedingung, daß der Fürst ihn alsdann die geraubte Realie zuführe.

Es ist der Ritter Urbin, ein guter Revolutionnaire zur Zeit, doch darauf allmählig ein Abtrünniger und Verächter des Despoten. Liebe und Eidschwur setzen ihn in Aethem, doch kämpft in seinem Innern die Religion und das Gefühl des Rechts mit der Hölle und der Leidenschaft, sobald die Zeit des großen Tages heranrückt, an welchem der Heiland ans Kreuz geschlagen wurde. Das Opfer ist in seiner Gewalt, es erkennt in ihm seinen Schützer, seinen Lebensretter; denn Urbin zog es aus dem Hütengrab und wandert nun allein mit ihm dem Grabe zu. Der Weg dahin ist ein Martyrpfad für den Ungläubigen; er hat den Prinzen wiedergewonnen und möchte ihm ebenso, gern seine Krone wiedergewinnen als sein Leben rauben. Wenn nur der Schwur nicht wäre! Er hat auf die Postle gelobt den Grafen zu ermorden, und folglich dreibt keine Reflexion übrig. Die Hölle verlangt ihr Opfer.

Es ist am frühen Morgen des Charfreitags, die Pilger

haben das Schloß Dubouurg schon vor Agram und der Jungling schläft, da ist der Ritter mit seinen Monologen pro und contra fertig und ruft: „Allons, Pring, rüste dich zum Himmel, du mußt sterben, ich hab's dem Herzog auf die Hosie geschworen, und dort kommt er, die Leiche zu empfangen“. Sie ringen mit einander und werden beide verwundet. Der Pring sinkt für tot nieder, als Arvel mit seinen Reifgen herbeikommt und den Gefallenen als einen im Zweikampf Ueberwundenen fortzutragen befiehlt, ein Befehl, der inzwischen nicht vollzogen wird, da in demselben Momente Bertrabe als Vorsteherin des Klosterhospitals den Patienten reclamirt, um ihn womöglich herzustellen. Der feilsame Mörder ist der Erste, der sie gegen den Tyrannen in diesem Rechte schützt.

Es ist wieder ein Schwur, den der Eisenwillige sich machte, und also kann die Majestät auf ihrer Hut sein. Er überliefert ihm Reolie, im Wahn, das würde ihn besänftigen; allein vergeblich; der Geharnischte merkt, daß die Rose geknickt ward, und schßt sie mit Verachtung von sich, nun nichts mehr als Rache dürkend.

Sein erster Vorsatz ist für die Erhaltung des Prinzen, dann für den Sturz des Tyrannen und zuletzt für seine glänzende Hinrichtung zu wirken. Er rettet den Grafen Chronerden aus einer neuen Gefahr und eilt alsdann zu der Herzogin Margarethe, diese und ihre Freunde für die Sache der Legitimität zu gewinnen, als ihm ein dritter Schwur wieder eine Ruß auf die Zähne packt, die ganz geeignet ist, Alles zu vernichten, was von seinem Kunstwerke bisher vollendet worden. Hamsteb ist die Ursache dieses neuen Uebels, ein sehr interessanter und abermals aus der pariser Julirevolution gegriffener Charakter. Er ist der Vormund Reolien's, der ehemaligen Geliebten Urbins, und speculirt als solcher mit einer wahrhaften Sucht, diese Schöne an einen Kronprinzen zu verheirathen. Als sie dem Ritter das erste Mal in aller Unschuld gerathet wurde, geschah es auf Veranlassung eben dieses hoch hinaus wühlenden Tuchfabrikanten; denn er hatte sie mit Leib und Seele an den neuen Dauphin des Bürgerkönigs Arvel verknüpft und war die eigentliche Ursache, daß sie entführt und zur Maitresse erdrit wurde. Freilich war Egtere's wider den Accord; allein dawider oder nicht, der Kronprinz Philipp Arvel dachte bei sich, er sei jetzt nicht mehr der Sohn eines Brauers, und es ziemte sich nicht, daß er unter seinem Stande eine Wollweberin ehliche. Die Ceremonie wurde als eine Komödie gespielt zur Beruhigung des Mädchens; hernach sagte man ihr, der Pastor, der sie copulirt, sei nur ein Roué der herzoglichen Elite gewesen. Reolie war untröstlich, fügte sich aber. Nicht so ihre Onkel Hamsteb. Er war um seine Hoffnungen gepreßt und schwur Rache, das heißt, er wechselte wie der Wind und wurde aus einem Demagogen plötzlich wieder Legitimist, und zwar so, daß Bertrabe ihm den neuen wiederhergestellten Chronerden anvertraute. Welch ein Glück für unsern Wollweber. Er sieht eine neue Morgenröthe, einen neuen Glücksstern für Reolie. War's nicht der Bürgerkönig, druckt er, so muß es der legitime sein. Und alsofort taufte er Reolie um und läßt sie die prinzipielle Bekanntschaft machen.

Weider lernen schon ihre Rolle, also auch Reolie die ihre. Sie gewinnt das achtzehnjährige Herz der königlichen Hoheit, ehe Ritter Urbins Zeit hat, bei Margarethe ordentlich für seinen Prinzen zu werben. Endlich ist gar der Hochzeitstag vor der Thüre und der Priester bestellt, der das Mädchen insgeheim trauen soll, und der Eisenwillige darf nicht sagen: Graf, deine Braut ist eine Concubine Philipp's, eine von mir verstoßene Geliebte; denn er hat dem schlauen Wollweber geschworen, er wolle Reolien's Glück nicht hindern, Niemanden sagen, daß er sie geliebt, gekannt und um ihre Schuld gewußt habe.

Der Zufall ist es demnach, der diesmal den garbischen Knochen zerschneidet, denn er läßt, als eben der Pring seine Braut

sich entrauben lassen will, die Herzoginnen Margarethe und Bertrabe erscheinen. Letztere kennt Reolie und gerrißt demnach den Schleiter, sobald der Pring mit Clauuen fragt: „Warum, Urbins, hast du mir dies nicht gesagt?“ worauf dieser antwortet: „Dohet, ich hatte es zufällig geschworen; doch da es jetzt göttlich ohne mich ankam, so fällt mir ein Stein vom Herzen, und ich eide, einen dritten und letzten Schwur schlemmig zu erfüllen, damit meine arme Seele frei werde.“

Dieser Schwur galt Arvel, dem Bierbrauerkönig. Die Revolution war schon hinter ihm ausgebrochen, Frankreich hirt gegen, Englands Edward für ihn; denn er wollte das Land sich erobern, Ueberall schrie das Volk: „Nieder mit dem Tyrannen, dem Geizhals, dem Blutdürstigen, dem Freiheitsverächter“, und Niemand schrie mehr als Hamsteb, der Wollweber, da er die Hoffnung hatte, es werde nun mit der Krone seine Rechte alle Nichtigkeit haben. Der arme Mann; unterdeß er so optim heulte, daß der Palast des Brauers wiederhallte, zerriß ihm die samöse Bertrabe das ganze Kunstgewebe, jedoch ihm nun nichts übrigblieb, als wiederum Demagog zu werden. Das Letztere that er auch ehrlich und consequent, sobald der alte Brauer gehent war; denn er wandte sich sogleich an dessen Sohn und versprach ihm seine restaurirende Hilfe, wenn er Reolien selbstlich heirathen wolle.

Der Vicomte will nicht, daß dies geschehe. In dem ersten Tage, der den Gentern ihren legitimen Fürsten wiedergab, läßt er es sogar geschehen, daß das unglückliche Opfer der Wollweberpecuniation in einer Art von Wahnsinn ihren ersten Geliebten, den eisenfisten Schwurritter, erschießt, als er an der Spitze eines Haufens in ihr Haus bringt, um den Sohn Arvel's zu arretiren. Sie bekommt darüber einen tödtlichen Schreck und stirbt, nota bene nachdem ihr vorher der abgesetzte Kronprinz die Ehre wiedergegeben hatte, als welches dadurch geschah, daß er sagte: „Sie war meine rechtmäßige Gemahlin.“

Wie man sieht, ist die Geschichte tragisch. Der Held und die Heldin, Urbins und Reolie sterben im letzten Acte, und der Brauerkönig obendrein als Tafelstück.

Schön und ganz auf die französischen Zeitverhältnisse anspielend sind einzelne Gespräche. Der Verf., mit allen Subintriguen und allen historischen Nuancen der Familie Delauné bekannt, hat darin auf die schlagendste Weise gewisse Dinge gesagt, die bis dahin keinem Journalisten in den Sinn kamen, und die dessenungeachtet so schonend klingen, daß man durch Vergrößerungsgläser lesen muß, um die mikroskopische Wahrheit zu entdecken. Arincourt allein war im Stande eine solche Novelle zu produciren und dadurch vielleicht Leute zum Karlismus zu belehren. Er hat auf 800 Seiten den Beweis zu führen gesucht, kein Wahrsager könne bestehen, und Ludwig Philipp sei mit einem Wort — „un brasseur-roi“.

Literarische Notizen.

In Orford ist eine Uebersetzung von Heeren's „Handbuch der Geschichte des europäischen Staatensystems u. s. w.“ erschienen. Sie ist nach der 5. Auflage gearbeitet und wird von der „Literary gazette“ mit folgenden Bemerkungen angeprieselt: „Abermals verdanken wir der Provinzialpresse ein Werk, wie wir es dem Aufschne nach von den großen Verlegern der Hauptstadt umsonst erwarten; ein Werk von echtem Gehalte für Gegenwart und Zukunft, die Frucht unendlichen Fleißes und vergleichlichen Scharfsinnes; ein Werk, unabhängig von jedem Druck und nettem Einbande, das zu seinem doppelten Preise noch wohlfeil sein würde, statt theuer zu irgend einem.“

Von Fr. Mercey ist in Paris erschienen: „Tiel le deur; romans et tableaux de genre“.

Literarische Unterhaltung.

Dienstag,

Nr. 56.

25. Februar 1834.

Novellen von A. Freiherrn von Sternberg. Zweiter Theil. *) — Auch unter dem Titel: Eduard. Eine Novelle. Fortsetzung der Novelle: Die Zerrißenen. Stuttgart, Gotta. 1833. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Der in d. Bl. niedergelegte Wunsch, daß es dem gütlichen Verf. der „Zerrißenen“ gefallen möge, und bald mit einem zweiten Theile der Geschichte zu beschenken, welche unsere Aufmerksamkeit in so hohem Grade gefesselt hat, ist in Erfüllung gegangen; wir erhalten eine Novelle, die sogar den Namen des uns schon bekannten Helden an der Stirne trägt und wenigstens über einzelne Personen des frühern Theiles theils Neues berichtet, theils ihren Charakter und ihre Lebensschicksale erläuternde, zum Theil überraschende Aufschlüsse gewährt. Aber die gewünschte Ergänzung der Geschichte, den Schlüssel zu dem Ganzen haben wir in dieser Fortsetzung noch immer nicht gefunden, und der zweite Theil entläßt uns so unbesriedigt und erwartungsvoll als der erste. Vielmehr ist er in noch größerem Maße als dieser zum Behufel allgemeiner, von der Fabel ganz unabhängiger Betrachtungen gebraucht, welche, in Wahrheit gesprochen, diesmal auch dem Buche den Hauptwerth, und zwar keinen geringen Werth, geben. Ehe wir inzwischen einen Blick in die nicht eben nach einem überschaulichen Plane angelegten Seitenhallen des Gebäudes thun, wollen wir einen Gang durch dessen Hauptsaal machen und den Lesern Nachricht von den schon bekannten Gestalten der frühern Erzählung so: wie den neu hinzugekommenen Personen und ihren Schicksalen geben. Eduard ist in der Novelle, die seinen Namen führt, nicht mehr und nicht weniger Held der Geschichte als im ersten Theile; er ist auch hier der passive, vom Schicksal oder Zufall zu erziehende Wilhelm Meister. Auf dem alten Schlosse, wo der Schloßintendant Baron Werner, sein jüngster Bruder, der schmerzbedürftige Poet Distich, und der schon in den „Zerrißenen“ allmählig aus einem streifen Bedanten zum gar verständigen und tiefgebildeten Manne gewordene Pastor auf anmuthige Weise Abschied blasen, kommt zuerst die Landrätthin, eine Schwester des Barons, mit ihrer Tochter Julie (zwei neue Figuren) aus Paris an; ihr Begleiter ist der wohlbe-

kannte lebenslustige August, der Sohn des Barons. Mit dem Frühling lassen sich neue Gäste anmelden: der junge Fürst (nicht mehr Lothar) mit seiner Gemahlin kommt aufs Schloß; im Gefolge dieser Herrschaften zeigt sich auch eine Anzahl Tänzer und Schauspieler, die sich sofort der kleinen Bühne im unbewohnten Theile des Schlosses bemächtigen, um einige Vorstellungen zu geben. Da langt unerwartet auch Eduard auf dem Schlosse an, den die Freunde zu seinem Vortheile verändert finden; sein Bild ist heiter, hat Sicherheit und Klarheit; eine gesunde Röthe färbt seine Wangen, und nur in dem stillen ernstesten Wesen bemerkt man den Flug der Jahre und die Spuren so manchen betrübenden Ereignisses. Auf dem Schlosse wird jetzt das „Mädchen von Heilbronn“ aufgeführt, und August buhlt mit den Schauspielerinnen und gibt dem Dichter nicht nur Gelegenheit, sich in neuen üppigen Situationen zu versuchen, sondern auch das wahrheitreiche Leben der Tänzerin Rosa (ebenfalls einer neuen Person) theils in Anschauungen, theils aus deren eignen Munde mitzutheilen.

Mein Vater war Prediger — spricht diese — ein frommer ernster Mann, dem meine Kunst ein Veruel war; ich weiß, daß er einmal eine lange Predigt hielt und dagegen warnte. Zum Glück habe ich ihm nicht den Kummer gemacht, mich zu Demen zu zählen, die er so bitter tadelte; denn als sich mein Lebensplan entschied und ich in der nächsten Stadt unter vielen Lichtern und Zuschauern auf der Bühne mich zeigte, lag er schon längst auf dem dunkeln Kirchhof unter kisternden Grabsteinen. Ich denke, auch er wird es mir oben nicht übel nehmen; wir können nicht Alle zu demselben Geschäfte aufwachen: — er war bestimmt, der Gemeinde alle Sonntage herztliche Langeweile zu machen, ich an demselben Tage, jedoch am Abend, sie zu ergötzen; er hat in Kummer und Axtschweiß sein mäßiges Brot erworben, mir beschert ein einziger Abend oft so viel, daß ich mit Freuden manches in die Armenbäcke liefere.

Im Gegensatz mit diesen Frivolitäten wird ein ärztliches Verhältniß zwischen der gestrohlen Julie und Eduard angelegt, aber im Verlauf der Geschichte nicht weiter verfolgt. Einiges Ergänzende zu des Fürsten Lothar Familiengeschichte erfahren wir durch einen alten Kammerdiener. Sein Vater Sigismund galt für einen der ausgelassensten und größten Freigeister der damaligen Zeit. Er hatte tyrannisch regiert und sich zahllose Verbrechen zu Schulden kommen lassen. An seiner Freigeisterei war hauptsächlich ein Mann schuld, der einmal in einem eothsiden

*) Bgl. über den ersten Theil Nr. 119 u. 120 d. Bl. für 1833. D. Red.

nen Kleide bei dem Fürsten zu Mittag spritze, und von dem der Pfarrer versicherte, er wäre das leidhaftige Konterfei des Antichrists.

Das war der Herr von Voltaire; er las mit unserm Herrn die Nächte hindurch, disputirte, führte allerlei sündliche und schalkhafte Reden... Es kam so weit, daß der Herr allen Glauben verlor; als es nun zum Sterben kam, und eine edle Frau (sie erscheint später auf dem Schauplatz der Erzählung) sich mit dem würdevollsten Bewußtsein der Residenz vereinigte. Beide mit sanften Worten vor sein Lager kamen und lange und unermüdetlich von Gott und dem Erlöser sprachen — da antwortete er mit einigen Antworten, über die er selber lachte, dann aber wieder laut aufschrie, als die fürchterlichen Schmerzen kamen. Die beiden aber ließen nicht nach, die schöne Frau hatte sich auf die Knie geworfen, der Bischof hielt das Bild des Gekreuzigten hoch über ihn — jetzt geschah das Entsetzliche — er sah das Bild lange an mit fürchterlichem Blicke und rief endlich: „Der ist ebenso wenig erstanden, als ich ersehen werde!“ Alle packte bei diesen Worten das Entsetzen... Nach sechs Tagen war die Leiche aus dem Sarge verschwunden, in der Gruft hatten die Wachen ein schreckliches, dumpfes Geräusch gehört. Das Gericht des Herrn war über ihn ergangen; er war auferstanden.

Obgleich diese Erfindung nicht eigentlich neu, sondern in der bereits poetisch behandelten Sage jenes Ritters, der auferstehen wollte wie Christus und dessen Leichnam von den Wärtern vernichtet war, gewissermaßen schon enthalten ist, so ist sie doch nicht nur sehr schön ausgeführt, sondern erklärt auch den Charakter und die Bildung des Fürsten Lothar zur Gänze.

Eduard erhält den Auftrag, mit der kranken Landrätin in das nahe Gebirge zu reisen, in ein Kloster, dessen kühlende Schatten ihre Kindheit beschützt haben, und wo sie das Ende ihres Lebens finden will. Die Abtissin ist mit der fürstlichen Familie verwandt und ihre Freundin. In diesen zwei frommen Frauen, die wir sofort näher kennen lernen und die höchst anziehend gezeichnet sind, scheint der Verf. ein Gegenstück zu den verderbten Weltkinder haben aufstellen zu wollen, die er bisher mit so vieler Vorliebe geschildert hat. Das Kloster ist im gotischen Style der alten Zeit; unangestrichelt, finstler, begrenzt, Ehrfurcht gebietend heben sich die spitzen Giebel in die Lüfte. Ein Glöckchen erklingt, man hört im Innern der Gebäude einen choralmäßigen leisen Gesang. Die Pförtnerin Cordula erscheint; eine etwas ekthasche, mit unlieblicher Ironie behandelte Gestalt. „Wo ist Emma“, frage die Landrätin. Oben auf der Treppe erscheint, von einer Führerin gestützt, eine Gestalt. „Elisabeth!“ röhrt eine Stimme durch die Dämmerung der Gewölbe. „Hier bin ich“, stammelt die Angekommene, und die Freundinnen schließen sich mit Haß in die Arme, als wäre mit dem Zug der Liebe auch Jugend und Kraft in ihren Busen zurückgekehrt. Wie Eduard das Bild der Abtissin auf einem Altarblatte der Kirche erblickt, muß er sich vorstellen, daß das Ideal des Besichtigers eine zarte, süße Schönheit barg, ein bezauberndes Lächeln, in den großen Augen eine überraschende Helle und Klarheit; es kommen ihm, er weiß selbst nicht wie, Magdalens Züge ins Gedächtnis. Er erhält eine Audienz bei ihr. „Sie sind meinem Neffen, dem Fürsten Lothar“, spricht sie, „von einer vorthelhaftesten Seite bekannt gewesen, und es wird Ihnen nicht

unlieb sein, ihn in seinem einsamen Zufluchtsort, der einige Stunden von hier im Gebirge liegt, aufzusuchen.“ Eduard findet später diesen resignirten Fürsten, zu dessen Schwester geworden, in den Händen eines Sultans, eines Barbiers. An Lothar übt der Dichter wirklich furchtbar Strafgerechtigkeit; nicht genug, daß er den entsetzten Wollüstling zum leiblichen Knecht eines Huchlers macht, er läßt ihn von diesem aus Habsucht auch noch elender werden (S. 156). Aber ehe dieses vorgeht, wird eine bunte und ergötliche Scene aus dem Schismen vor Augen gestellt, und eine Enttäuschung mancher Verhältnisse wird vorbereitet. Das Leben der beiden Frauen, deren eines, das der Landrätin, dem Erlöser nahe zu veranlassen löstliche, tiefpoetische Schilderungen des sterbenden (S. 111—124). Unbegreiflich ist es nur, daß in solchen Umgebungen und bei so viel heiligen Dingen in Eduard's Seele gewirkten Gefühlen keine Spur von Reue über frühere Verirrungen, namentlich über die schamlose Untreue gegen seine erste Geliebte und Braut, die er ihm und vom Dichter verlassenem Emilie, in ihm erweckt. Es geht am Ende Alles an ihm vorüber, und er ist nur klüger und nicht besser, als wir ihn am Schluß der ersten Theiles verlassen haben. Wo uns Lösung der unlogischen Räthsel erwarten, regalist und der Dichter zu neuen Abenteuern, und fast möchte Ref., wenn er es für so wichtig halten dürfte, glauben, daß der Herr Verf. mit einer seine frommen Wünsche in der Beurteilung der „Zerrissenen“ berücksichtigenden Ironie, ihm zu thut die leider nur körperliche Laufe des fleischlichen Daseins vollzogen (S. 131 fg.), der nun auch auf einmal dem von keiner Zerrissenheit gehaltenen Maßstabe in eine sehr komischen Situation die Novellenbühne wieder hervorzubringen. Nach bunten Scenen heiliger und profaner Natur, während deren sich die übergroße Gesellschaft noch am alten Marquis und eine schöne, reiche, auch geistreiche Witwe vermehrt, und der Abt in der widerlichen alten Nonne Cordula eine Jugendliebe entdeckt, vor dem ihm jetzt graut, werden wir einem der wichtigsten Aufschlüsse in Beziehung auf den ersten Theil entgegengeführt; einem Aufschlusse, wie ihn der Dichter vor uns vorbereitet zu haben schien. Wer, bei die „Zerrissenen“ gelesen, sah dort nicht in Magdalena die Wollüstlerin Fürsten Lothar, die kalte Kokette, die ein gewisses Spiel mit Eduard trieb, die aber selbst nur das Werkzeug legend einer Fronde ist? Nun, dieser Charakter wird uns im zweiten Theile total umgebeutet. Erstens ist es nicht Lothar's Geliebte; das hat die Landrätin schon früher mitgetheilt.

„Sie haben (sagt sie S. 93) einem schönen weiblichen Dingen, das für Sie empfand, schmerzlich unrecht gethan, und haben sich von Magdalena entfernt.“ — Eduard war bereit, er wollte antworten; doch die Dame fiel ihm ins Wort: „Ich weiß, was Sie sagen wollen. Nicht das Fräulein, nicht ein unglückliches Mißverständnis trägt die Schuld; das Wort aus meinem Munde kann Sie über diese und jenen Zweifel hinwegheben: Magdalena ist des Fürsten Lothar's Schwester. Sie hielt inne und suchte fragend den Blick des jungen Grafen, der verwirrt und im Innersten befangen zur Erde sank. Die edle Dame fügte, daß sie zu weit gegangen war.“

Wunderlich eine Seite bekräftigt hatte, die sie auf alle Weise zu klären sich vorgenommen. Ihr gekränkter Freund konnte ihr Rath und Plan vermuten, darum reichte sie ihm verhörend die Hand: „Bedenken Sie“, rief sie mit sanfter Stimme, „das eine Wiederbegegnung zu Ihnen spricht; wenn man bereit ist, in eine bessere Welt überzugehen, so wird man nicht zuletzt den Samen weltlicher Klugheit und Berechnung austreuen. Meine Absicht war nur, zwei würdige Gemüther zu enttäuschen. Jetzt haben Sie mich vermächtigt in Händen, schalten Sie damit, wie Sie wollen; aber soll ich Ihnen jetzt noch die Bilder Ihrer Zukunft aufstellen?“

Diese Ausschlässe erweitern sich später und vervollständigen sich durch Früheres: Magdalene ist nämlich die Tochter der Ketzlerin. Diese hieß mit ihrem weltlichen Namen Prinzessin Serrne und war keineswegs für das Kloster erzogen worden, vielmehr zur Gemahlin des Prinzen Sigismund, Lothar's Vater, bestimmt. Dieser zeichnete jedoch damals am Hofe das Fräulein von Hohenfried aus, die wir im Buche als Landrätthin kennen. Die Fürstin resignirte zu Gunsten dieser Freundin und schloß sich ihr das Kloster ein, wo schon mehre ihrer Vorfahren die Ketzlerinnennwürde bekleidet hatten. Nun wandte sich der Fürst dem unerreichbar gewordenen Gegenstande seiner frühern Neigung wieder zu und verließ das Fräulein. Aber die Fürstin beharrte auf ihrem Entschlusse, und Sigismund, nachdem er zwei Herzen zertreten, gab sich der Welt und den wildesten Zerstreuungen hin. Die Freundinnen aber sind vereint geblieben. Wie die Ketzlerin zu einer Tochter gekommen, vergißt der Erzähler uns zu sagen; genug, Magdalene hat mit Schwesterlicher Liebe jenen unglücklichen Lothar mit seinem Gesichte zu verschönen gesucht; er hat in ihr neben der Schwester eine schöne, geistige Geliebte verehrt, deren großes, leidendes Herz er später dennoch durch so viel Nehmüthigkeit und Irrgehehen gekränkt hatte.

Wie diesem schönen Vermächtnisse an Eduard stirbt die Landrätthin. Das wäre ganz gut, wenn die Magdalene des zweiten Theils nur auch wirklich die des ersten wäre. Aber wie stimmt die Schilderung der Landrätthin zu ihrem Willen über Eduard in den „Zerstreuten“?

Den Ueberbringer dieses schicke ich Ihnen als einen Menschen zu, den ich für unsere Sache gewonnen habe, und den Sie überall brauchen können, nur nicht da, wo es Klugheit der Klugheit gilt.... Der Fürst ist vom Thron und der Prinzessin geschieden und geht in ein Kloster, wo er uns nicht mehr schädlich sein kann. Fällt dieser Brief in unrechte Hände, so sind wir längst gesichert, und ich bin einen Ueberläufigen los, dessen Neigung jetzt, da ich sie gewonnen, mich schon zu langweilen anfängt; mich dünkt nach einem neuen Wirkungskreis.

Wie fragen: Ist das Empfindung für Eduard, ist das Bruderverliebe gegen den Fürsten Lothar? Nimmermehr wird uns der Verf. überreden können, daß Magdalene im ersten Theil nicht die Bühlerin des Fürsten, nicht die intrigante Kokette ist, die keiner wahren Liebe fähig erscheint. Dadurch, daß Magdalene (S. 203) sich ohne Weiteres gegen Eduard auf jenes Weisethen beruft und seine Hand zurückweist, ist der Widerspruch nicht gelöst.

(Der Beschluß folgt.)

Neueste Reisen der Russen.

Die Akademie der Wissenschaften zu Petersburg, in dieser Zeit durch die bekannten Reisen ihrer Mitglieder, eines Expeditions, Georgi, Gildenknecht, Pallas u. A. höchst verdient um die nähere Kenntniß der Länder und Völker des großen, seitdem so sehr vergrößerten Kaiserreichs, hat diese Bestrebungen eine erneuerte Thätigkeit gewidmet. Dr. Georg Fuz, Sohn und Bruder zweier ausgezeichneten Akademiker, ward 1830 der nach Peking abgehenden, von der chinesischen Regierung seit vielen Jahren admittirten und begünstigten geistlichen Mission von der Akademie als Astronom zugeordnet und ist um die Mitte d. J. 1833 von seiner 7000 deutsche Meilen betragenden Reise nach Petersburg zurückgekehrt und jetzt beschäftigt, die reiche Ausbeute derselben der gelehrten Welt vorzulegen. Das Altaigebirge hat neuerdings, ebenfalls auf Veranlassung der Akademie der Wissenschaften, Dr. Bunge in einer Richtung durchkreist, wohin früher Professor Ledebour nicht gekommen war, sowie der Astronom Gedorof das westliche Sibirien. Während dieser Bemühungen um die genauere Erkenntniß der physischen Beschaffenheit Rußlands hat Dr. Strojew seine archäographischen Reisen fortgesetzt und in dieser Hinsicht im Laufe des vergangenen Jahres die Suburiten von Pleskau, Awer und Nowgorod durchkreist. Die umsichtige Thätigkeit dieses verdienstvollen Geschichtsforschers hat hauptsächlich in Nowgorod der Bibliothek der St. Sophientirche, jener reichen, bis jetzt noch immer nicht hinlänglich explorirten Fundgrube für die Geschichte des russischen Staats, welche allein 3000 altrussische Handschriften enthält, eine neue gehaltvolle Ausbeute abgemonnen.

Unabhängig von den gelehrten Missionen der Akademie der Wissenschaften, aber gleichfalls verdienstlich in ethnographischer Hinsicht ist die Reise des Dr. Beljawski durch das nordöstliche Sibirien. Er war von der Regierung beauftragt, das Land der Ostiaken und Samojeden zu durchkreisen, um Maßregeln gegen die Fortschritte einer Seuche zu treffen, die unter den wilden Naturvölkern große Verheerungen anrichtete. Sein Tagebuch hat er unter dem Titel drucken lassen: „Pojwodka na Ledowitoje more“, d. i. Reise zum Eismeer u. s. w. (Petersburg, 1833). Das Wandern in jenen fernem, öden Gegenden des hohen Norden hat seine beschwerlichen Eigenthümlichkeiten. In Beresow ließ Beljawski seinen bedeckten russischen Schlitzen und setzte die Reise in einer ostatischen Karta fort. Diese ist ein längerer, niedriger Kasten auf Schlittenkufen, in welchem der Reisende nicht sitzen, sondern nur aufgestreckt liegen kann. In Ufa, eine Tagereise jenseits Beresow, wurden ihm die ersten Kranthiere vorgespannt, die der Verf. als zahme, auf den Fuß gehende Thiere beschreibt. Sie weideten, den Schnee aufwühlend, frei im Walde, kamen aber gleich Hunden auf den Fuß des Ostiaken und drängten sich im Anerbieten ihrer Dienste gleichsam wetteifernd um die Karta herum. Unterwegs bis Otdorski steigt die Kälte bis 32° Reaumur, und der Reisende legt die gefrorene Sohle Stückweis wie Zucker in seinen Thee. Den Aufenthalt in jenen Gegenden benutzt er außer der Erfüllung seines Auftrags auch dazu, Beobachtungen über die Lebensweise, die Sitten und die Gebräuche der Ostiaken, die zum großen finnischen Volksstamm gehören, anzustellen, und seine Reisebeschreibung enthält über sie die interessantesten Notizen. Wenn wir hierbei die Mühseligkeiten beachten, welchen Beljawski sich unterwarf, um den Verheerungen einer öberrigen Krantheit Einhalt zu thun, so denken wir mit um so mehr Betrübnis an das Gezeuheit davon in Neu-Süd-Wales und Nordviertelstland, wo die englischen Sienissen den armen, ihnen widerwärtigen und oft gefährlichen Eingeborenen, beiläufig gesetzt ungefähr den Antipoden der Ostiaken, vergifteten Branntwein verkaufen sollen, um sie auf diese Weise loszuwerden. Man lese hierüber die Andeutungen in H. Dawson's: „The present state of Australia“. (London, 1830). — Eine andre gefahrvolle Reise ist durch den Matrosenleutnant Pachussow mit Einsicht und Beharrlichkeit ausgeführt worden. Er hat

auf einem von dem Handlungsbaue Brandt in Archangel mit rühmlichem Eifer ausgerüsteten Schiffe die wenig bekannte Ostküste Nova Zemla's 1832 und 1833 besahen und beobachtet. Die Gefahren, die jene Meere und Küsten darbieten, sind aus früheren, oft gänzlich missglückten und immer nur zum geringen Theil belebten Entdeckungswegen bekannt genug; um so mehr Aufmerksamkeit verdient diese neue Unternehmung, die einen erwünschten Erfolg gehabt zu haben scheint.

Außer diesen wissenschaftlichen oder zu einem bestimmten Zweck von der Regierung oder reichen Privatmännern angeordneten Reisen gab es in der letzten Zeit auch viele Reisende aus bloßer Neugier, die aber ihre Erfahrungen und Beobachtungen, mitunter auch Gesichte gleichfalls in ausführlichen Beschreibungen zu Haus und Fremden ihrer Landsleute und der Geographie überhaupt bekannt gemacht haben. In dieser Art hat Dr. Schulz 1830 eine Reise von Jekutz nach Jekutz und zurück vollführt, den großen, wilden Strom, die Lena, in Pfeilform beschrieben, wie Andere den Rhein, und nebenbei ergötzliche Sachen über die Jakuten berichtet. Da viele Reisebeschreibungen oft nur in Zeitschriften, diesen leicht verwehten Blättern, mitgetheilt werden, so hat ein Riefänder, Baron von Bubberg, für deutsche Leser eine „Galerie der neuesten Reisen der Russen“ (Berbst, 1832) begonnen. Seine in der Vorrede angekündigte Absicht, eine Sammlung neuer wenig bekannter Reisebeschreibungen der Russen in deutschen Uebersetzungen herauszugeben, ist gewiß erfreulich; nur hätten wir gewünscht, daß er zur Eröffnung seiner Galerie eine andere Reisebeschreibung gewählt hätte als die, welche den ersten Theil derselben ganz füllt, nämlich eines ungenannten Ruße durch Weiß-, Klein- und Neu-Rußland, durch die Kasackenproving, den Kaukasus und Georgien, denn obgleich in diesen Ländern sich viel Merkwürdiges beobachten und zu Buch bringen läßt, so hat es doch der ungenannte Wanderer unterlassen. Seine Bemerkungen sind flüchtig und obendrein vielleicht unzuverlässig; zum Beleg führen wir ohne viel Suchen folgende Stelle an, S. 52: „Ich glaube (spricht der Reisende), daß man nirgend in Rußland ein vielfältigeres Gemisch der verschiedenartigsten Witterschaften antrifft, als im Canton Dschow (im Gouvernement Taurien); jede lebt ganz nach ihren eigenthümlichen Gebräuchen in abgesonderten Dorfschaften. Das von mir selbst hierüber Gesehene diene zum Beweise: der Posthalter der letzten Station vor Dschow war ein Altgläubiger; zur Stadt führte mich ein russischer Postillon; der Schreiber in der oschowschen Postexpedition war ein Pole; ein Jude auf der Gasse wies mich zum Abtheilungsquartier das von einem Dschoborze unterhaltenen Gasthaus, im letztern traf ich unter andern Leuten einen dankschen Kasacken, auf dem Markte einige deutsche Colonisten, Mogaizen, Kasacken, Husaren u. s. w.“ — Bemerkenswerth ist, daß der Reisende Seltens für Witterschaften ausgibt. Der altgläubige Posthalter, der rechtgläubige Postillon, der Gastwirth von der Seite der Dschoborzen sind alle drei Russen, nur abweichend von einander in ihren kirchlichen Gebräuchen; zugleich klingt es seltsam, wenn Husaren als eine besondere Witterschaft aufgeführt werden. Was soll man nach solchen Versehen von andern Behauptungen des Verf. halten, deren Grund oder Uebergrund sich nicht so leicht erforschen läßt? Die dem Text, aber leider nur sparsam beigefügten Anmerkungen des Uebersetzers sowie die deutliche Bezeichnung überhaupt zeugen dagegen von Fleiß und Umsicht. 18.

Neueste englische Literatur.

Die Theilnahme, welche Mac Farlane's „Lives of banditti and robbers in all parts of the world“ (f. Nr. 59 d. Bl. für 1833) beim Publicum fanden, hat wahrscheinlich die Preisgabe der „Lives and exploits of english highwaymen, pirates and robbers, by C. W. Nichol“ (2 Bände, London 1834)

veranlaßt. Hier ist jedoch das Terrain beschaffen; neben Gebirgsfelsen oder kein Naturalisationspatent aus dem Land aufzuweisen hatte, fand in dieser Galerie zwischen Hood und George Barrington keine Aufnahme. Dem Lesblättern dieser Skizzen ist auch die Einwirkung der jenseitigen Cultur auf die Bänder und Räuberei auffällig. An Stelle kühner Piraten und vorwärtiger Highwaymen sind musketer, Fälscher und Schwindler aller Art getreten; die Verbrechen hat einen modischen Grad angezogen und die freien Manieren verübt, obgleich es mit dem Götzen Culten geblieben ist.

Von der „Library of romance“, herausgegeben von Ritchie, ist der 9. Band erschienen, betitelt: „The Colossus Donna, by the author of Wild sports in the west, the Colossus of Waterloo etc.“ (London 1833.) Er enthält die romantische Geschichte einer indischen Amazone, wie sie nur in Balladen und Legenden noch im Munde der Indianer Das alterthümliche Kleid und die alte Zeit scheint vor sich zu begeben, wir verkehren lieber auf modernem Terrain als den mit ihm.

Die bei Cabel in Göttingen erscheinende Antiquarische Zeitschrift „Poetical works“ ist bis zum 9. Bände erschienen, welcher „Rockeby“ und „The vision of Derick“ enthält. Interessant ist es, aus der Einleitung zu sehen, daß der Dichter in Abhorsford am 15. September 1807 „Rockeby“ begann und am letzten December beendet liegt etwas Eigenes und Melancholisches darin, das den Schluß ein Gedicht zu vollenden“, schreibt R. Er ist die Sendung des letzten Manuscripts an seinen Freund in der drucker Ballantyne unterm 31. December, „daß ich Ballantyne darüber werden könnte“. — Von Lord Byron's des Dichters Absicht, „Rockeby“ mit den Worten: „I will not to forsake, allen auf Breden des eben genannten Ballantyne und eines andern Freundes lieferte er noch ein Etage, behielt sich aber gewissermaßen seine Meinung vor, dem er dazu schrieb: „Lieber James, das Ballantyne'se Achtung für so ernstlich ausgesprochene Meinungen; die aber die meiste unverändert, daß ein Werk dadurch geübt und kein anderer dafür hervorgebracht wird“.

Bemerkenswerth ist eine kleine Schrift über Grotto's „Memorials of a tour in some parts of Greece, by Monkton Milnes“ (London 1833); der Verf. berührt interessante Partien jenes klassischen Bodens. Seine Schilderungen und historischen Wahrnehmungen und briefl. Mittheilungen Profas wo seine Gefühle tiefer angereizt wurden, sind werthvoll. Was er über Ali Pascha mittheilt, ist merkwürdig, obgleich von den Lebensverhältnissen dieses türkischen Mannes viel bekannt geworden. „Ali Pascha's Charakter ist in Epirus eine spruchwörtliche Redensart, die die Wichtigkeit eines Dinges zu bezeichnen. Weil ein Charakter Reisenden an einer neuen Stelle des Wegs auf das Feinste und Abtheilen mahnen, so spricht er: „Wer den Ali Pascha nicht hinunterreiten können“. — Das Werk hat einen sehr fragmentarischen Charakter, verliert an Inhalt und Beobachtungsgestalt.

Auch über die Bewohner des bewegten Portugal's „Trails and traditions of Portugal; collected during a residence in that country. By Miss Pardoe“ (London 1833). Anfang 1827 ging bekanntlich eine portugiesischer Truppen unter Sir W. Clinton nach Portugal, die Verf. ihren Vater, der als Officier bei dem Corps begleitete. Eine ziemliche Bekanntschaft mit den Portugiesen erlaubte ihr, in den mannichfachen Verlehen mit dem Volk zu treten; außerdem kam ihr noch ihr Verstand zu Gute, interessante Resultate ihrer Beobachtungen hat sie veröffentlicht.

Literarische Unterhaltung.

Mittwoch,

Nr. 57.

26. Februar 1834.

Novellen von A. v. Sternberg. Zweiter Theil. Eduard.

(Schluß aus Nr. 56.)

Nach dem Tode der Landrätin verläßt die Geschichte das Kloster und rollt in einem Kesselfogel mit den fremden Damen, Massello, dem Abt und Eduard in die weite Welt hinaus. Ein gnädiger Scherz mit armen Pfarrleuten wird getrieben, denen sich die Gesellschaft als lauter Nachkommen der berühmtesten Poeten des 18. Jahrhunderts darstellt, sich bei ihnen einquartiert, brav bei ihnen zehrt und sie von ihrem Flaschenkeller kosten läßt. Der Dichter hat sich hier nicht vor Anachronismen gescheut, und wiewol die Handlung in diesem Jahre vorgeht, so soll der eheliche Pastor doch noch unter Sellert († 1769) studirt haben. Inzwischen ist diese Episode sehr ergötzlich, und die Lobrede auf Göthe, die, von der nächstlichen Geisteskränne aus dem Walde ertönt, Massello hält, unvergleichlich.

„Glücklicher Geist, sei ruhig, wir wollen dich nicht wecken! Wandle mit deinen Entzückungen und Schmerzen hinauf die Straße in die schöne Berkstörung! Wie? von Neuem sollen wir dir, dem Mädchen, vom großen Jammer unserer kleinen Zeit aufleben? von Neuem dich tragen lassen an der ungeheuren Last unserer Erbärmlichkeit? von Neuem dich verwunden mit den tausend kleinen Stacheln unsers Tadelns und unsers Lobes? Nein, Beschäftigter, geh ein in dein lächles Todtenreich! Du hast den Schicksalsstich, der dich dazu bestimmt, groß zu sein, mit Würde getragen: nicht wie gemeine Seelen hast du Lob mit Lob vergolten, eingekant der Befehle des größten Geistes, lechtest du Dir, die dich tadelten, und schlug dich der kleine Reib, du selbst reichtest ihm die andere Wangen hin. . . . Willten und geseufzt haben wir unter deiner strahlenden Größe; es ist nichts so unbedeuten, als Größe zu ertragen, und diese Beschwerde hast du uns reichlich aufgeladen. . . . Es ist nicht angenehm, übersehen zu werden, und wir wurden übersehen! Darum wecken wir dich gewiß nicht auf, altes Vorderhaupt! . . . Groß, unser Jahrhundert ist müßig und einsichtslos; es weckt keinen Lobten auf, besonders keinen großen! Vielleicht daß hier und da ein Liebchen ertönt, dessen Namen neanend, daß ein armer, blöder Knabe in der Angst seiner Seele bei brechendem Herzen und vorquellenden Thränen dir nachruft, oder daß ein vergessener Professor einer noch vergessenern Lehranstalt ein Wortlein von dir fallen läßt und sagt, daß du eine alte Kindersage, den Faust, geschrieben habest, die nicht schlecht sei; oder ein lustiger Franzose stößt deinen Namen im Fluch aus, weil er sich die loaderbare Geißle in den Kopf gesetzt hat, doch auch einmal etwas von einem alten, deutschen Autor zu lesen. Ja, ja! vergessen! sei gewiß, übersehen, du wirst vergessen! Wir freuen uns aus voller Seele, da wir so viele Dinge behalten müssen,

daß wir endlich einmal auch etwas vergessen dürfen, und bei dir dürfen wir es, da du groß bist; es ist sogar eine Pflicht, die alle kleinen Geister einander schuldig sind, und die wir treulich erfüllen wollen. Nichts, nichts soll uns an dich erinnern, selbst nicht einmal die neue Gotta'sche Ausgabe deiner Werke! Freut euch, Millionen der Erde! es gibt nichts mehr zu bewundern, nichts mehr zu verehren; der alte adelige Sängler ist todt! es gibt keinen Unterschied der Stände und der Geister mehr; wir sind Alle klein, glücklich, frei und gleich! o herrliches Jahrhundert!

Einem nicht undeutlich gezeichneten Gelehrten hat unser Verf. ein Loos in seiner Novelle geschaffen, das wir ihm im Leben wol gönnen möchten. Er wohnt in der Nachbarschaft des Pfarrers in einem köstlichen Rosengarten. Sein Landhaus ist nicht groß, aber geschmackvoll gebaut, aus dem Innern seines Gartensafons schimmern und blinken Blühsäulen, goldene Rahmen, rothe glänzende Stoffe, Blumenvasen. Dem Gelehrten selbst wird (S. 186 fg.) eine historisch-ästhetische Ansicht in den Mund gelegt, die derzeit zu den Repererien gerechnet wird.

Die Gesellschaft verläßt nun den Pfarrer und folgt einer Einladung auf das Landgut Baron Werner's, wo sich unvermuthet ein lange, gewiß auch vom Leser der „Betriffenen“ vermißter Freund, der Dritte Robert, einfindet.

Er war noch immer der stolze, übersehende, schöne Mann; die Jahre schienen wirkungslos über seinem Haupte dahingegangen. Seine Reichthümer hatten ihm Rang, seine Talente Ansehen verschafft; dennoch war Juliens Urtheil über ihn äußerst treffend; sie führte die Stelle aus dem Faust an: „Es steht ihm auf der Stirn geschrieben, daß er nicht mag eine Seele lieben!“ Er überredete Massello, mit ihm auf sein Landschloß nach England zu gehen. Der Russter willigt ein, doch bemerkte er gegen Eduard: „Ich weiß nicht, wie Euer Schicksal sich gestalten wird, ihr Lieben; aber mich holt nun der Teufel, dies ist ausgemacht. . . . Ich fürchte, es wird mit uns ein sehr böses Ende nehmen; die Dorothee unserer Jugend war zu genial componirt, als daß ein matted, alltägliches Finale irgend passen sollte.“ Eduard erkundigte sich nach der Gräfin Eva. „Wenn Sie sie sehen wollen, ich führe sie bei mir“, erwiderte Robert mit einem matten, überdrüssigen Ton. Er brachte eines der neuen englischen Taschenbücher zum Vorschein, das sich die Aufgabe gestellt, Portraits schöner und berühmter Frauen zu geben, und siehe, gleich auf dem ersten Blatte glänzten ihm die großen schwarzen Augen mit ihrem magischen Zauber entgegen. „Himmel“, rief Massello entzückt, „gegen dieses wunderbare Wesen sind wir doch Alle klein bürgerlich und profanisch; die Jugend selbst schämt sich, neben ihr tugendhaft zu bleiben. Würdte die Trefliche nun ihre Memoiren schreiben und als

Kupfer die Bildnisse all der häßlichen Jungen geben, denen sie das Roth von den Wangen gestohlen; diese kleine lächelnde Circe!" Robert schlug das Buch zu, und ein verblühtes Sächeln flog über seine Stirn.

Auch der Journalist mit seiner Frau Sophie, der Tochter des Barons, kommt noch zum Vorschein; der Letztern gibt der Dichter, der sie als Halbbürgerliche im ersten Theile einigermaßen gemißhandelt hatte, im zweiten Satisfaction. Er erzählt uns, daß ihre Erscheinung jetzt gewinnender war; daß die Würde als Hausfrau sie offenbar kleidete, und daß, obgleich sich noch immer das Unstete, Flüchtige in ihrem Wesen zeigte, doch eine gewisse Aufmerksamkeit bemerkbar war, die sie auf sich und ihre Umgebung wandte. Inzwischen wirft er immer noch ein Streiflicht von Lächerlichkeit auf sie, indem er dieselbe sich laut ihrer deutschen Hausfrauschaft rühmen läßt, der das Gemeinwesen nicht fremd ist und die am Thun und Reden der Männer Theil nimmt.

Dieses bunte Schattenpiel könnte noch lange fortgehen; aber es schließt auf einmal mit einer Apotheose der Sinnlichkeit, mit dem Bilde des trunkenen Abtes, dem Massello eine launige Standrede hält. Allen Wünschen eines befriedigenden Schlusses hat der Dichter somit Hohn gesprochen. Warum er die Novelle „Eduard“ betitelt hat, wissen wir auch nicht. Wahrscheinlich aus demselben Grunde, aus welchem die „Trachinierinnen“ des Sophokles, und der „Trinummus“ des Plautus diese Namen von Personen führen, die in dem Stücke so gut als nichts zu bedeuten haben. Sehr wichtige Personen des ersten Theils, wie Gotthold, Emilie, der Graf Eberhard, kommen im zweiten gar nicht mehr zum Vorschein.

Mag aber immerhin diese Erzählung eine sehr incohärente Novelle sein, sie ist nichtsdestoweniger ein ungemein reiches Buch, denn die obenberührten Nebenrollen führen uns in die köstlichsten Ansichten über Leben und Kunst hinein, und ein vollgehaltiger Dialog um den andern, in meisterhaftem Style abgefaßt, von Ideen überströmend und zu neuen Ideen erweckend, wird uns geboten. Wer diese Ideen mittheilt, ist uns ziemlich gleichgültig, und wir wollen uns z. B. nicht darüber aufhalten, daß der sonst als albern dargestellte Theaterdirector Müller S. 54 fg. in einen Strom von echtpoetischer Darstellung über die alten Schlösser aus dem vorigen Jahrhundert und ihre Gespenstergeschichten sich ergießt. Weil der Verf. von Geist, Witz, Phantasie und Laune überfließt, so scheint es ihm nicht anders möglich gewesen zu sein, er mußte auch seinen dümmsten Personen ein kleines Legat von jenen Schätzen vermachen.

Der Raum gestattet uns nicht mehr, Auszüge zu geben. Wir wollen daher dem Leser nur andeuten, was und wie mancherlei er von diesen Nebensachen, die aber am Ende die Hauptsache im Buche sind, zu erwarten hat. Die Galerie eröffnet sich mit einer vortrefflichen, höchst originellen Abhandlung über den Einfluß des Stubenlebens auf die Gestaltung des Menschengeistes und über die Verdrängung der Natur; dann folgt eine Poeten- und Philosophenlandkarte von Deutschland, ungefähr nach dem

Vorbilde der Gourmandkarte in den französischen Schwankalmanachen (S. 1—16). Aus Veranlassung der neuern französischen Literatur wird die Romantik abgehandelt (S. 17—32). Das Theater auf dem Schlosse führt zu seinen dramaturgischen Bemerkungen (S. 33 fg.). Die mannichfaltigen Sektendarstellungen sind am wenigsten original, sie erinnern an Tieck durch die Gattung vom Hermor, der daran verschwendet ist, und an Walter Scott durch die Aeußerlichkeit, mit der sie behandelt sind; doch finden sich auch hier neue Lichtblicke und Tiefen (besonders S. 109 fg., 125 fg.). Höchst eigenthümlich ist die warme Vertheidigung der Perückenzeit Ludwig XIV. (S. 144 fg., 178 fg.); mit Lust wird man die Urtheile über die neuesten schwäbischen Dichter lesen (S. 176 fg.). Von den vortrefflichen Gedanken über das Klosterleben ist oben gesprochen; über Poesie ist eine ganze Funkenmasse durch das Buch gestreut; aber die prosaischen Kunstansichten der Gräfin, mit so ernsthafter Miene sie auch vorgetragen sind (S. 177—180), können doch wol nur Francis sein. Der Gelehrte outlet diese Ansicht noch. Er sagt gedehnt:

Das Jahrhundert der Ideen ist ein sehr unangenehmtes Jahrhundert, ich ziehe unbedingt das Jahrhundert des Genies vor. Es ist anstrengt weit angenehmer, über ein Liebdien von Escourt zu lachen, als über das Verhältniß der Unterthanen zu ihrem Herrscher sich den Kopf zu zerbrechen; und am Ende wiegt doch eine Minute, in der man lacht, zehn Jahre auf, die man mit Gräbeleien zugebracht.

Mit diesem Paradoxon wollen wir schließen und den Gräbeleien über ein Buch ein Ziel setzen, das uns, bei aller Unform, nicht nur viel zu lachen, sondern noch viel mehr zu schauen, zu denken und zu empfinden gibt. 2.

Denkwürdigkeiten aus meinem Leben und aus meiner Zeit. Ein Beitrag zur Geschichte Deutschlands, vornehmlich aber Württembergs und dessen Verfassung, von Karl Friedrich Ditzinger. Erster Theil. Tübingen, Pfander. 1833. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Gr.

Es ist mehrfach der Wunsch geäußert worden, die Litteratur Frankreichs möchte insofern bei uns Deutschen Wurzeln schlagen, daß auch bei uns Männer, deren Leben und Verhältnisse ein hinreichendes Interesse bieten, ihre Aufschauen und Begebnisse in dieser Art von Selbstbiographien mittheilen, und gewiß ist zur Kenntniß einer gegebenen Periode nicht dienlicher als dies. Seit einiger Zeit sind denn auch in Folge einiger achtbaren Beispiele dergleichen Schriften mehr in Deutschland erschienen, und die vorliegende kann als ein erfreulicher Beitrag zur näheren Kenntniß eines merkwürdigen Lebenschnittes, namentlich in Bezug auf Württemberg, betrachtet werden. Der Verf., welcher sich der juristischen Laufbahn widmet, bekleidete während der Regierung des letztverstorbenen erlm Königs von Württemberg mehrere öffentliche Aemter und war wesentlich zu Commissionen mehrfacher Art gebraucht. Ihn wurde dadurch Gelegenheit, manche Verhandlungen und Ereignisse sehr in der Nähe zu sehen; er kam mit mehreren Staatsmännern und höhern Militairs in amtliche Berührung, und bei Ergebnis seiner Wahrnehmungen und Erfahrungen wird uns von ihm in diesen Denkwürdigkeiten mitgetheilt.

Als ein echter Deutscher fängt er übrigens seine Dichtungen ziemlich ab ovo an, und so interessant die Mittheilungen über seine Geburt, seine Großväter, Aeltern, Geschwister und Oheim, die Berichte über seine Gymnasial- und akademische

Wieder zu dem Zweifel am nächsten Grunde sein müßte; so kann allerdings dem entgegenzusetzen. Erfahren der Mensch nicht verargt werden... er möchte diese Dinge etwas weniger stark geschätzt haben. Doch, wir wollen mit dieser Ausdrückung nicht aufhalten und lieber Einiges über das allgemeine Interessentem, was das Reich enthält, mittheilen.

Seit ein Jüngling der zu ihrer Zeit so berühmten Karlschule in Stuttgart, bedauert D. mit Recht das plötzliche Aufhören derselben nach dem Hinscheiden ihres Stifters. Herzog Ludwig Eugen war gegen diese Anstalt, ohne sie je näher gekannt zu haben, eingenommen worden, und die Folge war, daß sogleich nach seinem Regierungsantritt die Karlschule aufgehoben wurde. Wenige Jahre nach diesem Ereignisse begannen auch für Württemberg die großen Erschütterungen, welche seitdem ganz Deutschland umwandelten, und wie auf Alles, so äußerten sie auch ihren Einfluß auf die Privatlage des eben erst in die juristische Praxis eingetretenen Verfassers.

Es war um diese Zeit ein anderer Geist über die Menschen gekommen; die aus Frankreich herüberwehenden Ideen regten manchen schlummernden Gedanken auf, und das sonst so süß- und gehorsame deutsche Bürger- und Volksthum fing an in Wort und That, in einzelnen Reden und in allgemeinen Landständischen Forderungen sich auf eine Art vernahmen zu lassen; die allerdings gegen die frühere mitunter sehr abfah- und nochwendig den hiesigen durchaus nicht gewohnten Behörden und Machthabern als sehr fremd und verworren erscheinen mußte. Es entspann sich um diese Zeit in Württemberg eine Reihe von Conflicten zwischen den alten Ständen des Landes und der Regierung, die, verbunden mit den kriegerischen Ereignissen der Zeit, zu mannichfachen Veränderungen Anlaß gaben und die Regierung des durch seine früheren Kriegsdienste an Militärsubordination gewöhnten Herzogs Ludwig Eugen verschiedentlich erlitten und sich bis zu dessen im November 1797 erfolgtem Hintritte fortspannen.

Der Nachfolger dieses Fürsten, Herzog Friedrich II., später Kurfürst und dann König, suchte Anfangs, wie uns der Verf. versichert, mit aufrichtigem Herzen ein besseres Verhältnis zwischen der Regierung und den Landständen herbeizuführen. Es wurden Vergleichsverhandlungen eingeleitet; bald zerfiel sich die Sache aber wieder; die Spannung wurde größer als jemals, der kaiserliche Reichshofrath mischte sich in die Sache, und dies sowohl als die waltenden Ereignisse verschlimmerten das Uebel vollends. Die republikanischen Hefere stützten bald legend, bald besiegte hin und her; die Kassen des Landes waren groß, die über Rheinischen Ideen wurden immer verbreiteter, die Feindseligkeit zwischen Dem, was an der alten Zeit hing, und Dem, welche von der neuen Hülfe und Besserung hofften, ward schärfer, und damals war es, daß man anfang demagogische Umtriebe zu fürchten und — demgemäß auch zu erblicken.

Die Festung Asperg, dies alte und berühmte Staatsgefängnis, erhielt viele Bewohner. Das Commando der kaiserlichen, zu jener Zeit wieder vordringenden Armee meldete, es existire in Württemberg ein weit verzweigtes Complot zur Revolutionirung von ganz Schwaben, und einige Landtagsdeputirte, einige Offiziere, einige Advocaten, ein Regierungssecretair, ein Registrator, ein Posthalter, ein Kaufmann und ein Postmacher wanderten in die Kerker von Hohensasperg, während eine Staatscommission ernannt ward, die Verbrecher zu richten und das Geheimnis an den Tag zu ziehen. Dies Alles geschah im Winter 1799—1800, und das Resultat war, daß die Meisten ihre Freiheit wiedererhielten, einige Andre aber später in das Janer von Deftrich abgeführt und zuletzt des Landes verwiesen wurden.

Die Waffen der französischen Republik waren untreue Handen brennend geworden. Herzog Friedrich mußte sich mit seiner Familie nach Erlangen flüchten; als die Kriegslasten wuchsen dem Lande immer beschwerlicher, und als in Folge des Friedens zu Lunenburg der Herzog zurückkehrte, da begannen die Zwistigkeiten zwischen ihm und den Landständen von Neuem, und

der Particularliebe, den Württemberg mit Frankreich (schon) die Erhebung des Herzogs zum Kurfürsten und die beträchtlichen Territorialerweiterungen, welche das Land in Folge des neuen politischen Systems erhielt, vermochten dennoch nicht die längstgeschwundene innere Zufriedenheit wieder herbeizuführen. Der Streit und Haber dauerte bis zu dem Augenblicke fort, wo unter Napoleon's Schutz die altwürttembergische Landesverfassung vor der neuen Königswürde auf immer dahinsank. Im 30. Dec. 1805 ward die Aufhebung der Verfassung decretirt, und am 1. Jan. 1806 Württemberg als Königreich proclamirt. Dem Verf. hatte dies Alles mehr oder minder berührt, und da er es sich hatte einfallen lassen, einige Flugschriften auszuarbeiten, in welchen er das Steuerwesen, die Umlage der französischen Contribution und andere staatswirthschaftliche Gegenstände nach Kant'schen Grundsätzen prüfte, und die viel Leser fanden, so konnte es nicht fehlen, daß er bald für einen gefährlichen Menschen ausgeschrien ward. Hierzu kam noch, daß mehr der Anfang 1800 als demagogische Umtriebe Verfaßten Bekannte und eifrige Universitätsfreunde des Verf. waren, und so fehlte denn wenig, daß nicht auch er die Zahl der Bewohner von Hohensasperg vermehrte.

In Betreff der Aufhebung der alten Stände erzählt der Verf. u. A. noch, daß, als der Kurfürst unter dem Vorwande, dieselben würden ihm die erforderlichen Gelder und Rekruten verweigern, ein engeres Anschließen an Napoleon, der damals zu der Schlacht von Austerlitz marschirte, abzutehnen suchte, Napoleon kurz erwidert habe: „Chassez les bougres! denn damals schon sei es dessen Plan gewesen, allen jenen deutschen Fürsten, welche sich mit ihm vereinigten, eine unumschränkte Macht zu geben, damit sie desto besser seine Forderungen zu befriedigen im Stande seien.

Später erblickten wir den Verf. als Secretair bei der, mit Besignahme gewisser an Württemberg gefallenen Landestheile im Breisgau beauftragten Commission, wo derselbe vielfache Gelegenheit erhielt, seiner Regierung nützliche Dienste zu leisten und einige Benachtheiligungen abzuwenden oder doch wenigstens mindern zu helfen, die derselben durch mancherlei Conflict mit dem Willen des damals allmächtigen Napoleon erwachsen. Bald darauf wurde Hr. D. zum provisorischen Landescommissair im Breisgau ernannt; eine Stellung, die ihn jedoch oft in schwierige und unangenehme Verhältnisse brachte, seit Napoleon sich gewissermaßen persönlich in die Angelegenheiten der Breisgauer mischte, wobur natürlich Hr. D.'s Lage höchst delicat ward, sobald er allerdings Ursache hatte, froh zu sein, als er nach Stuttgart zurückgerufen und kurz nachher zum Mitglied der damals die Säkularisation der Klöster vollziehenden Commission ernannt wurde. Leider gebürte aber auch dieses Geschäft wieder zu denen, welche ihrer Natur nach für den damit Beauftragten her Dornen mancherlei trugen, und die zum Theil für den Verf. um so schärfer waren, da ihn persönliche Bekanntschaft mit manchem achtbaren Mitgliede jener Commission verband, die jetzt ihre alten Vorrechte, ihre Unabhängigkeit und ihre Besitztümer dem großen Ganzen zum Opfer bringen mußten. Auch war hin und wieder die Stimmung des nach am Alten lebenden Volkes diesen Aenderungen wenig geneigt und daher doppelt nöthig, daß, um jede unangenehme Reibung zu vermeiden, die Sache mit großer Vorsicht und Rücksichtnahme geführt wurde, während auf der andern Seite die befehrigende Regierung aus politischen, mit ihrer Stellung zu Frankreich zusammenhängenden Gründen energisch und vorzüglich schnelle Betreibung forderte. Die Nichtübereinstimmung des Verf. mit den übrigen Mitgliedern der Commission und besonders mit dem Director über die Art und Weise des Verfahrens machte seine damalige Stellung noch unangenehmer, und höchst erwünscht war ihm gegen Schutz 1806 der Ruf zu der Generallandescommission in Stuttgart, wo er den Auftrag erhielt, eine satifische Uebersicht über die hohensaspergischen, Salm-Reiferscheid'schen, Deutsch-Orden- und reichsritterschaftlichen Besitzungen und Aemter zu entwerfen, welche den Arbeiten der

hast darauf errichteten Centralorganisationscommission zur Grundlage dienen sollte. Diese Commission sollte als die der Krone Württemberg in Folge der politischen Veränderungen in Deutschland zuzuführenden Gebietsvertheilung zu einem organischen Ganzen verschmelzen und so aus den vielen kleinen Einzeltheilen ein wohl und zeitgemäß gestaltetes Ganze bilden. Bald riß jedoch ein neuer Befehl Hrn. D. abermals aus diesen Verhältnissen, indem er den Auftrag erhielt, in Staatsgeschäften nach Wien zu reisen, um daselbst mit dem damaligen Minister, jetzigen Fürsten Metternich, dem Grafen Stadion und dem ehemaligen Reichshofkammerpräsidenten Grafen Dietrich-Wallerstein, als Specialbevollmächtigter des Königs von Württemberg über die Erbschaftsangelegenheit der verstorbenen Herzogin Sophie Albertine von Württemberg, geb. Gräfin von Neuchâteau, zu conferiren; eine Sache, die auch ganz zur Zufriedenheit seines hohen Adlers ausfiel, und wobei während seines Aufenthaltes in Wien Hr. D. Gelegenheit hatte, den Geist und die Art und Weise des östreichischen innern Verwaltungssystems in mehreren Zweigen kennen und schätzen zu lernen. Noch während seiner Anwesenheit in Wien erhielt er von Stuttgart aus die Ernennung zum Oberamtmann in Wehrach, wozu er sich sogleich nach seiner Rückkehr begab. Dies neue Amt nahm nun seine Thätigkeit wieder sehr in Anspruch. Es war viel zu ordnen, Vieles anzuzureichen und gewissenmaßen Alles erst dem neuen Zustande der Dinge anzupassen, und es ist natürlich, daß es hierbei an Schwierigkeiten und Consuetudin nicht fehlen konnte. Das Anerkennen von Seiten seines Monarchen sowohl als einer Menge der verständigsten und durch ihre Stellung bedeutendsten Männer des Landes ward ihm jedoch zum Lohn für seine Arbeit. Er hatte die Freude, als später der Krieg ausbrach und Napoleon den Schlachten von Ulm, Austerlitz und Wagram mit seinen Scharen zugegen, manche Mühe und Beschäftigung von dem seiner Thätigkeit anvertrauten Bezirk abwenden und dadurch sich den Dank der Bewohner erwerben zu können. Hr. D.'s Stellung war indessen trotz dem in dieser Zeit keineswegs bedeutendwerth. Der Geist der Unzufriedenheit, welchen Napoleon's Gewaltthätigkeit in Deutschland erzeugte, begann sich immer lauter zu regen; es entstand der Ligenbund in Tirol und Vorarlberg organisirten sich Aufstände, und die Emigrirten der Despoten in Sachsen und Franzen führten Unruhen in mehreren Landeshtheilen Württemberg's herbei. „An allen Orten, wo die Despoten hinkommen“, erzählt der Verf., „wurden Proclamationen verbreitet und das deutsche Volk, dessen hochberühmte Versinnungen und deutscher Sinn gerühmt ward, aufgefordert, sich an Despoten's gerechte Sache anzuschließen“, während auf der andern Seite in Stuttgart dies sehr übel bemerkt und denen, die diesen Aufruhr leiteten, durch Niederlegung eines Martialgerichtes und Hinrichtung von 6 Hausvätern aus der Gemeinde Margotshausen, theils durch den Strang, theils durch Erschießen, ingleichen durch Anschläge der Namen Derer, welche sich noch zeitig genug durch die Flucht retteten, an den Galgen sowie durch zahlreiche Verhaftungen und dergl. m. grantverurtheilt ward, bis endlich die Besiegung Despoten's und die gänzliche Unterdrückung der Aufstände in Tirol und Vorarlberg diesen verhassten Unruhen ein verlässiges Ziel setzte, womit gänzlich gleichzeitig eine abermalige Verlegung des Verf. stattfand, indem derselbe im November 1809 als Oberamtmann in Stuttgart inkallirt ward, und von da an eine Reihe neuer Organisations in Württemberg begann. Aber auch diesmal blieb Hr. D. nicht lange auf diesem neuen Posten, denn schon in der Mitte des J. 1811 wurde er mit dem Titel eines Regierungsrathes auf die Oberamtei Ravensberg versetzt; ein Posten, welcher in der ersten Zeit wieder eine Menge unangenehmer Amtsverhältnisse herbeiführte, die sich indes nach und nach durch Hr. D.'s umsichtige Klugheit beseitigen und ihm das Leben an diesem Orte durch angenehme gesellschaftliche Verhältnisse er-

leichterten, während die fortschreitenden Ereignisse seiner Thätigkeit unausgesetzt in Anspruch nahmen, bis ihn im J. 1815 das Stadtdirectorat in Stuttgart übertrug, was, in welchem Orte er am Schluß des März anlangte, und was dieser erste Theil des „Denkwürdigkeiten“ schließt. Demnach kann man um so mehr mit Verlangen entgegensehen, wie er bereits der erste des Interessanten und Bemerkenswerthen dieses enthält.

Taschenbuch der Geographie. Nebst 21, dem Text des fägsten, sein geschnitten und illuminierten kleinen Karten. Magdeburg, Ctesug. 1833. 16. 1 Zfr. 12 S.

So sauber auch der Druck und herrlich der Inhalt, müssen wir doch gestehen, daß dieses Taschenbuch zum Glück viel zu oberflächlich und demnach ungenügend ist. Zwar es Eigenthümliche ist es aus dem ersten besten geographischen Handbuche auszuschreiben. Die Karten sind auch keineswegs besonders fein, ja die Grenzen verdecken durch die zu feine feinen die Schrift. Auf Italien ist gewisse Maps, auf kein einziger Ort angegeben, und zwischen Rom und Neapel das einzige Perugia. Auf Amerika steht Brasilien, Peru, Billa Boa ist verzeichnet. Das Allgemeine jauss' allgemeine Welttheils wird auf zwei Seiten abgehandelt, und Europa heißt es z. B. bei Sachsen: „Reisung an der Elbe etc.“ C. Universität, Witten“. Und so bei den übrigen Staaten, und so bedeckt die Bichtigkeit, anzumerken, daß aus dem Handbuche aufgeschlossen sind.

W i c e s t e n .

Für die blinden Verehrer des Mittelalters.

Schon die bekannte Regula Benedicti zeugt von hohen wissenschaftlichen Tendenz; Leben und Charakter der heilige Benedict von seinen Mönchen gar nicht erst eine notwendige Bildung. Auf der Kirchenerweiterung in Gallien im Jahre 451 waren 40 Bischöfe, die nicht nur noch schreiben konnten. Nach Frankreich hatten die Bischöfe auch keine wissenschaftliche Bildung gebracht. So lautet der Brief (Capitul. de 789) über ihre sermons in ihrer negligentia discendi und ihrer lingua incoherens, aber in andern Stellen (Capitul. de 802) über ihre sermons in horrore nicht dem rechten Namen nennen dürfte. Der heilige St. Gallen war seiner gelehrten Mönche wegen berühmt, man ersieht aus der Geschichte desselben von 1207, daß es Zeiten geanden, in denen das ganze Capitel nicht schreiben konnte. So heißt es in einer Urkunde vom J. 1297: „scribendi periticia careamus“, und vom J. 1297: „non scribendi periticia careamus“. Mehr darüber steht im Jahrgange des „Coptromgen“, Heft 3.

Diderot über Schaffpeare.

„Je ne le comparerais ni à l'Apollon de Belvédère, ni à Gladiateur, ni à l'Antinoüs, ni à l'Hercule de Clèves, mais bien au St. Christophe de Notre-Dame, lequel est gravé grandement sculpté, mais entre les jambes duquel passez tous sans que notre front touchât à ses poitraines.“ Ein für einen Franzosen aus der Mitte des Jahrhunderts in jedem Falle merkwürdiges Urtheil. Es klingen dagegen Napoleon's Worte: „Ich habe ihn selbst gesehen und nicht darin gefunden, das Dem, was Corneille es eine sagen, gleich käme. Man kann seinen Fehler lesen, ohne ihn zu bemitleiden.“ (Zitirte aus dem „Denkwürdigkeiten über das Consulat etc.“, S. 309 der deutschen Übersetzung.)

Donnerstag,

Nr. 58.

27. Februar 1834.

Wer soll studiren?

Das ist eine Frage, auf welche anscheinend mit großer Leichtigkeit geantwortet werden kann: Derjenige, welcher das Zeug dazu hat. Aber nun fragt man weiter: wozu besteht dieses? Und da sind die Ansichten stets sehr verschieden gewesen, ja, in einer Zeit, wie die unsrige, wo immer entschiedener neben der eigentlich gelehrten Berufsthätigkeit und der durch Schul- und Universitätsunterricht erlangten Tüchtigkeit zu einem Staatsamte die ökonomische oder technologische Richtung hervortritt, die, ohne die genannte Bildung auf dem bisherigen Wege erlangt zu haben, doch Anspruch macht, zu den ersten Classen der Gesellschaft gezählt zu werden, in einer solchen Zeit, sagen wir, ist die Beantwortung jener Frage noch schwieriger. Ueberdies haben die noch nicht allzu fern liegenden Zeiten der französischen Revolution und des Napoleon'schen Kaiserreiches uns eine große Anzahl tüchtiger und gescheiter Männer in den ersten Staatsämtern gezeigt, die ihren Cursus ganz und gar nicht in der gewöhnlichen Art gemacht hatten, obgleich sich nicht leugnen läßt, daß die Bramten aus der alten gründlichen Schule, ein Porcassé, Etmeon, Reishard, Bourgoing u. A., bei genauer Beobachtung einen merklichen Vorzug vor einem Champogny, Beugnot und den vielen Gesandten, Präfecten und Unterprefecten hatten, die recht eigentlich Kinder der Revolution waren. Auf der andern Seite aber hat sich trotz jenen Erfahrungen, seitdem Europa wieder in Frieden lebt, eine außerordentliche Studirlust oder Studirsucht gezeigt. Der Geistliche will in der Regel, daß sein Sohn wieder ein Geistlicher werde, dieselbe Laufbahn, die er durchgemessen hat, durchmachen, ja, wo möglich, ihm abjungirt werden soll; der Jurist zuckt die Achseln, wenn sein Sohn nicht Lust bezeigt, ebenfalls sich dem Dienste der Themis zu widmen; Bürger und Bauern, tüchtige Menschen in ihrer Art, haben keinen größern Wunsch, als ihre Kinder im Priesterkleide zu sehen und wenden oft Alles an, um aus ihrem Sohne, der weit besser ein wackerer Bürger oder einsichtsvoller Landwirth geworden wäre, einen mittelmäßigen Geistlichen zu machen. Das gute deutsche Sprüchwort: „Handwerk hat einen goldenen Boden“, scheint ganz seinen Klang verloren zu haben, und es ist recht sehr zu wünschen, daß unsere Zeit mit ihren Real- und polytechnischen Anstalten,

daß die steigende Achtung des Fabrik- und Handelsstandes und die muthmaßlich zunehmende Anzahl guter Köpfe, die sich auf wissenschaftlichem Wege den genannten Studien widmen, dazu beitragen möge, ein richtiges Verhältnis zwischen der Schul- und Büchergelehrsamkeit und der auf praktische Zwecke gerichteten Thätigkeit zu vermitteln.

Jene außerordentliche Studirlust und jener gewaltige Andrang zu Staatsämtern mußte selbst die Regierungen besorgt machen. Wiederholte Verordnungen und Abmahnungen (wie in Preußen und in Weimar), sprachen dies aus, die Prüfungen wurden geschärft, ja man ging damit um, wie in Kurfessen und in Sardinen, die gelehrten Studien nur zum Eigenthum bestimmter Classen in der Gesellschaft zu machen. Neben diesen Bemühungen der Regierungen verdient auch das Unternehmen des Medicinalraths Vogel in Blogau erwähnt zu werden, der 1829 einen Preis von 200 Thalern für die beste Abhandlung aussetzte, in welcher die untrüglichsten Zeichen angegeben wären, nach welchen sich ein junger Mensch mit Erfolg der Theologie, Jurisprudenz oder Medicin widmen könnte. Das preussische Ministerium der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten übernahm es, dem Würdigsten den Preis zuzusprechen, und ertheilte ihm der Abhandlung des Professors der Theologie, Theodor Feiz in Strassburg, die im vorigen Jahre unter dem Titel:

Versuch über die zu dem Studiren erforderlichen Eigenschaften und die Mittel, dieselben am Knaben, Jüngling und Mann zu erkennen (1 Theil. 4 Gr.), bei Fr. Perthes in Hamburg erschienen ist.

Wie haben es also hier mit einem Buche zu thun, welches recht unmittelbar in die Bedürfnisse der Zeit eingreift. Wenn nun gleich die bloße Lectüre der Feiz'schen Schrift nicht hinreichen kann, den Leser entweder vom Studiren abzugleichen oder ihn dazu anzutreiben, gleichwie Jemand Niemeyer's pädagogisches Werk durchgelesen haben kann und darum doch ein schlechter Erzieher ist, oder wie Hippel's Buch über die Ehe nicht allein den Leser zum guten Ehemann machen wird, so ist doch die vorliegende Schrift schon deshalb verdienstlich, weil sie die Aufmerksamkeit des lesenden Publicums auf einen so wichtigen Punkt unserer gesellschaftlichen Cultur richtet. Dies Verdienst aber wird noch durch die sehr wohlwollende Gesinnung des Verf., durch sein sichtlich Bestre-

ben, zu nützen, und durch seine praktischen, aus dem Leben gegriffenen Beobachtungen bedeutend erhöht. Endlich ist auch die Sprache des Buches edel, innig und der Würde des Gegenstandes angemessen.

Das Vorwort nennt die benutzten Schriften ähnlichen Inhalts. Des Spanier Puerta's „Prüfung der Köpfe“ war das berühmteste Werk dieser Art, doch für den Zweck des Verf. ganz unbrauchbar. Weit nützlicher waren ihm Carus' „Psychologie“, Fichte's „Ueber das Wesen des Gelehrten“ und Haffner's „De l'éducation littéraire“. Unabhängig jedoch von ihnen geht der Verf. seinen eignen Weg. Im ersten Theile spricht derselbe von den philosophischen, mathematischen, physischen, historischen und philologischen Hülfswissenschaften klar und geordnet, ohne jedoch hier auf Neuheit der Ideen oder auf absolute Vollständigkeit Anspruch zu machen. Dasselbe gilt von der nun folgenden Uebersicht der Medicin, Jurisprudenz und Theologie, wo der Verf. stets nach den besten Hülfsmitteln zu arbeiten bemüht gewesen ist und demnach Denen, die der genannten Disciplinen noch ganz unkundig sind, einen guten Leitfaden zur Orientirung an die Hand gegeben hat. Aber unpassend ist es, daß (S. 28) die Schriftsteller des alten Roms nur als „Nachahmer der Griechen“, wengleich als „selbständige, geistvolle Nachahmer“ bezeichnet werden, oder wenn es (S. 35) heißt, daß der Arzt „der Kenntniß des Griechischen oder der griechischen Philologie unter Anderm wegen der aus dieser Sprache hergenommenen Namen von Krankheiten bedarf, bei denen er sich öfters nichts Bestimmtes denkt, wenn er die Sprache nicht versteht“. Der Zweck classischer Vorbildung ist doch wol ein höherer.

Welt selbständiger tritt Hr. Friz im zweiten Theile (S. 78 bis zu Ende des Buchs) auf. Hier ist es der Gegenstand seiner Abhandlung, die physischen, ganz vorzüglich aber die geistigen Eigenschaften anzugeben, die sich bei Dem vereinigen müssen, der zum Studium der Vorbereitungs Wissenschaften, sowie der Medicin, Jurisprudenz oder Theologie tauglich genannt zu werden verdient, und dann die Art und Weise anzugeben, wie diese Eigenschaften am Knaben, Jüngling und Mann mehr oder weniger deutlich erkannt werden können. Dabei hat der Verf. stets den Grundsatz vor Augen, daß es in Bezug auf das Uebergehen und Hinzulassen zu den Studien besser werden solle, und daher auch bei seinen Forderungen einen mehr idealen Standpunkt eingenommen. Zu den physischen Erfordernissen rechnet er eine untadelige Bildung des Körpers, gutes Gesicht und Gehör, Gesundheit und Kraft des Körpers (die zu läppige Fülle der Gesundheit ist oft nachtheilig), eine kräftige physische Erziehung, und bespricht zuletzt die Fragen, ob ein Jüngling, der sich den Studien widmet, Vermögen haben müsse (S. 89—92), und ob sogenannte gelehrte Reisen nach vollendeten Universitätsjahren nützlich wären (S. 92 fg.). Wie sich der Verf. im ersten Falle entscheidet, ist leicht abzunehmen; es möchte wol dringend rathsam sein, daß der ganz arme Jüngling sich, wenn er nicht ausgezeichnete Talente mit ausgezeichnetem Fleiße und guter Gesundheit verbindet,

von den Studien abwende. Den akademischen Leuita ist der Verf., und zwar mit Recht, auch nicht hold. In solches Herumschweifen auf andere Akademien und in andern Städten ist nur in den wenigsten Fällen für die wahre Bildung ersprießlich. Die geistigen Eigenschaften als die Kraft und Lebendigkeit des höhern Verstandes, Aufmerksamkeit, Beobachtungsgabe, Fleiß, die Abneigung gegen die Studien, keine Neigung, sich ein nahes Ziel zu stecken oder Alles auf einmal erfassen zu wollen, moralisch-religiöses Gefühl, Phantasie, Gift für das Schöne u. A. m. werden allerdings von würdigen Erziehern und Aeltern stets berücksichtigt werden, es bedürfte also für solche keiner längern Auseinandersetzungen. Aber da die Friz'sche Schrift auch für solche Aeltern bestimmt ist, die, selbst rathlos, einer fremden Hilfe bedürfen, so wollen wir um dieses Zweckes willen ganz in Ausführlichkeit nachsehen. In einem weit höhern Grade haben uns die nachfolgenden Schilderungen der Jurisprudenz, Medicin und Theologie angesprochen. Hier spricht sich das warme Gefühl des rechtlichen und für die Wissenschaft begeisterten Mannes mit der Einsicht des Universitätslehrers. Wie der Mediciner klug, vorurtheilsfrei, freundlich, heiter, nicht stolz, menschlich, voll Mitleid, kenntniß, Klugheit, Geistesgegenwart, oratorischer Sinn für Recht, Gerechtigkeit und Religion haben wir wie endlich ein künftiger Theologe des Gefühls für Religion, Menschenwohl und das Schickliche, des Gefühls für Pflicht und Reinheit der Gesinnung, des Verstandes, des Fleißes, der Umsicht und des oratorischen Talentes zu entbehren kann, wird schön und deutlich (S. 164—165) dargezogen, ja, es ist wol nicht das kleinste Lob für Hr. Friz, daß seine Schilderungen aus dem Gebiete der Jurisprudenz und Medicin denen aus dem Gebiete der Theologie keineswegs nachstehen. Nur auf S. 267 hat der Verf. dem Militate Unrecht zu thun, wenn er die Armeen als eine „Masse so vieler, größtentheils untauglicher Menschen“ bezeichnet, die nur durch die höchste Strenge zusammengehalten werden kann. Die Soldaten des constitutionellen Vaterlandes würden ihm solche Inbrücke übel nehmen, obgleich Ref. grade in Bezug auf diese von der Nothwendigkeit großer Strenge überzeugt ist. Aber die Soldaten anderer Länder, wir wollen an Preußen und Sachsen erinnern, dürfen nicht mit jenen gewordenen Truppen früherer Zeit verwechselt werden, mit denen zwar Friedrich der Große Wunderthaten that, da man sogar in dem freien England, wo die politische noch mehr als in andern Ländern regiert, gemeint hat, daß der Soldat jetzt zu gebildet sei, um Strafen belegt zu werden, die man sonst bei gemeinen Truppen für nothwendig hielt.

In einer zweiten Auflage wünscht Ref. noch manche liche und anregende Beispiele hinzugefügt zu sehen, die leicht Raum gewonnen werden kann, wenn die einzelnen weggelassen. Auf jüngere, unbedeutendere Biographien, durch deren Benutzung das Leben

der Theorie entfernt und der stehende Jüngling in eine ihm werthe Verbindung mit der Vergangenheit und Gegenwart gesetzt wird. Aber auch in der jetzigen Gestalt verdient das Feig'sche Buch den Aestheten dringend empfohlen zu werden, da durch dasselbe manches Vorurtheil entfernt werden kann. Jüngern Lesern aber müssen wir die Lectur desselben nicht minder dringend anrathen, da der Verf. von einer so warmen, reinen Liebe zur Wissenschaft beleiht ist und so aufrichtig wünscht, dieselbe verbreitet zu sehen.

14.

Das Nordlicht. Proben der neuern russischen Literatur von Karoline von Janisch. Erste Lieferung. Dresden, Arnold. 1833. 8. 1 Theil. 8 Gr.

Auch dies versprechende Werk gehört zu den Arbeiten, welche sich seit längerer Zeit häufiger als bisher bemühen, die Kenntniß und Theilnahme an den neuesten Hervordragungen der mächtig fortschreitenden russischen Muse unter uns zu verbreiten, und die wir aus vollwichtigen Gründen in diesen Blättern schon mehrmals willkommen geheißen haben. Ein lebhafter Quell der Poesie strömt durch die Dichtungen Puschkina's, Somoff's, Baratsinsky's, durch die russischen Volkslieder, Dostoff's und Benewitjnow's Arbeiten, der nicht anders als erregend auch auf uns zurückwirken kann; die Herausgeberin dieser Proben der schönen Literatur Rußlands aber ist eine so vollendete Uebersetzerin, daß wir den ganzen originellen Reiz dieser Poesien durch sie ohne Störung irgend einer Art mittheilen. Die Sorgfalt, die Genauigkeit und die harmonische und rhythmische Reinheit ihrer Verse übertrifft weit Alles, was wir bis jetzt von Versuchen dieser Art kennen, und an diese Uebersetzerin in der That scheint uns der Ruf ergangen zu sein, die ersten vollendeten deutschen Bearbeitungen russischer Originaldichtungen zu liefern. Wir können daher auch nur wünschen, daß diesen Proben bald größere und eben so reiche Lieferungen folgen mögen.

Der Inhalt der vorliegenden Lieferung besteht aus Prosa, aus lyrischen, epischen Poesien, Bruchstücken größrer dramatischer und epischer Gedichte und endlich aus Originalgedichten der Uebersetzerin von ungewöhnlichem Schwung und hoher Lieblichkeit. Diese letzten Proben beweisen, daß die Bearbeiterin zugleich selbst eine sehr talentvolle Dichterin ist, wie ihre äußerst gelungenen Uebersetzungen schon vermuthen lassen. Unter ihren eigenen Beiträgen sind: „Die Geisterkunde“, eine Phantastie, die Romantzen-trilogie: „Uvor der Lalabor“, das „Sonett an K. v. Humboldt“, Proben echter Poesie und Beweise einer seltenen Beherrschung der Sprache, dieser Urbedingung alles Uebersetzerberufs. Wir kennen von keiner deutschen Dichterin Dichtungen, die diesen gleichkamen. Die „Geisterkunde“ ist zu lang, um hier mitgetheilt zu werden; aber das meisterhafte Sonett an H. können wir unsern Lesern, als Probe eines Talents, das unsere volle Aufmerksamkeit und höchste Aufmunterung verdient, nicht vorenthalten:

Wir ward ein Kranz von leuchtenden Secunden,
Ein Sonnenstrahl fiel in mein Ältes Leben,
Doch kaum wagt' ich das Auge zu erheben,
So war er schon vergangen und verschwunden.
Im dunkeln Dämlich gibt es helle Stunden,
Die, schönen Wundern gleich, heraberschweben;
Sie hat uns all ein ewig Gut gegeben,
Denn nimmer wanket, was wir dann empfanden.
Doch wenn der Stroblenangendit verglommen,
Denn fühlen doppelt wir des Lebens Eere,
Gemeiner dann erschinet uns die Menge:
So, als entzückt Gähne vernommen
Die Harmonien der sel'gen Engelschöre,
Werkten sie die irdischen Gesänge.

Wie kommen auf die Reizen russischer Poesie, welche die Herausgeberin mit so viel Geschmack ausgedehnt und weiserhaft übersetzt hat. Eine Scene aus Puschkina's „Boris Godunow“ erregt lebhaftes Verlangen nach dem Ganzen dieses ersten russischen Nationaldramas. Puschkina ist der russische Byron in Kraft und Güte der Empfindung; aber gläubiger, verständlicher mit der Welt und weiser. Sein wahres Gebiet ist die Poetik, wie die „Wier Bruchstücke aus den Zigeunern“, sein „Prophet“ S. 22, das „Lied“ S. 186, sein „Echo“ und andere ähnliche Proben, die hier mitgetheilt werden, bezeugen. Noch tiefer als den russischen Byron — wiewol dieser gewiß sein Vorbild ist — möchten wir ihn, seines gläubigen Idealismus wegen, den russischen Schiller nennen, dem er in der That Jahr für Jahr ähnlicher wird, nachdem die ersten überfüllten poetischen Hülsen und Wehrste verklungen sind. Er ist der Stolz und die Hoffnung der russischen Muse und jung genug, jeder Hoffnung Erfüllung zu geben; denn vielleicht besigt das ganze übrige Europa in diesem Augenblick nicht zwei Dichter, wie der Ruß Puschkina und der Pole Mickiewicz. Nächst Puschkina, von dem uns auch eine reizende Novelle in Prosa: „Das Schneegebirg“, mitgetheilt wird, voll siegender Naturwahrheit, macht Baratsinsky mit seinen poetischen Räthen: „Die Seelenwanderung“, einigen Liedern und einem Bruchstück aus dem Gedicht: „Der Ball“, auf unsere Theilnahme den größten Anspruch. „Die Seelenwanderung“ erinnert lebhaft an Wieland, aber der Gedanke darin ist tiefer gefaßt, erstler betrachtet, wahrer wiedergegeben, als dies bei Wieland meistens der Fall ist. Dem ungeachtet ist Baratsinsky mehr leicht und anmuthig, als tief und ergreifend wie Puschkina. Er wird, ohne sehr zu irren, der russische Wieland zu nennen sein. Schukowsky, mit seinem „Sonntagmorgen“, seiner „Reise“ und seinem „Sänger im Lager“, ist länger bekannt; er mahnt uns an die Kleist'sche Periode und hat sich unstreitig nach dieser gebildet. Unabhängiger sind: Jasskoff, Baron Delwig, mit einer schönen Romanze S. 200, und vor Allen Benewitjnow, der im „Gesang eines Griechen“, in den „Schwingen des Lebens“, in seiner „Glegie“, S. 92, der neuesten deutschen Dichterschule, Rückert, Chamisso und Andern nachzuringen scheint. Jasskoff folgt im „Dichter“, in seinen „Glegien“ S. 91 und 176, im „Lebet“, im „Roh“ einer ähnlichen Bahn, glüht für das Vaterland und seine alte Güte und haßt nach den vollen Tönen dichterischer Begeisterung. Von Somoff erhalten wir nur eine kleine Erzählung in Prosa, der jedoch eine große Wirkung bewohnt. Hierneben erhalten wir noch sechs russische Volkslieder und die Originalien der Uebersetzerin. Ungern vermissen wir Kaledinsky, Agiejew, Glinka und A., doch wir hoffen, von ihnen später zu hören. Bei der Schwierigkeit, welche die russische Sprache dem Fremden entgegenhält, werden wir noch lange Zeit mit unserm Urtheil über die russischen Dichter, mit unsrer Theilnahme an ihren Werken an gute Uebersetzungen gewiesen sein. Gut für uns, wenn wir immer so treffliche Bearbeitungen erhielten als diese, welche geläuterten Geschmack mit größter Aere (die sich bis auf Vers und Reim erstreckt) vereinigt! Wer mag daran zweifeln, wenn er die folgenden Verse Puschkina's liest:

Und lange Kerbertage kann' ich,
Es ward die Brust mir stumm und schwer,
Für keine Gottheit mehr entzückt' ich,
Nicht weint' ich, lebt' ich, lebt' ich mehr.

Es darf die Seele nun genesen,
Und du erscheinst zum zweiten Mal,
Ein rasch entfliehend Wunderwesen,
Der reinen Schönheit Ideal.

Und wieder schidgt das Herz voll Wehe,
Sein Todeschlummer ist vorbei!
Für eine Gottheit glüht's auf's Neue:
Es lebt, es weint, es liebt auf's Neue.

Die russische Muse ist jung, frisch, durch falschen Reiz noch unverlockt, ihre Zukunft kann und, wenn nicht Aes trägt — wird eine glänzende sein. Möge die verdienstvolle Herausgeberin

be: in dieser Proben ihres Reichthums daher fortzuführen, und das Hervorleuchtendste ihrer Erzeugnisse mitzutheilen. Ein solcher Almanach russischer Literaturbüden, und sollte überhaupt auch nur eine und geboten werden, würde eine ungemein willkommene Erscheinung sein. Wenige erreichen die Herausgeberin in der Kunst poetischer Uebersetzung, Werk, Reim und Sprache sind dergestalt ihr Eigenthum, daß nur auf diesen 250 Seiten auch nicht eines Anstoßes gegen die Geschmackseule gewahrt worden sind.

52.

Tchao-chi-kou-eul, ou l'orphelin de la Chine, drame en prose et en vers, suivi de mélanges de littérature chinoise; traduit du chinois par Stanislas Julien. Paris 1834.

Voltaire's Tragödie: „L'orphelin de la Chine, ist unbekannt; Herr Julien, Mitglied des Instituts, liefert jetzt eine vollständige Uebersetzung des chinesischen Originals, von welchem N. nur die sehr mangelhafte des Vater Prémare besaß, eines französischen Jesuiten, welcher 80 Jahre in Peking lebte. In der Vorrede zu „L'orphelin de Tchao“ (der eigentliche Name des Stückes) sagt Voltaire, daß sich mehr von chinesischen Ideen daraus lernen lasse als aus allen zeitlichen und künftigen Berichten über dies große Reich. Den Leistungen seiner Zeit gegenüber, sei es zwar völlig barbarisch; mit denen des 14. Jahrhunderts verglichen, sei es aber ein Meisterwerk. Er meint dann weiter, es dürfe nur mit den spanischen und französischen Tragödien des 17. Jahrs. verglichen werden. Uebrigens dauere die Handlung im chinesischen Stücke 25 Jahre, comme dans les farces monstrueuses de Shakspeare et de Lope de Véga, die man Tragödien genannt habe, und sei ein Uebermannderschaufen ungläublicher Begebenheiten. Dessenungeachtet habe das Stück Interesse, und widere sich sehr klar und verständlich ab. Weitere Vorzüge besitze es freilich nicht, denn Einsicht der Zeit und Handlung, hinreißende Diction, Leidenschaft, Sittenschilderung u. s. w. geben ihm ab. — Der Widerspruch, welcher zum Theil in diesen kritischen Ansprüchen liegt, ist in die Augen fallend; indessen würde auch Voltaire den zuletzt angeführten Tadel nicht niedergeschrieben haben, wäre ihm der in Versen abgefaßte Theil des chinesischen Stückes zugänglich gewesen, den Hr. Julien vollständig übersetzt hat, der Vater Prémare aber wegließ. Gerade diese Partie enthält das Meiste von Dem, was N. vermißt, und ist unsterk die bessere und am meisten poetische Hälfte des Stückes. — Einen besondern Werth erhält Hr. Julien's Uebersetzung dadurch, daß ihr die geschichtlichen Fragmente aus dem Historienbuche des Chinesen Si-ma-thion beigegeben sind, welche der dramatische Dichter verarbeitet. Außerdem enthält dieser Band noch aus dem Chinesischen übertragene Erzählungen und Gedichte, dankenswerthe Beiträge zur Kenntniß der umfangreichen Literatur jenes alten und fernem Volkes.

50.

Literarische Anzeiger.

Verichte über die im Laufe des Jahres 1833 bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

(Schluß aus Nr. 55.)

36. Wiese (Sigismund), Theodor. Ein Roman. 8. 23 Bogen auf Weindruckpapier. 1 Thlr. 20 Gr.
37. Zeitgenossen. Ein biographisches Magazin für die Geschichte unserer Zeit. Dritte Reihe. (Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung) Vierten Bandes

sechtes bis achttes und fünftes Bändes erstes und zweites Heft. (Nr. ANX—XXXIV.) Gr. 8. Jedes Heft 6—7 Bogen auf gutem Druckpapier 12 Gr.

Herabgesetzte Preise.

Obbel's (P. W.) neueröffnete Jägerpraktika. Vierte, nach dem umgearbeiteten Auflage. In Verbindung mit der Gesellschaft praktischer Forstmänner herausgegeben von L. F. Obbel und F. W. Becken. Drei Theile. Mit 100 (schwarzen und illuminierten) Abbildungen, Plänen und Tabellen. 1823. Gr. 4. 75 Bogen auf gutem Druckpapier. 10 Thlr. Jetzt für 6 Thlr.

Jester (F. G.), Ueber die kleine Jagd, zum Gebrauch besonderer Jagdtreibhaber. Neue, verbesserte und vermehrte Auflage. Vier Theile. Mit Kupferstichen. 1824. Gr. 8. 70 Bogen. 5 Thlr. Jetzt für 3 Thlr.

Webster (S.), Lehrbuch der Poetik und Rhetorik. 1826. Gr. 8. 46 Bogen. 2 Thlr. 16 Gr. Jetzt für 1 Thlr. 8 Gr.

Winkel (S. F. D. aus dem), Handbuch für Jäger, Forstbesitzer und Jagdtreibhaber. Zweite, vermehrte und ganz umgearbeitete Auflage. Drei Theile. Mit Kupferstichen und Musil. 1820—22. Gr. 8. 170 Bogen. 11 Thlr.

Wer alle vier Werke, die im Ladenpreis 38 Thlr. 16 Gr. zusammen nimmt, erbält für 18 Thlr.

Encyclopädie der Freimaurerei, nebst Nachrichten über die damit in wirklicher oder vorgehlicher Beziehung stehenden geheimen Verbindungen in alphabetischer Ordnung von C. Lenning. Durchgesehen und mit Zusätzen vermehrt, herausgegeben von einem Sachkundigen. In 3 Bänden. 1822—23. Gr. 8. 121 Bogen auf gutem Druckpapier. 9 Thlr. 12 Gr. Jetzt für 5 Thlr.

Aus Paris habe ich in Commission erhalten und durch jede Buchhandlung des In- und Auslandes zu beziehen:

Monumens inédits d'antiquité figurée grecque, romaine, romaine, recueillis et publiés par M. Raoul-Rochette. 2 volumes avec 200 planches. Première partie. Histoire héroïque. Sechs Lieferungen von zusammen 26 Bogen Text und 80 Tafeln Abbildungen in Royalfolio auf gutem Vellinpapier. Preis jeder Lieferung 5 Thlr. 12 Gr.

Ueber folgende meiner Unternehmungen sind auch durch Ankündigungen durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

1. Repertorium der gesamten deutschen Literatur. Herausgegeben von E. O. Gersdorf. Oberbibliothekar in Leipzig. In Heften von ungefähr 6 Bogen in gr. 8. vom Jahre 1831 an regelmäßig am 15. und 30. des Monats erscheinen. Jährlich drei Bände, jeden zu etwa 100 Seiten, im Preise von 3 Thlrn.
2. Encyclopädie der Wissenschaften und Künste von F. C. Gruber.
3. Bilder-Conversations-Lexikon für das deutsche Volk. Mit Landkarten und bildlichen Darstellungen.

Ferner wird gratis ausgegeben und zur Empfehlung besonders empfohlen, das

Verzeichniß interessanter und wichtiger Schriften in meinem Verlage, welche bei einer Auswahl in Botzengeld mindestens dreissig Thalern zu verhältnismäßig niedrigen Preisen erlassen werden. Nebst einem Anhange diejenigen Schriften enthaltend, welche auch einzeln zu herabgesetzten Preisen zu haben sind.

Freitag,

Nr. 59.

28. Februar 1834.

moires originaux sur le règne et la cour de
 éleric I., roi de Prusse, écrits par *Christophe
 nie de Dohna*. Berlin, Nicolai. 1833. Gr. 8.
 2 Hfr. 20 Gr.

in Zweig der altadeligen Familie der Burggrafen
 Dohna, deren mehre in Kriegs- und Staatsdiensten
 Namens Gedächtniß stifteten, Friedrich, Burggraf
 Dohna auf Wartenberg und Schlobien, holländischer
 il, war, wie sein Vater, Gouverneur des Fürsten-

Oranien und übergab dasselbe 1660 an Lud-
 IV. unter so nachtheiligen Bedingungen für das
 Nassau, daß man ihn beschuldigte, seinen eignen
 l vorzüglich bedacht zu haben. — Er zog sich in die
 z zurück, wo er das später durch die Necker'sche
 berühmt gewordene Schloß Coppet besaß. Mit
 Gemahlin, einer gebornen Marquise von Montbrun,
 er hier mehre Kinder, unter welchen der Ver-
 der Denkwürdigkeiten der dritte Sohn war, wei-
 einer Cousine, der Gräfin Friederike Maria von
 Dianoen, vermählt, dieser auf dem Sterbebette ver-
 zur Belehrung seiner Kinder sein Leben zu schrei-
 dies Versprechen löste Graf Christoph D. in dies-
 würdigkeiten, deren Handschrift dem gegenwärti-
 ausgeber laut der Vorrede zur Disposition ge-
 urde. Der Letztere, mag er nun einen be-
 oder unbekanntem Namen führen, hätte sich nen-
 t; die erste Bürgschaft der Authenticität liegt in
 lung dieser billigen Forderung, besonders hier, wo
 n der Vorrede so oft in der ersten Person re-
 itzt: „J'ai cru, il me parait, je veux“ u. s. w.

zt übrigens den Werth der Denkwürdigkeiten also:
 ebe zu, daß sie nicht viel geschichtlich Neues bieten,
 teugler mancher Leser durch anständige Mittheilungen
 aber sie sind reich an Anekd., die das Zeitalter
 en, und, was besonders zu beachten, ihr Verfasser
 hohen Posten lebender Mann von Ehre, unfähig,
 Erlebte die geringste Unwahrheit zu erzählen. Er
 für das Publicum, sondern zum Unterrichte seiner
 Schritte in die große Welt. Dies gibt den Denk-
 eine einfache, würdevolle Haltung und macht sie
 hne daß grade von ihnen gerühmt werden kann:
 rstehe über interessante persönliche Verhältnisse In-
 z erzählen.

Christoph Dohna war zu Coppet den 14. April
 en und bezeichnet seine Erziehung und den ent-

pfangenen Unterricht als zweckmäßig, ohne bei den frü-
 hern Jugendjahren ausführlich zu verweilen. Einige Zeit
 war der berühmte Waple sein Hofmeister, jedoch mehr in
 seine Studien vertieft, als zum Unterrichte muthwilliger
 junger Leute gemacht; er warf, wenn er gestört wurde,
 mit Büchern um sich und gestand bald, nachdem er auf
 freundliche Weise aus dem ihm nicht zusagenden Verhält-
 nisse geschieden war: „J'étais trop emporté et peu propre
 au métier de précepteur; si j'avais à le recommencer,
 je m'y prendrais de toute autre manière.“ Nach eini-
 gen Universitätsjahren zu Genf machte der junge Graf
 eine Reise nach Berlin 1679 und trat in den Kriegs-
 dienst des großen Kurfürsten, in dessen Landen die meis-
 ten Besitzungen der Dohna'schen Familie lagen. Nach
 glücklich überstandener Pockenkrankheit und Zurückweisung
 eines Antrages, in französische Kriegsdienste zu treten, be-
 suchte Dohna Coppet und Genf und ging von dort nach
 Frankreich, wo nach der Aufhebung des Edictes von
 Nantes die Dragonaden die Kirchliche Rechtgläubigkeit der
 Protestanten wiederherstellen sollten. In Rouen machte Doh-
 na anfänglich auf nicht erfreuliche Weise die Bekanntschaft
 mit dem Intendanten der Normandie, Marillac, der als
 barbarischer Verfolger der Hugenotten berüchtigt war, aber
 sich gegen den hieraus erwachsenden Vorwurf gar nalt
 folgendergestalt rechtfertigte:

„Man beschuldigt mich der Bedrückungen wider die Reformir-
 ten in Poitou, man nennt mich einen grausamen Verfolger der-
 selben; aber man thut mir unrecht: zwar ist es wahr, daß ich
 die schuldlose Veranlassung der Dragonaden bin, und das ver-
 hält sich so: beim Durchmarsche der Kriegsvölker kamen mehre
 jener Religionspartei zu mir und erboten sich, katholisch zu
 werden, wenn ich sie von der Einquartierung befreien wollte.
 Ich ging darauf ein, und als ich sah, daß diese Art der Be-
 fehrung leicht sei und dem Könige nützlich, beschloß ich
 den Hof davon. Außerdem habe ich nie in etwas jene armen
 Menschen gebrückt.“

Dohna bemerkt bei dieser Erzählung: „Sagte er die
 Wahrheit? Ich will es wenigstens nicht verbürgen.“

Am Schlusse der ersten Abtheilung gibt der Verf.
 ein rührendes Gemälde der letzten Tage des großen Kur-
 fürsten, welcher, bekannt mit der Unheilbarkeit seiner
 Krankheit, der Wassersucht, dem Tode muthig entgegen-
 trat als frommer Christ, als berufstreuere Regent und
 als sorgsamer Hausvater. Mit dem Tode dieses bewähr-
 ten Sönners der Dohna'schen Familie schien unserm

Grafen der Stern der Hofgunst unterzugehen, da die nun hervortretende Dankelmann'sche Partei („qui commencent à se mêler de tout“) ihm nicht wohlwollte und mancherlei Ränke freies Spiel gewannen. Dennoch erhielt er durch die besondere Bewogenheit der jungen Kurfürstin ohne sein Gesuch die Anstellung als deren diensttuender Kammerherr, und hierdurch auch dem Kurfürsten näher gebracht, erwarb er sich durch Dienstleifer und edliches Betragen dessen Bewogenheit, wodurch er in seinen Verhältnissen als Commandeur eines berittenen Corps adeliger Mousquetaires, größtentheils Refugiés, eine Stütze erhielt wider den ihm fortwährend feindlich gesinnten General Schönning, unter dessen Anführung er erst in Ungarn, dann am Rhein Beweise der Tapferkeit und der Kriegstalente ablegte. Als Schönning ihm befehlen ließ, eine kleine Stadt — sie wird Zons genannt — welche sich den Franzosen geneigt gezeigt hatte, durch Wittreibung von 1000 Ducaten zu züchtigen, ließ er dem General antworten: „Ich befehle ein Corps von Edelknechten und Offizieren, keine Parteigänger; es ist die Garde meines Herrn, welche mit meiner Zustimmung nie zu dergleichen Aufträgen sich gebrauchen läßt.“ Er ließ sogleich seine Leute abziehen und in ihre Quartiere zurückkehren. Schönning scheint sich diese Antwort haben gefallen zu lassen; doch versäumte er keine Gelegenheit, sich dafür zu rächen, selbst die ausgezeichnete Tapferkeit des jungen Kriegers fand bei dem General wenig Anerkennung. Nach der Eroberung Bonn's am Schlusse des Feldzuges 1689 zum Obristen ernannt (also im 24. Lebensjahre), mit der großen Auszeichnung, als Commandant der Garben zu Pferde unmittelbar unter den Befehlen des Kurfürsten zu stehen, wurde er nach München gesandt, dem dort sich aufhaltenden Kurfürsten von Köln, Joseph Clements, zur Wiedereroberung seiner Länder Glück zu wünschen. Ob freundliche Aufnahme er hier auch fand, so entsprachen die ihm gemachten Geschenke nicht den Erwartungen. Die Spannung mit Dankelmann wurde bei Dohna's Rückkehr nach Berlin noch dadurch vermehrt, daß sich Letzterer nicht wollte zum Spion gebrauchen lassen (S. 125). Er ging 1690 nach Westfalen zu seinem Mousquetaircorps, verheiratete sich zu Detmold nach dem schon früher gehegten Wunsche seines Vaters mit seiner Cousine, Friederike Maria Dohna-Wianen, und folgte dann seinem Kriegerberufe in den Niederlanden, wo ihm Brumkov's Tod einen zuverlässigen Öhner raubte. Im nächsten Winter finden wir ihn in Berlin in der Lust und Freude des glänzenden Hofes, welchem der Pastor Cochius auf Veranlassung einer Maskerade eine derbe Strafpredigt hält, was der Kurfürst gutheißt. Andere Zeiten, andere Sitten; heutzutage wird das sogenannte Abklangen durchaus gemißbilligt, weil der christliche Regimentslehrer dadurch der Würde seines Berufs schadet. In neuern Zeiten will bios die Schmeichelei sich dieses Recht nicht nehmen lassen. Feldzüge wechseln mit den höfischen Lustbarkeiten und Ränkespielen, jene am Rhein, diese dort wie in Berlin. Mit dem Gehorsam gegen die Befehle der Commandirenden nahm es der

Graf nicht so genau; er selbst gesteht: „Man mag mir einwerfen, daß ich hier und dort den Grundrissen der strengen Subordination zuwiderhandelte; wenn ich deshalb nicht gerechtfertigt erscheine, so verdiene ich wenigstens Nachsicht, und man muß mich nicht streng verdammen“ (S. 170). 1694 nahm D. von seinem Militär- und Postdienste den Abschied, ohne daß man die Veranlassung recht erfährt. Er sagt nur: „In Berlin ging es auf altem Fuße her, d. h. Dankelmann war am Ruder, Laube (nachheriger Graf von Wartenberg) stand in Gnade, war aber ohne Einfluß; der Erstere ließ keine Gelegenheit vorüber, mit ungeachtet des entschiedenen Schutzes des Kurfürsten Streiche zu spielen, was mich endlich zu dem Entschlusse brachte, um meinen Abschied zu bitten und mich auf meine Besitzungen zurückzuziehen.“ Von den mehrjährigen Muskaufenthalten zu Morungen in Preußen erzählt der Graf nichts, als daß er gejagt, gefischt und gelesen, auch sich theilweise mit der Landwirtschaft beschäftigt habe. Erst nach dem Falle seines Feindes Dankelmann, den er nach Aeußerungen des Kurfürsten längst vorhersah, trat er wieder in den Dienst. Die Art und Weise, wie Dohna seine Spannung mit Dankelmann darstellt, beweist, daß Letzterer; wenn auch in seinem Benehmen vielleicht zu hochfahrend, ein verdienter Mann war, dessen Nichtachtung der höfischen Umtriebe und der bei schwachen Fürsten immer eingreifenden Protectionswesens ihm zum Ruhme gereicht. Der Widerstand, welchen er der Bewerbung um die Königskrone entgegensetzte, war die Veranlassung, nicht die schon längst sich entwickelnde Ursache seines Falles, womit auch Friedrich's II. Urtheil über den Minister seines Großvaters übereinstimmt: „Dankelmann“, sagt der Verf. der „Brandenburgischen Denkwürdigkeiten“, „wurde nach Spandau geschickt, weil er seinem Fürsten dreist seine Meinung, die Wahrheit schonungslos einem durch Schmeichelei verwöhnten Hofe sagte und einem in eiteln Plänen sich großdünkenden Fürsten widersprach“. Als Dohna 1698 in die Dienste des Kurfürsten zurücktrat, zunächst wieder als Commandeur der Mousquetairgarde, verbreitete man, er habe ansehnliche Geschenke erhalten, nämlich das Jagdgeräth, Silberzeug u. s. w. des Abbe's von Polignac, welches, an die pommerische Küste geworfen, nach dem Strandrechte dem Kurfürsten gehörte, da er mit Frankreich fortwährend im Kriege war. Jedoch ließ er den Gesandten für diesen Verlust vollständig entschädigen. Polignac erinnerete sich dieser Großmuth bei den Friedensunterhandlungen zu Utrecht, wo er sich dem brandenburgischen Interesse so geneigt bewies. Als der Kurfürst Erbingen besetzen ließ als Pfand für seine Forderungen an Polen, und diese Streitigkeiten auf diplomatischem Wege ausgeglichen werden sollten, wurde der Graf als türkischer Gesandter nach London an Wilhelm III. geschickt, dem er schon bekannt war, und wo er zum Erlingens der Unterhandlungen und zur Befestigung des guten Einverständnisses zwischen der britischen Krone und Brandenburg beitrug. Aus dem mancherlei Karawolligen, das erzählt wird, hier nur ein Probüchen.

Eines Morgens befand ich mich am Hofe, wo ein tiefes Weigen herrschte nach dem Verdichte des Königs, der nach und nach bekümmert schien. Da ich mich aufrichtig für ihn interessirte, so fragte ich den nachher Lord Albemarle: ob etwa eine traurige Nachricht zugegangen sei? „Überdies“, antwortete er, „sehr traurige. Ich kenne Ihre Verschwiegenheit, also kann ich Ihnen den Bortrauen: der General der Jesuiten ist gestorben.“ Ich hie, er mache einen Scherz; aber er unterbrach mich ganz: „Es ist“, sagte er, „durchaus kein eitles Borgeben oder Epöck, wie Sie vermuthen. Sie werden noch mehr erkennen, wenn ich Ihnen sage, daß jener Geistliche König Wilhelm's bester Freund war, der regelmäßig mit ihm im Briefwechsel stand, und von dem er wichtige Dinge zu seiner und seiner königlichen Sicherheit erfuhr.“ Ich gestehe, daß ich bei dieser Mitteilung wie aus den Wollen fiel. Die Sache verfiel indeß ganz so (S. 229).

Dieses erinnert an die schwer zu erweisende, aber nicht unwahrscheinliche Nachricht, daß auch Friedrich II. sehr wichtige geheime Nachrichten den Jesuiten mittheilte.

Dohna fand bei seiner Rückkehr von London den ersten sehr zufrieden mit der Ausrichtung der Gesandtschaft und erhielt mehrere Beweise gnädiger Gesinnung, welche er zum Staatsminister und später Generallieutenant ernannt wurde. Dies hinderte nicht, daß der Graf öfter in dem Gefühle, viele Feinde zu vom Hoflager zurückzog und auf seine in Preußen zurückgelassenen Familiengüter ging, ohne daß je erzählt wird, Umstände eigentlich diesen Wechsel veranlaßt. Dohna blieb ihm immer gleich gewogen und scheint sonderes Vertrauen geschenkt zu haben, mehr zur Führung eines traulichen persönlichen Verhältnisses als einer bedeutenden Wirksamkeit in Staatsangelegenheiten. So sehen wir ihn bei wichtigen Ereignissen, bei der Selbstkrönung in Preußen, oder bei der Ankunft des neuen Königs mit dem Jar Peter, wie als Hofmann figuriren, dort um die Gräfin Berg von den Anforderungen auf die Ehre, der Königin die Schleppe zu tragen, abzubringen, hier letzter, der in die Gefangenschaft Peter's gerathen zu subtiten. Seinen Herrn, der sonst in der Gesellschaft ein prunklüchtiger Schwachkopf verschrien ist, als einen umsichtigen, edeln Mann erscheinen, nur durch zu große Gutmüthigkeit den Verdorren Hofränke zugänglich wird. Der König macht ihnen das Geständniß: „Ich danke Gott für viele Wohlthaten, welche weit über mein Verdienst sind. Ich, mit einem Worte, wohl damit zufrieden sein, daß es nicht. Es ist eine furchtbare Bürde, viele zu beherrschen, so viele verschiedenartige Interessen, so viele gierige Höflinge zu befriedigen.

Dornen sind unter unsern Kronen verborgen! Ich danke Gott für viele Wohlthaten, welche weit über mein Verdienst sind. Ich, mit einem Worte, wohl damit zufrieden sein, daß es nicht. Es ist eine furchtbare Bürde, viele zu beherrschen, so viele verschiedenartige Interessen, so viele gierige Höflinge zu befriedigen. Dornen sind unter unsern Kronen verborgen! Ich danke Gott für viele Wohlthaten, welche weit über mein Verdienst sind. Ich, mit einem Worte, wohl damit zufrieden sein, daß es nicht. Es ist eine furchtbare Bürde, viele zu beherrschen, so viele verschiedenartige Interessen, so viele gierige Höflinge zu befriedigen. Dornen sind unter unsern Kronen verborgen! Ich danke Gott für viele Wohlthaten, welche weit über mein Verdienst sind. Ich, mit einem Worte, wohl damit zufrieden sein, daß es nicht. Es ist eine furchtbare Bürde, viele zu beherrschen, so viele verschiedenartige Interessen, so viele gierige Höflinge zu befriedigen.

Joseph I. ging Dohna als Königl. preussischer und kurfürstlich-brandenburgischer Gesandter nach Frankfurt zum Wahltag und assistirte in dieser Eigenschaft der Krönung des neugewählten Kaisers Karl VI. Nach der Rückkehr von dieser Sendung blieb er am Hoflager und hatte das Verdienst, den König mit dem Kronprinzen, der, wie hier erzählt wird, aus Betrübniß über die Spannung mit seinem Vater Esz- und Trinluft verlor und ganz elend wurde, zu verschöhnen, wodurch er sich die besonders Gunst desselben erwarb. Mit dem Tode Friedrich I. und der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm I. 1713 schlossen die Denkwürdigkeiten, von denen man mit der Ueberzeugung scheidet, daß ihr Werk ein vielseitig bewegtes Leben führte, in demselben, manchen Verlockungen ungeachtet, Charakterlauterkeit mit Lebensklugheit und Menschenfreundlichkeit verband und als Memoirenschreiber gegen seine Wahrheitstriebe keinen Vorwurf aufkommen läßt; der Ueberzeugung kann man sich aber nach der Durchlesung des Buches nicht erwehren, daß Dohna von Dem, was er sah und erlebte, die interessantesten Seiten nicht aufzufassen weiß, daß sich seine Erzählungen um engebrenzte Einzelheiten drehen. 25.

Paris révolutionnaire, par MM. Ader, Alloy, Altarocks, Arago, Auger, Bastide etc. Erster Band. Paris, 1833.

Was der Titel bedeuten soll, ist uns aus dem Werke nicht recht klar geworden. „Paris révolutionnaire“ kann doch wohl nichts Anderes bedeuten als Paris im Revolutionszustand, oder das zum Staatsumwälzen aufgeregte Paris. Diefem nach müßte das Werk eine Schilderung dieses Revolutionszustandes, also ein rein politisches oder politisch-moralisches Gemälde sein. Dies ist es aber keineswegs. Auf dem Umschlage werden 75 Namen von Mitarbeitern angeführt, und in der Vorrede werden mehrere Bände versprochen. Eigentlich könnte das Unternehmen bis ins Unendliche fortgesetzt werden; denn da es aus zusammenhängenden Beiträgen besteht, so brachte jedweder der 75 Mitarbeiter etwa zur alle 3 oder 4 Jahre einen Aufsatze zu liefern. Unter den genannten Verfassern sind einige als republikanisch Gesinnte bekannt und machen aus ihrer politischen Meinungen nicht allein kein Geheimniß, sondern brüllen sie überall aus, wo sich eine Gelegenheit dazu darbietet; diese werden daher auch die neue Sammlung dazu benutzen, um ihre Meinungen auseinanderzusetzen. Indessen trifft man doch in dem ersten Bande Weniges an, was nicht von jedem Kosmopoliten gesagt werden könnte, und was in den pariser Oppositionsblättern häufig zur Sprache kommt. Manche andere Aufsatze sind moralischen oder literarischen Inhalts und haben mit „Paris révolutionnaire“ nicht das Mindeste gemein.

Im Ganzen genommen verdient diese neue Sammlung beachtet zu werden, denn es kommen ziemlich ansehnliche Stücke darin vor. So findet man einige Aufsatze aus der Julirevolution von Augenzeugen geschildert. Raspail, der bekannte Naturforscher und Republikaner, der die letzte Zeit in St.-Pelagie gefangen saß, erzählt, wie ein Mann in diesem Gefängnisse die in demselben eingesperrten Knaben abgerichtet habe, so daß er einmal einen Zustand verursachten und sich gegen die Gendarmen wehrten. Ein Hr. Eugène Briffaut nimmt das merkwürdige Palais Royal zum Gegenstand seiner historischen Betrachtungen, besonders in der letzten Zeit. Ein anderer Schriftsteller, der sich Saint-Germain Lebuc nennt, hat die Leidens- und Hungertage der Jugend Diderot's dramatisch in einem Stücke,

welches er den „Faschingstag Oiberor's“ besitzt hat. Aus den Memoiren desselben ist nämlich bekannt, daß er einmal an einem Faschingdienstage, welchen die Franzosen mardi gras nennen, weil es an demselben sehr fett herzugehen pflegt, beinahe vor Hunger und Glend in Paris angekommen wäre. Fontan, der Theaterdichter, hat eine Sitzung des während der Revolution berüchtigten comité des surveillances geschildert. Ebenso hat ein Anderer, Maurice Moy, die letzte Nacht des Marshalls Ney im luxemburger Palast 1815 dramatisch dargestellt. Et. Arago, Director des Operentheaters, hat Betrachtungen über das Schauspiel in Revolutionszeiten geliefert, welche aber wol tiefer hätten geschöpft werden können. Der Verfasser erzählt darin folgende Anekdote: Einige Tage nach der Julirevolution besah sich Arago mit einem der Herausgeber des „Journal des débats“ hinter der Bühne des Operentheaters. Die Zuschauer verlangten den Marschallermarsch. Der Débatistmann rief dem Director, er solle dem Wunsche des Publicums nicht nachgeben, da es doch bedenklich sei, solch ein Lieb öffentlich abspielen zu lassen. Arago aber fand keine Bedenklichkeit dabei, und der Marsch wurde vom Orchester gespielt. Nach der Aufführung ging er mit dem Journalisten in den Garten des Palais Royal; hier sang das Volk die Marschmélodie una voce, ja, Ludwig Philipp auf dem Balcon seines Gemaches schlug den Takt dazu und schien ein besonderes Wohlbehagen an dem Gesange zu finden. Eine andere Anekdote findet sich in dem historischen Aufsatze über das Palais Royal. Während der berühmten Julitage spazierte der bekannte Spazier Ducas wie gewöhnlich in seinem zerlumpten Anzuge umher, ohne sich viel um das Getümmel zu kümmern. Da er jedoch einige junge Leute sah, welche mit dem Gewehre nicht recht umzugehen wußten, nahm er eins dieser Gewehre aus ihren Händen mit den Worten: „Ich will euch zeigen, wie man anlegen muß“. Und nun zielte er auf einen Schweizerföldaten, erschoss ihn und gab dann das Gewehr zurück mit den Worten: „Ich könnte wol fortfahren, es paßt aber nicht mit meiner Gefinnung“, und so setzte er, mit den Händen auf dem Rücken, seinen gewöhnlichen Spaziergang fort. 65.

Neueste Blicke in das abenteuerliche Reich der Gespenster und bösen Geister von Sigm. Ph. Paulus. Göttingen, Dietrich. 1833. 8. 12 Gr.

Dieses Büchlein ist ohne Zweifel recht herzlich gut gemeint, aber dieser Umstand darf uns doch nicht hindern zu sagen, daß es kühnlich hätte ungeschrieben bleiben können. Der Titel: „Neueste Blicke“, hat wirklich etwas Marktschreierisches, da über den genannten Gegenstand nur das Allergewöhnlichste, das tausendmal Gesagte und wenigstens hundertmal besser Gesagte gebracht wird. Für eine wissenschaftliche Erforschung seines Themas wird der Verf. das Christliche wol selbst nicht ausgeben wollen; aber nicht einmal als populäre Darstellung ist es genügend, da es einestheils zuviel Unnütziges, für das Volk Unverständliches einmischt, andernteils über die Sache selbst nicht mehr sagt, als was sich jeder nicht ganz vermahrloste Bürger- und Bauersmann aus seinem Schul- und Religionsunterricht über Natur und Ursprung der Gespenster und über die Gründe gegen den Aberglauben selbst und gewiß hier und da besser zusammenfassen kann. Da überdies auch das Gegebene nicht ganz von Unrichtigkeiten in Materie und Form frei ist, so erhebt sich das Büchlein auch in dieser Hinsicht nicht über das Gewöhnliche und verlohnt wirklich die Mühe nicht, die man auf das Lesen wendet. — Zum Beleg für unser Urtheil setze hier nur eine einzige Stelle, wo der Verf. (S. 47) den Ursprung abergläubischer Vorstellungen in den mythischen Religionen, namentlich der Griechen, darstellen will, und sich also vernehmen läßt: „Noch viel leichter (nämlich als die Perser) haben es bekanntlich die Griechen und Römer ihren Göttern gemacht, indem sie die Besorgung aller irdischen Erschaffungen und himm-

lischen Regierungsgeschäfte unter mehr als 30,000 Dämonen, Göttern und Unterböthen vertheilten. Ihre größten Götter- und Jagengötter, Pythagoras, Plato und Aristoteles, hatten nicht die ewig wahren Principe aufgestellt: Es ist keine Sache ohne Ursache; alles hat seinen Urheber und erfordert einen Urheber. Also muß auch nothwendig ein ewiger, unerschöpflicher Geist den Grund zu allen Erschaffungen gelegt und Alles gelenkt und festgesetzt haben. Offenbar sprachen sie hiermit zu feste Ueberzeugung von dem nothwendigen Dasein eines ewigen Schöpfers aus. Ihre Schüler und Nachkommen meinten jedoch daß wol die Verwaltungsgeschäfte des Ganzen in einem Haupt-Verzweigungen, z. B. die Regierung der Elemente und die Handhabung guter Ordnung im Himmel und auf und über der Erde, im Meer und in der Höle für Water Urant als ein viel und zu lästig sei.“ Der Verf. verspricht dem Publicum noch mehr dergleichen zu liefern; wir raten ihm aber, da er dies nicht anders als auf Subscription thue. 1.

Eine Stimme aus Frankreich über Deutschland.

Im achten Bando der „France littéraire“ befindet sich ein Artikel: „De quelques types nationaux en littérature“, von L. Bouzot; es ist darin von Hamlet, Faust und Don Juan Rede, indessen wollen wir nur, was Deutschland betrifft, a Curiosum daraus mittheilen. „Faust ist ein Deutscher, es ist am angeführten Orte; „das will sagen, er gehört zu jen Menschenmasse, zu jenem Haufen einander fremder Völkern, welche die Franken immer wieder über den Rhein werfen, so oft sie jenseit desselben festen Fuß fassen wollen und die sie, das vorzugsweise bildende und gebildete Volk, ursprünglich all men nannten, d. h. eine unauflösbare Verbindung eine Heerde Geschlechter, ohne Ordnung, Oberhaupt und ohne Zusammenhang, eine Föderation ohne Mittelpunkt, gegen die sie anstreben konnten, um Selbstständigkeit und historische Geltung zu erlangen. Nach und nach zerlegte sich der Haufen, welchen die Invasion der Barbaren über die Oberseite des Landes verbreitet hatte, und all men, die Trümmer des römischen Rhein, Donau und Weichsel eingepfirschten Stammes, der Rumpf ohne Kopf, um a priori zu begreifen, und die Weise zum Fortschreiten, allein mit den Werkzeugen von Don Juan bezagt, wurde das Hauptlaboratorium Europas, der Schmelztiegel aller Wissenschaft, ein Herd von Gelehrsamkeit. In diesem gemeinsamen Behälter häuete man Material auf, um Deutschland ist der Verdauungsapparat Europas, nur daß in die Selbstständigkeit des Organs. O Ihr gelehrten Franken, wie haben Euch unsere Vorfahren, die Franken, so tief in die Tiefe mit vollen Zügen aus dem Becher der Romane bei Cicero trinkt; weises aber ungekultet Volk, ohne Licht und Zweck, regellos strebend; beobachtende Nation. Gestank der Aufklärung — wir werden uns leuchten lassen von dem Licht; allein dank auch ein wenig dran, was nachzuweisen und gehandelt sein muß. Der Repräsentant Deutschlands beim großen Bankett der literarischen Welt ist Faust, geschmückt mit Doctorhut, erschöpft von eiteln Forschungen; Faust, der unordentlich gelebte, welcher sich losragt von Mühe und Mühen den Teufel anruft und übernatürliche Kräfte begehrt. In Deutschland spiegelt sich Deutschland. Er ist Gelehrter, ist Hamlet und Egoist, allein in ganz anderer Weise wie Hamlet, ganz und wie Don Juan. Wirft vielleicht Jemand die Frage auf, weshalb unser schönes Frankreich nicht einige solcher Gelehrten und vollschämlicher Muffen besäße, so erwidern wir, daß dieser Mangel seinen Ruhm und seine Ueberlegenheit nicht Frankreich ist unbeschränkt, universell; es ist weder durch originell, allein es ist die Sonne, um welche alle ihre unordneten Gestirne schweben.“ Es ist wol unnötig, die Franzmanns wunderliche Logik etwas zu besprechen; wir thut mit wenig Worten darüber sagen liebe, liegt zu nahe.

Sonnabend,

Nr. 60.

1. März 1834.

F u r N a c h r i c h t.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig, das königl. preuß. Grenzpostamt in Halle, oder das k. sächs. Thurn und Taxische Postamt in Altenburg wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Saint Simon und der Saintsimonismus. Allgemeiner Völkerbund und ewiger Friede. Von Moriz Weit. Leipzig, Brothaus. 1834. Gr. 12. 1 Thlr. 12 Gr.

Wer von Saint-Simon und seinen Anhängern gehört oder gelesen, daß sie eine neue Religion und einen neuen Papp, Gütergemeinschaft und Frauengemeinschaft wollten; daß die socialen Verhältnisse der Menschen restaurirt werden sollen durch Arbeit, indem die Restaurationalehrer müßig gehen; daß trotz der Frauengemeinschaft die wahre Frau noch gesucht wird, und wo nicht im Occident, doch im Orient gefunden werden muß; daß zu den Anhängern solcher Lehre nicht bloß Diejenigen sich gesellen, die keine Religion und keinen Papp, keine Glücksgüter und Frauen haben, sondern Leute, die das Alles besitzen, nicht bloß unvernünftige Weiber und Sprudeltöpfe, sondern verständige Bankiers und gesetzte Männer — der steht seinen Nachbar fragend an: ob er solche Erscheinung in unsern Zeiten begreife? Denn für die Vorzeit finden wir Alles, auch Verrücktes und Verkehrtes, vollkommen begreiflich, weil die Geschichtschreiber davon erzählen; aber wegen der großen Fortschritte des Menschengeschlechts zur Vernunft kann dergleichen gar nicht begriffen werden, sobald wir es vor uns sehen. Wäre die Sache indessen nicht vor die Gerichtshöfe und Polizei gekommen, wer weiß, wie weit sie ausgebreitet worden! Nun aber diese beiden Mächte dagegen gewirkt, nimmt der unbegreifliche Enthusiasmus ein Ende, Vernunft und Ruhe kehren wieder, und vielleicht ist in wenig Jahren Alles spurlos verschwunden.

Auch Ref., der die Vorzeit und Gegenwart durchaus nicht so streng scheidet als Andere, der Verückung und Verkehrtheit zu allen Zeiten zwar nicht immer begreift, aber doch für möglich hält, konnte eines Staunens über die Saint-Simonisten sich nicht erwehren. Ihm war bei

dem Bericht daran gelegen, den Faden zu finden, der das Auffallende und seltsam Ungefügige in einen Zusammenhang brächte, gleichwie Seelenärzte für Seelenstörungen und Irrededen gewisse Grundgedanken und deren Combination auffuchen. Er fand in einigen Entwicklungen der neuen Lehre entschiedene Aehnlichkeit mit der Hegel'schen Philosophie und brauchte nun freilich keinen andern Schlüssel; aber es blieb doch immer wunderbar, wie ein tiefes philosophisches System deutscher Art und Kunst zu den Franzosen gekommen, wie es in Deutschland bloß das Wirkliche vernünftig gemacht, bloß Dogmatiken und Kathedervorträgen einen Zuschnitt gegeben, wie es den Anhängern des Absolutismus und des römischen Pappes willkommen gewesen; in Frankreich dagegen dem wirklichen Zustande widerstrebt, in die Masse des Publicums gedungen und revolutionnaire Richtungen aufgenommen; wie ein System, welches die vorhandene Erscheinung des Messias lehrt, nämlich in der Person seines Urhebers, Anlaß gegeben, den Messias zu suchen, und zwar in einer Frau, deren Geschlecht für tiefe Speculation und unerhörte Aufschlüsse der Wissenschaft und Religion sich so wenig eignet — kurz, wie Philosophie und Unphilosophie diesseits und jenseits des Rheins eine so auffallende Verbindung eingehen und mit seltener Beharrlichkeit fortsetzen können.

Hier kommt nun der Verf. vorliegender Schrift ungemein zu Hilfe. Er hat Saint-Simon nach seinem Leben und seinen Schriften und den Saint-Simonismus nach seiner Ausbreitung und seinem Verfall in einem getreuen Bilde geschildert. Hegel'sche Philosophie ist allerdings darin kennlich, aber anders aufgefaßt wie in Deutschland; Saint-Simon selber ist nicht zu verwechseln mit seinen Anhängern, gleichwie immer die Schüler dem Meister mißverstehen oder übertreffen, und es war keine geringe Arbeit, davon vollständige Uebersicht zu gewinnen,

wegen der fragmentarischen Beschaffenheit der herausgegebenen Schriften und der mancherlei Modifikationen und Verunstaltungen, die eintraten und verächtlichen Spott zur Folge hatten. Desto mehr muß man dem Verf. Dank wissen für seine Mühe, welche über eine in jedem Fall merkwürdige Erscheinung unserer Zeit Aufschluß gibt und ein sicheres Urtheil darüber möglich macht.

Zuvörderst ist zu erwägen ein neuer Aufschwung der Philosophie in Frankreich, welcher sich neben der poetischen Romantik kundgibt. Deutschland und Frankreich scheinen ihre Rollen gewechselt zu haben: jenes beginnt die Speculation zu verachten und Nützlich-Praktisches vorzuziehen; dieses hat besondere Lust und Aufgelegtheit zum Philosophiren. Cousin inzwischen ist nicht originell, und wenn er von Hegel'schen Principien auszugehen vorgibt, so beruht dies auf einem Mißverständnis oder mindestens auf einem Verflachen dieses Princips. Saint-Simon's Geist hat nicht Raum in solcher Schule, deren Ekticismus der Verf. sinnreich mit dem Namen der Andenker bezeichnet, wie Göthe Mad. Maxima eine Anemphindrin nannte. Saint-Simon begriff schon 1808 die Nothwendigkeit, den bloß empirischen Weg der französischen Philosophie zu verlassen und an Cartesius anzuknüpfen, wobei eine innere Verwandtschaft mit dem Geiste deutscher Speculation ihn theilweise zu denselben oder doch zu ähnlichen Ausgangspunkten und Resultaten des Denkens führte. So äußert sich unser Verf. in der Vorrede. Inzwischen scheint dem Ref. die Sache doch etwas anders, was wenigstens die Resultate betrifft, die etwa von einander abweichen wie die Persönlichkeiten Hegel's und Saint-Simon's, von denen jener trocken und Feind der Phantasie, dieser hingegen ein Enthusiast und Schwärmer gewesen.

Claude Henel Graf von Saint-Simon (geb. 17. Dec. 1760) stammt aus der altadeligen Familie des Herzogs, der unter Ludwig XIV. eine bedeutende Rolle spielte und die bekannten Denkwürdigkeiten schrieb. Der Ruhm seiner Geburt, worauf er sehr viel hielt, spornte ihn, ein großer Philosoph zu werden; er ließ als Jüngling jeden Morgen sich mit den Worten wecken: „Stehen Sie auf, Herr Graf, Sie haben große Dinge zu vollbringen.“ Seine Titel und Besitztümer von väterlicher und mütterlicher Seite wurden ein Raub der Revolution. Wie Lafayette nahm er Theil am amerikanischen Freiheitskriege, war aber nicht wie jener ein unbedingter Verehrer amerikanischer Einrichtungen. Der Militärdienst im Frieden mißfiel ihm, er machte Reisen nach Holland und Spanien, entwarf dort mit dem Finanzminister Cabarrus Pläne zu einem Kanal, der Madrid mit dem Meere in directe Verbindung setzen sollte; die französische Revolution verhinderte aber die Ausführung desselben. In Paris lebte er gleich dem Grafen Schlabrendorf bloß betrachtend, nicht theilnehmend; er nennt dies sein jungfräuliches System. Laut einem Gerücht ward er durch den Tod Robespierre's aus dem Kerker befreit. Mit dem Grafen von Redern machte er glückliche Speculationen in Nationalgütern; er wünschte Vermögen, um eine große Anstalt für Industrie, eine

Schule für wissenschaftliche Vervollkommnung zu stiften. In der Straße du Bouloy sieht man noch eine Probe seiner Bauten; die waren aber nicht nach dem Geschmack des Grafen von Redern, und er ließ sich mit einer Summe von 144,000 Francs abfinden. Er behauptet, dies sei viel zu wenig gewesen für Dasselbe, was ihm gebüht, aber hinreichend für seine Unternehmungen. Er hatte eine große Umwälzung der Wissenschaft im Sinn, welche nach großen politischen Umwälzungen einzutreten pflege, begann mit dem Studium der Naturwissenschaften, versammelte die berühmtesten Gelehrten an seiner Tafel, machte mit dem Reste seines Vermögens wissenschaftliche Reisen nach England, Genf, Deutschland — von welchem er äußert: „die allgemeine Wissenschaft sei noch in ihrer Kindheit, wolle sie auf mystischen Grundlagen ruhe“ — und heirathete im J. 1801. Nach eigenem Geständniß geschah das letztere bloß, um ein Haus zu machen. Nun trat er auf als Schriftsteller, erhielt aber kein gelehrtes Amt; der Frau wird nicht weiter erwähnt, sie scheint sich von ihm getrennt zu haben, als ihr Vermögen für den Aufwand nicht mehr hinreichte; er verdiente seinen Unterhalt als Copist, spie Blut in Folge seiner nächtlichen wissenschaftlichen Arbeiten und lebte seit 1806 bei seinem ehemaligen Geschäftsführer Diard, der ihm wahrhaft zugehörig war und für seine Bedürfnisse sorgte. Nun erschien auf Veranlassung der Napoleon'sche Preisfrage über den Fortgang der Wissenschaft seit 1789 seine „Einleitung zu den wissenschaftlichen Arbeiten des 19. Jahrhunderts“, worin er die Gelehrten auffodert, den Gesichtspunkt Newton's zu verlassen und auf Cartesius zurückzukommen; dann folgten Briefe, Gespräche, aphoristische Aufsätze, auch „Betrachtungen über die Idee einer Encyclopädie und über die Wissenschaft des Menschen“. Nach dem Sturze des Kaiserreichs 1814 wandte er sich zur Politik und trug sich mit dem Gedanken einer Reorganisation der europäischen Gesellschaft. Er täuschte sich im Erfolge seiner mancherlei Vorschläge; aber statt sich nach und nach in Resignation zu finden, steigerten sich seine Ansprüche, je mehr er sich getäuscht sah, in einem krankhaften Klamor. Karl X. prophezeite er den gewissen Untergang, wenn dieser nicht einen andern als den betretenen Weg einschloze, Sein letztes Werk ist der „Nouveau christianisme“, worin er unverhohlen äußert: „er vollführe eine göttliche Sendung, indem er Völker und Könige zum wahren Glauben des Christenthums zurückrufe.“ Aber — die Wirkung solcher Thätigkeit sah er nicht in der Gegenwart, erwartete sie also von der Zukunft. Gednoth drückte ihn, schon 1812 schreibt er: „Seit 14 Tagen esse ich Brod und trinke Wasser; ich arbeite in der Kälte und habe sogar meine Kleider verkauft, um die Kosten für den Abschreiber zu bezahlen.“ Unser Verf. bemerkt hierbei: „Das ist nicht die Sprache bettelhafter Muthätigkeit, es ist das Selbstgefühl eines Narren oder des Verwes.“ Sogar hatten Noth und grenzenloser Elend einmal über ihn Selbstgefühl gestegt — ein Pistolenschuß sollte seinem Leben ein Ende machen; aber der Selbstmord mißlang. Seine Schüler fanden in dem allen den Typus einer

neuen Gottmenschen: Moses habe den Menschen allgemeine Besserheit versprochen, Christus sie vorbereitet, Sain-
 timen sie verwickelt. Weniger überspannte Beurtheiler
 werden in ihm einen edlen Entschlossenen erkennen und sein
 Schicksal bedauern. Er starb 19. Mai 1825 mit den
 Worten an einige ihn umgebende Schüler: „Die Frucht
 ist reif, Ihr werdet sie pflücken.“
 (Die Fortsetzung folgt.)

Die Nikobar- oder Friedrichsinseln.

Diese merkwürdigen Inseln nahmen die Dänen bekanntlich
 schon 1756 von ihrem Stabillissement Trankebar aus in Besit-
 z. Koch weilt die dänische Flagge auf den Inseln, und um die
 aus neun Mann und einem Befehlshaber bestehende kleine Be-
 satzung auf Rontouri mit dem Röchigen zu versehen, geht ein
 bis zwei Mal des Jahres ein Schiff von Trankebar dahin; eine
 Fahrt, die gewöhnlich mittels des Passatwindes in acht bis
 zehn Tagen vollendet wird. Auf der gedachten Rontourin-
 sel, einer der wichtigsten derselben, haben mehrstheils Brüder vor-
 mals, nach Aufforderung der dänischen Regierung, ein kleines
 Stabillissement angelegt.

Die Nikobaren oder, wie sie seit der dänischen Besitznahme
 auch heißen, die Friedrichsinseln liegen am Eingange des ben-
 galischen Meerbusens, nördlich von Sumatra, Queba an der
 malaischen Küste gegenüber, unter 8° nördl. Br. und 94° östl. L.
 und bilden, etwa 12 an der Zahl, eine Inselgruppe, die süd-
 lich von Rontouri, nördlich von Sainorte oder Combrero, öst-
 lich von Aricat und westlich von Kasell (oder Kasfal) begrenzt
 wird. In der Mitte von dreien derselben soll der bequemste
 und sicherste Hafen Tabiens sein. Die größten derselben haben
 einen Flächeninhalt von 5, die kleinsten von 2 Quadratmeilen.
 Die meisten sind hügelig, einige sogar voll hoher Berge, nur
 drei flach; alle aber dicht bewaldet. Bedeutende Flüsse oder
 Landseen finden sich nicht. Die Inseln sind reich an allen öst-
 lichen Producten. Die vielen großen Baumarten würden viel-
 leicht zum Schiffbau dienlich sein; die Cocospalme und der
 Mango sind vorzüglich zu merken. Von Thieren trifft man
 dort Affen, Büffel und sonstiges Hornvieh (welches, von den
 Dänen hierher gebracht, nachmals wild geworden ist und sich
 erstaunlich vermehrt hat), Hunde, Schweine, Schlangen (doch
 nicht so zahlreich und giftig als auf der Coromandellküste), außer-
 ordentlich große und giftige rothe Scorpione, ferner Kroko-
 dile, Fledermäuse von ungeheurer Größe, theils mit Hundst-
 theils mit Kugelnäsen, endlich auch mehrere Vögelarten, darun-
 ter vorzüglich die Nikobarschwalbe (*Hirundo adula* L.), die
 Erbauerin der vielgesuchten indianischen Vogelnester. Zahlreiche
 Haufen dieser Schwalben umschwärmen immer die sogenannten
 Nikobarebern vom Ende December bis zum Anfang Mai, der
 Blüthenzeit dieser Bäume, deren Harz man daher als einen
 Hauptbestandtheil der wohlriechenden Vogelnester ansieht.
 Die Bewohner der Friedrichsinseln gehören zum malaischen
 Volkstamme. Sie sind groß und stark, leben noch im Natur-
 stande, treiben jedoch einigen Handel mit den vorübersegelnden
 und an den Inseln landenden Schiffen sowie gegenseitig mit
 einander von Insel zu Insel. Der Gemüthsart nach sind sie
 zwar gutmüthiger als die übrigen malaischen Stämme, leben
 friedlich untereinander, oft mehrere Familien in einem Hause
 zusammen, sind auch meistens gastfrei und freigebig, dabei aber,
 besonders gegen Fremde, treulos und diebisch. Faulheit ist
 ein Hauptzug ihres Charakters, sie sind wollüstig und
 lieben veranuschende Getränke. Auch sollen sie außerordent-
 lich starke Esser sein. Demnachst ist Tabak ein Erbsungsgegen-
 stand für Männer und Frauen schon von früher Jugend an. Mit
 ihrer Religiosität steht es sehr schlecht; obwohl sie keine Götzen-
 dienst kennen, so haben sie auch gar keine Begriffe von einem
 höchsten Wesen. So besapten einige englische Christen;

andere, darunter einige dänische, lassen sie jedoch an ein höch-
 tes Wesen glauben, selbiges oder nicht sonderlich verehren, und
 so mehr aber einen bösen Geist fürchten, welcher, ihrer Wei-
 sung nach, auf den Gipfeln der höchsten Bäume, in Ge-
 sellschaft der Seelen verstorbenen böser Menschen umher-
 schwebt. Sie gestatten deshalb nicht gern, solche Bäume zu
 fällen, lassen sich jedoch gewöhnlich mittels einiger Tabackblätter
 bestechen. Die Seelen der guten Menschen, meinen sie, kom-
 men anderswo hin, wo sie es gut haben und es ihnen an nichts
 fehlen soll. Sie haben eine Art Priester oder „Paters“, die
 aber mehr Aerzte, eigentlich Heiler, sind, und deren ganze
 Heilkunst darin besteht, den bösen Geist, welcher alle Krank-
 heiten bewirkt, zu vertreiben. Es wollte den Missionarien nicht
 glücken, diesen Insulanern ordentliche Religionsbegriffe beizub-
 ringen, woran jedoch mehre Nebenursachen mit die Schuld
 hatten: die Schwierigkeit, sich in der Landessprache deutlich zu
 machen, der Mangel an kräftiger Unterstützung von Seiten des
 Gouvernements in Trankebar und die daraus sowie aus dem un-
 gesunden Klima herrührende miltliche Lage der Brüder. Der letzte
 dieser nikobarischen Missionare, Hr. Hänsel, dessen Nachrichten
 in einer englischen Schrift gesammelt sind („Letters on the Ni-
 cobar Islands“, London 1813), rühmt übrigens die Gut-
 muthigkeit der Einwohner der Nikobarsinseln sehr und führt da-
 von folgendes Beispiel an. Eine unter ihnen wohnhafte mehr-
 stheils Brüder pflegten Lebensmittel von ihnen für Tabak ein-
 zutauschen; auch wenn die Wilden nichts zu verkaufen hatten,
 kamen sie, um Tabak zu holen, und erhielten immer ihr Theil,
 so lange etwas noch vorräthig war. Als der Vorrath aber
 verbraucht war, wurde ihnen, angezeigt, keine Lebensmittel ferner
 zu bringen, da die Missionarien nichts mehr dafür zu geben hät-
 ten; demungeachtet brachten die Einwohner am nächsten Tage
 einen noch reichlicheren Vorrath als zuvor, den sie, ohne auch
 nur eine Belohnung zu erwarten, vor der Wohnung der Missio-
 narien aufhingen. Man rief sie zurück und sagte ihnen, man
 habe nichts mehr, das Gebrachte wiederzuerstatten; sie erwid-
 erten aber: „So lange ihr Tabak hattet, gabt ihr uns, so viel
 ihr entbehren konntet; jetzt habt ihr zwar keinen Tabak mehr,
 wir aber haben Lebensmittel genug, und ihr sollt, was ihr
 braucht, haben, so lange wir selbst etwas besitzen.“ — Sie
 leben vollkommen unabhängig; in jedem Dorfe findet sich zwar
 ein Omjahkarru oder Vorkteber; allein sein Ansehen ist un-
 bedeutend. Eine Art Ehen schließen sie mit einander, jedoch
 ohne alle Ceremonien und gewöhnlich erst im spätern Alter;
 übrigens leben beide Geschlechter von Jugend auf in der ver-
 trauesten Gemeinschaft. Unter den Nahrungsmitteln setzen sie
 auf Schweine einen vorzüglichen Werth, essen auch viele Fische,
 an welchen das die Inseln umgebende Wasser sehr reich ist.
 Die Fische fangen sie auf verschiedene Weise; unter andern ge-
 hen sie Nachts auf Fischfang in ihren Booten, Balongs ge-
 nannt, aus, indem sie bei diesem Gange sich dreijackiger Sa-
 beln oder Spieße bedienen, während sie mittels Hackeln aus ge-
 dörrten Cocoblättern die Fische anlocken oder vielmehr das Was-
 ser erleuchten. (Auf eine im Wesentlichen ähnliche Weise treiben
 von uralter Zeit her die Küstenbewohner Dänemarks den Fis-
 chfang. Man leuchtet hier mit Danden aus alten Theertrömmen
 und braucht zum Erbschen der Fische ein dreijackiges an einem
 sehr langen dünnen Holzstab befestigtes Eisen.) — Die Colonis-
 ation dieser Inseln wurde zu zwei verschiedenen Malen von
 den Dänen versucht, blieb aber ohne Erfolg. Diese Versuche
 sollen etwa 24,000 Thlr. gekostet haben. Wahrscheinlich lag
 die erste Ursache in der fehlerhaften Anlage und Ausführung des
 unter der Leitung des Gouvernements zu Trankebar vorgenom-
 menen Colonisationsplans selbst; dann aber auch in dem, ohne
 Zweifel vorzüglich vermöge der dichten Waldungen äußerst un-
 gesunden Klima, dessen übeln Wirkungen selbst die Eingebor-
 nen oft unterliegen. Die zu 5 verschiedenen Malen hingehen-
 den Beamten und Truppen wurden fast immer in wenigen Wo-
 chen im Opfer des Todes, dem auch die Ueberriggebliebenen mei-
 stens bios dadurch entgingen, daß sie das Land verließen. Die

männlichen Brüder nur hielten länger aus. Sie blieben auf den Inseln, von einigen wenigen dänisch-ostindischen Soldaten und einigen Sklaven aus Trankebar unterstützt, während 19 Jahren, 1768—87. Seit diesem letzten Jahre ist nichts, weder für die Mission noch für die Colonisation auf jenen entfernten Inseln gethan worden, wo Dänemark bis jetzt nur das Eigenthumsrecht behauptet hat. Daß die Insel erst vor wenigen Jahren wiederum von Dänen besetzt worden sei, ist unwahrscheinlich, indem diese Station, wie schon oben bemerkt, seit der ersten Niederlassung beständig behauptet wurde. Die früher zur Gründung von dänischen Kolonien auf den Nilobaren geschehenen Versuche verdienen eigentlich den Namen Colonisation nicht. Die Leute, welche den Expeditionen folgten, bestanden nur aus Regierungs- und Handelsbeamten und Truppen, alle von Trankebar, und meistens sittlich und körperlich verdothenen, durch unordentliches Leben geschwächten Menschen. Damals gehörten die dänisch-ostindischen Besatzungen der asiatischen Compagnie in Kopenhagen und wurden durch eine von derselben ernannte Regierung in Trankebar administriert; erst später kamen sie durch Ankauf in Besitz des Staates. Aus den im Jahre 1797 gedruckten Acten, die verschiedenen Expeditionen nach den Friedrichsinseln betreffend, gehen die von der damaligen Regierung in Trankebar getroffenen schlechtesten Maßregeln deutlich hervor. In den neuesten Zeiten schien der als dänischer Gouverneur in Ostindien fungirende Capitain der Marine Christensen sich der Sache der Nilobaren wiederum mit Eifer annehmen zu wollen; leider aber starb er im vorigen Jahre, nachdem er von Trankebar aus schon mehre Reisen nach jenen Inseln gemacht hatte.

Nur einmal ist das Eigenthumsrecht der Dänen an diesen Inseln verlegt worden, und dies von dem Befehlshaber eines europäischen Staates, von dem solches vielleicht am allerwenigsten zu erwarten wäre, Oestreich. In jenen Zeiten aber dachten auch Oestreich und Preußen auf Erwerbungen jenseit der Meeres. Der König von Preußen hatte im Jahre 1755 Schiffe in Ostindien, und Oestreich ließ im Jahre 1777 eine Fregatte in Livorno ausrüsten, um Besatzungen in Indien zu erwerben. Diese Fregatte setzte 1778 einen Lieutenant und einige Mann auf einer der Nilobaren, Samorte, ans Land. Wiewol diese Annäherung des östreichischen Chefs von seinem Hofe gemißbilligt und solches ihm dänischerseits angedeutet wurde, suchte er jedoch Anstalten, und Zwangsmittel wären von dem Gouvernament in Trankebar angewendet worden, wenn nicht schon früher die von der östreichischen Expedition zurückgelassenen 4 Mann nebst ihrem Befehlshaber, dem Lieutenant Stahl, durch den Tod wären hingerafft worden. 45.

Philibert's Leben, Weisheit und Lieb. Herausgegeben von Alois Adalbert Walbel. Augsburg, Rieger. 1833. 8. 9 Gr.

Nicht Dr. W., sondern „ein weltlicher Beamte in Tirol“ ist der Biograph. W., der Herausgeber, nennt aber diesen Ph. „einen außerordentlichen Mann“, und dessen Weisheit und Philosophie sowie das Lieb oder die beigefügten Deden sind ihm ganz außerordentliche Producte. Er hat 18.0 „Philibert's Philosophie der Letzten, für denkende Philosophen der neuesten Zeiten compendiert und umgearbeitet“ in einem Bande herausgegeben. „Dennmalen ist das Werk des Philibert in Bogen sehr wohlfeil zu bekommen“. Ref. zweifelt nicht daran; ihm wäre es, nach dieser Probe zu schließen, als Geschenk zu theuer, wenn er es durchlesen müßte. Ph. von Gruber, als tiefer Denker, scharfer Geist und frommer Ordensmann, gehört unter die merkwürdigern Gelehrten Deutschlands (? am Ende des 18. Jahrhunderts“. Geb. 1761 aus adeligem Geschlechte in einem Dorfe bei Meran in Tirol, studierte er in Innsbruck, begab sich

wider Willen seines Vaters in den Franziskanerorden, beschäftigte sich nun halbe Nächte hindurch mit Augustin und Plato, wurde 1785 in Benedig zum Priester geweiht und 1786 Professor an dem Gymnasium zu Bogen, wo er durch Kunststück, Eopgaben, durch frommliche und weise Leitung der Jugend wol vielen Nutzen gestiftet, wenn er sie mit seinen philosophischen Speculationen verschont und sich nicht als Dichter durchaus zur Nachahmung aufgestellt hat. Er war schwächlich mit R. (Jhon 1799. Man darf nur lesen, was er über mögliche Dinge und Welten (S. 32, 33) oder über Körpermonaden (S. 48) ergründelt, um zu sehen, daß sich der fromme Ordensmann in Untiefen verlor, wo er sich selbst nicht herauszufinden wußte, und Behauptungen aufstellte, die gar nicht zu erweisen sind. Die Lieder sind religiösen Inhalts, zum Theil auf Stellen aus Job, dem Psalter und Salomo gegruendet und nicht ohne Verdienst. Aber der „Donner knallend“, „des Bärmdchen in dem Wirth“, „das wüthende Schwerin“ und dergleichen unästhetische Eicenzen in religiösen Deden sprechen nicht für den Dichter. Baaren Ullman müßte man manche Stellen nennen, wenn nicht die vielen offensbaren Druckfehler eine getündere Erklärung zuließen. 3. B. S. 76, 77 wird die Schöpfung dichterisch beschrieben. „Noch steht der Schöpfer ein vermaßtig Ihier, das seinen Schöpfer kennt“ zc. Natürlich wird der Mensch erschaffen. „D! wer beschreibet uns die Gefühle, die der erste Menschenvater fühlte, als Er von dem Schöpfungsbauch (vermuthlich hauch) erwachte“ zc. Bei einer, unter der Aufschrift: „Wer ist denn die?“ gegebenen gräßlichen Schilderung (S. 100—102) eines furchtbaren Ungethüms, dachte Ref. während des Lesens: „über ihre Schwellen wehten wild bluttriefende Haare hinaus“, „über den Schultern hing das fleckige Tigerfell“ und dergleichen mehr, an eine Hyäne, oder an Orkoptie, oder an religiösen Fanatismus, oder Theismus; wußte aber nichts zu errathen, als nun auch „Kriechen und Smerge, Phylloppen und Buben, Männer und Greise, Priesterböcke, Kammengedrassel und entmenschte Kannibalen mit Bürger“, auch Färkenköpfe auf den bluttrunknen Pfisten hinterdrein folgten und die Trümmer zerschmetterter Altäre und Thronen mitschleppten“. „Wer ist denn die?“ „Da kommt sie, zure Beglückterin! Da kommt sie! Unsere Aufklärung“. Gutter Mann, wenn nur die böse Welt zu überreden wäret, daß in Spanien und in Portugal, in Piemont und im Kirchenstaat die jetzigen Uebel, Plagen und Unruhen bloß aus der verdamnschten Aufklärung herzuweichen seien! Aber selbst deine Landsteuere und Glaubensgenossen wollen das nicht länger für wahr halten. Doch du bist jetzt gewiß der Wahrheit auf der Spur; vielleicht findest sie die Hebamme deiner Geisteskinder, Herr Walbel. noch hieneben. 44.

Erklärung.

Die Blauen.

Der Aencel. von Valdemus, „Röm. Grotte“ in Nr. 360 d. Bl. f. 1833 scheint unter den „Blauen“ Feine und seine Schule zu verstehen. Die Blauen heißen aber in England die schriftstellersche Frauenzimmer, welche Byron besonders häufig mit diesem Spottnamen belegt, z. B. „Don Juan“ Gef. I gegen Cade: „Nicht wie die Blauen falsch Zeugnisse geben, zum mind'sten Einer fällt gar oft das ein“. In diesem Sinne hat auch der Verf. der angeführten Schrift diesen Ausdruck Borr. S. V gebraucht, indem er die Entgegenkommene unserer Schriftstellerinnen (zu denen man freilich auch manchen verlesenen Kellner, z. B. Trombitz, rechnen kann) als notwendige Reaction gegen frühere Privatität und Fälschlichkeit aufstellt und erst dann die Feine'sche Schule als Product dieser angegebenen Richtungen berührt. P.

Saint Simon und der Saintsimonismus. Von Moriz Weit.

(Fortsetzung aus Nr. 60.)

Saint-Simon's Philosophie ist kein fertiges System, sondern nur fragmentarisch aus vielen einzelnen Schriften zu entwickeln. Ihre Richtung ist theils reinphilosophisch, theils politisch-industriell. Hören wir Einiges davon, wie der Verf. vorliegenden Werks mit Sorgsamkeit und Fleiß es zusammengestellt. Statt der gelehrten Akademien, die nichts mehr nützen, will Saint-Simon ein großes europäisches Institut auf Subscription, berechnet aber dabei nicht den Einfluß menschlicher Leidenschaft, des Eigennuzes und der Eifersucht. Es soll ein allgemein philosophisches System auf mathematischen Grundlagen erbaut werden, und diese Ansicht führt zu einer unbedingten Verehrung Newton's, dem — gemäß einer im Traume St.-Simon gewordenen Offenbarung — ein eigener Cultus mit Mausoleum, Rathsgliedern, Laboratorien gewidmet werden muß. Später inzwischen wird Newton gegen Cartesius vertauscht. Analytische und synthetische Methode in den Wissenschaften soll vereinigt werden, und der Grundsatz des Cartesius befolgt: nichts zu glauben, was nicht die Vernunft für wahr erkennt und die Erfahrung bestätigt. Das Universum astronomisch angeschaut, ist Gegenstand der Philosophie Gottes; physiologisch angeschaut, Gegenstand der Philosophie des Menschen. Für die letztere ist es ein festiges Gesetz der Vergangenheit: „Alle gesellschaftliche Erziehung hat mit der gewaltsamen Richtung angefangen, die der Starke dem Schwachen gegeben hat.“ Die menschliche Gesellschaft begann daher mit Karapf, sie wird enden mit allgemeiner Verbrüderung. Geistlichkeit und Adel sind eine wissenschaftliche und militairische Anomalie. Religionen sind eine Umwandlung der wissenschaftlichen Anschauungen der Menschheit in Empfindung; Religion ist somit eine angewandte Wissenschaft. Sie folgt in ihrer Entwicklung der allgemeinen Idee, wie die Moral der sittlichen. Fetterschismus, Polytheismus, Theismus bilden die Grundlagen des Christenthums. Sie sind unzulänglich; statt dessen heißt das Princip: der Mensch muß arbeiten. Da die Systeme der Moral, der Religion, der Politik nur verschiedenartige Anschauungen der Ideen sind, so werden alle nothwendig eine Umwälzung erleiden. Die Fortschritte der Civilisation — nach früherer Ansicht St.-

Simon's — sind in der Vervollkommnung britischer Verfassung und allmätiger Einführung derselben bei allen Völkern Europas zu suchen. Es werde gebildet ein europäisches Parlament, in der Weise des amerikanischen Congresses. Seine Einführung wird dann beginnen, wenn der Theil, der eine repräsentative Regierungsform besitzt, denjenigen an Stärke übertrifft, der noch keine hat. Dieser Augenblick ist da, sobald England und Frankreich sich verbinden. In Folge einer Polemik gegen die Politik des Tages erwuchs die Ueberzeugung, der wesentliche Inhalt des Staatslebens sei nur in der bestmöglichen Wahrnehmung der materiellen Interessen zu finden. Motto ward: „Alles durch, Alles für die Betriebsamkeit.“ Basis des Staatslebens ist das Gesetz über das Eigenthum. Die gegenwärtige politische Immoralität der Menschheit ist: in allen Arten von Beschäftigung werden die Fähigen von den Unfähigen regiert. Es sollte umgekehrt sein; die Industriellen müssen zum Bewußtsein ihrer Kraft gelangen, und daß sie quantitativ wie intellectuell den übrigen Ständen überlegen sind; die Könige müssen sich mit ihnen vereinigen. Die neue Lehre macht sich zum Hauptzweck, allen Denjenigen, deren Arbeiten der Gesellschaft nützlich sind, die Mittel, Eigenthum zu erwerben, zu erleichtern. Das industrielle System ist auf dem Princip vollkommener Gleichheit gegründet, es widersetzt sich jeglichem Geburtsrecht und Privilegien aller Art. Königthum kann damit bestehen, der König wäre premier industriel de son royaume, in England ist es (gegen die frühere Meinung über dessen Verfassung) nicht eingeführt. Das Grundprincip des Christenthums ist gegenseitige Brudersliebe. Das neue Christenthum wird eine Folgerung jenes Principes sein, aber eine Transfiguration erliden, und das neue Princip wird lauten: „Die Religion soll die Gesellschaft dem großen Ziele einer möglichst schnellen Verbesserung des Looses der ärmsten Classe zuführen.“ Die katholische Kirche thut dies nicht, ist eine Kezerei. Die protestantische Kirche hat hingegen durch Luther eine vollkommene Kritik geübt, aber ist so prosaisch als möglich, hat ein schlechtes Dogma, hat sich in der Bibel und den Kirchenvätern abgeschlossen; das wahre Christenthum muß die Menschen nicht allein im Himmel, sondern auch auf Erden beglücken. Wie es nun definitiv beschaffen sein solle in Bezug auf Moral, Cultus und Dogma ist durch den

Lob St.: Simon's unangeführt geblieben, er schließt aber sein vorbereitendes Wort mit der Ausruf: „Fürsten, hört die Stimme Gottes, der durch meinen Mund zu Euch spricht; werdet wieder gute Christen, hört auf, die befohlenen Häre, den Wet, den legerischen Cultus und verkehrte Richter als Eure vorzüglichste Stützen zu betrachten; vereinigt Euch unter dem Namen des Christenthums, erfüllt alle Pflichten, die es den Mächtigen auferlegt; erinnert Euch, daß es Ihnen gebietet, alle Kraft anzuwenden, um so schnell als möglich das gesellschaftliche Glück des Armen zu befördern!“

Schon aus dem wenigsten hier Mitgetheilten erhellt eine gewisse embryoartige Unbestimmtheit, ein Schweben zwischen Dilem und Jenem, eine prophetenartige Sicherheit und Unsicherheit, welche mehr dazu gemacht sind, die Gegenwart zu schütteln und Gemüther aufzuregen, als einen festen Bau zu beginnen und fortzuführen. Unser Verf. spricht von einem „Keime künftiger Ideen, noch wie im Traum versunken und ihrer Bedeutung unbewußt, noch undurchsichtig und trübe“; wenn er aber dies entschuldigend, auch dabei an Plato erinnert, der mythisch sich ausgedrückt, so läßt sich dawider Manches einwenden. Wo nicht bei dem theilweise Trüben und Undurchsichtigen etwas Entschiedenenes hervorleuchtend wiederkehrt, wo vielmehr die Ideen alle zukünftig sind, und die gegenwärtigen in der Irre gehen um das unbekanntes Zukünftige, da wird der Gedankenkreis in einen schwärmerischen Nebel gehüllt, der unerfreulich wirkt und wenigstens bei Plato keineswegs herrscht, zwischen welchem und St.: Simon übrigens auch der Verf. keine Parallele ziehen will, die nur zum Nachtheil des Letztern ausfiel (S. 48). Speculative Forderungen, daß Alles neu systematisirt werden sollte, Natur, Geschlechter, Religion, Politik, sind ohne feste Haltung wenig belebend und nicht geeignet, objective Gedanken, d. h. bleibende, allgemein-gültige, zu befördern. Ist die Anregung wichtig, die der philosophische Geist dadurch in Frankreich erhielt, so ist immer noch die Frage, was sich daraus entwickelte, und ob die Angeregten zu ihrem Heile ausgerüstet werden. Heißt es über St.: Simon: „Sein geistliches Streben hatte gleichsam seinen Schwerpunkt nicht in sich selber, sondern außer sich, in dem Ringen nach einem nicht klar erkannten, aber tief und stark empfundenen Ziel, und es überstürzte sich deshalb (S. 109)“, so steht zu vermuthen, daß Diejenigen, welche davon ergriffen werden, sich gleichfalls überstürzen, wie denn auch geschehen. Indem aber unter dem vielen Unbestimmten des ersten Propheten gewisse aus der französischen Revolution stammende Ideen von Gleichheit der Stände und einer neuen Vertheilung des Eigenthums gleichsam einen festen geschichtlichen Kern bilden, um welchen sich die flüssige speculative Masse ansetzen mag, mußten die spätern Propheten natürlich genug dieses aufgreifen und hieran ihre Kraft zur Weltreformation nach St.: Simonistischen Grundsätzen erproben.

So sehen wir denn nach dem Tode St.: Simon's Männer von Geist und Scharfsinn beschäftigt, ein System aus den Grundlinien ihres Meisters zu bilden, wo-

bei sie vor keiner Konsequenz erschrecken und sich zur Aufschwüchung der grade damals bekannt werdenden deutschen Philosophie und mancher religiösen Säge von Le Maistre u. A. bedienen. Daraus ist nach der Bemerkung unser Verf. eine Mischung aller Facen und Schulen, von hierarchischen mittelalterlichen Dogmen und selbst von freizügigem Materialismus entstanden. Rodrigues schreibe der Zeit nach frühesten Schüler St.: Simon's, zu ihm gesellten sich Bazard und Enfantin, von deren gesellschaftlicher Stellung und wissenschaftlicher Bildung wenig bekannt ist. Um eine Schule zu gründen, schrieb man ein periodisches Blatt, es entstand Widerspruch gegen die vorgetragenen Principien und namenmachende Polemik, man bildete einzelne Vereine und belehrte mündlich, die Rede der Schüler wuchs. Es heißt, als Benjamin Constant von den St.: Simonisten um Rath befragt wurde, habe er verächtlich geantwortet: „Macht eine Religion daraus“; — und es geschah. Man besprach zugleich politische Fragen, erfüllte das Gesetz des Fortschreitens, welches St.: Simon seinen Schülern hinterlassen, durch Predigen, Missionen, Schriften, hatte binnen einem Jahre Selbmittel, ein Erziehungshaus, Departementalkirchen. Mit der Verbreitung der Lehre entwickelte sich zugleich die hierarchische, den Jesuiten nachgebildete Form der Gesellschaft; Bazard und Enfantin stellten sich als pères supérieurs an die Spitze, umgaben sich mit einem Nimbus von Erasmid, das freilich als Reminiscenz einer ärmlichen Phantase erscheint, aber organisirten desto bestimmter Institutionen zur Verbreitung der Lehre unter der arbeitenden Classe und für Erziehung der Jugend. Aber nun entstanden Spaltungen, die neue philosophische Schule trennte sich von Bazard, Enfantin und der sogenannten St.: Simonistischen Religion, die obersten Doppelväter selber konnten sich nicht über die Grundlagen der neuen Moral verständigen, welche der eifrigsten Anhänger sagten sich von der Gesellschaft los, und die Hierarchie ward durch drei Gegenpäpste zerissen, das neue Moralgesetz, bis dahin in Dunkel gehüllt, dem öffentlichen Urtheil bloßgestellt. Enfantin behauptet, nur durch die Mitwirkung der Frau könne das Gesetz der Moral offenbart werden, und erwartet daher das Erscheinen derselben; Bazard, um Standal zu vermeiden, war weniger consequent und suchte minder auffällige Formen, und nach seinem Tode setzten einige wissenschaftliche Männer diese Richtung fort und gaben in ihrer „Revue encyclopédique“ eine unflüchtige Kritik aller in Frankreich auftauchenden philosophischen Behauptungen. Sehr richtig bemerkt unser Verf.: „Das Socraticum des St.: Simonismus war nicht, was ihn stürzte; nicht obgleich, sondern weil er ausschweifende Ideen über, hat er Zugang zu den leicht entzündbaren Gemüthern gefunden.“ Weil man inzwischen mit-Proclamationen an die Arbeiter von Lyon hervortrat und dadurch enthusiastisch erschien, wurden von Seiten der Regierung die Versammlungen geschlossen und die Väter verhaftet, es begann eine gerichtliche Untersuchung, und die zierlichen Herren und gepuderten Damen verschwanden aus den Reihen der St.: Simonisten. Enfantin — ein Mann, der seine Loge in

Dyer hatte und als der beste Blaudruckerey von Paris bekannt war — entwich in die Einsamkeit seiner Meditationen auf ein Landgut in der Nähe von Paris. Der Ort ward anständig eingerichtet, es sammelten sich 40 Apostel, und Professoren, Advocaten, Ärzte, Kaufleute, Priester, Gutbesitzer u. s. w. verrichteten dort häusliche Dienste, um die Arbeit zu heiligen. Die Lebensweise ward köstlich geregelt, ein neues Costum erfunden. Am Montag und Mittwoch wurden die Thüren dem Publico geöffnet, und dieses erschien zahlreich, weil es zu sehen gab. Da schloß die Polizei das Haus außen, und der Vater Einsamkeit mußte nach dem Labyrinth. Dort sprach er unter Anderm: „Ich fühle, ich der Vorläufer der messianischen Frau bin, wie Käufer der des Heilandes. Darin liegt die Bedeutung meines ganzen Lebens und das Band aller meiner Thätigkeiten: sie sind logisch miteinander verknüpft, weil alle aus meinem Glauben an die Frauen hervorgehen.“ Er noch redeten mit einem Talent, das einer besseren würdig war; allein die Geschworenen sprachen ihr Unrecht, und der Reichthum verurtheilte Einige zu jährlichem Gefängniß, Andere zu Geldstrafen und verordnete die Abschlagnahme des ganzen St. Simonistischen Archivs zur Auflösung der Gesellschaft. Seit dieser Zeit verschwand die Aufmerksamkeit des Publicums: einige St. Simonisten nach Konstantinopel, um die Frau aufzusuchen, wurden in ihrer Ordenskleidung im südlichen Frankreich mit Steinwürfen begrüßt.

(Der Beschluß folgt.)

Calixtus und seine Zeit. Von Ernst Ludwig Henke. Erste Abtheilung, die Einleitung enthaltend. — Auch unter dem Titel: Die Universität Calixtus im 16. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Geschichte und Literaturgeschichte, Halle, Waisenhausbuchh. 3. St. 8. 10 Gr.

Der Verf. dieser Schrift ist auf dem rechten Wege. L'histoire faire des longues recherches et des petits livres, geistreicher Franzose. Dieses kleine Buch von 88 Seiten lange Vorstudien erfordert und ist der einleitende Anfang einer Monographie über den oben genannten berühmten Mann und seine Zeit. Natürlich ist in dieser Einleitung von dem wichtigsten die Rede, sondern vor Allem auf die Richtungen jener Zeit überhaupt und der berühmten St. Simonisten, welcher Calixtus bis zu seinem Tode 1656 angehörend genommen und ihre Verhältnisse zu den verschiedenen weltlichen Fürsten, welche vom Anfang bis Mitte des 16. Jahrhunderts regierten. Zugleich soll damit eine Probe geben der öffentlichen Beurtheilung vorgelegt werden, die man messen kann anders als lobend und ermunternd auszusprechen. Endlich soll das Gegebene auch einer Briefsammlung Einleitung dienen, von welcher noch besonders die diesjährigen Blättern sein wird.

Man findet es noch keine vollständige Geschichte der Universität Calixtus, und doch ist sie gewiß eine der wichtigsten in Deutschland gewesen und hat von 1576—1809 außer Calixtus, den Weibdomen, Wostheim, Weirich, Henke, Bruns noch einen ausgezeichneten Mann gehabt. Leider wird auch nicht mehr daran zu denken sein, da das Archiv der Universität zerstreut, theils auf einem Boden über dem Witz mit aufgethäufelt worden ist; ein Verfahren, welches eine

öffentliche Bekanntmachung verdient. Nicht einmal die Annalen acad. Jul. 1833. und die Acta der Facultäten sind hervorgezogen worden. Sollte sich daran in dem sonst für Wissenschaftler gar nicht erforderlichen Braunschweiger Lande, sollte sich auf der berühmten Wolfenbüttler Bibliothek kein besserer Platz finden, um wenigstens das Wichtigere vor Käuflichkeit und Wänsen zu retten?

Ref. erinnert sich, vor 11 Jahren eine Schrift: „Feier des Gedächtnisses der Julia Carolina zu Helmstedt“, herausgegeben von Fr. Karl v. Strombeck, mit großem Interesse gelesen zu haben. Sie enthält eine Rede Bartels' von den Verhältnissen der Universität Helmstedt um die Beförderung der christlichen Denkfreiheit in unsern Landen, mit trefflichen Bemerkungen über die Gefahr eines symbolisch dogmatischen Despotismus durch die Formula concordiae. Ref. vermißt dieselbe ungern unter der S. 2 angeführten Literatur; und doch ist das letztere zum Theil das Thema gegenwärtiger Schrift, wie es die Lebensaufgabe des edeln Calixtus war, jene Gefahren durch den Sieg der humanistischen Partei über die trostlosen Realisten und die Buchstabenorthodoxen abzuwenden. Schön ist S. 55 geschildert, wie Helmstedt unter Herzog Heinrich Julius eine Zufluchtsstätte für diese Melanchthon-humanistischen Robertisten wurde, zu denen Martin, Caselius und Calixtus gehörten; wie aber auch unter einer folgenden Regierung, besonders durch Sattler, der den Papst im Kleinen spielen wollte, eine traurige Reaction eintrat. Sattler war übrigens beringigter Schwabe, den Antritt für die Universität gewinnen konnte: „Illis persuaderi non potui, ut a vino ad cerevisiam se patenter vocari.“

Der Verf. schildert den äußern und innern Zustand der Universität vor Calixtus erstlich unter Herzog Julius, 1576—89. (Wie eine höhere Leitung des Himmels grade die beiden ältern Brüder des Herzogs Julius in der siebenschauer Schlacht hatte bleiben lassen, damit dieser dritte Bruder, der um seiner Korb- liebe für die Reformation willen fast von seinem Vater lebendig eingemauert worden wäre, s. Böttiger's, Geschichte von Sachsen, I, 518.) Eines seiner Hauptverdienste war die Trennung von Chemnitz und dem Concordienwerke und dann die Stiftung der Universität. Dann kommen die Schicksale dieser Anstalt unter Herzog Heinrich Julius, 1589—1603, wo das Emporkommen der Humanisten und der philosophischen Facultät und die Gegenwirkung Braunschweigischer Theologen besonders geschildert wird. — Interessant ist, was über Heinrich Julius von S. 45 an gesagt wird. Er hatte die sorgfältigste Erziehung erhalten. Selbst die Landstände erkundigten sich jedes Halbjahr nach seinen Fortschritten. Er war so gelehrig errogen, daß er schon lange ein Gespräch für alle Hufe gewesen war, „aber sein Geist hatte auch die Gefahr überwunden, als gelehrtes Wunderkind angesehen zu sein; die gefährlich frühen Anstrengungen hatten ihm nur die unschätzbare Freude daran und das unerfättliche Bedürfnis nach immer neuer Nahrung angedröhnt; seine Gelehrsamkeit hatte sich zugleich über die Oberflächlichkeit wie über kleinliche Eitelkeit erhoben und mit einem ungemeinen Verstande, einer fürstlich edeln Gesinnung und einem männlich festen Willen zu wahrer Bildung lebensvoll vereinigt“. Freilich war er auch in theologischen Streitfragen (nach damaliger Parteilichkeit), in Astrologie, wunderthätiger Medicin und Alchemie, in denen er sich bis zum Unglauben hindurch experimentirt hatte, wohl bewandert, hatte auch Komödien geschrieben und zu seiner Ergötzung 13 Handwerke gelernt; aber er hatte auch aus den Geschichtschreibern und Philosophen des Alterthums die bleibendsten Eindrücke aufgenommen und damit ein tiefes Studium des römischen Rechts verbunden, so daß er viele seiner Streitigkeiten mit dem Kammergericht selbst führte. 41.

Wider griechischer Vorzeit. Von Wolffg. Rob. Gieseler. Berlin, Mittler. 1833. 8. 16 Gr.

Vorliegende Gedichte im antiken Distichonmaße sind die Versuche und Uebungen eines classisch Gebildeten, dem man je

doch die Bildung und das Sich-Bilden zu deutlich und absichtlich ansieht. Wenn die Metriken köstlich bekannt sind, bemerkt eben nicht, daß neue Seiten ihnen hier abgemessen wurden; das Interesse, das je demnach noch an den vorliegenden Gedichten haben könnte, ist ein rein sprachliches. Die Diction ist als Copie Homer's und, forcirter, der Boss'schen Manier mit Hinguthun von etwas mehr Geschmeidigkeit, gelungen zu nennen. Allein da kein intensives Dichtervermögen hier sichtbar wird, würde Fleiß und Mühe weit belohnender sein, wenn beides auf Uebersetzungen gewandt würde. Hier könnte in der That viel vom Verf. geleistet werden; und um eine Probe den Lesern zu geben, wie weit es die Sprache nach den großen Vorgängern, deren Fehler zu vermeiden leicht ist, bereits gebracht habe, theilen wir folgende Schilderung der Nacht mit:

Siehe, da dämmert's, und über den Himmel bedächtigen Schrittes Wandelt die Nacht, tief bragt sich das All in schweigender Urfurcht; Nur hellleuchtende Sireen umglänzen die dunkle Mutter. — Weiße durchzieht sie den Himmel, und bringt in die Klüfte der Erde, Seht durch die Wasser und forscht im ewig unfaßerten Pabel, Wägt, was da war und ist, was schlummert im Schooße der Zukunft, Und geht fürder sodann tiefsanft und wäget Gedanken Im vielschauenden Geist; nach rauschen mit düsterem Anstiß Alle die Kinder, so mächtig erzeugt, grauenvolles Gefolge — Aber es roget vor Allen die herrschende Göttin des Dunkels. —

Beste Werbung erinnert etwas zu sehr an Boss; es ist wenigstens eine Lieblingsfuge des Allen darin. Er sollte aber nicht mehr Muster sein als das Original, dem er nachrang, ohne seine simplere Höhe immer zu erreichen. Selbstsamerweise hat sich ein sonst geschätzter Dichter, der nicht bios Dictionspoet ist, sondern seinen eignen Uebergang herausbildet, Zimmermann, in Betreff seines Vorbildes, Shakespeare, so an die Boss'sche Version und Wortfügung gewöhnt, daß seine ersten Verse gänzlich verfehlt waren und die Angewöhnung auch seinen neuesten Versen noch anklebt. Wächte der junge Verf. vorliegender „Wider“ daran abnehmen, wie leicht eine Dictionsnorm, die angelehnt ist, zur unerblicklichen stereotypen Manier werden kann. Wir geben noch eine der gelungensten Stellen ebenfalls aus dem mythologischen Gemälde: „Die Geburt der Aphrodite“, gleich hinter der angeführten:

Bald zum bestraubeten West hin bringen die schäumenden Kasse, Behrntämpfend; doch kaum erblickte die heilige Mutter Unten das nahende Ziel, die Himmelumarmung des Meeres, Siehe, da griff sie bebend in die schließenden Sägelgehänge, Warnte den Schritt rückwärts und rief in den Schummer der Welten: „Aumwühlender Ketter, du Himmel in Ritzen und Erde, Entlos wallendes Meer, ihr feuerumhauchten Gestirne, Wolken, so viel ihr da seid und werdet im ewigen Seilschoß! Wenn ich am morgenden Tag den räumigen Himmel verlassen, Wird der Unsterblichen Schönste, die Göttin der Liebe geboren! —

Das größere Gedicht ist „Orion“ in fünf Gesängen. Weniger nennenswerth sind die beiden Elegien: „Ricbe“. 11.

Notizen.

Der Club des Maulbeerbaumes.

Man weiß, wie sehr die Engländer die Vereine im Allgemeinen lieben. Es gibt in England keine Stadt, die nicht ihre wissenschaftlichen, literarischen, politischen, gastronomischen Clubs hat, so daß, wenn man eine Statistik aller in England befindlichen Clubs aufstellte, man eine ziemlich genaue Uebersicht der in diesem Lande vorherrschenden Leidenschaften, Vergnügungen und Laster haben würde. Der Club des Maulbeerbaumes hat trotz seines seltsamen Namens einen literarischen und patriotischen Zweck; er wurde auf folgende Veranlassung gestiftet. Shakespeare's Vater war ein Fleischer und hatte vor seiner Wude einen Maulbeerbaum, dessen Schatten das vorgelegte Fleisch beschirmte. In diesem Hause und folglich am Fuße dieses Baumes ver-

loß Shakespeare's Klugheit. Nach dem Tode des Dichters bis 1769 blieben Haus und Baum unverletzt. Da aber zu dieser Zeit das Haus an einen protestantischen Geistlichen war verkauft worden, ließ dieser den Baum umhauen. Als die Einwohner von Stratford diesen Act des Bandalithums erfuhren, jagten sie den Priester aus der Stadt, bemächtigten sich des hochverehrten Baumes und versetzten aus dessen Holze eine Menge kleiner kostbarer Kreuze, welche an sämtliche literarische Notabilitäten der vereinigten Königreiche versendet wurden. Noch heutzutage bieten die Schweizer, zu Stratford von durchreisenden Fremden Schachteln, Dintensässer u. dgl. an, die angeblich aus dem Holze von Shakespeare's Maulbeerbaum gefertigt sind. Ueberall wissen die Menschen sich auf Kosten der Leichtgläubigkeit oder der Begeisterung zu bereichern: hier verkauft man Holz vom wahren Kreuze Christi, dort Voltaire's Feder, anderswo eine Kugel von Waterloo. Einige Jahre nach diesem Vorfalle wurde der Club des Maulbeerbaumes errichtet. Er besteht aus Dichtern, Literatoren und Künstlern, welche jährlich einmal zusammenkommen, um das Jahrgedächtniß des großen Dichters zu feiern. Man liest Gedichte, Prolog, kritische Aufsätze über Sh. vor. Das Archiv des Clubs besteht aus einem Buche, dessen Blätter aus den Zweigen und der Rinde des Maulbeerbaums verfertigt worden sind. Es ist ein Art Album, in welches die besseren Gedichte eingeschrieben werden. Es führt den Titel: „Maulbeerblätter“, und hat literarischen Werth, da es lauter ungedruckte Sachen enthält.

Nordpoler Expeditionen.

Es glauben doch immer Manche, die Expeditionen der Briten nach dem Nordpole haben keine Resultate gehabt und dies die Zahl der Schlachtopfer vermehrt, welche in den seit einiger Zeit unternommenen abenteuerlichen Reisen amgelassen sind. Das ist ein Irrthum. Die Erwartungen der Gelehrten sind freilich nicht erfüllt worden, indessen haben diese Reisen neues Leben in die Schifffahrtunternehmungen gebracht. Wenn man die Küsten von Grönland und Spitzbergen nicht untersucht hätte, wenn man nicht bis in die nördlichsten Regionen der Baffinbai gebrungen wäre, wie viele Reichthümer würde England weniger besitzen. Der Ballfischfang setzt ein Capital von mehr als 2,000,000 Pf. St. in Umlauf. Die Einwohner von Hull, Peterhead u. s. w. finden in der Bereitung des Throns eine reichliche Existenz; 8000 Seeleute, welche den schrecklichen Gefahren trotzen, bilden sich jährlich für die englische Kriegsmarine. Auch die Astronomie und die Naturwissenschaften sind mit wichtigen Entdeckungen bereichert worden. Man weiß, daß Capitan Ross den magnetischen Pol bestimmt hat. Während er das mit beschäftigt war, in der Meinung, daß ihm das nur durch eine Landreise gelingen könne, beauftragte er Capitan Black mit dieser Sendung. Von diesem hat man kürzlich ein Schreiben erhalten aus Norwayhouse, auf dem Jaakstrom (53° N. Br. und 98° W. L.). Capitan Black war gesonnen hier seine großen Fahrzeuge und einen Theil seiner Schiffstatadung zurückzulassen und mittels kleiner Canots über den Fluß zu setzen, um zum Sklavensee zu gelangen (62° Br.). Von da wollte er seine Reise nach dem Chesadawsee fortsetzen (63° Br.). Die Indianer behaupten, aus diesem See ströme gegen Nordosten ein Fluß, den sie den großen Fischfluß nennen. Im See Chesadaw wird Cap. Black sein Winterquartier aufschlagen. Durch jüngst abgehandelte Depeschen hat ihn die Admiralität von der wunderbaren Rückkehr des Capitan Ross benachrichtigt und ihn zugleich aufgegeben, sich nach dem Cap Turnagain zu begeben. Von dort aus wird er weiter vorbringen bis zum Deseit, den Cap. Ross errichtet, um die südöstliche Grenze der von ihm untersuchten Erdjunge zu bezeichnen. Einige unter den Mitgliedern des Comités der arktischen Länder zweifeln an dem Vorhandensein des großen Fischflusses. Sie behaupten, es sei derselbe Fluß, den Capitan Franklin gesehen und Black über (Schwarzer Fluß) genannt habe. 19.

Montag,

Nr. 62.

3. März 1834.

Saint Simon und der Saintsimonismus. Von Moriz Weit.

(Schluß aus Nr. 61.)

„So wäre denn die Lehre St. Simon's auf denjenigen Wirkungskreis beschränkt, den sie niemals hätte überschreiten sollen: sie lebt und wirkt als eine philosophische Schule, oder vielmehr als eine freie Gemeinschaft wissenschaftlicher Männer fort, die, von den durch St. Simon gegebenen Anregungen ausgehend, Wissenschaft und Leben zu umfassen strebt“, spricht unser Verf. Ref. setzt hinzu: keiner Schule thun wunderliche Lehrlänge Schaden, sie kann sich darin auf das freiste bewegen und gewinnt oft dadurch die meisten Anhänger; auch selbst wenn sie als geschlossene Gemeinschaft auftritt und besondere Gesellschaftsregeln sich auslegt, bringt ihr dieses noch nicht den Tod; sobald sie aber die sittlichen Grundlagen der bestehenden Staatseinrichtungen, Ehe, Familienverhältnisse und Eigenthum, umzuwandeln will, ruft sie eine feindliche Gewalt wider sich hervor und muß dadurch zu Grunde gehen, es sei denn, daß alles Bestehende sich factisch auflöst und in der allgemeinen Verwirrung das Neue ergriffen wird, um unter irgend einer Gestalt dem unerträglich gewordenen Zustande zu entfliehen. Dazu aber sind die gegenwärtigen europäischen Staaten viel zu grundfest und durch wache gesetzliche Aufmerksamkeit geschützt.

Was der Darstellung und Beurtheilung d. S. St. Simonismus, welche der Verf. seinem historischen Schicksale folgen läßt, entnahmen wir die Hauptpunkte; Enfantin gab sein öffentliches Glaubensbekenntniß dahin: „Gott ist Alles, was ist. Alles ist in ihm, Alles durch ihn. Keiner von uns ist außer ihm; aber keiner von uns ist Er. Jeder von uns lebt von seinem Leben, und wie Alle vereinigen uns in ihm, denn er ist Alles, was ist.“ Diese Lehre des Pantheismus, nach welcher der Dualismus des Endlichen durch die doppelte Offenbarung des Ich und Nicht Ich (des Geistes und der Materie) existirt, welches wiederum nichts Anderes ist, als eben die Manifestation des Endlichen — bringt nichts Unerhörtes und hat sich in manchen philosophischen Schulen wiederholt. Er geräth mit dem Christenthum in Gegensatz, welchen man in Deutschland neuerdings auf mancherlei Weise — keineswegs recht befriedigend — zu heben gesucht. Die St. Simonisten finden im Christenthum das Fleisch durch den

Geist unterdrückt und wollen die Wiedereinfügung des Fleisches in seine Rechte durchführen. Es ist allerdings anzunehmen, daß sie dabei vorzüglich eine Ausartung des Katholicismus in mönchischer Gottseligkeit durch Kasteiung und Selbstpeinigung im Auge haben, doch sind sie gewiß schon im Allgemeinen mehr auf ein Reich dieser Welt hingewiesen als die christliche Gesinnung. Ihre Religion des Diesseits setzt die Arbeit, sei es nun im Felde des Gottgeistes oder der Gottmaterie, als Gottesdienst. Solches wäre nun als Heiligung der Arbeit nicht eben dem wohlverstandenen Christenthum zuwider; allein bei der pantheistischen Ansicht verschwindet jede Erhebung des Menschen zu Gott als zu einem Höhern, sowie der religiöse Trost, der aus dieser Erhebung zu schöpfen ist. Nun soll die Arbeit der Menschen von ihrer Vereinzelung befreit werden, und dieser gesellschaftliche Fortschritt ist nothwendig in unserer Gegenwart als einer kritischen Epoche. Endzweck der Menschheit ist Vereinigung aller menschlichen Kräfte in einer friedlichen Absicht statt des bisherigen Antagonismus. Solches Johanneische Reich wird mit den lebhaftesten Farben des Entzückens ausgemalt, alle natürlichen Völkerunterschiede erbleichen vor dieser Sonne der Allgemeinheit, selbst die Tugenden der Vergangenheit sind nur glänzende Laster, und das höchste Bewußtsein nationaler Selbstständigkeit, die Vaterlandsliebe, wird der Egoismus der Nation gescholten. Ursache dieses Antagonismus ist die Herrschaft der physischen Gewalt, und die Wietzung desselben Nutzung des Menschen durch den Menschen in historischer Reihe: Herr, Sklave — Patrieier, Plebejer — Lehnherr, Vasall — Müßige, Arbeiter. Allmählig hat die Nutzung des Menschen durch Menschen abgenommen — sie muß ganz verschwinden. Unterschiede der Religion, des Volkes, der Familie, des Standes sollen als unheilige Gegensätze aufhören. Fähigkeit wird Eintheilungsgrund der neuen Welt und deren Reichsgrundgesetz: der Fähigste wird regieren. Der dreifachen Art von Fähigkeit — Gefühl, Geist, materielle Thätigkeit — entsprechen drei Stände: Künstler oder Priester, Gelehrte, Werththätige. Einer solchen Hierarchie der Fähigkeit gehört die Zukunft. Sie herbeizuführen werde die Industrie organisiert, die falsche Vertheilung des Reichthums aufgehoben durch neue Erbschaftsgesetze, es werde durch Erziehung die Jugend zu einer solchen Veränderung vorbereitet, und die Gesetzgebung

sei ihr Complement, die Strafe ein Mittel der Besserung und nicht mehr der Rache. Ganz recht bemerkt der Verf.: es werde hierdurch an die Stelle der wahren individuellen Freiheit, welche der Entwicklung menschlicher Fähigkeiten weitem Spielraum läßt, ein fürchterlicher Despotismus der bevorrechteten Fähigkeit gesetzt; der St.-Simonismus vernichte die Familie sowohl nach ihrer materiellen als auch nach ihrer sittlichen Grundlage, d. i. Erblichkeit und Ehe. Sollten nun diese Grundsätze ins wirkliche Leben eingeführt werden, so würden sie zur Tollheit gestiegen. Aber nun noch die Moral! In ihr fordert das Fleisch gleiche Berechtigung mit dem Geiste. Lange ward darüber ein mystisches Schweigen beobachtet. Mann und Frau sind das gesellschaftliche Individuum; aber welches sind ihre gegenseitigen Pflichten? Was Entantim unter seiner Befähigung, die Frau zu berufen, meint, ohne deren Beihilfe die Moral der Zukunft nicht offenbar werden könne, ist unverständlich; allein er hat gradezu ausgesprochen, der Umgang der Geschlechter dürfe fortan nicht mehr ausschließlich unter Ehegatten stattfinden. Die Individuen eines jeden Geschlechts theilen sich nämlich in die beweglichen und unbeweglichen. Für jene ist die Ehe eine zeitliche, für diese eine definitive. Der Priester, Mann oder Frau, in welchem sich die Einheit des Lebens concentriert, der zugleich beweglich und unbeweglich ist, hat die Macht, beide Classen von Menschen zu verbinden, als unbeweglich bleibt er demselben Individuum unter dem Namen des Gatten und der Gattin verbunden, und als beweglich beschränkt er seine Vertraulichkeit nicht allein auf dieses Verhältnis und ergibt sich besonders in den Ergänzungen der Reichte dem Gefühl der Beweglichkeit, wodurch er seine Untergebenen sich ähnlich macht und sie leicht zum Fortschritt anleitet!!! Carnot nannte mit Recht Entantim's Lehre die Regularisirung des Ehebruchs. Bazard verwirft freilich diesen Aufzug, aber nimmt doch an, daß unvollkommene unvorbereitete Ehen, die geschieden werden müssen, der wahren vollkommenen vorangehen — in unserm gegenwärtigen Zustande, bis der Mensch die Bedürftigkeit der irdischen Natur von sich abgestreift hat.

Außer diesen entschiedenen Ruchlosigkeiten ist noch eine Seite des St.-Simonismus merkwürdig, nämlich die Untüchtigkeit seines Papstes, der für die menschliche Manifestation Gottes gelten und wie der Kaiser von China in directer Verbindung mit dem Himmel stehen will. Unser Verf. führt darüber einen Brief Entantim's an, worin steht: „Großer Gott, du hast gewollt, daß der Vater der Menschen für die Menschen sei, was du für das Universum, die Seele, das Leben einer Welt. Möge das Lächeln eures Vaters so viel Macht über euch ausüben, als alle Freudenconcerte der Menschheit, denn dies Lächeln verkündet sie euch, es erzeugt sie. Dies ist der Jupiter, von dem die Helden gesagt haben: nutu tremefacit Olympum; das ist es, was der St.-Simonistische Papst wissen, fühlen und aussprechen muß.“ Ref. vermißt in vorliegendem Werke eine nähere Nachweisung der Quelle solcher Selbstvergötterung in irgend einem Lehrsatze, in ihrem Zusammenhange mit den übrigen Ansichten, und

wenn es wahr ist, daß, seitdem der St.-Simonismus „aus der Abgeschlossenheit einer philosophischen Schule hervortrat, er keinen einzigen neuen und folgenreichen Gedanken“ entwickelte (S. 206)“, so müßte ja in der Schul schon die Papstidee gelegen gewesen sein, bevor alles mehr ins Freie sich strekte. Hierüber gibt eine Notiz Auskunft, die Ref. irgendwo gefunden, und deren Richtigkeit er freilich nicht zu verbürgen wagt, die aber mit der pantheistischen Grundlehre hinreichend übereinstimmt. Sie lautet:

Die unendliche Gottheit muß sich in der Welt manifestiren und kann nur in dieser Manifestation von der Menschheit aufgefaßt werden. Diese Manifestation geschieht in der Menschheit, im höchsten Grade, durch die Menschheit hat die Welt nur Einheit, sie ist das Band davon. Nun muß es in der Menschheit einen höchsten Menschen immer geben, der alle übertrogt. Diese höchsten Menschen haben sich in der geschichtlichen Entwicklung als Religionen & Kisten kundgegeben. Jetzt ist der Chef der Gesellschaft ein solches Haupt, der Vater der Menschheit (père suprême). In diesem Haupt kommt die Gottheit zur höchsten Offenbarung, in diesem Haupt ist es allein, wo die Gottheit zum Bewußtsein ihrer selbst gelangt; dieses kann nicht auf andere Weise gebacht werden. In der Menschheit kommt nur zum Bewußtsein in ihrem höchsten Repräsentanten, dem Haupte der Menschheit. Dieses Haupt ist daher der lebendige Repräsentant der Gottheit auf der Erde, aber nicht bloß Stellvertreter, sondern wirklicher Darsteller derselben. Der ganze Mysticismus, in welchem sich der Mensch an das göttliche Wesen wandle, fällt weg; ein reelles und das wahre religiöse Verhältnis tritt an dessen Stelle. Dies besteht in den Verhältnissen der Untern zu den Obren (Kindern zu Vätern) und darin, daß die ganze Gesellschaft mit dem höchsten Vater in allseitiger Verbindung steht. Die Hierarchie ist das wahre religiöse Verhältnis, denn Religion (religare) bedeutet nichts Anderes als die Verbindung der Menschen untereinander. Die Hierarchie ist das ganze Geheimniß der Religion.

Wer neuere deutsche Speculation kennt, wird ganz Aehnlichkeiten mit dieser Lehre darin entdecken; ja, man darf überhaupt gewiß sein, was als irgend eine Modification oder Gestalt des Pantheismus sich zeigen kann, ist gewiß schon in deutscher Philosophie zu haben.

Wie kommt es nun, daß in Deutschland kein Ungleich Entantim hervorgetreten, überhaupt kein St.-Simonismus, wie in Frankreich, Aufsehen gemacht, ungeachtet die Anhänger desselben sich einiger Freunde in Deutschland rühmen wollen? An der größern Vernunft der Deutschen liegt es schwerlich, denn was man in der Schul St.-Simon's unvernünftig schelten dürfte, ist Alles und mehr noch in deutschen philosophischen Schulen vorhanden, ja St.-Simon ist ja, wiewol auch unabhängig, dennoch durch Einfluß deutscher Lehrlinge zu seiner Doctrin gelangt. Er hat sie nicht richtig und tief genug aufgefaßt, werden die deutschen Eingeweihten sagen, und dies mag dahingestellt bleiben; der wahre Grund der Beschränktheit scheint anderswo zu suchen. Der Deutsche nämlich in seinen philosophischen Forschungen ist ruhig und unverdrossen, weniger rasch den Resultaten entgegenstrebend wie der Franzose, welcher nur die letztern will. Das Langsame und Geschwinde macht hier großen Unterschied; kein während des langsamen Hervorrückens der Resultate kommen so viel Gegenreben, daß jene selber veralten; philosophische Lehrlinge in Deutschland ferner setzen sich lange

zuvor bloß uns Rathgeber an, ehe sie dem großen Publicum zugänglich werden, und dieses findet dann meistens die Schulweisheit unschmackhaft, auch wegen des streifen Vortrags, worin sie zu erscheinen pflegt; in Frankreich dagegen eilt Jeder mit dem Vortrage für die gesammte gebildete Welt, und er ist lebhafter, anziehender — mehr noch inzwischen als Alles wirken außerhalb der bloßen Speculation liegende Interessen. Keine speculative Philosophie gewinnt große Theilnahme, wenn sie nicht von einer außerhalb derselben liegenden Sache zu Hülfe gezogen und getragen wird. So sind in Frankreich seit der Revolution politische Bestrebungen herrschend — willkommen die Schule, welche weiter führt; die Franzosen verehren, verfolgen und lieben das weibliche Geschlecht — willkommen die Schule, welche Männer und Frauen beweglich zusammen bringt; die Franzosen kennen Religion nur unter der Form des Katholicismus und des Papstes — willkommen die Schule, welche beides neu macht und die Hierarchie, deren man gewohnt ist, mit philosophischen Principien unterbaut und ausbessert. Die Deutschen sind für Letzteres zu protestantisch, für die Weibergemeinschaft in ihren Neigungen zu beständig und für die Politik zu verschüchtern. Kommt nun die Schule, mit auffallendem Consequenzen den Raum ihres Dünkels übersehend, so weist man sie ohne Weiteres dahin zurück aus Protestantismus, Beständigkeit oder Scham.

Aber was unser Verf. im letzten Abschnitt über die im St. Simonismus wieder angeregte Idee eines allgemeinen Völkerbundes und ewigen Friedens geistreich, obwohl unphilosophisch zusammenstellt, ist echten deutschen Lesern gewiß willkommen, die alle den ewigen Frieden und Völkerbund lieben.

9.

Bilder aus London, in der jüngsten Zeit nach dem Leben entworfen, von Otto von Rosenberg. Mit 10 ebenfalls nach der Natur vom Verf. gezeichneten Skizzen. Leipzig, Gries. 1834. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Wirkliche, naturgetreue, lebendige und farbenreiche Bilder aus der englischen Metropolis, die wir, an todgeborene Kinder dieser Art gewohnt, recht dankbar aufnehmen wollen. Die Zeichnungen, welche den Grundtext liefern, und zu denen der erzählende Text nur die erklärenden Noten beibringt, sind gut und die Behandlung in diesen Noten selbst ist neu, lebhaft und witzig. Zwar berichtet der Verf. Manches, was unsere Skepsis aufregt, und wenn er z. B. erzählt, daß König Georg IV. als Prinz v. Wales öfters die Bettleroper im Lumpencostum besucht habe und wegen unanständigen Benehmens verb abgeprügelt worden sei (S. 46), so klingt dies zwar nach englischer und allzu scharfer Satire, indes können wir in den Hauptsachen dem Verf. doch das Zeugnis der Wahrheitsliebe nicht verweigern. Der Fremde hat in England fast immer gegen die Angriffe des Klimatisch-nationalen Spleens zu kämpfen; in dieser Stimmung er leicht Satiriker, bitter, Kritiker. Auch der Verf. ist es; aber er ist wenigstens ein gütiglicher Kritiker. Wäre dies unerbaltende Buch nur an einen gewissenhaftern Drucker gerathen; denn die schwachvollen typographischen Böcke des Textes verleiden uns fast; darin zu lesen. Nur zu vielen deutschen Betreibern möchte man täglich die Geschichte jenes französischen Buchhändlers vorerzählen, den ein verdrucker Buchhändler von einem reichen Manne plötzlich zum Bettler machte, und sie war-

den, in einem Gebetbuche nicht zu drücken: „Ici le prêtre étoit en colotte“ (anstatt calotte). Hr. Grieser aber läßt statt „City“ getrost und ohne Furcht vor gleichem Geschick: „Lits“, und „Häsen de Grace“ statt „Havre de Grace“ drucken. Von dergleichen sprechen wir in der Regel nicht, aber wenn Jemand es zu arg treibt —

Die 36 Bilderchen des Verf., der ein deutscher Russe aus guter Gesellschaft ist, werden Viele ergötzen. Sein Plan ist ein ganz anderer als der Adrian's in seinen „Skizzen aus England“; beide berühren sich kaum in demselben Gegenstande. In kurzen, energischen Strichen, mit äußerlichen, scharfen Umrissen zeichnet der Verf. die Scenen des englischen Volkslebens, wie sie ihm auffossen und auffallen. Den Gründen forscht er nicht nach; er analysirt und anatomisirt nichts; er malt, was und wie es erscheint. Kaum beschaut, verdrängt ein neues Bild das alte, und alle sind frisch, gefällig, oft witzig. Vorzüglich den Anspruchs zu gefallen, haben die Ausrufer, die Kaminsfeger, die Knechtstämmer, die Kagenfleischverköufer, der Bettlerclub, Malerri, der Kaufkumpf, Kirchenwuth, Speisehäuser, Ausersehungskate u. m. a. Einige Sätze aus diesen Skizzen zu entlehnen, wird uns verstatet sein. Ein Schornsteinfegerknabe wurde gefragt: „Aber wascht ihr euch denn niemals, Kleiner?“ „No, Sir“, war die Antwort, „but we shake each other“. Ihr Raifest, von Lady Montague gegründet, zum Andenken an einen verlorenen Sohn, den die Lady plötzlich als ihren Kaminsfeger wiedersand — vorzüglich Stoff zu einem Metodrama — wird ganz ergötzlich gezeichnet. Von Walter Scott's Hundeliebe erzählt der Verf. schaurige Anekdoten S. 34. Der große Romandichter hätte ein Hundelirikon schreiben können. Spottgedichte und Pasquille öftentlich zu verkaufen, ist gesetzlich verboten. Wie helfen sich die Ausschreier? — Denn in England weiß man für die Umgehung jedes Gesetzes Rath, da nur der Buchstabe tödtet und nicht die That. Sie verkaufen einen Strohhalm, den sie säubertlich in das Pasquill einwickeln; nun sind sie strafflos. Besonders werden auf diese Art die Criminal conversations, d. h. Ehebruchsgeschichten an den Mann und ins Publicum gebracht. Der Bettlerclub (Beggars-Opera) hat seine sehr anständigen Gesetze. Ein Wahlbühn steht ihm vor und hält auf Ordnung; er vergibt die Stellen nach Verdienst und Anciennetät; und wehe Dem, der sich in einer nicht bewilligten Stelle setzen ließe. Die jüngsten (Gährich) Bettler erhalten ihre Posten in entlegenen Vierteln, welche täglich 1—2 Schil. einbringen; die ältesten in Bondstreet, Dorset, Regentstreet u. s. w. mit einem Ertrage von 10—15 Schil. täglich. Zum Abendessen versammelt, legt jeder sein Costum ab, wäscht sich, legt seine Wäsche an und erscheint nun bei Kessel, wo Messer, Gabel, Löffel jedoch an Ketten festliegen. Eine eigne Kunst ist die Anklebekunst; den Nebenbuhler zu bekleistern ist ihr Triump. Da in England Alles durch unüberkügliche Gesetze der Mode geregelt ist, so ist es dankenswerth, zu erfahren, wie ein Fremder, zu Mittag gebeten, sich zu verhalten hat, welchen Handschuh er ausziehen, welchen anbehalten, mit welchem Finger er die Serviette, mit welchem das Brot und die Gabel anfaßen muß, um für einen Gentleman gehalten zu werden u. s. w. Fürwahr, der Engländer ist Chinese geworden, und sein Beispiel verführt zu glauben, daß der Mensch in der That nöthige Freiheit zu ertragen unfähig sei. Warum schiebt der freie Engländer alljährlich in Scharen seine freie Keibelinsel? Um auf dem Continent seiner menschlichen Freiheit froh zu werden! Was der Russe, der Spanier unerbüßlich finden würde, die Herrschaft der albernsten Gesetzgebung, der der Mode, ihr unterwirft er sich blindlings; das freiste Volk Europas macht sich selbst zum Sklaven der nichtswürdigsten Convenienz und verachtet den Ehrenmann, der ihrer Gesetze spottet. Sei du im Besiz des höchsten Menschenwerthes, in England wagt kein Engländer von Stande mit dir umzugehen, wenn du dein Halsstück nicht in den grade-modischen Knoten bindest, oder Fisch mit dem Messer zerlegst! Dieser Jammer muß jeden Fremden erbarmen. Die Convenienz ist die brückende Sklavenfessel, die

jeder Engländer hinter sich schleppt, die ihn auf den Continent jagt, die seine Gefelligkeit zerbricht, die Ursache, warum er den Fremden flieht, den Amerikaner verachtet, der sich von dieser Kette frei gemacht hat, warum er die fremde Sitte schent und bei uns lächerlich wird. Die Mode ist der unerbittliche Tyrann des Volkes, das sich mit seiner politischen Freiheit drückt und die Freiheit aus seinen Häusern verbannt hat. So wahr ist es, daß der Mensch irgend eine Regel verlangt, noch der er lebe. Man kennt den Jammer der englischen Gesellschaft, der Routs, auch ohne die treffliche Schilderung des Verf. Deutschlands guter Genius mag uns vor dieser Nachahmung behüten, welche in Paris schon Wurzel gefaßt hat. Wie es mit den Künstlern in London steht, zeigt der Verf. treu und ohne Uebertreibung. Weber für Musik, noch für Malerei wohnt dem gewöhnlichen Engländer Ohr oder Auge bei; auch hierin steht er nicht viel über dem Chinesen; die Liebe für die Künste ist eine Angelegenheit der Mode. Ein gewisser Ruf macht den Künstler sofort reich, und alles Streben ist dahin. Sir Th. Lawrence ließ sich für ein Brustbild in Del 150 Pf., für ein Bruststück 350, für ganze Figur 450 Pf. bezahlen. Unglaublich ist die Rohheit, man kann sagen, die Unmenschlichkeit des londoner Pöbels, der von der Gutmüthigkeit des pariser, wiener oder pettersburger großen Hausens nichts an sich hat. Ein Volksbaue macht sich den Spass, eine Zwergin, die sich auf die Straße wagte, für eine Hexe auszusprechen; sie geräth in Lebensgefahr; ein junger Mann sucht sie zu retten; sofort schreit der Pöbel: „Es ist ihr Mann!“ und auch er wird fast gesteinigt, nur ein Glückfall rettet Beide. Welch ein Zeichen der Rohheit sind jene Fankämpfe, und welche liebenswerthe Freiheit ist da zu Hause, wo mich, dem Fremden, der erste beste Kohlenträger ungekroßt zu Boden dornen kann, weil ich eine Mütze trage, statt eines Hutes! — Von der Bettwuth erzählt der Verf. ein hübsches Geschichtchen. Ganning, der tiefe Staatsmann, wettete etwa zwei Jahre vor seinem Tode mit dem Herzog v. P. um 100 Pf., wer von beiden auf dem Wege von Harley bis New Bondstreet die meisten Kagen antreffen würde. Es war Mittag und die Sonne brannte; der schlaue Staatsmann ließ dem Herzog die Aktivität die Schattenzeit der Straße. Er gewann die Wette, denn die Kagen hatten sich alle auf die Lichtseite gezogen. — Welchen Zeichen der Rohheit der Fremde in den englischen Theatern begegnet, ist bekannt. Der Verf. sieht Othello; eben will der Mohr Desdemona ermorden, als ein Junge seinen Rock auszieht und ihn von der Gallerie herab mitten ins Parterre wirft. Sogleich erbt's: Stoop! Stoop! Othello steht wie verzaubert, dem Dolch erpobten in der Rechten. Fanger Disput, wie der Rock wieder hinaufzuschaffen sei! Aus geborgten Luchtern wird endlich ein Seil gedreht, herabgelassen und der stürzende Rock 100 Fuß hoch hinaufgewunden. Othello kann seinen Gnadestoss nicht eher loswerden, als bis das gebieterische Begia! aus dem endlich beruhigten Parterre erbt. Mit solchen Beschlägen konnten wir, wenn es der Raum erlaubte, die Lesere noch lange unterhalten; diese „Bilder“ sind reich daran. Eine Gerichtsankete ist jedoch selbst unter den wunderbarsten englischen juristischen Abtheilungen als aufseherisch, als daß wir sie nicht zum Ergötzen deutscher Juristen und zum Entsetzen deutscher Kerker mittheilen sollten. Einem jungen Doctor, Cooper, war in einem Hospitale die Operation eines Steinschnittes zugesellen. Aus Furchtsamkeit vielleicht brachte der junge Arzt mit herbeilen fast eine Viertelstunde zu, während diese Operation sonst nur zehn Minuten zu währen pflegt. Der Patient woch zu Bette gebracht und genau in kurzer Zeit. Bald nachher verlor er aus Dankbarkeit dem jüngeren Operateur auf Schwertgeld, weil er zu lange unter seinem Messer zugebracht. Eine Jury sprach ihr Schuldig, da die Operation länger gedauert hatte als gewöhnlich, und Cooper ward zu 200 Pf. Entschädigung für den Patienten verurtheilt. Diese Geschichte, zurückredend für alle Jünger Astulop's, beweist, wie roh und mangelhaft die Rechtsidee in englischen Tribunalen ausgebildet erscheint; ein deutscher Gerichtshof würde dem Klä-

ger den Beweis auferlegt haben, daß der Operateur in Unbilligkeit der Operation binnen zehn Minuten besondert verfahren habe. Wir übergehen die anziehenden Tbschnitte: „Ordnung“, „Bauhall“, „Rathswagen“, „Eigentümliche Orte“, woraus auf die londoner „Diebstahl“ als einen überaus wichtigen Bericht. Ist es richtig, daß die Regierung keine haben muß, so schweige man uns von aller öffentlichen Ber. Aber die Prämisse ist falsch; eine kraftvolle Verwaltung ist in dem Fall, eine solche Verhöhung aller Staatsämter hin zu müssen; nur Regierungen, aller Energie beraubt und verkehrte Institute, können sich in einer solchen Nothwendigkeit finden. Denn was dieht von einer Regierung hoch, in sich selbst für zu schwach erklärt, das Eigenthum ihrer Ämter zu schügen?

Unsern verlassen wir hiermit die anziehenden Bilder des Verf., welcher mit feinen und scharfen Sinnen sieht, richtig urtheilt und mit Eame und Bekanntheit schildert. In Land ist so reich an sonderbaren Lebensverhältnissen, an Contrasten, widersprechenden Institutionen wie England; in nem Lande zeigt sich so sehr, wie jedes Ding, jede Einricht. in Einrichtung ihre zwei Seiten hat, eine gute und eine schlechte. wie dort, und nirgend schließt ein oberflächlicher oder abgemener Beobachter daher mehr Abtheil als in England. In Verf. der „Bilder“ aber blüht durch die Rinde der Schwere empfohlen ihn daher unsern Lesern als einen klaren und angenehmen Skizzen.

Notizen.

Der Curator der russischen Universität zu Kasan in Pusk. hat im Jahre 1827 die Aufmerksamkeit der Regierung darauf hingelenkt, wie notwendig für Russen der Unterricht der mongolischen Sprache sowohl in politischer und militärischer Rücksicht, als auch zu den wissenschaftlichen Zwecken über die tamaische Religion und über die Geschichte östlichen Asiens besonders während des Mittelalters sei. — Es ward der Curator autorisirt, zwei Schüler nach Irkutsk zu senden. Diese, Namens Kowalewski und Popoff, erwarben im Jahre in Irkutsk, in Kiachta und unter den Burken im des Baikalgebirges. Kowalewski begleitete die russische Expedition nach Peking, Popoff aber begab sich nach Urga, der Hauptstadt der nördlichen Mongolei. Beide haben sehr große Schritte in der mongolischen Sprache gemacht, und sind als Professoren derselben ernannt worden. So besitzt Kasan die erste Professur der mongolischen Sprache. Von der Universität der Wissenschaften zu Petersburg hat die Kaiserliche Akademie mongolische Lettern angekauft, um Elementarbücher in dieser Sprache drucken zu lassen.

Bei der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Petersburg wird ein Lehrstuhl der Sanskritsprache gegründet werden. Die Vorbereitung des Studiums einer Sprache, in welcher das Slavische in vielfacher Verwandtschaft steht, ist zum tieferen Eindringen in die slavischen Dialecte nicht wenig beitragen. Zu diesem Lehrstuhle ist ein junger Mann Robert Eng bestimmt, der sich in Berlin und London studiren soll.

Georg Klippanow, ein Arbeiter und Leibdiener in Kasan, hat schon früher durch mehrere Werke eine ungemeine Leichtigkeit im Verstehen und Lesen der tibetischen Sprache verrathen, die Aufmerksamkeit der Akademie zu Petersburg auf sich gezogen und von derselben zur Aufwartung einer tibetischen Bibliothek erhalten. Neulichs aber hat die Akademie eine Sammlung von tibetischen Büchern überfandt, welche die Kräfte der besten russischen Gelehrten herauf und bedeutend ersparten lassen. Die Akademie gibt demselben eine vollständige Sammlung seiner Werke heraus, so hat auch dem Verfasser derselben vermocht, ihn der Akademie zu entbinden.

Reise im Innern von Brasilien. Auf allerhöchsten Befehl Sr. Majestät des Kaisers von Oestreich, Franz des Ersten, in den Jahren 1817—21 unternommen von Johann Emanuel Pohl. Erster Theil. Mit vier großen in Kupfer gestochenen Ansichten, einer ausgemalten Insecten- und einer lithographirten, illuminirten, geognostischen Tafel. Wien, Wallishausser. 1832. Gr. 4. 22 Thlr. 6 Gr.

Es ist bekannt, daß um dieselbe Zeit, da die gegenwärtige Reise auf kais. östreichischen Befehl ausgeführt wurde, auch Baiern die Naturforscher v. Spix und v. Martius nach Brasilien sandte, während auf eignen Antrieb sich der Prinz von Neuwied in dieses Land begab, und fast gleichzeitig St. Hilaire aus Frankreich um naturhistorischer Forschungen willen hinging. Rechnet man noch den Italiener Rabbi, mehre Engländer, z. B. den jetzt verstorbenen Mawe, und die dort in jener Periode angestellten deutschen Mineralogen v. Varnhagen und v. Eschwege hinzu, so muß man in der That über den Verein vorzüglicher Naturforscher erstaunen, welche fast zugleich allein Brasilien besuchten und fast sämmtlich die Resultate ihrer anstrengenden Forschungen bekanntgemacht haben. Weiblich wie da auch nur bei den deutschen stehen, so ist es erklärlich, daß, wollen nicht alle dasselbe wiederholen, die Letzten das Meiste vorweggenommen finden und nur aus eigner poetischer Schöpferkraft im Stande sind, noch originelle Gemälde des so vielfach gepriesenen Wunderlandes zu liefern. Es läßt sich dies auf die vorliegende Reisebeschreibung anwenden. Der Verf. hat ihre die Gestalt eines Tagebuches gelassen, d. h., es ist reine Beschreibung der täglichen, leider manchmal höchst uninteressanten Ereignisse; um sie, wie er sagt, für alle Classen von Lesern anziehend zu machen, hat er sich dabei des negativen Mittels bedient, alles streng Wissenschaftliche aus seiner Darstellung herauszulassen. Dadurch ist abz. doch nichts gewonnen worden; auch hat er nicht einmal streng Wort gehalten. Er selbst gesteht, daß „bei der Dürftigkeit des sich darbietenden Stoffes er nicht vermocht, diesen Notizen stets den Reiz eigenthümlicher Mannichfaltigkeit zu verleihen, wie er wol gewünscht hätte. Wo auf wochenlangen Reisen ewiges Einetel herrscht wie in den Urwäldern und wüsten Campos, da kann natürlich die Ausbeute nicht sehr mannichfaltig sein“. Fügen

wie nun noch hinzu, daß der Verf. sich eines etwas breiten, östreichischen Styles voll feierlicher Titel und Complimente bedient, so würde er vielleicht selbst zugeben, daß ihm von Seiten des Stoffes und der Behandlung Vieles zur Erreichung seines Zweckes ungünstig war. Doch, sei dem, wie ihm wolle, es findet sich noch immer viel Lesenswerthes vor. Die ausführliche, plane Darstellung des Vorgefallenen ist schon an sich Gewinn, wäre es auch nur, um Jedem von uns für immer die Lust zu benehmen, eine solche Expedition mitzumachen.

Der Verf. ging im Gefolge der Erzherzogin Leopoldine, nachmaliger Gemahlin Don Pedro's, am 2. Juni 1817 von Wien nach Livorno ab, wo zwei portugiesische Schiffe zu ihrer Aufnahme bereit lagen. Er bestieg gleich nach seiner Ankunft mit einigen Freunden ein Boot, um, neugierig und gespannt vor Erwartung, die schwarzen Häuser auf dem Wasser, die sie aufnehmen sollten, zu besuchen. Das Äußere dieser Kolosse machte eben nicht den heftigsten Eindruck auf sie. Das Admiralschiff Joao VI. wurde zuerst bestiegen. Das Verdeck, mit schwarzer Leinwand bespannt, wimmelte von Matrosen. Vor den Appartements Ihrer kais. Hoheit stand Wache. Ueber dem Eingang hing auf Purpursammet das portugiesische Wappen. Durch einen kleinen Corridor, woran die geschmackvoll eingerichteten Gemächer der Hofdamen fließen, gelangte man zu dem 3/4 Klafter langen und 3 Klafter breiten Sprech- und Speisesaale. Hieran stieß das Stgzimmer (?), worin ein Pianoforte. Das Schlafgemach war hiervon durch einen rothen Sammetvorhang mit eingesticktem portugiesischen Wappen geschieden. „In dem Ameublement dieser Gemächer, besonders des Schlafgemachs, war Pracht und Eleganz vereint. Das Bett von Mahagoniholz schwebte zierlich in roth und weiß gewirkten Seidenschürzen; Waschbecken, Leuchter u. s. w. waren von gediegenem (massivem?) Gold.“ Die Gemächer des Admirals und der Officiere waren gleichfalls freundlich, minder der übrige Theil.

„Am 12. August hatte die feierliche Uebergabe der durchlauchtigsten Braut statt, welche der königl. portugiesische Vorschafter Herr Marquis von Mariaiva aus den Händen Sr. Durchlaucht des Herrn Haus-, Hof- und Staatskanzlers Fürsten von Metternich empfing. Am 13. August erfolgte die Einschiffung Ihrer kais. Hoheit.

Altehochstidieselben besaßen um 4 Uhr Nachmittags in Begleitung Ihrer Majestät der Frau Herzogin von Parma, des Großherzogs von Toscana und des Prinzen von Salerno mit seiner Gemahlin u. s. w. die reich vergoldete, mit rothem Seidenstoff drappirte Barke u. s. w."

Dem Verf. war sein Platz auf dem zweiten Schiffe, Sebastian, angewiesen. Die ersten Tage der Fahrt waren nicht die angenehmsten. Widrige Winde, ja Stürme machten sie langweilig und widerwärtig. Vor Gibraltar trafen sie die kaiserliche Fregatte Austria, welche Befehl hatte, sich ihnen anzuschließen.

Die Beschreibung eines kurzen Ausfluges auf die Insel Madeira enthält weiter nichts Merkwürdiges. Abermals droht ein Sturm während der Abfahrt dem Admiralschiffe große Gefahr. Von nun an geht die Reise zwar ohne Unfälle, nicht aber ohne mannichfache Unbehaglichkeiten weiter. Mit dem Eintritt in die Wendekreise erscheinen zwar die fliegenden Fische u. a., aber es stellt sich auch eine unerträgliche Hitze, Schlaflosigkeit und brennender Durst ein. In stetem Schweiß gebadet, ziehen die Reisenden vor, auf platter Erde zu schlafen, da schon die wollenen Matragen unerträglich sind; das Trinkwasser fängt an faulig zu werden, und zugleich nehmen Wangen, Stirne, Wotten u. s. w. auf eine höchst lästige Weise überhand.

Endlich wird die Linie passiert, und auch hier lesen wir wieder weitläufig die Beschreibung der läppischen Cerimonien des Schiffsvolkes bei solcher Gelegenheit. Interessanter ist die Nachricht, daß wenig Tage darauf der Mannschaft des Admiralschiffes auf Befehl des Kaisers von Oestreich als Geschenk 2200, der des andern 1800 Stück Ducaten ausgezahlt werden. Die Matrosen und Soldaten kannten aber den Werth dieser Münze so wenig, daß sie der Verf. einzeln um einen Gulden hingeben sah. Auch wurden den Vornehmern einige luftdichte englische Kisten mit Fleischspeisen zugetheilt, die ihnen eine um so köstlichere Nahrung bereiteten, als seit einiger Zeit schon die Schiffskost immer unreinlicher und lärglicher ward.

Endlich nach noch mancherlei Noth durch Wind und Wetter erblickt die Expedition das ersuchte Land, zuerst Cabo Frio.

Der Empfang der Prinzessin war sehr feierlich und prachtvoll. Die Beschreibung davon leidet keinen Auszug. Nach einer Seefahrt von 82 Tagen bestieg sie das neue Land, das — sie nicht wieder verlassen sollte.

Diesen ersten Abschnitt beschließen naturhistorische Verzeichnisse und Tabellen, wie auch bei den folgenden der Fall ist. Den zweiten Abschnitt eröffnet der Verf. mit einer Geschichte der Entdeckung von Brasilien und der Stadt Rio de Janeiro. Wichtig und großartig ist der Eindruck derselben. Auch der Verf. stimmt in die Auserkennungen anderer Reisenden ein, findet jedoch bei näherer Beschauung die Bauart der Häuser kleinlich, das Pflaster schlecht, die Beleuchtung dürftig, die Thürme unansehnlich, die Kirchen geschmacklos. Für den öffentlichen Unterricht ist gesorgt, auch eine Naturaliensammlung, ein

botanischer Garten und eine Münz- und Gemäldeammlung sind vorhanden. Der verstorbene König bestimmte selbst seine 80,000 Bände starke Bibliothek dem öffentlichen Gebrauche. Allerdings könnte noch mehr gesehen, doch schon dieses ist viel. Alles, was der Verf. über die Stadt sagt, ist interessant und Lesenswerth, insbesondere der medicinische Artikel.

Unverkäuflich bleibt uns der gewaltige Reiz der borigen Sprache, der sich auf so viele nach Brasilien gegangene Reisende geäußert hat. Auch Hr. P. bringt beständig brasilische Namen und andere Wörter in die Erzählung, die die Reinheit derselben entstellen und den Europäer ohnehin unnütz sind, z. B.: „er eilte nach seiner eine halbe Legoa davon gelegenen Fazenda“ u. dgl.

Mit dem dritten Abschnitte beginnen die eigentlichen naturhistorischen Wanderungen. Die erste erstreckt sich auf das Gebiet von Rio de Janeiro und gibt schon einen Vorschmack der unfäglichen Mühseligkeiten und Beschwerden, mit denen der Verf. fortwährend zu kämpfen hatte, vornehmlich in der Regenzeit. Bekannt ist ohnehin die Noth, zoologische Vorräthe vor den zerstörenden Insekten und botanische vor Säulniß zu bewahren. Selbst grünes scheinende Pflanzen zogen in der Nacht wieder Fruchtigkeit an. Die Naturforscher theilten sich in verschiedene Richtungen. Der Verf. ging zu Lande nach Laguna des Reys, und hier wird es nun schwer, Einzelnes aus seinen Tagebüchern auszuheben. Schon am ersten Morgen werfen ihm ungeberdige Maulthiere gerichtlich hin- und her, einander ihre ganze Ladung ab, zerbrechen alle Fässer und entwischen, und so geht es Tag vor Tag, der schlächten, schlüpfrigen Wege im Regenwetter und stundenlanges Berbergen nicht zu gedenken. Nur die herrliche Vegetation und schöne Aussichten entschädigen. Einmal aber glaubt der Verf. doch dem dreifachen Ungemach erliegen zu müssen und sah des hülflosen Zustandes kein Ende. Ja, er traf sich sogar, daß er in einem finstern Walde zwischen den überhängenden Ästen mit dem Halbe hängen blieb, indeß sein Pferd in eine Grube versank. Die Schwärze seiner Diener rettete ihn aus dieser gefährlichen Lage. Als, nach mancher glücklichen Ausbeute und zwischen dem bessern Quartieren, Hr. Pohl mit seinem Landsmann Rudter wieder zusammentrifft, erfährt er, daß der Pflanzenmaler Buchberger durch einen Sturz vom Pferde verwundet und auf lebenslang verunglückt ist. Letzter ging am 1. Juni 1818 sowie der Maler Ender, Prof. Kahl, Prof. Wilken und Graf von Elz mit den zusammengebrachten Sammlungen nach Europa zurück. Hr. Pohl aber wandte sich nach der Villa S. Joao et Ar. Auf dem kurzen Wege nach Mandioca durch tiefen Sand und Sumpf schüttelten die Maulthiere wol mehr als vierzig Mal ihre Last ab. Kurz vor der Ankunft bei der erstgenannten Stadt erblickte Hr. Pohl die ersten Goldwäschereien. Sie liegen jetzt sehr darunter, aber er erhielt durch einen Nezer zwei hier gefundene, ganz wasserklare Krystalle zu Kauf, von einem Fuß Länge und sechs Zoll Durchmesser.

Im fünften Abschnitte erzählt der Verf. seine weitere

Reise von da nach Paracatu do Principe. Da es wieder Regenzeit war, entließ man ihn mit den schlimmsten Prognosen, die auch wirklich eintrafen. Die fernere Reise bis Gopaz ging nicht besser. Interessant ist die Beschreibung der Kupfergruben; auch wurde jetzt Tapirfleisch erwähnt. Auf diesem Wege begegnete der Verf. auch einem Trupp Abgänger, die sich hier sehr verbreitet haben und wie in Europa ihr Wesen treiben. In Villa Boa, der Hauptstadt der Capitania, verweilt Hr. P. Tag und Nacht stromen Regengüsse herab, keine Bäche sind zu reisenden Strömen angeschwollen und die Wege bodenlos; alles Weid, alles Kleingewand fault. Das Meiste dieses Abschnitts füllt die Geschichte der Stadt aus. Der letzte erzählt noch den Auszug nach dem goldreichen Arrapal, dessen Gruben jedoch meist vom Regen eingeschwemmt waren. Hierbei wird der wilde Stamm des Sapopos beschrieben. Die Reisebeschwerden dauern fort. Zum Schluss, auf dem Rückwege nach Gopaz, befällt den Verf. das Fieber, durch so viel Strapazen herbeigezogen. Krank kehrt er unterwegs schon ein, wird aber durch Mücken und Millionen Ameisen an der Ruhe verhindert. Am andern Morgen quälen ihn noch Waldbienen, die ihm selbst bis in die Haare fliegen. Er und alle Diener sind mehre Wochen am Wechselstieber heftig krank. So endet dieser erste Band, der doch des Lesenswerthen Vieles enthält. 47.

Wie Erbadel nimmer Erbsünde sei! Politische Diatriben über die geborenen Landstände des Jahrhunderts; nebst Reformvorschlägen, in Gesprächen von einem Norddeutschen. Offenbach, Webe. 1834. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Es ist ein sehr ernstes Buch, das wir unter diesem sonderbaren und nicht einmal richtig gewählten Titel aus der Hand eines Mannes empfangen, der die Resultate vielfähriger Beobachtung und strengen Nachdenkens in Bezug auf die großen Fragen, die jetzt Alles bewegen, darin niederlegen wollte. Wie soll, wie kann man regieren, so fragt man sich hier und dort, über Böhler, die nicht weniger halsstarrig scheinen, als jene Magister, die von den Pfützen der Nocewit verschlungen worden sind? Auch unser Geschlecht ist durch mehr als eine Blut- und Feuerthaten gegangen, aber umsonst schaut es noch hinaus nach dem Himmelszeichen des Friedens.

Europa, aus den verschiedensten Elementen zusammengesetzt und am Jahrhunderte geschieden durch Sitten und Civilisation, ist erst von dem Zeitpunkt an in unheilbare Sährung gebracht, da man übereingekommen war, alle diese sich abstoßenden Massen in Eine zu verschmelzen und nach Einer Form zu gestalten. Doch unser Vaterland ist mit manchen Unterabtheilungen in zwei große Systeme getheilt, deren eine das Wort: „Wie bisher“, zur Regel genommen hat, während die andere mit dem Hausmittel: „So gut sich's eben will thun lassen“, sich zu behelfen sucht. Beide Theile aber sind darin gleicher Meinung, daß bei der großen Wandelbarkeit aller menschlichen Dinge der erstere Grundsatz mit voller Consequenz doch nicht durchzuführen sei, der andere aber aus gleicher Ursache nach allem Experimentiren doch kein festes Resultat entnehmen lasse. Daal aber der Stufe, die wir auf dem Bildungsgang der Menschheit gebonnen haben, auch wol den bitteren Erfahrungen, die wir selbst gemacht oder an Andern beobachtet haben, dahin sind wir gelangt, daß den Herrschenden die schwere Aufgabe, die auf ihnen laftet, nicht weniger klar geworden ist, als die Böhler es fühlten, daß sie ein net weisen und sichern Föhrung bedürfen.

Unmittelst haben wie zur Zeit der großen Kirchenspaltung rebliche Schmärer es sich zur Aufgabe gemacht, die verschiedenen Ansichten zu sammeln, zu prüfen und Das, was sie als wahr erkannten oder dafür hielten, den Streitenden darzutragen; und es ist fürwahr unbillig, ja höchst unglücklich, wenn man Denjenigen sogleich selbstächtiger, ja strafbarer Umtriebe zeihen will, der oft mit widerstrebender Hand auf Fehlgriiffe, Unzuständigkeiten oder Gefahren hindert und etwa mittheilt, wo er Abhülfe zu sehen glaubt; Thorheit aber ist es, wo man sich mit selbstgünstiger Bornehmigkeit vom wohlgerathenen Rathe abwendet.

Auch der Verf. der vorliegenden Schrift rüht sich jener nicht kleinen Zahl wahrer Freunde des Vaterlandes und der Menschheit an. Das Vergangene liegt hinter ihnen. Ob das Ross, das nun zügellos dahinrennt, seinen Reiter wegen Ungeschick oder wegen erlittener Mißhandlungen, oder ob es ihn auf angeborener Wildheit abgeworfen habe, das stellen sie nur so weit in Frage, als sie einen Anhaltspunkt gegenseitiger Verkündigung daraus abzuleiten hoffen. Die Gegenwart berühren sie mit leiser Schonung oder miltem Craft; der Zukunft aber, einer besseren Zukunft möchten sie den Weg bereiten, und darum, auch auf die Gefahr verkannt zu werden — auf Dank darf ja ohnehin Keiner rechnen — theilen sie mit, was sie ermitteln konnten.

Unser Verf. hat sich dazu der höchst schwierigen Methode des Gesprächs bedient. Geschah es in der Absicht, jede Partei reden lassen zu können, so wurde zugleich einer andern auch wesentlichen Rücksicht genügt; der nämlich, daß auch die strengste Censur sich entwaflnet fühlen muß, wenn auf Das, was die eine Meinung Schädliches mit sich führt, von dem Rücksprechenden augenblicklich das Gegengift gerichtet wird.

Den Rahmen des Stückes bildet die Bereinigung eines Weltbürgers mit einem Staatsbürger, um eine Reise durch Deutschland zu unternehmen, auf der sie dann mit den verschiedensten Classen der Gesellschaft in Berührung und Gespräche kommen, die vom Staate, vom Adel, vom Pöbelwesen, von der Beamtenwelt, von der Propaganda u. s. w. handeln. Vorzüglich interessant ist, was ein Engländer im Gespräch mit einem Staatsmann als seine Reformvorschläge entwickelt, und in diesen finden wir als Erlaß für die auf dem Titel bezeichnete „Erbsünde“ das Princip einer beweglichen, d. h. der jedesorts eben vorhandenen Elemente einer wahren oder effectiven Aristokratie hervorgehoben, und es liegt in der That etwas Drolliges darin, in Verfolg jenes Bildes, doch hinzusetzen zu müssen, daß fast in allen deutschen Staaten jene Erbsünde wirklich schon von uns gewichen sei; denn vergeblich würde man nach Familienabhängigkeiten suchen, aus denen hinreichende Massen von Reichthum, Glanz, Nobilität und vor Allem von altbewährtem Patriotismus entleht werden könnten, um eine Palastkammer daraus zu bilden, die der täglich wachsenden Gewerbedemokratie gegenüber auch nur nebenswerth erschiene. Seine eigne Meinung spricht der Verf. nicht aus; dürfen wir ihn uns aber unter dem „Staatsbürger“ denken, einem Manne, der ebenso wie der „Weltbürger“ unabweislich den Gutgesinnten beizuzählen ist, aber, eines bedeutenden Fonds von Optimismus ungeachtet, dennoch Manches zu tadeln findet, so würden wir das letzte Wort, das er diesem gelassen hat, auch als Resultat seiner individuellen Meinung ansehen dürfen. „Guten Morgen ruft er“, da eben die Morgenröthe hereinbricht, dem Scheidenden Gefährten zu, „für alle europäischen Nationen und für Deutschlands politische Einheit unter angeerbten Fürsten!“ und hierin möge denn auch die Schöne gesucht werden für den Wiskant des Eingangs.

Mit besonderm Interesse weilt Ref. auf S. 140, wo der bringenden, aber leider vergeblichen Rathungen gedacht wird, die der edle Herzog von Oldenburg schon 1816 in der Absicht an den Bundestag erließ, daß die Bundescontingente bis auf die Hälfte herabgesetzt würden. Wir, auf unserm Standpunkte, übersehen es nun, wie so ganz ohne alle Gefahr ein so freier Rath hätte befolgt werden können. Aber wer vermag zu berechnen, wie es auf den allgemeinen Wohlstand gewirkt haben würde, wenn alle diese nutzlos geopferten Kräfte dem Lande zu-

gemeinet geliebten wären? Daß durch solche Herabsetzung aller Militärbudgets Mittel gewonnen wären, alle deutschen Völker ihrer Staatsschulden zu entlasten, das wäre fürwahr noch nicht der größere Gewinn! Aus eigener Erinnerung aber, und als Wahrgenügen, wie trostlos es um unsere öffentlichen Angelegenheiten oft stand, auch als Warnung will Ref. hier hinzufügen, daß eben damals mehr als eine Stimme sich vernehmen lassen, die darauf hindeutete, es könne ja wol nur die Absicht im Winterhalt sein, Deutschland und namentlich dessen minder mächtige Fürsten dem Norden gegenüber zu entwaffnen; als könnte, wenn alle Deutschen trenn zusammenstehen, irgend eine Macht der Erde das Vaterland ernstlich bedrohen! 72.

Correspondenznachrichten.

Berlin, den 21. Februar 1834.

Als die verdienstvolle Direction der hiesigen Singakademie beschloß, die große H. moll Messe von J. S. Bach aufzuführen, und die Übungen begannen, erhoben sich viele Stimmen dagegen: das Werk sei langweilig, veraltet, unverständlich und viel zu schwer. Mehrere Mitglieder, besonders weiblichen Geschlechts, hatten kaum ein „Herr erbarme dich unser“ gesungen, so begaben sie sich ängstlich auf die Flucht, um ihr gar zu stark klopfendes Herz zu Hause nicht durch ein Gratias agimus, sondern durch ein Rossini'sches Palpitè zu beruhigen, oder von den Bänken der Zuhörer aus die Ehre mit modernen Sprachfiguren unermüdet zu begleiten und zu bereichern. Troß dieser und anderer Schwierigkeiten hat Hr. Musikdirector Kungenhagen mit festem Muthe und unermüdetlicher Ausdauer die Übungen fortgesetzt, und ist von seinen nächsten Gehilfen und dem getreuen Kunstbegeisterten Theile seines musikalischen Heeres so eifrig unterstützt worden, daß gestern die Aufführung mit größtem Erfolge stattfand. Ich meine nicht, daß jedes Stück so gleich allgemeinen Beifall erzieht; man kann eine solche Musik weder vom Blatte singen, noch hören; ich will auch zugestehen, daß Manches den Charakter einer ganz andern Zeit an sich trägt, und J. S. Bach, wenn er wieder auferstünde, Dies oder Jenes anders sagen und am wenigsten behaupten würde: die Kunst solle keine Entwicklung oder Geschicke haben. Veraltet aber ist dieser erhabene überreiche Meister nur in dem Sinne, wie Keschylus und Sophokles oder Dante und Shakespeare es auch sind. Freilich, wenn Kinder, welche erst lernen sollen, Gesetze geben und entscheiden dürften, so würden jene großen alten Meister auch verdammt, und die meisten und flachsten Eifererinnen oder das Bademeum für lustige Leute in den Schulen eingeführt werden. Die Singakademie hat durch die gelangene Aufführung dieses schwersten aller Werke gezeigt, daß sie weiß, was ihr Beruf und ihre Würde erfordert; sie hat bewiesen, daß sie nicht zurückgegangen, sondern künstlerische sowie andere Hindernisse zu besetzen vollkommen fähig ist. Wer diesen Sinn, diesen Rath, diese Ausdauer nicht in sich fühlt, sondern die Singakademie nur wie einen gelegentlichen Zeitvertreib betrachtet, oder nach einer Viertelstunde davonlaufen will, der bleibe am besten ganz zu Hause.

Auch einige Zuhörer (die nicht zu wissen scheinen, welchen Werth die Schlusschöre in Werken dieser Art haben) möchten wir bitten, mit ihren Köchinnen vorher bestimmte Abrede über Godeliten oder Bierkuchen zu treffen, damit sie nicht genöthigt sind, die aufmerksameren Musikfreunde vorzeitig zu hören. 83.

Notiz.

Neueste russische Gesetzgebung.

Man sehe hierüber: „Précis des notions historiques sur la formation du Corps des lois russes. Traduit du Russe“ (Petersburg 1833). Der älteste allgemeine Gesetzbuch ward

1649 von einem Rath der Bojaren in Zeit von 2 Monaten und 17 Tagen zu Stande gebracht und begriff 963 Artikel. Seit dem vorigen Jahrhundert traten zehn Gesetzsammlungen nacheinander ein, um den alten Codes zu ergänzen und bis auf die neuesten Zeiten fortzuführen, nämlich im Jahr 1700, 1714, 1720, 1728, 1780, 1784, 1760, 1767, 1799, 1804, die aber immer an ihren eigenen Schwierigkeiten, besonders über den Begriff eines allgemeinen Gesetzes scheiterten, denn eine (1700) zu allererst mit dem Publicationspatent anfang, ohne daß sonst weiter ein Buchstabe bearbeitet war, und denn Arbeiten allein von 1754—1826 einen Kostenaufwand von 5,678,593 Rubel verursachten. 1826 wurden endlich diese Arbeiten nach einem festen Plane von neuem aufgenommen, nämlich, daß alle anwendbaren russischen Gesetze seit der ersten Sammlung von 1649 in ein einziges Corpus juris nach einer systematischen Ordnung der Materien, extractweise, überall mit vorausgeschickten Summarien in kurzen historischen Nachweisungen, aufzugeweiht zusammengestellt werden sollten, und zwar nach folgenden speciellen Abtheilungen: 1) die organischen Geseze und Verwaltungsnormen, 2) die Bedingungen der Conscriptio und der persönlichen Dienstbarkeiten oder Robotten, 3) die finanziellen Geseze, 4) die Geseze der besondern Standeshältnisse, Adel, Geistlichkeit, Bürger- und Bauernstand, 5) die Geseze der bürgerlichen Rechtsverhältnisse, 6) die Staatswirtschaft (économie politique), Handelswesen, Wissenschaften, Erziehung, 7) die innere Polizei, 8) die Strafgesetzgebung. So kam denn diese Arbeit, um welche sich die beiden Kaiser Alexander und Nikolai in ihren eignen Cabineten nachdrücklich interessirten, glücklich zu Stande, und es begriff nun das Ganze in 15 Bänden 42,000 Artikel, die aus 35,995 einzeln Ukasen, Edicten, Reglements und Statuten zusammengesetzt sind; ein Werk, das wenigstens nicht tieferhafter als das römische Corpus juris ist, das aus 45,000 Artikeln besteht soll, und was den russischen Geschäftsleuten schon darum eine große Erleichterung sein muß, weil ihnen die Anschaffung der früheren und doch dabei unvollständigen und unzuverlässigen Sammlungen auf 5000 Rubel zu stehen kam. Das Publicationspatent ist vom 31. Jan. 1833 und die gerichtliche Anwendung auf den 1. Jan. 1835 festgesetzt. Jedes Jahr wird mit den Nachträgen ergänzt und der Umfang der besondern Provinzialrechte nach den 2 Hauptabtheilungen der baltischen und der westlichen Provinzen noch insbesondere bearbeitet. 78.

Literarische Anzeige.

Durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes ist gratis zu erhalten:

Verzeichniß interessanter und wichtiger Schriften aus dem Verlage von F. A. Brodhaus in Leipzig, welche bei einer Auswahl im Betrage von mindestens 30 Thalern zu zwei Drittel, von 60 Thalern für drei Fünftel, von 100 Thalern für die Hälfte des Ladenpreises erlassen werden. Nebst einem Anhange, diejenigen Schriften enthaltend, welche auch einzeln zu herabgesetzten Preisen zu haben sind. (24 Bogen stark.)

Dem Publicum wird die Durchsicht dieses Verzeichnisses ganz besonders empfohlen; die ungewöhnlichen Vortheile, die darin geboten werden, gelten nur bis Ende December 1834.

Literarische Unterhaltung.

Mittwoch,

Nr. 64.

5. März 1834.

Sakuntala oder der Erkennungsring. Ein indisches Drama von Kalidasa. Aus dem Sanskrit und Prakrit überfetzt von Bernhard Hirtzel. Zürich, Drell, Füssli und Comp. 1833. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Es gehörten bisher zweierlei Eigenschaften dazu, sich der „Sakuntala“, dieses Meisterstücks der indischen Poesie, in derjenigen Gestalt zu erfreuen, in welcher sie uns durch die verdienstliche Uebersetzung Georg Forster's aus der englischen Uebersetzung von Will. Jones vor nun 42 Jahren zugänglich gemacht worden ist. Wer einen möglichst ungekränkten poetischen Genuß davon haben wollte, der mußte im Stande sein, die unvermeidlichen Modernisirungen, die der Wortstan des Originals durch die gedoppelte Erhebung zweier verschiedenen Originale erfahren hatte, herauszufühlen und sie hinwegzudenken; und dann mußte er noch die Gabe besitzen, die nur einem hochpoetischen Sinne verliehen ist: aus formlos gewordener Prosa sich Poesie zu rekonstruieren und dabel, was einem dichterisch organisirten Geiste gewiß das Schwerste ist, auf die unabweislichen Anforderungen an eine bestimmte metrische Form zu verzichten. Vermochte ein Leser Beides, dann mußte er freilich auf das Resultat kommen, das Göthe in der von des neuen Uebersetzers Güte uns aufbewahrten Zugschrift (vom 9. Oct. 1830) an den berühmten französischen Uebersetzer des Dramas, Hrn. von Chézy, in folgenden, schönen Worten zusammengefaßt:

Hier erscheint uns der Dichter in seiner höchsten Function, als Repräsentant des natürlichen Zustandes, der feinsten Lebensweise, des reinsten sittlichen Bestrebens, der würdigsten Majestät und der ernstesten Gottesbetrachtung; zugleich aber bleibt er der gewöhnlich Herr und Meister seiner Schöpfung, daß er gemeine und lächerliche Gegensätze wagen darf, welche doch als notwendige Bestandtheile der ganzen Organisation betrachtet werden müssen.

Wer aber jene zwiefache Kunst nicht verstand, für den war die „Sakuntala“ einem verdunkelten Gemüthe gleich: er wußte Licht und Schatten, Poesie und Prosa nicht darin zu unterscheiden; das Pathetische wie das Gemeine, das Sentimentale wie das Nüchtere, Alles fand er in derselben beieinander und trotz des Widerwärtigen oft herzlich platt lautend in Sprache vorgetragen und den Uebergang von einer Gattung in die andere, nicht durch die mindeste Modification des Rhythmus bezeichnet. So mußte dem

gewöhnlichen Leser, beim besten Willen, zu bewundern, sich gar bald ein unüberwindliches Gefühl der Geschmacklosigkeit aufdrängen.

Nun aber tritt „Sakuntala“, Dank sei es Hrn. Hirtzel's Sprachkunde, poetischem Sinn und rhythmischer Kunst, in völlig verwandelter, in dichterischer Gestalt vor uns auf; und Welch einen ganz andern Eindruck muß sie hinfort auf jedes nur irgend für das Sanftschöne und Zarre empfängliche Gemüth machen! Jetzt erst scheidet sich in dieser formgetreuen Uebersetzung aus dem Original Licht und Schatten, Hohes und Tiefes, Erhabenes und Komisch Niedriges, Umgangston und Schwung der höchsten lyrischen Begeisterung gehörig von einander ab, und wir können uns mit ungeörterter Lust in dieses herrliche Kunstwerk versenken.

Eine ausführliche Vorrede berichtet uns, wie der Uebersetzer bei seiner Arbeit zu Werke gegangen. Chézy hatte die gelehrte Welt mit der Herausgabe der trefflichen pariser Handschrift beschenkt, welche, nach Hrn. Hirtzel's Versicherung, ein Muster von Correctheit ist und nicht selten bedeutende Lücken der von Jones (Reconnaissance de Sakountala) den Gegenstand tief poetisch aufgefaßt und mit angemessener Lieblichkeit dargestellt, so daß Göthe selbst von derselben rühmte, daß alles Schöne des Gedichtes uns nun erst recht eingänglich werde durch die anmuthige, in so hohem Grade gebildete französische Sprache, und es uns im Augenblicke zu Muth sei, als wenn wir alles Heltere, Schöne, Kräftige, was wir jemals in diesem Idiom vernommen, nochmals anklingend empfänden. So klar grammatikalisch aber Chézy, wie sein Schüler versichert, den Text verstanden hat, und so vollständig beinahe durchgängig der wahre Sinn ausgedrückt ist, so muß doch die allzu umschreibende Form der Uebersetzung auffallen, indem die Einfachheit des Originals namentlich nicht selten durch überhäufte Epitheta verlassen wurde. Den wahren Grund jener allzugroßen Freiheit findet Hirtzel mit Recht in der französischen Sprache selbst, welche leider noch immer zu sehr in den Fesseln der Akademie gefangen ist. Chézy wollte ein französisches Dichtwerk liefern, und als Franzose hätte er kein anderes liefern können.

Um so höher aber steigerte sich Hirtzel's Wunsch, den der verehrte Abgeschiedene stets in ihm nährte, in unserer

herzlich biegsamen, dem Sanskrit so weit näherstehenden Sprache eine Uebersetzung jenes unsterblichen Werks zu versuchen. Hier fand er vor Allem zwei reißlich zu überlegenden Punkte. Im Originale nämlich sprechen nur Männer der höhern Classen Sanskrit; alle Frauen dagegen und überhaupt Leute der untern Classe Prakit-Dialekt; zudem ist der Gesprächsstyl in Prosa, die höher poetische Rede in Versen geschrieben. Was lag ihm nun bei dem nicht genug zu billigenden Bestreben, stets in entsprechender Form wiederzugeben, bei jenen beiden Erscheinungen zu thun ob? Was die erste betrifft, stieß der Uebersetzer auf eine unüberwindliche Schwierigkeit. Denn abgesehen davon, daß jenes Prakit wiederum mehrfach unter sich verschieden ist, so sind wir nicht einmal im Stande, auch nur Einen Dialekt mit unserer Schriftsprache zu vermischen.

Was man in dieser Beziehung bei Uebersetzungen aus dem Griechischen versuchte, nennt Hr. Hirzel sehr gelinde nicht ganz gelungen. Er meint wol die Versuche in Voss's Aristophanes. Diese sind freilich höchst mißlungen, nicht bloß, weil jeder Dialekt immer etwas Niedriges an sich hat, und sie dem größten Theile des Volkes zudem immer unverständlich bleiben, sondern und hauptsächlich, weil Voss den schwäbischen Dialekt, den er in den „Achavern“ an die Stelle des megarischen Bauernborisch zu setzen sich abquälte, ganz und gar nicht verstand, und Milch broi statt Milchbrot; Schwoin statt Schwein und Koufa statt Kaufen schrieb; was in keines Alemannen Mund je gekommen ist. Hirzel beschränkte sich also darauf, die Ausdrucksweise den verschiedenen Charakteren anzupassen. Die zweite Schwierigkeit war leichter zu lösen. Die Mischung gebundener und ungebundener Reden in Dramen ist allerdings weit natürlicher und anziehender als unsere gewöhnliche Manier, die erhabensten Gefühle wie die alltäglichsten Gedanken in derselben eintönigen Form vorzutragen, und unser Uebersetzer nimmt mit vollem Grunde an, daß dieser indischen Erscheinung (die sich ja auch ganz auf dieselbe Weise bei Shakespeare findet) eine ebenso innerlich tiefe als äußerlich klare Wahrheit zum Grunde liege. — Seine englischen Vorgänger waren zwei ganz entgegengesetzte Wege gewandelt. Jones gab das Ganze, mit Ausnahme von wenigen Versen, in einer zwar vortheilhaften, aber der Mannichfaltigkeit des Originals durchaus nicht entsprechenden Prosa. Wilson opferte nebst der Form auch gar oft den Inhalt auf und war einer bloß subjectiven Vorstellung von poetischer Schönheit. Das natürlichste Rosen der Mädchen, das im Originale in der gewöhnlichen Umgangssprache gegeben ist, brachte er in hochtrabende Verse; und ließ dabei weg, was nicht zu diesem hohen Tone paßte, während es doch grade in seiner Einfachheit die schönste Perle des Ganzen ist. In den Versen setzt er an die Stelle der Originalworte oft lang ausgehobene Vergleiche; von denen im Texte keine Silbe ist.

Wie aber sollte Hirzel selbst jene allerdings schwierige Aufgabe lösen? Sollte er die mannichfaltigen Sanskritmetra (von welchen uns seine gründliche Vorrede einen vollständigen Begriff und anschauliche Schemata gibt) alle

in unserer Sprache nachbilden? oder Alles in Reimmetra übertragen, welche dem deutschen Genius allerdings am angemessensten sind? Jenes ließ sich schon wegen der ungemainen Anhäufung von kurzen Sylben (deren sechs nebeneinander nichts ganz Seltenes sind) ebenso wenig durchführen als dieses, welches oft reist unträglich ist, wenn man nicht die Erreue allzu sehr aufopfern will. Dem einzuflechten, die weder deutsch noch Sanskrit sind (wie z. B. Stolberg in seiner Uebersetzung des Sophokles) war vollends nicht rathlich. Der Uebersetzer biß sich daher, um jener dem Dichter wohlbewußten Abweichung seiner Versmaße zu entsprechen, folgenden Plan: Wo unsere Sprache und sein Gefühl ihm erlaubten, behielt er die Sanskritmetra bei; wo das nicht anging, setzte er bei weniger sich erhebenden Stücken die echt deutschen Jamben an ihre Stelle; aber wo der Dichter sich aufschwängte, oder der Reim der Lieblichkeit des Schalkens angemessener schien, da wandte er auch Reimmetra an, indem er den Rhythmus je dem Inhalte anzupassen strebte. Er entfernte sich hietin nicht einmal vom Geiste der indischen Metrik. Findet sich doch selbst in Kalidasa's andern Drama, der „Vikramorvasi“, die analoge Mischung von gereimten und ungerimten Versen. Dazu kommt ihm noch die herrliche Freiheit unserer Sprache, welche sich so leicht jeder andern, wie viel mehr nicht in der indischen Schwester lebend anschmiegt.

Schon Friedrich Schlegel hat uns Kalen belehrt, daß die große Ähnlichkeit der indischen Grammatik mit der griechischen und römischen sich auch auf die Prosodie und Metrik erstreckt, und daß sie namentlich einige der wichtigsten rhythmischen Grundgesetze mit der griechischen (und römischen) Sprache gemein hat: daß die Vokale von Natur theils lang, theils kurz sind, daß eine kurze Sylbe durch Position lang werden kann, genau wie in den alten Sprachen u. s. w. So gut nun die classischen Sprachen mit den nöthigen Lizenzen auf deutschen Vorbildern verflucht werden konnten, so gut konnten es auch die indischen; und so weit ein der Ursprache Unkundiger nach dem bloßen Anscheine und dem Eindrücke, den die metrischen Stücke in Hirzel's Uebersetzung als deutsche, selbständige Verse machen, urtheilen kann, muß man anerkennen, daß die deutsche Sprache in diesem metrischen Uebersetzungen mit Meisterschaft von ihm behandelt worden ist. Ohne mit der Auswahl uns lange zu beschäftigen, wollen wir nur einige vom weitem Zusammenhang möglichst unabhängige Fragmente als Belege. Wir entlehnen sie dem vierten Acte, welcher nach der Meinung der gelehrten Indier, welche W. Jones (londoner Ausg. von 1792, S. VI) anführt, besonders glänzt, und in welchem sie die Verabschiedung (wache) wird leidend nicht angeordnet) ist die letzten des ganzen Stückes: und halten sie hieran.

Reimt sie im Auge, das auch oben gewandt, die Worte:
Bleich sege handhaft dich entgegen dem weichen Regen!
Auf dem sich Hedenheit und Feindlichen Gedächtniß,
Der fetten bräutlich, wird der Fuß die noch oftmals Knecht
Bei Jonte heißt diese Stelle: „When the big bear hark be-
neath thy beautiful eyelashes, let thy revolution and

its first efforts to disengage itself. — In thy passage over this earth, where the paths are now high, now low, and the true path seldom distinguished, the traces of thy feet must needs be unequal; but virtue will press thee right onward."*)

Bei Forster: „Wenn unter der schönen Wimper die schwelende Thräne lauert, widersetze dich mit festem Muth ihrem ersten Bemühen hervorzubrechen. Auf deiner Wanderschaft über die Erde, wo die Pfade bald hoch, bald niedrig gehen, und der rechte selten kenntlich ist, wird allerdings die Spur deiner Schritte nicht immer gleichförmig sein; aber die Tugend wird dich in grader Richtung vorwärtstreiben.“

2. — — — — —
Wenn Seel' und Leib, nach der Natur Bestimmung
Sich trennen muß, wie sich die Stunde naht;
Wer möchte sich strämen ob anderer Trennung,
Wobon uns auch strengt das Schicksal tockret.

Forster: „Wisse auch mit Zuverlässigkeit, daß der Leib nothwendig zur bestimmten Stunde von der Seele getrennt werden muß; wer wollte denn sich so unmäßig betruben, wenn die schwächeren Bande äußerer Verwandtschaft gelöst, oder, selbst auch, zerrissen werden?“

3. — — — — —

Den fremdes Gut bleibt ja stets die Jungfrau.
Da sezt ich sie heim zum Gemahl gesendet,
So fühl' ich gleich ruhig das Herz, als sei nun
Zurück der Schatz, welchen ich barg, beim Eigner!

Forster: „Im Grunde, früher oder später, wird eine Tochter immer eines Andern Eigenthum. Ich habe sie ihrem Herrn zugesandt und fühle meine Seele rein und ruhig, wie Jemand, der ein unschätzbares Unterspand, das er lange mit ängstlicher Sorgfalt bewahrte, seinem Eigenthümer wiedergegeben hat.“

Diese wenigen Proben werden, dünkt uns, hinreichen, zu beweisen, daß „Sakuntala“ durch Hrn. Hirzel der Poesie erst wieder zurückgegeben worden ist. Durchweg sind die lyrischen Stücke mit so gedrungener Sinnedstellung und in solch melodischen Rhythmen gegeben, aus welchen überall das Gesetz ohne Zwang heraus tönt. Die Reimverse sind immer so gewählt, daß sie in einer gewissen Verwandtschaft zu den indischen Sylbenmaßen zu stehen scheinen, und obgleich sie dem Schaze unserer eigenen gewohnten metrischen Formen entnommen sind, so wiegen sie sich doch in einem Tange; der an die sonst in der Uebersetzung angewandten Maße des Originals erinnert. Nun eine Probe, aus demselben vierten Acte:

Der Morgen bricht an; die Stauden voll Berren
Erglänzen im Thau
Hier eilet erwacht von der graßgen Schlitt
Und Freie der Pfau.

Wort hebt sich vom hüßbezeichneten Herde
Die Hindin, und drauf
Dehnt aus sie die Glieder, und bäumet sich mächtig
Von hinten her auf. —

Der, legend Sumera, dem Fürsten der Berge,
Den Fuß auf die Stira,
Derkennend die Rebel, hinaustieg zu Wischnu's
Erhabenster Hiru.

Es fällt bo-der Wind mit erlassenden Strömen
Dem Himmel Strad;
Se höher die Wolken sich schwingen, sie färzen
Nur tiefer hinab.

Dieses Lied, das ein Jünger von Sakuntala's Pfleger Vater Kantwa singt oder spricht, scheint von Jones zwar ebenso getreu übersezt, aber ganz in Prosa zerlassen, während bei Hirzel selbst der profaische Dialog die poetische Grazie und den orientalischen Ursprung nie verleugnet. Wie wie seinem Takte er auch bei Uebersetzung der Prosa zu Werke gegangen, beweist die Rechenhaft, die er von seinem Verfahren in Beziehung auf die Behandlung der indischen Höflichkeitsformen gibt (Einkl. S. VII fg.), und die Art, wie er sich (S. VIII fg.) rechtfertigt, warum er, da unsere Sprache so willig das Fremdartigere ver trägt, doch nur so selten von ihrer Fähigkeit, Zusammen setzungen zu bilden, Gebrauch machte, während doch diese grade das Charakteristische des Indischen ausmachen. Er erwidert zweierlei darauf. Fürs Erste, daß er bei aller Bewunderung für die bekannten Leistungen des genaken Rückert doch einzig und allein seinem Gefühle folgen konnte, und dieses Gefühl warnte ihn sehr richtig, sich der Nachahmung nie gegen seinen deutschen Sinn zu bedienen. Im Indischen ist es gewöhnlich, selbst die complicirteste Gedankenverbindung in Einer Wortform auszudrücken, während wir jene Gedankeneinheit in der Einheit eines Satzes oder einer Periode geben, deren einzelne Glieder zwar verschiedenartig, immer aber organisch zu einem klaren Ganzen verbunden sein müssen. Das, was dem Indier das Einfachste und Natürlichste ist, wird also für uns ungetreu und gesucht, und wir würden grade aus übertriebenem Streben nach Treue untreu werden. Ueberdies ist der Charakter des Dramas Darstellung des Lebens in seiner klaren, poetischen Einfachheit. Wie übel würden sich nun gezwungene Zusammen setzungen im Munde jener naiven Mädchen ausnehmen! Darum hat der Uebersetzer sich mit den Zusammen setzungen fast ganz auf die lyrischen Stücke und die komischen Scenen, wo sie von recht guter Wirkung sind, beschränkt.

(Der Beschluß folgt.)

History of the late polish-revolution and the events of the campaign, by Joseph Hordynski. Boston. 1832. Gr. 8.

Der Verf. nennt sich Major vom 10. Regiment lithauischer Uhlanen und hat sein Buch der „großen und freien Nation der vereinigten amerikanischen Staaten“ gewidmet. Dieser fern, transatlantischen Bestimmung gemäß, ist das Bild des Aufstandes und des Kriegs mit großen, kühnen Zügen gezeichnet, wobei es nicht sowol auf die Genauigkeit im Detail als auf kolossale Umriffe ankommen mußte, damit das aufgestellte Gemälde, in der Ferne gesehen, seine Wirkung nicht verliere. Nach Dem, was man über den letzten polnischen Krieg in Europa, besonders in deutscher Sprache besitzt, kann man dies amerikanische Geschichtswerk sählich entbehren, obgleich es von einem Theilnehmer an jenen Vorgängen herrührt. Der politische Geist der Geschichte ist überhaupt sehr häßlich ausgefallen; der Verf. beurtheilt überall den untrageordneten Standpunkt, von dem aus er die Begebenheiten mehr langstarr als broschet hat. Er bringt nicht bis zum Ursprung der Ereignisse, ergreift nicht ihren Zusammenhang, kennt nicht die Kräfte und Längen, die sich nicht darum, wie sie zu ihrer Gewalt gekommen; er hat für dies Alles einen Collectivausdruck: die Umwälzungen der

*) Die gesperrten Worte beweisen, daß Jones noch paraphrasirte in Verse gegangen ist, als ihn Herr Hirzel besichtigt.

Patrioten. Einige derselben (some of the patriots) kommen am 29. November 1830 plötzlich in Warschau statt der früheren Wächter, wählten Chopin zum Dictator, sind an der Spitze der thätigen Menge, zu der er ohne weitere Nachfrage gehört. In derselben Weise sind die blutigen Vorgänge in Warschau im August 1831 dargestellt. Das versteckte Spiel einer Partei, das misglückte Streben der Führer derselben, eine künstlich gesteigerte Volkserregung zu ihren Zwecken zu benutzen, die daraus hervorgebrochene sowohl diesen Führern als der ganzen Sache nachtheilige Explosion roher Kräfte ist vom Verf. nicht in ihrem innern Zusammenhange erkannt worden, und er berichtet darüber S. 323 höchst unzulänglich. Dergleichen ist der Sturm auf Warschau, die Verteidigung der Beschanzungen davor in wenigen Zeilen zusammengefaßt. Zwar entschuldigend Hr. Porbyski diese Kürze damit, daß er, ein Theilnehmer der Expedition nach Litauen unter Bielzub, zur Zeit der Einnahme der Hauptstadt sich bereits in Preußen befand und daher kein Augenzeuge davon gewesen ist; aber er hat ja auch bei vielen andern von ihm beschriebenen Vorgängen nicht überall Augenzeuge sein können. Nun sollte man zwar nach dieser Erklärung aus der Anwesenheit des Verf. im Bielzub'schen Corps folgern, daß seine Darstellung der Kriegsoperationen in Litauen einen willkommenen Beitrag zur Kenntniß und Würdigung derselben liefern müsse; aber auch hier trifft man nur auf flüchtig zusammengedrungene Wiederholung des bereits Bekanntem, oder auf Berichte, die freilich anderswo fehlen, zugleich aber unrichtig zu sein oder Uebertreibungen zu enthalten scheinen. So wird S. 214 von einem Sturm auf Wilna erzählt, der in der Nacht auf den 4. April stattgefunden haben soll. 200 Litauer greifen die in der Stadt befindlichen russischen Truppen an, die aus 4000 Mann Infanterie mit 12 Kanonen und 6 Schwadronen Reiterei bestehen. Ungeachtet ihrer geringen Anzahl bemächtigen sich die Litauer des Zeughauses, des Pulvermagazins und befreien Hunderte (some hundreds) von patriotischen Studenten und Gutbesitzern, die seit Jahren in den Kerker geschmachtet hatten. Diese Waffenthat, deren in keiner der andern Kriegsgeschichten erwähnt wird, scheint nur einer der vielen damals ausgekreuten unverdägten Zeitungsnachrichten nachgerichtet worden zu sein. Wenn demnach, wie wir dafürhalten, diese für die Geschichtschreibung des polnischen Aufstandes in America eröffnete neue Quelle keineswegs reiner und reichhaltiger fließt als die in Europa bereits vorhandenen, so hat sie doch eine prächtige Einfassung erhalten. Das Buch ist splendid gedruckt. 18.

Die Marschalltafel.

Napoleon hat dieses Kunstwerk, welches als das prächtigste und schönste anzusehen ist, das jemals aus den Händen der Porzellan Künstler hervorging, in der Manufactur von Sevres bestellt und 1810, zur Zeit seiner Vermählung mit Maria Louise, der Stadt Paris verehrt, die damals mit großem Kostenaufwande alle Feiertage befrucht und insbesondere in ihrem Stadthause den vielberühmten kaiserlichen Ball veranstaltete, der kürzlich den Gebrüthern Francoisi in einem neuen Napoleons'schen Minibrama so wichtig schien, daß sie daraus einen ganzen Act machten, worin nicht ein Wort gesprochen wird. Das Publicum sieht sich vollkommen satt an der Decoration, den Eukres, schönen Ballroben und gekrönten Schauspielern, die, beiläufig gesagt, dem Parterre oder Orchester an der Nase vorbei eine ganz erotische neuerfundene Schleiße gallowade tanzen. Wie der Kaiser selbst, so hat die samstags Marschalltafel ein abenteuerliches Schicksal gehabt. Sie wurde nach der Rückkehr der Bourbons zwar nicht nach Helena verbannt, aber der pariser Magistrat, von jeder den Antritt nach dem Abende drehend, dachte in seiner Weisheit und Dienstbesonnenheit, es sei ein Schritt zur Gunsten Ludwig XVIII., wenn

er Frankreichs Bilden einen Schatz der Art entzöge und verkaufte. Auf diese Weise geschah es, daß die Marschalltafel nach England wanderte, als ihr Donator sich nach Japan setzen einschiffte, und daß derselbe ein speculativer Handel in zwei Jahr hindurch unter Schloß und Riegel hielt, welchen für Guinea so lange zeigte, bis ihm einfiel, die Zeit gekommen, wo in Frankreich mehr Geld damit zu verdienen ist als in London, nämlich die Zeit der Aufstellung von Napoleon's Statue auf der Brändömfalte.

Die Marschalltafel ist vor Kurzem in Poort an Land gekommen, um ihr Reich der hundert Tage und wo nicht in dreijähriges zu feiern. Sie hat in Paris auf dem Fest der Italiener sich ein Hotel gemiethet und nimmt für ein Franc, den man dem Portier Kassierer bezahlt, die Besuche an. Die Speculation ist nicht übel; aber das Kunstwerk ist gewiß auch des Besuches werth.

Ein porzellanener Tisch in allerschönster Säulen- und Kelform, von vier Fuß Durchmesser, getragen von allegorischen Figuren, die Krieg, Sieg, Ruhm und Geschichte zeigen, an dem man nichts sieht, das nicht Gold, Farbe, Silber weiß und von Meisterhänden geschaffen wäre, ein Tisch, wo auf die Schlachten von Wertingen, Göttingen, Ulm, Jena u. s. w. und die Portraits sämtlicher Marschälle in denen eines Sternes bilden, dessen Centrum Napoleon ist, in wol als etwas Außersordentliches betrachtet werden könnte. Gemälde der Platte sind von Isabey und werden nicht, obgleich auf Porzellan gemalt, als des Künstlers Arbeit gepriesen. Man bedarf eines Bergbergschneiders, um den ganzen Reichtum dieses kleinen Schicksels der Politik kunst gebrüg zu betrachten. Der Kaiser ist in ganzem im großen Ornat, sitzend auf einem Thronstiel, die Marschälle sind als Brustbilder, alleammt mit historischer Tracht in ihren Regiments- oder Corpsuniformen dargestellt. Ich glaube, daß der Kaiser nach dem Kriege von 1805 sich an Jena wehrete, um von ihm eine Galerie der Männer zu erhalten, die dahin seines Reiches Säulen waren, und daß er sich darauf ihm den Vorschlag zu der Tafel machte. Demnach das porzellanene Kunstwerk ein historisches Denkmal in einem doppelten unbezahlbaren Werth.

Notiz.

In Paris ward für den letzten Januar die Gründung einer wichtigen neuen Zeitschrift: „Archives des sciences morales et politiques“, angekündigt, von der zu Ende des Monats ein 6—8 Bogen starkes Heft ausgegeben werden soll. Als Zweck derselben wird angegeben, den Arbeiten der besten hergestellten reinsten Classe des Instituts (der Academie des sciences morales et politiques) zu specieller Publication zu helfen, einen Centralpunkt der intellectuellen, dem Fortschritt der Idee und der socialen Institutionen gewidmeten Thätigkeit zu schaffen, wo das Interesse der Wahrheit weder dem Eigennutze, noch der Einnahme des Publicums und der common Speculation geopfert wird; die Vereinigung aller Wissenschaften wissenschaftlich an Reconstituierung der Doctrinen und Institutionen arbeiten; Beurtheilung des Neuen nach der Maßgabe einer freien und scharfen Kritik, die ihre eigenen socialen Fortschreiten durch Beachtung von Verdiensten und wahren Rechten legitimiren wird. — Der Stoff wird unter drei Haupttitel: 1) Philosophie im Allgemeinen, 2) Wissenschaft, politische Oekonomie, Gesetzgebung, Verwaltung, Gesundheitspflege, 3) große Ideen der Wissenschaft, Industrie und schönen Künste; 4) Statistik in ihrer Anwendung auf die verschiedenen moralischen und politischen Wissenschaften. — Das Heft enthält u. A. auch „Proverbes de l'existence de Dieu, nach F. Hegel“, und einen Artikel über den gegenwärtigen und künftigen socialen Zustand Frankreichs.

Donnerstag,

— Nr. 65. —

6. März 1834.

Sakuntala oder der Erkennungsring u. Uebersetzt von Bernhard Pirzel.

(Beschluß aus Nr. 64.)

So viel von den Grundfäden und dem Verdienste des Uebersetzers. Was das Drama als solches betrifft, so wird uns nicht nur sein Verständniß durch Anmerkungen erleichtert, die alle historischen und mythologischen Erörterungen, welche zu den einzelnen Stellen nothwendig sind, beibringen, sondern seine ganze Entstehung in der Seele des Dichters wird durch die vollständige Mittheilung derjenigen Episode aus dem alten Heldengedichte: „Mahabharata“, erklärt, welches die Episode der Sakuntala enthält. Wir sind dem Verf. Dank schuldig, daß er dieses epische Fragment uns nicht verkürzt gegeben hat wie Fr. Schlegel, der nicht nur einen viel kleinern Theil der Episode gibt, sondern auch alles minder Glänzende, oder Dasjenige, wovon er vielleicht glauben mochte, daß der Genuß des Lesers durch seine Fremdartigkeit gestört werden könnte, geradezu weggelassen hat. Es macht in seiner natürlichen Breite, in der Hohes mit Niederm wie in einer frei sich ausbreitenden Fernsicht wechselt, einen weit epischeren Eindruck. „Sakuntala“ ist ein sehr spätgeborenes Kind dieses Nationalepos; es soll den Weisen Krishna Dwaigajana Wisaja (Wyasa) zum Verf. haben, von dessen Schüler Waisamgajana es dem Könige Dschamamedschaja vorgetragen ward, und fällt mit allen übrigen epischen Werken der Indier vor 1200 v. Chr. Geb. (s. Kreuzer's „Symbolik“, B. II, Cap. 2). Der Dichter Kalidasa aber blühte unter der Regierung Wikramaditja's, von welchem, nur 56 Jahre v. Chr. Geb. die indische Zeitrechnung sich herschreibt, und der „den neunsachen Perlenschmuck“, die ausgezeichnetsten Geister seines Volkes, um sich versammelte. Kalidasa war also ein, nur etwas älterer Zeitgenosse der römischen Dichter Virgil, Horaz, Tibull und Propert, sowie sein Gebieter ziemlich gleichzeitig mit dem Dictator Cäsar regierte. Nach mehr als 1100 Jahren also zeugte eine Volks Sage aus jenem großen Heldengedichte, das in 18 Gesängen die Kriege zwischen den Mondskindern, zwischen den Helden vom Stamme Pandu und Kuru besingt, ein Drama, das nach Hrn. Pirzel's Ausdruck sich „in wahrhaft Götter'scher Vollendung uns vor die Augen stellt“. Die Episode aus dem „Mahabharata“ hat Pirzel in der Uebersetzung strenger behandelt als Fr. Schlegel,

indem er das Waltra-Vermaß des Originals möglichst genau nachbildete und das antispastische in der Mitte jedes Verses (— — —), welches demselben im Verhältnis zum jambischen Schlusssilbe gleichsam eine feste Stütze gibt (die um so nöthiger ist, als in beiden vordern Hälften die Sylben keine Quantität haben und nur gezählt werden), so wenig als möglich aufopferte. Zu bewundern ist, daß trotz jener Strenge diese Uebersetzung deutlicher und deutlicher ausgefallen ist als die Schlegel'sche. Ref. kann sagen, daß er sich selbst die Melodie dieses epischen Versmaßes (das sich nach der classischen Bezeichnungswiese etwa so darstellen ließe: — — — | — — — || — — — | — — —) mit wahrer Lust vorgelesen hat.

Unsere Anzeige hat sich mit dem längst allbekanntem und allgepriesenen Inhalte der „Sakuntala“ an sich nicht zu beschäftigen; aber eine Vergleichung der alten Sage mit dem Kunstwerke Kalidasa's dürfte doch wol am Platze sein. Der Anfang des alten Bruchstücks enthält eine Schilderung der glücklichen Regierung Duschmanta's; und offenbar findet man in dem Drama die ganze Atmosphäre dieses Glückes wieder. Das Eine Wort der alten Sage, daß unter Duschmanta's Regierung Rassenvermischung nie stattgefunden habe, ein Wort, das seine hinreichende Erklärung in der indischen Verfassung findet — wie aufmerksam ist der späte Dichter darauf gewesen, da er uns jenen König, den Geliebten Sakuntala's, gleich im ersten Acte, mit dem ersten Beginne seiner Liebe im Zweifel begriffen darstellt, ob seine Neigung auch eine rechtmäßige sei, weil er Sakuntala für die Tochter ihres Pflegevaters, für eine Brahmanenjüngfrau hält (S. 12): „Wie, sollte sie denn wirklich von einem Vater herstammen, dessen Familie mit meiner Kaste unvereinbar wäre? — Wahrhaftig, ist da noch zu zweifeln?“

Wißt, sie paßt zur Ksetria-Bräut (Kriegerbräut, Königsbräut);

Mein Herz ersehnt sie zu sehr;

Schwebt Zweifel vor, der Gute nur schaut —

Und im Schauen liegt ihm Gewiß.

Die Ankunft des Königs Duschmanta in der Einsiedel, wo Sakuntala von ihrem Pflegevater erzogen wird, womit das Drama beginnt, ist in dem alten Epos ganz köstlich erzählt, jedoch auf eine Weise, daß der dramatische Dichter von dem herrlichen Gegenstande, der dort dargestellt wird, keinen Gebrauch machen konnte. In dem „Mahab-

Bharata kommt nämlich, nach Balsamajana's Erzählung, der König zuerst auf einem Kriegs- oder Jagdzuge, den er mit Hunderten von Heiden, Rossen und Elefanten unternimmt, in einen furchtbaren Urwald, voll gewaltiger Bäume und Pflanzen,

Hohlerig, voller Feilsböde, so vom Berge herabgestürzt,
Wasserlos, menschenlos zog er viele Meilen sich also fort,
Den wilden Löwen bloß bewohnbar wie noch anderem Waldes
graub.

Diesen Wald suchte Duschmanta auf mit Wagen, Gefolg und Heer;

Und es stigte der Hochmächtige des Gewildes mancherlei.

Mit Pfeilen, Schwertern, Lanzen, Keulen, Discus und Speer werden die Ungethüme des Waldes erlegt; in Verzweiflung fliehet das Gewild aus dem gewaltigen Urwald hervor, Tiger und Elefanten. Von den erlegten wird der Kriegerschar ein echt Homerisches Heldenmahl bereitet.

Erst aus diesem von Jagdlärm hallenden, verwachsenen Walde führt uns und den König Duschmanta das Epos in das heilige Gehege der Einsiedelei. Durch eine Wüste kommt er zu einem Haine

Der, Frommen dienend zum Wohnsitz, hohe Freude im Herzen schuf,
Und dem Auge gar sehr lieb war von erfrischender Luft durchweht.

In Blumenbäumen dicht, mächtig, reich der Boden an Rasenschnud,

Melodischer Gesang rings von lustdurchziehendem Vögelchor,
Hier schallt des Kollis Stimme, Heimchen zirpen in Menge dort.

Und Schatten bieten uralte, mächtige Bäume freundlich dar,

Während die Blüthen rings schwirren in dem Haine mit höchstem Weiz.

Blütenlos war da nicht Ein Baum, noch fruchtlos, bornig kein Gesträuch!

Nicht fand sich ohne sechsstämme Blüthen Ein Baum in jenem Wald.

Diese reizende Hainstätte betrat jeso der mächtige Held u. s. w.

In dem Drama ist (mit Recht) von der ganzen Jagdszene nichts übrig geblieben, als daß der König auf seinem Wagen, Pfeil und Bogen in der Hand, erscheint, eine Hindin verfolgend, die aber heilig ist und der Einsiedelei angehört, daher er alsbald von ihr abläßt. Dagegen ist die blühende Einsiedelei herrlich in die Scene gesetzt, und Sakuntala mit ihrem Gespielinnen erscheint dem Könige mitten unter den Blütenbäumen, die sie begießt. Er betrachtet sie heimlich aus dem Schatten: „D wie süß ist ihr Anblick!“

Wenn Einsiedlermädchen an Reizen so reich,
Die bei Hofe so selten sich finden,
So mögen die Blumen des Gartens mir gleich
Vor den Blumen des Haines verschwinden!

Der Dichter hat sich hier durchaus nicht streng an die Einzelheiten des Epos gehalten. In diesem tritt Sakuntala aus dem Hause heraus, heißt den König sogleich willkommen, dieser erklärt ihr auf der Stelle seine Liebe: er wirbt um sie nach dem Gandharwerbund, d. h. einer Art Heirath, zu der nichts als die gegenseitige Liebe nöthig ist, die sogleich durch die That vollzogen wird, die aber ebenso heilig bindet als die allersformlichste (vgl. S. 116).

Nachdem ihm Sakuntala das Geheimniß ihrer Geburt erzählt hat, ergibt sie sich dem Könige, sobald sie sich von der Rechtmäßigkeit der Ehe überzeugt hat, ohne viele Zögerung, nachdem sie ihm nur das Versprechen abgenommen, daß ihr einziger Sohn unsehlbar des Königs Nachfolger werden soll.

In dem Werke Kalidasa's wird zwar auch der Gandharwerbund zwischen den Liebenden geschlossen; aber erst zwischen dem dritten und vierten Acte; durch die drei ersten Aufzüge windet sich die hangende und bangende Liebe der Weiden, mit allen ihren Hoffnungen und Zweifeln in der idealsten Zartheit dargestellt, hindurch; man fühlt wol, daß zwölf Jahrhunderte zwischen den beiden Dichtungen liegen, daß das Epos in einem Heroenalter und das Drama in einer Welt der veredeltesten, sittlichsten Beschäftigung spielt. Die Geburt Sakuntala's wird im Schauspiel dem Könige von einer ihrer Gespielinnen so erzählt: Kaufika, ein königlicher Weiser, übte sich vormals in der strengsten Buße so sehr, daß die Götter in einer Art von Eifersucht die Nymphe Menaka herabstießen, um seiner Enthaltensamerkeit Hindernisse in den Weg zu legen. In den reizenden Tagen des Frühlings erblickte er jene, die mit Laumel Erfüllende, und unterlag der Versuchung. Die Frucht seiner Liebe war Sakuntala. Diese wird in strenger Bußpflicht bei ihrem Pflegevater Kanwa erzogen; er aber ist der Augenblick gekommen, wo er sie einem würdigen Gatten vermählen will, daher er denn auch den ohne sein Wissen von ihr mit Duschmanta geschlossenen Bund vollkommen billigt.

Alles dieses ist auf die Grundlage der alten Volksgeschichte gebaut, welche des zum Brahman sich erhebbenden Asveta's (Kriegers) Wiswamitra (Kaufika auf der Erde genannt) Buße, Sakra's, des Herrn der Götterschar, Eifersucht und Menaka's Sendung in epischer Ausführlichkeit vortrefflich schildert. Waju, der Gott des Windes, webt Menaka's mondlich-reines Gewand ihr ab:

Der heilige Wiswamitra sah, wie Menaka vor ihm stand,
Auf erhöhter Stein, schlief,
Vor dem Winde nun enthallend
unbeschreiblichen Jugendreiz;
Und wie diese Amuthfülle
der hochheilige Mann erwirk,
Wogte das Herz ihm vor Sehnsucht,
unterlegend der Liebe Kraft;
So sah her rief er drum jene;
sie, die Fehlofe, folgte ihm gern;
Und so lebten sie zusammen
eine glückliche, lange Zeit.
Durch solche Liebe so lange
innig beglückt, erzeugte jetzt
Der weise Mann mit der Nymphe Menaka dort Sakuntala u. s. w.

Das Epos legt diese Schilderung in aller Unschuld der Jungfrau Sakuntala selbst in den Mund; die gekünstelt Ausbitung des geselligen Anstandes erlaubt dies dem Kunstdichter Kalidasa so wenig mehr, als es einem Schauspiel-dichter unserer Zeit erlaubt, und einer zartfühlenden, gebildeten Jungfrau unserer Tage möglich sein dürfte, so herbei zu sprechen. Daher die Abänderung im Drama. Dieses überträgt die Erzählung, noch dazu sehr verflüchtigt und verkürzt, einer Gespielin Sakuntala's.

Im vierten, fünften und sechsten Acte zeigt sich der Dramatiker ganz selbständig. Nach dem alten Heldengedichte führt Sakuntala den in früherer Kindheit zum Helden heranwachsenden Knaben, den nach ihrer Meinung

die Thronbesteigung erwartet, auf ihres Pflegvaters Rath vor den König Duschmanta; dieser stellt sich, als kenne er die Geliebte nicht mehr, und verstoßt sie voll Zornes. Die Ursache dieser Verstellung gibt Duschmanta an, nachdem ein *deus ex machina* ihm die Anerkennung Sakuntala's befohlen.

Ich erkannte ja gleich diesen meinen selblichen, eignen Sohn;
Hätt' ich aber auf ihr Wort hin zum Sohn diesen genommen gleich,

Zweifel hätte das Volk immer; nicht so gereinigt wär' er jetzt. Gewiß hätte auch dieses Motiv sich im Drama sehr poetisch behandeln lassen; inzwischen scheint es dem spätern Dichter doch zu dürftig vorgekommen zu sein, und er zog es vor, die Fabel gänzlich umzugestalten. Schon von dem Ringe, welchen der König seiner neuen Gemahlin beim Abschiede übergibt, an welchem sie von ihm jederzeit erkannt werden soll, welcher auch dem Stücke den Namen: „der Erkennungsring“, verleiht, weiß das Epos nichts. Ganz des Dramendichters Erfindung ist sonner im vierten Acte der Fluch des Weissen Durvasas, den Sakuntala unwissentlich in seiner Buße gestört hat:

In den Du denkst, einzig auf ihn den Sinn gelenkt,
Nicht achtend mein, der ich der Buße Fälle bin:
Der soll sich Dein nimmer erinnern, wie erwacht
Wie seines Wortes, wer es im Kaufschef frähet sprach.

Mit diesem Fluche belastet zieht Sakuntala im Schauspiele, die mit ihrem Sohne erst schwanger geht, zu ihrem Gatten, dem Könige. Der Fluch wirkt: sie verliert ihren Ring, und der König erkennt sie nicht. Die herrlichen Worte, welche im Epos der König in Verstellung spricht, konnten auf diese Weise vom neuen Dichter im fünften Acte als Wahrheit verarbeitet werden. Die Verweigerung Sakuntala's aber ist dieselbe geblieben. Nur sind ihr im Epos noch eindringlichere Worte in den Mund gelegt als im Drama, wozu freilich die Existenz und Gegenwart des Sohnes viel beiträgt. Denn in seiner Delonomie konnte Kalidasa Stellen des alten Gedichte wie folgende nicht mehr gebrauchen:

Der reine, ewige Boden sind die Frauen zur Selbstzeugung:
Wie vermöchten denn selbst Weise Kinder zu schaffen ohne Frau'n?
Wenn das Erdhüchlein herbeilebend, ganz mit des Bodens Staub bedeckt,
Sich an des Waters Herz anschmiegt, was denn Edderes gibt es noch?
Der als dein eigen Selbst herkam, diesen Sohn, der so liebedoll
Von der Seite her dich anschaut, o warum denn verschmähtst du ihn?
Die eignen Eier trägt sorgsam die Ameise, zerfährt sie nicht;
Wie solltest du, o Pflichtkund'ger, nicht aufnehmen den eignen Sohn?
Kein Knecht, kein Weib und kein Wasser schafft durch Berührung solche Luft.
Wie das süße Gefüh, wenn dein zartes Erdhüchlein sich an dich schmiegt!

Die Strafe des Königs Duschmanta für seine übergigend unverschuldete Mißkennung Sakuntala's im sechsten Acte, wo er den Ring gefunden, seines unseligen Trethums überwiesen und von Dämonen geängstet ist, gehört ebenfalls

Kalidasa allein an, und ist eine Folge von der Erfindung des Fluches. Dieser Act ist überreich an poetischen Schönheiten, auch durch die komische Scene merkwürdig, deren Fathert aus dem allernueuesten Leben entlehnt scheinen.

Im siebenten Acte kehrt der Dichter auch nur insoweit zur Heldensage zurück, daß er das Bild des Heldenknaben ganz dieser letztern entnimmt, welche den kleinen Duschmanta also geschildert hat:

Eldwenseld hatte der Knabe, weiße und süße Zähnerd'n;
Auf der Hand trug er das Ashakra (?), herrlichen Hauptes, Aug und Karz.
Gleich einem Göttersohn wuchs dort dieser Knabe nun schnell heran;
Und kaum erst war er sechs Jahr alt, als er bereits mit kräft'ger Hand
Den Elefanten und Tiger, Eber und Zeu und Xurochs
An den Baumstämmen dort fest band nahe bei Kanwa's heil'gem Herd,
Und, sie bestiegend und bändigend, umhergeschwärmte in wildem Spiele

In dieser Gestalt tritt auch der Knabe handelnd im Drama auf; aber alles Andere ist durch die Umgestaltung der Grundfabel verwandelt. Statt daß im Epos der König das Heldenkind aus der Hand der Gattin empfängt, muß er voll Angst und Sehnsucht es im Schauspiele suchen. Der Wagenlenker des Götterkönigs führt ihn durch die Luft (eine wundervolle Scene, ganz verklärt in der neuen Uebersezung) und läßt ihn auf das Gebirge Hemakuta (der nördlichen Spitze des Himalaja), dem höchsten Vollendungsstige der Bügenden, nieder, wo Brahma's Enkel Maritischä, der Herr der Schöpfung, mit seiner Gattin der Andacht lebt. Dort findet der König einen Knaben, der aber gar nicht das Wesen eines Knaben hat und von zwei Einsiedlerinnen zurückgehalten wird:

An der durchgauten Mäh'n' schleppt er dort ein Leulein sich hinten
nach,
Das eben am Euler noch trank, und ungeru nur dem Dieh'w
ben folgt.

Dem Könige erscheint das Kind als ein Keim künstiger Herrlichkeit, denn „die in Funken liegende Flamme ist ja gleichsam schon die Feuerbrunst“. Dieser Knabe ist sein Sohn, welchen Sakuntala, die schon im fünften Acte einem Priester übergeben worden, bei diesem geboren hat. Sie war durch ihre Mutter, die Nymphe Menaka, hieher gebracht worden, wo sie ihren Sohn erzieht. Sein unbändiges Wesen erregt dem Könige innige Sehnsucht:

Wie reich die Kellern, wenn die Kleinen zum Wesen aufwärts,
Woll Lieb verlangen, der vom Staube der Füßchen urein!
Wenn dann zu sprechen sie versuchen in holdem Falen,
Der Sühnen Blüten bei dem Lächeln um nichts entfalten!

Offenbar verdanken diese köstlichen Verse ihre Entstehung der obenangeführten Rede Sakuntala's im „Mahabharata“. In der Erkennung des Sohnes und seiner Mutter wird nun im Drama meisterhaft eingeleitet, und das Gedicht schließt mit Wonne und Segen.

Diese Vergleichung, indem sie zugleich mannichfache

Gelegenheit gegeben, auf die Korrektheit der Uebersetzung, so weit dieselbe auch ein Laie ahnen kann, hinzuweisen, wird wol die Uebersetzung gewähren, daß der Dichter Kallbasa, tief durchdrungen von der alten Heldensage, dennoch aus ihr nur die eigne geniale Erfindungsgabe genährt und eine ganz neue Dichtung erschaffen hat, deren Herrlichkeit schon längst bekannt ist, deren lichte Farben aber durch diese neue Uebersetzung in erhöhtem Glanze aufgefrischt worden sind. 3.

Neuere polnische Literatur.

Pan Podstoli (Der Sohn des Untertruchses). Ein Roman von G. L. Masalski. Fünf Theile.

Dieser Roman, von dem kürzlich die letzten Theile in Petersburg herausgekommen sind, ist eine wichtige Erscheinung für die polnische Literatur. Als die Romanschreiber anderer Völker die leeren Ideale verließen, um lebendige Gestalten mit Fleisch und Blut aus der Geschichte hervorzulocken, da gingen auch die Polen an, ihre vaterländische Historie als Grundlage des Romans zu benutzen. Aber nicht so ergiebig sprudelt ihnen diese Quelle als andern Völkern. Für Polen gibt es keine Ritterzeit, keine Gemüthsgehalte, keine Kreuzzüge, ihre Kriege haben zwar eine Häßlichkeit tapferer Streiter hervorgebracht, aber es fehlen jene düstern und tiefen Gemüthsgehalte, die Heiden von Romanen; da gibt es keine Religions- und keine Bürgerkriege, und niemals hat sich der Pole zu Verwundungen herabgelassen, seine Unzufriedenheit ist vielmehr immer offen hervorgetreten in härmlichen Consöderationen und in den lauten Berathschlagungen auf Reichs- und Landtagen. Sein Land ist eben, da fehlen jene Felsklüfte und Höhlen, der Aufenthalt so vieler romantischen Gestalten; und das polnische Volk selbst charakterisirt im Allgemeinen eine gewisse Gutmüthigkeit, Geradheit und Offenheit, die es immer nur zum Opfer werden ließ. — Da nun überdies der vorhandene historische Stoff schon vielfach benutzet worden ist, so hat der obengenannte Verf. von einer andern Seite zu einem nationalen Romane zu gelangen versucht. Er hat ein Gemälde aus der neuesten Zeit entworfen und zur Grundlage seiner Schilderung die nationalen Vorurtheile der Polen, die erblichen Mängel und falschen Vorstellungen benutzt, die, seit Jahrhunderten in Polen eingewurzelt, trotz der Fortschritte in der Civilisation bis jetzt in alter Kraft sich erhalten haben. Diesen gegenüber steht der Held seines Romans.

Vor etwa fünfzig Jahren hat Krasicki, der Träger der damaligen polnischen Literatur, in seinem „Pan Podstoli“ (Der Herr Untertruchse) ein höchst lebendiges, echt polnisches, unübersetzbares Charaktergemälde seiner Zeit geliefert. Masalski ist auf den glücklichen Gedanken gekommen, das Werk des Krasicki fortzusetzen, und hat zum Helden seiner Darstellung den nicht aus der Art geschlagenen „Sohn des Herrn Untertruchses“ gewählt. Es ist dem Verf. sehr wohl gelungen, denselben Charakter um ein ganzes Menschenalter fortzuführen. Der Sohn hat von seinem Vater die Güte des Herzens, die edle Denkart, den Eifer für das allgemeine Wohl, für Verbreitung nützlicher Kenntnisse und neuer Erfindungen, die Abneigung gegen alle Vorurtheile, alle Unterdrückungen und alles Unrecht geerbt; kurz, er repräsentirt wie der Vater unter seiner Umgebung einen wahrhaft polnischen Edelmann unserer Zeit. Der Verf. hat daneben deutlich die Absicht gehabt, auf seine Landsleute zu wirken; er richtet immer sein Augenmerk darauf, die Ursachen von dem äbeln Zustande des polnischen Adels, besonders in dem ehemaligen Litthauen, aufzudecken und demselben den Weg der Fortbildung zum Bessern zu zeigen, ihn in sich selbst blicken und erkennen zu lassen, daß er mit sich selbst beginnen müsse, wenn an eine Verbesserung seiner Lage zu denken sein soll. Und kaum

kann man zweifeln, daß dieser Zweck nicht gelingen wird, in die Darstellung tritt er, ohne Uebertreibung und ohne Heuchelei. Schon dieses Zweckes wegen muß diese Charakteristik, wenn sie auch als poetisches Kunstwerk auf eine sehr hohe Stufe keinen Anspruch machen könnte, von Wichtigkeit sein. Uwagi o naszym najkorzystniejszym czasie w emigracji (Bemerkungen über die beste Anwendung der Zeit während der Auswanderung). Paris 1833.

Man hat bisher die polnischen Emigranten fast nur von der äbeln Seite kennen gelernt, denn von den Ruhigen mit in sich selbst war eben nichts zu berichten. Daher erscheint gegenwärtig ein Aufsatz, wenn die darin ausgesprochenen Hoffnungen auch nicht erfüllt würden, doch insofern historisch wichtig, als ein Beitrag ist zu der Charakteristik dieser Emigranten. Da es sagt, er sei vor und während der Revolution, auch in Elend von seinen Landsleuten mit Vertrauen zu wichtigen Dingen gebraucht worden, und dies gebe ihm Veranlassung zu sprechen zu stellen die Hauptgedanken des Ganzen ohne Weiteres kommt.

„Je größer unser künftiger Beruf ist für das Vaterland, desto mehr müssen wir in unserm Vortage anstrengen, um alle unsere Kräfte, alle unsere Ausichten auf das Wohl des Vaterlandes richten, und zwar besonders, indem wir uns auszubilden streben. — Jeder von uns muß sich bemühen, lieber ins Vaterland zurückzukehren, als er es verlassen hat, und in dessen etwas Nützliches zu lernen, sonst werden die Emigranten eine wahre Plage für das Vaterland sein.“

„Auch vor der Revolution ward die Jugend Polens zur Ausbildung in die Fremde gesandt, aber nur wenige kehnten nachher um das Vaterland bedenkende Verdienste zu erlangen, und während der Revolution hat sich Alles in das Gegentheil gewendet, zu dem jeder Pole vermöge seiner Tapferkeit fähig ist; es gab Hunderte von übercomplettten Offizieren, und nur ein vollkommener Mangel an tauglichen und jungen Personen in den Magistraturen. Wollte Jemand sich in die Wissenschaften geben, eine Geschichte der Intendantatur während der Revolution zu sammeln, wie viel Verschwendung, wie viel Unwissenheit er finden!“

„Jeder der Emigranten, wenigstens jeder Jüngling muß daher einen bestimmten Beruf wählen und diesem sich hingeben. Insbesondere muß die polnische Jugend ihre Thätigkeit aufgeben, Alles, aber nur oberflächlich lernen zu können, nicht allein zum Soldaten, sondern zum Bürger auszubilden bestreben. Aber eher heute die Zeit in Unwissenheit vergeudet, der vergeudet ein Eigentum des Vaterlandes.“

Der Verf. geht die einzelnen gesellschaftlichen Abtheilungen den Ackerbau, die Industrie, die Wissenschaft a. s. w. durch und zeigt, was und wo der Pole zu lernen habe. Er schließt daraus, daß wirklich nicht wenige Polen im südböhmischen Lande und Frankreich in Fabriken, in wissenschaftlichen Anstalten u. s. w. beschäftigt sind.

Literarische Notizen.

Walter Scott's vermischte prosaische Werke sind in einer neuen Ausgabe in 22 Bdn., deren vom 1. Bd. an natürlich eine herauskommen wird. Die Sammlung von Scott's Biographien Richardson's, Fielding's und anderer berühmter Romanbichter, welche er früher in der „Novels and Biographical“ mitgetheilt hatte, eine verbesserte Ausgabe von Scott's Leben, mit den Zusätzen, die Scott selbst empfangen hat, seinem Tode gemacht hat, und vielen Anmerkungen von Scott's Schwiegersohn Lockhart, und endlich von Scott's Beiträge zu dem „Edinburgh review“, dem „Quarterly review“ und andern Zeitschriften.

Floyp Hobbs, früher Oberst im portugiesischen Heere, Don Pedro gibt in Kurzem den 3. und letzten Band seiner „Narrative of the expedition to Portugal“.

Paris 1832—1833. Von Ludwig Börne. und sechster Theil. Auch unter dem Titel: erste Schriften. Dreizehnter und vierzehnter Paris, Brunet. 1834. 8. 3 Thl. 18 Gr. *) nan einmal den Widerwillen, oder besser, den unden hat, den die, in d. Bl. hinreichend : Gesinnung und die große Unwissenheit des Briefe in uns aufruft, so entdeckt man, daß vor ein sehr leidenschaftlicher, aber doch auch : Mann ist. Wie Leidenschaft und Wig zu- eben können, ist uns bis jetzt ein Geheimniß n der That das Eine das Andere auszuschließen is von beiden muß daher gemacht, vorgege-) da sich der Wig nicht machen läßt, so sind igt zu glauben, daß die Leidenschaft gemacht em Wort, wir glauben nicht an den Ernst en Grimmes, nicht an die Wahrheit seiner halten Alles nur für — Speculation. We- so viel gewiß, daß kein Schmerz in ihm le- idern nur ein Grimm; ein Grimm, der seine Kopf getrieben- und einen partiellen Wahn- usen hat, an dem Niemand mehr ein Aern kann. L. Börne ist, wie er selbst sagt, ank; warum sollten wir ihm unser Mitleid

s beim Erscheinen der ersten Bände dieser : Scharfsichtigern offenbar war, ist nimmehr, Scham und jede Scheu abgestreift worden, dsichtigstem Kar: das nämlich, daß L. Börne en eine bestimmte und unvollkommene Form , für eine andere vollkommene zu Felde is er gegen jede Regierung, wie ihr Name, h sei, die Waffen schwingt und sie angreift. oder jent — nein, keine Regierung will :ige Kopf, welcher die Menschennatur etwa ein Bewohner des Uranus sie kennen mag. Welt nur hat Hr. Börne dies Uebermaß und Unwissenheit hergenommen? Er, den lang vernünftigen Menschen gekannt haben, einst. für einen Denker, für einen Kopf briten und vierten Theil vgl. die Beurtheilung : Mitarbeiters in Nr. 162 u. 163 d. Bl. f. D. Red.

voll ungewöhnlicher Fähigkeiten gehalten haben? Wo hat er diese gänzliche Vergessenheit der Weltgeschichte, diese Unbekanntheit mit den tugendhaften Bestrebungen seiner Freunde Karat und Robespierre hergenommen, er, den wir die Geschichte der Revolution haben studiren sehen? Weiß er nicht, daß diese Männer ebenso tugendhaft waren wie er? Daß auch sie nur die reinsten Ideen von Staat und Staatsregierung verwirklicht sehen wollten? Nun denn, woran scheiterten sie? Daran, daß sie vergaßen, was die Menschennatur sei.

Schon einmal, nach dem Erscheinen der ersten Briefe aus Paris ist gesagt worden, daß Börne auf dem Punkt stehe, wo der Mensch zum Tiger werde. Diesen Ausspruch hat er übel genommen; aber er ist selber zur Drohphezeiung geworden. Sein unausgesetztes, grimmiges, wildes Blutgeschrei zeigt, wohin er gelangt sein müßte, wenn seine Worte ernstlich zu nehmen wären. Wir nehmen ihn in Schutz — wir glauben nicht an seinen Ernst. Viel- mehr, so manche wichtige Stellen in diesem fünften und sechsten Bande haben uns gefallen, wir haben sie mit Erheiterung gelesen, wir haben gelacht, und das ist Alles, was Börne will. Seine Schriften werden ihm bezahlt, er kann alljährlich zwei Bände „Briefe aus Paris“ schreiben, gelegentlich seinem Zorn Luft machen, seinen Wig andringen, und mehr will er nicht. Die Fabel von der deutschen Tyrannei ist ihm ein Element, wie den Dichtern von ehemals die Mythologie, die Geschichte vom Jupiter es war; die deutschen Fürsten sind die Götter seines Olymps, und er erzählt von ihnen theils tradirte, theils selbsterfundene Geschichten, grade wie Dyd oder Lucian es machten. So angesehen, erhalten diese Briefe einen Werth, der ihnen sonst gänzlich fehlt. Die nachfolgenden Proben daraus theilen wir mit, daß unser Leser sich ebenso an ihnen ergötzen, als wir es gethan haben. Wir hoffen, daß es Keinem von ihnen einfallen werde, eine ernsthafte Widerlegung des Widersinns, der darin enthalten ist, zu erwarten; denn grade diese ergötzliche Geistesalienation ist ja das scherzhafteste Element in ihnen, Das, mit einem Wort, was ihnen Werth gibt. Wer dergleichen gründlich widerlegen wollte, unternähme etwas sehr Vergebliches.

Wiewol Börne einmal selbst sagt: „Ich würde schlecht bestehen, wenn mich Schloffer in der Geschichte erami-

nichte", so überrascht er uns doch zunächst durch einige Proben fast ungläublicher Unwissenheit in der Geschichte, was um so schlimmer ist, als doch allgemein angenommen worden ist, daß ein Staatsreformator dieser Wissenschaft nicht wohl entbehren könne. S. 56 spricht er von dem „tausendjährigen Glück des römischen Freistaats“, von dem Niemand rede, während man die „paar unglücklichen Jahre der Revolution“ beständig im Munde führe. Wie kann ein vernünftiger Mann auf solche Exempel verfallen? Wo war denn das tausendjährige Glück quaestio- nis? Etwa in den ausgefogenen, zur Kriegskaserne ver- wandelten Provinzen, an deren Spitze Dictatoren unter dem Namen von Proconsuln und Legaten standen, wäh- rend die Regierten umsonst wenigstens um römisches Bür- gerrecht jammerten? Oder in den Proscriptionen der Sulla und Marius, der Pompejus und Cäsar, der Antonius und Octavian? Doch, wie gesagt, nicht die Form der Regierung ist es, für welche Börne kämpft, wiewol er sich selbst für den Republikaner *κατ' ἔξοχην* gibt: dieses Kampfes ist er müde; er kämpft jetzt — denn etwas Neues that ihm Noth — gegen die Tyrannei der Gesetze. Also eine Republik ohne Gesetze ist es, die er will. Es ist doch gut, daß er sich verständlich macht und uns grade heraus sagt, was er will. Vielleicht findet sich irgend ein Krankeninstitut, in dem Jemand angetroffen wird, der das Gleiche mit ihm begehrt. So sagt er S. 15: „Die Klügsten unter den Gegnern des Liberalismus haben die- sem immer vorgeworfen, es sei ihm gar nicht um diese oder jene Regierungsform zu thun, sondern er wolle gar keine Regierung. Ich trage diese Sünde schon 20 Jahr im Herzen, ohne daß sie meinen Schlaf stört. Die Ty- rannei der Willkür war mir nie so verhaßt wie die der Gesetze.“ Und S. 137: „Diese Tyrannei der Gesetze ist aber grade die feste Burg, welche die Freiheit seit 50 Jah- ren belagert. Was sie seitdem erobert, sind nur Außen- werke, die Hoffnung auf Einnahme der Festung“ — und nun folgt eine Diatribe gegen allen Besitz, alles Eigen- thum, mit der Schlussfrage: „Ist die Tyrannei der Ge- setze weniger Tyrannei als die der Willkür?“ Wie wis- sen nun, woran wir mit dem Verf. sind; er hat selbst Marat und Robespierre übersprungen, welche ihren Epi- nismus noch nicht bis zur öffentlichen Verachtung der Gesetze auszudehnen vermochten. Nur dies Eine verschweigt er uns noch — und wahrscheinlich wird dies den Inhalt des siebenten und achten Bandes der „Briefe“ bilden —: was nun nach Abschaffung der Gesetze werden soll? Mög- lich ist es, daß er dann auf Abschaffung der Natur und ihrer Gesetze, auf Beseitigung der Tyrannei der Weltregie- rung und auf den Umsturz des höchsten Thrones bringt, und wirklich bleibt ihm auch nichts Anderes zu thun übrig. Schon jetzt ist Gott in großer Gefahr vor ihm, und er droht ihm mehrmal mit Absehung, wenn er nicht bald den so beneidenswerthen gesellschaftlichen Zustand der Ka- talben und Patagonier in der ganzen Welt herstelle. Doch dies ist ein Uebermaß von Wahnsinn und Lästere- rung, und unsere Feder scheut sich, die hierher gehörigen Stellen auszuschreiben.

Das Wertwürdigste und Unerklärlichste an dem ist uns sein Aberglaube, seine Auerweiblichkeit. Ein scharfsichtiger Mann und so blind im Glauben — er erklärt sich das? Hundert, tausendmal gewünscht von in- lägenhaftesten Lügen der französischen Tagesblätter, geht er doch feif und fest an jede noch so widersinnige Ab- richt, die sie ihm bringen, oder täuscht uns wenigst durch das Ansehen, das er sich gibt, als glauke er. Und jedesmal folgen dieser Gläubigkeit fürchterliche In- sulte gegen die Verleumdeten. Dies ist über jede Be- stellung lächerlich und, ist man einmal in der oben- erwähnten Stimmung, über jeden Ausdruck ergötzlich. Im wä- rensten sind ihm dergleichen Nachrichten, wenn sie in Baiern oder Preußen kommen, als auf welche Reize- gen er dormalen seinen scharfsten Zahn gewetzt hat; er verschmäht er auch Schweizerische, östreichische und ist französische Nachrichten nicht. „In Preußen geht man jetzt damit um, die Justizbeamten für absehbare zu ab- ren“, heißt es S. 242. Ist etwas vermögens, im die- Kunde Dessen, was im Sinne deutscher Regierungen ist darzutun, so ist es diese schöne Nachricht, an die er natürlich die gewöhnlichen schwachvollen Flöckchen und rannischen Redensarten knüpft. Preußen, das den re- lutionnairen Geist seiner rheinischen und polnischen Pro- vinzen auf friedlichem Wege besiegt, das durch die die- Würde seine bittersten Gegner zum Schwitzen ge- hat, wird seinen hundertjährigen Ruhmesdaseh in die- werfen und seines großen Königs Erbschaft mit die- treten? Dergleichen fürwahr kann nur der böswilligste Je- rant glauben! Weiterhin ärgert er sich über den die- der preussischen Abschulen und fragt, ob denn sein die- lehrten Abchauern etwas Anderes lesen dürfen als die Befehle der Regierung? Antwort: O ja; sie dürfen die- gar Hrn. B.'s „Briefe“ lesen, denn man hat nicht die- daß diese ein unvergleichlich kräftiges Gegengewicht gegen die umstürzende Ideen enthalten. Hr. Börne zwar selbst Deutschland überall offene Feuertrater und progre- lächelnd den Umsturz aller Throne, das Verschwinden die Fürstlichkeit für die nächste Generation, während er sich im ruhigern Augenblicke sich wiederum die Hand auf- und ausruft: „Ich bin so hoffnungslos, daß Nichts die- Hoffnung gibt“. Wie denn jedoch auch sei, daß die- in Deutschland noch nicht gekommen, daß Jemand emp- kraft von der öffentlichen Meinung, oder mit die- Hoffnung auf Billigung die Vernichtung aller Gesetze die- digen könnte; denn Geselligkeit grade — und die- Börne's Verweisung — ist der Grundzug des deutschen Volkcharakters.

(Der Beschlus folgt.)

Der Legitime und der Republikaner. Eine Geschichte aus dem letzten amerikanisch-englischen Kriege. Von H. H. Zürich, Dreil, Hüßli und Comp. 1833. 8. 4 Bde.

Mag es nun wahr sein, oder die Frau. Berge und affectiren, daß dieser Roman aus einer amerikanischen englisch geflossen und von einer deutschen Hand aus dem

Manst überseht worden sei; so viel ist gewiß, er muß von Jemand geschrieben sein, der Nordamerika, der die beiden darin noch kämpfenden Nationen, der die amerikanische Denkweise der beiden Parteien bis in ihre Nuancen, der die Sprache und die Sitten derselben, der den sittlichen und politischen Gehalt der neuen Welt recht gründlich kennt.

Nach europäischen Begriffen könnten über die Wichtigkeit des Titels Bedenken entstehen; wir wollen daher bemerken, daß der Legitime ein Häuptling, König oder Wiso der Mascogee oder Dronee-Indianer, der Republikaner aber der größte Kopf seines Volks, der General Jackson ist, obgleich dieser, gleichsam auf den Köpfen von 100 andern kleinern Republikanern getragen, erst ganz zuletzt erscheint. Sollte der Verf. den im Titel liegenden scharfen Gegensatz nicht aus diesen beiden Hauptcharakteren herzuleiten gemeint gewesen sein, so müßten wir ihn aus dem Inhalt des ganzen Werkes herleiten, und dann scheint uns der Titel noch weniger passend gewählt, da in Amerika der Republikanismus legitim ist.

Die Absicht des Verf. reißt sich an den Titel, wie wir ihn erklären, sehr schön an. Er will nämlich durch einen historischen Roman die Nation auf die Ungerechtigkeit aufmerksam machen, mit welcher sie die Ureinwohner des Landes aus den Besitzern ihrer Väter treibt, obgleich die Vorzeit der Indianer, sich einzubilden, daß der große Schöpfer wenigen tausend Stammesgenossen ein Land, so groß und oft größer als Deutschland, zum Jagdrevier angewiesen habe, auf welchem Millionen fleißiger Landbauer wohnen können, unteugbar diese Ungerechtigkeit herbeiführt habe.

Zu diesem Zwecke läßt er einen Indianerhäuptling Koulianos, welcher lange mit den Weißen gekämpft, der selbst ihre Sprache und Schrift erlernt hat, um ihre Feindschaft und Ueberlegenheit daraus zu entnehmen, des ungleichen Kampfes müde und von einem Theil der Seinigen verrathen und verkauft, seine Heimat verlassen und sich an der Grenze von Texas, ohne daß er die Ueberredlung nach Mexiko gewahrt wird, mit einem Haufen Streiter neue Wohnplätze wählen. Mit sich nimmt er ein kleines weißes Mädchen, dem seine treffliche, heldenmüthige Tochter Mutter wird. Er selbst hat das Kind aus den Händen seiner Krieger gerettet, die es zu tödten im Begriff standen, nachdem sie forden die Mutter scalpirt. Trefflich zeichnet der Verf. die Sitten dieses und ihm gegenüber eines mexikanischen Stammes und seines Häuptlings, und man erkennt in dem letztern den Verwandten jenes Volks wieder, welches die Spanier bei der Eroberung von Mexiko so schändlich misshandelten.

Bergeilich würden wir versuchen, einen kurzen Begriff von den Kriegen der Schilderungen zu geben, zu welchen indianisches Leben und amerikanische reiche Natur Gelegenheit bieten, vorgehend die garben Nuancen der edelsten weißen und rothen Menschen und ihrer bald rothen, bald weißen Charaktere und Sitten zusammenstellen, um eine Anschauung von dem Inhalte dieses Werkes zu geben, das eine geistreiche Belehrung über die forden angebotenen Punkte enthält. Wir wollen nur die beiden größten Abtheilungen desselben einander gegenüberstellen, um den reichen Inhalt zu charakterisiren und dasselbe Interesse dafür zu erregen, mit welchem wir dasselbe gelesen haben.

Die ersten anderthalb Theile nämlich sind fast ausschließlich den Indianern gewidmet, während die Weißen nur einzeln und gleichsam um den Zusammenhang mit ihnen zu erhalten darin auftreten; die letzten anderthalb Theile dagegen zeichnen das nordamerikanische Leben, die wunderbare Republik, und hier spielen die Indianer wieder dieselbe Rolle wie die Weißen in der ersten Hälfte des Werkes.

Wir verkennen nicht, daß uns der Verf. manche Erklärung schuldig bleibt, manche Unwahrscheinlichkeit auftritt und manchen Fehler gegen die Kunst der klassischen Schriftsteller begeht; allein wir können ihm das Lob nicht verweigern, daß im Wesentlichen sein Plan meisterhaft angelegt und ausgeführt sei. Die Breite der Erzählung und der Schilderungen sind wie von

den historischen Romanschreibern der Scott'schen Schule gewohnt und müssen sie uns nun schon gefallen lassen. Es ist diesen Herren so bequem, ihre Einbildungskraft in Naturscenen oder häuslichen Einrichtungen sich ergeben, wie möchten sagen, sich erholen zu lassen von den Anstrengungen der Darstellung überraschender Begebenheiten. Zur Sittenzeichnung sind diese Spaziergänge sehr gelegen, und wo sie dem Zwecke rechtlich dienen, kann man ihre Beiläufigkeit schon ertragen. Auch versteht bei uns schon jede Dame das Entbehrliche beim Lesen wegzulassen oder Seiten mit einem Blick zu übersehen.

Hätte Cooper's gebildete Feder diesen Plan ausgeführt, so dürfte die Ausführung mancherlei gewonnen haben. Im Ganzen aber müssen wir, Cooper's Talent in Ehren, dieser Conception vor den Cooper'schen den Vorzug geben, weil sie geistreicher und großartiger ist. Der Verf. dürfte wol ein Mann sein, welcher als Staatsmann einen bedeutenden Platz in der Republik schon einnimmt, oder gewiß noch einnehmen wird. Wer die Interessen seiner Nation so genau studirt hat wie er, ist berufen, Theil an ihrer Leitung zu nehmen. Höchst anzusehend haben wir treffende Bemerkungen über den Geist des Soldatenlebens und über die Landesverteidigung der Republik gefunden. Vielleicht bezeichnet nichts so scharf die Ursachen, weshalb Amerika der Entwicklung loyalen Freisinn der Bürgerschaft mit festem Schritt entgegengeht. Wir sehen überall einen gewissen Optimismus, nirgends aber einen Aristokratismus an die Spitze treten. Der Bürger wird selbst unter den Waffen seine Rechte als solche nie verlieren, und nur Die können seine wahren Führer sein, die unter allen Verhältnissen das Bürgertum zu ehren wissen. Jackson, der Dictator zur Zeit des englischen Einfalls, wird nach seinen großen Siegen über das englische Heer vor Gericht gestellt und um 2000 Dollars gestraft, weil er die Freiheit der Bürger im Augenblick der Noth nicht geachtet hat. Er zahlt die Strafe willig aus eignen Mitteln, obgleich Tennessee und Kentucky sie zu übernehmen sich erbieten, und die ganze Nation feiert nun in dem Felden zugleich den guten Bürger.

Der Uebersetzer hat das Verdienst, alle Idiomen der englisch-amerikanischen Sprache getreulich nachgebildet zu haben und nur wenige dieser Nachbildungen werden für den, der englischen Sprache unkundigen Leser ungenießbar sein.

Auf jeden Fall ist dieser Roman bei weitem lehrreicher als irgend ein Scott'scher oder Cooper'scher und verdient von den Deutschen besonders beachtet zu werden, die schon mit einem Fuße aus ihrer heimatlichen Hütte getreten sind, um die große Auswanderung zu beginnen. Begreifen wird ein solcher daraus, mit welchem Volke er zu thun bekomme, und daß er deutsche und europäische Engbergigkeit aus seiner Seele treiben müsse, um drüben nicht wie ein elenderer Phylister betrachtet und verachtet zu werden, als er hier vielleicht schon war. Er wird sich überzeugen, daß er mit solcher Ausstattung dort nicht weiter kommt, als er hier war — zur Tagelohnerei und Placaterei. Leider bringen die Deutschen am häufigsten noch die geistige Kernlichkeit ihrer Begriffe von Bürgertum und Staat mit nach Amerika, und dafür werden sie auch in diesem Werke gelegentlich gezüchtigt. 23.

Homersche Rhapsoden oder Rederiker der Alten. Von J. Kreutzer. Köln, Du Mont-Schauberg. 1833. Gr. 8. 2 Theile.

Herr Kreutzer gehört zu denjenigen Philologen, die über dem fleißigen Studium des griechischen Alterthums keineswegs den Sinn für die frische und lebendige Gegenwart verloren haben. Für das erstere sind seine Schriften über den „Priesterstaat der Hellenen“ und seine „Homerschen Vorträge“ ein vollgültiges Zeugniß, für das zweite sprechen seine passenden Gelegenheitsgedichte, seine Fertigkeit im Improvisiren und seine Theilnahme an manchen poetischen Erscheinungen in seiner Ba-

terstadt Köln, namentlich am Carneval, dessen poetische Seite in Hrn. Kreuzer ihren vorzüglichsten Repräsentanten hat. Ein neuer Beweis seiner gelehrten Studien liegt in der oben genannten Schrift vor, in der wir die Früchte einer seit Jahren mit besonderer Liebe und leider! (wie wir aus der Vorrede erfahren) unter wenig ermunternden Verhältnissen getriebenen Untersuchung zu erkennen glauben. Die ganze Schrift ist Polemik gegen Wolf und seine homerischen Ansichten, jedoch mit aller Achtung gegen den geistreichen Gelehrten, der nun einmal ein Mann des Widerspruchs war (wie sich Göthe in einem so eben gedruckten Briefe an Zelter äußert), und die sich auch da zeigt, wo die Sprache des Verf. etwas derb wird und er Das, was nach seiner Ansicht Irrthum ist, mit scharfer Ironie bekämpft. Hr. Kreuzer findet einen ungeschriebenen Homer ebenso lächerlich als einen ungeschriebenen Göthe oder Klopstock; durch Rhapsoden konnte Homer nicht erhalten werden, denn der Name eines Rhapsoden hat nichts Ehrenwerthes (S. 72), Rhapsodentum muß seinem Wesen nach Handwerk werden, Handwerk aber ist der Tod aller Kunst. Die Rhapsoden ferner gehören nicht in das graue Alterthum, sie sind auf geschichtlichem Wege im Volksfeste begründet, sie haben sich mit dem Schauspiele entwickelt und nach den Perserkriegen gemehrt, kurz, sie gehören ganz der geschichtlich lichten Zeit an, in welcher von Schriftunkunde nicht mehr die Rede sein kann. Homer selbst war kein Rhapsode (S. 112), ebenso wenig als Hesiodus; aber Homer's Befänge sind auch keine Volkslieder, ebenso wenig wie das Nibelungenlied je ein Volkslied werden wird. „Volksdichtung“, sagt Hr. Kreuzer S. 106, „beruht auf einer andern Wurzel: Liebe, Haß, Schmerz, Lust, Staunen, Verachtung, Freude und Trauer süßen Jüngling und Mann, Greis und Kind, Jungfrau und Weib; kurz, Leidenschaft, mächtiges Gefühl (Fryit) gebiert Volksdichtung; allein der klaren, ruhigen Sagensdichtung widerstrebt die Leidenschaft nicht nur, sondern die Dichtung würde durch sie vernichtet werden. Das Märchen ist ruhig, schon in der Form mehr auf das Auge der Seele, die Einbildungskraft, hinwirkend; Gefühlsdichtung regsam und so innerlich, als jene und das Schauen äußerlich; und so wenig Ruhe und Bewegung sich begegnen können, so wenig auch Volkslied und Sage“. Homer's Befänge haben sich aber auch nicht durch Auswendiglernen, durch Stegreifdichtung (solche waren bei den Alten die dionysischen Gbde, S. 152) oder durch mündliche Fortpflanzung (die Hr. Kreuzer sehr spöttisch behandelt) erhalten, sie haben sich vielmehr vor ihrer Sammlung durch Solon und die Pisistratiden bei den Freunden der Dichtkunst im Volke erhalten, bei Leuten, die ein für Poesie empfängliches Herz in der Brust trugen, und weil sie sich an den frühern Mähren und Liedern erfreuten, sie sorgsam abschrieben. So sind Hasis, Sabil, so sind die altenglischen, altschottischen, altnordischen Sagen und Geschichten auf unsere Zeit gekommen, bloß schriftlich, und alles Alte, was nicht aufgeschrieben worden, ist verloren, ja das erwählte Volk hatte sogar Religion und Alles vergessen, bis es in der Tempelhandschrift das Befeg wieder fand (S. 196 fg.). Späterhin wurden die Befänge gesammelt, nicht aber durch Solon, nicht für die panathenäischen Feste, sondern erst mit Hipparchus beginnt eine kunstmäßiger Sammlung, wozu das unter Pisistratus in Athen erblühende Kunstleben die Vorbereitungen getroffen hatte. (S. 208—219).

Der Raum unserer Blätter gestattet nicht diese Ansichten, die wir so viel als möglich mit den Worten des Hrn. Verf. dargelegt haben, sowie andere seiner Meinungen und Behauptungen zu prüfen. Es wird an dem Obigen genügen, auf ein Buch aufmerksam zu machen, das sich im Ganzen der Ansicht Herder's, dessen Name der Verf. stets mit großer Ehrfurcht nennt, anschließt und auch in seiner lebendigen, oft dichterischen Schreibart der Art und Weise des genannten Gelehrten nahe kommt. Der wichtigste Punkt in der Geschichte der homerischen Befänge, Rhapsoden, Diastecaten, die Diorthose u. dgl. m. werden ausführlich besprochen und erläutert, ebenso die Entstehung des

Schauspiels, des Chors, die Hymnen und Oden, die Dionysien, die cyclischen Dichter. Aber außer diesen antiken Gegenständen sind auch manche Erscheinungen der neueren Literatur und des modernen Lebens berührt worden. Wir rechnen dahin die Erörterungen über den kölnischen Carneval (S. 96 fg.), auf die wir die Freunde dieses Volksfestes besonders aufmerksam machen, da Hr. Kreuzer mit diesen Verhältnissen, wie wir bereits bemerken, sehr vertraut ist; ferner die geistreiche Abhandlung über das Volkslied (S. 104—110, 295 fg.), eine der gelungensten Stellen des ganzen Buchs, die sich neben andern Bezügen auch durch sehr reiche literarische Nachweisungen auszeichnet. Nur die Verweisung auf Weidler's Bemerkungen in Jahrb. „Jahrbüch. der Philol.“ (1823, I, 4, S. 402 fg.) haben wir vermist, sowie die Anspielungen auf Volkslieder, die sich bereits in den homerischen Gesängen finden (wie Zl. XXII, 16, XXIII, 641); zur Volkspoesie neuerer Dichter möchten wir auch jenes interessante Tartarenlied fügen, welches ein Tartar nach dem Rheinübergange im Jahre 1814 im russischen Lager sang, und das auch in diesen Blättern mitgetheilt wurde.

Auffallend für manche Leser wird auf dem Titel das Wort „Reberiker“ sein. Hr. Kreuzer erklärt sich über dasselbe auf S. 274: „Reberiker hießen nämlich in den Niederlanden gemeine Leute, die zugleich Dichter (aber nicht die besten) und Schauspieler waren und in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts in Städten und Dörfern ihre Versammlungen hielten“. Dies Wort schien dem Verf. den Begriff der Rhapsoden wohl wiedergebend und zugleich das ausländische Wort „Declamator“ zu verdeutschen.

Es ist für die Lecture des Buchs sehr erleichternd, daß in vielen Citaten und Beweisstellen nicht in den Text aufgenommen sind, sondern sämmtlich ihren Platz hinter demselben (S. 245—257) gefunden haben. Schon die Seitenzahl zeigt den Reichthum derselben, die nur hier und da (wie S. 319 bei den sizilianischen Dichtern) durch Verweisung auf Schriften von anerkannter Wichtigkeit, wo sich die Stellenammlung bereits vorfindet, hätte beschränkt werden können. Namentlich muß auch die Lesbarkeit des Verfs. in neuen Werken und Reisebeschreibungen hervorgehoben werden. Wie aufmerksam Ref. das Buch durchgesehen hat, glaubt er dem Verf. dadurch zeigen zu können, wenn er ihn erinnert, daß das auf S. 309 angeführte kölnische Volkslied auf den lumpigen Einzug der Franzosen in Köln im J. 1794 doch in Köln nicht so ganz verschollen ist, als er meint. Sein Landemann G. Wroben hat dasselbe in seiner Schrift: „Köln's Vorzeit“ (Köln, 1826), S. 250, aufbewahrt.

Im Nachwort erklärt Hr. Kreuzer, daß somit die Bearbeitung vollendet und die Hindernisse hinweggeräumt wären, er könne nun den eignen Bau beginnen und seine Ansichten über den Dichtersfürsten und seinen geschichtlichen Standpunkt in seiner noch so dunkeln Zeit vorlegen. Wir wünschen ihm dazu von Herzen Kraft und Muße.

Literarische Notizen.

Der talentvolle und thätige, mit deutscher Literatur vertraute F. Wärmier hat Dehstenschläger's „Goreggia“ und Herstein's „Grundriß zur Geschichte der deutschen Nationalerziehung“ ins Französische übersetzt und zu Strassburg herausgegeben.

Von Eug. Fabre's „Histoire monarchique et constitutionnelle de la révolution française“ ist der erste Band erschienen, und der 2.—5. werden noch in diesem Jahre zu sehen versprochen. Das vollständige Werk wird 21 Bände betragen.

J. B. Debret gibt „Voyage pittoresque et historique au Brésil“, 8 Bde. in 24 Lieferungen mit Kupfern, heraus. Der Verf. war von 1816—31 in Brasilien.

Briefe aus Paris 1832—1833. Von Ludwig Börne.
Fünfter und sechster Theil.

(Beschluß aus Nr. 66.)

Ein andermal hat er Nachrichten aus Neuchâtel, aus denen er eine romantisch-mittelalterliche Geschichte von einem Kämpfer und dergleichen liebenswürdigen Martern mehr zusammensetzt. Wir hätten ihm nicht so viel dichterische Phantasie zugetraut; doch man sieht an ihm, daß auch die Wuth — die wirkliche oder vorgegebene — zuweilen zum Dichter machen kann. Aber, hilf Himmel! Neuchâtel ist ja ein Freistaat, mit Wahlen und Volksversammlungen nach dem Rufschnitt Börner'scher Ideen — doch Hr. Börne weiß das vielleicht nicht. Gleichermassen während ist er über einige bairische Erkenntnisse gegen namhafte Demagogen. Wir geben ihm zu, daß der tenor sententiae und einige Bestimmungen des bairischen Strafgesetzbuchs auch bei uns Mißbilligung finden. Die Verurtheilung zur Entenden Abbitte vor dem Bildniß des Königs will auch uns unpassend scheinen, und die Bestrafung durch Gefängniß „auf unbestimmte Zeit“ sind wir ganz außer Stande mit unsern Begriffen vom Criminalrecht zu vereinigen, wofür der betreffende Passus im Gesetz nicht eine längste Dauer dieser Freiheitsberaubung festsetzt.

Wieder ein andermal haben ihm glaubwürdige französische Blätter versichert, der Jude Deug sei der Vater des Bern'schen Wunderkinde's. Sofort jauchzt sein Blut auf: „Mit welcher Schadenfreude habe ich das kommen sehen — der Messias der Juden ist geboren! Der Jude Deug, eines frommen Rabbiners glorreicher Sohn, ist jetzt Stiefvater des Herzogs von Bordeaux, Schwager des Königs von Neapel, verwandt mit dem französischen, spanischen, portugiesischen Hause, verwandt mit Oestreich, Preußen, Baiern, Rußland... Jubelt ihr Urim und Thurim, die schönen Tage Bion's kehren zurück u. s. w.“ Wie ergötlich wäre dies Alles, wenn es nicht so entsetzlich albern wäre! Ein andermal vernimmt er: „daß aus jeder polnischen Bolivodschast 5000 Edelleute ausgehoben und nach Sibirien geschleppt worden“; eine solche Nachricht ist viel zu schön, um sie nicht zu glauben; der Briefsteller jubelt natürlich darüber. Wieder einmal hat der ehemalige frankfurter Polizeisecretair entdeckt, „daß Preußen Spione in Paris unterhalte, um seine lieben Unterthanen

etwas zu bewachen“; am erbaulichsten aber sind die Nachrichten, die er aus Griechenland empfängt, und sein Wis über den griechischen Himmel, der sich in die königlich bairischen Nationalfarben gekleidet habe, ist unendlich.

Den tiefsten Kummer jedoch empfindet der Verf., dessen Stimmung beständig zwischen Jubel und Verzweiflung auf- und abschwebt, darüber, daß die Liberalen gegen ihre Feinde stets zu eheulich seien. Die Schwäche, die Abtrünnigkeit läßt er noch hingehen, wiewol er sie an Kruten wie Rotteck und Weidner entsetzlich gekostet; aber was er gar nicht vertragen kann, ist die Ehrlichkeit. Er bringt daher lebhaft auf etwas Jesuitismus und beschwört seine Leute, ihn nicht länger durch ihre Ehrlichkeit zur Verzweiflung zu bringen. „Jeder Fürst“, lehrt er, „ist ein geborener Feind seines Landes, der das Glück von Hunderttausenden verzehrt“. Segen einen solchen, meint er, gilt kein Eid, keine Rücksicht. Ebenso macht jede Unversität das Land auf zehn Meilen in der Runde dumm, und die Geschichte der Menschheit ist eine Geschichte ihrer Dummheit. Nur Börne ist klug. Schade, daß er Alles, was er ist, gewesen ist. Er ist Polizeisecretair gewesen, er ist ein Kritiker gewesen, er ist ein geachteter Humorist gewesen, er ist eine europäische Brandfackel gewesen! Jetzt zündet seine Glut, die sonst die Universitätsbibliotheken zu verbrennen drohte, keine Strohütte mehr an — und das ist ein anderer Punkt der Verzweiflung für ihn.

Wir wissen, daß er triplex aë circum pectus trägt. Kein Mensch ist verdammt gewesen, ihn, wie man sagt, in den Harnisch zu bringen. Einem Sterblichen nur ist dies gelungen, und dieser Eine ist — Jarcke. Allerdings ist die Insinuation: „man könne ja nicht wissen, ob Leute wie Börne und Heine allen diesen Unfug nicht bloß darum anstifteten, um an den christlichen Völkern die Lehren ihrer eignen Vorfahren zu rächen“, eine fast Böhnisch-järrliche. Aber diesen sanftsten Gedanken hat der Briefsteller denn doch übel genommen, eben darum, weil er so sanft ist. Jarcke ist der Segner, den er zermalmen möchte, wen er ihm nicht an Wis unterliegen müßte. An ihm, ja an ihm würde die erste Guillotine in Deutschland ihr Probestück machen. In der That aber war das Kunststück auch bewundernswürdig, einen — Börne zum Sorz zu reizen!

Neben diesem ergößlichen Theile des Inhalts dieser Briefe, füllen sich dieselben denn auch mit einem höchst langweiligen. Dies sind die Stunden, in welchen sich der Verf. auf die Kritik legt. Zwei Drittheile des 6. Bandes werden von langen, langen Analysen der Béranger'schen Posten, der „Lacregia Borgia“ und anderer Hugo'schen Arbeiten, des „Telamon“, der den Verf. entzückt hat, der Heine'schen „Zustände“ eingenommen, lauter Sachen, an denen wir uns in Deutschland längst satt und müde gelesen haben. Natürlich ist es in allen diesen Werken das revolutionnaire Element, was den Briefsteller beseligt, und weshalb er sich und Victor Hugo mit Brutus und seinem Sohn vergleicht. Nichtsdestoweniger ist, was über Heine gesagt wird, beweiskräftig, und wir sehen, daß der Heinebildner auch noch nicht der rechte Mann für Herrn Börne ist. Er ärgert sich nämlich über das in Heine noch immer waltende ästhetische Gefühl; Heine ist ihm viel zu schlaff und nimmt Kergerniß an dem Eynismus der Republikaner, oder an der mauvaise foi der Radicals, zwei Dinge, an denen der Verf. Seele sich erkeut. Merkwürdig ist uns, daß auch die französische Regierung den Verleumdungen des Briefstellers nicht entgegengeht. Ludwig Philipp ist ihm ein herz- und verstandloser „Mannequin“, seine Minister sind Taschenspieler, die Volksvertretung ein ungeheurer Betrug. In einem Theile dieser Behauptungen wagen wir dem Verf. nicht zu widersprechen, nur zieht er andere Folgerungen aus diesem Resultat der „großen Woche“ als wir. Uns gewähren sie einen Einblick in die Natur des Menschen überhaupt — ihm sind sie Del in die Suppe seines Jorns —, uns machen sie die Revolution verdächtig, ihm nöthigen sie den Wunsch nach einer neuen ab. Dieser neuen wird eine neueste folgen und so fort, bis die Geschichte der Menschheit zu einer Kette von Revolutionen wird.

Ausgezeichnet geistreich ist ferner, was der Verf. gegen die Tyrannei der Gesetzgebung sagt, welche verordnet hat, daß Niemand, der eine Criminalstrafe erlitten, zum Volksvertreter gewählt werden dürfe. Er scheint Mörder, Diebe und Spitzbuben nur ungern ausgeschlossen zu sehen. In dieser Bestimmung, die fast in alle Constitutionen übergegangen ist, „weil das dumme deutsche Volk sich dergleichen gefallen lasse“, erblickt er eine niedrige List. Nun freilich — was wir in den Dingen sehen sollen, kann man Niemand vorschreiben, und die Entdeckung Börne's ist wenigstens originell! Sehr erbittert ist der Verf. ferner auf die Erziehung; nicht etwa auf eine bestimmte Form derselben, sondern überhaupt darauf, daß die Menschen erzogen werden! Er sollte ihnen überhaupt untersagen, geboren zu werden und eine Mutter nöthig zu haben. „Was ist es“, fragt er an einer sehr poetischen Stelle, „was die zahllosen, ungenossenen, unbenutzten Kräfte der Millionen Menschen, die nichts waren und nichts werden durften, wödet? Die Erziehung war es! Wehe — die Erziehung! Kaum ist ein Mensch geboren, so umstellen ihn Väter, Mütter, Annen, Lehrer; der bringt Bucher, die ein Mädchen, der den Stock, die die Mutter u. s. w., der Staat aber seine Ketten, sein Henkerbeil!“ D. geist-

reicher Schriftsteller! Wer hätte ohne Dich gehnt, in die Erziehung eine so gänzlich unnütze Sache ist! Wie trostreich ist es für uns „Gefesdrummen, zu nichts thun, als essen und trinken“, daß Du nicht mit den menschlichen, nein, daß Du auch mit der Natur muthig in den Kampf trittst! In der gesprochen, dergleichen Widerspruch konnte einmal, in 10 Jahren Aufsehen erregen, heute folgt ihm nur ein dauerndes Lächeln. Aber der Jörn, in welchen sich die hineinschreibt, macht ihn blind gegen das Gemeine ist! Was Wunder, daß er alle Menschen, so geboren nur zu Volksvertretern machen möchte, auf die Gefahr hin, nackt einherzugehen und sich von den Eischen der Natur nähren zu müssen. Dies Eine nur sollte er doch bedenken, wozu man Leute, wie ihn, nicht brauchen kann, wenn wir auf Wieren gehen, oder Jeder von uns ein Staatsreformer ist. Sehr schmerzhaft ist der Kritikers Jörn darüber, daß die frankfurter Convention fremden Diplomaten die vorbestimmten Erzählungen in den einräumt. „Thut das nicht“, ruft er ihnen zu, „Ihr Euch mit Euren Weibern und Töchtern vorhin — es geht nicht, wenn Ihr auch verbannt werdet — Euer Muth ist ihre Hochmuth! Geht jede Stunde aus dem Saal, aber geht diesen Schritt jede Stunde, und Ihr seid bald ans Ziel.“ Und dieser schönen Allocution folgt die herzerkührende, niederdrückende Lust: „Die liche Gerechtigkeit, wie lange noch wirst du dem D schlafen lassen!“

Nach diesem Non plus ultra von Ideenheit ist wir es schwer, noch etwas aus diesem gehaltenen Buch anzuführen, das unsere Leser interessiren könnte. Die Stimmung, in der es geschrieben, ist bekannt; die Kritik, welche Thoeheit und Grimm noch nicht erlösen, und die in den ersten Bänden dieser Reihe vorstach, ist nun verbraucht und schaal geworden, der Stoff scheint dem Verf. trotz seiner fetten des Wiederkäuens allmählig auszugehen, denn er lobt über Bücher zu sprechen, er, der die Kritik sehr haßt. Jede Schre, jede Schamung ist abgehandelt und der nackte Grimm, der stets aus der Lippe herausfahren möchte und seine handgreifliche That nicht einsteht, tritt uns nun baar und schredend entgegen. In steigender Progression hat sich B.'s Verbal und es kann wirklich ein Gegenstand der Aufmerksamkeit geben, zu sehen, wohin er auf diesem Wege noch gehen werde. Zuerst waren es die Misstände, die er griff; in seiner zweiten Briefsammlung waren die Fürsten, die er zermalmen wollte; in dieser dritten ist die Gesez. Zuerst fand er sein Jörn in der Institution, nachher in der Republik, jetzt in der ständigsten Anarchie, in der Abwesenheit aller Gesez jeder Schranke der menschlichen Willkür. Er glaubt, dies sei die Grenze, und er müsse im Fortwärtigen umkehren. Aber nein! Sein Scherz ist noch etwas Armes, über das Ideal der Anarchie noch etwas entzückt, er wird es uns geben, und nichts Geringeres sein, als der Ruf zur Freiheit!

die Gesetze der Schöpfung und selbständigem Menschen thum. Erfinden wird er, erfinden mag er etwas — Dem aufstehen zu schreiben kein Böhm nicht.

Hiermit haben wir die interessante Seite dieser „Briefe“, aus denen durchaus nichts zu lernen ist, herausgestellt: es ist die Begierde, zu erfahren, bis zu welchem Grad der Verkehrtheit ein ursprünglich talentvoller Kopf durch Trog gegen eine eindringende bessere Ueberzeugung, halsstarre Verhärtung wider Geschichte, Natur und Wahrheit und unerhörten Dünkel gebracht werden könne, und ob es noch etwas gibt, was über die Verachtung des Wissens, die Vernichtung der Gesetze, die Verleugnung der Wahrheit hinaustrage. Es ist endlich der Wunsch, zu wissen, welche Antwort das constitutionnelle Deutschland auf die Kaiserin eines Schriftstellers hat, der den Kopf gegen sein Vaterland unter dem Anführer zur Revolution verbleibt, der da behauptet, daß, um kein Atom von Freiheit in Deutschland umherlaufen zu lassen, man die Freiheit in die Kammer einsperre; der laut erklärt, keine Regierung zu wollen, weil jede nur die Schergen der Tyrannei der Gesetze sei — welche Antwort, sagen wir, das constitutionnelle Deutschland gegen die schamlose Verleumdung seiner Fürsten, seiner Volksvertreter und der Männer hat, die seinen Stolz bilden; welche Antwort auf die Beschämung des deutschen Volkscharakters, auf die Schmäzung der deutschen Wissenschaft, auf die Beschmugung seines Ruhmes, seiner Sprache und alles Dessen, was seine Ehre ausmacht. Es ist die Neugierde, zu erfahren, ob denn beleidigten, entwürdigten, beschimpften Deutschland eine stumme Verachtung als Antwort genügen wird, oder ein herzstückendes Lachen, wie wir es wol beim Anblick ergößlicher Luftspringerkünste und anmuthiger Bajazzo-stücke aufzuschlagen pflegen, wenn der Held der Scene auf dem Kopfe steht und mit den Füßen in der Luft umherzappelt.

46.

Vorträge über deutsche Philosophie in Paris.

Dr. Ahrens, der sich zufolge der politischen Unruhen in Göttingen schon längere Zeit in Paris aufhält, hat einen Cours über deutsche Philosophie eröffnet. Die erste Vorlesung war, wie dies in Paris gebräuchlich ist, öffentlich und unentgeltlich. Dr. Ahrens ist Schüler und ein eifriger Anhänger Krause's. Er will seinen französischen Zuhörern eine übersichtliche Kenntniß der Systeme der modernen deutschen Philosophie geben, insbesondere über das von Krause in seiner eigenthümlichen Gestalt und Anwendung betrachteten. Der engere Gehalt, welchem er zu durchlaufen gedenkt, hängt daher mit Kant, dem großen Reformator, an und wird in ihrer Reihenfolge Fichte, Schelling, Hegel und zuletzt Krause, vorführen. Dr. A. hatte mit einer großen Schwierigkeit zu kämpfen, als Vortragender und als Norddeutscher zu sprechen, der Sprache. Ich war indessen gewohnt, ihn mit vieler Entschiedenheit und Beharrlichkeit so wenigstens aufzutreten. Dient sprechen zu hören. Die Schwierigkeit ist eine doppelte, nicht nur die Sprache an sich, sondern die Technik der philosophischen Sprache, welche in der französischen Philosophie in Frankreich aus ihr natürlichem Grunde nicht so ausgebildet ist als in Deutschland. Dr. Ahrens hat auch diesen Theil seiner Aufgabe glücklich gelöst, seine Sprache und Terminologie ist, wenn nicht ganz fehlerfrei, dennoch klar und verständlich, und

ist über die Ideen des Vortragenden keine Dunkelheit, Verwirrung, Unklarheit bis Sache selbst klar ist und ihrer Natur nach sein kann.

Ich weiß nicht, ob es den Franzosen besonders gefallen hat, als er ihnen zur Entschuldigung und als vorausgeschickte captatio benevolentiae für seinen etwa nicht überall glatten und präcis anschaulichen Vortrag sagte, daß ihre Sprache der größten philosophischen Gelehrtheit, Bestimmtheit und Fülle, welche die deutsche besitzt, ermangelte; dagegen aber haben sie mit Vergnügen von sich erzählen hören, daß sie in neuerer Zeit mit größerem Eifer und wahrer Wüthbegier das Studium der deutschen Philosophie ergriffen haben, und daß bei einem so geistreichen Volke die etwaigen augenblicklichen Hemmungen der Sprache nur von untergeordneter Bedeutung sein können und bald verschwinden müssen.

Das ist in der That der Fall, und die letzten Jahre haben hierin eine große Veränderung hervorgebracht. In neuester Zeit sind Uebersetzungen deutscher Schriftsteller erschienen, welche von einem großen Fortschritte zeugen, und die Aufnahme derselben, das Verlangen nach Kenntniß der Sprache selbst sind ebenso viele Beweise, daß man in literarischer Harmonie zu leben verlangt und aus dem wechselseitigen Reichthum des Geistes ein Gemeingut machen will.

Goussin hat für Frankreich einen unerwartlichen Fortschritt bewirkt und eine neue Bahn eröffnet; er hat seinem Vaterlande und der französischen Philosophie einen neuen Impuls gegeben, und durch ihn wird man zu der höhern Reize der deutschen Speculation sich erheben. Unter den Anwesenden bei der Eröffnung der Vorlesungen von Ahrens war auch Goussin, er hat sogar auf den Cours unterzeichnet und nahm mit sichtlichem Vergnügen das Aergerniß seines Verdienstes als Reuener auf. Nach beendigter Vorlesung, die höchst Weniges darbot, was mit seinem System, wenn man so sagen darf, übereinstimmte, und namentlich sich von der Einmischung der weltlichen Glaubenssätzen und der christlichen Dogmen in das Gebiet der Philosophie ganz los sagte, versicherte Goussin den jungen Professor seines Beifalles und seiner Uebereinstimmung mit ihm, was er von Schelling gesagt hatte, und fügte hinzu: „Sie hätten wol vom Christenthum etwas erwähnen können, wäre es auch nur par politesse gewesen!“

Das ist nicht bloß wunderbar von ihm, es ist dies eine Krankheit, an welcher überhaupt die bermalige literarische und philosophische Generation in Frankreich leidet. Vor einigen Monaten hörte ich Terminier, den jungen, berühmten Professor am Collège de France, in allem Ernste und professoralen Tone von einer neuen Offenbarung sprechen, welche die Menschheit zu erwarten und zu hoffen, nachdem das Christenthum seine Aufgabe vollendet und die ihm vorgestreckte Bahn durchlaufen habe! — Ich komme auf die Vorlesung von Dr. Ahrens zurück. Am nicht allzu abgedröhten seinen Vortrag mit Kant zu beginnen, ließ er die Descendenz der modernen philosophischen Ideen von Descartes an sich entfalten, durch Spinoza, Leibniz u. s. w. Die erste Vorlesung war der Betrachtung der Systeme gewidmet, welche die verschiedenen Schulen über das höchste Wesen, über Gott aufgestellt haben. Was er in dieser Beziehung von Kant, von Fichte und Schelling anführte, war vollkommen verständlich, und ich bin überzeugt, daß die Franzosen bei der unerkennbaren Aufmerksamkeit, mit welcher sie zuhörten, den Faden der Entwicklung verfolgen konnten. Anders schon es mir bei den Ideen von Hegel zu sein. Schwerlich wird ein Einziger sich sagen können, welches seine Ansichten über diese höchste Frage der Philosophie sind. Der Vorwurf trifft aber nicht sowohl die Form als die Sache, und es mag die Verlegenheit eines Deutschen, der das Hegel'sche System vor einem französischen Auditorium darlegen soll, nicht gering sein.

Dr. Ahrens hat dem Systeme von Krause in Beziehung auf die Idee Gottes eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet; Krause's Lehre scheint ihm vor allem das Wichtigste eines Tages einen Einfluß auf die philosophische Welt auszuüben und die Grund-

lage eines neuen vorzüglichen Gedabes zu bilden. In der Frage, welche uns hier beschäftigt, sagt Krause in die Bahn eingetreten, welche die moderne Philosophie seit Kant instinktmäßig gesucht hat, ohne sie zu finden. Hinsichtlich der Methode erkennt Krause Kant's großes Verdienst an, nämlich, daß er durch seine Kritik die alten Beweisformen über das Dasein Gottes vernichtet habe. Allein die Philosophie darf bei dieser Vernichtung nicht stehen bleiben; die Grundidee der alten Beweise, einen methobischen Weg aufzufinden, auf welchem man den Geist zur Erkenntniß Gottes erheben könne, war richtig, und die Kritik Kant's sollte dem Geist nicht alle Methode ersparen und ihn von Krause in absoluten Hypothesen stürzen, sondern ihn zur Entdeckung einer mehr gesicherten Methode antreiben, welche sich nicht auf einige einzelne isolirte Ideen stütze, die nur mittelst eines Sprunges über eine Reihe von Mittelbegriffen in Zusammenhang gebracht werden können, sondern welche sich gründete auf eine allmähliche und stufenweise Analyse des Geistes, von der untersten Stufe der Erkenntniß bis zu den höchsten Ideen u. s. w.

Nach Krause ist Gott nicht vermisch mit den endlichen Dingen; Gott ist ein absolutes Wesen, welches, ohne von der Welt getrennt und geschieden zu sein, dennoch vorzüglicher ist als die Welt und alle endliche Wesen, und dessen persönliches Selbstbewußtsein aus seinem eignen ewigen Wesen folgt. Das System von Krause ist also im Grunde, auf wissenschaftlichem Wege eine religiöse Lehre zu begründen, die im Einklang steht mit den Ideen, auf welchen das Verhältniß des Menschen zu der Gottheit beruht; aber es maßt sich nicht an, die Gottheitslehre begründet, es behauptet bloß, den ersten sichern Weg eröffnet und die Grundlagen zu einem Baue geliefert zu haben, welchen alle kommenden Jahrhunderte zu vollenden berufen sind.

Wie bemerkt in der ersten Vorlesung mehre in der literarischen Welt bekannte Namen; außer Cousin waren zugegen: Ballanche der Philosoph, Baron von Vitrolles, Dignet, Jules Chevalier, der St. Simonianer, mehre Damen, worunter eine Italiensche, die wegen politischer Verhältnisse flüchtig ist, Seine und eine Anzahl deutscher, polnischer und italienischer politischer Flüchtlinge. Das Unternehmen von Ahrens ist verdienstvoll und schwierig, hat darum Anspruch auf Aufmunterung und wird, mit Beharrlichkeit und Ausdauer angeführt, dafür gute Früchte tragen. Um das Interesse der französischen Zuhörer zu fesseln, möchte es dem Vorleser zu rathen sein, sich eines freien und belebtem Vortrages zu befleißigen, ein Vorzug, an welchen die französische Jugend bei ihren Lehrern gewöhnt ist und den sie nur ungern vermisst. 89.

Beiträge zur richtigern Würdigung der Staatsanleihen überhaupt und der verschiedenen Anleiheformen von Christoph Bernoulli. Karlsruhe, Braum. 1833. Gr. 8. 12 Gr.

Kein Gegenstand ist in neuerer Zeit so oft in populärer Form beleuchtet worden als das öffentliche Creditwesen. Vor zehn Jahren würde eine Broschüre wie die vorliegende den Dank der Gelehrten und des großen Publicums erworben haben; ich fürchte fast, daß die Reisten, die dieselbe jetzt zur Hand bekommen werden, sie mit einem oho jam satis! abfertigen. Und doch ist es ein sehr klares, sehr gehaltvolles Schriftchen, womit uns Prof. Bernoulli beschenkt.

Obgleich populär untersucht zuerst der Verf., wie außerordentliche Staatsbedürfnisse entstehen, und ob sie durch Anleihen am besten befriedigt werden können. Sein Urtheil weicht vom herrschenden ab; er hält eine Erhöhung der Steuern für minder empfindlich als eine Anleihe, denn hohe Steuern lasten kurze Zeit auf den Contribuenten, Anleihen sehr lange Zeit. Beach-

tung verdient die Bemerkung S. 23, daß, wenn die Contribuenten selber Schulden machen müßten, um die hohen Steuern zu zahlen, sie wohlfeiler borgen würden. Wie würde es da naturnam 7-8 Proct. zahlen. Ebenso bemerkt der Verf. S. 24, daß die indirecte Besteuerung die öffentlichen Schulden nach sich ziehe, weil in ihr eine Repartition der unbedeutlichen Bedarfe unter die Contribuenten umschickel ist.

Hierauf wendet sich der Verf. zum Handel mit Staatsanleihen, als Grund gegen die Staatsanleihen betrachtet. Er hat diesen Handel als etwas Natürliches an, wogegen sich nicht ausrichten können. Das einzige Mittel gegen die Discontinuation besteht ihm in solchen Anleiheformen, welche sich den entgegenwirken. Nach dieser Auseinandersetzung wird den angeblichen Vortheilen der Subscriptionsanleihen an Anleihen mit härterem Nominalcapitale gesprochen. Es gibt nämlich drei Arten von Anleihen: a) solche, wo nur die Anleihe unterhandelt wird für eine bestimmte Summe; b) solche, wo der Staat Zinsen verkauft ohne Erwähnung eines Capitals (perpetualliche Renten); c) solche, wo der Staat Schulden verschreibt gegen gewisse Zinsen über den Betrag der zu erhaltenden Geldes. Man hat allgemein dieser Form gerühmt, daß sie eine Summe zu besserer Zinsen verleihe, u. Capitale der Speculanten allein in Anspruch nehmen und die Zinsersparnisse nach und nach die Schuld selber von der Nation (siehe. Namentlich hat Cassitte diese Form gerühmt. Der Verf. bespricht diese Vorzüge, a) weil die Zinsersparniß nur bei einem steigenden Zinsfuß eintritt, welche wenig zu erwarten ist; b) weil die Capitalisten zu den höchsten Capitalgewinnen nicht glauben und daher auch nicht zu fern Zinsen ihr Capital barbieien; c) weil die Anleihen immer am liebsten aufs Spiel gesetzt werden.

Nach gegen die Lotterie- und Leibrentenanleihen hat der Verf. aus, weil sie das Eingelegte so zurückzahlen, als in den Verbrauchsdorath übergeht und daher als den Nominalcapitale schwindet. Recht gut sind die Beispiele, welche er erläutert wird.

Zuletzt beleuchtet der Verf. die Tilgung der Staatsanleihen und die Reduction des Zinsfußes. Sehr klar widerlegt er die chimärischen Vorstellungen von den Wundern eines Amortisationsfonds, da dieselben sich nur dann zeigen, wenn kein Schulden gemacht werden müssen. Dagegen nimmt er die Reduction der Zinsen Partei, falls dieselbe mittelst Amortisation in unglücklichen Zeiten eingegangenen Schuld bewirkt wird. — Man sieht, eigentlich neue Ansichten werden in den Schriftchen nicht zu Tage gefördert, wol aber die alten sehr aus gut erläutert; dasselbe kann daher als ein höchst nützlicher Pendant zu den neuesten finanzwissenschaftlichen Werken empfohlen werden.

Literarische Anzeiger.

Soeben ist bei uns erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Mickiewicz (Adam),

Konrad Wallenrod. Geschichtliche Erzählung in Lithauens und Preußens Dialect. Uebersetzt von K. L. Kannegger. Gr. 12. Auf feinem Papier. Geh. 14 Gr.

Hoffmann von Fallersleben.

Gedichte. Zwei Bändchen. Gr. 12. Auf feinem Papier. Geh. 3 Thlr.

Leipzig, im Februar 1834.

F. A. Brockhaus

Literarische Unterhaltung.

Sonntag,

Nr. 68.

9. März 1834.

Ueber die Handlung im Drama.

Jede Erscheinung ist ein Epos, sie erzählt im Werden ihre geschichtliche Entfaltung. Der ihr zu Grunde liegende Gedanke strebt mit dem allgemeinen Dasein sich in Verkehr zu setzen und die einzelnen Entstehungspunkte an die Unendlichkeit der Umgebung anzuknüpfen; so wird diese Momententwicklung, die sich bis ins Feinste herab gliedert, zur sinnlichen Vollendung, und nach Maßgabe der organischen Biegsamkeit und Gliederung, die eben nichts Anderes sind als der Ausdruck des innern Gedankenlebens, wird auch das Vollkommene der individuellen wie der Völkerverbildung sich bestimmen lassen. Je reicher mithin und mannichfaltiger sich ein Wesen durchlebt, desto vollkommener ist es, sowie eine Staatsverfassung, die diese Lebenskräfte zurückerdrängt, sich nicht allein deshalb als eine thätigkeitserschwerende erweist, weil sie ihres Zweckes verfehlt, der doch verhältnißmäßig nur in dem Vollgebrauch und Gesamtgenuß aller Thätigkeiten und Kräfte bestehen kann, sondern zugleich deshalb, weil sie, mit ihrer eignen Verstärkung sich unterbändig, in ihr schlau- und weitausgejogtes Netz, wie der Rieser Drill, sich selbst verfangt und an den Brücken der Tyrannie die Freiheit und die Umwälzungen großsprängt. Die ganze Geschichte eines Volkes, was es ist, will und bedeuert, wie es in die Verährungen eingreift, sich an die umliegenden Entwicklungen anschließt, kurz, der volle Lebensinhalt seiner Idee bewegt sich in seinem epischen Fortschritt, im progressiven Wachstume ist er in seiner Vollständigkeit hingelegt und ausgebreitet. Und wie sich bis zum Gipfelpunkte des Lebens das Kind, der Knabe, der Jüngling im Wohlgenuß der Kräfte versucht und erhebt, auf dieser Höhe aber die ganze Fülle des Lebens in einem Gedanken, den speculativen nämlich des reinen, überschauenden Gemüthes zusammenfaßt, und die auf die Entwicklung verbrauchten Kräfte mit tieferer Wirksamkeit und leidenschaftlichem Leben ihre Vollbringung im Innern beschließen: ebenso übersteht ein selbständiges Volk — nachdem es vom mythischen Hintergrunde her sich in einer geschichtlichen Linie fortbewegt und gebildet, nachdem es alle schönen und edeln Kräfte zur Selbstauslegung hervorgetrieben und ausgegliedert, mit einem Worte, nachdem es sich als Volk erfährt, erfährt und genossen hat — den zurückgemessenen Weg, und gewinnt, sich in die Mitte sel-

ner Geschichte, den Höhepunkt seiner historischen Bedeutung stellend, eine alle Kräfte nach innen zwingende und sie zum beweglichen Gedankenkreis zusammenschließende Centralgewalt, worin jener Grundgedanke, der alle Kraftmomente durchirrt und ihre Verwickelungen begleitet hatte, als tragischer Sammelpunkt erscheint. Indem sich nämlich ein historisches Werden zurücklegt und in seinem Verlaufe die Wechselkämpfe des Veränderlichen und Bestehenden erfährt, werden zugleich die verderblichen Kräfteausgekrenkt, die, von Geschlecht zu Geschlecht fortirend, im Drama von den Hülsen der Geschichtlichkeit entblößt, als geschlossene, die Samen jener Verährungen in sich tragende Frucht, der nachdenklichen Betrachtung entgegenstehen. Wir müssen daher das Wesen des tragischen Spiels tiefer aufzufassen suchen und, bis in seine letzten Beziehungen es verfolgend, nicht allein die Conception an ihm und die bildende Kunstform, Lineamente, die dem Dichter zugutekommen, bestimmen, sondern seine Seele herauszufühlen wollen. Wir müssen erwägen, daß die Tragödie als Spiel, wie der thatlebendige Ernst selbst, dessen Blüte sie ist, und der im historischen Fleisch und Blut des Volkes gewurzelt hatte, dem Volke rechtmäßig eigen, und seine Selbsterschauung sei und Speculation; daß also dem tragischen Spiel durch die Erklärung: *μυθος παράδειγμα ανωδαιας και τελειας*, obgleich wahr in ihrer sterilen Wichtigkeit und als dessen oberste Epithematis anzuerkennen, keineswegs genug gethan worden, wir mithin behaupten dürfen, daß die Tragödie nicht die Nachahmung irgend einer ernstlichen abgeschlossenen That, sondern eines Volkes innerliche geistige Sühnung sei. Die Summe und das Maß von Handlungen, in denen sich das epische Leben ausgewirkt und hingebreitet hatte, da That und Handlung das Doppelergebniß zweier Factoren, des Willens und äußerlicher Fügung, sind, befreien sich im Drama von jeder Vermengung, werfen die thatsächliche Schale ab und entkleiden sich zum idealen Kerne. Entgegenet man, daß jene Bestimmung als inneres Wesen zugelassen, was dieses immer sei, es sich denn doch der Form nach handelnd zu vollbringen habe, so bemerken wir, daß, wenn die Begriffsbestimmung von That und Handlung so festzustellen ist, daß jene tiefverwebt mit den Ereignissen erscheint, während die Handlung sich löst und sich innerhalb eines leidenschaftlichen Willens tragisch reinigt, mit dem

Worte Handlung, etwas ganz Unbestimmtes bezeichnet werde, und es sich von selbst verstehe, daß Dasjenige, was Handlung gewesen war, in seinem Rückgange in sich selbst, dieselben Bewegungsmomente, aber von sich weißend und sie gleichsam verleugnend, durchwandeln müsse; wogegen nach obigen Bestimmung sich klar ergibt, was Handeln im Drama sei, nichts Anderes nämlich, als die ans Licht gebrachte Wurzel der That des Geschehenen selbst, die in begebenheitlicher Tiefe forttreibend, sich in der Reflexion entblöße; der in dem Elemente des Schmerzes und der innern Unruhe auf seinen ursprünglichen Werth zurückgebrachte Grundgedanke, an welchem die materiellen Bestrebungen, wie Erdthellen an der ausgerissenen Wurzel, nur schwach und locker hängen. Es strebt also das Ereigniß in der Tragödie zu seiner Idee zurück, zur philosophischen Lebensansicht sich erhebend, die aber keine äußerlich hinzugebachte und anreflectete ist, sie muß vielmehr das reine und innere Ergebnis der schmerzlichsten Vernichtung, der tragisch sich vollbringenden Unruhe sein, einer Unruhe, die nur zu Stande kommt durch die in Willen und Leidenschaft verkehrte That. Ganz etwas Verschiedenes aber ist diese Reflexion von dem gangbaren Raisonniren im Drama über Vorgänge und Stimmung: da scheidet sich der Gedanke von dem Wesen ab und wird ein oberflächlicher; jene Reflexion dagegen ist die zum Schicksalsbegriffe umgedachte vergeistigte Thatfache selbst. Reflexionen, wie sie in eine epische Behandlung sich verweben lassen, und die, wofür die Gattung rein gehalten ist, nicht hineingetragen, sondern wie aus Einem Stücke aus den Erlebnissen herausgearbeitet werden, wenn sie einerseits als Bestimmungen die Umrisse schärfen und verdeuteln helfen, zugleich aber auch den plastischen Schwerpunkt in leichtflüchtigem Schwanken und die Personen in epischer Flüssigkeit erhalten sollen, sind gleichwol andererseits einzelne Andeutungen der tragischen Reflexion, in welcher das Geschichtliche ganz und gar aufgeht und das Zufällige seine Verklärung und Gesegnapotheose feiert.

Das in Leben und Wirklichkeit vorkommende Tragische schwebt immer mit dem Wesen eines epischen Verhängnisses über dem Geschehenen; nie ist es dramatisch; es ist mit äußerlichen Zufälligkeiten so tief verwickelt, mit scheinbarem Unzusammenhange so wesentlich verlectet, daß der sittliche Gedanke nie in klarem Ergebnisse heraustritt, bis das materielle Factum in der dichterischen Auffassung seine ideale Umänderung erlebt und, von aller Herbeheit gereinigt, sich zum versöhnenden Gesetze innerhalb seiner selbst umgedeutet hat. Als Ereigniß wird das Geschehene sofort ein Raub des allgemeinen Elements; eine Schar von feindlichen Kräften fällt darüber her, das ewige Guten verschlingt es und treibt sein Wechselbild empor; das Schmerzwolle selbst ist ein mitverfließendes Erlebnis, ihm fehlt der feste Mittelpunkt, um den die pathetischen Regungen sich vernichtend drängen. Angstvoll erwartet Hero den Geliebten in stürmischer Nacht, mit Tagesanbruch steht sie vor seiner ausgepülten Leiche. Was vorgegangen war, ist als Vorgang ergreifend zwar und schrecklich, wie werden von Moment zu Moment heftig fortbewegt,

das Wagniß Leander's kämpft preisgegeben mit fremder theilnahmlöser Gewalt, die sinnlichen Bilder zeigen sich in bedrohlicher Flucht, überstürzen sich mit vernichtender Hoff; allein, weil es in dem Wesen des Vorfalles liegt, sich als Werdendes darzustellen, gibt die Seele ihrer Spannung die Freiheit und entläßt sie gleichsam aus stützender unruhiger Beweglichkeit. Die sinnliche Lebendigkeit läßt die Einbildungskraft nicht zur Fassung kommen, sie geräth in wollüstigen Schwindeln, sie tänzelt an wechselnden Schattungen vorbei und theilt mit ihnen die unruhige Flüchtigkeit. Das Wildheitende entrißt sie so sehr ihrer Selbst, daß sie den Zusammenhang vergißt, an dem festhaltenden Schmerze zur Verwahrheitung wird und sich ganz dem Taumel hineinbegibt. Das wahrhafte Tragische aber ist in den einzigen Punkt gedrängt, wo Hero sprachlos wird; das Sinnlichunruhige, sowie es ein Uebelthäter geworden, verrichtet gleichsam für jene leichtfertige Unführbarkeit, jenes Racheilen lockender Bewegung seine für Gedankenduse; es wird auf geistigem Grunde fest und heimischer und löst die flüchtigen Strahlen in Einem sinnigen Schmerze. Und so durchlebt im größern Umfang eine leidenschaftliche That, eine in Bruchstücken gefundene That, ein heftiges, böser Absicht dahingegebenes Wagniß in der Tragödie die innere tätige Opferung. Die Widersprüche, die allein in dem Wechselbildern der Unruhe Beweglichkeit sich geltend machen, können ihre Auflösung nur in der Tiefe des Gedankens finden; dieser Lösung nun in die Innerlichkeit, wo das Spröde und glühende Kerne des Thatfälligen in geistigen Opferung und Williger vergibt, dies ist die Reflexion der Tragödie. Sie kann nicht die Bruchstücke und Trümmern des geschichtlichen und episch Materielle nicht als Fragmente in sich tragen; in ihr wird die heilige Umwandlung, das mysterium tremendum verrichtet und vollzogen; denn das Tragische besteht wesentlich darin, daß die Bewegung des Lebens sich ihres sinnlichen Wechsels und beweglichen Scheins im Gemüthe entledigen, die fortlaufende That des Handlens ihre Enden zusammenschließt und das Wahre und Gemeinsame gegen den besondern und unruhigen Willen sich rechtfertigend erhebt. Diese Reflexion scheidet sich von der speculativen darin, daß sie sich formell und dialektisch durchbewegt, die tragische aber in ihrer Selbstvollbringung geschichtliche Massen umgibt, sie zu einem Ideal lebendiger allgemeiner Annehmung und Geistigkeit veredelt und das materielle Leben mit dem Dasein schmerzvoller Sühnung heiligt. In dem nämlichen ist der Schmerz die Vollziehung des Untergangs des Besondern, für sein Leben mit dem allgemeinen kämpfenden Daseins und sein Verschwinden in diesen ewigen Urgrund. Der Sieg der Augen, die göttliche Gerechtigkeit, ist nichts Anderes als das Leben durch die Vernichtung, denn das Gute wird verlorener in seinem zeitlichen Blicke, schwer und strebt sichtbar zur Verklärung, im Untergange nur vollendet; während das Uebermüthige und Starre als solches ganz verschwindet und im eigentlichen Sinne stirbt. Keine wirkliche Ge-

nugung nicht daher die Lüge, der Schmerz allein ist ihr letzter Beruf, die tragische Herbe ihre süßste Wohlthat.

Die heidnische Lebensansicht ist von der christlichen nicht darin verschieden, daß sie, am Wechselnden haftend, des allgemeinen Gedankens vergaß und von Weltanschauung kein Bewußtsein hätte; wenn wie diese beiden Richtungen als gleichgroße Geschlechtsbildungen ins Auge faßen, kann uns nicht entgehen, daß die eine wie die andere auf ihren Endpunkten nach dem Aeußersten hinüberschwankt: jene mit großer Kraft und heroischem Lebensdrange vergöttert das sinnliche Selten, es festhaltend in plastischer Erstarrung; begabt aber und beglückt mit schönbeweglichem Geiste erhebt sie das Körperliche zur melodischen Gestalt, als dem schönsten und vollendeten Plasma des Gedankens; ist so zarten und schnellempfindlichen Sinnes, daß sie nie den reinen sittlichen Faden in ihrem Bildungen verliert und, in der tragischen Schicksalsidee schon die Keime der Loslösung und Apokatastase von der bildnerischen Körperlichkeit enthaltend, sich als Lebensreflexion der zweiten zubewegt; während diese im Gegentheil die Thätigkeit und Bedeutung des sich körperlich darstellenden Gedankens verkennt und, im inneren Grunde mangelhaft, die eine Hälfte der andern preisgebend, alles verflüchtigen, von vorn herein die Gestaltungen als Schein aufheben und nur die Reflexion gelten lassen will. Diese gegenüberstehenden Punkte einmal festgestellt, möchte es vielleicht nicht überflüssig scheinen, auf ihnen dramatischen Schöpfungen zu begegnen, die für beide Bestrebisse sich gemäßigteren als Kanon aufrichten ließen. Nicht die größte Schmerzhebung der alten Kunst, den „Oedipus in Kolonos“, dieses auf der Höhe des Heidenthums hinstrahlende Gnadenzeichen, dürfen wir an den einen Grenzpunkt stellen, noch uns versuchen lassen, weil in dieser idealen Opferglat anstärker Beschlossenheit, in der die Plastik zu schmelzen scheint, der Anbruch des Romantischen aufgibt, sie als Höhenfeuer auf die eine Spitze zu erheben, da sie vielmehr, als Mittengipfel und Strahlentuppe die andern überglänzend, den diesseitigen Anfangspunkt unmerklich bezeichnen, noch auch in ihrer geistigen Verschmelzung des Plastisch-Strengen und Verklärten jenseitig Schroffheit darbieten kann, die eben hier vor springend aufstreben soll. Wir glauben aber auf diese äußerste Seite die Tragödie als Grunddrama hinsetzen zu müssen, wo die bildende Urkraft in ihrer unbeugbaren Sicherheit und Größe gegen göttliches Vorrecht ankämpft, nachdem sie mit der obersten Macht gefaltet und schöpferisch gewetteifert hatte; wo sie, dieser als Künstlerin gleich und überlegen, ihr aber als herrschender Zwingergewalt unterthan, den erfinderischen Trost tyrannisch hüten muß. Jene Tragödie, in welcher auf griechische Weise die Erbsünde nicht als verführter schwächlicher Ungehorsam, sondern als tragisches Selbstvertrauen und titanisches Wagniß auftritt. Insbesondere aber erblicken wir in ihr das Schicksal des Bildenden selbst als solchen ausgesprochen; wir sehen, ohne daß es deshalb in der Absicht des Dichters gelegen haben mag, wie das menschliche Können, sich in Gestaltungen versuchend, gleich-

wohl das Wirkige, womit jenes belebt werde, dem Göttlichen rathen und entgegenen müsse, und so denn auch hier das Ueberinnliche, festhaltenbe Vereingehung fürchtend und hassend, sich eifervoll bewehrt gegen bildliche Beschränkung. Wir finden also in diesem Drama, der eigentlichen Tragödie der Kunst und Bildkraft, wie merkwürdig inmitten der starren und schroffen Plastik ihr Gegentheil bereits, die Scheu nämlich und das Widerstreben des Reinen und Unbegrenzten gegen Form und Gestalt, wie der schwankende Tropfen im festen Krystall zittert. Deshalb auch scheint es uns ein nationales Grunddrama zu sein, und den einen Ecksteiner und Schlüsselstein dramatischer Gestaltung abzugeben, weil es in seiner stillen Kühnheit sich zugleich aufgibt, das Ikonoklastische sich in ihm regt und dergestalt in vorwegener Aufstrebung dem Untergang des griechischen Wesens als bildenden weissagt. Zugleich möge es uns zur Bestätigung dienen, daß Handlung im gewöhnlichen Sinne nicht die Seele sei der Tragödie, und wenn von einer Handlung die Rede ist, daß es die in der inneren Bewegtheit thätige und sich vollziehende sei.

(Der Beschluß folgt.)

Zur französischen Journalistik.

Die Journale sind eigentlich die Zeitgeschichte, allein ihre Tendenz beschränkt sich nicht darauf, das Geschehene der Zukunft zur Belehrung zu überliefern, sie üben nebst dem einen directen Einfluß auf die fortschreitende Entwicklung der Civilisation aus. Was ihnen aber zur Lösung dieser Aufgabe in einer Epoche der politischen Regeneration bisher gemangelt, ist der Gesellschaft der ökonomischen Journale zufolge, Wohlfeilheit des Preises, die ihnen allein eine weit sich verberitende Einwirkung zusichern kann, und Unparteilichkeit, ohne welche die periodische Presse keinen wahrhaften Nutzen stiftet. Das ist ganz wahr, aber leider werden unparteiische Journale nicht gelesen; die Politik lebt nur von der Leidenschaft; der Franzose zumal schläft bei einer ruhigen Politik ein. Um nun diesem doppelten Bedürfniß abzuhelfen, gibt die Gesellschaft drei Blätter heraus. Das eine erscheint alle Tage und kostet 60 Francs, das andere alle drei Tage und kostet 30 Francs, ein drittes, den Sonntag herauskommendes, wird für 10 Francs jährlich geliefert, dazu ist nun bereits ein Capital von 100,000 Francs zusammengebracht worden; davon werden sich dann diese Blätter ein halbes Jahr halten; unterdessen haben eine Menge Drucker, Commis, Schriftsteller gelebt, die Actionnaires sind um ihr Geld, haben aber doch immer etwas Gutes gestiftet.

Semez de la graine de noix
Il viendra des actionnaires.

Das täglich erscheinende Blatt heißt: „Le conciliateur“; eine missliche Erbanung, politischen Parteien Mäßigung predigen zu wollen. Wer hier den Vermittler machen will, dem geht es wie Sganarelle's Nachbar, der ihn verhindern will, seine Frau zu prügeln, und am Ende von Frau und Madame Sganarelle gemeinschaftlich durchgegerbt wird. Der „Conciliateur“ verspricht die officiellen Acten und Documente gleichzeitig mit dem „Moniteur“ bekannt zu machen und sammelt die in den Blättern der Hauptstadt zerstreuten Neuigkeiten. Die für die Provinzen bestimmte Ausgabe wird erst kurz vor Abgang des Courriers unter die Presse gethan und gibt daher den Provinzen Alles, was bis zu diesem Augenblick bekannt war. Die Speculation scheint zunächst auf die Provinzen berechnet zu sein

und Hände des heiligen Correspondenzbureauz übertragen, welche bisher mit den Logogryphen ein lucratives Geschäft gemacht haben. Selbst hat der „Conciliateur“ mit einem andern pariser Journal, das nicht genannt wird, ein Abkommen getroffen, daraus die interessantesten literarischen Aufsätze entziehen zu dürfen. Das zweite Journal heißt: „L'electeur, journal de toutes les communes de France“, das dritte: „Le dimanche“.

„Revue de Paris“. Das Heft vom 26. Januar enthält: „Souvenirs de St. Helene par une Dame de regiment“. Eine englische Dame erzählt, wie sie mit Napoleon auf St. Helena zusammengetroffen, bei ihm zu Mittag gegessen und ihm vorgespielt und vorgesungen habe. Der große Gefangene verliebt sich in die Erzählerin — es scheint, P. Pichot, der Herausgeber der Correspondenz zwischen Napoleon und Josephine, hat es nun einmal darauf angelegt den Helden verliert zu machen. Die Liebschaft hat keine weitem Folgen, wie sich das von selbst versteht. Auf diese Mittheilungen einer englischen Capitainsfrau, die sich nicht nennt, folgt eine Liebesgeschichte zwischen Napoleons Sohne und einer Bäuerin aus der Gegend von Wien, Namens Katharine, ganz artig erzählt. Nur spricht Katherine mitunter gar pathetisch und melodramatisch; da sei's mitunter Phrasen wie folgende: „Mon pere est un soldat, mais le soldat est un Honnrois, un de ces superbes sujets de l'Autriche qui, n'ayant plus de patrie, en cherchent une dans l'honneur, qui n'ayant pas de richesses, ont fait de leur nom tout leur patrimoine.“ Das ist für ein Landmädchen aus der Umgegend von Klosterneuburg recht belletristisch gesprochen, und wir glauben nicht, daß in den Salons von Paris viele Damen sind, welche eine Periode so ziemlich drehfeld und so stolz einherparadiren lassen können. — „Pont royal et les Jansenistes“ von De Satour, etwas veraltet. Wir müssen hier bemerken, daß sich seit einiger Zeit ein auffallendes Rückschreiten zum Katholicismus in Paris verspüren läßt, und zwar eigenmächtig, ohne alle politische Nebenabsicht. Eine nächstens erscheinende Zeitschrift: „La publiciste“, soll diese Tendenz begünstigen und verbreiten. Der bekannte Abgling des Abbe Camennais, Sacotdair, hat sich von seinem Lehrer, der, wie man weiß, vom Papste verdammt worden, losgesagt und predigt mit außerordentlichem Beifall in der Kapelle Notre Dame de Lorette, wo wir sogar eine Menge Abglinge aus der politischen Schule erblickt haben, die recht andächtig das Kreuz machten. Immer besser das Kreuz machen als Verschwörungen anspinnen und Kugeln für die „Tribune“ gleiten! Die „Revue critique“ enthält ziemlich flüchtige Bemerkungen über die Memoiren der Marquise de Greguy. In dem Album, welches den Schluß macht, haben wir unter andern gefunden, daß seit der Eröffnung der Deputirtenkammer 45 Deputirte in der Zeit von 76 Stunden 700 mal gesprochen haben; darunter sind 53 Epigramme von Dupin, dem Präsidenten.

„Revue des deux mondes“. Im Heft vom 16. December v. J. findet sich die Fortsetzung der biographischen und kritischen Geschichte der englischen Literatur seit fünfzig Jahren von Allan-Gunningsham. Dieser Abschnitt umfaßt die Romanbichter und Erzähler: Marie Russell, Wilsford, deren kindliche, sanfte Gemüthe noch in freischem Andenken sind; auch hat man von ihr ein Trauerspiel: „Kienzi“. Ferner Hoel, bekannt durch seine „Sayings and doings“; er konnte London genau, seine Sprache ist so hauptsächlich, daß sie auf dem Lande fast nicht verstanden wird. Hoel ist als Bioging berühmt; Alles, was an guten Sonnets und Epigrammen in London circullirt, wird Hoel zugeschrieben. James Fogg, der Schärer von Ettrick, bibelte sich selbst. Er schloß in einem Stau bei seinen Köhen und lernte in einem Almanach lesen. Man hat von ihm zwei Romane in Prosa: „Gefahren der Männer“ und „Gefahren der

Frauen“. Fogg ist ein gänzlich originaler Schriftsteller, er aus eignen Fonds schöpft. „The brownie of Lohbur“ „The wool-gatherer“ sind Meisterstücke. Dasselbe von Thomas Pope, Verf. des „Anastases“; John Galt, Verf. der „Annalen der Pfarrei u. s. w.“; Wilsford, der trübe ist sage in dem „Blackwood's Magazine“ liefert; Dr. Smith, der Nachahmer W. Scott's; John Keats, den einige für W. Scott, Andere unter die schlechtesten Schriftsteller setzen; Sibson Kochart, Verf. von „Valerius“ (einem roman. Gedicht von Rom unter den Cäsaren), von „Adam Blake a. l. a. d' Israel, Verf. von „Bivian Grey“, noch sehr jung, in Berücksichtigung zu äppig, zu biederreich; Richard Jones, Verf. „May-fair“ an die besten Produkte von Swift erinnert; W. Galt, welche treffliche Gemälde aus dem häuslichen Lebenlands gegeben u. s. w. — Nach diesem Aufsatz unserer Auflage lesen wir einen Brief von Augustin Thierry über französische Geschichte; er umfaßt die Zeit von 563 bis 9 weiterhien einen vierten Brief über Frankreichs Geschichte die Biographie des Generals Sebastiani enthalten die Briefe, welche angeblich aus dem „West-End-revue“, die gar nicht existirt) entlehnt sind, röhren von Corneille; Sie sind bissig und geistreich geschrieben; man würde sie an jeder Stelle: Quant aux talents diplomatiques de plus Sebastiani, Napoleon en fut si frappe, qu'il l'emporta avec ses armées des son retour de l'orient, et qu'il ne lui pas une seule negociation jusqu'a sa chute.“ In dem Brief sich der General Herzog von Wurcia betriegt zu sein Hauptquartier zu Granada im ehemaligen Parthei der rischen Könige ausgeschlagen, wo er, auf Anstehen, als str geschlagenen Weinen seine Ausrufen gab. Der Herzog Soult befaß ihm sofort das Athambra zu räumen. Auch Siegen zeigt ein Schreiben Napoleons's, worin dieser die Werth von zwei Kanonen, die Sebastiani eingebracht, in seinen Gehalt abzugsuchen. Hier und da erhebt sich auch die zu wahrer Bioquenz; wir bedauern, unsere Kräfte nicht so weit ausdehnen zu können. In dem kritischen Theile findet eine sehr günstige Recension von Räumers „Geschichte des pas seit dem Ende des 15. Jahrh.“ Als das Hauptdarin wird die Geschichte der Reformatten hervorgehoben. In Januarheft dieser Zeitschrift treffen wir die Geschichte von Allan-Gunningsham's Geschichte der engl. Literatur, welche mit den Geschichtschreibern und Biographen beichtet: J. Lingard, Southey, dessen Geschichte von Brasilien nicht gerühmt wird; Georges Schalmers, Sharon Turner, W. Macintosh, W. Scott, Will. Roscoe, John Keats, dem Obersten Napier, Henry Hallam; den Poeten: Rowwell, James Currie, William Hayley, W. Galt, W. Godwin, Malcolm Laing, W. Scott, Gordon. In sen Leben Nelson's als das Meisterstück der modern Biographie gepriesen wird, Kochart und Thomas Moore's bekannte Afsatz de Russel gibt hier ein Beispiel von seltsamsten Art. Das Stück führt den Titel: „Wir möchten gern etwas mehr davon sagen, können es nicht recht, wie wir es pöden sollen; an der Seite wir dieses poetische Dummgebild anfallen, wird jurid. Einfälle sind darin zum Lobfachen, oft Spott und Humor und dann wieder prätentöse Alderheiten. Es ist scheint und dieses seltsame Probuot ganz verfehlt. — J. Sacordaire berichtet über die Reisen der Herren Laplace, Fourier, Poget, Laplace, dann kommt eine herrliche Biographie Tacitus von Terminter. Eine „Chronique de la“ schließt wie gewöhnlich das Journal. In dem st. Lagen den wir unter Anderm eine pittoreske archäologische den Supar gefunden.

Ueber die Handlung im Drama.

(Schluß aus Nr. 68.)

Betrachten wir nun, was auf dem Gegenpunkte sich ergeben wird. Wie glauben ein völliges Untergehen und Versinken in Reflexion. Unscheinbar entfließen wenige Wassertropfen dem Gestein, im Stromgebiete aber schlagen ihre Adern heftig, und ruhig tragen sie die lastende Schwere; so scheint auf dem vereinten Gewässer historische Schicksale die Schwere des betrachtenden Gedankens, die geschäftliche Trübsinn, wenn ich so sagen darf, seine Segel aufzuspannen. Das Verderbliche, das in immer wiederkehrendem Kreislauf Völker aufreibt und vertilgt und unermüdet das Menschengeschlecht durchtränkt, wenn es einmal als Bild seiner selbst vor dem träumerischen Auge der Nachdenklichkeit erscheint, versenkt sich so unerwartet tief in seine Trauer, daß es in sich das Elend der Welt noch einmal durchleidet und selbstverzehrend überhockt. Ein Gemüth, das alle bewegten Schmerzen der Menschengeschichte an die brennenden Tropfen knüpft, die das eigne Leid seinen Augen erpreßt, wird so heimlich in trübfinniger Schwermuth, daß es sich erlesen fühlt, durch die Zerstörung seiner selbst, durch das Preisgeben seiner edelsten Kräfte an einen beschaulichen Gram, Ruhe zu thun für die Welt und in der Melancholie seiner Seele den Gedanken eines schleichenden Weltübels verlodern zu lassen. Für ein so tiefes Grübeln und Selbstzerzern ist keine andere Beruhigung als das Bermalmen der Lebenshärten an der eignen Vernichtung; das Ungehörige des Schmerzes ist die einzige Fristung der Leiden, und das Hinkeckeln des nachsinnigen Geistes zehrt sich eine Süßigkeit an, die Vorschmack ist der Auflösung und des Todes. Wie könnte auch der tiefe Widerspruch des Lebens sich anders süßnen als in einer Seele, die im Unerbittlichsten der Trauer zu ihrem Schmerze, ihrem letzten Trost und Hoffen, in stiller Selbstverzehrung betet? Wenn nun ein in solcher Stimmung empfangenes Drama diese bezwecken und aussprechen soll, geht aus dem Gedanken von selbst hervor, daß sie durch einen Vorgang wird herbeigeführt und eingeleitet werden, der, keine Unternehmung, keine nach außen bewegliche Thätigkeit umfassend, alle Dämme und Schalen eines höchst erregten Geistes löse und ihn mit der Tiefe einer Alles hinabziehenden Flut verschülle. In einer solchen Tragödie wird die Bewegung als

eine leidend-beschauliche stille halten müssen, alles Handeln wird wie die Luft um eine Flamme unsichtbar und geistig lodern und kein äußeres Bestreben die Stille innerer Verzehrung unterbrechen. Eine heimliche Missethat irt durch die Beziehungen wie ein genossenes Gift; alles früherhin auf der Oberfläche Lärmende wendet sich nach innen; in kummervoller Schwermuth läutert sich der Gram. Ein tiefes Entsetzen rüttelt mit so geistiger Macht an den Pfeilern des Willens, daß es sie umstürzt in innerlichen Graus; und bricht hier und da in Vorsegen die Leidenschaft hervor, muß sie bald wieder in die Asche des träumenden Trübfiens untersinken. Was aber den Grund dieses innerlich arbeitenden, alles Handeln in sich hineinreisenden Feuers betritt, wird ergriffen und zerstört. Einsam bräutet die grübelnde Trauer über sich und trägt sich schwanger mit ihrem eignen Weh; ein so geschäftiges Leid übertrifft jede Kraftübung an Umfang und Maß; in Gegenwart leichter Menschenphantome spiegelt die sich zuberstehende, alle Stürme verhüllende Tiefe ihre flachen Schatten; die Fronte ist das Kräufeln der Wellen; das über einem aufrührerischen Abgrund spielt, wie leichte Witze überfliegt der Scherz etagen bodenlosen Spott und Abtheu; mit dem Freunde und Vertrauten findet die Zunge keine Worte, keine Bezeichnung der Gedanke, den Aufbruch und die Bewegung des Geistes auszudrücken, alle Fäden der frühern Beziehungen werden abgerissen, die süße Mittheilung selbst wird zur Eumenide, sich flüchtend in die Tiefe. Im Gespräch mit der vormaligen Geliebten aber, die als Weib an der Schmach des Geschlechtes Theil hat — denn ein Weib, seine Mutter, hat Ungeheueres vollzogen: helfen —, gesteht seine verletzte Seele die Abtrünnigkeit von allen süßen Verhältnissen, zeigt er ihr das Blut herunterfließen an seinem von ihr wie von allem Irdischen losgerissenen Herzen; in der Unterredung endlich mit der Mutter, der Mitschuldigen einer That, die die Grundfesten seines Geistes so erschüttert, daß er sie zu rächen nicht vermag, machen sich die innern Flammen Luft und brechen hervor in rasendem Aufbruch; im wahnstimmigen Wüthheit, der ganze Knduct seiner, innern Schrecknisse, liegt erwirrt, und auf dem Grunde des ausgegossenen Gehirnnisses erblickt er den dunkeln Geist, den er im düsteren Tiefsal seiner Ahnungen angetroffen und verworren hat. Denn in der Anschauung des Dichters war die Aufgabe

eines völligen Umsturzes sinnlicher Bewegung, die Aufgabe einer Tragödie, wo die sonst an Verrichtungen und Thaten verwandte Heidenkraft im innern Leiden zu Grunde geht, wo der in frühern tragischen Gebilden noch sinnliche Schmerz sich ganz reinigend zur Reflexion, an der jede menschliche Bestrebung, die Lust des Unternehmens, die am Leben festhaltende That wie Bodensatz niedersinkt; kurz, einer Tragödie, wo das eingetropfelte Gift des Verbrechens, das alle Verhältnisse und Stimmungen durchfrisst und zernagt, jedes Handeln vom Grund aus vernichtet, das Mark der Thatkraft gerinnen macht und die Sehnen des Entschlusses lähmt. In ihr sollte nichts geschehen, nichts gethan werden, im Gegentheil, das Thun sollte seine Erlösung finden in den Qualen der Reflexion, die rasche blutspänderische Stunde gesehen in der tiefen Melancholie. Das quite quite overthrown, die zerbrochene Kraft eines großen Geistes, eines heidenmüthigen Jünglings erschüttert uns. Und so wenig die Trümmerecke des Belustempels, auf dessen zerfallenen Decken der Wolken Silber trauert, durch dessen weichingestreute Riesentrümmer Edlen irren, Zeugniß ablegen seiner Schwäche, vielmehr aus dem gesunkenen Herrlichkeiten die Leichensteine hervorrufen, seiner einstigen Größe: ebenso wenig ist es Charakterchwäche und Mangel an Thatkraft, wenn ein edler aufstrebender Geist in sich zusammenbricht und unter der Last des tiefstänigen Grams erliegt. Wehe Dem, der sich nicht so tief in sein Leid einspinnen könnte! Hat etwa der Sphix mehr Charakter und Willensstärke, der wüthend vorandrängt und mit dem Degen in der Faust den Watermörder treffen will? Er hatte leichtes Spiel, das Volk ist auf seiner Seite, er ist ein kühner rascherentschlossener Jüngling, und gleichwol schmelzt fremder Wahnsinn schon sein Herz, beim Anblick der schwermüthigen Herrichtung wankt sein gestählter Voratz und löst sich in siebenfachgefaltene Flut. In diesem Gegenbilde läßt der Dichter sehen, wie alltägliche Herzhaftigkeit selbst, die gewöhnliche gangbare Unternehmungslust vor dem phantastischen Leid zusammenschrumpft und die Fassung verliert. Wiederum muh, wenn die schlaueste Bosheit, die ausgesonnenste Schandthat, der hinterlistigste Bruder mord, ein im Schooße seiner nahen Beziehung verübter blutschändendes Verbrechen eine mit allen Treflichkeiten begabte höchstgebildete Natur in ihrem Innersten aufregt und entsetzt, die schönsten Kräfte eines Jünglings aus dem Zusammenhange reißt und umwirft, die, vereint, dem Größten gewachsen waren; wenn Das, was vom Himmel spricht, die Fundamente eines Willens sprengt und erschüttert; die nicht so fest, weniger gesunken wären; wenn dies ein ebenso jähres und erregtes als starkes Gefühl, bis in die tiefste Faser aufschreckt und verwildert, darf man den Geist, den es erlebt, schwach und feig nennen? Diesen Geist, der den ganzen Abgrund der Qualen durchmisst, den Blutentwässer so tiefen Falles, der den Feuer durch seine Tränen süßt und die aus dem Fugen getretene Welt mit den Lärmern seines Schreckens fängt! Es gibt im Gemüthe der Dichtung, dessen sich nur die größte Kraft widerwinden mag; alle Thaten des Leidens, seine

ganze Stärke sind unter dem Weltball angepannt. Und gewiß, das Maß der Erschütterung ist das der Energie, die höchste Thatkraft erscheint oft da, wo die Stützen der Entschlüssen brechen. Bei den Alten, wo das geschichtliche Leben noch sinnlich zur Entwicklung trieb, traten die Helden gegen den Schmerz in die Schranken, um sich körperlich mit ihm zu messen. Gleichwol finden wir in „Philoctetes“ ein merkwürdiges Beispiel, wo die Größe der Kraft mit dem Uebermaß der Leiden Hand in Hand geht; seine rasenden Ausbrüche erschrecken uns durch die Stärke der Reaction. Nachdem aber der Gedanke auf den Irrthümern der Geschichte, wie Scipio, ausruht, und ein großes, alle Völker verschmelzendes Duhnen das ruhige und gewaltsame Wollen unter den Zwang einer lieblichen Veröhnung brachte und an die Stelle unbedingten Wozel ein tiefer Ernst trat, der das Widerstrebende durch Einigkeit beherrscht, muß Heidenkraft und Größe mit dem Umkreis des geistigen Wollens und Wirkens gemessen, die verwirrende That durch die Macht des Geistes berührt und besprochen werden. Diese Umkehrung nun der geschichtlichen Tendenz scheint uns jene tiefstänigste Schöpfung zu enthalten; sie ist die Darstellung des Rückwärtigen und der Auflösung aller handelnden Kräfte in sich durch die Dialektik des Trübenns und der Schwermüthigkeit in sich verlodende Reflexion. Wir fügen noch die Bemerkung hinzu, wie das Gesagte durch die zwei letzten Acte auffallend gerechtfertigt wird. Sowie nämlich das bewegte Geheimniß in der Unterredung mit der Mutter schon schonen Inhabt ausgegossen, hat die Tragödie als innerlich handelnde ausgelebt. Wie keine andere dieses großen Meisters zerfällt sie in zwei Stücke; nicht als ob die Kraft des Dichters sich gebrochen; diese verschiedene Föbung liegt in der Sache selbst und zeigt, wie sehr der Dichter mit seiner Anschauung eins gewesen und aus ihrem Mittelpunkte heraus Alles gebildet und vollendet hat. Es war nicht anders möglich, ja, das Wunderbare dieses Dramas besteht eben darin, daß der Gedanke, sein Schicksal in sich erfüllend, abgelöst von äußern Verhältnissen schwebt, daß sein trübenniges Feuer, sowie es sich umhüllt, ernüchtere und verglühe. In den zwei letzten Acten wandelt die Idee des Stückes nur noch auf den kühnen Ueberresten der preisgegebenen Schwermüth; Das, was jetzt gethan wird und geschieht, ist kaum mehr dramatisch, es schließt sich mit dem Wesen eines Ereignisses an, und weil es sich durch äußerliches Thun verheißt will, beweist es um so mehr, daß es den wahren Schwerpunkt des Handelns eingebüßt hat und ins Zufällige hinübertritt. Allein so mußte es sich beschließen: die wahr Tragödie war mit der Entschaltung der innern Schwermüth dem eigentlichen Lode des Geheimnisses; folglich mit dem Ausgehen und Verlöschen des Feuers in der That zu Ende und ausgepökt. Nur in der Lobengrabenform muß uns die unerschöpfliche Phantasie des Dichters auf dem Grund und Boden zurückzuführen; die Tragödie hat, ihr eigener Geist, zwischen dem verlassenen Geliebten; mit der Geliebten wie der heilige Wahnsinn, die Bedeutung des Dramas selbst zu Grunde getragen. Alles Uebrigere aber

schon besessener geworden und gefaßter. Es ist gleichsam Tag geworden um den düstern Gedanken; die Gesinnung spielt um die einzelnen Schatten, sie begreift sie mit ihrer Klarheit, und, wie in einem goldenen Rahmen, sie in äußere und deshalb lichtere Ergebnisse fassend. Der Form nach schließt daher das Ganze der Zufall ab; nur das schlechte Thun fährt in seiner Geschäftigkeit fort und verwickelt sich, nicht dramatisch, sondern durch zufällige Fügungen in sein heimliches Gewebe. Endlich aber schwebt der Tag und das Leben ganz von außenher in Fortdrang über dem Gedankendrama. Diese Erscheinung besetzt durch reingeschichtlichen Anschluß und epische Sicherheit den Eindruck einer in innerer Unruhe aufgehenden, alles Handeln und Thun in sich verzehrenden Bewegung.

Es ist uns unmöglich, die Betrachtung hier abzubrechen und ein anderes merkwürdiges, in seiner Art einziges Drama, das vollkommen das Ausgesprochene bestätigen dürfte, abzuweisen. Wir können nicht umhin, es als Schlüsselfein der Ansicht über Handlung in der Tragödie hinzuzusetzen. Göthe's „Lasso“ meinen wir. Was darüber geäußert worden, muß unberücksichtigt bleiben, da wir hier keine Kritik desselben abzugeben gesonnen sind; nur die Beziehung möchten wir daran aufnehmen, die es mit unserer Ansicht zusammenhält. In ihm berühren uns alle Bewegungen, wie nach der Vibrationslehre das Licht unserer Augen treffen soll, als ein Erzittern von Aetherwellen und geistigen Schwingungen. In dieser unsichtbaren, von keiner äußern Handlung unterbrochenen Erzitterung findet, wie wir glauben, das oben Durchgeführte seinen vollkommenen Erweis. Denn es ist augenfällig, daß hier das Dramatische sich nicht nur innerhalb eines aufgeregten Geistes zu Ende führt, das Tragische entwickelt sich sogar bloß und allein in den Trugbildern eines überreizten, allquempfänglichen Zartgefühls. Ein im Nu sich und Alles überlobernder Wahn ergreift ein geistig verwöhntes Herz; ganz subjectiv und ideal verzittert Alles und verathmet in beweglichster Phantasie. Ein als dichtendes überaus erregbares Wesen, das an Alles die zarten Maßstäbe legt seiner innern Seligkeit, nachtwandelnd im Gedankenleben, Jegliches nur in dem Elemente seiner Verklärung schauend und erkennend, umrankt wie ein zärtliches Gewächs einem großgestantnen Fürsten, vor dem es sich in Ehrfurcht beugt, weil Mächtiges und Hohes Sterne seines innern Himmels sind; es schmiegelt an ihn die ganze Pracht seines Blühens, das anter sinniger Pflege und Anerkennung in Vorderblätter sich entfaltet. Dieses Ideale nun, das die Welt verdeckt und in seinem goldenen Licht verherrlicht, ihr Widriges und Entstelltes mit melodischem Zauber in süßen Einklang ordnet und schöne Fügung, ahnt nicht, daß man sich seiner nur als zarten Genusses erfreut; es ist zwar mit dem Leben eins als seine innerste Seele und Versöhnung, aber zugleich ist es so gewöhnt an liebliches Verschmelzen, daß es, was in seinen geistigen Kreis tritt, als in ihm aufgelöst fortstreifen will. Allet so schön, anmuthig und wahr eine solche Stimmung ist, genügt sie nicht dem Leben, dessen Sprödigkeit nur

mit unendlichen Kräften bezwungen werden soll, und in welchem das Alleingültige als Vereinzelttes untergeht. So wie daher jenes Sinnige, Mühsam: Härtliche und Schöne heraustritt aus seiner Begrenzung, sowie das in sich Weselgte die Schale der Demuth zerbricht und seine Düste verschwenberisch auszieht, haucht es sein geistiges Leben aus; es übernimmt sich seiner Bestung und will in das Gebiet eines Widerstrebenden, in seiner Gedrungenheit Ruhenden und Spröden gewaltsam brechen: und nun erst überschwillt es mit verderblicher Festigkeit; die stielliche und reine Blut, die früher seine Lebenswärme unterhalten und in der Schale der Kunst bildnerisch und ideal ihm geschwankt und geleuchtet hatte, läßt einen brennenden Aospfen in seine Seele fallen und wird zur verzehrendsten Blut angefaßt. Nicht seine Schwäche ist sein Vergehen, nicht die Unkenntniß Dessen, was außer ihm, sondern daß er die zarten Psychenflügel als Waffen gegen das Starre gebrauchen will. Und diese ätherreine Zartheit zeigt sich in so erschütterter Bedung, daß wir ein Verschulden, wie es in dem Trauerspiel gefordert wird, allerdings entspringen sehen: das Begeisterte wird Ueberhebung, das Säuße und Seltige zur Wildheit, die stillsanntige Demuth zerrißt ihr keuschtes Kleid, das bildnerische Seelenfeuer verlodert in gereizten Stuten. Allein der Geist, der wie der Salamander von Feuer lebt und das Kesselte und Leichte wie eine zitternde Flüssigkeit vergrößert und verwirrt, die in der Beweglichkeit keinen Stillstand kennt, weil da sein eigentliches Element beginnt, das der Begeisterung und unhaltfamen Erregung, steht vor dem überraschten Fürsten im Gefühl seines vollen Rechtes, und vielleicht im Gefühl der wohlthuenden Befriedigung einer wie Dichtung ihn anwehenden Blut. Er legt fast wie ein Gedicht dem Fürsten seinen schönen Born, seine begeisterte Erglühung in die Hände, und wie das größte Unglück berührt ihn dessen an sich höchst milder väterlicher Ausdruck. Wir sind tief mit ihm betroffen, sein Erliegen, sein Zusammenfallen wirkt auf uns mit tragischer Gewalt; so wahr ist es, daß die bewegliche Erschütterung der Seele, nicht das Maß und die Größe des Unglücks unsere Theilnahme und unsere Schrecken erregt. Sein zarter Norvenbau wird von einer Befremdung wie vom kleinsten Gifttheilchen zerrütet. Von da ab tritt das andere Princip der Tragödie in Wirksamkeit. Die Nührung erfasst uns für den Unglücklichen, in einem immer kränkeren Wahn sich Verwehrenden. In diesem feinsten aller dramatischen Gewebe aber schwanken wir so zwischen lieblosem Vorwurf und misbilligender Nührung; daß wir von Mitleid bewegt sind, wo er schuldig, und dem gereizten Liebling zürnen möchten, wo er leidet. Das Unschuldige mißdeutet und verwickelt er immer mehr; was Theilnahme und Liebe eingegeben, ist ein Fallstrick, eine schlaugelegte Sacklinge. Ihm fehlt es nicht an Schärfe, Absichtlichkeit zu treffen; allein fortgerissen von erhistem Wahn, will er zu Ende singen die unruhvolle Qual. Das Tragische erreicht den höchsten Punkt, er erkennt sich und Alles, verwechselt Freund und Feind, seine schönen bewunderten Talente sind in vollem Aufruhr und drohen mit Zerstörung. Wie ist Alles

hre Leidenschaft und innere Bewegung, und wie bewundernswürdig ist der Dichter, der mit so geringen Mitteln so Außerordentliches gewirkt! In Allem das Höchste erstrebend, hat er auch in diesem seinem Gedichte das Drama zur höchsten Idealität erhoben und damit dessen wahre Erklärung festgestellt, daß es, von aller sinnlichen Handlung gereinigt, sich in geistiger Unruhe und Leidenschaft vollbringt. Man erlaube uns noch, des Gesprächs mit der Prinzessin zu erwähnen. Es ist das Drama in dem Drama; in ihm sammelt sich alles Feuer auf dem unglücklichen Haupte, alles Entzücken, alle Seligkeit, alles Mißgeschick und Elend. Denn Sie tritt vor ihn, das athmende Gebild seiner dichtenden Gedanken, des Göttlichen, das in ihm aufging und ihn verewigt, Sie, deren Seele mit ihm in geistiger Liebe vermischt ist, die Ueberirdische, die von ihm, wie die Flamme von dem Dachte lebt, deren stilles Leiden mit seinem zarten Wesen wie ein Kind mit einem Kinde spielt; Sie tritt vor ihn, den Verschmetterten und Verlassenen, die Reinste und Verkürzte, und begrüßt ihn mit seinem Schwanenleide, heiligt ihn mit süßen Reden, verhaucht ihr hohes Selbst in so zarte Trauer, in so geistigen Duft, daß der Unglückliche, trunken von jener Wonne, in der die Phantasie dichtend untergeht, sich nach mehr vergißt, noch schwerer sündigt als zuvor, und in diesem Augenblicke, wo Beider Beziehung wie Musik verklingt, muß er für den süßen Fehler seines Genies büßen, eines fortreisenden Ueberschwanges, einer wollüstigen Geistigkeit und überströmenden Blut. Dieses schöne Schwelgen, das ihn in dichtender Begeisterung entführt, überkommt ihn auch nun; er ist voll der Seligkeit seiner Selbst, er zerbricht sich wie eine Balsamsaude und gibt sich wie ein Köstliches preis. Sie aber, die in der leisesten Gedankenstille ihren zarten Regungen lebt, erschrickt über diesen Aufbruch trunkenen Selbstentzückung. Nicht der Bemessenheit gilt sein Untergang, es ist die Nemesis des Dichters, seiner den Rand weisen Maßes überfließenden Selbstgenießung. Und wir ahnen, wie es ihm am Ziele seiner Hoffnungen ergehen wird, wo dem Beklagenswürthigen, indem er die Hand nach dem Lorber ausstreckt, noch vor der Berührung das Herz in seliger Ueberflutung bricht. Wenn aber der Dichter am Schlusse die hingestreckte Rebe noch einmal um den würzesten Stamm sich aufrichten läßt, wissen wir nicht, ob wir uns dafür oder dagegen erklären sollen; wie fühlen uns harmonisch bestriedigt durch die im Drama tragisch irrende und nun beruhigte Idee, daß die Vollkommenheit nur in der Vereinigung oder doch in der Wechselstöße der Lebenssicherheit und des Idealen sich begründet; wir besürchten aber auch, daß die Anschauung eines sinnigen, lebensbildlichen Gedankens wegen aus ihrer Reinheit und strengen Forderung herausgetreten und das Echo gleichsam der Dichtung als Standbild festgehalten worden sei. Es scheint aber die liebliche Eigenheit dieses höchst sinnigen Künstlers zu sein, das Kind des Genies sich gern vom Talente aus den Händen nehmen und die Frucht der Begeisterung vom Genuße erstreben und brechen zu lassen. J. L. Klein.

Die Landwirtschaft der alten Völker, mit Ausschluß der Römer. Nach dem Französischen von Reynier, frei bearbeitet und mit Anmerkungen versehen von Franz Damance. Mit einer Vorrede von A. H. Rau. Mit lithographirten Abbildungen. Heidelberg, Schwab. 1833. Gr. 8. 1 Thlr. 10 S.

„Frei bearbeitet“ heißt uns immer: ungenirt gearbeitet, die Anstöße weggehüpft und, was sich nicht gleich verstehen läßt, weggelassen. In wie weit dieser Vorwurf auf den Verf. dieser Schrift paßt, können wir nicht genau ausmitteln, da wir das Original von Reynier, einem französischen Gelehrten, der Napoleon nach Aegypten begleitet hat und vor einigen Jahren in der Schweiz verstorben ist, nicht zur Hand haben, und dessen Werk in vier Bänden (nicht einmal dessen Titel hat Hr. D. mitgetheilt) das gegenwärtige aus- und zusammengezeichnet worden. Da nun Reynier als Gelehrter wie als Botaniker solib war, so enthalten seine Schriften auch eine Menge schätzbare Notizen, die denn in diesen Auszug übergegangen und von Hrn. D. mit einer Masse Citate vermehrt worden sind. Der Liebhaber der Sache wird daher vieles Interessante in diesen Bogen finden, nur erwarte er kein eigentliches geordnetes Buch. In einzelnen Abschnitten wird von Dem, was man in landwirtschaftlicher Hinsicht von den Aegyptern, Phöniciern, Kartagern, Arabern, Juden, Griechen und Persern weiß, gesprochen; doch ließen sich ohne großen Aufwand von Mühe und Gelehrsamkeit viele Zusätze machen. Das Ganze sollte in strengerer Form gehalten sein. Ein sorgfältig gearbeitetes Register erhöht den Werth des Buches und macht es besonders brauchbar. 47.

Literarische Notizen.

Frazer's gehaltvolle Monatschrift: „Magazine for town and country“ eröffnet den Jahrgang 1834 mit einem auch schon abgedruckten Aufsatz: „The state and prospects of Egypt“, den die englischen Blätter das Manifest der *Constitution* nennen; auf jeden Fall eine gewandte Parteyschrift, wie nicht auch über die vier Grundsätze des Logosmus denken möge, die der Verfasser vertheilt: 1. Abhängigkeit an die antike Weltfassung in all ihren Theilen und der aufrichtige Glaube, daß eine monarchische Verfassung, beschränkt, wie in England, durch das Gegengewicht des Oberhauses und des Hauses der Gemeinen, die beste Bürgschaft darbietet, welche der menschliche Verstand gegen die Ausschreitungen der Gewalt oder gegen die Zudungen der Demokratie aufzukaufen vermag. 2. Die Ueberzeugung, daß ein Recht und ein Anrecht in der Religion gibt, und daß diese Punkte dem Amt eines Gesetzgebers eines Staatsmannes keineswegs fremd sind, sondern vielmehr nicht immer auf den Lippen, doch immer in der Seele sein müssen. 3. Die bestimmte Absicht, alle Anordnungen in Beziehung auf den Handel dem großen Zwecke unterzuordnen, den Gebißen und die Wohlfahrt des britischen Volks zu befördern. 4. Eine entschiedene Vorliebe für die Legitimität in der Thronfolge des Gesetzes, aber vorzüglich bei der Thronfolge. ...

James Hogg, der Gaird'sche Schäfer, gibt Predigten heraus: „A series of sermons on good principle and good breeding“.

Der 2. und 3. Band von demselben James Hogg's „Altrivo Tales“ (der 1. erschien 1832 und beginnt mit der höchst ornithologischen Selbstbiographie) enthalten „Tales of the wars of Montrose“.

Aus dem Nachlaß des Parlamentariermitglieds Sir James Mackintosh ist bei Longman in London erschienen: „History of the revolution in England in 1688“, in einem Quartband, mit vorstehender Biographie des Verfassers. 7.

Dienstag,

— Nr. 70. —

11. März 1834.

Taschenbücherschau für 1834.

(Vierter und letzter Artikel.)

11. Rosen. Vor zwei Jahren hatten wir die Cholera und der Verleger dieses Taschenbuchs machte in Versen seine Entschuldigung, daß der Seuche wegen ein Jahrgang ausgeblieben; nun die Cholera fortblieb, haben wir diese „Rosen“ wieder; manches Individuum hatte sie für immer weggerafft, diese „Rosen“ haben ein zäheres Leben. Die Widmung des vorliegenden Jahrgangs ist gar lieb und eitel simpel:

„Such' die aus, du theures Leben,
Dem ich dieses Büchlein weise,
Aus der kleinen bunten Reihe,
Was du willst, daß dir geheh!“

Ach, das ist so kurz und gut! wir möchten fast vor Allem diese kleine Widmung wählen. Kleine nüchterne „Rosenliederchen“, von Karl Blumauer, folgen alsdann; Th. Hell macht eine Note zu einem dieser — nicht Liedchen, nein — Liederchen; diese Note lautet: „Centifolle, Th. Hell“, um den Ausdruck „hundertblättrig“, zu erklären. Die Kupfer des Büchleins sind fast durchgängig gut, das Titelbild sogar schön. Ein Mädchen im griechischen Costum hält nachlässig eine mit Rosen umwandene Leiter. Ihr Blick ist sinnend und still. Worauf wartet sie? die Rosen blühen, die Saiten der Leiter sind da! Ach! Büchlein, Büchlein, an Händen fehlt's, die die Rosen brechen und in die Lira mit der Kraft der geweihten Muse greifen! Noch eins von den „Rosen“ der Rosen. Das Buch ist in Rosa gebunden, das ist nun auch alles Rosenfarbige, was wir aufgezehlt; der literarische Gehalt hat keine Dornen, aber es steht nicht sommerhaft darin aus, herblich und etwas weik trotz einem Anfangsproduct, in das noch die erste Kasse des Aprilwinters geschlagen ist. Für Abwechslung ist gesorgt, obgleich lauter Erzählungen den Almanach füllen. L. Beschke erzählt im „Geist auf Christburg“ mit seinem Lepidarchonikonkuzk eine alte Liebesgeschichte; „Malvina“, eine Erzählung von Theodora von Weillnau, ist eine schonenwerthe Erstlingsgabe; „Freiz“, eine indische Novelle, wie sie genannt wird, von Zahner, wie es

heißt, und Zehner, wie es heißen soll, offenbart wieder die verschrobene, gelehrte-affectirte Diction des Verf., die hier mit flüchtig erhaschten Anschauungen aus der Brahmanlehre die eigne Dürftigkeit zu füttern sucht. „Die Christnacht“, vom Ritter von Eschabuschnigg, der sonst als Lyriker in der wiener Sangesweise bekannt ist, empfiehlt sich durch Gemüthlichkeit; in der Frau A. von Sartorius Erzählung: „Unterhaltungen auf dem Schlosse zu Rosenhof“, treffen wir eine lobenswerthe, gebildete Gutmüthigkeit; „Löwenwärters Bertha“, von Borromäus von Miltitz, ist in schlechtem Styl verfaßt, als wir von dem Verf. erwarteten und sonst gewohnt sind. Die beste Erzählung, soweit unter Allem, was die „Rosen“ bieten, finden wir in W. von Lademann's Novelle: „Die Königin“. Die Ansprüche auf Neuheit des ganzen Sujets und der einzelnen Figuren ausgegeben, ist die Manier des Vortrags flott und viv; rasch und leicht rollt das skizzirte Bild auf und ab; manche Gruppe ist hübsch componirt. Der Verf. führt uns in den Familienkreis des abgesetzten Potentkönigs Stanislaus, der in Weissenburg seinen kleinen Hof hält. Zwischen seiner Tochter und einem jungen französischen Obersten spinnt sich ein inniges Verhältniß an. Ein deutscher Prinz, der um sie wirbt, wird abgewiesen; der sanfte, edle Stanislaus verspricht seine Tochter dem Grafen mit der Bedingung, er solle als Herzog oder Marschall wiederkehren. Der Liebende eilt nach Paris; allerlei Chikanen verzögern die Erhebung seiner Würde. Nach vielen Intriguen erhält er sie, nachdem seine Verlobte inzwischen zur Königin von Frankreich erhoben ist.

12. Vielliebchen. Von A. von Tromitz.

Die erste der drei hier gebotenen Erzählungen: „Die Säpflinge“, ist ein Gemälde aus den letzten Jahren der Regierung Ludwig XIII.; die zweite: „Schloß Röbbelheim“, spielt während jener Katastrophe, als Kurfürst Friedrich von der Pfalz in Böhmen agierte, und der Eroberer von Ostende, Marschese Spinosa, mit einem spanischen Heere aus den Niederlanden den Rhein hinauszog; die dritte Erzählung: „Constance von Clermont“, führt uns zu Anfang des 15. Jahrhunderts unter Siciliens dunkelblauen Stutenhimmel. Es ist Alles Eins, es gibt für Tromitz nichts Neues unter dem Monde. Tromitz wird matter; frühere Gemälde waren lebendiger und fir-

scher. Eine so abgemattete Scene wie in der ersten Erzählung, wo Cinq Mars der Prinzessin gegenübersteht und sie ihm über sein Ausbleiben beim Rendezvous Vorwürfe macht, schrieb er sonst nicht leicht. Kommen wir als Kritiker uns vor wie ein Arzt, der am Bette des Patienten sitzt und an dem Pulse den Grad der fieberhaften Krankheit des Dichters und Schreibeins ermisst, so müssen wir bei Frommlich sagen, sein Paroxysmus ist vorüber, sein Blutumlauf wird gemäßigter, wir werden bald einen stillen Schriftsteller, der gern auf seinen Lorbern ruhen möchte, an ihm haben. Nur etwas Abführung, etwas Verbünstung der fixen Manie! Gott segne es! — Die Verlagsbehandlung hat mit sehr wohl gelungenen Stichen das Buch ausgestattet.

13. Vergleichmeinnicht. Von H. Claren.

Dem Claren stellen wir kein Prognostikon seines alsbaldigen Schweigens wider; der täuscht uns allzu bitter mit seinem jähen Dasein. An ihm müssen wir noch immer curiren, und ist das Verhältniß vom Arzt zum Patienten richtig: dem Claren möchten wir Quecksilber einlöfeln. Dies ist der große Heun von Großenhain, er treibt als Schriftling sein Liebeln und Bübeln nach wie vor; selbst Madame Bernhard, die Vorsteherin des bernhardiner Jungfrauenlofters, sammt einem anröcheligen berliner Apfelsinenmädchen hat er in vorliegendem Jahrgang sich abbilden lassen. Man traue seinen eignen Augen, schaue selbst und staune! Sonst fingen seine Schützen die Trappen hinter einem Gräsemädchen und hinter einem Mistwagen; in vorliegendem sucht er sich Paris und die Gäßchen in Hamburg auf, um seine Unterrockstänze aufzuführen zu lassen. Spiegelberg, in jedem Costum bleibst du der Alte! Die dritte Erzählung, die weder Paris noch Hamburg zum Territorium erwählt, gibt um so treuer des Alten Lieblingschema. Schon als er den Titel niederschrieb, quoll ihm das Herz über, er konnte es nicht maskiren, was er eigentlich bezweckte; er sann und schrieb: „Kindtaufe und Hochzeit an Einem Tage“. Es wird ein junger Mensch geschildert, der früh Morgens in der Postkutsche das Städtchen verläßt. An einer Haustreppe steht eine Schachtel; er sieht etwas Weißes sich darin bewegen. „Halt!“ ruft er, „halt, Schwager!“ springt aus der Chaise, die Stufen hinan, und sieh! ein Kind lacht ihm entgegen. „Er kann den verlassenen Wurm nicht umkommen lassen“, dabei wandelt ihn ein „unbezwinglicher Drang zum Stehlen“ an, und hätte er „sein eignes Leben darum hergeben sollen“, er durfte das Kind nicht auf der Treppe stehen lassen. In der Vorstadt „bimmelte“ vom Spittelthurm die kleine Glocke zum Morgengebet. Der junge Mensch erhebt sein „nasses Auge freudig gen Himmel, und der Allerbarmer, der keinen Sperling fallen läßt vom Dache, mußte das stumme Gebet des darmherzigen Jünglings verstanden haben“. Ach, Erbarmen! welche Logik, welcher Jammer!

14. Der Freund des schönen Geschlechts.

Die Kupfer sind nicht allzu fein und glücklich; um so mehr war der Verleger, der sich auf dem Titelblatt L. L. Hof- und bürgerlicher Buchbläcker nennt, eifrigst

bemüht, durch einen höchst zierlichen Deckel und ein reich geschmackvolles Futteral das Wohlgefallen des (schon Geschlechts zu erregen. Nodokupfer geben Damenstanz mit colorirtem Puz; Dentbuchblätter, weiß und sand, schließen das niedliche Toilettengeschent, das auch seinem literarischen Gehalt nach den wiener Damen besten Gesellschaft leisten kann als mancher lebendige wienrer Freund, der nur vom hellen Sonnenschein und vom Theater und den Spaziergängern im Augarten und Prater zu erholen weiß. Ob der Schriftinhalt des „Freundes“, der, ohne auf je zu Gesicht gekommen zu sein, schon seit Jahren existirt, vor der Kritik gerechtfertigt erscheine, ist freilich etwas Anderes und hier unseres Amtes zu entscheiden. Ein Beispiel zur Geburtstagfeier des Kaisers (12. Februar) ist legtverfloßnen Jahres: „Das Bild“, vom Prof. Gatz. Seidl, eröffnet die Reihe der Productionen. Es ist ein artiges Stück, mehr aber nicht als artig, und dies in dem Sinne, wie man von Kindern artig sagt, wenn Niemand verurtheilen und nicht ekelhaft schreien will lärmern; so still und fidel ist das Festspielchen. Nicht lobend können wir dagegen von der Psyche: „Der Baum morgen“, von demselben Dichter sprechen, von dem wir sonst so Gutes zu empfangen gewohnt sind. Der unständliche, schläferige Ruhesessel des episch-ideologischen Prometers ist gar zu sehr schon breit- und abgelesen. In einer Menge junger wiener Lyriker, die sich, wie Cinq Mars in den Ballsaal, in die Taschenbücher eindringen, sieht es natürlich hier um so weniger, da jeder unter dem Titel: Freund des schönen Geschlechts, gern mitbegriffen sein möchte. Alle Thematata werden ohne Neuheit wieder abgefungen, gute gebiegene Dichtergedanken schärflich vordergegeben, z. B. hier das Göthe'sche: „Ich denk' dir“ von Ant. F. Schurz. Daß eine Dame „an die Knie“ ein Gedicht macht, ist neu; nur ist das nicht gut gelungen; zu den Versen, die aus einer Knieschule herzurühren scheinen, hat sich der Titel nicht auch bloß veritret! die Dichterin heißt Louise Gonzaga. Man höre das junge Mädchen aus der Nählschule singen:

Ah mein Sehnen,
 Ah mein Schwachen,
 Ah mein Glühen
 Ist für dich!

Dir nur leb' ich,
 Dir nur leb' ich,
 Glück und Bönne
 Blüht mir in dir!

Lilien, Rosen, Hyacinthen —
 Allem Schönen gleichst du!

Maienluft und Frühlingssonne,
 Morgenroth und Abendthau,
 Alles Solde lebt in Dir!

Es ist brav, daß Louischen ganz schlechte Verden macht; des Halbsehlechten ist schon so ungeheuer viel in der ephemeren Literatur, daß man nach dem Totalsehlechten und unter aller Kritik Triviale eine rechte Schärfe fühlen kann. Das kann nicht Jeder geben, Louische Gonzaga, mit dem schönen Namen, du armes Kind! Welcher Böfewicht hat dich zum Versmachen verführt? Nicht

du, mein gutes Kind, trägst die Schuld — nein, Jemem ein Kalbsfell um die schunden Glieder. Ach, welche Blumen, misbrauchte, zertretene, zerpflückte Blumen findet ein Reisker auf seinem seichten Pfade! Leb wohl, Louise, du zur Dichterin verführte Anschuld! Unter Andern singt ein wiener Struempfdichter, der sich Paul Friedr. Walthers nennt, von seinem Liebesdrange:

Von der Liebe Schwanensänge,
Seelenvollem Geisterklange,
Sanftentglühtem Sphärenbrange
Bebt mein Herz.

Du grausamer Walthers ohne Vogelweide! also vom „Drange der Sphären“ bebt dein Herz? Heute, bete, weine, Menschheit, ein Mitbruder spricht irre! — Eins muß ich noch erwähnen vom „Freund des schönen Geschlechts“, weil nicht leicht abzusehen ist, wie es hinein kam, nämlich drei schlesische Volksmärchen von Johann Schön (wahrscheinlich dem Professor der Staatsökonomie an der Universität zu Breslau). Kurz, simpel, brotlig und nativ gibt die Darstellungswiese den Grundton der schlesischen Gebirgsfagen treulich und trocken wieder. Das zweite Märchen vom „flugen Schäfer“, der den Teufel überlistete und ihn zum dummen Teufel machte, ist besonders ergötlich. Der arme Schäfer hat durchlöcherter Strümpfe, und der Teufel, der seine Seele zu fangen suchte, merkt in ihm das Verlangen nach einem Paar neuen. Da er ihm Gold bietet, um seine Strümpfe ihm abzukaufen, und dem Schäfer die Summe selbst zu bestimmen überläßt, so verlangt dieser den Strumpf gefügt. Der Teufel bringt das Gold und schüttet es ein, aber der durchlöcherter Strumpf wird nie voll, und so hat den Teufel der Schäfer betrogen, der sein Eigenthum und das Gold unter der Bedingung behält, daß er mit jenem eine Wette eingeht und sich als Sieger dabei erwirkt. Wer am höchsten einen Stein in die Luft zu werfen im Stande, solle Besitzer der Summe Geldes sein. Der Teufel wirft so hoch, daß der Stein erst nach einer Viertelstunde niederfällt. Der Schäfer gibt sich aber bloß den Schein, als würde er, und da nun kein Stein niederfällt, trotz dem daß man eine Stunde lang wartet, so muß er unendlich hoch geworfen haben. Endlich macht der Schwarze noch den Vorschlag, der, welcher am lautesten schreien könne, solle das Gold erhalten. Er schreit auch so stark alsdald, daß dem Schäfer der Kopf zu zerspringen droht. Dieser aber schlägt den Teufel mit seinem Knotenstab so stark wider die Seiten, daß ihm Hören, Sehen, selbst die Besinnung vergeht. Dieser Schall war so durchbringend, daß der Teufel sich zum dritten Mal für besiegt erklärte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Jupiter, recherches sur ce dieu, sur son culte, et sur les monumens qui le représentent. Ouvrage précédé d'un essai sur l'esprit de la religion grecque; par T. B. Emério-David. Zwei Bände. Paris 1833.

Emério-David ist als Verfasser mehrerer Schriften über die Kunst, besonders über die Bildhauerkunst bei den Alten und

Neuern bekannt. Wahrscheinlich hat ihn das Studium der Werke der griechischen Kunst darauf gebracht, in das Wesen der griechischen Religion, welcher die meisten Meisterwerke der alten Kunst ihr Dasein verdanken, tiefer einzudringen. Er hat sich aus den Schriften der Neuern Rath's erholen wollen, aber in denselben ungefähr 20 verschiedene Systeme aufgestellt gefunden. Demnach hat er sich an die Alten selbst gehalten und aus denselben nun ein besonderes System hergeleitet, das zwar mit einigen Grundsätzen und Vermuthungen seiner Vorgänger zusammenpaßt, aber auch in manchen Punkten davon abweicht. Dieses Lehrgebäude ist kürzlich folgendes.

Die Griechen wie die Ägypter beteten die verschiedenen Naturerscheinungen an. Dieser Cultus war entweder direct oder symbolisch. So z. B. betrachteten die Ägypter den Aether oder die feine Himmelsluft als den Hauptgott; diesen theologischen Gott stellten sie symbolisch als Phta vor; letzterer war also die personificirte Himmelsluft. Ebenso nahmen die Griechen den Aether als Gott an und stellten ihn symbolisch als Jupiter dar. Ein anderer Gott bei den Ägyptern war die Weltseele; diesen nahmen die Griechen nicht mit auf. Der Aether wurde als der Alles befeelende, Alles lenkende Stoff betrachtet, es war Dasjenige, was die 4 Elemente in Bewegung setzte. Im Grunde hatten die Griechen also nur einen Gott, den Aether, ohne welchen die Welt nicht bestehen konnte. Die kretensischen Daktylen oder Priester führten in der Folge ihren Zeuscultus in Griechenland ein. Zeus wurde nun zwar der allmächtige Aether; aber auch die Sonne wurde er, wie denn die olympischen Spiele eine Darstellung des Sonnenlaufes sein sollten.

Nun kamen die Philosophen und verwirrten allmählig die ehemaligen religiösen Begriffe. Plato setzte über den Zeus den erhabensten *vous* oder Verstand; Xenophanes, Heraclit und ihre Anhänger machten aus Zeus und der Weltseele ein einziges göttliches Wesen. Die Platonische Schule führte die aus der persischen Religion entlehnten Genien ein, wovon die alten Griechen nichts gewußt hatten, und die Neuplatoniker setzten sehr unständlich die Lehre von den Emanationen oder Ausflüssen auseinander, welche ebenfalls den alten Griechen fremd waren. Ueberhaupt setzte jeder Philosoph ein geistiges, abstractes Wesen an die Stelle der belebten Materie, welche die Alten angebetet oder als Gott erkannt hatten.

So wurde denn einerseits durch die kretensischen Priester, andererseits durch die von den Philosophen eingeführten Zoroastriischen Lehren der ursprüngliche Cultus bei den Griechen verändert. Indessen sieht man doch aus den Stellen mehrerer Dichter und Weltweisen und sogar aus den Kirchenvätern, daß die ursprünglichen Begriffe nicht ganz verloren gingen, sondern sich aller Ideenverrückung ungeachtet noch erhielten, aber freilich wol nicht bei dem großen Haufen.

Dieses Lehrsystem, das wir übrigens hier nicht genau untersuchen wollen, ist in dem G.-David'schen Werke mit vielem Scharfsinn und einer großen Belesenheit auseinandergesetzt. Es scheint, der Verfasser habe die Absicht, den Cultus der Hauptgöttheiten der Griechen einer ähnlichen Forschung zu unterwerfen, und bei den wichtigsten dieser Göttheiten ansetzungen wollen, und hernach mit den andern desto leichter fertig zu werden. Deshalb hat er eine sehr ausführliche Einleitung vorausgeschickt, die sich über den gesammten Cultus der Griechen erstreckt, also nicht allein zu diesem Werke über Jupiter, sondern auch zu den künftigen Arbeiten des Verf. dienen soll. Die Einleitung ist auch deshalb wichtig, weil der Verf. hier 30 Schriftsteller aus den letzten vierzehnhundert Jahren nach der Reihe beurtheilt, welche eine Meinung über die gesammte Mythologie der Griechen aufgestellt und entwickelt haben. Vermuthlich hätte diese Anzahl viel vermehrt werden können, wenn der Verf. mit der deutschen mythographischen Literatur vertrauter wäre. Zwar werden mehrs Deutsche angeführt, aber doch nur solche, deren Forschungen in Frankreich durch Uebersetzungen bekannt geworden sind, oder die ihre Abhandlungen lateinisch geschrieben haben. Ein angehörendes Capitel in diesem Werke ist das die Beschrei-

lung des Jupiter von Rhodias enthaltend. G. David hat sich lange mit dem Studium der Werke dieses großen Künstlers abgegeben, auch eine Abhandlung über denselben in der Akademie der Inschriften vorgelesen. Er weiß daher mit vielem Scharfsinne die mythologischen Ideen nach, welche dem Künstler beim Entwurfe seines erhabenen Werkes müssen vorgekehrt und ihn bei der Ausführung getrieben haben. Uebershaupt ist aus der Abhandlung des französischen Akademikers Manget zu lernen, wenn man denselben auch nicht in Allem bestimmen kann. Er geht selbst, daß die alte Mythologie ein schwer zu lösendes Räthsel sei. Manche haben es versucht; wer aber kann sich rühmen, es völlig richtig gelöst zu haben? 65.

Widerellen über die russische Literatur.

Man muß es bedauern, daß Zeitschriften, die in Russland in deutscher Sprache erschienen, von jeher von keiner langjährigen Dauer gewesen sind. Die Zeitschrift, die Herr v. Dietrich im Jahre 1881 unter der Benennung: „Der russische Merkur“, zu Petersburg begann, hat nur zu bald das Mißgeschick erlitten, das ihr Vorgänger betroffen. Ihr Herausgeber hatte ein ähnliches literarisches Unternehmen: „Die St. Petersburger Zeitschrift“, bereits früher angefangen, es aber 1825 aufgeben müssen. Nach sechs Jahren Ruhe entstand das neue Tagebüchlein mit dem eben angeführten Namen und lieferte allwöchentlich auf einem Druckbogen, einen fliegenden Merkur an der Spitze, ein historisch-statistisch-historisches Gemisch, das durch die Gaben, welche es Lesern aller Art und jedes Geschmacks darbot, wohl verdient hätte, so viele Käufer zu finden, daß die Lebensbedingungen des Journals gesichert worden wären; doch schon am Ende des ersten Jahrgangs klagt D. über Mangel an Abonnenten und verzweifelt an der Fortdauer der Zeitschrift. Dem Inhalt derselben überblickend, wünschen wir, daß darin mehr deutsche Originalaufsätze und weniger Uebersetzungen aus dem Russischen aufgenommen worden wären. Indessen fehlen die ersten nicht ganz. Ein in Nischne-Rolymsk im nordöstlichen Sibirien wohnender Arzt, Dr. K., hat eine lesenswerthe Schilderung der Sibirischen eingefandt, die aus eignen Beobachtungen hervorgegangen ist. Hätte doch der Herausgeber von den zuerst durch ganz Russland sich aufhaltenden Deutschen sich mehre dergleichen Beiträge zu verschaffen gestattet! Dann hätte sein Journal auch Theilnahme unter russischen Lesern gefunden, die in seiner jetzigen Gestalt darin fast nur Uebersetzungen ihnen bekannter Aufsätze sehen konnten. Nach Dr. K. nennen sich die Sibirischen in ihrer eignen Sprache Tschetko, d. h. Leute. Würde dieser Name statt der russificirten jetzigen Benennung in deutschen Geographien gebräuchlich, so wäre er doch leichter auszusprechen. Das Volk der Tschetken, das den nordöstlichsten Winkel Sibiriens am Eismeer bewohnt und eine Art von Unabhängigkeit bewahrt hat, rechnet K. zu der amerikanischen Menschenrace. Sie haben nicht die mongolischen Gesichtszüge der Tungusen und Kamtschaden, und ihre Sprache sei Ähnlichkeit haben mit der Sprache der Bewohner der Inseln zwischen Asien und dem nördlichen Amerika. Das Land, das die Tschetken unter freigemähtem Dornbüchsen bewohnen, ist, obgleich die Kälte bis auf 40° Reaumur steigt, fast waldlos, und eigenthümlich daher die Einrichtung ihrer Wohnungen. Ihre Hütten aus Reanthierfellen stellen die Familien, die unter einem Hauptlinge zusammenhalten, nebeneinander. In diesen Hütten wird nur zum Kochen von Specken Feuer angemacht, wozu bürre Reiser oder aufgefangenes Kienholz dient. Der Tschetke selbst wohnt während des langen und harten Winters mit seiner Familie in einem viereckigen, aus Fellen verfertigten Kasten, der innerhalb des Heites steht, Polol heißt und nur so breit und hoch ist, daß vier bis sechs Menschen darin nebeneinander liegen und geduldet werden können. Im Polol brennt eine Lampe, aus gehöhltem Kienholz verfertigt, worin Seebunzsfett das Öl, Moos der Docht ist. Diese erhält den fensterlosen

Kellern und erhitzt ihn mit Weichöl, der geringsten Einwirkung so sehr, daß selbst bei 40° Kälte die Weiber kaum über ihr sich darin aufhalten. Hier lebt man der Zeit nach in einem Saale ohne Holz, ohne Feißen, geschieden, in einem warmen Zimmer gegen die grimmigste Kälte erlassen zu werden. — Nach einer officiellen von dem Ministerium des Inneren dicitirten und von D. übersehten, detaillirten Berechnung über die Bevölkerung Sibiriens 1829 aus 18,770,000 direct zählbaren männlichen Köpfen; rechnet man dazu die unzehnten Stände und das Militär nebst dem gleichfalls unbekannt militairbedienten, so erstreckt sie sich bis auf 21 Millionen nicht zählbare Einwohner. Wenn man außerdem die noch keine direct zählung unterworfenen Landstriche Ostsiens, Amurien, Kaschens und Bessarabiens auf eine Million veranschlagt, so beträgt Polen mit 2,020,000 und Finnland nur 635,000 wahren Einwohner die Summe der Bevölkerung Sibiriens mit dem weiblichen Geschlecht eine Gesamtbevölkerung von 23 Millionen Menschen. Darunter zählt man für das ganze Russland mit Ausnahme des Kaiserthums Polen und Finnen 148,330 Deutsche, 19,850 Bessaraber, 22,790 verschiedene Soldaten, 16,330 Ausländer, 747,550 durch das ganze anständige Kosaken, 1,200,000 direct besteuerte Städte, im Neben Millionen zu den kaiserl. Domänen und über aus zu den adeligen Gütern gehörige Landbauern. 213,418 Köpfe der griechischen Kirche mit ihren Erzbischofen und den Bischöfen (hier mit einbezogen, weil sie steuerfrei sind), 437 Bischöfe, 411 evangelische Geistliche, 5981 katholische, 7911 in der griechisch-russischen Kirche, 6653 mohammedanische Köpfe. — Eine andere interessante Berechnung findet sich in einem Werke über die Fortschritte der Colonisation im Innern Sibiriens. Daselbst bestehen jetzt die im Saratowischen Gubernium 1765 begriündeten deutschen Ansiedlungen aus 9841 Familien in 102 Dörfern. Die Zahl der Individuen erstreckt sich bis auf 91,348 Köpfe, daß die Bevölkerung dieser deutschen Colonien der Zahl der russischen Pfaffenstämme gleichkommt, oder sie noch übertrifft. Auch in andern Gubernien, hauptsächlich in den Sibiriens, ist zahlreiche deutsche Colonien, doch ist in der Berechnung die Zahl der deutschen Ansiedler nicht von der der russischen Einwanderer getrennt worden. — Unter der Aufschrift: „Uebersetzung“, wird berichtet, daß 1825 eine griechische Mission aus Kachangel abging, innerhalb fünf Jahren 3310 Seelen zum christlichen Glauben bekehrte und für die neuen christlichen Gemeinden gebaut habe. Nur 680 im Gubernium Kachangel ansässige Samojoeden sind Heiden geblieben. Dergleichen wurden 1829 und 1830 im Gubernium Kasan 3029 Heiden und Nordvögel getauft. Es wäre zu wünschen, ob dergleichen Erwerbungen für die christliche Kirche ein Zeichen der Verlassenheit und der Vergessenheit anstimmende Zeichen der Nordvögel und Esauwaschen, die zum großen Theil Volksstämme gehören, näher beschrieben und schildern. Die alten Missionare in Deutschland, Bendenland und die eine gleiche Aufmerksamkeit der von ihnen übernommenen Religion geschenkt, wie viel hätte, Fröhen und noch ungenutzte Hypothesen würden sie den Geschichtschreibern der Welt erspart haben! — Von dem statistischen und ethnographischen Inhalt des „Russischen Merkurs“ wenden wir uns zu den russischen. Er besteht aus Uebersetzungen russischer Poesien und Lieder auch verschiedene, deutsche Journale gedruckte leichte ästhetische Waare, worunter sogar Schiller, Goethe und Dostinger; indessen fehlen Kienholz auf russischem Boden erwachsene Poesien. Unter den Köpfen aus dem Russischen sind „Die Prüfung“, „Der Schüler“, von dem berühmten russischen Philosophen A. Schlegel, in die bekannte Uebersetzung von 1825, die Richterpruch zur Deportation beurtheilt, von Kienholz veranlaßt worden. Eine gesammelte Kienholz hat er unter dem Pseudonymen A. Schlegel in mehreren Bänden

Mittwoch,

Nr. 71.

12. März 1834.

Taschenbücherschau für 1834.

Zweiter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 70.)

15. Taschenbuch für die elegante Welt auf das Jahr 1834. Magdeburg, Ruhach. Mit dem folgenden Titel: „Bilder aus dem Leben eines genialen Dichters unserer Zeit.“ Romantisch bearbeitet von Isidor. Dies Buch in Octavform wagt sich ziemlich unbesonnen hinaus in die Welt, ohne Buchhinderprache, ohne Goldschnitt, ohne Kupfer. — Dies ein geschmackvolles Titelblatt hat der Verleger daran gemerkt — versucht es mit dem einschmeichelnd bunten Weihnachtslammern zu concurrenzieren. Zu dem Unsichern der ganzen Erscheinung kommt, daß ein ziemlich unbekannter Pseudonym sich an einem großen Gegenstand wagt, den er der eleganten Welt ohne Abwechslung allein für sich hiermit bietet. Loth Byron's launenhafte titanenartige Gestalt, die dämonischen Gewalten seines Innern, der Glück seines glänzenden und unglücklichen äußern Lebens, die unheimlich düstere Phantastik dieses großen Geistes — ach! das ist Alles viel zu ungeheuer und unbequem für Damenlectüre; und was heißt elegante Welt, wenn der Kreis der Frauen davon ausgeschlossen wird? Wenn ein gewandter und gewählter Dichter diese Farben zu einem Gemälde zu mischen versuchte, so würde er alle Gegensätze sanfter abschattieren und milde beruhigende Contraste hineingießen, die die dunkle Figur mit seinem dämonischen Geschick nicht allein verbluten ließen an den Wunden, welche ihm die Welt und das wunderbare Individuum sich selbst geschlagen. Und nicht bloß das: mit dem Risengeiste Byron's selbst würde ein tiefer, wahrer Dichter uns näher bekanntgemacht haben; je entfernter eine riesige Gestalt, desto unheimlicher erscheint ihre kolossale Größe, die in trauerter Nähe sich in ihren kindlich-spielerischen Momenten ertappen und liebgewinnen läßt. Wer als Dichter oder als dichterischer Mensch die Gegensätze des innern Lebens in sich erfährt, den letzten Uebermuth, den die Laune des Augenblicks beflügelt, und die lähmende Wehmuth, die die ferblose Enttäuschung nachläßt, in sich erlebt und durchgekämpft, der rückt sich Byron näher, und kann er auch das Gigantische der toll-seltamen Erscheinung, das sich durch sein Leben zieht, nicht völlig aufklären, er gibt es homogener mit der allgemeinen Dichternatur. So ist und

Shakespeare durch Tied so lieb und traut geworden, ohne an seiner kolossalen Urgestalt verloren zu haben. Hier Rath geben in der Farbenmischung des Gemäldes, hieße durch Anweisung Einen zum Dichter machen wollen, und das ist nicht gut thunlich. Allein Herrn Isidor gehen auch die gewöhnlichen Dichtergaben für ein Erzählungstalent ab; nicht an Feuer, Aufregung und Erguß fehlt es ihm, er hat oder äußert phrasologisch im Eigenthum zu viel davon, er könnte eher ein lyrisches Gedicht über Byron machen; allein ihn in seinem Ich erscheinen zu lassen, umgeben von den vielen Bedingungen seines Werdens, dazu gehört ein episches Talent, und dies offenbar die vorliegende Darstellung nicht. Wie scharf, echt und dramatisch ist Byron's Umgebung in der Jugend hingeworfen; wozu eine Frage ist unnützigweise aus seinem Vater geworden! So ist der erste Abschnitt: „Traum der ersten Liebe“, überschrieben, in welchem Byron's Leben als Jüngling und sein Verhältniß zu Mary, die ihn verließ, bis zu seiner ersten Abreise aus England geschildert werden sollte, schon nicht hinreichend, um uns richtig in sein inneres Werden blicken zu lassen. Individueller treten uns im positiven Abschnitt, „Die Rose des Orients“ beizule, Byron und die Personen, die sein Leben bilden, entgegen; der Verf., der sonst nichts als die biographischen Nachrichten, die ihm durch Lecture geworden, sachgemäß zu ordnen erstrebt, gibt hier specieller des Dichters Liebesverhältniß mit der jungen Gattin eines alten arischen Mödems in Agha, wo der Britte lange Zeit die Schmerzen seines Jugendlebens im milden Klima des Südens verbluten ließ. Es war sein Glück, daß er überall Liebe und zugleich wüthende Leidenschaft einflößte. Der Aktor des Lebens floß ihm an allen Orten reichlich, aber sein Geschick wollte es, daß er in jedem Augenblick alsbald Wermuth schmeckte. Bald hing mit aller Glut der orientalischen Leidenschaft an ihm; jede Rücksicht ward weggeworfen, und so konnte ihre Liebe nicht lange vom arabischen Tyrannen, der ihr Eheherr war, unbemerkt bleiben. Dem Befehl des Landes gemäß ward das schöne Weib, weil es einen Sipar liebte, in einen Sack gesteckt, zum dem Wassertode preisgegeben zu werden. Byron's Wachsamkeit und seine Bestechung der Richter verhinderte die Vollstreckung des Urtheils. Des Dichters „Sipar“ und seine „Braut von Abydos“ sind ihrem Entwurf nach

in der Zeit des Umgangs mit Zaide entstanden. Auffallend vernachlässigt ist vom Verf. die Figur des alten, Englands Sitten ebenso wie seinem Herrn getreuen Dienerfreundes Fletcher, der Byron überall im Leben begleitet hat. Solche Gestalt muß aber, um den Hauptcharakter herauszutreten zu lassen, besonders gepflegt und benützt werden. Der dritte Abschnitt, „Lorber, Prosa, Dornen!“ überschrieben, schildert Byron's abermahligen Aufenthalt in London, den Stanz seiner Aufnahme als gefeilter Dichter des „Childe Harold“ in den hohen Circeln der Residenz, sein bürgerliches Leben, seine Verehelichung mit der Miß Milbank und die Auflösung dieses unseligen Bandes. Weniger fatalistisch und mehr mit den Motiven in die Seele des Handelnden verlegt, hätte auch die Darstellung dieses letzten Verhältnisses von größerm Werth sein können. Der Widerwille, den Byron's schöne Sattin gegen ihn faßte, rührte, nach der Motivirung vorliegender Erzählung, schon vom Augenblicke der Vermählung her, als Byron an der Hochzeitstafel, in häßliche Gräbeleien versunken, selbst sein Verhältniß zu dem Wesen, das ihm nun angehören sollte, mißkennend, in der Zerstreung diese seine Sattin kalt und steif Miß Milbank titulirte. Jabelkens Witwe, die Byron einen weiblichen Jago nannte, spielt in dem trüben Verkehr beider Sattin eine besonders einflußreiche Rolle. Die einmal mit ihrem Glanzen erregte Eifersucht fand dann durch Byron's unüberlegte Launen ihre reiche Nahrung. Der ungehörlich lange Besuch der Miß Warden, einer Actrice vom Druryplanetheater, an dessen Direction Byron Theil hatte, und des Lords Befehl, der Dame den Wagen der Lady bei dem schlechten Wetter zu überlassen, da sein eigener nicht zu Gebrauch stand, führten dann eine leidenschaftliche Scene herbei, in welcher sich die Furien des Hasses entluden. Nach sofortiger Trennung der Sattin war die Lady so böswillig, den gesunden Verstand ihres Gatten zu verdrängen, um an seinem Wahnsinn ein Motiv gefeilter Scheidung haben zu können, während Byron, als er sich vom Vaterlande und seiner Tochter Ada losriß, in seinem „Lebewohl“ selbstquälerisch alle Schuld sich beimißt und seinem dämonischen Geschick. Der vierte Abschnitt führt die Ueberschrift: „Des Südens Blut und Leben“, und erzählt Byron's Leben und Liebeshandel in Venedig und Ravenna. Es war in jener Stadt, wo er mit dem bald darauf allzu früh auf dem Meere verunglückten Shelley zusammen lebte, dessen zügellos-bizarren Geist in schwärmerischer Hingebung sich mit Byron's verwandter Seele verbrüderte, und der von dem Freunde behauptet, hier in Venedig, wo er im Doppelfeuer der Liebe zweier schönen Weiber stand, habe sich sein wunderbarer Geist am reichsten entfaltet. „Die beiden Fodcart“, „Don Juan“ und „Marino Faliero“ entstanden in der Ligonessstadt. Es war die kurzvermählte junge Gräfin Guiccioli, der Byron's Erscheinung die allgewaltigste Reizung einflößte, ein Feuer, dem er durch einen neuen Liebesbrand zu entgehen suchte, der sich im Herzen der Fornarina Dianetta, eines Fischers Weant, für ihn entzündete. Geliebt und liebend war es sein Schicksal, Alles um sich her

durch die Blut, womit er sich ihm hingab, verwelken und sterben zu sehen. Dianetta stürzte sich selbsterwegen auf dem Fenster in das Meer, und obwohl sie gerettet ward, löste dies doch das Verhältniß. Thersa aber, die tief und still liebende Sattin des Grafen Guiccioli, warf auf ihn verzichtend; er hatte sie aus dem Kerker befreit und vor der Lücke des Gemäls gesichert, aber er entriß sich ihren Armen, Shelley's Tod rief ihn auf zum Jagen, um in der Welt nicht wie dieser mit seinem glühenden Freiheitsdrang spurlos zu verschwinden. Er ging nach Griechenland, nachdem er viele seiner Werke in Venedig geschaffen, und der letzte der Abschnitte unserer biographischen Skizze gibt mit kurzem Zusammenhang sein Wollen für die Sache der Freiheit und seinen Tod in Missolonghi. Alles, was der Verf. gegeben, kann für nicht mehr als Vorarbeit gelten, die große Gestalt entweder bloß biographisch oder dichterisch zur Erscheinung zu bringen.

16. Berliner Kalender. Der Kalender als solcher in Verein mit der genealogischen Tabelle der regierenden hohen Häuser und anderer fürstlichen Personen in Europa ist ein Bedürfniß am Hofe. Beim Wächtern in der Namentafel der Regentenfamilien will man zugleich die Abwechslung wegen etwas Lectüre, und so hat der „Berliner Kalender“ stets seine Novelle, historische Beiträge und für den Liebhaber Lyrica. Wir treffen diesmal eine Novelle von Blumenhagen: „Ablar und Greif“, ein historisches Gemälde aus dem 15. Jahrhundert, das in der That, obgleich er die Interessen etwas stark mit Pathos verfest, zu seinen bessern Leistungen gehört. Er hat sich einmal ausnahmsweise wieder zusammengekommen, und dann kann er mitunter Gutes im Einzelnen prästiren; manche Gruppen sind mit historischer Genauigkeit und Geschmack componirt; als Ganzes kann es freilich nicht größere Ansprüche eines Künstlerproducts machen. Von F. W. Schubert lesen wir ein historisch-kritisches Gemälde von Ost- und Westpreußen, das sich nicht bloß das Terrain vergegenwärtigt, sondern auch die Geschichte der Volkscultur bis zum J. 1525 vorführt, wo mit dem Aufhören der deutschen Ordenswürde und mit der Verwandlung des geistlichen Landes in ein weltliches Herzogthum unter polnischer Oberhoheit ein neuer Wendepunkt für die innere und äußere Fortbildung der heimischen Nation eintritt. Des Verf. scharfsinnige Untersuchungen der geschichtlichen Entwicklung der einzelnen slavischen Stämme in Preußen gewähren manchen Einsicht in das bisherige Gewebe nicht ganz erhellter Vorfragen. Zu den wesentlichen Ergebnissen gehört unter Andern die begründete Ansicht, daß die Ostpreußen von dem rechten Ufer der Weichsel ab in den Strudel der großen Völkerwanderung am Anfange des Mittelalters nicht mit hinübergerissen worden seien. Ueber die Etymologie des Namens Preußen ergibt sich, nach dem Verfasser, die Annahme der Entstehung desselben aus der polnischen Präposition po, die „nahe bei“ bedeutet; und dem Wort Ruzi, also Po-ruzi, zusammengezogen Pruzzi, Pruzzi, Preußen, d. i. Nachbarn, Anwohner der Russen. Diese Anlehnung ist also physisch, etymologisch und historisch

nothwendig? Die höchste Blüte des deutschen Ordens in Preußen ist bekanntlich in dem Jahrhundert vor dem thomere Frieden zu suchen. Merkwürdig erscheint auch unter den trefflichen Komturen dieser Periode der hervorstechende Rang, das Schulwesen zu befördern. Besonders war des Hochmeisters Marich von Kniprode Fürsorge für die Erziehung der Jugend sehr einflussreich. Von ihm ging die einsichtsvolle Anordnung aus, daß jedes Dorf von mehr als 60 Hufen eine Landschule errichten sollte; auch die Stiftung lateinischer Schulen in den größeren Städten, namentlich zu Marienburg, Danzig und Königsberg, rührt von ihm her. Von Konrad von Wallenrode wissen wir nun, selbst wenn wir Dickinson's Darstellung nicht als überall aus den Quellen entlehnt annehmen, mehr Charakteristisches, als hier mit wenigen Worten gegeben werden konnte. Interessant sind die lyrischen Gedichte: „Lebensbilder“, von H. Stieglitz, obschon bei einigen die reiche Diction die etwas prosaische Situation nicht ganz heben kann, andere Stimmen und Anklänge, Winter-, Frühling-, Herbstanzugungen, keine neue Tonart in den bekannten Thematiken beginnen. Die Sprache verräth überall eine echte Bewegung des Innern. Als vollendetes und gediegenen Accord möchten wir besonders das letzte Lied: „Wohin?“ hervorheben.

Als ganz vorzüglich im landschaftlichen Sujet haben wir die Staffliche zu empfehlen, die meist Darstellungen von Kirchen, Klöstern und Ruinen in Ost- und Westpreußen liefern.

(Der Beschluß folgt.)

Die phantastische und besonders die lebensgefährliche Seite der homöopathischen Theorie und Kurmethode, nach medicinisch-moralischen Grundfragen und von natur-, menschen- und staatsrechtlichen Gesichtspunkten aus beleuchtet durch Theodor Friedrich Walz. Berlin, Ritter. 1833. Gr. 8. 9 Gr.

Wir Bedauern bemerken wir, daß die Flut der für und wider die Homöopathie erscheinenden Schriften noch immer im Wachsen begriffen ist und dem Aufkommen guter, in wissenschaftlichem Geiste verfaßter Werke fast gefährlich zu werden droht; denn obwohl mit großer Wahrscheinlichkeit vorauszusetzen ist, daß das ganze eitle Treiben bald ein Ende nehmen und die meisten jener Schriften gleich ausgebrannten Kohlen auf dem Aghenbilde liegen bleiben werden, so ist es doch ewig schade um die edle Zeit, die manche vielleicht für etwas Besseres befähigte Schriftsteller auf das Schreiben und noch Mehrere auf das Lesen verwenden müssen. Nunmehr aber, da der am Baume wissenschaftlicher Erkenntniß emporgeschossene Lebenssprößling Blüten und Früchte angelegt hat — sind es auch Früchte, die vor der Zeit abfallen und weder Geschmack noch Nahrung versprechen — können wir nicht umhin, sie wenigstens aufzuheben und eines prüfenden Blickes zu würdigen.

Wenn wir nicht sehr, so hat die ganze neue Lehre hauptsächlich folgenden Motiven ihr Dasein und ihre leichte und schnelle Ausbreitung unter einem großen Theil der Menschen zu danken: von der einen, und zwar von der Seite ihrer Erfinders; der Eitelkeit, als Reformator und Begründer eines neuen Systems zu erscheinen, und dem Eigennutz; von der andern der Unwissenheit mancher Aerzte und der Leichtgläubigkeit und dem Hange zum Wunderbaren bei den Laien.

Es läßt sich kaum denken, daß ein Mann wie Hahnemann, der die alten Aerzte fleißig studirt und lange Jahre die kranke Natur beobachtet und Kranke auf die frühere Weise behandelt hat, Behauptungen, wie er sie jetzt als Grundzüge seiner neuen Lehre an die Spitze stellt, leere Erfindungen, die allen Gesetzen der Vernunft, ja allen Ansprüchen des gesunden Menschenverstandes zumiderlaufen, selbst für wahr erkennen sollte. Hätte er sie jetzt für wahr, nachdem er sich lange damit beschäftigt, so ergiebt es ihm wol wie manchen Erzählern, die, wenn sie Erdichtungen oft genug wiederholt haben, sie am Ende selbst für wahr halten und daran glauben. Weit wahrscheinlicher aber bedauert es uns, daß er, der es bekanntlich nicht unter seiner Würde gehalten hat, die Welt mehr als einmal zu täuschen, sie auch diesmal der Eitelkeit und des schändlichen Gewinns wegen am Karrensaule herumzuführen, eingedenk des alten Sprüchleins: „mundus vult decipi, ergo decipitur“. Wenigstens zeigt die ganze Anlage seines sogenannten neuen Systems, daß es darauf berechnet ist, den großen Haufen für sich zu gewinnen und ihm Sand in die Augen zu streuen. Die scheinbare Einfachheit desselben; die Leichtigkeit, es in seinen Grundzügen zu fassen und nöthigenfalls sein eigener Arzt zu werden; die Bequemlichkeit, seinen ganzen Arzneibedarf mit in der Tasche herumzuführen zu können und statt ganzer Schöpfel voll Arzneien, Pulver und Pillen nur alle 3, 6—8 Tage ein Strentügelchen oder Dimunitivpülverchen nehmen zu müssen; die scheinbare Ersparniß bei solcher Behandlung; die strenge Wachsamkeit über das kleinste krankhafte Gefühl und jedes unbedeutende Symptomchen (besonders interessant für Hypochondristen und hysterische Damen); die wunderbare Entwicklung der Arzneikräfte durch Reiben und Schütteln, fast eben so wunderbar als die Verwandlung des Wassers in Wein auf der Schokolade zu Kanaan; die ebenso wunderbaren Wirkungen des bloßen Riechens an arzneiliche Substanzen; die strenge Diät, bei der fast kein Bissen und kein Tropfen über die Zunge gehen darf, ohne des guten Doctors zu gedenken, und die dadurch bewirkte Revolution in allen Küchen und Kellern; die Abschaffung des lästigen Aderlasses und der häßlichen Blütelge; die finanzielle Pflanztheorie, bei der alles lästige Forchen nach andern Krankheitsursachen wegschafft, indem der Kranke doch irgend einmal in seinem Leben, sei es auch aus den Händen seiner Amme oder Kinderwärterin ein Blütchen oder Stippchen empfangen haben muß — Alles dieses zusammengenommen, ist es nicht gerignet, die Aufmerksamkeit des Laien aufs höchste zu reizern und ihn zur Bewunderung hinzureißen gegen den Schöpfer einer solchen Erfindung wie gegen die Erfindung selbst?

Dierzu kommt noch, daß es unter den Aerzten der ältern Schule leider nicht wenige gibt, die entweder aus Mangel an hinreichenden Kenntnissen oder an hinreichendem Geschick zur Erfüllung ihres Berufes, oder als überzählige Wieder an zu reichlich mit Aerzten versehenen Orten nicht gleichen Schritt mit den übrigen Altern und erfahrenen halten können, und daher gern die Gelegenheit ergreifen, sich durch die neue Lehre Eingang und Ansehen zu verschaffen. Und wie leicht ist es nicht auch für den kaum der Weltstufe entlaufenen jungen Praktiker, sich mit Hilfe der Hahnemann'schen opera in den Besitz der ganzen homöopathischen Weisheit zu setzen und Kranke zu curiren, oder auch wol gesund zu machen; denn wie Viele gibt es deren, die nicht auch gesund werden ohne alle arzneiliche Hülfe, die man nur von ihrer Jahre lang fortgesetzten fehlerhaften, schwelgerischen Diät, von ihrem Mißbrauch mit zu vielen und zum Theil unpassenden Arzneien entdämmen darf u. s. w., um sie gesund zu machen? wie bequem ist endlich nicht für dergleichen Aerzte, ihren Bedarf an Arzneien mit sich in der Tasche herumzuführen zu können? wie einträglich, sich für etwas, was nichts kostet, bezahlen und zwar, da ein Nichts keiner Taxe unterliegt, sich wie Schatzgräber, Schwarzkästler und dergleichen den magischen Einfluß mit blanken Goldstücken bezahlen zu lassen? Es ist bekannt, wie ein schönes Vorbild in dieser Beziehung Hahnemann selbst seinen Schülern ist. In

der That, die Sache hat etwas Koselendes, und es darf uns nicht Wunder nehmen, wenn sich die ganze homöopathische Eppischaft mit Händen und Füßen kränkt, sich ihr Keimod nehmen zu lassen, und Bettern und Basen, Zeitungsschreiber und Journalisten zusammentreibt, um für sie das Wort zu nehmen.

Allein auch der heftigste Wind hört am Ende auf, wenn er lange genug geblasen hat. Fürchte daher nur Keiner, daß Das, was durch jahrhundertlanges Forschen zusammengebracht worden, daß das Wahre und Edle der Wissenschaft untergehen konnte es der pfäffische Geist des Mittelalters nicht unter seinem Schutt begraben, wie sollte es jetzt, am hellen Mittage, im Angesicht so vieler erleuchteter und von dem Bedürfnis nach wahrer, wissenschaftlicher Erkenntniß durchdrungener Männer geschehen?

Aber — und hier ist die schlimmste Seite der Sache — sie ist zu tief in die Mitte des Volks gedrungen, sie wird fortwähren gleich einem schädlichen Unkraute, und es können vielleicht viele Jahre darüber vergehen, ehe ihre letzten Wurzeln ausgerottet werden. Sie hat ihre Säner und Vertreter an Höfen und in Cabinetten, ja selbst verdiente Ärzte wie Gesehland, Kopp u. A. haben sie wenigstens zum Theil in Schutz genommen und dadurch ihrer Verbreitung Vorschub gethan (mögen sie den Mächtheil, den sie dadurch dem Menschenleben und der Wissenschaft gebracht, vor ihrem eignen Gewissen verantworten!); sie hat bereits ihrem Weg zu den Lehrstühlen der Universitäten gefunden, und es wird nicht fehlen, daß sie ihn nicht auch in die Besammlungsstätte der Medicinalcollegien finde. Von hier an wird aber erst ihr verderblicher Einfluß auf das allgemeine Menschenwohl sichtbar werden; nun erst wird man einsehen, was man an alten wofsfeyrühmbeten Institutionen und Einrichtungen hatte, und bereuen, sie eines leeren Phantoms wegen haben antastet zu lassen. Doch wir wollen ein Bild nicht weiter aus, das sich mit allen seinen nachtheiligen Folgen einem jeden Bemühten von selbst aufbringt. Wägen unsere Befürchtungen nicht wahr werden, und mögen alle diejenigen, denen das Gesundheitswohl der Völker anvertraut ist, festhalten an dem Wahren und Bedürftigen und nicht müde werden, gegen den verderblichen Dämon anzukämpfen. Besonders aber legen wir es Nichtärzten, denen eine Einwirkung in medicinisch-polizeilichen Dingen gestattet ist, dringend ans Herz, sich nicht durch Scheingründe und falsche Vorpiegelungen von einer der neuen Erfindung durch die Gefahrung ertheilten Sanction kreführen und zu Abänderungen in der bestehenden Ordnung der Dinge verleiten zu lassen, sondern, eingedenk des warmen Beispiels der Beschichte, ruhig den Schluß des noch nicht zu Ende gespielten Dramas abzuwarten, damit sie sich unabhiege Rückschritte ersparen, die ein überreiltes Vorgehen in dieser wichtigen Angelegenheit notwendig zur Folge haben würde.

Die vor uns liegende Schrift des Hrn. Dr. Berg ist ganz besonders dazu geeignet, nicht allein auf die Mächtheile aufmerksam zu machen, die die neue Lehre Hahnemann's in Hinsicht auf die Behandlung der Kranken zur Folge haben muß, sondern sie zeigt auch noch die gefährlichen Folgen, die von ihr bei weiterer Verbreitung und Begünstigung von Seite der Regierungen in medicinisch-polizeilicher Hinsicht zu befürchten sind, auf eine so klare und einbringliche Weise, wie sie bis jetzt noch nicht geschildert worden sind. Wir dürfen sie daher mit Rechte besonders den Laien in der Medicin empfehlen und machen es ihnen, denen das öffentliche Gesundheitswohl anvertraut ist, zur Pflicht, sie nicht unberücksichtigt zu lassen.

Wäre mit Unrecht vergleicht der Verf. dem Erfinder der neuen Lehre mit Bombastus Paracelsus; insbesondere hinsichtlich seines anmaßlichen, großsprecherischen Tons und seiner Verachtung alles Dessen, was verdiente Männer vor ihm gebacht und gelehrt haben. Auch er meinte wie Hahnemann, den wahren Stein der Weisen in der Medicin gefunden zu haben, und verworf Alles, was nicht in seinen Kraut pafte. „Ich dreng mit Gott“, sagt er, „daß ich mit Kraut, ob schon der Natur

unmöglich meint, nehmlich, daß selbes ist, noch gar nicht sein wird, der die Natur so tief versteht zu“. — „Ihr mir nach, Ihr von Paris, von Lyon, von Montpellier, Ihr mir nach, ich mit Euch; wir ist Regiment“. — „Mein Theorik“, meinte er, „wid im Jahr 58 (1858) anfangen zu gründen, und die Frucht, die auf folgt, wird sich mit ungläublichen Zeichen und Wundern beweisen, daß auch die Gauherswelt wachen nicht sammt dem gemeinen Pöbel, wie Theophrastus auch die gen der Sophisten Suldereh, welche mit bapfischen und lichen Freyheiten, von wegen ihrer Mächtigkeit, nicht tigt und beschützt seyn“. — Und was war der Inhalt der Schrift? Der Name Bombastus ist gar nicht in Geschichte, aber sein System ist vergessen. (Der Beschluß folgt.)

Statistik Schottlands.

Der patriotische Hr. John Sinclair vermachte im Jahren 1790 bis 1799 eine vollständige Statistik des seines Vaterlandes, wie sie damals kein andrer Staat in Er gewand die Prediger sämmtlicher Kirchspiele für sich berechnen und gab ihn in 11 Bänden heraus, welche mit der Genadigkeit Alle französischen Verhältnisse des Landes der Bewohner umfaßten. So erstand durch die Statistik mehr als 900 Mitarbeiter des „Statistical account of Scotland“ nach den Kirchspielen geordnet, in 11 Bänden 3 war längst, so ein dringendes Bedürfnis gewacht, in dem gewöhnlichen Zustand des Landes auf ähnliche Art die Kirn Ausschub des Berries zur Unterstüzung der 100000 Thaler der Gesslichen hat das Unternehmen angesetzt, unter seiner Leitung erscheint jetzt: „A new statistical account of Scotland“, das aus 11 Bänden besteht, die vierteljährigen Lieferungen erscheinen wird. Wir haben die Werke liefern die Prediger der Kirchspiele die Beiträge, die Gänge wird nach den Kirchspielen gesammelt, und die Kirchspiele nach den Gosschaften, wozu sie gehören, und so viel als möglich nach der Nähe der Lage an einander werden. In jeder Beschreibung eines Kirchspiels sind die statistischen Angaben unter folgende Abtheilungen geordnet: 1. Topographie und Naturgeschichte des Kirchspiels, 2. Politische Geschichte, 3. Bevölkerung, 4. Industrie, 5. Wohlstand des Kirchspiels. Jede Lieferung enthält eine Karte. Von jeder Gosschaft wird eine tabellarische Tabelle gegeben. Das Werk wird mit einem allgemeinen überblick Schottlands schließen.

Literarische Anzeigte.

Coeben ist in meinem Verlage erschienen und ist Buchhandlungen des In- und Auslandes noch um den descriptionspreis zu beziehen:

Krug (Wilhelm Krug)

Encyclopädisch-philosophisches Lexikon, oder Handwörterbuch der philosophischen Wissenschaften ihrer Literatur und Geschichte. Nach dem fünften Punkte der Wissenschaften bearbeitet und herausgegeben von Krug, verbesserte und vermehrte, 11 Bände. Erster bis dritter Band. Gr. 8. 1797 auf gutem Druckpapier. Subscriptionspreis: jeden Band 2 Thlr. 18 Gr Leipzig, im Februar 1844.

F. A. Brockhaus

Donnerstag,

Nr. 72.

13. März 1834.

Taschenbücherschau für 1834.

Viester und letzter Artikel.

(Beschluss aus Nr. 71.)

17. Niederrheinisches Taschenbuch für 1834.

Von Agnes Franz. Wesel, Köhne, 8. ohne Kupfer.

Dies soi-disant Taschenbuch gehört zu denen, die eigentlich keine Taschenbücher sind, sowol in Hinsicht des Formats und weil sie durch Kupfer und andere Eleganzen sich nicht auszeichnen, als auch weil ihnen die Mannichfaltigkeit der Beiträge fehlt, worin doch ebenfalls ein besondrer Reiz der Taschenbücherelecture besteht. Gleichwol empfiehlt sich das vorliegende durch die geschmackvollen und freundlichten Gaben der Agnes Franz. Unter den drei Erzählungen aus dem rheinischen Sagenkreise, der bekanntlich als Product seiner Localität von Heiterkeit und Frische besetzt wird, zeichnen wir die umfangreichste: „Die Jüngfrau vom Lurlet“, als die vorzüglichste aus. Der alte Flußkönig, Vater Rhein, wünscht wieder einen Bund mit den Menschenkindern, die ihn schon so oft getrübt und gekränkt, anzuknüpfen. Er sendet deshalb seine reizende Tochter Welleba aus seinem fruchten Schoos ans Land, und bald hat sich das sinnende Mädchen ihren Nichtig unter den beiden Söhnen des Pfalzgrafen auserlesen. Nach Reinhold fühlt zu der seltsam-lieblichen Erscheinung, die ihn mit stillem Zauber umgibt und oft plötzlich wie Dast aus seinen Armen entschwindet, alsbald eine Hinneligung. In fahre Verborgenheit dauert eine Weile ihr stiller Herzverkehr; Glück und Segen strömt über die Landschaft, Alles frogt von Fülle und der Rhein wirft Goldsand an das beglückte Ufer; da wird Welleba's verhoffenes Bündniß mit dem Grafensohn von einer eifersüchtigen Dame entdeckt; vor dem Namen: Rix, erbebt Alles, und der Bruder Reinhold's übernimmt das Geschäft der Rache für den Frevler, der durch den eindringlichen Wassersputgeist an seinem Hause verübt sei. Das schöne Rheinfraulein sitzt, ihres Geliebten harrend, auf dem Lurletfelsen; da erklimmen mehre Gewaffnete die Höhe, und vom Stahle der rohen Männer strömt schon Blut aus Welleba's Arm. Der alte Rhein schäumt aber jetzt, über die That empört, in die Höhe, und seine Woge nimmt die Tochter wieder hinab in den friedlichen Schoos, wo sie vor der Lücke der verblendeten Menschen, die der Wahn regiert, sicher ist.

Dieser einfache Grundzug der Sage ist mit mannichfaltig wechselnden Situationen aus der Familiengeschichte des pfalzgräflichen Hauses verwebt. Außer den rheinischen Sagen erzählt Agnes Franz auch zwei aus dem schlesisch-mährischen Mythenkreis. „Wesen der Vogelsteller, oder die Entstehung der Burg Boslowitz“ enthält die sinnreiche Geschichte der Ausbreitung des Christenthums in Mähren durch einen einfältigen Niedermann, in dessen Hütte der heidnische Fürst Privilina einkehrt, als er lange Zeit in der Wildniß des Jagdreviers umhergeirrt war. Märchenhafter ist die Sage vom Rubezahl: „Ipsolde, oder die Entstehung von Adersbach“. Der Fürst der Gebirge führt die Debe seiner Behausung; mitten unter den Schätzen seiner Bergabern ergreift ihn die Sehnsucht, eine Menschenbrust die seine zu nennen und mit einem liebenden Wesen die stumme Pracht seiner Schlösser zu theilen. Ipsolde ist die auserkorene Jungfrau, die jedoch nur gezwungen ihm nach dem herrlichen neu errichteten Palaste folgt, da in ihrem Herzen schon ein Anderer thront. Sie war den Händen des Vaters, der sie dem Rubezahl überantwortete, entflohen; alsbald aber eingeholt, war sie der Gewalt erlegen. Rubezahl bietet nun alle erdenklichen Mittel auf, um Ipsolde den Aufenthalt in dem aus Felsen verwandelten Feenschlosse angenehm zu machen; jart und demüthig steht er um schwache Beweise ihrer Gunst, bis sie ihm ihre Hand zusagt, da sie sich von ihrem frühern Geliebten vergessen wähnt und von der Freundlichkeit des mächtigen Zauberers bestochen ist. Da erscheint jener jedoch; er steigt über die Felsen zu ihr in den Hain, und sie feiern die Stunde des Wiedersehens. Bald erscheint Rubezahl wieder, und dem Geliebten Ipsoldens ist die Flucht über die steilen Mauern unmöglich. Der Zauberfürst ordnet eine Lustjagd an in seinem Revier, und Ipsolde, die selbst Theil daran nimmt, verfolgt ein Reh, das vergeblich mit demüthigem Blick ihr Erbarmen ansieht. Sie trifft es sicher, und als es sterbend niederfällt, erkennt sie in ihm den Geliebten, dem diese Metamorphose als Strafe zu Theil wurde. Zu gleicher Zeit stand Schloß und Park und Wald plötzlich in Stein verwandelt da; aus dem alles Leben entflohen ist. Das sind die Felsen von Adersbach, und Ipsoldens Geist wandelt noch seufzend zwischen den öden Wäffen, aus deren seltsamen Gebilden noch hier und da ein feineres Antlitz

herausstiert, als letztes Ueberbleibsel eines vom Berggeist
treulos abgefallenen Menschenwesens.

18. Charitas. Festgabe von Eduard von Schenk.
Mit Beiträgen von König Ludwig von Bayern,
L. Auerbacher, M. Diepenbrock, P. von Mä-
tius, C. von Neumayr, Fr. Rückert, P. von
Schubert und dem Herausgeber. Regensburg, Pu-
stet. 1834.

Eine bunte Mannichfaltigkeit der Gaben in Scherz
und Ernst regt und belebend an. Das Titelkupfer, die
Anbetung der Könige aus dem Morgenlande, nach einem
Carton von P. von Cornelius, der in der neuerbauten
St.-Ludwigskirche zu München ausgeführt werden soll,
macht den Almanach in der That zu einer Weihnachts-
festgabe. Auch die übrigen Stiche nach Zeichnungen von
Cornelius und Hef, unter denen sich besonders St.-Lucas
von dem Erstgenannten auszeichnet, haben eine erste
Festmahnung. Die Reihe der literarischen Beiträge er-
öffnen zwei Gedichte vom König von Bayern: „An
die Bayern“, und: „Auf Pöstum, wie es im Anfang des
19. Jahrhunderts war und wie es geworden“, jenes in
gereimten Versen, dies in Distichen. König Ludwig
rühmt im erstern die Treue und Anhänglichkeit der Bayern
an sein Haus. Eduard von Schenk, dessen Dramen
bloß des Verf. Verfaß zur Lyrik bekunden, erweist sich hier
als solcher nicht unvortheilhaft in dem Gedichte: „Georg
und Margaretha“, einer Episode aus der Fabel vom
erwigen Juden, deren Darstellung ihn gegenwärtig beschäf-
tigt, und in den gereimten Fabeln und Parabeln. Wer
ein solches Gedicht wie „Luft und Liebe“ zu schaffen ver-
mag, kann nicht für einen bloßen Thyrschwinger im
Dienst der gewählten Nase gelten. Dagegen mag der
verstorbene bairische Staatsrath Clem. von Neumayr,
aus dessen poetischem Nachlaß uns hier mehrere Erzählun-
gen und Bilder als Vorläuferinnen einer Sammlung sei-
ner Erzeugnisse mitgetheilt werden, ein ganz achtbarer
Geschäftsmann gewesen sein; als Denker und Dichter
weß man ihm kaum ein Plätzchen irgendwo anzuweisen.
Was der Verstorbene über den Instinkt geschrieben hat,
ist wirklich selbst für einen Staatsmann zu alltäglich,
und „Die Begräbnisscene“, die außer vielen andern Bil-
dern aus dem Leben uns geboten wird, ist eine so arm-
selige Profanirung der Begräbnissgeschichte des Hellandes,
daß wir nicht leicht etwas Tollatleres uns erinnern ge-
lesen zu haben. Um so mehr entschädigt dafür die Sam-
lung geistlicher Lieder aus dem Spanischen und Italieni-
schen; die wir dem als Kenner der südeuropäischen Lite-
ratur bewährten Reich. Diepenbrock verdanken. Der
Gehalt ist zu viele, um jede einzeln hervorzuhoben; wir
verweisen deshalb nur auf einzelne. Die Uebersetzung ist
überall gleich sehr gelungen und trefflich. Wir haben hier
in den richtigsten Fibern mehrerer spanischen Dichter einige
wüthensprossene Blüthen des Katholicismus, ein seltsam
spielendes Gewinde, aber voller Duft. In aller Annueh
kindlicher, fast kindlicher Einsicht ist die süße Spielerei des
religiösen Gefühls, besonders im „Gewebe der Liebe“, et-
waer Romane von Alonso de Ledesma, entfaltet. Un-

ter den Gedichten des Fürsten von Equitaz ist
das erste: „Abraham's Opfer“, die großartige, schön
Anschauung, daß Abraham's Entschluß, den Erstgebo-
ren zu opfern, als ein vorbildlicher Act der göttlichen Hei-
lung nicht gestattet werden durfte. „Wohlgeliebte“
ist besonders der bilderrliche Anruf an das heilige Land
schön; es gehört mit zu den wenigen Gedichten, die in
seiner feinem Sohne sterbend empfahl, während er in
seinen von seinen 21 Millionen Versen ihm zu lesen
Don Quevedo, dem humoristischen Dichter de
del gran Tacano“, der auch nicht weniger als 100
Bogen geschrieben haben soll, hätte man den näm-
lichen Ernst des hier mitgetheilten Gedichtes: „Der Engel
Jerusalem“, nicht eben erwartet. Sehr interessant ist
das Lied eines Peruvianers auf das Leiden Christi
der aus dem Lateinischen übersezt Kirchenmann
Bischof von Poitiers aus dem sechsten Jahrh.
Wir berühren nur kurz, daß von Philipp von Er-
telus, demselben, der mit Spitz zusammen sein
Brasilien herausgab, einige Gedichte hier mitgetheilt
sind die Atmosphäre jener Aequinoctialgegenden, und
sie die Stoffe entlehnen, mit aller möglichsten
üppigen Natur wiederathmen. Besonders erwähnen
sen wir auf das Gedicht: „Unter dem Kreuz“,
auf die beiden Episoden aus einem episch-
dichte: „Sutram's Fahrten“. Auf einige
sche. Beiträge von G. P. von Schubert,
die einzelne Einblicke auf das mystische
folgen neue Lieder von Fr. Rückert. Die
lingsfische, dem heitern Sapphiglan, der
seligung für Natur und Menschenleben, ist
würdigen, humoristisch-begünstigten
Lieder mehr oder minder beleben, ist es
herauszuheben, und so sehr wir unter
mentlich eine zur Mittheilung suchen
bleibt schwer, fast unmöglich. Manche
sonst geduldet, gewundene und
samem Zuschnitt in Wendung und
aber, wie es meist geschieht, der
ungewohnten Wendungen bewacht, so
zißes, und wir genießen dann
und Versbau, wie sie Kritiker,
Seele zu singen pflegen, selten
längsten und tiefinnigsten unter
entnehmen wir einige Tropfen
Ende. Der Dichter redet die

Deine Sonne weicht
Nur, was verbleibt
Gedanke
Wage, Lebenstrieb
Wage, ein in Liebe
Wage, Gedanke, Gedanke
Gedanke
Kunstlich geht in
Statt der Liebe
Aber beide Klammern
Gefühl zu
In des Menschen Brust

Wo die beiden ringen,
Betten sie bezwingen,
Leben und den Tod,
Sich zum Himmel schwingen
Und zur Erde bringen
Es'ges Morgenroth.

Was der Maulwurf wählet,
Hat der Mensch gefühlet
Ober eingestehn.

Was der Vogel singet,
Was die Quelle springet,
Was die Blume blüht,
Was die Schöpfung rauschet —
Mutter, nur belauschet
Hab' ich dein Gemüth.

Laß mich für die Erte
Sinnen, daß sie werde
Durch und durch verhöhet!
Laß mich sie verklären,
Daß im Chor der Sphären
Wir mit Freude tönt!

Hat ein Dichter jemals ja so lieblicher mit der Natur
verkehrt? Auch die Herbstlieder athmen — was wir bei
der Verbräuchtheit solcher Thematata besonders hervorheben
müssen — eine frische, neugeborene Seele. In der „*Ter-
rienreise*“ beschreibt er sich selbst im neuen Flausrock mit
aller Heisterkeit eines kindlichen Humors. An diesem Flaus-
rock Richter's habe ich mein erklärtes kritisches Gehirn
recht wohlthätig zu guter Letzt erwärmt. 59.

Die phantastische und besonders die lebensgefährliche Seite der homöopathischen Theorie und Kurmethode ic. von Theodor Friedrich Walg.

(Beschluss aus Nr. 71.)

Wie keine Sache so schlecht ist, daß sie nicht auch etwas
Gutes hätte, so findet sich denn auch in der neuen Lehre Ein-
iges, was zur Nachahmung empfänglich werden kann. Nament-
lich rechnet der Verf. hierher, daß man bei geringfügigen Zu-
fällen keine arzneiliche Hilfe anwenden, sondern sich auf eine
kleine Abänderung in der Diät und Lebensordnung beschränken,
ferner, daß man auch in wirklichen Krankheiten höchsten Grades
ganz einfache, wirksame Arzneien in sehr (?) kleinen Gaben,
in der Dosis aber vor Allem die größte Strenge, Auswahl und
Einfachheit beobachten solle. Allein das Gute, welches von der
homöopathischen Methode gerühmt werden kann und was den
reellen, Hauptvortheil der ganzen Theorie ausmacht, ist gar
nicht man und nicht ihr Eigenthum, gereicht nicht zum Ruhme
ihres Erfinders, sondern es gehet der alten tausendjährigen
rationalen Heilkunde an, sind aus dieser und besonders aus
der Diktate abgenommen und etwas neu gemachte Vorurtheile.
Wenn es vor Jahrhunderten Arznei gab: und zum Theil noch
gibt, die bei jeder kleinen Unpäßlichkeit ihre Kranken mit Arz-
neien bekümmen, die in ihren Verordnungen eine Menge zum
Theil unnützlich oder wol gar schädlicher Arzneimittelungen durch-
einander mischt oder bei jeder Gelegenheit mit großen Waden
hochwulstenden Mittel hinein fahren, die die heilsamen Wirkun-
gen der Diät für gar nichts achten, so beweist dies nur, daß
sie ihre Hochachtungen und des Stimmens der Natur ihr
Dyr. verschließen. Es gibt in jedem Grade Stumpfer, so auch
in der Medicin, aber an ihrer Unwissenheit und ihren Wis-
bränden zeigt die Wissenschaft keine Schwärze.

Aber staunen muß man, wenn die Homöopathie die wirk-
samsten, kräftigsten Mittel, die unsere Medicin aufzuweisen hat,

nämlich die Erbrechen erregenden, die Abführung oder eröff-
nenden Mittel, die Blutentziehungen durch Aderlaß und Blut-
egel, Mittel, die in den gefährlichsten Krankheiten, z. B. bei
inneren Entzündungen obler Organe, des Gehirns, der Lunge,
des Herzens, der Leber, des Magens, des Gebärms u. s. w.,
bei Hämorrhagien oft da noch, wo alle Hülfen verloren scheint,
und zwar allein noch dem Tode seine Opfer zu entreißen ver-
mögen, gerathen verweist, weil solche in die homöopathische
Hypothese nicht passen, und weil die homöopathische Phantasie
sich von ihnen keine Nützlichkeit: Symptome zu schaffen weiß!

Glücklicherweise sind in den letzten Jahren die Entzün-
dungskrankheiten nur selten und daher Blutentziehungen auch
nur selten nöthig gewesen, sollte aber früher oder später
die entzündliche Krankheitsconstitution die herrschende werden,
dann wird sich (Hof. waagt dies mit Inversität vorauszuverläu-
den) diese Einseitigkeit der neuen Lehre in allen ihren gefähr-
lichen Folgen herausstellen. Aber auch jetzt schon wird sie man-
chen Kranke schwer büßen müssen. Sochi, die bei phthisischem
Habitus, leicht von entzündlichen Zufällen befallen werden, be-
stehen durch öftere kleine Blutentziehungen zu bezeugen sein würde,
werden in unheilbare Lungenlunge verfallen; Andere, die Anlage
zu Schlagfluß haben oder an öftere Blutentziehungen gewöhnt
waren, werden von Schlagflüssen und Lähmungen, noch Andere,
die an Anschoppungen innerer Eingeweide leiden, bei Unterlas-
sung gewohnter Ausleerungen, von Melancholie oder andern
unheilbaren Unterleibskrankheiten heimgesucht werden, u. s. w.
Doch wir berühren nicht weiter die Nachtheile, die dieses System
nothwendig für die Krankheitsbehandlung mit sich bringen muß, um
den Verf. noch in der Darstellung einer der gefährlichsten Seiten
der Homöopathie, nämlich der des Selbstbespörens der Kräfte zu
folgen. Die Homöopathen behaupten bekanntlich, es sei durch-
aus erforderlich, daß sie ihre Arzneien selbst bereiten und
an die Kranken verabreichen. Wir lassen hier, in vollkommener
Uebereinstimmung mit dem Verf. ihn selbst sprechen: „Das
gesetzmäßige und pflichttreue geführte Kunstgeschäft, Arzneien für
Kranke nach den Regeln der Wissenschaft und Kunst gewissen-
haft zu bereiten, ist, nach der besten Einrichtung und gerecht-
en Fürsorge der erhabenen Regierungen aller gebildeten Völ-
ker, ein für sich bestehendes, zwar zur Heilkunde gehörendes,
dieselbe ergänzendes Werk, aber immer doch ein, von der ärzt-
lich-praktischen Ausübung der Heilkunst sorgsam getrenntes Fach.
Dasselbe erfordert eine vielseitige wissenschaftliche Bildung und
folglich einen längeren Zeit- und kostbaren Verbaufwand,
um die gesetzlich verlangte wissenschaftliche Regelmäßigkeit zu
erlangen. Die Ausübung dieses Kunstgeschäfts durch den eigens
dazu bestimmten, von einer zu diesem Zwecke erpannten wissen-
schaftlichen Behörde geprüften und streng verpflichteten Mann,
den Pharmaceuten oder Apotheker, macht bestehen zu einem
der achtbarsten und ehrenwerthesten Mitglieder der menschlichen
Gesellschaft. Der Kranke, in demselben Vertrauen befestigt,
welches die weiße Staatsregierung in den Apotheker und dessen
Wissenschaftigkeit gesetzt hat, überläßt es ihm, nach der schrift-
lichen Anordnung des Arztes, dem Apotheker, die Arznei zu be-
reiten, von welcher Leben und Gesundheit erwartet wird. Es
wird folglich bei der Behandlung irgend einer Krankheit ein be-
stehender Theil der Verantwortlichkeit, deren größtes freilich
dem Arzte obliegt, auch auf den Apotheker. Zu diesen beiden,
bei der Behandlung einer Krankheit zunächst thätigen und dazu
berechtigten und befugten, dabei auch streng verantwortlichen
Männern aus zwei verschiedenen und weitlich getrennten Stufen
kommt nun noch ein Drittes, der schriftliche Ausdruck über die
Recht- und Zweckmäßigkeit der Behandlung selbst, nämlich das
Recept, das als schriftliches Document in jedem freireigen Falle
mit als Zeugnis dient und überall von den Kranken oder deren
Angehörigen sorgsam aufbewahrt werden muß. — Es sind
demnach bei jedem Krankheitsfalle von nur etwas Bedeutendem
Ordnung, und wo ein Mensch des ärztlichen Beistandes sich be-
dient, in jedem wohlgeordneten Staate, stets Drei, und zwar
ganz Verschiedene, die da zeugen: der Arzt, der Apotheker und

das Recept. So viel müssen ihrer aber auch zur Sicherung des Lebens- und Gesundheitschuges eines jeden Kranken wenigstens sein, und es ist höchst nöthig, daß es so bleibe“.

Dagegen verlangt nun die Homöopathie den gänzlichen Ausschluß aller bestehenden und erprobten gesetzlichen Anordnungen, somit die Preisgeben der kranken Menschheit allen den Gefahren, welche in der Arzneiberückung, Quacksalberei, unbesagter Curiren, heilkünstlerische Pflückeri, Scheimmittelräumeri, Pabstucht und selbst Giftmischeri immer und überall mit sich geführt haben. Wenn aber einmal die Herrschaft und Verabreichung der Arzneien an die Kranken den Heilkünstlern, und wenn auch selbst unter gewissen Einschränkungen, gestattet ist, dann ist es vorbei mit jeder Sicherheit des Lebens- und Gesundheitschuges in der menschlichen Gesellschaft; dann ist dem gebornen Unfuge mit dem unbesagten Curiren Thor und Thür geöffnet; dann bleibt ja diese heilkünstlerische Pflückeri nicht mehr allein in den Händen des privilegiirten ärztlichen Pflücker, sondern sie wird, schon bei großen Leichtgläubigkeit des homöopathischen Quacksalbers wegen, von Jedem ausgeübt werden, der zum ärztlichen Pflücken und zu Betrügen immer nur Lust und Belieben hat. Schon jetzt ist sie in manchen Gegenden aus den Händen der Aerzte in die von Quacksältern, Pfarrern, Schürgen u. s. w. übergegangen, und selbst ein deutscher Fürst soll dem Vernehmen nach sich mit Ausgeben homöopathischer Pflücken und Streulückeri befaßt. „Zu welchen Greueln aber eine solche allgemeine medicinische Pflückeri führen würde, das ist gar nicht abzusehen! Kein Mensch, gleichviel ob gesund oder krank, würde seinen Lebens mehr sicher sein können! Jedem Heilwächter, sowohl heilkünstlerischen als unkundigen in der Medicin, dem irgend ein tüchtiger Mann oder irgend eine andere Person, ein Vorgesetzter im Amte, ein strenger Vormund, eine nachsichtige Mutter über ihre Tochter u. s. w. zur Erreichung seiner unehelichen Zwecke im Wege stände, würde diese homöopathische Arzneihererei eine stille Dienerei sein; des wissenschaftlichen sowohl, als auch des unscientificen Mordens der Menschen würde gar kein Ende; Giftmischeri und Mordelwürden würden an der Tagesordnung sein.“

Der Verf. erinnert hier an die Bremer Giftmischerin und an die Vergiftung der beiden Brüder Hippolyt und August Waltes durch einen jungen Arzt zu Paris, die noch in zu frischem Andenken ist; wir, das wir nicht nöthig hätten, sie hier unsern Lesern nochmals zu erzählen. Der Verf. malt nun die mannichfaltigen Gefahren, denen die Menschheit durch die von den Regierungen zu ertheilende Erlaubnis zum Selbstdispensiren ausgesetzt sein würde, noch weiter aus; wir glauben indes hier genug gesagt zu haben, sie im Allgemeinen zu bezeichnen, und verweisen unsere Leser lieber selbst auf diese jedenfalls sehr beachtenswerthe Schrift. Möge sie zur guten Stunde und noch zeitig genug erscheinen sein, die steigende Flut der Medicasteri mit ihren unheilvollen Folgen zu beschwichtigen, bevor sie alle Dämme durchbricht. 24.

Fredcomaler in auf- und absteigender Linie. Von F. F. Berns. Berlin, Krause, 1833. Gr. 12, 1 Thlr.

Der Fredcomaler ist ein tiefgemüthlicher Berliner — wir entnehmen das Bewort seinem Buche —, ein würdiger Scorpionsbruder, d. h. Mitglied einer, nach G. L. X. Hoffmann's Lobe in dessen Hause gestifteten, punchtrinkenden Gesellschaft, glaubt echten Humor zu besitzen, wie wir S. 15 sehen, und tritt zum ersten Mal ins frische Leben, heraus, wie das Bewort sagt. Im Nachtrigen ist er ein ganz gewöhnlicher Nachtreter Hoffmann's, und hat, wie sein Buch zeigt, überhaupt nicht so viel Humor, daß es der Rede werth wäre. Er nennt seine Bilder Kinder der Zeit und sagt, sie wären alle in Berlin geboren und erzogen; sie sind aber sehr aus der Art geschlagen, denn ihr einziges Be-

streben ist, geistlose Fragen zu stellen. Von gesunder Mitleidenschaft und Gefühlswaise, von ästhetischer Zweckmäßigkeit ist keine Spur vorhanden; ein planloses, geschraubtes Durcheinander in jeder Beziehung, weiter findet sich hier nichts. Selbst auf den Auspruch der Darstellung ist dies zu beziehen, denn es kommt dem Verf. gar nicht darauf an, den Leser in Reapel über eine prächtig mit Blumen besetzte Treppe in ein entlegenes Gebäude zu führen, dessen Franke der Reif des Winters in die schönsten Blumen verwandelt hat, wie das in der ersten Erzählung: „Der Violinspieler“, ein Paganini-Berechbild, geschieht. In der zweiten: „Der Leichenwagen an der französischen Kirche“, findet sich gleich auf der ersten Seite folgendes lächerliche Bild der Finsterniß: „Am Himmel war es so dunkel, als ob auch bei Gaslaternen flackerten, die freundlichen Sternchen mit ihren erleuchteten Augen und himmlischen Gefinnungen schienen den alten Weg verfehlt zu haben, und vor dem hochgethürmten Schauerhause von irgend einer obskuren Wolke aufgehalten zu werden.“ So läßt sich leider nichts Anderes von diesen „Frischbittern“ sagen, als daß sie auf die meisten Leser einen Eindruck machen werden, wie die „berliner Moane“, von der der Ref. S. 68 spricht und darunter den ihm vom scharfen Schwab in die Augen gewetzten Staub meint. 20.

Miscellen.

Gründliche (J. J.), Gesammelte Nachrichten zur Geschichte des ehemaligen Cistercienser Nonnenklosters St. Maria in Bergen auf der Insel Rügen. Stralsund, 1833. S. 40 die große Dörnbe, die kleine Dörnbe, wird erklärt als heilbares Zimmer zum Dörren und Trocknen; es ist wol aber das slavische Wort Turnok, Tischgestell — Speisesaal, Stuhlraum. „In majorem Stobam Castris, vulgaribus Turnitz“, f. Arnepe, „Chron. Rav.“ V. 35. „In dem großen Kuchenschmucke Dornitz genannt“, Kurz's „Friedrich IV.“ „Sind an diesem Tage die Herrschaften in einem großen Saale oder Thurnitz zusammengekommen“, f. Wälder's „Müsch. Ann.“ Jahr 1284. Diejenigen, welche Dornitz (S. 49) für Brettträger erklären, sind der Sache doch nicht näher, als welche daraus Sigtlinge machen; Tossam und Tossal, tessal, das Bauholz bezaugen. Daß die Wäpeln der Priorinnen keiner Beschäftigung bedürften, möchte mit der uralten Meinung übereinstimmen, daß alle Klosterfrauen nicht Rinnen, wo wir wissen, daß dem Cistercienserkloster der Ordensminister anwesend sein und bestimmen mußte. Das Ganze ist übrigens sehr gründlich und belehrend abgefaßt.

Zuden im 8. Band der „Geschichte des deutschen Volk“ S. 631 bleibt zweifelhaft, wie er sich die Stelle bei Hermann Contractus ad annum 1042 erklären soll: „Hungaricos petentes lege Bojovaria donavit“. Aus Frey's „Codex diplomaticus Hungariae“, worin so mannichfache Libertates hospitum vorkommen, wodurch den eingeladenen Colonisten weit größere Rechte als den andern gewöhnlichen ungarischen Bauern zugestanden werden, z. B. durch die Libertas Varnodimennus, bei hospitium Tootenicoorum ultra Sylvas (Ebenbürgen), die Libertas Flandronium, die Bewilligung des deutschen Reichs 1204 für die Stadt Kustau u. X. m. erkläre ich mir die Sache dahin, daß auch hier der Kaiser Heinrich denjenigen Ungarn, die sich darum anmelden würden, deutsche Freiheit und kirchliche Rechte, hie lex Bavarica genannt, zu gewähren versprochen, durch sie hauptsächlich die Wahl eigener Richter, ihrer Pflücken und sonst überhaupt einen freien Genuß ihres Eigenthums zu haben sollten; was der Kaiser eben damals durch seine anwesende Armee gegen den ungarischen Adel durchzuführen sollte, besonders wenn sich die ungarischen Bauern mit Graf darum melden würden (Hungaricos petentes). 78.

Freitag,

— Nr. 73. —

14. März 1834.

Ueber die Reform der deutschen Universitäten.

Erster Artikel.

Als der revolutionäre Geist, welcher seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts von Frankreich aus die alten Formen des Staats- und Familienlebens theils zertrümmert, theils untergraben und so dem Einsturze nahe gebracht hat, von Neuem nach kurzer Unterdrückung im Jahre 1830 eine solche innere Kraft erlangt hatte, daß er in gewaltsamem Aufstande, von Brand und Plünderung gefolgt, sich bethätigen konnte, erschüttern viele Anhänger der ihm zu Grunde liegenden Principien vor den furchtbaren Consequenzen, die, folgericht aus jenem entspringt, sich in der Erscheinung geltend machten. Man gelangte, durch diese zweite Erfahrung abermals gewarnt, zu der Einsicht, daß auf diesem Wege der Entwicklung unserer Lebenszustände kein Heil für die Völker zu erwarthen sei, daß er dieselben geradezu dem Abgrunde der Auflösung entgegenführe. Ja, selbst in Frankreich, dem-herde aller Revolutionen, führte man ein Bedürfnis, einzuhalten auf diesem Pfade der Empörung physischer Gewalten, und es bildete sich als Grundsystem der regierenden Gewalt das sogenannte juste milieu, welches dieselben Zwecke der Revolution ohne die Mittel derselben zu erreichen strebte. In Deutschland hatte man schnell genug den Widerhall der französischen Revolutionsphrasen gehört, auch das juste milieu System fand in nicht allzu langer Zeit seine Bewunderer, zumal da der Deutsche Mittelzustände zu lieben scheint. Man gab hier nur dem Dinge einen andern Namen, nannte jenes System das der Reformen, und unsere Staatsweisen priesen sich selbst, indem sie sich zu demselben bekamen. Es liegt aber in Wahrheit diesem Reformsystem keine andere Idee zu Grunde als der schon alte Spruch: „Alles für das Volk, nichts durch das Volk“, welcher selber eine gar vielfache Deutung erlaubt. Kurz, das Wort Reform ward die Lösung und das Schloß aller Dingen, die einerseits zu wenig Energie des Charakters besitzen, um die Consequenzen der Principien, die sie doch als richtig anerkennen, in Ausführung zu bringen, andererseits sich aber damit trösten, daß man nur in den Mitteln, welche man wählt, nicht in dem Zweck, dessen Erreichung man sich vorgesetzt, gefehlt habe. Von allen Seiten erhob sich in Deutschland ein Geschrei nach Reformen, und der große Haufe der Halbgebildeten kokettirte mit diesem Worte; ohne sich recht klar seiner Bedeutung bewußt zu sein. Daß Reformen niemals das innere Wesen und Sein, den belebenden Geist der zu reformirenden Sache angriffen und tödten sollen, ward gar bald vorgelesen, sodaß in manchen Gegenden Reformen aus Licht traten, welche mit größerem Rechte den Namen einer Revolution von oben nach unten verdienten, verübt durch den Terrorismus des abstracten Gesetzes.

Wahrscheinlich werden wir vor allem Reformiren in unserm unruhigen Zeitalter zu keiner Ruhe kommen, in welcher wir die Früchte der Reformen genießen könnten, denn das Jagen nach Realisirung abstracter Ideale in unserm Zustände scheint eher zu- als abzunehmen; und wir werden durch das fortwährende Experimentiren, gleich dem Alchimisten, statt des gesuchten Goldes habhaft zu werden, das Gold, dessen Besitz uns so lange erfreut hat, gänzlich in Rauch aufgehen lassen.

Unsere deutschen Universtitäten sind ein solches Köstliches, wenn nicht das köstlichste Gut, dessen Verlust uns droht, sollten die Reformen wirklich ins Leben treten, mit welchen ein mehr oder weniger dunkles, ein mehr oder weniger verbürgtes oder unverbürgtes Gerücht seit einiger Zeit alle wahren Freunde der Wissenschaft und tüchtigen Selbstbildung drohend erschreckt. Man täusche sich nicht durch den Namen Reformen. Es ist ein Asterisk im Tempel des Herrn, wenn dergleichen Maßregeln und Einrichtungen, wie sie uns drohen, sich unter diesem Namen verthüllen, um desto sicherer mit der Art den kräftigen Baum zu fällen. Zu zeigen, daß die Reformen, welche theils öffentlich als räthlich ausgesprochen, theils im Geheimen bei hohen Machthabern insinuirert sein sollen, den Werth und das wahre Wesen unserer deutschen Universtitäten im innersten Leben brechen und zerstören würden, soll die Aufgabe dieses Aufsatzes sein. Entspricht unsere Auffassung der Wichtigkeit des Gegenstandes, so sind wir der Theilnahme des ganzen deutschen Vaterlandes gewiß, welches, wie aus so vielen laut gewordenen Stimmen hervorgeht, lebhaft fühlt, daß es sich bei dieser Frage um eines unserer höchsten Besitzthümer handelt, um ein Besitzthum, welches Jahrhunderte hindurch unsere Vorfäter in allen Stadien der Zeit kräftig bewahrt und selbst noch in neuester Zeit, während ringsumher fast alle

men, und der große Haufe der Halbgebildeten kokettirte mit diesem Worte; ohne sich recht klar seiner Bedeutung bewußt zu sein. Daß Reformen niemals das innere Wesen und Sein, den belebenden Geist der zu reformirenden Sache angriffen und tödten sollen, ward gar bald vorgelesen, sodaß in manchen Gegenden Reformen aus Licht traten, welche mit größerem Rechte den Namen einer Revolution von oben nach unten verdienten, verübt durch den Terrorismus des abstracten Gesetzes.

Institutionen echt germanischen Lebens der Zerstörung unterlaßen, vor Napoleon's tyrantischem Eingreifen gerettet haben.

In dem tiefsten, innersten geistigen Sein des deutschen Volkes wurzelt diese Liebe für, diese Achtung gegen seine Universitäten, in diesem geistigen Inhalt des Volkes, der sich in der ganzen Geschichte unserer Nation offenbart als ihre Eigenthümlichkeit im Gegensatz der römischen Völker Europas. Denn nicht ist es lächerliche Eitelkeit oder thörichte Annahme, wenn wir behaupten, Deutschland sei vorzugsweise die Welt der innern tüchtigen Gedankentwikelung des menschlichen Geistes in der neuern Zeit. Haben doch selbst unsere Nachbarn, Engländer und Franzosen, oft genug uns damit zu versporteln und sich zu rühmen gedacht, indem sie aussprachen, die Deutschen kämen vor allem Denken niemals zum Handeln. Wir haben den geistigen Kampf gegen die Hierarchie im Mittelalter vor Allem durchgekämpft; wir haben die geistig-religiöse Freiheit des Gedankens erungen durch die Reformation; wir haben endlich nicht nur eine kritisch-zersetzende, sondern auch eine speculativ-erbauende Philosophie zur Erscheinung gebracht wie kein anderes Volk der neuern Zeiten. Scheinbar nur eilen jene uns voraus in der Constatirung ihrer Lebenszustände nach dem, wie sie meinen, vernünftigen Gedanken; denn so wahr und anerkannt es ist, daß nur die innere Freiheit und Selbstständigkeit des Geistes im Denken die äußere wahre Freiheit des Handelns hervorbringen könne, daß diese eine nothwendige Folge jener sei, so wahr wird es sich erweisen, daß Deutschland in seinem fortwährenden Streben nach der erstern in höherer und dann erst wohlthätiger Weise der letztern sich erfreuen wird.

Dieses Streben nach vernünftiger Freiheit und Selbstständigkeit des Geistes im Denken durch die Wissenschaft und dadurch im Handeln hat die Universitäten ins Leben gerufen; hat unsere Universitäten in ihrer die Realisirung desselben begünstigenden Form bewahrt und beschützt, hat endlich, indem es beruht oder unterruht der ganzen Nation angehört, die Liebe und Achtung derselben ihnen erworben und erhalten. Wie sehr zerrissen in politischer Gestalt Deutschland auch immer gewesen ist, in dieser Liebe und Achtung kamen alle Stämme, alle Stände überein, denn sie alle betrachteten die einzelnen Universitäten nicht als Diesem oder Jenem angehörend, sondern als Gemeingut der ganzen Nation, als Bollwerke gegen Willkürherrschaft und Verfinsternung des Geistes: alles dieses, weil ihnen allen jenes Streben nach geistiger Freiheit gemeinsam war und den innersten Kern ihres Seins bildete. Deshalb ist aber auch dieses Streben als der Grund- und Eckstein des gesammten Universitätswesens zu betrachten und festzuhalten, und jede Reform desselben muß, ehe wir sie als zweckmäßig anerkennen sollen, darin sich ausweisen, ob sie der Sicherheit dieses Grund- und Ecksteins nicht Gefahr drohe, ob sie ihn nicht gänzlich umstürze.

Es bieten sich für die Betrachtung unseres Universitätswesens sogleich zwei Seiten desselben dar, welche, so verschieden und von einander unabhängig sie auch bei dem

ersten Blick zu sein scheinen, dennoch innig mit einander zusammenhängen und sich gegenseitig bedingen. Wir wollen sie als das wissenschaftliche und das äußere Leben und Wesen unserer Universitäten bezeichnen. Man hat das letztere als unwesentlich für die Betrachtung des Universitätswesens ausgegeben und höchstens die äußere Form der Lehrmethode in die Untersuchung hineingezogen, indem man gefragt, was das wissenschaftliche mit dem übrigen äußern Leben der Studierenden zu schaffen habe. Die Ansicht ist aber, wie uns scheint, eine rein irrthümliche. Jedes geistige Leben muß sich, es ist kein lanquenter Druß, in einer bestimmten Form in der erscheinenden Welt bethätigen, und nichts verweist mehr als dieses die Wichtigkeit der Ansicht, daß Denken und Handeln, Theorie und Praxis innig zusammenhängen. In dem gewöhnlichen Leben machen wir so oft die Bemerkung, welchen großen Einfluß die sogenannten äußern Umstände des Lebens auf die geistige Bildung des Individuums ausüben, wie dadurch die erstern begünstigt oder gehemmt oder gar erschwert wird; und wir wollen nicht bei dem gewöhnlichen alles geistigen Lebens, bei dem Leben in der Wissenschaft den Einfluß anerkennen, den jene auf dasselbe fortwährend ausüben? Wie werden im Verlaufe unserer Behandlung uns noch weiter über diesen Zusammenhang erlaßern und ihn mit vorzugsweise ins Auge fassen, weil hier von Evidenz in seinem sonst trefflichen Aufsatz: „Ueber Wesen und Werth der deutschen Universitäten“, ihn mit Notwendigkeit weniger fragmentarischen Bemerkungen fast ganz hätte gelassen hat.

Die beabsichtigte oder drohende Reform der deutschen Universitäten verlegt nun nach unserer Ansicht beide Seiten ihres Lebens auf gleich starke Weise, so daß es uns als Pflicht erscheint, auch unser Scherflein zur Verbesserung einer richtigern Ansicht dieser Reformen beizutragen. Bei unserer Betrachtung trennen wir nach der oben angegebenen Weise diese beiden Seiten des akademischen Lebens und fassen zuerst die wissenschaftliche ins Auge.

Als das Grundprincip unseres ganzen Universitätswesens haben wir in Obigem erkannt: das Streben, durch das Studium der Wissenschaften zu einer vernünftigen Freiheit und Selbstständigkeit des Geistes im Denken und Handeln zu gelangen. In Scharen eilt die Blüthe unserer Jugend zu den Universitäten, um für dieses Streben eine Befriedigung in der Beschäftigung mit den Wissenschaften zu finden. Wäre diese Befriedigung im vollen Sinne des Wortes im gewöhnlichen bürgerlichen Leben zu erreichen, wäre sie zu finden in den niedern Kreisen der menschlichen Geschäfte, so würden wir die Pflege der Wissenschaften eine Thorheit nennen oder höchstens ein feineres Spielwerk menschlicher Lust. Ueberflüssig erscheint es uns, die Nichtigkeit dieser Behauptung zu erweisen, denn wir sehen ringsumher bei allen gebildeten Völkern, bei allen Ständen den hohen Werth der Wissenschaften erkannt, wir sehen sie gepflegt von den Großen der Erde und ihre Gewirthen von den Bürgern geachtet. Von dem Gedeihen der Wissenschaften also hängt die glückliche Realisirung unseres Strebens nach vernünftiger Freiheit und

Selbständigkeit des denkenden Geistes ab, und wie jene in fortwährender Entwicklung sich umwandeln, wird auch Inhalt und Form der letzteren sich verändern. Denn in dem Reiche des Geistes gibt es keinen Stillstand. Von Jahr zu Jahr schreitet die geistige Entwicklung der Menschheit durch die Erweiterung der Wissenschaften vorwärts; wer will sich vermaßen, ihr in bestimmten Zeitpunkten Stillstand, in andern Fortgang zu gebieten. Wie die physische Zeugung und Schöpfung des Menschen in undurchdringliches Dunkel gehüllt ist, welches keinem sterblichen Auge zu durchdringen je möglich gewesen ist, noch je möglich sein wird, so auch ist die geistige Zeugung, die geistige Geburt des Gedankens unerkennbar dem forschenden Menschen. Mit dem Blitz des Genies erleuchtet ein von Gott Berufener und durch diese Berufung Erwehrt der weite Gebiet der Wissenschaft und zieht neue Bahnen, auf welchen Hunderte und Tausende zur Erkenntniß ihm nachfolgen. Können ihr voraussehen, zu welcher Zeit das Genie erscheinen wird? magt ihr, bei seiner ersten Erscheinung schon seinen Werth zu bestimmen? Nur in der Lehrfreiheit einerseits kann der reichbegabte Geist des Menschen sich in seinem wahren Werthe erweisen, nur durch die Lernfreiheit andererseits kann eine Lehre Frucht bringen in dem geistigen Leben der Gesamtheit, kann sie zu neuer Entwicklung desselben den Samen streuen.

Aus diesen Gründen verliehen unsere Vorfahren den Universitäten, denen noch jetzt vorzugsweise Pflege, Verbreitung und Fortbildung der Wissenschaften anheimfällt, Lehre- und Lernfreiheit in unbeschränkter Weise. So ward es möglich, daß jedes für die Wissenschaft auskeimende Talent hier den Ort seiner freien, nur seinem Genies überlassenen Entwicklung fand, Wettesser die Lehrenden fortrieb und Ehre sie lohnte, daß aber auch wiederum eine fortwährend sich erneuende Jugend, die mit ungeschwächter Kraft am empfänglichsten ist für die Aufnahme neuer, lebenskräftiger Geistesrichtungen, hier den Grund legen konnte zur wahren Freiheit und Selbständigkeit ihres Geistes. Von Generation zu Generation entwickelte sich auf diesem Wege das frische Geistesleben unserer Nation und breitete sich von dieser Stätte der Bildung weit aus über die andern Kreise des Lebens.

(Die Fortsetzung folgt.)

La verité sur les événements, qui ont eu lieu en Espagne depuis la maladie du roi; par un légitimiste espagnol, à tous les légitimistes de l'Europe. Seconde édition, augmentée de documens officiels et d'autres pièces. Haag, Frank. 1833. Of. 8. 15 Gr.

Diese kleine Schrift schließt mit Einberufung der Cortes, die die Thronfolge der D. Isabella anerkennen sollten, neue Thatfachen können wir also nicht erwarten; aber auch, was wir am liebsten erfahren, die wahre Ursache, wodurch Ferdinand VII. vermocht wurde, das Schicksal des Reichs und seiner Tochter durch Aufhebung des falschen Gesetzes einer so ungewissen Zukunft preiszugeben, bleibt verschüllt. Daß, als die

Krankheit des Königs im Herbst 1832 gefährlicher wurde, die Königin durch den Herzog von Alcubia — er gilt für den Verf. der Schrift — vergebliche Schritte zur Ausöhnung mit Don Carlos gemacht, dieser aber jede Theilnahme an der Regenschaft für Donna Isabella von sich gewiesen und auf seinem Rechte bestanden; daß der König, „craignant de rendre un compte rigoureux du sang qui pourrait être versé après sa mort“, im Beisein der Großen des Reichs das Testament zurücknahm, durch welches er seine Tochter zur Thronfolgerin, seine Gemahlin zur Regentin ernannt; daß einer der jetzigen Minister dies Document escamotirte und nach scheinbarer Genesung des Königs dessen Gemahlin zurückgab; daß nun erst die Cortes zur Bestätigung des königl. Willens zusammengerufen und unter Isabella's Leitung das neue System durchgeführt wurde, mittelst dessen nach des Königs Tode die Regenschaft in den Händen der Königin geblieben: dies Alles mag sehr wahr sein, aber es ist doch eben nichts weiter als die Geschichte einer glücklich durchgeführten Hofintrigue; und von jeher hat nur immer das Testament gegolten, das beim Tode des Testators das letzte war. Wir könnten also ganz füglich abbrechen, zumal Das, was hier und dort aus der chronique scandaleuse freigebig genug mitgetheilt wird, den Verf. eben nicht sonderlich hoch stellt. Interessant aber bleibt die Schrift, weil sie die Ansichten, Pläne und Hoffnungen, wie sie gegen das Lebende Ferdinand's jener Partei vor-schwebten, mit ungewöhnlicher Offenheit ausspricht.

Neben Klagen über die Verderbniß, welche die Freimaurer, unterstützt durch englisches und französisches Gold, über Spanien verbreiten, begegnen wir reichen Lobspendungen des heldenmüthigen Don Carlos und der ehrwürdigen Bischöfe, die gegen solche Neuerung protestiren; dann, nach heftigem Tadel der Königin, daß sie die Sitten und Neigungen des Volks verlege, folgende wahrhaft großartige Warnung (S. 40): „Ce peuple, qui arrive toujours à ses fins, parce qu'il sait vouloir et attendre, souffrira avec patience les nouveaux outrages qu'on va faire à l'objet de ses affections. Mais ce n'est impunément qu'on jettera le germe d'un profond mécontentement dans les masses. De tous les peuples du monde, le peuple espagnol est celui qui sait le moins oublier, et quand le jour de compte viendra, ceux qui n'ont pas craint de blesser les sentimens nationaux dont cette contrée fiere est jalouse, comprendront, qu'en Espagne il faut calculer la violence d'une explosion populaire d'après la durée de la patience.“ Ja, dessen thörichtes Juste milieu der Verf. verachtet, soll abtreten, aber auch kein anderes constitutionelles Ministerium wird sich halten; „car la lutte ne serait pas douteuse“. „Don Carlos“, so schließt das Buch, „a pour lui la justice de sa cause, la nation et le temps“. Was soll man dem Allen wol mit Grund entgegensetzen? Den Erfolg? Allerdings hat er jeder Erwartung Hohn gesprochen. Aber soll das alte Sprüchwort, daß Dem, der sich selbst nicht hilft, Niemand helfen kann, eine neue Bestätigung erhalten?

„War dies das letzte Wort der apostolischen Partei in Spanien“, fragte das „Journal de débats“ in Veranlassung der neuesten Ereignisse, „so muß man gestehen, daß sie dort sehr schwach geworden ist, oder, daß sich etwas weit Mächtigeres als sie entwickelt hat. Aber was ist diese neue Kraft, die auf einmal da erschienen ist, wo man deren Existenz am wenigsten vermuthet hatte? Es ist, wie überall eine allgemeine Reizung zur Ruhe, bessere Würdigung der Familienwohlfahrt und positive Interessen, gegen welche die einzelnen Bestrebungen der Anarchie und des Fanatismus zerplütern! Aber wenn keine Garantie gegen die Mißbräuche und Leiden gegeben wird, so wird der öffentliche Geist das System ruhiger friedlicher Revolution bald aufgeben.“ Also, Mißbräuche und Leiden, und hierin liegt der Schlüssel des Räthfels, warum die unermüde Wehrheit der Nation einer Regierung sich hingibt, die das ruheliessende Volk von Neuerung zu Neuerung hinreißt, und eine andere von sich kößt, die feierlich gelobte: Alles beim Alten zu lassen!

Nach die Inquisition, mit der Don Carlos sein Volk beglücken wollte, scheint ihren Reiz verloren zu haben; Ref. hielt dieses Manifest, sowie die brüderlichen responsa der berühmtesten Universitäten Spaniens und Portugals für eine nicht sehr ansehnliche Justification; aber S. 59 dieses allen legitimitätlichen Europas gewidmeten Buchs lesen wir, wahrscheinlich aus dem Schaafstücken des seligen Vater Puffenbaum: u. a. „15. Question. Et si on emploie la force pour l'obtenir? — Response: Le serment forcé ne produit point d'obligation dans le for intérieur de la conscience, et dans le for extérieur seulement tant, que la force dure“. Es wird erlaubt sein zu fragen, was man unter force zu verstehen habe? Bist nicht la force des choses? Gewalt äußerer Verhältnisse? Man läme dann ziemlich leicht mit der Moral ins Reine.

Unter den sonstigen Beilagen findet sich noch ein sehr ausführliches Abmahnungsschreiben des jetzt geschätzten Erzbischofs von Leon an Ferdinand VII. voll publicistischer Gelehrsamkeit und frommer Satzung. Von Phisiciern, Kartbauern, Plaro, Aristoteles und Puffendorf redet er, und „après être resté long temps aux pieds de Jesus Christ“ rüth er als löblich. Rath, und fordert als Bischof, daß das seltsame Geleg beibehalten werde. Auch Andere hat man schon anderwärts gelesen. 72.

Die Theater in Paris.

Das Théâtre français ist den Günstern geliebter; die Stücke des alten Repertoires sind wieder herbeigeholt worden, und Alex. Duval's, des Erfinders der Romantik, Name glänzt hier als je auf der affiche. Von fehlte noch die Duchesnois, die sich aber, wie es scheint, eines Bessern besonnen hat. Die Tage dieser übrigens immer merkwürdigen Schauspielerin scheint ziemlich verdrängt zu sein; sie hat kürzlich ihr Haus in der Rue St. Lazare verkaufen müssen. Für eine berühmte Künstlerin ist das Theater, selbst in Paris, eben keine ergiebige Carrière. Kürzlich hat Mlle. Brohan vom Vaudeville-theater im Théâtre français mit vielem Glück debutirt; ihr Fach, die Soubrettenrollen, ist leider in den neuern Lustspielen unbedeutend; Soubretten, wie sie Molière und die Lustspielmacher des 18. Jahrhunderts schildern, gibt es eigentlich gar nicht mehr. „Bertrand et Raton“ von Scribe zieht noch immer die Zuschauer in Menge herbei. Von demselben Dichter ward „Une passion secrète“ angekündigt. Gaspard Delavigne hat dem Comité des Théâtre français ein Lustspiel vorgelesen, welches einstimmig angenommen worden ist.

Die Académie royale de musique hat seit längerer Zeit nichts Neues. „Robert le diable“ wird stets bei übervollem Hause gegeben. „La révolte au sérail“ ist das Lieblingsspiel geblieben. Die holden Nymphengestalten im Bade, die Opernschülerinnen im Panzer, mit Schild und Speer, unter dem Commando der Tagliont manouvrirend, gewähren ein sehr vorführerisches Schauspiel. Die Maskenbälle auf diesem Theater waren äußerst glänzend. Man sah da unter andern Quadrillen, welche förmliche französische Costüme der drei letztverflohenen Jahrhunderte darstellten, nach Zeichnungen der besten hiesigen Künstler, welche in einem Prachtwerke unter dem Titel: „Bals maqués de l'opéra“ soeben erschienen sind.

Die Vorstellungen des Théâtre italien sind dieses Jahr nicht so besucht, nicht so brillant als in frühern Jahren. Außer Tamburini und Rubin findet man da keine Virtuosen vom ersten Range. Die schöne Giulietta Grisi haben ihre Bewunderer höher gestellt, als sie es verdient. Sie kann sich in keiner Hinsicht weder mit der Pasta, der Sonntag, noch mit der Rolbran messen. Eine neue Oper: „Il Bravo“, nach dem bekannten Romane von Cooper, hat vielen Beifall gefunden. Die Musik ist von Martiani.

In der komischen Oper wird heute die 170. Vorstellung des „Pré aux clercs“ angekündigt. Dieses außerordentliche

Stück verbanke die Oper wol ebenso sehr dem Drama selbst als der Musik, welche, stets grazils und lieblich, nur im besten Theil erquickend originell ist. Die neue Oper, welche der spanische Compositour Gomez unter dem Titel: „Le Revenant“, im Theater der opera comique hat aufführen lassen, ist das bedeutendste musikalische Kunstwerk, welches seit „Robert le diable“ hier erschienen ist, mit dem es einige Aehnlichkeit bei An Nachahmung ist übrigens nicht zu denken. Form und Gedanke behaupten in der Partitur von Gomez völlige Dignität. Im wrißen nähert sich seine Diction der Auserlesen Namen. Der Text ist ein seltsames Durcheinander von buntem Humor, Teufelskspul und Albernheiten. „Le château d'Urtubi“, Musik von dem früh verstorbenen Bertin (dem Cobart), und „Une bonne fortune“, ein Carnevalsstück, Musik von Adam, wollen beide nicht viel sagen.

Dem unerschöpflichen, unersättlichen Scribe genügen die Forderungen und die Künstlerhalter nicht, die ihm jeden Abend das Théâtre français enträgt. Während „Bertrand et Raton“ ihre glänzende Laufbahn verfolgen, ist von demselben Dater im Theater des Gymnase ein Vaudeville: „La chanoinesse“ erschienen. Petrole, eine Entfesseltame zu Louis, hat einen Satz bei sich, den sie für ihren Reffen auslegt. Die vorzüglichste Mutter erscheint plötzlich bei ihrer Tante, höchst erkant, erst einmal zur Mutterwilde gelangt zu sein. Aus Rücksicht für ihre Tante übernimmt Gabriele indeß die ihr übertragene Rolle. Nun kommt aber Gabriele's Frater, Henri, ein Mannstücker, mit dem General Perville, seinem Oheim, bei seinen verdächtig Reffen unabhängig mit der unermittelten Versicherung antritt. Diese Auftritte sind um so komischer, da sich's kurz darauf heraus stellt, daß das Kind vom General selbst ist; wie das gesahm. (Daneben wird hier nicht weiter entwickelt. Der General wird trotz dem seinen Fehler bei der Mutter wieder gut machen, für welcher er Gabriele hält, muß sich aber zuletzt mit der Chanoinesse er gnügen. Die übrigen Theaternovitäten sind im Vaudevilletheater: „Les infortunés d'un joli garçon“, ein Pröbant in „Les malheurs d'unant heureux“ von Scribe, und „Les papillotes“. Die Heldin des letzten Stückes ist Ninon de l'Oratoire. Dem Melodrama: „Ninon“, welches im Gaité kürzlich gegeben. Dem die bekannte Liebchaft dieser Bühlerin mit ihrem eignen Sohn zum Grunde, der sich zuletzt vor ihrem Hause erschießt. La Palais-royal hat „La révolte des femmes“ einiges Glück gemacht, wie auch „Un scandale“, eine Carnevalspoffe. 73.

Literarische Notizen.

Die in der Geschichte und in der Volkssage berühmten Burgen an der Grenze von England und Schottland erkühnen in einer Reihe von Ansichten nach Zeichnungen von Richardson.

Die neueste statistische Uebersicht der Vereinigten Staaten enthält „Companion to the american almanach, or repository of useful knowledge for 1834“.

Es erscheint eine neue englische Uebersetzung von Göthe's „Faust“ von John S. Blackie mit einer Einleitung und Anmerkungen. Sein letzter Vorgänger ist Hayward, dessen Uebersetzung 1825 erschien und das Original teure wiederholt alle frühere Versuche.

Von John W. Gregor's „British America“ ist die 2. und vielen Zusätzen bereicherte Ausgabe zu Edinburgh 1833 in 2 Bdn. erschienen.

Die poetischen Werke des 1832 verstorbenen Dichters G. Crabbe erscheinen seit dem Jahr 1834 in einer vollständigen Ausgabe in 8 Bdn 12. bei Murray. Der erste enthält des Dichters Leben von seinem Sohn, und der 8. wird bald angebrachte Dichtungen mittheilen. 7.

Ueber die Reform der deutschen Universitäten.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 73.)

Haben nun unsere Universitäten diese ihre Bestimmung vernachlässigt, haben sie die ihnen gewordene Lehr- und Lernfreiheit unbenutzt gelassen zum weitem Fortschritt, oder sie misbraucht und unser geistiges Leben herabgezogen und verkümmert, daß man ihnen jetzt droht, ihre feilern Rechte zu nehmen oder gar sie gänzlich aufzulösen und andern Anstalten unsere Bildung anzuvertrauen?

Werfen wir einen Blick auf die geistige und wissenschaftliche Bildung unserer Nation, wir werden ohne Anmaßung behaupten dürfen, daß sie sich mit jeder andern hierin vergleichen, daß sie den meisten sich voranstellen kann. Wir wollen nicht sagen, diese schöne Frucht sei gereift nur durch die Thätigkeit und Wirksamkeit unserer Universitäten — zu viele Umstände wirken ein auf die geistige Bildung und Erhebung eines Volkes —; aber daß diese stets an ihrem Theile kräftig hierzu mitgewirkt haben, werden und können selbst ihre bittersten Feinde nicht in Abrede stellen. Selten nur ist ein Tadel laut geworden über ein „junstmäßiges“ Abschließen der Universitäten gegen weitere neue Fortschritte der Wissenschaften, und oft ging dieser Tadel aus einer eiteln Selbstüberschätzung Decer hervor, die ihrer nichtigen Anmaßung durch die ernste Wissenschaftlichkeit der Universitäten Schranken gesetzt haben. Denn es ist Rechte, daß das Neue sich nur im Kampfe mit dem Alten bewähre, und nicht in stürmischer Eile jägt man in der Wissenschaft von Lehre zu Lehre. Von zwei verschiedenen Standpunkten aus erleidet nun die Lehr- und Lernfreiheit der Universitäten harte Angriffe, deren siegreicher Erfolg das Wesen derselben zerstören muß, da, wie wir im Obigen gezeigt zu haben glauben, Lehr- und Lernfreiheit die eigentlichen Kernpunkte ihres Lebens sind. Es ist daher hier nur unsere Aufgabe, zu zeigen, wie diese vorgeschlagenen Reformen den Zweck des ganzen Universitätswesens: eine vernünftige Freiheit und Selbstständigkeit des Geistes durch das Studium der Wissenschaft zu verbreiten, gänzlich vereiteln.

Beide Standpunkte des Angriffs finden ihre Begründung in einer besonderen Richtung unsers Zeitgeistes und müssen daher im Zusammenhange mit dieser aufgefaßt und beurtheilt werden.

Bei einer auch nur oberflächlichen Betrachtung unserer Zeit bemerken wir atsbald eine besondere Richtung und Vorliebe derselben für das sogenannte Praktisch-Mechanische im gesammten Staats- und bürgerlichen Leben. Man findet ein Streben, alle Einrichtungen des Staates in so einfach als möglicher Maschinerie, es sei in der Administration oder in der Verwaltung der Justiz, festzustellen, sowie alles frei sich gestalten wollende Leben in eine unbestimmte vorgeschriebene Norm hineinzuzwängen. Auf dem Gebiete der Pädagogik ging aus derselben Richtung der Streit über den Nutzen der alten Sprachen als Bildungsmittel der Jugend, im Gegensatz zu den sogenannten Realwissenschaften, Mathematik, Physik u. s. w. hervor. Hier ward der Angriff auf die bestehenden Bildungsmittel siegreich von den tüchtigsten Männern der Wissenschaft zurückgeschlagen, indem man erkannte, daß es nicht darauf vorzugewisse ankommen könne, wie viel Sachen der Schüler lerne, sondern wie überhaupt sein Geist für die spätere Auffassung derselben formal gebildet werde. Dieses Princip des unmittelbaren Nutzens, der mechanisch-praktischen Anwendungsbarkeit hat nun folgericht auch Angriffe auf die bestehende wissenschaftliche Form unserer Universitäten hervorgerufen. Fassen wir nun die in dieser Beziehung von verschiedenen Seiten her laut gewordenen Stimmen zusammen, so wird die Anklage etwa im Kurzen folgendermaßen lauten:

„Unsere deutschen Universitäten entlassen durch ihre Lehr- und Lernfreiheit den Jüngling gänzlich der zu seiner Erziehung zu einem tüchtigen Staatsbürger so nöthigen Sucht und Leitung. Ihm ist die Wahl, welche Collegen und in welcher Ordnung er dieselben hören wolle, gänzlich überlassen; Jedermann aber steht darin übereinstimmen, daß für einen bestimmten Bildungsgang eine gewisse Ordnung des Lernens nöthig sei; daß nun aber das Selbstfinden und Bestimmen derselben dem unersahrenen Jüngling, der fast ohne einen Begriff der Wissenschaft, welcher er sich widmen will und soll, die Universitäts bezieht, unmöglich überlassen werden könne. Daher schränkt man jene Freiheit ein, bestimme von Staats wegen die Reihe und Zahl der in jedem Semestre zu hörenden Collegien und halte strenge auf die regelmäßige Befolgung dieser Vorschriften. Doch ist hiermit noch nicht Alles gewonnen. Wir sehen so viele Jünglinge die Universität ver-

lassen, ohne die geringste Frucht ihrer vieljährigen Studien. Hoffnungsvoll entlassen Väter und Lehrer den Jüngling, hoffnungslos müssen sie ihn wieder empfangen. Viele wären bewahrt vor diesem Untergange, viele sich und den Andern zur Freude gerettet, hätte eine strengere Aufsicht über ihren Fleiß gewacht, eine strengere Zucht sie ermuntert und gestärkt. Diese Aufsicht, diese Zucht also wolbme man wiederum wie in den frühern Zeiten unsern Studenten, und indem die Behörde durch die Vorschrift bestimmten Collegienbesuches die wissenschaftliche Ordnung des Studiums festzusetzen unternahme, so treibe sie auch durch die Einsetzung des etwa wöchentlichen Examinirens, durch das Verlangen nach schriftlichen Aufsätzen den Schüler zum fleißigen Studium an und erleichtere auf diese Weise vielen den Gang ihrer Bildung. Mit Einrichtungen dieser Art würde sich auch ein dritter Nutzen verbinden, nämlich eine tüchtige Anleitung zur praktischen Anwendung der gelernten Wissenschaft. Viel zu wenig nimmt die bisherige Form unsern Universitätsunterrichtes auf diese praktische Anwendung Rücksicht, und dennoch ist sie die einzig wahre Frucht eines jeden Studiums*.

Indem wir nun diesen Anklagen antworten, diese Reformvorschläge zurückweisen wollen, müssen wir nochmals unsern Lesern ins Gedächtniß zurückrufen, was wir im Obigen als den Zweck unseres ganzen Universitätswesens aufgestellt haben. Vernünftige Freiheit und Selbstständigkeit des Geistes im Denken und Handeln wollen wir durch die Beschäftigung mit den Wissenschaften auf der Universität fördern und verbreiten. Hiermit fällt nun aber sogleich jede besondere Rücksicht auf das Studium für ein Amt, für das tägliche Brod in der Betrachtung der Universität hinweg. Wir sagen: „besondere“ Rücksicht, indem wir der Ansicht sind, daß das Erreichen der Fähigkeit, dem Staate als tüchtiger Beamter jeglicher Art zu dienen, eine sich von selbst ergebende mittelbare Folge eines jeden tüchtigen Studiums ist, welches jenen obigen wahrhaften Zweck vor Augen gehabt hat. Es ist jede wahre Wissenschaft an sich selbst auch praktisch und hat stets selbst auch eine praktische Tendenz, denn sie kennt keinen andern Inhalt als den Inhalt des gewöhnlichen Lebens, sie sucht nichts Anderes, als dieses in seiner ganzen Tiefe zu erforschen und klar zu machen. Daher gestatten wir aber auch dem Staate, der in jetziger Zeit die Universitäten als seine Anstalten betrachtet, nur das Recht, diesen Gesichtspunkt, nämlich die Erziehung von Beamten für ganz bestimmte praktische Zwecke als secundären, nicht als primären bei der Behandlung der Universitäten festzuhalten. Gern geben wir zu, daß der Staat in viel sicherer Weise durch Specialschulen — von welcher Art wir eine medicinische in Berlin kennen — diese von uns secundäre genannten Zwecke erreichen könne, aber niemals wird in ihnen eine freiere Selbstbildung gedeihen, welche eben die Praxis in ihrer ganzen Tiefe aufzufassen und frei zu behandeln verstünde.“ *) Ein-

*) Es ist dieser Punkt in Bezug auf medicinische Anstalten im vorigen Jahre von einem hochgestellten preussischen Medicinalbeamten in der berliner „Medicinalischen Zeitung“ recht

zelne Individuen, welche von der Natur vorzugsweise begabt sind, werden sich auch aus dieser beschränkten Form herausarbeiten, darum bleibt sie aber nicht minder in beschränkender Form, da sie keiner geistigen Individualität den Spielraum freier Entwicklung gewährt; sie gestaltet sich dies auf unsern Universitäten.

Der Jüngling, durch der ersten Schule Zucht zu Ordnung zum kräftigen Willen, zur Fähigkeit des Lebens wie der sittlichen Freiheit gebildet, sieht bei dem Eintritt in die akademische Laufbahn das weite Feld der Wissenschaften vor sich ausgebreitet. Wohin ihn die Verwandtschaft seines eignen Geistes zieht, mag er hinwenden, in diesem geistlichen Drange Befriedigung zu finden. Noch ist ihm selbst oft unklar genug, in welcher Hinsicht sein Geist sich gesättigt finden, durch welche Studium er hingelangen werde zur höchsten Erkenntnis, zu er nachstrebt. Aber es steht ihm unverwehrt frei, dahin und dorthin im Versuche sich zu wenden, bis er gefunden und erkannt, was seiner Individualität am besten nicht rathlos steht er nun in dem gefundenen Feld seiner Thätigkeit da, Lehrer und Väter, Freunde stehen zur Seite, hier und dort ihm Auskunft gebend über den besten Gang und richtige Art seines Studiums, in Zwang freilich und Gebot, nur seinem eignen Geiste überlassen, ob er ihnen folge. Denn auch hier ist freie Wahl ihm vorbehalten. Verschieden nach Art der Lehrart stellen sich ihm durch die Lehrfreiheit die Lehrgänge der Wissenschaften dar, nur seine eigene Schätzung führt den Schüler zu dem einen oder andern, nur seine eigene Individualität, nur sein eigenes Verlangen läßt ihn bei dem Gewählten verharren oder sich dem neuen, neuer Richtung nachzufolgen. So ist aber das Product seiner Bildung in Freiheit gewonnen, die Freiheit und damit wahrhaft vernünftiges.

Ist ein solcher Bildungsweg dem Geiste in den Specialschulen geöffnet, oder schneidet ihn nicht, wie der Gärtner seine Hecken, die Menschen geistig darin zu richten sie mehr oder weniger handwerksmäßig und mechanisch zur Ausübung einer besondern Fertigkeit an?

Die weitern Vorwürfe nun, die wir früher gegen diese Universitäten vernommen haben, treffen wenigstens als die vorhergehende Schule, und können daher auch in dieser ihre Abstellung fordern. Äußere Zucht und Disziplin gehören in die Schule und ins ältere Haus, wo sie dort kräftig gehandhabt worden, und ist in dem Knaben zum Jüngling herangewachsen, so wird auch der geistlich-moralische Kampf ihm auf der Universität vorstehen, er kann noch oftmals sinken und unterliegen diesem Kampf, aber niemals gänzlich darin zu Grunde gehen. Tüchtige Gottesfurcht und Frömmigkeit, die man durch Schule und Haus in die Seele des Jünglings wie man durch Schule und Haus in die Seele des Jünglings wie man durch Schule und Haus in die Seele des Jünglings

klar und einbringlich auseinandergesetzt werden, und wie uns erlauben, auf jenen Aufsatz aufmerksam zu machen, da die erwähnte Zeitschrift selten in die Hände derer als Mediciner kommt, und uns selbst dieser Aufsatz nur durch Zufall bekannt geworden ist.

es mich oft, sey' ich Kelttern die Verwahrlosung ihrer Söhne auf der Universität beweinen und bejammern, sie beweinten mit der fremden Sünde nicht weniger die ihrigen. Dies aber ist eben das Wesen der geistigen Freiheit, daß nur im Kampfe sie gedeiht, sie auf immer erlungen werden kann. Steht doch auch in diesem Kampfe der Jüngling in der Zeit seines akademischen Lebens nicht verlassen da, die ermunternde Theilnahme und Einwirkung der Lehrer — freilich auf den jetzt in Hauptstädten beliebten Universitäten erschwert — hebt und erleichtert sein wissenschaftliches Studium; seine moralische Ausbildung zu fördern, sind die Kirchen der Universitätsstädte nicht verschlossen, sind diese selbst würdiger Geistlichen nicht beraubt. Nur muß jede Einwirkung der Art auf Freiheit beruhen, denn nur das in Freiheit Gewonnene macht geistig frei. *)

(Der Beschuß folgt.)

Zwei Worte über Tieck's Novelle: „Eine Sommerreise“.

Tieck's letzte Novelle: „Eine Sommerreise“ (in der „Arctica“ für 1834), will ich nicht recensiren, sondern nur mit einigen Bemerkungen begleiten, die kurz und anspruchslos sein sollen.

Was man so gewöhnlich den Stoff nennt, den kann man hier, wenn man will, als des Reichthums entbehrend anfragen. Ich aber klage nicht, sondern finde ihn recht sehr bedeutend. „Man sucht oft als einen Feind in weiter Ferne, was befrundet nebra und im Wagen oder auf dem Sofa sitzt.“ Das ist nun wol ein Epigramm, aber ein echtes, hinter dessen besondern Sinn wir gewöhnlich erst in den männlichen Jahren kommen, und es wird vermuthlich mancher Leser über 40 Jahren bei der Lectur dieser Novelle bemerken, vergleichen oder ähnliche habe auch er gelebt, und es sei recht dankenswerth, daß Tieck sie geschrieben. Ohnehin steht die Novelle dem Epigramm viel näher, als man in früheren Zeiten gemeint hat. Was man gewöhnlich einen reichen Stoff nennt, dürfte man eigentlich — wenn das unerfreuliche Beiwort erlaubt ist — nur einen dicken nennen, und nach einem solchen wird sich Tieck schwerlich jemals umsehen, der überhaupt nie stoikrualen gewesen ist, wie jetzt leider so viele Novellenbichter sind.

Ich lobe ferner den Titel; denn abgerechnet daß er so ganz einfach ist, ist er auch völlig wahr. Wir finden hier nämlich einen „Sommer“ und eine „Reise“, und das ist wahrlich gar nicht wenig. Bei den meisten deutschen Reisebeschreibungen komme ich nicht aus meinem Zimmer heraus, und es wird mir oft recht eng ums Herz, wenn ich bedenke, daß diese Männer, die doch so weit hingekommen sind, so wenig Ersprießliches und Erquickliches hardder mitzubringen haben und zu vergegenwärtigen vermögen. Daraus verstanden sich einige unserer Vorfahren doch besser, z. B. der sehr gelehrte, geistreiche und dabei (wunderlich genug!) sehr beschriebene Magister Dlearius, der bekanntlich mit seinem (und unserm) geliebten Freunde, dem Dichter Paul Fleming, die Reise durch Rußland nach Persien machte und beschrieb, und zwar so angenehm, lehrreich und stattlich, daß man immer mitzureisen glaubt. Es ist nur schümm, daß sein Buch schon etwa 180 Jahr alt und in Folio erschienen ist.

*) Daß noch mancherlei geschehen könne auf unsern Universitäten, Fleiß und Studium der Jünglinge zu fördern, wollen wir hier nicht in Abrede stellen. Genauer aber auf Art und Weise der Realisirung einzugehen, war hier nicht der Ort, da es nur darauf ankam, zu zeigen, daß jede Einwirkung der Art niemals auf Zwang beruhen dürfe, wenn sie nicht der Erreichung des wahren Zweckes der Universität hinderlich werden soll.

Man darf deshalb nur Wenigen zumuthen, sich mit solchen alten unbrauchbar zu handhabenden, in Schweinsleder gebundenen Lebkütern zu beschäftigen, da uns die vielen, wenn auch zuweilen unbedeutenden, neuen und vornehmen Bücher in Leder und zarten Kapseln so leicht zur Hand sind. Tieck hat sich ohne Zweifel mit diesem Dlearius recht gut vertragen und sieht es gewiß nicht ungern, wenn ich an den alten Ehrenmann erinnere, der auch seinerseits — lebte er nur noch — mit Freuden anerkannt würde, er könne nunmehr durch diese „Sommerreise“ die böhmischen Gebirge und ihre Nebel, Thüringen, Baiern u. s. w. in mancher Hinsicht so wohl, als wäre er da gewesen.

Und diese Reise geschieht im Sommer; folglich muß auch der Sommer mitgeschübert werden. Nur bei Ende nicht apart und wie auf einem Extrablatt. Es soll dem Dichter durchaus nicht verwehrt werden, einen erfrischenden Sommermorgen, ein macht- und prachtvolles Gewitter nebst gehdrigem Regenbogen, sowie den sanft ausgleichenden seelenberuhigenden Abend in ganzer Herrlichkeit zu schildern; nur glaube er ja nicht, damit sei es abgethan. Ich verlange vielmehr, und zwar, daß Alles sommerlich aussehe und zugehen solle, denn nur so ist es der Wahrheit gemäß. Was — um doch ein Beispiel zu geben — im Sommer an einem heißen Mittage zu Verona sich ereignen kann, wird schwerlich bei 20 Grad unter dem Gefrierpunkte sich ereignen können, selbst Lybalt und Mercurio hüben im Schnee von ihrer Festigkeit etwas ein, und die Degen flattern nicht so leicht aus der Scheide. Der deutsche Winter ist eine so erstarbte Sache, daß wir einen rechten Anlauf dazu bedürfen, und es können Wochen vergehen, ehe wir uns auch nur an den Gedanken gewöhnen mögen, er komme jetzt wirklich oder sei bereits gekommen. In dem Winter 1829—30, wo wir eine ungeheure Schneedecke 14 Wochen lang ununterbrochen vor Augen hatten, sahen wir auch schwerlich so anmuthig aus und zeigten uns auch viel leicht nicht völlig so lebenswürdig und muthwillig scherzhaft, als man es uns in dem köstlichen Kometsjahre 1811 nachrühmte; doch selbst in gewöhnlichen Wintern haben unsere Gesichter, unsere Arbeiten und Gespräche mitunter eine ganz andere Farbe als im beginnenden Frühling, oder vollends in dem gesicherten Sommer. Das bedenken aber viele Novellenbichter und Historiker nicht, während Tieck in seiner „Sommerreise“ uns lauter Sommergesichter oder doch vom Sommer durchglühte und durchströmte Herzen zeigt. Man darf wol sagen: Wir sehen und hören hier recht hübsche Leute, die ebenso wol den Muth haben, wigg-muthwillig und ausgelassen zu sein, als geistreich fröhlich und — wie es wohlgefinnten Deutschen ansteht — ernst und nachdenklich, ohne jemals schwerfällig zu werden, denn den Elementen im deutschen Gemüthe haben sie zu Hause gelassen. Es gehen auch manche edle literarische Schatten an uns vorüber, und da man es im Hain des poetischen Clysiums doch hoffentlich nicht allzu genau nimmt, so wollen wir uns auch keineswegs wundern, sondern uns über des Dichters Berechtigtheit freuen, daß er uns hier auch den biederherzig rührenden, erhabenen lächelnden, kraftstrotzenden, tugendhaft überbauenden und Alles zum Besten kehrenden Schöpfer des ohne alle Grenzen genialen Ritters Womsen vorführt, und zwar in seiner sieggewohnten Ungelehrtheit, an der sich das deutsche Erbibliothekenspublicum ein gutes Jahrzehnd mit gleicher Ungelehrtheit erfreut hat. Ach! wenn Tieck auch 1835 eine solche Sommerreise gemacht hätte, würde sich wol eine ähnliche so angenehme originelle dramatische Maske gezeigt haben? Es ist aber ganz gegen die Ordnung, wenn in kritischen Bemerkungen ein Ich vorkommt, und ich will deshalb schnell und mit gegiemender Ruhe hinzusetzen, daß wir auf diese Weise ein sehr anziehendes literarisches Jahrbuch bekommen haben. Kein vollständiges — darauf war es auch nicht angelegt; doch wie gesagt ein sehr anziehendes. Das Jahr 1803 verdient auch diese Ehre, denn es war wirklich ein sehr reges Jahr, das bei vielem Wunderlichen und Bizarren doch auch gar Treffliches leistete und manchen schönen Samen auswarf, der heute noch gute Früchte trägt.

Was aber Tieck hier nur so nebenbei und in freien stüchti-

gen Urrißen gegeben, ein kurzes, freundliches, literarisches Jahrbuch nämlich, dergleichen sollten wir billig schon längst in beträchtlicher Anzahl haben. Wir haben es aber leider nicht, und doch liegt der Gedanke so nahe! Jeder sinnige Mann pflegt um die Psychosezeit mit argemendem E. nit nachzudenken, was er wol in dem schreibenden Jahre gewonnen oder gar verloren habe. Er erdichtet bald, bald lächelt er ein wenig, nimmt sich für die Zukunft manches Gute vor u. s. w. Da wäre es nun recht gut, wenn wir auch ähnliche kurze unbefangene literarische Jahresübersichten in den verschiedenen Zweigen des Schriftentums mit salomisch kräftigen Zügen hingestellt bekähen. Sie müßten besonders sehr gekürzt und unbefangene sein und genau angeben, was für vortheilhafte, gute, mittelmäßige, schlechte, tolle, lächerliche u. s. w. Bücher wir im letzten Jahre empfangen hätten. Ihr braucht Euch nur zu denken, Ihr Amt einmal in eine ganz besondere deutsche Bibliothek, und es fiel Euch eine lange Reihe von Seiten mit dem Titel: „Aesthetische Annalen“, vom Jahre 1649, 1650, 1651 fg. bis heute in die Augen, wie müdet ihr zugeissen! — Es ist nicht in Abrede zu stellen, daß wir mancher recht Gute für diesen Zweck bereits besitzen; aber in der ersaublichen undersangenen Kürze, wie ich es wünsche, ist es mir nur selten vorgekommen.

Rücken wir zur Novelle zurück, so ist es billig, wenigstens eines der dort auf'streuesten Charaktere im Fluge zu betrachten. Es ist Wachtel. Es gab eine Zeit, wo eine Menge Deutsche, besonders wenn sie das deutsche Lebensjahr hinter sich hatten, alle wichtige Richtung rechneten, in ihrem Tenor sangen: „Es ist nicht werth die Welt, so eine Welt wie diese, daß man nur Eine Thüre nennt“, wobei ein angenehmer Jauchendehaut intonirte: „Meine nicht, es ist vergebens!“ u. s. w. Das war nun mitunter ganz ledig; aber viel kam auch nicht dabei heraus, und in jedem Falle kam man mit trockenem Ange eben so langweilig sein als mit nassem; ja, es ist noch die Frage, ob nicht noch sterker. Auch dürfte eine Welt, die nicht einer einzigen Thüre werth ist überhaupt nicht verdienen, daß man in derselben wohnt und lebe: eine Ansicht, die denn doch zu erheblichen Dingen führen müßte, wenn man sie in vollem Ernst erfassen wollte. So salomisch steht es mit Wachtel nicht. Er singt ein anderes Lied, und zwar in bunter Prose, weich s etwa also lautet: „Es ist nicht werth die Welt, so eine Welt wie diese, daß man sie irgend einfaßt nimmt“. Auf diesem Standpunkte hat er nun grade so viel Wig, Scharf, Feine, antikerische Wendungen u. s. w. gewonnen, als man auf demselben gewinnen kann, und ich habe mich bei der Lecture nicht erregt, so oft er den Mund aufreißt. Dieser Standpunkt ist es mit jenem Standpunkte doch auch eine eigne Sache, und man kann eigentlich nicht einmal von einem Standpunkte reden, denn das Stehen auf ihm will nicht recht glücken. Das hat der Dichter nicht bloß gemerkt, sondern vortheilhaft daraus Nutzen gemacht, denn Wachtel's erstes und letztes Auftreten ist kein rechtes Auftreten sondern ein Aufstehen und Aufbaumen, und zwar und Freund müssen sich abarbeiten, um ihn nur auf die Höhe zu bringen. Es ist mir erzählt worden, daß man diese erste und letzte Trunkenheitszene als unziemlich hat rathen wollen; ich finde sie jedoch durchaus nöthig und um deswillen löblich. Habe ich nämlich das Wachtel'sche Wesen mit Necht als jeden Lebensernst ablehnend und gleichsam als den Standpunkt des Nichtlebens anzuhaben, so entsteht die Frage: wie kann er dann leben? Denn etwas Positives bekähen wir nun einmal nicht. Ein, um nicht in Nebel, Nacht und Leere zu sinken. Darum hat auch Wachtel noch etwas Positives sich umfassen müssen, und das ist ihm der Wein. Was drei herauskommt, stellt sich hier der Dichter völlig anfangen dar, und es ist recht gut, wenn der Leser sich mitten in der Ergötlichkeit auch eine gute Partie herausnehmen will, ja, daß es doch mit einem gewissen stillosen Imperativ in der Faust keine so löbliche Sache sei, daß die Scherz den Ernst bedinge u. s. w. Sollte Wachtel einen solchen

Imperativ in sich ausgebildet und bewahrt, kann erst würde es sein Weg zu eigenlichem Humor erheben können, und er kann mit dem Leben spielen, weil er den Kern derselben nicht an ihm, wie z. B. Jean Paul's Siebenkäs und Leibgeber Nur, zu gefast, sondern man nicht, was Lied hier nicht hat geben wollen, sondern erkenne an, daß er wirklich gab, was er geben wollte: ein treffliches Charaktergemälde, das aber der geniale Dichter selbst weit übersteht.

Endlich wäre auch wol von der Sprache und dem Style zu reden, was jedoch Vielen überflüssig erscheinen mag. Es versteht ja Keiner daran, daß Kitz recht hübsch schreibe; und was kann er mehr verlangen? Es ist nur schmerz, daß das Wort, die dem Dichter seines Lob gelegentlich zuzuhören, daß sie sich manden andern Schreibern zusammen lassen, die doch eine solche mangelhafte Sprache abhaken, oder, wenn man lieber will, aufplügen. — So gibt es z. B. ein Stubendeutsch, ein Salomendutsch, ein Theatralisch, ein unergütliches, raffineses Unordentlich deutsch u. s. w., und das lebt man gelegentlich auch. Das läßt man aber nicht, denn so Einseitiges erreicht sich gar leicht, und wirklich hat Kitz hier Vieles voraus vor Tausenden. So wie ich immer meine rechte Freude daran, daß sein Deutsch — obwohl im innersten Kern immer dasselbe — in jeder seiner Reden in wechselnder Wärme und Farbe erscheint, und wie z. B. im Stint in dem „Kriege in den Germanen“ mit dem in dem „Amor“ und diesen wieder mit dem im „Aunenberg“ u. s. w. verwechselt wollte, der würde sich selbst einen wahren Versuch daraus und dabei auch mancher Geistesstärke lernen können. In dieser „Amor“ ist der Stint überaus bequem und behaglich (auch das Kind oder der Wirth's in seinen beiden letzten Lebensjahren sind hier ganz an ihrer Stelle), ruhig, süßlich, gewislich gar schönbar nachlässig. Das dünkt mich grade so recht, was es ist, wenn ich mich so austreten darf, das semantische Köchdeutsch gebildeter Menschen, und es würde z. B. der gütigen durchgehaltene Styl in dem „Kriege in den Germanen“ zu dem nicht hierher gehört haben.

Für letztere Bemerkungen aber wie viele Einzel ich mir am besten die Kürze im Style, und so will ich mich abgeben Franz Fern.

Miscellen.

Der Kurfürst von Sachsen und die Einigkeit in Wars.

Die Mars, erzählt Jetter in einem Werke an Wachs vom 10. August 1803, hatte in Dresden erklärt, daß sie nicht der Kurfürsten mit ihrem Tante zu verhalten. Da man aber sagte; daß St. Durchlaucht bei der Waise in Paris ruhere, so bemerkte sie, sie müsse gestehen, daß es ihr unmöglich sei bei dem Essen zu sitzen. Ueber diese Erklärung sei es 100 Ducaten und der Kurfürst um eine Aue droner gegeben.

Neue Deutung des E. und Z. Lauten.

In G. L. Stadler's „Wissenschaft der Neumann'schen“ (Berlin 1833) heißt es S. 16 vom Buchstaben Z: „Es ist die Lichte, in sich vertheilt und bewahrt Innigkeit des Worts und Empfindens, die ihren Ausdruck in dem Z findet“. Das Z ist gegen die nach demselben der „Wort der Neumann'schen“, wo sich das E geltend macht, ist es der Ausdruck des Lichts und des sich selbst genügenden Lebens. Dieses Licht ist die deutsche Sprache, welche von diesem Geist besetzt ist, in der hauptsächlich und wesentlich in diesen Lauten geschehen. Es ist wiederum nicht vergessen werden, daß es auch ein Gegenstand auf die Gemüthsart verschiedener Völker haben hat, wie verschiedene die einfließen auf dasselbe Wort. Die besten die beiden Classen in ihrer Gemüthsart, wenn man die Grundzüge und Annahmen die geist und herangebrachte Form der Stähler Wachtel's und Noms erlegen kann. 13

Sonntag,

— Nr. 75. —

16. März 1834.

Ueber die Reform der deutschen Universitäten.

Erster Artikel.

(Schluß aus Nr. 74.)

Geißig freie Menschen also erziehen unsere Universitäten durch Freiheit, sie erziehen sie nicht für die Wissenschaft allein, sondern auch für ein allseitiges praktisches Staatsleben. Beiwelchem die Mehrzahl unserer akademischen Jugend geht nach vollendeter Studienzzeit in dieses über, indem nur Wenige berufen sind, sich der reinen Erforschung der Wissenschaft und ihrer Verbreitung undebdingt zu widmen. Herangereift zum künftigen Mannesalter soll diese Mehrzahl dereinst, höher oder niedriger gestellt in ihrem Wirkungskreise, doch über der Masse der übrigen Bürger stehen; sie soll, Jeder an seinem Theile, mitwirken zur vernünftigen Führung, zur tüchtigen Erhaltung und Erhebung des Staates. Es soll ihr eine Anschauung einwohnen der gesammten Natur des Staatsorganismus, damit sie nicht gleich dem „Handwerker mechanisch nur ihren Theil der Arbeit verrichte, sondern, in den geistigen Zusammenhang des Ganzen einbringend, frei das Einzelne vollbringe. Denn das eben ist ja das Kennzeichen des wissenschaftlich gebildeten Mannes, daß er nicht vom beschränkten Gesichtspunkte der naheliegenden, ihn unmittelbar berührenden Dinge aus urtheile und handele, gleich dem in den engen Schranken seines Gewerbes gehaltenen Bürger, sondern daß er Nahes und Fernes verknüpfend erkenne, wie seine Thätigkeit eingreift in die Thätigkeit Aller. Immer gesteigeter soll in unserer Zeit diese Anforderung an jeden wissenschaftlich Gebildeten gemacht werden, da, wie nicht zu leugnen, der Antheil des Einzelnen an dem politischen Leben des gesammten Staates von Tage zu Tage sich vermehrt. Je reger aber in dieser Hinsicht das geistige Leben der Völker wird, um so näher, um so gefährlicher auch liegen Jedem die Furwege offen, die zum Verderben des einzelnen Individuums nicht weniger wie zu dem des Staates führen. Deshalb hat man auch hier geglaubt, Sicherungsmaßregeln ergreifen zu müssen gegen die Verschwendung der akademischen Jugend zu irrthümlichen gefahrbringenden Staatsansichten, und hat als das zweckmäßigste Mittel hierzu die Beschränkung der Lehr- und Lernfreiheit zu erkennen gemaint.

Indem wir im Obigen schon dargezogen zu haben glauben, daß Lehr- und Lernfreiheit den innersten Lebenskern

der Universitäten bilden müssen, wenn diese ihren Zweck im Allgemeinen erreichen sollen, so findet dasselbe natürlicherweise auch in besonderer Beziehung auf die Bildung durch das Studium der Staatswissenschaften seine volle Anwendung, da wir diese ihrer generellen Natur, qua Wissenschaft, nach, von den übrigen nicht verschieden anerkennen können. Es bleibt uns daher hier für die Betrachtung dieses Verhältnisses nur nachzuweisen übrig, daß das vorgeschlagene Mittel nicht nur seine Zwecke nicht erfüllen kann, sondern sogar auch verderblichere Folgen herbeiführen muß, als diejenigen je sein können, die man zu verhüten strebt.

Seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts hat sich in Europa eine Staatsansicht gebildet, welche im feindseligen Gegensatz gegen alle früher anerkannte und bestehende Ordnung neue Formen des gesellschaftlichen Lebens in immer wechselnder Gestalt und Entwicklung, bald gewaltsam, bald doctrinair zu gestalten strebt. Man hat von einer Seite her diese Ansicht und die aus derselben hervorgehenden Bestrebungen für verderblich dem Wohle der Völker wie dem der Einzelnen erklärt — mit welchem Recht oder Unrecht gilt hier gleichviel — und hat, indem dieselbe sich auch von einigen wenigen akademischen Lehrstühlen vernehmen, und ein Theil der akademischen Jugend, in ihr befangen und begeistert, sich zu Handlungen fortreißen ließ, welche der härtesten Ahndung werth wären, dem Umsichgreifen derselben in Bezug auf die Universitäten zu wehren gesucht, einerseits durch eine strengere Aufsicht über die Lehrer, andererseits durch die Hemmung eines lebhaften Verkehrs der Studenten verschiedener Universitäten. Jetzt droht uns, wie verlautet, die gänzliche Aufhebung der Lehrfreiheit, während die fast gänzliche Hemmung der Universitäten unter sich durch die letzten in Pr. erschienenen Verordnungen über das Reisen der Studenten schon ausgesprochen ist. *)

*) Man wird hier vielleicht ein genaueres Eingehen in die Art und Weise vermissen, in welcher dieser revolutionnaire Geist auf den Universitäten gebildet, und in welchem Grade er sich durch Verbindungen u. dgl. fortgepflanzt und verbreitet hat. Es schien uns jedoch die Betrachtung dieser Verhältnisse eine passendere Stelle in der Darstellung des äußeren Lebens der Universitäten, in seiner Wechselwirkung auf das wissenschaftliche zu finden, die wir in einem zweiten Artikel folgen zu lassen gesonnen sind.

Von vorn herein sollte es nun doch als ausgemacht erscheinen, daß keine geistige Revolution, sie mag auf einem Gebiete des Wissens vor sich gehen, auf welchem sie wolle, sich durch äußere Polizei und andere Maßregeln unterdrücken läßt. Die äußern Symptome freilich können verhindert, sie können niedergetreten werden durch die bestehende Staatsgewalt; aber in die geistige Bewegung greift diese nur augenblicklich retrogradirend ein, jene wird mit immer erneuter und, durch die Unterdrückung, intensiverer Kraft sich geltend machen, bis sie geistig besiegt ist oder gesiegt hat. Auf so vielen Seiten bietet hierfür die Geschichte uns Belege, daß wir es für überflüssig halten, an einige bestimmte Beispiele der Art zu erinnern. Sodann sind aber, um auf den speciellen Gegenstand unserer Untersuchung zurückzugehen, die Universitäten wieder alleinige, noch Haupt- und Verbreiter dieser geistigen Revolution der Staatsansichten. Wenige Männer nur wird man unter der Zahl der akademischen Lehrer nennen können; die vom Lehrstuhl herab hinausgegangen sind aber die Grenzen einer wissenschaftlichen Diskussion. Will man um des Mißbrauchs dieser Wealgen wegen den im übrigen so segensreichen Gebrauch der Freiheit rauben? Auch der saftreiche Baum treibt schädliche Auswüchse; der Gärtner aber schneidet nur diese ab, er greift niemals den Baum an seiner Wurzel an. Die Folgen aber dieser Aufhebung der Lehrenfreiheit sind verderblicher als die der gestatteten. Diese und frei äußert sich die Ansicht durch die Gewährung der Lehren, sie kann angegriffen, sie kann zur wissenschaftlichen Vertheidigung gezwungen und endlich, führt sie nicht Wahrheit und Recht mit sich, geistig besiegt und vernichtet werden; dagegen, ist ihr offene Aeußerung nicht vergönnt, so schleicht sie mit unterdrücktem Groll im Herzen im Dunkel umher, sie bildet sich in ihrer Einseitigkeit, in der sie ohne Kampf nothwendig verharrt muß, zum Extrem hartnäckig aus, mit List und falschen Künsten Anhänger und Freunde sich zu erwerben strebend. Leicht findet verborgene Waare ihren Abgang. Neugier reizt auf der einen Seite, Groll über die auferlegte geistige Beschränkung sowie das Mißtrauen, welches der natürliche Oppositionsgeist der Menschen gegen alle geistigen Unterbiete erweckt, führen auf der andern grade die besten Köpfe dem Feinde zu. Denn nur in der Ueberzeugung wurzelt ohne tüchtige Bestimmung, die Ueberzeugung aber ist wiederum nur das Product der Freiheit. Nicht kann sie von oben herab befohlen und in die Brust des Menschen hineingepflanzt werden mit Gewalt; selbstdenkend wird sie errungen, und nur selbstdenkende, tüchtige und kräftige Gegner können im Kampfe gegen das Schlichte siegreich bestehen. Vereitelt man also die freie Bildung der Ueberzeugung, so beraubt man sich selbst der Waffen gegen den Feind, den man zu besiegen strebt. Weil aber auf den Universitäten gegen jede Richtung der Ansicht sofort eine Gegenrichtung sich geltend machen kann, erscheint uns die Freiheit der Lehre hier weniger gefährlich als in allen übrigen Verhältnissen des Lebens. Es fügen Männer auf den akademischen Lehrstühlen, nicht durch leichte Bildung dahin gelangt, oder aus dem Tross der oberflächlich Ge-

bildeten herausgenommen. Strenge und langjährige Beschäftigung mit der Wissenschaft ruft diese oder jene Ansicht in ihnen hervor; ihre tiefere Begabung verlangt, daß man sie höre, es sei denn, man bilde sich ein, den Fortschritt der geistigen Entwicklung hemmen zu wollen, oder zu können. Auch ist es nicht eine unvorbereitete, zusammengelaufene Jugend, welche die Hörkiste der Universitäten füllt, um die Lehren der Wissenschaft zu vernahmen. Schule und Haus haben sie mit bestimmter Rücksicht auf diese ihre Bestimmung Jahre lang gebildet, dann sie entlassen mit der Fähigkeit zum eignen Denken und Entscheiden, damit sie fortan in eigenem Kampfe ihre Kräfte stärke und geistig frei werde. Mit einem Wort, es ruht auf diesen Lehrern, auf dieser Jugend vorzugsweise die Hoffnung der geistigen Entwicklung unseres Volks in jeglicher Rücksicht. Nicht zureichendere man an die Hoffnung durch Maßregeln, die jeder freien Bewegung hemmend entgegenstehen, die den Fluß des Geistes zum stagnirenden Sumpf umzuwandeln drohen, der aus ihm die, so ihn wohlmeinend bereitet, seinen schädlichen Grund verbreiten möchte.

Wie auf dem Gebiete der wissenschaftlich-politischen Ansichten die Beschränkung der akademischen Lehr- und Lernfreiheit nicht nur als vergebliche Maßregel, sondern auch als eine solche erscheint, die verderblicher wirkt als diese Freiheit selbst, haben wir soeben zu zeigen versucht, und es bleibt uns daher noch übrig, darauf aufmerksam zu machen, daß alle jene äußern politischen Reformenschlüsse der Universitäten das gefährdetste Verbot der genannten revolutionären Ansichten zu verhindern nicht im Stande sind.

Wären diese Ansichten nur herrschend in den Köpfen und Herzen unserer Akademiker, wären diese Hauptverbreiter und Beförderer derselben, so möchte es vielleicht erscheinen, ihnen einen äußern Zügel anzulegen und durch die Aufhebung eines lebhaften Verkehrs der verschiedenen Universitäten und deren Studenten der Verbreitung der in Rede stehenden Ansichten zuzuerkennen. Da dieses aber nicht der Fall ist, da die Mehrzahl der Bewohner jener Gegenden, in denen die liberale Tagesmeinung die Oberhand zu haben scheint, als nicht der weniger mit diesen Meinungen befreundet sind, so wäre es nöthig, auch das Reisen dieser und ihren Aufenthalt in unsern Städten zu verhindern. Ja, die Reisen und der Verkehr dieser müssen — hegt man einmal die Ansicht von der Möglichkeit und Nützlichkeit einer geistigen Sperre — noch weit gefährlicher erscheinen. Denn ohne diese der geistig-wissenschaftlichen Bildung erhaltene Klasse meistens jenen Mangel durch Entschlossenheit und rücksichtslose Consequenz. Nicht selten sind uns dergleichen Individuen begegnet, die in Gasthäusern und andern öffentlichen Orten mit Feuer ihre Bestimmung den stammenden Häusern der jungen Hörer mittheilten und auf diese Art einen Funken der Unzufriedenheit in die Gesellschaft warfen, der, im Stillen gepflegt, zur verzehrenden Flamme heranwächst. Zeitungen und Bücher werden dann die Nahrung des brütenden Geistes, die je einseitiger, je

derblicher wirkt. Andererseits aber seien auch Bürger
er Art aus unsern Gegenden in jene Länder, nur dem
identen ist es vermehrt. Sind denn Jene etwa durch
e bessere Bildung geschlechter vor dem Ausbruch der
istigen Cholera? geben sie größere Bürgerschaft, daß sie
je den aufgenommenen Anstaltungskstoff, in die Heimat
ückgekehrt, vertheilt?

Vermag man also nicht den gesammten Verkehr mit
vermeintlich geistig-inficierten Gegenden zu sperren, wie
i die Jesuiten in Paraguay gethan, so werden jene
weisen Maßregeln stets sich als illusorisch erweisen,
es bleiben, statt der gehofften guten, nur die bösen
gen zurück.

Ungeachtet der so großen Zersplitterung Deutschlands
politischer Rücksicht, hat sich doch in allen Jahrhun-
en eine geistige Einheit in der Nation gebildet, die
seit der kirchlichen Trennung vorzüglich auf dem Ge-
e der Wissenschaften und Kunst zum Bewußtsein er-

ffenbarte sich in legend einem Theile des gesamm-
aterlandes ein reich begabter Geist, so war er der
lmahme der ganzen deutschgebildeten Welt gewiß.

Nicht wenig förderten unsere Universitäten dieses Be-
sein des Zusammengehörens der deutschen Bildung,
ein Gemeingut wurden sie betrachtet, und erleichterten
h den lebhaften Verkehr, den sie untereinander sowol
Hinsicht auf Lehrende als Lernende hatten, den Aus-
h der Eigenthümlichkeiten der verschiedenen deutschen
er. Nicht ward jeder Stamm in seine eignen Grenz-
gebannt. Der Norddeutsche lernte süddeutsches Leben
amalie und Staat, der Süddeutsche norddeutsche Weise-
en und schätzen. Es ward die starre Selbstzufrieden-
und Ueberhöhung des eignen Wesens gebrochen und
Kenntniß des Fremden segensvoll vermittelt. Un-
tet dieses lebhaften Verkehrs entwickelte dennoch fast
Universtität einen eigenthümlichen Geist, sei es im
nschaftlichen, sei es im übrigen äußern Leben der Leh-
ind Schüler. Daß auch dieses als fruchtbringend für
ugendliche Bildung erkannt ward, beweist die del und
Zicke gewordene Gewohnheit des Besuchs mehrerer Uni-
itäten. — Alle diese Vortheile gehen verloren durch die
tige Abspernung des Verkehrs unter unsern Universi-
und während man in materielle Hinsicht die Schlag-
e fallen läßt, um des gesammten Deutschlands In-
en zu vereinen, scheint man sie in geistiger Hinsicht
um so strenger errichten zu wollen.

Für ganzer Steile wollen wir wünschen, daß die
helt Dorer, welche betruhen sind, die Völker zu len-
ursfete Besorgnisse vor den Reformen als voreilig
erthümlich zerstreuen, daß Lehre- und Lernfreiheit auf
Universitäten stets ferner blühen und ihre segens-
Früchte erzeugen könne. — Dixi et salvavi ani-
meam!

sagen. Von Franz Freiherrn Gaubp. I.
Stogau, Heymann. 1834. 12. 1 Theil.

ein und geschmackvoll, wiewol ein wenig aristokratisch, ist
danke, welchen der talentvolle Dichter, den wir nun schon

zu unsern Bekannten rechnen, hier durchführt, indem er an die
Wappenschilder alter deutscher Familien ein Lied von ihrem Ur-
sprung knüpft und die poetischen Sagen, auf welche ihn die hi-
storische Forschung zurückgeführt hat, dichterisch befragt. Ein sol-
cher Gebrauch ist unserm Wissen von der Familiensage im Gro-
ßen, noch nie gemacht worden, wenigstens einzelne Balladen und
Lieder, wie z. B. das schöne Lied vom Ritter Rosen im „Wun-
derhorn“, nahe auf diesen Schacht voll poenscher Motive hinwie-
sen. Der Verf. der „Schilbsagen“ hat diese Hinbeutung zu ei-
nem größern Plan aufgefaßt und beabsichtigt, in einer Reihe
solcher Familiensagen, soweit sie ihm dichterische Anregung bar-
dieten, eine Anzahl deutscher Familien durch seine Lieder zu eh-
ren. Die Probe, welche er hier liefert, ist von der Art, daß
wir nur wünschen können, der Stoff möge ihm so reich nicht aus-
gehen und Fuß und Tiede ihn bis ans Ende seines Unterneh-
mens begleiten: Wir möchten ihm zugleich den Rath geben,
seinen Blick bei hohen Aristokratie zuzuwenden, von andern
Gründen abgesehen schon deshalb, weil in der kleinen ein wirk-
lich edles Material bald selten werden möchte.

Die Familien, deren Ursprungssagen der Verf. in dieser
ersten Lieferung zum poetischen Gegenstand wählt, und deren gut
geschmückte Wappenschilder die einzelnen Romanzen hierin, sind
zwei: die Brocken, die Schenck von Schwarzenburg, die Fouquet,
Anselbeck, Rothack v. Wernberg, v. Rosoth, Ralstein,
Möllendorff, Bülow, Truchsess zu Waldburg, Röhre, Landschaden
v. Steinach; die dem Verf. zunächst mehr oder weniger zugäng-
lich und nahe gestellt sein mochten. Unter diesen haben die erste
und die letzte die reichste poetische Ausstattung gefunden und den
meisten Anspruch als bloße Verkörperung dichterischer Ideen ih-
ren Platz einzunehmen. Keines der übrigen ist jedoch weder leer
an Gedanken, noch unpoetisch, und der ganze kleine Band bildet
eine gern empfangene Sammlung historischer Romanzen, rein-
deutscher Ursprungs, wozu wir die Fouquet abrechnen, die um
so minder hierher gehörten, als diese Romanze, überdies in ei-
nem abweichenden Styl, bereits in des Verf. „Grato“ abgedruckt
war. Eben dieselbe zeugt jedoch davon, wie der Dichter mit je-
der neuen Production unserer Theilnahme würdiger wird, und
wie er einer größern Vollenbung poetischer Form ohne Rücksicht
zukunft. Diese neuesten kleinen Dichtungen sprechen für einen
reichen dichterischen Gehalt seiner Seele, für strenge und feste
Beherrschung des Ausdrucks, Tiefe und Schöpfungsfinn und für
eine auf die verschiedensten Gegenstände gerichtete, in ihren Re-
sultaten glückliche Reflexion. Jede Romanze ist ein geschmack-
volles und gern betrachtetes Bild für sich, und ein leichter, aber
goldener Faden von Ehre, lächter Besinnung, Vaterlandsliebe
und Sublimierung des Ruhms zieht sich durch alle hin und ver-
bindet sie zu einem Ganzen, dem das nationale und patriotische
Element darin Glanz verleiht und Bestand zusichert. Im Gan-
zen mag Ahland des Verf. Vorbild sein; aber er opfert ihm
seine Selbstständigkeit nicht auf und zeigt sich stark genug, seine
eigne Bahn selbst in verwandter Richtung fortzuziehen.

Ein poetischer Prolog leitet die Schilbsagen mit einer schö-
nen dichterischen Fiction ein. Der Verf. wohnt dem Hochamt
in einem alten gothischen Dome bei.

Verklungen ist des Elbergsbüchens Schalen —

Da gewinnen die Grabbilder um ihn her Erden; streitfertig steht
ein alter Kämpfer roh in Stein gebräuet hier; von Säulenstän-
den hängen morsche Fahnen, und die Uebelthäter kalte die Hände
zum Gebet. Alles dies mahnt ihn, den Todten sein Lied zu
weisen, während die Welt, nach dem Arnen ringend, vorwärts-
strebt.

Wag für Bergangendheit das Volk erkatten.

Sie fesselt immerdar des Sängers Bild.

Des Sängers, dessen Worte warnend tönen:

Ringt nach der gelbten Freiheit Sanderschein.

Und prägt nur durch Wort und That den Eddnen

Das alte Wort von deutscher Aere ein.

In diesem schönen Prolog zeigt sich bereits der Fortschritt, das
neue Verlaß des Verf. Die Sprache ist zugleich edler und

vortlich-früher als in seinen Gedichten, welche die „Erste“ und darüber die Bestimmung ist fester und wahrbar. Er hat nun ein bestimmtes Ziel, einen dichterischen Charakter, der ihm so lange mangelte. Sein Ausdruck ist formenreicher, wechselfoller und zugleich treffender. Nur hier und da bleibt uns noch eine Mäße übrig. „Der ebenfestesterrige Ritter“ ist nicht gut und zu tadeln ist das hysterische protesten in dem Vers:

Und heft vom anleind Jernem nur das Glück.

anstatt vom „fernen Gankelnden“. Ebenso ist die Elision am Schlusse des Verses:

Verblühen rote der Tinkstist Trauerflag

auf „Tag“, der „Hauf“ mit „auf“ gereimt, die „Zeit“ mit „weit“, oder im Anfang: „Die Jungfrau“, oder der Platus in der Mitte: „Wie ich“ oder die Contraction: „Nach überhien Kindes Weise“, und manches Ähnliche zu lobeln.

In Anlage und Erklärung vorzüglich ist besonders die erste Romange. Der Knaab, von drei Urtönen verlockt, glaubt nur ohne Noth im Rindschlupf vorzürnen zu haben, und es waren 60 Jahre; er lehrt zumal, findet die Schwärmer tödt. Die, nach der er sich sehnte, die Mutter, ist ein Mütterchen geworden, das vor Freunden stirbt. Man ruft er trostlos:

Rehtet wieder Josterschwäne,
Rehnt den rot gen Lebensküden,
Rehnt ihn mit hinab zu Gud —

und stürzt sich, die Schwäne suchend, in die Rüt. Dies als Erklärung des Strenes, des Schwans und der drei Rufen im Wappen der Wochem. Dies Gedicht ist zugleich durch reichen Wechsel ebschmücker Formen ausgezeichnet. Nicht minder lobenswürdig ist die Romange auf das Schid der Nothalt v. Wernbera. Die auf die Kalkhan mag durch den Schwaben Schlup, welchen die alte Sage an die Menge anknüpft, beschädigt. Die Romange: „v. Willendorff“, ist eine der lieblichsten und anschaulichsten:

In engen Felsenthale steht hier der Schmerlenbach,
Dort steht der alten Mühle bemooltes Schaubenbach,
Umstöß vom Schwärmenlange, von girrende Tauben Schwarzem,
Und schägend reedt sich drüber der Linde Wiesenarm.

In dunstler Zweine Schatten hat ein hochselig Kind,
Von staz kumwobnem Boden sie warle Fäden spinnt.
Von Teufeln unterbrochen, singt sie ein Maachted:
Wie aus des Weides Grenzen bestegt ein Abang sirt.

Der schlanke Mählenknappe, die Knael in der Hand,
Steht usern von der Jungfrau an Schmerlenbaches Raib,
Das Auge schweift hinter zum Mählenstern blaugelocht,
Achtes, ob an dem Hamen gefangenes Fisdlein locht.

Trompeten Schmettern plöglich im stillen Felsenthal, ein Ritter
in Stahl begrüßt die Jungfrau als Königsstochter, der Knappe
folgt ihr an den Hof:

Doch ich als treuer Ritter mich deinem Dienste weihn?
Die Jungfrau willigt jghend, verschämt erdthend ein.

Dies ist der Ursprung der Mählenknaep, deren Wappen eine
Jungfrau mit dem Mählenrade pirt.

Diese Probe muß genügen, von der Art dichterischer Auf-
fassung des dargebotenen Stoffes und von seiner Behandlung
eine Vorstellung zu geben. Was dem Dichter vorzüglich gelagt,
ist das Plastik und Fertige seiner Gemälde. In diesem Be-
tracht ist auch die Romange der Schenk trefflich. Ein Knappe
tränkt vorübergehend mit dem Peere ein darsend's Mütterchen
aus seiner Flasche, nachdem sie die Ritter umfaßt angeflucht.
Da ruft St. Elisabeth:

Sollt mir zur Seite stehen
Im hohen Königsaal
Hab mir den Welt Crebenzen
In goldenem Pelz.

Als Langenknecht bin nieder,
Steh auf als Ritterknecht.
Nimmt Einer sich des Wels,
Dass er ihn so gemann!

Durch poetische Einbildung ausgezeichnet ist außer vielen ande-
ren die letzte Romange:

Hat dedem Zels am Rheine
Thront ein gewaltiges Kreis,
Pang über die Schultern schallt
Der Todem Ruckend Weis —

Das ist König Gunthar, der Schachhür, den ein Hirteloch
durch halben Gaus rückt und dafür sein Erbe wird, Bekann-
ter Steinachs der Sage nach. Vielleicht wird diese Samm-
lung anmüthiger Romangen um ihres bisondern Jredes und
anfangs nur auf einen kleinen Leserkreis rechnen können, je-
aber ich es, daß sie eine neue Probe von dem frischen, darsen-
benden Talent des Dichters und ein Beweis davon ist, daß er
der Dichtnahme werth sei, die ihm nun von vielen Seiten be-
gehoben wird.

Die Auskattung der „Schidlagen“ macht, als recht er-
schmauoll, dem Verleger Ghe, den wir auch loben müs-
sen, daß er die Kosten für die Wappensichte nicht geladen
hat, ohne welche allerdings manche Anspielung dunkel blin.
Wenigstens darf er darauf rechnen, daß von den hier Verkau-
nen Keiner säumen wird, dies kleine Wändchen zu seinem
milteneigentum zu machen.

M i s c e l l e n .

Jedes Volk hat seine eigene Trauerfarbe. Der Grieche
b dient sich der schwarzen; der Syrer der himmelblauen die
v.leten. Die Ägypter trauern dunkelgelb, die Araber
grau, die Japaner weiß. Jede dieser Nationen hat zu
einem richtigen Gefühl. Die Syrer trauern himmelblau um
Kandlen an den Ort, an welchen man die Gestirnen bringt.
Die Ägypter sind der Meinung, das Dunkelgelbe sirt die
Ende des Lebens und aller irdischen Hoffnungen vor, und die
verwillten Blätter auch gelb werden. In Aethiopien ist die
Trauer grau, weil die Muttererde grau ist, in welche die Toten
zurückkehren. Das Weiß der Japaner veranschbildet die
Reinheit des Lebens der Gestirnen. Den Verlust alles Bete-
res, alles Lebens, aller Freude deutet unsere schwarze Trauer-
farbe an.

In China reifen die Frauenzimmer sich die Haare aus der
Augenbrauen, um ihre kleinen Augen wo möglich noch klarer
zu machen. Sie bestreichen ihre Lippen mit Annoder, weil sie
dies für eine besondere Schönheit halten. Die Töchtern pürten
vorkem ihre Augenbrauen zu vergolden und ihre Finger-
nägel rosenroth anzumalen. Die Ordnungsbestimmte sirten die
Gesicht blau und gelb. Die Japanerinnen vergolden kurz
ihre Zähne, und die indischen Weiber färben sie in einem Or-
pinten roth, in andern aber schwarz. In Natal tragen die
Frauen zehn Zoll hohe Panten aus Kambal, in China aus
einen kupfernen oder goldenen Vogel auf dem Haupt, dessen
Schwanz die Nasenrinne berührt, während die Flügel zum
und Schilke der Dame bedecken, der lange, emporkittete
Schweif aber einen Heerbusch bildet.

Drig, Eroberer des Glaubens, wurde im Jahre
1534 nach Sancerre geschickt, um Keger aufzusuchen. Da der
die Einwohner vernahmen, daß der Inquisitor ein Wohlthäter
war, so bewirtheten sie ihn mit solcher Gastfreundschaft, daß
er in seinem Bericht von ihnen sagt, es sei ein guter Ort
von Menschen.

Buch der Freiheit oder Geist des 19. Jahrhunderts, von einem ausgewanderten Deutscher. Weissen, Goedsche. 1834. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Der etwas phantastische Titel dieses Buches könnte zu dem Glauben verleiten, daß hier die gewöhnlichen liberalen Robomontaden, welche man auf allen Gassen hört, zu finden sein möchten. Das ist aber keineswegs der Fall. Vielmehr spricht sich in dem Buche ein kühner, scharfer, edler Geist aus. Seine Ansichten sind folgerichtig, klar und zusammenhängend gedacht und mit der größten Freimüthigkeit ausgesprochen. Wie sehr die Ansichten des Verf. sich von denen unterscheiden, welche von den gewöhnlichen Liberalen zur Schau getragen werden, wird zunächst am besten aus der Definition erhellen, welche er von der Freiheit gibt.

Wenig, sehr wenig Menschen — sagt er S. 16 — und ich glaube manchmal, kein Mensch ist werth der natürlichen Freiheit, die den Edelsten bestimmt zu sein scheint. Die übergroße Anzahl der Menschen hat nicht einmal einen Trieb zur Freiheit, denn Freiheit erfordert Thätigkeit, Kraft, Verstand. Wer zählt die ungeheure Menge des Trägern, die nicht genug Will haben, in dem engen Kreise ihres Pflanzenlebens den kleinen Raum ihrer beschränkten Freiheit zu benutzen? — Was geschah, seitdem die Weltgeschichte spricht? Die wenigen Kühnen, Kräftigen eines Jahrhunderts haben sich im Bewußtsein ihres Werthes über des Volkes Niedrigkeit erhoben und sich zu Vätern des Volks aufgeworfen. Je mehr sie des Hausens Leidenschaften und Schwächen kannten, je gewandter sie waren, diese zu benutzen, je höher stiegen sie empor und wurden zu Söhnen des Volks, die Föhigen gerietzen unter sich in Streit und Kampf, und der Stärkere siegte und vernichtete seinen Gegner. Sie waren zu allen Zeiten Vormünder des Volks und hiesien Staatsmänner, Priester, Schriftsteller. Jeder wählte sich einen bestimmten Wirkungskreis und jagte mehr oder minder glücklich seinem Ziele nach. Sie waren freier in dem Maße, als sie kräftiger, kühner und vernünftiger waren, denn die größte menschliche Freiheit ist die Alles besiegende Kraft.

Diese Ansicht ist nun freilich sehr verschieden von dem gewöhnlichen Geschwäze von Volkssouveränität und ähnlichen Phantasmen. Auch erklärt der Verf. sich ausdrücklich gegen diese Irrthümer.

Die Völker — sagt er z. B. S. 14 — sind nie frei gewesen, werden nie frei sein. S. 15: Die Freiheit der Völker besteht in nichts als in einem ganz unrichtigen, leeren Begriffe. Sie regierte die Gesellschaft, immer nur einzelne Gewaltige, die zu ihrer Macht berufen waren oder sich dieselbe erkämpft hatten.

In Folge dieser männlichen Ansicht bekämpft auch

der Verf. den Wahn, daß eine bestimmte Regierung notwendige Bedingung der Freiheit sei. Ebenso erklärt er sich in Beziehung auf einzelne Ereignisse und Zustände der neuesten Zeit in einem Sinne, welcher den phantastischen Grillen der liberalen Menge gradezu entgegengesetzt ist. In Bezug auf die Revolution Polens bemerkt er sehr richtig (S. 96 fg.), daß es für die Sache der Freiheit ganz gleichgültig sei, ob Polen von den Russen oder von seinen eignen Regenten tyrannisiert werde, und daß die polnische Revolution keineswegs dem Freiheitsdurst der Polen, sondern ihrem Nationalhaffe gegen die Russen ihre Entstehung verdanke. Ueber die armselige Krämerfreiheit der nordamerikanischen Freistaaten spricht er sich ebenfalls mit gebührender Geringschätzung aus.

Noch deutlicher aber zeigt sich seine edlere Besinnung und sein tieferer Geist, wenn er von dem Haufen der Liberalen selbst redet.

Die Liberalen unserer Zeit — sagt er S. 45 — geben sich blind einem verderblichen Idealismus hin. Sie selbst, welche die Freiheit immer im Munde führen und die phrygische Mähe jauchzend schwingen, als könnten sie mit Einem Schläge die Welt begraben, sind nicht größer als die blinden Werkzeuge der großen Naturfügung. Der Freiheitswahn hat sie magnetisirt, und nun tänzen sie ihren unwillkürlichen Weitstanz um den Bösen ihrer fixen Idee. Sie jagen einem Phantome nach, das sie in Labyrinth und bodenlose Sümpfe leitet, wo sie mit ihrer Tollheit untergehen müssen, um einem vernünftigeren Zeitalter Raum zu lassen. S. 53: Ihre Begriffe und Ansichten sammelten sie aus den Lehren und Schriften der größten Männer ihrer Zeit, aber ihre dauerhaftesten Meinungen waren Mißverständnisse, Irrthümer, Ausschweifungen. Die Besten unter ihnen wollten die unmögliche Freiheit der Gesellschaft, die Unredlichen barbarisches Faustrecht. Sie wollten Freiheit und machten sich durch ihre ersten Schritte nach diesem Ziele eben jener Verschündigung an den Menschenrechten, der Gewaltthat, schuldig, welche sie aufheben wollten.

Von Heine und Börne, den Koryphäen der deutschen Freiheitshelden, spricht der Verf. mit mitleidiger Schonung, von ihren Anhängern mit entschiedener Verachtung. Besonders übel aber stehen die westdeutschen Freiheitsmänner bei ihm angeschrieben:

Die Heimath des deutschen Liberalismus — sagt er S. 89 — ist das westliche Land, Rheindeutschland, Baden, Württemberg, Baiern. Noch ist nichts Heilsames entsprossen aus seiner Saat, wol aber viel Elend, Tollheit, Skandal. Man hat dort das Schicksal der Deutschen Männern überlassen, die, aus dem Pöbel entsprossen, von rohem Gemüth und verrücktem Verstand, nun

zu sehr an die Terroristen der ersten Revolution Frankreichs erinnern. Wenn es Marrao wie Dr. Große und Gonforten gelingen kann, sich Ansehen und Anhänger zu verschaffen, kann man nicht erwarten, daß eine vernünftige Revolution sich bilde.

Seine Erfahrungen über deutschem Liberalismus faßt der Verf. in folgendes kurze, kräftige Wort zusammen:

Auf meinen weiten Reisen auf dem europäischen Continente sind mir nirgends so viele bestialische Naturen begegnet als unter den Liberalen in Deutschland (S. 63).

Wenn nun aber auch die männliche Haltung, der Ernst und die Schärfe der Gedanken in den Ansichten des Verf. anerkannt und zugleich zugegeben werden muß, daß die vorhin angeführte allgemeine Regel, nach welcher er die politische Wirksamkeit der Einzelnen (worin nach ihm die Freiheit besteht) beurtheilt wissen will, eine sachgemäßere ist als die meisten ähnlichen Grundsätze, welche man sonst wol hört, so muß doch auf der andern Seite darauf aufmerksam gemacht werden, daß eben diese Ansichten zugleich jenen melancholischen, menschenfeindlichen Charakter haben, welcher zu allen Zeiten den edlern politischen Schwärmern eigen ist. Der Verf. wird als ein Mann geschilbert, welcher mit sich und der Welt zerfallen ist und, verzweifelt an Allem, was ihm sonst heilig war und wofür er sein ganzes Leben hingepflegt hat, mit der Ueberzeugung stirbt, daß er trotz aller Anstrengung umsonst gelebt habe. Es ist der Erwähnung werth, durch welchen scheinbar unversänglichen und wohlgerathenen Zusatz er jene geistvolle Ansicht von der Freiheit zu einer einseitigen und verkehrten herabsetzt. Wenn er jene Ansicht, sowie ich sie vorhin mitgetheilt habe, zur Anwendung brächte, so würde er alle Diejenigen, welchen es gelungen ist, einen bedeutenden Einfluß auf Mitwelt oder Nachwelt zu erlangen, als Wohlthäter der Menschheit anerkennen müssen, und dann würde er der Wahrheit ziemlich nahe kommen; dann würde er aber Diejenigen, welche jenes Ziel nicht erreicht haben, und mithin auch sich selbst, als unedel, unkräftig und untüchtig verdammen müssen. Um nun sich selbst und die ihm Gleichgesinnten nicht in eine so untergeordnete Kategorie versetzen zu müssen, hängt er jenen Mächtigen, Gewaltigen eine seltsame, zweideutige Clausel an. Er will sie nämlich nur dann als wahrhaft groß anerkennen, wenn sie ihre Macht „zum Wohle der Menschheit“ angewendet, das heißt nun ungeschäde so viel als: wenn sie ihre Macht den Ansichten und Idealen des Verf. gemäß angewendet haben. Demgemäß wird es ihm leicht, alle große Männer, die je gelebt haben, zu mittelmaßigen Menschen herabzusetzen, weil sie seine politischen Ansichten nicht kannten und theilten. Ja, er geht noch weiter; die Völker selbst nennt er nichtswürdig und unfähig der Freiheit, weil sie nicht nach der Art des „Wohls“ streben, mit welchem er sie gern begabt hätte. Man sieht also, daß der Verf. jene Selbsttäuschung, welche an der Spitze der gewöhnlichen liberalen Systeme zu stehen pflegt, jetzt noch nachträglich mittels jener Clausel in seine Ansicht hineinträgt und sich dadurch dem blinden Haufen, von dem er so verächtlich spricht, beträchtlich nähert; denn in der That besteht die Wahrheit der gewöhnlichen Liberalen vorzugsweise darin,

daß sie den Völkern ein Glück aufzwingen wollen, welches denselben gar nicht als ein Glück erscheint, und dagegen ihrerseits jedes Volksglück, welches ohne die sogenannten liberalen Institutionen erzielt wird, für ein ecessum oder ein untergeordnetes, den Völkern mehr als den Menschen gemüthes erklären. Unser Verf. ist von dieser Thorheit nicht ganz frei; auch er hofft, daß in der Zukunft einmal eine Generation in seine Ansichten von Weltwohl hineinwachsen werde, während er vernünftigerweise hoffen sollte, daß in der Zukunft sich Männer finden würden, welche bei gleichem Eifer wie die edlern unter den jetzigen Freiheitsmännern die Bedürfnisse der Völker und die Mittel, ihr Wohl zu befördern, besser zu würdigen verstehen werden, als jetzt geschieht. Aber es ist nun einmal dem meisten Menschen begallicher, die ganze Welt zu schmähern und zu verwünschen, als zuzugeben, daß sie selbst wol die Ursache des Zwispals zwischen ihnen und der Welt sein möchten.

Aber nicht nur seine politischen Ansichten thut der Verf. uns mit, sondern er gibt uns vielmehr ein vollständiges Verzeichniß seiner Ueberzeugungen in Beziehung auf die wichtigsten Angelegenheiten des Lebens. Zuerst legt er unter der Ueberschrift: „Gott — Religion“, seine religiöse Ueberzeugung auseinander. Er bekennt sich zu jener edeln, tiefen, starkgeistigen, aber abstrusen und melancholischen Ansicht, welche zuerst durch Fichte ins Leben gerufen worden ist, d. h., er bekennt, daß er unter allen erhabenen und heiligenden Gefühlen nur dasjenige kenne, welches ihn zur Thätigkeit und zur Verwirklichung seiner Ueberzeugung anrege, also das sogenannte moralische Gefühl. Diese Religion treibt ihn wie das Fichtesche Ich zu einem einseitigen, hypochondrischen Wirken, zu heuchlerischer Selbstquälerei und zu pedantischer Verachtung aller Andern außer ihm (das Fichtesche Nichtich). Selbst ist hierbei eine gewisse Schüchternheit, mit welcher der Verf. diese seine Ansicht vorträgt; er sagt voraus, daß der Leser ein Dugend Wankflüche auf diesen schrecklichen Atheismus als auf eine ganz neue und unerhörte Uebelschleuderei werde, und weiß also nicht, daß in dem es ihm so verachteten Deutschland bereits einige Dugend Philosophen und Theologen dieselbe Ansicht beinahe gründlicher und umfassender vorgetragen haben als er. Hieraus kann man sich leicht erklären, warum er die Bemühungen der Philosophen und namentlich der Deutschen für erfolglos und verfehlt erklärt. Denn was man nicht kennt, kann man sich leicht als klein und verächtlich denken. Freilich thut man aber wohl, über Dinge, die man nicht kennt, auch nicht zu urtheilen. Es scheint aber eine allgemeine Eigenthümlichkeit unserer Zeit zu sein, das Bekannte mit wogender Vornehmtheit zu behandeln.

In den folgenden Abschnitten dieser confessionis, welche überschrieben sind: „Rechte, Staat, Republik“, ist noch Merkwürdiges. Die bereits beschriebenen politischen Ansichten des Verf. werden hier etwas genauer erörtert. Im fünften Abschnitt, welcher die Ueberschrift: „Menschenrechte“, führt, zeigt die Ansicht des Verf. von ihrer wahren, melancholischsten Seite. Er leugnet geradezu alle An-

schmerzliche und zeigt dadurch, daß es ihm an jenem Grade der Übung und des gefunden Sinnes fehlt, welche erforderlich ist, um das Große und Edle im Menschengeiste zu würdigen. Was in diesem Abschnitte gegen Affectualität und Heuchelei gesagt wird, ist sehr treffend und scharf gedacht; aber es verräth Mangel an gesunder Vernunft, daß das Gute mit dem Schlechten in eine und dieselbe Kategorie gestellt wird.

In dem sechsten Abschnitte, „Die Liebe“ betitelt, gibt der Verf. seltenerweise keine eignen Ansichten, sondern fremde, und zwar solche, zu denen er sich selbst zu betrammen Anstand nimmt, weil sie, obgleich auch scharf und kluggedacht, so toll und naturwidrig sind, daß ihre Verwirklichung geradezu zur Vernichtung des Menschengeistlichen führen würde. Es wird nämlich in dieser Abhandlung eine vollständige, unbedingte Verfrühdung jedes Selbstes in Bezug auf Geschlechtsliebe als ein wünschenswerther ständlicher Zustand geschildert. Der Verf. begnügt sich, zu dieser Erörterung folgende Schlußbemerkung zu machen (S. 249):

Ich verspüre zwar wenig Lust in mir, sein (des Autors jener moralischen Abhandlung) Adept zu werden und seinem Beispiele zu folgen; aber ich habe gefunden, daß fast alle Menschen mit den Grundfäden des Italiens sich wohl befinden, dagegen war ich noch nie so glücklich, mein Ideal warmer tugendhafter Liebe irgendwo realisiert anzutreffen. Ich kann daher von jenen Grundfäden nichts tadeln, als daß er sie für alle Menschen passend glaubt, was falsch ist. Die Tugend hat ihre unwiderstehlichen Reize, und wäre sie auch Täuschung, so ist sie doch süß.

Man sieht hieraus, daß unser Schriftsteller sich, genau genommen, gar keine Ansicht über den in Rede stehenden Gegenstand gebildet hat. Denn sein Ideal tugendhafter Liebe, das er niemals realisiert gefunden hat, ist ebenso sehr als die entgegengesetzte materielle Ansicht der Naturaldrigkeit und der Inhalt- und Vernunftlosigkeit verächtlich. Seine materiellen Ansichten werden übrigens von einer Novelle begleitet, welche die Nothwendigkeit derselben darthun soll. Diese Nothwendigkeit thut sie zwar nicht dar, aber sie ist nichtsdestoweniger höchst lesenswerth. Die in derselben erzählten Begebenheiten und Gemüthszustände sind mit so lebendigen und richtigen Farben geschildert, und das Ganze ist zugleich so vollständig in sich abgerundet, daß man sie als ein vortreffliches Kunstwerk anerkennen muß. Höchst wahrscheinlich ist sie wahr; wenigstens würde nur ein bedeutendes poetisches Talent im Stande gewesen sein, sie zu erdichten.

Der letzte Abschnitt der Bekennnisse, überschrieben: „Tod — Unsterblichkeit“, ist weiter nichts als ein Ausruf der Bergweisung, welche einem Sterbenden, der sein Leben für verloren hält, natürlich ist. Diesen Aussagen hat der Herausgeber einen Anhang beigelegt unter dem Titel: „Die Freiheitsidee in Oestreich“. Dieser Herausgeber ist zum keineswegs ein scharfer Kopf, aber ein guter, ziemlich billig denkender, auch verständiger Mann. Er ist sehr eingenommen von den alltäglichsten Freiheitsideen und ärgert sich sehr darüber, daß dieselben in Oestreich noch nicht festen Fuß gefaßt haben, und daß die

Oestreicher sich ohne liberale Institutionen ziemlich glücklich fühlen. Nichtsdestoweniger gibt er eine ziemlich richtige und recht interessante Schilderung von der Stimmung der verschiedenen Stände in den einzelnen Theilen des östreichischen Kaiserstaates in Beziehung auf sogenannte liberale Ansichten: 6.

Georg Calixtus' Briefwechsel. In einer Auswahl aus wolfsbüttelschen Handschriften herausgegeben von Ernst Ludw. Th. Henke. Halle, Waisenhausbuchhandlung. 1833. Gr. 8. 1 Theil. 6 Gr.

Dieser Briefwechsel, der hochwürdigen theol. Facultät in Jena vom Herausgeber zugeignet, dient zur Grundlage oder, wenn man will, zur Antändigung eines Wertes, welches Dr. H. über Calixt und seine Zeit beabsichtigt. Diese Briefe wurden auf der wolfsbüttler Bibliothek aufbewahrt, und dem letzten Landesherren, unter welchem Calixt lebte, Herzog August von Celle (der, nach Aussterben der wolfsbüttler Linie mit Heinrich Julius, 1634 dies Land erbt und Calixt noch um 10 Jahr bis 1666 überlebte), ist für seine verständige Liebhaberei nach Autographen berühmter Männer (wie kannten Andere, welche berühmte Pantoffeln und Hücher sammelten!) vielfacher Dank zu sagen. Von diesen Briefsammlungen wird, so weit sie Calixtus angehen, in der Einkleitung Bericht gegeben. Der Herausgeber hat nur von Lamsden etwa 112 herausgehoben, welche wegen ihres Inhalts wichtiger und von besonderer Beziehung zu Calixt sind; denn Empfehlungen kundigerer Söhne, Dankschreiben ehemaliger Schüler, Einladungen zu Tausen und Hochzeiten, Bitten um Protection, um Gutachten in Ehegeschäften können wol einseitige für Sitte und Brauch der Zeit nicht andenkbar Nollum gewähren, wären aber durch ihre Masse den Leser erdrückt haben und dem eigentlich Beabsichtigten wenig förderlich gewesen sein. Ueberhaupt haben wir am neuern viel ausposaunten Briefwechseln gesehen, daß gar nicht Alles wichtig und interessant ist, worunter ein hochgefeiertes Name steht. Hier galt es, das Leben des Calixtus, und besonders wieder die wissenschaftliche Seite desselben in Briefen von ihm und an ihn darzustellen und gleichsam die Documente und Beweisstellen für eine künftige Monographie im Voraus zu geben. Aus manchen Jahren sind nur sehr wenige Briefe von und an C., auch bereits gedruckte, z. B. von Hugo Grotius, J. C. Bossius, Courting, sind nicht wieder abgedruckt. Müller's „Cimbria literata“ ist natürlich als die reichste Sammlung zur Geschichte Calixt's dabei zu Rathe gezogen.

Diese nach Jahren von 1608—53 geordnete Briefsammlung enthält nun Briefe einiger braunschweigischen Fürsten an Calixtus oder an den Kurfürsten Joh. Georg I. von Sachsen, welcher, besonders durch die Jesuiten Keller und Hülfemann ausgehört, eine Art dogmatischen Directoriums unter den Confessionsverwandten handhaben wollte, aber damit, wie billig, abgewiesen wurde (S. 209), der Universität Leipzig (durch bessern lateinischen Styl, aber gewaltig polemische Orthoborie sich auszeichnend), von den Magistralen von Hildesheim, Danzig, von Staatsmännern, wie Orensjerna d. J., Calvius, Boyneburg, Franke, Lampadius, Präschent, Schwarzkopf (dem Schwager Calixt's), dann von Gelehrten wie Casellius, Fabricius, Lindenbrog, Mich. Walter, Vatermann, Rufus, Quisford, Glasius, Reibom, Selenius, Hornejus, Wilsdorf u. I. m. Meistens drehen sie sich um das damals so wichtige Hauptthema, theologische Ansichten, indem Calixt bekanntlich die gemäßigtere Melancthonisch-humanistische Ansicht begünstigte und die scharfe Scheidung zwischen Reformirten und Evangelisch-lutherischen syncretistisch abzuschleifen suchte, was in den Augen seiner Gegner ein Capitalverbrechen war, und wogegen auch auf der andern Seite die Katholiken, besonders die Jesuiten,

denen mit Ausgleichung der Parteien natürlich nichts gebient war, eiferten.

Den meisten dieser Briefe ist eine historisch-biographische Einleitung vorangeschickt, und in Notizen, die von großer Belesenheit zeigen, nöthigenfalls eine Art Commentar beigegeben. Die meisten Briefe sind lateinisch geschrieben, manche aber auch Deutsch und Latein auf das bunteste untereinander gemischt. So schreibt z. B. Calixt 1651 (S. 235): „Wenn das Confessorium suapte sponte von Dresden schriebe und Dr. Wellern vorhielte, wie er dazu komme, daß er sich in dessen Sache mengte, aus actis non actis in Druck referirte u. s. w. möchte ich wol sehen, daß ich darum anhalten sollte, non videtur dicere. — Dr. Walteri Dame ist prinlich verhört; confessus est, daß sie in Stöckts Hause dreimal Feuer angelegt, welches dann zum dritten Mal aedes, Korn, Vieh verzehrt. Admittit etiam aliquid, ex quo colligi potest eam non ignarum (sie!) esse artium magicarum.“

Daß die Zeiten solcher Religionskretzigkeiten wahre Erntetage für die Protestantenmacherer waren, ist bekannt. Auch hier kommen mancherlei Proben vor, z. B. S. 272 oder 277, wo Schwarzkopf 1654 vom regensburger Reichstage an seinen Schwager Calixt schreibt. „In summa, das Instrumentum pacis ist der Scopus des Reichstages, aber nicht zu conserviren, sondern zu evirtiren, wozu Niemand fleißiger hilft, als Kurfürsten. Bohnenburg (der katholisch ward) ist zum Freiherrn gemacht und hat 6000 Thlr. (?) Beisung bekommen. Freisen Baronius (Gesandter) geht auch damit um, hat 12... bekommen und ist das gemeine Geschrei, er werde auch papistisch werden. Vor 14 Tagen wurde im evangelischen Reichshofrath Hr. v. Singsendorf (?) und Peter Kochner (?) papistisch und that Profession. Blume wird in wenigen Tagen auch Profession thun, papistisch werden. Ich, Dr. Celer (?), Dr. Dietrich und Dr. Spiermann haben ihn gestern Abend bis um 1 Uhr stark vorgehabt, und ihm die Hölle heiß gemacht sed frustra. Bekannt, daß er schon die scrupulos gehabt, ehe er in Italiam gezogen u. s. w.“

41.

Examen raisonné des propriétés des trois armes, l'infanterie, la cavalerie et l'artillerie, de leur emploi et de leur rapport etc. par N. Okounef, Aide-de-camp de S. M. l'empereur de toutes les Russies. Paris, 1832.

Eine Stimme aus Oßen, die im Westen zu uns spricht. Da jedoch die Russen auf manchem blutigen Schlachtfeld ein vollgültiges Recht erworben haben, selbst in französischer Sprache mitzusprechen, wo von Krieg und Kampf, Bajonnet und Kugel die Rede ist, so überhören wir sie nicht. Der Verf. eröffnet seine Untersuchungen mit einer Erörterung über die hohe Stelle, die man der Kriegskunde neben den andern Wissenschaften anzuweisen habe. Die größere Kriegskunde, argumentirt er, gibt den Sieg, Stolz die Sicherheit, Sicherheit aber alle andere Güter. Ohne Sicherheit besteht nichts, selbst das Volk nicht, viel weniger Volkvertretung. Nach dieser Einleitung gibt der Verf. einen kurzen geschichtlichen Ueberblick der neuern Kriegswissenschaft. Ein Wöndch, ein König und ein Kaiser sollen sie, wie er sich ausdrückt, stufenweis gebildet haben. Diese militärische Steigerung möchten wir also stellen: Nachdem ein Wöndch durch die Erfindung des Schießpulvers die alte Kriegskunde über den Haufen geworfen, schufen ein Herzog, ein König und ein Kaiser die neuere. Unter dem Herzog meinen wir jenen Bernhard von Weimar, der zuerst den rohen Gebrauch des Feldgeschüßes zu einer systematischen Verwendung der furchtbaren Waffe erhob. Daß der König — Friedrich II., und der Kaiser — Napoleon ist, versteht sich wol von selbst. Den

Gestern nennt Hr. D. einen großen Kaktus, bei jedem genialen Strategen. Jede Waffengattung, Infanterie, Kavallerie, Artillerie, wird von einzeln abgehandelt. Die Erziehung des Kaktus will Hr. D. möglichst vereinfacht wissen. Er sei es im Exercierplatz nicht mehr lernen, als er im Kriege nicht mehr. Aus der Charakteristik der Waffengattungen folgt die Bemerkung, daß, wenn es möglich wäre die innern Eigenschaften der ein tretenden Krieger zu erkennen, der Kaktus würde voll und dem Geschüß, der Waghals zur Reitererziehung sei. Es liegt nicht in den Grenzen d. Bl. hier eine Uebersicht der Abhandlungen des Verf. über die Organisation und den Gebrauch der Infanterie, der Cavalerie und der Artillerie zu geben. Indem wir auf das gehaltenste Bemerkung machen, beschränken wir uns, einige allgemeine Reflexionen daraus zu entnehmen. „Die Infanterie ist die wichtigste unter allen Waffengattungen. Der Infanterist gelangt zu seiner Beweglichkeit überall hin, ergreift den Gegner in den schwierigsten Stellungen, er ist leicht rekrutirt, schnell eilig abgerichtet, sein Feuer, das so nachdrücklich wirkt, schließt die vorzüglichste ausführende Macht bei großen kriegerischen Operationen in sich. Er kann in der Entscheidung beim Angriff mit demselben Erfolg gebraucht werden, wie die Wirkung der Cavalerie bloß offensiv, jene der Kavallerie wenn sie nicht durch andere Waffengattungen unterstützt, bloß defensiv ist.“ — „Die Infanterie ist die einzige Waffengattung, welche für sich abgeordnet und ganz allein in der Schlacht selbst streitig machen und, unterstützt durch die Kavallerie, sogar den Sieg an ihre Fahnen zu reißen vermag.“ — „Auf die hohe Bedeutung der Infanterie in der neuern Kriegskunde hingewiesen wird, erhält die Cavalerie auch ihre hohe Bedeutung. Der Verf. nennt sie die Fackel, welche in der Nacht der Unsicherheit leuchtet, den Schirm, hinter dem man sich vor der feindlichen Kavallerie verbergen kann, noch unbekannter Gefahr rüht.“ — „Die Kavallerie fährt er fort, „hatten die vormalige Unbeugsamkeit der Cavalerie gebrochen, die Ausbildung der Kriegskunde der Kavallerie vermehrt, sie mit Erfolg zu gebrauchen; ist dieser Waffe nahm stufenweis ab, und sie wäre nicht mehr die völli gen Unbedeutendheit herabgesunken, wenn nicht die siebenjährigen Kriege ihren Glanz wieder gehoben hätten.“ — „Frage, die der Verf. sich stellt, woher die Reiter, die in den neuern Kriegen so entscheidend eingewirkt, in neuern Kriegen bei Rossbach, Borndorf, Würzburg, an der Kottbus, Waterloo Schlachten entschieden habe, beantwortet er mit dem Wort: „Es fehlte an einem Chef, sie zu führen.“ — „Die Artillerie ist eine Waffe der Ferne. Ihre Bestimmung ist, den Kampf in der Entfernung zu eröffnen, Schwanzreihen des Feindes zu veranlassen oder ihn zu nächster Stellung zu ändern. Es sind daher zwei Momente in der Stellung des Geschüßes in der Schlacht zu unterscheiden, die Wirkung derselben, den eine Kanonade eröffnet, und den andern, wo einer der Theile seine Absicht verrät. Es ist der Geist oder die Geschicklichkeit, nicht die rohe Kraft, die den Erfolg entscheidend, nämlich nicht die Zahl, sondern die Fertigkeit der Schüsse.“

Literarische Anzeige.

Sobien ist bei mir erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Hüllmann (Karl Dietrich)
Staatsverfassung der Israeliten. Gr. 8. 144
auf gutem Druckpapier. 1 Thlr.
Leipzig, im März 1834.

F. A. Brockhaus

Literarische Unterhaltung.

Dienstag,

— Nr. 77. —

18. März 1834.

Luisa Strozzi. Storia del secolo XVI., di Giovanni Rosini. Vier Bände. Pisa 1833.

Das selbständige politische Leben Mittelitaliens nahm gewissermaßen mit 1530 ein Ende. Die Eroberung von Florenz durch die vereinten Waffen des Papstes und des Kaisers beschloß das Dasein jener Republiken, welche drei Jahrhunderte lang die Welt vor sich reden gemacht, welche den Anstrengungen der deutschen Kaiser Troß geboten und endlich mehr eigener Mächtigkeit und innerer Intrigue als fremder Uebermacht zum Opfer fielen. Eine Zeit, wo Alles noch Unordnung und Sährung war, nichts als gegenseitiges Widerstreben unvereinbarter Principien und Ansprüche, Antämpfen eines Freiheitsfinnes, welchen widrige Schicksale wol gedrückt, aber nicht unterdrückt, gegen planmäßige Tyrannei: eine solche Zeit mußte reich sein an großartigen wie an verächtlichen Charakteren, an aristokratischem Stolz und Haß wie an glühender gemeiner Beschmeißeltheit selbst unter Hochgestellten, an edeln wie an entseßlichen Handlungen; eine solche Zeit mußte Demjenigen viele Ausbeute liefern, der das innere Leben des Volkes sowie dessen äußere sittliche Gestalt, in Dem, was es Gutes und Verwerfliches aufweist, trenn und lebendig zu schildern sich vorgenommen. Und eine solche Zeit ist es, deren Lineamente zu zeichnen, deren Charaktere wiederzugeben, deren Urtheile zu enthüllen der Verf. der „Luisa Strozzi“ sich zum Ziele gesetzt hat. Florenz, das die Medici drei Mal verjagt, hatte sie zum dritten Mal wieder aufnehmen müssen; seine alte Verfassung, der Einzelgewalt glorreich abgerungen, durch stürmische Jahrhunderte ruhmvoll bewahrt, war von einer Rotte eigener pflichtvergessener Söhne zu Trümmern geschlagen worden. Die alten Götter waren nicht mehr; Alle, die nicht Kraft und Selbstverleugnung genug besaßen, dem Vaterlande und sich selbst auch im widrigen Schicksal treu zu bleiben, eilten, sich an der neu aufgehenden Mediceischen Sonne zu erwärmen; und nachdem fremder Verrath Stadt und Land an seine Todfeinde verkauft, vollendeten einheimischer Verrath, einheimische Schleichthätigkeit, einheimische Nach- und Habsucht das Werk der Zerstörung.

Mehr als ein Blatt der Geschichte ist mit dem Leben und der Schande jenes Vassards von Medici besudelt, den Papst und Kaiser der verrathenen Stadt als

bluttriefende Geißel aufdrangen, der allen Grimm seiner teuflischen Natur an Dem ausließ, was ihr noch von Edelthum und Gutem geblieben, der Alles besaß, was er berührte, der den Namen Derjenigen, welche man für seine Vorfahren ausgab, zum Gegenstand des Fluchs und des Abscheus machte und endlich unter den Händen seines Helfershelfers ein des Efels und der Sünden, in denen er sich herumgewälzt, würdiges Ende fand. Alexander von Medici, der Sohn einer Negerin und eines Fuhrmanns, er, den man erst dann für einen unehelichen Sohn des Herzogs von Urbino auszugeben erdachte, als die ältere Mediceische Linie dem Aussterben nahe war, den die Clarice Strozzi, selber eine Medici, bei dem Aufstande von 1527 die Familienwohnung verlassen hieß, „weil der Palast Lorenzo's des Erlauchten kein Stall für Maulthiere sei“, regierte kaum fünf Jahre (er wurde zum Herzog von Florenz ernannt im April 1532 und fiel unter den Dolchstichen Lorenzino's am 6. Januar 1537); aber diese kurze Zeit reichte hin, ihn in eine Linie mit Cesar Borgia und Pierluigi Farnese zu stellen, mit denen, gleichwie mit ihm, Päpste das blutende Itallen besaßen, und einen Charakter zu offenbaren, der mit Muth, Kraft und Geißelsschärfe Grausamkeit, Lücke, ungezügelter Willkür, viehische Wollust, Verachtung alles Himmlischen und Menschlichen und die Begierde paarte, das Reine und Erhabene in den Koth und Staub zu treten. So war der Herrscher, dem Clemens VII. seine Vaterstadt in die Mörderfaust überlieferte; so der Mann, dem Karl V. seine eigne Tochter Margarethe zur Gemahlin gab.

Es ist ein großes bewegtes Leben, in das uns der Verf. des Romans einführt, den wir mit diesen Zeilen anzeigen. Es ist der Widerstreit der republikanischen Formen gegen die Alleinherrschaft und ihre Umgebungen. Es sind die öffentlichen wie die häuslichen Verhältnisse großer und edler Familien, die Intriguen der Staatsleute, das Treiben der Künstler und Gelehrten, das Getümmel des Volkslebens, wovon wir uns verjagt finden, woran wir selber Antheil nehmen, welche wir panoramartig vor uns ausgebreitet sehen. Es ist Florenz in seinen letzten Zuckungen; Siena in dem Gemere, welches der baldigen Auflösung einer Verfassung, namentlich einer volkmäßigen vorausgeht; Pisa in seiner Zerfallenheit, seiner melancholischen Verödung. Wie finden uns mitten unter

Personen, an Anemonen, an Erinnerungen aufzubieten konnte, behauptet und ausgeführt ist. In Italien mag die Idee neu sein, wofür der Verf. sie ausgibt; bei uns ist sie es nicht, wozu wir auch eben nicht viel Selbigenes in dieser Gattung aufzuweisen haben.

Es ist ein solcher Roman mit jenen Landschaftsbildern zu vergleichen, in denen eine Beduie dargestellt ist, die Jeder sogleich erkennt, und deren Linien und Charakter da sind, worin aber der Künstler zusammengezogen, gezeichnet, hinzugekomponirt hat, was ihm dem Gegenstande entsprechend und notwendig schien, um ein in sich volles und abgerundetes Bild zu machen. Mit dem Talente und der Sachkenntnis ausgeführt, welche der Verf. der „Luiza Strozzi“ unbezweifelnd besitzt, kann und muß eine solche Darstellung, wenn Epoche und Gegenstand geschickt gewählt sind, sehr beschreibend und genussreich und nebenbei ein Mittel zur Verbreitung historischer wie localer Kenntnisse werden, welche sich, in dieser Form geboten, dem Gedächtnisse leichter einprägen, als es beim eigentlichen Geschichtsstudium oft der Fall sein wird; aber sie kann auch andererseits dazu dienen, unrichtige Begriffe zu verbreiten und Facta wie Personen in ein falsches Licht zu stellen. Von letztem Fehler scheint indess der Verf. des gegenwärtigen Buches frei geblieben zu sein. Ohne Mängel ist das Werk freilich nicht; aber sie werden von seinen Vorzügen weit überwogen. Der Dialog dürfte milder gehalten und häufiger sein, Gespräche über artistische Gegenstände sind bisweilen mit einer gewissen Pedanterie angebracht, und die Handlung steht an einzelnen Stellen allzu lange still, während sie gegen den Schluss hin mit einer Beschleunigung fortschreitet, welche dann um desto auffällender erscheinen muß. Einzelnen Theilen fehlt es an Zusammenhang; Einiges möchte wol etwas allzu grell hingestellt sein, wozu indess Gegenstand und Epoche leicht verzeihen konnten. Abgesehen von dem oben Berührten, ist es aber ein reiches und anziehendes Gemälde voll Leben, Bewegung und Mannichfaltigkeit, mit großen Massen, mit Licht und Schatten und kräftigen Farbentönen, ein treues Bild der traurigen, mit so vielen Verbrechen und Lastern schwangern Zeit, durch welche der wehmüthige Nachhall glücklicherer Tage klingt und welche für Todemann die blutbefleckte Schwelle zwischen Unabgängigkeit und Despotismus war.

85.

Fortschritte der Geisteskultur in den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

In keinem Lande zeigt die periodische Presse eine solche Thätigkeit wie in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. 1828 zählte man daselbst 802 Journale; die Bevölkerung betrug damals 12 Millionen. Heutzutage ist diese Anzahl auf 1200 geklommen; davon beschäftigen sich 60 ausschließlich mit religiösen Gegenständen. Im April 1833 kamen zu Newyork 63 Tagesblätter und Zeitschriften heraus; der Staat Newyork, welcher kaum 2,000,000 Einwohner zählte, hatte 263 periodische Schriften. Die Gesamtzahl der im Laufe des Juli 1833 zu Boston gedruckten Zeitungen und sonstigen periodischen Erscheinungen belief sich auf 81.

Der Staat Newyork hat am meisten für den öffentlichen

Unterricht gethan. In einem jeden Districte befindet sich eine Schule, welche wenigstens einen Theil des Jahres offen bleibt, und wo man alle Kinder, ohne Unterschied des Ranges, arme wie reiche, aufnimmt. Die Regierung unterhält diese Schulen entweder aus besondern Fonds, oder mittelst einer auf die Einwohner des Districtes gelegten Last, oder mit den Einkünften der der Schule angewiesenen Grundstücke. Im Ganzen befinden sich gegenwärtig in den 24 Präfecturen der Union, 33,000 Primarschulen, welche von 2,590,000 Schülern von 5—18 Jahren besucht werden.*)

1776, vor der amerikanischen Revolution, waren nur zehn Universitäten und Collegien vorhanden; man zählt deren gegenwärtig 60. Diese Anstalten sind nicht alle auf gleiche Weise ausgestattet; einige verdienen kaum diesen Namen, wogegen andere auf einen sehr glänzenden Fuß eingerichtet sind und geschickte Lehrer besitzen.

Um den Grad eines Baccalaureus zu erlangen, muß man vier Jahre lang ein Collegium besucht haben. Gernah brachten die Candidaten der Theologie ihre Lehrzeit bei einem Pfarrer zu; selten arbeiteten sie länger als zwei Jahre, oft machten sie sich's noch bequemer. 1808 wurde zuerst das Seminar zu Andover gestiftet, und seit dieser Zeit haben sich nach und nach mehrere Anstalten dieser Art gebildet; die Studien dauern drei Jahre. Jedes geistliche Seminar hat einen besondern Fonds für unentgeltliche Studenten.

Die berühmteste medicinische Schule besitzt Philadelphia; sie wurde gestiftet im Jahre 1764; auch die übrigen Staaten besitzen ähnliche Lehrinstitute, die aber alle in spätern Zeiten entstanden sind. Um den ersten Grad in diesen Schulen zu erhalten, muß der Candidat darthun, daß er während drei Jahre ununterbrochen den Vorlesungen eines vom Staate anerkannten Professors beigewohnt. Die jungen Leute, welche sich dem richterlichen Stande bestimmten, bildeten sich früher privatim bei Rechtsgelehrten. Seit 1782 besteht eine Rechtsschule zu Leitchfield in Connecticut, welcher man eine bedeutende Anzahl ausgezeichneter Juristen verdankt. Um den Titel attorney (Advokat) zu erlangen, muß man mehre Jahre bei einem Rechtsgelahrten oder auch in einer Rechtsschule zugebracht haben.

Hierbei folgt eine allgemeine Uebersicht der in den verschiedenen Staaten befindlichen Lehrinstitute.

1) Maine, 400,000 Einw., besitzt zwei Collegien, das eine von Wiedertäufern begründet; ferner ein Congregationisten- und ein Methodisten-Seminarium; Gesamtzahl der Schüler 101,325. 2) Newhampshire, 270,000 Einw., 25 Akademien, ein Collegium und zwei gelehrte Gesellschaften. 3) Vermont, 281,000 Einw., ein Collegium und eine Universität für Jurisprudenz und Theologie. 4) Massachusetts, 612,000 Einw., 60 Akademien, Universität zu Cambridge, die älteste in der Union, 2 Collegien (das eine besitzt eine Medicinische), 5 gelehrte Gesellschaften und ein Blindeninstitut. 5) Rhode-Island, 98,000 Einw., 12 Akademien, eine Universität, mehre gelehrte Gesellschaften. 6) Connecticut, 298,000 Einw., 26 Akademien, eine Universität, 2 Collegien, worunter das von Yale zu den berühmtesten der Vereinigten Staaten gehört; ferner das American asilum, ein Taubstummeninstitut. 7) Newyork, 2,000,000 Einw., 9600 Schulen, wo unentgeltlich unterrichtet wird, eine Universität, 5 Collegien, ein Seminarium zu Newyork, welches sich das allgemeine Seminar der Episkopalkirche nennt, ein lutherisches Seminar, ein anberrechtliches von Anabaptisten gegründet worden, zwei Medicinischen und eine Menge literarischer Vereine. Im Staate Newyork befindet sich auch die Militärschule der Vereinigten Staaten, welche auf Kosten der Union unterhalten wird. Dieses Institut ist nach dem Muster der polytechnischen Schule zu Paris einger-

*) Es gibt in Frankreich 1,988,000 Kinder, welche den Elementarunterricht empfangen, nämlich auf 17 Einwohner eins. Frankreich besitzt 42,098 Schulen; 11,139 Gemeinden haben keine Schule. Am 11. Juni 1833 zählte man in den colleges royaux 14,005 Schüler.

richtet und befindet sich zu Westpoint am Hudsonflusse, da, wo er durch das Highland fließt. Ein Grundstück von 250 Acres, welches der Staat an die Union abgetreten, gehört zu diesem Institut und dient zu dem großen Manoeuvre. Director der Militärtschule ist der Oberingenieur der Vereinigten Staaten, welcher den Titel Generaladjutant führt. Ihm sind 40 Professoren, Unterlehrer und Gehülfen beigelegt. Die Abglinge führen den Titel Cadet; ihre Anzahl ist auf 250 beschränkt. 8) Newjersey, 921,000 Einw., zwei Collegien, eine Medicinschule, eine Rechtsschule, ein reformirtes Seminar. 9) Pennsylvania, 1,350,000 Einw., 55 Akademien nebst mehreren Herrenhüterinstituten, die einen großen Ruf haben, 2 Universitäten, 9 Collegien, 4 deutsche Seminarien, verschiedenen Kirchen angehörend, ein Waisenhans und eine Taubstummenanstalt. Von 350,000 Kindern von 5—16 Jahren lernten 1830 nur 150,000 lesen und schreiben. 10) Delaware, 77,000 Einw., kein Colleg, mehre Akademien. 11) Maryland, 400,000 Einw., eine Universität, drei Collegien, eine Medicinschule. 12) Virginia, 1,211,000 Einw., eine Universität, 4 Collegien, 3 Seminarien, ein presbyterianisches, ein episcopalisches und ein anabaptistisches. 13) Nordcarolina, 738,000 Einw., eine Universität, ein Institut, bekannt unter dem Namen Nordcarolina-Institut, ein episcopalisches Seminar. Dieser Staat hat das System der Freischulen noch nicht eingeführt. 14) Südcarolina, 532,000 Einw., 40 Akademien, eine Medicinschule, 3 Seminarien, mehre gelehrte Gesellschaften. 15) Georgien, 586,000 Einw., eine Universität, eine Medicinschule. Der Staat erhält nebstdem eine bedeutende Anzahl Akademien, eine Schule für Künste und Handwerke und 2400 Freischulen. 16) Alabama, 310,000 Einw., 25 Akademien, eine Universität, 2 Collegien. 17) Mississippi, 186,000 Einw. nebst mehren Akademien und Schulen, eine Militärtschule. 18) Louisiana trotz seiner 215,000 Einw. nur 2 Collegien. 19) Tennessee, 632,000 Einw., eine einzige Universität, 2 Collegien und ein Seminar. 20) Kentucky, 690,000 Einw., eine Universität, die älteste in der ganzen Union, und an 1200 Schulen. 21) Ohio, einer der letzten Staaten, der sich an die Union geschloffen, 940,000 Einw., 15—20 Akademien, von denen mehre sehr wichtig sind, 2 Universitäten, 3 Collegien, 2 Seminarien, 2 Medicinschulen, eine Rechtsschule. 22) Indiana, 343,000 Einw., nur 2 Collegien. 23) Illinois, 157,000 Einw., ein Collegium, ein Seminar. In Wandall hat sich ein Verein zur Aufmunterung der öffentlichen Erziehung gebildet. 24) Missouri, 142,000 Einw., eine Universität, welche unter der Leitung der Jesuiten steht, ein Collegium, ein Seminar unter der Leitung der Congregation des hl. Vincenz von Paula; dieser Staat hat keine Freischulen. 25) Columbia, 31,000 Einw., 2 Collegien, 2 Seminarien, ein Institut zur Aufmunterung der Künste und Wissenschaften zu Washington.

Man kann ohne Uebertreibung behaupten, daß in den Staaten der Union kein Weller existirt, der nicht mit einer Schule und einem Lehrer versehen. Findet man in den Städten nicht jene feine Formen, jene elegante Höflichkeit, welche den geselligen Verkehr in den europäischen Städten auszeichnen, so hat man dagegen auch nicht auf dem Lande den empfindenden Anblick der Rohheit und Unwissenheit. Man sieht da nicht wie bei uns inmitten einer abgeschlossenen, überkünstelten Gesellschaft den traurigen Contrast einer abjecten Bevölkerung. Der Fremdling, der hieselbst erst seit kurzem arbar gemachten Gesilde durchwandert, wo die Art des Menschen nach gegen die Vegetation der Urzeit zu kämpfen hat, erstaunt, unter den zerstreuten Hütten, in den Wäldern, statt der Halbweiden, die er anzutreffen glaubte, auf Menschen zu stoßen, welche unsere gebildete Gesellschaft ihrer nicht unwürdig finden würde.

Die Vereinigten Staaten genießen die Früchte eines weisen, mit umsichtiger Ausdauer ausgeführten Systems; sie bestreben sich die Spuren der Colonialorganisation und der noch übrigen antisocialen Institutionen allmählig wegzutilgen. Selbst die Be-

formen, welche ihre Privatinteressen verletzen, schrecken sie nicht ab. Und wenn die Staaten, in denen die Sklaverei die tiefsten Wurzeln gefaßt hat, dieselbe gezwungenermaßen noch fortsetzen lassen, so suchen sie alle Mittel auf, das Ende dieses Mißbrauches schleunigst herbeizuführen. Indessen war das eine Klippe zu vermeiden, an welcher ihre geschwätzigen Gesinnungen hätten scheitern können. Das Anklaffen roher, ungebildeter Menschen auf einem Punkte, welche ohne allen Uebergang plötzlich in Besitz der Freiheit wären gesetzt worden, konnte ihren Beherrschern gefährlich werden. Um diesem vorzubeugen, hat man auf so Mittel gefonnen, Amerika zugleich der losgegebenen Negre zu entlassen und diesen eine mit ihren Neigungen und Gewohnheiten in Einklang stehende Erziehung zu verschaffen. Auf Veranlassung des amerikanischen Colonisationsvereins wurde der Negersaat Liberia gestiftet; er liegt unter dem 6° N. Br. und erstreckt sich vom Gallinasflusse bis zum Gebiete von Neu-Setta 20 engl. Meilen weit. Die Hauptstadt Monrovia (nach dem Gedachten Monroe) liegt am Cap Mesurado und enthält 3—40,000 Einw. Im Laufe des Jahres 1831 besuchten über 60 Tausend von allen Nationen den Hafen von Monrovia. Im Jahr 1831 betrug die Ausfuhr 125,000, die Einfuhr 80,000 Dollars. Aus den Vereinigten Staaten haben sich über 3000 Zuwanderer nach Liberia begeben, von denen 1000 ungefähr Sklaven waren, welche bei ihrer Ankunft auf afrikanischen Völkern freigegeben wurden. Die Colonie handelt mit den entferntesten Stämmen; die näherwohnenden haben sich freiwillig unter denselben Schutz begeben und suchen bei der Regierung die Gnad nach ihre Kinder „nach Art des weißen Mannes“ erziehen zu lassen. Die Zahl der unter der territorial-Jurisdiction sich befindenden Individuen beläuft sich demnach schon auf 50,000. Der Colonisationsverein regulirt die Gesetze der Colonie und wird dieses Recht behalten, so lange sie unter ihrer Vormundschaft bleibt; indessen müssen diese Gesetze von der Regierung der Colonie genehmigt werden. Diese besteht aus einem Gouverneur, einem Untergouverneur, einem Schriftf. und einem Rathe. Nur der Gouverneur ist ein Weißer; außer ihm werden kein andres Weissen gebildet als Aerzte, Missionnaire und Lehrer; das der Negershandel untersagt ist, versteht sich von selbst. 12

Notiz.

Neugriechische Schrift über die Insel Ybra.

Bei Jaquet in München ist in diesem Jahre eine neugriechische Schrift des Griechen Antonios Mautis über die Insel Ybra erschienen. Sie umfaßt die Geschichte derselben von den Zeiten des Alterthums bis 1821, nach Dem, was der Verfaßter durch frühere Uebersetzungen, theils durch Mittheilungen bejahrter Zeitgenossen über Ybra, dem er selbst durch Grewat angehört, erfahren hat, und insoweit er auch einzelne Geschichtsschreiber hierbei hat benutzen können. Es ist an und für sich eine interessante Monographie, da die Inselgeschichte so wenig würdig ist; sie wird aus dem buchhändlerischen Gesichtspunkte um so interessanter, da man sie nicht ohne Grund als den Anhang des in Griechenland erwachenden wissenschaftlichen Lebens betrachten kann, das sich zu seiner weiten Erweiterung der Buchdruckerpresse bedient. Denn der Verf. der Schrift lebt in Griechenland, wo er auch, nach einzelnen Angaben darin hieselbe geschrieben hat. Was die innern Verhältnisse Ybras betrifft, so hätte er hierüber allerdings mehr Aufschluß geben können; aber über die äußern geht er bisweilen gar zu sehr in das Einzelne ein. Die Sprache, woula die Schrift abgefaßt ist, nähert sich hier und da zu sehr der Volkssprache, da wo hingegen wünschen müssen, daß namentlich Schriftsteller es sich angelegen sein lassen möchten, auf die Beredlung bedacht zu werden, indem sie selbst einer reinen Schriftsprache sich zu fleißigen. 17.

Mittwoch,

— Nr. 78. —

19. März 1834.

Die Enthüllung der Geheimnisse des Nigers in Afrika.

Wer hat nicht von den Rätheln des Nigers gehört, die seit Jahrtausenden ungelöst der civilisirten Welt vorlag? wer nicht von der furchtbaren Sphinx, die so manchen lähnen Fremdling, der das Räthsel in ihren Wüstenen zu lösen kam, das vergebliche Wagniß mit dem Leben läsen ließ? Wie der wunderbare Nil der alten Welt als ein mächtiger Flußgott erschien, den Kopf in gehämmter Hülle, die er erst in der neuesten Zeit vor dem lähnen Andringen der Fremden etwas löstete, um dem Sohne seines Hauptes in ungewissen Amrissen auf dem abyssinischen Gebirgen zu zeigen, so erschien der Niger als ein Riese, der nur das Haupt aus dichten Nebeln hervorstreckte und wol die gewaltige Größe des Leibes ahnen ließ, aber nicht seine Richtung. Unserer Zeit war es vorbehalten, jene Nebel zu zerstreuen, den sich sträubenden Riesen ans Licht zu ziehen und in ihm einen mächtigen Vermittler zwischen der civilisirten Welt und dem so lange unzugänglichen innern Afrika zu finden. Es wäre daher nicht billig, wenn wir jetzt, wo uns ein so wichtiges Resultat geboten wird, nicht einen überflüssigen Blick auf die Reihe von Bemühungen und Kämpfen richten wollten, welche endlich zu demselben führten; und wir bringen deshalb unsere Leser zu dem Schauplatz, wo sie den Monen der Gefallenen das Opfer der Wehmuth und dem endlichen, bescheidenen Sieger den Lorbeer nicht versagen werden.

Dunkle Nachrichten von einem mächtigen Strom, der in dem unbekanntem Innern Afrikas Quelle und Lauf habe, ziehen von den ältesten Zeiten an durch die Geschichte; und schon die alten Väter der Geographie: Herodot, Plinius, Strabo und Ptolemäus, mühten sich ab, Ursprung und Ende desselben zu erforschen. Herodot und Plinius nahmen ihn kurzweg für den Nil, der im fernem Westen Afrikas entspringe und seinen Lauf quer durch das Land nach Aegypten nehme. Nur Strabo war schon so weit als unsere gelehrten Herren vor drei Jahren, denn er erklärte, man wisse nichts von dem Niger, außer daß er im Westen entspringe und ins Innere fließe. Erst Jahrhunderte später, als Afrikas Nordsaum arabische Farben tragen mußte, bemühtigte sich der arabische Geograph Edrisi auch der Wogen des Nigers und drühte ohne Weiteres den ganzen Strom herum, decretirend, daß der

Niger von Osten nach Westen fließe. Im fernem Südafrika nämlich, sagt er in seiner wunderlichen Beschreibung, entspringen zehn Quellen, von welchen fünf in einem See, fünf in einem andern See sich sammeln. Jeder dieser zwei Seen sendet wieder drei Flüsse aus, und diese vereinigen sich alle in einen großen See unter dem Aequator. Ein Vorgebirge springt gleich einer Scheidewand in diesen See, den es in zwei Theile scheidet, und aus der einen Kammer nördlich ab fließt der Nil Aegyptens, aus der andern westlich hin fließt der Nil von Sudan (Niger), der sich ins mare tenebrosum (ohne Zweifel das atlantische Meer) ergießt. Leo Africanus versichert sogar, er selbst habe den Niger bei Kabra von Osten nach Westen fließen sehen. Wirklich floß der Niger in dieser Richtung Jahrhunderte lang auf den arabischen und portugiesischen Karten. Und selbst im 15. und 16. Jahrhundert, da Europa, in der einen Hand das sinnende Haupt haltend, mit der andern glerig über die ganze Erde streichend, von dem großen Gedanken der Länderentdeckung fiebrisch ergriffen war, kümmerte es sich nicht um die Nigersfrage, denn die neugeöffneten Seewege boten zu leichte und glänzende Entdeckungen, um zu einer schwierigen, mehr Wissenschaft als Geld verheißenden Entdeckung Zeit und Lust übrig zu lassen. Erst die französischen Geographen de Lisle (1714) und d'Anville (1749) rectificirten auf ihren Karten den Lauf des räthselhaften Flusses, indem sie ihn wieder von Westen nach Osten fließen ließen.

Bald aber hob eine neue Aera in der Geschichte der Nigereutdeckung an. Es bildete sich im Jahr 1788 eine geographische Gesellschaft in England ausschließlich zur Entdeckung Afrikas, und als Hauptzweck zu allen Geheimnissen dieses lange verschlossenen Welttheils betrachtete sie mit Recht den Niger. Ein Aufruf erging in alle Welt, eine bedeutende Prämie verheißend Dem, der diesen Schlüssel aus der Mitte lauernder Ungethüme finden würde. Der Reihe nach erschienen nun, wie die alten Lindwurmskämpfer von Muth, Ehrgeiz und Abenteuerlichkeit getrieben, Bewerber auf dem Kampfplatz. Der lähne Amoskaner Joh. Ledyard, der mit Coos die Welt umsegelt hatte und im Innern Rußlands mit namenlosen Schwierigkeiten gereist war, trat zuerst in den Kampf, aber sein Körper, welcher der Glut des Aequators und dem

Es Sibiriens getrost hatte, erlag, als er kaum Afrika betreten hatte, dem ungünstigen Einfluß des Klimas und der eignen Ungebuld. Er starb in Kahiró im J. 1788: Der Reisende Lukas folgte, kehrte aber zurück ohne ein Evangelium. Der Major Houghton (1791) ging von Westen her den Gambia hinauf, und verlassen und ausgeplündert starb er in Dharra. Da trat im J. 1795 der berühmte Schotte Mungo Park seine Entdeckungsreise an, erreichte glücklich das längst gesuchte Ziel und erblickte zuerst unter allen Europäern die Fluten des Sudanstromes, den er seinen Lauf von Westen nach Osten nehmen sah. Aber gänzlich entkräftet, mußte Park bei Silla, 40 Meilen von Timbuktu, wieder umkehren. Der Lauf des Nigers war indeß 70 Meilen weit beobachtet, und die Ergebnisse aller Forschungen und gesammelten Nachrichten wurden von den Theoretikern sorgfältig abgewogen und verarbeitet, und es entstanden über den Lauf des Nigers vorzüglich drei Theorien: 1) Der Niger, im Westen auf dem Kongo entspringend, fließt, wenn er bei Timbuktu vorbei ist, ungefähr 400 Stunden weit östlich in einen großen See bei Wangara, Eschadsee u. dgl. genannt. 2) Nach Park's kühner Hypothese fließt der Niger östlich, dann südlich west durch Afrika hindurch, und ein großes Granitgebirg durchbrechend, stürzt er sich in den Kongo und mit diesem weit jenseits des Aequators ins Meer. 3) Reichard aber, ein Deutscher, ließ den Niger bis nach Wangara östlich fließen, behauptete jedoch, von da müsse er, scharf südwestlich umbiegend, sich in den Meerbusen von Guinea ergießen. Schroff standen diese Meinungen einander gegenüber; aber die Nachrichten, welche Park über den Lauf des Flusses von den Eingeborenen erhalten hatte, waren wirklich so widersprechend, daß sie jeder der erwähnten Hypothesen eine Stütze gaben. Während dem hatten noch zwei Deutsche, Hornemann, dessen letzte Nachrichten von Fezzan eingingen, und Köntgen, der über Marokko vorgebrungen war, dem Nigerräthsel ihr Leben geopfert. Indes lagen die Acten zum Spruch bereit, und die englische Regierung, die große Richter in den geographischen Weltfragen; sog. jetzt auch die Nigerfrage vor ihr Forum. Eine Expedition von 36 handfesten Europäern, den kühnen Mungo Park an der Spitze, 5000 Pf. St. in Cassa, ging in das Innere Afrikas. Große Erwartungen begleiteten diese Expedition; aber als Park bei Sego das Ufer des Nigers wieder erreicht hatte, waren schon dreißig seiner Begleiter von dem Gifte des Klimas verzehrt, die sechs Lebenden vermochten kaum noch sich fortzuschleppen, doch, schrieb Park im J. 1805 nach England: „Sollten auch alle Europäer, welche ich bei mir habe, sterben, und sollte ich selbst todt sein, so würde ich doch aushalten, und könnte ich nicht ans Ziel meiner Reise kommen, so würde ich wenigstens im Niger sterben.“ Das Schicksal nahm ihn beim Wort; nach spätes eingegangenen Nachrichten wurde er auf seinem Casuar bei Bussa von den Eingeborenen angegriffen und fand seinen Tod in den Fluten des Nigers.

Eine zweite Doppelexpedition der englischen Regierung (1816), deren eine Hälfte vom Kongo, die andere vom

Gambia aus ins Innere Afrikas vordrang, und die man hoffte, gleich den Flüssen Niger und Kongo in 30 nern sich vereinigen sollten, blieb ohne Erfolg. Kein Licht aber verschaffte die berühmte Reise des englischen Capitains Clapperton, der, vom Major Denham u. Dr. Dubney begleitet, über Tripolis bis Bornu u. Sokatu (1824) vordrang und nebst vielen interessanten Bemerkungen über die Geheimnisse Afrikas auch die von Eingeborenen erhaltene Nachrichten nach England mitbrachte; daß der Niger von Soccatu aus südwärts und sich unterhalb Funda in die See ergieße. Die Reise schien von Wichtigkeit, und die englische Regierung schickte den Capitain Clapperton zum zweiten Mal mit den von den Drachen Afrikas bewachten Kapitan Clapperton unterlag. Kaum gelandet, wüthete die afrikanische Luft seine beiden Begleiter Pearce und Dr. Morrison, und Clapperton selbst erreichte nur wieder Sokatu, wo er, von Fiebern ergriffen, von allen Hülfsmitteln blos, nur noch von einem einzigen treuen Diener, dem Lander, gepflegt, lange vergeblich kämpfte, sein Leben süßen Heimat zu erhalten. Gleich nach seinem Tode trat Lander mit Clapperton's Tagebüchern die Reise an und rettete mit Mühe sein Leben aus den Händen der Afrikaner nach England.

Während Clapperton's zweiter Reise war sein Leichnam von Tripolis nach Timbuktu vorgebrungen, auf der Reise aber von einem maurischen Kaufmann erbeutet worden. Seine Papiere sind nicht gerettet. Später als der Franzose Caillié als Araber verkleidet bis nach Timbuktu und kehrte unter Todesgefahren, mehr als das jämmerlich verspottet und geprügelt, nach Frankreich zurück, wohn er zwar über Afrika viele, aber fast keine neuen Bemerkungen zurückbrachte. Ein großer Räthsel war noch ungelöst, und die fabelhaften Berichte der Eingeborenen von ihrem mächtigen Quell, dessen Quellen Niemand lenne, dessen großer Quell Drausen Jeden, der es höre, mit Entzücken und Bewunderung erfüllte, und der da zeige die wunderbare That der Herrn, des Schöpfers, machten die Sache mehr und mehr räthselhaft. Wenn sie aber auch dazu dienen, die Meinung immer vorherrschender zu machen, daß der Quell in den Guineabufen münde, „wer“, könnte der afrikanische König fragen, „ist der Beherrzte, ich frage dich, zu dringen in jene Tiefe nieder?“ Wer sollte den Pfad wieder betreten, der, soweit er betreten war, blutigen Spuren der Ermordeten oder von einem Dahingestochten bezeichnet war? Der Mann, den man et aes triplex circa pectus erat, trat freiwillig

Der treue Diener Clapperton's, Richard Lander, an seines Herrn Sterbedette gestanden hatte, und die Mühe dem Klima und den barbarischen Sitten entgangen war, erbot sich, in Begleitung seines Bruders von Neuem auszureisen. Die Resultate dieser Reise sind bereits von allen Zeitungen der Welt veröffentlicht, so viele geist- und kenntnißreiche Reisende nicht hatten, gelang den beiden schlichten Männern. Der Lander, der sich so lange gestraubt hatte, gab ihnen

wisse wohl, und sie verfolgen den Lauf des Nigers dem schon bekannten Punkte (unterhalb Soccata) an; ganzen Länge nach bis zu seiner Mündung in den neubusen hinab. Indem sie so unserm Landsmann hard die Ehre zuerkennen, zuerst den wahren Lauf Nigers mit seiner Hypothese bestimmt zu haben, lei- sie der civilisirten Welt den weit größern Dienst; setzen über eine der schwersten geographischen Fragen sie schließen und einen Weg betreten zu können, auf Europa mit seinem Handel und seiner Bildung in so lange verschlossenen Schoos Afrikas einfahren kann. das ganze bisher unbekannt Innere Afrikas be- — das ist zu erwarten — mit dieser Entdeckung neue Periode, und während die Landkartengelehrten ellen, den bisher unbestimmt und falsch punktirten des Nigers von Timbuktu über Soccata südlich unterhalb Benin in den Guineabusen zu setzen, vor eine neue Handelsunternehmung von England n Fluß hinauf, und durch die neuentdeckte Aber as Blut Europas mit seinem Guten und Bösen die innersten Theile Afrikas dringen. Tagebücher über diese Entdeckungstreife sind ge- und in deutscher Uebersetzung erschienen unter el:

1. Afrika zur Erforschung des Nigers bis zu sei- Mündung, von Richard und Joh. Lander. em. Englischen von *r. Drei Theile. Mit 22 Taf. Leipzig, Engelmann. 1833. 8. 4 Theil. 12 Gr. Reisenden — dieser schmerzlichen Bemerkung wir uns sogleich entledigen — sind ohne strenge fällige Bildung. Zwar mag eine Reise nach Clapperton's Gefolge eine gute Schule für den Richard Lander gewesen sein, und es hat in ihr was zu lernen war, Unerblichkeit, Ausdauer, it; aber die europäische Schule fehlt ihm eben- ertem Bruder. Daher kommt es, daß Beide zu erschloß, in welches die Weisesten vieler Jahr- rgeblich zu bringen suchten, glücklich den Ein- den haben, aber von den Schätzen und Wun- rin liegen, nicht viel mehr heimzubringen wuß- Nachricht, daß ein Weg dahin führe. Doch ren Reisenden, die mit solchen Kräften und geist- und körperlichmenden Wirkungen des Klimas und Lebens dennoch eine so reichliche imbringen und diese nun ganz „anspruchlos g“ dem Publicum übergeben! Dnehin ver- daß viele Leser und die schönen Leserinnen rde um so lieber mit den Gebrüdern Lander reisen, weil sie sicher sind, von ihnen mit Gelehrsamkeit beschwert zu werden, und wie pt am Theatralisch gar angenehm durch Wü- re, durch Neger und Kannibalen reißt, und hren und Beschwerden eines langen Reise- enehmt und schön schaurig in ein paar beque- ren überstanden werden; so treffen unsrer Lan- 13 die moderne Conversation. Sie erzählen in betäubenden Geschrei der Papageien und

Affen am Wege, von den Affären von Schmetterlingen, die sie buchstäblich hinderten, etwas Anderes zu sehen als ihre Flügel, grün schimmernd mit Gold eingefast und gesprengt, oder himmelblau mit Silber, oder purpurroth mit Gold, oder wie schwarzer Sammet mit Silber eingefast und gestickt; sie lassen „den grauen Papagei und man- chen andern schönen Vogel kunstlos singen ihren Wab- gesang“, aber dem Naturhistoriker ein paar Buffonsna- men zum Besten zu geben, daran denken sie nicht. Doch immer sind ihre Augen klar und offen, ihr Gemüth hel- ter und stark, ihr Urtheil über die Menschen, selbst über die schlechtesten ruhig und unparteiisch. Wahrschast ehr- würdig aber ist uns die Fremdsigkeit erschienen, mit wele- cher sie mitten unter Heiden und Mohammedanern mit unabwieslicher Strenge ihren Sonntag feiern in Stille und Gebet und mit dem Lesen der englischen Liturgie, und wie sie selbst jeden Morgen und Abend ihren Leuten Gebete vorlesen.

Wir denken dabei an Caillé, der fast wie ein Chris- tusleugner in der Rolle eines mohammedanischen Theo- logen durch Afrika reist und in allen seinen Handlungen sorgfältig den Muselmänn spielt.

(Der Beschluß folgt.)

Neueste französische Literatur.

Le livre rose ou causeries et récits de jeunes femmes.

Die Julirevolution hat den pariser Damen etwas den Kopf verdreht und eine revolutionnaire Flamme in diesen allerliebsten Plauderpüppchen angefaßt. Der St.-Simonismus hat das Geinige dabei gethan, und ein guter Theil der Thorsheiten, welche die diesige Frauenwelt zu Martte trägt, fällt auf den père Enfantin und Consorten zurück. Wir wollten den rebellirenden Schönen von Herzen gern ihre samuluarischen Versammlungen Rue Taranne Nr. 12 verzeihen, so arg sie es auch da treiben, und so schwer es auch manchem Ehemanne werden mag, nach solchen Deliberationen seine oberhauptlichen Rechte in der häus- lichen Gemeinschaft geltend zu machen und die Allmacht des Bartes gegen frevelnde Eingriffe zu sichern. Wir wollten ihnen sogar Romane und Berse verzeihen, wenn sie weiter nichts als mit- teelmäßig, d. h. schlecht wären; aber unsittliche Werke von Frauen- händen! „Le livre rose“, das wir hier anzeigen, schwärzt von Ehebruch, Blutschande, Selbstmord als ganz gewöhnlichen Din- gen. Bald hört man eine Kammerfrau ihrer Gebieterin aus- fädelich erzählen, wie und von wem sie verführt worden; bald kosen wir auf einem Vater, der seine eigene Tochter entehrt und dann ermordet. Das sind Erzählungen, Plauderrien jun- ger Frauen? Aber nur Geduld, es kommt noch besser. Ein junger Mann entglüht in freventlicher Leidenschaft zu einer Italienerin, die er zur Frau machen will, wenn anders es nicht schon geschehen. Die Italienerin hat keinen andern Erwerbs- zweig als das Talent, die grauen Haare ohne Schmerzen aus- zureißen. Der junge Mann muß also graue Haare haben, und um welche zu bekommen, stürzt er sich in die crassesten Abscheu- lichkeiten, er entehrt eine Frau und mordet sie, er fällt über den Ersten Besten her, der ihm begegnet, und ermordet ihn; er schleppt einen Leichnam zu seiner Italienerin, die vor Ber- zweiflung stirbt; er selbst tödtet sich zuletzt. Nichts ist verhält- nismäßig; Zweideutigkeiten sind nicht möglich, denn Alles wird auf deutliche hingewalt. Wo man oft im Selbstgespräch einen anständigen, verschleierteu Ausdruck sucht, da gibt ihm die jeune femme den berßten, offensten. Mitten unter diesen empörenden Erzählungen des „Livre rose“ zeichnen sich einige Seiten von Mlle. Anals Ségallas durch Wahrheit und reines

Gefühl vortheilhaft und; ihre Verse sind im Ganzen besser als ihre Prosa. Eine Rosette: „Et pourtant le soleil brillait“, das Debut der Dem. Amable Verbot, verräth glückliche Anlagen. „La laveuse de nuit, chronique bretonne“, von Mlle. Garette, ist ein Meister in der Kunst, das Interesse allmählig zu steigern und bis ans Ende zu spannen, den stets geistreichen Dialog nie über die Grenzen des Natürlichen schweifen zu lassen und Situationen sowie drückende Umgebungen der Personen mit Wahrheit und Talent darzustellen.

La Vie de Koutron par Eugène Sue, 4 Bände. Paris.

Der Graf Vaudrey ist der Held dieses Romans, die Leser wissen demnach schon, daß er ein Schwert und Hosenknöchel ist, denn Hr. Sue besingt nun einmal keine andere Heldensgattung, selbst nachdem man „Mar-Gull“ gelesen, auf eine solche Waffe von Abwechsellichkeiten gefaßt ist, wie Hr. Sue in diesem Werke aufschlägt, bezweifeln wir.

H. Vaudrey oder H. de Vaudrey ist Fregattencapitain und hat sich bis zu diesem Posten hinaufgeschoben, was vor 1789 eine Seltenheit war, wo man meist zu solchen Stellen ganz bequem, zu Lande, durch das Vorzimmer eines Ministers oder das Bouboir einer Maitresse gelangte. Er ist dabei ein brillanter Cavalier, ein Glücksjäger bei den Damen, ein zweiter Boufflers. Bei einem Desjeuner wettet er mit einer der anwesenden Damen, daß er die Herzogin von Almeida verführen werde. Die Herzogin, eine glühendheiße Indulsterin, läßt sich durch die Künste des Roué entzünden: sie ergibt sich ihm in aufrichtiger Liebe, und als der Finaltriumph des Grafen hebebrüht, künnt er eine Seitenkure und dankt der Herzogin schuldlos für ihre Güte. Die Gesellschaft, welche bei jenem Feststück Zeuge der Wette war, ist nun Zeuge seines Sieges! Die Geschichte wird rucklos; wer da meint, ein so schwarzer Zug müsse die ganze weltliche Welt gegen den Schändlichen empören, kennt die weltliche Welt und die damaligen Sitten wenig. Eine Baronne de Gernan verliert sich zum Rasendwerden in den Charmanten Grafen; der mit der weiblichen Ehre und Liebe auf eine so elatante Weise zu spielen versteht. Sie will ihn, sie muß ihn haben, sie findet, sie bekommt ihn; der Mann, der sich den Liebenden in den Weg stellen will, wird hinweggewallt. Nun kommt der Krieg, und mit ihm kommen Kastrate, wie sie H. Sue zu schildern weiß. Vaudrey's Schiff geräth in Brand, und ist auf dem Punkte, ein Haub der Glanzen zu werden, als ihm eine englische Fregatte begegnet, deren Capitain sein Freund ist. Der bieder Engländer löst das Feuer, theilt sein Pulver mit Vaudrey, der sofort den Kampf mit dem Freunde beginnt. Dieser wird geschlagen und stirbt an den erhaltenen Wunden; vor seinem Ende gelobt er dem Grafen, daß er eine Indianerin, Ina, liebe, die ihn wieder liebt; er gibt ihm ein Andenken für sie. Vaudrey in Indien angelangt, eilt zu Ina; sie ist hübsch und hat einige Millionen im Vermögen, allein sie bleibt dem Andenken ihres Geliebten treu und weiß die Fuhligungen des Verführers ab. Dieser verzeumbet den Verstorbenen bei der anspruchsvollen Ina: „du wagt die Maitresse meines Freundes Gordon“, spricht Vaudrey zu ihr, „er selbst hat es mir gesagt!“ Ina ist trostlos; sie sucht ihrem Bräutigam und wird des Grafen Frau. Bei seiner Ankunft in Frankreich findet er die Herzogin todt. Nachdem de Gernan hat sich in einem Kloster begraben. Vaudrey setzt seinen Lebenswandel fort, taumelt glücklich durch die Schreden der Revolution, wird Kammerherr unter dem Kaiserreiche und spielt als glaubwürdiger Geladener mit Rheumatismen und Perücke eine ziemlich lächerliche Rolle. Unter der Restauration wird der Graf Pair von Frankreich und befehlet sich, d. h. er geht in die Messe, besucht die Predigt und hält sich Waitressen. Wie's mit der häuslichen Glückseligkeit bestellt sein mag, kann man sich wol denken. Der Graf hat zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter; für Estera bietet sich eine hohe Allianz dar; damit das Vermögen der Familie nicht zerstückelt werde, setzt der Graf seine Tochter in das

Kloster. Die Mutter stirbt vor Gram, Vaudrey entsphält endlich dem Herrn, mit allen Sakramenten versehen, mit dem Namen Gottes auf den Lippen und der Hoffnung auf ein künstliches Leben im Herzen.

Dies ist die Epoche, in welcher H. Sue vielleicht des 18. Jahrhunderts hat besingen wollen, oder besser, in was vielleicht als ein Jörn- und Hohngedicht auf den Marquis aussetzen muß. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, ist ein religiöser Zweck allen diesen Greueln zum Grunde; zu wünschen es um des herrlichen Talents des Verf. müßte, das sich in gegenwärtigem Producte mit ungenügendem Geiste offenbart. Der ganze dritte Band ist ein Meisterstück, H. Sue ist in unsern Augen denutzutage der größte Romanbildner in Frankreich, er hat die reiche Färbung H. Hugo's und die eine Menschenkenntniß, eine Kraft in Auffstellung und Durchführung der Charaktere, die diesem fehlt.
(Der Bruch folgt.)

Erzählungen aus dem Nachlasse von C. Niedmann. Abenteuer eines kleinen Thunichtgut. Die Witz. Das glückliche Zusammentreffen. Theims Gewinnung. Braunschweig, Verlags-Comptoir. 1833. 8. 1 Nr. 8 Gr.

Ein vierblättriges Kleeblatt von Kindern wahrhaft sehr selten. Man sieht es ihnen nirgends an, daß sie ihrem Vater verloren haben. Das Leben scheint ihnen nur ein Zitternspieß zu sein, und sie lachen und weinen sich led und unerschrocken zum höchsten Ziele. Am muntersten geht es in Nr. 2 in, wo die Thorheit dreier überreifer Junger Tanten eben beim Springinsfeld, der ihr Neffe und Erbe ist, viel zu thun macht; am buntesten aber sind die Abenteuer des kleinen Thunichtgut, eines echten Wildfangs und gutmüthigen Dandeln, der endlich ein bißchen viel Glück nöthig hat, um per aspera ad astra, d. h. in Liebden Arme, zu kommen. Nr. 4 eine Erzählung nach gegebenen Worten, also mit einer Anzahl Jacke, läßt sich leicht und leicht an weiterer Lerne dem Leser nicht nach. Die Besesselt hat wirklich durch das Verloren Tod einen Verlust erlitten; allein auch ihm muß es schwer geworden sein, solche lebensfrohe Waisen zu machen.

Literarische Notizen.

Mark Napier gibt ein biographisch-literarisches Denkmal seines Vorfahr, den Erbkitter der Loganachmen, dessen Memorials of the lineage, life and writings of John Napier of Merchiston, illustrative of the history of Scotland and of science, das bei Blackwood in Edinburgh ershien.

Frau Somerville, bekannt durch ihr ausgezeichnetes Werk „Mechanism of the heavens“, gibt heraus: „On the connexion of the science“, eine weitere populäre Aufklärung in Erläuterung jener Schrift.

Lord Mahon, Verf. einer schätzbaren Geschichte des holländischen Erbfolgekriegs, kündigt an: „The history of England from the peace of Utrecht to the death of George I.“

Die Biographie des wackern britischen Feldherrn Sir John Moore gibt sein Bruder James Garrick Moore unter dem Titel: „The life of General Sir John Moore“, in zwei Bänden mit einem Bildniß nach Lawrence bei Murray heraus.

John Davold hat in Edinburgh herausgegeben: „An etymological dictionary of the english language“ in einem kleinen Band in 18.

Donnerstag,

— Nr. 79. —

20. März 1834.

Die Enthüllung der Geheimnisse des Nigers in Afrika.

(Schluß aus Nr. 78.)

In Badagry (an der Küste des Guineabusens oberhalb Benin) treten die Reisenden (den 22. März 1830) zuerst in die wilde afrikanische Welt. Eine Stadt voll der unverfälschtesten Diebe und Trunkenbolde, ein niederträchtiger, habfüchtiger König, ein Opfer von 300 Weibern und Männern, die zum Schlachten bereit stehen und die Luft mit herzzerreisendem Geschrei erfüllen, schrecken in Badagry die Reisenden ebensowenig als bei der Weiterreise in Wowa die Wände des Häuptlings, die rings mit Menschenköpfen bedeckt sind. Von Badagry, das sie am 31. März verließen, wendeten sich die Reisenden nördlich, bei Tage von der Blut der afrikanischen Sonne (am 23. April 99° F.) oft bis zum Hinsterben gequält, am Abend von der gaffenden Menge fast erdrückt und von dem Geheul und Schreien und Lärmen, besonders einer Unzahl von Negerinnen, fast bis zur Verzweiflung gebracht, des Nachts oft auf einem vor dem Regen nicht geschützten Lager von Eidechsen, Muskitos und allerlei schleichendem schädlichem Gethier, von Ratten und Mäusen gequält und mitunter von dem Gebrüll eines heranschleichenden Löwen aufgeschreckt, Tag und Nacht aber von den habfüchtigen Häuptlingen zu freiwilligen Schenkungen gepreßt, so erreichen die Reisenden nach großen Strapazen und mit manchen interessanten Bemerkungen endlich am 27. Juni Yaourie.

In Bidshie haben viele Frauen das Fleisch auf der Stirne wie Warmor gestreift; ebenso sind die Wangen aufgeschlitzt und entflekt. Auch die Ohrläppchen sind zerstoßen und die Löcher erstaunlich weit gemacht, um Stücke Elfenbein oder Holz hineinzuflicken. In der Gegend von Egga tragen die Mütter, die ein Kind verloren haben, ein hölzernes Bild desselben als Zeichen der Trauer auf dem Kopfe mit sich herum. Nicht Eine ließ sich bereuen, eines dieser kleinen Andenken der Bärtlichkeit abzutragen. Die Sterblichkeit der Kinder muß außerordentlich groß hier sein, denn fast jedes Weib, dem wir auf der Straße begegneten, hatte ein oder zwei der erwähnten hölzernen Bilder. Wo die Mutter anhält, eine Erfrischung zu sich zu nehmen, bietet sie auch allemal etwas Speise den Lippen dieser leblosen Erinnerungzeichen dar.

Die Eingeborenen klagten allenthalben sehr, daß der einträgliche Sklavenhandel mit den Portugiesen so sehr im Abnehmen sei, und auch später fanden die Reisenden Neger, Frauen, Männer und Kinder, die sich mit der

größten Gleichgültigkeit als Sklaven nach dem Meere zum Verkauf transportiren ließen. — Ihre weißen Gäste verehrten die Eingeborenen als Inhaber übernatürlicher Kräfte; in Schadu dankte ihnen der Statthalter mit einem Topf Honig dafür, daß sie fruchtbaren Regen gegeben hätten, und überall wurden ihnen unsterblich machende Arzneien und Talismane abverlangt. Wunderlich sind die Fetische der Eingeborenen. Bäume, Pfähle, Eierschalen, Kranichfedern, Grasschüppchen sind ihnen oft heilige Fetische, die ihnen Schutz verleihen und bei Todesstrafe nicht entheiligt werden dürfen. Auf dem Markte in Katunga traf H. Lander einen recht sonderbaren und seltenen Stein.

Die Eingeborenen sagten uns, daß er aus der Erde in einem Lande, Namens Iffe, gegraben würde; es soll vier Meilen weit von Katunga entfernt und der Punkt sein, wo ihrer Sage nach die ersten Völkern geschaffen worden wären, um dann von da aus ganz Afrika zu bevölkern. Es ist einigermaßen merkwürdig, daß in Haussa die Einwohner eine Sage haben, daß der Name unsers ersten Vaters Adam — das Wort grade so gesprochen, wie wir es hören lassen — gewesen sei. Da Adam in der nämlichen Sprache einen Gegenstand bedeutet, der, sieht man ihn undeutlich in der Ferne, mit einem Menschen die geringste Aehnlichkeit hat. Die Mutter des Menschengeschlechts heißt in der Haussasprache Aminata.

Die grenzenlose Schlechtigkeit und Lieberlichkeit, welche die Reisenden an der Küste Afrikas getroffen hatten, nahm im Innern etwas ab; der Statthalter in Bohu überschüttete sie buchstäblich mit Milch und Gefälligkeiten, und als sie dem König und der Königin von Bussa aufwarteten, versicherte diese ganz ernsthaft, sie hätte diesen Morgen über Clapperton's Tod Thränen vergossen, und später, als die Königin Richard's Hände sah, die von der Sonnenhitze geschwollen und entzündet waren, vergoß sie wirklich Thränen; der König schickte ganz bescheiden: er sei ein Schneider und bitte um einige Nadeln zu eigenem Bedarf. Und der Kuberer, dem Vorsicht eingeschärft wurde, erwiderte ernsthaft: „Weiß ich denn nicht, daß die Weißen kostbarer sind als eine ganze Ladung voll Eier?“ Es scheint fast, daß die Küste, die schon ein wenig in die europäische Schule gegangen ist, als Elementarkenntniße Betrug und Habsucht profitirt habe. Doch sollen sich besonders die Fallatahs an Bildung und Milde vor andern Volksstämmen, den Darribanern u. s. w., auszeichnen. In Dschenea fanden die Reisenden kein Pferd

zum Welckerkommen, weil bei dem Tod des letzten Hauptlings alle seine Pferde mit ihm begraben worden, auch die Nichtigkeitsfrauen des Statthalters und mehre Sklaven mußten nach hergebrachter Sitte mit ihm sterben. Von den 160 Hauptlingen, welche Richard Lander auf seiner ersten Reise von der Seeküste bis Yaourie hatte kennen lernen, fand er nur noch sechs lebendig, 160 waren theils erschlagen, theils so gestorben.

Die Stadt Yaourie ist so groß als irgend eine in Afrika, sie hat vier bis fünf deutsche Meilen im Umfang (auch Bohu hat vier Meilen im Umfang) und übertrifft also das altberühmte geheimnißvolle Timbuktu, das nach Saimé drei Meilen im Umfang und höchstens 10 — 12,000 Einwohner hat. Von Yaourie kehrten die Reisenden den gefährlichen Weg auf dem Niger zurück bis nach Bussa, wo sie ihn zuerst erblickt hatten, und schifften sich hier in einem Canoe ein, um südwärts hinab den Lauf des Nigers zu verfolgen, der von den Einwohnern bald Quorra, bald Djakba genannt wird. Mit dieser Einschiffung (den 2. August) beginnt die Hauptexpedition der Reise, und wie schon pfeifend die Reisenden auf ihren schwachen Canoes den Strom hinabfahrrn.

Der Niger fließt von Yaouri an fast grade südlich bis Rabba, wo er sich östlich wendet; die Strömung ist anfangs oft reißend, Felsen und viele kleine Inseln im Fluß machen die Fahrt gefährlich. Später wächst er bis zu zwei Stunden Breite, einmal sogar 3/4 Stunden, und sein prächtiger Spiegel ist mit lieblichen, angebaueten Inseln und von fruchtbaren, belebten Ufern gesiert. Bei Balle machten die Reisenden die Bekanntschaft „des Königs des schwarzen Wassers“, der mit großer, halb europäischer Pracht angefahren kam.

Er ist ein Schöngebüterer, obgleich in den Jahren vorgerückter Mann. Seine Haut gleicht an Schwärze der Kohle, seine Züge sind roh, doch gutmüthig, und seine Sprache ist vortheilhaft gebieterisch. Er war mit einem weiten Borna oder arabischen Mantel von geringem blauen Tuch bekleidet, unter welchem er ein streifiges Gewand von bunter Seide, indischem Fruche und rothweissen Damaste trug, die alle untereinander zusammengestickt waren. Ebenso trug er ein rothweisses Köppchen, Hausschleier und Sandalen von buntem Leder. Zwei kleine hübsche, etwa zehn Jahr alte Knaben, gleich groß, folgten ihm als Pagen nach der Hütte. Ihre Kleidung war zierlich und anständig, ihre kleine Person äußerst nett und reinlich. Jeder von ihnen war mit einem gepuzten Kuhschweif versehen, und so standen sie ihm zur rechten wie zur linken Seite, um die Fliegen oder andere Insekten von ihm wegzujagen oder Suranöl und Tabak zu reichen. Nach sechs von seinen Frauen folgten dem König: schöne, hübsche, glänzend schwarze Mädchen, in netten läudlichen, mit reichlicher Seide eingefestigten Mägen. Einheimische, von Baumwolle und Seide gefertigte Kleider schlossen sich um ihre Hüften, und darunter erzeugen sie noch eine Art von kurzem Röckchen. Die gewöhnliche Sitte, an den Fingern und Zehen die Nägel zu färben, scheint auch unter ihnen allgemein zu sein. Die Mädchen waren mit hübschen silbernen Spangen und der Hals mit Korallen gesiert.

Eine der größten Städte ist Rabba, auf dem Markte daselbst kostet ein junger kräftiger Dursche gegen 40,000 Saucies (eine Art von Muscheln) oder etwa 40 Thaler, ein Mädchen gegen 50,000 Saucies und vielleicht noch mehr, wenn sie hübsch ist. Eine schreckliche Nacht brach

ten die Reisenden auf dem Niger zu, indem während eines heftigen Sturmes eine unglaubliche Menge von Fischpferden (von den Eingeborenen Wasserseesaurer genannt) sie umringte und ihre Canoes unzugänglicher drehte. In Egga entschädigte sie der gute hundertjährige König, w dem er ihnen zum großen Jubel seiner Untthanen die Ehre erwiebs, öffentlich zu tanzen und zu spielen. Anlodite in Menge gibt es um den Morast in Egga. In Kafunda sahen sie zum ersten Mal, daß die Einwohner die Sitte haben, sich zu bezeichnen, um ihren Stamm von andern gleich unterscheiden zu können. Das Kennzeichen des Kafundavolkes besteht aus drei Einschnitten im Gesicht, vom Schläfe nach dem Kinn zu, die ihnen ein wunderliches Ansehen geben.“ Bei Kafunda wandte sich der Quorra wieder südlich; später fließt von Nordosten her der Schaddafluß, 1/4 Stunde breit, hinein und läßt dann südwestlich dem Meere zu. In Damuaga fanden die Reisenden schon „zu ihrem unendlichen Erstaunen mehre Leute in europäischer Kleidung, die alle einige Brocken der englischen Sprache von westpöcker Schiffsleute aufgeschnappt hatten, welche in dem Bonaccifluße bei Palmöl wegen einkaufen“. Doch war die Verwunderung und Neugier der Leute über die weißen Männer unaussprechlich und der Andrang von unverschämten Gelfern so arg, daß die armen Reisenden in ihren Gemächern oft kaum Platz zum Athemholen hatten; der freundliche Fürst sagte ihnen endlich ganz ernsthaft, „daß sie ihnen die Köpfe abhauen sollten“. Bei Damuaga pflegt das Rindvieh wild im Wald herumgelaufen; bedarf man eines zur Nahrung, so gehen die Leute in den Wald und schießen es. Bei der großen Stadt Kirrie geriethen die Reisenden in eine Gesellschaft von mehr als 50 Kriechcanoes, deren jedes mit Flinten und einer langen Dohrbasse (kleiner Kanone) bewaffnet war, und wurden plötzlich von räuberischen Ebus überfallen und bis auf's Hundt ausgeplündert; Joh. Lander wird ins Meer geworfen, von einer starken Meeresfluth wieder hervorgezogen, aber bald Reisende nebst ihren Leuten werden gefangen genommen.

Mein Gesaunen — erzählt Joh. Lander — konnte kein Stengen, als ich auf den Marktplatz kam und hier, wie ich glaubte, große europäische Flaggen an Stangen fast auf jedem Canoe wehen sah, das hier anlag. Bei näherer Untersuchung entdeckte ich freilich, daß sie nur Nachahmungen, oder doch nur ungenauerer Kunst und Stetigkeit gefertigt seien. Die britische Farbe schien vorzuherrschen und unter ihnen die Flagge der vereinigten Königreiche am besten zu sein. Meine größte Verwunderung nahm jedoch nicht im mindesten ab, als ich sah, wie und hier den Markt von Leuten besuchten sah, die europäische Kleidung trugen, obgleich der wunderlichen Beschaffenheit zufolge, die man unter den Wilden, die mit Europäern Verkehr haben, stets bemerkt; Keiner von Allen einen vollständigen Irrzug hatte. Der Eine trug nur einen Hut und ein Stück Manchestercotton um die Hüften gebunden, ein Anderer ein Hemd, der Dritte eine Jacke u. s. w. Allen Einwohnern, die Könige ausgenommen, ist das Tragen der Westländer's Kleidung verboten, und dieses Kleidungsstück wird in der Regel durch ein gewöhnliches Lohschwarz ersetzt. Die ganze Menge wurde im buntesten Hauten, den ich je gesehen habe; nicht auf Geden konnte wunderlicher und lächerlicher aussehn. Unter den ihnen schwarzen, französisch und englisch untereinander. Die Bewohner Kirries sind ein wild ausschweifendes Volk; außerdem

lich hart und atmetlich und zugleich weicht gebaut. Ihre einzige Bekleidung ist die Haut von einem Leoparden oder Tiger um die Hüften geschnitten. Das Haar ist gelockt und in Menge auf weicher Erde bestreut, das Gesicht überall vollt Einschnitt. Sie gehen so tief ins Fleisch, daß sie tiefe Furchen machen; jeder Schnitt ist wol einen Zoll lang und mit Indigo gefärbt. Es ist kaum möglich, in ihrem Gesicht einen Zug zu unterscheiden, und nie habe ich so entstellte Mißgeburten gesehen. Die Frauen haben die Haut vom Schwohle sehr häßliche Bildung, und wie konnten nicht ohne Schmerz daran denken, daß solche hässlich aussehende Kerle wie diese Männer das Glück hatten, eine so häßliche Art von Weibern zu besitzen. Das Zeichen des Schwohles ist die Spitze eines Pfeiles, die auf jedem Schlaf schwelgt ist und mit dem äußern Ende grade dicht an dem Auge hängt.

Nur in Hoffnung großen Gewinnes und durch das Versprechen eines reichen Lösegeldes ließ sich der König des Schwohles bewegen, die Reisenden nach dem Meere zu schicken; der König Boy nebst seiner Gemahlin brachten sie selbst dahin. Halb verhungert erreichten sie endlich eine englische Brigg am Ausfluß des Stromes; aber der Capitän derselben, Lafe, unmenschlicher als alle Neger, verweigert schimpfend und tobend das Lösegeld: „Nicht einen Pfennig gebe ich für Euch.“ Der arme König Boy wird indeß mit seinen Gefangenen ins Schiff gelockt und dann allein wieder herausgetrieben. Die Reisenden sind gerettet und segeln über Rio Janeiro nach England, wo sie am 9. Juni 1831 landen. Die Forderung des Königs Boy wurde, um die englische Nation von dem Verbrechen schändlicher Wortbrüchigkeit zu befreien, getilgt.

Nach den Beobachtungen der Reisenden bildet der Niger gleich dem Nil gegen seine Mündung hin eine Art Delta, indem er sich in sieben bis acht Arme theilt, die als alter Calabar, Bonnel, neuer Calabar, Dobo, Kamos, Wenin u. s. w. in das Meer fließen. Der Hauptkanal des Flusses aber ist der Run- oder Brassstrom. Die Luft in dieser Gegend ist äußerst ungesund.

Wir haben noch hinzuzufügen, daß seitdem Richard Lander, von seiner Regierung beauftragt, eine Handelsunternehmung mit Dampfbooten den Runstrom hinaufgeführt hat; ein Ueberfluß an Eisenblech und manche andere Producte versprochen viel Vortheil; die Einwohner sind durch die englischen Gewehre und Kanonen eingeschüchtert. Nach den neuesten Nachrichten Lander's, vom 1. Mai 1833, befand er sich wohl mitten im Runstrom; seine Leute aber waren zum Theil vom Klima getödtet.

Zum Schluß noch eine Bemerkung. Es ist vor der Hand Lander's, wenn wir nicht irren, von Ritter in Berlin die Hypothese aufgestellt worden, daß der geheimnißvolle Schaadsee auf der einen Seite mit dem Wassersystem des Niger, auf der andern mit dem Wassersystem des Nil in Verbindung stehe. Diese großartige Hypothese scheint durch die wichtige Entdeckung, daß der Nigerstrom in den Gutwabusen münde, nicht vernichtet. Entweder kann der Strom Yeou, welchen Clapperton von Westen her in den Schaadsee fallen sah, und von dem die Eingeborenen sagten, er falle in den Nil Aegyptens, ein Arm des Nigers sein, oder auch der Schaadsee,

welcher in den Quorra mündet, entspringt aus dem Schaadsee; was aber die Quellen betrifft, so sind sie noch so unbestimmt, daß einige derselben ebenfalls in dem Schaadsee als auf dem Sebrige gefunden werden können. Wäre dies der Fall, so reichete der Niger seine gewaltigen Arme in zwei Meere zugleich, in das äthiopische und in das mittelländische. Die Hypothese ist so großartig, daß sie Wahrheit verdient. 20.

Neueste französische Literatur.

(Schluß aus Nr. 78.)

Le château St. Ange par M. Viennet.

Fr. Viennet, von welchem man einige trefflich verarbeitete Épitres besitzt; der ein halb Duzend tragödien hat auführen lassen und, wie er uns verkündet, deren noch ein halbes Duzend in seinem Portefeuille hat, dem man ferner eine heroisch-romantische Epöde verdankt und einen Roman: „La tour de Montlhéry“ — ist ein eifriger Juste milieu und Classifier und führt seit einigen Jahren einen recht erbitterten Kampf mit der literarischen und politischen Opposition, d. h. mit den Romantikern, den Legitimisten und den Republikanern. Im „Charivari“ figurirt er als eine ergötliche Caricatur; an dem Feuilleton der Aube, dem Herausgeber des genannten Journals und der „Caricature“, erblickt man den ehrenwerthen Deputirten, den Hemdtragen weit über den Kopf ragend, die Hände in den Hosentaschen und einige dünne Haarstrahlen von hinten über die matte Stirn geklebt. Zu Stachel kamen die Einwörter auf einen satirischen Einsatz. Sie trübten nämlich eine Menge Ekel unter den Feindern des durchreisenden Fr. Viennet zusammen, die dann ein Scherzband anstimmten, worüber geduldigerer Tante als der ehrenwerthe Deputirte aus der Haut hätten fahren mögen. Um den Stimm dieses Charivaris zu bezeugen, muß man wissen, daß Fr. Viennet unter Anderem auch eine „Épître aux mules de Don Miguel“ verfaßt hat. Rechnet man nun dazu das Sagen und Schreiben der Opposition in der Kammer, die Feuilletons, die sich bis auf den alten „Constitutionnel“, sämmtlich wider ihn verschworen haben, und die Schmären und Witze des „Corsaire“, des „Charivari“ u. s. w. so kann man sich denken, welche Menge brennbaren Stoffes sich in der Brust des vielfach verhöhrten Dichters gesammelt. Dieser ist denn nun in der Borrede des „Château St. Ange“ flammend losgebrochen. In einem Gespräche mit einem Freunde läßt Viennet dem lang verhaltenen Grolle den Dägel schleusen; da rächt er sich endlich an den Charivaris von Stachel; er behauptet, er habe in dieser Stadt nur zweibeinige Ekel gesehen; da geht's aber die „Quotidienne“ her, von der es heißt: „elle est trop sérieusement légitimiste; trop franchement enragée pour plaisanter avec esprit“. Dann kriegen die Romantiker ihren Theil, und die Mitglieder der Gesellschaft des droits de l'homme, die Jesuiten und die élèves des petits séminaires, „qui folioient dans les salons dorés du fg. St. Germain“. Gegen diese Attaquen haben sich nun sämmtliche Journale in Waffe erhoben; am ärgsten spielt Fr. Viennet aber die „Quotidienne“ mit; man lese nur folgende Zeilen, mit denen das Feuilleton vom 11. Februar die Anzeige seines letzten Romans beginnt: „Fr. Viennet ist eine der Nothwendigkeiten des Cornevals, wie man sich jetzt ausdrückt. Es ist kein guter Fischling mehr möglich ohne Gilles, ohne Pyrrhos, ohne Jocrisses und ohne einen Roman von Viennet. Dieser literarische und politische Held hat sich nun einmal zum Universal-Lonsthe aufgeworfen. Voriges Jahr kam „La tour de Montlhéry“ gerade zwischen Lichtmesse und Fastnachtdienstag; Fr. Viennet hätte sich wol ein Werk in die Welt zu schicken, wenn die Aschermittwoch, ernst und trübe, alle Thorheiten des Cornevals aus den Straßen geschwächt hat; außer dieser Zeit des

vollkommenen Ablass für alle bürstete Maskeraden- und Karrenstreiche würde das Erscheinen eines Buches von Biennet eine eben so große Anomalie sein als ein splendides Gastmal unter den ausgehungenen Kängern auf den Bühnen in den Zuilorien oder eine Generosität des Bürgerkönigs."

Folgendes ist ungefähr der Inhalt des Romans: Zizim, Sohn Mohammed II., nachdem er seinem Bruder Bajazet den Thron freiwillig gemacht, war nach Italien geflohen; der Papst Alexander VI. hatte ihn in die Engelsburg einkerkern lassen, daher der Titel des Buchs. Bajazet bietet dem Papste 30,000 Ducaten, die Reliquien von Konstantinopel und 12,000 Mann Söldnertruppen, wenn er ihn durch einen Mord von seinem Mitbewerber befreien will; die Todesgefahr, in welcher der Prinz schwebt, bildet die Peripherie des Dramas; Alexander VI. schont das Leben des Prinzen aus Furcht vor auswärtigen Kriegsgeldern. César Borgia und Fabrizio, ein Agent Bajazet's streben dem Prinzen nach dem Leben, dessen Auslieferung zuletzt von Ludwig XI. von Frankreich gefordert wird. César Borgia läßt aber den unglücklichen Zizim vergiften, um die Reliquien und die 30,000 Ducaten zu verdienen. Unter dem Frauenpersonale haben wir besonders eine Kamell Bémire bemerkt, welche die Pfistole handhabt wie ein Pusarenoffizier. Der neue Roman des H. Biennet ist im Ganzen frohlich, correct, abgezielt, ohne Ausschweifung der Phantasie, ohne Gefühl.

Les historiettes de Tallemant des Réaux.

Das ist ein wunderliches, ein schreckliches Buch, welches über eine Menge Celebritäten aus der französischen Geschichte enttäuscht und den Glauben an alles Große und Edle in der Vorgesit gewaltig erschüttert. Heinrich IV., der seiner Unterthanen Ueberwinder und Vater war, dessen weißer Helmbusch stets auf der Bahn der Ehre zu treffen, wie Voltaire sagt, war, wie uns Tallemant berichtet, weder freigebig noch dankbar, ließ Niemanden Gerechtigkeit widerfahren und liebte und lobte nur sich wie ein echter Gascon! „Er war ein Egoist, ein Schwächer, ein Prahlser und ein Dieb dazu, mit beiden Händen raffend, was ihm zugänglich war, sodaß man allgemein sagte, wenn er nicht König gewesen, so würde er gehängt worden sein.“ Dasselbe ließe sich füglich von den meisten Grobherren sagen. Man kennt die galanten Abenteuer des Geliebten der Gabrielle d'Estres. Diese belle Gabrielle, welche ihre Mutter an einen großen Herrn am Hofe Heinrichs III. verkauft hatte, kam dem großen Könige aus der gehatnen Hand zu. Man liest die „Henriade“ schon längst nicht mehr, aber wenn sie noch einen Funken Leben in sich hätte, Tallemant würde sie maustodt schlagen. Sully saß noch weit ärger als sein Herr. Der König sagte selbst von seinem treuen Diener: „Wenn der Härteste meiner Schweizer so viel Beinträge (pots-de-vin) im Kopfe hätte wie mein erster Minister, so würde er der Länge nach niederstürzen, um nicht wieder aufzustehen.“ Der tugendhafte Sully war ein Grobian, dem die Toten unablässig aus dem Munde strömten; seine Liebhaberei war nächst dem Pressen und Saufen das Tanzen; mit einer Marenklappe auf dem Kopfe pflegte er im Beisein seiner Maitresse und einiger Freunde seine Capriolen zu schlagen.

Nun kommt Richelieu an die Reihe, eine schauderregende Figur, die man mit Abscheu bewundert. Daß der Cardinal seine Schwachheiten hatte, war nicht unbekannt. Man wußte, daß er sich viel auf seine hohe Geburt einbildete, armen Teufeln unter der Hand Sonette abkaufen ließ, die dann von Gombault und Desmaretz zugekuzt wurden, daß er an Hererei glaubte und sich vor dem Teufel fürchtete. Aber was nun folgt, das läßt man sich gewiß nicht träumen: Richelieu, der Priester, prägelte seinen Gardecapitain, den Herzog von Roanille! er tanzte wie Sully! er trieb die Tollheit noch weiter als der tugendhafte Minister Heinrich IV., er verkleidete sich als Frauengimmer, er sang und begleitete sich mit der Laute! Tallemant war ein Zeitgenosse Richelieu's, er erzählt nebst vielem Neuem

eine Menge bereits bekannter Anekdoten, in denen er mit Allen, die sie erzählen, aufs genaueste übereinstimmt, sodaß seine Wahrheitsliebe nicht kann in Zweifel gezogen werden.

In den folgenden Lieferungen haben wir interessante Aufschlüsse über den Cardinal Richelieu, Mademoiselle de Montpensier, Madame de Motteville und de Guy-Patin zu erwarten. Man kann der Fortsetzung dieses Buches nicht ohne Bangigkeit entgegensehen; sehen wir nicht auf dem Punkte, wieder einige unserer historischen Ideale einzubüßen? Was wird uns Tallemant von Turenne übrig lassen? Warum hat nicht jede Geschichte ihren Tallemant des Réaux? Und auf der andern Seite, dem Himmel sei gedankt, daß nicht jede Geschichte ihren Tallemant des Réaux hat! Seine „Historiettes“ sind vielleicht das nächstbeste und verberlichste Buch, das seit langer Zeit erschienen ist.

Quelques pensées de mon ami Lessmann par H. Kératry.

Der Verf. von „Frédéric Styndall“ gibt hier abgerissene Gedanken, ernst, in ernstem Gewande, das Gepräge eines redlichen Gemüthes, eines nach dem Bessern strebenden Geistes tragend, aber trocken, matt und alltäglich. Das Plataner ist nicht neu; Andere haben es vor Kératry gesagt und zwar besser. Daß man einen Schriftsteller oder Künstler von dem Beurtheilen seiner Zeit aus beurtheilen müsse, haben alle literarischen Journale der letzten Jahre bis zum Uel wiederholt. Daß es leichter sei, einem Schriftsteller die Formen als die Gedanken nachzumachen, ist ein Axiom, welches mit dem Nachahmern entstanden. Kératry rath, sich vor der Volksgunst in Acht zu nehmen und warnt vor der Wandelbarkeit der Parteien; wer kann nicht die popularis aura; und wie viel energischer drückte Despremeuil denselben Gedanken aus, als er zu Pétiou, der ihn blutend aus den Händen des Volks riß, folgende prophetische Worte sprach: „Hier, j'étais comme vous son idol, demain vous serez comme moi sa victime.“ 19.

Literarische Notizen.

Die „Literary Gazette“ kündigt an, Mr. Salt werde wahrscheinlich noch vor seiner, nächsten Sommer zu erwartenden Abreise nach Canada sein „Literary life and unpublished miscellanies“ herausgeben, in denen u. A. auch der Beweis geführt werde, daß der Verf. der „Junius-Briefe“ Richard Mac Leane, ehemaliger Secretair und Bibliothekar des Lord Selbourn, war. Er verlor bei der Rückkehr aus Indien auf der Fahrt vom Cap nach England sein Leben.

Endlich sind die seit lange angefordigten „Pilgrims of the Rhine“ von Bulwer erschienen. Die Anlage ist von seinen übrigen Werken völlig verschieden, und die Feinwelt geht darin mit der irdischen Hand in Hand. Die Rheinpilger sind Terentian und Gertrude, zwei innig Liebende, letztere aber an einer tödtlichen Krankheit hinwinkend; der reizenden Gertrude Vater, Bane; ferner eine Feendnigin mit ihrem Gefolge, und ihre Tante, ein Prinz aus Feenland. Diese wohlwollenden Wesen nehmen Theil an Gertrudes Schicksal und suchen das Bede der Feendwelt zu mildern. Ursprünglich ward die Reise wegen Gertrudes Gesundheit unternommen. — Englische Bl. sagen darüber: so hoch der Name Bulwer's steht, dies Werk hebt ihn noch höher, denn es vereinigt mit seiner Originalität die Grazien seiner Poesie, seine reiche Phantasie, die Geisteskraft seiner erstern Schriften und ahmet den Genius, der das Leben und die Würze Aller ist. Die „Pilgrims“ haben nur einen Band, sind mit herrlichen Stahlstichen geziert und kosten 1 P. 11 Sch., also über 10 Thlr.

Von Thomas Hopkings wird angekündigt: „Great Britain; for the last forty years“, ein historischer und analytischer Überblick der engl. Finanzen, Staatsverwaltung und Gesammtheit des Staats während jener Periode. 30.

Literarische Unterhaltung.

Freitag,

Nr. 80.

21. März 1834.

Hugo von St. Victor und die theologischen Richtungen seiner Zeit. Dargestellt von Albert Liebner. Leipzig, Lehmann. 1832. Gr. 8. 2 Thlr.

Keine Arbeit auf dem Gebiete der Religionsgeschichte kann wol zu gelegener Zeit erscheinen als in gegenwärtiger das vorliegende Werk. Ist es doch zum Verständnisse der Gegenwart und zur Klärung dessen, was die Zukunft bringen wird, oft das Helllicht, in den Spiegel der Vergangenheit zu blicken, wo ähnliche Entwickelungsreihen wie die, welche wir jetzt durchlaufen müssen, zumal aus der Tiefe des Glaubens und speculativen Denkens vor unser Auge treten. Jetzt aber stehen sich grade Vernunftreligion und Schriftglaube, Wissenschaft und Gefühl, Dialektik und Mystik schroff gegenüber, und obwohl ein philosophisches System aufgetreten ist, welches verspricht, die verschiedenen Meinungen, welche zuvor bestanden, als Glieder und Momente in sich aufzunehmen und zu verknüpfen und durch den speculativen Gedanken die Dunkelheiten und Räthsel des in der Mystik zur innersten Tiefe versenkten Gefühls hell und offenbar zu machen, so sind doch, welche den Excerpt dieser philosophischen Monarchie unserer Tage nicht anerkennen wollen, grade diejenigen, welche ihr mit der Behauptung entgegengetreten, daß sie das religiöse Gefühl erlöste und vernichte und Alles nur wieder in die unerblickliche Leerheit und Wüste der mittelalterlichen Scholastik zurückführe, die mit dem Spiele ihres logischen Schematismus zuletzt den Bestand sammt dem Glauben und der Liebe verloren habe. Jamitten nun einer Zeit, wo es einen Mysticismus gibt, der jede Gemischung der Philosophie verabscheut, und eine Philosophie, für welche das fromme Gefühl nur die niedrigste Stufe des religiösen Bewusstseins ist; wo die Principien der Schriftklärung aufs weiteste auseinander treten, wo bald die Theorie bald die Praxis einseitig vorgezogen und überschätzt wird — da thut ein Zeichen der Vorzeit Koch, das Bild eines Mannes, der in einer ähnlichen Zeit großer Bewegung des geistigen Lebens die verschiedensten Lehren und Methoden demuthsvoll in sich zu vereinigen strebte. Es war die Zeit Abelard's und Bernhard's von Clairvaux, die Zeit der heftigsten Kämpfe zwischen dem dialektischen Princip von der einen und dem mystischen von der andern Seite, und in dieser Zeit lebte, sann, lehrte und schrieb, angeleitet von dem Geräusche der großen Stadt Paris und umgebenet von dem Rufe seiner Frömmigkeit und Wissenschaft, der deutsche Mönch Hugo, in welchem wir, soweit es überall unter jenen Umständen und bei den geschehenen Vorbereitungen erfolgen konnte, eine allseitige Vereinigung aller Richtungen der Religion und Wissenschaft seiner Zeit erblicken. Diesen außerordentlichen Geist, von dessen Ideen und Grundgedanken zwar schon früher durch die Werke über Geschichte der Philosophie, zumal von Ziermann, später durch die verdienstvollen Untersuchungen von Heinrich Schmid über den Mysticismus und dessen Geschichte, jedoch nur unvollständiges und theilweise Anekdotisches bekannt geworden war, hat der Verf. des vorliegenden Buches so aus Licht gezogen, daß wir uns seiner

Erklärung als einer gegenwärtigen und vertrauten erfreuen und aus ihr alles Lehrreiche schöpfen dürfen, was darin namentlich für die Wirren und Zwiespälte des religiösen Lebens im gegenwärtigen Jahrhunderte liegt.

Der Verf. huldigt in seiner Darstellung einer philosophischen Theorie, in welcher die Erkenntnisquellen des menschlichen Geistes getrennt erscheinen und die Welt des Daseins und der Geschichte in zwei Hälften nach zuertheil Standpunkten der Ansicht und Beurtheilung scheiden. Er ist ein Schüler von Fries, dessen Lehre bekanntlich von der Werte auf das Gebiet des christlichen Glaubens und der christlichen Sittenlehre Anwendung erhalten, trotz dem aber doch im Ganzen wenig Beifall in der theologischen Welt gefunden hat, weil sie durch die Trennung aller Prüfung und Ansicht in eine moralisch-verständige, die nach dem Gesetze der Causalität alle Erscheinungen im Reiche der Endlichkeit und ebenso der persönlichen Freiheit des geistigen Individuums beurtheilt, und in eine ästhetisch-religiöse, welche dieselben Erscheinungen aus einer den endlichen Causalreus überschreitenden und die persönliche Freiheit der Individuen verbindenden und bewegenden höchsten Ursache herleitet, sich selbst immer daran verhält, zum rechten Frieden zwischen Zweifel und Glauben, zur Einheit und Festigkeit der Ueberzeugung zu gelangen. Aber sofern diese Theorie gleichfalls beide Richtungen in sich zu vereinigen sucht, sofern sie wenigstens nicht einseitig, weder bloß von der mystischen noch bloß von der rationalen Seite ausgeht und die so entgegenstehende Ansicht zu vernichten oder zu verschlingen sucht; insofern ist diese Ueberzeugungswaise des Verf. grade hier besonders geeignet, mit offenem Blick und unbestochener Nähe dem geistigen Entwicklungsgange des alten Weisen zu folgen und die Spuren aufzudecken, in welchen er beide Richtungen, die scholastische und die mystische, nicht nur miteinander zu befehen, sondern sie ineinander zu verknüpfen suchte und durch ihre wechselseitige Bestimmung und Benutzung sich der ewigen Wahrheit selbst theilhaftig zu machen glaubte. Zugleich hat der Verf. mit dem anerkennungswürdigsten Fleiß und Scharfsinne die Materialien gesammelt, gesichtet und geordnet, welche in den verschiedenen Schriften des Hugo zerstreut hier dem scholastischen dort dem mystischen Elemente seiner religiösen Weltansicht angehören, nirgends aber in der systematischen Form zur Ausföhrung gelangt sind, in welcher grade die Bereinigung der verschiedenen Elemente zur vollkommenen Klarheit und vollständigen Uebersicht durchgebildet wäre, wie solches von den Schülern und Nachfolgern des großen Mannes um so leichter geschehen konnte, als diese auf seinen Schülern standen und theils aus von seinen Irrergungen aus weiter zu gehen, theils die schon vorhandenen Ideenmasse in der Einheit des Princips darzustellen hatten.

Die Schrift des Verf. besteht eigentlich aus einer Heineren und größern Hälfte. In der erstern hat er im Allgemeinen und nur mit unthätigen Beziehungen auf das Einzelne die Persönlichkeit und den wissenschaftlichen Charakter Hugo's sowie dessen Stellung zu den Richtungen seiner Zeit und seinem Einfluß auf

diesem gezeichnet. In der andern gibt er in gelehrter Ausföhrung über Hugo's Methode in der weltlichen Wissenschaft und im Studium der heil. Schrift, über seine scholastische und mystische Methode und über sein dogmatisch-moralisches Lehrsystem des Christenthums des Einzelne, worin jene allgemeinere Darstellung Grund und Rechtfertigung findet. Indem dieser größere Abschnitt des Werks zunächst dem Forscher der Geschichte des philosophischen und theologischen Studiums angeht, ist der letztere für jeden gebildeten Leser faßlich und anziehend, den die große Frage nach der Entwicklung des menschlichen Geistes interessiert.

Hugo war von Geburt ein Sachse, aus dem Geschlechte der Grafen von Blankenburg und Regenfeld am Harzwalde, geb. 1097. Frühzeitig ward er, weil er gute Anlagen zeigte, von seinem Vetter in das nahe bei Halberstadt gelegene und von seinem Onkel Reinhard, Bischof von Halberstadt, gegründete Kloster der regulären Mönche des heil. Augustinus, Sammelsteden, in den Unterricht gegeben. Wider Willen seiner Ältern blieb er hier, wobei Motive und fang im Duange seines Geistes schon hier zu scheiden an. Im 18. Lebensjahr aber trat er nach Bitte der damaligen Zeit in Gesellschaft eines andern Onkels, Hugo, Archidiaconus von Halberstadt, eine gelehrte Reise an und kam über Flandern und das südliche Frankreich nach Paris, wo er sich in das Stift der regulären Canoniker seines Ordens zu St. Viktor aufnahm. Von seinem kühnen Leben berichten die Chronikschreiber nichts außer von den Umständen seines Todes und von der dabei bewiesenen kühnigen Haltung seines Geistes. Er starb 1141, erst 44 Jahr alt. Die Anzahl seiner Schriften sollte ein höheres Alter vermuthen lassen. Wahrscheinlich hatte ihn die große Anstrengung aufgereizt. Er war ohnehin von ganzem und schwächlichem Körper und konnte die gewöhnlichen Selbstgeißelungen nicht ertragen, welche doch in dieser Zeit selbst gute Frauen nicht scheuten. Was aber seine heftige Natur und seinen unruhig-erreglichen Charakter betrifft, so scheint ihm, wie sich der Verf. S. 29 ausdrukt, jene glühende Organisation eigen. Großen zu sein, bei der alle Geisteskräfte in gleich hohem Grade vorhanden, auch gleichmäßig neben einander stehen, selbst wenigstens keine bis andere in herrschender Einseitigkeit überwiegt. So fanden bei ihm klarer Verstand, tiefes, inniges Gefühl, lebendige Phantasie und ausdauernder Wille beisammen. Nur eine gewisse besondere Reizbarkeit des Geistes und der Phantasie und zugleich ein gewisser Mangel an thätigem Streben nach Wissen ist bemerklich, heides vielleicht mit in Folge jener übererreglichen Schwäche. Er war überhaupt ein mehr innerlicher Geist; daher er auch die öffentlichen Streitigkeiten der Gelehrten, in welchen er wie Hilard hätte glänzen können, und die Berufsgeschäfte eines der Kirche oder dem Staate gewidmeten Amtes bei Seite ließ und seine Welt in seiner Zelle aufsuchte. Das Schönste aber bleibt immer (S. 53) jene Lauterkeit, Einfachheit und Gedächtniß, da er mit ganzer aufrichtiger Seele dem nachstrebte, was er wollte, Das sagte, was er dachte. Er genoß daher auch die allgemeine Achtung und Liebe seiner Zeitgenossen, und bis ihm erhalten Ehrennamen (aller Augustinus, Hugo Augustini) sollten wol nicht bloß seine Wissenschaft, sondern auch seinen persönlichen Charakter begriffen. Was nur seine wissenschaftliche Fortschritt und deren Resultat betrifft, so fanden, wie der Verf. S. 44 trefflich enthalten, seiner eigenthümlichen Geistesrichtung, worin Verstand und Gefühl mit gleicher Entschiedenheit regte waren, wobei die Scholastik noch die Mystik seiner Zeit allein und ausschließlich genügen. Es mußte ihm das Einseitige, ins Extrem sich Bewährende dieser Zeit werden, er mußte die Nothwendigkeit ihrer Beseitigung fühlen; Hugo stellte zuerst beide neben oder vielmehr über einander. Die Scholastik oder die mittelbare, verstandsmäßige, dialektisch-philosophische Begründung des Glaubens betrachtete er als den niedern, unvollkommenen Standpunkt; die Mystik oder das unmittelbare Ergreifen des Geistes als den höhern vollkommenen, zu dem man sich von jenem noch erheben mußte. Seine für die Sicherung des Glaubens im gewöhnlichen Zustande des Bewusstseins und kann auch für apo-

logische Zwecke; diese für die volle, allem Zweifel entsetzte Gewißheit in den außerordentlichen höchsten Erhebungen des Geistes über sich selbst zur unmittelbaren Gegenwart, Anschauung und Empfindung der Gegenstände des Glaubens. Beide gälten ihm gleichwichtig, jedoch er weder als Scholastiker für die tiefere Aufschlüsse der Mystik unempfänglich blieb, noch als Mystiker der Meinung war, die rationalen Waffen der untergeordneten Wissenschaft einzuhehren zu können. Er aber konnten beide auch nicht nebeneinander gehen, ohne einen gewissen Einfluß aufeinander zu gewinnen, gewissermaßen in einander einzugreifen, da sie ja einem und demselben Geistesleben angehörten; und dies war das zweite Moment bei Hugo. Das durch die Mystik genährte und gebildete Gefühl konnte dem Verstande nicht dahin folgen wollen, wo es für seine Interessen gar keine Befriedigung mehr hoffen durfte, nicht bis in die fernern, kahlen Steppen höherer dialektischer Fragen und Distinctionen, wie sie die gemeine Scholastik ventilirte; mußte daher den Verstand in einer mäßigen Übung seiner Thätigkeit erhalten. Ebenso mußte aber auch der durch die Scholastik gräbte und geschärfte Verstand das Gefühl bewahren, daß es nicht in jene bunten Gänge der Schwärmeret hineingereth, wo die Thorheit des Menschen gefangen nimmt und ihn wol gar der gewöhnlichen Sinnlichkeit und dem Wahnsinn überliefert. Daher Hugo's Mystik im Ganzen einen ruhigen, gemäßigten Charakter trägt, oft mehr unwillkürlich als gesucht erscheint und nur sehr selten zum bloßen Spiele mit Gefühlen und Bildern verabsinkt. Durch diese Sammelhaftigkeit ward Hugo's Scholastik eine contemplative, seine Mystik eine speculative (S. 48).

Wie sehr dabei die Ueberschwenglichkeiten so vieler katholischen Mystiker, namentlich weiblicher, vermieden, wie beschrieben und, ich darf wol auch in Beziehung auf Erkenntniß das Wort gebrauchen, wie frisch und mehr Gefühl als Bild, mehr Innigkeit als Vorstellung, die mystischen Anschauungen Hugo's sind, ist keinem verborgen, welcher damit die Darstellungen in Gheret's bekanntes Entwicklung der Mystik nach den Beziehungen der alten Mystiker in seiner Vorrede zu den Schriften des Gheret vergleicht. Wenn aber unser Verf. auch in solchen Regungen des Auffwanges der Seele, wie sie Hugo schildert und Gegenwart Gottes, Sehnen und Hüfen und Besitzen Gottes und der Seligkeit nennt, eine Ausartung des Gefühls und der Phantasie sehen, wenn er überhaupt auf der gegenwärtigen Stufe des Denkens und der Erkenntniß nur ein negatives Wissen des Menschlichen von überfinlichen und unendlichen Dingen zugeben will (S. 225); so heißt dies die ganze Höhe des geistigen Lebens in der mittlern Zeit und nicht nur dies, sondern selbst Zustände, welche an den Iposels unseres Herrn zum Vorschein kommen und bei den demüthigsten sowie bei klaverrständigen Geistesern sich wiederholt haben, sammt und sonderst für Selbsttäuschung erdienen; es ist ein Bedenken des positiven Elementes, das im Gefühl liegt und aus den Bildern der Mystik wie des Evangeliums zu uns redet. Dies hängt aber freilich mit den Schwächen des philosophischen Systems, in welchem sich der Verf. bewegt, zu sehr zusammen, als daß wir es anders von ihm hätten erwarten dürfen.

Gibt wie diese Anzeile schließen, muß noch besonders auf den guten sittlichen Geist aufmerksam gemacht werden, der auch hier die Mystik des Hugo vor andern auszeichnet. Ganz frei ist er zwar von den Ansichten seiner Zeit, von der Ueberhöhung des Auserwählten und Formellen nicht befreit. Aber doch überwiegt gar sehr der ethische Charakter, die Lauterkeit der Gesinnung und das Streben nach innerer Heiligung des Gemüthes und Willens. So sind ihm die einfachsten Gemüthsgehalte des höchsten Charakters die Furcht und die Liebe. Eine breite gut, so wird durch die Furcht das Böse verhindert und durch die Liebe das Gute vollbracht. Sind sie aber böse, so führt die Furcht das Gute und die Liebe führt das Böse. Sie sind gleichsam zwei Thore, durch welche Leben und Tod eingeht. Die Furcht ist derjenige Affekt der Seele, durch den sie bewegt wird, einem Bösem sich zu unterwerfen. Ursprünglich war die Furcht vor

nach dem Falle wird sie zunächst zur Strafe erzwungen, kommt nun darauf an, daß sie immer mehr wieder eine werde, was in dem Maße geschieht, als die Liebe wächst, nämlich eine knechtische, eine weltliche, eine Furcht der Herr und eine kindliche Furcht (*timor servilis, mundana, s. filialis*). Die knechtische Furcht sucht nur Abwendung solcher Strafe, stellt aus Menschengefälligkeit nur die Höflichkeit ein und behält den bösen Willen ohne Gewissenhaftigkeit. Die weltliche Furcht hat den guten Willen und sucht zwar nicht den Menschen zu gefallen, will ihnen doch aber auch nicht zu schaden und läßt sich dadurch vom guten Werk abhalten. Beide sind häßliche Dämonen. Die Furcht der Anfänger hingegen aus Scheu vor Gott, dem Herzgründigen, nicht nur das Werk, sondern auch die böse Gesinnung. Doch gelingt's ihm, wenn die immer mehr wachsende Liebe hinzutritt, sodas auch nicht allein Gottes Zorn fürchtet, sondern auch seine Gnade, also gleichsam von ihm wieder zu ihm flieht. folgt durch dieselbe zunehmende Liebe die kindliche Furcht, nichts Anderem besteht als in der Besorgnis, das in der schon gekostete Gut wieder zu verlieren. Auch dieser Furcht daher in diesem veränderlichen Stande der Dinge noch ein Strafe an. Wenn aber das Unveränderliche gekommen ist, dann wird diese Furcht gleichsam ohne Furcht sein, wie nie ausprechen werden, unsern Schöpfer zu fürchten. Ich hier 9. mehre Begriffe untereinanderversteht, so er doch richtig die beiden entscheidendsten Grundstimmungen des tugendhaften Charakters, Demuth und Liebe (S. 465 fg.), der herrlichsten Schülberungen der Liebe enthält seine Schrift: *auda caritativa*, wo er namentlich die Liebe als die *Uberdina* Gottes zur Seligmachung der Menschen in seiner Hwerdung darstellt und dann (S. 472) ausruft: „Die ist Gott selbst, und nur wer sie hat, ist in Gottes innigste Liebe. Sie heilt alle Wunden der Seele, reißt alle Kränze aus dem Herzen, ist die Wurzel aller Tugenden. reuchtet den Geist, reinigt das Gewissen, erheitert die Seele ist uns Gott begreifen. Wer die Liebe hat, der gebietet Allen seines Gottes, der spricht öffentlich von ihm und seine Liebe, der wird nicht müde, sich und Andere zu entflammen. nur innerlich liebt diese Liebe, sondern auch das ganze Leben, der ganze Umgang mit Andern zeugt von ihr. Liebe denn ein in unsere Herzen, du süße Liebe: es giebe auch seinen heiligen Geist aus über uns und der Erlöser, der ein Vater lebt und herrscht in Ewigkeit!“

77.

des notions historiques sur la formation des lois russes. Tiré des actes authentiques posés dans les archives de la seconde section de chancellerie particulière de S. M. l'empereur. raduit du russe. St. Petersburg. 1833. Gr. 8. (Hr. *)

Rußland gehört unter jene absolute Staaten, welche einseitig der Despotie empfinden, um die zirkulierenden Willen mit den Mächtern über das Gute, welches zu gebracht wird, gewissermaßen zu schwängern. Sobald ist etwas Populäres ins Leben tritt, erscheint eine französische Schrift darüber. Die vorliegende zerfällt in zwei Theile, n der erste die gesetzgebenden Bestrebungen vor Nikolaus, der zweite unter Nikolaus durchgeht.

Im ersten Theile heißt es: der erste Gedanke, die Gesetze in Rußland zu verewandeln, gehört Peter dem Großen an. unterliegt das jedoch einem Zweifel, denn schon der Groß-Jaroslav ließ die Gesetze sammeln, von dem Jaren Iwan Schrecklichen hat man das Gesetzbuch von 1649. Auch der Peter, was die Vorgänger nicht thaten, die Gesetze zu verewandeln und in ein System zu bringen. Damit tritt allerdings das vom 18. Febr. 1700 als ein ganz neuer Gedanke her-

Vgl. eine vorläufige Not. in Nr. 68 d. Bl.

D. Rev.

vor. Die Ausfertigung gebar jedoch kein Gesetzbuch, sondern eine Gesetzgebungscommission, die 186 Jahre lebte, Gehalte bezog und nichts Brauchbares zu Stande brachte. 1720 sollte aber wollte man erst nach dem schwedischen, dann nach dem dänischen Gesetzbuche arbeiten. 1728 glaubte man, es läge an den Personen und rief statt der hohen Beamten Leute von Standes u. s. w. herbei. Es wurden fast alle Decretien Modifikationen gemacht, 1730, 1754, 1760; aber keine Modification förderte eine Codification ans Licht. 1767 nahm sich Katharina II. der Sache an und compilirte mit eigener Hand aus Montesquieu eine Instruction für die Gesetzgebung. Das waren recht häßliche Fingerzeige; aber welche Meinung muß man von einer Commission haben, für die ein Weib den Montesquieu excerptirt? Die Commission theilte sich jetzt in fünfzehn Zweige, um die gesammten Gesetze getheilt zu arbeiten; außerdem gab es vier ausschreibende Körper, einen redigirenden u. s. w. Aber wieder kam nichts Gedrucktes zu Stande; 1774 wurde die ganze Commission verabschiedet. 1797 glaubte man auf die Beschaffung eines allgemeinen und neuen Gesetzbuches verzichteten und nur einen code de concordance des lois ausführen zu müssen. Die neue Commission pour la concordance des lois ersuchte ebenfalls nichts von Dem, was man erwartete. Alexander brachte Leben in die Commission zu bringen und Rußland die Reputat eines Gesetzbuches verschaffen zu können. Es sollten jetzt die bestehenden Gesetze gesammelt, revidirt und dann harmonisch geordnet werden; also Alles, was die Vorfahren vereinigt erkriehen, sollte jetzt im Ganzen zu Tage kommen. Allein auch Alexander vermochte nicht, sein Ziel zu erreichen. 1812 änderte er die Commission in der Hoffnung, es liege an der Direction; doch eher kam der Tod über den Kaiser, als ein Gesetzbuch aus seinem Cabinet. Gewiß ist es lehrreich, die Ursachen zu erfahren, warum die allmächtigen Herren ihre frommen Wünsche zum Besten der Völker von keinem Erfolge gekrönt sahen. Die Schrift deutet S. 54 manche an. „Ce n'est pas dans l'inactivité qu'il faut chercher la cause des lenteurs et du peu de succès, mais dans des circonstances du temps et dans l'organisation des travaux.“

Beim Umstände nennt der Verf. die Nothwendigkeit, die beschäftigten Beamten in die Commission zu rufen, die nicht machen konnten. Es blieb oft nur ein Redacteur mit einigen Schreibern; die andern Mitglieder waren in ihren besondern Aemtern. Zeitumsstände sind es auch, die es mit sich brachten, daß die wenigsten Gesetzgeber die nöthigen Kenntnisse hatten. „Presque tous les commissaires se représentaient leur tâche, non seulement comme pressante, mais aussi comme facile. De là vint, que presque toutes abordèrent la dernière période du travail, sans en avoir préparé ni le commencement, ni le milieu.“

Was die Geschäftseinrichtung anlangt, so war es ein Hauptfehler, daß es kein Archiv, keine Registratur in Ordnung gab. Man sollte zuerst die Gesetze sammeln, und kein Mensch wußte sie zu finden. 1768 forderte der Senat eine Sammlung der Gesetze von der Commission; diese erklärte, sie habe in ihrem Archiv keine Gesetzsammlung, nicht einmal ein Protokoll der Arbeiten ihrer Vorgänger. 1812 fehlte es ebenfalls der Commission noch ganz an einem Ausweise über die bestehenden Gesetze. Und ohne diese Basis wollte man ein Gesetzbuch machen; es ist unglücklich!

Nikolaus durchbildete die Mängel der Gesetzgebungscommission; der zweite Theil der Schrift ist ein gütiges Zeugnis für seine Herrschertätigkeit. Durch einen Ukas vom 31. Januar 1825 erklärte der Kaiser, daß er die Redaction der Gesetze in die zweite Section seiner Privatkanzlei übernehmen werde. Da eine Sammlung der Gesetze bei einem so verschiedenartigen Reiche das dringendste und leichter zu beschaffende Bedürfnis ist, so gebot der Kaiser, von der Abfassung eines neuen und allgemeinen Gesetzbuches abzusehen und bloß eine Sammlung der geltenden Gesetze anzulegen. Mit Argwohn ward die Commission herbeigeholt, und ehe das Jahr 1832 zu Ende ging, waren die gesammten Justiz-, Policei-, Finanz- und organischen Gesetze gesammelt, aufs Neue redigirt (meist mit Beibehaltung der Worte, hier und da abgekürzt oder erläutert), rublich in nicht beschriebene

Sectionen abgetheilt, obgleich die Zahl der von 1649—1832 erlassenen Gesetze und Statuten 55,993 betrug. Die Publication dieser Sammlung ist allerdings ein Ereigniß, was in Rußland Epoche machen muß. Nun ist es doch möglich, zu wissen, was Rechtens ist, nun können die Richter und Beamten controlirt werden, nun ist auch ein Studium des russischen Rechtes, eine ordentliche Bildung von Richtern ausführbar. Die sorben in der Kürze mitgetheilte Auseinandersetzung hat in einigen Journalen große Freude gemacht, denn sie lehrt recht deutlich, welche Ehrlichkeit in den Vorstellungen von allgemeinen Rechten der Bürger und allgemeinen Gesetzen der Regierungen vorhanden ist. Aber wenn man auch heutzutage jene gutmüthigen Schwärmer, die Gesetzbücher aus dem Kessel schütteln und für Hottentotten und Franzosen, für Orbnaländer und Engländer ein und dasselbe Gesetz aus den Compendien des Naturrechts hervorzuziehen wollen, dem Geschick der Verfassungen preisgeben muß: so ist doch unbegreiflich, wie die Geschichte der russischen Codification gegen alle Codification sprechen könne. 79.

M i s c e l l e n.

Verzerrter Humanitätsfinn.

Es gibt Menschen, welchen die Redereien, wie Manchen die Beschuldigung ihrer Lüste zur Leidenschaft werden; und glauben sie sich zumal sicher, so erlauben sie sich, gleich Kindern, welchen man die Ruthe nicht fühlen läßt, an ihren Mitmenschen Alles, was nur Muthwille und Spott vermag. Dies gibt ihnen die wahre Erholung nach gethanen Vermissgeschäften, während dem ruhigen Beobachter dabei Ekel und Abscheu erregt wird. In der Regel pflegen verpörrische Späße und Redereien übergenommen und von den Belridigten verboten zu werden. Dies hilft gewiß, sobald dem Menschen die ihm angebotene Achtung gegen seine Gleichen noch nicht durch verkehrte Bildung geraubt worden ist. Und hierin möchte auch wol der wahre Grund zu allem moralischen Werthe des geselligen Verkehrs gesucht und so allgemein anerkannt werden, als es wahr ist, daß kein unschuldiger Scherz unter Vernünftigen die Ehre eines Menschen kränken kann. Ref. wahrte es nicht der Mühe werth halten, dieses, was in jeder menschlichen Brust verborgen liegt, hier öffentlich auszusprechen, wenn ihm nicht ein auffallendes Beispiel vom Gegentheil dazu auffoderte. In einer Residenzstadt Deutschlands, welche noch vor Kurzem eine Slangperiode in der Literaturgeschichte durchlebt und dadurch gewiß auch ihren Humanitätsfinn befördert gesehen hat, lebt ein unverheiratheter Privatmann, der unsägliches spöttisches Redereien ganz eigener Art seit etwa 6—7 Jahren ausgeübt wird. Der Unfug begann ohne seine Veranlassung durch Surufen Dessen, was er thun und lassen sollte, was fast wie Vorschriften oder Schicksalsbestimmungen lautete, sodas das arme Opfer der menschlichen Tugenden, wenn nicht Schiänen, in eine mehrmonatliche Gemüthskrankheit verset. Nach seiner Genesung trat er mit mehr Muth und Heiterkeit unter die Menschen, wenn sie ihm Unfug zuriefen; aber es half nichts, vielmehr floß nun aus dem Munde Solcher, mit denen der Verkehr in keinem freundschaftlichen Verhältnis stand, da, wo er sich blühen ließ, pöbliches Zuschreien von Beamtenstellen (bis zum Kanclisten auf dem dassigen Postamt herab), von Besoldungen, Titeln und Heirathsanträgen, und als sich das Publikum darin erschöpfte hatte, ging es allmählig auf abwechselndes Surufen von fremden Personen, und lächerlichen Namen, in Schmähungen, Martern und Warnungen über, was jedoch Alles, wenn die Furchen zur Verantwortung gezogen, led abgeleugnet wurde. Noch widriger wurde diese Art der Behandlung dadurch, daß hin und wieder auch aus den Fenstern der Wohnhäuser nichtwürdige Reden auf den durch die Straßen gehenden Leidenden hinabgegeben wurden, und daß mehrere Gastwirthe sammt den Handwerkern, welche mit ihm verschiedener Lebensbedürfnisse wegen in Berührung traten, in den Spott einstimmen. Klagen verschlimmerten wie gewöhnlich den Unfug, oder auf

kurze Windstille folgten neue Stürme, und so droht nach und nach die Meinung festgesetzt zu werden, daß der Bedrängte Alles misverstehe, da bis jetzt zum gerichtlichen Eide noch Keiner der fast zahllosen Insultanten getrieben worden ist. Noch kürzlich geschah, daß ein Gebildeter diesen Mann fragte, wie es ihm jetzt gehe, und auf die Antwort, er danke Gott, daß seit einigen Tagen ihm nicht mehr leere Titel und Würden oder Wahnsinn zugerufen werde, mit anscheinendem Mitleiden erwiderte: „Mein Gott, leiden Sie denn immer noch an Ihrem Gehöre?“ Gesunder Menschenverstand wird die Wirkungen solcher Erfahrungen leicht errathen; aber fragen wird man können: Was mag dieser Mann, der ein wissenschaftliches Leben ohne Aufsehen führt, verbrosen haben, um in ein solches schmachliches Verhältnis gekommen zu sein? Und wer, er ober das Publikum, in dessen Mitte er lebt, zeigt hier einen verkehrten und verzerrten Humanitätsfinn?

Noch Etwas zur Geschichte des Tabacks.

Der witzige Lichtenberg hat in seinen Schriften unter Anderem bemerkt, daß die ihm bekannten gelehrten Genies keinen Taback geraucht hätten; und da er nicht wußte, ob Lessing eine Ausnahme dieser Auszeichnungen machte, so fragte er am angeführten Orte öffentlich an, ob Lessing auch geraucht habe? Deutsche Gründlichkeit hat, wie es scheint, spät erst deshalb nachgeforscht, und ein Vorsichtiger brachte die Sache der Aufklärung so nahe, daß nur in Zweifel blieb, ob der entdeckte Rauchpappot für ihn oder für seine Gäste vorhanden gewesen wäre. Weniger gleichgültig möchte uns doch die Frage er scheinen: Wann sungen unsere deutschen Vorfahren zu rauchen an? Hierüber gibt uns Großer in seinen „Wertwürdigkeiten der Ober- und Niederlausitz“ S. 231 einigen Aufschluß, wenn er erzählt, daß die 2000 Engländer unter des Grafen von Bray Führung, welche im Sommer 1620 durch das zittauer Reichsbild dem Pfalzgrafen Friedrich V. nach Böhmen zu Hilfe zogen, die Sitte des Tabackrauchens ins Land gebracht hätten. Allgemein aber scheint das Rauchen in Deutschland zur Zeit des dreißigjährigen Krieges nicht geworden zu sein; denn der berühmte kurpfälzische Minister, Joachim von Rasdorf (*), ein heftiger Widersacher des Tabackrauchens, schilt und schimpft nur auf Holländer, Engländer und Franzosen; auf erstere beiden Bälter, indem sie das Rauchen unter sich durch alle Stände und Geschlechter hindurch (auch illustres feminas ergötzen sich an der nebulousa perpotatione) bis zur Ausschweifung hatten kommen lassen, und letzteres Boll angefangen hatte, diese Sitte unter sich herrschend werden zu lassen. Alsbald beschreibt er umständlich den Rauchtaback (den Schnupftaback scheint er nicht zu kennen) in der Tabackereitung, in welcher er geraucht wird, die Pfeifen (weiße thönerne, mit einem haseknopfartigen Kopfe) und die Art des Rauchens selbst, sodas daraus noch Unbekanntheit der Deutschen mit diesem Kraute und dessen Gebrauche gefolgert werden kann. Nach Wiederherstellung des Friedens, da der Handel wieder in Schwung kam, mag das Tabackrauchen erst herrschend in Deutschland geworden sein. Uebrigens sind folgende Bemerkungen mit Rücksicht auf die in Nr. 304 d. Bl. f. 1833 stehenden vielleicht derzeitigenswerthe. Gräulich behauptet unser pfälzischer Staatsmann, daß der bekannte Seefahrer Walter Raleigh den Rauchtaback zuerst nach England gebracht habe, und daß derselbe für den Handelsstand wie für die Staatskassen gleich vorthellhaft wäre, weil kein Handelsartikel so schnell als dieser wohlhabend mache, während der Einfuhrzoll und sonstige Besteuerung des Tabacks fast mehr als andere Haupthandelsartikel in die öffentlichen Kassen fließen lasse. Er schickt z. B. in den letzten Regierungsjahren Jakob I. die jährlichen Abgaben vom Taback auf 130,000 Kronen an. Und doch eiferten die Staaten, wie behauptet wurde, gegen den Gebrauch dieses Luxusartikels, von dessen Gefährlichkeit für die Gesundheit kein Wort gesagt wird. 64.

* In „Metamorphosis Europae“, beständig in seinem „Consilii et negot. politic.“, S. 264 fg.

Sichte der landständischen Verfassung in Kurhessen.
 im Beitrag zur Würdigung der neuern deutschen Verfassungen überhaupt. Aus authentischen Quellen mitgetheilt von W. W. Pfeiffer. Kassel, Krieger. 1834. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Wenn je eine Schrift wahrhaft zeitgemäß gewesen, so ist unstreitig die vorliegende, welche gerade in dem Auslande, wo die wichtigsten Beschlüsse vorbereitet werden, Deutschlands öffentliches Recht gegen unhaltbare Neuerungen zu schützen, durch eine Reihe von uralten Belegen die umfassenden alten Rechte der schon Landstände, namentlich in Kurhessen, auf das kändigste nachweist. Der nicht nur durch seine Schreibweise sondern auch durch seine öffentliche Wirksamkeit am Appellationsgerichte und in der Ständeversammlung nicht unbekante Verf. hat auch in diesem Werke vorwiegend den praktischen Gesichtspunkt festgehalten, wie dies in der Vorrede (S. iv) selbst andeutet:

Der Verf. hat auch wol gewiß nicht zu besorgen, etwa je Schriftstellern beigezählt zu werden, die von ihrem Schreiben aus irgend ein Ideal ihrer politischen oder wissenschaftlichen Richtung, mit alle Demjenigen, was ihr Kopf zu erfinden vermag, und was sie aus Dugenden von Büchern aufgenommen, wohl ausgestattet in die Welt schicken. Er gehet von eigentlichen Praktikern; sein ganzes öffentliches Leben 35 Jahren war nur der Praxis gewidmet; er hat während fast alle seinem Hauptfache verwandten Zweige des Staatswesens emsig durchgearbeitet und zuletzt noch beinahe 1½ Jahre an den Verhandlungen der Ständeversammlung auf ihrem Theil genommen. Was er schreibt, ist klare Anschauung Lebens, aus dem Leben selbst — in Gegenwart und Vergegenwart — unmittelbar entnommen; ihm persönlich gehört die wissenschaftliche Einleitung an.

Das Buch selbst zerfällt in drei Abtheilungen, von denen die erste: „Rückblick in die Vorzeit“, auf 204 Seiten die „Geschichtliche Bedeutung der Landstände in Deutschland überhaupt“ und die „Geschichte der Landstände in Hessen“ in zwei Abschnitten entwickelt. In jenem dürfte aber eine entscheidende Stelle über das wohl begründete Steuerverwilligungsrecht der deutschen Landstände fehlen d. Bl. nicht uninteressant sein:

Eine sehr bemerkenswerthe und praktisch wichtige Anerkennung — heißt es S. 12 — erhielt jedoch die landständische Richtung mit den davon abhängigen Rechten noch in der ten Hälfte des 17. Jahrhunderts gewissermaßen auf contrarischen Wege. Nicht zufrieden damit, daß den Reichsständen

den durch den §. 180 des Reichsabschieds von 1654 die Befugnis, von ihren Landassen und Untertanen einen häßlichen Beitrag zur Befestigung und Erhaltung der nöthigen Festungen, Plätze und Garnisonen zu fordern zugesprochen worden war, wobei es jedoch der Beurtheilung der Landstände überlassen blieb, was für die Landesbedürfnisse aufgebracht werden müsse“), vereinigte sich der größere Theil der Reichsstände im Jahre 1670 zu einem Reichsgutachten, zufolge dessen nicht nur eine sehr bedeutende Ausdehnung jener Befugnis beantragt, sondern auch die allgemeine Klausel in Beziehung auf die Verbindlichkeit der Untertanen hinzugefügt wurde: „und folgentlich Alles, was an sie und so oft es begehrt wird, gehorsamlich und unweigerlich darzugeben schuldig sein, und daß einige Klage der Untertanen weder bei dem kaiserlichen Reichshofrathe noch Kammergerichte hinwieder nicht angenommen werden, — — auch den Landständen, Landassen und Untertanen einige privilegia und exemptiones, wie sie auch Namen haben, oder zu was Zeit selbige erlangt sein möchten, nicht zu staten kommen sollten.“*) Hätte dieser Antrag die Genehmigung des Kaisers erhalten, so würde es ganz um die Landstände gehen gewesen sein. Aber dieses Mal sollte es den Reichsständen noch nicht gelingen, das altberühmte Steuerverwilligungsrecht der Landstände gänzlich zu verweisen. Aus ihrer eignen Mitte trat ihnen ein kräftiger Widerspruch entgegen. „Die Stände aus dem Hause Braunschweig, von Danabück, Pommern und Hessen verweigerten voll echt redlichen Sinnes die Bestätigung eines Antrags, welcher wohlworbene Rechte vernichtete und geheilte Verträge nicht achtete. Es wurde demnach am Reichstage erklärt, wie ungerecht es sei, Landassen und Untertanen, ohne sie nur gehört zu haben, ihrer Rechte zu berauben.“**) Und diesen Grundsätzen entsprechend fiel denn auch die kaiserliche Resolution vom 11. Febr. 1671***) dahin aus: „Als können Ihre kaiserl. Majestät zwar gnädigst gern geschehen lassen, daß es nicht allein bei angedeutetem §. 180 und dem den Kurfürsten und Ständen gegen ihre Untertanen wegen der Reichs- und Kreisverfassungen, wie auch der Reichsanlagen gebührendem jura collectandi verbleibe, sondern auch jene Kurfürsten und Stände, sowie ein Mehreres als in vorangezogenem §. begriffen, gegen ihre Untertanen und Landassen rechtmäßig hergebracht, dabei geschirmt und gehandhabet, die Landassen und Untertanen aber zu allem Dem zu contribuiren angehalten werden, was das Reich pro securitate publica verwilligt, die Executionordnung vermag und die Landesdefension contra quocumvis aggressorem dem Herkommen und erscheidender Nothdurft nach erfordert. Daß aber Ihre kaiserl. Majestät in obens angezogenem neuen Vorschlag und extendirte Präsentation des §. 180 ohne einigen Unterschied, und zwar ihrer, der Kurfür-

*) „Neue Sammlung der Reichsabschiede“, Th. III, S. 674.

**) Wendt, Th. IV, S. 84.

**) Brendel „Geschichte der Nationalrepräsentation“, Th. I, S. 236.

****) „Neue Sammlung der Reichsabschiede“ a. a. O.

ten, Fürsten und Stände, Reichsfürsten, Landgrafen und Unterthanen habenden Befehls ganz und zumalen ungehört und unvernommen willigen und sogar die Rechtsproceße in dergleichen materiis cassiren, und sonderlich denselben, wann sie sich über die Willigkeit beschwert zu sein erachten sollten, noviter et sine cognitione causam an die hohe Reichsdicasteria entziehen sollten, dazu können dieselben, in Erwägung der hierbei vorgefallenen Bedenken, einmal nicht gehorchen, sondern werden um der dabei sich ereignenden Umstände willen vielmehr gemüthigt, einem Jeden bei Dem, wessen er berechtigt, und wie es bis dato observirt worden, in alle Wege verbleiben zu lassen.“

So sprach damals der edle Leopold, und nun sollte Kaiser Franz, sein erhabener Enkel, den deutschen Ständen ihre Rechte „ungehört und unvernommen“ entziehen lassen? Das sei ferne!

Aus dem zweiten sehr ausführlichen Abschnitte ziehe der Verf. selbst (S. 198) folgende „historisch-publizistische Resultate“:

Nach allem bisher Vorgetragenen erscheint ganz unzweifelhaft Eichhorn's positiver Ausspruch *): daß Hessen mit zu denjenigen Territorien gehöre, in welchen die Landstände ihre ehemaligen Rechte ungeschmälert beibehalten hätten, als vollkommen historisch begründet. Was aber den Umfang dieser Rechte betrifft, so fehlt in der Geschichte der landständischen Wirksamkeit während der letztverfloßenen sechs Jahrhunderte nicht nur keines von denen, welche Eichhorn unter den Landständen in den einzelnen deutschen Staaten früherhin gekannt hat, sondern es finden sich hier noch gar manche, die jener Schriftsteller nicht einmal besonders namhaft gemacht hat. Als Resultate der bisherigen geschichtlich-wissenschaftlichen Darstellung mögen nun noch zum Zwecke einer recht anschaulichen Uebersicht der gesamten Thätigkeit unserer Landstände und ihrer fortwährenden regen Theilnahme an dem öffentlichen Leben in seinen wesentlichsten Beziehungen, die einzelnen aus dem ganzen Verlauf ihrer Geschichte hier einfach zusammengestellten Momente der landständischen Wirksamkeit dienen. Um jedoch mit dieser Uebersicht zugleich eine juristische Andeutung für den praktischen Gebrauch zu verbinden, sollen die einzelnen Momente in zwei Hauptklassen gesondert vortragen werden, deren eine mehr den früheren, die andere mehr den späteren Geschichtsperioden angehört, und welche sich, ganz im Sinne der obigen Darstellung überhaupt, sehr bestimmt dadurch unterscheiden, daß die erstere, an und für sich mehr factischen Inhalts, vorzugsweise zur Charakteristik der damaligen politischen Stellung der Landstände zu den Landesfürsten, zugleich aber zur rechtlichen Begründung eines alten Herkommens zu dienen geeignet ist, die andere, mehr allgemeine Normen für jenes Verhältnis aufstellend, eben dieses auf die Grundlage der positiven Gesetzgebung zurückführt, nämlich auf Hausverträge und Landesgrundgesetze, mithin Befehle in der höchsten Potenz, in welchen sich nämlich diese Eigenschaft mit der von Verträgen vereinigt.

I. Einzelne geschichtliche Acte der landständischen Thätigkeit (in chronologischer Folge).

Die Landstände berufen den Stammvater des regierenden Fürstenhauses zu der Herrschaft über Hessen und erhalten sie diesem durch ihre unerschütterliche Treue. **)

Wirkels der von den Landständen freiwilligen Steuern geschieht der Ankauf von Schiffen und die Erbauung anderer fürstlichen Wohnungen und sonstigen Gebäude; die Biedererlösung verpfändeter Kammergüter, und selbst die Erwerbung beträchtlicher Territorialbesitzungen.

Die Landstände verwalten die Schatzung und sonstige Abga-

ben nach ihrem Ermessen. Um das arme Land mit der Erhebung zu verschonen, wird vom Kaiser der Abgabe verwilligt.

Unter thätiger Mitwirkung der Landstände wird eine Theilung des Landes unter zwei fürstlichen Brüdern unternommen und vollzogen.

Verträge der Landesfürsten unter sich, mit andern Fürsten und mit Privaten werden durch die Zustimmung und Bürgschaft der Landstände bekräftigt.

Die Landstände treten als Vermittler auf, nicht allein zwischen ihren Landesfürsten unter sich und mit Privaten unter der Form von Austrägen, sondern auch zwischen erstern und fremden Fürsten.

Eine Ministeranklage wegen Eigenmacht und Beeinträchtigung der Interessen des Landes und der Rechte der Untertanen wird zwar nicht von den Landständen, aber, was noch mehr ist, vor denselben erhoben.

Die Landstände nehmen wesentlich Theil an der Regierung des Landes und der Verwaltung der Landeserbschaften im Falle der Minderjährigkeit des Landesfürsten.

Ohne der Landstände Rath und Bewilligung soll keine neue Münze gemacht und deren Werth nicht verändert werden.

Die Landstände berathen sich mit dem Landesfürsten über Krieg und Frieden und die zur Führung des ersten erforderlichen Maßregeln.

Die Landstände verbänden sich mit Leib und Gut zur Aufrechterhaltung des Rechtszustandes gegen Jedermann.

Ein landständischer Ausschuss wird angesetzt, um zwischen den Landtagen die Beschwerden der Unterthanen anzuhören und deren Abhilfe auf einem nach seinem Gutfinden zu beauftragten Landtage zu bewirken.

Die Landstände handeln auf den Landtagen nicht bloß als Repräsentanten der besondern Stände, aus welchen sie gewählt werden, sondern als Vertreter sämmtlicher Landesbewohner.

Der Kaiser selbst begehrt und bedingt die thätige Mitwirkung der Landstände zu den öffentlichen Angelegenheiten des Landes und des fürstlichen Hauses.

Die Landstände schließen in Gemeinschaft mit dem Landesregenten Verträge mit auswärtigen Fürsten.

Die Steuerfreiheit der Ritterchaft ist bedingt durch die von derselben auf eigne Kosten zu leistenden Kriegsdienste.

Die letztwilligen Anordnungen der Landesfürsten werden unter den Schutz der Landstände gestellt und ihnen zur Aufrechterhaltung empfohlen.

Die Landstände bewirken durch ihre bereitwillige und kräftige Unterstützung die Befreiung ihres Landesfürsten aus der Gefangenschaft.

Mit Deputationen und Ausschüssen der Landstände wird auch außer den Landtagen über wichtige Gegenstände der Gesetzgebung und sonstige Landesangelegenheiten verhandelt.

Die Landstände verwahren sich gegen Einschränkung der deutschen Nationalfreiheit im Innern der Reichslande unter beifälliger Erklärung des Landesfürsten.

Die Landstände werden vor Erlassung allgemeiner Landesordnungen mit ihrem Rath und Gutachten gehört.

Die Landstände beider Hauptlande, Kassel und Darmstadt, wollen ein corpus sein und bleiben und nicht voneinander getrennt werden.

Die Landstände verhandeln selbständig mit dem Kaiser, mit andern Fürsten und mit den ihnen kammerverwandten Ständen über allgemeine Landesangelegenheiten.

Die Landstände erheben Klage vor den Reichsgerichten wegen Beeinträchtigung ihrer Rechte von Seiten des Landesfürsten.

II. Allgemeine grundsätzliche Befugnisse der hessischen Landstände.

So oft Sachen vorkommen, wobei der gesammten Stände Berechnung oder Bewilligung erfordert wird, sollen Landtage ausgeschrieben werden; zu erstern gehören die Land und Leute betreffender Sachen, in welchen die Stände zu Rath

*) „Deutsche St. und Rechtsgeschichte“, Th. IV, S. 206.

**) Die Belege sind im Buche selbst genau nachgewiesen.

zu geben sind, zu lehren insbesondere die Steuern. — Seit 1764 ist eine regelmäßige Periode von sechs Jahren bestimmt.

Zwischen den Landtagen besteht ein bleibender Ausschuss hauptsächlich zur Vorbereitung der Rechnungsabrechnung.

Den Landständen bezieht das Recht der freien Steuer-erwilligung nach eigener Prüfung des Bedürfnisses und nach vorzüglicher Nachweisung der Verwendung der von verwilligten zu.

Dies gilt insbesondere auch von Selbstbeiträgen des Landes zum Landstraßen- und Uferbau.

Abgenommen sind nur in Ansehung der indirecten Abgaben diejenigen Imposten, welche auf ganz entbehrliche Luxuswaaren gelegt werden;

und beschränkt auf die Art der Ansehung ist die landständische Mitwirkung in Ansehung der Reichs- und Kreis-, auch Präcaten Steuern, nachdem das Erforderniß derselben nachgewiesen worden.

Ueberhaupt aber kann eine Steuererwilligung nicht begehrt werden, so lange die Activen und Einkünfte der Kriegs- und Kammerkasse zur Befreiung der Staatsbedürfnisse hinreichen.

In der Erhebung, Aufbewahrung und Veranlagung der Steuern nehmen die Landstände Theil.

Auf dem Wege der von dem Ermessen der Landstände abhängigen Erwilligung von Abgaben der Untertanen zu Befreiung der Kosten landesherrlicher Maßregeln und Verfügungen kommt keinen folgerungsweise auch ein Mitwirkungsrecht zu dergleichen Maßregeln und Verfügungen selbst zu;

auch sind eigentliche Regentenhandlungen in Beziehung auf das finanzielle Interesse ihrer Beurtheilung unterworfen.

Das alte und jede Gegenstände der Landesverwaltung und sonstige Landesangelegenheiten umfassende Recht der Anträge (Desiderien) steht den Landständen in solcher Weise zu, daß, wenn sie dieselben mit der Steuererwilligung verbinden, die Bewährung derselben als Bedingung dieser letztern erscheint.

Die bei allen Gegenständen der Gesetzgebung von allgemeinem Landesinteresse herkömmliche Zustimmung der Landstände ist notwendig und deren Zustimmung erforderlich bei allgemeinen Landordnungen (Sammlungen der Landrechte oder Befehlsbüchern).

Die Aufrechthaltung des Religionszustandes im Lande, vornämlich für den Fall einer Religionsveränderung des Landesfürsten ist unter den besondern Schutz der Landstände und ihre selbstständig auszubehende Garantie gestellt.

Von den landesherrlichen Grundbesitzungen jeder Art nebst ihren Zugehörungen darf ohne Mitwirkung der Landstände nichts veräußert werden; was ohne ihr Vorwissen und Bewilligung veräußert, verpfändet oder vergeben worden, soll ohne Kraft und Wirkung sein.

Daß die aus den Einkünften der säcularisirten Klöster dotirten Stiftungen und insbesondere die Universität ihrer Bestimmung gemäß erhalten werden, ist der Vorsorge der Landstände besonders anvertraut.

Die Landstände nehmen Theil an der Verwaltung der allgemeinen Brandversicherungsanstalt.

Ohne der Landstände Bewilligung, welche ihnen nach Umständen der Umstände überlassen bleibt, kann der Salzpreis auf der Saline Altenborn nicht erhöht werden.

Ein eignes landständisches Haus steht sowie die Einkünfte derselben unter der ausschließenden Verfügung der Landstände.

Die Handhabung aller und jeder Privilegien, Immunitäten und Rechte, welche die Landstände von unentgeltlichen Jahren hergekommen haben, oder die ihnen ausdrücklich zugesprochen worden, ist denselben vielfältig und bis auf die neueste Zeit von den Landesfürsten in grundgesetzlicher Form zugesichert worden.

Die zweite Abtheilung des Buchs enthält eine

übersichtliche Darstellung der Verhandlungen auf dem Landtage von 1815 und 1816. Wir entlehnen daraus nur eine daselbst angeführte Stelle aus dem am 2. December 1813 vom Kurfürst von Hessen mit den Großmächtigen geschlossenen Accessionsvertrage:

„Son Altesse Sérénissime Electorale s'engage à rétablir les états de son pays dans leurs constitutions et privilèges, tels qu'ils ont été en 1805; sans que pour cela aucun individu puisse se soustraire aux charges communes.“

Sie diene zur Widerlegung der durchaus falschen, nebst vielen andern verkehrten Urtheilen im vorigen Jahre von Hrn. Professor Mackelpy in Bonn zu Tage gekommenen Behauptung, daß „die alte hessische landständische Verfassung . . . im Sturme und unter den Umwälzungen der neuern Zeit . . . notorisch . . . von selbst untergegangen und außer Anwendung (in desuetudinem) gekommen.“ *)

In der dritten Abtheilung, überschrieben: „Verfassungsurkunde vom 5. Jan. 1831“, weist der Verf. unter Andern nach, daß die Ertheilung eines neuen Staatsgrundgesetzes keineswegs von dem Zusammenberufung der Stände blühenden Einwohnern der Stadt Kassel, sondern von dem Fürsten selbst zuerst in Anregung gebracht worden ist, und zeigt dann aus dem Gange der beinahe drei volle Monate lang gepflogenen Verhandlungen, daß die behufs einer endlichen Abschließung des Staatsgrundvertrags wirklich stattgefundenen Concessionen durchaus nicht bloß von Seiten des Fürsten, sondern auch von Seiten der Landschaft gemacht wurden, und daß gerade die „aufgeregten Zeitverhältnisse“ die Regierung „zu einer vielleicht übertriebenen Behutsamkeit“ veranlaßten (S. 297).

Die Schlussbetrachtung des würdigen Verf. (S. 326) möge auch diese flüchtige Anzeige beschließen:

Was haben wir nun überhaupt unserer Verfassungsurkunde an realer Verbesserung des öffentlichen Zustandes, an praktisch-erziehbarem Zuwachse von Rechten in der That zu verdanken? Viel, sehr viel in Vergleichung mit dem bei neuen Verfassung unmittlbar vorausgegangenem Zustande einer unbeschränkten Souveränität; aber doch nur wenig recht Bedeutendes an neuen wesentlichen Rechten in Vergleichung mit der frühern Zeit, wo die Landstände in dem vollen Umfange ihrer verfassungsmäßigen Rechte, die Untertanen in den Reichslanden in ihren wesentlichsten Interessen kräftigen Schutz bei dem Kaiser und den Reichsrichtern fanden, und wo es gleichwol der Anwendung dieses Nothigungsmittels nur in höchst seltenen Fällen bedurfte, weil die Landesfürsten und ihre Räte von der Ueberzeugung durchdrungen waren, daß die Regierung um des Landes willen da sei, des Landes wahres Wohl aber von den Landständen, als den selbstgewählten Vertretern des Landes, am vollständigsten und genügendsten beurtheilt werden könne, daher man ihre Anträge und Gutachten als den gesetzlichen Ausdruck der Stimme des Volkes selbst über seine wah-

*) „Rechtliche Erörterung der Frage: ob der §. 71 der kurhessischen Verfassungsurkunde auch auf den Deputirten der Landesuniversität zu beziehen sei oder nicht?“ (Bonn 1833, S. 14). Wenn man bedenkt, daß der Verf. im J. 1818 Professor der Rechte in Marburg war, und daß der Deputirte dieser Universität im J. 1815—16 dem Landtage beizohnte, so möchte man doch fragen: Wie kann man solche Behauptungen öffentlich aufstellen?

ren Bedürfnisse und dadurch hervorgerufenen Wünsche ansah und achtete und nicht ohne die ergeblichsten Gegengründe davon abzuweichen zu dürfen glaubte. In der jetzigen Lage der deutschen Staaten aber, deren souveraine Fürsten keinem höhern Richter unterworfen sind; ist allerdings unsere Verfassungsurkunde als ein Geschenk des erhabenen Gründers von ganz unschätzbarem Werthe zu betrachten, und wenn man sich denkt, daß dieselbe mit Aufrichtigkeit und wahrem guten Willen in allen ihren theilweise erst noch mittelst organischer Geseze für das praktische Leben nutzbar zu machenden Bestandtheilen zur Vollziehung gebracht würde, so kann sie wol als treues Abbild des althistorischen Rechtes unserer Landstände in hohem Grade vervollkommenet und durch äußere Formen in der Ausübung gesichert angesehen werden, und grade darin ist ihre innere Vortrefflichkeit, erhaben über jeden Adel, begründet.

88.

Dr. Gustav Friedr. Dinter's Ansichten und Bilder des Heiligen, Wahren und Schönen. Allen Verehrern des Verkündeten, besonders den Söhnen seines Geistes und Herzens in Kirchen und Schulen ein theueres Vermächtniß. Gesammelt und geordnet von J. Chr. S. Schinde. Zwei Bändchen. Neustadt a. d. V., Wagner. 1833. Gr. 12. 2 Thle.

Der verehrte Dinter, den düstern Hyperorthodoxen durch seine heitern Ansichten ein Keger, den verdammenden Pietisten durch seine Milde ein Kegerniß, den süßlichen Mystikern durch seinen Ernst eine Thorheit, aber Freunden einer hellen, klaren und durch den Verstand erwidmenden Christusreligion ein unvergesslicher Verkündiger der heiligen Wahrheit in Kirchen und Schulen, war, wie unser Luther, auch ein Freund von Bildern und Gleichnissen, womit er seinen mündlichen und schriftlichen Unterricht schmückte. Er nahm sie aus der Natur oder aus dem menschlichen Leben, und sie sprachen Verstand und Herz auf gleiche Weise an. Da er, wie Luther, ein jovialer, origineller Mann war, so kam wol auch in seinen Aeußerungen einmal etwas vor, was besser weggelassen, oder doch nicht ausgezeichnet worden wäre; wie denn seine treuesten Verehrer mit allem Rechte wünschten, er möchte seine Selbstbiographie von manchen Einfällen und Anekdoten gesichtet haben. Aber einen ähnlichen Wunsch kann man auch in einigen Punkten in Luther's Schriften nicht unterdrücken, wiewol auf der andern Seite die Bestätigung des alten Wortes: große Leute fehlen auch, und die nähere Kenntniß eines ausgezeichneten Mannes, selbst seiner menschlichen Unvollkommenheiten, ebenfalls vortheilhaft ist. Der Herausg. bemerkte sich solche Bilder und Gleichnisse in Dinter's Schriften, glaubte, sie würden auch Andern gefallen, und man würde eine solche Sammlung dankbar aufnehmen. Ref. ist ganz dieser Meinung. Es ist in ihnen eine recht gesunde moralische Hausmannskost, die leicht zu verdauen und ungemein nährend ist. Dinter's lebhafter Geist vertiefte sich nicht in spitzfindige Speculationen; er liebte das Praktische, und obgleich sein Predigtbuch zeigt, daß er bei der Reichhaltigkeit seiner Schätze von Gleichsamkeit und Menschenkenntniß nicht oberflächlich zu schöpfen brauchte, so spaltete er doch nicht müßsam, wie manche Prediger und Katecheten, die dadurch trocken werden, sondern faßte zusammen, oder ging über Das hinweg, was ihm minder fruchtbar schien, weshalb man aber doch auch zuweilen in seiner „Schullehrerbibel“ da vergeblich sucht, wo der Schullehrer einige oder noch bessere Ausrufe haben möchte. Indes wir erinnern uns an des beschriebenen Mannes Wort: „Liefert nur ein besseres Werk, ich will mich dankbar freuen“. Wie jetzt ist's noch nicht geschehen. Und hat der zweite Theil fast noch mehr angesprochen als der erste, indem er mehr in die individuellen Lebensverhältnisse eingeht, vielleicht auch mit einer sorgfältigeren Auswahl abgefaßt ist. Wie viel würden bei der

jetzigen Leibelust Menschen aus allen Ständen, wie viel würden insbesondere christliche Bürger- und Landleute gewinnen, wenn sie statt mancher Tageblätter — die, statt über die Begriffe von Staat und Kirche, über Rechte und Pflichten, über Wissenschaftswürdiges aufzuklären, nur verwirren; statt auch das Gute in der Welt anzuerkennen, nur immer Uebel aufstellen; statt Menschen zu beruhigen, sie mit Gott und allen Andern unzufrieden machen; statt die Keime zu einer bessern Zukunft zu zeigen, nur überall Falschheit und schlechte Absichten wittern — Schriften wie die angezeigte in die Hände bekämen, sie beherzigten und daraus ersähen, daß die Erfüllung der gerechten Wünsche nach zeitgemäßen Reformen vorzüglich auch die eigene innere Besserung der Völker voraussetzt, und daß erst gute Menschen auch gute Zeiten mit machen helfen. Wie wollen nur einige Proben des Dinter'schen Geistes beifügen. (Vb. 2, S. 16.) 24. „Rechtmäßige, übertriebene Abgaben. Das, was der König in Dresden an Abgaben von euch fordert, ist noch das Wenigste, was ihr zu geben habt. Aber ihr habt drei andere Könige, die mehr Abgaben von euch nehmen, als der gute König in Dresden. Diesen müßt ihr nicht so viel geben. Sie sind der König Müßiggang, der König Wohlgeschmack, der König Hochmuth“. „Despotismus. Er ist der wahre Freiheitsweder. Sobald er sterbend seine Fügel schwächen können überläßt, was dann geschieht und geschehen wird, lebet Frankreichs Ludwig XIV. und Ludwig XVI.“ „Mittel gegen Schwärzerei. Sollte mein Sohn sich einst, was Gott verheißen wolle, zur Schwärzerei neigen, so lasse ich ihn 14 Tage den Homer analysiren, 14 Tage alle metrische Kleinigkeiten im Sophokles nachweisen, 14 Tage alte Handchriften in Bibliothekalen vergleichen, 14 Tage die Unterschiede dänisch bedeutender Wörter auffuchen. Nach diesen 8 Wochen muß er geheilt sein. Probatum est.“ 44.

M i s c e l l e n.

Man sollte nicht glauben, daß die Aristokraten, die Besten im Volke nach der Etymologie des Wortes, Stillstand im Volkleben wollen, vielleicht um immer den Comparativ für sich zu haben, während die wahren echten Demagogen darum verschrien, verbannt und verurtheilt werden, weil sie dahin arbeiten, daß das Volk, die Gesamtheit der Nation besser, immer vollkommener und fähiger für die echte irdische Städtigkeit werde. Ulrich von Hutten, auch einer der ersten im bessern Sinne des Wortes, mag sie beschämen und leugere trösten; er sagt ebenso einfach als wahr: „Nec nos moras pigeat. Quamvis enim paulatim procedit hoc, quod boni moluntur, procedit tamen!“

Wohl der Miscellane einmal in das Zeitalter des fremdthigigen Ritters gekommen, so mag auch hier die Bewertung Platz finden, daß jenes Zeitalter manchen Beleg abgibt, wie verfehlt bisweilen die geistigen Bestrebungen der damaligen Gelehrten gewesen sind. So schrieb Reuchlin, dem das heiligste und wunderthätigste Wort das Wort Jesus war, ein Werk: „De verbo mirifico“, dessen Zweck dahinging, zur Verherrlichung und Erläuterung dieses Wortes, durch das selbst dße Geistes am sichersten gedant werden können, beizutragen. 90.

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Schmid (Heinrich),

Versuch einer Metaphysik der innern Natur. Gr. 8. 224 Bogen auf gutem Druckpapier. 1 Thle. 16 Gr. Leipzig, im März 1834.

F. A. Brockhaus.

Die Insel der Glückseligkeit. Sagenpiel in fünf Abenteuern von D. A. Atterbom. Aus dem Schwedischen übersezt von H. Reus. Zweite Abtheilung. Leipzig, Brodhhaus. 1833. Gr. 8. 2 Thlr. *)

Am Ausgange der zweiten Abenteurs, mit welchem die erste Abtheilung dieses Gedichts endet, erblicken wir den nordischen König Astolf in seltiger Vereinigung mit Felicia, der Herrscherin auf dem Eilande der Glückseligkeit. Nur das Schlüssel der Nachtigall deutet auf einen finstern Schatten, der das sonnenhelle Glück der Liebenden feindlich zu verdunkeln droht. Noch ist der Abgrund, aus dem er aufsteigen soll, unsern Augen verborgen.

Im Beginn der dritten Abenteurs, der „Trennung“, kehren Astolf und Felicia von einer Fahrt nach dem Eisenlande zurück. Ihre Heimkehr will Theano, die unter Felicia's Befehl die theatralische Kunst repräsentirt, durch ein Schauspiel feiern, das sie heimlich vorbereitet hat. Vergebens bittet Laura die Gebieterin, das Schauspiel zu meiden. Ein Gespräch Cäciliens mit Zephyr belehrt uns über die Angst, die sich Laura's bemächtigt hat. Sie ist bei Nacht zur Quelle der Jugend gekommen, wo Astolf, Felicia's harrend, ent schlummert ruht. Da gewahrt sie, wie plötzlich ein Riesenvolk in dunkler Verschleierung zu dem Schläfer tritt und mit dumpftönender Stimme ruft:

Du schläfst? — Schläfer! Wo sind Zeit und Stunden?
 In weichem Traum ist bald der Tag geschwunden;
 Die Palme kränzet nur noch Kampf und Wunden. —
 Du schläfst? — Schläfer! Jahre sind in Fernen!
 Der Fezj enteilt, von Blumen auf zu Sternen;
 Weh' dir, wenn du nicht ihnen folgen lernen! —
 Du schläfst? — Schläfer! Was lebst dich der Staube,
 Der Herz geworden ist im ird'schen Staube?
 Wer das vergißt, säet dem Geschick zum Kandel!

Die Riesin verschwindet mit tiefem Klage laut, indem sie Felicien nahen sieht. Astolf, aus unruhigem Schlafe auf fahrend, ruft ihr mit wilder Stimme entgegen:

Sirene,
 Schleicht hast du eingelulkt mich hier im Abgrund,
 Dem bunten, wenn ich nach dem Schiffbruch noch
 Bekannten Auf hör' aus der obern Welt!
 Zerbrich dein Zauberhorn, geuß seinen Trant aus;
 Die Saiten von der Harfe! sing' nicht mehr!

Zieh' deine Goldschub' ab und geh' auf Zehen,
 Wenn du mich fortträgst durch das Reich der Nacht —
 Die Zeit, sie lauert droben auf uns Beide!

Dhnmächtig sinkt Felicia ihm zu Füßen, Astolf kommt zu sich und ergiebt sich in banger Sorge um die Geliebte, die sich allmählig erholt. Seitdem ist seine Seele getrübt; mit der vollen Innigkeit seiner Liebe streitet ein träumerisches Sinnen. Um die Betrübniß der Herrin nicht zu vermehren hat ihr Laura die nächtliche Erscheinung verborgen, und als sie in banger Ahnung von dem Schauspiel fern zu bleiben steht, ist Felicia, froh der Heiligkeit, die Astolf wiedergewonnen zu haben scheint, unempfindlich gegen ihr unbestimmtes Dringen.

Das Schauspiel hat begonnen. Rinaldo sehnt sich von Armidens Küste hinweg; er möchte mit Flügeln der Freude die Geliebte dahinführen, ritterliche Feste, die muthige Lust der Jagd mit ihr genießen. Hestig bewegt erhebt sich Astolf, er will zur Jagd eilen und muß erinnert werden, daß ein Spiel ihn täuscht. Sirenen erscheknen und suchen mit dem Rege eines süßen Gesanges Rinaldo zu umstricken. Entsetzt dem nichtigen Traume von Thaten und Ruhm, soll er sich in freudiger Hingebung in die Flut der Lust und Liebe tauchen, die ihm aus unversiegenden Quellen entgegenströmt:

Nicht eilen wie auf Erden hier die Stunden,
 Von Lieb' ist selbst die Zeit hier überwunden.

An sich selbst gemahnt, fragt Astolf Felicien, wie lange er schon auf ihrem Eilande verweile, und als er, der kaum Monate verstrichen glaubt, es erfährt, daß drei Jahrhunderte hingeschwunden, verfinstert er staunend in dieses Sinnen. Es nahen Rinaldo's Kriegsgenossen, ihn aus weicher Ruhe aufrufend zu männlicher That, an seine Ahnen, seine Helmat, seinen eignen Heldennam ihm erinnernd. Mit mächtiger Anstrengung sucht Astolf die Gedanken an sein Vaterland zu unterdrücken. Aber Rinaldo hat den weichlichen Schmuck, den er trug, zur Erde geworfen, er folgt den Gefährten, die mit kriegerischem Gesange dahinziehen; vergebens ist Armida's Flehen, der Held stößt vom Lande. Da wird Astolf von der ersten Mahnung durchjuckt, die in seinen Schlaf gedöhnt; wesenlos erscheint ihm, den der Erde Markt genährt, Felicia; in wilder Aufregung eilt er hinweg und hoffnungslos bleibt Felicia zurück.

*) Ueber die erste Abtheilung vgl. Nr. 144 f. 1831. D. Red.

Während Astolf mit Fackeln ringsum gesucht wird, bet
Wiederhall seinen Namen von Wald zu Wald trägt, birgt
er sich in einem dunkeln Thale, von widerstrebenden Em-
pfindungen zerrissen. Er liebt Felicia, die ihn mit höch-
ster Seligkeit entzückt und sich ihm ganz hingeeben hat;
und doch fühlt er, daß sie ihm fremd ist; die schwanken-
den Gefühle, die eine Menschenbrust bedrängen, sind ihm
unverständlich, in die reine Melodie ihres Seins kann der
wirre Mistlaut menschlicher Unruhe nicht dringen. Alle
Luft des heitersten Daseins umgibt ihn auf ihrem hellen,
blühenden Eiland, und doch verlangt er hinweg nach der
dürstigen, düstern Heimat. Er glaubt der Heimat Stim-
me zu vernehmen; sie mahnt ihn an die vergessene Man-
neschre, an die Königspflicht gegen sein Volk, dem er in
lecker Selbstsucht untreu geworden. Gewitter ziehen über
ihn hinweg, und er ruft die Wälder an, ihn aus tiefer
Qual in die Ruhe der Vernichtung zu retten. Zephyr
findet ihn und führt ihn zur Jugendquelle, aus welcher
er die Kraft seines Gemüths erfrischen soll.

In der Morgenkühle nach dem nächtlichen Gewitter
unterreden sich Westwinde, Sonnenstrahlen, Bäume, Blü-
men und Vögel. Eine behagliche Frische achmet beruhig-
end in dieser Scene. Felicia erscheint klagend und doch
sich mit der Hoffnung tröstend, daß Astolf an ihre Herz
zurückkehren werde. In leidenschaftlichem Gespräch ent-
hüllt ihr Astolf den Wunsch, der ihn erfüllt. Nicht ver-
lassen will er die Geliebte, nur besuchen möchte er seine
Heimat; der Stimme der Pflicht und der Ehre will er
genügen und durch Thaten seinen Namen in des Volkes
Gedächtniß den Namen seiner Ahnen zugesellen. Dann
will er wiederkehren nach Felicia's Eiland, rührender ihrer
Gunst. Felicia entgegnet ihm, ihre Macht sei an sie
selbst gebunden und auf den Ort, wo sie selbst weile, be-
schränkt; die Lebenskraft verlasse ihn, sobald er die Grenze
ihres Reichs überschreite. Aber sie selbst will ihn schützend
und erhaltend begleiten; sie begehrt nicht, ihn zurückzu-
halten, aber sie sieht, ihm dienend in Thaten und Kämp-
fen folgen zu dürfen. Vor der Inbrunst ihrer Liebe
schmilzt sein Wille, er entsagt der Heimat.

In finsterner Nacht taucht der Genius der Jugend-
quelle empor und fodert die Nachtigallen, die Palme und
Wasser auf, die Versöhnten, sobald sie nahen, zu be-
grüßen. Aber Pan, der Alte, schläft und kein fröhlicher
Laut darf seinen Schummer stören. Der Metallsturz und
Gnommen mit kuckenden Fackeln steigen aus der Erde
empor, bang steht der Wald, die Welt hält in schwei-
gender Erwartung den Athem an. Von schwarzen Grei-
fen gezogen erscheint Nyx, die Mutter der Dinge, mit
ihr der Schlaf und mit eisföhner Fackel Thanatos. Nyx
begrüßt die blühende Welt, die, ein Mahnen für das
Spiegelbild des Unerforschlichen, schlafend zu ihren Füßen
ruht. Im Kreise der Kinder schläft Pan, und, obwohl
schlummernd, haucht er, ein Hirte der goldenen Sternen-
heerde, auf der siebenstimmigen Sphäre die Melodie, die
in der Weltensphäre nachklingt. Aber vom Schummer be-
fangen, hört er nicht den Wiederhall, der von Sphäre zu
Sphäre tönt. Nyx allein vernimmt die reine Harmonie:

Ich, daß auch sie, mein gottgebornes Lieblingskind,
Astralis, dieser Blumen schöner Genius,
Nicht bloß mit süß'ger Luft einmal, nicht bloß zum Spiel,
Auf dieser Ehre heil'ge Stimmen lauschte!
Doch, ihrer Himmelsprach' entwandt und gierig nur
Zu dehnen durch Aeonen ihren Sinnverwusch,
Trinkt sie Tag aus Tag ein mit ungelächtem Dorn
Des falschen Dionysosbechers Zauberkraut,
In Hoffnung, daß er nimmer Sel' und Boden zeigt.
Ja, stolz darauf, läßt mit vertauschtem Namen sie
Von den Basallen nennen sich: die Glückliche!
Die Glückliche! — Verzog'ne Tochter, dies gebührt
Von allen Wesen nur dem Ungezeugten!

Felicia naht und wird von der Mutter mit dem hehren
Namen Astralis empfangen und befragt:

Erinnerst du dich meines Namens noch
Von damals, als du gerne zu mir kamst, den du
So oft dem besten Gebe schmichelnd hast genannt?

Sie entgegnet:

„Ja, Sternumkrönte Mutter, Theophanis!“

In diesem Namen ist die Forderung der Mutter beschlo-
sen; nach Gottes Anschauen soll die Tochter streben,
der Güter Heimat, der sie entflammt ist, gedenkend.
Dorthin ihr die Wälder zu schlagen ist Theophanis be-
reit; aber sie begehrt als Pfand ersten Verlangens nach
dem schönen Lande, daß die Tochter den Sohn der Erde
von sich abthue. Dem herben Satze Felicia's erwid-
dert sie:

— zu teilen dich

St all mein Trachten, und mein Werk! Nicht der Spand;
Er ward gefaßt von dem Verborg'nen, dessen Reich
Mit einem Namen, welchen du nur daß entleest,
Nicht wird Glückseligkeit, doch Seligkeit genannt.

Felicia ist bereit, die hohe Welt, in der sie so lange sich
glücklich empfunden, zu verlassen, nur sieht sie, daß sie
mit Astolf versinkt jenem heiligen Lande nahen dürfe. Vor
den Weg, der diesen dahin führen soll, zeigt ihm die
Stimme des erwachten und heimlich fortlebenden Him-
mels, und durch Entsigung muß Felicia geweiht werden,
aus dem Kelche hehrer Entzückung zu trinken, den sie
mit dem Becher sinnlicher Freude vertauscht hat.

Du Sternentind! blick' auf zu dieses Himmels Dorn;
Was siehst du dort, als einer gold'nen Kette Wand
Von heiligen Kräften, deren tiefstes Glied du seinst
Erfassen magst; doch deren höchstes sich verbirgt
In dessen Hand, der alles Wirkens Vorkraft ist?
In dieser Kette hängest, leichter als sie selbst,
Ein and'rer Dionysostisch, ein edlerer,
Von Gold und Azur Schmelz geligt, mit Blüthenwein
Von unvermischter Strahlensut zum Rand gefügt,
Und Amaranthen blühen um den Bechersaum.
Und rühret eines heiligen Grises Mund den Rand,
So geht von ihm ein Klang aus, ein Erinnerungsglied,
Bei welchem aller Herzen Herzen auf sich thun,
Und du hinein kannst wagen einen selgen Blick.
Das ist der Weisheit Becher. Auf und kesse den!

Vergebend ist Felicia's Bitte, Astolf's Bild in ihr zu
verwiltgen, das Geschehene umgesehen zu machen.

Nein! was du einmal hast gelebt, verwandelt ist's
In Schicksal — in dein Schicksal! — und so stark umgibt
Dein Wesen dieses Neg, des Gern dein Wille spannt,
Daß selbst kein Gott den kleinsten Knoten lösen mag.

Doch gibt es, aus ihm frei zu werden, eine Art:
Den Theil von dir zu spüren, der gefangen ist;
Dem Theil, der, selbstlich löstern, sich dem Staub geschenkt.
Versuch es, Kocher! Groß Schwester, dem du gleichst
Vor meinen andern, denke deiner Vortgebur!

: das letzte Fieber Felicia's, nicht mit eigenem Arme
Selbstern in das Reich des Todes stoßen zu müssen,
et Theopania zum Lohn ihrer frommen Folgsamkeit.
einem beschwingten Rosse soll Astolf, geschützt gegen
Gewalt Saturn's, nach drei Tagen der Heimat zu-
r. Felicia darf ein Wiedersehen hoffen. Aber als sie
edulbig weiter fragt, vernimmt sie aus dem ersten
nde ihres Bruders Thanatos, daß der höchste Wunsch
irdischen Lust sein müsse, rein zu werden in dem
n Lande der Mutter, in dessen weiten Grenzen jedes
h der Welt Raum hat.

Als die Frist verfloßen, scheidet Astolf auf dem Flüs-
sse, von der trauernden Felicia mit einer Locke ihres
ich beschenkt, die ihn schützt, so lange sie ihm an-
gen ruht.

Die vierte Abenteuer, „Die Helmkehr“, ist episodischer
Wir dürfen daher, statt dem Dichter in das Ein-
e zu folgen, den gesammten Inhalt kürzer zusammen-
n. Auf seinem Flügeltrosse zur Heimat getragen, trifft
if in einfarner Verggengend den bitnden, gefangkundig-
Greis Florio, den Nachkommen jenes Sängers aus
Süden, der vor drei Jahrhunderten an seinem Hofe
bt. Er erfährt die Umwandlung seines Volks; Kö-
hum und Ritterschaft sind seit langen Jahren aufge-
n; spitzfindige, vorurtheilsfreie Leute lenken den Staat,
uchete Feinde des blinden Aberglaubens finstere Zeit,
die nur Weniges aus alten Tagen übriggelassen ha-
we, wie die Seelenmesse, die in dem Dome der Haupt-
t Königin Swanhvit gestiftet hat. Von ihr und dem
jen König Astolf, der wunderbar entrückt worden, er-
t ein Kreis alter Lieder, in deren letztem König Astolf
mitternächtlicher Jagd zu des Runenweibes goldener
ire gelangt. Daraus tritt die Runenmaid hervor, ihn
Gesang und Zaubertrank verlockend:

Die Runenmaid sang, und er trank' wol genug
Den ersten, den andern, den dritten Zug.
Den ersten, und nahm die Dirn' an der Hand;
Da vergaß er Weides, so Reich als Land.
Den andern, und nahm die Dirn' in den Arm;
Da vergaß er' wol Gottes, daß Gott erbarm!
Den dritten, und trat in die felsigen Gdh'n;
Da vergaß er auch seiner Elike schdn.
Nun steht er im Bergsaal von Edelstein:
Klein Swanhvit, es ruht in der Erd' ihr Gebein.
Die Harf er nun schlägt vor der Runenmaid:
Klein Swanhvit, sie seufzt in der Erde vor Leid.
Nun geht er auf Golde, doch schwer ist sein Herz;
Bläß kalt der Nord, kalt über den Pain —
Unter seinem Fuße weint Swanhvit vor Schmerz.
Doch die Glocken lauten für unsre Königin.

f erschüttert eilt Astolf nach der Hauptstadt. Im
me vernimmt er die Seelenmesse, die Swanhvit in
ehrendem Liebesgram für ihn gestiftet. Noch besteht
auf Witten gebildeter Musikfreunde, zur Gesangübung
junge Mädchen. Astolf sieht die Grabdenkmäler sei-

ner Artens, sehr eigenes Genotaphum und Swanhvit's
Grab, vor dem er in reichlicher Bewachung niedersinkt.
Die landesübliche Abgeschmacktheit, von der die Reden
der aufgeklärten Elerone einen trefflichen Vorbegriff geben,
entwickelt in den folgenden Scenen ihre ganze Breite.
Das souveraine Volk wird von dem Opinionsrathe der
Journalisten regiert, den der aufgeklärte Dichtos alljährlich
wählt und über dessen oft widerstreitende Meinungen ein
Generalsaatsopinant gesetzt ist. Astolf, der als ein rei-
cher Fremder, dessen Beutel sich näherer Bekanntschaft
wol verlohnt, die beste Aufnahme findet, erhält reiche
Gelegenheit, den Wahnsinn, in welchen die Republik ver-
sunken ist, vollständig zu ermessen. Geekelt von dem aber-
wichtigen Treiben begibt er sich nach den Trümmern des
alten Königsschlusses, wo ihn die Erinnerung alter Zeit
umgibt und Swanhvit's Geist ihm erscheint. Von hier
aus wirbt er Verschworene, mit deren Hülfen er den Un-
sinn vom Throne stürzen und das befreite Volk zu alter
Kraft und Würde zurückführen will. Aber an dem ent-
arteten Geschlechte scheitert sein Versuch. Verrathen und
verlassen, erkennt er es, daß er die Zeit des Wirkens ver-
säumt hat, und wendet seine reinigen Gedanken dem Tode
zu, durch solche Reinigung den Frevel, den er an seinem
Waterlande geübt, zu sühnen. Da erwacht bei dem freun-
digen Gemwieher des heraneilenden Flügeltrosses die Stimme
seines Herzens, die ihn aufruft, zu Felicien zurückzukeh-
ren. Er überredet sich, durch den vergeblichen Versuch,
an seinem Volke Königspflicht zu üben, sein Vergehen
gebüßt zu haben, und mit frischem Muthen will er aus
winterlicher Dede und Erstarrung in den ewigen Frühling,
der Felicia's Elend beglückt, entfliehen.
(Der Beschluß folgt.)

Briefe aus einer deutschen Hauptstadt. Zur Berichtigung
des Urtheils über einige Gegenstände von allgemeinerem
Interesse. Berlin, Mittler. 1833. 8. 12 Br.

Die ganze Art und Weise der Anschauung unserer moder-
nen politischen Interessen, welche in diesem Bächelchen herrscht,
verräth auf den ersten Blick den Bureaukratischen der norddeut-
schen Hauptstadt, der mit kaltem Hausmannsverständnis und mit
Stolz auf seine eigene praktisch-technische Ausbildung, dem
lebendigen, raschen und mehr auf Freundschaften basirten,
politischen Getriebe des Südwestens zuschaut. Hier und da
mische sich einige Bitterkeit in seine Briefe; doch können wir
darüber mit ihm nicht rechten, da von der andern, ihm feind-
lichen Partei der Liberalen und Antipreußen noch viel härtere
und die Waterlandsiebe verlegendere Dinge oftmals ausgespro-
chen sind. Daß aber jener bekannte Bölnersitz, der nicht we-
nig dazu beigetragen hat, den Preußen die Neigung und An-
hänglichkeit Süddeutschlands zu rauben, sich auch hier wieder
breit macht, ist nicht zu billigen. Der Patriotismus einer Nation
erscheint uns als gleich dem Ehrgefühl, welches den einzelnen
Menschen in seinem Lebenskreise emporhebt und trägt; aber wie
diese Achtung, mit der jeder Ehrenmann sich selbst schätzt, nicht
zur Beeinträchtigung Andern führen soll und darf, so darf auch
der Patriotismus dahin nicht ausarten, daß er sich mit einer
Miene zeigt, welche ausspricht: „Wir sind die Könige der Welt.“
Die Julirevolution, Constitutionen, Kammerverfassung,
Ministerverantwortlichkeit, Pressefreiheit, das Recht der Inter-
vention und der neueste Zustand in Polen sind die Gegenstände

von allgemeinem Interesse, über und gegen welche der Verf. seine Briefe geschrieben hat. Ohne uns aufständ gemauere Bezeichnung oder Widerlegung einzelner Argumente und Ausfälle des Verf. einzulassen, wollen wir nur versuchen im Allgemeinen unsern Lesern den Standpunkt aufzuweisen, von dem aus der Verf. seine Betrachtungen angestellt hat. Es ist dieser Standpunkt ein rein äußerlicher und beschränkter. Es sage nämlich der Verf. alle jene menschlichen Schwachheiten und Leidenschaften, welche nur irgend in einem lebendigen Staatsorganismus sich als thätig und wirksam erweisen können, hervor, um sie als das eigentliche Lebensprincip, als das eigentlich Bewegende in dem modernen Staatsleben Frankreichs und gleichgestellter Länder Europas darzustellen. Als Quelle aller Revolutionen seit dem Jahre 1786 gilt ihm die Gleichheitsucht in der neuern Zeit, die ins Unglaubliche gesteigerte Eitelkeit, sowie das daraus natürlich hervorgehende Streben einer vermehrten Anzahl von Ehrgeizigen, in Ämtern und Würden zu glänzen, bei der Regierung ihr drittes Wort mitzusprechen. Wenn geben wir zu, daß alle diese Richtwahrheiten, das noch tausendmal mehr andere und größere Schlechtigkeiten und Leidenschaften in Menge thätig gewesen und noch thätig sind in diesem großen Kampfe einer alten und neuen Welt, das wirklich oft genug bei dem großen Haufen der Demagogen die Reden von Gemeinwohl u. s. w. nichts sind als Redensarten, vortrefflich gebraucht, um eignen, persönlichen Ehrgeiz und niedrige Habacht zu verbergen; aber der Schritt, welchen der Verf. von hieraus wagt, die ganze neuere Richtung des Staatslebens ihnen zuzuschreiben und hierauf zu verdammen, dünkt uns unbesonnen oder gar hinterlistig und böshaft. Niemand als die sentina plebis jeglicher Art gebürt seiner Meinung nach zu der Menge Derjenigen, die eine Constitution zum Besten des Landes verlangen. Herabgekommene und von ihrem eignen Stande ausgehobene Ideelle, Rechtsverständige, welche die einzigen Kundigen der Gesetze zu sein wähnen, eitle, die Welt zu verbessern strebende Gelehrte, die Begier der Halbwisser und Schreier, unerfahrene Jünglinge, endlich die Masse der Stückritter und Abenteuer aller Art sind, dem Verf. nach, „wir, die wir über die Kümmerlichkeit so sehr entzückt sind“. Sollen wir über die Kümmerlichkeit einer solchen Ansicht noch ein Wort verlieren?

Im Uebrigen ist es die rein mechanisch-bürokratische Ordnung des Staates, welche dem Verf. als das Ideal vorzuschweben scheint, nach welchem er nun die modern-politischen Zustände und ihr weiteres Streben beurtheilt. Sein Hauptesatz ist: so wenig als möglich müßte man die Macht und Wirksamkeit der Regierung beschränken, denn in ihr vereinigt sich ja notwendig die höchste Intelligenz des Landes. Man möchte von dieser Seite dem Staat gar zu gern in eine Maschine, die wohlgebit ruhig fortarbeitet, verwandeln, und vergißt fortwährend, daß Menschen nicht wie Maschinen zu behandeln sind. Zwar hat die Geschichte am Anfange dieses Jahrhunderts deutlich genug erwiesen, daß diese Maschinenwirtschaft, welche in den Zeiten Joseph II. und Friedrich II. allen Herrschern als anzustrebendes Ideal galt, ein verbrochliches Ding war, daß sie bei dem ersten, kräftigen Anstoß aus allen ihren Fugen wich, theilweise auch von selbst explodirte und die Maschinenmeister unter ihren Trümmern begrub; aber dennoch spukt diese Ansicht noch in den Köpfen der Menschen als Scheinbar unausrottenes Unkraut. Die Bistregiererei, welche der Verf. an der Gegenpartei tabelt, ist bei ihm grade recht zu Hause. Indem die Regenten des 18. Jahrhunderts dieser Ansicht zu Liebe, und um die möglich größte Einheit in die Regierung zu bringen, oft und wol meistens mit dem besten Willen für das Wohl ihrer Völker, alle jene kleinern intermediären, selbständigeren Gewalt im Staate, wie Stadtgemeinden, Corporationen u. s. w., ihrer Autonomie gänzlich beraubten, haben sie dadurch unserer Ansicht nach nicht wenig zu dem Ausbruch der spätern Revolutionen und unserer jetzigen Staatsverhältnisse beigetragen. Denn die Menschen, die nichts sein wollten, als respective Handwerker, Kaufleute oder Gelehrte, die vereinigt der vormundtschaftlichen

Regierung des Staates gegenüberstehen und nichts über ihre eignen Interessen im Staate entscheiden, nicht eine Meinung darüber haben sollten, sind jetzt gleicherweise über das Ziel hinausgeschossen, indem sie verlangen, daß man ihren Repräsentanten, nicht über die sie selbst und ihren Stand oder Gewerbe betreffenden, sondern über jegliche Staatsangelegenheiten mitzusprechen und Beschlüsse zu fassen erlaube. Dieses demokratische Element, d. h. das Streben des Menschen, Theil zu nehmen an Dem, was sein Wohl und Wehe im Staate angeht; entsteht nicht, wie der Verfasser meint, nur aus einer, allen rohen Menschen noch heutzutage eignen Widersegligkeit gegen Autorität, was Ordnung heißt, und existirt nicht, wie es eine Meinung zur Sünde gibt, sondern ist in seinen Schranken ein ehrenwerthes, ein natürliches und zur vollkommenen Ausbildung des Bürgers notwendiges Princip. Man gebe nur wieder den einzelnen Kreisen des bürgerlichen Lebens einige wahre Selbständigkeit zurück, das Streben, über Alles und Jedes im Staate mitzusprechen zu wollen, wird von selbst aufhören, sobald jeder an seinem Plage in die ihm bekannten und ihn betreffenden Verhältnisse selbstthätig eingreifen kann.

Abgesehen von dieser verkehrten Ansicht des Staates, nach welcher Regierung und Regierte als zwei Massen erkönnen, von welchen die eine nur zu befehlen, die andere nur zu gehorchen hat, sind manche Bemerkungen des Verf. über die Rechte und Schwierigkeiten der Kammerverfassung, namentlich einige über Pressefreiheit und Interpellationsrecht, der Erwägung werth, wenn sie auch das innere Wesen dieser Dinge nicht scharf erfassen. Ein politischer Schriftsteller dieses Jahrhunderts, ich glaube es ist Friedrich Geng, hat irgendwo die Meinung ausgesprochen, daß in einer Zeit, die schon eine bestimmte Richtung, und zwar mit Liebe und Eifer eingeschlagen habe, es oft mehr Pflicht des politischen Schriftstellers sei, die Schwächen und Mängel dieser Richtung hervorzuheben, als das Gute, welches in ihr läge, indem das letztere bei der allgemeinen Hinneigung zu der Sache schon hinlänglich gepriesen, die erstere aber gewöhnlich außer Augen gelassen und vernachlässigt würden. Aus diesem Grunde empfehlen wir auch vorliegendes Büchlein zur Beherzigung.

21.

Notiz.

Chinesische Zeitung.

Zu Peking erscheint täglich eine Zeitung unter dem Titel „King-pao“ (der Staatsbote); aber weder der Form noch dem Inhalte nach gleicht sie den europäischen Blättern. Der oberste Reichthof des Reiches befindet sich im Innern des kaiserlichen Palastes von Peking. Jeden Tag werden ausführliche Auszüge aus den kaiserlichen Beschlüssen und Verfügungen auf einem Brete in einem der Höfe des Palastes angelegt. Die Sammlungen dieser Auszüge bilden die Annalen des Reiches, und aus diesen werden späterhin die Materialen der chinesischen Geschichte geschöpft. Sämmtliche Verwaltungsbehörden zu Peking haben Befehl, diese Auszüge abzuschreiben zu lassen. Die Statthalter in den Provinzen erhalten sie durch ihre tsi-tschan oder Postboten, welche sie eigens zu diesem Zwecke zu Peking unterhalten. Damit aber sämtliche Clamowner von China einen Begriff von dem Gange der öffentlichen Angelegenheiten erhalten, werden diese Auszüge buchmäßig abgedruckt, und dies ist der „Staatsbote“. Die Berichte der vornehmsten Staatsbeamten über wichtigere Angelegenheiten, die Beförderungen, Absetzungen, Strafen gelangen auf diese Art zur Kenntniß des Publikums. Oft finden sich darin sehr interessante Notizen über merkwürdige Naturerscheinungen. Man kann sich alle Tage abonniren, und ist an keinen bestimmten Termin gebunden. Das Abonnement beträgt ungefähr 54 Fl. Kp. jährlich. Nur die Einwohner der Hauptstadt empfangen den „King-pao“ alle Tage in die Provinzen kann er bios mit Gelegenheit gesendet werden, die sich nicht immer darbietet.

19.

Literarische Unterhaltung.

Montag

Nr. 83.

24. März 1834.

Die Insel der Glückseligkeit. Sagenspiel in fünf Akten von D. A. Atterbom. Aus dem Schwedischen übersetzt von H. Neus. Zweite Abtheilung. (Schluß aus Nr. 82.)

Fünfte Abenteur. „Die Rückkehr“. Das Weh des Todischen, in das sich Astolf zurückgewagt, übt sein Recht an ihm; wochenlang liegt er in niedriger Hitze krank. Als er nun sein Kopf wieder befeigen hat und von der Erde scheiden will, erfüllt ihn jede Scene der Welt, die er auf immer verlassen soll, mit Behmuth; vertraulich schmiegt sich das Menschliche an sein Herz, und mit tiefer Klage sieht er der Abendandacht der Schnitter auf dem abgemähten Erntefeld zu. Aber der heilige Ton der Glocken erfüllt ihn mit innerer Angst. Er ermunthigt sich durch den Gedanken, daß er der Enge und Vergänglichkeit des Menschenlebens zu entfliehen im Begriff ist, und denkt mit heißer Sehnsucht Felicia's. Auf dem Ritte über unwegsames Steingerölle und durch Gestrüpp verliert er ihre schützende Locke; aber er tröstet sich über den Verlust, denn bald wird sie selbst ihn umfassen. Auf schroffem Meeresstrande spornet er sein Ross, damit es die Schwinger zu schnellerm Fluge entfalte. Da erwidert eine klagende Gersifstimmte; vergebens warnt ihn die schwere Angst des Rosses; mitleidig folgt er der täuschenden Klage und steigt ab, dem Armen zu helfen. Da entfliehet das Ross in mächtiger Hast zur Insel, und mit erbarmungslosem Hohne erhebt sich Saturn vor Astolf und entseilt ihn mit dem eifigen Hauche seines Athems. Trauernd trägt Zephyr die Leiche über das mondbelegte Meer nach dem Eiland.

Vergebens sucht Felicia den Geliebten aus dem Todeschlaf zu erwecken. In tiefem Gramme nimmt sie Abschied von ihrem Dienerinnen, den Künsten, sie entseilet sie zur Erde, dort den Trauer von ewiger Schönheit, von Liebe und Glück zu beleben und das irdische Geschlecht mit mildem Grusse aus der seligen Heimat zu beglücken. Sie selbst will, abgeschieden von der Sonne ihres Elandes, ihre Trauer in dem Grabgewölbe Astolf's verbergen, immerdar in das Anschauen seiner Mumie versenkt.

Ein Erdbeben verwüthet die Insel; Felicia's Gefährtinnen fliehen. Auf den Flammen des Palastes erscheint triumphirend Saturn, Frohlockend über die Bestürzung mahnt sich der Reich, auch das Gedächtniß des verheereten

Eilands zu vertreten. Aber ewig soll sein Name, lockend und warnend, im Schein der Sage glänzen, und vor Saturn, dem ersten Diener strenger Mächte, muß das Gespenst entfliehen. Unterirdische Elementorgelien beghnzen ihren Reigen; doch von der hehren Nyx Erscheinung zurückgeschreckt, müssen sie den Schmerz der schönen Tochter verstummend ehren.

Nyx breitet die milde Klarheit ihres Sternemantels aus und tritt zu der verschlossenen Jugendquelle.

Berschossen ward der Jugendbrunnen hier — nicht dort! Zur Wohnung droben, zu der Heimat Flur empor, Dahin nur sollt' Akratis heben ihren Blick! Denn dort hat seinen Ursprung nur das Leben, was Der Engel, Menschen und Dämonen Braut durchglüht; Und dahin will's zurück, sobald sein Ursprung sich Bekräftigt; das geschieht in diesem Opferbrand, Des Abtlichs man mit dem Muth tragen muß, mit dem Des Hindus Gattin springet in das Flammengrab, Aus dem das Paar, beschwingt von Flammen, dann entsteigt Zum Licht in zweier Strahlen umgeborenem Glanz.

Ein Mächt'ger Gast ist in dem Staub das Ewig; Und selbst aus dem geschloss'nen Arm entfliehet es dir; Doch gibt der Liebe keine Tren' die Mitterkraft, Das wieder zu erobern, was sie hat geteilt, Und in viel wahrerem Umgang zu besitzen es, Als da ein Abbild der Gestalt, ein Nebelkleid Sich nach um den beweineten Lieblich legte schwer. Als Schatten, als gefährter Dunst nur hat sich hier Das Höchste der Genussucht deines Sinns gefeilt; Erhebe drum dein Auge zu der Seherin, Die deine Mutter, heißes Sehnen! schöner Traum! Die in dich aller Wahrheit Inhalt eingeschleht! Wann sie des Todes haarer Spindel sich bedient, Kann sie dafür, verhandelt du die des Lebens falk? — Erkenn' es, beide gehn von einer Mutter Mund!

In wachsender Entfernung hallt der Klagefang der Künste, die aus dem hellen Paradiese in die trüben Schatten des Irdischen, das sie mit beengendem Dampfe umfängt, verbannt sind. Aus dem Grabgewölbe tönt die Klage ihrer schönen Königin. Aber mit Worten und Gedanken zieht sie die Mutter zum Mittelpunkte ihres Lauberkreises.

Du mußt in ihn eintreten, um mich wiederum Einmal zu sehen in ursprünglicher Gestalt. Du denkst dann der ersten Jugendzeit vielleicht Und ahnest, wo und wie man sie zurückgewant. Ertrane Theophrasta, die an ihres Bruch Dich dring; und sey, daß sie wie ehmal' jetzt auch noch, Dich rufen will zu ihres Gottanschauens Noth!

Felicia naht mit wankendem Schritt. Na dem dunkelsten Himmel strahlt ein Sternenkreuz, an dessen Fuße Theopanta auf einem Wolkenthronen sitzt; vor ihr kniet Thanatos; ein Kind spielt auf ihrem Schooße mit einer Sternennille und winkt damit Felicien. Abtend sinkt Felicia nieder, während die Sterne ihren Chorgesang tönen und Thanatos' Fackel sich an der Lüle des Kindes entzündet und im Osten die Morgenröthe emporruft.

Kaum ist es uns gelungen, die Umrisse dieser schönen Dichtung nachzuschatten; die reiche, glänzende Poesie, die alle Theile derselben durchbringt, versagt sich trockenem Berichte. Ja, fast allzu reich erscheint uns diese Poesie, indem lange Betrachtungen und Schilderungen, deren Werth wir lebhaft empfinden, hier und da unsern Blick von dem Mittelpunkte der Dichtung allzu weit entfernen, und ihre Mannichfaltigkeit uns des Gedankens, dessen Einheit das Ganze bedingt, vergessen läßt, sodaß der Dichter in dem lebendigen Bedürfnis, das allegorisch Schattenhafte mit farbiger Poesie zu erhellern, nicht immer dem rechten Ebenmaße treu geblieben zu sein scheint. So ist Felicien durch die reiche Darstellung ihres Ständes ein Hintergrund gegeben, aus dem sich ihre Gestalt, wie wir glauben, noch entschiedener hervorheben sollte.

Ein zweites Bedenken hegen wir gegen die Weise, in welcher Astolf's Geschick mehr beendet als gelöst wird. Wenn wir früher vernehmen, das Heimweh, das ihn nach seinem Vaterlande drängt, werde ihn auf den Weg nach jener Heimat führen, zu der Astralis durch das Leid der Entfugung zurückkehren soll; so sehen wir später diese Verkündigung nur äußerlich durch Astolf's Tod in Erfüllung gehen. Astolf glaubt, daß er durch den Versuch, sein Volk aus dem Unheil, welches auf ihm lastet, zu retten, seiner Pflicht genügt habe, und wendet sich mit aller Eile der Liebe wieder nach Felicien hin, eilend, auf ihrer Insel eine seltsame Vergessenheit des schwülen Erdens Lebens zu trinken, das dennoch Wunden um sein Herz schlingt. In diesen Zwiespalt seines Gemüths dringt kein Strahl jener Welt, in der ihn gereinigt und verklärt Astralis wiederfinden soll; ohne die Andeutung einer Versöhnung wird er von Saturn hinweggerafft, und während ihm die ganze Dichtung hindurch eine Bedeutung gegeben ist, die der Concentration unserer Betrachtung auf Felicia, in deren Loos sich der Grundgedanke des Ganzen ausdrückt, fast nachtheilig erscheint, wird er zuletzt beseitigt, ohne daß in seiner Reue und Sehnsucht irgend eine Bürgschaft höherer Vollendung liegt.

Doch schwinden diese und andere Bedenken vor dem Eindrucke des gesammten Gedichts, in welchem sich ein reines Gemüth voll herrlicher Poesie offenbart, und das einen großen Reichthum tiefer Gedanken enthält. Durch die Einführung dieses Werks in Deutschland hat sich der Uebersetzer ein Verdienst erworben, welches wir dankbar anerkennen. Den treuen Fleiß, welchen er der schwierigen Arbeit gewidmet, haben wir schon früher gerühmt; auch ist seiner Bestrebungen sehr Vieles in hohem Grade gelungen. In einzelnen Stellen, deren Zahl wir geringere wünscheten, zumal in Iyrischen, vermiffen wir die leichte

Beweglichkeit der Rede, die rein Empfundenes rein und klar ausspricht.

Müssen wir nun diesem Gedichte, als dem Erzeugnisse eines tiefen und poetischen Geistes nicht geringe Bedeutung zugesprechen, so wird es uns auch noch in anderer Beziehung anregen. Die Beschäftigung mit ausländischer Literatur geht zunächst aus dem Verlangen hervor, die gewohnten heimischen Kreise zu überschreiten, durch die Anschauung fremder Eigenthümlichkeit den Blick zu erweitern und neue Bilder aufzunehmen. Wie aber ein Reisender seine Heimat in sich weiterträgt und neben der Lust am Neuen und Unbekannten die Erinnerung vertraulicher Gewohnheit ihn begleitet, sodaß er sich wenig erregt fühlt, wenn ihm in der Fremde eine Erscheinung begegnet, die ihn an heimische Zustände mahnt, so fühlen wir uns lebhaft angezogen, wenn uns aus fremden Lande ein Werk entgegentritt, welches den Richtungen und Weisen, in denen sich unsere eigne Literatur entwickelt hat, unverkennbar verwandt, ja angehörig ist. Als ein solches Werk erweist sich die „Insel der Glückseligkeit“. Der Dichter, vertraut mit dem Sange und der Erregungskraft der deutschen Poesie und ergriffen von den Bestrebungen, die in Deutschland zu Ende des vorigen Jahrhunderts todte Formen zu durchbrechen und der Poesie mit dädalischer Kunst die Glieder zu lebendiger Beweglichkeit zu lösen begannen, nimmt bekanntlich unter denen eine der ersten Stellen ein, welche diesen Kampf nach Schweden verpflanzen und die schwedische Literatur aus derselben Quelle tränken, aus deren Ueße in Deutschland geschöpft wurde. Zu dieser Quelle drangen freilich in Deutschland auch Ueberufene in blinder Hast hinzu, und sie wurde oftmals getrübt wie ein Brunnen der Wüste von durstigen Kameelen; sie hat aber ihre Tugend und Kraft bewahrt, die Gesilde erfrischt und befruchtet, edle Saaten sind aufgegangen, und selbst die Polernil, die neuerlich eine enge Befangenheit, die sich hoch und frei dünkt, dagegen gerichtet hat, kann die Einwirkung der Bestrebungen nicht verleugnen, die sie lächerlich machen will, und der sie doch, wie man bald erkennt, grade verdankt, was ihr irgend Wahres zum Grunde liegen mag. In den Kreis der deutschen romantischen Poesien tritt nun dieses Werk des schwedischen Dichters als ein gleichartiges, aus gleicher Geistesstimmung hervorgegangenes, in gleicher Richtung sich bewegendes. Mag aber auch die Einwirkung der deutschen Literatur selbst im Einzelnen erkennbar sein, so würden wir doch mit großem Unrecht dieses Gedicht als das Werk eines Nachahmers bezeichnen. Vielmehr zeigt es sich aufs Neue, wie jene Bestrebungen, die recht eigentlich aus der innersten Individualität des deutschen Volkes hervorgingen, Stammgenossen und Sprachverwandte in den Kreis ihrer Wirksamkeit hiningezogen haben, sodaß dieses Werk wie ähnliche der scandinavischen Literatur als eine organische Entwicklung gleicher Eigenthümlichkeit unter benachbarten Bedingungen anzuerkennen ist, während wie anderwärts ein äußerliches Auffassen und Nachahmen der deutschen Poesie erblickt. Mit großer Regsamkeit wird in unserer Zeit

das sie gesorgt, die geistigen Werke der einzelnen Völker weitlich zu verbreiten und durch Uebersetzungen und Nachbahrungen über die ursprünglichen Grenzen, welche die Sprache ihnen gesetzt hat, nach allen Seiten hinauszuführen. Dieses Eifers freuen wir uns mit Recht, da die Freigabe Theilnahme an fremder Geistesbätigkeit manichfaltige Anregung gewährt, vielseitig bildet und durch den Zufluss neuer Quellen die Versumpfung der eignen Literatur abwehrt. Bringt uns aber jene vermittelnde Thätigkeit ein Werk näher, das sich zu dem Reichthum unseres Besizes sogleich einträchtig fügt, so dürfen wir davon einen Erfolg anderer Art hoffen. Wir sind zwar der Ueberzeugung, daß die Sonne der Poesie über alle Länder leuchtet, und daß ihr reiner Thau überall niederfällt, wo nicht böse Nachteisen ihre gespenstigen Kelgen gekantet haben; doch erweckt die Sonne und erfrischt der Thau in verschiedenen Gegenden verschiedene Gewächse der Erde, deshalb wir, allem abflachenden Gleichmachen feind, es für einen bedeutenden Gewinn halten, wenn durch ein fremdes und doch anverwandtes Werk das Bewußtsein eigenthümlicher geistiger Art, welche die Genossen gleichen Sprachstammes zur Gemeinschaft vereinigt, in uns belebt wird. Auf dem Grunde dieses heimatischen Gefühls nationaler Eigenthümlichkeit, das seit uralten Zeiten vieles Geheimnißvolle in sich faßt, beruht die echte Liebe zum Vaterlande; daß es rege erhalten werde, ist in einer Zeit, die, aller Beschränkung spottend, nivellirender Verallgemeinerung zustrebt, besonders wünschenswerth. 45.

Ausflug über Konstantinopel nach Laurien im Sommer 1831. Von Sam. Brunner. St. Gallen, Huber- und Comp. 1843. Gr. 8. 2 Thlr. 16 Gr.

In der Vorrede dankt der Verf. den ihm unbekanntem Rezensenten, die seine „Ausflüge nach Eboa, Sicilien und Malta“ wohlwollend angezeigt haben. Da sich Ref. auch unter diesen zu befinden glaubt, so bekennt er sich gleich von vorn herein etwas bescheiden, und muß um so strenger auf seiner Hut sein. Dr. Br. hat sich auch noch anderwärts als kenntnißreich, zumal in der Botanik, gezeigt, man kann daher aus diesem Buche manchen befruchtenden Genuß erwarten; leider wird er nur hier und da getrübt durch unreinen Styl voll arger Provinzialismen (und dabei spottet er noch über Andreas Hofers Dialekt) und einem Gang zur Unzufriedenheit, wo der Verf. wol eher den Lesern etwas anhängen mag und ohne Rath zant und freitet. So sagt er S. 120: „ich verlor der bloßen Fest- oder vielmehr Lumpstage wegen 3 mal 24 Stunden“. „Gallisch“ für gallig, „zuwerden“ ft. werden, „Abnugung“ ft. Benutzung, „Verwundbarkeit“ ft. Verhältniß, „derjenige“ ft. der, „berühmte Geschäfte“ (1.) u. s. f. Ideen faßt auf jeder Seite, und die vielen ausgeschnittenen umgedruckten Blätter deuten auf bße Zunge. In dieser Vermuthung bestätigt uns wenigstens das Raisonnieren über „alten östreichischen Sauerteig“ und ein Gespräch mit dem Garteninspector der Treibhäuser zu Schönbrunn, zu welchem er kommt, um eine in Sicht stehende seltene Palme abzugeben.

Garteninspector: Wer sind's denn? Sind's Mosler? **Naturforscher?**

Ich: Naturforscher.

Garteninspector: Was vor'm Landmann?

Ich: Ich bin eben nicht Vieles zur Sache, wenn ich sage, ich sei Naturforscher.

Garteninspector: Krall' thut's, 's kann Jed's so verkaufen. Hierüber erheuert sich der Dr. Doctor fürchterlich, und doch möchten wir alle unsere Leser fragen, wer schlug hier zuerst aus? abgesehen noch, ob auch Alles so diplomatisch genau berichtet ist. Ueberhaupt leidet der Verf. an der lächerlichen Geheimnisthurei mancher Reisenden; auch in diesem Buch ist der Zweck der großen Reise nirgend angegeben. Man weiß nicht, ob es eine botanische, eine medicinische, oder eine in Aufträgen unternommene sei; in keiner Hinsicht tritt ein reines Resultat hervor.

Dr. B. verläßt am 11. April Bern, raisonnirt über das östere Umpacken der Postwagen und verweilt zuerst in Schaffhausen, wo er jedoch des „abgedroschenen, wiewol immer schönen Ahrinfallens“ nicht gedenken will. In München bleibt er zwei Tage und spricht über die Anstalten. Hier kommt das erste ausgeschnittene Blatt (S. 11., 12) vor; ehrlich genug erzählt er auf dem eingeschalteten: „die ungemein große Geselligkeit, mit welcher der Herr Oberbibliothekar und die seltensten Stücke (der Manuscriptensammlung) zeigte und erdauterte, ging an meiner Unwissenheit rein verloren. In dem ich mich feulte, als bewunderte ich, stand ich zugleich die peinlichste Langeweile aus u. s. w.“ — Wien erregte des Verf. Erkennen über die Veränderungen, welche seit den achtzehn Jahren, seit er es nicht gesehen, mit dieser alterthümlichen und doch so prunkvollen Residenz vorgegangen. Er spricht auch mit Zufriedenheit von der Aufnahme bei den Gelehrten und von dem treuherzigen Charakter der Bewohner und theilt viel Rühmliches von den dortigen Anstalten und Sammlungen mit. Er wollte eben von da zu Lande weiter, in die Krimm, als der Dwerntische Streifzug ihm den Weg unsicher machte. Nach langem Schwanken folgte er dem Rathe verständiger Männer, nach Triest und von da zu Schiffe nach Konstantinopel zu gehen. Das Schiff war dort zwar bald gefunden; allein nun gehen die Klagen über grobe Schiffspatrone, „Kochseelen“, wie er sie nennt, und egoistische Nitreisende von Neuem los. Untermwegs trifft ihn noch Gefahr von griechischen Seeräubern, und bei den Darbanellen die, von einem Pestschiff angesteckt zu werden.

Konstantinopel ist recht gut geschütert, obgleich nicht sehr erfreulich. Die Türken sollen jetzt sehr viel von ihrem Frankenhaf abgelegt und selbst unsere Kleidung mehr liebgewonnen haben. Auch das Weintrinken fängt an, unter ihnen häufiger zu werden. Nach ein paar Wochen Aufenthalt setzt sich der Verf. auf ein russisches Dampfschiff oder Pyroscaph, um nach Dbeffa, zu neuen Qualen, zumal der roh gehandhabten Quarcantaine, zu fesseln; denn unglücklichweise wird er, da er keine Empfehlungen aufweisen kann, mit einer Masse schmutziger Juden in ein und dasselbe Loch gesteckt, und es vergehen zwei Tage, ehe die Räucherungsoperation auch bis an sie kommt. Da setzt er endlich ein Klageschreiben an den Gouverneur, Graf Papien auf, welches seine Wirkung nicht verfehlt. Auch von Dbeffa wird ein schlimmes Bild entworfen, „eine Stadt, welche nie die melnige heißen kann“. Was nun eigentlich der Verf. hier gemollt, erfährt Niemand, nur Berzechnisse gesammelter Pflanzen sind jedem Capitel angehängt, davon aber die wenigsten unter die seltenen und insofern interessanten gebören. Unter allen Karten der Krimm soll nur eine bei Schropp in Berlin, nach einer russischen verfertigt, gut sein, alle andern mehr oder minder nichts taugen. Der Verf. unternimmt verschiedene Ausflüge nach Sympheropol u. s. w. Da er aber, wie es scheint, keine große Sorgfalt auf seine Garderobe verwendet hat, so ist Empfang und Aufnahme bei den Russen hier und da ungleich und gibt zu neuen Herzergreifungen Anlaß. Aber auch außerdem scheint dieses Land nicht beneidenswerth. „Zwar ist“, sagt der Verf., „Gastfreundschaft auch beim Tataren heilige Pflicht; leider aber vermag sie, obgleich in ihrer ganzen Ausdehnung und mit der größten Bereitwilligkeit erfüllt, nicht, dem verübten Europäer alle Bequemlichkeiten zu verschaffen. Die saure Milch, das nur in heißer Asche gedackene dießwerns Schwachbrot, der ohne Unterlage auf der bloßen Erde zum Es-

ger ausgebreitete Teppich (wofür es nicht vergolbt wird, auf welchem Divan angetheilt seine Glieder auszustrecken), der dreierlei schwarze Kaffee, womit der Erwachende bewillkommt wird, begleitet von Birnmaut, welches sich die Tataren selbst besorgen: dies alles sind die Angelegenheiten der Gassfreundschaft, woran man sich vorher zu gewöhnen hat, um diese in ihrer ganzen Ausdehnung würdigen zu können". Koch ist der alte Stamm der ehemaligen Khane nicht erloschen. Ein Speri, dessen Vater nach der russischen Besiznahme auswanderte, im Kaukasus geboren und erzogen, jetzt ein Christ, lebt mit seiner Gattin, einer sanften gebildeten Schottin, und drei blühenden Kindern in Sympheropol Hill und ruhig als Privatmann von seiner russischen Kronpension. Er widmet sich dem evangelischen Missionsgeschäfte. Der Verf. sprach ihn. Interessant sind die Beschreibungen der Gartenanlagen des Grafen Borosdin, ehemaligen Gouverneurs, und des Hauptmanns Hartwich, Directors des Krongardens von Khlita. Es war aber viel Noth dabei zu überwinden gewesen. Fast alle aus Frankreich verschriebenen Bäume und Sträucher waren auf dem Transport und durch die Quarantaine zu Odrissa zu Grunde gegangen, wie man denn dort auch einen englischen Chronometer in Essig gelegt hatte, um ihn vom etwaigen Pestkoff zu reinigen. Dazu kommt die Gefährlichkeit der Tataren bei der Cultur der Pflanzen, und das rauhe Küstnklima, in welchem fast alles verkrüppelt. Doch gibt es einzelne treffliche, ja seltene Obstsorten dastelbst. Dagegen wird Klupla mit seinem milden Klima und seinen Drangenhäusern vom Verf. zu einem Paradies erhoben. Ueberhaupt ist der Orient kälter als das Abendland, und diese Segenden wegen Mangel an Schnee vom Norden her noch mehr den Wintern preisgegeben. Sie erreichen daher noch nicht einmal die mittlere Temperatur Turins, und nun behaupten vollends noch die Tataren, und selbst Pallas bestätigt es, die Krimm sei seit der Herrschaft der Russen bedeutend kälter geworden! Die Rückreise geht über Lemberg, Wien und Lirci und ist gleichfalls durch die Erzählung mancher Reiseabenteuer recht unterhaltend. 47.

Miscellen.

So lange Thomas Morus Lordkanzler von England war, konnte er sich dem Kreise seiner Familie nicht ganz entziehen. Gewöhnlich besuchte er jeden Morgen mit den Seinigen zu Chelsea, ihrem Landaufenthalte bei London, die Kirche; und weil er sich dann unmitttelbar nach der Messe in die Hauptstadt zu seinen anstrengenden Amtsgeschäften begab, so pflegte immer einer seiner Diener dem Betstuhle der Frau Kanzlerin sich zu nähern und ihr zu melden: „Der Herr Kanzler habe sich entfernt“. Morus blieb nur wenige Jahre auf dem ebenso gefürchteten als glänzenden Posten. Seine Abdanfung erfolgt ohne Mitwissen der Familie. Des andern Morgens aber ging, wie sonst der Diener, Morus selbst an den Betstuhle seiner Gattin und stärkte ihr zu nicht geringem Aufsehen der auf die weltliche Ehre stolzen Frau ins Ohr: „My lady, der Herr Kanzler ist fort“.

Morus hatte durch seinen Austritt aus dem königlichen Dienste sein großes Einkommen von 400 Pfund verloren und war mit seinen Kindern und deren Familien, welche bisher alle bei ihm gelebt hatten, auf die dürftigen Revenuen seiner Länder — etwa 100 Pfund beschränkt. Er versammelte nun sein Haus um sich her und hielt folgende Rede an sie, die von seiner Liebe wie von seinem Betstand und seiner ewig murrigen Laune zeugt:

„Ich bin zu Oxford, zu New-Yon, zu Eincolns-Yon und endlich am königlichen Hofe aufgezogen und ernährt worden und von der untersten Stufe bis zur höchsten hinaufgestiegen.

Daranach ist mir an lässlichen Einkünften gegenwärtig wenig mehr übrig als 100 Pfund, jedoch nun, wofür mir am besten beisammenbleiben, und wie dardem gefaltet lassen müssen, alle miteinander zum Lebensunterhalte beizukneuern. Mein Koch aber ist, bei unsern Einschränkungen nicht gleich anfänglich zu der niedersten Kost und zu bequemen. Wir wollen deshalb nicht bis zur erforderlichen Kost hinabsteigen, noch ja der von New-Yon, sondern vielmehr mit der Lebensart von Eincolns-Yon beginnen, wobei manche recht achtungswürdige Leute von guten Jahren sich sehr wohl befinden. Sind wir außer Stand, auf diese Weise das erste Jahr auszuhalten, so laßt uns das nächste um eine Stufe tiefer zur New-Yon Kost und begeben, und wenn auch diese weitere Noth übersteigt, so wollen wir im darauffolgenden Jahre zur erforderlichen Kost heruntersinken. Reichen unsere Mittel auch da nicht hin zum Unterhalt, alsdann mögen wir mit Sod und Pack zusammen betteln gehen und auf frommer Leute Wohlthun hoffen. Wenn wir auch vor den Thüren des Salvo Regiam Angen, so können wir doch beisammenbleiben und miteinander frohlich sein“.

Einer von Heinrich VIII. und der Kana Bolyn Pfingsten, welcher sich zu Morus' Freunden gezählt hatte, als dieser die höchste Gunst seines Königs besaß, wurde kalt und zurückhaltend gleich so vielen Andern, als Heinrich dem Kanzler die erborene Entlassung ertheilte und noch dazu auf den Thron seinen lebensschäftlichen Eizimm geworfen hatte. Er sagte zu Morus nach der damaligen Sitte der Gebildeten und Barmhertigen, sich der lateinischen Sprache auch für den Umgang zu bedienen, mit frecher Stirn: „Honores mutant mores“ (Ehrenstellen ändern das Betragen), worauf jener schnell erwiderte: „So ist es in der That; aber mores bedeutet im Englischen Manier, nicht More“.

Gelio Secundo Curione, auch Curio genannt, 1503 zu Turin geboren, einer der ausgeklärtesten Geister des 16. Jahrhunderts, war wegen seiner Theilnahme an den reformatorischen Bewegungen der damaligen Zeit verfolgt, in einem Dache in Savoyen ergrißen und gebunden nach Turin gebracht worden. Man führte ihn, um jedem Versuche zu seiner Befreiung zuvorzukommen, in ein inneres Gefängnis, wo seine Füße in den Block gesponnt wurden. In dieser Lage erkannte er sich ein Mittel zur Entweichung. Die Füße waren ihm bald durch das Einwirkeln geschwollen; er überredete daher seinen Kerkermeister, ihm den rechten Fuß einen oder zwei Tage frei zu lassen. Mit Hilfe seiner Schuhe, eines Stockes und einiger andern ihm liegenden Lumpen, machte er sich aus ein künstliches Bein, das er so an sein rechtes Knie zu befestigen wußte, daß er es mit Leichtigkeit bewegen konnte. Er bat hierauf, ihm seinen andern Fuß freizulassen; das künstliche Bein wurde in den Block gesetzt und der linke Fuß losgemacht. Nachdem er sich so in Freiheit sah, öffnete er bei nächstlicher Wache die Thüre seines Zimmers, suchte im Dunkeln den Weg durch die Gänge, brang aus einem Fenster, und nachdem er die Mauern seines Gefängnisses nicht ohne Schwierigkeit erstiegen hatte, entkam er nach Italien. Da er vor seiner Entweichung das künstliche Bein aus dem Dache genommen und in Stücke zerissen hatte, so wußten sich seine Verfolger seine Flucht nicht zu erklären. Er kreuzte demnach das Gerücht aus, daß er solche durch Beobachtungen bewerkstelligt habe. Curio gab hierauf die Erzählung des ganzen Vorganges in einem Dialoge heraus, der mit eingestreuten launigen Bemerkungen über den Zustand der Religion und Kirche seiner Zeit gewürzt war:

Die Domherren der Kirche zur heiligen Kapelle in Wien hatten ehemals das Recht, die Herzoginnen von Burgund, wenn diese das erste Mal in ihre Kirche kamen, auf die Wangen zu küssen und dann sich beim vorzüglichsten Mahle zu versammeln. 77.

Reisebeschreibungen.

1. Reise durch das obere und mittlere Italien, in den Monaten März, April und Mai des Jahres 1832 von dem Grafen M. von Moltke. Hamburg, Perthes und Besser. 1833. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.
2. Wanderungen durch Italien, Frankreich und England. Mit besonderer Hinsicht auf Kunst, Natur und Volksleben. Von M***. Erstes und zweites Bändchen. Mit fünf Abbildungen. Queblindurg, Basse. 1832—33. 8. 3 Thlr.
3. Tirol und ein Blick auf Baiern von H. D. Inglis Aus dem Englischen übersetzt von A. Kaiser. Zwei Theile. Leipzig, Weidmann'sche Buchhandlung. 1833. Gr. 12. 2 Thlr. 12 Gr.

Italien ward sonst von jedem Kaiser bekrigt, jetzt wird es von jedem Reisenden beschrieben: ein verführerisches Land. Aber so anziehend das Land ist, so täuschend sind die meisten Reisebeschreibungen. Es ist gewiß nicht leicht, eine uninteressante Reise interessante zu beschreiben, und wenn auch das Land und seine Einwohner noch so schön sind, leider wird dadurch die bloße Durchreise in diesen Formeln: ich fuhr, ich sah den Palast, das Gemälde, den belvedereischen Apollon, einen Rafael, einen Guido Reni u. s. w., nicht anziehend. Der Grund des Ungelesens, womit uns dennoch die Sündflut der italienischen Reisebeschreibungen heimsucht, ist natürlich das alte Sprichwort: wovon das Herz voll ist, davon geht der Mund über, ohne daß in diesem Falle die Betrachtung angefleht wird, wie unendlich es ist, alle jene Anschauungen anders als durch sich selbst zu geben; und so behalten bey uns die Herzen das Geschaute im Herzen, und wir haben eine wahre Abgese von abstrahirten Lebensarten im Buche. Hat man nun aber vollends selber geschaut, so bildet natürlich nur eine geistreiche und ungewöhnliche Auffassung des Bekannten noch verlockend; aber wo ist die in Reisebeschreibungen zu haben, in denen es in der Regel heißt: ich kam, sah und sprach? Es bleibt indeß eine Art der Reise übrig, die hinreichend beschrieben werden könnte, nämlich die abenteuerliche, zu welcher Gattung ich trotz Porck's artiger Entstellung seine vortreffliche empfindsame Reise mitrechen würde. Auf diese Weise wird Alles Leben und Organtheit und das Nationalleben ohne

große Mühe grade so lebendig dargestellt, als es sich nur immer selber präsentiren kann, ja vielleicht besser, denn wie vielen stumpfsichtigen Augen ließe sich über charaktéristische Vorfälle der Staatsstiche? Es ist übrigens nur zu bedenken, daß alle Bedeutung der Begebenheiten nicht ohne Weiteres an ihnen hängt wie der Eimer am Mannensseil, sondern hinzugelegt wird. Man erinnere sich hierbei etwa Dorer, welche nicht gefornen sind, z. B. am der französischen Revolution das Allernothwendigste, nämlich ihre Entstehung und Thatsache als eine notwendige anzuerkennen, indem sie ihre Bedeutung in das Gelingen eines spißbüßischen Anschlags etlicher Taugenichtse setzen, oder man erinnere sich jener unterhaltenden Gesellschaften, die man keinen Abend antrifft, ohne daß ihnen des Tages über etwas Drolliges begegnet wäre; oft hört man von ihnen sagen: was doch der Mann für ein Stück mit lustigen Zufällen hat! während der Schall es recht wohl weiß, daß dem Andern nur seine Brille fehlet, um sich ebenso zu ergötzen wie er. Also Porck und seines Gleichen für immer! sei es mit der hellen oder mit der trüben Brille, und was sie uns dann wieder sagen und zeigen wollen, sei willkommen! Aber wie kommen wir hiermit auf unsere drei Autoren? Der Engländer, Hr. Inglis, ist bei seinem Bandmann nicht ohne Nutzen in die Lehre gegangen, denn er hat von ihm gelernt, was interessiren kann, und das ist ein Blick in die Nationalität des fremden Landes, eröffnet durch dahin einschlagende Begebenheiten, die er bei seinen Fußreisen gemächlich aufstischt; die Deutschen dagegen, sowohl Graf Moltke als der ungenannte Verfasser von Nr. 2, reden alle beide nach der gewöhnlichen Weise ins Blaue hinein, ohne irgend etwas zu veranschaulichen. Solche Reisebeschreibungen sind Stoffen, zu welchen der eigentliche Text: die Reise als ein Besondere mit ihren besondern Begebenheiten, fehlt. Der Ungenannte hat sogar den Auszug von satirischer und witziger Schreibart, der jetzt epidemisch wird — nicht abgelassen, aber er ist doch nicht so anziehend wie der Engländer, der zwei Vorträge hat, nämlich er weiß, was er der Natur der Sache nach zu beschreiben und anschaulich zu machen hat, und dann, für wen er dies thut, und was sein Publikum schon weiß, was nicht. Alles, was dahin gehört, trägt er höchst einfach und nach vor, z. B. fast bei jeder Stadt den Marktpreis und den Miethpreis der Spa-

fer, denn seine Landsteute interessiren sich dafür, sie wollen bloßwollen eine Zeit lang auf dem Continent wohnen und sparen. Im Einzelnen verdient noch angemerkt zu werden:

1. Die Reise des Grafen Nolcke entfaltet sich in einer äußerst anspruchslosen Gemächlichkeit, gleich die Vorrede verheißt zuerst gar nichts Neues und verspricht sich nur dadurch Theilnahme, daß einige Receptivität für das Gesehene durch die Stimmung beurkundet wurde, in der das Buch geschrieben; sodann kommt der Vorredner vom Hundertsten aufs Tausendste wiederum, ohne das Geringste vorzubringen, was dahin gehört, oder nur irgend neu und interessant wäre. Die Vorrede ist ein sehr auffälliges Muster von ungehöriger Redseligkeit. Die Reisebeschreibung selbst befaßt sich fast nur mit todtten Gegenständen und zwar den schon tausendfältig beschriebenen, von den Menschen hört man nichts. Der Verf. ist offenbar in dem Lande nicht ordentlich warm geworden. Wunderlich muß einem Kundigen die Beschränkung des Lobes der Straßensicherheit erscheinen, wobei Rom und Neapel ausgenommen werden, während man in Rom Neapel, in Neapel Rom und wieder in Rom Oberitalien als unsicher verschreit, meistens theils aus Speculation, oft aber auch aus der albernen Kenglichkeit, womit sich die Italiener selber in den Wanditenruf gebracht haben. Sie fürchten sich Alle miteinander, und da ist es immer natürlich, daß als furchtbar nichts übrig bleibt als der Popanz, den immer eine Provinz der andern zuschiebt. Die Sachbeschreibungen fangen schon in München an, man findet bei der Gelegenheit ein förmliches Galerieverzeichnis. Darauf beim Eintritt in Italien waltet ein begeistertes Vorurtheil ob, wird aber getäuscht, denn der Uebergang ist weniger grell, als zu erwarten war, und erst beim mailänder Dom macht sich die lange verhaltene Entzückung Luft, unsers Erachtens nach zu früh, denn wir finden den ganzen Dom höchst confuse und abenteuerlich, was auch jeder Unbefangene aus des Verf. eigener Geschichte von der Entstehung dieses gothisch und wieder nicht gothisch sein soltenden Baues herauslesen kann. Beim Grafen Sommariva am Comersee hat der Verf. ein Basrelief von Thorwaldsen gesehen; aber warum rühret ihn dies nicht in demselben Verhältniß wie der Dom? Ist es doch eine der bedeutendsten und berühmtesten Compositionen des Künstlers: der Alexanderzug, den er entwarf, als Napoleon nach Rom kommen sollte, darauf in Gyps geformt zur Huldigung im Quirinallischen Palast anbrachte, und welchen zuerst der Graf Sommariva wirklich in Marmor von ihm ausführen ließ. In Venedig hat der Herr Graf Rasso's Stenzen nicht gehört, und doch wäre dies zweifelhaftes Vergnügen für einen Plaster bis zum Ueberdruß und so, daß alle Hunde mitheulen, in deren Nähe es kommt, zu haben gewesen. Die Betrachtungen über Raffael's Geliebte, die Fornarina, welche angeblich in der Tribuna der florentiner Galerie hängt, sind zwar voller Gefühl, aber doch insofern unstatthaft, als das Portrait eine italienische Prinzessin vorstellt und die echte Fornarina in Rom zu suchen ist. Rippenhausen in seinen Stützen der

interessanten „Vita di Raffaele“ gibt die Copie der echten Fornarina, welche beizweitem den Vorzug vor dem florentiner, schon etwas verblühten Gesicht verdient. So hat der Verf. sich allerdings mit seiner italienischen und künstlerischen Receptivität theils durch die Herausgabe der ganzen Reisebeschreibung, theils öfter im Einzelnen bis zum Komischen verirrt. Dies letztere ist am auffälligsten in Ferrara der Fall, wo er bei Ariosto's Lehrstuhl sagt: „Ich konnte nicht umhin, mich auf den Sitz des berühmten Poeten niederzulassen — wenn nur durch solche Annäherungen sich mehr gewinnen ließe als eine flüchtige Berührung!“

2. Die Reise des Ungenannten ist ein eleganter ausgefaltetes und genialer geschriebenes Buch, sonst hat es mit dem vorigen ganz die Methode, ja sogar den Kläberglauben gemein. Wenn doch nur irgend einmal ein Reisender diese italienische Empusa selbst erblickt und beschrieben, wie sie sich geberdet hätte. Hier kommt sogar der alberne Witz der Franzosen vor, Italien sei ein Paradies voller Teufel, während wir kein umgänglicheres, höflicheres und gutmüthigeres Volk kennen gelernt haben als grade die Italiener, die sich wahrhaftig dadurch, daß sie sich gut bezahlen und gut handeln lassen, nicht teuflischer betragen als die Andern, die sich ebenfalls gut bezahlen und gar nicht handeln lassen. Wenn dem Verf. in Florenz die Niobe besser gefällt als irgend etwas Anderes, so ist das vortrefflich; neu aber hätte es vielleicht werden können, wenn in irgend einer Form das Warum oder näher hier der Gegenstand dieser gewiß gerechten Entzückung bezeichnet wäre, denn es ist klar, daß der Ausdruck „trostlose Mutter“ nicht genug zutrifft; da es doch wol nur „diese trostlose Mutter“, und dann wieder diese als ein Typus, als eine ganz besonders bedeutungsvolle ist, die so hinreißt. Was ist denn nun näher die Niobe? Doch wol, was der Mythos sagt, die im mütterlichen Stolge sich überhebende heroische Frau im unmittelbaren Kampfe mit dem Zeus *ἠδονόρον* auf der andern Seite. Diese antike Idee schließt den sittlichen Vorwurf der Ueberhebung und ebenso den des Reibes in dem göttlichen Zorn aus; ich meine, weder die Ueberhebung noch der Reib gelten in dieser Anschauungsweise für Vorwürfe. Die heroische edle Natur fühlt sich besser als die göttliche selbst und strebt über sie hinaus, dies erzürnt die Gottheit in der Eifersucht auf ihre Ehre, und so entsteht ein Zweikampf, wo eine belebte Ehre blutig und ehrenhaft steigt, und ein nicht minder edles Element tragisch niedergelämpft wird. Ist nun die Niobe trostlos? Im Gegentheil, ihr Trost ist die Nothwendigkeit ihrer hochherzigen Gesinnung; aber ihr Schmerz ist unendlich, daß sie mit dieser Gesinnung nicht glücklich sein konnte. Und so geht sehr leicht die allgemeine und ewige Bedeutung dieses tief sinnigen Kunstwerks hervor. Wäre es nun aber noch nothwendig sie auszusprechen, so müßte man wieder weiter fragen nach dem Erhabenen des Tragischen, oder überhaupt nach dem Sinn des wahrhaft Tragischen, wenn das Göttliche in dem Irdischen, oder das Hochsinnige in den Beschäftigten vernichtet wird und sich nur mit der Furcht in sich selbst

und verliert; doch genug — die Liebe ist wol als „eine treffliche Mutter“, und es werden Viele wol reicher entsalzen können, als wir es überhauptchten und hier schließlich finden. Hätte der Verf. Mühe auf seine Reise zu verwenden gehabt, ohne er würde er sich in die italienische Nationalität begeben und bei seinem Talent zu schreiben auch das selbe lebendig darzustellen gewußt haben.

Dies ist es, was der Engländer, Mr. Inglis, inz besonders vorgelegt und recht wohl erzählt hat. nß das Charakteristische an dem Vater und Tiroler reisen und zu zeigen, und seine Berichte über die und Besserungsanstalt und die Glyptothek in München gleich bezeichnend und anziehend. Er ist weit und verbindet dadurch mit einem menschlichen offeßian ein vielfach gebildetes Urtheil. Höchst bemerkert sind auch seine Berichte über den Zustand derhen Bestimmung des deutschen Tirols, wobei der freil: Engländer natürlich in einer rücksichtslosen Sprache verfahren Oesterreichs aufzuzeigen weiß. Dennoch ist der durchaus nicht im Hass gegen Oesterreich befangen er z. B. sagt S. 155:

Die Tiroler, wie andere Gebirgsböller, sind der Freiheit er selbst willen zugethan. Sie sehnen sich nicht darnach, ie unter Oesterreich stehen, oder weil sie gebrückt werden. Bolke, welches sein eigener Herr sein will, ist jeder Gewerkschaft. Herrschte Frankreich, Oesterreich oder England Tirol, es würde dem einen so wenig gewogen sein als dem andern.

Dennoch aber hat Oesterreich gewiß etwas Charactes in seinem Verfahren. Wir theilen zum Schluß Besprechungen aus dem zweiten Theil S. 31 mit, welche h das Buch, die Tiroler und die Polizei in ein s Licht stellen dürfte. Es heißt daselbst:

Er erzählte mir unter Anderm, daß vor wenig Monaten sender Handelsmann nach Brunecken gekommen, der nach Aufenthalt von ein paar Wochen im Wirthshause einen Laden für allerhand Waaren eröffnet habe. Er war ein lühiger, jovialer Mann, mit dem sich leicht einig werden nd sein Geschäft ging gut. So kam der Februar heran, it ihm Hosers Todestag. Für denselben lad der Fremde, nach und nach mit vielen Personen aus der Stadt ge- bekanntgeworden war, sieben, davon zu sich ein, um ihnen bedächtniß von Hosers Märtyrertode — wie oft gesagt — ein kleines, süßes Gastmahl zu geben. Man kam zu- n, der Tisch war trefflich besetzt, es gab sogar bessern wie der rothe bogener ist, und die Zungen flugen an lshen. „Ich war auch dabei“, fuhr mein Wirth fort, mir war die Sache schon längst verdächtig vorgekommen“. eßgeber brachte das Andenken Hosers aus, und dieser lenkte das Gespräch bald auf die Sache, die er vertheil- „Zu Grunde mit Oesterreich!“ rief der Gaste, „Freiheit vol!“ Ichrie ein Anderer; jetzt aber wurde mein Verdacht as Beachmen und die Rede unsers Wirthsers beschäftigt. olles Glas mit ausgestrecktem Arme emporhaltend, stand und hob an: „Einer heiligen und ruhmvollen Sache soll erwidmet sein. Wer entschlossen ist, sich der Befreiung iterlandes vom Drucke der Fremden zu weihen, leere sein

Kein, Freunde!“ nahm ich logisch das Wort; „trinkt Angenommen, wir hätten gerechte Sache, was vermäch- r ausrichten! Glaubt mir, dem Joseph Schenk, der all ttag in Curer Mitte war, man meint es nicht gut mit

Guch!“ Darauf setzten dann Einige ihre Sichter hin; allein Drei tranken und schrien wiederholt: „Zu Grunde mit Oesterreich! Freiheit zur Tirol!“

Jetzt verließ ich die Gesellschaft, und Die, welche meinem Rathe Gehör gegeben hatten, begleiteten mich. Wenige Tage darauf gab jener Fremde, welcher sich Kallb nannte, vor, er müsse nach Trient reisen; er soll aber heute noch wiederkommen, und etwa zehn Tage nachher wurden die bei ihm zurückgebliebenen drei Personen verhaftet und nach Innsbruck gebracht. Wie ich gehört habe, transportirte man sie später nach Salzburg, und jetzt befinden sie sich ohne Zweifel auf Kallb's Anklage in den Kerker von Wien.

Wer Hrn. Inglis ganz liest, wird sich wenigstens von einer großen Unzufriedenheit der Tiroler überzeugen, eine Thatsache, die außerdem allerdings nicht in dem Maße bekannt ist.

87.

Episch-lyrische Dichtungen von Ludwig August Frankl.
Wien, Gollinger. 1834. Gr. 12. 1 Thlr. 8 Gr.

Der Verf. des interessanten „Habsburgeliedes“, in welchem derselbe uns eine Galerie seiner heimischen Fürsten lyrisch probucierte, hat hier eine Sammlung seiner anderweitigen Gedichte veranfaßt, die außer einer zahlreichen Reihe von Balladen subjectiv-epischen und Gelegenheitsgedichte enthält. Die letzten sind unbedeutend und kommen slow auch manches unter dem Subjectiv-epischen aus einer Zeit, wo der Poet seine Vorbildern zu machen pflegt, ohne jedes Erbtheil seines Denkens und Fühlens in angemessene Form zu bringen und für ein Publicum zu dichten berufen zu sein. Actuale Barbarismen, wie in dem Gedichte: „Erlebtes“, wo er ein Abenteuer, das ihm im Schauspielhause begegnet, erzählt, sollten dem Gehörspunkte des Dichters verbleiben. Man höre, abgesehen von der Dürftigkeit der ganzen Intention, nur folgende Bandalismen im Fühlen und Reden:

Drin saß ein Mädchen auf der Bank,
Recht nahe meinem Orte;
Die Wangen blaß, wie sehnsuchtsdrank —
So lust von meiner Worte.
Die schwarzen Augen braunten ihr
Herbor aus dunkeln Ringen.
Mir wollte bei dem Anblick schier
Das Herz im Leid zerspringen!
Doch als der Vorhang flog hinauf,
Da hört ich auf zu schwanken,
Die Seele horchte in mir auf
Mit saugenden Organen u. s. f. w.

Anderes gibt so viel dumpfe Unklarheit; z. B. wie verworren ist das Gedicht: „Byron am Felde“, ein Wortwurf, der jedoch auch mehre Balladenbilder trifft, daß wir uns wundern, wie der Verf. das Motto vom Grafen v. Platen:

Nach unbewußt, ob mich der Gott besete,
Zu seinem Priester ob er mich geweiht,
Halt ich die klaren Bilder meiner Seele —

diesem Theil seiner lyrischen Dichtungen hat voranstellen können. Der bei weitem tüchtigere Graf Platen hat eben den Vorzug der Bestimmtheit und Klarheit Dessen, was er will, weil ihm beim Mangel tieferer Anregung Alles die Form gilt, die allerdings das Erste und das Letzte, aber nicht das Höchste ist. Daß aber dem Poeten dieses Höchste, der Centralpunkt unerreichbar fern bleibt, wenn ihm die Diction, die zunächst allerdings bloß als die erste Formbedingung erscheint, nicht auch als Gegenstand leztlicher Berücksichtigung gilt, das zeigen Frankl's Balladen in der Mehrzahl, wie sie hier vor uns liegen. Die Intention ist oft gut, das Balladenbild gut gefaßt, allein die Ausführung edlig, scharf, kantig, und da Frankl's Eifer vorherrschend auf düstere, blutige, gespensterhafte Conflictte gerichtet ist,

Hat eine sanftere Melioration und weichere Versöhnlichkeit der Sprache oft so noth, um das an sich Harte und Widerstrebende des Stoffes gemildert zu machen, Dem vorherrschenden Typus seiner innern Tonleiter gemäß, zielt er zur Romanzenform wenig oder gar keine Neigung, obgleich eine seiner Gedichte, aber nur dies eine: „Die Geopfert“, beweist, daß er die Tonart, welche die Romange erfordert, wohl kennt:

Wo in den Orangenhainen
Kurttändchen Kässe tauschen,
Edne sah die Luft durchwallen,
Und des Springqueils Strahlen rauschen —

Dies ist der rechte Ton; aber zum fertigen romanzenartigen Gedichte kommt es doch nicht. Nordischer Balladenton mit schauerlichen Blattesenen sagen ihm mehr zu; und grade die körgen. Gedichte dieser Art, die sich zum fertigen gedungenen Bilde abschließen, möchten wir lobend herausheben. Dazu gehört vor allen: „Thürmers Nacht“ und „Biska's Tod“. Andere, wie „Der bühnende Jude“, stehen zu naht und groß da; mehr, als „Der Schmied von Macotia“, „Der letzte Rösch“ leiden an unklarer und wilder Farbenmischung, obwohl einige Strophen vollendet im Ton sind, z. B. in dem vorletzt genannten:

Todtes Schweigen, die Stille,
Fernes Hundgebell;
Durch der Wellen flüchtige Pulse
Scheint der Mond so hell u. s. f.

Was der Dichter oft für leichenhafte Anschauungen hat, ergebe folgendes Bild vom besten Himmel:

Nacht ist es. Wie die Augen einer Leiche,
Die sich im bangen Todekampf nicht schließen,
Schau'n dieh die Sterne —

Dergleichen, das als gewagt anzusehen ist, weil die Grenzlinie des Schönen schon fast überschritten erscheint, muß höchst behutsam auch im schauerlichen Balladenton gehandhabt werden. Auffallend contrastirend ist die Widmung dieser Gedichte an Jos. v. Hammer, und der Dichter spricht in dem Weihegedichte selbst darüber, daß er seine Gedichte einem Manne widme, der an den glühenden, aber weichen Farbenschmelz des Orients gewöhnt ist. Er wirft deshalb selbst die Frage auf:

Wird dir gefallen auch die süchtige Blüte,
Die nordisch dunkel aufgebüht aus Eis?
Die düstern Sagen, grau'woll dem Gemüthe,
Das Lieb, das schmelzend nicht zu spielen weis?
Gefüllt es dir in einem Nachtgebiete,
Wo nur das Nordlicht glänzt als Strahlentritt,
Der dunkle See die rothe Flamme spiegelt
Aus eisigem Vulkan emporgefügelt?

So haben wir in Frankfurt allerdings einen Dichter, der das Nordlicht absolut zu seinem Helios erkoren hat. 11.

Kleine Erzählungen in humoristischen Skizzen und Bildern,
von Theodor von Kobbe. Bremen, Verleger.
1833. Gr. 16. 1 Theil. 3 Gr.

Ein freundlich angelegtes Buchlein, eine Art Knechtensalmanach, in dem man zwar weniger Waffe findet wie in manchen Märchen, allein auch weniger zu überschlagen braucht. Der Herausgeber gibt seine Gullastensbilder ohne Anspruch zum Besten, und wir können versichern, daß wir so gleich nach Anschauung derselben einen Bogen in die Reichbibliothek sandten, um den ersten Theil seiner „humoristischen Skizzen u.“ und holen zu lassen, da wir sie nur aus der Vorrede dieser Fortsetzung derselben kannten. Unter den längern Stücken des vorliegenden Bändchens geben wir der „Ehernen Hochzeit“, einer artigen Novelle, den Vorzug; von den Kleineren mögen ein Paar unsere Anzeige begleiten.

„Wir wissen beide an einer gültigen Wahrheit“, sagte ein Mann, mit Schlags besessener Lustigkeit, als er hörte, daß sein Hausgenosse, ein Kammerherr, sich durch Erklärung eines freien Rades zugezogen habe. „Wir sind beide dienlich, denn ein Kammerherr mit einem freien Rad ist äquivalent einem deutschen Bäckere, den die Hand am Schräben verhindert.“

„König Christian IV. von Dänemark, welcher 1613 nachregierte länger als 50 Jahr. Gegen das Ende seiner Regierung hörte er ungern Widerspruch von seinen Reichsräthen und verlegte nicht selten seinen Rathgebern: „Was wollt Ihr viel darüber reden? Diese Sache hab' ich bereits mit Garam Grosvater reichlich überlegt.“

„Als vor einigen Jahren im Schenkenhause zu Wana ein Feuerlärm entstand, wurden bekanntlich auf der vorrätigen Flucht mehre Menschen erdrückt. Unter diesen war eine Judenfrau, die, von der Galerie stehend, ihren Tod fand. Was darauf sprachen einige Juden auf der Straße über diesen Vorfall. „Der Esel ist doch ein glücklicher Mann“, sagte der Eine. „Wie so?“ fragte der Andere. „Er ist beim Feind bei dem Kombdienbrand für acht Schilling los geworden“, war die Antwort.“ 10.

Literarische Anzeige.

Conversations-Lexikon.

Achte Auflage.

Die sechste Lieferung dieses Werks ist seit mehreren Wochen ausgegeben und der Druck der siebenten bereits so weit vorgeschritten, daß sie im Laufe künftigen Monats versendet werden kann. Das Publicum hat diese achte Auflage so über jede Erwartung günstig aufgenommen, daß die ursprüngliche sehr bedeutende Auflage vervierfacht werden mußte, und hierin ist allein das etwas verzögerte Fertigwerden der bisher erschienenen Lieferungen zu suchen. Es wird alles Mögliche zur größern Beschleunigung des Druckes gethan.

Dankbar für die Theilnahme des Publicums, lasse ich es meine angelegentlichste Sorge sein, dem Conversations-Lexikon einen immer höhern Grad von Vollkommenheit zu geben, und scheue hierbei keine Mühen und Kosten. In dieser ununterbrochenen Sorge für das Werk und in dem rechtlichen und verständigen Sinne des Publicums finde ich auch den besten Schutz gegen Verinträchtigungen aller Art, die ich bei dem Conversations-Lexikon erfahre. Es sind neuerdings wieder mehre Werke unter dem Namen Conversations-Lexikon angekündigt und zum Theil erschienen, aber ich habe in dieser Hinsicht nur die Bitte: zu prüfen und nicht leeren Besprechungen und täuschenden Berechnungen zu trauen.

Jede der 24 Lieferungen, aus denen die achte Auflage bestehen wird, kostet auf weißem Druckpapier 16 Gr.; auf gutem Schreibpapier 1 Theil; auf seinem Velinpapier 1 Theil. 12 Gr.

Leipzig, 15. März 1834.

F. A. Brockhaus.

Mittwoch,

Nr. 85.

26. März 1834.

England und die Engländer. Von Edward Lytton Bulwer. Uebersetzt von Louis Paz. Drei Theile. Mit dem Bildniß des Verfassers. Aachen, Mayer. 1833. Gr. 12. 3 Thlr.

Ungeachtet jedes Zeitalter eine Zeit des Uebergangs genannt werden kann, treten doch Perioden in der Geschichte der Menschheit ein, welche diese Bezeichnung vorzugsweise in Anspruch nehmen. Es sind jene von Zeit zu Zeit wiederkehrenden Epochen, wo die Wirkungen von bisher im Stillen unter dem Volke thätigen Elementen mehr und minder plötzlich zu Tage ausgehen, und sich die Parteien einander mit wehenden Panieren und gehaltenen Fäusten gegenüberstellen. Wohl ihnen, wenn es dann noch zum Vergleich kommt. Niedergelassen wird allemal; vorältere Sitten und Bräuche, die herkömmlichen Marken der Gesellschaft, brechen zusammen; unüberwindlich gehaltene Burgen fallen, die Wipfel uralter Wälder begräbt der entfesselte Sturm im Sande, und der aufsteigende Staub verhüllt die wohlthätige Sonne. Ueber den Nationen aber schwebt dann das größte der Uebel, Ungewißheit und Zweifel.

Sanguiniker — sagt Bulwer — begrüßen den Beginn solcher Epochen wie das Andringen eines neuen, tausendjährigen Reiches, einer großen bilberkämpfenden Reformation, die alle Sdgen zu Boden werfen soll. Ich sehe darin nur dunkle Uebergänge im bestimmten Fortschreiten der Menschheit — Zeiten des höchsten Misgeschicks für unser Geschlecht — Uebergänge, bei deren Eintritt wir keinen andern Grund zur Freude haben als die Hoffnung, desto schneller am jenseitigen Ufer zu landen. Die Gegenwart ist eine solche Epoche der Verkdrung; man wende sie, wie man will, sie muß so bezeichnet werden: erbärmlich wäre unser Loos, wäre sie nicht auch eine Zeit der Vorbereitung zum Wiederaufbau.

So Bulwer, und wer möchte ihm nicht beipflichten? Dennoch ist er der entschiedenste Demokrat, bekennet sich offen zum Interesse der Menge und verfolgt auch in vorliegendem Werke die aristokratische Macht bis in ihre heimlichsten Schupfwinkel. Er thut das aber mit aller ihm eignen Besonnenheit, nicht im Geiste jener französischen Philosophen, welche seinem großen Landsmanne Bentham als Zerstörer der Institutionen des eutopäischen Continents vorangingen, ja ihn übertrafen. Dagegen hat Niemand das Werk der Zerstörung in England mehr gefördert als grade Bentham; aber sein eigenthümlicher Vorzug bleibt, daß er einen Ersatz bot für das Nieder-

geriffene, und daß er auch aufstehen half. Ueberzeugt, der beste Weg, Hülfen für ein Uebel zu finden, sei der, seine Entstehung zu ergründen, hat B. zum ersten Male als Engländer den Versuch gemacht, ausführlich und in zusammenhängender Art über sein Volk zu schreiben und ihm seine Schwächen und Mängel vorzuhalten. Daß er der Mann dazu ist, wird Niemand bezweifeln, dem seine frühern Werke bekannt sind, in denen wir jetzt einen Theil der Vorstudien des neuesten erkennen. Ganz vorzüglich eignet sich aber auch der gegenwärtige Zeitpunkt, wo ein neuer Abschnitt des englischen Nationallebens mit der Reformbill begann, so ernste Betrachtungen anzustellen und ihnen Eingang beim Volke zu verschaffen. Natürlich kann B., als Vertreter des Volkes im edlern Sinne, weder Tory noch Whig sein; die Partei, der er angehören würde, ist noch nicht constituirt, es würde eine unabhängige Nationalpartei sein. Mit dem Nichtvorhandensein derselben entschuldigt B. zugleich das Schweigen und den Mangel an Energie bei den unabhängigen Mitgliedern des Unterhauses. Ohne bei einer Partei Schutz gegen den tumultuarischen Willen der Schranke zu finden, kann sich dort kein Redner Gehör verschaffen, wie das dem Unterhause gewidmete siebente Capitel des fünften Buches zur Genüge darthut.

Was für Männer aber sind es, welche die Nationalpartei bilden sollen? — fährt B. fort. — Die Aristokraten können es nicht sein. Die Aristokratie auf beiden Seiten hat sich alten und anerkannten Parteien verpflündet: der eine Theil den Tories, der andere den Whigs. Die Partei, von der ich rede, muß notwendigerweise hauptsächlich aus neuen Mitgliedern und aus Männern bestehen, welche von keiner erblichen Neigung gebunden sind.

Als Zweck einer solchen Partei, wenn sie des Volkes Stimme haben und seine Wünsche vertreten soll, wird vor allen Dingen eine Einschränkung gefordert,

— welche die Beseitigung der drückendsten Steuern gestattet, namentlich der Thör- und Fenstersteuer, der Salzsteuer, der Stempelabgabe auf politische Journale. Die Nationalpartei muß eine durchgreifende, umfassende Ersparniß orethändigen. Man muß sich nicht darum kümmern, wenn die Minister sagen, sie hätten ihr Wohlthätiges gethan und könnten nichts mehr abgeben. Das Canalis'sche Cabinet sprach grade so, und doch stieß ihm der Herzog von Wellington noch einige Millionen. Der Herzog von Wellington sprach nach dieser Beschränkung ebenso, und doch haben die Whigs noch einige Millionen schreiben lassen. Jetzt sprechen sie ebenso; allein ich denke, wenn wir ihnen recht

auf die Jünger setzen und sie durch in die Enge treiben, wird sich noch irgend eine terra incognita auf der Karte der Delonomie finden, die beweisen noch nicht ganz durchforscht ist.

Als Gegenstände, deren sich diese Partei ferner vorzüglich annehmen habe, werden mit Bezug auf frühere Abschnitte des Werkes, wo des Ausführlichen davon gesprochen worden, die Beförderung der Fabrikerei, die Vererbung des aristokratischen Einflusses, die Befestigung der Monarchie, als des besten Schutzes vor gänzlicher Unterjochung Englands durch gemeinsames Besizthum und oligarchisches Uebergewicht, die Erhaltung der gesetzlichen Kirche als eines Schutzes gegen Fanatismus und die schlimmsten Wirkungen der den Engländern angeborenen Melancholie, die Herstellung eines organisirten Unterrichtswesens, eine edlere und liberale Tendenz der Gesetzgebung angeführt.

Ein größerer und umfassender Zweck, zu dessen Beförderung jedoch, fürchte ich, noch keine Partei geeignet ist, scheint mir der, daß sie den Unterschied des Volkes und der Regierung aufheben und beide in dem Worte Staat verschmelzen sollte. Wo man eine gute und wohlthätige Constitution sieht, ist auch die große Masse der Bevölkerung mit dem Staate verknüpft und vermischet; da zu der sich auch Energie, eine sichere und wirksame Gesetzgebung zu schaffen: Energie ist unendlich, wo es an Enthusiasmus fehlt. In Dänemark und Preußen hat die Monarchie eine absolute Form; nirgends aber ist das Volk gleichlicher, zufriedener, denn in beiden Ländern ist es durchaus mit dem Staate amalgamirt; der Staat beschützt, erzieht, sorgt für das ganze Volk. In Amerika ist eine Republik; aber die Regierung ist ebenso fest als in Dänemark oder Preußen, das Volk ihr ebenso ergeben, ebenso innig mit ihrer Erziehung verbunden.

Bulwer glaubt indessen, bei der Schwierigkeit, die Meinungen zu vereinigen, sich nur einen geringen Theil des Nutzens versprechen zu dürfen, den er von einer Nationalpartei erwartet, wenn sie zu Stande kommt. Sollte dies aber gar nicht der Fall sein, sollten ihre Elemente sich von selbst und ohne Resultate auflösen und die jetzigen Minister fortfahren, mit ihrer schwankenden Politik die Krone zu schwächen, das Volk aufzuregen, ohne Lust es aufzuklären und ohne Kraft ihm zu helfen, und nach wie vor schwankend zwischen Verwegenheit und Feigheit, so fürchtet B. das Uergste.

Ich sehe über die nächste Gegenwart hinaus; ich sehe ungeheure Ausgaben vor mir, eine verarmte mittlere Classe, ein unvorsichtiges Volk, eine lastende Schuld, deren Größe schon die Prachtlichkeit in Verschwendung fñhrt: ich sehe eine Reihenfolge übereilter Experimente und legislativer Quacksalbereien; Streitigkeiten zwischen den Landbauern und den Besitzern der Staatspapiere; Angriffe auf das Nationalvermögen, Schwindereien mit dem Wechselsysteme und gewagte Umgestaltungen der Besteuerung, bis wir alle Arcana, welche Unwissenheit dem ungeduldrigen Kraut verordnen kann, durchgemacht haben und zu der letzten, schrecklichen Operation gelangen, deren Resultat Niemand vorhersehen kann.

Es ist das die einzige Stelle im Buche, wo der Verf. seinen Blick in die fernere Zukunft wendet, und dies macht sie um so merkwürdiger. Daß es dabei das Ansehen gewinnt, als wolle B. sich zum Lenker der mehrerwähnten Aetionspartei machen, ist natürlich und würde jedem Andern auch passiren, der gründlich über die Lage seines Vaterlandes sprach, sobald ihm überhaupt der Aetis der Volksrepräsentanten offen stünde. Aristokratische und egoti-

stische Beweggründe können B.'s edelm Patriotismus deshalb nicht vorgeworfen werden, denn er sagt selbst von den Mitgliedern der Nationalpartei:

Sie müssen allem leinlichen Ehrgeiz, jedem Hauch nach Strecken für sich selbst entsagen: sie sind nicht stark genug, um daß sie, ohne gemeine und unnatürliche Verbindungen der Fälschung hegen könnten, mit der nöthigen Kraft zum Willen und Muth zu kommen. Sie müssen ihr Streben darauf beschranken, die besten der gegenwärtigen Minister im Amte zu belassen und ihnen eine consequente und hochherzige Politik entgegenzusetzen. Sie müssen mehr dem nachsichtigen Punkte gleichen, als in das enge Hüdnisse des Schöpfers zu dringen suchen.

Mit Interesse wird man neben diesen Vorschriften lesen, was Bulwer über den vom Continente so häufig falsch beurtheilten Lord Grey sagt:

Man vergleicht z. B., was ein Premierminister für seine Familie thut, und was ein königlicher Peer für seine care vermag. Welch ein Sturm erhob sich, als der Sohn des Königs zum Gouverneur des Tower ernannt wurde! Wurde er nicht gezwungen — so gewaltig war des Volkes Ruf, so schmerzhaft die Vertheilung der Minister — dies erbärmliche Gewerbe wieder niederzuliegen? Aber Lord Grey! gibt es noch ein Sohn, einen Bruder, einen Neffen, einen Vetter, einen erstborenen und nicht gar zu bestrittenen Verwandten in der Sternentafel der Grey's, der nicht seine Vorkerkale an den Thron der Nationalauswahlen festgeliebt hat? Man spreche von der Würde dieser Verfassungen, und man wird sehen, welche vermuthliche Bewusstse der Minister ertheilen wird. Der für im Sohn des Königs stummachtelene Junge donnert über die ergriffenen Hüupter der zahllosen, unantastbaren Greyiden.

Hierher gehört auch noch die Charakterisierung von Grey's Benehmen, nachdem die Reformbill endlich die zur Vertheilung der königlichen Genehmigung gelangt war; Alles hatte erwartet, der König werde sie in Person theilnehmen. Es gab keine wohlfeilere Art, die öffentliche Meinung für sich zu gewinnen. Der König sanctionirte aber bekanntlich die Bill nicht in Person, wozu ihn Lord Grey, dem er für den Nothfall eine Patroneinnung verweigert hatte, gewiß hätte bewegen können.

Der Lord mochte seinen Einfluß aber nicht dazu benugen. Er wollte sich als Hauptagenten des Guten zeigen; der Gehorsam sollte vor dem Thron dargeboten werden, damit er auf dem Vorkergrunde, unbedrängt und allein, in aller Stille die punkthafte Herabsetzung dankende. Er wollte die Ueber der Reform monopolisiren und den Gehir annehmen, als habe er einen Sieg über den König selbst erlitten. Galt ihr, meine Freunde, daß ist die Popularität eines Aristokraten!

(Der Beschuß folgt.)

Correspondenznachrichten.

Paris, den 26. Februar 1841.

Die Regentin von Spanien ist im Konflikt und in Verwirrung, der Katholikenduplikat, der wundersame Card Drey auf der Bühne erschienen. Unterdessen wird an der Küste von in den Cortes'ons speculirt, eine Fabrikische Constitution entworfen und ein ganzes Duzend spanischer Schiffer getödtet. Ich habe die Regentin Spaniens in Lebensgröße gesehen; der Arbeiter versichert, das Portrait sei nach dem Original, das er selbst dazu gezeichnet habe; wahrscheinlich im offenkundigen Widerspruch, welches den Königinnen vor allen Weibern gut läßt und die Gewalt verleiht. Das Gemälde wird auf die Auskündigung kommen, die am 6. März beginnt, und bis dahin soll auch die Constitution fertig sein und Reichthum und Ausdehnung der Cortes im Broden haben. Zur Steuer der Wahrheit will ich

bekennen, daß Ferdinand VII. Etwas nicht die entfernteste Aehnlichkeit mit der Herzogin von Berri und das aufrichtigste, geringschätzteste Gesicht hat. Ihre Attitüde ist so bestrahlend wie die des Juliuskaisers, ihre Person ebenso corpulent und wohlgenährt. Sogar das doppelte Kinn und die breiten Schultern hat sie mit ihm gemein. Dem Curo Merino anlangend, der gewiß in seinem Leben nicht daran dachte ein berühmter Mann zu werden — es ging ihm wie dem weißen Demagogen —, so könnte ich jetzt ein Buch über seine Feinden und Grueselthaten schreiben, ohne etwas anders zu sagen, als was die Journale von Bordeaux und schon gesagt haben. Ich bin nur nicht recht noch mit mir darüber einig, ob ich ihn zu der Classe der Straßenschräuber, oder zu der Corporation der Mönche, oder zur Gokartendruckerei oder endlich zur Faction der Karlisten rechnen soll. Der Mann ist ein Universalgenie, er that's in allen Fächern. Wie man sagt, verkehrt er sich sogar auf die mittelalterliche Romantik, auf die Liebe des Ritterthums und Eblivats, und auf die alte demokratische Grobmuth und Entfaltungstugend der Kreuzritter. Das Ambigu comique hat wohl gedacht, ein solcher Charakter sei ein Lieblingstragout für die Boulevardtheater, darum schickte es gleich seine Masken nach ihm aus und ließ ihn aufgreifen und gefangen in den Souffleurkasten abliefern. Die Königin Christine war nicht so glücklich; Beweis, daß ihre Generale keine Masken sind. Ich habe das Stück schon vor der Festnacht gesehen und mich dabei hauptsächlich über die Dichter gefreut, die sich wieder einmal über alle Massen historisch getreu bewiesen. Ihr Held ist ein ganz prächtiger zahlreicher Ritter, ein tugendhafter Frauenheld, ein gottesgegebener Cassillaner, und ein solches Muster von Karlisten, daß ich mich nicht wundern würde, wenn ich ihn oder eine Figur seiner Art in der abenteuerlichen Vendée, im Kamine der Herzogin von Berri fände. Man glaubt, er sei ein blutdürstiger Mönch, ein grausamer Kählerner Renski, eine Geißel der Zeit, ein Bürgerengel mit Dolch und Schwert — kein Gedanke, er hütet die Ehre und liebt eine Gräfin, er liebt sie und verheiratet sie aus Keuschheit und Grobmuth. Und hernach nimmt er sich bloß die Freiheit, Curo und incognito Guerilladache zu werden; verheißt sich unter der Bedingung, die Rollen augenblicklich wechseln zu dürfen. Er gibt uns bei dieser Gelegenheit einige Proben seines Muthes und seiner Gerechtigkeit, ja sogar seiner apostolischen Hoheit. Die Geliebte seines Herzens findet ihn im Kloster als Verwandten, und sie berichtet ihm ihre Sünden. Besser möchte ich sagen, sie singt ihre Rede mit der Erklärung an, daß sie eine kräftliche Liebe nährt, daß sie aber Frau und der Mann ihrer Neigung ein Gottverlobter, er Curo Merino sei. Es ist eine rührende Scene, wie die Damen des Ambigu sagten; um so rührender, da der geistliche Herr gleich nach dem Bekenntniß vor Freude und Sehnsucht nach dem Himmelsmanna Amors aufspringt und sich zu ihren Füßen werfen, dito Leidenschaft flammeln will.

Ach! es that mir leid um den guten Merino, und ich glaube, es rührte mich so sehr, daß ich meine Nachbarin fragte, ob es wahr sei, daß der Papst alle Curos wolle heikathen und alle Mönche zu Grenadiere anwerben lassen. Le croyez vous? erwiderte sie. Und darauf fiel der Vorhang.

Es ist aber gar nicht recht, daß die Polizei hier jetzt ein Verbot ertheilt, nach elf Uhr Komödie zu spielen. Der „Curo Merino“, welcher immer als zweites Stück gegeben wird, dauert bis nach zwölf, und die öffentliche Sicherheit kann doch unmöglich erlangen, daß wir den Karlistenhorden in seiner Glanzperiode von 1833 und 1834 im Geiche lassen. Wer will uns herantjagen aus dem Ambigu, oder den Varietés und Gymnase, wenn wir noch da sitzen bleiben wollen? Wie haben ja unser Geld für den Platz bezahlt, und die Gefahr des letzten Gerichts ist noch nicht consummirt. Die Polizei ist spanisch aufgebracht. Sie vergißt rein, daß sie in Paris ist. In allem Ernst, ich habe eben gesehen, daß die Regierung, welche vor ein paar Tagen die Wälle durch Gondarmen schloß, ein Decret erließ, kraft dessen seitdem die Theater nicht länger als

bis elf Uhr spielen dürfen. Ganz Paris ist darob in Aufruhr. Wie? nicht einmal Komödie spielen, so lange wir wollen, eukeln die bogen bourgeois und drohen mit raisonnirten Erbeben. Ich denke, es wird eine Theaterrevolution werden, und für diesen besondern Fall bin ich von der Partei der Reuterer, obgleich ich selbst von jeher mich über die lange Dauer der spottlos belagerte. Sitte ist Sitte. Wenn nun die Pariser bis Mitternacht Soupetts singen wollen? Vox populi!! Ich merke, wo das hinauswill. Die Polizei ist ärgerlich darüber, daß sie so lange aufbleiben muß, als das Publicum aufbleibt. Sie sagt, sie wacht den ganzen Tag für den Staat, und des Nachts wolle sie schlafen wie andere Leute. Das ist der Polizei freilich nicht übel zu nehmen. Inzwischen die Nachwächter schlafen am Tage und wachen des Nachts. Ich rathe der Præfectur, ihre Schirren in Tag- und Nachtscheuchen einzuhüllen. Die crieurs publics sind in diesem Augenblick verstimmt. Ich beklage es wegen der schönen Musik, die sie machten, und wegen der bunten Parlekingsjacken, die sie trugen. Es war, als ob immer Festnacht wäre. An ihre Brotschären und Blättchen hatte man sich so gewöhnt, daß sie nicht einmal einen Hund mehr schreien machten. Nun ist aber die Sache viel schlimmer, und die großen geistigen Artikel circuliren von Haus zu Haus und werden Einem schon vom Portier empfohlen, der sich fast eines zwei Sous dafür ausbittet.

Was ist ein Assommeur? was heißt assommer? Ich habe im Wörterbuch der Akademie nachgeschlagen und gefunden, daß jenes Todtschläger und dieses todtschlagen, jedoch nicht im gewöhnlichen allgemeinen Sinne, sondern mit besonderm Bezug auf Keulen und Kolben heißt. Wer assommt worden, ist nicht bloß todtschlagen, sondern todtschlagend, todtschlagend, todtschlagend worden. Keuerlich könnte man hinzusetzen, er ward ein Opfer der Polizei und starb für die öffentliche Ordnung.

Es war am vorigen Sonntag und es sollte und mußte eine Revolution ausbrechen. Alle Soldaten waren auf den Beinen, mit ihnen auch die Pferde und ihre Hintern und Patronenfächer. Kämmiglich hatte geladen, die Kürasse bligten, die Rossweise flatterten, und die Lanzenspitze starrten auf dem Boulevard und drohten Verderben der Volkspalast. Da kam ich in Erwartung der großen Dinge über den Börsenplatz, wo viele Menschen den „Bonsons“ lasen oder in die Taschen steckten, um ihn zu Hause zu lesen, und sah es, daß ein Haufen mit Knütteln und Stöcken bewaffneter Individuen dahergog, die links und rechts Püsse austheilten und in sich hinein lauderweise Worte brummtten. Sie hingen wie eine Kette aneinander, Arm an Arm, Ellbe an Ellbe, und ein Duzend sorgens de ville mit wohlbekannten blauen Oberdröden, langen Hüten und schlechten Gesichtern zog hintereinander und arretrirte Diebstehlen, die sich der Solenne widersetzten; denn auf die Hände war es abgesehen. „Was ist das?“ fragte ich, „wer sind diese Menschen?“ „Monsieur, ce sont les assommeurs“, wurde geantwortet. Ich war der Einzige, der ihre Existenz nicht kannte, und dieses wol lediglich deshalb, weil ich des Worgens die Journale nicht gelesen hatte. Die Publikisten träumen schon von assommeurs, und ein Student hat in der „Tribune“ angezeigt, er werde fortan bloß mit zwei Bierundzwanzigspfüßern ausgehen und Jeden, der ihm auf dem Bürgersteig nicht ausweiche, nieder-schmettern.

Wenn wir der Sache auf den Grund gehen, finden wir inzwischen, daß die Knüttelschläger, die assommeurs, diese Polizeikräppler und ministeriellen Boyer gar nichts Neues mehr sind. Die öffentliche Sicherheit hatte ihr Regiment schon im Juli 1831 organisiert und zur Abwechslung einige andere Pro-vocationsmittel erfunden, wie zum Beispiel die ambulanten Rabener, die Paternenträger, die crieurs scandaleux und die Feuer-sprigen der Pompiers. Letztere waren unfruchtlich die unschuldigsten und wichtigsten Instrumente, um auf die Waffe zu wirken. Sobald sich auf einem Plage einige meuterische Materialien, genannt Volkshäufen, gesammelt hatten, brauchte die Polizei nur zu pumpen und ein Commissair seine Röhre zu dirigiren, und

alles Volk zerhob und ließ davon. Beweis, daß das revolutionaire Feuer grade wie ein anderes Feuer kann gelöscht werden, wenn das Geräch zur rechten Zeit da ist.

Es war aber diesmal der Polizei nicht darum zu thun, die Haufen zu sprengen, sondern im Gegentheil, solche zu bilden und mit ihrer Vernichtung zu hahnen. Wer nur die Anstalten sah und noch sieht, wird es gleich merken, daß alle darauf berechnet sind, einiges republikanisch-karlistische Wild herauszuhegen, um die herrschaftliche Tafel zu serviren. Die assommoirs sind die Treider, die Koppelhunde, die wahrscheinlich schon vorher geübt worden. Die arme öffentliche Sicherheit wird immer betrogen, besonders nach dem revolutionairen Feuerlärm und der Lössprobe. Wenn alle ihre Pumpen und Eimer reparirt und alle Röhren gestickt und alle Haken gezeit worden, so bricht kein Feuer aus. Das Schicksal will, daß dies unverbessertermaßen geschieht, wenn die Spritzen rinnen und kein Tropfen Wasser in dem Kibel ist.

Ich habe an meinem Portier schon den Beweis. Seine Frau kennt seine revolutionaire Seite. Als gestern die Municipalgarbisten an dem Hotel vorbeigaloppirten und auf dem Place de la victoire der Director der Omniaubusse alle Course einzustellen besahl, aus Furcht, das Volk möchte auf den Boulevarden Barricaden mit diesen fahrenden Maschinen machen, erinnerte sich plötzlich der Mann, daß er ein Republikaner sei, und ging ins Café des Nebenhauses und trank ein Glas Cognac, um sich zu ärgern. „Vengeance aux assommoirs.“ Es war gefährlich. Wenigstens verscherte er mir seine Häkter; denn sie trieb ihn zu Bette und verschloß seine Thüre, sprechend: „Heute ist kein Wetter für die Gmeute. Die agans Gasquet haben alle Stricke in der Hand.“ Es hat aber nicht Jedermann eine Frau, die der Polizei in die Karte sieht, wie mein Portier. Und alle Republikaner lassen sich auch nicht einsperren wie ihr Mann. 29.

August Matthid's vermischte Schriften in lateinischer und deutscher Sprache. Altenburg, Schnuphase. 1833. Gr. 8. 1 Theil.

Eine eigentliche Beurtheilung dieses Buches muß, da es dem größten Theile seines Inhalts nach die classische Philologie und zwar namentlich Kritik und Grammatik zum Gegenstande hat, den gelehrten Zeitschriften, welche ihrem Plane gemäß die erwähnte Wissenschaft insbesondere berücksichtigen, überlassen bleiben. Wir sind überzeugt, die Philologen werden es dem Hr. Verf. Dank wissen, daß er eine Sammlung seiner kleineren Schriften veranstaltet hat, die, größtentheils Schulprogramme, bis jetzt nur schwer zu erlangen waren. Außer den Programmen finden sich hier auch einige andere Aufsätze wieder abgedruckt, unter denen wir besonders den „Ueber Buttmann's philosophische Deutung der griechischen Göttheiten, insbesondere des Apollon und der Artemis“ (früher in Figen's „Zeitschrift für historische Theologie“) und die „Geschichte des achäischen Bundes“ (früher in Ersch und Gruber's „Allgemeiner Encyclopädie“) erwähnen. Diesen allen sind zwölf in den Jahren 1821—33 gehaltene Entlassungsreden angehängt. Wir beschränken uns auf eine kurze Anzeige der Schriften, welche (S. 1v) „die Grundsätze enthalten, die der Verf. in seiner Amtsführung nicht nur beim Unterrichte, sondern auch bei der sittlichen und disciplinaren Leitung seiner Schüler befolgt hat und ferner befolgen wird“. Der Verf. ist, wie sich dies nicht anders erwarten läßt, ein beharrlicher und tüchtiger Vertheidiger des Unterrichts in den classischen Sprachen, als der Grundlage und Hauptsache des ganzen Gymnasialunterrichts; aber von Einseitigkeit frei, sieht er es nicht für den Zweck dieses Unterrichts an, die Schüler zu Philologen zu bilden, sondern ihnen vielmehr denjenigen Grad wissenschaftlicher Bildung zu geben, der sie dazu befähigt, jedes Fach der Wissenschaft, welches sie als Beruf erwählten, mit Geschick anzugreifen und in demselben

mit Erfolg zu wirken; hierzu aber sei eben nichts geräuerter als die Bildung des Geistes, welche das Resultat eines vernünftig angeordneten und geleiteten Studiums der alten Sprachen ist. Ueber diesen Punkt verbreiten sich besonders die Aufsätze, S. 206: „Ueber eine sogenannte Gymnasialreform“; und S. 127: „Memoria Augustanae confessionis indicantur“. Von einzelnen Seiten des Unterrichts handeln die Aufsätze, S. 155: „Gedanken über die Wahl der lateinischen und griechischen Autoren in den oberen Classen gelehrter Schulen“; S. 163 u. 174: „Ueber lateinische Epiübungen u. s. w.“; S. 192: „Ueber den Vortrag der Geschichte“ (noch ungedruckt), wo uns jedoch die Auffassung der Weltgeschichte als politischer Geschichte, und des Zweckes derselben, der nach S. 194 sein soll, „zu zeigen, durch welche Begebenheiten nicht ein einzelner Staat, sondern das System der Staaten das geworden, was es jetzt ist“, allzu beschränkt scheint. — Ueber die Grundsätze der disciplinaren und sittlichen Bildung spricht der Verf. besonders in dem Aufsatze, S. 214: „Ueber die Bildung zur Moralität auf öffentlichen Schulen“, womit auch manche Stelle aus den Entlassungsreden verglichen werden mag. Er hebt die Gerechtigkeit als das Princip für das Verhältniß des Lehrers zum Schüler hervor; wie tadeln dies keineswegs unbedingt, nur wünschten wir hier mehr als kurze Andeutungen, den Grund jener Gerechtigkeit schärfer bezeichnet, ihr Wesen genauer und ausführlicher entwickelt und dadurch die aufgestellte Meinung vor Mißverständnissen gesichert, denen sie so, wie sie ausgesprochen, allerdings ausgelegt ist. Dann würde sich wol auch ergeben haben, daß jene Gerechtigkeit nicht neben der Liebe, sondern in ihr besteht; daß, wenn dies nicht der Fall, die Gerechtigkeit nur eine äußere ist, die des wohlthätigen sittlichen Einflusses auf den Schüler entbehrt. Auch über die eigenthümliche Beschaffenheit des Rechtsverhältnisses zwischen Lehrer und Schüler, dessen Existenz wir nicht leugnen wollen, das uns aber sehr verschieden erscheint von demjenigen, welches zwischen den Staatsbürgern vor dem Gesetz besteht, hätten wir Ausführlicheres und tiefer eingehendes gewünscht, ebenso wie über die Nothwendigkeit von Schulgesetzen und über den Umfang und Inhalt derselben. Der Hr. Verf. scheint durch diese Gesetze auch das Verhältniß des Lehrers zum Schüler bestimmt wissen zu wollen; wir können und nicht davon überzeugen, daß dies heilsam sei, da dann Lehrer und Schüler einander gleich von vorn herein als Partei entgegengesetzt werden müssen, was sie nur in sehr seltenen Fällen, etwa bei Mißbrauch der Gewalt von Seiten des Lehrers, werden können, was uns aber im Ganzen der Natur des zwischen beiden bestehenden Verhältnisses zuwider zu sein scheint. Unserer Meinung nach müssen sich jene Gesetze nur auf Vorschriften für die äußere Zucht des Schülers beschränken, während das Uebrige dem Ermessen der Lehrer überlassen bleibt. Würde der würdige Matthid recht bald Gelegenheit finden, sich über diese Punkte ausführlicher auszusprechen, was wir um so mehr wünschen, je wichtiger der Gegenstand, und je größer die Autorität ist, die der berühmte Humanist, und mit Recht, in Sachen des Unterrichts wie der Erziehung besitzt. 22.

Literarische Notizen.

In zwei Bänden erschienen in London: „The history and antiquities of the Castle and town of Arundel, including the biography of its earls, from the conquest to the present time. By H. A. Tierney.“

Ebenselbst ist herausgekommen: „Memoirs of the [redacted] of Trent, principally derived from Ms and unpublished records; namely histories, diaries, letters and other documents of the leading actors of that assembly. With plates. By J. Mandham.“ Die neuen Materialien hat der Verf. aus 28 Bänden Manuscripten geschöpft, welche Lord Gullford in Italien sammelte. 30.

Blätter

für

Literarische Unterhaltung.

Donnerstag,

— Nr. 86. —

27. März 1834.

England und die Engländer. Von Edward Lytton Bulwer. Uebersetzt von Louis Lar. Drei Theile.

(Schluß aus Nr. 85.)

Mit der treffenden Bemerkung: „wie sich Menschen früher bloß aus reiner Liebe zu Gott verbrannten, so falschen sie jetzt nur aus uneigennütziger Liebe zum Volke wie die Furien übereinander her; gebe der Himmel, daß seine Fanatiker ihm besser dienen, als jene dem Schöpfer dienen!“ eröffnet B. die interessante Untersuchung über den Stand der streitenden Parteien. Er ist weit entfernt, die Tories für vernichtet zu halten, während sie im Oberhause die Majorität besitzen und im Unterhause mindestens dreimal stärker sind als die Ultraradicalen, von denen man also weit eher sagen könnte, sie existirten nicht mehr. Als allgemeinen Charakterzug aller Parteien bezeichnet der Verf. Uneinigkeit. Die Tories im Unterhause zerfallen in zwei große Trupps, von denen einer Sir Robert Peel zum Führer hat, einen Mann, den Geburt und Verhältnisse vorzüglich zum Haupte der Volkspartei machen sollten.

In den Reihen des Volkes, an seinem natürlichen Plage, würde er unkräftig geworden sein, was er so zu werden vermochte, nämlich ein großer Mann. Er würde nicht so jung Secrétaire für Irland geworden sein, wäre aber jetzt Premierminister, oder was noch mehr ist, der Leiter und Centralpunkt der moralischen Macht Englands. So hat er sich aber an eine Sache gehängt, welche von ihren Vertheidigern leidenschaftlich fordert, und da er sie nur mit Besonnenheit unterstützt, bezugnehmen ihn seine Verhänder.

Mit Bewunderung spricht Bulwer von Peel's Beredsamkeit, welche durch physische Vorzüge, klangvolle Stimme, hohe stattliche Gestalt wesentlich unterstützt wird. Auch theatralische Kunstgriffe hat er sich glücklich angeeignet gewagt, und hat die Kunst, gut zu reden, so in der Gewalt, daß er oft die Meinungen einer ihm schnurstracks widerstrebenden Versammlung beherrscht. Auch in den höhern Geistesfähigkeiten läßt ihn B. als einen Mann von tüchtigen Gaben gelten, der gleichmäßig das Wissen eines Gelehrten und eines Geschäftsmannes, dabei erstaunlich sichern Takt als Parteihaupt besitzt, und von dem er nie ein Factum falsch habe angeben hören; was andern öfentlichen Rednern hundertmal passire. Peel's Erfolge wird als ein friedliebender Hause von Leuten einer gewissen halben Bildung geschildert; die mehr kaufmännische Vorsicht als stolzen aristokratischen Macht besitzen und nichts

aufs Spiel setzen möchten. An die Spitze der andern Tories stellt B. den stolzen, muthigen Lord Chandos. Ihr Ziel ist der Sturz der Whigs um jeden Preis; natürlich entfernt sie sich täglich mehr von dem nachgiebigen Peel. Die Ultraradicalen bezeichnet B. als confuse, laudermäßige Theoretiker, von denen nicht zwei eines Sinnes sind; die große ministerielle Partei endlich nennt er einen goldenen Körper auf irdenen Füßen und fährt fort:

Welche magische Chemie liegt in einer Schackammerbank! Wie verkehrt sie zerkreute Theile zu verschmelzen, die ärgsten Antipathien zu versöhnen! Einen Palmerston und einen Brougham, einen Grant und einen Althorp, die schwankende Indolenz eines Melbourne und die starre Energie eines Ellice! Ich habe in der Anzeige eines Quacksalbers gelesen, daß man aus Gold den stärksten Kitt machen kann; wenn ich das Ministerium ansehe, muß ich es glauben. Die Freunde des Cabinets sind seiner würdig; sie sind ebenso buntfarbig und zusammengeklüppelt und wenden sich mit jeder ministeriellen Wendung. Auf dem klaren Strom ihrer ungetrübten Unterwürfigkeit spiegelt sich jeder Schatten des Aprilhimmels der ministeriellen Herrschaft.

Sehr ausführlich weist Bulwer nach, wie grade dadurch, daß die englische Aristokratie nicht, wie der deutsche Adel, eine strenge Abgrenzung um ihren Stand auführte, ihr moralischer Einfluß sich durch die ganze Gesellschaft ausgebreitet hat. Gern restauriren die vornehmsten unter dem englischen Adel das durch erbliche Verschwendung zerrüttete Vermögen mittels einer Verschwägerung mit Kaufmanns- und Juristenfamilien, und aristokratische Gefühle fassen auf diese Art fortwährend von neuem Fuß unter den respectablen Leuten, die gegen Ehren und Würden, welche die neue Verwandtschaft ihnen einbringen kann, nichts weniger als unempfindlich sind. So bringend B. aber auf Beschränkung der aristokratischen Macht besteht, so fern hält er sich von dem radicalen Unsinne, der mit Aufhebung des Oberhauses und aller aristokratischen Titel den Adel zu vernichten meint. Er würde mit seinen ungeheuren Gütern und Einkünften grade noch ebenso mächtig bleiben wie zuvor, und der Herzog von Wellington könnte also mit Recht äußern, als von einer großen Pächterei die Rede war, er wolle lieber das Oberhaus ganz aufgehoben als mit neuen Mitgliedern überschwemmt sehen, denn im Unterhause würde er mächtiger als Sir Wellesley sein wie dort als Herzog. Es könnte nämlich

gar nicht fehlen, daß in den Grafschaften, wo die Besigungen der Lords liegen, ihre Wahl ins Unterhaus zu Stande käme, und daß hier durch Aufhebung des Oberhauses eine Torymajorität entstehen würde. Volk und König sollen nach B. ein Ganzes und die Aristokratie nur den Schmuck, nicht die Grundlage des Gebäudes ausmachen.

Man betrachte doch nur Preußen, das Land, welches von allen in der Welt am besten regiert wird — ruft er seinen Landesleuten zu —, und in welchem das Glück des Volkes und selbst mit der unumschränkten Herrschaft verflochten.

Bum Thell mit denselben Gründen gewappnet, tritt er den Politikern entgegen, welche England zur Republik gemacht wissen wollen.

Gute Republik würde die schlimmste aller Aristokratien werden! In jeder Republik, die ihr erkennen kann, müssen Männer mit solchem gewaltigen Eigenthum, wie sie der englische Adel aufzuweisen hat, die höchsten Stellen einnehmen. Ich setze voraus — fügt B. diesem weisen Ausspruche hinzu —, daß ihr Engländer und, komme was da wolle, redliche Leute bleiben werdet; ohne Redlichkeit ist es unnütz von Republiken zu sprechen. Wird der Besitz gefährdet, sinkt die Republik schnell in Despotismus.

Mit welcher feinen Wahrheit B. das Treiben und die Triebfedern aller Classen der Gesellschaft zu schildern weiß, ist aus seinen Romanen zur Genüge bekannt. Im vorliegenden Werke hat er es in abstractern Formen gethan und dabei überall mit ärglicher Erfahrenheit die oft verborgenen Gründe der herrschenden Uebel ans Licht gezogen. Kein Zweig des öffentlichen und des Familienlebens ist ihm entgangen. Das Elend der untern Classen; die furchtbare Wahrheit, daß Armuth in England als Verbrechen gilt, während sie in andern Ländern ein Unglück ist; die Verdorbenheit der Vornehmen, der erbärmliche Zustand der Erziehung aller Classen; die Verhältnisse von Kunst und Literatur; kurz, jede Branche wird mit Gelehrigkeit, und auf zuverlässige Angaben gestützt, gleich talentvoll erläutert und abgehandelt. Wo B. über die englische Literatur im Allgemeinen spricht, macht er ihr theilweise den Vorwurf der Unfruchtbarkeit, obgleich er das Vorhandensein zahlreicher Schriftsteller nicht verneinen kann. Er kommt dabei zu dem Resultate, daß, bichterische Schriften ausgenommen, ein Katalog großer Werke eher zu schließen als anzufangen sei. In der Geschichte, Moralphilosophie, Politik (politische Oekonomie ausgenommen) weiß er kaum einen Namen zu nennen, welcher nur die zweite Stufe neben denen einnehmen könnte, die früher den ersten Rang erstrebten. Im Verfolg dieser interessanteren Untersuchung nimmt B. Gelegenheit, einige der berühmtesten englischen Schriftsteller der neuern Zeit, wie D'Israeli, Hayley, Southey u. A. zu charakterisiren. Auch über Byron spricht er sich aus und nennt ihn den Typus seiner Zeit; seinen Tragödien wünscht er die Werthschätzung zuzuwenden, welche ihnen bisher noch abgeht. Bei diesen Betrachtungen über den populären Classen des intellectuellen Criffes, der Gegenwart vergißt er nicht, den Blick auf die Schriftsteller zu lenken, welche eines würdiger hat Auge fallendem Ansehens genießen. Wordsworth und Shelley, und besonders den Erstern wählt er zu Re-

präsentanten dieser Classe. Von Wordsworth glaubt B., er habe einen edlern und reinern intellectuellen Einfluß gehabt als irgend ein Schriftsteller seiner Zeit und Nation. Sein Genie nennt er wesentlich deutsch, was sich besonders in der Haushaltung des Gefühls und der genauen, umständlichen Weise ausspreche, mit welcher er seine Liebe zur Natur bis in ihre kleinsten Glieder und Schattirungen verfolgt. Ueberhaupt räumt B. der seit Anfang des Jahrhunderts reichlich nach England verpflanzten deutschen Literatur eine große Wirkung ein. Wordsworth, Coleridge und Scott verstanden Deutsch, und ihre Schriften zeugen davon. Byron verstand es nicht, las aber in Menge Uebersetzungen deutscher Dichtungen, die gleichzeitig die Kunde durch alle Leihbibliotheken machten, und was seinen Geist zu einer besondern Gefühlswirkung hinführte, legte auch im Publicum die Mine an, an welcher sich das Aufsehen entzündete, welches er hervorbrachte. Von Shelley sagt der Verf. schön, er sei mit seinem kühnen dramatischen Genie, mit Wordsworth's überlegener Meisterschaft der Sprache, mit der echt Lucrezischen Seele, die immer extra flaminantia moenia mundi strebt, gleich intellectuell in seinen Schöpfungen, und seine Poesie, trotz der jugendlichen Reife, welche ihn Gott verleugnen ließ, äußerst ätherischer und vergeißlicher Art. Sie ist voll Ehrerbietung, düstet nach dem Himmlischen und Unsterblichen, und die Gottheit, an der er zweifelte, rächte sich nur dadurch, daß sie ihr Bild auf alle Werke des Dichters prägte.

Bukner's Werk steht unter allen verwandten Erscheinungen der neuesten Zeit unerreicht da. So besonnen, so gründlich, so charakterfest, so wohlwollend und offen sind die Angelegenheiten keines andern Volkes untersucht worden. Deshalb ist es aber auch nicht bloß für England, sondern für alle civilisirten Völker von der höchsten Wichtigkeit. Ein solches Werk thut dem revolutionnairen Schwindelgeiste mehr Abbruch als hunderttausend, am Ende doch unzuverlässige Bajonnette.

Die vorliegende Uebersetzung ist schlecht ausgestattet. Dem Uebersetzer merkt man die Eile an, mit welcher er arbeiten mußte. Die Anmerkung des Uebersetzers zu S. 166, die blue stockings betreffend, ist wol dahin zu berichtigen, daß man nicht später erst Frauen von Talent zu solchen literarischen Zusammenhängen zog, sondern daß sie überhaupt von Fratern gegründet wurden. Der Name stammt aus Bath, wo eine fashionable Dame, Mrs. Wesley, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts literarische Gesellschaften gab. Eines Tages lud sie dazu einen Gentleman, Namens Stillingsfleet ein, der sich jedoch damit entschuldigte, daß er keinen Anzug besäße, um in einer Abendgesellschaft erscheinen zu können. Die Dame beharrte jedoch, das habe gar nichts zu sagen; er möge nur in seinem blauen Strümpfen kommen. Hierauf gestützt, that der Eingeladene, rote ihm gehalten worden, und entschuldigte seinen Anzug bei der Gesellschaft mit dem erhaltenen Befehle. Selbsten führten die Abendgesellschaften der Mrs. Wesley ihren Beinamen, der erst ihr nach London kam und hier durch die Ge-

schickten von Mrs. Montague und ihre Nachahmer erst recht in Aufnahme kam.

30.

König Friedrich des Vierten glanzwürdigstes Leben von Andr. Hojer. Zwei Theile. Lohdorn 1829. Gr. 8. 4 Thlr.

Ref. kommt sich diesen Werke gegenüber leider nicht viel besser vor als ein Holzhacker, welcher einen alten, mit Erde und Stein durchwachsenen Wurzelstock zerpalten soll, um einigt Stücken Kien herauszubringen, und ist nur noch froh, daß er davon wenigstens einige gefunden hat, die unsern Lesern wenn auch nicht zum Erwärmen daran, doch zu einigem Belachen einer merkwürdigen Zeit dienen können. — Der ehemalige koppenhagener Professor und Statrath Andr. Hojer (gest. 1799), Verf. einer 1710 erschienenen kurzen dänischen Geschichte und einiger medicinischen und juristischen Schriften, bestimmte es schon 1782 zum Druck, her aber wegen einiger Verdächtigungen des Jahres 97 Jahre lang unterblieb. So möchte dieß Werk wol gleich jenem hundert Jahr Schlafenden seine Umgebungen so wenig wieder erkennen, als diese ihm jetzt noch volle Gerechtigkeit widerfahren lassen dürften. Anfangs glaubte Ref., es sei nur eine neue Jahrbuch einem alten Buche vorgebracht, denn Farbe und Schmutz der Druckerzöpfe, Druckfehler, selbst verlegte Seiten und Zeilen, endlich das Papier würden völlig für 1782 sprechen; ja, er wurde durch die Aufführung desselben Titels in Meusels und Spittlers europäischen Staatengeschichten mit der Jahreszahl 1782 darin bekräftigt und kann diesen Umstand kaum anders erklären, als daß einer von Beiden Kenntniß von dem Manuscript gehabt und es für wirklich gedruckt gehalten habe. Benutzt ist es auch von Gerhardt, Kiegels u. K. worden, wenn es gleich nicht das einfache Werk über Friedrich IV. ist.

Was dieser Biographie auch außer Dänemark einiges Interesse geben wird, ist die merkwürdige Zeit, in welche die Regierung des geschilberten Königs fällt (1700—80), und die Rücksicht, welche der Verf. dabei auch auf einige benachbarte Staaten, besonders Schweden, Rußland und Polen nimmt. Auch Preussens und Sachsens ist natürlich gedacht, jedoch nicht in weiterem Umfange, und einiges, was der Verf. anführt, ist auch mehr Ausdruck der öffentlichen Meinung jener Zeit als verbürgte Wahrheit. So die Motive (II, 218), welche den nachmaligen König Friedrich II. von Preußen als Kronprinzen zu dem Plan bewegen hätten, seinem Vater zu entfliehen; indem er nämlich nach Annahme des katholischen Glaubens sich habe mit einer österreichischen Prinzessin vermahlen sollen, um sich eine Aussicht auf den preussischen Kaiserthron zu bereiten. Dasselbe Motiv wird aber auch dem schlesischen Prinzen Friedrich August (nachmals König August III. von Polen) vom Verf. (I, 217) untergelegt, auch sonst noch einiges Irrige beigemischt, was man leicht aus Wdtiger's „Geschichte Sachsens“ (II, 260) verbessern kann, wenn auch das Jahr des öffentlichen Uebertritts 1719 nur ein Druckfehler ist. Da diese merkwürdige und folgenreiche Religionswechsel in neuerer Zeit viel besprochen worden ist (s. z. B. nur die Literatur im obengenannten Werke), und der Verf. übrigens von dem auch dort genannten Baron Weyberg adere Mittheilungen haben konnte, so sei es als Stülprobe erlaubt, diese Nachricht daraus ganz mitzutheilen. — S. 237: „Wie aber nach S. Joseph's Tode es sich anließ, als ob der Kurprinz einige Hoffnung zur römischen Königswürde und einer kaiserlichen Vermählung haben könnte, wofür er zu der päpstlichen Kirche übertrete: so nahm der König auf des Cardinal von Sachsen-Zeit Anrathen, seinen Prinzen den 24. Mai 1712 ganz unermuthet von Dresden mit sich nach Polen und von da zurück nach Böhmen, wo der Cardinal von Sachsen-Zeit nebst dem päpstlichen Nepoten und Nuncio Albani ihn anbetreten und mit oder ohne seinen Willen eine schriftliche Annahme der katholischen Religion von ihm herausbrachten, womit der königlich polnische Botschafter Brichtrater Bots nach Rom gesandt ward. Der König entsetzte

hierdurch seine evangelische Weibens bis auf den Hofmeister von Müllig und Kammerjuncker Nordens und legte ihm dagegen den Bogen des Grafen Cas zum Chef seines Hofstaats, da mittlern weile der päpstliche Nuncius G. Albani von dem Papste beordert ward, bei dem vorstehenden Wahlzuge zu Frankfurt den Kurprinzen von Sachsen zum künftigen römischen König (wo der zu vermählende Kaiser Carolus VI. keine männlichen Erben erhielt) zu recommandiren. In solcher Hoffnung gieng der Prinz im August nach Frankfurt. Wie aber die abgezielte Wahl zum römischen Kaiser alda wenig Beifall fand, mochte das Geschick ihn gereuen, insonderheit nachdem Müllig und Nordens wider seinen Willen gleichfalls von seiner Suite abgeföhrt, und er nach Heidelberg zu gehen befohlen wurde, wo die Anschläge, so der Kurfürst von Mainz nebst dem kurfürstlichen Geheimrath Baron Schenk, dem zweiten kurfürstlichen Gesandten Baron Hagen (der römisch-katholisch) und dem Bismarck Cas abgeriet, nach grade sollten ausgeführt werden. Also besagte er sich über die von seinem Herrn Vater (seinem Vorgesetzten nach) wider seine Meinung und Willen mit ihm vorhandene Religionsänderung sowohl an die kurfürstlichen als insonderheit an den königl. dänischen Abgesandten, den Baron Weyberg und wäre gern nach Kopenhagen gegangen, wenn er von Sr. Majestät des Königs Protection versichert gewesen wäre. Allein Weyberg sah die gefährlichen Folgen dieses Werkes und zugleich die ungewerthliche Gemüthsbeschaffenheit des Kurprinzen besser ein, und rief ihm daher, weil sein Herr Vater ihm gleichwol (seinem eignen Standnisse nach) die völlige Freiheit in der Religion ließe, was nur dies suchte, ihn durch den täglichen Umgang mit römisch-katholischen zu gewinnen, so möchte er sich mit der ihm von Gott gegebenen guten Erkenntnis wider alle Verführung wahren, allen die ihn von Religionsfachen etwas vorsprechen wollten, als ein Prinz das Stillschwägen auflegen, bei päpstlichen Ceremonien sich nicht embarassiren, sondern eine seiner hohen Geburt anständige Freiheit annehmen, sonst aber in äußerlichen Dingen und in specie der Reise nach Italien seinem Herrn Vater willig gehorsamen. Indem er durch solch Betragen des göttlichen Segens und einer wahren Hochachtung nicht allein der Evangelischen, sondern der Päpster selbst versichert sein könnte. Der Kurprinz folgte dieses Mal dem von Weyberg gegebenen Rath, wenigstens dem Scheine nach und reiste noch denselben Nachmittag nach Heidelberg ab, von wannen er sogleich nach Italien gegangen und alda den 27. Nov. 1712 zu Bologna unter Anleitung des Jesuiten Salerno (der hernach dafür Cardinal geworden) in geheim zu der römischen Kirche getreten ist, wiewol solcher Uebertritt erst K. 1719 (1717) im October zu Wien publicirt und declarirt worden u. s. w.“

Den Hauptinhalt dieses Werkes, besonders des ganzen ersten Bandes macht, wie zu erwarten stand, der nordische Krieg; Karl XII. Tod vor Frederikshald (so wird der Ort durchgängig geschrieben) wird hier nicht deutlicher als durch andere Nachrichten, aber doch die Unmöglichkeit nachgewiesen, daß die Dissenkugel, welche ihn unfehlbar und schon in der Nacht wenigstens nach 9 Uhr Abends tödtete, nicht aus der Festung (Frederikshald) geschossen gewesen sein könne, zumal man die „Verwundung“ (Pferd?) noch in der Wunde gefunden. Der Generaladjutant, welcher mit in den Approch war und sich nachher im Wahnsinn, der aus Gewissensangst entstand, des Nordens schuldig gab, wird von dem vorstehenden Zeitgenossen nicht gleich genannt, nur einige Seiten weiter, nach einer nicht uninteressanten Schilderung Karl's heißt es: der Generaladjutant Cinkler habe den König, mit seiner Perücke umgeben und in seinen Mantel gewickelt, fort transportiren lassen. — Daß der Verf. ein Däne ist und nicht immer ganz unparteiisch, merkt man bald; aber auch die Frömmigkeit des Verf. wird eravand, wenn er, was sich ja ohnehin versteht, überall Gottes Finger nachweist und z. B. S. 60 sagt: „Und wer muß nicht in Demuth das göttliche Geschick (der Ausdruck ist indes wohl verstanden so über nicht!) anbeten, welches den ganzen pfälzischen Stamm auf dem schwedischen Throne in der letzten Generation hat verderben las-

fen, aus welchem diese zwei kriegerischen und unbeweglichen Prinzen (Karl Gustav und Karl XII.) entsprossen gewesen, durch deren Örtigkeit Königsreiche erschüttert, vieler Tausend Menschen Blut vergossen und endlich ihr eignes Leben vor der Zeit aufgeopfert ist. So ist es auch ein Werk der Vorsehung, daß die in der Schlacht bei Pultawa gefangenen Schweden Sibirien und die Tataren durch ihre Verbannung mit dem Christenthume bekannt machen müssen.

Eigentlich historisch Neues hat Ref. wenig gefunden, doch vieles Wahre, was wenigstens die spätere Zeit noch beglaubigt hat. Der Verf. hatte einen richtigen Blick in seine Zeit, und wer jetzt eine Biographie Peter des Großen oder des Ministers Oberg schreiben wollte, würde nur in wenigen Punkten abweichen können. Für Dänen zunächst geschrieben, legt das Buch die Kenntniß der Ursachen schon voraus, welche die Spannung zwischen dem dänischen und den holsteinischen Häusern veranlaßten; der Kunstländer wird sich eine genealogische Tabelle und eine Karte dazu zu nehmen haben. Die innere Geschichte der Regierung dieses Königs ist gar nicht übersehen, und zur Geschichte manches berühmten Mannes oder Instituts schönes Material geboten. Die ostasiatisch-dänische Compagnie und die dort vorgefallenen Unfälle, die Verberbercolonisation in Grönland, der gewaltige Brand von Kopenhagen 1728 im zweiten Theile, und was über einige Große, deren Familien zum Theil noch leben, gesagt ist, wird wol an der langen Quiescenz des Buches auch seinen Theil gehabt haben. — Ein Verzeichniß der von diesem Könige abgeschlossenen Verträge beschließt das Werk, welches wenigstens einen tröstlichen Anblick gewährt, wie viel wir in historischer und typographischer Kunst seit 100 Jahren weiter gekommen sind. 41.

M i s c e l l e n.

W. Servet De trinitate.

Zu den seltensten Schriften gehören die des Michael Servet über die, oder vielmehr gegen die Lehre von der Dreieinigkeit. Er wurde wegen derselben bekanntlich durch Calvin's Eifer und auf Melancthon's Entschelten in Genf bei einem langsame Feuer verbrannt, und sein Tod zeigte am besten, daß den Protestanten der Regereifer so wenig fremd war wie den Katholiken. Die Zeit hat das Ihrige gethan, eine fürmliche Inquisition unter den Evangelischen zu verhindern; an einzelnen Beispielen, daß sie Lust dazu hatten, fehlte es nicht. In Jena wurden 1536 selbst auf des sanften Melancthon's Entschelten hin mehrere Wiedertäufer hingerichtet und in Basel eines solchen Leichnam zehn Jahre nach seinem Tode (1559) echt inquisitionsmäßig ausgegraben, um ebenfalls verbrannt zu werden. *) Genaug, Servet's Schriften: „De trinitatis erroribus“ und „Dialogorum de trinitate libri duo“, wurden durch die geistlich-protestantische Verfolgungssucht in kurzer Zeit so selten, daß sie bereits im Anfang des 18. Jahrhunderts fast gar nicht mehr zu haben waren und mit 20—100 Ducaten bezahlt wurden, wie Arnold in seiner „Ketzergeschichte“ II, S. 402 versichert und J. S. Seelen in seinen „Select. literar.“ S. 53 bekräftigt. Das Bächertische Hiebei war, daß jeder orthodoxe Theologe gegen ihn eiferte, „obgleich die wenigsten, welche ihn refutirten, ihn selbst gelesen“, schreibt ein Zeitgenosse an den genannten Seelen. 1733 hatte ein londoner Buchhändler eine Ausgabe davon unternommen, welche ihm aber den Kerker zuzog. Wenn nicht Seelen einen kurzen Auszug davon gegeben hätte, könnte Niemand errathen, warum Servet verbrannt worden wäre. Jetzt würde deshalb freilich so leicht kein Mensch, dem die literarische Ehre am Herzen läge, eine Feder gegen ihn ansetzen, so unschuldig sind seine Ansichten. Aber fast

*) „Historie der Weisheit und Abergläub.“ von Chr. Thomaskus. Halle, 1668. Es kommen da noch mehrere solche Beispiele protestantischer Inquisitionen z. B. und 17. Jahrh. vor, die Th. kritisch betrachtet hat.

144. hätte an Calvin geschrieben: „Pro uno deo habetis trinitatem Cerberum“, und dieser evangelische Papst konnte so etwas eben so wenig hingehen lassen wie der römische. Genaug, er mußte Das, was jetzt Jeder sagen kann, mit dem Flammentode besiegeln, obgleich es doch auch nicht an Luther fehlte, die „Calvinum idcirco reprehendunt“, und übrigens seine Schriften öfter unter den Socinianern aufgelegt wurden. Es gab also damals doch auch immer noch Leute, welche vernünftiger waren als Calvin und die meisten Theologen, die solchem Flammentode ihren Vorkauf gezollt hatten.

Die Romanenwuth vor mehr als hundert Jahren.

So sehr auch das Lesen der Romane jetzt in allen Classen der Gesellschaft Wurzel geschlagen hat, so wenig darf man glauben, daß es vor vielen Jahren anders gewesen sei. Eine andere Romanenart wurde verschlungen, aber das Romanenlesen selbst war nicht geringer. Zum mindesten kann man dies aus den Klagen darüber folgern, die vor mehr als hundert Jahren so häufig waren, als sie es jetzt sind. Wir haben eine Monatschrift von 1718 vor uns: „Die abentheuerliche Welt in einer Pictelheeringsskappe“. Jedes Heft enthält zwei satirische Gedichte über damals in Schwang gehende Mißbräuche zc., und eine dieser Satiren handelt denn auch „von den Liebesromanen“, welche damals in allen Händen, aber sicher nicht zum tausendsten Theile so belehrend waren, wie unsere besseren historischen Romane. Aber dieser Satire zufolge ging es damals so weit, daß man

— verglichen Bücher

Gar in die Kirche nimmt und unter Regentlicher *)

Wie manche Kärria thut;

Kein Kaufmannsbüchle war —

— bald mehr zu haben,

Der jährlich nicht sich läßt ein Schod Romanen hindern.

Im Handwerksstande fand man sie nicht weniger. Der Schneider

— sah bei seiner Scher* hinein:

Der Schindknecht wischt den Drah, doch auf der Werkblatt liegt

So irgend ein Roman, der seltner noch Pöbel riecht.

Auf gleiche Art geht der ungenannte und uns unbekante Satiriker die Apotheke, die Küche zc. durch und findet überall Romane oder ein „Liebesbuch“, daß er sich am Ende in die ärgsten Bervünschungen ergießt, und auch so noch zeigt, wie damals dieselbe Klage herrschte, welche jetzt so häufig den Umweltsen der Ketten und Erzähler erge macht.

Was nicht die Mode thut!

Selbst zu den größten Widersprüchen verleitet ist. Als ganz Frankreich von Europas Fürsten vernichtet werden sollte, erbtare in deren Heeren doch oft die Marseller Hymne und das Ca ira. Karoline v. Fouqué versichert als Ohren- und Augenzeugin, es in Potsdam von den Trompetern des Garde du Corps gehört zu haben, welche es „auf Befehl ihrer Obern blieseln, während schmutzige Straßenjungen mit lauter Stimme die schlecht übersehten Worte dazu ausfuhren“. Die Modeshändlerinnen fabricirten in spanischer Arglosigkeit Bonnets à la carmagnole, und ehrbare Frauen setzten sie unschuldig am Marktage ihrer Erstgeborenen auf. Jedermann trug tricolore Stoffe, während die Kruppen der deutschen Fürken im blutigen Kampfe gegen die dreifarbige Fahne sich befanden. Aber was thut die Mode nicht! Sie ist mächtiger als alle Politik! **) 36.

*) Regentlicher waren damals besonders in Nürnberg Mode und hüllten den ganzen Körper ein. Sie dienten wie eine Mantille den Spanierinnen, wie späterhin eine Caloppe. Die vornehmern Frauen trugen sie von Spitzen gefestigt.

**) Man vgl. „Der Scherbstich“, von Karollas v. Fouqué. Altd. 1833. S. 87 fg. Es findet sich hierin eine sehr pikante Geschichte der Moden von 1708 bis 1839 vor.

Literarische Unterhaltung.

Freitag,

Nr. 87.

28. März 1834.

Geschichte der Kreuzzüge nach morgenländischen und abendländischen Berichten. Von Friedrich Wilken. Siebenter Theil in zwei Abtheilungen. Die Kreuzzüge des Königs Ludwig des Heiligen und der Verlust des heiligen Landes. Mit zwei Karten und Registern über das ganze Werk. Leipzig, Vogel. 1832. Gr. 8. 4 Thlr. Preis des ganzen Werkes 19 Thlr. 12 Gr.

Wir haben in diesem, fast tausend Seiten umfassenden Theil den Schluß des Geschichtswerkes vor uns, über dessen Trefflichkeit wir uns bei der Anzeige der beiden vorhergehenden Theile in Nr. 74 d. Bl. f. 1831 ausgesprochen haben, und wünschten dem verehrten Verfasser sowie dem Deutschen, für ernste Geschichtsdarstellung gestimmten Publicum Glück zu dieser Vollendung.

Es enthält dieser Theil, der Eintheilung des Ganzen in Büchern nach, das achte Buch. Es ist die Zeit, wo das Interesse und der Eifer für die Sache des heiligen Landes immer mehr ermattet und erlischt, während die Christen im Morgenlande dieses Eifers mehr als je bedürfen, da ihre Leiden und Bedrängnisse immer höher steigen und zunehmen. Nicht geringe Wunden wurden gegen die Mitte des 13. Jahrhunderts der Sache der Kreuzzüge geschlagen durch die leidenschaftliche, mit glühendem Haß betriebene Verfolgung Kaiser Friedrich II. durch Paps Innocenz IV., welche für die bittern Klagen des Kaisers über die Anmaßungen der Hierarchie die Ohren der Zeitgenossen öffnete und sie abgeneigt machte, auf Unternehmungen einzugehen, deren Beförderung der heilige Stuhl sich so angelegen sein ließ. In diesen Zeiten sahen wir den König Ludwig den Heiligen, jenen großen Mann, bei welchem die bis zur größten Selbstentäußerung und Hingebung gesteigerte echte Frömmigkeit eine kraftvolle und wirkungsreiche Thätigkeit nach sehr verschiedenen Richtungen hin, durch ritterliche Tapferkeit unterstützt, nicht aufhob, die letzten großen Versuche zur Rettung der christlichen Besitzungen an den asiatischen Küsten machen. Es gehörte damals schon das ganze Ansehen, das ganze Gewicht eines so mächtigen Monarchen, wie der König von Frankreich es war, dazu, um das bedeutende Heer, mit welchem er die Eroberung von Aegypten unternahm, zusammenzubringen. Der König selbst gerieth in äußerste Noth und in die Gefangenschaft der Moslems; aber

auch ein solches Unglück des verehrten Monarchen in fernem Lande erweckte keinen Eifer, ihm beizuspringen. Wir finden zwar, daß im Jahre 1251 in den Provinzen Flandern und der Picardie ein unberufener Kreuzprediger auftrat, der ausgetretene Cisterciensermönch Jakob, ein sechzigjähriger Greis, welcher mit dem Beinamen des ungarischen Meisters bezeichnet wurde, in mehreren Ländern, selbst im Morgenlande sich umhergetrieben hatte, mehrere Sprachen kundig war und sich rühmte, von der Mutter Gottes durch einen Brief, den er beständig in seiner verschlossenen Hand hielt, aber Niemanden zeigte, den Beruf als Kreuzprediger empfangen zu haben. Diejenigen aber, welche aus seinen Händen das Kreuz empfingen und sich rühmten, Wunderkraft zu besitzen und durch Gesichte und Erschrinungen zur Rettung ihres Königs aufgefordert zu sein, waren Hirten, Knaben, Marktchreier, feile Dirnen, ja selbst Straßenräuber und andere Verbrecher; denn Jakob richtete seine Ermahnungen nur an das geringe Volk, indem er behauptete, daß Gott Misfallen hätte an der Hofsfahrt der französischen Ritter, und dagegen den Armen und Verachteten im Volke die Ehre gönnen würde, das heilige Land zu retten. Mit dem Gesindel, welches er zu vielen Tausenden um sich versammelt hatte, zog dieser Kreuzprediger im Lande umher, bis ein arger Frevel, den seine Anhänger zu Orleans begingen, indem sie die dortigen Geistlichen verfolgten und 25 derselben ermordeten, ernstern Widerstand hervorrief. Die ruchlosen Priestermörder und ihre Genossen wurden gebannt, und als der Meister Jakob am Flusse Eher von einem Manne, welcher bemerkte, daß die vorgeblichen Wunder des Kreuzpredigers nichts als Gaukelei waren, erschlagen wurde, so zerstreute sich das ganze schwärmerische Heer. Solches Unwesen war nicht dazu geeignet, eine lebhaftere Theilnahme an der Sache des heiligen Landes zu befördern, vielmehr konnte es bei Manchen, welche unter andern Umständen das Kreuz gemannnen haben würden, Widerwillen gegen eine Angelegenheit hervorbringen, welche Anlaß zu so verabscheuungswürdigen Ausschweifungen gegeben hatte. Da der päpstliche Innocenz auch nach dem Tode des Kaisers Friedrich, über welchen er eine unmäßige und frevelhafte Freude bezeugte, die Verfolgung seines Geschlechts mit großer Leidenschaft betrieb, betrachteten die Freunde des Hohenstauffischen Hauses jedes Misgeschick, welches den

päpstlichen Stuhl oder dessen Beschützer und Anhänger traf, als einen Sieg ihrer Sache, und mithin sogar den unglücklichen Ausgang der Kreuzfahrt Ludwig's als ein für sie vortheilhaftes Ereigniß. Vergeblich blieben alle Aufforderungen, welche dieser König von Syrien aus, wohin er sich nach seiner Befreiung aus der ägyptischen Gefangenschaft begeben hatte, an seine Untertanen ergehen ließ; vergeblich schilderte er, wie nützlich den Christen die feindseligen Verhältnisse der ägyptischen Emire und des Sultans von Damaskus wider einander schon bei einer geringen Unterstützung sein würden, indem er bemerkte, daß die baldige Ankunft von nur 200 Rittern im heiligen Lande ihn schon in den Stand setzen würde, von dieser Lage der Dinge allen Vortheil zu ziehen. Erst als er nach mehren Jahren inne ward, daß alle seine Bitten und Ermahnungen fruchtlos blieben, entschloß er sich zur Rückkehr nach Frankreich. Diese Erfolglosigkeit aller Bemühungen Ludwig's, sich Verstärkungen zu verschaffen, war der überzeugendste Beweis von dem gänzlichen Mangel der Theilnahme an der Sache des heiligen Grabes im Abendlande; und daß von dort her der oft missungene Versuch, das Königreich Jerusalem wieder herzustellen, noch mit hinreichendem Nachdruck wiederholt werden würde; mußte fortan zu den trügerlichsten Hoffnungen gehören.

Die Geschichte des Zeitraums, der von da bis zum Verluste der letzten Städte und Burgen in Syrien verfließt, welcher gewöhnlich nur sehr flüchtig behandelt wird, ist von dem Verf., besonders mit Hülfe arabischer Quellen, mit einer den frühern Abschnitten entsprechenden Ausführlichkeit bearbeitet worden, und es ist gewiß, daß auch die Geschichte dieses Untergangs sehr viel Bemerkenswerthes darbietet und das Bild, welches man sich im Allgemeinen von dieser merkwürdigen religiösen Colonisation zu entwerfen hat, erst vervollständigt. Die Herrschaft der Christen in Syrien hatte sich immer mehr auf die an der Küste des mittelländischen Meeres liegenden Städte und Burgen beschränkt, und selbst das schmale christliche Gebiet an dieser Küste war nicht mehr zusammenhängend, sondern durch mehre den Sarazenen unterworfenen Städte und Landstriche unterbrochen, und der Verkehr der einzelnen christlichen Dörfer mit einander sehr erschwert. Daß auch dieser Besitz bald gänzlich verloren ging, davon lag der Grund nicht allein in dem Bestreben der übermächtigen Sarazenen, die Christen wieder völlig aus Ästen zu verdrängen, sondern auch in dem krankhaften Zustande im Innern der christlichen Städte. Die Sarlaner oder alte ursprüngliche christliche Bewohner von Syrien, mit so großer Billigkeit auch ihre Verhältnisse von den christlichen Römern, welche das heilige Land erobert hatten, geordnet worden, wären doch niemals treue Untertanen ihrer abendländischen Herren, sondern behielten stets eine Vorliebe für die Sarazenen, deren Sprache und Sitte sie angenommen hatten; ja, sie hatten mit denselben verrätherische Einverständnisse und dienten ihnen als Auspäher. Ebenso wenig hatten die Befesiger des Königreichs Jerusalem vermocht, einen kräftigen fränkischen Bürgerstand im he-

iligen Lande zu begründen; schon die nächsten Nachkommen der abendländischen Christen, welche in Syrien sich niederließen, entarteten und nahmen morgenländische Sitten und Laster an, und diese Entartung, über welche schon in den ersten Zeiten der Kreuzzüge bittere Klage geführt wurde, nahm im Fortgange der Zeit immer mehr überhand. Ungeachtet aller Unglücksfälle, von welchen das heilige Land so oft heimgesucht wurde, lebten die Muslimen in einem üppigen Wohlstande, welchen sie zum Theil zwar ihrer Betriebsamkeit und Thätigkeit, zum Theil aber der gewinnstüchtigen Uebervorthellung der Pilger verdankten. Auch die geistlichen Ritterorden waren ungemein verarmt; sie bewahrten zwar noch immer den Ruhm einer bewunderungswürdigen Tapferkeit, aber die unverföhnliche Eifersucht und die gegenseitigen Feindseligkeiten der Tempel- und Johanniter waren für das heilige Land von den verderblichsten Folgen. Und noch schlimmer wirkten die Pisaner, Genueser und Venetianer ein. Mit unruhiger Geschäftigkeit und Habsucht suchten sie ihre Besitzungen und ihre Vorrechte zu erweitern, nahmen an der Vertheilung des Landes keinen, oder doch nur sehr geringen Antheil, schlossen einseitige Verträge mit den Sarazenen, verfolgten sich untereinander mit leidenschaftlicher Eifersucht und Erbitterung, und machten Ptolemais und andere fränkische Städte oft zu den schauplätzigen blutigen Kämpfen. So geschah es bei einem im Jahre 1256 ausgebrochenen heftigen Streite, daß die Genueser erst die Venetianer in Syrien verfolgten und unterdrückten, und daß dann die Venetianer ihrerseits sich des Hafens von Ptolemais und aller dort befindlichen genuesischen Schiffe bemächtigten, mehre Häuser und den dortigen Thurm der Genueser zerstörten, die Flotten derselben in zwei Seeeschlachten überwandten und sie nöthigten, ihre Besitzungen in jener Stadt gänzlich zu verlassen, bis es den Bemühungen des Papstes Alexander IV. gelang, einen Friedensvertrag zwischen den erbitterten Gegnern zu vermitteln.

So arge Zwietracht herrschte unter den Christen in Syrien, als ihnen ein mächtiger und gefährlicher Feind in dem Sultan Bibars entstand, welcher, früher Führer der baharischen Mamluken, sich im J. 1260 durch Ermordung des Sultan Kotus zum Beherrscher von Syrien und Aegypten emporzuschwang. Bibars war ein Fürst von unruhiger und uner müdlicher Thätigkeit. Die Vernichtung der christlichen Herrschaft in Syrien war ein Ziel, welches er mit dem angestrengtesten Eifer verfolgte. Dem J. 1263 an machte er eine Reihe gegen dieselbe gerichteter Feldzüge, in welchen das Land schrecklich verwüthet wurde, die Plätze Cafarea, Arsuf, Safed, Joppe, ja sogar Antiochien (welches schon an demselben Tage, an welchem die Belagerung begonnt wurde, fiel) und fast alle übrigen Orte des gleichnamigen Fürstenthums zerstört wurden, sodas dem Fürsten Boemund nur die Staffage Diopolis übrigblieb. Die zwischen diesen Feldzügen eingegangenen Waffenstillstände wurden von den Christen nicht immer beobachtet, worüber der Zorn des Sultans nur um so heftiger entbrannte, während er selbst im Uebermaß sich vorabschewungswürdige Treulosigkeiten und gottlose

schickte zu Schluß kommen ließ. Und doch brachte ein solcher Feind, welcher der Begeisterung seiner Zeitgenossen einen neuen Aufschwung zu geben wollte, die Christen nicht zu größerer Eintracht. Von ihm entbrannte ein mit heftiger Erbitterung geführter Kampf zwischen Benicantern und Genuesern, und diesmal wogten die Bemühungen des Papstes Clemens IV. über den starren und unbiegsamen Sinn der geistlichen Gewaltthaber.

Auch ihre Bestrebungen, neue Kreuzzüge zu Stande bringen, setzten die Päpste ohne Unterlaß fort, doch er weniger entsprach der Erfolg ihren dringenden Aufträgen. Der fromme König Ludwig von Frankreich, dessen Herzen der Gedanke nagte, daß die von ihm eingenommene Kreuzfahrt seiner Krone nicht zur Ehre, ern zu Schmach gereicht habe, nahm zwar zum zweiten Male das Kreuz; aber schon seine große körperliche Schwäche und Hinfälligkeit konnten dem neuen Zuge leiblich bessern Erfolg versprechen. Verständige Männer meinten, daß Diejenigen, die dem Könige dazu gerathen, eine Sünde auf sich geladen hätten. Clemens IV., welcher neue Meerfahrten durch fortgesetzte Kreuzpredigten und Befehle an die Geistlichkeit, Weisheuten zu leisten, nicht zu unterstützen strebte, mußte die betrübende Erfahrung machen, daß es schon unmöglich geworden sei, erloschene Begeisterung für das heilige Land wieder zu werden.

Zu Gagliari versammelten sich alle Pilger, welche an dem letzten einigermassen bedeutenden Kreuzzuge Theil nahen, und hier war es, wo König Ludwig ihnen selbstbestimmenden Entschluß eröffnete, die Fahrt nicht unmittelbar nach Aegypten oder Syrien fortzusetzen, sondern er Tunis zu erobern. Einige der Zeitgenossen suchten Ursache dieses Vorhabens in der Hoffnung Ludwigs, der König von Tunis sich zur Annahme des Christthums bewegen lassen würde, und daß das reiche Tunische es nun gewalttham oder friedlich gewonnen, Christen ebenso viele Hülfsmittel zur Fortsetzung des zehnten darbringen, als den Aegyptern entziehen würde. Diese Nachrichten bezeichnen die Weigerung des Königs von Tunis, dem Könige Karl von Sicilien den schuldigen Tribut zu bezahlen, und den Einfluß Karls auf seinen dortigen Hauptort, welche Ludwig zur Wahl dieses Angriffspunktes bestimmten. Arabische Schriftsteller sagen, Ludwig habe von Tunis aus Aegypten angreifen wollen.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Rücksichten auf diese Gründe vorwalteten. Es war aber dem Könige nicht, vor Tunis das Ziel seiner irdischen Laufbahn zu setzen. Er erkrankte an der Ruhr, welche die heftige Hitze des Sommers unter den Pilgern äußerst häufig erzeugte und der unter Vornehmen und Weingehenden zahlreiche Opfer fielen. Ludwig hatte die geringen Kräfte seines Alters durch übermäßige Anstrengungen auf dieser Heerfahrt erschöpft. Wie auf seinem ägyptischen Kreuzzuge, so nahm er auch bei Tunis an allen Kämpfen den Theil und war überall gegenwärtig, wo sein Rath oder sein Ansehen die Streitkräfte ermuntern konnte.

Ja, als er schon hoffnungslos erkrankt war, und unter qualvollen Schmerzen, ließ er sich von eifriger Thätigkeit für das Heer nicht abhalten, bis seine große Seele den Körper verließ. In diesen Zeiten, wo die Begeisterung unter den Christen im Allgemeinen schon so sehr nachgelassen hatte, ist es doppelt erfreulich, zu sehen, wie die Pilger vor Tunis auch nach dem Tode des Königs, obgleich ihre Bedrängnisse mit jedem Tage zunahmen, und die Zahl der Sterbenden schon so groß war, daß an die Beerdigung der Leichname nicht mehr gedacht werden konnte, dennoch ihre Unverdroffenheit im Kampfe bewahrten. Sie blieben in mehreren Befestigten Sieger, doch ihre Führer, die drei Könige, von Frankreich, von Navarra und von Sicilien, waren nicht geneigt, die Belagerung von Tunis zu unternehmen, und daher sehr erfreut, als die Sarazenen einen Frieden nachsuchten, den sie auch erhelten zum nicht geringen Verdruße der Ritter und der übrigen Pilger, welche gehofft hatten, sich durch die Plünderung von Tunis zu bereichern. Der König von Tunis mußte sich zur Zahlung einer Geldsumme für die Kriegskosten verpflichten und sich verpflichten, der Krone Sicilien den bestehenden jährlichen Tribut und zwar verdoppelt zu entrichten.

Bei der Kunde von dem nachtheiligen Frieden, den der König von Tunis eingegangen war, gerieth Bibars anfangs in heftigen Zorn gegen diesen, denn er besorgte, daß die Franken ihre Streitkräfte nunmehr gegen ihn wenden würden; aber die christlichen Könige hatten schon den Entschluß gefaßt, die weitere Kreuzfahrt noch zu verschließen, auf welche Nachricht Bibars den Krieg wider die syrischen Christen sogleich wieder eröffnete. Etwa um diese Zeit der englische Prinz Eduard mit einer Anzahl von Pilgern zu Ptolemais; aber auch mit dieser Verstärkung waren die Christen nicht im Stande, das Feld wider den mächtigen Sultan zu halten. Dieser machte übrigens nicht blos von dem Schwerte, sondern auch von dem Dolche der Assassinen Gebrauch. Es erschien ein Assassine am Abend eines sehr heißen Tages im Gemach des Prinzen Eduard und überreichte ihm einen Brief, in der Absicht, ihn, während er denselben las, zu erschlagen; aber der Prinz entwandte dem Mordanschlag mit ebenso vieler Stärke als Entschlossenheit die Waffe und rief sie ihm in den Bauch, daß er sofort den Geist aufgab. Alle Schriftsteller sind darüber einig, daß dieser Mordversuch auf Anstiften des Sultans Bibars geschahen sei.

Kurz nach dem unglücklichen Ende Ludwigs des Heiligen bestieg Gregor X. den heiligen Stuhl. Dieser Papst hatte sich damals vier Jahre im heiligen Lande aufgehalten, und da er mit eignen Augen die Noth und Bedrängnis der dortigen Christen gesehen hatte, war er als Oberhaupt der Kirche um so eifriger bemüht, eine neue Kreuzfahrt zu Stande zu bringen. Aber auch er mußte erfahren, wie sehr die Begeisterung für die Befreiung des heiligen Grabes erkaltet sei. Auf der allgemeinen Kirchenversammlung, die er 1274 zu Lyon hielt, war vom Morgenlande nur sehr vorübergehend die Rede. Doch verlor Gregor die Errettung desselben, die ein Hauptziel seiner

Bestrebungen ausmachte, niemals aus den Augen. Jedem er in Deutschland und Frankreich friedliche Verhältnisse zu gründen suchte, betrachtete er als die erfreulichste Belohnung seiner Bemühungen die Hoffnung, daß die Befestigung des Friedens in den christlichen Reichen die allgemeine Bewaffnung der Gläubigen für die Befreiung des Erbthums Christi besördern und beschleunigen würde. Wirklich hatte er die Freude, daß zu Lausanne, wo er eine Zusammenkunft mit dem römischen Könige Rudolf hatte, dieser König selbst, dessen Gemahlin, Anna von Hohenberg, die Herzoge von Lothringen und Bayern und 500 deutsche Ritter das Kreuz aus seinen Händen nahmen; daß die Könige Philipp und Jakob von Aragonien ihre Angelehnisse zu Kreuzfahrten erneuerten, daß König Karl von Sicilien dasselbe zu thun verhiess, ja auch Eduard von England, welcher indeß zurückgekehrt war und den Thron bestiegen hatte, eine große Meerfahrt zu unternehmen versprach. Aber Gregor starb, ehe eine dieser Ausichten in Erfüllung ging. Und seine Nachfolger erfuhren, daß keiner jener Fürsten ernstlich geneigt war, das gegebene Wort zu lösen, da sie die Regierung ihrer Reiche und die Beschirmung ihrer Unterthanen für eine höhere Pflicht hielten als die Wiederherstellung des Königreichs Jerusalem.

(Der Bericht folgt.)

Die Reform der deutschen Universitäten. Konstanz, Stuckher und Gebhard. 1833. 8. 8 Gr.

Zu den Abhandlungen v. Caspary's, Prokop's, Pöhl's, Scheider's (Bran's „Minerva“ Januarheft 1834) u. A., die in neuerer Zeit über die deutschen Universitäten, und besonders zu ihrem Schutze erschienen sind, gefüllt sich auch das vorliegende Schriftchen. Der Verf. derselben, nach öffentlichen Mittheilungen der able v. Westphalen, fürchtet nicht, daß man die Universitäten, die eine „ehrwürdige Schutzwehr gegen Barbarei und Tyrannie“ (S. 8) seien, geradezu angreifen werde. Aber gleichwohl sei eine Grundreform der deutschen Universitäten dringend notwendig, damit sie nicht, ohne eine solche, in sich selbst zerfallen oder in einem gesloßen Zustande sich aufösen. Ein größerer Arriumsch, meint er S. 9, könnte der Partei der Verstecker nicht bereitet werden. Der Verf. geht nun bei Darlegung des Bedürfnisses der künftigen Reform davon aus, daß zwar der Unterricht auf unsern Universitäten sich verbessert habe, daß dagegen die Anstalten des Unterrichtes im Wesentlichen unverändert geblieben seien. In Folge dessen sei die Richtung der Universitäten bloß theoretisch, nicht praktisch, und anstatt die Vollendung der sittlichen und geistigen Bildung der zum Einwirken auf das öffentliche Leben bestimmten Jünglinge sich zu ihrem Hauptzwecke zu machen, hätten sich die Universitäten nur zu gelehrten Akademien ausarteter. Was er darauf zur Abhilfe dieses wesentlichen Uebelsandes im Einzelnen vorschlägt und im Allgemeinen bemerkt, muß man in der Schrift selbst nachlesen. Auch er erklärt sich gegen den zu großen Zudrang von minder fähigen Jünglingen zu den Universitäten (S. 20); ebenso erklärt er sich gegen jede unbedingte Lehrfreiheit, nur für eine vernünftige, für welche er in profane Füllen den Anspruch eines Geschworenengerichtes in Anspruch nimmt (S. 24). Den vier verkömmlichen Facultäten will er (S. 24) noch eine staatswirthschaftliche für den Unterricht über alle Zweige der innern Staatsverwaltung in Beziehung auf Finanzen, Industrie, Handel, Erziehungswesen und Bildungsanstalten, über Statistik und die Verhältnisse und Verhandlungen mit dem Auslande beigelegt wissen; aber auch

in Ansehung der andern vier Facultäten äußert er manche Wünsche. So will er, daß mehr für die Pädagogik und die schöne Literatur an den deutschen Universitäten geschehe (S. 26 fg.). Besondere Beherzigung verdient, um des Grundes willen, dasjenige, was der Verf. S. 28 fg. über die Brauchbarkeit der akademischen Jugend außer den Lehrstunden, ebenso gegen zu große Einschließung als gegen völlige Ungebundenheit spricht, sagt. Die Bedingungen der akademischen Schüler sollen nach seiner Meinung (S. 35) der Gegenstand einer öffentlichen Forderung sein, wie denn überhaupt, was das sittliche Verhalten, was Gesinnung und Charakterbildung der Studierenden anlangt, der Lehrer sich durchaus weniger passiv und indifferent verhalten sollten. Vielleicht nur auf solchem Wege könnte mit Erfolg gegen zu weite Verbindungen, Landemannschaften, Lulle u. s. w. etwas vorgenommen werden. Auch hierüber verbreitet sich der Verf. S. 38 fg.; in Betreff der letztern erklärt er sich für Geschworenengerichte, während er in Ansehung der Beurtheilung des akademischen hierbei die Geschworenen überlassen will. Für eine eigene akademische Gerichtsbarkeit ist der Verf. nicht; aber auch etwas wenig für Verlegung der Universitäten in Hauptstädte (S. 51 fg.). Das vorliegende Schriftchen verdient in jeder Hinsicht beachtet und geprüft zu werden.

Miscellen.

So oft ich spazieren gehe, fallen mir die Spartaner ein; diese wollten davon gar nichts wissen. Als ein in peloponnesischen Kriegen die spartanische Besatzung von Deleia bei Athen sich des Nachmittags mit Spazierengehen beschäftigte, telephirten die Spartaner gleich hin: „*μη παρναίειτε!*“ geht nicht spazieren! Was worum befahlen dies die gestrenge Herren? Woher wollen sie die viele Tausende kein besseres Mittel, die Gesundheit zu erhalten und zu befestigen, als dieses? Den alten Spartanern war es ein viel zu üppiges Mittel, bemerkt Aelian (II, 5), der das Geschichtliche erzählt; nicht durch Spazierengehen, sondern durch die Spinnarbeit sollte die Gesundheit gefördert und erhalten werden. Genug, so viel mir aus Spazierengehen halten, so wenig wollten die Spartaner davon wissen.

Das erste polizeiliche Verbot gegen das Zusammenstellen mehrerer Personen auf den Straßen, entstanden aus Furcht vor Missethäten, dürfte unter Philipp dem Schönen in Frankreich um das Jahr 1305 gegeben sein. Er hatte ganz schiedene Gesetze schlagen lassen, und natürlich gingen die Pariser in eben dem Maße in die Höhe. Zur Strafe ließ er sie nun auch wegnehmen. Es war doppelte Ursache zur Unzufriedenheit in Paris, und um ihrem Folgen zu begegnen, erordnete er: „daß Niemand, wer es auch sei, sich mit mehr als fünf Personen betreffen lassen solle, wenn er Verwand er haben möge, und gleichviel, ob es öffentlich oder im Geheimen geschehe.“ Welche dagegen handelten, und wo eine größere Zahl als fünf betroffen würde, sollten im Schloß zu Paris, bis zu neuem Befehle von ihm verwahrt werden.“)

Der Reichthum Venedigs im 16. Jahrhundert.

Nach einer Angabe in den „*Memorie recondite dell' anno 1601, sino al 1640, di Vittorio Siro*“ (1677), konnte Venedig 1602 nicht weniger als 52 Galeren auf einmal mit barem Gelde ausrüsten lassen. Als die Republik 1578 mit dem Sultan Frieden schloß, hatte sie 14 Mill. Schekel Schatzes, die um 1602 aber bezahlt waren. Sieben Millionen Schekel wurden im St. Marcuspalast verwahrt, im Nothfall zur Hand zu sein, und der Procurator Bembo hatte eine polizeiliche Karte um diesen Palast legen lassen, die kaum den 50 Rindern Platz geben werden konnte. Damals war also mehr Reichtum dort als jetzt, wo den Nobilität verboten werden muß, die Dächer ihrer Häuser abzudecken.

*) „*Histoire const. et administr. de la France par Coeffe*“ II, 117.

Geschichte der Kreuzzüge nach morgenländischen und abendländischen Berichten. Von Friedrich Willen. Siebenter Theil in zwei Abtheilungen.

(Schluß aus Nr. 87.)

Die syrischen Christen wurden zwar im J. 1277 durch den, vielleicht an Gift, welches ihm die Seinen beigebracht haben sollen, erfolgten Tod des Sultans Bibars von einem furchtbaren Feinde befreit und frohlockten unmaßig über diesen Glücksfall; aber von den Verwirrungen und Streitigkeiten, welche jetzt unter den Sarazenen entstanden, zogen sie, wie gewöhnlich, darum keinen Nutzen, weil leider unter ihnen selbst die heftigsten Spaltungen herrschten. Zu Tripolis wütheten zwei Parteien, die des Bischofs von Tortosa, zu welcher der Fürst Boemund VII. gehörte, und die des Bischofs von Tripolis, der von den Templern unterstützt ward, so arg gegen einander, daß Boemund und der Bischof von Tortosa Sarazenen herbeiriefen, mit Hülfe derselben das Tempelhaus belagerten, eroberten und plünderten, selbst die dort aufbewahrten Reliquien raubten, und, indem sie das Tempelhaus mit einer sarazenischen Waibe besetzten, sogar das Aergerniß gestatteten, daß in der Kirche desselben das Gesetz des Propheten Mohammed verkündigt wurde. Boemund trotzte selbst dem Banne, welchen der Papst deshalb über ihn aussprach, sowie dem Interdicte, womit die Stadt Tripolis belegt wurde, und übte die härtesten Gewaltthätigkeiten sogar gegen Priester, Mönche und Nonnen. Der König Hugo von Cypern, welcher damals als Titularkönig von Jerusalem das erste Herrschaftsrecht in Ptolemais hatte, gerieth mit der dortigen Bürgerschaft, den Venetianern und den geistlichen Ritterorden in heftigen Streit und verlor sein ganzes Ansehen. Er verließ die Stadt, ohne daseibst weder einen Statthalter noch andere Beamte eingesetzt zu haben, sodas in Ptolemais kein Recht gesprochen und keine Ordnung gehandhabt werden konnte. Beide Parteien schickten Gesandte an den päpstlichen Hof, um Beschwerde zu führen, und bei dieser Gelegenheit muniterten die Botschafter der Templer die Prinzessin Maria von Antiochien, welche sich an jenem Hofe befand, auf, ihre Ansprüche auf die Scheinkrone von Jerusalem jetzt geltend zu machen. Maria befolgte diesen Rath, überließ aber diese Ansprüche bald darauf dem Könige Karl von Sicilien, welcher sogleich einen Statthalter nach Pto-

lemais sandte, der mit dem Bestande der Templer und Venetianer von der Regierung und Verwaltung des Landes Besitz nahm. Doch blieb ein großer Theil der Stadtbewohner dem Könige Hugo zugethan, und nach dessen Tode gelangte sein zweiter Nachfolger Heinrich durch den Beistand dieser cyprischen Partei wieder zum Besitze von Ptolemais, worauf er sich zu Ayrus zum Könige von Jerusalem krönen ließ.

So haderten die Christen um die geringen Reste ihrer Besizungen in Asien, und um die Scheinkrone von Jerusalem wurde nicht minder heftig gestritten, als ob es den Besitz eines bedeutenden Reiches gelte. Dagegen dachte im Abendlande Niemand an die Lösung der übernommenen Verpflichtungen zu neuen Fahrten in das heilige Land. Die französischen Ritter benutzten ihr Gelübde nur, um dem Verbote der Kirchenversammlung von Lyon zum Troste, mit einem bis dahin unerhörten Aufwande Turniere zu halten, in welchem 2000 Ritter gegen einander kämpften, indem sie den Vorwand gebrauchten, daß diese Waffenübungen ihnen als Vorbereitungen zum Kampfe gegen die Ungläubigen dienten. Der päpstliche Legat mahnte ab, der König ermunterte zu diesen Turnieren. Als aber bei einem derselben das Unglück sich ereignete, daß der Graf Robert von Clermont, ein trefflicher Ritter, welcher große Erwartungen erweckte, von seinen Segnern mit Streitkolben so heftig auf den Kopf geschlagen wurde, daß er in lebenslänglichen Wahnsinn verfiel, nahm Papst Nikolaus III. ernste Maßregeln. Er befahl seinem Legaten, wider alle Grafen, Barone, Ritter und Andere, welche fernor an den verbotenen Waffenspielen Antheil nehmen würden, den kirchlichen Bann zu verfügen, und so lange verkünden zu lassen, bis die Widerspenstigen sich zum Gehorsam würden bequemt haben. Sobald die französische Ritterschaft sich nicht mehr mit Turnieren belustigen durfte, dachte sie nicht weiter an die Errettung des heiligen Landes.

Den syrischen Christen stand daher kein anderes Mittel zu Gebote, ihr geringes Besizthum zu behaupten, als die Unterhaltung eines friedlichen Verhältnisses mit den Sarazenen. Seit 1280 war Sultan Kalayun zum anerkannten Besiz aller Länder gelangt, die einst Bibars beherrscht hatte. Mit ihm schlossen die Christen einen Waffenstillstand; aber schon nach zwei Jahren fanden sie im Kriege mit ihm begriffen, und da sie in frühor

Zeit so oft mit großem Leichtsinne Verträge geschlossen hatten, so dürfen wir auch hier die Versicherung der arabischen Geschichtschreiber kaum in Zweifel ziehen, daß diesmal wiederum die Verletzung des Stillstandes von ihnen ausging, wodurch sie denn den Untergang ihrer Herrschaft im gelobten Lande nicht wenig beschleunigten. Kalavun beschloß die Burg Marakab anzugreifen, eine Feste, von der ein Araber sagt, daß alle Diejenigen, welche es bis dahin versucht, zu ihren Thürmen zu gelangen, in die sie umgebenden Abgründe gestürzt seien; denn sie sei für Angriffe unzugänglich, nur die Hunde könnten ihre Mauern anbeulen, und der Adler und der Greif im Fluge zu ihren Wällen sich erheben. Schon war ein beträchtlicher Theil der Mauer niedergeworfen und die Bestürmung sollte ihren Anfang nehmen, als ein Thurm der Burg einstürzte und die entstandene Oeffnung bergestalt ausfüllte, daß der Sultan an der Möglichkeit der Eroberung verzweifelte. Da erboten sich unerwartet die Hospitalliter, diesen letzten festen Platz ihres Ordens unter der Bedingung freien Abzugs zu übergeben, welchen Antrag Kalavun natürlich mit großer Freude annahm. Die Sarazenen sahen in diesem Entschlusse der Christen ein Wunder. Die vier Erzengel, sagt einer ihrer Geschichtschreiber, seien ihnen zu Hülfe gekommen und haben die Belagerten so gedängelt, daß sie sich zur Uebergabe entschlossen.

Die Muthlosigkeit der syrischen Christen hatte jetzt schon eine solche Höhe erreicht, daß Kalavun den Fürsten Boemund durch bloße Drohungen dahin brachte, den Besatz zur Räumung der Burg Marakia zu ertheilen, die auf einem künstlichen Grunde im Meere so fest erbaut war, daß Kalavun, der über keine Flotte gebieten konnte, nicht im Stande gewesen wäre, sie mit Gewalt zu erobern. Ja, der Fürst Boemund selbst lieferte zur Schleifung dieser Feste die erforderlichen Werkzeuge, und seine Leute leisteten den Feinden bei dieser Zerstörung Hülfe. Ehrenvoller war der Verlust von Tripolis, welches Kalavun 1289 trotz der unermesslichen Stärke der Mauern mit Sturm eroberte. Tapfer war die Vertheidigung der Christen, ihrer 7000 fielen im Streite; aber auch der Verlust der Sarazenen war nicht gering, wofür die ergrimmeten Sieger eine so schonungslose Rache nahmen, daß sie nicht nur die christlichen Priester und Mönche, welche in der Stadt noch angetroffen wurden, tödteten, sondern überhaupt alle erwachsenen Männer, und die Weiber und Kinder als Sklaven wegföhreten.

Als die Ritterschaft von Ptolemas gewahrte, wie das Verderben sich nahe, schickte sie Botschafter nach dem Abendlande, um im Namen des König Heinrich's und sämmtlicher syrischer Christen dem Papste Nikolaus IV. und andern abendländischen Fürsten vorzustellen, daß nunmehr die Noth des heiligen Landes auf das höchste gestiegen sei, und der gänzliche Verlust desselben ohne die kräftige und schnelle Hülfe der abendländischen Christenheit nicht mehr abgewandt werden könnte. Nikolaus nahm die Vorstellungen dieser Botschafter sehr zu Herzen, und ließ das Kreuz mit Eifer predigen; aber während er dieselben Mittel, durch welche seine Vorfahren so oft Wun-

der der Begeisterung hervorgebracht hatten, vergebend im Bewegte setzte, schlossen zwei christliche Könige, Alfons III. von Aragonien, und dessen Bruder, Jakob von Sicilien, mit Kalavun einen Vertrag, durch welchen sie sich verpflichteten, alle abendländischen Christen von Feindseligkeiten gegen den Sultan abzuhalten, ja sogar Diejenigen, welche demnach einen Krieg gegen ihn unternahmen würden, zu Wasser und zu Lande anzugreifen; wogegen Kalavun seinerseits nur versprach, den aragonischen und sicilischen Pilgern den Besuch des heiligen Grabes zu gestatten. So viel höher achteten die abendländischen Christen die Vortheile, welche der Handel mit den sarazenschen Ländern gewährte, als das Verdienst und den Ruhm des Kampfes wider die Feinde ihres Glaubens. Diese Ueberzeugung ließ in Kalavun den Vorsatz reifen, den ersten Vorwand, welcher ihm dargeboten würde, zu benutzen, um den Krieg wider die Christen in Syrien zu erneuern und die Vernichtung ihrer Herrschaft zu vollenden; und die Christen boten ihm durch Verletzung des Friedens einen solchen Vorwand bald dar. Er erklärte den Krieg; aber ehe er ihn beginnen konnte, starb er. Den Christen brachte dieser Todesfall keinen Vortheil, denn Malek al Aschraf, sein Sohn und Nachfolger, beharrte bei dem Plane seines Vaters, Ptolemas mit der ganzen Macht des Reiches von Aegypten und Syrien zu belagern. Von der damaligen Pracht und dem Reichthume dieser Stadt entwerfen die Zeitbücher ein Bild, nach welchem ihr keine andere jener Zeit an Schönheit und Bequemlichkeiten gleichgestellt werden konnte. Die Häuser waren von gleicher Höhe aus gehauenen Steinen erbaut und mit gläsernen Fenstern und mancherlei Gemälden geziert; sie waren nach der Sitte des Landes oben flach, auf ihrer Höhe mit schönen Blumengärten, zum Theil selbst mit Lusthäusern geschmückt. An den äußern Enden der Stadt ragten prachtvolle Paläste, mit Mauern und Gräben umgeben, empor; in der Mitte des Orts hatten die Kaufleute — deren gefüllte Waarenlager von der Lebendigkeit ihres Handels zeigten, und die sich aus den verschiedensten Gegenden hier angesiedelt hatten — ihre Wohnungen, sowie die Handwerker, jedes Gewerbe in einer eignen, nach demselben benannten Straße. Die Straßen waren breit und geräumig und von der äußersten Keuschheit; über denselben wurden zum Schutze gegen die Hitze der Sonne sebene oder andere irdische Lächer gespannt. Ptolemas war der Sitz jeder Ueppigkeit. Was zu einem verfeinerten Lebensgenusse gehörte, war hier in reichem Maße vorhanden, denn aus dem Abend-, wie aus dem Morgenlande strömten die Erzeugnisse der Natur wie des Kunstfleißes dorthin. Pilger aus allen christlichen Ländern in ihren Trachten, fränkische und morgenländische Kaufleute, jeder in der Kleidung seines Landes, sah man zur Zeit der offenen Schiffahrt täglich dort ankommen. Das bunteste Gemisch von Sprachen ertönte; wer nach Ptolemas kam, fand für die selbige einen kundigen Dolmetscher. Der Anblick von Ptolemas war prächtig voll. Eine Chronik sagt, daß sich die Stadt ebenso längs der Küste des Meeres erstreckte wie Adia am Ufer des Rhodan.

So war die Stadt, zu deren Einnahme die Sarazenen außerordentliche Anstalten betrieben und mehr Kriegsjahren erbaut hatten, als für irgend eine frühere Belagerung in diesen Kämpfen; während unter den Christen r Stadt Mithras, Partinax, Haber, Sittenrit, gänzlicher Mangel an Licht und Ordnung herrschte. In den ersten Wochen der Belagerung kämpften sie noch mit Zudersicht und Kühnheit. Als aber die jenen die Stadt auf das gewaltigste zu beschließen men, sandten nicht nur die wohlhabenden Einwohner Weiber und Kinder fort, sondern auch ein großer der wehrfähigen Verteidiger entflohen heimlich zur oder zu Lande, ja selbst König Heinrich zog in ein unklare Nacht mit seiner sämmtlichen Wittiz und 3000 n angesehenen Bewohnern von Ptolemais schimpflich der Stadt und schiffte nach Cypern. Gleich nach die- lacht begannen die Sarazenen den Sturm, und nach n Tagen harter Kämpfe war die Stadt am 18. 1291 in ihren Händen. In diesen Tagen hatten nückgebliebenen Christen noch mit großer Tapferkeit die weit überlegene Zahl der Feinde gestritten und al die bereits Eingebrungenen wieder hinausgedrängt; glich war dieses durch den Arm der Hospitaliter ge- n, die jetzt erst am Kampfe Antheil zu nehmen be- n, und noch später, erst in den letzten Stunden, dies auch die Templer gethan. Es war zu spät, rmochten jetzt nichts mehr als ihre beweisenswerthe eitung mit dem Tode zu büßen. Als die siegenden jenen alle Christen, auf die sie stießen, erwürgten, viele Weiblose, um sich zu retten, zum Meere; aber leisten wurden von den nacheilenden Feinden getödt- er ertranken. Ahsraf besetzte seinen glänzenden Sieg h, daß er nach völlig vollendetem Kampfe alle ge- n christlichen Männer tödten ließ.

Die syrischen Städte und Burgen, welche noch in Händen der Christen waren, ließen nach dem Ver- von Ptolemais jeden fernern Widerstand gegen die des Sultans Ahsraf für unnütz. Tyrus, Sidon, us und Tortosa wurden den Sarazenen ohne Schwert- übergeben, und so war das ganze heilige Land für endländische Christenheit verloren. Es endeten damit offnungen der Päpste zur Wiegengewinnung dessel- die Ermahnungen, sich dafür zu bewaffnen, und die he anderer wackerer Männer, eine neue Begeisterung zu erregen, noch nicht; war aber schon etliche Men- ter vor dem Verluste der syrischen Besitzungen der so schwach und der Erfolg so geringfügig gewesen, ann jetzt, wo jenseits des Meeres kein Anhaltspunkt zu finden war, vollends jeder Plan und Versuch, the die Ausführung nur begonnen hatte.

Der Verf. hat die Geschichte dieser Pläne und Vor- icht so weit geführt, als es, um äußere Vollständig- erreichen, möglich gewesen wäre. Man spürt ihm n letzten Seiten einige Ermüdung an; wer möchte der diese am Ende einer so langen und mühevollen hn verargen! Mehr als diesen in der That wenig ndem Mangel bedauern wie es, daß aber diese Länge

des Wages und die Freude, sich endlich am Ziele zu fin- den, ihn abgehalten hat, die Hoffnungen zu erfüllen, die er einst in der Vorrede zum zweiten Bande erregt, am Schlusse des Ganzen in einer Würdigung der Quellen die Fortschritte der historischen Kunst in diesem Zeitalter zu entwickeln, vielleicht auch in einzelnen Abhandlungen Untersuchungen und Betrachtungen über die Wirkungen der Kreuzzüge auf Literatur, vornehmlich Poesie, Politik, Handel und überhaupt auf die Cultur der damaligen und nachfolgenden Zeiten niederzulegen. Denn dadurch tritt erst die positive Seite der Kreuzzüge als einer großen un- versalshistorischen Begebenheit hervor, und Niemand, der mit diesem Gegenstande vertraut ist, wird in Abrede stel- len, daß die bisherigen Untersuchungen über diesen Ge- genstand noch mancher Berichtigung und Vervollständigung bedürfen, welches Geschäft wir in Niemandes Händen lie- ber gesehen hätten als in denen des Verfassers. 84.

Der Saal der Musen in der Villa Hadrians und im vaticanischen Museum.

Der Kaiser Hadrian hatte in seiner unermesslichen Villa bei Tivoli einen besondern, runden, mit neun Nischen versehenen Saal für eine Collection griechischer Musen erbauen las- sen, der das seltene Glück hatte, mit allen seinen Statuen, wozu auch die Hermen der vorzüglichsten griechischen Dichter und Philosophen, die einzig getreuen Abbildungen, besonders des Sokrates, gehören, die kunstordnende Regierung der Ban- dalen zu überleben; denn schon anderthalb Jahrhundert bilden dieselben das vollkommenste und schäufte Ganze der plastischen Kunstwelt des Museo Vaticano. Das Pontificat hat ihnen darin einen dem alten ähulichen runden Saal, genannt Saal der Mu- sen, auf der Höhe des Belvedere angewiesen.

Die Frage: wie und mit welchen Attributen haben die Griechen ihre Musen abgebildet? ist durch dieses wie durch ein Wunder erhaltene Kunstdenkmal vollkommen gelöst, und unsre Künstler brauchen, um für die Mitwelt getreu die antike Wor- welt abzubilden, nur genau diese päpstliche Notwendigkeit zu lernen, worin die Dämonischen, gefertigt von Euppos' oder Stopas' oder Euphrates' Schule meisterhaft in Lebensgröße dar- gestellt sind. Sie sind einzeln keine so berühmten plastischen Größen des Alterthums wie ihre Nachbarn, der Apoll, der Amor und Melanthe, oder wie der Farnese in Neapel und die Mediceische in Florenz, aber sie sind doch immer, als Kunst- werke, Gedhen, und, wenn nicht wegen der überaus idealen Bil- dung als Statuen, doch als Sammlung und poetisches Ensemble das Schätze und Trefflichste, was die Archäologie aufzuweisen hat. Ueberdies sind alle Figuren schön weiß und so unverletzt erhalten, daß man nur ganz unwichtige Theile zu restauriren braucht.

Mein längerer Aufenthalt in Rom erlaubte mir glücklicher- weise einige Tage in dem vaticanisch-hadrianischen Saale zu verweilen und sowohl die Physionomen der griechischen Götter als die Attributen der sämmtlichen Musen in mein Portefeuille zu zeichnen. Dies geschah nicht der Zeichnung, sondern des Gegenstandes wegen.

Melpomene ist die Erste des poetischen Neugebüten. Der griechische Bildner hat sie in aufrechter Stellung vorgestellt, den linken Fuß zur Unterstüzung des Arms auf einem Blöck erhebt, wodurch das lange Gewand in schöne Falten gebunden wird. Nachdenkend vor sich hinschauend ruht der von großen Forderungen geschüttelte Kopf, unterdeß die unter der Brust geballte linke den Dolch bemerkbar werden läßt, und die halb- gebogene nachlässig auf der Hüfte ruhende Rechte statt der Hand die tragische bärtige Maske vorhält. Das Oberkleid reicht bis

der Hüfte unter die Brust, welche die ganze Brustpartie bedeckt und wird von einem Streifen zusammengehalten. Ihr reiches Haar, bis auf die Schultern fallend, ist mit einem breiten Blätterkranz der Trauerpalme umwunden. — Thalia sitzt auf einem Bloß, der durch das fettreiche Gewand bedeckt wird. In der linken ausgebreiteten und vom Mantel reich besetzten Hand hält sie das Kambouin, gestützt auf das linke Knie, auf welches das Gewand von dem Arm herabfällt, in der Rechten Stab und Maske. Das Oberleid ist auf den Schultern befestigt und läßt den einen Arm ganz bloß. Die Physiognomie der Muse ist still und freundlich, ihr Haar geschlingelt und mit einem Blumenkranz verziert. — Urania ist eine ganz originale Gestalt, heilig und überhöht, ihr leichtes anmuthendes Gewand läßt die schönsten Hüften, die ganze Beingruppirung sehr. Der linke Fuß ist der tragende, der rechte, angelehnt, bewegt und belebt den Faltenwurf, die Maske nach dem Schenkel ziehend. Nichtbekannter sind beide Knie sichtbar, und die ganze Form des Beckens bloß mit leichten Streifen überzogen. Das Oberleid, ebenso leicht und dünn als das Körpergewand, ist wie eine Opheuschlinge unter der Brust herum, um die Oberhälfte des rechten und die Schulter des linken Arms geschlagen, so daß die eine Brust auf der Schleife lieblich ruhend und die andere ganz bedeckt ist. Der rechte Arm ist angenehm gebogen, an die Hüfte gelehnt, der linke hält in ganzer Biegung die Himmelstugel und trägt zugleich die Maske des Oberleids, welches, von der rechten Schulter zurückgehend, in langen großen Schlangenwindungen an dem linken Bein herabfällt. Beide Arme sind halb nackt, der Hals ist es bis unter's Geröckchen. Uebrigens ist das Antlitz hold und lächelnd, das Haar geringelt auf dem Kopfe und der Scheitel unbekrönt. — Calliope sitzt und hält eine aufgerollte Schrift, epische Poesie, in der linken hochgehobenen Hand. Die Rechte, halb nackt, ruht auf dem Schooße. Diese Figur hat eine besonders schöne Draperie, weil sie reich und ganz bedeckt und das Oberleid auf ihre Hüften herabgesunken und um die Knie geworfen ist. Die Brust ist sorgfältigerweise ganz in den Gewandfalten gewölbt und der Hals wie von einem Ringe eingeschlossen. Das Haar, das nicht herabfällt und kurz ist, durchsicht ein Kranz von Eichenblättern. — Polyhymnia, welche auf so mancherlei Weise, aber immer ganz eingehüllt in Gewänder, dargestellt wird, ist eine wunderbare majestätische Gestalt, fast des Jano gleich, voll weiblicher Würde und Heiligkeit. Sie scheint etwas in der linken unsichtbaren Hand unter dem weitgewesenen Gewande zu tragen. Dadurch, daß sie die Rechte auf dem Rücken, in demselben Gewande zu verbergen sucht, nimmt sie eine Stellung an, die die ganze Figur enthält. Die Falten fließen herab von den Hüften zu dem ausgebogenen rechten Fuße, und die rechte Brust und die rechte Schulter quellen weiblich kräftig, sogar segnend hervor, in dem die schöne, Hals ganz in Faltenringeln verschwindet, und die linke Schulter das stattliche Kleid wie einen Flügel festhält. Es ist nur ein Gewand, in welches die ganze Gestalt auf eine so geschickte Weise gekleidet worden. Von den Schößen des schönen Comptes fallen keine Locken, ein Blumen- und Blätterkranz umschlingt dieselben. — Erato, die musische Muse, ist in einer stehenden Position und in dem Augenblicke dargestellt, wie sie die krummgebogene Lyra spielt. Sie steht ganz gerade, ist ganz bedeckt, aber ohne Gürtel und mit bloßen Armen bis zur Schulter. Die Brust wird durch lockere Falten des Kleides angebeutet, das um die Hüften einmal geschürzt ward, wodurch auf der Hüfte des Körpers eine Faltenlinie entsteht, die wie ein neues Gewand ansetzt und die Schenkel fester anschließt. Von dem linken Arme, der das Instrument hält, fällt das Gewand in großen Wellenlinien. Die Muse hat kurzes gefränseltes Haar und ist ohne Kranz. — Als, auf einem Postamente sitzend, ist in mehr Betrachtungsvollen vertieft. Der Körper, oberhalb vorgelehnt, ist abwärts gerichtet, so daß das Kleid in großen Falten über den Hüften bricht und zwischen den Knien einbiegt. Brust und Arme sind

bedeckt, letztere ruhen auf dem Kniebogen. Die Hüfte in der linken die historische Rolle und in der aufgehobenen Rechten den Waffel. Unter der Brust wird das Gewand durch einen Streifen geknüpft. Nach sie ist ohne Kranz und das Haar glatt am Scheitel liegend. — Terpsichore ist wider alles Bemühen in stehender Stellung abgebildet worden. Ihre Gewänder sind in zwischen von der leichtesten Art und ihr Körper überhöht und äppiger als die übrigen. Die Füße, auch unter dem Gewande, haben eine graziose Situation, und das Kleid, das auf den Knien bricht, dient nur dazu, ihre Form zu verrathen. Es reicht bis zu den Knöcheln. Um Hals und Brust ist das Gewand in offenen Wellen, und an dem Arme ist es locker geknüpft bis zur Hüfte. Sie spielt auf einer gewöhnlichen Lyra, der thracischen, und trägt um das auf die Schultern wulstige Haar einen Lorbeerkranz. — Euterpe, die den Reigen schließt, ist eine der artigsten Gestalten von allen und trägt ein leicht geschürztes Flügelleid mit Stachel und Schulterblättern, die die Gewandfalten tragen und der nackten Arme schöne Form enthalten. Die Brust ist weit geöffnet und das Oberleid in großen Massen über beide Arme geworfen. Ihr Attribut, die Flöte, einer Schalmei ähnlich, hält sie in der nachlässig vorgelegten linken Hand. Sie hat fast einen Kinnhaken und ein sehr ausdrucksvolles, aufmerksam Gesicht und ist ohne Kranz.

Im Allgemeinen habe ich bemerkt, daß die Statuen, für einen architektonischen Zweck bestimmt, in ihrem Rücken bald sitzend, bald stehend abgebildet wurden. Der Kaiser, der in seiner Villa alle Schönheiten, die er in Griechenland, Kreta und in Ahen sah, vereinigten und, wenn nicht von daher wirklich beschaffen, doch von den besten Künstlern nachahmen ließ, hatte es den Architekten überlassen, die Gruppen der Statuen anzuordnen, und dieser fand es von besserer Wirkung, in seine griechische Musenrotunde, worin überdies abwechselnd Permen standen, die Figuren nicht alle stehend, sondern auch mitunter sitzend darzustellen zu lassen. Man findet in der jetzigen Aula und der demgemässen Einrichtung, daß diese Variation dem Auge wohlthat. Was besonders an den Figuren auffällt, ist die Bekleidung. Alle ohne Ausnahme sind vom Kopf bis zu den Füßen drapiert, immer reich, immer doppelt, höchstens entwindet sich ein schön geformter Arm dem lustigen Gewande.

Literarische Notizen.

Von Fr. Coulté wird ein neuer Roman: „Le vicomte de Beziers“, in Paris angekündigt.

Unter dem Titel: „Vallées d'hiver“, kommt eine neue Sammlung Erzählungen und Novellen von A. Dumas, G. Rodier, Coulté, M. Raymond u. a. beliebten Schriftstellem heraus.

Vom englischen Capt. J. C. Cool sind in Paris 2 Bände „Sketches in Spain“ erschienen. Der Verf. lebte von 1823-31 in Spanien, und seine Mittheilungen werden sich sehr empfehlen. Unter Anderem läßt er auch den Charakter von Dem, was vor und während der ersten schließlichen Entscheidung und beim endlichen Eintritt des letzten Königs am Hofe vorging.

Die Gentympoines wird nächstens einen neuen Roman: „Le fils du géolier roi“, und zwar in London herausgeben, weil sich in Paris Anstände dagegen erhoben haben setzen.

„Théâtre moderne“ 2 Bände... (1854) von Fr. Mercur, ist eine Sammlung kleiner interessanter Romane, die sich besonders durch dramatische Lebendigkeit und frohen Solocli der Länder und Verhältnisse auszeichnen, in denen sie der Verf. auf seinen Reisen sammelte. Man kann sie kaum zu den leicht hingeworfenen Compositionen der Tagesdramatiker rechnen.

Sonntag,

Nr. 89.

30. März 1834.

Ueber den zweiten Theil des „Faust“ von Göthe. Brief an einen Freund.

Da liegt der zweite Theil des „Faust“ neben mir, wie er oft gelegen hat, und leider sehe ich ihn auch heut mit derselben Empfindung an, die mich schon oft beunruhigte. Ich möchte Dir, dem ich so gern Alles mittheile, was mir über Göthe durch den Kopf geht und im Gemüthe sich festsetzt, über dieses Buch schreiben, und immer kann ich nicht den Muth dazu gewinnen; und immer keinen Punkt, von dem ich ausgehe, keinen Faden, an den ich anknüpfen könnte. Und doch reizt wol kein Werk Göthe's mehr zu Versuchen, sich seiner zu bemächtigen, als dieses. Denn er hat es länger als 60 Jahre im Gemüth und Geist getragen; er hat mit großem Aufwande von Kraft daran gearbeitet; es kann in ihm nicht an Spuren fehlen, wie der Geist des großen Mannes sich während eines so langen Zeitraums entfaltet und ausbreitete. *) „Sich dieses Werks zu bemächtigen.“ Wie konnte das Wort aus meiner Feder fließen! — Leiste mir Beistand in Erforschung des Einzelnen; höre meine Einfälle an; belehre mich; laß uns sehen, ob wir das Ganze nicht wenigstens ahnen können!

Gewiß war Deine Bemerkung richtig: Du erkennst in der ältesten Erscheinung des „Faust“ die titanische Kraft des Dichters, wie sie in der Biographie desselben, unter der Anmuth des Styls und unter Ironie versteckt, doch unverkennbar hervorblickt; Göttern aber deute auf das schönere Pfund, was im Innern nicht sollte vergraben bleiben; in der zweiten Redaction und Erweiterung, dann in der einzeln erscheinenden „Helena“ erkennst Du Den, dessen Leben und Kunst in Italien seinen Wendepunkt gefunden, unter diesem Himmel zur Reife gefördert

*) In einem Briefe an Zelter (vom 11. Mai 1820) sagt Göthe: „Ich bemerke, daß auch ein wichtiger Theil des „Faust“ in diese Zeit (die des „Prometheus“ und „Satyros“) fällt; der „Satyros“ ist mit dem Jahre 1770 bezeichnet; vollendet ward der „Faust“ im Sommer 1831. Wie angestrengt Göthe an dem zweiten Theile arbeitete, geht aus den Briefen an Schiller (Nr. 733 u. a. m.) hervor. In einer Rede des Kanzlers v. Müller heißt es: „Hat er doch einst, als der Besuch eines erhabenen Königs ihn beglückte, sich mitten aus den ansehnlichsten Gesprächen auf einige Minuten abgeschlichen, um schnell für seinen „Faust“ eine ebra in ihm angeglauchte Zee niederzuschreiben.“

wurde; als ein noch Höheres sahst Du mit mir das Ganze des zweiten Theiles an und fandest vor Allem merkwürdig den Anfang des vierten Actes.

Aber wir wollten beim Einzelnen bleiben, und da ist es nicht zu verwundern, daß uns zunächst und vor Allem die classische „Walpurgisnacht“ anzog und beschäftigte; wie denn in der Welt so häufig Räthsel unsere Neugier, unsern Ehrgeiz in Bewegung setzen, ja zu Leidenschaft aufregen können. Räthsel aber haben wir hier genug; und immer noch ist mir diese Partie der Tragödie ein Labyrinth, für das ich mir Ariadne's Faden wünsche; nur daß ich jetzt dasselbe mit Vergnügen durchwandere, da es anfangs wie Nacht und Finsterniß mich umgab. Bald indeß unterschied ich drei Momente, die ich, nackt und kahl, wie sie auf meinem Notizenblatte stehen, Deiner Beachtung vorlege: 1) Mephistopheles gewinnt das Mittel, Fausts die verheißene Helena in die Arme zu spielen durch die Phorkyaden (Easchenausg., S. 157), und mit der gewonnenen Maske scheint er auch in seine Hölle zu fahren, um Dämonen aus ihr für seinen Zweck zu gewinnen (S. 158); 2) Faust erlangt die Entlassung Helena's aus dem Orkus durch Manto und Persephona (S. 135); 3) Homunculus muß das Uebrige für die ganze antike Handlung und das Schauspiel thun (S. 178). Denn auf dieses Antike verstreht sich ja der moderne Teufel nicht, wie so viele Stellen der Tragödie besagen, und was ja ein Hauptpunkt des Ganzen ist. Homunculus aber bleibt, wie immer, fast das Räthselhafteste in der Tragödie. Er ist „aus viel hundert Stoffen (also doch wol Elementen) componirt“ (S. 104); Mephistopheles hat dieser Composition einen belebenden Hauch, einen dämonischen, erotischen eingeblasen, wie er denn ja selbst gesteht, daß er diese Creatur gemacht (S. 112), ohne die er mit dem Antiken nicht fertig werden konnte. Am Ende löst sich Homunculus im Meere auf, und ein Feiergefang an die Elemente erschallt (S. 178), in denen Eros waltet. Das scheint das Entstehen zu sein, nach welchem sich Homunculus so häufig sehnt (S. 149, 162, 168). Wir haben uns nun nach diesem Schlusse des zweiten Actes Alles, was zum Schauspiel „Helena“ nöthig ist, fertig und beisammen zu denken; und muß nicht die antike Welt dem Modernen wie neu aus den Elementen erbaut werden? Und müssen wir ferner

nicht annehmen, jenes Schauspiel werde im Meere aufgeführt? auf dasselbe werde die Phantasie des Lesers durch die Unterredung zwischen Nephistopheles und dem Kaiser vorbereitet? (S. 62, 63). Nach dem Meere locken die Sirenen, auf das Meer weist Thales hin, in das Meer fährt der Homunculus Proteus, dessen verwandelnde Kraft hier kein Märchen ist, der von dem Dichter wie von Homunculus nicht entbehrt werden kann. Oft kommt mir diese „Walpurgisnacht“ wie eine Reise des Homunculus vor — und durch was für Gestaltungen! — zu dem Menschlich-Schönen, zu Salatta, die vielleicht deswegen Aphrodite's Platz einnimmt, weil die eigentlichen, die hohen Götter in einer Walpurgisnacht keinen Raum haben. Lies nur einmal, was Lucan, der Dir auch die Geschichte vorkührt, im sechsten Buch seiner „Pharsalia“ über die geheimnißvollen nektromantischen Zauberkünste singt, über die

supernis

Dotestanda Deis sacrorum arcana Magorum.

Den Umstand darfst Du ja nicht außer Acht lassen, daß Er os am Ende in den Elementen schaltet, wie er dasselbe in der altgriechischen Mythologie thut. Sehr bedeutend scheint mir auch das Wort (S. 169): „Dreifach merkwürdiger Geistesritt!“ Homunculus und Proteus müssen aber sicherlich das Beste thun; der Philosoph bleibe auf dem Trocknen. *)

Das war, wirst Du sagen, nur ein Blick, nur Einer in die „Walpurgisnacht“ (ein schwacher und ein hypothetischer, setze ich hinzu); wie viele Blicke wären sonst noch zu thun! Nun, die wirst denn nun Du; und da Du gewiß recht gerathen, daß der antike Wodsborg, die antike Walpurgisnacht doch auch ihre Schemen, ihre Ko-

*) „Nun ist aber auch die Generation der homunculorum in keinem Weg zu vergessen. Denn etwas ist daran; wiewol solches bisher in großer Heimlichkeit und gar verborgen ist gehalten worden, und nicht ein kleiner Zweifel und Frage unter ertlichen der alten Philosophen gewesen, ob auch der Natur und Kunst möglich sei, das ein Mensch außerhalb weiblichen Leibes und einer natürlichen Mutter möge geboren werden? Darauf gab ich die Antwort, daß es der Kunst Spagyrica und der Natur in keinem Weg zuwider, sondern gar wohl möglich sei. Wie aber solches geschehen möge, ist sein Proceß also: Nämlich das — — — und wiewol solches bis daher dem natürlichen Menschen ist verborgen gewesen, ist es doch den Sylvesteris und den Rymphen und Kirien nicht verborgen, sondern vor langen Zeiten offenbar gewesen, daher sie auch kommen. Denn aus solchen homunculis werden, so sie zu manlichem Alter kommen, Riesenzwerglein und andere dergleichen große Wunderkint, die zu einem großen Werkzeug und Instrument gebraucht werden, die großen, gewaltigen Sieg wider ihre Feinde haben und alle heimliche und verborgene Ding wissen, die allen Menschen sonst nicht möglich sind zu wissen. Dann durch Kunst überkommen sie ihr Leben, durch Kunst überkommen sie Leib, Fleisch, Bein und Blut; durch Kunst werden sie geboren: darum so wird ihnen die Kunst eingebläst und angeborn, und dürfen es von Niemand lernen“ (Paracelsus) „De generatione rerum naturalium“, lib. I.). Ich erinnere mich, irgendwo gelesen oder gehört zu haben, daß Paracelsus selbst sich einen solchen Homunculus kaufte und denselben im Knopfe seines Stodes mit sich herumtrug.

bolde und Fragen haben müsse so gut wie die moderne, so lege nun aus und deute mir diese Reptantisten und Vulcanisten, wobei Du nur die Oreas (S. 148) nicht vergessen darfst; lege aus diese Telchines, Hellen, Marfen, diese „irden-schlechte Köpfe“, die Kabiren (S. 166) und fürchte Dich vor unsern Symbolikern nicht. Wenn wir den Homer lesen und so doch eine Flotte vom „goldnen Vließ“ (S. 166) erwischen, können uns Die nichts anhaben, die sich in endlosen Hymnen ihrer Kabiren freuen. So laß auch nur unsere Romantiker sich über die „leeren Schneckenhäuser“ (S. 274) ereifern. Uebrigens bin ich, was Dein „Bösesein auf Götter“ betrifft, in gleicher Schuld mit Dir. Wie konnte er der Begier auf einen Commentar zur „Helena“ und deren Entführung einen nur noch bitterern Stachel geben, indem er (S. 250) in einem Athem die Hoffnung auf einen Epilog des Nephistopheles anregt und benimmt? „Infecta er nötig wäre!“ Ja wohl war er nötig.

Noch Eins! Ist Dir's nicht merkwürdig gewesen, daß in der modernen „Walpurgisnacht“ ein Irrlicht verleuchtet, in der antiken Homunculus mit seiner Flammenleuchte? So dürfte auch die Erscheinung Gretchen's in jener, und Salatta's und Helenen's in dieser, sowie Oberon's goldne Hochzeit im Gegensatz gegen den dritten Act zu weitem Erörterungen Anlaß geben; wie denn überhaupt unverkennbar beide Walpurgisnächte, vor Allem die Behandlung der Natur, in denselben, in Contrast stehen und oft zum Parallelsiren auffodern. Wie anständig sich übrigens die antike gegen die moderne ausnimmt, wird Dir nicht entgangen sein.

(Der Beschlus folgt.)

Zur neuesten portugiesischen Geschichte.

Zeit und Gelegenheit, für den künftigen Geschichtschreiber Stoffe zu sammeln und auch in diesen der Literatur gründeten Blättern niederzulegen, darf nicht unbenuzt vorübergehen. Wir hatten diesmal von Dem einen übersichtlichen Bericht ab, was aus britischen und französischen Quellen für die neue portugiesische Geschichte geschöpft werden kann. Dabey gehen zunächst: 1. „Speech of Viscount Palmerston on the affairs of Portugal“. 1. Mai 1829. 2. „Speech of Hyde Villiers, Esq., on the commercial relations of England and Portugal“. 15. Juni 1829. 3. „Exposé des droits de Sa Maj. très sévère Donna Maria II. et la question portugaise, avec des pièces justificatives et documens“. Paris 1830. 4. Papers relative to Portugal and to the Brit. and French demands upon the government of that country. Printed by order of the House of Commons“. 1831. Am Schlusse des Krieges 1814 erwideten wir Portugal reich an Ruhm, arm aber an allen Eigenschaften, welche das Glück und die Wohlfahrt eines Volks ausmachen. Der König und ein großer Theil des Adels sind nach Brasilien ausgewandert. Der Ackerbau dahier ist zerstückt und der Handel Lissabons durch die Eröffnung der brasilischen Häfen zu Grunde gerichtet. Gesege, Erziehung, Güten liegen danteber. Das ehemals rechtliche Landvolk ist durch den Krieg hart, blutig, ausschweifend, unordentlich geworden. In dessen ist dabei doch einiges Gute erzeugt: Nationalstolz, Selbstgefühl, Tapferkeit, Ausdauer, Kriegszucht, das Bewußtsein, sich um das Vaterland verdient gemacht zu haben; besonders auch Aufklärung, Gefühl der Ehre und Männerstolz durch den Umgang mit den britischen Kriegern. — Da nach Bernb

g des Krieges die verhassten Konstitutionen nicht ins Leben zu bringen, wie in mehreren andern Ländern, auch in Portugal, und das Bestreben zu errögen. In Porto u. 1820. Wer soll die wilde Waffe jagen? Die Regentenschaft hat sich verächtlich gemacht. Vom Hofe und Adel weiß weiter nichts, als daß sie das Unterland anfangen, um Rio de Janeiro zu pressen. Die Richter üben schwachvolle Rücksicht, die großen Städte wimmeln von Unruhigern, aus Mangel an löblicher Beschäftigung sich an Exzessen, das Landvolk ist verarmt und verwildert. Der Klerus bleibt übrig, um die aufstrebende Revolution zu dämpfen. Auch vom Heere ist nichts Wirksames zur Erhaltung der Ordnung zu erwarten, davon trägt Marquis de Resford die Schuld. Ungezügelter und zu weit getriebener, ichtloser Eifer für Disciplin hat ihn verführt, die disziplinarische Ordnung zu erwarten, sich als eine Art Landesfürst in ihren eignen Provinzen aufzustellen, abzudornen und um hiers die Garnisonen wechseln zu lassen. Die schlecht unregelmäßig bezahlten Kriegsknechte wurden hierdurch zu Unruhmärgeln, und somit erlosch die frühere Liebe zu dem Könige gänzlich. Das Heer ward zu Neutrecien gestimmt, der einzige bisher noch feste Pfeiler geistlicher Kraft Portugal brach. Resford selbst hatte sich durch seine Unachtsamkeit des letzten Mittels beraubt, wodurch er der Krone hätte einen Damm entgegensetzen können. Zu spät er die Fehler, welche in mehr als einer Hinsicht begangen waren, ein und setzte nach Rio, um die zu lang verzögerten Reformen zu bewirken. Aber die Stunde war schon gelegt. Es erfolgte nur eines Funkens, sie zu entzünden. Am 23. Aug. wurde durch ein Decret zu Oporto den Ruf: „Konstitution!“ wurde sogleich eine Junta errichtet. Die Regentenschaft zu Oporto sah sich gezwungen, Resford und die britischen Offiziere, weil sie die Volksgunst verloren hatten, zu entlassen. Konstitution ward auch zu Lissabon ausgerufen (18. Sept.). Die Regentenschaft hörte auf. Es versammelten sich Cortes, leiteten eine unausführbare Konstitution, und Alles gerieth immer ärgere Verwirrung. So bittere Erfahrungen machend, indem Johann VI. nicht klüger. Statt, nach Palmella's (1), in Brasilien durch zeitige Reformen einem ähnlichen Schicksal vorzubeugen, sprach er, wie Karl X., von Festigkeit, sah sich nun durch eine zweite Revolution, die brasilianische, Portugal zurückgeschleudert, wo er, jetzt abhängig von dortigen Cortes, zu allem Umfang derselben eine freundliche Hand machen mußte. Die Freiheit, womit der alte König miszuhandelt wurde, empörte jedoch viele rechtliche Seelen. Es aber übertrat den Willen der alten Königin, die von Cortes, weil sie deren Konstitution verächtlich verworfen, für bittösinnig erklärt und eingesperrt worden war. Sinnig war sie wol nicht, hatte aber mit ihrem Sinn Recht; und Unheil in ihrer Familie angerichtet. — So schleppend die Sachen sich hin bis 1823, wo der Umsturz der spanischen Konstitution auch den portugiesischen durch die Königin und Don Miguel, ihren jüngsten Sohn, ihren gleichgeurteten Erben, nach sich zog. Nun gab es in Portugal auf dem Throne zwei Parteien, die der Royalisten und die Ultra-Royalisten. An der Spitze jener standen Palmella, Pereira, Saldanha; an der Spitze dieser aber die Königin, Maria II. und die Marquis von Chaves und Abrantes. Die letztere (auch die Pampalona-Partei genannt) wurde von England begünstigt, während die letztere (auch die apostolische genannt) von Spanien und dem Klerus unterstützt wurde. Die spanische Partei gewann vorerst die Oberhand und stellte die neue Verfassung wieder her, bewies sich auch dem Rechte zuweilen Zeit nicht feindselig und begünstigte repräsentative Einrichtungen. Leider eilte Resford nicht, nach Lissabon zurückzukehren, um den neuen Bau besichtigen und beschirmen zu helfen. Die Königin nebst Miguel, welche in Lous die Hauptstützen der Royalisten erblickten, eilten desto mehr, diese aus dem Wege zu räumen. Der unglückliche Mann ward, in Ge-

sellschaft des Königs gefesselt, zu einer Festung eingekerkert. Am andern Morgen fand man ihn todt auf einem Fleischhaken liegen, wofür er hinabgeschickt sein sollte; aber die genauere Untersuchung ergab, daß er mittelst eines Giftes durch den Jüngling des Bundes einen Giftschiff ins Gefäß erhalten hatte. Und nun stellte sich Miguel sogleich an die Spitze der verhassten Soldateska, schwor allen Festmännern, die, wie er andrief, den Thron umkürzen wollten, Tod und Verdrüß, verkündigte die „absolute“ Monarchie seines Vaters, dessen Volontät er aber doch durch seine Hände besetzen ließ, ihn selbst als Gefangenen behandelte, die Minister absetzte und alle treuen Diener des Königs und außerdem noch 13,000 Personen einsperrte. Jedoch die fremden Gesandten widersetzten sich damals noch diesem empfindlichen Gewaltgriff; der furchtsame alte König fand Gelegenheit, sich auf ein englisches Kriegsschiff zu retten, wofür auch Don Miguel gelockt und sodann nach Wien geschickt wurde. Der König und seine Minister traten darauf ihr Amt wieder an und alle Verhafteten wurden frei. So ging wieder Hoffnung auf für Portugal's Befreiung. Leider aber wurde der englische Minister Aberdeen, der diese Hoffnung hätte befestigen können, abgerufen, und durch einen Mann ersetzt, der zur Unterdrückung der Verbesserungsversuche in Neapel und Spanien thätig mitgewirkt hatte. Die Folgen zeigten sich unverweilt. Die abweisenden Minister Palmella, Barrabos, Lacerda wurden entlassen. Von der versprochenen Charte kein Wort mehr! Mit neuerlicher Hoffnung laurten die Ultras (die Apostolischen), Wägel über Vorbedeutung, längs den spanischen Grenzen. Während die Sachen so standen, starb Johann VI. Ein unglücklicherer Lebenslauf als der dieses Königs läßt sich schwerlich denken. Der schwache Sohn einer verdrüßten Mutter, der verachtete Gatte eines nichtswürdigen Weibes, der unglückliche Vater eines rebellischen Sohnes, der machtlose Inhaber absoluter Gewalt, ein Flüchtling aus Europa, ein Verstoßener aus Amerika: so lebte er ein Leben von körperlichen Leiden, geistiger Schwachheit und häuslichem Glend und starb, seine Freunde, seine Familie, sein Land dem Bürgerkriege und den Einmischungen der Fremden zum Raube zurücklassend. — Neue Stoffe zum Haß gaben auf. Der britische Agent, Sir Charles Stuart, hatte eine Trennung der beiden Häufe von Lissabon und Rio zu Stande gebracht. Brasilien war unter D. Pedro ein zignes Kaiserthum geworden, dessen Fürst sich jedoch das Nachfolgerecht in Portugal vorbehalten hatte. Nach dem Tode der Kaiserin, der Tractaten und der Vernunft folgte also D. Pedro mit allgemeiner Anerkennung auf dem portugiesischen Throne. Aber die Trennung von Brasilien und Portugal war von der Art, daß beide Staaten nicht unter einem Haupte vereinigt bleiben konnten. Deshalb entsagte D. Pedro dem portugiesischen Throne zu Gunsten seiner Tochter Maria, unter der Bedingung, daß sie die constitutionelle Karte annehme und in der Folge sich mit ihrem rechtmäßigen Ehemann D. Miguel vermählte. Dieser Act brüderlicher Liebe ist nun aber die Hauptquelle unsäglichen Glends für Portugal geworden. Doch kann man es einem Bruder wol vergeben, wenn er nicht an diese äußerste Schledrigkeit eines Bruders glaubte, der selbst einen Fürst Neiterreich zu kaufen verstand. Der erleuchtete Theil des portugiesischen Volks begrüßte die Charte mit Jubel. Aber die Ultras sowohl des Absolutismus als des Absolutismus waren — die Einen mit der Rücksicht, die Andern mit der Machtbegierde der Charte — keineswegs zufrieden. Die Feindschaft dieser beiden Extreme ebend aber ist das Loß der Charte. Uebrigens wurde sie von allen Parteien feierlich beschworen, von keinem aber brüßlicher als von D. Miguel, der damals in Wien in unbeschränkter Freiheit lebte und sich daselbst, wie verlornte, der Staatskunst widmete. — Die Partei der alten Königin besaß fortwährend großen, heimlichen Einfluß im Lande und erhielt von Spanien aus und noch von anderwärts her starke Unterstützung. Man erkannte allerlei schlechte Kräfte, um die Charte in Verfall zu bringen; besonders schmiedete man verführte Ausgaben der Charte und verbreitete dieselben unter

dem Volke, um es zur Empörung gegen solche schlechte Anordnungen aufzuwecken. Es schien zu gelingen. Das Volk ward wachsig, wandte den Freunden der echten Charta den Rücken, und sogleich erhoben die mit D. Miguel stets einverständlichen Marquis von Chaves und Abrantes die Fahne der Rebellion, brachen in den Norden und Süden Portugals ein und setzten zu Lissabon im Namen des Königs D. Miguel eine Regentenschaft ein. Ob sie gleich diesmal nach Spanien, wo sie gehetzt wurden, zurückziehen mußten, so wagten sie doch im November einen neuen Einbruch. Diese Frechheit aber erweckte endlich den britischen König, dessen Vater glücklichweise damals Gannong war. Britische Kräfte wurden nach Portugal eingeschickt; aber die Portugiesen selbst hatten, ehe noch jene Hüfte anlangte, die Apollonischen schon wieder nach Spanien zurückgejagt. Dennoch blieben die Sachen in einem höchst unsichern Zustande. Die alte Königin mit den Apollonikern, D. Miguel mit der Soldateska und dem Pöbel, und die radikalen Ultraliberalen bildeten 3 Partien gegen die Charta. Die Landung der Briten erfüllte alle Freunde einer geregelten Verfassung mit Hoffnung und Vertrauen. Die Feinde derselben unternahmen in der Verzweiflung zwar noch einmal einen Einbruch, wichen aber, als General Stubbs nach Coimbra vorrückte, wieder in ihren alten Schutzwinkel, Spanien, zurück. Die Charta ward angenommen, Maria als Königin anerkannt, und alle rechtlichen Leute jubelten; denn sie glaubten, es werde nun unter britischem Schutze das neue Glück des Landes erblühen. Aber — Ganning starb! (8. August 1827.) Götterich trat nur für wenige Monate an dessen Stelle; dann bemächtigte sich derselben Wellington. Sogleich lehrete D. Miguel (im Februar 1828) nach Portugal zurück und — das erbühende Glück wurde zerrreten. In weniger als zwei Monaten riß er alle Gewalt an sich und ward als absoluter König ausgerufen, er, der noch erst im April 1826 den prächtvollsten, höchstlichen Brief an die damalige Regentin, Isabella, seine Schwester, von Wien aus geschrieben und deren die Tochter seines lebenden Bruders als gesegmähige Nachfolgerin erbrechtigt anerkannt und zugleich seine schmerzliche Besorgnis ausgedrückt hatte, daß falsche, giftige Leute sich erheben möchten, seinen Namen zu mißbrauchen, um ihre schändlichen Pläne auszuführen und Unruhen in Portugal zu erregen; er, der, um solchen Unheil vorzubeugen, gebeten hatte, seinen Brief, dessen Inhalt die freiwillige Sprache seines Herzens sei, öffentlich bekannt zu machen; er, der zum Ueberflus diesem ersten Briefe einen zweiten (14. Juni) nachgeschickt hatte, in welchem er seiner Schwester für die Verdienstlichkeit des ersten innigst danke, eine erbauliche Predigt über die Gefahren des Uberganges einwob und seine Unterwürfigkeit unter alle Maßregeln seines geliebten Souverains und geliebten Bruders D. Pedro erklärte (s. oben erwähntes „Exposé etc.“ und „Pièces etc.“); er, der am 4. Oct. (1826) freiwillig zu Wien die osterwöhnte Charta beschworen, sich am 29. mit Maria in Gegenwart des österreichischen Kaisers, Maria's Großvaters, verlobt, und dann seinen Vorsatz, dem edeln Willen seines erhabenen Bruders und Souverains in Allem zu gehorchen, beschworen hatte. Unter solchen Umständen hatte der britische Gesandte zu Wien in Fürst Metternich's Vorschlag eingewilligt, den Titel „Statthalter“, den D. Pedro seinem Bruder ertheilt hatte, sogleich ohne Befugnis hierzu, in „Regent Portugals“ zu verwechseln und ihm demnächst die Rückkehr dahin freizustellen. Wider alles Erwarten aber hatte vorerst D. Miguel sich zur Rückkehr damals noch nicht geneigt bemerkt; denn — wie das hinterher klar geworden ist — er hatte dazumal von seinen Correspondenten und Beiförderern Chaves und Abrantes erfahren, daß sie ihn zum obelaten König ausgerufen hätten. Da hatte er nun erst den Erfolg der Rebellion abwarten und zur Urrechenschaft mit mehreren Höfen, ob selbige nicht geneigt sein möchten, seine Usurpation gutzuheißen, Zeit gewinnen wollen. Bekanntlich war dieses mißglückt, und so hatte denn Miguel nicht wol länger jähern können, die Reise nach Portugal, wie oben erzählt wor-

den ist, anzutreten. Sein treuer Mentor, Bombalès, hatte ihn, dem der getaußte Fürst Metternich das Zeugnis gegeben: „qu'il est dans les meilleures dispositions et qu'il est non seulement résolu à maintenir la charta, mais qu'il en voit même l'importance et la nécessité“ (s. Depêche au Fürst Esterhazy 18. Oct. 1827), begleitet; er war unterwegs in Seville von vorgekehrt, hatte dort dem Könige (noch schon von Wien aus vorausgegangenen Briefen gleiches Inhalts an Georg IV) seine Ehre verpfändet, constitutionnel regieren zu wollen, hatte 200,000 Pf. St. zugesichert erhalten, hatte Lord Dudley bei Schwaz, die Entfugung D. Pedro's zu beschleunigen und die britischen Kriegsdobler, die schon Befehl zur Rückkehr erhalten hatten, noch eine Weile dort zu lassen. Nachdem der Erztrüger dieses Alles zu Stande gebracht, war er dann mit englischen Schiffen, Geheben und Truppen nach Lissabon abgefegelt, um, wie er verspiegelte, die Regentenschaft zu übernehmen und den ausgebreiteten guten Samen zu beugen und zu pflegen. (Der Beschluß folgt.)

Notizen.

Gelehrte und literarische Vereine in London.

Am Ende des Jahres 1833 zählte man in London 40 gelehrte Gesellschaften in voller Thätigkeit, mit 18,000 Mitgliedern. Unter diesen verdienen durch die Wichtigkeit ihrer Interessen und die Zahl der Mitglieder folgende eine besondere Erwähnung: Zoologischer Verein 2446 Mitglieder, Gartengesellschaft 1875, Künste 1000, königliches Institut 753, Botanische Gesellschaft 750, geologische Gesellschaft 700, literarische 600, astronomische 500, geographische 500, astronomische 320, antiquarische 300, literarische 271, 6 medizinische 1700, ein mechanisches Institut 1000 u. s. w. Im Verlaufe des Jahres 1833 sind in den verschiedenen gelehrten Vereinen von London 372 Memorias vorgelesen worden, von denen 340 im Druck erschienen sind.

Selten in Nordamerika.

Ein wichtiger Kopf hat von den Nordamerikanern gesagt: „Sie haben zu viele Religionen, um viel Religion zu haben.“ Es gibt gegenwärtig in den Staaten der Union einige Leute; Hauptstellen, die sich in eine Menge Verzweigungen spalten. Hier sind die Namen der bekannteren: Wiedererläufer, Episkopalmethodisten, dem. Katholische, orthodoxe Conventualisten, Presbyterianer, associirte Presbyterianer, holländische reformirte Kirche, Cumberlandische Presbyterianer, Lutheraner, Unitäre Presbyter, Unitarier, Universalisten, Quäker, Mennoniten, Quäker, Schalter, die Kirche des neuen Jerusalems. („American repository“)

Literarische Anzeig.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Conversations-Lexikon
der
neuesten Zeit und Literatur.
Sechszundzwanzigstes und siebenundzwanzigstes Heft.

Smide bis Torkonia.

Auf weißem Druckpapier 12 Gr.

Auf gutem Schreibpapier 16 Gr.

Auf extrafeinem Wellpapier 1 Thlr. 6 Gr.

Leipzig, 15. März 1834.

J. A. Brodhaut.

Montag,

Nr. 90.

31. März 1834.

Ueber den zweiten Theil des „Faust“ von Göthe.

(Schluß aus Nr. 89.)

Ueber die „Helena“ und wie hier die Gegeneinanderstellung des Antiken und Modernen auf den Gipfel getrieben ist, ein andermal. Für jetzt erinnere ich Dich nur daran, daß Göthe den Gedanken an diese früherhin „Phantasmagorie“ genannten Scenen schon vor vielen Jahren, lange vor dem vollendeten ersten Theile der Tragödie, mit sich herumgetragen, indem wir ihn bereits im Jahre 1800 mit der Ausführung beschäftigt sehen. In einem Briefe an Schiller vom 12. September jenes Jahres klagt er, daß er Das, was ihn auf den alten Kothurn gehoben, nun halb wieder in eine Frage verwandeln müsse. Da tröstet ihn der Freund, was jener annimmt; und wie Recht der Tröstende hatte, das erkennen wir nun, da das Ganze vor uns liegt. Und wer möchte auch einzeln diese „Helena“ entbehren. Ueber sie ist in d. Bl. (Nr. 185, 186, 260 f. 1827) geredet, und ich erlaube Dich, Deine Betrachtungen an das dort Gesagte anzuknüpfen, was Dir um so leichter sein wird, da Du genug zu widerlegen, berichtigen und modificiren finden wirst. Denke dann auch nach, ob das im vierten Bande der Göthe'schen Werke mitgetheilte „Fragment zum Faust“, ich meine das Gespräch zwischen den kleinen Dämonen und Amor, nicht einige Aufschlüsse über den Eros in der „Walpurgisnacht“ gibt. Schade, daß wir das Jahr der Entstehung dieses Fragments nicht wissen. Mir scheint der Dichter in früherer Zeit einen andern Plan in Bezug auf „Helena“ gehegt zu haben, der dann zugleich mit jenem Fragmente der Erfindung weichen mußte, die wir jetzt bewundern.

Ich habe die Klage gehört (die freilich in unsern Tagen nicht befremdet), im „Faust“ trage das Antike über das Moderne den Sieg davon und somit das Heldenthum über das Christenthum. Wie wenig haben diese Klagen den Anfang des vierten Actes begriffen! auf den wir gewiß großes Gewicht zu legen haben; und wie wenig haben sie eingesehen, daß dem Läuterungsproceß, der mit Faust vorgeht, auch die sinnliche Liebe zu dem Schönen unterworfen ist, die ihn Helenen begehren macht. Die Sirenen walten nicht umsonst in der Walpurgisnacht; und auch das Gespräch des Mercur mit den Dämonen ist hier zu beherzigen (S. 175). Aber ein Großes

ist es, was Faust durch die Eroberung der antiken Schönheit gewinnt; und wenn wir empfinden, wie in jenem herrlichen Monologe (S. 252) ihm der Sinn für Selen-schönheit aufgeht, dann gedenken wir, wie so oft in der Tragödie des gewichtigen Wortes, worin Mephistopheles gleich anfangs seinen Charakter und seine Bestimmung ausspricht:

Ich bin ein Theil von jener Kraft,

Die stets das Böse will, und stets das Gute schafft.

„Man merkt's, Faust kommt von Heroinen“ (S. 257); man merkt es an der Thatkraft, die ihn erfüllt, aber das merkt der Teufel nicht; oder will es nicht merken, daß ihm auch etwas geworden ist, was weder die antike Welt, in die er so kühn eingedrungen war, noch die moderne, in der seine Leidenschaften ihn herumtrieben, ihm geben konnten. Das ist die Entfaltung des „Asterblichen“, was späterhin die siegenden Engel entführen (S. 331). Wie schön zeigt sich uns Faust's gereinigter Sinn in seiner veredelten Naturansicht (S. 253, 254), zu der jene Scene in der waldumgebenen Höhle (Th. I.) einen bedeutenden Contrast bildet! Und so ist wahrlich die Klage thöricht, Faust komme nie nichts als nichts in den Himmel ohne Duse und Fegfeuer, ohne Gottseligkeit. Er blüht hat er wol genug auf Erden, auf dem Blocksberge, vor Allem in Gretchen's Kerker, in jener Nachtszene, wo auf den Orell „die grauen Weiber“ eindringen und die Sorge ihn des Augenlichts beraubt; seine Läuterung war wol zugleich ein Fegfeuer, und wenn wir die Engel singen hören:

Wer immer strebend sich bemüht,

Den können wir erlösen (S. 286).

dann denken wir wol nicht an ein leeres Streben, an eine Freude an der bloßen gehaltlosen, sitteentblößten That; wir gedenken wol Faustens, wie er zu der Einsicht gelangt, daß nur Der Freiheit und Leben verdient, der sie täglich erobert; wir gedenken Dessen, der in den letzten Augenblicken seines erblindeten Greisenalters sich an dem Gedanken weidet, einen freien Boden geschaffen zu haben für ein freies Volk (S. 321). Und wenn wir Faust so betrachten, ist dann die Behauptung zu kühn, der Herr sei ihm verschuldet, er, der Faust den Teufel übergab, und zwar auf Lebenszeit, wie der „Prolog im Himmel“ dieses deutlich ausspricht?

Ich habe ferner einige unserer Freunde urtheilen hören, der zweite Theil des „Faust“ sei eine Galerie von verschiedenen Gemälden, ohne Beziehung aufeinander hingestellt. Wenn wir aber wahrnehmen, wie Faust nach dem ungeheuern Sturze, zu dem ihn seine Leidenschaft gebracht hat, wieder auf feste Füße hingestellt und nun in eine höhere Sphäre eingeführt, bald die Wichtigkeit dieses sogenannten höhern Lebens gewahrt wird, diesen Schein, wovon das Papiergeld ein so treffendes Symbol ist, wenn auch das der Gedanken- und Innenwelt angehörige (laß dies einmal vor der Hand gelten und bedenke, daß der ganze zweite Theil allegorisch und symbolisch zu nehmen ist) ihm in Dunst aufgeht; wenn er dann, nach einem Wirklichen trachtend, durch Mephistopheles' und Homunculus' Hilfe desselben theilhaftig wird und, nach Verknüpfung auch dieses Bewusstes, auf ein Höheres sich hingewendet sieht; wenn er, von That zu That eiland, nicht zufrieden mit Thaten, die sonst groß genannt werden, mit einem gewöhnlichen großen Besitze sich erst ein Land erschafft zum Raum für noch größere Thätigkeit und als Ziel derselben das Höchste setzt, was ein Mensch erstreben mag, aber schwerlich erreicht; wenn er im Vorgefühl des höchsten Glücks: „ein freies Volk auf freiem Grund zu sehn“, ein Volk, was er gebildet, auf einem Grunde, den er geschaffen, befriedigt zu sein erklärt, und mit dieser Erklärung der Moment eingetreten ist, wo er — nicht dem Zufall, wie dieser wähnte, anheimgefallen ist, sondern der Gnade des Höchsten, des Albarnerhitzigen — wenn wir dieses wahrnehmen, dann ahnen wir einen großen Zusammenhang auch in diesem zweiten Theile der Tragödie. Auch Mephistopheles bewährt sich in ihm als einen solchen, wie er sich ankündigte, als den Geist, „der stets das Böse will und stets das Gute schafft“; und wie finden einen großen Sinn darin, daß der Dichter Faustem zu so hohen Jahren gelangen läßt, wie dann auch sein Erbitten mich zu Bedanken veranlaßt hat, die ich für jetzt wie manches Andere noch zurückhalte. Daß Mephistopheles auch in den spätern Thaten Faust's eine Rolle spielt, davon wirst Du den Sinn leicht erkennen.

Aber ich überschreite das Maß, das ich mir für diesen Brief gesetzt hatte. Ich wollte nur einzelne Gedanken mittheilen, die mir während wiederholter Lectüre gekommen, wollte nur fragen und Dich zu Antworten veranlassen. Nun aber bist Du wol der vielen Schemen und Meinungen herzlich müde, und doch sollte, nach meiner frühern Absicht, das eigentliche Fragen erst recht angehen: über die Maskerade, den Knaben Kenter, den Plutus, die Phiole, in der Homunculus steht, auch über den Nekromanten von Noxela u. s. w. was weiß ich's Alles? Doch bin ich in der That selbst der vielen Simplicitäten müde, die dieser Brief umfaßt. Laß mich nur noch das Eine sagen, daß mich anfangs die beiden Helena, die am Hofe des Kaisers und die später erscheinende, betrauen machten. Ich verlor diesen Punkt aus den Augen; jetzt finde ich — aber mit einem expressiven „?“ — Folgendes am Rande der 91. Seite meines „Faust“ notirt: „die zuerst erscheinende Helena ein Geist, eine Idee, ohne wirkliches Sein;

die zweite dagegen die wirkliche, eine existirende wie vormals. Die erste konnte Mephistopheles per se hervorzaubern, das gehört in sein Fach, nicht so die zweite; dazu bedarf es des Homunculus.“ Weist Du hieraus etwas zu machen?

Und nun genug! Grant Dich bei dem Skelett, welches dieser Brief enthält, welches leider noch dazu ein sehr unvollständiges, precaires ist; laß uns nur zusammen forschen und es vollständig zu machen suchen. Wir werden uns dann um so lebendiger des Fleisches freuen, womit die Poesie das Skelett bekleidet hat: der Maquarabe, des Papiergeldes, des Raubes der Helena, des vortrefflichen Wagner, des Chiton und des unvergleichlichen Aeneas. So lebe wohl, mein Vetter, wer Du auch seist, und laß mich nicht in den Fall kommen, den ich schon einmal in d. Bl. erlebt habe, daß ich meine Briefe selbst beantworten muß. Es ist mir wirklich recht sehr um Bezeichnung zu thun; und welcher Deutsche, der seinem ersten Dichter ehrt und liebt, möchte nicht Einsicht gewinnen in das Werk, in welchem dieser ohne Zweifel die Schätze seines tiefstinnigsten Wissens niedergelegt hat, das recht eigentlich das Werk seines langen, reichen, viabewegten Lebens ist? 1.

Zur neuesten portugiesischen Geschichte.

(Beschluß aus Nr. 89.)

Don Miguel war indes nicht sobald in Lissabon angelangt, als der scharfsichtige britische Gesandte Lamb Unredlichkeit ahnte und deshalb die oben erwähnte Summe vorerst noch zurückhielt. Aber — wer hätte es denken sollen! — dieselben britischen Kriegsvölker, welche Ganning zum Heil Portugals dorthin geschickt hatte, mußten jetzt, da Miguel's Schlaueit deren noch einstweiliges Bleiben bewirkt hatte, dazu dienen, seine Unpatrien zu bekämpfen. Er hatte nämlich ungsäumt seine Feldherren aus Spanien, wozu sie eben durch jene britischen Völker angetrieben waren, zurückberufen und eilte nun, seine ungelegliche Gewalt zu gründen und zu befestigen, ehe noch jene Briten, die angewiesen waren, den „gebesterten“ Prinzen bei seiner Regentenschaft zu schirmen, bei den geänderten Umständen einen Organbefehl erhalten möchten. Er wählte die der Constitution getreuen Minister, Beamten und Officiere und bereitete die Auflösung der Kammer vor. Dieses würde ihm aber nimmer haben gelingen können, wenn nicht eine große Zahl tapfrer Portugiesen, welche schon im Begriff standen, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, durch Erkundigung bei dem britischen Gesandten erfahren hätten, „er sei noch immer angewiesen, den Regenten zu beschützen“. Unter solchen Umständen konnten sie nichts gegen Miguel's Gewaltgriff unternehmen (s. Palmerston's Rede), und dieser ließ nun logisch durch die Presse und von den Kanzeln und durch eigene Proclamationen die getummelten Drohungen gegen die Bedenklichen der Worte ausgeben und sagte, den Helden gegen Alle an, welche nicht sofort in das verächtliche Gehock: „Ich lebe der König D. Miguel!“ einstimmen wollten. Zwar vertrat sich Lamb, diese Grenz nach London zu berichten, aber ungeschicklicherweise vikarirte sich Lord Dufferin, ein durch ein aristokratisches Ränkewerk von 8. Augusten (s. „Impostor“ etc.) D. Miguel reformiren zu können, da zwei Jähren, wodurch die engl. Truppen auf der Stelle zurückgezogen werden wären, bessere Abhilfe geschafft haben würden. Miguel benutzte den noch günstigen Augenblick, in Folge der Aufforderung compo-tirender Versammlungen, daß er die Krone annehmen möge,

wen geschwind die Kammern anzuhaufen, die alten Cortes zusammenzurufen (jedoch hierbei die Erwählung nur solcher Mitglieder zu gestatten, welche den Dienst Gottes und des Königs im Auge hätten; i. Circulare vom 6. und vom 17. Mai 1823) und sich von diesen so erwählten Cortes als Den bestimmen zu lassen, mit welchem Gott in dem Lande am besten gedient sei als König von Portugal. Einer so starken Aufforderung konnte der vorverfälschte Regent nicht einen Augenblick widerstehen und setzte dem zufolge die Krone, welche er für seine Rechte zu bewahren geschworen hatte, rasch auf sein Haupt. Als aber der schändliche Gibbrecher und Betrüger so die Larve abgeworfen hatte, brachen die fremden Minister sogleich allen Verkehr mit ihm ab, und er sah sich unter dem Banne der civilisirten Welt. Das kümmerste ihn jedoch wenig! Er ist auch einer von denen, welche, trotz aller Schlechtigkeit, sich durch frisches de facto und dann Consequenz geltend gemacht haben. Alle Staatsdiener, vom ersten bis zum letzten, die nicht augenblicklich den absoluten König R. hoch leben ließen, wurden abgesetzt. Verbannung, Kerker, Confiscation, Schaffot wurden dem Throne als Stützen untergeschoben. Und die britischen Kriegssoldat? — Sie wurden endlich bann grade zu der Zeit abgerufen, wo, wenn sie nun noch in Portugal geblieben wären, ihre Gegenwart die erschlaffteste Sache der gesammten Königin hätte herstellen können. Sie aber segelten nun ab, und an ihre Stelle ließ Miguel eine Bande von 30,000 Buben aus der Hefe des Volks treten, genannt „königl. freiwilliges Polizeicorps“. Diese dienten nun in ihren eigenen Districten als Beschirmer D. Miguels und — der Religion! Kleidung und Waffen erhielten sie von der Regierung, behüteten aber und besahen mußten sie sich auf ihre eigene Hand. So wurden sie als Spione und Angeber die Geißel und Vampyre Aller im Lande, die noch etwas zu verlieren hatten. — Es gab kein anderes Rettungsmittel, als sich von ihnen loszukaufen. Denn wer von 2 oder 3 dieser Schurken angeklagt wurde, der war verloren! (Diese Bande kann man auch als den Kern des jetzigen Miguelistischen Heeres betrachten.) Verfolgungen, Verhaftungen, Verbannungen, Hinrichtungen und damit zugleich Lähmung alles Handels und Verkehrs kamen an die Tagesordnung (s. Matthews', des engl. Consul, Bericht vom Dec. 1828). Angeklagte und eingekerkerte Leute mußten buchstäblich verhungern; denn die Regierung ließ ihnen nichts zur Nahrung verabfolgen. Wohlhabende Gefangene, die im Gemisch mit Dieben, Mördern, Huren in schmutzigen Gefängnissen ihre Wohnungen erhielten (zwei vornehme Damen, jetzt in England, wurden mit zwei gemeinen Huren zusammengesperret), fristeten zuweilen jenen Verhungern den Tod. Viele wurden in einsame oder unterirdische Kerker geworfen, um daseibst zu verschmachten. Um Miguels' Klauen zu entgehen, flohen die Begüterten. Er füllte dann mit ihrer Hinterlassenschaft seine Kisten. Im Jahre 1831 waren über 60,000 verbannte oder flüchtige Portugiesen, alle versunken in das tiefe Land, über Europa verstreut. Mehrere Tausende schwächelten und verschmachteten in Kerker oder hielten sich in Höhlen und Wäldern versteckt. 20,000 standen, als Verbrechtliche, unter polizeilicher Aufsicht der oben geschilderten Bande. Mehrere Tausende waren dem pestilenzialischen Klima Africas überliefert. Hauptstöße waren die Hinrichtungen. Sie fielen jedesmal einen ganzen Tag. Der Gang nach dem Blutsehe dauerte vom Morgen bis zum Mittag. Von Stunde zu Stunde ward Einer abgeschlachtet. Die Unglücksgefallenen, die Verwandten und Freunde mußten zuschauen. Wenn sie das Haupt sahen, riefen ihnen die Officiere der Königl. Freiwilligen mit dem Regen unter das Kinn (s. Matthews' Bericht, März 1829). Die Gerichtsgesellschaft hatte Abkürzung genommen. Die Richter waren entweder verdrückt oder eingeschüchtert worden. Rechtliche Männer wurden abgesetzt und Rabulisten oder gemeine Schreiber traten an ihre Stelle.

Während dieses der innere Zustand des unglücklichen Landes unter D. Miguel (den Sir John Campbell, jetzt in D. Pedro's Gefangenschaft, einen „edeln, freundlichen, offenen und

aufrichtigen Mann" in seinem Bericht an Lord Londonderry nannte) war, gestaltete sich der äußere, besonders in Bezug auf England, folgender Art. Es war den Anhängern der rechtmäßigen Königin gegliedert, Dporto zu besetzen. Don Miguel erklärte die Stadt in Bloccade und — das neue Ministerium Wellington überließ diese Erklärung eines von allen Höfen abhorrirten Usurpators an. Nun mußten die Getreuen der Königin sich eiligst zu retten suchen. Nicht genug! Wellington sandte einen besondern Botschafter nach Brasilien, um zu bewirken, daß die junge Königin den zärtlichen Armen ihres getreuen Oheims überliefert würde. Glücklicherweise ging der Anschlag fehl. Unterdessen hatten Terceira und einige andere westliche Inseln die rechtmäßige Königin anerkannt. Während Wellington D. Miguel versattete, ein Geschwader gegen Terceira auszurufen, verhinderte er aber die nach England geschickten Portugiesen, den lokalen Terceirensen zu Hilfe zu eilen, und ließ 300 derselben, die sich bereits dorthin eingeschifft hatten, durch britische Kanonen vom dem Gestade der Insel wieder zurücktreiben. Hierdurch ermuntert, legte D. Miguel seine Klauen nun an britische Untertanen selbst, die ihm nicht günstig zu sein schienen. Mehrere mußten im Jahre 1823 (s. Matthews' Bericht) Enterkerung oder Mißhandlungen anderer Art erdulden. Das brit. Ministerium ließ unter dem Vorwande der Neutralität dieses Alles ruhig geschehen. Miguels Frechheit rief nun aber so hoch, daß er selbst die englischen Waaren überall mit höhern Steuern belegte. Doch dieses Alles hielt Wellington seinem Lieblinge zu gute. Jetzt erlosch Miguel den Gipfel; er vergriff sich nicht nur an Schiffen engl. Privatpacten, sondern er ließ (1830) selbst ein königl. Packetboot wegnehmen, die Mannschaft misshandeln und berauben und Schiff und Ladung verkaufen. Wahrscheinlich spielte er England so grüßlich mit, um die damalige Regierung, was sie nicht wagen zu sehen schien, zu drängen, ihn als König zu erkennen und zu begrüßen. Auch war es in der That darauf und daran, daß diese Regierung mit dem Usurpator um Erfüllung seiner Wünsche unterhandelt hätte, als sie vom Steuertruder entfernt wurde, und nun die Scene sich mit einem Male änderte. Palmerston, der neue Minister des Auswärtigen, ließ durch den neuen Consul Poppner Don Miguel erklären, daß alle jene Unthun auf der Stelle ein Ende nehmen mußten. Der Bevordnete meinte zwar Anfangs, es sei, wie bisher, hiermit wol kein rechter Ernst und fuhr fort nach alter Weise; aber nun erfolgte, wofern nicht binnen zehn Tagen eine entscheidende Erklärung einliefe, die Drohung, daß sofort eine englische Flotte im Lajo erscheinen würde. Miguel versuchte noch einmal Ausflüchte. Als er jedoch sah, daß der brit. Consul durchaus unfähig geworden sei, schickte er sich in das Nothwendige, zumal er sich damals auch mit dem Franzosen so schwer verfeindet hatte, daß deren Flotte wirklich in den Lajo einlief. Die weitem Ereignisse liegen am Tage. 82.

Romanenliteratur.

1. Novellen von Ulrich Reimann. Zwei Bändchen. Berlin, Amelang, 1833. 8. 3 Bhr.

Es geschieht wol hochgelahrten Philologen und Commentatoren, daß sie nicht immer den Sinn im Texte des von ihnen herausgegebenen oder mit Noten versehenen Autors treffen und oft was hinein, statt heraus erläutern. Begegnet das Minnen, die das Forschen zum Zweck ihres Lebens machen, warum sollte sich ein Kritiker, der weit entfernt ist, sein Urtheil als Normalansicht aufzustellen, zu schämen brauchen, wenn er den Sinn der Dichtung nicht ebenso wie deren Verf. auffaßt, und etwa von diesen vier Novellen meint, sie sollten das Heißste oder Bedenkliche des Dilettantenwerks dem Leser vor die Augen bringen? Werhänden sich die jungen Fesden der Erzählungen auf Lieben, so recht aus Herzensgrund, sie schwanken nicht, und ihre Geliebten auch nicht, sie beherrschen die Verhältnisse, oder setzen sich dem

Unermüdlichen entgegen, nur so wäre ihre Ergebung und ihre Schwermuth nicht die eines zagen Mägdelein, das sich im Spiege! beschaut, ob ihr das Herzweifen gut zu Gesicht stehe. Wären diese Maler, Musiker, Schauspieler und Dichter recht sicher in Dem, was sie wollten, sie prüften die Meinung Andersdenkender, ächteten hier und da wol ihre Ansichten, ließen sich im Wesentlichen aber nicht irren und behielten vor Allem ihren frischen frohen Muth. Von ihren Leistungen sehen und hören wir nichts, aber wir möchten kaum glauben, daß sie etwas Vorzügliches zu Stande gebracht hätten, so geistvoll, pitant und sogar neue Seiten den Gegenständen abgewinnend der Schöpfer dieser mit sich zerfallenen Jünglinge über die Dinge zu sprechen weiß. So sagt er z. B., die neuere Kunst sollte nur noch mehr klar und deutlich dastehen werden, „daß jener Geist einer mehr sinnlichen Frömmigkeit, in welchem die altitalienischen und deutschen Maler ihre Heiligenbilder schufen, nicht weniger als der spätere Geist jener Gefühl- und empfindungsvollern Frömmigkeit, aus welcher die alte Kirchenmuffel hervorgegangen ist, gleichsam verfliegen sei, und der neuere Zeit nicht mehr angehöre; daß aber der Geist einer mehr rationalen oder verständigen Frömmigkeit, welcher unserm Jahrhundert im Allgemeinen eigen ist, vielleicht wol der Poesie, unstreitig aber nicht der Musik und Malerei zusage; und daß alle Musiker und Maler, falls sie nicht die Kraft in sich fühlen, ihr Jahrhundert umzuwenden und in eine neue Richtung zu bringen, andere Gebiete für die Schöpfungen ihrer Kunst aufsuchen und sich aneignen müssen.“ — Ebenso heißt es: „Wie nun Geist und Charakter des Menschen durch die besondere und eigenenthümliche Mischung der vier Temperamente, die in jedem Menschen zugleich vorhanden sind, bestimmt wird, so bestimmst sich die Seele des Quartetts nach dem verschiedenen Gehalte der vier Theile und der ihm entsprechenden Behandlung der Instrumente. Lassen Sie das Adagio zu sehr hervortreten, so haben Sie ein melancholisches Quartett, heben Sie das Scherzo zu hoch heraus, so haben Sie ein cholertisches oder sinnliches, verschren Sie es mit dem letzten Satz und geben ihm eine zu langsame, matte Bewegung, so haben Sie ein unerträgliches phlegmatisches Ding.“ — Um solcher und ähnlicher Stellen willen (die ausgehobenen sind nur Wahl des Zufalls) sind die Novellen ansehnlich zum Selbst- und Weiterdenken anspornend, bedeutender als durch Das, was die Erfindung betrifft.

2. Billfried und Bertha. Ein Gemälde der Barbarei des 12. Jahrhunderts von Aug. Leibes & Leipzig, Kollmann. 1833. 8. 1 Thlr.

Hier ist Alles in bestem Einklang, Erfindung und Sprache, mit Gedanken bemüht der Verf. weder sich, noch seine Leser. Es ist so von jedem Angetragenen eines Ritterromans etwas darin zu spüren, und da der Autor im Wissen der Bestandtheile doch einige Vorsicht anwendete, den Kaiser Friedrich von Hohenstaufen nicht stützen, die frommen Klosterschwester nicht mit den Pumpern klären ließ, so wird ein nicht übersättigtes Publicum, das Geschichten der Art liebt, seine Rechnung bei diesem Buche finden, das sogar im Haßschlafe noch verstanden werden kann.

3. Die Polin. Historische Erzählung von F. Th. Bangenheim. Erster Theil. Enthält: Der Malachowski-Jäger. Zweiter Theil. Enthält: Ostrolenska. Dritter Theil. Enthält: Die Heimallosen. Braunschweig, Meyer sen. 1833. 8. 3 Thlr.

Nach neuestem Geschmacke zurecht gemacht. Für den großen Theil unserer Zeitgenossen, dem jedes Buch matt scheint ohne politisches Raisonnement, auch wenn es bloß für leichte Unterhaltung geschrieben wurde, ist durch Ort und Begebenheit, wo der Roman spielt, was geschieht, bekant geforgt. Gewöhnlich Namen werden genannt, Diebisch, Gyarowski treten persönlich auf, haben auch die Art von Portraitsähnlichkeit, daß man darauf Folgerungen gründen und hin und her vernünfteln kann. Liebhaber des Historisch-Romantischen gehen auch nicht leer aus, für sie wißt sich die Geschichte zurück bis 1769 nach

Esorno, wo Orlow die unglückliche Tochter der Kaiserin Elisabeth unter dem Borgeben, sie auf den Thron zu erheben, auf das Schiff lockte, zum Gefangniß, zum Verderben. Diese historische Thatfache ist bunt romaphast zugesetzt; die Berlockte hat eine Nachkommenschaft, welche auf den polnischen Thron Ansprüche zu machen sich berechtigt hält, das bringt denn Alles und Neues, Wirkliches und Erfonnenes in Zusammenhang, und damit Niemand ob solcher Ansprüche besorgt sei, werden am Schluße Präsidenten sammt ihrem Anhang ins Grab gekelt.

4. Die Kämpfer der Bendée in Deutschland und Italien. Eine Novelle von E. Ehrenreich. Berlin, Amelang. 1833. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Heiße der Verf. wie tausend Andere, man würde seine Liebesgeschichte für ein leidliches Buch erachten; aber ein Ehrenreich, der von Kämpfern in der Bendée schreibt, kann nur das Außerordentliche besingen, von den edelsten Großthaten berichten, die Vorgänge in der Bendée, das Land selbst im Zauberspiegel einer blühenden, gestaltenden Einbildungskraft uns verkären — und nun, welche Enttäuschung. Ein mittelmäßiger Roman, ohne Haltung und Gestaltung, nur das Nothwendigste des Geschichtlichen, des Vertiklichen angeführt, aber genug, keine Bißse zu geben; ein Werk, das, wenn es einmal gedruckt werden sollte, des eignen Vortheils willen durchaus unter verändertem Titel und Namen des Verf. erscheinen mußte. 53.

Literarische Notizen.

X. M. Perrot und Mad. Alex. Aragon haben sich an Herausgabe eines „Dictionnaire universel de géographie moderne“ vereinigt, das 3 Bde., in 60 Lieferungen mit ebensoviele Karten, stark, in Jahresfrist vollendet sein und an Vollständigkeit alle bisherigen geograph. Wörterbücher überreffen soll.

Von X. Barginot's „Chroniques imperiales“ ist die 2. Periode erschienen.

Die Verfasserin der „Mémoires d'une femme de qualité etc.“, Madame de D... hat soeben in 2 Bdn. herausgegeben: „Le comte de St. Germain et la marquise de Pompadour“.

„Nouvelles recherches bibliographiques pour servir de supplément au Manuel du libraire et de l'amateur de livres“ von J. Ch. Brunet sind in 3 Bdn. erschienen.

Adolf von Bourgoing, dessen Vater das „Tableau de l'Espagne moderne“ geschrieben, hat soeben herausgegeben: „L'Espagne. Souvenirs de 1823 et de 1833“.

„La reine Hortense en Italie, en France et en Angleterre pendant l'année 1831“ ist soeben in Paris bei Erwanseur erschienen. Das Werkchen soll, dem Titel zufolge, aus Bruchstücken bestehen, die den von dieser Fürstin selbst abtatschriebenen Memoiren entnommen sind.

Von Chateaubriand erscheinen in 2 Bdn.: „Voyages en Amérique, en France et en Italie“.

Unter Jules Esfèvre's Redaction erscheint vom 6. März an in 80 Lieferungen, die 2 Quartbände füllen sollen: „Costumes pittoresques anciens et modernes de tous les peuples de l'univers“. Ueber 1000 Figuren und Costume, von namhaften Künstlern in Stahl gestochen, sollen zur Veranschaulichung des Textes dienen. 48.

Hierzu Beilage N. 3.

chte der Staatsveränderung in Frankreich unter Ludwig XVI., oder Entfesselung, Fortschritte und Irrthümer der sogenannten neuen Philosophie in diesem Lande. Sechster Theil. Leipzig, Brockhaus. 33. Gr. 8. 1 Theil. *)

Dieses Geschichtswerk, welches hinsichtlich seiner unverkennbaren Vorträge selbst von denen hochgeschätzt wird, welche mit Begriffen des Verf. von Dem, was Philosophie ist und sie wirkt, nicht übereinstimmen, erzählt in diesem neuen: die Geschichte der Placht des Königs im Juni 1791, Rückkehr, die weitere Entwicklung der Revolution, welche Beendigung der Constitution und ihre Annahme durch den nicht aufgehoben wird, da der Parteilampf nicht im ist, die Jakobiner (die eigentlichen Nicht-Philosophen), gegen und als politische Corporation zu vernichten. Die Nationalversammlung endete ihre so Großes versprechende und so leistungsfähige Arbeit und hiermit am 30. Sept. ihre Sitzungen; ohne das schwache Zeisakind durch sorgfältige Pflege und Ausbildung zu kräftigen, überließ sie es den ischen Bogen von allen Seiten her einbrechender Leidenschaften. Mit der Ernennung eines Ausschusses der Nationalversammlung und mit der Einführung der Guillotine in dieser Zeit, in dessen Anhang der Verf. jene ungeliebte Bekanntmachung der Menschen- und Bürgerrechte und die Constitutionen mittheilt.

Nachdem der zeitige Präsident der konstituierenden Nationalversammlung erklärt, daß der Zweck ihrer Sendung erfüllt sei, in viele Mitglieder derselben in die Heimat, wo die meisten Konstitutionellen durch Wohl erhaltene Aemter antraten. Diese Partei, worunter auch verschiedene Häupter derselben, blieben jedoch in der Hauptstadt, und wurden fortwährend als die leitenden Mitglieder der Feuillantsgesellschaft betrachtet. Diese bestand fort, indem sich in ihrer Feindseligkeit gegen die Jakobiner nichts änderte. (S. 111.) — Es nicht zu verkennen, daß die Partei der Konstitutionellen, die im politischen Bereiche der Feuillants prädominirte, den politischen Ansichten vom Staate großes Gewicht einräumte bis dahin auf Entwicklung der Gesetzgebung bedeutenden auf abte; aber indem die Revolution sich von der Gesetzgebung trennte, sich ihr selbst feindselig gegenüberstellte und eheverisch zügellose Gewalt von den geschworenen Gegnern Konstitutionellen, den Jakobinern, ausgeübt wurde, war Trennung der Revolution von Dem, was der Verf. neuere Philosophie nennt, unabwehrbringlich. Dennoch fährt er (S. 112 113) fort: „Das vorliegende Werk machte den Triumph rühmlich, welchen die neue Philosophie am 4. Mai 1789 feierte, nan die Abgeordneten aller Bewohner Frankreichs vereinigt um eine Selbstregierung des Volkes nach den Grundsätzen der Lehre einzurichten“. (Sollte, aus höherem Standpunkte nicht, nicht jede Staatsregierung eine Selbstregierung des Volkes oder der Nation sein?) „Vorteilhaftere Verhältnisse diese für günstigen Erfolg, für Erfüllung aller Verheißungen, welche die Lehre machte, und deren die Einleitung vorhanden Werkes erwähnt, dürfen nicht denkbar sein. Daß jedoch, während das Gebäude einer tauferjährigen Staatseinigung vom Grunde aus zerstört ward und das neue der Regierung des Volkes entstand, Unheil jeder Art, und zwar aber allein als Folge dieses Vernichtungswortes und Entstehungswortes, über das Reich und alle seine Bewohner hereinbrach,

konnte mit Recht als natürliche Wirkung jenes Processes betrachtet und entschuldigt werden. Nicht eher, als nachdem das große Werk vollendet dastand, ließ sich verlangen, daß es erfüllt, was die Lehre verheißt, wenn ihre Grundsätze, sowie jetzt in Frankreich, frei, unumschränkt und vollkommen verwirklicht werden würden. Danach gemächten erst die Ereignisse nach Vollendung der Constitution unbedingte (?) Beziehung auf dem Erfahrungswerte, über den wahren Werth des unendlich wichtigen, vielleicht auf alle künftige Zeiten einflussreichen Systems. Der Verf. erkennt mit dem höhern Zwecke der Geschichte, die er von jetzt an bearbeitet, auch die doppelt heilige Verpflichtung zu tiefstem Forschen und strengster Unparteilichkeit. Besterre befißt er auf dem bisherigen Wege zu genügen, indem das Werk nur aus möglichst erwiesenen Thatsachen und unbedingte gewisse Aeußerungen der handelnden Personen zusammengefaßt werden soll. Reichte bei unverbrüchlicher Treue der kurze Lebenslauf nicht hin für die erste Pflicht, das Werk zu vollenden, so wird der Verf. es mit der Hoffnung aufgeben, daß vielleicht der große Zweck, der ihm so lange Jahre unerrückt vor Augen stand, eine geistreiche Hand bewegen werde, zu beenden, was durch den Blick auf ihn begann.“

Die Wahrheit einer vorgefaßten Meinung kann subjectiv ihre volle Gültigkeit haben, während die von vorn herein festgestellte Princip der Freiheit der Untersuchungen, mithin die Wahrheit der Geschichte beeinträchtigt. Das Vorgefaßte eines baldigen Scheiterns sagte dem Verf., als er jene eben mitgetheilte Stelle niederschrieb, daß es ihm nicht vergönnt sei, das in derselben geleistete Versprechen zu erfüllen; um so bringender ist der Wunsch, daß Hoffnung auf eine Fortsetzung des Werkes nicht unerfüllt bleibe, wenigstens bis zum völligen Sturz des Königthums durch Proclamation der Republik (Sept. 1792), wobur in noch einem Bande diese durch ihre Eigenthümlichkeit interessante Darstellung ein abgerundetes Ganze würde. 25.

Philosophie, Religion und Alterthum. Von G. Fr. Daumer. Zwei Hefte. Nürnberg, Campe. 1833. Gr. 8. 16 Gr.

Da der Verfasser vorliegender Schrift gleich zu Anfang erklärt, daß sie sich fortentwickelnd an seine „Anleitung eines Systems speculativer Philosophie“ anschließen, so schickte sich Ref. an, nachdem er das gegenwärtige Buch gebührend eingesehen haben würde, regressiv auch die Bekanntheit jener andern zu machen, muß aber nun leider offen gestehen, daß er durch das Lesen dieser zwei Hefte sich gänzlich gekümmert fühlt und alles Verlangen nach etwas Mehrern von dem Producten des Verf. gänzlich aufgegeben hat. Deshalb müßte er sich aber auch nicht an, die vorliegende Schrift zu beurtheilen, sondern beschränkt sich darauf, einfach zu berichten, was er gefunden hat, unbekümmert darum, ob die Leser dieser Bl. dadurch ihren Appetit gereizt, oder eine ähnliche Wirkung verspüren werden wie Ref. Im ersten Capitel werden die speculativen Hauptgedanken, die sich im Folgenden ausspinnen, gegeben. I. Ueber den Logos. In dem Weise Schelling's und Hegel's durch Bewegung des reinen Denkens, aber Bekämpfung, „die man den Abfall des göttlichen Wesens von sich selbst nennen kann“. Doch zweifeln wir, ob wenigstens der letztere der genannten Philosophen mit dieser Anwendung seiner Principien sich ganz zufrieden bezeugen, und nicht dem Verf. wie Sokrates dem Platon, nur freilich in einer andern Richtung des Gebankens, zurufen würde: Was macht er aus mir! Um sich zu realisiren, scheider sich das Uebel auswerfen zunächst in zwei Wesen, indem es sich zu einem In-

Ueber die früheren Theile vgl. Nr. 30 f. 1837, Nr. 157 und 158 f. 1833 und Beilage 48 d. Bl. f. 1830. D. Red.

bern seiner selbst macht, sich außer sich setzt und aus diesem Auserfichsein auf sich zurückgeht. In diesem Zurückgehen vertieft es sich als eine dunkle Selbstheit in sich, hebt diese aber auf, um sich in seine absolute Freiheit zurückzuversetzen, und wird nun als neue Concentration in der Sphäre der Freiheit gegen jenes erste dunkle Infichsein zum persönlichen Geiste, der jene hoffische Selbstheit, als ein Anderes, von dem er sich aus- geschieden, aber gegen sich indifferent gemacht, als ein in sich eingehülltes Centrum seines Auf- und Rückgangs zu sich enthält. Diese baskische Selbstheit (die Urcreatur) ist das Princip der Beforderung, Entziehung, Bieheit. — Die Ansicht des Verfassers „weicht von dem christlichen Glauben nicht ab, setzt ihm nur etwas Neues hinzu, welches jedoch in der allgemeinen Geschichte der Religion etwas Uraltet ist. Das Christenthum bestimmt nur, daß die Welt durch das Wort gemacht worden sei, aber nicht wie. Ueber dies Wie aber ist die Philosophie mit dem hebraischen Aetherthum, von dem auch die christliche Logoslehre kommt, in nothwendiger Uebereinstimmung. Dasselbe erkannte in der Welt einen lebenden, sterbenden und auferstehenden Gott. Es ist aber nach alter Lehre das Wort — der Sohn des ersten Gottes, der, in die Materie hinabsteigend, sich selbst in den Lob der Auferlichkeit gebend, diese Welt erschuf, der, um das Verlorene zu erlösen und zu verschönern, schon im Anfang der Welterschöpfung den Tod erlitt. Ohne einen solchen in Natur und Welt überhaupt gestorbenen, mit dem Tode der Entäußerung ringenden, als Geist auferstehenden Gott bleibt Schöpfung und Erlösung unbegreiflich, und es ist daher nothwendig, daß diese alte Lehre von der Philosophie wiederhergestellt werde.“ II. Dreieinigkeit: „Gott ist Einer, aber dreifach in seiner Entfaltung. Es ist die Arbeit der Weltgeschichte, daß Alles wieder zu Einem, aber als eine Bieheit von Geistern in sich gegliedertem Geiste werde.“ III. Mythen über das zum Bewußtsein kommen des baskischen Wesens. Amor und Psyche, aus gemeinschaftlicher Quelle geflossen mit einigen Märchen des Pentamerone sowie mit der Sage vom Schwanenritter. IV. Ueber Krankheit und Riasma. Die verneinte Macht, bestimmt sich als latenter Grund der Existenz der andern, als selbstloses Werkzeug seiner schöpferischen Thätigkeit zu verhalten. Da es aber diesen Zustand der Unterdrückung aufzuheben strebt, so erscheint es als revolutionnaires Princip, als lebendverneinende Macht. V. Vergleichung hebräischer und deutscher Sagen. 3. B. Abraham's Kindesopfer und die Grabfelder, Hengstenoth. David und Saul findet sich in der Sage von Heinrich III., Uria der Hebräer in dem Gothen Urajas wieder. VI. Ueber das Mythische in den biblischen Erzählungen von Christus. Die biblischen Geschichten von Christus sind fast nichts als eine Uebersetzung alter, zumest (orientalischer) Sagen auf den Stifter des Christenthums. „Alles, wie kein Bernünftiger (?) bezweifeln wird, dieselbe Geschichte, nur mit veränderten Namen.“ VII. Ursprung und Rettung aus dem Wasser. Moses und die Sage vom Wasserpetter und Wasserpaul. VIII. Der getrene Gott. Als erlösender. Der treue Johannes, der treue Eckart. IX. Mythen vom sterbenden Schöpfer, 3. B. die deutsche Sage vom Stierenbach. „Die Verwandlung des geweihten Lammes in das Gespenst ist das Auserfichkommen des zuvor in Gott erhoben gewordenen Grundes.“ X. Achnabdel und der Lebensbaum. „Jem, als verdunkeltes Lichtwesen ist mit einem Worte Gott in Knechtsgestalt.“ XI. Mythisches Verschlingen und Verwandeltwerden. Es ist Wiedergeburt aus schöpferischem Tode, Zurückgehen auf sich aus schöpferischer Entäußerung. Jonas, das rothe Käppchen etc. XII. Schöpfer, Städte, Goldamer, Goldglace und Goldkrone unter dem Wasser. Die Entstehung dieser Sinnenwelt war der Untergang einer Welt, in der Sibirien die Aetherthums Untergang im Wasser. XIII. Proserpina. Sie wird mit einer Sage der Nury Schwarzjoch verglichen. XIV. Ein Ivotara der indischen Mythologie in der Apokalypse, S. 19, B. 11 — 16. XV. Abel, Cain, Erth gleichbedeutend mit Iesus, Dorus, Zuthus. Merkwürdige etymologische Präparate. Überso XVI. Saul,

David, Salomo. Die beiden letztern sind ein Kefen, der Gott als kämpfender, zur ruhigen Grifsen (Schaloon) gelangter. Sie oder vielmehr er kämpft gegen das Princip der Finsternis, Saul, Scheol. XVII. Fedias (der Schwanenritter), Myffel. XVIII. Appobite, (die Herz auf dem) Zauberdod. XIX. Gespenstliche Erscheinungen. Einige Beiträge zu den „Blättern aus Provoork“, über deren Wesenstand sich aber der Verf. noch besonders auslassen will. Den Schluß machen einige nachträgliche Bemerkungen, da der Verf. nicht fast bekommen zu können scheint in seinen beziehungsreichen Erörterungen. — Das zweite Heft enthält die Spuren des heidnischen Glaubens und Cultus in Nürnberg und der Umgegend, in allgemein mythologischer und speculativer Beziehung betrachtet. Die Hauptfiguren sind hier Ritter Epplein, durch seine Sprünge in der Sage berühmter, und der heilige Sebald. Eine der hervorsteckendsten historisch-mythisch-speculativen Entdeckungen, die hier der Verf. gibt, möchte wol die sein: daß Epplein-Efflein Killes, Gersurt und Nürnberg das von ihm bekriegte Troja (S. 12), Troja und Nürnberg aber zusammen die Welt, ihre Entstehung und ihr Dasein ein Kampf entzweiter Weltmächte ist (S. 19). 12.

Ein bisher unbekannter Menschenstamm auf der diesseitigen Halbinsel des Ganges.

Capitain Hartnes macht uns in seiner „Description of a singular aboriginal race, inhabiting the summit of the Neigherry hills, or the blue mountains of Coimbatore, in the southern peninsula of India“ (London 1832) mit diesem bisher unentdeckten Stamm indischer Urbewohner näher bekannt. Die Neigherry hills (von nila blau und giri Gebirg) bilden den Kern der Ghauts, welche die diesseitige indische Halbinsel vom Nord nach Süd durchziehen. Der Fuß jener blauen Berge ist auf der einen Seite von Dichtwäldern und auf der andern von zwei Flüssen, die in ihrer Vereinigung den Bhavani bilden, umgeben. Nur 50 (engl.) Meilen vom Meer entfernt, erstrecken sich diese Bergbewohner der Monsun beider Küsten und dadurch über gemilderten Temperatur. Auf der Bergsteins wechseln Hügel, Thäler und Sümpfe. Die kleinern Hügel sind mit dichten, weißen Gebäuden geschmückt und öfters von hohen Wäldern überschattet, die sich in der Ferne wie Wälder darstellen. Die andern Hügel sind mit blumenreichen Teppichen der frischesten Weide überdeckt. Hochrothes Rhododendron und weiße Gamelien schmücken die Haine und die Bäche sind mit wildem Rosen und Jasmin eingefaßt. In Erdbeeren und andern köstlichen Früchten ist Ueberfluß. Ein bedeutender Bergsee verschönert die Scene. — Die Urbewohner dieses Berglandes nennen sich Tabas. Sie sind von hoher, kräftiger, schöner Gestalt und haben offene, ausdrucksvolle Gesichter. Zwischen ihnen und den Nachbarn findet gar keine Ähnlichkeit statt. Sie gehen fast mit unbedecktem Haupte, lassen das Haar wachsen, haben große, volle, sprechende Augen, römische Nasen, feine Zähne und wohlgefülligen Gesichtsumriß. Obgleich ernsten Bildes werden sie doch sehr bald freundlich und heiter. Die Ohren sind mit goldenen, die Hände mit silbernen Ringen und der Hals mit silberner Kette geschmückt. Auch in der Kleidung ähneln sie den alten Römern; denn ihr Anzug besteht in einer tunica, die über den Hüften durch einen Gürtel zusammengehalten wird, und in einem Mantel, der den linken, zuweilen den rechten Arm unbedeckt läßt. Sie schlagen ihn, wie die Spanier, über die linke Schulter. Wenn sie sitzen oder liegen, bedecken sie sich mit diesem Mantel. Er ist ihre Hülle bei Tag und bei Nacht. Sie gehen barfuß und ohne alle Vertheidigungswaffen und führen gewöhnlich nur einen dünnen Hirtenstab in der Hand. Die Frauen sind gleichfalls von hoher Gestalt, aber ihre Gesichter sind heller und zarter. Lange Locken des aschschwarzen Haars fließen üppig über Nacken und Schultern herab. Obwohl sie beschneiden und gegen Fremde zurückhaltend sind, unterhalten sie sich dennoch gar bald mit Freimüthigkeit. Ihre Gattinnen

sch von geschlossenen Haaren; schwarze Fäden mit Silber-
nen Fäden; Wädel von Wolle oder Wuschlein sind daran be-
festigt und hangen zwischen den Schultern herab. Ueber dem
Hals tragen sie Kapuze und am Arm und an den Fingern
kleine Ringe, um die Hälften aber einen Gürtel von Silbernen
oder Kupfernen Kettenwerke. Ihre Mäntel sah wie die der
Männer, nur daß sie sich ganz darin einhüllten. — Dieses heitere,
sehr verschämte Volk führt ein artabisches Leben; wohnt nicht
in Städten oder Dörfern, sondern familienweise beisammen.
Ihre Hütten sind länglicht und werden von ihnen verlassen,
wenn sie mit den Herden in die Berge ziehen. Sie halten nur
Kamelle, das aber reichliche und vortreffliche Milch gibt, deren
sie einen Theil in Butter verwandeln. Buttermilch ist ihr ge-
wöhnliches Getränk. Die Weiber sorgen daheim für die Witt-
schaft, reitigen und garmahlen das Korn und vergieren die
Sämerei der Mäntel. Die schwerere Hausarbeit werden aber
von den Männern verrichtet, sowie das ganze Viehwir-
ken von ihnen besorgt wird. Wenn des Abends die Herde ein-
gepfercht ist, macht die ganze Familie vor derselben eine Her-
beugung. Dann wird die Lampe angezündet, auch diese durch
eine Verbengung begründet, und man geht schlafen. Die Wohnun-
gen bleiben durchaus unbewacht. Selbst nicht einmal Hunde werden
gehalten. Höchste Achtung des Eigenthums herrscht überall;
Unerschlichkeit wird als das tiefste Gesetz betrachtet; der „Wahr-
heit“ ist ein Tempel gewidmet. Die Sonne wird, wenn sie
aufgeht, angebetet, und man glaubt an eine höhere Welt nach
dem Abschiede aus der gegenwärtigen. Mit dem Buddhismus
oder Jotam hat die Religion der Tubas auch nicht einen einzi-
gen Satz gemein. — Das Milchhaus, das mit großem Fleiß
erbaut und sehr heilig gehalten wird, ist zugleich der Familien-
trumpf. Auch die Sprache der Tubas unterscheidet sich von al-
len übrigen asiatischen und ist sehr schwer zu erlernen. Schrift-
züge oder andere Gebrauchszeichen hat man bisher bei ihnen
noch nicht wahrgenommen. In den Sitten tritt manches Selt-
sams hervor. Wie es scheint, kann der Vater seine Töchter
wehem Männern zu gleicher Zeit vermählen, wo er dann von
jedem einen Hölzl erhält. Neben diesen Männern darf die
Frau mit Einstimmung der Männer, die selten verweigert wird,
auch noch besondere Liebhaber zulassen. Vermählt kann der
Mann nur mit einer Frau werden, als Liebhaber aber darf er
mit mehreren in Verbindung stehen. — Das Religionswesen be-
treffend, haben die Tubas heilige Heine, genannt Keriri. In
jedem derselben fungirt ein Priester (Polant) mit seinem Gehül-
fen (Kaplan). Die Heine zum Polant bestete darin, daß er
acht Tage lang im flüsternden Dicht des Waldes ganz nackt
jubringt, sich wiederholentlich babet und nur geringe Nahrung
zu sich nimmt. Dann hüllt er sich in ein grobes, schwarzes
Gewand, ist ein Polant und so heilig, daß kein anderer Tubas
sich ihm zu nähern wagt, als wenn der Polant winkt. Wäh-
rend seiner Amtsführung muß er das schone Geschlecht gänzlich
 meiden, sich gänzlich der Welt entschlagen und lediglich dem Nach-
denken über göttliche Dinge obliegen. Doch kann er sein Priester-
amt wieder niederlegen, wenn er will. Jeder Keriri ist mit
einer Herde von Milchkühen besetzt, deren Milch theils den Prie-
stern zur Nahrung dient, theils verwandt wird, die heilige Biode
im Tempel täglich zu waschen; andere Thiere scheinen nicht vor-
handen zu sein.

Wenn die Tubas beten, blicken sie zum Himmel und stre-
cken die rechte Hand empor. — Die Feiern der Heiligenzeit zeich-
nen wie allen übrigen sich aus und enden auch von einer Art
von Stiergeheßen begleitet. Junge Leute schwingen sich den
Stämmen an den Rücken, ergreifen sie bei den Hüften und su-
chen so sich festzuhalten. Andere eilen mit Knütteln hinzu
und suchen die Thiere durch Schläge und Geschrei wild zu ma-
chen. Ist dieses Spiel eine Zeitlang getrieben worden, so wird
es durch einen allgemeinen Tanz beschlossen. Bei diesen Fei-
erlichkeiten sind worden dann auch Stiere geopfert. Mit den
Stämmen der Verstorbenen werden sein Bogen, Pfeile, Art und
andere Geräthschaften verbrannt. Spiele und Schmaus dauern

mehre Tage. — Welt einiger Zeit hat die britische Regierung
Schulen unter den Tubas angelegt, und der Erfolg scheint sehr
günstig zu sein. 82.

Neue Briefe über die Seelensorge. Erstes Bändchen.
Auch unter dem Titel: Ueber den Einfluß des modern-
en Liberalismus auf das amtliche Wirken eines ka-
tholischen Seelsorgers. In Briefen an einen Freund,
von Franz Seraph Häglperger. Sulzbach,
Seidel. 1833. Gr. 12. 16 Gr.

Ref. hat die Bekanntschaft mit Hrn. F. schon bei Be-
gehung seiner „Festabende“, 2 Bde. 1828 (vgl. Besl. 15
d. Bl. f. 1829), gemacht. Damals idealisirte der Verf. mehr
das geistliche Amt, fand in allen Einrichtungen und selbst in
Kleinigkeiten des katholischen Cultus hinreichend eine Deutung und
Begründung, und wenigstens manche Seufzer über die Welt und
besonders über den Rationalismus vorfallen, so war dies doch
bei dem sanften und gemüthvollen Wesen des Hrn. F. erträg-
lich, nur daß der Denker zu wenige Gedanken in den vielen
wohlklingenden Worten entdeckte. Der Verf. wurde aufgefodert, die
„Festabende“ fortzusetzen, erklärt aber, daß sie besser in ihrer
bisherigen Form geschlossen bleiben möchten. Gleichwol gehöre
er (heißt es S. vi) als ein mehrjähriger Schriftsteller zu den
Gewohnheitslindern, die sich selten bekennen, daher die neue
Arbeit über das seelsorgliche Leben, die mehr von der Wirklich-
keit als von der Idealität ausgehen, mehr den katholischen Seel-
sorger als den bloßen Priester berücksichtigen und mehr Erfah-
rungen als seelsorgliche Schemen mittheilen werde; es sollen noch
drei Bändchen: über Homöopathie und Katechetik, über Beicht-
stuhl und Seelenführung, über Krankenbesuch u. s. w. folgen. „Die
Vorarbeit“ in diesem ersten Bändchen liefert einen förmlichen
Fehlzug gegen ein Unerträgliches, das der Verf. „modernen Libe-
ralismus“ nennt. Verstände er darunter eine gewisse Bewest-
lichung des Kirchenwesens und mancher seiner Diener, die ein-
getretenen Gebrechen, die sich im Geistlichen wie im Weltlichen
hinzugehen, wie man hier und da mit der Schale auch den
Kern weggeworfen, mit dem Bestreben, den Cultus richtiger
zu würdigen, ihn auch wol herabgewürdigt habe, und daß man
daher eilen müsse, den Ueberflüssen der richtigen Einsicht zu
kreuzern: dann würden wir ihm gern beistimmen, wie wir die
Bessensberg'schen Conferenzenarbeiten mit großem Vergnügen ge-
lesen haben. Aber so lieb uns Hr. F. einst geworden war, so
wenig sagt uns jetzt diese seine polemische Schrift zu. Die zu
erwartenden Bändchen können vielleicht für die Praxis nützlich
werden; aber das, was er modernen Liberalismus nennt, glücklich
zu bekämpfen, dazu fehlt es ihm an philosophischer Durchbildung,
um den Zeitgeist in seiner Vielseitigkeit zu erfassen; an Scharf-
sinn, um Wahres und Falsches, Gutes und Schleimtes richtig
zu schreiben; an Geschichtskenntniß, um die ihm missälligen
Ereignisse gehdrig und im Zusammenhang zu beurtheilen; an
theologischer Gelehrsamkeit überhaupt, um die Dogmen seiner
Kirche gründlich zu würdigen, und endlich an Unbefangenheit,
um über den streitenden Parteien zu stehen und ihnen nach Ge-
hör Recht oder Unrecht zu geben. Man wird diese unsere An-
sicht schon bestätigt finden, wenn man liest, welchen Gewächs-
männern sich der Verf. anschließt. Anton Sauer's „Edb-
und Nordlichter“, die, nach Hrn. F., den modernen Liberalismus an-
zulehnen in seiner Weise enthalten; „Beitrag zur philosophisch-humori-
stisch-bogmatikrenden Art“ sowie dessen „Heilige Berge“ frant Ref.
 zwar nicht, wol aber Abbier's „Symbolik“ aus Marbrinow's
gründlicher Recension, welche dem Verf. eine Menge Irrthü-
mer und Ungerechtigkeiten nachweist, das über Hrn. F. ein
Berk voll gründlicher Gelehrsamkeit ist. Würde er sich vornehm
auf die höchsten Autoritäten eines Parte und Herd, „die bei
ihrem Eintritt in die katholische Kirche gleichfalls wichtige Be-
lehrungen über die Bewegungen der unchristlichen (!) Gegen-
partei sollen mitgebracht haben“ lesen wir dagegen auch nicht

den Namen eines bekannenden katholischen Theologen, Die Oberför, Beckmeyer, Wessenberg, Dreier u. s. w., so wird man schon daraus schließen müssen, was Geistler Kind Hr. G. selbst sei. Er wiewt wie unsre katholischen Frommen Alles untereinander, Atheisten und Nationalisten; ja immer besonders wie sie, daß man die Vergiftung durch die Grundsätze, als die Grundfeste des ganzen Gebäudes, verwerfe und die kirchlichen Dogmen nicht alle glaube. Alles soll unmittelbar von Gott abgeleitet und hervorgebracht werden; von der einen Seite ist der Mensch nur eine Maschine, und doch soll er es erkennen, freiwillig annehmen und befolgen, was Gott haben will. Natürlich ist dieser Liberalismus auch Schuld an allen Uebeln der Zeit. Der Verf. muß gar keine Zeitungen lesen, um zu wissen, daß doch wahrlich sein Klerus und die Mönchsorden, welche die schönsten Länder Europas in unaufhörliche Unruhe versetzen und unglücklich machen, nicht zu dem Liberalismus geschworen haben. Wenn sein wollende katholische Gelehrte hoch solchen Bitterworte in den Köpfen tragen und durch die Presse fortspalten, haben in ihrer Weise eine wunderbare, überirdische Kraft- und Rachmittheilung behauptet; wenn sie falschen (S. 59), „daß die Reformatoren ihren Ruhm in der Verkünderung, ihre Ehre in der Verkünderung, ihr Vergnügen in der Lüge suchten“; was sollen ihre Schüler und Gemeinden von uns denken!

Die hessischen Ritterburgen und ihre Besitzer, von G. Landau. Zweiter Band Mit fünf Ansichten. Kassel, Luchardt. 1833. 8. 1 Theil. 12 Gr. *)

Wir haben bei Erscheinung des ersten Bandes dieses Werkes seinem geschichtlichen und topographischen Werthe pflichtmäßige und unbesangene Gerechtigkeit widerfahren lassen und begnügen uns hier mit der Anzeige, daß der vorliegende zweite nicht weniger reichhaltig, fleißig, belehrend und anschaulich ausgestattet ist und der Geschichtlichkeit und Umsicht des Verf. so wie der bereitwilligen Unterstützung kundiger Freunde und Gönner nicht minder zur Ehre gereicht. Die Naturbeschreibung ist lebhaft, ohne schwülstig zu werden, und zeugt von glücklicher Beobachtung- und Darstellungs-gabe; die geschichtliche Erzählung artet nie in ungehörige Weitläufigkeit aus und beschäftigt das Nachdenken über ehemalige und gegenwärtige Verhältnisse. Der stets auf Urkunden gestützte Bericht von frühern und gegenwärtigen Besitzern ist überaus wichtig für die Kunde bedeutender Familien des hohen und niedern Adels, ihrer Untergehörigen und Hochborn. Der Geschichtschreiber und Forscher wird manchen willkommenen Aufschluß, der ihm nirgend zuverlässiger geboten wird, dankbar anerkennen und benutzen. Nur der ungeweihte Leser, der auch in einem ernsten Werke unterhaltenden Nachrichten gern begegnet, die seine Begriffe nicht irre führen, würde sich dem Verf. verpflichtet gefühlt haben, wenn er hier und da eine zwar unverbürgte, doch anziehende Sage, woran es dieser Gegend nicht fehlen kann, freilich mit gehöriger Warnung vor ihrer Annahme, minder streng zurückgewiesen hätte; und es läßt sich wol etwas für die Pannlosigkeit dieses Wunsches anführen. Was vielleicht nie geschah, aber sicherlich eine Zeitlang geglaubt ward, und zum Theil noch geglaubt wird, hat doch anthropologische, wenngleich nicht historische Wichtigkeit und kann sogar diese gewinnen, wo es auf Gesinnung und Handlungen der Zeitgenossen Einfluß hatte, die sich oft nur aus Beirrtheiten erklären lassen. Doch wir greifen dem besseren Gemessen des Schriftstellers nicht vor, der uns nirgend Veranlassung gibt, seine Besonnenheit in Zweifel zu ziehen. Es bleibt uns nur noch übrig, die Namen der geschichtlichen, mehrtheils jetztrümmerten Ritterburgen anzugeben. Katzenstein. Bärstein, mit einer Ansicht begleitet, welche die

*) Ueber den ersten Band vergl. Nr. 172 b. Bl. für 1832. D. Red.

Waldschnecke gewahrt. Bärstein. Die Ritterburg zu Weiskirchen; mit einer überaus interessanten Ansicht des spröden, aber sehr herrlichen Thores, deren Brunn wir aus eigener Wahrnehmung verbürgen können. Eising, mit einer Stammtafel ihrer gleichnamigen Dynastie. Buchsmau, mit einer Ansicht, die durch die Umgebung des nach ihm genannten Dorfes sehr gefällig wird. Densberg. Sengenstein. Alzenburg bei Felsberg, mit einer Ansicht. Frankenburg. Rausburg, an der waldreichen Grenze gelegen. Schaumburg, mit einer Stammtafel der Grafen von Schaumburg und des Geschlechts von Datwig. Die Burgen Wallenstein, ehemals Altwallenstein, und Reutenstein, ehemals Krauwallenstein, mit einer Stammtafel der Herren von Wallenstein. Die Fortsetzung einer so schätzbaren Kunde verdient günstige Aufnahme und Beförderung. 57.

Das Land und Volk der Szekler in Siebenbürgen, in physischer, politischer, statistischer und geschichtlicher Hinsicht. Von Daniel G. Scheint. Erster und zweiter Theil: Die Landes- und die Volkskunde. Nach einer Karte des Szeklerlandes. Pesth, Hartleben. 1833. Gr. 8. 1 Theil. 12 Gr.

Der Verf. vorliegender Schrift, Arzt zu Mediasch, hat mit vielem Fleiß gesammelt, auch eine zum Verwundern reiche Literatur beigebracht; dieses Land liefert aber weder in physischer, noch statistischer, noch historischer Hinsicht das Mindeste, was von der Ferne aus ansprechen könnte.

Der von den Szeklern bewohnte Landstrich liegt in dem Großfürstenthum Siebenbürgen nordwestlich der Moldau und Wallachei; der Ursprung des Volkes ist unbekannt, sie sprechen ungarisch, können aber aus frühern Zeiten keine geschichtliche Merkwürdigkeit von sich aufzeigen. Das Land ist, wie das benachbarte, bergig, mit Wald bewachsen und zeichnet sich in Producten wie Klima nicht weiter aus. Auch die Sitten des Volkes gleichen völlig denen ihrer Nachbarn und Stammverwandten. 47.

X p h o r i s m e n .

X i b e r o n i .

Xiberoni hatte sich das Erzbisthum Malaga, eines der untrüglichsten Spaniens, geben lassen und verlangte nun vom Papste Dispens wegen der Keibenz. Der heilige Vater erwiderte: „Alles, was ich thun kann, ist, ihm einen sechsmonatlichen Urlaub zu bewilligen, die Concilien geben ihm andere sechs Monate, und so braucht er gar nicht hinzugehen.“

X u e l d o t e .

Ludwig XV. hatte bei seiner Krönung Frau v. Puisieux gesehen, welche damals erst 13 Jahre zählte und von blendender Schönheit war. Auch war sie ihm so aufgefallen, daß er ihrer nachher nie ansichtig wurde, ohne ihr zu sagen: „Ah, Madame de Puisieux, que vous étiez jolie à mon sacre!“ Ermüdet endlich von diesem ewigen Keiseln, erwiderte sie ihm einst: „Et vous, Sire, vous étiez beau, lorsqu'on me l'apporta.“ — Man weiß, wie schmerzlich diese Hoffnungen der unglücklichen Nation getäuscht worden sind.

E p i t a p h i u m .

Die schönste Grabchrift, welche die Alten einer weichen Hausfrau zu setzen wußten, war:

Casta vixit,
Lanam fecit,
Domum servavit.

Wie viele von unsrer heutigen Schönen haben Anspruch auf ein gleiches, oder auch nur ähnliches Lob? 57.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag,

— Nr. 91. —

1. April 1834.

S u r N a c h r i c h t.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso Postämter, die sich an die Königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig, das Königl. u. s. Grenzpostamt in Halle, oder das k. sächs. Thurn und Taxische Postamt in Altenburg wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur.

Störter Artikel.

dreizehntes bis zweiundzwanzigstes Heft.

„Mithessen mußte du deinem Vaterlande, wo und wie du lebst; ermuntern, retten, bessern, und wenn du die Götter des Capitoliums wärest“, sagt Herder. Wir haben es Wort längst beherzigt, selbst auf die Gefahr hin, unter für einen solchen capitolinischen Schnattervogel gelten zu werden, und thun es auch jetzt wieder, weil wir überzeugt sind, daß selbst ein Wort über obiges Werk eines vaterländischen Unternehmens fördern helfe. Sehen uns in der Reihe der jetzt in allen Formen und Sprachen erscheinenden rechtmäßigen und unrechtmäßigen Conventions-Lexika auch noch so unbefangenen um, so erblicken keines, welches mit solchem Ernste, solcher Gediegenheit und Reichhaltigkeit (die gar nicht bloß in der Zahl der Artikel besteht) ausgestattet wäre als gegenwärtiges. Eine Collectivarbeit von hundert Menschen die Forderung absoluter Einheit und Gleichmäßigkeit stellen zu wollen wäre Verwegenheit. Es sind zu Protokoll gegebene Aussagen über Leben und Treiben der Gegenwart, fehlt ihnen die Unterschrift, so sagt doch die Öffentlichkeit darüber zu Gericht. Auch fehlt wie bei einer neuen Verfassung der Grundsatze der Verbesserunglichkeit dem einzelnen nicht, wie so manche umgearbeitete Artikel bei Hauptwerken und erweiterte in dieser Fortsetzung besetzen. Ueber Lücken wölkten wir mit dem Herausgeber zu rechten. Wir wissen, wie schwer es hält, von Mann zu Mann einen Artikel herauszupressen.

Seitdem wir (Nr. 95, 96 d. Bl. f. 1833) zum erstenmal über dieses Unternehmen berichteten (und die Leser werden den gutmüthigen Scherz des Berichtes vergessen haben), sind in rascher Folge zehn Nummern wieder erschienen, von denen die letzten acht den

dritten Band von 882 großen Seiten bilden. Wie viel auf einer solchen Seite steht, weiß das Publicum und noch besser der Verfasser jedes Artikels. Darum wird sich wohl Niemand über den Preis beschweren können als etwa der Nachdrucker, dem er für sein Schandgewerbe zu billig ist. Der gegenwärtige Band enthält ungefähr so viel Artikel als Lage im Jahre sind. Wer also seine nachhafte Neugierde bezähmen kann, dem empfehlen wir täglich einen einzigen zu lesen, für die Sonntage aber sich die diesen Artikel über Griechenland s. v. Ditto (S. 375—404) oder Rußland seit 1829 (S. 816—855) und einige ähnliche zur erbaulichen Lectüre aufzusparen. Wenn dies frivolo erscheint, der übersehe sich jeden Sonntagsartikel wie weiland Bongars in „Gesta Dei per Francos, Russos, Graecos, Philosophos, Theologos, Ictos“ und erkenne sich, daß Geschichte auch eine Offenbarung Gottes auf der Erde ist. Man hat Heilige, sogar Jesuiten für jeden Tag im Jahre, warum nicht auch einen Artikel aus dem Conversations-Lexikon? Wir als wohlthätiger Referent haben uns freilich diese Zeit nicht nehmen dürfen; darum summen und beklagen uns auch noch jetzt, wo wir sie amtlich schon verdaut haben sollten, diese geistigen Gaben wie die Götter aus Odysseus' bekannter Bibliotheca selectissima (hinum Flaschenkeller) im Kopfe herum, und ist uns schwer davon geworden.

Es ist ohnehin, wie wir meinten von Göthe, bemerkt worden, daß der Deutsche schwer wird über Altem. Jetzt, wo unsere Relation beginnen soll, wissen wir vor Ernst und Gewissenhaftigkeit nicht, wie es diesmal anzufangen. Sollen wir Artikel vor Artikel durchgehen und den Lesern d. Bl., die gewiß zum größten Theile unter den 99,000 Nachsehern des Werkes mit begriffen sind, noch zu Genuthen des Vor- oder Genuthens nachhaken? Sollen wir, wie der zweite König von Persien die längsten Männer, so hier die längsten Artikel vorzugsweise herausheben? oder

sollen wie sie systematisch, etwa wie die Juristen nach Personen und Sachenrecht; nach Personen: a) Fürsten, b) Minister, c) Generale u. s. w., und nach Sachen: „Mazilianische Thürme“, „Percussionsgewehr“ u. s. w. ordnen, so bekommen wir wieder Streit, ob z. B. „Nordlicht“ oder „Monarchisches Princp“ oder „Mäßigkeitsgesellschaft“ oder „Philosophie in ihrem neuesten Zustande“ eine Sache sei oder nicht? „Mysticismus“ und „Nationalgarde“ würden sich so sonderbar neben einander ausnehmen als die Artikel: „Religiöses Leben der Gegenwart“ und „Oetoberfest zu München“. Es wird also, wohl erwogen, nichts übrigbleiben, als auf Gerathewohl Etwas herauszuheben, was uns gefallen oder missfallen, und bei diesem und jenem eine harmlose Bemerkung oder eine Fußnote zu machen, wie sie uns eben überm Lesen eingefallen ist. Proben vom Ganzen sollen dies natürlich nicht sein. Man würde uns auslachen wie jenen deutschen Abberiten, der sein Haus verkaufen wollte und einen Stein davon zur Probe mit auf den Markt schleppte.

Im Allgemeinen bemerken wir, daß wol wenig bedeutendere Männer und Beiträgen übersehen sind, und daß auch der derzeitige Standpunkt der meisten Wissenschaften und Künste immer mit Umsicht und Besonnenheit angegeben ist. Daß dabei keineswegs bloß auf Deutschland Rücksicht genommen ward, wemgleich dies der Natur der Sache nach in dem Vordergrund steht, bezeugen über hundert dem Ausland gewidmete Artikel. Durch diese Reichhaltigkeit ersetzt dies Werk für den Unbemittelten eine ganze Bibliothek, und selbst der Gelehrte wird jetzt kaum mehr umhinkönnen, sich, wo seine Materialien nicht immer zureichen, an diese für den Nothfall auchhelfende Encyclopädie zu halten. Fast müssen wir aber fürchten, daß sie dadurch hin und wieder für die Mehrzahl der Leser, die unter einem Conversations-Lexikon etwas zur Erhellung, höchstens zur Rathberholung Geordnetes, aber nicht zum angestrengten Denken Aufforderndes verstehen, etwas zu gelehrt geworden ist. Aber unser Buch hat wahrscheinlich auch noch Vorwürfe von einer weitverzweigten religiösen Partei in Deutschland zu erwarten, der in demselben nicht nur nicht gehuldet, sondern durch einen Artikel über einen Verfechter offen der Krieg erklärt (s. d. Art. „Pangstenberg“ im zweiten Bande), und gegen welche auch in diesem Bande wieder („Mysticismus und Pleticismus der neuesten Zeit“, „Religiöses Leben der Gegenwart“, „Nationalismus und Supernaturalismus“ u. s. w.) die Fahne erhoben worden ist. Mag es aber auch sein, wie S. 201 gesagt wird, daß Mysticismus, Pleticismus, Separatismus, Obsequantismus und Jesuitismus, und ihnen gegenüber, theils als angegriffene, theils als ebenfalls angreifende Gegensätze, Rationalismus, Liberalismus, Identitätsidealismus und speculative Philosophie überhaupt ihrer Erscheinung nach nichts Anderes als die „Phänomene einer großen Gährungs- und Durchgangsperiode“ sind, „aus welcher eine neue Umgestaltung der intellectuellen Cultur des Geschlechts allmählig herauswachsen werde, daß sie die Nebelschleier sind, durch welche das an ihnen sich brechende Licht der Wissenschaft

sich hindurchzuringen hat, um sich im Kampfe zur vollendeten Einheit ihrer Idee immer siegreicher zu entwickeln“, so könnte doch die Unparteilichkeit eines Werkes wie des vorliegenden, könnte selbst das Publicum fordern, daß in demselben der supernaturalistischen Ansicht auch einmal das Wort gegönnt werde, die zur Zeit nur verurtheilt, nicht aber gehört worden ist. Ist doch auch dem Katholicismus im Hauptwerke selbst ein solches Recht eingeräumt worden. Ob die (S. 696) versuchte Statistik der theologischen Parteien, welche mit Nennung ihrer wichtigsten Mitglieder in entschiedene Rationalisten, entschiedene Supernaturalisten, in supernaturalen Rationalisten (die eine übernatürliche Offenbarung zwar annehmen, aber als einziges Mittel, sie als solche zu erkennen und anzuerkennen, die Vernunft betrachten, mithin auch einen materialen Gebrauch der Vernunft in der religiösen Ueberzeugung zulassen) und rationale Supernaturalisten (welche die Anerkennung der übernatürlichen Offenbarung nicht von der Vernunft, sondern von historischer Autorität oder Wundern abhängig machen, aber zu ihrem Verständniß die Vernunft zulassen, also einen formalen Gebrauch derselben statuiren), dann die zwischeninne stehenden philosophirenden Theologen in zwei Fractionen; theils von der positiven Religion, theils von der Speculation ausgehend — ob diese Statistik selbst von den darin namhaft Gemachten ohne Widerspruch hingenommen werden wird, lassen wir dahingestellt sein. Wir theilen nur eine Stelle des ganzen langen Artikels: „Nationalismus und Supernaturalismus“ (S. 699), mit:

Man darf also nicht glauben, daß der ganze Streit wissenschaftlich erschöpft oder durch einen höhern Standpunkt befeitigt sei. Der alte Gegensatz steht noch ungelöst da. Wenn also auch gegenwärtig eine gewisse Ruhe in dem Kampfe eingetreten ist, so darf diese nicht als das Ende desselben, sondern nur als eine vorübergehende Waffenruhe angesehen werden, die durch Ermüdung und durch mancherlei äußere Umstände herbeigeführt ist, nach welcher aber der Kampf mit neuen, unerbittlich gesammelten Waffen der Wissenschaft und hoffentlich gründlicher und tiefer fortgesetzt werden wird. Auch ist ein Ende dieses Streites nicht anders zu erwarten als mit gänzlicher Befiegung der einen Partei, nicht durch gütliche Vermittelung oder Auflösung in keinem höhern Begriff. Denn der Kampf zwischen Nationalismus und Supernaturalismus ist nicht zu betrachten als eine Differenz zweier in der Bildungsstufe gleichstehender Ansichten, sondern als ein Kampf der höhern gegen die niedere Bildungsstufe, dessen Ende nur der Fortschritt von der einen zu der andern, nämlich von der äußern Autorität zu dem freien Selbstdenken sein kann. So wird denn also gewiß, wenn überhaupt unsere Geistesbildung im Großen fortschreiten und nicht durch Barbarei, Despotismus und Sklavensinn überwältigt wird, nur der vollständige Sieg des Nationalismus das Ende des langen Kampfes sein. Diesem Ziele stehen wir näher, als der äußere Anschein es zeigt; denn obgleich es dem Supernaturalismus hier und da gelungen ist, theils unter dem Schutze und der Begünstigung der höhern Stände und der Regierenden, theils mit Hilfe der niederen Volksmassen eine äußere Macht zu gewinnen, obgleich er noch öfter mit großer Keckheit und Anmaßung hervortritt und eine nicht geringe Anzahl zum Theil gelehrter Theologen unter seinen Fahnen zählt, so läßt sich doch nicht verkennen, daß er im Gebiete der Wissenschaft gänzlich geschlagen ist und immer mehr zur Ohnmacht herabsinkt. Ueberall, wo er in der neuern Zeit offener hervorgetreten ist; im „Harnisch“, „Fahnschen“, hallerischen Streit, in den neuern Vorgängen

en Frische und Tholud, Bretschneider und Hahn, hat er schätzlich offenbare Niederlagen erlitten.

Unrecht sind wir in den Augen mancher Leser in Rechnung dieser Dinge gleichfalls zu weitläufig geworden und wie scheiden von ihnen, nachdem wir nur noch ein Artikel: „Hilalethen“, von demselben Verfasser, erstam gemacht haben, welche in Kiel gegründete Anbahnung eine Befreiung der Kirche von allen Banden Dogmen und Gründung derselben allein auf Symbole und Gebräuche bezweckt. Scheint auch der Verf. Richtung zu billigen, so begreifen wir doch nicht, wie eine Kirche mit Symbolen ohne Dogmen ersten Haltspunkt haben mag.

(Der Beschlus folgt.)

Ministerverantwortlichkeit in constitutionellen Monarchien. Monographie eines alten Geschäftsmannes. Pzig, Köhler. 1833. Gr. 8. 1 Theil. 12 Gr.

Ein Gegenstand von der höchsten Bedeutung im constitutionellen Leben, ein Grundpfeiler der Verfassung, ohne welchen irgend eine Constitution einem Gebäude ohne Dach gleicht, in's Blind und Welter einbringen und die festesten Balken an ober allmählig der Fäulnis übergeben kann. Wir müssen daher dem alten oder jungen Geschäftsmann Dank wissen, daß er uns mit dem Wesen dieser mächtigen Schutzwehr erfassend näher bekannt zu machen sucht. Die neuere Zeit hat eine Menge Monographien aus dem staatswissenschaftlichen Gebiete gebracht, besonders fruchtbar ist in dieser Beziehung der rätliche Murchard gewesen. Ueber die Ministerverantwortlichkeit besaßen wir indes noch nichts dem höhern wissenschaftlichen Standpunkte nur einigermaßen Genügendes. Mit Sorgfalt hat der Verf. im vorliegenden Werkchen Alles zusammengefaßt, was Theorie und Praxis darüber bis jetzt darbieten haben, hier und da die Lücken aus der Natur der Sache ergänzend. Die Schrift trägt ein wissenschaftlicheres Gepräge als die Murchard'schen, Alles ist häßlich systematisirt, rund und classifirt, wie es der Deutsche liebt, auch mit zahllosen Noten ausgestattet, weshalb sich indes zu entschuldigen, insofern, welcher sich überhaupt bescheiden und anspruchslos zeigt, für nöthig gehalten hat. Alles das Werk ist besonders für den Praktiker sehr brauchbar geworden, wofür um Belegstellen verlegen ist.

Die eigentliche theoretische Abhandlung umfaßt den kleineren Theil des Werkes (bis Seite 100); das Uebrige (bis Seite 280) ist zur Vergleichung der einzelnen Constitutionen der europäischen constitutionellen Monarchien mit den im ersten Theile christ aufgestellten Grundsätzen, die einschlagenden Bestimmungen der Constitutionen in Begleitung eines kurzen Commentars. Der erste S. (so würden wir die kurzen Sätze nennen als „Abschnitte“, wie sie der Verf. bezeichnet) lehrt uns eine Definition von „Minister“, worin: „Verf., jeden höchsten Beamten, jeden Beamten also, der andern Administrativbeamten untergeordnet, im Staatsdienst der Mächte nach dem Könige ist“, versteht. Dann wird die Literatur und die Quellen, woraus der Verf. schöpft, angeführt, wobei indes zur Ergänzung auf Klüber's „nützliches Recht“ verwiesen wird. Die hauptsächlichsten Punkte, worauf der Verf. bei Erörterung seines Gegenstandes ungenügend gerichtet hat, sind: der Zweck der Ministerverantwortlichkeit, ihre politische und rechtliche Begründung, die Anforderungen des Wesens der constitutionellen Monarchie an die Minister (als welche angenommen werden: Abwirkung auf den Regierungshandlungen, Uebertragung der Verantwortlichkeit auf die Minister, Verweigerung des Rit-

wirkung, willkürliche Entlassbarkeit des Ministers), das Subject des Rechts förmlicher Anklage gegen den Minister (nur die übereinstimmenden beiden Kammern sollen anklagen dürfen), und der Gerichtshof für diesen Proceß. Hier sucht der Verf. zu zeigen, daß weder die erste Kammer allein, noch ein besonderer Gerichtshof, aus Volksovertoren und Justizbeamten zusammengesetzt, noch der Postmann'sche Areopag, noch ein gewöhnliches Schworenengericht dazu geeignet sei, sondern daß sich am besten die oberste Landesjustizstelle dazu verwenden lasse. Er setzt dabei freilich einen Grad der Selbständigkeit des Richteramtes voraus, den man wenigstens bei uns in Deutschland noch zur Zeit selten findet. Die Gegengründe gegen einen aus Volkerepräsentanten und Justizbeamten zusammengesetzten Gerichtshof sind zu dürftig ausgefallen, sowie uns auch die Einwürfe gegen die Entscheidung der obersten Justizstelle selbst bei einer Anklage des Justizministers nicht genügend widerlegt zu sein scheinen. Gegen den Ausspruch des Gerichtshofes will der Verf. dem Beklagten noch ein Rechtsmittel gestatten, auch erklärt er sich gegen diejenigen, welche eine Verschärfung des ersten Urtheils nicht statuten, indem er den Ständen das Recht beigelegt wissen will, auf eine solche noch anzutragen, wofür ihnen das erste Urtheil zu milde ausgefallen zu sein scheint. Schürftig theilt er uns noch einige Beispiele von Selbständigkeit oberster Justizhöfe, wofür mit Recht das berühmte Erkenntnis des Cassationshofes über den Belagerungszustand angeführt wird, mit, spricht sich im Allgemeinen für die Oeffentlichkeit bei Ministerproceß aus und erweitert die Fälle, wann mehrere Ministerien in einer Person vereinigt sind, wenn mehrere Minister zu einer angeführten Regierungshandlung beigelegt haben, und wenn der Kriegminister thätig wird.

Ueber den praktischen Theil der Schrift können wir nur bemerken, daß der Verf. mit Genauigkeit die Bestimmungen der europäischen Constitutionen über diesen Gegenstand zusammengestellt hat und ihre Uebereinstimmung oder Abweichung von den von ihm durchgeführten theoretischen Grundsätzen sorgfältig nachweist. Auch nimmt er Rücksicht auf die neuesten Fälle, in welchen die Ministerverantwortlichkeit zur Sprache kam, wie auf den Proceß gegen den bairischen Minister von Schenk. Die Anklage des bairischen Ministers von Hasspflug hat er bloß beiläufig erwähnt, weil das Material noch zu roh und die Acten noch nicht genügend instruit sind, um ein sicheres Urtheil darüber fällen zu können. Der Verf. tritt als Verteidiger Poignac's u. s. w. wie auch Schenk's auf. Er sucht nachzuweisen, daß bei Erstem das Verbrechen des Hochverrathes gar nicht vorgelegen, daß es nach französischen Gesetzen keine Strafe für Hochverrath gebe, daß in materieller und formeller Beziehung das Verfahren gegen die Erminister unrechtmäßig sei, und hofft, daß in einer beruhigten Zeit die Repräsentanten der französischen Nation ein Mittel finden werden, das den Ministern angethane Unrecht nach Möglichkeit wieder gut zu machen. Vom streng juristischen Standpunkte aus kann man nicht umhin dem Verf. beizustimmen, es konnte aber damals nicht wohl ein anderer als der politische vorherrschen. In Bezug auf den Minister von Schenk hält der Verf. die bairische Verfassung durch die von dem Minister erlassene Censurverordnung vom 28. Jan. 1831 nicht für verletzt und eine Anklage gegen denselben für unbegründet, gesteht indes zu, daß durch die Erweiterung der Censurvorschriften ein Mißgriff geschehen und ein tüchtiges Preßgesetz besser zum Ziele geführt haben würde.

Wir dürfen das vorliegende, offenbar aus gründlichen Studien hervorgegangene, mit Klarheit und Umsicht geschriebene Werk Jedem, welcher über den wichtigen Gegenstand desselben Belehrung sucht, besonders aber dem praktischen Staatsmann und Juristen empfehlen; nur hätten wir hinsichtlich der äußern Ausstattung gewünscht, daß nicht so über die Gebühr reiches Papier dazu genommen worden wäre.

Aus Italien.

Unverkennbar ist das Bestreben der italienischen Regierungen, dem Landbau durch Hinweisen auf bessere Methoden und rationellern Betrieb größere Theilnahme bei allen Ständen zu verschaffen. Außer den Akademien zu Florenz, Viterbo, Turin und bei am 8. Sept. 1832 eröffneten für die Valle di Catania, die Belehrung über Gegenstände des Landbaues sich zur Aufgabe machen und in regelmäßigen Jahresberichten über ihre Thätigkeit Auskunft geben, erscheinen auch eigne Monatshefte oder Kalender unter der Leitung dieser Gesellschaften, die nicht ohne Einwirkung auf den Wohlstand der Landleute blieben. Auch eigne Lehrbücher sind für den Bedarf der Oekonomen dem Publicum angepriesen worden, z. B. Margarotti's „Manuale dell' abitatore di campagna e della buona gestalda ossia Guida ai modesti in ogni operazione rurale, domestica, economica ed amministrativa ec.“ (Mailand 1831—33) und für den Besitzer von Delgärten Stelli's Werk „Dell' economia del fratto dell' ulivo e suo prodotto“ (Turin 1832), über deren Inhalt die „Archiv del proprietario e dell' agricoltore, ossia collezione periodica di memorie e di osservazioni sopra le parti tutte dell' economia domestica e rurale“ (Piacenza 1831 fg.) die günstigsten Berichte erstatteten. Aber wie beim christlichen Glauben es das Wasser der Taufe allein nicht thut, so läßt einem Volke sich der Sinn für Landbau durch ein paar Bücher nicht beibringen, wärens sie auch noch so vortreflich geschrieben, wenn die Zweifel an der Sicherheit des Eigenthums, Hemmung in seiner vollen Benutzung, Unzufriedenheit mit den davon abhängigen Staats Einrichtungen die eigentlich vererbte Liebe zum Leben in der freien Natur und die Beschäftigungen mit der Pflege des Bodens verkrüppeln. Der Theil des Volkes, der noch in der Mitte der Finnen und von ihrem Ertrage lebt, dem durch solche Anweisungen geholfen werden könnte, ist selten unterrichtet genug, um nur von literarischen Erscheinungen Notiz zu nehmen, und der sich kläger dünkende Theil, der daraus zu lernen im Stande wäre, ist noch nicht über die Vortheile, die bei besser betriebnem Landbau ihm zufließen könnten, zur richtigen Einsicht gekommen, oder er hat zu viel Einsicht von den Mängeln der gesellschaftlichen Einrichtungen, als daß er nicht zu einer Partei gehören sollte, die auf anderm Wege den Unvollkommenheiten abzuweichen fortreißend geneigt ist. — Grade in diesen Misverhältnissen und Zuständen über das zunächst zu Thunende liegt ein Hauptgrund der immerwährenden Aufregung der Gemüther, und die Krankheit, die sich dadurch ausspricht, liegt so tief im Körper der Gesellschaft, daß mit dem Rosenwasser akademischer Reden ihre Heilung schwerlich erlangt werden kann. Vortreffliche auf vielfältigen Erfahrungen ruhende Belehrungen bringen die „Atti dell' accademia dei Georgofili“, die Mufterschrift für alle beträchtigen Unternehmungen. Aber von wie wenigem Einflusse auch ihre begründeten Vorschläge zu neuen Methoden, einzuführenden Culturen u. s. w. für die gesegnetsten Striche der schönen Halbinsel und für die Glänze sein können, ergibt sich, wenn man alle die Beschwerdeschriften denkt, die, am 26. Febr. 1832 zu Bologna für die päpstliche Regierung aufgesetzt, die Theilnahme der europäischen Diplomatie, aber noch jetzt nicht die Abhilfe der Uebelstände herbeiführten. Dieser noch liegen die Hindernisse für das Gedeihen des Landbaues in dem einst so reichen Sicilien. Wer zweifelt, der überzeuge sich durch des Komthurs Carlo A. de Nicera „Considerazioni sul modo da restituire il valore proprio ai doni che ha la natura largamente conceduta al regno delle due Sicilie“ 2 Bände (Neapel 1833), ein Buch, das in Italien vielfältige Betrachtungen veranlaßt und so großes Aufsehen erregt hat, daß in Jahresfrist eine zweite Auflage erschien.

Das Theater della Scala zu Mailand verbannt den Auf seiner Decorationen seiner guten Architektenschule und besonders dem Prof. Zanbanti, der als Meister in der Wissenschaft der Perspective Effecte hervorzubringen versteht, die mit einem Aufge-

bote größerer Mittel anderwärts nicht zu erreichen waren. Ein sehr großes Auge auf die Erscheinungen, die Lust und Licht an den festen Massen der Gebäude und in ihren Schatten hervorbringen, haben ihn auf eine Menge von schönbaren Unbedeutendheiten aufmerksam gemacht, die in ihrer Gesamtwirkung den großen Effecten sind, und als ein good scholar, wie die Engländer es nennen, fand er die Befestigung seiner auf der Erfahrung gewonnenen Regeln meist bei den Alten, besonders bei Vitruv, dessen Worten er nach seinen Wahrnehmungen eine andre Erklärung unterzulegen sich gezwungen sah. So fand er die Vitruv'sche Vorschrist (III, 5), Säulen und Pfeiler, welche die Erde bilden, am Pulse nicht einzusetzen, durch die Apocroch an der Porta orientale zu Mailand verurtheilt, weil alle Linsen darüber schieß zu laufen schienen, und das ganze Gebäude dadurch sichtbar außer dem Lichte hing. Eine Menge ähnlicher der Erfahrung abgelauchter Sätze, Befestigungen Vitruv'scher übersehener Vorschriften knüpften sich an diesen Satz und machen den Inhalt einer kleinen Schrift aus, die er unter dem Titel: „La razione delle colonne secondo Vitruvio che si prova desunta dalla prospettiva, della differenza che passa fra il vedere naturale ed il prospettico, e della ragione per cui molte cose in bella arti non fanno quell' effetto che si cerca con altre osservazioni somiglianti“ (Mailand 1833, 4.) herausgegeben hat. Das mancherlei daraus zu Lernende wird hier die Mängel der Methodik entschädigen, die nicht ohne Grund bemerkt getadelt wird.

Eugli da Porto, der Erzähler von Romeo's und Julia's Leiden, wahrscheinlich nach einem ältern Sagenbuche, hat auch Briefe hinterlassen, die man aus Handschriften aus Licht gezogen hat („Lettere storiche scritte dall' anno MDIX al MDXII da Luigi da Porto Vicentino, primo autore della celebre novella Giulietta e Romeo“ (Venedig 1832). Sie beschreiben genau eine Menge Ereignisse des Krieges, der durch die Eigne zu Cambrai sich entspann, und können selbst benutzt werden, Guicciardini zu berichtigen. Da Porto zeigt sich darin als einen genauen und sorgfältigen Berichterstatter, der mit großer Beschaulichkeit erkennt, welche Stelle ihm zukommt. Er war 1488 zu Vicenza geboren, lebte dem Wasserdienste bis 1516, wo Wunden ihn zwangen, sich in die Stube seiner Vaterstadt zurückzuziehen, und starb dort 1536. Eine spätere Ausgabe seiner Briefe wird durch die hier angezeigte bedeutend vervollständigt; auch das beigefügte Leben da Porto's von Giac. Milan wird sie empfehlen.

Literarische Notizen.

Der Sachwalter Archibald Alison gab heraus: „Principles of the criminal law of Scotland“ (Glasburg 1833) und: „Practice of the criminal law of Scotland“.

Die 6. Ausgabe von Hallam's Geschichte des Mittelalters ist angekündigt.

Ein Verein französischer Gelehrter gibt unter Leitung des Prof. Bailly ein „Nouveau dictionnaire de la langue française“ heraus, das aus 2 Bänden bestehen soll. Der Herausgeber verspricht, den gesammten Sprachschatz (Lettre und Neure) zu umfassen, wissenschaftliche und technische Ausdrücke anzunehmen und die Schwierigkeiten der französischen Sprache zu beachten. Auch soll ein Reimericon angehängt werden und ein reichhaltiges geographisches Wörterbuch nicht fehlen.

In Canton erscheint jetzt eine von Engländern herausgegebene Zeitung in chinesischer Sprache, deren Zweck ist, die Ausschließungsansichten der Chinesen zu bekämpfen und für den Wissenschaften, Künsten und gesellschaftlichen Standes Europäer bekannt zu machen.

Conversations-Verikon der neuesten Zeit und Literatur.

Vierter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 91.)

Kaum wollten wir aber wieder zum Anfange des ersten Heftes uns wenden, als noch zwei Sonntagsartikel: „Philologie“ und „Philologische Seminarien“ und „Philosophie in ihrem neuesten Zustande“ uns festhalten. Der Charakter der deutschen Philologie wird in dem Streben gefunden, das Alterthum in seiner Totalität zu Erkenntniß und Anschauung zu bringen und F. A. Wolf Repräsentant derselben genannt. Die Gegensätze in den philologischen Schulen und Zählern sucht der Verf. durch den Generalnemer für Philologie: „ideale und reale Reproduction des classischen Alterthums“ auszugleichen. Statt, die bei dieser Gelegenheit etwas geküßt werden, mögen sich selbst jucken. Dies gilt in dem Artikel: „Philosophie“, auch von Hegel, für welchen das Jucken nur seine Schüler übernehmen mögen.

Von den andern Wissenschaften finden wir die jetzt so wichtige Meteorologie, die Medicin, die Mineralogie (sehr kurz), Orientalische Literatur, Physik; von damit zusammenhängenden Instituten, Gesellschaften und wissenschaftlichen Bearbeitungen einzelner Gegenstände: die Meschitaristen, Maximilianische Thürme, Missionen (wo auch der neuesten Anklagen und Vertheidigungen gedacht ist), Mittwochsgesellschaft in Berlin, Mond und Nordlicht nach neuern Beobachtungen, Monumenta Boica und Germaniae mediae aevi historica; Naturforscherversammlungen und Naturforschervereine, Niederländische Kunst und Literatur; Preisausgaben für Kunst und Wissenschaft, Preussische Gymnasien, Romantismus erwähnt. Besondere Anführung verdient noch der im Anhange nachgetragene Artikel „Pressfreiheit“; hier sind die neuern Maßregeln gegen dieselbe in verschiedenen Ländern nachgewiesen. Wie sehr die Schmälerung oder Unterdrückung der Pressfreiheit dem ehemaligen Beamten despotismus wieder aufleben lasse, ist nicht angeführt und doch nur zu wahr. Die eigenthümliche Ansicht des Verf. sei hier mitgetheilt:

Die Hauptsache bei dem Streite über Pressfreiheit liegt in dem gegenwärtigen Zustande der Völker, nicht in ihr selbst, sondern außer ihr. Die Völker werden bewegt durch ein doppeltes, aus ihren tiefsten Verhältnissen hervordringendes Streben, zu arbeiten für sich selbst und regiert zu werden zu ihrem eignen Vortheil. In beider Hinsicht wollen sie den bisherigen

Beste bevorrechteter Classen nicht mehr anerkennen und verlangen Verbesserungen, welche ihnen nur mit Hülfe größerer Aufklärung zukommen können. Dies ist der tiefere Grund des allgemeinen Rufes nach Pressfreiheit. Aber aus eben diesem Grunde kämpft der Geist der Oligarchie dagegen und fühlt es sehr wohl, daß die Zeit herankommt, wo die geistige Bildung, die echt vollständige Ausbildung des innern Menschen den einzigen Maßstab auch für die äußere Erziehung und Ehre abgeben wird. Die Erfindung des Schießpulvers hat die Burgen zerstört, den Landfrieden gegen sie befestigt und die Ritter von den Höhen der Berge in die Ebenen getrieben; die Kraft und Waffe der geistigen Bildung ist im Begriff, sie aus dem ausschließenden Besitz der Höfen der bürgerlichen Gesellschaft zu vertreiben und zu einer gerechten Theilung zu nöthigen.

Wie wundern uns, über den Nachdruck keinen Artikel gefunden zu haben, während doch in neuerer Zeit wieder Schritte gegen denselben geschehen, und Menzel namentlich so geliegt und nachdrücklich in der württembergischen Kammer gegen ihn sprach. Als Artikel über Kunst und Gewerbe und Handel führen wir an: Moritzkapelle (in Nürnberg), Münchner Kunstschätze, Octoberfest in München, Offenbacher Messe, Ostindischer Handel und Compagnie, Percussionsgewehr, Phalanstere, Platina, Pleorama, Polytechnische Lehranstalten, Rheinschiffahrt und Handel.

Unter die politischen Artikel ohne Beziehung auf einzelne Personen gehören: Monarchisches Princip, Nationalgarde, Oeffentlichkeit, Pairie, Parlamentsreform, Postvereine, der Proceß der Exminister Frankreichs, und die Maßigkeitsvereine mögen anhangsweise noch hier ihren Platz finden. — Geographisch-statistische und geschichtliche Artikel sind: Mexiko, Neuenburg, Niederlande, Norwegen, Nassau, Oestreich, Griechenland (fortgesetzt unter der Rubrik: Otto), Pampas-Indianer, Platastaaen (der selbige Artikel Francia ersetzt Paraguay), Peru, Polen, Portugal, Preußen, Rußland seit 1829.

Von fürstlichen Personen begegnen uns Maria da Gloria und Marie Christine von Spanien, die Herzogin von Berri, Miksch, Nikolaus I., Oskar von Schweden, König Otto von Griechenland, Don Pedro und Don Miguel, Pückler-Muskau, Radziwill, Richmond, Pius VIII. An die Fürsten reihen wir die Minister, Generale und andere politische Notabilitäten höhern Adels, wenn sie gleich durch die alphabetische Folge und die nicht zu langfristige Auswahl mitunter bunt genug zusammengewürfelt erscheinen.

Van Maanen, Maassen, Maison, Malachowski, Marschall von Biberstein (bei dem eine Art historischer Nemesis zeitig genug eintritt), Martignac, Mauromichalis, Lord Melville, Mlaulis, Mieg, Mina, Minkwitz, Molé, Montemart, Montpanstet, v. Mühlner, Montallvet, Montibel, Montesquieu-Fegenfac, Muffling, Mulgrave, Münch-Bellinghausen, Nagler, Nostitz, Neipperg, Novosilzoff, D'Onnel, v. Oppel, Ostrowski, Dettingen-Wallerstein, Pac, Paetz, Palmerston, Paskewitsch, Pedrazza, Périer, Pele, Poletica, Portalis, die edle Gräfin Potocka, Poutiatin, Reden (sehr schöne Schilderung), Regnier der General, Rapp, Ribeaupierre, Roche-Aymon, Rouffin, Roy, Lord Russell, Rybinski. Alle aufzuführen, hiesse das Register abschreiben. Anhangsweise als politische Notabilität und geistliche Generalität fügen wir noch den Jesuitengeneral Koothaan hinzu, den ersten Holländer, welcher diese Würde erhielt. Die Kürze dieses Artikels erklärt sich durch die frühere ausführliche Rubrik: „Jesuiten und Jesuitismus“.

Bei den Künstlern verschiedener Art, zu denen wir auch gleich die Dichter mitrechnen wollen, können wir noch elektischer verfahren, denn diese lesen solche trockene Anzeigen gar nicht, finden sich also auch durch allenfallsige Auslassung von unserer Seite nicht verletzt, wenn sie es gleich dem Lepikon selbst sehr verübeln würden. Wir nennen hier die Malibran, Mars, Sophie Müller, Pasta als Damen voraus, und weil auch sie wie im Leben so in unserer Anzeige einen Anhang haben müssen, so schicken wir ihnen gleich die Seherin von Prevorst hinterdrein, über welche hier dogmatisch-treu berichtet wird, daher die Redaction in einer kurzen Note eine ganz kleine Dosis Steptis hinzuzufügen für gut gefunden. Vielleicht erspart dieser Artikel Manchem die Lecture des biden Kerner'schen Buches. Hinter diesem Musikkorps mag sich nun die Colonne selbst anschließen: Matsburg, Maß, Marschner, Mayseker, Mazères, Mendelssohn-Bartholdy, W. Mengel (dem wir erforderlichen Falles wie manchem Andern bei der Colonne der Gelehrten eine Officierstelle zu geben erbötig wären, und verweisen nur noch auf den ursprünglich ihm bestimmten Artikel in Nr. 170, 171 d. Bl. f. 1833), Mickewicz, Mittelg (K. Borrom.), Moller, die beiden Montgomery, Morier, Morlaechi, Mosengeil, Karl Moser, Gebr. Müller, Münchhausen, Nägeli, Neele, Neuffer, Fr. W. Neumann, Neureuther, Nicander, Niccolini, Nobier, Normann, Nota, Palmblad, Pagantini, Panny, Pellico, Petter, Pfizer, Pistorius, Ed. Platner, Popsi, Pongerville, Ponte, Pradel, Prudhon, Raimund, Reinbeck, Reiffiger, Reiffstab, Richomme, Ries (Vater und Sohn), die Rühl, Rogers, Rossi, Rossini, Rugendas, Rupprecht, Rus. Wie der Waser aber mitunter recht lichte Punkte auffpart, so haben wir absichtlich des Grafen A. von Platen-Hallermünde noch nicht gedacht, den wir bei unserm Aufenthalt in Franken kennen lernten. Ihm ist ein höchst anerkennender Artikel hier gewidmet. Den Dichter charakterisirend, erzählte man uns, daß er als Officier häufig Arrest auf der Wache gehabt habe, weil er immer im Dienste etwas versehen. Als er später als Dichter so berühmt geworden, soll dies ein bairischer Haupt-

mann durchaus nicht haben glauben wollen, weil er ja nicht einmal ordentlich habe commandiren können.

Jetzt wären wir bei dem schweren Grenadiercorps der Gelehrten angekommen, wenn wir etwa die Künstler als leichte Truppen oder Berittene annehmen dürfen. Können wir gleich Mac Adam (S. 4) nur zu den Straßbaukünstlern rechnen, so mag er uns für die neue Colonne einen Weg macadamisiren. Aber wie breit er auch sei, wir haben nicht Platz darauf, zumal da wir auch die Reisenden mit dazu rechnen, und begnügen uns, die Kottenführer zu nennen: Mackelbey, die Mackenzle, Magenbie, Magnusen, Malcolm (von dem die in Persien eingeführten Kartoffeln-Malcolmspflaumen heißen), Mathus, Mattebrun, Marheineke, Maurer, Mazzuchelli, Mezzofanti, Mignet, Millingen, Mionnet, Mitschertich, Rittermaier, Rohnke, Wolbeck, Df. und Alex. Müller, Münch, Mussinan, die Neander, K. Fr. Neumann, die Nisch, Dischhausen, Delsner, Dersted, Palacki, Pahl, Pardeffus, Panofka, Passow, Pfister, Phillips, Pland der Abo von Bursfelde (nicht Burckfelde), Poppe, Poppo, Pott, Precht, Prokisch, Puchelt, Rammohun-Roy, Rantke, Fr. v. Raumer, Rehberg (von Freundeshand trefflich gezeichnet), Rehm, Reichard, Reichenbach, Reichlin-Weidegg, Reifig, Kennell, Rhigo, Ringsels, die Ritter (der Geograph und der Philosoph), Raoul-Rochette, Romagnosi, Roth, Rost, Rudhart, Rühle von Ellienstern, Rumohr, Ruppell u. s. w. Auch die Gelehrten sollen aber einen Anhang haben und den an John Murray, dem berühmten Freunde und Verleger Byron's. Ein in mancher Hinsicht anziehender Artikel ist endlich der über den Prediger Oberlin im vogesischen Steintal. Es ist viel von Christenthum und Theologie in diesem biden Bande die Rede gewesen, von einem bessern Christen und Geistlichen wol kaum. Friede seiner Asche, und auch einmal der unferigen, wenn wir redlich solchem Christenthume nachgestrebt haben.

4.

Der letzte Laborit oder Böhmen im 15. Jahrhunderte. Historisch-romantisches Gemälde in zwei Bänden von E. Herloffsohn. Leipzig, Wigand, 1834. 8. 3 Thle. 8 Gr.

Herr Herloffsohn weiß als Mann von Verstand, daß das Publicum schlechte Romane liebt, und darum schreibt er deren jährlich einige. Um aber die Arbeit sich interessanter zu machen und zugleich den schlechten Geschmack des Publicums zu verhöhnen, schreibt er nicht nur so gewöhnliche schlechte Romane, wie viele andere berühmte Schriftsteller unserer Zeit, sondern wahre Parodien auf geistlose Romane. Da er aber unterläßt, in den Vorreden zu seinen Arbeiten das Ironische derselben anzudeuten und dasselbe daher manchem Leser entgehen könnte, so ist es um so mehr Pflicht, auf die satirischen Feinheiten der vorliegenden Arbeit aufmerksam zu machen.

Zum Gegenstande der Parodie hat unser Verf. nicht die neueste Manier unserer Romanschriftsteller gewählt, sondern eine ältere, und daran hat er wohl gethan, denn die neueste literarische Mode ist so ganz charakterlos, daß eine Parodie derselben wenig wahren Spas abwerfen würde. Unser Verf. hat daher seinen Takt gezeigt, indem er eine Manier, welche derber und natürlicher als die neueste ist und daher auch dem Parodisten

handgreifliche Bibben gibt, wählte, nämlich die Manier, in der er ein Spiel und Gramer das lesende Publicum ergötzen, noch vor Kurzem Herr Spinbler und mehrere Andere sich in dieser Erzählungsweise ergangen haben, so kann man unserm Verf. Vorwurf nicht machen, daß er eine veraltete Manier zum Vorschein Parodien gewählt habe.

Der Held des Romans ist ein Mann, welchem ein finsterner der Rache und des Fanatismus anezogen worden ist, der zugleich den Anforderungen gesunder Vernunft und menschlicher Regungen Gehör nicht versagen kann und durch diesen Zwiespalt unglücklich gemacht wird. Dieses Thema ist in sich vorzüglich, und es muß als ein besonders feiner, satirischer Zug beachtet werden, daß Dr. P. ein so inhaltsvolles na gewählt hat. Denn in der That findet man grade in schlechtesten Romanen nicht selten ein fruchtbares Thema, die geistlose Art, wie dasselbe behandelt ist, tritt dann um so mehr und widriger hervor. Diesen Contrast möglichst hervorzuheben, hat unser Verf. beabsichtigt, und das ist ihm in hohem Maße gelungen. Jenes Thema wird so behandelt, daß der Leser an eine Sammlung sämtlicher Albernheiten ist, welche ein unschreiber sich zu Schulden kommen lassen kann. Fast am Ende hat unser Verf. die Gedankenlosigkeit schlechter Erzähler aufgehoben, mit welcher sie den Zufall wälten lassen. Bestenfalls stehen in den Erzählungen unserer Alltagschriftsteller Begebenheiten durchaus nicht in Zusammenhang mit den characteren der handelnden Personen; daher mußte viel Mühe verwendet werden, zu bewirken, daß die Handlungen des Helden zufällig immer ganz andere Folgen haben, als sie der Natur der Sache nach haben müssen. Zuerst nämlich beträgt der Zufall sich als ein wüthender Eiferer nach Art unserer modernen Zeloten, das heißt ausnehmend edelmüthig, aber höchst eifrig, und ebenso lange ist der Zufall sein sehr guter Freund. Er aber zufällig erfährt, sein Vater lebe noch, söhnt er sich endlich mit der bestehenden Ordnung der Dinge aus, läßt den Fanatismus und jeglichen Eigensinn fahren, und wird aus einem eifrigen Schnurstracks ein wackerer Diener seines Königs. Von dem Augenblicke an verschwindet der Zufall sich gegen ihn; auf Seite begegnet ihm ein Unglück; einige Bräute sterben oder werden ihm auf andere Art zufällig entrückt, alle seine Freunde in ihm Kriege, und er zieht sich zuletzt verzweifelt auf eine einsame Burg zurück, um daselbst als trauernder Einsiedler den Rest seiner Tage zu verleben. Damit aber der Leser ob dieses trübsen nicht allzu traurig werde, findet sich ganz hinten noch ein Grabdschrift, aus welcher hervorgeht, daß der edle Zurückgezogene sich von der Tochter eines Gefangenwärters, welche ihm er einmal das Leben geschenkt, hat pflegen lassen. Da dieses eben als eine kernhafte Nagel geschilbert wird, so ersieht man aus dieser Notiz, daß der Ritter in seiner Einsamkeit nicht allen Trost geliebt ist, was dem Leser zu nicht geringer Aufhebung gereicht. Man muß gesehen, daß der Verf. hier seiner ironischen Laune fast zu weit ging, denn es ist nicht wahrscheinlich, daß wirklich jemals ein noch so schlechter Romaner über auf den tollen Einsinn gekommen sei, die Wirkung eines solchen Gedichtes durch eine schallhafte Nachschrift zu vernichten.

Zu dieser Uebertreibung scheint hier die Furcht verleitet zu sein, es könne manchem Leser das Ironische der Arbeit entgegen, wenn nicht zum Schluß noch ein recht starker ironischer Tagesschatten auf das ganze Buch geworfen würde.

Aber fast noch seltsamere Dinge als dem Helden begegnen in seinen Nebenfiguren. Unter Anderm reitet ein Ritter durch ein Wald, sieht daselbst ein schönes Mädchen liegen, steigt vom Pferde, küßt das Mädchen, steigt wieder zu Pferde und reitet weiter. Am folgenden Tage bildet er sich ein, die Begebenheit sei ihm nur geträumt. Damit nun aber dieser Zug seine satirische Schärfe erhalte, hat der Verf. denselben Ritter als das Gegenheil eines Träumers, als einen unbesonnenen, schlüßigen Bruder geschilbert und dadurch, wenn auch wieder einmal Uebertreibung, die Gewohnheit schlechter Romanschreiber persifliert, ihren Figuren Handlungen zuzuschreiben, welche

mit ihrer Sinnlosigkeit durchaus im Widerspruch stehen. Ich würde satirische Züge finden sich auf jeder Seite. Unter Anderm versichert eine Jungfrau, welche als eine Sibylla und Blaska zugleich geschilbert wird, dem Helden im ersten Augenblicke ihrer Bekanntschaft mit schalkhafter Einsinn, die schönen Mädchen in Prag würden ihm, wenn er sich länger daselbst aufhielte, schon die dieblichen Wangen roth machen, und der Ritter entgegnet mit Feinheit, daß sie das ja selber thun könne (S. 244). Die zierlichen Redensarten, in welchen dieses heroische Gespräch sich bewegt, sind werth nachzulesen zu werden.

Ferner findet sich in schlechten Romanen bekanntlich häufig irgend ein großer Geselle, welcher zwar eine außerordentlich treuherzige Seele ist, aber zugleich das Verrecht hat, vor sämtlichen Lesern sich ausnehmend unschuldig zu benehmen. Ein solcher Geselle findet sich hier auch, und in Beziehung auf ihn möchte ich den Verf. ebenfalls der Uebertreibung im Persifliren beschuldigen. Denn dieser Mensch hält unaufhörlich seitentlang Reden voll Unsinn. Unter Anderm stellt er sich, nachdem er einem ärgerlichen Handel beigewohnt hat, mit dem Gesichte gegen eine Mauer, und hält auf seine eigene Hand eine sechs Seiten lange Rede, welche ganz aus verrückten und abgeschmackten Schimpfworten besteht. Das ist selbst dem Satiriker nicht erlaubt.

Da ferner Schriftsteller, welche nur des Honorars wegen dichten, ihren Figuren gern lange Reden in den Mund legen, in welchen nichts gesagt wird, als was Jedermann schon weiß, so sucht der Verf. auch diesen Fehler durch übertriebene Nachahmung lächerlich zu machen, und man muß gesehen, daß es ihm nicht nur gelungen ist, seine Helden höchst abgewandenes Zeug sprechen, sondern auch, daß er in der Wahl der Worte, wo diese Reden eingelegt werden, viele Gewandtheit und einen feinen satirischen Takt zeigt. Diese Reden sind nämlich meistens dahin gestellt, wo überhaupt gar keine Rede hingehört, z. B. wenn die lebenden Personen recht große Eile haben, oder wo es gegen ihre Würde verstoßt, sich in langes Geschwätz einzulassen, wie das wol den Schriftstellern, deren Manier hier parodirt wird, zu geschehen pflegt.

Auch das notwendige Küßzeug eines echten Ritterromans ist hier vollständig vorhanden. Räuberbanden, welche die entsetzlichsten Pläne schmieden, aber glücklicherweise jedesmal beobachtet werden und schmachlich umkommen, zarte, träumerische Jungfrauen, welche gelegentlich diesen oder jenen Uebelthäter mit kräftiger Faust in eine Felsenklust stürzen, Eigneuer, Schlachtgetöse, hinterlistige Pfaffen, schreckliche, unterirdische Kerker, rührende Erkennungsscenen und verzweifelte Wahnsinnige bilden ein Potpourri, das nicht leicht feltamer gefunden werden kann.

Schließlich will ich noch eine Probe von der Schreibart des Verf. geben und zwar von seinem heroischen Style. Nachdem nämlich der Held des Romans alle denkbaren Unglücksfälle erlebt hat und ihm namentlich zuletzt eine Geliebte zufällig getödtet worden ist, bricht seine Verzweiflung in folgenden Monolog aus (II, S. 218): „Warum weint ihr nicht, Hunde? (das sind seine Kriegsgefährten) Warum seid ihr so froh, so kalt, so theilnahmslos, während das edelste Herz gebrochen? Hat keiner von Euch den Muth, mir mein eigen Schwert in die Brust zu rennen? Ich muß ihr nach! Hört es, ihr versteinten Menschen, ihr felsenlosen Eistöße: ich habe sie geliebt, wie keinen Menschen auf Erden, und sie hat mich geliebt mit der Kraft ihrer Seele, und einen Wurm der Keue habe ich im Herzen getragen Jahre lang und habe den Wurm jetzt herausreifen wollen, und jetzt — jetzt — o verfluchter, heimtückischer Zeufel, den sie Gott oder Schicksal nennen, jetzt mußte sie sterben! Warum bist du so blau, theilnahmsloser Himmel? Warum hältst du dich nicht in Trauer? Und ihr Bäume, was grünt ihr so froh wie die Hoffnung? da die Hoffnung doch eingesargt ist als Speise für die Würmer! Kalte, tödtliche Natur, warum soll ich nur leben, da Alles todt ist? Warum legst du nicht die Macht deiner Fesslung, die Fäulnis, an mich, damit ich vernichtet werde, wie Alles, Alles? — O ich bin der elendeste, erbärmlichste der

Geschaffenen, denn alle Sünden, auch die größten haben Gnade vor Gott, und nur ich nicht, ich, der Verworfene nicht! — Haltet ein Gottesgericht; ich löstere mich, meine Seele, den Himmel, Euch — Altes — Altes!" 91.

Hyperboreisch-römische Studien für Archäologie. Mit Beiträgen von R. D. Müller, Th. Panofka, Otto B. von Stadelberg, F. O. Welcker. Herausgegeben von Eduard Gerhard. Erste Theil. Berlin, Duncker und Humblot, 1833. Gr. 8. 2 Theile.

Wir haben hier einen Verein ausgezeichneter Forscher des klassischen Alterthums, welcher Mittheilungen sowohl über die Wissenschaft der Alterthümer im Allgemeinen als über einzelne Gegenstände mythologischen und kunsthistorischen Inhalts macht. Der Herausgeber ist durch vieljährige Aufenthalt in Rom und dem übrigen Italien, welcher ausschließlich dem Studium der Reste der antiken Kunst in Beziehung auf Kunstgeschichte und Religion der alten Griechen und Römer, sowie der altitalischen Völkerstämme gewidmet war, bekannt. Er ist nach einem kurzen Besuche im deutschen Vaterlande, von dessen nordwestlicher Spitze Norddarmstadt aus er im August 1833 das Vorwort zu dem ersten Hefte des vorliegenden Werkes datirt, aufs Neue, und, wie verlauret, als königl. preuss. Archäolog mit so bedeutender Unterstützung seines so kunstfördernden wie kunstliebenden Monarchen nach Italien abgegangen, daß er sich fortan, in der freiesten Bewegung, der Weiterbildung seiner Wissenschaft, für welche ihn Gelehrsamkeit, Scharfsinn und Begeisterung gleich sehr befähigen, hingeben kann. An ihn haben sich mehrere Genossen seines Studiums angeschlossen, um in Gemeinschaft die Resultate gründlicher deutscher Forschung auf dem Gebiete der Archäologie unter das Publicum zu bringen. Wenn wir diesen auch die süddeutschen Gelehrten ihres Faches, Schorn, Zbiersch, Kreuzer und der talentvolle Feuerbach, dessen „Weltererbischen Apoll“ wir mit höchstem ausföhrlicher in diesen Blättern zu besprechen zugesagt haben, verringt sein werden, so mag dieses Journal ein von dem eigenthümlichen Charakter deutscher Gründlichkeit, Scharfsinnigkeit und Unschick getragenes würdiges Seitenstück zu den Annalen und dem Bulletin des archäologischen Instituts in Rom werden.

In dem vorliegenden ersten Theile eröffnet der Herausgeber die Reihe der Freunde mit einem, wie er es nennt, wissenschaftlichen Fragment über die Grundzüge der Archäologie, worin er zuerst der Archäologie ihr eigenthümliches Feld und ihren hohen Werth neben und gegenüber der Philologie anweist, sofern jene es mit der Kunst, diese mit der Sprache des Alterthums zu thun habe, und sodann die Identität der ältesten Karyensymbolik in den verschiedensten Idiomen und Worten der hellenischen Urzeit aufzuleist. Wer sich durch die schwerfällige und üppigverschlungene Sprache durchzuwinden vermag, wird reiche Belehrung und Genuß finden, und nicht minder die Fülle von Gelehrsamkeit und die Schärfe des Urtheils, welche dem Verf. zu Gebote stehen, bewundern.

Hierauf folgen Ausgrabungsberichte von Gerhard und Panofka, welche schon früher zum größern Theil in Schorn's „Kunstblatt“, theils in der „Preussischen Staatszeitung“ erschienen hatten. Sie sind besonders in Beziehung auf die etruskischen Monumente, die in Corneto, Chiusi, Perugia und anderwärts gefunden worden sind, von hohem Interesse, und ist darin die diplomatische Genauigkeit der Berichterstattung dem Alterthumsfreunde ebenso schätzbar als für die Mehrzahl anderer Leser ermüdend.

Unter den vermischten Aufsätzen aus dem Kreise des mythologischen, kunsthistorischen, archäologischen, topographischen und epigraphischen Studiums sind namentlich die beiden Aufsätze

vom Professor R. D. Müller in Göttingen anziehend. Der eine beweist, daß der bisher unerklärte vordere Fries des Iphesus-tempels in Athen den Kampf des Iphesus mit den Pallastiden darstelle; der andere, daß die von der neuesten französischen Expedition in Morea beschriebene Höhle des Nestor bei Pylos die von Homer gemeinte Hermesgrotte sei, wohin dieser Gott als Knabe die gestohlenen Schafe des Apollon gebracht habe, da diese Höhle als Tropfsteinhöhle durch ihre sonderbaren Gestaltungen wol den Anschein habe darbieten mögen, als wenn Hermes hier die Schämmer- und Widerfelle an den Wänden ausgespannt hätte. 62.

Miscellen.

Nichts Neues unter der Sonne! Man erkennt jetzt mehr als je, daß die einzige Quelle wahren Volksglücks und dauernden Staatswohls die sorgfältige Erziehung des jungen Geschlechts von den ersten Jahren der Kindheit an in den Wissenschaften, vorzüglich im Studium der Rechtswissenschaft und Gesetzgebung ist. Schon Bizzo rühmte dies an den Tagen seiner Zeit als eine allgemeine Sitte und emanante Priarich II. dies Beispiel in Deutschland zu befolgen. Noch jetzt noch verdienen seine Worte beim Jatorin: S. 1 Beachtung und Beherzigung:

Tunc sac Edictum per terram Teutonicorum,
Quilibet ut dives sibi natos instruat omnes
Literulis, legemque suam persuadeat illi,
Ut cum principibus placitandis venerit usus.
Quisque suis libris exemplum proferat illi;
Moribus his dudum vivebat Roma decenter,
His studiis tantos potuit vincere (?) tyrannos:
Hoc servant Itali post prima crepundia cuncti.

Wenn man Manzo's lebendige Schilderung in dem Aufsätze über das rhetorische Gepräge der röm. Literatur, und namentlich wo er an das Horazische

Scribimus indocti doctique poemata passim

erinnert, der Briefschreiber zu damaliger Kaiserzeit spricht, mit den Worten: „Die Literatur ward immer dunkler, die Mischung des Guten und Schlechten, welche Rest eine Folge der Weltverderben ist, größer, die Auswacht unter der Menge von Schriften schwieriger, das von allen Seiten in Anspruch genommene Urtheil unsicherer“, da möchte man fast meinen, die Kaiserzeit sei heutzutage wiedergekehrt, denn mehr als je verdient das jetzige Jahrhundert das Verdienst des vielschreibenden.

Vor kurzem wurden die Häften der Legation darauf aufmerksam gemacht, wie nothwendig es für ne als Regenten sei die Geschichte vergangener Zeiten und Jahrhunderte zu studiren und zu beherzigen; ja, eine Zeitschrift behauptete sogar, daß die Verfalls, die heutzutage von den Thronen herab gemacht worden, nur aus allzugroßer Unkenntnis der Geschichte entstanden wären. Um wenigstens diese einigermassen zu vermindern, wollen wir unsern Zeitgenossen hier erzählen, wie, als Karl der Große einst nach langer Abwesenheit zurückkehrte war, und fand, daß die Söhne von geringen mittelmaßigen Weisheit indogemalt fleißig, die von vornehmern aber laul und nachlässig gewesen waren, er zu den erstern, die er lobte und als gebergsam und verständig pries, sagte: semper honorabilis eritis in oculis meis, zu den andern aber mit drohender Stimme und finstern Blick die Worte sprach: vel nobiles vos primorum filii, vos delicati et formosuli in natalis vestros et potentiores confisi, mandatum meum et glorificationem vestram postponentes, litterarum studiis neglectis, luxuria, ludo, inertia, vel inanibus excoctis indulistis. — Die Anwendung dieser verstorbenen Anekdote kann dem Besonnenen nicht schwer fallen. 54.

Literarische Unterhaltung.

Donnerstag.

Nr. 93.

3. April 1834.

Zur neuesten Philosophie.

Lehrbuch der Psychologie, von Friedrich Eduard Beneke. Berlin, Mittler. 1833. Gr. 8. 1 Theil. 12 Gr.

Der gegenwärtige Zustand der Philosophie in Deutschland bietet betrüblichen Anblick eben kein sehr erhebendes Schauspiel dar. So weit auch die Hegel'sche Schule, eine der interessantesten und lehrreichsten Erscheinungen auf diesem Gebiete geistiger Thätigkeit, sich ausgebreitet hat, so mächtig und offenbar sie auch wegen ihrer vorzüglichen Uebereinstimmung mit dem Christenthume und der erblichen Monarchie, denen aber der dialektische Geist des Systems, wie er freilich, gleich dem Mevphistopheles, aus dem Nebel und der Dunkelheit als fahrender Scholasticus nur durch Zauberformeln nothgedrungen erscheint, wesentlich widerstreitet, von oben begünstigt wird; so sehr auch die fanatischen Novizen dieser logisch-schwärmertischen Klosterweisheit zum Untergange anderer Lehren sich verschworen haben, so kann und wird es ihr doch niemals gelingen, die Alleinherrschaft zu behaupten und die Ackerbauern zu besiedeln; dazu ist sie zu abstrukt und scholastisch, sie steht mit dem natürlichen, reinmenschlichen Standpunkte und den durch keine Sophistik zu überwindenden Anforderungen unsers moralischen und religiösen Bewusstseins in zu greller Widersprüche. Es darf uns daher nicht wundern, daß theils die Opposition gegen die Annahmen dieser Schule täglich kräftiger und erfolgreicher wird, und selbst Mehre ihrer Anhänger zurücktretend dem eignen Genius zu vertrauen wagen, theils Andere dem kritischen Verfahren Kant's treu bleiben oder sich mehr der Erfahrung zuwenden, theils endlich ein köstliches Pygmalionsbildchen von Systemen jünger Autoren wie eine generatio originaria von allen Seiten aufsteigt und wenigstens gleich Irwischen den des Wegs unkundigen Wandrer auf Augenblicke festsetzt zu einer kleinen Seitenbewegung verleiht. Diese Seiten einer innern Entwicklung, die wie das punctuelle Zerfallen eines entseelten Organismus in seine Bestandtheile die traurigen, aber unvorstellbaren Symptome der verfallenden Philosophie zu sein scheint, geben denn auch den Gehalt dieser Wissenschaft einem Vorwand, darüber das niederschlagende Reflekt zu setzen: daß die Philosophie ihre Rolle ausgespielt habe und die mählig gewordene Menschheit ihrer so wenig

mehr bedarf als der Mann der Spielzeuge und der gymnastischen Strebungen seiner entschwundenen Jugendzeit. In der Hegel'schen Schule habe sie noch einmal, aber zum letzten Male ihre ganze Kraft zusammengenommen; gehärtet und ausgerüstet mit dem schwerfälligen Waffenscholastischer Dialektik sei sie noch einmal auf dem Kampfplatze getreten, um für ihre Erlohnung zu streiten, aber ohne daß es ihr gelingen werde, ihrem Schicksale zu entgehen; sie habe den Zeitgeist gegen sich, es sei in Religion, Wissenschaft, Kunst und dem Staatsleben das Größte geleistet worden ohne sie, und ihr Christenthume sei schon längst das Vollkommene erschienen, welches das Stückwerk, die Gekken und Chimären der Philosophen entschärflich mache. Man dürfe ja auch nur die Geschichte der Philosophie aufmerksam betrachten, die zahllosen, einander widerstrebenden Systeme in ihrer babylonischen Sprachverwirrung, wovon ein jedes den Fund der ewigen Wahrheit in einem unfehlbaren Tone verkündigte, aber nur um nach einer vergänglichem Höhe durch ein anderes bedrängt zu werden; herab bis auf dem anachronischen Stand dieser Wissenschaft in unserer Zeit, um die Lebenszeitung zu gestimmen, daß die Philosophie als vermittelnde Wissenschaft des Absoluten, des unendlichen Wissens der Dinge etwas Unmögliches sei, indem sie nach einem Ziele strebt, wozu uns wirklich die Kräfte versagt werden, und daß sie daher entweder ganz aufgegeben werden oder beschabener-austreten müsse.

Dagegen fehlt es auch nicht an erfreulichen Zeichen, welche den düstern Grund dieses Gemäldes erhellen und uns mit der Gegenwart wenigstens zum Theil versöhnen können; ohne daß wir nöthig hätten, eine Apologie der Philosophie zu schreiben. Vermöge sie sich nicht aus eignen Kräfte gegen den Zeitgeist zu erhalten, ist ihr Untergang von dem Lenker menschlicher Schicksale beschlossen, so mag sie immerhin fallen, es wird Mittel finden, die Menschheit auf anderem Wege nach ihrer Bestimmung zu führen; vielleicht daß erst ihr Verfall ihren wahren Werth an den Tag bringt und eine desto größere Sehnsucht nach dem Wiederbesitz derselben erregt. Es hat jedoch damit noch keine Noth. Sollte auch die Philosophie als absolute Wissenschaft dem Menschengeschlechte versagt sein, so wird ohne daß das Philosophiren bleiben, v. h. das Streben nach der höchsten, allumfassenden Erkenntniß, ein Verlangen,

über die wichtigsten Interessen des Lebens, über die Gott-
heit in ihrem Verhältnis zur Welt, über die Natur,
über uns selbst, unsere Bestimmung auf diesem irdischen
Schauplatz und die Perspektive, welche sich uns im Lobe
eröffnet, durch eigene Kraft der Vernunft ein beruhigendes
und erhebendes Resultat zu ermitteln; dieses Streben ist
dem Menschen natürlich, es ist dem gebildeten Bewusst-
sein so unentbehrlich als das Athmen zum physischen Le-
ben. Dieses Streben hat in unsern Tagen nur eine an-
dere Richtung erhalten, und deshalb scheint es vielen we-
nicht gänzlich erloschen, doch sehr ermattet zu sein. In
den ältern Zeiten nämlich und in den neuern bis auf die
französische Revolution war in der Philosophie, ja in dem
ganzen großen Gebiete der Wissenschaft das theoretische
Interesse überwiegend. Die großen Probleme von dem
Ewigen, Göttlichen, von den Elementen und dem Ur-
sprunge aller Dinge und des Menschengeschlechts aus ih-
nen abschätzten die übrigen Fragen; die Sokratischen
Schulen in ihrer praktischen Tendenz vermochten sich da-
gegen in die Länge nicht zu behaupten; der Geist kehrte
immer wieder zu ihnen zurück und vertiefte sich in die
Unendlichkeit dieser Gegenstände. Und da die sich selbst
überlassene Speculation in der Verfolgung dieses erhaben-
nen Ziels, sobald sie nicht nach der strengsten Methode
verfährt, sich nur in unermessliche Abgründe und Laby-
rinthe verliert, welche sie in Ermangelung eines festen
Standpunkts durch Hülfen der Phantasie zu überfliegen
sich versucht fühlt, so ist es erklärlich, warum die Ge-
schichte der Philosophie uns so oft statt der Wahrheit nur
Dichtungen, sinnreiche Mythen, Schwärmerien und chimä-
rische Einfälle überliefert hat, und wir gegenwärtig auf
der Erde, so geistig auf den Ruinen untergegangener
Schöpfungen stehen. Besonders für religiöse Gemüther
liegt darin ein eigener Zauber. Ihnen ist das Göttliche
der Keitern des Lebens, die Sorge für das Heil der
Seele die wichtigste aller Angelegenheiten; was sie hier
glaubend ergriffen, das halten sie fest und opfern ihm
willig alle äußere Güter; sie laufen jedoch Gefahr, ohne
das Licht der Vernunft und der Philosophie sich mannich-
fach zu verirren und dem Aberglauben sowie den finstern
Machinationen einer herrschsüchtigen Hierarchie in die
Hände zu fallen. Nur religiöse, aber nicht ganz aufge-
klärte Völker konnten die Kreuzzüge unternehmen, nur
unter solchen konnte das Papstthum gedeihen und die
Scholastik die kräftigsten Selbster Jahrhunderte lang
festhalten. Als aber durch die Reformation die Geistesfreiheit
erzogen war, als große Entdeckungen am Himmel und
auf der Erde den geistigen Horizont ins Unermessliche er-
weiterten, die Naturwissenschaften nach der Bacon'schen
Methode der Inductionen und Analogien reisende Fort-
schritte machten, die Völker sich vielseitiger berührten, der
Verkehr und Austausch zum Theil ganz neuer Ideen leb-
hafter wurde, und als endlich die in der Geschichte ein-
zigste französische Revolution wie ein ungeheures Erdbeben
ganz Europa durchzuckte, erschütterte, umwälzte und viele
Autoritäten und ehrwürdige Institute der Vorwelt um-
stürzte, da erwachte auch der Geist aus jenen überlebi-

chen Träumen, das Empirische, Endliche trat vor das
Bewusstsein in furchtbarer Gewalt, das Falsche machte
seine Rechte geltend neben dem Himmlischen. Und da mit
den fortschreitenden Naturwissenschaften der Wunsch die
Elemente mehr in seine Gewalt bekam und die Natur,
indem sie in den Versuchen ihr Inneres enthüllte, ihrem
eigenen Bögling die Waffen gegen sich in die Hand gab,
so wurde hierdurch der menschlichen Thätigkeit ein uner-
messliches Feld geöffnet und durch die mannichfaltigste An-
wendung der materialen Stoffe auf Künste, Manufactu-
ren, Handel und Wandel neue, volle Quellen des Wohl-
standes, der Sicherheit, der Bequemlichkeit und jeder Art
des Genusses hervorgerufen. Dazu kam, daß die Völ-
ker in der Bibel, die ihnen gute Uebersetzungen in der
Muttersprache unverstümmelt darboten, in einer zwar nicht
wissenschaftlichen, aber durch Einfachheit und Herzlichkeit
beso anziehendern Sprache, alle in religiöser und sittlicher
Hinsicht zur Kräftigung des Gemüths, sowie zur Beruhig-
ung bei widerwärtigen Ereignissen nöthigen Lehren ge-
funden zu haben, und mithin der dunkeln, abstrusen Sy-
steme der Philosophen, welche mit einem großen Auf-
wande von Worten am Ende höchstens nur dasselbe vor-
tragen, entbehren zu können glaubten. Hätten die Phi-
losophen sich und den Zeitgeist verstanden, hätten sie ent-
weder wie Bacon zwar der Philosophie in der Erkenntnis
des Endlichen ein ebenso würdiges als großes Gebiet an-
gewiesen, aber in den Fragen nach Gott und der Schöp-
fung sich auf die Offenbarung berufen und diese unan-
getastet gelassen, oder wie Locke bloß dem Ursprunge un-
serer Erkenntnisse nachgeforscht und sich bescheiden auf die
Erfahrung beschränkt, so würden sie sich länger in der
öffentlichen Meinung erhalten, die Geschichte der neuern
Philosophie würde nicht so viel von Revolutionen, Kata-
strophen, Ruinen und Trümmern in der Welt des Gei-
stes zu berichten, wir würden nicht den Verfall der gan-
zen Wissenschaft zu betauern haben. Betrachtet man da-
gegen den Pantheismus Spinoza's in seiner dem sittli-
chen wie dem religiösen Bewusstsein widerstrebenden Spre-
chigkeit, oder die freigeistlichen französischen Philosophen
des 18. Jahrhunderts, wie sie, in dem Materialismus
befangen, entweder das Dasein Gottes leugnen, oder die
Vorsehung und die Bibel lächerlich zu machen suchen;
ermägt man, wie auch unter uns Kant die Beweise für
das Dasein Gottes aus theoretischer Vernunft verwarf
und einen weisen Urheber der Welt nur durch ein Postu-
lat unserer praktischen Vernunft zur Anstellung der
Glückseligkeit wollte gelten lassen, wie er die Dreieinigkeit
nur in moralischer Beziehung auffaßte und ihm der allein-
geliebte Sohn Gottes nichts Anderes war als die Mensch-
heit, der heilige Geist das Reich menschlicher Vernunft;
wie Fichte das Sein Gottes led leugnete und dagegen
die moralische Weltordnung zur Gottheit machte; wie so-
dann Schelling uns sogar eine Geschichte Gottes erzählte
von dem ersten dunkeln chaotischen Gemenge göttlicher
Kräfte an bis zur Entfaltung des Selbstbewusstseins,
woraus endlich im Systeme Hegel's ein förmlicher gött-
licher Proceß entstand, in welchem die Dreieinigkeit, das

Wesen Gottes vor, in und nach der Schöpfung anstandslos und wie ein Cadaver in seine einzelnen Theile auseinandergelegt wurde, sodas an der Gottheit zuletzt nichts Göttliches mehr übrigblieb als eben der Philosoph selber, welcher, alles Dieses klar erkennend, den ganzen Proceß abschließt: betrachtet man diesen ganzen Verlauf der Philosophie, so begreift man freilich, wie es möglich wurde, daß religiöse Gemüther an solcher Weisheit ein Vergerniß nahmen, unwillig davon sich abwendeten und lieber dem Nihilismus sich in die Arme warfen. Ist so nach und nach das Zeitalter an der Philosophie irre geworden, sucht man sich, so gut es eben will, ohne sie zu behelfen, so tragen die Schuld Die, welche mit der Wissenschaft so verfahren sind; sie müssen zur Verantwortung gezogen werden.

Darans erwächst für die Philosophie selbst die Nothwendigkeit, fortan entweder die religiösen Bedürfnisse der Völker mehr zu beachten, als das Christenthum sich inniger anzuschließen und den Reichthum von Thatfachen, welcher ihr durch die Naturwissenschaften und die Geschichte geboten wird, besser zu benutzen, oder gänzlich darauf Verzicht zu leisten, eine bedeutende Wirkung auf die Menschheit hervorzubringen. Abstruse Speculationen über das Wesen Gottes an sich und vor der Schöpfung, naturphilosophische Constructionen aller Dinge aus dem Absoluten, Systeme des Naturrechts und der Politik, rein aus speculativer Vernunft entworfen, ohne Rücksicht auf die großen Lehren der Geschichte, auf das wirklich Ausführende und auf die dringenden Bedürfnisse der Völker werden in Zukunft kein Glück mehr machen und entweder ganz spurlos vorübergehen oder nur ein ephemeres Dasein genießen. Die Menschen sind dessen überdrüssig geworden; in ihren Erwartungen so oft getäuscht, haben sie das Vertrauen verloren. Dagegen wird das wirklich Bedeugene, den theoretischen und praktischen Bedürfnissen der Völker Entsprechende, im Leben Anwendbare, klar vorgezogen, niemals seine Wirkung verfehlen und früher oder später volle Anerkennung finden. Und diese Forderungen stehen im vollen Einklange mit der Philosophie selbst. Vom Standpunkte des Menschen aus gedacht und in ihm befangen, aus menschlichen Bedürfnissen entspringen, kann sie gar kein anderes Ziel haben, als den Menschen anzuheben über die Natur, über sein eignes Wesen und die große Aufgabe seines irdischen Daseins, um ihm zugleich Alles an die Hand zu geben, was ihn dabei sicher leiten, stärken, erheben, im Unglücke aufstehen und beim Zerfallen dieser irdigen Hülle trösten und beruhigen kann. Dazu bedürfen wir zwar der Idee der Gottheit und des Glaubens an eine sittliche Weltregierung, aber nicht nothwendig ist die volle Erkenntniß des Wesens Gottes an sich und der Entstehung der Welt in ihren einzelnen Momenten; das himmlische, ungetrübte Licht einer absoluten Erkenntniß Gottes würde nur die Sehkraft unfrei Anges für das Irdische schwächen; aber gemildert durch die Erkenntniß der irdischen Dinge und in der Mischung mit dem Glauben und der Ahnung wird sie erst zu der wohlthätigen Flamme, welche unser Leben

durchglüht und für alles Gute, Wahre und Schöne erwärmt.

Aus diesen Gründen müssen wir es für ein glückliches Zeichen der Zeit halten, daß die Thätigkeit der Philosophen sich mehr der Psychologie zuwendet. Gegenstand der Psychologie ist die Seele in der mannichfaltigen Richtung ihrer Thätigkeiten, mithin ein wirkliches, und unmittelbar gegenwärtiges Object, wir selbst mit Allem, was wir sein können und sollen: womit schon viele unnütze, eitle, die Erfahrung überfliegende Aufgaben abgeschnitten werden, und dieses ohne alle Gefahr für die höhern Aufgaben unseres Lebens. Sind Religion, Wissenschaft, Kunst, Tugend und überhaupt die Ideen mehr als Schimären, sind sie wirklich die Seelen, zur Leitung und Verschönerung unseres Lebens und von oben gegeben, so muß die Psychologie ihren Herd und Ursprung in uns nachweisen; gibt es, wie mehrere philosophische Schulen behaupten, eine intellectuelle Anschauung, ein Organ zur vollen, ihrem Gegenstande gleichen Erkenntniß des Göttlichen, so muß sie die Psychologie entdecken; und soll das Sittengesetz unser Handeln regeln, sollen wir bessere, reinere Wesen werden, so müssen wir ein Vermögen dazu besitzen, diese Forderung uns naturgemäß aus der Entwicklung unseres Bewußtseins hervorgehen.

(Der Beschlus folgt.)

Das „Foreign quarterly review“ über Regsch's Umriffe.

Das Octoberheft der genannten Zeitschrift für 1833 beurtheilt die Umriffe zu Shakpeare, Göthe und Schiller von Moritz Regsch, wie es uns scheint, mit Einsicht. Es mag daher erlaubt sein, einige Aegmelheiten über diese vielbesprochenen Arbeiten dem englischen Journale zu entnehmen. „Moritz Regsch hat die umrissenen Werke seines großen Landsmanns Albrecht Dürer zum Vorbilde genommen. Er verdankt Hartman's Umrissen gewiss mancherlei Belehrung; aber Albrecht Dürer ist die Quelle seiner Begeisterung. Regsch's Stärke ist das Romantische und Malerische. Seine Umriffe sind ungemein genau entworfen. Seine Scenen sind dramatisch, aber seine Charaktere nicht. Sie vergehen in Allgemeinheiten und ermangeln der Eigenthümlichkeit. Er ist des Ausdrucks nur bis zu einem gewissen Grade allgemeiner Empfindungen in Personen verschiedenen Geschlechtes, Alters und Standes mächtig. Er vermag ein einzelnes Gefühl wie Kummer, Freude, Wuth, Liebe u. s. w. zu schildern, aber er ist nicht im Stande, einen eigenthümlichen Charakter zu verkörpern. In Schiller's romantischen Schöpfungen ist Regsch mehr zu Hause als in Göthe's imaginativen. Seine Umriffe zu „Fribolin“ gehören zu den trefflichsten seiner Werke, und man liebt sich aus ihnen gewissermaßen das Gedicht heraus. „Der Kampf mit dem Drachen“ ist gleichfalls malerisch. In seinen Umrissen des Alters ist Regsch sehr glücklich. Seine Land- und Arbeitsleute sind ebenso pittoresk. Er legt in sie die Bildheit unverfälschter Natur und gibt durch sie die Gewalt seiner Zeichnung augensällig kund. Seine Kenntniß der menschlichen Gestalt und ihrer Geberden schritt vollendet, sie mag nackt oder bekleidet, ätherisch wie in seinen Seifern und Genien, wild und roh wie in seinen Arbeitsleuten, einfach und schlicht wie in seinen Bauern, zierlich und anmuthig wie in seinen Frauen, oder fattrlich und kriegerisch wie in seinen Rittern sein. Seine Gestalten stehen fest, daher in ruhiger Haltung da und werden richtig in Bewegung gesetzt. Seine Wahl der Stellungen ist glücklich und zumest einfach und ungezwungen. Seine Costumirung ist im höchsten Grade malerisch. Er wies seine fliegenden Gewänder

nicht bei den alten Mätern bewundernswürdigen Freiheit und Mannichfaltigkeit und erbaut die Falten anstehender Bekleidung hin zu, daß er die Bewegung der Reine darunter sehen läßt. In dem Nebendruck ist er sehr erspürlich und geschmackvoll, besonders wenn der Schauspieler nach Deutschland verlegt ward. In seinen Gruppen erkennt man eine geschickte Anwendung des Stiles der Bildnerkunst auf die Stoffe der Materie. Was auf einem Gemälde steif aussehn würde, ist auf Umrißen zweckmäßig. Regsch nimmt keinen Anstand, Kunstwerke der Skulptur und Malerei zu benutzen, wo sie ihm irgend zweckdienlich sind, und läßt sich damit nicht genug an Albrecht Dürer's Werken sein. „Das Kieß von der Glocke“ gewährt das mannichfaltigste Interesse, wiewol darin weder die Leidenschaft und Innigkeit des „Faust“, noch die Einfachheit und Einfachheit des „Feldstein“ angetroffen wird. In seinen Umrißen zu dem großen deutschen Dichter hatte Regsch ungleich größere Schwierigkeiten zu überwinden. Shakspeare ist der beste Prüfling für eines Künstlers Vermögen; denn kein Dichter prägt das Eigenthümliche seiner Schöpfungen so tief und lebendig in unser Gemüth; und wenn wir uns auch diesen Eindruck nicht selbst zu erklären vermögen, so reicht doch ein Blick hin, uns von dem guten oder schlimmen Erfolge des Nachlers, der sich daran wagte, zu überzeugen. Es ist nicht Geistes, Wissenschaften, Alter, Geschlechts oder Tracht, sondern die aus den Augen blühende Seele, das in dem äußern Webereisprünge ins reine Wesen, was uns des Dichters Schöpfungen enthält. Nur wenn der Künstler den arabischen Charakter durchaus versteht und sich mit ihm in Einklang zu setzen weiß, wenn er überdies ein vollkommener Meister seiner Kunst ist, wird er sich fähig fühlen, Shakspeare's Helden und Heldinnen zu verkörpern, außerdem vermag er es nicht. Daß es Regsch fehlgeschlagen, ist nicht außerordentlich. Troz der Pässe einer wörtlichen deutschen Uebersetzung Shakspeare's, trotz der erleuchteten Kritik Göthe's, Schlegel's und Tieck's konnte ihm das volle Verständnis Shakspeare's nicht möglich werden! — Mit Erlaubnis des Hrn. Reclamers sind wir doch der Meinung, daß Hr. Regsch viel geringere Umrisse zu Shakspeare geliefert haben würde, wenn er sich von Tieck hätte beraten lassen. „Kein Autor kann gänglich von Jemand erschöpft werden, der nicht mit der Sprache, worin er schreibt, innig vertraut ist. Wie wenige unserer eignen Landsleute verstehen die Allgewalt und den Umfang von Shakspeare's Genies wirklich und vereinbaren sich mit seinen Charakteren ganz und gar! Gines Dichters Gemüth ist erforderlich, um eines Dichters Werke zu verstehen. Die Wendung eines Nebensatzes, der Sinn eines Wortes, eine Anspielung auf heimische Sitten kann von Wichtigkeit bei der Zeichnung eines Charakters werden. Noch in unserer Zeit sind uns viele Stellen aus Unkenntnis der Sitten und Gebräuche der damaligen unverständlich. Dies ist aber nicht die einzige Klippe, an welcher Regsch's Bemühungen scheiterten. Nicht bloß weil die Sprache, in der Shakspeare schrieb, die Sitten und Gewohnheiten seines Landes und die Gemüths- und Sittensart des Volkes ihm fremd waren, schickte Regsch, sondern auch weil ihm eine ausreichende Einbildungskraft abging. Er sieht nur über die Oberfläche hin und hat, so weit diese reicht, eine lebendige Nachahmungskraft in allen seinen Umrißen dargeboten. Er besaß eine irdische Auffassungsgabe, physischer und äußerer Eigenthümlichkeit, schöner Formen, anmuthiger Stellen, schicklicher Costumierung und Anordnung von Nebenfiguren. Sein Gefühl für das Malerische ist stark und lebhaft, und er hat Neigung und Geschmack für das Romantische. In solchen Gegenständen und Szenen ist er zu Hause. Er hätte sich vornehmen sollen Spenser's statt Shakspeare's Dichtungen zu umreißen. Die tolpischen Mütter, die schönen Jungfrauen, die übelwollenden Almüser, die Weiber, die personificirten Leidenschaften würden seiner Phantasie besser zusagen. Er würde in den Schönheiten und Wundern der begabtesten Welt des Dichters Schwärmen und schwelgen.“

... In Regsch's Umrißen zu Shakspeare erdrückt Costum und

Nebendruck den Geist, so sind sie hervorzuheben und nicht im Mitt am besten Orte. Ein ganzer Künstler wäre nie in dem Innern versunken. Er würde für insinuirlich verstanden haben, oder vielmehr würde seine Einbildungskraft vom Staub der Tragödie so gewaltig ergriffen worden sein, daß der Land und das Füllterwerk der Bühne vor ihm in ihr Nicht gesunken wären, aber wenigstens auf einen untergeordneten Platz als unersensliche Irtathmengen eingenommen hätten. Regsch's Szenen und Shakspeare's Dichtungen verhalten sich zu diesen selbst wie Melodram und Pantomime zu Tragödie und Schauspiel. Seine Darstellungen beschreibender und erzählender Poesie sind dramatisch, jene aus tragischen und dramatischen Dichtungen sind nicht theatralisch. Hundert Mäler würden im Stande sein, Lyonesfort Geladen und Amelia hübsch darzustellen; aber vielleicht nur ein einziger wäre im Stande Shakspeare's Hamlet und Ophelia zu fixiren. Regsch ist der einzige nicht. Er verfaßt die Gemälde und trägt die Geschichte des Dichters vor, so weit die durch Pantomime und Bühnendruck, durch Fälschung von Personen und durch den Ausbruch gewisser Gedanken und Empfindungen möglich ist; mehr vermag er nicht zu leisten. Einen großen eigenthümlichen Charakter zu verkörpern, ist sein Vermögen nicht aus; er hat es nur mit Leberlichkeiten und Allgeineinheiten zu thun. Seine Gewandtheit im Entwerfen und Struppieren seiner Gestalten, sein Geschmaack im Zusammenstellen und Anordnen von Gestirn und Nebendruck, sein Gefühl für das Anmuthige, sein Blick für das Malerische, alle diese eignen Eigenschaften wirken vereinigt dahin, seinen Szenen die ihnen so eigenthümliche, träumerische, heimliche, romantische Lebendigkeit einzufhauchen. Das Milde und Wunderbare ist das Gebiet seines Genies. Er vermag sich nicht in Shakspeare's Höhen emporzuschwingen, nicht in dessen Tiefen hinunterzusteigen, nicht in seine innersten Mythen einzudringen. Mühsicht er seinen Ruf durch Darstellungen der Dichter unferst Landes zu erhöhen, so halte er sich an Spenser, Ossian oder die alten Sagen. Darin würde seine Phantasie einen freien Spielraum und sein Geist ein angemessenes Ziel finden. — Regsch ist gegenwärtig, wie wir hören, mit dem poetischen Werke von Göthe's „Faust“ beschäftigt und hat längst hin seine Umrisse zu Schiller's „Vergil im Joche“ beendet. Wir sehen mit Vergnügen deren Erscheinen in einem Bande ansetzen, in welchem sein Talent sich reichere Bewandere findet, sobald es sich in der ihm eigenthümlichen Sphäre bewegt.“

51.

Litterarische Anzeige.

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes noch für den Subscriptionspreis zu beziehen:

Pöblich (Karl Heinrich Ludwig),
Die europäischen Verfassungen seit dem Jahre 1789 bis auf die neueste Zeit. Mit geschichtlichen Einleitungen und Erläuterungen.

Zweite, neugordnete, bereicherte und ergänzte Auflage.
Drei Bände. Gr. 8. 9 Bll. 8 Gr.

Erster Band W. 244 Bll. (781 Bogen); die germanischen Verfassungen des deutschen Staatenbundes, 4 Bll. 8 Gr.
Zweiter Band (24 Bogen); die Verfassungen Frankreichs, der Niederlande, Belgiens, Spaniens, Portugals, der italienischen Staaten und der ionischen Inseln, 2 Bll.

Dritter Band (40 Bogen); die Verfassungen Polens, der Reichsstadt Krakau, der Kaiserliche Staaten und Fürstentümer, Schwedens, Norwegens, der Schweiz und Deutschlands, 2 Bll. 12 Gr.

Leipzig, im März 1837.

H. X. Bräuns.

Zur neuesten Philosophie.

(Beschluß aus Nr. 93.)

Herr Beneke, der Verf. des vorliegenden Lehrbuchs, hat sich mit großem Eifer auf die Psychologie geworfen. Er bezweckt nichts Geringeres, als die Psychologie zu einer vollkommen sichern Wissenschaft zu erheben, durch welche dann in allen Zweigen der Philosophie das Dunkel aufgeklärt, das Streitige entschieden, und so die gesammte Philosophie in eine positive Wissenschaft verwandelt werden würde, deren Grund keine Folgezeit wieder aufreißen könnte, und die für alle Gebiete des Lebens einen unerschöpflichen Schatz fruchtbarer Aufklärungen und Anwendungen darbiete (Vorrede S. 17, xv). Er meint:

Die Wissenschaft von der menschlichen Seele werde eine die vollkommenste von allen werden, vollkommener als die Naturwissenschaften, weil sie vor diesen den unschätzbaren Vorzug voraus habe, daß sie allein einer wahrhaft innerlich construirten, den ober begreiften Erkenntniß fähig sei. Sie allein ist im Stande, vom wahrhaft Einfachen ihre Constructionen zu beginnen, sie lückenlos fortzuführen mit klarer Anschauung der einfachen Entwicklungsacte, und so bei jedem Punkte die Ueberzeugung zu gewinnen, daß das Product nicht mehr und nicht weniger enthalte als seine Factoren, und die Qualitäten derselben unverfälscht in sich abspiegele (S. VII).

Der Verf. schließt sich damit an die neuern Abtritten der Engländer, Franzosen und Italiener an und behandelt die Psychologie als eine Naturwissenschaft, welche sich wie diese lediglich auf sorgsame Beobachtungen stützen und aus diesen ihre allgemeinen Gesetze durch vorsichtige Inductionen ableiten müsse (S. 20). Die Methode ist also dieselbe; eigenthümlich aber ist der Psychologie ihr Gegenstand, die menschliche Seele und ihr Erkenntnißquell, das unmittelbare Selbstbewußtsein. Die Entwicklung unserer Seele ist die einzige Naturentwicklung, welche wir, ohne alle fremdartige Vermittelung in ihrem wahren Sein, aber wie sie an und für sich ist, aufzufassen im Stande sind; die einzige Naturentwicklung, bei der wir die innern Bildungsformen zu beobachten, die Wirkungen aus ihren Ursachen, die Producte aus ihren Factoren zu begreifen und zu reconstituiren vermögen (S. 22).

Obgleich wie heißt die besondere in dem letzten Jahrzehend geschehenen Fortschritte der Psychologie leugnen, noch die künftigen bezweifeln wollen, wie wir denn selbst noch Einiges dazu beizutragen gedenken, so können wir doch

die großen Erwartungen des Verf. nicht theilen. Die Schwierigkeiten scheinen vielmehr bei dieser Wissenschaft größer zu sein als bei andern, und es ist ein altes Klage lied, daß Selbsterkenntniß das Schwerste ist. Zwei Hauptpunkte, die hier vorzüglich hemmend in den Weg treten, hat der Verf. ganz aus den Augen gelassen: die Flüchtigkeit der einzelnen psychologischen Erscheinungen, besonders in ihren unendlich zarten Nuancen, und die unvermeidliche Selbsttäuschung. Um nämlich die einfachen Elemente, wie Hr. B. will, die wahren Principien zu entdecken, aus denen wir durch eine unfehlbare Construction die verwickelten Verhältnisse abzuleiten vermögen, sind wir an die Selbstbeobachtung gebunden, d. h. zugleich an unsere Individualität in den bestimmten Graden unserer sittlichen, intellectuellen, religiösen Bildung, an unser Temperament, Alter, Geschlecht, Stand u. s. w., und mit diesem nach unserer Individualität zugeschnittenen und gefärbten Glaube betrachten wir unsere Mitmenschen, welche für uns in der Reihe der Naturerscheinungen stehen, und wo folglich die Vorwürfe, welche er den Naturwissenschaften macht, auch die Psychologie mittreffen. Wie unrichtig aber Es wahrerne über die innern Prozesse in dem kindlichen Gemüthe, Gebildete über die Nothen, höhere Stände über niedere, der Ruhige über den Leidenschaftlichen, der Mann über das Weib und umgekehrt urtheilen, ist aus der täglichen Erfahrung zu bekannt, als daß es noch eines Beweises bedürfte. Er selbst gesteht (S. 29), daß von der frühesten Entwicklung der menschlichen Seele durch Selbstbeobachtung gar keine, durch die Beobachtung an Andern nur eine höchst unsichere und unklare Erfahrung möglich ist. Wenn er aber hinzufügt: „Wir können von den Entwicklungen der noch nicht zum Bewußtsein ausgebildeten Seele; welche gleichwol die tiefste Grundlage aller übrigen bilden, nur von der ausgebildeten Seele Her eine Erkenntniß gewinnen, indem wir, an das in dieser uns gegebene michließend, die als Grundprozesse erkannten Entwicklungen so lange rückgängig construirend anwenden, bis wir mit diesen Constructionen zur jener ersten Zeit hingelangen, ganz so, wie der Astronom, wenn er berechnet, welche Stellungen die Gestirne vor Tausenden oder Jahrtausenden eingenommen haben, zu einer Zeit, in der sie von Niemanden beobachtet worden sind“, so hätte ihm die Unsicherheit dieses Ver-

fahrend nicht entgehen sollen, welches mit dem des Astronomen nicht verglichen werden darf. Der Astronom hat für seine Rechnungen eine constante Maßeinheit, welche dem Psychologen mangelt. Die Richtigkeit seiner Ansicht hätte Hr. B. am besten durch die That beweisen können, was er aber ganz unterlassen hat. Anstatt von der ausgebildeten Seele auszugehen und durch eine rückwärtschreitende Construction die Urelemente aller psychologischen Prozesse abzuleiten; stellt er im Gegentheil an die Spitze seiner Construction die Grundprocesse und Urkräfte der menschlichen Seele selbst, welche keine Thatfache sind, sondern aus den Thatfachen ebenso gefunden werden müssen, wie der Chemiker durch Auflösung und Zerlegung der zusammengesetzten Körper die einfachen Grundstoffe entdeckt. Der erste Grundproceß ist nach dem Verf. folgender: Von der menschlichen Seele werden, in Folge äußerer Eindrücke, sinnliche Empfindungen oder Wahrnehmungen gebildet. Dabey leugnet er die Aufnahme der äußern Eindrücke durch die leiblichen Organe und ihre Uebertragung vermittelst der Nerven und des Gehirns auf die Seele, und will nur dies zugestehen, daß die Erregung der leiblichen Organe zu gleicher Zeit, oder parallel mit der Bildung der sinnlichen Empfindungen stattfindet, ohne damit in einem ursächlichen Zusammenhange zu stehen (§. 39). Es ist höchst bemerkend, in einer Psychologie, welche auf vollkommene Sicherheit Anspruch macht und nichts als die Erfahrung zum Grunde gelegt zu haben sich rühmt, ohne allen Beweis an die Spitze der Wissenschaft gestellt zu sehen. Der zweite Grundproceß: „Alles, was in der Seele mit einiger Vollkommenheit gebildet worden ist, erhält sich, auch nachdem es aus dem Bewußtsein verschwunden ist, im unbewußten Seelensein, aus welchem es dann später ins Bewußtsein eingeht und reproducirt werden kann“, kann nur auf Wahrscheinlichkeit Anspruch machen, und Hr. B. selbst schränkt ihn durch die folgende Bemerkung ein (§. 42), daß, was einmal geworden, so lange sich erhält, bis es in Folge besonderer Ursachen wieder vernichtet wird, und er wagt nicht den Schluß (§. 45), daß nichts wieder verloren gehe. Wie Herbart verweist er die Seelenvermögen, insofern man bloß logischen Zusammenfassungen derselben, wie Sinnlichkeit, Einbildungskraft, Verstand u. s. w. fälschlich eine reelle Bedeutung gegeben, die Classenbegriffe der Wirkungen diesen, als Ursachen untergelegt, substantiirt, ja gewissermaßen personificirt hat. Dagegen will er eine jede einzelne Entwicklung unserer Seele zunächst auf eine besondere Kraft bezogen wissen, und die Seele ist ihm ein durchaus immaterielles Wesen (wovon aber im Vorhergehenden der Beweis fehlt), bestehend aus gewissen Systemen von Kräften, welche nicht nur in sich, sondern auch mit einander aufs innigste Eins. sind (welches ebenfalls aus §. 49, worauf er sich bezieht, nicht hervorgeht), aber zugleich ein sinnliches Wesen, d. h. erregbar von außen durch Reize. Dies wird aber, wie schon bemerkt, unbegründet, wenn Hr. B. die Thätigkeit der Sinnesorgane, nur als begleitende oder parallele Erschei-

nung toll gelten lassen ohne einen ursächlichen Zusammenhang mit den Seelenthätigkeiten. Unbefriedigend ist ferner die Erklärung des Verhältnisses der Seele zum Leibe (§. 61). Er glaubt, es lasse sich mit großer Schärfe eine Scheidungslinie zwischen beiden dadurch ziehen, daß der Erkenntniß von der Seele Alles angehört, was wir durch das Selbstbewußtsein, der Erkenntniß vom Leibe Alles, was wir durch die äußern Sinne von uns wahrnehmen. Wohin sollen wir aber nach diesen Bestimmungen das Bewußtsein der körperlichen Ermüdung, der Magen Schmerzen u. s. w. rechnen, Wahrnehmungen unserer selbst als körperliche Wesen, ohne Vermittelung der äußern Sinnesorgane? Der weitere Gang des Verf. ist dann dieser: er handelt zunächst von den sinnlichen Empfindungen und Wahrnehmungen, dann von den Reproduktionen der innern Spuren, oder von dem Gedächtnisse und der Einbildungskraft. Hier verwickelt er sich in einen Circel, indem er annimmt (§. 97), das Bewußtsein entspringe aus dem Unbewußtsein, die unbewußten Spuren aber werden zu bewußten Seelenthätigkeiten gesteigert, indem von schon bewußten Seelenthätigkeiten Elemente zu ihnen überfließen (§. 98). Dann folgen die Combinationen des Gleichartigen (in Begreifen, Urtheilen und Schließen) und des Ungleichartigen, dann die Seelenthätigkeiten als Strebungen, wobei uns das Wenige über Leidenschaften und Affecte gar nicht befriediget hat, hierauf die Gefühle, und auf diese die allen Menschen gemeinsame Seelenentwicklung, wobei aber Vieles, was in die frühern Abschnitte gehört, aufgenommen ist. Die Erklärung der Vernunft (§. 260), sie sei die Gesamtheit der höchsten psychischen Gebilde in allen Formen, ist ungenügend, denn wer wird die höchste Streberung, z. B. des Gefühls, Vernunft nennen. Der Tod soll (§. 300) durch eine Verstärkung der innern geistigen Entwicklung herbeigeführt werden; wofür nur wenige Fälle sprechen. Hierbei vermissen wir den so sehr interessanten organischen Magnetismus, den der Verf. sowie die verschiedenen Lebensperioden des Menschen ganz übergangen hat. Ein Anhang enthält die Seelenkrankheiten. Der Verf. hat hiernach seine Aufgabe nur unvollständig gelöst.

Karl Friedrich Bachmann.

Narrative of voyages to explore the shores of Africa, Arabia, and Madagascar, performed etc. under the direction of Captain N. F. W. Owen. Zwei Bände. London 1833.

Im Januar 1822 segelten der *Endeavour* und der *Porpoise* unter den Befehlen des Capitains Owen von England ab, um die Küste von Afrika genauer zu untersuchen. Ihre Instruction nach sollten sie südlich vom Cap weiter gehen; dann Nordwärts, je nach der Jahreszeit, hierauf nach einer vollständigen Untersuchung der zwischenliegenden Küste nordwärts längs der Küste von Sofala und Mozambique, den Lauf der verschiedenen Ströme bestimmen, welche in das Meer und der Canal von Mozambique fließen, nebst allen Buchten und Inseln, so wie sich nach Madagaskar wendeten, die Lage der zahlreichen Inseln zwischen Madagaskar und dem Festlande feststellen und fest-

Theile der Masse genauer aufnahmen, welche man bisher nicht ganz genau kannte. Man sieht daraus, daß der Capitain Owen eine große Aufgabe in einem Theile der Welt zu lösen hatte, der entweder gar nicht oder nur sehr unvollkommen bekannt war. Es ist Thatsache, obgleich es manche unserer Leser überraschen wird, daß selbst das Berggebirge der guten Hoffnung, das berühmteste der Erde, bisher noch auf keiner Karte in der richtigen Länge angegeben war; es fanden vielmehr bedeutende Abweichungen statt und die Insel Martinivas, eine der capverdischen, war so unbestimmt angegeben, daß mehrmals Schiffe daseibst strandeten, während eine andere, die zur Gruppe mitgehören sollte, wie neuerlich dargezogen wurde, gar nicht existirt. Die Berichtigung solcher großen Irrthümer mußte für die Schifffahrt von Wichtigkeit und die Resultate der Expedition des Capitain Owen können nur wohlthätig sein. Die Karten, welche die Offiziere der Expedition von den Küsten und den Binnenflüssen entworfen, nebst den Beobachtungen über den Charakter und die häuslichen Gewohnheiten der bisher fast unbekanntem Bewohner der Gegenden, welche sie besuchten, erweitern und berichtigen unsere Kenntnisse in bedeutendem Maße.

Erstere zeigte das Klima jener Gegenden auch auf die Mannschaft der beiden Schiffe des Capitain Owen seinen verderblichen Einfluß, ohne daß es möglich war, die nächste Ursache der dortigen Krankheiten zu ergründen, welche schon so viele Opfer gefordert haben. Bisweilen hatte das Schlafen unter freiem Himmel verderbliche Folgen, während es in andern Gegenden nicht im mindesten schadet. Eine Thatsache nur steht fest, daß nämlich schwächlichere Personen verstorben wurden, während die Krankheit die Stärkern und scheinbar Gesündern besaß.

Zu den interessantesten Stellen in dem vorliegenden Werke gehören die über die Hollontonten, eine Völkerschaft südlich von Kaputa, deren Namen nur eine verborgene Aussprache von Hottentotten sein soll. Wir theilen eine Schilderung des jungen Hauptlings derselben, Ghinchingany, in seiner Kriegstracht mit:

„Kund um seinen Kopf, grade über den Augen, ging ein Peitzreifen, an Größe und Farbe einem Fuchschwanz ähnlich; über demselben wuchs das schwarze wollige Haar zu seiner gewöhnlichen Länge bis an den Wirbel, wo ein kreisförmiger Fleck abgetheilt war wie bei den Wänden. Kund um diesen Kreis lag ein dicker Ring von geflochtenen Hautstreifen, der durch das darüber hin sich lockende Haar festgehalten wurde und mit dem letztern einen derben Schlag abhalten konnte. An der einen Seite seines Kopfes befand sich eine einzelne Feder von irgend einem großen Vogel, als Zeichen seines Ranges, und grade über den Augenbrauen eine Schnur kleiner weißer Perlen, sowie eine andere über der Nase; dicht unter dem Kinne trug er einen Büschel langen groben Haars gleich dem Barte eines Patriarchen; die Ohrstöpschen waren so gebohrt, daß sie 3-4 Zoll herabreichten, und hatten große Löcher, worin bisweilen Gegenstände von Werth getragen werden. Um jeden Arm war eine Quantität Haar geschlungen, gleich dem am Kinne, das bis an den Ellenbogen reichte. Um den Leib gingen zwei Schürze mit gedrehten Hautstreifen, auf denen die Wolle noch stand und die Affenschwänzen sehr ähnlich sahen. Die erstere Reihe war dicht unter den Armen festgemacht und hing ungefähr zwölf Zoll herab; die folgende Reihe glich ganz der ersten, hing da an, wo jene aufhörte, und so ging es fort bis an die Knie. Er trug auch einen Schwanz, der dem der Bergschotten sehr ähnlich sah. An den Hand- und Fußgelenken hatte er messingene Ringe. Sein Schild bestand aus Büffelhaut, moß fünf Fuß in der Länge und viertehalb in der Breite; die Mitte desselben hinab war ein Stab angebracht. In diesen waren seine Kofagen und Speere befestigt. Diese beiden Waffen unterschrieben sich von einander nur dadurch, daß die erstere eine schmale Spitze hat und des Werfens wegen kurz ist, die letztere dagegen länger und stärker zum Steche eingerichtet.“

Der Charakter dieses Volkes zeigt sich in dem Angriffe, den die Reisenden in ihrem Nachtlager abzuhalten hatten. Glücklich

herweise war Jemand munter: „Der Lieutenant Nidal hatte sich mit der Beobachtung der Gestirne beschäftigt und legte eben seine Instrumente zusammen, um zurückzugehen, als er die Worte rufen hörte; er sprang auf und in demselben Augenblicke stürzte ein Haufen Hollontonten mit Schülben und Speeren unter fürchterlichem Geschrei auf die Zelte zu. Der grauenvolle Gedanke, seine Gefährten könnten im Schlafe ermordet werden, gab ihm Flügel, er lief so schnell als möglich in das Lager und schrie: Zu den Waffen! Zu den Waffen! Es genügte, Alle sprangen auf, griffen zu den Waffen und die Wüsterbände wurde am Eingang des Lagers mit einem Kugelregen und Bajonnetts empfangen. Das unaufhörliche Wüthen und Krallen der Gewehre und das entsetzliche Geschrei der Angreifenden in der todtenstillen dunkeln Nacht gewährte eine schreckliche Scene; aber das Rechten des Einen und des Andern, wie eine Kugel ihr fleischiges Bett gefunden, des Niederstürzen Anderer schwächerte bald die Barbaren ein, und nach einem kurzen, aber zweifelten Kampfe wandelte sich das herausfordernde Kriegsgeschrei in Wehklagen um, dem eilige Flucht folgte. Sie zu verfolgen, würde unflug gewesen sein, da wir weder ihre Anzahl kannten, noch wußten, ob sie Unterstützung erhalten könnten; indes stürzten wir ihnen so lange nach, als wir sie sehen ober hielten. Ihre Anzahl belief sich wahrscheinlich auf 2-300, und an ihrer Spitze stand Ghinchingany, dessen Schiß und Speer man am nächsten Morgen unweit des Lagers fand. Wir vermutheten, Capitain Lochmore habe den Hauptling getödtet; da er ihm keine mit Schrotten geladene Kinte grade in das Gesicht abgeschossen hatte.“

Flusspferde finden sich in den Flüssen dieses Theiles von Afrika sehr häufig. Einmal fing die Mannschaft ein solches Thier und zähmte es, aber es starb bald aus Mangel an gewohnter Nahrung. Sie sind nicht alle so fügsam. Einmal verfolgte einmal ein Boot und stürzte es beinahe um, wurde endlich noch erlegt. Bei einem Absteher nach Refuge-Inland beschreibt der Lieutenant Boteler eine Gruppe Flusspferde, die er traf: „Am nächsten Morgen setzten wir unsern Weg den Fluß hinauf fort und fanden uns an einer seichten sandigen Stelle von einer Gruppe Flusspferde so dicht umgeben, daß wir ohne auf sie zu stoßen nicht hätten durchkommen können, wöden sie bei unserer Annäherung nicht untergetaucht. Drei standen am Ufer, und eins riß, als wir nahe kamen, seinen rothen Nacken über drei Fuß weit auf und gewährte so den fürchterlichsten Anblick, den ich bis dahin unter der thierischen Schöpfung gefunden. Zwei schlüchteten ins Wasser, eins blieb aber lange genug; um eine Labung Kugeln zu erhalten, von denen jedoch nur eine Wirkung zu haben schien. Als das Thier sich verwundet fühlte, stieß es einen starken drohenden Schrei aus und kürzte dann wühend, dem Anschein nach von Schmerz gepeiniget, in das Wasser. Wenn wir schossen, war oft nur ein Flusspferd sichtbar, nach dem Knalle aber kamen gewöhnlich mehrere zum Vorschein, einige nur auf einen Augenblick, während andere, die an seichten Stellen lagen, aufsprangen, die Tiefe zu gewinnen suchten, durch den Schlamm schneller liefen, als das Boot fahren konnte, und sich bisweilen furchtlos nach uns umsehen, Wührend sie durch das Wasser laufen, rauchen sie die Köpfe beständig unter und werfen sie auf den Rücken. Die Schnelligkeit dieser Thiere übersteigt allen Glauben, denn wenn man nach ihnen schoss, waren sie oftmals untergetaucht, ehe sie die Kugel erreichen konnte.“

Eine Zusammenkunft mit dem Könige eines der afrikanischen Länder ist unterhaltend. Der Lieutenant Boteler begab sich in Begleitung eines Eingeborenen von Rang, den die Engländer Bill nannten, in das Land, um dessen Beherrscher, Mayetta, zu sehen. „Sie kamen eben aus einem Gebirge heraus, als sie beim Umbrechen durch eine Reihe dickerer Speere aus den Büschen überrascht wurden. Boteler schloß sogleich, es nahe ein großer Hauptling, ließ, um diesem eine Ehre zu erweisen, oder vielmehr um sich für jeden Fall sicher zu stellen, seine Leute aufmarschiren und trat ungefähr fünfzig Schritte vor diese. Stangelly eilte auf ihn zu, um ihm zu sagen, Mayetta

komme mit seiner Bekleidung, und wirklich erschien er bald, begleitet von ungefähr hundert mit Schiiben und Speeren Bewaffneten, vor denen Einer mit einem langen weißen Stabe herschritt, um Jeden zu züchtigen, der sich von der Heugierde zu nahe loste. Napetta war ungefähr sechs Fuß groß, gegen 22 Jahr alt und hatte ein männliches, gebieterisches Aussehen; seine Kleidung bestand in einem langen Gewande von feinem scharlachrothen Luche, das mit einer über einen halben Zoll breiten Goldreflekt besetzt war. Dem Tone der Sprache nach schien ihm keine Umgebung große Ehrfurcht zu erweisen, eine Art Größt u. s. w. bemerkte man indes nicht. Er schien sich über die Gesichte sehr zu freuen und unterhielt sich über eine halbe Stunde freundlich mit dem Lieutenant Boteler, der seine Leute exerciren und schießen ließ."

Es scheint, als ob die Sage von dem fliegenden Holländer, der in dem Meere am Cap haufen soll, nicht ganz ungegründet sei. Es gibt unter jenen Breiten Schiffbrüchlinge, welche unter der Gestalt von Schiffen erscheinen. Auch in der vorliegenden Reisebeschreibung wird so etwas erzählt: „Am Abend des 6. April auf der Höhe von Port Danvers sah man den Baracouta ungefähr zwei Meilen unter dem Winde. Da er uns unmöglich schon so nahe sein konnte, so meinten wir anfänglich, er sei es nicht, aber die Eigenschönlichkeit der Takelage und andere Merkmale vernichteten bald jeden Zweifel; ja, man sah das Schiff so deutlich, daß wir auf dem Verdecke desselben manche bekannte Gesichter erkannten. Dies dauerte eine Zeitlang, und wir wunderten uns, daß es nicht näher an uns herankomme, im Gegenstheil sich entferne. Da wir indes dem Hasen, wo sich beide Schiffe treffen sollten, so nahe waren, so legte Capt. Owen kein großes Gewicht darauf, und wir setzten unsere Fahrt fort. Bei Sonnenuntergang wurde bemerkt, daß es ein Boot aussetzte, wahrscheinlich um einen über Bord Gefallenen einzunehmen. Die Nacht über sahen wir kein Licht von ihm. Den nächsten Morgen waren wir in Simons-Bai Anker und erwarteten eine ganze Woche lang unter öfthlicher Besorgung die Ankunft des Baracouta; später zeigte es sich aber, daß er damals über 300 Meilen von uns entfernt und kein anderes ähnliches Fahrzeug in der Gegend gewesen war. Wir erwidern dies nicht, um die Märchen der Furcht zu bestärken, oder die eingebildeten Schrecken des Aberglaubens zu vermehren, sondern führen es als natürliches, bis jetzt aber unerklärliche Thatsache an, die jedenfalls ihre natürlichen und wahrscheinlich einfachen Ursachen hat. Die Zeit oder der Zufall möge das Mysterium lösen."

In der Einkunft einer afrikanischen Niederlassung, Chapanga, fand Browne eine Gebieterin (wahrscheinlich Spanierin von Geburt), welche den einsamen Wanderer, der zufällig in ihre Bereich kommt, so gütlich als möglich aufnimmt und mit der Lady-Gäher Stanhope verglichen werden kann. Sie heißt Donna Pascoa und beherrscht einen District, wofür sie dem Königt jährlich 86 spanische Dollars gibt. Außer einer Miliz von eingeborenen Negern hat sie keine Soldaten. Von der südwestlichen Grenze ihres Gebiets dringt man die Räume aus, denen die ungeschwemmten Canoes gehauen werden; eine gute Annahme für die Dame. Die Abgaben, welche sie erhebt, werden thmmtlich in Natura gegeben, z. B. Wachs, Fenchel, Del, Ros etc. In ihrer Wohnung herrschte viel Pracht und Luxus. Sie trieb beträchtlichen Handel in dem ganzen Lande mit Indischen und europäischen Waaren, wofür sie Gold, Eisenblein und Sklaven nimmt.

Nadama, der König von Matagoror, bildet eine der angesehensten Epifelen des vorliegenden Werkes. Er ist, wie es scheint, ein eben's großer Reformator wie der Sultan, und hat mit gleicher Entschlossenheit eine ebenso gefährliche innere Macht wie die Janaksharen und eben's nationale Zeichen wie der Turban abgeschafft. Wegen eines der letztern, des langen geschnittenen und mit einer Nasse Gewandstück bestrickenen Paars brach bei ihm eine Revolution aus. Nadama wollte diese eckhafte Tracht abschaffen und erschien einmal vor seinen Soldaten uner-

wartet in verschnittenem Haare, wie es die Europäer zu tragen pflegen. Die Jüngern, welche ihrem Könige getreu sein wollten, erkannten sich augenblicklich und verschnitten sich das Haar ebenfals; die Aelteren konnten sich aber nicht so leicht lassen tanzen. Besonders rebollten sich aber diese Neuerer, die Weiber, welche bis dahin ihren Männern die Haare geschnitten und sie einander in der Nettigkeit dieser Frachten gneideteret hien. Sie bezogen sich in großer Menge zu Nadama und ließen ihm Junge freien Lauf. Anfänglich nahm Nadama die Sache von der spasshaften Seite; als er aber sah, daß die Weiber dadurch immer wüthender wurden, die Gründe derselben auf das Vollbruch zu machen anfingen und eine Revolution vor der Hand war, gab er seiner Wache den Befehl, einige der unruhigsten Weiber festzunehmen, sie in einen Wald zu führen und dort das Haar so abzuschneiden, daß es nie wieder wuchs. Die Soldaten verstanden die Meinung ihres Königs und schoren den Weibern die Köpfe ab. Die Folgen dieser Festigkeit Nadama's sind jetzt: eine bessere Einrichtung des ganzen Staats, die Aufstellung einer Armee, die so gut ausseht und mehr disziplinirt ist als irgend eine europäische.

Von diesem Reformator erhalten wir folgende Schilderung: „Nadama, obgleich gegen 30 Jahre alt, sieht um mehere Jahr jünger aus; sein Körper ist schlank, ziemlich gebaut und mit über 5 Fuß 5 Zoll lang; in seinem Benehmen erkennt man durchaus nicht den Mann, der an frühzeitiges Leben und an Beschwerden desselben gewöhnt ist, noch weniger den gewöhnlichen Krieger, den Abgott eines kriegerischen Volks und der Schrecken seiner Feinde. Sein Aussehen zeigt mehr einen Edelmann als einen Soldaten. Er spricht und schreibt sehr französisch und Französisch. Im Gespräch hielt er den Kopf mit den Augen gesenkt, und es entschloste ihm kein Wort, das nicht vorher wohl bedacht war. Er sprach leicht, zögernd und langsam, als ob er immer Zeit zur Überlegung gewinnen wollte. Er schon reformirten Sätze blieben ruhig, bis etwas im Gespräch seine Aufmerksamkeit besonders fesselte, da verwich eine leichte, halb unterbrochene Bewegung der Lippen, ein feinerer Schimmer dunkeln, ausdrucksvollen Augen auf einen Augenblick seine ganze Bewegung; aber sie ward sogleich unterbrochen, und an ihre Stelle trat wieder dieselbe ruhige, aber scharf beobachtende Haltung." ab

Aphorismen.

Rachricht.

Der Herzog von Orleans (Regent während der Minorität Ludwigs XV.) entdeckte einst eine gegen ihn gerichtete Verschwörung, in Folge welcher Entdeckung waren auf gezogene Männer in die Bastille gesetzt worden. Von ihnen bedachte sie indes sehr viele. Einer von ihnen, um seinen Gehirngut, der ihn mit Allem versorgte, recht oft von ihm zu sehen, behauptete, daßlich zweier Anstifter zu bewachen. Es der Abbé Dubois, das fac totum des Regenten, der durch die Angaben der Bastille, welche er dergleichen, diese Menge von Anstiftern ersch, erließ er große Beschwerden gegen seinen Hauptverdächtig. Allein der Herzog beruhigte ihn und sagte, "Parqu'ils aient que ce soit un engagement, ne le leur dénoncer pas."

Le cordon bleu.

Die Marquise von Pompadour liebte ihren Vater und herigen Marquis von Marignan, gebornen Professor sich nicht. Eines Tages forderte sie vom Könige le cordon bleu für ihn. Ludwig, welcher ihr nichts abschützen wollte, machte im Begriffe, ihren Wunsch zu erfüllen. Indes trug er sich einen seiner Pöhllinge um Rath, welcher der Unterredung des Ordens durch eine Verhinderung vorbeugte. „Sire“, sagte er sich zu antworten, „le poisson n'est pas assez gros pour être mis au bleu“. Der König verstand, und die nachherigen Platten der Geliebten blieben mehre Jahre feuchthal.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

sonnabend,

Nr. 95.

5. April 1834.

Karl Ludwig von Knebel.

Am 30. Nov. 1744, gestorben den 23. Febr. 1834.
Mit diesem als Dichter und gründlichen Kenner des
alten Alterthums rühmlich bekannten Manne, der
im 90. Lebensjahre seine irdische Laufbahn schloß, schied
die deutsche aus dem schönen Kreise, den die Kunst und
die Wissenschaft liebende und schützende Herzogin Anna Amalia
von Sachsen-Weimar in den 70er Jahren um sich
versammelt hatte.

Karl Ludwig von Knebel stammte aus einem
niederländischen Geschlechte, das der Religionsverfol-
gung wegen hatte auswandern müssen. *) Die ersten

Denkmäler eines seiner Vorfahren, der 1572 zu Ant-
werpen seines Glaubens wegen verbrannt worden war, setzte
Knebel selbst ein schönes Denkmal in dem nachfolgenden,
in der Sammlung seiner Poesien (Leipzig 1815) nicht be-
rührten Gedichte.

Hans Knebel.

Steh' fest, Du braver Hans! und wenn Dir gleich
Der Hölle enger noch die Ketten schnürt,
Dich Deiner Fürstin aufgehob'ne Hand
Zum Frevel gegen Dein Gewissen mahnt;
Indessen mit jurisdiktionaler Adräne dort
Ein jarted Fräulein klagt um Deine Jugend —
Doch keh' Du fest und halt' an Gott und Wahrheit,
Und wank' nicht im männlichen Entschluß,
Und achte nicht des Rörbers Flammenwuth.

Es bleibt ein ewiges Gedächtniß Dem,
Der seiner Uebersetzung Handhaff folgt;
Den nicht das Broden des Tyrannen schreckt.
Das, was in Dir erkirbt, wachet glänzend auf
In preisender Geschlechter hehrern Ruf.

Noch thut es, daß ein Mann auf seinen Hüften keh'
Und, wenn er Rechtes leant, auch Rechtes spreche.
Der schwärmenben Gedanken garten viel,
Verblenden Jug' und Sinn, umkleiden sich
Mit Schein der Heiligkeit — und führen sie
Zum offenen Verderbniß. O die Heuchler!
Hilf mir, was sie den Bräuer und den Freund
In läuschernder, heillosen Brömmigkeit,
Zuschauend Zusehenswuth. Sie schüren Flammen
Und richten Nordballäre auf — für wen?
Der Gotttheit? — Sie? die Hölle, die sie,
Die sich an Flammen ihrer Bräuer lählen?
Wer kann die Dyrer eurer Gotttheit lählen? Wer
Zuschreien nur die Qualen, die ihr schufft?

Sei still, mein Herz, und nenne nicht den Fluch
Der Menschheit! nenne nicht die Schmach der Welt!

Jahre der Kindheit verlebte Knebel in seinem Geburtsort
Wallerstein in Franken. Sein Vater, kaiserlicher Kanzler,
ging späterhin als Comitialgesandter nach Regensburg.
Als derselbe nach Anspach in das bortige Ministerium
versetzt wurde, öffneten sich für den Unterricht des talent-
vollen und wißbegierigen Knaben die erfreulichsten Aus-
sichten. Der bekannte Dichter Uz, damals Justizsecretair,
weckte früh sein poetisches Gefühl, während der nach-
herige Generalsuperintendent Junheim, bekannt durch seine
mit Uz gemeinschaftlich besorgte Uebersetzung des Horaz,
mit Eifer für seine wissenschaftliche Bildung sorgte und
ihn für moralische und religiöse Eindrücke empfänglich
machte. *)

Die frühe Entwicklung seines poetischen Talents
mochte wesentlich dazu beitragen, daß ihm ernste Studien
wenig beagaten. Er hätte weniger Freund der Dicht-
kunst sein müssen, um der Jurisprudenz, der er sich seit
seinem 19. Jahre auf der Universität Halle widmete, Ge-
schmack abzugewinnen zu können. Zurückgeschreckt durch die

Du braver Hans, steh' fest und folge Dem,
Was Dein Gewissen sagt! und bleib Jahre hin,
Zahrhunderte, Dir lohn die Menschheit noch.
Dein Staud, vermischt mit Ithas beiner Bräder —
Die auch, gleich Dir, ein unverstünd'ler Tod
Durch Rörberhand zu Märtyrern geweiht —
Berweht sich nicht. Ihm weihet eine Adräne
Die Nachwelt und mit ihr der Einzel treues Herz.

*) Einige Notizen über Knebel's Familie enthält die nach-
folgende Stelle in einem Briefe Herder's, aus Anspach den
21. August 1788 geschrieben: „Seine Mutter ist eine so
würdige, feste, verständige, muntere Frau, als es ihrer
wenige gibt; seine Schwester hat eine außerordentliche
Güte und eine schwächere Parteit, recht wie eine Taube;
sein Bruder ist ihm sehr ähnlich, nur jünger und fröhli-
cher wie er. Es herrscht eine Gutberzigkeit in diesem
Hause, die äußerst wohlthut, und der Geist und die ori-
ginale Empfindung, die der Familie eigen ist, macht sie
zu einem seltenen Kreise.“ Und von Knebel's jüngstem
Bruder heißt es in einem spätern Briefe vom 23. August
1788: „Er ist, was man sagen kann, ein lebenswürdiger,
biederer, guter, treuer, sittlicher Mensch, der die Knebel'sche
Saune so häßlich gedämpft und heruntergestimmt hat, daß
es Einem bei ihm recht wohl wird, ob er gleich bis und
da etwas zu furchtsam und gut ist.“ (S. die „Erinne-
rungen aus Herder's Leben von seiner Gattin“, Th. II,
S. 42 fg.)

Trockenheit eines Studiums, zu welchem er, seinen eignen Äußerungen zufolge, weniger durch Neigung als durch den Wunsch seines Vaters bestimmt worden war, drängt er seine akademische Laufbahn, um im Militairstande sein Glück zu versuchen. Dazu eröffneten sich ihm günstige Aussichten. Ein Schreiben seines jüngern Bruders, der damals Leibpage bei Friedrich II. war, rief ihn nach Potsdam. Dort erhielt er nach einigen Monaten eine Officiersstelle beim Regiment des damaligen Kronprinzen von Preußen und nachherigen Königs-Friedrich Wilhelm II. Günstig in mehrfacher Hinsicht für seine geistige Entwicklung, besonders aber auch für die höhere Ausbildung seines poetischen Talents wirkte der abwechselnde Aufenthalt in Berlin und Potsdam. Seine Bekanntschaft mit dem auch als Schriftsteller bekannten Buchhändler Nicolai verschaffte ihm die neuesten Werke der Literatur. Koch wohlthätiger für die Verbesserung seines Geschmacks wirkte der Umgang mit Stein, Moses Mendelssohn, Ramler und andern ausgezeichneten Männern, welche Berlin damals in sich versammelte. In der genauesten Verbindung stand Knebel mit Ramler, dessen Nachbildung antiker Verweise und sein seltenes Talent, Gedichte zu revidiren, ihn ganz besonders fesselte, wiewol er in spätern Jahren mit der gar zu strengen Felle, die jener Dichter an seine eignen und an Anderer Werke legte, durchaus nicht zufrieden war. *)

Durch Ramler aufgefordert, wagte er damals mehre poetische Versuche. Ein bisher ungedrucktes Schreiben dieses Dichters an Knebel, datirt aus Berlin vom 17. Oct. 1772, möge hier eine Stelle finden.

Ein kleines Briefchen, mein bester Freund, aber eine sehr große Bitte von Ihrem kranken und sonst ansehnlichen Correspondenten. Madame Koch wird Ihnen für die Erfüllung meiner Bitte einige recht freundliche Küsse geben, und sie verdient auch wol die Küsse der Dichter viel eher als manche Dichterin, die so gern lässen mag. — Zur Sache! Koch wird Ihr Potsdam gegen Ende des Monats besuchen. Seine Frau erwartet eine kleine Aneide an das potsdamische Publicum in Versen. Ich kann sie unumgänglich fertig bekommen. Mein Kopf und Kate sind beide krank. Nehmen Sie mir diese zwanzig oder dreißig Verse ab, so will ich künftig mit einer ähnlichen Hälfte Ihrer Muse bestreben. Ich erwarte zwei Zeilchen Erhörung und die Verse so bald, daß ich sie noch auf den Sonnabend von hier auf die Post geben kann. Ich küsse Sie tausendmal als Ihr ewig getreuer Ramler.

Dieser Aufforderung gemäß dichtete Knebel damals die nachfolgenden, in der Sammlung seiner Poesien nicht gedruckten Verse:

*) „Es ist nicht zu leugnen“, äußerte Knebel selbst in spätern Jahren über Ramler's Verbesserungen, „daß dieser sorgfame Kritiker zuweilen das Mangelhafte einer Stelle, eines Ausdrucks oder Wortes sehr richtig beurtheilt hat. Aber die Aenderungen selbst sind ihm öfters misslungen, und indem er der Poesie eine kalte grammaticalische Bestimmtheit aufdringen wollte, hat er den Reiz und den Reizdruck derselben vermindert und entstellt. Es ist kaum zu glauben, wie ein Mann von seinem Geist und Geschmack sich so, zumal in der letzten Zeit hierin verstanden konnte, und es scheint, daß selbst seine eignen Gedichte durchaus wieder aus den ältern Lesarten herzuholen sind.“ (S. „Ueber Gß und Ramler“ von J. P. Voss, Hamb. 1809, S. 14 fg.)

Entrittscompliment für Madame Koch. Potsdam.

Wie oft, als wir in jener Königsstadt
Berwillen, rief Thalia uns ins Ohr:
„Gilt, Kinder, eilt zur jüngern Königsstadt,
Auch sie mit euren Epiden zu erfreu'n!
Sie liebet nicht das Waffenspiel allein,
Sie liebt auch sanft're Spiele, liebet auch
Der ewig schönen Schwefeln holdes Spor.“
So sprach sie, und ihr Ruf ward igt Gebot;
Und mit Entzücken nehmen wir es an.
Hier unter manchem prangenden Palast
Ray'n wir uns zwar in einem niedern Haus —
Doch wo ein Göttersohn uns lächelt, steht
Da noch ein Tempel? Strahlet nicht um ihn
Die Götter wie der marmorne Palaß?
Vor seinem Auge wagt's die Muse heut,
Den Vorhang ihren Spielen wegzuzieh'n.
Ein Blick nur voller Jubel — und o, er hat
Derselben tausende! — ein Blick voll Jubel
Strahlet Muth in jedes Herz, besiegt uns
Mit neuen Kräften und besiegt den Spott,
Den süßden Kalkün, der des Vaterlands
Verdienst nicht schätzt wie ihr Großmüthige!

Auch das nachfolgende Gedicht möge hier eine Stelle finden, da es zu den ersten, noch unvollkommenen Versuchen im Hexameter gehört, einem Vermaß, in welchem sich Knebel späterhin mit ungemeyner Leichtigkeit bewegte, seit er die Principien, welche Voss und Schlegel über die Längenmessung der deutschen Sprache festgestellt, zu seinem ernstern Studium gemacht hatte.

Abschiedscompliment für Madame Koch. Potsdam.

Stolz auf den Beifall, den sie erlangt hat, verläßt die
Muse
Diesen kleinen Schauplatz nicht ohne Betrübniß. Ein wenig
Eitel, wie doch die Mädchen alle sind, möchte sie gerne
In dies schmeichelnde Lob ihr Ohr gewöhnen. Jedoch ihr
Schicksal ruft sie hinweg, und sie folgt. Bon der Gnade
durchdrungen,
Die ihr so sanft wie das milde Licht der Sonne gelächelt
Und sie aufs neue belebt hat — was kann sie weiter? als
hier zu
Diesen Füßen den innigsten Dank und des Herzens tiefste
Gehsucht niederlegen. — Wenn einst Germaniens goldnes
Alter kommt, die Muse sich ihren eignen Schutzzott
Eublich erklet hat und nun nicht mehr verlassen und jeder
Hälfte bedürftig umherirrt; wenn diese glückliche Zeit kommt,
Wo die Musen sich alle mit blühenden Kränzen umwinden,
Alle sich ihren Stoff aus unsern Zeiten erwählen,
Außer Wespomenen, die zum hohen tragischen Spiele
Aus dem entferntesten Alter und gern bei Fremden ihn
aufführt:

Dann, o dann wird sich auch dies kleinere Schauspiel
erheben,
Stolz auf seinen Beschützer die Zierde des Vaterlands
werden
Und die Bewund'ring der Völker umher, und dann durch
Verdienst sich

Jenen Beifall erwerben, den igt nur Gnade verleiht hat.
Nur leicht berührt von dem halb-gutmüthigen Spott
lebenslustiger Kriegskameraden, wenn sie ihn, Doris oder
seinen Lieblich Kleist in der Hand, aus kühnen Spe-
ziergängen trafen, befehlt für Knebel das Studium der

*) In Gegenwart des Kronprinzen von Preußen.

griechischen und römischen Classiker sowie die Lectüre der besten deutschen Dichter seiner Zeit ein bleibendes Interesse. Die dem Anakreon nachgebildeten Lieder, welche Gleim damals herausgegeben hatte, begeisterten ihn (1766) zu dem nachfolgenden, in der spätern Sammlung seiner Poesien nicht befindlichen Gedicht:

Liebst kleine Lieder,
Sagt, o sagt es mir,
Welchem holden Gotte
Fließt von Lippen Ihr?

Wagt am eignen Fittig
Amor eine That
Und hat mit dem Raude
Auf ein Kettenblatt

Euch geschrieben? Sanft die
Leier abgepannt,
Und euch dann begleitet
Mit der kleinen Hand?

Hat bei frohen Festen
Bacchus euch erbacht
Und den traulichen Chören
Stammeln zugelacht?

Sang in Myrtensträucher
Einst der Rymphen Chor
Euch den stillen Palmen
Und den Kählern vor?

Sanft wie Phyllis' Kypen,
Leicht wie Beryth's Hauch
Seid ihr, Rißer duftend
Als ein Rosenstrauch.

Noch während seines Aufenthalts in Potsdam war Knebel die Idee gekommen, das damals von seinem Lieblingsdichter J. N. Götz in der Schmid'schen „Anthologie“ erschienene Gedicht: „Die Mädcheninsel“, besonders und mit lateinischen Lettern abdrucken zu lassen.

Dem großen Friedrich — erzählt Knebel selbst in einem wenig bekanntgewordenen Aufsatze — machte auch ein Exemplar davon zugekommen sein; und daß es wirklich geschehen sei, erfährt ich nachher aus dem Munde Derer, die ihn kannten. In seiner „Littérature allemande“, wo der große König etwas kritisch und ungerecht mit der deutschen Literatur sein Spiel treibe, gebührt er nur eines einzigen deutschen Gedichts, das ihm seinen vollen Beifall abgezwungen habe, und ich bin nach allen Umständen versichert, daß es kein anderes sein kann als eben jenes damals erschienene Gedicht von Götz. Man urtheile nach dem Ausdrücke, womit der König solches bezeichnet; wobei ich noch bemerken muß, daß der Verfasser damals nur unter dem Namen des Anonymus bekannt war.

J'ajouterai à ces Messieurs, que je viens de nommer — sagt Friedrich II. bald zu Anfange — un Anonyme, dont j'ai vu les vers non-rimés; leur cadence et leur harmonie résultent d'un mélange de dactyles et de spondées; ils sont remplis de sons, et mon oreille a été flattée agréablement par des sons sonores, dont je n'aurais pas cru notre langue susceptible. J'ose présumer, que ce genre de versification est peut-être celui, qui est le plus convenable à notre idiome; et qu'il est de plus préférable à la rime; il est raisonnable qu'on ferait des progrès, si on se donnait la peine de la perfectionner. *)

Die Beschäftigung mit dem Musen half Knebel die Beschwerden eines strengen Dienstes in Friedenszeiten ertragen. Aber seine Neigung entfremdete ihn der militä-

rischen Laufbahn und einer Lebensweise, die selbst nachtheilig auf seinen Gesundheitszustand wirkte. Mangel an Ausflüchten zu einer Beförderung veranlaßte ihn daher, nach einem zehnjährigen Dienste am seinem Abschied zu bitten, den er durch Verwundung des Kronprinzen und mit dem Charakter eines Hauptmanns erlangte. Auf der Rückreise in seine Heimat berührte er Weimar, um Wieland, dessen Dichtungen ihn sehr anzogen, persönlich kennen zu lernen. Ein vierzehntägiger genußreicher Aufenthalt in der genannten Residenz wurde entscheidend für seine spätern Lebensschicksale.

Weimar, früher unter den Residenzen deutscher Fürsten nicht mehr bemerkt als andere, war um das Jahr 1770 eine der berühmtesten in Deutschland geworden durch die patriotische Zuneigung der verwitweten Herzogin Anna Amalia zu den deutschen Mufen. Was jene liberale Fürstin zum Flor der schönen Kunst und Literatur, zur Verbreitung des Geistes und Geschmacks mit verhältnißmäßig geringen Mitteln beitragen konnte, war rethlich geschehen, so weit ihre ermunternden Blicke reichten. Von jener Fürstin, auf deren Verlangen Wieland damals (1772) nach Weimar gekommen war, um die Erziehung und den Unterricht des minderjährigen Herzogs Karl August zu leiten, ward auch Knebel mit Huld, von dem ganzen Hofe mit Wohlwollen aufgenommen. Bald nachher übertrug ihm im älterlichen Hause zu Nürnberg der Antrag des weimarischen Staatsministers v. Fritsch, die Stelle eines Hofmeisters bei dem zweiten Prinzen, Konstantin, zu übernehmen. Lange widerstand er diesem ehrenvollen Antrage, Kränklichkeit und Untauglichkeit zum Hofleben vorschüßend. Doch konnte er dem Vorschlag der Herzogin Amalie, wenigstens versuchsweise nach Weimar zu kommen, nicht entgegenreten, und bald sah er sich für immer an jene Residenz gefesselt.

(Die Fortsetzung folgt.)

1. Wien wie es ist. Ein Gemälde der Kaiserstadt und ihrer nächsten Umgebungen in Beziehung auf Topographie, Statistik und gesellschaftliches Leben, mit besonderer Berücksichtigung wissenschaftlicher Anstalten und Sammlungen, nach authentischen Quellen dargestellt von A. Schmidt. Mit einem Plane der Stadt und Vorstädte. Wien, Gerold. 1833. Gr. 12. 1 Thlr.
2. Panorama von Ofen und Pesth, oder Charakter- und Sittengemälde der beiden Hauptstädte Ungarns. Aufgenommen nach eignen Anschauung von Spiritus asper und Spiritus lenis. Leipzig, Hartmann. 1833. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Wie stellen diese beiden Städtebilder als nach Inhalt und Werth einander nahe verwandt zusammen, da mehr und mehr die stets anwachsende Masse der Erscheinungen auf Zusammenbrängung der Uebersicht des Dargebotenen führen läßt. Pesth, Ungarn, Wien, Ofen, vor 25 Jahren dem übrigen Deutschland fast so unbekannt wie heute kaum Servien, Bosnien oder Dalmatien es sind; hat in jüngster Zeit so viel Besucher und Beschreiber gefunden, daß auf jedes neue Jahr mehr als ein Gemälde dieser Art kommt. Auf diese nach Pesth folgende Forstmann, auf diesen Jät, hierauf Joh. Schopenhauer,

*) Das Gedicht: „Die Mädcheninsel“, ist in Dichtern geschrieben.

Braun v. Braunthal, Ch. Duller, Fr. Köhler, Meyner und endlich Wenzel und B. Miris, freundlich-feindliche Gegenseitige. In fast allen diesen Gemälden ist etwas Gute, an fast allen ist etwas Kühnheit; der Verf. des vor uns ausgewählten Bildes Nr. 1. bewegt sie alle, indem er zugleich auf ihre Mängel hinweist; denn unstrittig übertrifft er alle seine Vorgänger an vorzüglicher Reichhaltigkeit und Wichtigkeit. Um diese allein ist es ihm zu thun; er sieht auf eine correcte, nicht eben auf eine geistvolle Zeichnung, und indem er sein Streben beschränkt und in einem Brennpunkt sammelt, erreicht er sein Ziel. Eine sorgfältige Darstellung der wissenschaftlichen und kunstanstaltlichen Wiens ist das vorzüglichste Verdienst dieses Gemäldes der Kaiserstadt, das nach nichts Höherem strebt, als dem Fremden einen brauchbaren und zuverlässigen Wegweiser darzubieten. Nur darin können wir dem Verfasser nicht loben, daß er die Ökonomie gegen Dantes so ganz aus den Augen setzt und von Frau Tod. Schopenhauer versichert, daß sie unter allen Berichterstattern in ihren Reiseskizzen („Minerva“, 1831) der Kaiserstadt die größten Lügen aufgetischt habe. Wir zweifeln, daß dieser Vorwurf verdient sei; ein Irrthum ist noch keine Lüge, wenn die Absicht, ihn zu erregen, fehlt. Nichts bietet eine mannichfaltigere Ansicht dar als das Leben einer großen und volkreichen Stadt; hier ist das Entgegengesetzte möglich und sehr Beschaffenartiges von gleicher subjectiver Wahrheit. — Der Verf. unterrichtet uns genau von allen Anstalten der Verwaltung, der Kunst, der Technik, der Polizei, und ein sauber gearbeiteter Stadtplan orientirt uns in Wien; er ist ein ziemlich trockener, aber sorgsamer Skizzen, und etwas Beiteres will er nicht sein.

Anderer greift der Verf. von Nr. 2 sein Thema auf. Er geht auf die Jagd nach Big und geistreichem Urtheil, nach geschmackvoller Szenenmalerei, nach Satire bisweilen. Das Topographische behandelt er kritisch und portisch, malt Sitte und Physiognomie und verschmäht selbst das Verhüllende nicht, wenn es seinem Big zu dienen scheint. Er hat St. Domingo zum Vorbilde genommen, ohne in dessen Oberflächlichkeit zu gerathen; so liest sich sein Buch angenehm und gibt zugleich ein vollständiges und treues Bild des Gegenstandes, den es behandelt. Was ihm allein fehlt, ist ein gereinigter Geschmack, die Unterscheidung zwischen dem Wissenswerthen und Dem, was es nicht ist. Theater, Kaffeehäuser, Beszimmer und, wie in allen österrischen Schriften, Speisen und Getränke, nehmen einen großen Raum ein, den kleine Maliken und Persönlichkeiten für den Eingeweihten weggelassen unterbrechen. Die Pesther Zeitschriften: „Spatel für Roden“, „Iris“ und die „Biene“, welche der talentvolle Verf. des „Aschenbuchs ohne Titel“ eine Zeitsung herausgab, gewöhnen dem zuweilen etwas deshaltigen Ägyptographen einen breiten Tummelplatz für sein Steckmesser, neckende Kritik, ohne daß es jedoch zu recht kunstfertigen Angriffen käme. Ein Jurist würde sagen, daß der Gorat zum Bige vorhanden sei, die That aber fehle. So berichtet er uns, daß der kaiserliche Adler mit seinen zwei Schnäbeln eine hieroglyphische Bezeichnung der in Wien herrschenden Gerechtigkeit sei; daß jedoch der ungarische Leu auch kein Thier sei, das von Luft lebt, daß vielmehr der Magen des Adlers noch geräumiger sei als der des Adlers. — wie Buffon lehrt —, und daß der majestätische Desautron Ägypten auf große Beweiskraft. — der Stambucken — treffe. Nicht minder wichtig — wofür hier von Big die Rede ist — kritisiert er die Stadtbeleuchtung von Pesth. Externenpschle, meint er, seien seit der französischen Revolution indem loyalen Bürger ein Groll, und ein herzlich gesinnter Stadtmagistrat könne in österrischen Gebirgen unmöglich im Groll für die Propagation solcher Grollen thätig sein. Ein mit dem Corpus Juris Hungarici volgekoppelter Vaterlandssohn könne die Verbreitung des Lichts unmöglich wünschen. Barren, haben wir in Hermanns „Magazin“ gesehen; darüber gibt es keine Erinnerungswörter. Von dieser Art ist der Gift, den der Verf. über sein Buch ausgegossen hat; er hat die Marie,

nicht erspäßt zu behandeln, was man nur dann zu verzeihen pflegt, wenn die launige Behandlung zugleich gutmüthig und treffend ist. Einen vorzüglichen Hebel für den Scherz findet er in den „Spaziergängen eines pesther Porten“; von Joseph Feiler, dessen Name zwar omade genug, dessen Poesie nicht unter oder gar nicht über ist. Freilich hat der wüthende Spaziergänger seinen pesther Bruder bei weitem hinter sich gelassen, so weit, wie eine Weltansicht sich über eine Stadtansicht hin auszuheben pflegt.

46.

Miscellen.

Der Fleiß überwindet Alles.

Der berühmteste und verdienstvollste Ornithologe Amerikas ist Alexander Wilson, denn er unternahm das schwierige Werk, jeden Vogel mit eignen Augen zu untersuchen, der in seinem Vaterlande, Nordamerika, die Wälder behelbe und an seinen Seen oder Flüssen haufe. Aber wenn jeder Gelehrte schon durch solchen Voratz um so achtungswerther geworden wäre, je mehr er ihn ausgeführt hätte, wie groß steht Wilson da, der als ein armer schottischer Weber nach den verrinigten Staaten kam und sich, 40 Jahr alt, erst eine Menge Vorkenntnisse erwerben mußte, wenn sein Streben erfolgreich sein sollte? Erst lernte er deshalb zeichnen und Illuminiren, dann trat er seine Wanderung durch die Wälder und Moräste an und legte in sieben Jahren als ein einsamer forschender Pflüger zweitausend deutsche Meilen zurück. Reichthümer und Ehrenbezeugungen wurden ihm für so unenbliche Mühseligkeiten so wenig, daß er für seine „American ornithology“ nicht einmal hinlänglich Subscribenten fand und ein Verleger sich nur unter der Bedingung damit befaßte, kein anderes Honorar zu zahlen, als was das von ihm zu besorgende Illuminiren der Bilder nach dem gewöhnlichen Preise betragen würde. Allein dies machte ihm wenig Kummer. Er begnügte sich mit dem Bewußtsein, daß er zu einer Zeit, „wo noch drei Vierteltheile der besiedelten Scharen unbekannt waren, ohne Schaner, ohne Vermögen, dem größern Theile derselben seine bestimmte Wohnung und seinen bestimmten Namen erschloß; daß er, durch eigne Beobachtung geleitet, jedes sie charakterisirende Merkmal und jede ihrer Gewohnheiten, sobald sie der Aufmerksamkeit werth schienen, sorgfältig anmerkte und ihre Formen und Lage, mit ihren wahren Farben so treu als möglich schilderte.“ *)

Die Speculation auf Thee.

Schon der Brand von Moskau 1812 eine Menge Silber vernichtet hatte, die Millionen an Werth betragen, so war doch immer noch von den Willkuren genug verstanden worden, Einzelnen, die sich dem Raube und der Plünderung hingaben, großen Gewinn zu versprechen. Einem Lieutenant der württembergischen Truppen, erzählt L. v. Ross**), war es gelungen, eine Masse Thee zu erbeuten, von welchem sich in Rußlands Hauptstädten bekanntlich zum eignen Verbräuche wie zum Verkaufe ins Ausland immer große Vorräthe finden. Auf dem Rückzuge führte er einen Wogen voll in Säcken mit, „wie wenn in Deutschland den Caser transportirt“. L. v. Ross fand ihn, wie er sich eine Portion bewillte und seinem Bedienten erlaubte, die schon gebräuterten Theeblätter noch einmal anzukochen. Solche Antheile bei solchem Vorrath machte den Unwillen des Krates v. Ross regte. „Was glauben Sie“, gab der Lieutenant zur Antwort; „wenn ich meinen Thee glücklicherweise nach Deutschland bringe, macht er mich zum reichen Mann.“ Irmer Speculant! Thee zum Etünden vergangen waren, kamen die Kosacken und nahmen den Lieutenant mit allen seinen Theefäden gefangen!

86.

*) K. Wilson's „American ornithology“, V. 8. VIII.

**) „Ein Jahr aus meinem Leben“, Pfortsburg 1831, S. 228. Er nennt den Namen des Kaiters, welches wir aber aus Rücksicht weglassen.

Karl Ludwig von Knebel.

(Fortsetzung aus Nr. 94.)

Im December 1774 begleitete Knebel den Erbprinzen und dessen Bruder auf einer Reise durch einen Theil von Deutschland, die ihn über Strasburg nach Paris führte. In Frankfurt a. M. sah er zum ersten Male den Verfasser des „Gög von Verlichingen“ und des „Werther“, den die beiden fürstlichen Personen persönlich kennen zu lernen wünschten, und der in Folge dieser Bekanntschaft bald darauf nach Weimar gezogen ward.

Als ich — erzählt Göthe — einst bei gesperrtem Lichte in meinem Zimmer saß, beschäftigt, die Portraits einiger Freunde auf grau Papier mit weißer und schwarzer Kreide zu zeichnen, trat ein wohlgebildeter schlanter Mann herein, den ich in der Halbdämmerung für Frig Jacobi hielt, bald aber, meinen Irrthum erkennend, als einen Fremden begrüßte. In seinem freien anständigen Betragen war eine gewisse militairische Haltung nicht zu verkennen. Er nannte sich v. Knebel, und ich erfuhr von ihm, daß er in preussischen Diensten bei einem längeren Aufenthalte in Berlin und Potsdam mit den dortigen Literatoren überhaupt ein gutes und thätiges Verhältnis angeknüpft habe u. s. w.

In Karlsruhe machte Knebel Klopstock's Bekanntschaft, der (1775) dorthin von dem damaligen Markgrafen und nachherigen Kurfürsten von Baden, Karl Friedrich, eingeladen worden war. In Klopstock's Umgange gefiel er sich damals sehr wohl. Wie er später über jenen Dichter und seine Poesie urtheilte, geht aus einem Briefe hervor, den er den 28. Oct. 1824 an den Verf. dieses Aufsatzes schrieb.

Da Sie sich jetzt, wie Sie mir leztlich sagten, mit Klopstock's Leben beschäftigen, so fällt mir Manches ein, das ich wol wünschte dabei in Erinnerung gebracht zu werden. Es ist hier nicht von Klopstock's Verdiensten die Rede, die allgemein anerkannt werden, nur von einigen Eigenthümlichkeiten desselben und seiner Poesie. Klopstock hat offenbar die deutsche Poesie zu einer Würde erhoben, die sie vor ihm nicht hatte. Die Natur hatte ihn mit einem aufstrebenden Geiste begabt, der, das Gewöhnliche verachtend, zu dem Neuen und Originalen hintrieb. Sein Aufenthalt in Schulpforte hatte diesen Geist etwas eingezwängt, so daß er nur mit diesen Banden etwas Außerordentliches glauben zu können. Wie weit solches seinem großen Werke, dem „Messias“, wohlthätig gewesen, ist hier nicht zu erörtern. Er hatte sogar im Stau, nach diesen Vorstellungen eine eigene heilige Poesie zu schaffen, die er Siona benannte. Seine außerordentliche Reigung für das Ungewöhnliche trieb ihn auch zu der Bardenspesse, und er glaubte, ihre Mythologie der griechischen substituiren zu können. Nichts mochte er gesagt haben wie Andere, und sein eifriges Bestreben ging

nach Originalität. Hierin aber überschätzte er sich selbst, und seine grammatischen Schriften zeigen, daß er die wahre Originalität nicht immer im richtigen Punkte zu finden wußte. Was am meisten zu loben, ist, daß er die deutsche Sprache und Poesie zu ihrer wahren Würde erheben hat. Ob er gleich darin auch Eigenheiten zeigt, so ist doch nicht zu leugnen, daß er durch seinen Verstand im Allgemeinen den richtigen Tact für Wohlklang und Rhythmus der hohen Poesie — wohin die gereimte nie gelangen kann — auf mancherlei Art dargelegt hat. Man lese seine lyrischen Gedichte, und man wird finden, wie sehr seines Gefühl er hatte für Wohlklang und richtige Schätzung der Sylben und Wörter. Er fühlte, daß die Uebereinstimmung des deutschen Verses mit dem griechischen Wohlklang hauptsächlich im Rhythmus und in der richtigen Betonung der Accente zu suchen sei.

Die Biederkeit in Knebel's Charakter, sein grader und offener Sinn gefiel sich nicht in der Ueberfeinerung, wie sie in den Circeln zu Paris herrschte, wohin er (1775) seine fürstlichen Gefährten begleitete. Dort vernahm er die ersten Anklänge der französischen Revolution, deren eigentliche Tendenz ihm damals dunkel blieb. Nach der Rückkehr von seiner Reise und dem frühen Tode seines Vöging's, des Prinzen Konstantin, erhielt Knebel mit dem Charakter eines Majors eine lebenslängliche Pension. In jene Zeit fällt sein in literarischer Hinsicht nicht unwichtiges Besuch, den er dem, den Kennern der ältern Literatur hinlänglich bekannten Dichter Göe machte.

Es war im Jahr 1780 — erzählt Knebel selbst in einem wenig bekanntgewordenen Aufsatze —, als ich nach einem kleinen Aufenthalte in der Schweiz auch die Gegenden des Rheins sehen und besuchen wollte. Unter den vielen Merkwürdigkeiten, welche mir die obere Hälfte des Rheins darbot, reizte mich vorzüglich auch die Bekanntschaft eines Mannes, den ich in früherer Jugend aus seinen Gedichten liebgekommen hatte, und dessen mir bekannte, größtentheils absichtliche Verborgenheit noch mehr mein Verlangen nach ihm erregte. Es war der damalige Superintendent zu Winterburg in der hinterp. Grafschaft Sponheim, Johann Niklas Göe. Seine Gedichte, die in den 70er Jahren in der Schmid'schen „Anthologie“, in dessen „Auswahlmanachen“, in dem Dyr'schen „Lesebuche“ und ähnlichen periodischen Werken einzeln und unter mancherlei Buchstaben erschienen waren, glänzten so sehr darin hervor, als wären sie gleichsam mit einem eignen Reize der Mufen übergossen. Dabei waren die kleinen Erzählungen, die er von seinen eignen Umständen und Schicksalen gab, und die er bald in Prosa, bald in Versen unter dem Pseudonym griechischer Geschichten zu verhallen suchte, meinem Herzen so anziehend und lieblich, daß es mir gleichsam ein Gelübde wurde, ihn selbst einmal aufzusuchen und zu sehen.

Das Dertigen Winterburg liegt wenige Stunden hinter

Kreuznach, im ehemaligen Pfälzischen. Ich kam gegen Abend dahin, wenn ich nicht irre, im Monat September. Als ich mich ihm näherte, fleg ich vom Wagen aus, um mit Anstand die Wohnung des Mannes, den ich suchete, aufzusuchen und ihn nicht mit Geräusch zu beunruhigen. Eine geheime Ahnung zeigte mir bald das Haus, das ich suchte. Ein paar hölzerne Säulchen hielten es sogar am Eingange. Ich trat mit Ehrfurcht hinein und fand sogleich im ersten Zimmer die Frau und Tochter des Gesuchten, beschäftigt mit Hausarbeit. Wie freute ich mich, schon bei Eröffnung der Thüre an der Wand das Bild des Dichters zu sehen, das ich schon vorher aus einer kleinen Copie bei Kamler hatte kennen gelernt. Eine gute Weile mußte ich warten, bis der erwünschte Freund endlich kam, den ich nun in seinem eignen Hause empfing. Sein Aeußeres zeigte mir einen festen, etwas untersehten Mann von mittler Größe, vollem Bau und seinen Gesichtszügen. Sein Anstand war simpel und äußerst bescheiden, doch so, daß man sah, daß er mit Menschen gelebt habe; sein Inneres hielt er sehr verschlossen. Ich that ihm, mehr aus Verwirrung als Absicht, mancherlei Fragen über ihn selbst, die er aber mit Bescheidenheit und wenigen Worten ablehnte. Ich bat ihn um die Erlaubnis, ein paar Tage bei ihm wohnen zu dürfen. Willig und mit ansehendem Vergnügen nahm er mein Ansuchen an. Noch am selben Abend führte er mich in sein Gärtchen, dessen er so lieblich in seinen Gedichten gedenkt, und das mir als sein liebes Waldorchester immer vor Augen schwebte. Es war ein länglich-rechteckiger Raum an dem Fuße des Berges, schwerlich über 50 oder 60 Schritte lang, mit Küchengewächsen und Obstbäumen wohl versehen, ein Theil des Ganzen mit schönen Erlen an einem vorbeistießenden Bache besetzt. Alles reizte mich hier, denn ich sah es durch das schöne Medium seiner Lieder und an der Seite des Dichters selbst.

Ich hatte viel Mühe, ihn dahin zu bringen, mich auf sein Studirzimmer zu führen. Endlich erhielt ich es doch. Er zeigte mir seine Manuscripte, meist auf einzelne Blätter geschrieben und in sieben besondere Abtheilungen zusammengelegt, welche, wie er mir sagte, bei der Herausgabe ebenso viel Bände werden könnten. Uebersetzungen, die er von ganzen Dichtern gemacht hatte, waren darunter, als vom Corbleu, einem großen Theil des Vater Gena u. s. w. Er zeigte mir auch seinen kleinen, jedoch ausgefüllten Vätervorrath, worunter er viele, besonders lyrische Dichter mit Noten und Anmerkungen bereichert hatte. Hier that er mir das Geständniß, daß, wenn sich irgend ein Freund finden sollte, von dem er hinlängliche Versicherung hätte, daß er seine Werke so und nicht anders, und zwar durchaus erst nach seinem Tode herausgeben würde, er ihm diese Manuscripte für einen geringen Preis, den er mir benannte, zu überlassen Willens sei. Ich bat ihn, das Zutrauen wegen dieser Angelegenheit mir zu schenken, und ich hoffte, bei meiner Zurückkunft ihm befriedigende Antwort hierüber ertheilen zu können. *)

Bei aller Hingebung in sein Schicksal schien er mir doch nicht weniger als gleichgültig gegen einen dauernden Nachruhm. Er besaß unter Andern, kein ähnliches Portrait von sich erhalten zu haben; denn das, was wir vor uns sahen und welches wir auch dormalen im Kupferlich vor seinen Werken sehen, sei in seiner Jugend gemacht worden, und er zweifelte an der Lehnlichkeit, die auch wirklich schwer mehr zu erkennen war. Ich bat ihn, mit einem Augenblick zu einer Sittpause zu sitzen, und ob ich gleich kein sonderlicher Zeichner bin, so glaube ich doch, den Umriss mit ziemlicher Richtigkeit getroffen zu haben. Man erkennt den kräftigen Umfang und den bedeutenden Gehalt der Gesichtszüge.

*) Ich erhielt eine solche Antwort; allein ein einige Monate später an Knebel gerichteter Brief meldete diesem, daß er die Herausgabe seiner Werke seinem Sohne, dem Knebel der Schwaw'schen Buchhandlung in Bamberg, übertrügen habe, in deren Verlage (1766) denn jene Gedichte zu Knebel's nicht geringer Bewundrung mit Kamler's bedeutenden Abänderungen erschienen.

Am Morgen, als ich von ihm Abschied nahm, schien er mir tief in sich gedrückt. Er wollte eben gehen zu predigen. Wir gingen noch vor dem Hause auf der Straße. Er sagte mir mit Bestimmtheit: er lebe kein Jahr mehr. Betroffen wie ich hierüber war, stellte ich ihm seinen anscheinend vollkommenen Gesundheitszustand und seinen dauerhaften Körperbau vor; aber er blieb dabei; und die Folge hat es nur gar zu richtig erwiesen, wie wahr er prophezeite. *) Noch deutete er auf Manches, das mir zum Theil unverständlich war, das aber auf eine große Veränderung seiner Denkart über verschiedene der wichtigsten Punkte des Lebens hinzielte. Wie auf eine finstere Nacht hin sah er auf sein Geschick und hielt seine Gedanken wie in einem eisernen Thurm verschlossen.

Seit der Rückkehr von der Reise, welche ihm diese Bekanntschaft verschafft hatte, lebte Knebel bis in die Mitte der neunziger Jahre in Weimar, eine Zierde des erwählten Kreises, den damals die verstorrene Herzogin Amalia und der regierende Herzog Karl August um sich versammelten, als Freund der Musen mit Wieland, Herder und Göthe in innigen Freundschaftsverhältnissen. Selten fehlte er bei den Lustbarkeiten, die damals der weimarische Hof veranstaltete. Besonders interessirte er sich für das unter Göthe's Leitung errichtete Liebhabertheater. Ein schönes Organ unterstützte seine Declamation, und in Rollen, die Würde erforderten, wie Thoas in Göthe's „Iphigenie“, der König in Gozzi's „Ständlichem Bettler“ war er ganz an seinem Plage. Aber ein Freund philosophischer Einsamkeit, wählte er, der Zerstreungen müde, als er sich bereits in höhern Jahren zum ersten Male mit Luise v. Rahdorf verheiratet hatte, das romantisch gelegene Bergstädtchen Ilmenau zu einem mehrjährigen Aufenthalte, wohin ihn schon früher die Liebe zu mineralogischen und oryktognostischen Studien gezogen hatte. Dort, größtentheils in den Wäldern, wo der einsame Umgang mit der Natur seinem Geiste und Herzen eine höhere Stimmung gab, entstanden die meisten seiner Gedichte. Begeistert sang er damals:

Auch hier wohnen die Musen! auch wärfst Fluren besuchet
Der mahnliche Pan, wechselnd den hohen Gesang!
Oft ertönt sein Lied vom waldbumrauschten Hügel,
Ober am einsamen Bach, oder vom lustigen Feld:
Dann ertönen die Fichten das Lied, am Bache die Erlen,
Und vom Felsen ertönt's lieblich ins schallende Thal u. s. w. **)

Vorzüglich aber beschäftigte er sich damals mit metrischen Uebersetzungen des Propertius und Lucrätius, ermuntert durch die Theilnahme seiner weimarischen Freunde oder anderer geistreicher Männer, die früher dem dortigen Kreise angehört hatten. Noch während seines Aufenthaltes in Weimar hatte er einen Versuch gemacht, dem Propertius in Prosa zu übersezen.

Ein Zeitpunkt — erzählt Knebel selbst —, der durch seinen unglücklichen politischen Einfluß jedes Herz erschütterte und vor jede Phantasie nur Bilder des Schreckens und Abgrund malte, trieb mich, gelindere Gegenstände aufzusuchen und mich Krotik wieder vorzunehmen. Dazu reizte mich auch die Notwendigkeit der schönen Allegien, welche uns der erste Jahrgang der „Horen“ gebracht hat, und die für unsere Sprache aus Pörsse eine neue Erscheinung machten. Sie reizten mich, die

*) Ich fand den 4. Nov. 1791.

**) S. das Gedicht: „In der Quelle der Ilm“, in der „Sammlung seiner Gedichte“, S. 23 fg.

weltliche Aufgabe der Regischen Bersart in unserer Sprache unternehmen, von der sie mir die Möglichkeit zeigten. Der umfester ist immer unserer Sprache ungewohnt, weil er durch seine Uebersetzung, die wir ihm verschaffen können, und diesen Mangel des freien Ausganges der letzten Silbe nicht in Mattigkeit und Monotonie verfällt. Wie weit es zum Theil gelungen sei, mögen Andere beurtheilen; wie sind die Stellen nicht verborgen, wo ich dem Zwange der Wichtigkeit habe folgen müssen. Denn in der That, ein Prothesen Diction immer wieder in die ähnlichen deutschen Zeilen schließen, ist eine Aufgabe, die zuweilen ihre Schwierigkeit hat.

Ein erfreuliches Licht über seine damaligen Verhältnisse und literarischen Arbeiten verbreitet ein Brief vom December 1798 an Matthiffon:

Denk' wol der Freund noch an mich, der mich vor ungeachteten Monaten aus meiner Gartenhütte bei Weimar te und im Geleite der Grazien und seines gefühlvollen ne durch den thüringer Wald drachte? Was ferkdem aus und den, weiß Jeder von sich selber. Ich habe mich gleichsam zum Denkmal an der nördlichen Seite dieses thüringer es eingemisset, nahe an der Quelle der nicht liebtecar-Jim.

Hier bin ich nun ganz wohl zufrieden unter einem Schilde wie es in diesem fünfziger Grad der Breite einem herumsehnem Sterblichen endlich noch werden kann. Würde ich Gleiches von Ihnen wissen! Nun komme ich mit einem Geschenk *) zu dem Driester der Kalliope. Alles sagt daß es ein vorzügliches Recht darauf habe. Würde es Freude machen, sowie mich der Gedanke wirklich ergötzt, solches zuschicken zu können! Aber so ganz ungewiss sind die Geschenke des Freundes diesmal nicht. Ich habe er ein großes Verlangen an Sie. Vielleicht habe ich schon gesagt, daß ich seit einigen Jahren an einer Uebersetzung des Lucrez arbeite. Ermüdet ließ ich sie eine Zeitlang

Diese habe ich vergangenen Sommer aufs Neue vornehmen, und ich arbeite, so viel die Laune nur erlaubt, an et daran. Aber es ist, selbst seiner Natur nach, ein schweres, da es nicht ganz so behandelt werden kann wie an Uebersetzungen, wenn es durchaus lesbar werden soll. Hierüber aber zu andern, würde jetzt zu weitläufig sein; beist wird es gar leicht von selbst ergründen. Alle Kleinigkeiten allen Wohlstand der Sprache und des Verses ihm zu so weit es nur zu dem Inhalte selbst möglich ist, das ist Sorge, denn solches muß es für uns erheben. Kleinigkeiten dieses kaum; und wen sollte ich zur Hilfe anrufen? Wohlwollendsten aller unserer Dichter, der Harmonie, de und Ausdruck so sehr in seiner Gewalt hat und als mich liebt?

Würste ich Ihnen, Lieber, ein Buch nach dem andern, so aus meiner Feder kommt, zuschicken, und möchten Sie esfällige Arbeit mit mir unternehmen? Ich spare deshalb an eigem Fleiße, aber Umstände und Saden, die ich je erst nach Jahren gewahrt würde, schieben Ihre Augen, und ich möchte diese Arbeit nun baldigst besördern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Italien und Neapolitanen. Historisch-romantisches Einwendend aus der französischen Revolution. Von Fr. v. Sch. Zwei Theile. Stuttgart, Schönb. 1833. 2 Theile. 12 Gr.

leses Eiltungemäße ist von sehr verschiedenen Werthe, em man es als historische Abhandlung oder als Kunstetrachtet. Als Abhandlung über die Ursachen und die

Anfang der französischen Revolution ist dasselbe eine recht verständig Uebersicht dessen, was sonst über dieses Thema bekannt ist, und der Unkundige findet daher hier mancherlei Belehrung. Die sehen einen reichhaltigen, beschränkt eigenmächtigen Adel, einen wüthenden, blutigeren Pöbel, einen pedantischen, kleinlich egoistischen Bürgerstand, exaltirte Schützer, rathlose und unfähige Postulate, einige einzelne edle, aber in einseitiger Selbstsichtung defangene Charaktere, und hin und wieder einen verständigen, philosophisch kalten Zuschauer, kurz die Elemente der französischen Revolution ziemlich vollständig versammelt: Einzelne Zustände und Begebenheiten werden recht anschaulich gemacht, unter Andern die Ermordung der Antilethen und die an Abenteuer reiche Flucht einiger Anhänger der Girondisten. Die Beurtheilung dieses Buches als eines Kunstwerkes wird durch den für den Verfasser verdrießlichen Umstand gestärkt, daß dasselbe in Beziehung auf den Inhalt viele Mängel hat mit einem in neuerer Zeit erschienenen Meisterwerke, nämlich mit Tieck's „Aufrühr in den Seveanen“. In beiden Werken finden sich entgegengesetzte Parteien, und zwar auf der einen Seite fanatische Erbitterung, auf der andern Uebermuth und kalte Selbstsucht, endlich in der Mitte zwischen beiden Parteien einige edlere Charaktere. Aber die Art, wie alles dieses in beiden Werken dargestellt wird, ist nun freilich höchst verschieden. Es sei mir erlaubt, auf diesen Unterschied etwas näher einzugehen, weil dadurch nicht nur ein passender Maßstab für die Beurtheilung des vorliegenden gewonnen, sondern anschaulich gemacht wird, daß meine Anforderungen an ein Kunstwerk keineswegs unerfüllbar sind. „Der Aufrühr in den Seveanen“ ist der Hauptsache nach die Geschichte weniger Personen, und die weltgeschichtlichen Verhältnisse bilden nur den Hintergrund. Hierdurch wird eine wirkliche, inhaltvolle Charakteristik der Hauptpersonen und eine bis zu wahrhafter Anschaulichkeit ausführliche Beschreibung ihrer Zustände und Verhältnisse möglich. Die vorliegende Arbeit dagegen behandelt keine einzelne Person mit Sorgfalt oder auch nur besonders ausführlich; sie ist vielmehr eigentlich nur eine Sammlung einzelner Anekdoten aus der Revolutionszeit. Dr. Seybold zeigt hierdurch, daß er keinen Begriff von dem Wesen eines Kunstwerkes hat; er liefert uns statt eines Dramas ein Quodlibet von Theatergerüchlichkeiten. Er begeht den Fehler, welchen ein Maler begehen würde, wenn er in einem Gemälde nichts Anderes als den Hintergrund malte.

Und doch ist dies fast der geringste Fehler dieses Romans. Denn so kümmerlich auch die Hauptpersonen desselben behandelt werden, so wird ihnen doch so viel Raum vergönnt, daß auf demselben einige ihrer Eigenthümlichkeiten entfalteter werden könnten, wenn der Verf. überhaupt die Fähigkeit hätte, Charaktere zu schildern, in welchen eine Mannichfaltigkeit von Eigenschaften zu einem an sich zusammenhängenden Ganzen verbunden ist. Eine der Hauptfiguren des Romans, Graf Ferrand, wird als ein edler, muthiger, seinem Könige treu ergebener Mann geschildert; aber so oft und in so verschiedenen Verhältnissen er auch erwähnt wird, so erfährt man doch nichts Weiteres von ihm als die errodneten drei trockenen Notizen. Er wird zwar in Verhältnisse gebracht, in welchen er Gelegenheit hat, obige drei Eigenschaften auf eine glänzende Weise zu zeigen. Obgleich hierdurch einige rührende Braterscenen herbeigeführt werden, so benugt doch der Verf. diese Umstände keineswegs, um etwas Individuelles, irgend eine feinere Nuance in dem Charaktere anzubringen. Zwei Andere, der Sohn des Vorigen und ein Mann, Namens Mathieu Dumas, werden als kaltblütige, verständige und edelmüthige Menschen geschildert und zugleich als Freunde des Scherzes, selbst im Augenblicke der Gefahr. Auch hier ist die gesammte Charakteristik in sehr wenigen Worten ersichtl. Man erfährt von diesen Männern in dem ganzen Roman nicht weiter, als daß sie sich immer leidlich aufführen und stets einen Scherz zur Hand haben. Diese Scherze selbst sind häufig sehr flach; und niemals so; daß sie die Personen, denen sie in den Mund gelegt werden, bestimmter charakterisiren. Wie leicht man hiermit die entsprechenden Figuren in dem Tieck-

sehen Werke, so findet sich denn freilich ein ganz anderer Inhalt. Der Parlamentarath, welcher dem Scafen Herrand gegenübergestellt werden kann, erhält zwar nicht, wie dieser, Gelegenheit, mit seinem Wauche und seinem Edelknecht Prunt zu treiben, aber in jedem seiner Worte und in der geringsten seiner Handlungen spricht sich ein ausnehmend reiches, echt menschlich fühlendes Gemüth aus, und jede Scene fügt einen neuen Zug zu dem inhaltvollen und geistreichen Bilde dieses Mannes hinzu. Ihm zur Seite steht in gleicher Vollendung der Krzt, welcher sowie jene vorgenannten beiden Seybold'schen Figuren als ein Freund des Scherzes, selbst im Unglücke, geschildert wird. Aber hier ist freilich nicht jener flache, leichte Scherz zu finden, welcher jedem Menschen von kalter Gemüthsart und munterer Laune zu Gebote steht, sondern eine bestimmte, höchst individuelle Art des geistreichsten Humors. Auf ähnliche Weise sind die minder wichtigen Figuren behandelt. Bei Lied bilden sie eine bunte und doch harmonische Mannichfaltigkeit; bei Seybold eine einförmige trockne Masse, welche zwar beim ersten Anblick zuweilen die Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, aber schon bei der zweiten Lesung wegen Mangel an Bestimmtheit und Bebeutbarkeit langweilig wird.

Auch fehlt der vorliegenden Arbeit eine Hauptperson. Das Lied'sche Werk ist seinem Hauptzwecke nach die Bildungsge-schichte des Sohnes des vorhingenannten Parlamentaraths. Alle andern Figuren, alle Ereignisse sind dieser Hauptfigur untergeordnet und kommen fast nur in Betracht als Momente der Bildung derselben. Hierdurch erhält das Gedicht erst wahre künstlerische Einheit und Bestimmtheit; unser Sittengemälde dagegen ist ein unbehülliches Chaos, ohne künstlerischen Zweck und ohne Zusammenhang, eine Sammlung historischer Notizen. Aber auch der historische Hintergrund ist, obgleich er fast den gesammten Raum des Gemäldes einnimmt, nicht so reich, als man nach dem Gefagten erwarten könnte. Denn obgleich eine hinlängliche Menge historischer Einzelheiten erzählt wird, so ist doch das Ganze nicht mit jener Tiefe der Anschauungsweise aufgefaßt, welche ein gutes Kunstwerk und namentlich auch das erwähnte Lied'sche Meisterwerk charakterisirt. In diesem Gedichte nämlich wird eine höchst wunderbare Erscheinung, ohne daß halbgeheuliche Erklärungsversuche gemacht werden, in ihrer Eigenthümlichkeit aufgefaßt; die charakteristischen Umstände derselben werden mit Schärfe angegeben, und der Leser erhält ein treues Bild der gesammten Verhältnisse, ohne daß ihm belebende Reflexionen aufgebracht werden. Unser Verf. beschränkt sich darauf, einzelne Begebenheiten zu erklären, d. h., die nächsten bewegenden Ursachen derselben aufzuzeigen. Unter Anderm zeigt er, daß die Zulieren nicht erkürmt worden wären, wenn nicht der König schwach, die Königin beschränkt, die Hofleute gredenhast und feige sich benommen hätten. Das ist nun Alles recht schön und mag für Den, welcher die Geschichte der französischen Revolution nicht kennt, bezeichnend sein, Aber diese Erklärungen sind keine dichterischen Schilderungen. Wo der Verf. sich wirklich in Darstellungen von Volkstimmung oder von dem sittlichen und intellectuellen Zustande einzelner Stände versucht, da gelingt ihm sein Bemühen nur sehr unvollständig. Unter Anderm führt er uns zu einem aristokratischen Gastmahl und läßt uns den Gesprächen, welche dabei geführt werden, einige Zeit hindurch zuhören, in der Absicht, den Geist des Zeitalters im Anfange der französischen Revolution zu schildern. Nun erwartet man doch, daß hier nun wirklich charakteristische Züge aus den damaligen gesellschaftlichen, Kon. und die stitliche Stimmung jeder Volkclasse vergegenwärtigt werden. Statt dessen hören wir nicht als einige leichtfertige Redensarten, wie man sie bei den Schlägen aller Zeiten und Orte hören kann, und wenn nicht vom Könige Ludwig XVI. und von dessen miltlicher Lage gesprochen würde, so vermüßte man nicht zu errathen, daß man in Frankreich, in einer Gesellschaft von sogenannten guten Tont, und in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts verweile. Vergleicht man mit dieser

Schilderung und den ihr ähnlichen Stellen, der vorliegenden Arbeit die wenigen Scenen, in welchen Lied die Anführer der königlichen Truppen und namentlich den Oberbefehlshaber derselben schildert, so sieht man sich hier freilich in eine ganz andere Welt versetzt. In scharfen geistreichen Zügen wird hier ein höchst bestimmtes Bild entworfen, in welchem der Geist der Zeit, des zu schildernden Standes, die durch die nächsten Umstände hervorgerufene Stimmung und die Persönlichkeit Einzelner mit gleicher Klarheit und ausnehmender Präcision veranschaulicht sind.

Hieraus ergibt sich, daß auch das Lob, welches dieser Arbeit als einer historischen Abhandlung zuerkannt wurde, ungeeignet war. Denn es wird hier auch in dieser Beziehung nur geleistet, was von unsern Geschichtsforschern in der Regel nicht überboten wird, und das ist dann freilich leider ein geringes. Denn selbst die Besten unter diesen beseligen sich einer Methode, welche bei scheinbarer Gründlichkeit der Untersuchung doch nur sehr dürftige Ergebnisse abwirft. Wer auf den Namen eines wirklichen Geschichtsforschers Anspruch machen wollte, müßte freilich die Ereignisse mit derselben Liebe und Wahrheit auffassen, wie Lied in seinem „Kunstraß in den Gewannen“ gethan hat. Ein solches Geschichtsbuch ist aber bis jetzt nur Gegenstand frommer Wünsche, und so lange dies noch der Fall ist, müssen Darstellungen, welche mit einiger Billigkeit und mit einigen Berkaude abgefaßt sind, als genügend betrachtet werden.

Wenn bisher die in Rede stehende Arbeit mit wirklichen Kunstwerken und entsprechenden Anforderungen zusammengefaßt worden ist, so erfordert es die Gerechtigkeit, daß nun auch die Stellung angegeben werde, welche dieses Buch im Vergleiche mit den Erzeugnissen der Tagesliteratur einnimmt. Dasselbe ist nämlich allen Denen, welche sich mit wirklichen Kunstwerken nicht zu befremden vermögen, höchlich zu empfehlen; denn man findet hier keine der handgreiflichen Albernheiten, welche den Hauptinhalt unserer modischen Literatur ausmachen. Der Roman ist weder so läppisch wie einige, noch so langweilig wie andere der historischen und unhistorischen Romane unserer Zeit. Vielmehr sind die Materialien mit Umsicht und Gewandtheit zusammengestellt, und obgleich der Verf., wie es scheint, zunächst die Absicht hat, seinen Lesern historische Belehrungen zu kommen zu lassen, so tritt diese Absicht doch nicht so unerbittlich hervor, daß der Roman aufhört, flüchtige Leser zu unterhalten. Der gute Geschmack würde ebenfalls ohne Zweifel dabei gewinnnen, wenn diejenigen, welche nichts Gutes lesen wollen, wenigstens Romane wie den vorliegenden läsen, statt der hinderrückenden und gemüthverzerrenden Karicaturen, mit welchen die Mehrzahl deutscher, französischer und englischer Birk-schreiber gegenwärtig das lesende Publicum übersättet. 6.

M i s c e l l e n .

Die alten Römer fürchteten sich vor der Zahl Siebenzehn, wie man heutzutage die Dreizehn scheut. Sie glaubten, von Siebenzehn, die eine Gesellschaft bilden, müsse derhalben Einer bald sterben, weil XVII, anagrammatisch gedehnt, VIX, „ich habe gelebt“, heiße.

Salon im Schwaben gehöret zu den ältesten Bergwerken. Es soll sogar schon zu den Zeiten Salomo's caithoux worden sein, wofür man zwar keine Urkunde mit Salomo's eigenhändige Unterschrift hat, wohl aber eine sehr vollständige aus 1547 von ihm selbst. Diese Bergwerk hat, worin, nach welchen schon damals das Bergwerk als ein wohlgegründetes und reichhaltiges betrachtet wird.

In 15. und 16. Jahrhundert gab es noch Prediger, wie der Dominikaner Gerolt, und Rechtsgelehrte, wie Pontanus, welche untersuchten, ob dem Könige gekrönt sei, seine Frau zu schlagen. 77.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag,

Nr. 97.

7. April 1834.

Karl Ludwig von Knebel.

(Fortsetzung aus Nr. 96.)

Den 15. Januar 1799 schrieb Knebel an Matthiffson: Die Bereitwilligkeit, mit der Sie meinen Lucrez aufzunehmen versprochen, bedurfte nicht von Ihrer Bescheidenheit gesagt zu werden. Wer könnte mehr als Sie Das fühlen und wüßten, was ich mir grade bei der Arbeit über meinen Lucrez wünschte. Ich kann Sie deshalb von meiner Anforderung ganz losprechen; aber die Sache hat sich dahin geändert. Sie noch Aufschub erhalten und dann vielleicht mit demselben sich selbst weniger Beschwerde haben.

Götthe scheint sich nämlich für diese Uebersetzung zu interessieren, und er hat mich gleichsam ersucht, die Abschrift des ersten Theils, die ich schon für Sie hatte machen lassen, ihm für die seinen Kunstrichter mitzutheilen. Nun habe ich zwar zu den Herren als Kunstrichtern eben kein sonderliches Vertrauen, die häufigen Proben in der Literaturzeitung mich vollkommen dazu berechtigen; indes habe ich mich doch einem freundlichen Antrage nicht entziehen wollen, in der Hoffnung und unter der Bedingung, daß auch sie mir zu einigen Verbesserungen behülflich sein können, wozu bei mir immer einige Entbehrung der Zeit nöthigen dürfte. So bleiben Sie, lieber Freund, noch eine Zeitlang verschont; aber einen Hauch der glücklichen Muse verlange ich doch noch zu meinem Werke.

Sie werden die Recension meines Prologs in der „Allgemeinen Literaturzeitung“ gelesen haben. Sie ist etwas schülerhaft, obwohl vom Herrn Rath Schlegel. *) Wenn man bedenkt, daß dies der erste kritische Blätter in Deutschland ist, an der Spitze, besonders im Fache, der schönen Literatur Kunst er sich aufthun, die eigentlich selbst noch Schüler sind, die dem weitern kein festes, sicheres Urtheil haben, die hin- und herwandelnd unaufhörlich schlageln und sich selbst nur gerne Plitzern bestreuen mögen, so denkt man eben, es geht in dem Fache wie in andern Fächern in unserm lieben Vaterlande. . . . Doch hiervon genug!

Ich bitte Sie, doch die Recension zu lesen, die Herder in der zweiten Stück der „Erfurter gelehrten Zeitung“ hat rücken lassen. **) Ob man gleich sieht, daß die Hand des Freundes gemacht hat, so ist doch der Gesichtspunkt da richtig angebracht, der wirklich mein eigener war, und der nicht auf eine e Dreifachheit der Diktischen hinauslaufen sollte.

K. B. Schlegel.

„Hier ist Prolog“, heißt es in einem Briefe Herder's an Knebel vom 12. Juni 1796. „Bären Sie nicht, daß ich Ihnen geliebten bin. Lassen Sie ihn abschreiben und schicken Sie ihn mir. Ich will, und zwar Ihrem Will nach, kürzen und dänigere ein, als ich gethan habe. Der schon Verfeschöpfer verfährt zu sehr, daß man am Ende nie endigt. Ihre Exemplare sollen mit ein wenigem mit kleinen Plätzen voll guter, süßer Erinnerung sein. Können Sie Ihnen nur auch etwas geben? Nicht als meinen Wunsch und Segen — Segen!“

Das Wichtigste, was ich Ihnen zu sagen vergessen habe, ist, daß Götthe im Ernst daran zu denken scheint, ein Gedicht in der Art des Lucrez zu verfertigen. Es war dies längst mein geheimer Wunsch, da ich mich selbst von dieser Bahn, die eine Hoffnung meiner Jugend war, durch Alter und Umstände verschreckt sah. Er kann es mit höherm Sinn und größern Kräften, und es dürfte vielleicht der dauerndste Lorber in seinem Kranze werden. Er rechnet auf meine Uebersetzung als Basis zu seiner Arbeit.

Bei der unermüdeten Sorgfalt, welche Knebel der Uebersetzung des Lucrez widmete, war dieselbe nur langsam vorgerückt. Kurz zuvor, ehe eine zweite Probe im „Neuen deutschen Merkur“ (f. 1803 erschien *), ward ihm von Wieland ein aufmunterndes Lob.

Ihre Uebersetzung des Lucrez — schrieb dieser aus Tübingen, den 7. Juli 1803, an Knebel —, so weit ich sie nach diesem Buche beurtheilen kann, ist ein Meisterwerk, woran Scharfsinn, Gewandtheit des Geistes, Geschmack und eiserner Fleiß gleich viel Antheil haben. Eine solche Uebersetzung ist das beste Originalwerk werth, ja in Rücksicht auf die unsäglichen Schwierigkeiten, womit Sie zu kämpfen hatten, und die von Ihnen so tapfer als glücklich besiegt worden sind, mehr werth als ein das Lucrezische Werk weit übertreffendes Original. Ich müßte mich sehr irren, oder den Lucrez in gleichviel Versen so zu übersetzen, war ungleich schwerer als Boß's treffliche Uebersetzung der „Ilias“. Das Sie Ihrem wackern und gelehrten Vorgänger Weincke **) hundert Paraphrasen hinter sich gelassen haben, ist das Wenigste, was ich sagen darf, um Ihnen einige Gerechtigkeit zu erzeigen. Ich habe Ihre Arbeit sorgfältig mit dem Original verglichen und sie durchaus — es müßten mir denn nur, wo so viel zu loben ist, unmerkliche maculas entwischt sein — so getreu, so kräftig, so geistreich in Allem, was an Ihrem Autor charakteristisch ist, so ganz Lucrezisch gefunden, daß ich Ihnen meine Bewunderung und, was vielleicht noch mehr ist, meine gänzliche Verehrung nicht genug ausdrücken weiß. Was zu dieser Vollständigkeit meines Wohlgefallens an dieser Ihrer perlukischen Meisterarbeit nicht am wenigsten beiträgt, ist, daß es Ihnen gewiß in einem hohen Grade gelungen ist, Ihrem geliebten Lucrez so viel, als in einer ungleich mehr als seine damalige gebildeten Sprache möglich scheint, selbst in der öfters schmucklosen Einsart und Austerität über, so zu sagen, in der Hofarbe des Alterthums so nahe zu kommen. In dieser Rücksicht möchte ich Sie wegen Dessen, was Sie — zumal da Beschönner grade das Leichteste war — nicht gethan haben, ebenso sehr loben als wegen

*) August. S. 248-256. Die erste Probe war in der genannten Zeitschrift, Dec. 1794, S. 370-402, mitgetheilt worden.

**) Titus Lucretius Carus von der Natur der Dinge, ein Gedicht; überlegt und erklärt von J. G. F. Weincke. Leipzig 1796, zwei Bände.

Dessen, was Sie gethan haben. Denn in meinen Augen wenigstens ist es ein unvergleichbar größeres Verdienst, eine dem Original so getreu und doch mit so freiem Geiſt und ſicherm Geſchmack nachgebildete Copie als eine, si dills placet, verſchönerte Paraphraſe eines Dichters wie Lucrez geliefert zu haben. Das Einzige, worin Sie ihn übertroffen haben und als Uebersetzer Verzeihen muſten, iſt die Klarheit des Ausdrucks auch in den dunklern Stellen, wo eine noch nicht genug durchgearbeitete, ſpröde und ungelentſame Sprache, verbunden mit den natürlichen Schwierigkeiten der epikuriſchen Dogmatik, dem Autor nicht erlauben wollte, ſeine Gedanken oder den abſtracten Sag, den er darſtellen wollte, beſtimmt und deutlich genug auszudrücken, wobei Ihnen zuweilen eine Art von glücklicher Divination, immer aber das tiefe Eindringen in die Myſterien der epikuriſchen Philoſophie und in den Geiſt Ihres Autors zu Hülf gekommen zu ſein ſcheint.

Neben der Uebersetzung des Lucrez entſtanden damals mehre eigne Gedichte Knebel's, von denen Matthiſſon einige für ſeine „Epische Anthologie“ verlangt hatte.

Ihren Hebräer Brief. — ſchrieb Knebel den 19. Juni 1803 — erhielt ich kürzlich aus der Hand meiner Schwefter, als ich eben in Weimar war. Ich danke Ihnen gar ſehr für das viele Liebe und Gute, das Sie mir darin ſagen. Ueber meine geringen Arbeiten und Producte haben Sie gütlich zu ordnen, und Sie thun ihnen vielleicht zu viel Ehre an. Aber ich gebe Ihnen ſelbſt zu bedenken, ob man noch ungeordnete Gedichte, die gleichſam noch unter der Feile liegen und in der Welt gar keinen poetiſchen Ruf haben, der doch dazu gehört, ſchon in eine Sammlung bringen ſoll? Es fehlen mir vielleicht auch noch zwei oder drei, um die Sammlung vollſtändig zu machen. So iſt es etwas Abgetriſſenes und beſtimmt mir vielleicht die Laune, mehr zu verſuchen.

Den „Hymnus an die Natur“ *) wollte ich Ihnen abſchreiben, aber er muß von vorn herein noch eine Veränderung erſeiden, und dieſe, wie Sie wiſſen, kann man nicht zu jeder Stunde machen. Die Ehre, welche mir Ihre vortreffliche Fürſtin erwieſen hat, indem ſie ſelbſt meinen „Hymnus an die Sonne“ **) abgeſchrieben, hat mich ſehr glücklich gemacht. Haben Sie doch die Güte, ihr beiliegenden, an unſere Freundin Selene ***) (als das Seitenſtück zu ſenem) vorzulegen. Ich würde mich glücklich ſchätzen, wenn auch dieſer etwas von der theuern Fürſtin Beifall erhielte. Beide Hymnen ſtehen Ihnen für Ihre „Anthologie“ zu Gebot, und damit, dünkte ich, ließen wir es genug ſein. †)

Mit Wieland, der ihm ein ſo vielſagendes Lob über ſeine Uebersetzung des Lucrez gezollt, war Knebel in fortwährender ſchriftlicher Berührung geblieben. Doch ſah er ſich gedrückt in der Erwartung, ihn perſönlich begrüßen zu können.

Schon zu Anfange des vorigen Monats — ſchrieb Wieland aus Tiefurt den 19. Sept. 1803 — hatte ich mir mit der Hoffnung geſchmeichelt, Sie auf einige Tage in dem mir noch immer neuen Jümenau zu beſuchen; aber immer ſchlich oder drängte ſich bald dieſes, bald jenes Hinderniß zwiſchen den Vorſatz und die Ausführung. So ſchlüpfte mir eine Woche nach der andern vorüber, und nun haben wir bereits die Hälfte des Septembers hinter uns, und ich ſchreibe dies am 18., während es um mich her ſtürmt und regnet und für einen Sieb-

ziger wie ich, deſſen dünnes, ſilgranartiges Seelengehäuſe von jedem rauhen Lüſtchen in Unordnung gebracht werden kann, an eine Reiſe in Ihre thüringiſche Alpenland gar nicht mehr zu denken iſt. Aber eilen wie nicht mit jeder Woche dem Jahr 1804 entgegen, und habe nicht auch ich das Privilegium des hohen Alters, mir zu ſchmeicheln, daß ich im nächſten Jahre noch leben und munter und ſatt genug ſein werde, etwas auszuführen, was ich mir in dieſem nicht zu unternehmen getraute? Alſo, liebſter Knebel, mein Wort mit Mund und Hand, daß ich im Sommer 1804 noch leben will, um zu Jümenau die goldenen Sonnetage mit Ihnen zuzubringen, mit deren Bildern ich mich ſchon einige Monate lang in anticipten wachenden Träumen getäuſcht habe.

Daß Ihnen meine „Glycerion“ und die Uebrigen Kleinigkeiten einiges Vergnügen gemacht haben, freut mich herzlich. Es ſind ſpäter Blümchen, die ſich an einem warmen Novembertage ſchüchtern hervorwagen und eben dadurch, der matten Farben und des ſchwachen Geruchs unſachtet, eine Art von Anmuthung erregen wie die ungefähre, die man für ſchwächliche, aber demungeachtet lebensfrohe, freundlich lächelnde Kinder ſieht.

Ich bin ganz beſchämt, geſehen zu müſſen, daß ich mich unter einer ſteten Abwechſelung von Zerſtreuungen, kleinen Geſchäften und andern zufälligen Abhaltungen aller Art noch nicht aufgelegt gefunden habe, Ihrem secundo Laocöi die gebührende Aufmerkſamkeit zu widmen. Ich bitte Sie um Nachſicht und Geduld, und bin gewiß, keine Reſchitte zu thun.

Schmerzlich berührte Knebel um jene Zeit (den 18. Dec. 1803) Herder's Tod. Die Elegie, die er dem Andenken ſeines vieljährigen Freundes widmete, gehört zu den ſchönſten Blumen, die auf Herder's Grab geſtreut worden. *)

„Wo blüht“, heißt es darin,

Wo blüht künftig der Hain, den ſeine Schritte betraten,
Wo er die goldene Frucht himmliſcher Weiſheit uns trach?
Wer erforſchet mit ihm der Wahrheit ewige Spuren,
Unter das Menſchengeschlecht tauſendgeſtaltig zerſtreut?
Wer belebet die Blüten des Geiſtes? den König der Wuſten?
Wer hat ihn reiner geſeet? wer hat ihn edler verwandt?
Wem erglänzte das Herz beim Anblick fremden Verdienſtes,
Fremder Tugenden mehr? Allen ein Lehrer und Freund!
Weiſe lernten von ihm, und ſelbſt auch das lächelnde Kind
ſpricht

Nur die Worte, die er freundlich daſſelbe gelehrt:
Ernſte Beſcheidenheit, Wahrheit, Vernunft und Frömmlichkeit
und Tugend,

Erauernd über den Freund, eilen verlaſſen davon.

1805 hatte Knebel ſeinen bisherigen Aufenthalt in Jümenau mit Jena vertauſcht, wo er bereits im nächſten Jahre nach der für Preußen dort verlorenen Schlacht die ſie begleitenden Kriegerdrangſale in ihrer ganzen Furchtbarkheit erleben mußte.

Ich höre von Götter'n — ſchrieb ihm Wieland den 5. Nov. 1806 — daß der gute Genius — mercurialium custos virorum — der ſich in den greulichen Tagen vom 14. bis 17. Oct. um mich gelagert und die Meinigen (bloß ein paar Duzend de bonna grace nach und nach ausgeleitete floſchen Wein aufgenommen) vor allem Unfall bewahrt hat, auch Ihnen, theurer Freund, wie billig zur Seite geſtanden, und daß Sie — was in ſolchen Fällen wol der Hauptpunkt iſt — in dieſen kritiſchen Momenten ſich ſelbſt nicht verlaſſen haben. Dabir mag es denn auch ſerner bleiben! Denn wer weiß, was noch bevorſteht und was

*) S. dieſes Fragment in „Sammlung kleiner Gedichte“, S. 27 fg.

**) L. a. D. S. 7 fg.

***) S. den „Hymnus an Selene“ a. a. D., S. 19 fg.

†) In Matthiſſon's „Epische Anthologie“, Th. VIII, S. 8 fg. befinden ſich nachfolgende, ſpäter in der eben erwähnten Sammlung wieder abgedruckte Gedichte: „Hymnus an die Sonne“; „Hymnus an Selene“; „An den Geiſt der Natur“; „Die Stunden“; „Die Wälder“; „Abſtracta“; „Lied der Hoffnung“.

*) S. „Sammlung kleiner Gedichte“, S. 24 fg. „Die Elegie auf Herder's Tod“, heißt es in einem Briefe Wieland's vom 7. Jan. 1804, „iſt ſchon, verſich ungetrautet ausgeſprochenes Geſühl, Herder's und Knebel's würdig.“

diese Tragödie, worin wir eine sehr leidige Statistikerolle spielen, für ein dénouement haben wird! In jedem Fall malheur aux vaincus! Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß wir hier ein wenigiges Leben führen, das kaum diesen Namen werth ist. Ich weiß nicht, wie mir der Einfall gekommen ist, mich zu dem alten W. Julius Kellers zu flüchten und zu versuchen, ob ich seine Briefe oder wenigstens einen Theil davon leidlich und leslich verdeutschern könnte. Es ist ein sehr gewagtes Unternehmung für einen Bierundsechziger. Indessen am ende soll's nicht fehlen; nur mit dem incipio will's noch nicht gehen, und ich bin noch in der Vorrede begriffen.

Knebel's Verhältnisse in Jena schildert ein Brief an Matthiffon vom 30. Jan. 1809.

Ich führe — heißt es darin — ein ziemlich stilles und fast einsames Leben hier, das aber doch meinen Wünschen entspricht. Zuweilen besuche ich die Freunde in Weimar, zuweilen werde ich auch von ihnen besucht *), und diese Besuche geben mir die beste Unterhaltung. Uebrigens suche ich mich meist mit dem Geiste der Alten zu nähren und Das nachzuholen, was ich früher versäumt habe. Hier findet man immer noch den wahren Quell und die echte Disciplina. Ich mache Noten zu meinem Lucrez, und ob dieser gleich nur wenige sein werden, so sollen sie doch den Geist und Charakter des Dichters und seines Gedichtes zu erkennen befähigt sein. **) Daß ich so lange mit der Herausgabe zaudere, mögen meine Freunde entschuldigen helfen. Größlich geminnt eine solche Uebersetzung täglich noch unter der Hand, was ich Ihnen, fleißiger und correcter Freund, nicht erst sagen darf; denn da ich bei der Gleichgültigkeit des gelehrten Publicums nicht leicht eine zweite Ausgabe zu erwarten habe, so würde mir jeder Flecken, den ich billig hätte vermeiden können, in der Zukunft wehe thun, und ich will also mit der letzten Ausgabe lieber spätlich anfangen. Den deutschen Hexameter achte ich sehr; ich möchte ihn aber etwas anders bearbeiten als Wolf und doch die Zufriedenheit der wahren Kenner mir dadurch verdienen.

Nun genug von mir! Lassen Sie mich, wenn Sie einen sonst unbrauchbaren Abend haben, etwas von Ihren Beschäftigungen und Aussichten in die nähere Zukunft wissen. Es ist etwas, in dem Gemüthern der Menschen zu leben, und kein Beschäftigung kann sich diesem vergleichen. Oft läßt uns unser riges geringes Verdienst und der Mangel an Dingen daran zweifeln. Wie lieblich ist es, wenn wir unsern Unglauben hierin gestrichelt finden und das Herz eines Freundes auch unter Berufung der Zeiten noch glänzender für uns erkennen! Meine Freunde hweben mir immer wie Ossian's Geister vor, wenn ich sie auch nicht in Person erblicke, und wie oft ist schon mein Herz bei Ihnen und unsern Freunden in Dessau gewesen. Mein Begärste mich wol schwerlich sobald nach Nordost aus meinem Thale bringen; aber wie glücklich wäre ich, Sie oder Einen der Ihrigen zu umfassen.

Diese Hoffnung realisirte sich, als Matthiffon noch im Laufe des Jahres 1809 nach Jena kam und in Knebel's Umgang einige genußreiche Tage verlebte.

Der Freund — schrieb dieser den 10. Oct. 1810 —, der uns einmal hier besucht hat, ist seitdem nicht wieder erschienen und hat auch nicht einmal einen Laut von sich hören lassen.

Die Zeitungen sagen, er habe sich vermählt *), und es muß allerdings eine große Veränderung mit ihm vorgegangen sein, da er bios auf seine schriftliche Aufmerksamkeit zählt, um, noch lebend unter den Sterblichen, nicht für verschieden geachtet zu werden. Wie dem auch sei, er empfangt diese Zeiten, die ich vorzüglich im Andenken an ihn zusammengesezt hatte, nicht als weiterführend mit ihm in Kunst, sondern als treues Andenken seiner Freundschaft und Liebe. In den Seelen meiner Freunde wünsche ich zu leben und diesen Lebensfunken zu erhalten, so lange es das gute Schicksal erlaubt.

Mit dem Schluß des Jahres 1810 war die Uebersetzung des Lucrez vollendet.

Ich habe — schrieb Knebel den 9. Jan. 1811 seinem Freunde Matthiffon — an Herrn Cotta wegen der Herausgabe meines Lucrez schon vor einigen Wochen geschrieben, aber bisher noch keine Antwort von ihm erhalten. Es scheint mir fast, daß er keine Lust dazu habe, oder daß ihm die jetzigen Zeiten zu bedenklich vorkommen. Schade wäre es doch, wenn das Werk aus Mangel des Verlegers sollte liegen bleiben. Ich weiß, daß viele berühmte Leute sich dafür interessiren; auch Wolf in Berlin hat mich neuerlich sehr ernstlich zur Herausgabe angetrieben. Mögen Sie sich der Sache ein wenig annehmen oder mir vielleicht einen andern Verleger auskundschaften. Ich bin mit dieser Art Menschen zu wenig in Bekanntschaft.

Sonst lebe ich in meiner Einsamkeit still und ruhig fort und freue mich der Natur mehr als der Menschen. Von Ihren „Erinnerungen“ habe ich noch nichts gesehen, ich werde sie mir aber nächstens kommen lassen. Ihre Liebe zu Vernunft und Natur ist der meinigen vollkommen gleich; nur drücken Sie dieselbe zuweilen besser aus. Damit der Brief nicht gar zu schwächlich werde, so lege ich noch einige Hexameter bei. Wolf's „Libull“ ist eben nicht schlecht, aber ungeschmackt und unwürdig Tibull's, des zartesten römischen Sängers.

(Die Fortsetzung folgt.)

Hausbuch des geographischen Wissens. Eine systematische Encyclopädie der Erdkunde für die Bedürfnisse der Gebildeten jeden Standes. Frei bearbeitet nach dem „Abrégé de géographie“ des A. Walbi von Canonica, Littrow, Sommer, Wimmer und Zeune. Zwei Bände in acht Lieferungen. Erste bis vierte Lieferung. Leipzig, Volkmar. 1833. Gr. 8. Preis jeder Lieferung 15 Gr.

In ihrer entschiedenen Richtung auf das Materielle, selbst in der Wissenschaft, hat sich unsere Zeit unter andern Aufgaben auch die gestellt, die Wissenschaft zu popularisiren. Ohne den Gewinn gering anzuschlagen, der aus diesem Streben für die Welt hervorgehen wird, halten wir diese Richtung, in der Frankreich vorangeht, doch nicht für ganz so erfreulich, als sie meistens betrachtet wird. Verschachung und Stillstand brohen als nahe Klippen, die nur durch die beständige Sonderung der angewandten Wissenschaft von der erforchtenden zu vermeiden sein werden. Dem sei jedoch, wie ihm wolle, so ist das Bedürfnis der Verbreitung exacter Kenntnisse einmal sichtbar geworden, und Geschichte, Geographie und Statistik sind es vor allen Dingen, in welchen ein reger gewordenes Staatenleben große Erfolge bemerkbar gemacht hat. Die vergangenen Jahrzehnde setzten ihren Triumph in theoretische Bemühungen; das gegenwärtige baut die praktische Seite der Erziehung aus, und so muß es sein, zum Heil und zum Gedeihen der Wissenschaft, die in wechselnder Richtung ihren Fortschritt findet.

In der Geographie folgt eine achtbare Bemühung zu ihrer

*) Besonders von Göthe. „In Jena“, schreibt dieser in einem seiner Briefe, „in Knebel's alter Stube bin ich immer ein glücklicher Mensch, weil ich keinen Raum auf dieser Erde so viel productiver Moments verbrachte.“

**) In der Vorrede zum ersten Bande des „Lucrez“ (Leipzig 1802, S. v) heißt es: „Aus Mangel eines Freundes, der mich, besonders in philologischer Hinsicht gehörig unterstützen könnte, habe ich die Noten weggelassen. Vielleicht könnten sie zu anderer Zeit noch erscheinen; indessen mag die Uebersetzung selbst einstweilen zum Commentar dienen.“

*) Matthiffon hatte sich 1810 mit Luise Schod, der älteren Tochter des Garteninspectors Schod zu Breditz, vermählt.

Verbreitung auf die andere. Von der großen Schöpferischen Encyclopädie der Erdkunde haben unsere Blätter schon mehrmals Rechenschaft gegeben. Nach einem andern Plane, in geringerm Umfang und als ein wahres Handbuch des geographischen Wissens bestribt sich das vorliegende Werk, denselben Zweck zu erreichen. Die Grundlage dieser Arbeit ist Balbi's bekanntes „Abrégé de géographie“; aber das deutsche Bedürfnis hat manche Abweichung im Plane davon nöthig gemacht. Das Comparative, die Zusammenstellung des Gleichartigen ist der Hauptvortrag, die charakteristische Eigentümlichkeit dieses Werkes; aber wir müssen gestehen, daß diese tabellarische Behandlung der Geographie, so ertragreich sie auf der einen Seite ist, uns doch nicht selten fñhrt und in Zweifel läßt, an welcher Stelle eine bestimmte Angabe zu suchen ist. Die vorliegenden Eserationen entfallen nichts als Bruchstücke, deren Folge und keineswegs klar geworden ist. Wir müssen das Ganze erwarten, um ein Endurtheil geben zu können.

Hiervon abgesehen ist das Werk von großem Sachreichtum und wird in der Hand so sorgfältiger Bearbeiter seinen Zwecken wir den gemachten Erwartungen entsprechen. Den „Vorerläuterungen aus den geographischen Hülfswissenschaften“ (von Zeune) folgt ein physisches Gemälde von Europa, von Cannabich bearbeitet. Die Gebirge sind beispielsweise in elf Systeme geordnet, aber ihre Behandlung ist adju lückenhaft. Auf dies allgemeine Gemälde folgen die einzelnen Länder. Den Anfang macht Portugal. „Alle Portugiesen gebären zu dem griechisch-lateinischen Stamme.“ Was heißt das? Es ist ebenso viel deutliches und arabisches Blut in den Portugiesen als römisches. Diese Angabe sagt entweder gar nichts, oder sie sagt etwas Falsches. In die weiten Details können wir nicht eingehen, aber dies eine Beispiel mag zu zeigen dienen, was bei der kurzen, lexikalischen Behandlung der Wissenschaft gewonnen und verloren wird. Die Stammesverwandtschaft des Portugiesen ließ sich gar nicht in drei Worten abthun. Auf Portugal folgt Spanien, Frankreich, Schwaz, Italien; Italien aber wird plötzlich gerissen, um im zweiten Heft die „Vorerläuterungen“ fortzusetzen. Es kann nichts Zurückschreckenderes gedacht werden als diese Stückweise Eserungsart. Die „Vorerläuterungen“ brechen wieder ab und nun folgt wieder ein Stück von Italien und Ostreich. Das von Neuem halb durchgerissen wird, um im dritten Heft einer Maß- und Gewichtstabelle Platz zu machen, worauf wir nun plötzlich nach Amerika geschleudert werden, während im folgenden Heft wieder die „Vorerläuterungen“ ruhig fortgehen und Asien anbekt. Wahrlich, es ist eine Aufgabe, ein buchhändlerisches Meisterstück, das Zusammengehörige in diesen Heften zusammenzufinden.

Dem Werthe des Werkes sollte dieses Ungeschick in seiner Herausgabe indeß keineswegs Eintrag thun, stehen wir nur nicht adju oft auf französische Füßstapfen. Balbi versichert, seinem „Abrégé“ von 1500 Seiten zehn Jahre seines Lebens gewidmet zu haben. Das kann unmöglich so genau zu nehmen sein. Der Ueberschlag gäbe eine halbe Seite pro Tag, und für eine so langsame Arbeit enthält sein Buch zu viel Unstathafes; daneben freilich auch viel Neues und Dankenswerthes. Wir können hier das Bedenkliche nicht weiter erörtern und begnügen uns daher, dem Werke Folgendes über die Bevölkerung der Erde zu entnehmen. Der Theologus Kaniz gab noch 1744 die Bewohner der ganzen Erde auf 60 Mill. an, von denen er Europa zehn Mill. zutheilt. Zu derselben Zeit gaben Gutterb und die Verf. der „Allgemeinen Weltgeschichte“ der Erde 4000 Mill. Bewohner. Jaak Vossius war 1685 der Wahrheit näher, als er 400 Mill. Menschen (30 Mill. für Europa) annahm. Struik um 1750 nahm 500 Mill. an; Schmitz 1760: 1080 Mill.; Volner 1804: 437 Mill.; Malte-Brun 1810: 640 Mill.; Gabri 1805: 700 Mill.; Stein 1825: 884 Mill.;

Cannabich 1821: 900 Mill.; Hassel 1824: 933 Mill.; De-nair 1828: 951 Mill.

China gab die Zahl der Pflanzengattungen auf 8000, die der Thiere auf 3950 an; jetzt kennen wir 80,000 Pflanzengattungen und 100,000 Thierarten. Der Religion nach zähl Balbi: 260 Mill. Christen, 4 Mill. Juden, 90 Mill. Mohammedan, 60 Mill. Brahmanen, 170 Mill. Buddhisten, 147 Mill. Bekenner der Lehre Confucius's, Sintos, Sikhs und Fetichianer; wogegen Malte-Brun 223 Mill. Christen, 5 Mill. Juden, 110 Mill. Moslemin, 60 Mill. Brahmanen, 150 Mill. Buddhisten und 100 Mill. Fetichdienen; Graberg 236 Mill. Christen (Hassel 252 Mill.), 5 Mill. Juden (Hassel 3,980,000), 120 Mill. Moslemin (ebenso Hassel), 150 Mill. Buddhisten (Hassel 316 Mill.) und 115 Mill. Fetichdienen (Hassel 194 Mill.) rechnet.

Zusammenstellende Uebersichten dieser Art sind ohne Zweifel das größte und eigenthümlichste Verdienst dieses Werkes, das sich dadurch, und trotz der von uns gerügten Mängel, den Freunden der Wissenschaft empfiehlt. Die Städte- und Völkerschilderung gibt mehr, als gewöhnliche Compendien darbieten, und für die Masse des Dargebotenen ist der Preis — etwa fünf Thlr. für das Ganze — mäßig zu nennen. 46.

A n z e i g e.

Zur Beantwortung der vielfachen Anfragen, wolle an mich in Betreff des Erscheinens des

Bilder- Conversations- Lexikons

für

das deutsche Volk

gerichtet wurden, lasse ich hiemit an, daß die erste Lieferung im Laufe des nächsten Monats ausgegeben werden wird. Die unerwartet große Theilnahme, welche sich für dieses Werk sogleich nach der ersten vorläufigen Ankündigung desselben gezeigt hat, war mir eine schmeichelhafte Auffoderung, sowohl auf die Bearbeitung des Textes, als die Ausfñhrung der artistischen Zugaben die größte Sorgfalt verwenden zu lassen. Dadurch, namentlich durch die Landkarten, welche der größern Sauberkeit wegen in Kupferlich ausgeführt sind, wurde indeß das Erscheinen der ersten Lieferung bedeutend verzögert, gewiß aber nicht zum Nachtheile der innern und äußern Ausstattung des Werkes, welche allen Erwartungen der Subscribenten entsprechen wird.

In allen Buchhandlungen wird fortwährend Unterzeichnung auf das Bilder-Conversations-Lexikon angenommen, ebenfalls sind dort ausführliche Ankündigungen desselben zu haben. Hier genüge die Bemerkung, daß dieses Werk, mit vielen Darstellungen ausgestattet, in vier starken Bänden in Quartformat, gedruckt auf schönem weißen Papier, in einzelnen Lieferungen von 8 Bogen erscheinen wird, welche im Subscriptionspreise sechs Groschen kosten.

Leipzig, im März 1834.

F. X. Brockhaus.

Karl Ludwig von Knebel.

(Fortsetzung aus Nr. 97.)

Ein fremdliches Ereigniß war für Knebel im nächsten Jahre (1812) die auf dem Rosenaal in Jena festlich begangene Geburtstagfeier seines vieljährigen Freundes Wieland. Sie fand den damals achtzigjährigen Greis, der mehre Jahre gekränkelt, in seiner frühern stillen Heiterkeit. Während ihn seine Freunde mit einer ihm zu Ehren geprägten Denkmünze überraschten, sprach Knebel seinen Antheil an jenem Ereignisse in einem Gedicht aus, von dem hier nur die nachfolgenden Verse eine Stelle finden mögen: *)

Schau' des Mannes langes Leben!
Wie ein weiter Blumengarten,
Ueberdeckt mit goldnen Früchten,
Breitet es sich aus vor uns.
Wer genos nicht seiner Früchte?
Kuhle nicht in seinen Lauben?
Wer hat an den Silberquellen
Seines Weines nicht geschöpft?
Wer irrt in den Zaubergängen
Seiner Nase unbeschwert?
Wer besuchte nicht die Lempel,
Die den Grazien er geweiht?
Auch durch Kunst der Sprache rief er
Geister auf vergang'ner Zeiten;
Und das Raß der Schönheit schwebt' ihm
Süßer in der freien Hand.
Doch wer mag das Lob des Mannes
Singen, dessen ganzes Leben
Ein Geschick der höhern Freuden,
Eine Weisheitsblüte, war?
Ewig soll sein Name blühen!
Nach ihm bilben sich die Geister;
Aus den hohen Dichterbainen
Schallt der Name Wieland vor u. s. w.

Schwerlich mochte Knebel damals ahnen, daß ihm schon das nächste Jahr die Kunde von dem Tode seines Freundes bringen würde. Zu dem Schmerz über seinen Verlust „gesellte sich“ fast gleichzeitig noch ein trauriges Ereigniß.

Ich muß Ihnen — schrieb Knebel an Matthison den 30. Sept. 1813 — die Nachricht vom Tode meiner guten Schwester sagen, woran Sie gewiß Antheil nehmen. Sie ist schon in der Mitte des Monats Juni zu Ebnwigelust in Reichenburg

gestorben, beklagt und beweint von Allen, die sie kannten *), vorzüglich von ihrer ihenern Erbprinzeßin, deren Erzieherin sie war. Seltsam ist es, daß ich gerade an dem Tage, wo ich beliegendes Gedicht **) in die Presse schicken wollte, die Nachricht vom Tode meiner Schwester, von der ich lange vorher nichts gehöret hatte, erhielt. Die Pflicht des Trostes hatte ich mir also selbst schon vorausgesagt.

Die Nachrichten, die Sie mir von Ihrem geistigen und Leiblichen Wohlbefinden geben, waren mir, wie Sie wol denken können, sehr erfreulich. Daß aber mein Freund den entscheidenden Transport seiner Existenz von den nördlichen nach den südlichen Gegenden Deutschlands machen konnte **), ohne mich im Vorbeigehen hier ein wenig zu besuchen, war mir Anfangs etwas empfindlich. Bald bedachte ich indes, wie vielerlei Ursachen und Hindernisse ihn könnten abgehalten haben, und ich beruhigte mich wieder mit der Versicherung seiner fortdauernden Freundschaft.

Daß der König von Würtemberg Ihre schon allgemein anerkannten Verdienste auch mit höhern Würden und Schmach zu zieren und zu krönen gewürdigt hat, macht mir ihn liebenswürdig. Genießen Sie des guten Glückes, wie es ein Mann und ein Weiser Ihrer Art zu genießen gewohnt ist. Der Mann, der von außen auf das Verdienst fällt, dient diesem hauptsächlich nur dazu, um seinen Rückfchein auf die Menge wirksamer zu machen.

Ungefähr ein Jahr nach dem eben mitgetheilten Besuche,

*) Knebel gedenkt seiner Schwester am Schluß des „Hymnus an die Erde“ („Sammlung kleiner Gedichte“, S. 16):

Mag ein geringer Hügel mir einst die Gebeine bedecken,
Immer noch sproßt ein Blüthen hervor, den Freunden gefällig:
Aber vor Allen für Dich, geliebte Schwester, die freundlich
Immer mein Leben geschützt, es mit süßer Sorge getragen,
Und den trübren Stunden die lieblichsten Blumen gezeitet hat.

**) „Ermunterung an sich selbst“. S. „Morgenblatt“, 1813. Nr. 251. und „Sammlung kleiner Gedichte“, S. 79. Das Gedicht beginnt:

Frage dein eigen Gemüth, und frage, was rund um dich her ist,
Alle Natur, ob sie höher ein Ding als der Mensch?
Und doch steht er gebeugt vom Schicksal: trübren Tage
Säßen auf ihm, als je brüchten ein Herdlich Geschick.
Hebe dich, Herz! noch stammet dir hoch am Himmel die Sonne,
Noch entzünden sich dir Sterne der ewigen Nacht.
Immer träuflet doch nicht von hangender Wolke der Regen,
Und entthellet die Flur, Schwemmet die Geaten hinweg u. s. w.
Nimmer demnach verzage der Mensch. Die Kräfte des Himmels
Sind allmächtig. Oft dient auch Noth dem Glück zum Werk:
1813.

Unverschuldetes Leid beladet sich mit doppelter Krone.

**) Matthison war damals mit dem Charakter eines Ord. Regimentsraths als Oberbibliothekar nach Stuttgart gerufen worden.

*) „Sammlung kleiner Gedichte“, S. 60 fg.

Den 10. August 1822.

Ich hatte mich schon wegen Ihrer Gütigkeit und Ihrer Kraft in Verlegenheit gesetzt, da ich so lange Zeit nicht mehr gehört hatte. In dieser zweifelte ich zwar nicht, wie jenseit in Sicherheit gestellt wäre. Jetzt zeigen Sie wieder mit wunderbarer freundlicher Erscheinung, mit Wohlgefallen an geistigen Gaben und mit einer frohen Auslassung Ihr persönliches Wohl. Ich freue mich dessen sehr, in Wunsch für dessen Befähigung kann nicht größer sein. Sie mich bald aus Ihrem eignen Munde etwas davon und Ihnen: Entschuldig theilnehmend begreifen.

Was die Bücher anlangt, so sind Sie ein Wundermann, indem viele zusammen, ehe ich nur einzelne Blätter davon kann. Als diese Geschenke kann ich aber diese reichen nicht annehmen. Sie werden mir auch den buchhändlerischen Werth auftragen müssen. Ich habe schon zu viel von Ihnen erhalten und Güte erhalten. Das Lob Ihres Herdes *) schon in öffentlichen Anzeigen gefunden; ich werde mit demselben bestimmen können.

Den 15. December 1824.

Ich bedanke mich, theurer Freund, durch Ihre Freundlichkeit Güte. Ich danke Ihnen für die schönen Verse **) der lieben Frau für den schönen Selbstentwurf, den ich ihr mit Danken gefüllt zurückgeben möchte. In Allem erlaube ich Ihre freundlich gesinnte Herz, sowie in Ihren Schriften schönen thätigen Geist.

Den 11. März 1825.

Ich hoffe nicht, daß eine Unpäßlichkeit die Schuld Ihres Besuchs sein soll. Ich selbst leide an etwas nicht unbedeutendem und kann deshalb nicht wohl aus dem Zimmer arbeiten. Sie nur nicht zu viel und erhalten Sie Ihre Frau einen heilern, gesunden Mann.

Den 5. April 1825.

Ich fing ich schon an, auf Sie zu zürnen, da es schien, in Sie mich gänzlich vergessen wollten. Sie wissen, wie ich Sie liebe, und wie angenehm mir Ihr Besuch ist. Ich versichere Sie Ihrer lieben Frau; und damit wir das länger genießen, so bitten wir Sie, morgen auf eine halbe Mittagszeit mit uns vorlieb zu nehmen.

Den 1. December 1825.

Die lange Entfernung von mir wollte ich nicht zu denken mußte glauben, ganz aus Ihrem Gedächtnis ausgefallen sein. Ihre freundlichen lieben Worte in schönen Versen nur zu schmeichelhaft für mich sind, überzeugen mich gänzlich. Nehmen Sie einwilligen meinen besten Dank und lassen Sie diese frostige Periode nicht wieder eintrüben. Ein paar Tropfen von dem Rheinwein †) mögen Ihnen eintrüben geben. ††)

Wohl an meinen Gedichten als an meinen übrigen Arbeiten nahm Knebel fortwährend den lebhaftesten Antheil.

Der Freund — schrieb er im Juli 1821 —, Sie würden die Gütigkeit thun, wenn Sie mir noch ein oder ein Exemplar Ihres „Manfred“ †††) schicken könnten. Ich

Uebersetzung von Walter Scott's „Redgauntlet“, Jena 1824, 1., und die zweite Ausgabe von „Schiller's Leben“, Weimar

„Herder's Leben“, Weimar 1822.

†) seinem Geburtstage, den 30. Nov. 1824.

††) Blättchen begleiteten einige Flaschen alten Weins.

†††) Einige Tage später schrieb Knebel: „Lieber Freund, möchten Sie die Güte haben, und mir von Ihrem hübschen Gedichte, wobei die meiste Geduldtag beehrt haben, ein oder ein paar Exemplare zu schicken? Es hat so viel Beifall gefunden, daß mir trübselig geblieben ist. Ich würde Ihnen dafür einen ganzen Korbarm.“

„Manfred“, ein dramatisches Gedicht von Lord Byron.

wünschte solche noch Weimar zu senden. Göthe ist mit Ihrer Uebersetzung sehr zufrieden.

Einige Wochen später kam ihm selbst die Idee, Einzelnes aus Byron, den er sehr schätzte, ins Deutsche zu übertragen.

Wenn Sie — schrieb er — eine Probe mit mir machen wollen, so schicken Sie mir etwa eine Scene aus Ihrem „Gardanapal“ zu; ich will mich daran versuchen. Es steht in Ihrem Belieben, welche es sei; den englischen „Gardanapal“, beziehe ich selbst. Sie müssen mir aber die Scene anweisen.

Noch möge hier ein Brief Knebel's aus früherer Zeit, von 1817 eine Stelle finden. Dies Schreiben traf mich in Weimar, wohin ich, durch Ludwig Wieland aufgefordert, damals gegangen war, um an der Redaction des „Oppositionsblatts“ Theil zu nehmen.

Ich danke Ihnen, lieber Freund — schrieb Knebel den 6. Mai des genannten Jahres — für Ihr Andenken und für das willkommene Geschenk, das Sie ihm beilegen. *) Ich habe zwar das Buch schon gelesen, doch wünschte ich es zu besitzen, da es uns einen so merkwürdigen Abdruck von Napoleon's Charakter gibt. Ich habe jetzt Gelegenheit, mehre englische Bücher zu erhalten, unter welchen mit Franklin's „Private correspondence“ das interessanteste war. Ich habe Ihnen ein paar Stellen daraus abgeschrieben, die Sie allenfalls Ihren Oppositionsblätter einfügen könnten. **) Sie würden ohne Zweifel noch Mehreres in dem Werke finden, das unserm deutschen Publicum nützlich mitzutheilen sein würde.

Daß es Ihnen in Weimar gefällt, freut mich sehr. Sie haben dort auch Gelegenheit, Manches zu sehen, vorzüglich das Theater. Hier, wo wir nichts haben, als was uns die materielle Erde darreicht, sieht es noch nicht recht frühlingmäßig aus. Göthe ist, wie Sie wissen, hier, und ist fast täglich bei uns. Daß Sie uns neulich so entwischt sind, war nicht recht freundlich, doch entschuldigten wir Sie. Kommen Sie nur bald wieder und nehmen Ihren alten Platz ein.

(Der Beschluß folgt.)

Ueber den Sitz der Seele. Von Friedrich Fischer. Leipzig, Weidmann. 1833. Gr. 8. 6 Wr.

Der Verf. irrt, wenn er der Meinung ist, als sei die Frage nach dem Sitz der Seele „ein fast ganz aufgegebenes Problem der Seelenlehre“. Wir wollen nur an die dankenswerthen Bemühungen der Kasse'schen „Zeitschrift für Anthropologie“ auch in dieser Hinsicht, und insbesondere an die scharfsinnigen Untersuchungen Kasse's selbst über die psychische Bedeutung des Herzens, wie wollen an das, auch in diesem Punkte hien eingegangene Zeitschrift erscheinende, von Friedrich herausgegebene „Magazin für philosophische, medicinische und gerichtliche Seelenkunde“ erinern, in dessen zweitem Heft p. B. S. 1-46 eine der vorliegenden Schrift ganz nahe verwandte Ansicht geäußert wird in der Abhandlung Amalung's über die Seele des Menschen und ihre Verbindung mit dem Körper. Ebenso Heft V, S. 21 und Heft VI, S. 78 in der Abhandlung Leopold's vom Gehirne. Um neben allen diesen Herbart's nicht zu gedenken, den der Verf. (S. 9) selbst erwähnt und es also in der That mit jenem Aufgeben des gedachten Problems selbst nicht so gar ernstlich zu nehmen scheint. Zuerst erklärt Hr. F., daß er weder für eine Identität noch eine Geschiedenheit von Seele und Leib zu stimmen vermag, sondern nur für eine Immanenz beider, und Immanenz erklärt er (S. 7) als das Zueinander-

*) Es war das „Manuscrit venu de St.-Helene“, von dem das Induciumcomplot damals einen Abdruck veranlaßt hatte.

**) Es waren einige Bemerkungen Franklin's über den Mißbrauch der Presse.

sein zweier verschiedenen Dinge. — Der Verf. hat es sich bei seiner Empirie und insbesondere der von ihm anschießend geprägten „äußeren Beobachtung“ etwas leicht gemacht, und sein eigener erster Schritt zeigt uns, daß wir denn doch noch etwas mehr bedürfen werden als die Erfahrung und innere Beobachtung, um in der Speculation weiter zu kommen. Können wir die Erfahrung so grade hinnehmen, wie sie sich uns gibt, so wüßte ich überhaupt nicht, woher der Antrieb zur Speculation kommen sollte. Zwar von der Erfahrung wird begonnen, und Niemand mehr als grade die neueste philosophische Richtung, der wenigstens der Verf. um dieses Grundes willen nicht gram sein dürfte, hat ihr diese Gerechtigkeit widerfahren lassen, da selbst Hegel, der in dieser Beziehung noch am ehesten einem Beobachtungsgegenstande sein könnte, doch gewiß dem Gegebenen mehr Gerechtigkeit widerfahren läßt als die Meisten seiner Vorgänger. Aber stehen bleiben kann man bei dem Gegebenen nicht, dafür zeigt uns der Verf. selbst das Beispiel; denn wir wären begierig zu erfahren, was derselbe für einen Begriff von „Ding“ aufstellen wird, wenn er (daß von einem Verlegen in irgend einen Zwischenraum eines körperlichen Organs die Rede sei, diese rohe Vorstellung, die noch überdies nicht zum Ziele führt, wird mit Recht abgewiesen) von einem Ineinandersein zweier verschiedener Dinge ganz unbesangen zu sprechen sich erlaubt. Weil nämlich die Hypothese von der Identität ebenso gut wie die von der Getrenntheit von Leib und Seele sich unzulässig erweist, so sind beide immanent, d. h. mit andern Worten, sie sind verschieden und eins zugleich. Aber so schnell kann dies denn doch unmöglich gehen. Neben dem, daß wir die Münbigkeit des Schlußes von der Unmöglichkeit der beiden ersten Fälle, wenn diese auch wirklich als erwiesen angenommen werden dürfte, auf die Notwendigkeit des dritten durchaus nicht einzugehen und zuzugeben vermögen, so zeigt sich dieses Dritte selbst wieder als etwas Unmögliches, indem es gradehin einen Widerspruch feststellt. Macht doch schon das Ding mit mehreren Merkmalen der Metaphysik soviel zu schaffen, und nun wollte man uns gar zumuthen, daß wir annehmen, zwei Dinge sollen zwei und doch zugleich Eins sein. Das heißt das Schiffslein der Forschung recht bequem auf den Sand legen, und so weit kommen wir mit der bloßen Empirie auch ohne die philosophische Beobachtung des Verf., nämlich bis auf einen Widerspruch, bei dem aber nun die Speculation nicht aufhört, sondern eben erst beginnt; der das Denken nicht ruhen läßt, sondern ein unaufhörlich sich wiederholender Impuls für dasselbe wird. Vielleicht nimmt es aber doch der Verf. mit der bloßen Beobachtung nicht so genau, weil er dann überhaupt nicht von einer Seele, welche doch wol nicht das Beobachtete, sondern vielmehr das zu einer gewissen Masse von Erscheinungen Hingebachte ist, ja nicht einmal von einem Ich (S. 4) sprechen könnte. — Wie der Verf. seine Schrift hauptsächlich dem Kerzen empfiehlt (S. VII), so empfehlen wir ihm dagegen zur Berichtigung seiner Ansicht, auch von den Regungen des Geistes in der Medizin selbst, die Schrift eines Arztes, die überhaupt noch nicht die verdiente Berücksichtigung gefunden hat: Damerow „Die Elemente der nächsten Zukunft der Medizin“ (Berlin 1829).

Der zweite Satz, den die vorliegende Schrift aufstellt, ist: daß die Seele insbesondere dem Nervensysteme immanent, und zwar dem Ganzen ohne Unterschied (S. 14). Wir wollen nicht streng hieraus folgern, daß auf diese Weise das Einwohnen denn doch kein mögliches, sondern nur ein theilweises wäre, daß die Seele ebenso wenig den Körper ganz durchdränge, als sie wie es sich nachher ergibt, von dem Körper ganz in Anspruch genommen wird (S. 24). Allein wenigstens den zweiten Theil des aufgestellten Satzes müssen wir gradehin leugnen, und eben die von dem Verf. selbst angeführten Thatsachen stützen diesen Widerspruch. Denn wenn gesagt wird: „ich vernahm den Schmerz des Fingers oder der Beine nicht in einem Contraipunkte des Gehirns, sondern an Ort und Stelle“; woher kommt es denn, daß, sobald der Nerve un-

terbunden oder durchschnitten ward, der am äußern Ende befindliche angebrachte Reiz nicht mehr vernommen wird? Wenn immer die Annahme der Theoretiker verworfen wird, daß die Seele präexistire und die eigentlich im Gehirn vernommene Empfindung nur an die Stelle versetze, woson der Eindruck ausgegangen, so fragen wir, woher es denn komme, daß der, welchem ein Fuß abgenommen wird, den Schmerz, den er in dem abgenommenen hatte, auch nachher noch eine Zeit lang in dem an seine Stelle getretenen hölzernen zu haben meint? Dem endlich sogar wahrhaft wunderbarerweise behauptet wird, daß (S. 16) „die Allgegenwart der Seele sich beim Sehen und Hören sogar über den Kreis des Nervensystems hinaus zu erweitern, beim Hören in der Richtung des Schallens, beim Sehen sogar bis in die Oberfläche des leuchtenden Körpers hinzugehen scheine“, so fragen wir, am nur eine Thatfache hinsichtlich des Gesichtes zu erwähnen, woher es denn komme, daß, wenn doch die Seele bis an die Oberfläche des beleuchteten Gegenstandes hinausgehe, eine Rectification mittels des Löffels der Größe und Kleinheit, Nähe und Entfernung notwendig ist? Da haben es die Epikuräer fast noch etwas klüger und klammer gemacht, daß sie die Gegenstände durch die Augen hinwegkommen lassen in die Seele.

Müssen wir also nach dem Gesagten die Lösung der Hauptaufgabe, die sich der Verf. gemacht hat, für nicht vollbracht halten, so findet sich doch am Schlusse des Schriftchens, wo die Identität der Seele mit der Lebenskraft erörtert wird, ein Gedanke, der nähere Beachtung verdiente. Es heißt nämlich (S. 24): „Die Seele wird in ihrer organischen Vereinigung mit dem körperlichen Stoffe zum lebenden Körper gleichsam gebunden. Sie verliert ihre ausgezeichneten Eigenschaften, die Bewußtheit und Freiheit, und wirkt auf eine ganz neue Weise, nämlich mit unwiderstehlicher und notwendiger Gesetzmäßigkeit. Außer dieser Schwandtheit existirt die Seele in dem Körper noch mit einem unbundenen Ueberschusse von Kraft, der sich ihrer reinen Natur gemäß, also frei und bewußt äußert, aber sich perlocutisch erhebt“ (S. 24), wobei die Seele in ganzliche Schwandtheit versinkt, nämlich in Schlaf.“ Diesen Gedanken empfehlen wir dem Verf. zur weitern Verfolgung neben einer genauern Beherrschung der philosophischen Theorie, von der sehr mit Unrecht gesagt wird, daß sie in ungebührliche Vergessenheit gerathen sei. 12

Notizen.

In der königlichen Druckerei zu Paris werden jetzt zwei Theile auf Kosten der Regierung gedruckt: Zulze's (französischer Consul in der Barbarei) „Forschungen über die Krimen von Carthago“, die Fortsetzung der Jaubert'schen Uebersetzung, der 3. Band der Parodess'schen „Sammlung der alten Schiffsfahrtsgelege“ und Depping's geschichtlicher „Versuch über die Juden im Mittelalter“.

Bei Didot in Paris ist zu einer kleinen Ausgabe von 500 Exemplaren gedruckt worden: „Vieland le forgeron, d'immortelles et une tradition au moyen age, avec les textes islandais, anglo-norwége etc., par Depping et Francisque Michel“, ein ganzer Octavband, von dem einige wenige Exemplare auf feinem Papier abgedruckt worden sind. Depping hat die alten Schieds Weiland bezüglichen Stellen mit den schwedischen und deutschen Sagen zusammengetragen und den Ursprung der Sage erörtert; Francisque Michel hat seinerseits aus den Handschriften der königlichen Bibliothek in Paris alle auf Weiland bezüglichen Stellen gesammelt. Alle Texte sind in dem Anhang wörtlich abgedruckt; wie auch die Worte „Vieland-Quida“ aus der Samunds'schen, mit einer französischen Uebersetzung.

Mittwoch,

Nr. 99.

9. April 1834.

Karl Ludwig von Knebel.

(Bechluss aus Nr. 98.)

Die herzliche Gutmüthigkeit, die sich in den hier mitgetheilten Briefen ausdrückt, und der lebhafteste Wunsch, sich freundlich zu erweisen den Freunden, waren Grundzüge in Knebel's Charakter. *) Von kleinen Eigenheiten war er übrigens nicht frei. Sein ziemlich rauhes: „Wer da? Herein! herein! wer es auch sei!“ ließ den freundlichen Empfang kaum erwarten, der dem Eintretenden ohne Ausnahme ward. **) „Das ist artlich, das ist hübsch von Ihnen, daß Sie kommen!“ pflegte er dann zu sagen. Nichts ging über seine Bereitwilligkeit in Mittheilungen jeder Art. Konnte er nun irgend Etwas, das auf seinem mit Schriften und Papieren bedeckten Tische lag, nicht sogleich finden, so rief er wol mit komischem Nachos: „O ich Unglücklicher! Ich bin ein unglücklicher Mann!“ beruhigte sich aber, indem er emsig fortsuchte, unmittelbar nachher mit den Worten: „Nur ruhig! nur ruhig! Stille, mein Herz!“ Die Schilderung trauriger Ereignisse, Klagen über fehlgeschlagene Hoffnungen u. s. w. machten, wie

man deutlich in seinen Gesichtszügen sah, einen unangenehmen Eindruck auf ihn. „Ja, ja!“ sagte er dann, „wollen's gehn lassen! wollen's gehn lassen!“

Einfach wie sein Charakter war Knebel's Lebensweise. Eine kräftige Gesundheit und ein bis in sein höchstes Alter, ja bis an seinen Tod völlig ungeschwächtes Auge erlaubten ihm gewöhnlich bis Mitternacht, auch wol noch später munter zu bleiben und seinen Geist zu bilden durch das Lesen auserwählter Schriften, besonders der englischen Literatur, für die er eine besondere Vorliebe hatte. Auch der größere Theil des Tages verging ihm, nachdem er zwischen 9 und 10 Uhr aufgestanden, wenn er nicht Besuche von Freunden empfing, einsam in seinem Zimmer, wo er abwechselnd las und schrieb. Seinen Garten besuchte er eigentlich selten, wenn ihn nicht die milde Jahreszeit oder der reiche Blumenstreu hinunterlockte. Welche Empfindungen ihn aber dann ergriffen, schildert sein Gedicht: „Clypeum“, das er an einem schönen Herbsttage in seinem Garten auf ein Blättchen niederschrieb: *)

Ist nicht Clypeum hier? — Ein reiner belebender Aether
Saugt durch die ganze Natur. Er wiegen im Strahle der
Sonne
Sanft sich Blätter und Busch, und himmlisch schweigen die
Blumen

In der erheiterten Luft, vom Strahle der Sonne beglückt.
Zarter Flor umspinnet die bräunlichen Fluren und Felder,
Und mit düsterem Blau umhüllt sich der frischete Bergwald.
Freut euch des himmlischen Lichtes und klimmet Säulen und
Füßen

An zum herrlichen Tod des gegenwärtigen Gottes!

So flossen ihm in geräuschloser Stille die Tage dahin. Noch immer strömte in seinen Adern die volle frische Kraft des Mannes; sein Auge leuchtete noch vom raschen Feuer der Jugend; sein Geist entzündete sich noch oft hell an der Erinnerung einer schönen Vergangenheit, wo er neben und unter den Höchsten und Besten gestanden, ohne sich kalt und fremd abzuwenden von der Gegenwart und ihren Erscheinungen. Ruhig und klar sah er den Abend seines Lebens an sich vorübergeh'n. Er hatte sich eine eigenthümliche Lebensphilosophie im Lucretianischen Sinne gebildet, die ihm einen unerschütterlichen Gleichmuth ließ in allen wechselnden Verhältnissen. Unter mehreren Dichtungen,

*) Abgedruckt in den „Jahresblättern von und für Knebel.“ Weimar 1825.

*) Im J. 1827 begrüßte er seine Freunde mit dem nachfolgenden, bisher ungedruckten Gedichte:

Jahre kommen und veralten
In der Zeiten Beschellauf;
Unter mancherlei Gehalten
Löst sich das Leben auf.
Doch der Freundschaft edle Bande
Löst weder Zeit noch Bild,
Erblick schon an des Lebens Bande
Preis' ich, Freunde, mein Geschick.
Froher Lage Rosenblüte
Wäge durch das ganze Jahr
Euch erfreuen! — Care Gäte
Schentt auch meinem grauen Haar.

**) Als Knebel mir einst, wenn ich nicht irre 1820, mehrere Stellen aus seinem damals noch ungedruckten Lucrez, zum Behuf einiger Abänderungen, mit lauter Stimme vorlas, aber durch das Eintreten von Personen aus seiner nächsten Umgebung häufig unterbrochen worden war, rief sein Unmuth bei einem aermaligen Pochen an der Thüre seines Zimmers aufs höchste. „Herein!“ rief er, „herein! Ins I — s Komen!“ Die Thüre öffnete sich, und — Schritte trat herein. Knebel, sichtbar verlegen, entschuldigte sich, daß er wol zu laut gerufen habe. Dabei aber, wie es seine Gewohnheit war, die Hände kreuzweise auf dem Rücken, trat mit ruhiger Würde näher und sagte lächelnd: „Ich kenne Deine Art!“

von ihm auf einzelne Blättchen geschrieben, bezeichnen die nachfolgenden am treffendsten seine Empfindungsweise:

Wer im eignen Herzen sein Glück sucht, wird es nicht fehlen;
Ewig quillet der Quell, dessen der Gute sich labt.

Sorge nicht für den Morgen; ein jeglicher Tag, der taugt
Seine eigene Last; das ist ihm nicht mehr, als er hat.

Sieh, es liegt dein Geschick, o Mensch, dir im Busen ver-
borgten;
Ihm auch entspinnt sich das Seil, das durch dein Leben
dich führt.

Jeder Tag ist ein Leben; an jeglichem Abend begrüßt ein
Reiser sich, oder ein Thor, je nachdem er gelebt.

Writen des Wand'ers über den Schnee sei ähnlich mein Leben;
Es bezeichne die Spur, oder besiege sie nicht.

Bei diesem Gleichniß war es daher wohl mehr indivi-
duelle Stimmung, als das ihm völlig fremde Gefühl des
Lebensüberdrusses, was ihm bereits 1815 in dem schönen
Gebicht: „Verklärung“*), die Verse eingegeben hatte:

Nimm mich auf, du reiner Aether,
Von der wandelbaren Erde,
Daß ich möge ihres Jammers,
Ihrer Niedrigkeit vergessen.

O wie lacht aus dunkeln Felsen
Mir der Sonne Gold entgegen,
Wie erhebt sich der Gedanke
Bei entfernter Weltten Licht!

O wer bringt mich in die Thäler,
Auf die goldbedühten Auen,
In die perlenhellen Quellen
Seliger Zufriedenheit!

Diese Sehnsucht, wenn er sie wirklich hegte, ging erst
19 Jahre später in Erfüllung. Eine Erkältung, die er
sich auf einem Spaziergange im Garten und bei seiner,
wie gewöhnlich bis tief in die Nacht fortgesetzten Lecture
zugezogen hatte, dann ein Fall in seinem Zimmer führ-
ten seit dem 12. Februar eine Lähmung der Respiration-
werkzeuge herbei, die zwar wieder gehoben ward, aber ein
Nervenfieber zur Folge hatte, welches sein Leben nach
zweiwöchigen, zum Theil sehr schweren Leiden endete. Nur
mit Mühe trennte sich die Seele von dem starken, noch
bis ins höchste Alter festen Körper. Während der Krank-
heit beschäftigte sich sein Geist, so lange ihm das freie
Bewußtsein geblieben war, fast ununterbrochen mit höhern
Dingen. Der Gedanke an sie verwebte sich auch in sei-
nen Phantasien, die in den letzten Tagen häufiger und
vorzüglich des Nachts sehr lebendig wurden. „Die Na-
tur“, äußerte er in einer von jenen freien Stunden, „meint
es immer gut mit mir. Ich bin ein alter Ambos; so
führt sie denn auch einen schweren Hammer.“

Auf seinen Hintritt aus der Welt hatte er sich schon
mehrere Jahre früher (1824) vorbereitet in dem, von ihm
nach Thomson bearbeiteten „Hymnus am Schlosse der Jah-
reszeiten“:

Und wenn zuletzt der feierliche Grund
Herannah, den geheimnißvollen Flug

*) „Sammlung kleiner Gedichte“, S. 75 fg.

zur andern Welt beschwingt, gehorch' ich kühlich.
Mit neuer Kraft die neue Wunderwelt
Besing' ich dann. Wohin ich immer wandre,
Und wo ich bin, umfängt mich seine Liebe
Allgegenwärtig — Se, die jene Welten
In ihrem Kreise hält, aus scheinbar'm Uebel
Stets neues Gute bringt und Reif' von Reif'
In unsehbar'm Fortschritt.

Mit der nachfolgenden Grabchrift, die er sich selbst noch
bei seinen Lebzeiten gesetzt*), hatte er zugleich sein Glau-
bensbekenntniß unbesungen dargelegt:

Nicht zu der stygischen Flut und nicht zu dem finstern Korymbus
Wachte mein Geist, auch nicht hin ins kühle Fes-
tein, wie er war, nahm ihn die Natur nun wieder zu sich auf,
Und im unendlichen All lebet er ewig nun fort.

Knebel's Andenken ehrte den 25. Februar Abends um
7 Uhr eine feierliche Bestattung, zu welcher der Großher-
zog von Weimar einen Stabsoffizier besonders hingesen-
det hatte. Die Universitätsstadt Jena, diesen Todesfall als den
Verlust eines ihrer Mitglieder betrachtend, huldigte auf
schöne Weise in dem Dahingeshiedenen dem Genius der
Wissenschaft und Kunst. Der letzte Zeuge einer für Wei-
mar ewig denkwürdigen Zeit ward von dem größern Theile
der Professoren und Studierenden zu seiner Ruhestätte be-
gleitet, und der endlose Factizug, den die Letztern in mu-
stischer Ruhe und Ordnung bildeten, erleuchtete die abend-
liche Stille, durch welche die Trauertöne des weimarschen
Hautboisencorps dahinausdrachten. Als der Sarg, mit dem
Lorbeerkränze, der Lyra und dem Schwert geschmückt, auf
dem Friedhose anlangte, stieg der Vollmond über die Berge
herauf und mischte sein Licht mit dem Scheine der Fackeln.

Am Grabe tief der Superintendent, Dr. Schwarz, in
einer ergreifenden Rede noch einmal die Erinnerung an
die schönen Tage Anna Amalia's und Karl August's zu-
rück, an die sich auch der Name Knebel anreihet.

Reich war — heißt es in jener Rede — die Zeit, in wel-
cher du deine schönsten Jahre verlebtest. Du bist nicht arm
aus ihr hervorgegangen. Du hast ihr abgerungen, was sie dir
bot. Was du dir damals erworben und gesammelt, es blieb
dir zum großen Theile auch da, als es schon lange einsamer
und stiller um dich geworden war, und die Schwäche des Al-
ters vermochte es kaum, die sonst so rege Kraft zu hemmen;
sie zu brechen, zu vernichten und ganz in lähmende Fesseln zu
schlagen — das vermochte sie nie. — Hätte er uns von dem eignen
Ergebnisse seiner Ruhe auch noch weit weniger zurückgelassen,
als wir von ihm besitzen; legten sich in ihm auch nicht dieser
Reichthum, dieser Schwung, diese Gewandtheit des Geistes, diese
Gebiegenheit und Güte des Gehörtes, diese Kraft, diese Annahm
und Handlung der Sprache, diese Sicherheit, mit welcher er sie
zu beherrschen und fortzubilden verstand, zu Tage; wir würden
schon aus der Verbindung mit den geistreichsten Männern seiner
Zeit schließen müssen, daß es kein alltäglicher Geist war, der in
der Hülle wohnte, welche jetzt dieser Sarg vor uns birgt.
Aber selten ward auch eine so reine, natürliche Gergensgüte ge-
funden, wie sie der Bollendete besaß. Seine Seele war ohne
Falsch und lag immer frei von allen Falten vor Jedem da, der
sich ihm näherte. Die Biederkeit und Treue, die sich in seinem
festen klaren Auge und in den kräftigen Zügen spiegelte, wohnt
bei ihm; auch in der Tiefe des Herzens und festete selbst Golde
an ihm, mit denen ihn übergens nicht die gleiche Ansicht der
Welt und des Lebens verband. Wunderbar und in den spätern

*) „Sammlung kleiner Gedichte“, S. 80.

n seines Lebens beinahe während war die Richtung der mit der Milde des Gemüths, des festen, oft so unbedingten Willens mit dem hingehenden kindlichen Wesen, die in ihm, und die ihm so leicht Aller Herzen gewann. Wie er Stammbaum und das merke Pergament absteigend ihn liebt, warme, lebendige Gefühl für Wahrheit und Recht, sich immer offen und ohne Scheu offenbarte; der edle theillose Sinn, mit welchem er die menschlichen Verhältnisse betrachtete; die Bereitwilligkeit, mit der er fremden Verdienst anerkannte; die anspruchlose Bescheidenheit mit welcher er sich denen, die ihm geistig überlegen vaterordnete, ohne doch sein eigenes Urtheil anzugeben und am Klaven fremder Ansicht und Meinung zu machen; die Art von Kleinlichkeit, beschränkten Rücksichten, wenn es galt, Menschen nach Dem zu würdigen, was er im Leben leistet. Dritter war die stille Zufriedenheit und die Geduld bei welcher er, ohne die vielen künstlichen Bedürfnisse, die der vorwiegende Zeit ersand, seine Ansprache an das Leben anknüpfte und genoß, was es ihm bot, aber auch die Sorge sich schenkte, wenn es ihm etwas versagte. Nur eins, was diese Heiterkeit und Ruhe zu trüben vermochte: der Schmerz fremder Noth; der Gedanke, daß Andere um und neben ihm; das Mitleid für den Schmerz, der sie verwundete. Da brach dem starken Manne wol das Herz. Er suchte Empfindungen, die sich seiner bemächtigen, zurückzuhalten niederzukämpfen. Er gab Alles hin, was er besaß, um Leid, welches ihn so tief berührte, zu lindern. Vermochte nicht, dann haben Die, die ihn im Stillen beaufsichten, es sehen, wie sich die Thräne, bereit er für den ersten Blick fähig zu sein schien, unter den Wimpern hervorkommt, aber zerdrückt wurde, noch ehe sie dem Auge entquoll. Er ein seltener Mensch, eine reiche Natur, für das Höchste Beste empfänglich, seiner Kraft sich bewußt, und doch mit ihr nie hervorbrängend, großartig angelegt von dem Schöpfer dessen bildende Hand ihm die Wege zu einer scharf ausgeprägten Eigenthümlichkeit aufdrückte.

Die nachfolgenden Verse wurden dem geliebten Tode von einem seiner mehrjährigen Freunde (dem Vernehmen nach von dem großherzoglich weimarischen Geh. Rath Kanzler von Müller) mit einem Lorbeerkranz geweiht:

Nachruf an Knebel.

Ausgelitten, ausgerungen
 Daß du, der du einst gesungen
 Jeder Klangvoll und erhaben,
 Zeichen reicher Geistesgaben.
 So begünstigt von den Mufen,
 Menschenfreundlichkeit im Busen,
 Hat uns dein befreundet Bild
 Mit Berehrung stets erfüllt.
 Ehrfurcht deinen Silberhaaren
 War uns süße Pflicht seit Jahren,
 Sie, die letzten treuen Zeugen
 Terner Zeiten ohne Gleichen,
 Wo an Weimars Firmament
 Ihre Namen Jeder kennt.
 Wird dein Saitenspiel nun schweigen,
 Nimmer dich mein Ruf erreichen,
 Darf es nimmermehr mir glücken,
 Deine liebe Hand zu drücken —
 Wird dein Bild doch immer leben,
 Immerbar und hoch umschweben;
 Denn voll Kraft und Geistesstärke
 Strahlen ewig deine Werke,
 Und dein Grab im Rundesglanz
 Schmäckt dieser Lorbeerkranz.

Verzeichniß von Knebel's Schriften.
 Einige Beiträge zu dem Schmid'schen „Rufnamen“

nach“, dem „Lafchenbuche für Dichter und Dichtersfreunde“, zu Wieland's „Deutschem Nocturn“, Herder's „Abrahaam“ und „Schiller's „Horn“ abgerechnet, hat Knebel nachfolgende Schriften geliefert:

1. Elegien von Propertius. Leipzig 1798. 8. *)
2. Sammlung kleiner Gedichte. Leipzig 1815. 4. **)
3. Lucretius Carus von der Natur der Dinge. Mit dem lateinischen Text nach Wakefield's Ausgabe. Leipzig 1821. 2 Bde. Gr. 8. Zweite Auflage (ohne den lateinischen Text). Ebenb. 1831. Gr. 8. ***)
4. Hymnus am Schlusse der Jahreszeiten von Thomson. Jena 1824. 4.
5. Lebensblüten. Erstes Heft. Jena 1826. 12.
6. Saul, Trauerspiel von Alfieri. Uebersetzt. Jümelmann 1829.

Einzelne, in den erwähnten Sammlungen nicht befindliche Gedichte enthalten die „Lebensblüten von und für Knebel. Gedruckt als Manuscript für Freunde und Freundinnen zur Feier des 30. November 1825.“ Weimar. 4. (Vgl. jensische „Allgem. Literaturzeitung“, 1825, Nr. 238.)
 Dr. Heinrich Doering.

Mittheilungen aus dem Tagebuche eines Arztes. Aus dem Englischen überfetzt von E. Jürgens. Drei Theile. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 1833. Gr. 16. 4 Theile.

Wir besitzen Memoiren von Rechtsgelehrten, Militärs, Theologen, Ministern, Fürsten und Seemännern; Apotheker und Scharfrichter, Kammerdiener und Kammerfrauen haben uns in den letzten Jahren mit Mittheilungen aus ihrem Leben überschüttet, kurz, fast jede Classe hat ihre Memoiren, nur die Aerzte haben bis jetzt geschwiegen. Da die Memoirenschreiberei heutzutage in manchen Ländern nur ein anständiges Mittel zum Gelderwerb geworden ist und nur selten aus wirklicher Neigung geschieht, so könnte man dem ärztlichen Stande wol gar Glück wünschen, daß der alte Spruch: „Dat Galeas open“, sich so sehr an dessen Mitgliebern bewährt hätte, und daß sie wol Rezepte, aber nicht Memoiren zu schreiben brauchen. Inwiefern ist es doch zu beklagen, daß Männer, denen so unterhaltende, reiche und belehrende Materialien zu Gebote stehen, daß die berühmten und glücklichen Aerzte in Haupt- und Universitätsstädten so lang mit ihren Mittheilungen gewesen sind. Wie interessant müßten nicht ärztliche Memoiren eines Huseland, Eoder, Keil, Start, Heim, Carus, P. Frank und Anderer sein, die

*) Vgl. „Erfurter gel. Zeitung“, 1798, St. 2 (von Herder). „Allgem. Literaturzeitung“, 1798, Nr. 334 (von K. B. Schlegel). F. A. von Strombeck: „Einige Bemerkungen über v. Knebel's Uebersetzung der Synchia des Propertius“, in der „Neuen berliner Monatschrift“, März 1800, S. 208 fg. „Literarisches Conversationsblatt“, 1822, Nr. 251.

**) Vgl. „Leipziger Literaturzeitung“, 1816, Nr. 174. „Wochenblatt für gebildete Stände“, 1816 (Uebersicht der neueren Literatur. Nr. 3). „Weidener Jahrbücher der Literatur“, Jahrgang IX, Heft 10, S. 958.

***) Vgl. Degen's „Literatur der deutschen Uebersetzungen der Römer“, Abth. 2, S. 113 fg. „Allgem. Literaturzeitung“, 1825, Nr. 289 u. 340. „Göttinger gel. Anzeigen“, 1824, St. 33, S. 521—523. „Von Knebel's Uebersetzung des Lucretius“, ein Aufsatz von Göthe, in dessen „Kunst und Alterthum“, Bd. 3, S. 156 fg. (wieder abgedruckt in Göthe's „Nachgelassenen Werken“, Bd. 5, S. 212 fg.).

so oft nicht bloß heftende Kräfte, sondern auch beruhende Haus-
fernde gewesen sind; denn mit einer bloßen Krankheitsgeschichte
oder einem rein medicinischen Tagebuche würde freilich nur den
wenigsten Lesern gebüht sein.

Die vorliegende Schrift ist, soviel uns bekannt, der erste
Versuch, diese Lücke in der medicinisch-populären Literatur aus-
zufüllen. Und sie füllt dieselbe nach unserm Dafürhalten auf
eine ausgezeichnete Weise aus. Als ihr Verfasser wird in Eng-
land von der öffentlichen Meinung der Doctor Garrison, ein
in London lebender, geachteter Arzt, bezeichnet; auf jeden Fall
ist derselbe ein praktischer Arzt, ein Mann von Geist und Herz,
von vielen wissenschaftlichen Kenntnissen und von einem außer-
ordentlichen Sarggefühl, das mitunter fast störend hervortritt,
jedoch seinen eigentlichen Grund nur in der warmen Theilnahme
hat, mit welcher er seine Kranken behandelt. Und freilich sind
die Umstände derselben oft von der Art gewesen, daß wol selbst
das festeste Herz erbeben und ein an menschliches Leiden aller
Art gewohnter Blick sich schauernd von diesen Wohnplätzen des
menschlichen Glendes hinwegwenden muß. Wir haben hiermit
schon angedeutet, daß diese Schilderungen zum großen Theile
Nachträge sind, die sich daher auch vorzugsweise zur Lectüre
für Männer eignen. Frauen von zarterm Gefühl werden we-
nigstens gut thun, diese Schilderungen nicht am späten Abend
zu lesen. Sonst könnten sie dieselben, ohne vor Scham erröthen
zu müssen, lesen, da keine Unanständigkeit oder Schlüpfrigkeit
das Buch entstellt und aus der Schrecklichen Krankheits- und
Lebetsgeschichte eines Wanklings im zweiten Theile durch die
Masshaltung des Uebersetzers die entsetzlichen Einzelheiten ver-
schwunden sind, welche englische Leser oder Leserinnen vielleicht
eher ertragen konnten als deutsche.

Um nun etwas näher auf den Inhalt dieses Buches einzu-
gehen, durch welches sich Ref. in einem hohen Grade angezogen
geföhlt hat, so bemerken wir, daß es eine Reihe von Gemäl-
den enthält, in denen das Leiden und Sterben von Personen
aus allen Classen der Gesellschaft bald in ausführlicher Erzäh-
lung, bald in Auszügen aus dem Tagebuche des Arztes dem
Leser vorgeführt wird. Lebendigkeit der Darstellung, die nur
nur hier und da durch einige zu ausführliche religiöse oder me-
taphysische Erörterungen gestört wird, Reichthum an ergreifenden
Situationen und Wahrnehmungen aus dem innersten Leben, ge-
naue Kenntniß der Verordnungen in Palästen und Hütten und
eine durchaus moralische Tendenz sind die hervorstechenden Ei-
genheiten dieses Buches. In wie weit den hier mitgetheilten
Geschichten Wahrheit zu Grunde liegt, oder in wie weit die
Wahrheit zur Dichtung geworden ist und sich in ein novellen-
artiges Gewand gekleidet hat; ob der Arzt Alles selbst gesehen
und erlebt, oder hier und da aus mehreren Krankengeschichten
eine zu machen sich erlaubt hat, vermag Ref. von seinem Stand-
punkte aus nicht zu beurtheilen. In England selbst mögen die Zu-
hörer darüber getheilt sein, wenigstens hat man in der Erzählung:
„Der Staatsmann“ (im dritten Theile, die zweifelhafte zu den
besten und mit besonderer Wärme ausgeführten Schilderungen
gehört), eine Charakteristik Ganning's finden wollen und den
Schluß derselben auf den Selbstmord Cattermole's gedeutet.
Der ärztlichen Beredsamkeit ist der Verf. nie zu nahe ge-
treten, bloße Anfangsbuchstaben oder entstellte und veränderte
Namen bezeichnen die Hauptpersonen in seinen Schilderungen.

Ref. wählte keine dieser Gemälde als mangelhaft oder zu-
rückstoßend zu bezeichnen. Am werthvollsten sind ihm, außer
den beiden schon bezeichneten, im ersten Theile: „Das Sterbebett
eines Gelehrten“, „Der Zwirkampf“, „Die Schwindsucht“; im
zweiten Theile: „Der Erbenraub“, „Der philosophische Wirt-
thier“; im dritten Theile: „Der zu Grunde gerichtete Kaufmann“
und „Mutter und Sohn“ erschienen. Aber auch alle übrigen
Erzählungen spannen die Erwartung des Lesenden in einem ho-
hen Grade und belehren. In dieser Beziehung noch wenige
Worte.

Vor einer Reihe von Jahren war Bagnis's „Moral in

Beispielen“ ein beliebtes und nützliches Buch. Seitdem hat
man es mit manchen andern Hand- und Hülfsbüchern versucht;
jetzt soll der Glaube eigentlich Alles thun, und die Abschreckungs-
theorie wird verworfen. Nach des Ref. Meinung ist in dem
vorliegenden Buche noch weit mehr Leben und Anschauung wirt-
licher Dinge und Erfahrungen als in der Bagnis'schen Schrift,
und es dürfte dasselbe sich daher verständigen Erziehern, ver-
nünftigen Seelsorgern und einsichtsvollen Aufsehern von Zucht-
und Bewahrungsanstalten in mannichfacher Beziehung empfehlen.

Die Uebersetzung liest sich sehr gut und fließend. Um so
mehr ist das deutsche Respublicum dem Hrn. Jürgens für die
Uebersetzung einer Schrift verbunden, die in England sich eines
ausgezeichneten Erfolgs zu erfreuen gehabt hat, bereits in das
Französische übersezt ward und in Nordamerika sogar stereoty-
pirt worden ist.

Notizen.

Ägyptische Journale.

Es erscheint gegenwärtig zu Kairo ein Journal in ara-
bischer und türkischer Sprache, welches besonders für Handels-
leute wichtig werden dürfte; außer den inländischen und aus-
ländischen Neuigkeiten enthält es die Preise der gangbaren Ein-
und Ausfuhrwaaren, nebst sämtlichen Verordnungen der ober-
sten Behörden, die auf Schifffahrt und Handel Bezug haben. Die Big-
nette stellt eine Pyramide vor, daneben Palmbäume, hinter welchen
die Sonne aufgeht, ein Symbol der beginnenden Aufklärung.
Auch wird in der Hauptstadt Ägyptens ein „Moaitour égyptien“
gedruckt, der eine sehr liberale und oft mutige Sprache führt.
Soviel übrigens auch Mehemed Ali für Ägyptens Cultur und
Bolsfahet gethan, so viel Großes er auch durch Befregung der
großen Hindernisse verrichtet, so bleibt doch das Land, in wel-
chem das Landvolf schwächet, ein Flecken auf dem Ruhme die-
ses modernen Ptolemäus. Sämmtliche Staatsbeamte werden
nämlich in Naturalien ausbezahlt, und diese werden dem Acker-
bauer um den halben Preis entziffen. Die Einkünfte des Bir-
königs betraffen sich dreimalen auf 55 Millionen Francs, die
Ausgaben auf 42 Millionen; die Hälfte dieser Summe wird
für die Armee verwendet, mit der andern Hälfte wird der Tri-
but an die Pforte bezahlt, der Hofstaat des Birckönigs unter-
halten u. s. w. Mehemed Ali hat das Project, ein großes wis-
senschaftliches Institut zu errichten nach Art unserer Universi-
täten. Bereits besitzt die Hauptmoschee in Kairo eine bebren-
tende Unterrichtsanstalt. Ueber jeder Cisterne in der Stadt ist
ein Schutgebäude besinitzt; Wasser und Unterricht werden un-
entgeltlich gereicht. Ibou Zabel, drei Meilen von Kairo, ist
eine wichtige Medicinische Schule, welche unter der Leitung des Stot-
Bei steht. Ein Adoptivsohn dieses gelehrten Franzosen, ein
junger Keger aus Nubien, studirt gegenwärtig auf dessen Kosten
zu Paris.

Katholische Kirchen in Indien.

Es befinden sich gegenwärtig in Indien 4 apostolische Bi-
care, welche zu Pondichery, Mecapoly, Bombay und Igra
residiren. In Kerpaul wohnt der Präfect der röm. Mission.
Der Primas des Orients ist der Erzbischof von Goa; ein an-
derer Erzbischof hat seinen Sitz zu Cranganore auf der Insel
Malabar. In Kalkutta, welches zur Diöcese von Madras ge-
hört, sind 10 katholische Kirchen. Der Bischof von Bombay
hat 6 Kirchen und 2 Kapellen unter seiner Jurisdiction; zu
Serate 2 Kirchen u. s. w. Die Kister besolgen meistens die
Regel des h. Augustinus. Die Bekehrungen sind in der letzten
Zeit eben nicht brillant ausgefallen. Die Missionaire haben
meistens eine feste Kräftigkeit; man achtet sie um ihres guten Be-
tragens willen, ihre Kenntnisse in der Medicin haben ihnen
die Liebe der Eingebornen erworben.

19.

literarische Unterhaltung.

Donnerstag,

— Nr. 100. —

10. April 1834.

Die Geiselfahrt. Eine Erzählung aus dem vierzehnten Jahrhundert. Von Georg Döring. Drei Theile. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1833. 8. 4 Thlr. 20 Gr.

Die Zustände und Ereignisse Deutschlands im 14. Jahrhundert, verworren, verhängnißvoll, aus vielartigen, zerrißnen Elementen zusammengesetzt, bieten allerdings einen geeigneten Hintergrund für jene abenteuerlich-düsteren Erzählungen dar, für welche das lesende Publicum noch immer besonders Interesse hegt, und auf die es die Mehrzahl unserer Novellenschreiber abgesehen hat. Die Limburger Chronik, eine Hauptquelle für jene unheimliche Zeit, ist reich an Stoff und abgerissnen Einzelheiten, an Skizzen und Umrisßen, welche einem umständlichen Novellisten, grade um ihres elementarischen und unausgeführten Charakters willen, weil sich Alles daraus formiren läßt, zu Gute kommen. Das heil. röm. Reich unter Karl IV. wandelnd und schwankend, die Ubergewalt und Insolenz der Raubritter, die Anmaßung und Eitelkeit der Bürger in den Städten, keineswegs von jener Einfachheit befeelt, welche man gewöhnlich in jene Jahrhunderte hineinträumen pflegt; die zweideutige Aufführung der Geistlichkeit, die politische Haltlosigkeit, der jähe und schreckliche Ausbruch eines religiösen Wahnsinns; grauenvoller Büßenden furchtbare Herzüge; die Schrecken einer verheerenden Seuche, und unter diesem Weh und Leid die Nachklänge besserer Zeit in dem Meistersang und den letzten Minneliedern — dies Alles kann für einen geschickten Sinn eine reiche Fundgrube für anziehende Verwickelungen, barocke Persönlichkeiten und seltsame Vorfälle werden.

Einen Beleg dafür liefert der vorliegende Roman. Er ist das letzte Werk eines talentvollen Schriftstellers, welcher, sich der Zuneigung des Publicums erfreuend, nun plötzlich zum Leidwesen der Lesewelt vom Tode ereilt wurde. Wahrscheinlich läßt dies letzte Werk die Freunde seines Talents seinen schnellen Verlust um so tiefer empfinden, denn es ist vielleicht überhaupt sein gelungenstes. Der Verf. hat hier alle vorliegenden und bereits ange deuteten Elemente jener Zeit umsichtig benützt und in seine Erzählung aufgenommen; die wüthenden Flagellantenzüge, die verheerende Pest, das Mönchsleben, das Ritterthum, das Stillsitzen der Bürger, die innern Zustände der Zudenshaft — Alles spiegelt sich auf dem vaterländischen

Boden, der dem Verf. am nächsten lag, in wohlgeordneten Gruppen wieder. Herr Hans vom Rhein — so ist die Fabel des Romans —, aus edlem Geschlecht und kaiserlicher Vogt zu Frankfurt, hat einen Sohn, Salentin, welcher von Paris, wohin er, obgleich ritterlicher Abkunft, gezogen, um sich die ärztlichen Kenntnisse zu Heilung der erblindeten Mutter zu erwerben, eben zurückkehrt. Er ist ein schöner, wohl in Waffen und Büchern erfahrener Jüngling, wie es sich für den Helden einer solchen Geschichte ziemt, und ein sonderlicher Freund jener Gesänge, welche damals milde und veröhnend das schöne Rheinufer durchzogen. In dieser Zeit — so erzählt in aller Kürze die Limburger Chronik und ihr folgt der Verf. — lebte auf einer Rheininsel, die ingelheimer Au genannt, ein ausfägiger Mönch, welcher die schönsten Weisen dichtete, die allerwärts gesungen und gespielt wurden. Salentin, der diese Lieder in Paris zuerst vernommen, wird von ihrer Gewalt und Schwermuth, sowie von dem unglücklichen Schicksal des Sängers so gerührt, daß er ihn auf dem Rückwege nach der Heimat in seinem versteckten Aufenthalt aufsucht. Er ist der Erste, der den Ausfägigen zu besuchen wagt. Mit ahnungsvollen Gefühlen scheidet er von dem räthselhaften Mönch, der ihm sein Angesicht nicht gezeigt hat, aber die Seinen zu kennen scheint, und ihm die tröstliche Aussicht eröffnet, daß das heimliche Liebesverhältniß zwischen dem Jüngling und Regina, der schönen Pflögetochter des Herrn vom Rhein, welche als namenloser Findling leider nicht ebenbürtig ist, noch ein freundliches Ende gewinnen werde. Der Mönch versichert Salentin der innigsten Theilnahme an seinem und der Geliebten Schicksal und verheißt ihnen, obgleich fern, schützend und rettend in drohenden Gefahren zur Seite zu stehen. So gelangt Salentin in die Heimat, nachdem er vorher viele von der Pest verwüstete Dörfer durchzogen und aus einem der verödeten Pesthäuser zwischen Leichen hervor ein junges Mädchen, Imagina, gerettet hat, welche er mit sich in das ältliche Haus nimmt. Hier beschäftigt ihn die Sorge für die blinde Mutter, und zugleich wird er als Arzt von der Pflöge, die Pestkranken in den Spitälern zu besuchen, in Anspruch genommen. Schöner als je erscheint ihm Regina, und inniger als je besteht ihre Liebe. Unterdessen schwärzt sich der Himmel über den Liebenden und der guten Stadt

Frankfurt. Die wüthende Bürgerschar der Flagellanten zieht heran und bedroht auch hier den Pöbel mit ihrem verderblichen Einfluß. Ihre Menge wächst von Stunde zu Stunde, Aufruhr und Anarchie herrscht in der Stadt, und bange Furcht befüllt die Bewohner. Eben feiern die Patricier Frankfurts in dem Lateran das sogenannte Hirschessen, als die Geißlerschar sich der Stadt nähert. Mit Mühe gelangen die Theilnehmer des Festes unverfehrt nach Hause. Schon sind die Strafen mit Geißlern überschwemmt, als der Herr vom Rhein mit Salentin und Regina die blinde Mutter nach Hause geleitet. Da kommt ihnen entgegen an der Spitze eines wüthenden Haufens ein großes, wildes Weib, eine Meisterin der Schar; sie tritt gebieterisch vor Ofela, die Blinde, hin, legt ihr die Hand auf die Schulter, und ermahnt sie in heftigen Worten als eine große Sünderin zur Reue und Buße. Haß ohnmächtig wird die Blinde von den Thigen nach Hause gebracht, ein irrer Zustand befüllt sie, sie verlangt zu den Geißlern, und wüthet in eingebildeter Sündhaftigkeit gegen ihren eignen Leib.

Unterdessen zieht, um das Glück der Familie zu stören, ein Unglück anderer Art gegen Salentin auf: Unter den zahlreichen Zuschauern beim Hirschessen war auch Simeon, ein reicher Vorsteher der Judenschaft, mit seiner schönen und eiteln Tochter Cheyle gewesen. Er war dort in Streit gerathen; der Pöbel hatte die Ungläubigen in ihren Masken erkannt, ein Tumult begann; der rasende Pöbel schleppt den Juden fort, um ihn für sein frevelhaftes Eindringen in den Patriciersaal im Main zu ertränken. Nur mit Mühe gelingt es Salentin, die schöne Jüdin zu retten und unverfehrt nach Hause zu führen. Bei diesem Tumult zeigt sich zuerst ein großer Mann in der Tracht eines Barfüßermönchs helfend und rettend. Er macht vergebliche Versuche, den Juden dem Pöbel zu entreißen. Endlich gelingt es ihm, da der Unglückliche eben ertränkt werden soll, mit Hülfe Salentin's, der mit Bewaffneten herbeikommt. Das Herinbrechen des allgemeinen Unheils unterstützt ihn hierbei selbst. Denn in eben dem Momente, wo der Jude sterben soll, ziehen die Geißler, da es beinahe Nacht ist, mit zahllosen Fackeln und unter schauerlichen Bußgesängen in die Stadt. Bei der unerwarteten Nähe dieser schrecklichen Schar zerstreut sich der entfesselte Pöbel und läßt den Juden entkommen. Cheyle aber, die schöne Judentochter, welche bei Gelegenheit des Festes Salentin erblickte, wird von wüthender Leidenschaft zu ihm ergriffen und beschließt, ihn zu besitzen, um welchen Preis es auch sei. Sie wendet sich deshalb an einen israelitischen Schwarzkünstler, den Rabbi Manasse, welcher gelobt, für Salentin einen Liebestrank zu bereiten. Hierzu bedarf es aber des Mutes eines unskuldigen Mädchens, welches Salentin in treuer und uneigennütziger Liebe ergeben ist; diese ist gefunden in Imagina. Durch verrätherische Diener des Herrn vom Rhein kommt sie in Manasse's Gewalt, und nur die unerwartete Erkennung eines Helfers in der angenommenen Gestalt von Manasse's Diener befreit sie von dem nahen Tode. Von diesem Ausgang der Sache erfährt Cheyle

nichts, da die Geißler eben furchtbar in der Stadt hantieren, und der Rabbi es nicht sogleich wagt, ihr sein geschütztes Vorhaben mitzutheilen. Sie erwartet am andern Morgen den Geliebten, dem sie den unheilvollen Trank beigebracht wohnt. Statt seiner kommt aber ein fahrender Sänger, Mustablüt, den die Geißler unterwegs mit andern fahrenden Spielern aufgefaßt und der ihnen nur mit Mühe entkommen ist. Er ist sehr jubringlich, und nur durch die plötzliche Annäherung von Cheyle's Vater, den er fürchtet, läßt er sich bewegen, in eine im Zimmer stehende Truhe zu schlüpfen. Hierin schmachtet Mustablüt und wird endlich vor Angst ohnmächtig. Unterdessen aber wird Cheyle, die sich in ihren Erwartungen getäuscht sieht, plötzlich sehr übel; alle Symptome der Pest zeigen sich an ihr, sie ist in einer Stunde todt. Zuvor aber beschwört sie den herbeieilenden Manasse, daß er die Truhe mit ihr bestatten soll. Nur durch Felician, der bereits in Gestalt des Judenbieneres Imagina erlitten, wird auch Mustablüt eben in dem Augenblick befreit, wo man ihn in die Gruft senken will.

Es würde uns zu weit führen, den fernern Inhalt der Geschichte ausführlich anzugeben. In aller Kürze ist der Fortgang dieser. Die Geißlerschar, aufgeregt durch einen ihrer Meister, den Schuhflicker Sodebrecht, welcher Simeon, den Juden, persönlich haßt, wirft Feuer in der Juden Häuser. Simeon kommt in den Flammen, vor seinem Geldkasten sitzend, um. Die Synagoge wird über den Häuptern der dorthin geflüchteten Juden angezündet. Jenes fanatische Weib, Joffride, bringt mit dem Häuptling der Geißler, Galeozzo, in das Haus des Herrn vom Rhein. Hier erblickt Galeozzo Regina; eine heftige Leidenschaft bemächtigt sich seiner, er entführt sie. Abermals tritt der graue Barfüßer helfend ein und befreit Regina. Unter diesen Stürmen erhalten wir Aufschlüsse über das frühere Leben des Herrn vom Rhein, die dieser seinem Sohn Salentin mittheilt. Jene Joffride ist die ehemalige Braut des alten Ritters, die ihm elast von seinem besten Freund, Meinrad, geraubt wurde. Salentin ahnt, daß dieser und der ausfällige Mönch ein und dieselbe Person sind. Inzwischen bescheidet ein Brieflein den Herrn vom Rhein zu einer Zusammenkunft bei der Kapelle, wo die Ausfälligen herbergen. Er findet dort den grauen Barfüßer, der sich ihm als Meinrad zu erkennen gibt. Beide ruft das inzwischen die ganze Stadt ergreifende Feuer dorthin zurück. Sie kommen in des Patriciers Haus. Hier hat unterdessen der Himmel Glück und Unheil zugleich verhängt. Ofela, die Blinde, ist durch ein Wunder sehend geworden und zugleich geistig gesund; aber Regina ist durch Galeozzo zum zweiten Mal geraubt. Der graue Wüßende, der ihr Vater ist, setzt dem Räuber nach. Er findet sie endlich zufällig in einer Köhlerhütte, bei ihnen die sterbende Joffride, welche einst Meinrad's Gattin war. Er selbst ertheilt ihr Abendmahl und Absolution; Galeozzo aber fällt in die Hände des heimlichen Gerichts. Den grauen Wüßenden jedoch verhindert sein Gelübde, die Tochter in die Wohnung des alten Freundes zurückzuleiten, er überläßt sie einem Andern und ver-

schwebet. So gebührt, da nun auch die Götter die Sonne räumen müssen, das Verhängniß der Liebenden ein klägliches Ende; die nunmehr ebendürftige Regina, als eine der Mitternachts-Locher, wird Salentin verlobt. Der hübsche Weinrad, ein und dieselbe Person mit dem häßlichen Baerthelmer und dem gefangenen Meister Lukas, hatte dem alten Petri vom Rhein, der ihm Alles vergiehet, verheißen, daß er ihn noch einmal sehen solle. Im Herbst, wenn die Blätter fielen, solle der Freund ihn mit den Seinigen auf der ingetöneten Au besuchen. Ihre Nachen trägt sie dorthin; allein sie finden Meister Lukas todt. Wie sich an der Leiche zeigt, war er nicht ausläslich; aber sein strenges Büßgelübde, das er zur Sühne seines Verbrechens an der Freundschaft übernommen, verurtheilt ihn zu der Maske dieses furchtbaren Krankheit. So endigt der Roman.

Es läßt sich nicht leugnen, daß der Erzähler sein Sujet mit vielem Geschick behandelt hat. Die Entwicklungen sind anziehend und die Aufösungen im Ganzen befriedigend. Die Massen sind mit Einsicht gruppiert, und die Ausmalung der Scenen verräth einen fertigen Pinsel. Besonders ist bei der Anlage des Ganzen jene Kenntniß der Verhältnisse hervorzuheben, welche beim dramatischen Dichter Bühnenkenntniß heißt, und die beim Novellisten noch weitere Grenzen hat, weil sie das gesammte lesende Publicum betrifft. Mit einem Wort: wenn die Unterhaltung des Publicums das Kriterium abgeben soll, so befriedigt der vorliegende Roman vollkommen. Aber zugleich ist von der unbefangenen Kritik, welche, von höhern Gesichtspunkten ausgehend, den Maßstab des Poetischen an solche Erzeugnisse legen muß, auch das Gebrechliche des Products hervorzuheben. Diese Gebrechlichkeit aber theilt unser Roman beinahe mit allen seiner Gattung im Gebiete unserer modernen Literatur.

Was aber die eigenthümliche Schwäche dieser Kunstproducte ausmacht, das ist ihre innere poetische Zerfalltheit. Diese Uneinheit, Halbheit, dieses poetische Glitterwerk, welches bei jedem Windzug die auffallendsten Widern zeigt, klebt beinahe allen unsern historischen Romanen ohne Ausnahme an. Es ist nicht der Hauch der wahren Poesie, der sie durchweht, denn dieser bildet Gestalten, welche nicht bloß äppig und lebendig, sondern auch ganz und schön sind. Hier aber begegnen uns lauter Personen, welche alle noch sehr bedürftig sind. Einige davon haben wirklich einen poetischen Anstrich; aber das eben ist das Schlimme, daß dies nur ein Anstrich bleibt und ihnen die Poesie nicht durch Mark und Bein bringt. So sind fast alle Gestalten dieser Döring'schen Dichtung: der Held Salentin ist ein nihilistisches Wesen. Es wird von ihm gesagt, daß er liebe, heiß, innig liebe, daß er tief empfinde, gut bewandert sei u. s. w.; aber den Ausdruck von dem Allen vermißt man eben. Er wird auch auf die legt dem Novellisten selbst lässig, der ihn, wo er ihn los sein will, — weil er denn zum Glück einmal ein Medicus ist — ins Spital zu den Pestkranken schickt. Regina ist ein altdeutsches Mädchen im modernen Novellenstimm, das ist genug gesagt. Mit diesen

guten Rabbin haben und die letzten fünfzig Jahre ganz verloren gemacht. Von den Klostermännern an, die Gottes- und Mitternachtsstunden hindurch bis auf heute geht ihre Geschichtsbücher. Blausch: Haar, blaues Auge, worin ein Stammel Schlämmerei, schlanker Wuchs, mild und freundlich, still und stilllich u. s. f. Es ist wie das Signaturnant auf einem Kesselpaß; nur die besondern Kennzeichen fehlen. Weinrad der Däber ist ein so ziemlich gehaltener Charakter; es ist aber schlimm, daß man eben nur diese Kategorie auf ihn anwenden kann. Er sollte eine poetische Gestalt sein; und so mehr, da er die Hauptfigur ist. Der Jude Amron ist ein widerwärtiges Subject, und doch kein rechter Jude. Seine Tochter Cheyle ist zu orientalisches heiß für ein frankfurter Stadtkind, und doch nicht heiß genug, wenn einmal ein Extrem gegeben werden sollte. Seitlich und charakteristisch für unsere neuen Novellisten (besonders im historischen Roman) ist es, daß ihnen die Nebenfiguren immer am besten gelingen. Sie sind gewöhnlich weit markirter als die Hauptpersonen. Das kommt daher, weil unsere Novellisten um so poetischer unkäufiger werden, je länger sie bei ihren Gestalten verweilen. Es ist eine angeborene Schwäche, die eben den Mangel an ursprünglicher Dichtkraft bezeugt. So sind in unserm Roman Titel Glockentag die fahrende Sängerin, Herr Gensbein der Limburger Chronikenschreiber, der Bettelmonch Status Trodenbrot und Muskatbär, der Pitherspieler, gelungener und befriedigender als die meisten der Hauptfiguren. Eine gleiche Schwäche offenbart sich in den Motiven. Hier ist an unserm Roman Vieles auszuweisen. So z. B. ist Imagina ein ganz bedeutungsloses, leeres Wesen; es scheint, sie ist bloß deshalb da, um das Blut für den Liebestrank herzugeben. Weinrad's Buße erscheint selbst für die damalige Zeit viel zu ungeheuer für sein Vergehen. Das Benehmen der blinden Frau Ophelia, welche mit einem Mal eine fanatische Geisteserkin und ebenso plötzlich wieder vernünftig wird, ist ganz unmotiviert; ebenso Galeazzo's plötzlich ausbrechender Wahnsinn. Daß grade der lustige Gensbein ein Freischöpfer der heiligen Wehne ist, stimmt nicht mit dem historischen Begriff, dem wir von einem Wehrichter haben. Bei dem Allen ist, wie bemerkt, die Novelle nicht ohne poetische Färbung. Einzelne Scenen, die einen großartigen Eindruck machen, bezeugen dies. So die Scene von der sterbenden Jüdin, die Scene zwischen Felician und dem Meister Lukas im Judenkirchhof, und die darauf folgende sehr ergreifende zwischen dem Rabbi und der Jüdin. Dies sind schöne Nachstücke; warum müssen es aber grade Nacht-, Grab- und Kirchhofstücke sein? Das sind Hebel, die dem Publicum behagen, aber der wahrhaftigen Poesie Eintrag thun. Schön ist auch die Schlussscene des Ganzen, wie der Herr vom Rhein und die Seinen den toden Weinrad auf seiner Insel besuchen. Hier ist wirklich einfache Wahrheit, wie sie uns in solchen Geschichten nur selten geboten wird.

Unter den einzelnen Gestalten der Novelle ist unstrittig Felician die gelungenste. Nur wenig fehlt, so wäre er wahrhaft poetisch. Es ist ein schmerzliches Gefühl,

auch hier, wo die Poesie schon und laut ihre Fühgel regt; auf das Unvollendete, den ewigen Mangel unserer Novellisten, zu stoßen. Wenn diese nur aufhören wollten, solche Figuren, die in sich selbst das Besondere, Bedeutende und Poesische offenbaren müssen, durch äußerliche Zufälligkeiten und körperliche Kennzeichen zu markiren. So hat der Dichter mit diesem Felician die Einrichtung getroffen, daß ihm ein ewiges unwillkürliches Lächeln um den Mund spielen muß, und daß er grade da lacht, wo andere Menschen ernsthaft sind. Warum denn solche Unnormitäten und seltsame Geberden? Dies macht die Person zwar äußerlich wunderlicher, aber nicht im Innern bedeutsamer.

Wo der Verf. ins Reflectiren geräth, da theilt er die allen unsern Novellisten gemeinsame Schwäche. Diese Reflexionen sind platt und alltäglich. Es ist ein Wiederkären der Zustände, die von selbst sprechen müssen, ein Herumtreiben auf Gemeinplätzen: über den Verfall alles Irdischen, über die Stärke der Naturempfindungen; wie das Menschenleben so hinsüßig als eine Blume, wie kein Bär und Tiger so grausam als der Mensch, das Ebenbild Gottes sei. Auch das Rührende ist bei Döring widerwärtig. Dieses Rühnenwollen, dieses Breitmachen abgenutzter Empfindungen ist ein Rückfall in die Unpoesie. Oft ergibt eine recht gelungene Scene mit einem solchen faden Rührspiel. Diese rührenden Stellen, denen man das Berechnete so sehr ansieht, sind „die alte Parade“ unserer Romanschreiber, womit sie sich den Genius der Kunst abwehren, und doch lehrt nur dieser, nur die Erkenntniß des wahrhaft Poesischen sie in ihrer Nichtigkeit erkennen.

Es ist gewiß, daß unser historischer Roman überhaupt noch auf sehr schwachen Füßen steht. Wenn diese Gattung der Novellenpoesie, wie es zu erwarten steht, sich unter den Deutschen noch ausbilden soll, so muß erst die wahre Muse unsere Dichter heimsuchen. Sie müssen auch nicht bloß alte Chronikbücher, sondern die Poesie der Völker, die lebendige Sage und Geschichte studiren. Hierin wird es noch lange währen, ehe einer unserer Novellisten Walter Scott erreicht. Bis es dahin kommt, bis der allgemeine Geist der Poesie das Nationale erhöht und durchbringt, bis der Ernst der Dichtung, und nicht nur die Absicht, zu unterhalten, uns aus unsern Novellen ansieht, bis dahin werden die Van der Weide; die Tromlit, die Spindler, Blumenhagen, Döring, und wie sie heißen, nur die Genien der Leihbibliotheken, die Tröster der „schönen Lesefrauen“, die Seelen der ästhetischen Ehees, aber nicht das Eigenthum und die Freude der Nation sein. 22.

Gemälde von Deutschland. Nach den neuesten Ansichten und eigener Anschauung für die Jugend und ihre Freunde entworfen von Heinrich Rebau. Mit Abbildungen von Städten, Kirchen, Schlössern, Ruinen, Volkstrachten u. s. w. Erstes Heft. Stuttgart, Brodhag. 1834. 8. 4 Gr.

Es hat mit diesem Bächlein sein eignes Bewenden. Der bekannte Jugendschriftsteller hat sich an die berühmten

„Briefe aus Deutschland reisenden Landknecht“ abgeschickten; ja nämlich, daß er die Lieblichkeit der Darstellung, das geistreiche Urtheil dieses Werkes bebehält, aber alles Inhabige und Unsichtliche auswich und die, was namentlich Norddeutschland betrifft, nicht selten einseitigen oder ganz unrichtigen Ansichten des Verf.; der darin oft nur seine gute oder böse Laune anspricht, und zumal über Erscheinungen, Beschäftigungen und Einrichtungen eines längstabgefloffenen Zeitraumes, zu berichtigen und zu vervollständigen suchte. Insofern kann das lehrreiche Buch den Frauen und der Jugend übergeben werden, welche mit dem Tone des Originals selbst nicht vertraut gemacht werden dürfen; und sofern der erste Gehalt zu dieser Bearbeitung von dem Verleger selbst ausgegangen, die Ausführung von dem Herausgeber mit geschickter Hand zu besorgen angefangen ist, gebührt ihnen die Anerkennung. Das erste Heftchen enthält eine allgemeine Uebersicht der Lage, der Gebirgszüge, der Ströme u. s. w. von Deutschland, und ist solche in einer fürsorbenden, angenehmen Sprache gegeben, welche unterhaltend belehrt. Dem Leseblatt gegenüber ist eine von Obach auf Stein gezeichnete Nachbildung des im Besitze des Königs Wilhelm von Würtemberg befindlichen großen Landschaftsgemäldes von Prof. Steinkopf in Stuttgart, eine Ansicht des königlichen Landhauses Rosenfels zwischen Stuttgart und Kannstadt und des lieblichen Roden thales gegen Esslingen und die schwäbische Alb hin gewöhnend. Diese wohlgelungene kleine Copie ist eine wahre Zierde des Bächleins. 77.

Aphorismen.

Der gelbe Domino.

Auf einem Hofballe zu Versailles in den letzten Regierungsjahren Ludwig XIV. drängte sich zu einem der reich bedienten Buffets fast ununterbrochen ein gelber Domino und verzehrte die edelsten Speisen und Getränke in unbegreiflicher Menge. Verschwand er auch einen Augenblick, so war es nur, um so gleich wiederzukommen und mit frischem Appetite von neuem zu beginnen. Die Sache ward endlich so auffallend, daß der König selbst befohl, den unfähbaren gelben Domino zu verfolgen. Nun wies es sich aus, daß die wackerbedienten Schweizer diesen Domino gemeinschaftlich besaßen und successiv anlegten, um einer nach dem andern in derselben Vertiefung am Buffet erscheinen zu können. Ludwig lachte herzlich über den Einfall; und es ward nun angeordnet, die sonst vergeblichen und dadurch zu jener Selbsthüte veranlaßten Schweizer besonders zu bedienen.

Madame Cardon.

Napoleon sah es bekanntlich nicht gern, wenn man ein bedeutendes, von seinem Einfluß unabhängiges Vermögen besaß. Madame Cardon, Gattin eines sehr reichen pariser Kaufmanns, besaß sich in diesem Falle. Sie war auf einem Hofballe gegenwärtig, als der Kaiser rasch auf sie trat und sie druckte: „Vous êtes Madame Cardon?“ — „Oui, Sire!“ — „Vous êtes très-riche?“ — „Oui, Sire, j'ai dix ansans.“ Napoleon empfand die ganze Schärfe dieser Antwort und entfernte sich schnell von ihr.

Der Historiker Daniel.

Man weiß, daß der Jesuit Daniel unter der Regierung Ludwig XIV. eine Geschichte Frankreichs (bis 1610) erschienen ließ. Es fehlt diesem, sonst angenehmen geschriebenen Werke an historischer Treue, und besonders sind solche Materien, welche Beziehungen auf Ludwig XIV. erlauben, z. B. die Ingegnierarbeiten der Ligne, die frühern Legitimationen u. s. w. mit oft wahrheitswidriger Delicateffe behandelt. Daher sagt der Herzog von St. Simon, vom jesuitischen Historiker sprechend: „C'est un plaisir de le voir courir sur ces glaces avec ses patins de Jésuite!“ 87.

Ueber Auswanderung nach Nordamerika.

1. Wanderungen eines jungen Norddeutschen durch Portugal, Spanien und Nordamerika. In den Jahren 1827—1831. Herausgegeben von Georg Loh. Vier Bände. 8. Hamburg, Herold. 1834. 4 Thlr.
2. Reisen durch die Vereinigten Staaten und Obercanada, von Fr. Bromme. Zwei Bände. Dresden, Walther. 1834. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.
3. Der nordamerikanische Rathgeber, nebst den in den Jahren 1831 und 1832 in der Union gemachten Reisebeobachtungen, ein Taschenbuch für deutsche Auswanderer jeder Art, von H. Chr. Gerke. Hamburg, Perthes u. Besser. 1833. Gr. 12. 1 Thlr. 12 Gr.
- 4) The British dominions in North America, or a topographical and statistical description of the provinces of Lower- and Upper-Canada, New-Branswick, Nova Scotia, the islands of Newfoundland, Prince Edward and Cape Breton, including considerations on land-granting and emigration. By Joseph Bouchette, Esq. Embellished with views, plans of towns, harbours etc. Zwei Bände. London 1832. 4.

Da es die Lecture obiger vier Werke ist, an welche zunächst wie uns erlauben wollen, einige Bemerkungen über Colonisation niederzuschreiben, wird es doch vor allem Dingen wichtig sein, diese Schriften selbst im Einzelnen etwas näher zu charakterisiren.

Der Inhalt von Nr. 1 hält sich in einer völlig auferlichen, oberflächlichen Lebensrichtung, in Geschäfts- und Gesellschaftsinteressen, und da die Geschäftsinteressen nur leicht berührt werden, die Gesellschaftsinteressen aber auch von der ephemeren Art sind, kann die Lecture dieses Buches auf einen wissenschaftlich Gebildeten nur die widerwärtigsten Eindrücke machen. Der Herausgeber hat dies, wie aus einigen Worten hervorgeht, in den ersten Bänden, wo von Portugal und Spanien die Rede ist, selbst durchgeführte und meinet bedauert, der junge Mann habe sich während der Reise selbst nicht gebildet. Wir wünschen von Herzen, daß dies der Fall sein möge; im dem Gehalt des Buches ist aber von Anfang bis zu Ende kein Unterschied zu sperren; und wenn der Verf. über

Spanien unerträglich, dagegen über Nordamerika etwas tüchtiger schreibt, so liegt dies nicht sowohl an innern Fortschritten, an sich ausbildender Beobachtungsgabe, wie der Herausgeber behauptet, sondern daran, daß das nordamerikanische Leben noch gemüthlicher, höherer Interessen baarer ist als der Verf. selbst, und daß dieser vis-à-vis der Nordamerikaner nothwendig als der Lirferbemerkende, Bessergebildete erscheint.

Der Herausgeber hätte wenigstens, wenn er den jungen Mann dem Publikum vorführen wollte, Einiges thun sollen, seine Blicke zu decken, denn sowie das Buch jetzt vorliegt, erscheint die Publication desselben fast als ein maltridischer Streich. Man lese nur unter Anderm im ersten Bande, S. 73, von „Lufffahrten von Cadix nach den Ruinen von Carthago“; S. 121: „virtutae non stemma nobilitate caracter est“; S. 122: „des Plebes“; dann alle die Fabeln mit der Polizei und mit Reisegesellschaften; dann solche Bemerkungen wie S. 149: „Solado ist ein Ort, der in einem Abgund von Dascholicismus verfunken ist, und in welchem kein vernünftiger Mann ausbauen kann“; S. 153: „die unbrauchliche Art des Papierbeschmierens in Gerichtshöfen“ u. dgl.

Ferner im zweiten Bande (S. 14), wo der Verf. seine Gründe angibt, warum er eine Messe mitangehört:

Obgleich ich mich vielleicht hätte weigern können, that ich es doch nicht des lieben Friedens wegen, und glaube auch nicht, einen Verrath an meiner Religion begangen zu haben, weil es offenbar eine freie Handlung war, und zweitens, weil die Lutheraner eigentlich die Hostie und das Kreuz des Kreuzes auch behielten haben.

S. 85 ist von den „Omali“ in Nantes die Rede, und daß dergleichen keine Druckfehler sind, behauptet uns S. 111. Anderwärts ist von einem „Molus“ die Rede.

Dieser junge Held nun, dessen Auftreten als Schriftsteller (wenn auch nur in Briefen an Freunde) für unsere Leser ziemlich alle etwas Lächerliches hat, erscheint doch, sowie er den nordamerikanischen Boden betritt, wirklich als der Gebildete, und er stellt nicht nur mit Recht die Leute in Allgemeinen vor sich, sondern macht auch von seinem hohen Standpunkte aus hinunter recht achtbare Bemerkungen. So, nachdem er den Eindruck von Newport im Allgemeinen geschildert, sagt er (S. 127):

Was dieser Klasse tritt nun wiederum eine Aristokratie hervor und dient als Antidot. Diese Aristokratie fängt an, sich zu

Wesen und wird mit dem Alter der Stadt in Stärke zunehmen. Obgleich sie durch das Geld zuerst bebingt wird, ist sie doch von wohlthätigem Einfluß, weil sie das Ohrgefäß rege erhält. Diese Partei unterhält einen angemessenen Hausstand und sorgfältig gewählte Gesellschaften u. s. w.

Von der Fadsheit der Damen dieser Classe enthalten die nächsten Seiten die Belege. Dann ist (S. 129 fg.) von einer zweiten Classe, den sogenannten respectable families, die Rede. S. 136 u. 137 wird bemerkt, wie man in Newyork doch so weit gekommen ist, selbst über die Lächerlichkeiten des dortigen Lebens auf dem Theater zu spotten, namentlich in einem Stücke, „Life in New-York“:

Eine aristokratische, vornehme Dame, in deren Hause ein englischer Baronet sich präsentirt, sucht denselben mit einer ihrer Töchter zu verheirathen. Dieser englische Swell wirft ihnen durch affectierte Sitten Sand in die Augen, bis auf einmal ausgefunden wird, daß er ein Gauner ist, der seinen Namen wie seinen Aufwand nur geborgt hat. Dabei wird nun zwischen durch ein einfacher Familienvater, ein hölzerner Mensch von Soha, eine sentimentale Tochter introducirt, nebst einer schwarzen Dienerschaft, deren Nachahmungssucht höchst komisch und frappant dargestellt wird.

Ein recht gutes Bild von der Langweiligkeit des amerikanischen Lebens findet sich S. 141:

Bei Deutschland, woselbst es Lichtpunkte im Leben gibt (es ist nämlich des jungen Mannes Geburtstag), zu denen man froher hinschaut; wo das Jahr mit seinen Festen wie ein lieblicher Garten mannichfaltig verziert vor uns liegt, anstatt daß England und Amerika einformig seine Jahre in Sonntage abtheilt, die wie die Obstbäume in einem Fruchtgarten reihenweise in langweiliger Ordnung stehen.

Leider bestätigen die Nachrichten auch dieser Reisebeschreibung übrigens, was so viele andere Behauptungen belegen, daß die wahren Elemente des Christenthums in dem Theil sogar von Nordamerika, wo sonst jene sonderbällige Strenge am meisten von wirklicher Religiosität begleitet war, in den Neu-Englandsstaaten sehr in Verfall gerathen (S. 161):

Das Ansehen, worin unser Herr Jesus Christus in Boston steht, ist nicht so groß als anderswo. Die Leute haben eine Religion erkunden, welche sie Unitarismus nennen, wozu sich die angehensten und meisten Leute hier und im ganzen Distrikt Neu-England bekennen; sie unterscheiden sich dadurch von andern Religionen, daß sie die Gottheit Christi verneint und die dogmatischen Sätze in diesem Betreff verwirft u. s. w.

Bei dem Verschwinden dieser tiefen Lebens Elemente, wie eben des religiösen Glaubens, ist es denn kein Wunder, wenn die oberflächlichen Interessen so wuchern; wie wir es uns nicht vorstellen können. So heißt es im dritten Theil (S. 35):

Wie zwei nebeneinander stehende Religionen erfüllen die Parteien für eine Eisenbahn und für einen Kanal sich selbst mit Vertrauen und gegenseitiger Geringschätzung.

Wie pedantisch und pedibel in Nordamerika aristokratische Motive, die häufig genug sind, und die sich nur formell verkleiden müssen, auf das ganze Leben wirken, zeigt am besten Das, was (S. 47) von der Mode der Fashion gesagt ist. S. 79 ist über das Regereben ein recht gutes Wort gesprochen:

Die Regier zu guten Bürgern zu machen, indem man ihnen gleiche Rechte mit den Weißen gibt, ist nicht möglich, in-

dem sich die Natur zu deutlich in den Unterschieden ausgesprochen hat. Von diesen philanthropischen Ideen, die man in Europa hegt, kommt man sehr bald zurück, wenn man die Schwarzen hier vor Augen hat. Die Natur hat sie bestimmt, in heißen Ländern die Felder zu bauen, und dazu sollte man sie gebrauchen. Die nähere Berührung mit den Weißen erregt auf beiden Seiten Unzufriedenheit. Ein Neger ist ein zufriedenes Geschöpf und unterzieht sich willig der Arbeit, welche dem Weißen unter dem heißen Himmelstrich schädlich ist; allein wenn er mit dem Weißen unter Einem Dache wohnt, so tritt der Zustand der Tyrannei ein. Als Domestiken sind sie sehr unangenehm, und es bleibt einer der unschätzbaren Vortheile Europas, daß man von diesen faulen, überleichen und häßlichen Geschöpfen unabhängig ist.

S. 89 kommt noch ein Pendant vor zu „Omnibi“ und „Molus“ und „des Plebes“, nämlich: „das Deus ex machina“.

Endlich S. 107 im vierten Bande überwältigt die Leerheit, Oberflächlichkeit und Langweiligkeit des nordamerikanischen Wesens unsern jungen Helden so, daß er ausruft:

Kann es etwas Trostloseres geben, als in einer amerikanischen Kutsche diese endlosen Kammwälder zu durchziehen, nur unterbrochen durch elende Hütten, in denen diese eiteln Geschöpfe wohnen, die sich einander Herren pasquilliren und nicht einmal die Gemüthlichkeit eines unserer Bauern kennen.

Nr. 2 dürfte wissenschaftlich kein schwereres Gewicht haben als Nr. 1. Es enthält zwar sehr viele statistische Details, die sehr schätzbare Mittheilungen wären, wenn sie irgendwie durch die Quellen belegt wären, aus denen sie gestossen sind; was hilft aber eine Angabe der Bevölkerung eines Ortes, wenn man nicht weiß, ob sie aus einem allgemeinen wieder im Einzelnen nicht beglaubigten Buche genommen, oder von einem Fuhrmann im Wirthshaus erfragt, oder aus einer officiellen Notiz, die aber zehn Jahre alt ist, gestossen ist; dergleichen Material hat nur Werth, wenn es zuverlässig und als solches belegt ist. Die Darstellung selbst ist bei weitem weniger anschaulich und unterhaltend als in Nr. 1, trotz dem, daß sie sich bemüht, gründlicher zu sein, und wo sie sich mit Anschaulichkeit ausstattet, wie in dem renomirtesten Aufwande gemeiner Weemannsausdrücke, wird sie sogar widerwärtig. Die Einleitung ist schlechte, grütelos und declamirend, und, ganz einzelne eingeflochtene Szenen und Erlebnisse abgerechnet, kann das Buch als Fabrikwaare betrachtet werden.

Auch Nr. 3 ist wissenschaftlich nicht eben hoch zu preisen, hat aber unkrugbar einen hohen praktischen Werth, wenigstens für Norddeutsche. Was darin gesagt ist, trägt das Gepräge der Wahrheit, wenn auch oft einer durch subjectiv Eigenheiten bestimmten Wahrheit, wie z. B. die Scheu vor Waldraubarbeit, die wir Niemanden übernehmen, die aber doch bei verschiedenen Individuen in verschiedenen Städten vorhanden ist, und die also den Verf. nicht hätte bestimmen sollen; alle Landbesitzer, die ohne dichte, zusammenhängende Walddecke haben, so erschleiden zurückzustellen und namentlich die Canadas fast gar nicht weiter in Betracht zu ziehen.

Da der Verf. nicht nur selbst in Nordamerika war, sondern auch sich literarisch wohl umgesehen und nament-

lich den größten Theil der Werke gelesen hat, welche von Uebersetzungen handeln, ist sein Werk ein sehr brauchbares Repertorium und ein wahrer Rathgeber für Auswanderer fast in jeder Hinsicht, wenn sie einmal in der gewöhnlichen Weise nach Nordamerika wollen. Nur ist ein gewaltiger Unterschied allezeit zwischen der wissenschaftlichen Beurtheilung eines Zustandes von allgemeineren Standpunkten aus, und zwischen der Beurtheilung, die zunächst praktische einzelne Zwecke im Auge hat und sich also auch durch temporäre Interessen in der Ansicht leiten läßt. Alles z. B., was über die Verfassung und die politischen Verhältnisse, Alles, was über die Rechtsverhältnisse in den freien Staaten zu sagen ist, nimmt eine ganz andere Wendung, je nachdem man diese Verhältnisse bloß in ihrer temporären Beschaffenheit betrachtet unter dem Gesichtspunkt des Suchens nach einer Gelegenheit, gewissen Unbequemlichkeiten in Europa auszuweichen; oder je nachdem man diese Verhältnisse zugleich betrachtet als Prämisse künftiger Entwicklungen, wobei die Frage eintritt, ob diese künftigen Entwicklungen nicht der Natur der jetzigen Elemente nach weit größere Unbequemlichkeiten enthalten werden als Alles, was in dieser Hinsicht Europa zu ertragen gibt. Wie glauben nun des Verf. Ansicht ganz richtig zu bezeichnen, wenn wir sie als eine richtige gelten lassen, aber nur für den Tag; denn sie wurzelt in dem Haß gegen alle aus historisch-erwachsenen Verhältnissen in Europa entstandenen Beschränkungen und in jener herrschenden Religionsansicht von deistlich-toleranter Tinctur; in diesen Elementen wurzelt sie und wächst schlank und grade aus ihnen empor, ohne rechts und links weit verbreitete Aeste auszusenden, die für den Baum fähig wären, daß es auch noch andere Lebensbildungen und folglich auch noch andere Rathbedürftigkeit gibt.

Nr. 4 endlich ist ein wissenschaftlich-tüchtiges, mit gründlicher Einsicht in alle Verhältnisse und auf der Basis officieller, constatirter Notizen ausgearbeitetes statistisch-topographisches Werk über die britischen Besitzungen in Nordamerika. Es enthält aber nicht bloß die trockene Beschreibung der einzelnen Theile dieser Besitzungen, sondern vielfach allgemeine Schilderungen der Landschaften, und nimmt vor Allem überall genaue Rücksicht auf die Wohlgelegenheit und die geeigneten Vorzüge derselben zur weitern Colonisation. Außerdem ist es mit einer nicht geringen Anzahl Steinbrüche geschmückt, welche eine sehr anschauliche Vorstellung von dem äußern Habitus derselben sowohl in Beziehung auf das Terrain als in Beziehung auf die Bewohnungsweise verschaffen. Das Buch übertrifft an wissenschaftlichem Gehalt wie an äußerer Schönheit alles Aehnliche, was wir in Deutschland besitzen.

Indem wir nun nach allgemeiner Charakterisirung dieser Werke zu ihrer Beziehung zur Colonisationsfrage übergehen, lassen wir die Frage, ob es für Deutsche überhaupt vortheilhaft sei, auszuwandern oder nicht, so gut wie bei Seite liegen; denn einerseits würde uns eine gründliche Erörterung der Frage in Untersuchungen heranzuführen, welche eher für ein besonderes Buch als für eine

Abhandlung Stoff liefern könnten, und andererseits ist die Frage selbst ziemlich müßig, denn das Factum der Auswanderung ist vorhanden und in immer wachsendem Maße vorhanden. Auch die Frage, ob es nicht rathamer sei, nach einer andern Seite als nach Nordamerika zu wandern, ist theils überflüssig — denn die Auswanderung in der Richtung von Nordamerika ist wirklich die bedeutendste —, theils wenigstens hier nicht am Orte, da die einzigen bedeutenden Auswanderungszüge neben dem nordamerikanischen, nämlich die nach den südrussischen Provinzen und die nach den übrigen amerikanischen Landschaften und ebenfalls, wollten wir sie genauer ins Auge fassen, über die Grenzen einer Abhandlung hinausführen dürften.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bemerkungen über die Handelspolitik Englands gegen Preußen und andere nordische Staaten. Aus dem Englischen, mit einem Schlussworte von Geo. Meyenn. Moskau, Stiller. 1833. Gr. 8. 8 Gr.

Ref. hatte sich erlaubt, diese Anzeige ein paar Wochen zurückzujagen, weil er glaubte, der ihm gewordenen Aufgabe um so vollständiger genügen zu können, wenn er zugleich der nun enthaltenen Maßregeln gedenken könne, die in obiger Schrift mit so ernster Besorgniß erwartet und besprochen wurden.

Schon im Mai vor. J. hatte das „Foreign quarterly review“ eine sehr umfassende Kritik einer Schrift geliefert, die unter dem Titel: „Remarques sur la politique commerciale de la Prusse“, in Hamburg erschienen sein sollte, vielleicht aber nur sngirt gewesen, da sie wenigstens nach der „Preuß. Staatszeitung“ nirgends zu erlangen gewesen ist. Desto berühmter wurde diese Kritik; alle englischen Journale nahmen sie als etwas ganz Außerordentliches auf; auch war sie das, denn sie verkündigte den Engländern, daß Preußen ein neues Prohibitivsystem eingeführt habe, zu dem es auch andere deutsche Staaten einlade, und das, dem Napoleon'schen gleich, die eigne Wohlfahrt des Landes wie den Handel aller Völker untergrabe. Gegen so harte Anklage öffnete zuerst der „Guardian“ sein vielgelesenes Blatt einem Preußen, der durch Zahlen, das Urtheil der Engländer zu berichtigen, nachwies, daß z. B. England den Roggen, resp. mit 9,13 oder 22 Thlrn., Preußen denselben mit 5 Thlrn. per Centner besteuere;

England den Kaffee mit 19—27,	Preußen mit 6½ Thlr.
„ seidene Stoffe mit 423—1347,	„ „ 110 „
„ gebleichten Zwirn mit 140,	„ „ 1 „
„ das Leder mit 30 Proc.	„ „ 6½—8½ Proc.
„ grobe Kupfer- und Messingwaaren mit 30 Proc.	„ „ 11 „

Fremde Wolle mit ¼—1 Pence vom Pfunde, deren Eingang in Preußen ganz frei und nur 2 Thlr. beim Ausgang per Centzahl, und daß Preußen, außer Salz und Spielkarten, kein einziges unbedingtes Einfuhrverbot, England deren sehr viele oder so hohe Importzölle habe, daß sie, wie bei Korn und Bauholz, einem Verbote gleichlämen. Ferner, daß Preußen seinen Fabriken einen Schutz von höchstens zehn Proc. gewähre, fremdes Getreide im Schiff mit 5, zu Wagen mit 1 Silbergrößen per Scheffel besteuere, wogegen z. B. damals, im Dec. 1833, in England der Quarter = 5½ Scheffel, der Weizen bei einem Preis von 50 Sch. 8 Pce. 26 Sch. 8 Pce.

Gerste „ „ „ 30 „ 5 „ 16 „ 10 „
Hafer „ „ „ 19 „ 9 „ 18 „ 8 „
Roggen „ „ „ 34 „ 7 „ 18 „ 8 „

an Eingangszoll zu bezahlen haben würde, mithin fremdes Getreide zum ausschließlichen Vortheil der großen Grundeigentümer.

mer und Beherrschung der Continenten factisch angeschlossen ist. Die hier vorliegende Schrift gehört dem nämlichen Gegenstande an und trägt von einem andern Standpunkte aus, unläugbar jedoch in gleicher Tendenz, den angeregten Streit fort. Es war in der Ordnung, daß der Verf. sich dabei der einzigen dem englischen Ozean vernünftigen Sprache bediente; denn der Grundgedanke des Ganzen ist eine Entschuldigungsverhandlung gegen das englische Volk wegen der Ingeklärtheit, die, der Navigationsacte von 1660 entgegen, in dem Reciprocitätsvertrage von 1824 nicht hätten verweigert werden können. Doch tröstet er zunächst die englischen Schiffseheder, daß er auf den immer noch ständigen Stand der vrus. Rheerei — man zähle nur die Menge Schiffe, die in Ballast Lommen oder gehen — und die unerwünschte Ueberlegenheit verweist, die dem Engländer durch seinen Weltverkehr und seemannische Erfahrung zur Seite steht. Sollen wir nach einem alten Sprüchwort vom Feinde lernen, so finde es hier eine Stelle, daß der Verf. einen Hauptnachtheil der preussischen Rheerei darin findet, daß nur ausgewachsene Männer von 22—26 Jahren die Schiffsequipagen bilden, während der Engländer Knaben auf sein Schiff nimmt, die ihm sieben Jahren nur gegen Kost dienen. Sie sind frei von der Matrosenpest, der Schiffer muß ihnen den vollen Unterricht geben, um sie zu Steuerleuten geschikt zu machen, und so erwerben sie sich jene Eigenständigkeit des echten Seemannslebens, die sich in reiferen Jahren nie mehr gewinnen lassen. Ref., durch längere eigene Erfahrung mit dem Verweesen vertraut, hält diese Bemerkung für so wahr als gewichtig, auch hat der vrus. Staat dem Seefahrenden gewisse Begünstigung hinsichtlich des Militairdienstes neuerlich zugesandt; aber das deutsche Meer? — Der Verf. emancipirt sich nach so wohllautendem Eingange von Seite zu Seite mehr; er geht so weit, den Engländern demerkllich zu machen, „es habe sich Vieles verändert; man werde in die Länge nicht mehr auskommen mit dem System, nur das Mercurium behältliche zu kaufen, aber an alle Welt verkaufen zu wollen; Deutschland habe große Fortschritte gemacht, und wenn es sich mit Preußen vereinige, werde eine solche Masse ein gewaltiges Wort im Welthandel mit sprechen können; bewillige man keine Reciprocität, so müsse ja der Gegner zu Retorsionen schreiten — und wie Rußland und Oestreich es, jedoch aus andern Rücksichten gehan, sich dem englischen Verkehr entziehen; Frankreich, Belgien, Griechenland und ganz Amerika würden solche Handelsgeossen, die kaufen, wo sie verkaufen können, nicht von sich weisen; Napoleon habe England gezeigt, daß es vom Continent abhängig sei; Ausflüchte helfen unter diesen Verhältnissen nicht mehr, zurückkehren müsse man zu den Grundsätzen, die in der menschlichen Natur begründet, durch Erfahrung erprobt, aber durch falsche Künste untergraben sind“. Goldene Worte spricht nun der Verf. über die künftig zu schließenden Verträge. „Gewöhnlich“, heißt es S. 60: „bemühen sich die Unterhändler, ihr Land schändbare Vortheile zuzuwenden, ohne die Interessen und das Bestehen des andern Landes abzuwägen. Der Bruch solcher Verträge ist vorauszusetzen, und sie bringen am Ende dem Volke den größten Nachtheil, das sich am meisten begünstigt glaubt; auf dem redlichsten Wege und durch schleunige Unterhandlung sollte England seine Wohlthat sichern, und es werde billiger Seher finden.“

Zwischen ist eingetreten, was England befürchtete: zurückgekehrt von der mira Germanorum insania, wie schon Erasmus das gegenseitige Absperrn der Deutschen nannte, stehen seit länger als einem halben Jahrtausend zum ersten Male 23 Millionen gewerbfähiger Deutschen im gemeinsamen Gewerksverein für den innern Verkehr und im Genuß gegen Außen. Oestreich abgerechnet, welches seine eignen Länder durch Kauffen trennt, sind nur noch etwa 3½ Millionen im Norden und 2 Millionen Deutsche im Westen davon ausgeschlossen; aber empfangen würden sie mit offenen Armen; das deutsche Meer und der ganze Rhein herreicherten dann den Bund. Wie unsere Zeit schon oft Maß aus dem Uebermaß hervorgehen sah, so auch

hier; ja, es darf als eine schöne poetische Voraussicht betrachtet werden, daß eben der Staat, dessen größter König in seiner rückwärtslosen Handelspolitik das System der Bälle und des Transits auf eine Höhe getrieben, als sollten die Bunden des Kriegs auch im Frieden unheilbar bleiben, nun jetzt zu einem so klar beobachteten und doch so milden Bellsystem zurückgekommen ist, daß zehn Millionen Deutsche nicht etwa nach abstrakten Willen ihrer Fürsten, sondern nach wohl erwogenem Beschlusse ihrer gesetzlichen Vertreter sich demselben angeschlossen haben.

Ein Schritt von unberechenbaren Folgen für die Wohlthat und die Einigung Deutschlands und, da jeder Theilnehmer sah, sagen mußte, daß er nicht zurückgethan werden könne, zugleich von wahrhaft großartiger Kühnheit. Alle diese Regierungen wälen auf jenen beiden Grundlagen die Haupttheile ihrer Finanzstrategie beruhen lassen und haben sich eben dadurch stillschweigend das Wort gegeben, nur das gemeine Wohl im Auge zu behalten.

Zur Zeit noch abgetrennt vom Meere, scheint der Verkehr mit Uebergehung des schwer zu befriedigenden Polandes den nächsten Weg zum Welthandel über das einst so mächtige als glückliche griechische Antwerpen zu suchen. England wird erst im verlaufenen Parlamente seine Sprache oder vielmehr Worte des Erkennens finden; Frankreich hat sich seiner Weise nach bereits ausgesprochen. „Coat un fait evident“, rief kürzlich der „Quotidienne“ aus, und die Journale aller Farben haben es wiederholt: „c'est un fait evident aujourd'hui que, dans son éducation commerciale, la Prusse a de beaucoup devancé l'Angleterre et la France.“ Und als sollte von allen Seiten eine neue Aera beginnen, lesen wir eben in diesen Tagen aus der petersburger Zeitung *) das unumwundene Bekenntnis, daß das seit den letzten Jahren befolgte und für Deutschland, namentlich Schießen, so verderbliche russische Fabrikssystem den Ruin des Ackerbaues in solchem Grade herbeigeführt habe, daß die Ackerbau-Gewinnjahre das forarreichste Land unsers Welttheils wegen Gradsrang so schwacher Bevölkerung in Roth bringen konnte; während Sachsen, Schießen, der Rhein 5000 Seelen auf der Datschratweile ernähren, weil Ackerbau und Manufactur in freier Bewegung Hand in Hand gehen konnten. Der Verf. jenes Aufsatzes deutet auch auf die Glorification hin, und möge der Genius der Menschheit das Wort des Rathsfels zur rechten Stunde genannt haben!

72.

Literarische Notizen.

J. X. Duhaute's „Esquisses historiques des principaux événements de la révolution française depuis 1789—1814“ ist in einer dritten, vermehrten, verbesserten und mit 100 Stahlstichen versehenen Auflage angefündigt, welche 7—8 Bände füllen und in Lieferungen zu 3 Bogen Text und 2 Kupfer vom 6. März an heraustrücken soll. Jeden Monat werden zum mindesten 3 Lieferungen versprochen. Zugleich wird die Fortsetzung dieses Werkes von demselben Verfasser angefündigt: „Histoire de la révolution française, depuis 1814—1815 et des événements qui Pont suivie“, in 6 Bdn. mit 50 Stahlstichen. Vom 12. März an sollen mindestens 3 Lieferungen monatlich zu 3 Bogen mit einem Kupfer erscheinen.

Rom General Ramorino ist in Paris „Précis des derniers événements en Savoie“ herausgegeben.

43.

*) „Preussische Staatszeitung“ vom 14. Dec. 1833. „Ich bedauere keine Ungereimtheit, wenn ich sage, daß alle unsere Anstrengungen zur Verbesserung des Ackerbaues, des Fabrik- und Manufacturenwesens so lange vergeblich sein werden, als nicht die Wohlthat im Reich allgemein sich ausbreitet, nicht die Klasse der Wohlhabenden vorherrschend in allen Gemüthern, Bildung durch Schule nicht als unumgänglich erkannt wird, alle größere Städte öffentliche Bibliotheken haben u. s. w.“

Ueber Auswanderung nach Nordamerika.

(Fortsetzung aus Nr. 101.)

Die Fragen, die wir uns zu beantworten vorgelegt haben, werden sich demnach auf folgende reduciren: 1. Ist es rathsam, nach dem freien Nordamerika auszuwandern, oder nach dem britischen? 2. Ist es rathsam, in die östlichen oder westlichen, in die nördlichen oder südlichen Provinzen auszuwandern? 3. Haben unsere Regierungen ein Interesse dabei, wenn einmal das Factum der Auswanderung stattfindet, sich in diese Angelegenheit weiter zu mischen, als nöthig ist, um daraus entstehende Unordnungen in der deutschen Heimath zu hindern? 4. Hat die Nation ein Interesse, auch inwiefern sie nicht selbst auswandert, doch der Auswanderung eine Theilnahme irgend einer Art zu bezeigen?

I. Ist es rathsam, nach dem freien Nordamerika auszuwandern oder nach dem britischen?

Bei Beantwortung dieser Frage lassen wir alle die Anführungen, welche sich auf Klima und Bodenbeschaffenheit beziehen, seitda liegen, da diese bei der nächstfolgenden Frage in Rücksicht zu ziehen sind. Wir beschränken uns also auf die sittlichen Beziehungen der Frage, und in dieser Hinsicht ist zuvörderst zu untersuchen: welcher politische, welcher sittliche Unterschied findet zwischen dem freien und zwischen dem britischen Nordamerika statt?

Man stellt sich in der Regel den Unterschied des politischen Zustandes dieser beiden Ländermassen sehr falsch vor, oder mit andern Worten, der größte Theil des Publicums glaubt, in dem freien Nordamerika sei das non plus ultra freier Verfassungsformen zu finden, während ziemlich derselbe Theil des Publicums von der politischen Verfassung des britischen Nordamerika so gut wie nichts weiß.

Die Sache ist aber diese, daß alle wahrhaft freien Institutionen beider Ländermassen in vollkommen gleicher Weise gemein sind, und daß ein Unterschied nur besteht in der Anordnung der Verwaltung oder der executiven Behörde. Die Freiheit des Eigenthums und der Person, die Freiheit des Glaubens, die Freiheit und Definitivität des Gerichtswesens, die Fortbildung des Rechts durch die Entscheidungen in den Gerichtshöfen, der Antheil des Volkes an der Gesetzgebung und Bestimmung in Repräsentantenkammern und in Räten oder Senaten,

die Verantwortlichkeit der Beamten, dies Alles findet sich in den britischen Provinzen so gut wie in den freien; es sind zwar Nuancen vorhanden im Allgemeinen, wie diese Institutionen eingerichtet sind in den freien Provinzen und in den britischen, aber diese sind nicht größer als die Nuancen in diesen Einrichtungen in den verschiedenen freien Staaten oder britischen Landschaften unter einander selbst.

Der erste Unterschied, der uns demnach in die Hände fällt, ist dieser, daß auf der einen Seite ein wählbarer, verantwortlicher, temporärer Präsident, auf der andern Seite ein durch die Geburt gegebener, nicht verantwortlicher, lebenslänglicher König an der Spitze steht. Allein die Nichtverantwortlichkeit des Königs bildet in der That keinen Unterschied, da er ohne Beamte niegeds etwas ausrichten kann, seine Beamten aber sämmtlich für die Beobachtung der bestehenden, nur unter freier Mitwirkung des Volkes gegebenen Gesetze verantwortlich sind.

Für den moralischen Zustand des Landes wirkt aber dieser Unterschied der Verfassung so, daß in den Freistaaten alle vier Jahre von den Männern, die die meiste Hoffnung haben, zu der Präsidentenstelle zu kommen, das ganze Land in Aufregung gesetzt wird, daß sie einer Reihe einflussreicher Actiengesellschaften u. s. w. hoffen lassen, wenn sie Präsidenten würden, würden sie ihre Unternehmungen unterstützen; oder daß solche Gesellschaften sowie reiche Privaten, die mit bedeutenden Unternehmungen umgehen, sich selbst an den Candidaten zur Präsidentenstelle, von dem sie am meisten erwarten, anschließen und, um ihn zu der Stelle zu bringen, auch die Aufopferung von Geldsummen nicht scheuen. Ebenso handeln aber auch Alle, welche öffentliche Stellen bei der Verwaltung erreichen oder behalten wollen, die von dem Präsidenten abhängig sind. Dies Geld aber, was dieser Anhang aufbringt, wird nur theils zu Gewinnung und Erhaltung von Journalen, theils auf andere Weise zu Unterstützung der Wahl verwendet. Das wirksamste Mittel ist natürlich, sich dabei an die Fehler der Verwaltung des actualen Präsidenten anzuhängen und stets wie auf einen Refrain darauf zurückzukommen, daß man allen diesen Uebelsänden entgegen werde, wenn man den und den Mann zum künftigen Präsidenten erhalte. Diese Antriebe beginnen schon in dem Moment, wo ein Präsident wirklich gewählt ist, und sie beginnen damit, daß man sofort theils durch reine

Lügen und Verleumdungen, theils durch Uebelbeutung sein ganzes früheres Leben als nichtswürdig, ihn selbst als in jeder Hinsicht seiner Stelle unwerth darzustellen sucht. Jeder Schritt der neuen Regierung wird mit den gefährlichsten Farben von den verschiedenen Oppositionsjournalen dargestellt, und jeder neue, einer Partei und ihren Journalen für die nächste Wahl nicht genehme Candidat wird auch schon im Voraus mit einem Meere von Verleumdung übergoßen. Natürlich kommt jede kräftige Natur bald darauf, dergleichen Angriffe, denen zu entgehen völlig unmöglich ist, man mag sich drehen und wenden, man mag handeln wie man will, zu verachten; man führt dagegen die gleichen Waffen und ist übrigens unempfindlich. Die weitere Folge ist also völlige Abstumpfung gegen die öffentliche Meinung; diese tritt aber nicht bloß bei den höchsten Beamten ein, sondern da sich dasselbe wieder bei den Beamtenwahlen in den einzelnen Staaten wiederholt, da alle von einer Oberbehörde angestellten unteren Behörden den Haß, der jene trifft, persönlich mit zu tragen haben, so geht diese Abstumpfung durch alle Classen und Landschaften hindurch. Wer Geld, Geschick oder Freunde hat, vertheidigt sich; wer diese nicht hat, unterliegt. An eine objective Grundlage der öffentlichen Sittlichkeit ist nicht zu denken, sodaß es also einem nicht reichen Manne fast unmöglich ist, ein braver Mann zu sein, und dem reichen Mann vielfach nicht einfällt, es zu sein, weil er davon nicht den mindesten Vortheil hat, denn von irgend einem Segner wird er doch verleumdet und muß sich dann vertheidigen oder vertheidigen lassen so gut als wäre er ein Schuft. Also alle äußern Halte und Schranken tüchtiger öffentlicher Tugend sind in diesem Lande völlig zusammengebrochen, und das einzelne Subject ist allein Träger des Guten. Fragen wir uns nun, wie es unter gleichen Umständen bei uns stehen würde: wenn der ehrlichste Mann doch sähe, daß ihm seine Ehrlichkeit in dabbio nichts hülfte; wenn der ernstlichste Lump wüßte, daß er Zeugen in beliebiger Anzahl kaufen und so ziemlich Alles wagen könnte, wenn er selbst ein geübter Advocat wäre, oder einen solchen gewinnen könnte? Fragen wir uns, ob wir in unserer eignen Heimat unter solchen Umständen weilen möchten? Und sind die Menschen in Nordamerika etwa von subjectiv anderer Art?

Freilich wer arm, unbedeutend, verlassen nach Nordamerika kommt, hat in der Regel nichts zu fürchten, weil es sich nicht lohnt, ihn zu mißhandeln. Auch wenn er weit genug in die westlichen Wälder geht, hat er in der Regel nichts zu fürchten, weil dort Daß, was Jeder hat, in solchem allgemeinen Ueberfluß ist, daß Niemand leicht ihn beneiden wird. Auch wer sich in größerer und zuverlässiger Gesellschaft ansiedelt, hat in der Regel nichts zu fürchten, weil er an seinen mit ihm gekommenen Freunden hinreichende Zeugen seines Lebens hat; aber der Deutsche geht doch nicht nach Amerika, um immer arm, unbedeutend und verlassen zu bleiben, und die Hinterwälder bleiben nie lange Hinterwälder, und wenn eine Gesellschaft Ansiedler auch zusammenhält in Freundschaft und

dem sittlichen Verderben abwehrt in der ersten Generation, lange kann sie sich, wie jetzt die Sachen stehen, nicht isolirt halten, und die zweite Generation ist sicher schon in die allgemeine Lebenssubstanz hereingezogen.

Also Freiheit der Bewegung und des Eigenthums und des ganzen Lebens, und Leichtigkeit, mit Wenigem anfangend, doch zu beglücklicher Stellung zu kommen, diese Güter bieten die freien Staaten nur unter sehr hethen Bedingungen, und nur Männern, die eine außerordentliche Elasticität der Seele haben müssen, wenn sie weder bürgerlich noch sittlich untergehen oder dem Untergang sehr nahe gebracht werden wollen. Alle jene Güter bietet aber das britische Nordamerika in demselben Maße und ohne die bösen Zugaben. Niemanden kann es hier einfallen, Antriebe zu beginnen, um zu seinem Vortheil temporaire über den Besitz der höchsten Gewalt zu disponiren; kein Präsidentenwechsel ändert zugleich alle Aemterbesetzungen, und da die Regierung, ohne irgendwie sich willkürliche Handlungen erlauben zu dürfen, doch eine festgeordnete ist, so hält sich alle öffentliche Besprechung der Regierungshandlungen auf einer Linie, welche ebenso sehr Freimüthigkeit zuläßt, als egoistische Lügenhaftigkeit ausschließt. Kein Meer der Verleumdung, kein Meer falscher Zeugen verbreiten sich, über das britische Nordamerika, und alle Reisende stimmen darin überein, daß schon der Ausdruck der Physiognomien in beiden Ländermassen dies andeutete; wer eine Zeitlang die gemüthlosen, unfröhlichen, forschenden, speculirenden, lauernden Blicke der freien Nordamerikaner ertragen, findet sich wie in einer neuen Welt, wenn ihm fröhliche, lebenslustige Gesichter, denen die Sicherheit des Rufes, der Ehre, des Besizes, denen Vertrauen und Zuversicht aus den Augen leuchten, wenn ihm diese in den Canadas, in Neu-Braunschweig oder Neu-Schottland begegnen. Wenn man so ziemlich Alles gesehen hat, was seit etwa 20 Jahren in Deutschland nicht bloß, sondern auch in Frankreich und England über den sittlichen Zustand der Freistaaten und des britischen Amerikas erschienen ist, so bildet sich ein Detail von Erinnerungen, welches sich, ohne ein Buch zu schreiben, nicht ausführen läßt, was aber jenen Hauptunterschied der Freistaaten und des britischen Nordamerikas in sittlicher Beziehung über allen Zweifel festsetzt, und wir berufen uns nach der einen Seite getrost auf die jüngsten Mittheilungen im „Morgenblatt“.

Die Beantwortung der oben hingestellten Frage wird nun wol nur individuell geschehen können. Es wird genug Naturen geben, die bei übriger Tüchtigkeit so in politischen Vorurtheilen fest gefahren sind, daß sie trotz der entschiedensten Vorzüge nicht nach dem britischen Nordamerika wandern mögen, weil es eine formell-monarchische Einrichtung hat. Diese mögen denn immerhin ihre Grille mit bitteren Lebenserfahrungen bezahlen. Wieder Andere, die als die Pese des Volkes auswandern, ohne Mittel des Unterhalts auch nur auf kurze Zeit, aber mit viel Lust an schlechten Streichen; diese werden in den Freistaaten allerdings ein günstigeres Terrain finden als in dem britischen Amerika, wo für Nichtengländer

eine Auswanderung ohne einiges Capital unmöglich ist. Wer aber auswandert, ohne das Waidauströden so sehr zu scheuen wie Herr Ortel, wer dabei einigiges Capital hat und lieber in bürgerlichem Frieden die Segnungen der Freiheit, Geseßlichkeit und Geräumigkeit des Lebens genießen will, der gehe doch ja nach dem britischen Nordamerika. Aber freilich muß eine Familie von einem Mann, einer Frau und drei Kindern außer den Ueberefahrtskosten und den Landankaufsgeldern nach Bouchett's Berechnung, wenn sie sich recht verständig und eingezogen einrichtet, wenigstens noch 66 Pf. Sterl. 13 Schill. 4 P. haben. Auch dies darf bei der moralischen Auffassung nordamerikanischer Zustände nicht übersehen werden, daß in dem britischen Nordamerika feste Lebensweisen und ihnen entsprechende Sitten und Gesinnungen sind; daß der Landmann Landmann ist, als solcher fühlt, lebt, denkt und sich benimmt; desgleichen der Städter Städter, der Soldat Soldat, der Geistliche Geistliche u. s. w.; daß Umtauschungen der Lebensarten zwar Niemanden gewehrt, aber der Natur der Sache nach seltener und deshalb feste Umgangsformen und sittliche Gesichtspunkte eingelebt sind, während alles Dies in dem freien Nordamerika wegfällt; also kein Unterschied des Städters und Landmannes, überhaupt keine bis zur moralischen Bildung gehobene Festigkeit der Lebensarten, und deshalb in allen Sitten und Umgangsformen die schneidendsten Contraste, Wechsel und die größte Unsicherheit der bürgerlichen Theilung vorhanden sind. Wer aus den rohesten Ständen nach Nordamerika auswandert, wird freilich in den ersten Augenblick glauben, eben deshalb im freien Nordamerika im Vortheil zu sein; aber nur weil er den Verstand nicht hat, den Segen zu erkennen, der in bestimmten, wohlpfassenden und eingelebten Lebensarten auch für den geringsten liegt.

(Der Beschluß folgt.)

Miscellen aus der russischen Literatur.

Der durch mehre literarische Unternehmungen bekannte russische Buchhändler Smiridin hat zu Petersburg eine neue Zeitschrift begonnen: „Biblioteka dla isohenia etc.“ (Bibliothek der Lecture, ein Journal für Literatur, Wissenschaft, Kunst, Industrie, Novellistik und Woden). Man sieht aus dem Titel, daß diese Zeitschrift ungefähr de omni re scibili handeln soll; aber ein reicher Buchhändler führt in seinen Wallen die Gesammtheit menschlichen Wissens, und wenn er nun selbst und namentlich als Herausgeber eines Journals austritt, warum soll er ein pflegebefohlnes Material nachlässiger als ein anderes behandeln und in der neu eröffneten Ausstellung ihm kein Plätzchen gönnen. Trotz dieser Erwägung hat bereits die überall und in jeder Sprache vorlaute Belletristik vor allen andern Arten menschlichen Schreibens den Platz abermals besetzt und den meisten Raum im neuen Journal eingenommen. Unter den Beiträgen dieser Gattung nennen wir als einen ausgezeichneten das Bruchstück eines neuen Romans von Bulgarin, dessen Held der bekannte Kosakenhüuptling Mazepa ist. Uebrigens sind fast alle literarische Berühmtheiten Rußlands Mitarbeiter an Smiridin's „Bibliothek“.

Neben diesem neuen Journals sind auch die frühern: „Der Sohn des Vaterlands“ und „Das nordische Archiv“, „Der Telegraph“ et hoc genus omne, ins neue Jahr glücklich über-

getreten. Das erste Journal enthält Bruchstücke aus dem Drama Restor's Kufolait, eines jungen dramatischen Schriftstellers, der schnell Gelehrtheit gewonnen, und neue anziehende und anmuthige Aufsätze Bulgarin's. Wir nennen unter diesen: „Duch etc.“ (Das Gespenst von Wiesen auf dem Jahrmarkte zu Nieder-Nowgorod). Von Wiesen, der Nachkomme einer abeligen litauischen Familie, die bereits im 16. Jahrhundert nach Rußland übersiedelte, war vor etwa 50 Jahren ein beliebter russischer Dramatiker und viel geleseener Satiriker; die Namen der von ihm erfundenen Personen sind zu feststehenden Bezeichnungen, zu sittlichen Repräsentanten ihrer Zeit geworden. Sein Gespenst nun, mit einem altfranzösischen Treppenrod angethan, begegnet, nach der Fiction, Bulgarin auf dem Jahrmarkte zu Nieder-Nowgorod, wo die Karawanen Asiens mit den Frachtschiffen Europas zusammenstoßen. Die beiden Satiriker der alten und der neuen Zeit vergleichen die Gegenwart mit der Vergangenheit und finden, daß unter moderner Lüge und Bergoldung doch noch viel alter Schimmel zu finden sei. Das Gespräch wendet sich auch auf russische Literatur und hier ruft B. wehklagend aus, daß die Luft, französisch zu lesen und gar zu denken, nachtheilig auf sie einwirkte. Darüber lacht der alte Satiriker und versetzt: so war es auch zu meiner Zeit, aber wir haben uns dazumal, obgleich mit geringern Mitteln, des schlimmen Einflusses dennoch erwehrt; an auch ist es jetzt, mit Kräften, die die Zeit vermehrt, die Widerfacher abermals niederzuringen. — Aus den andern Hervorbringungen ungenannter Mitarbeiter an der Tagesliteratur heben wir einige Stellen aus den „Pisma otshewidza“ (Briefe eines Augenzeugen) aus. Es sind Bruchstücke eines Tagebuchs, auf einer Reise geschrieben, die den Verf. durch Gegenden führt, welche in der neußen Zeitgeschichte oft genannt wurden, daher denn die Bemerkungen des Augenzeugen nicht ohne Interesse sein möchten. Der Reisende erreicht die deutsche Grenze auf dem Landwege durch Polen und stellt folgende Betrachtung an: „Es ist zu bedauern, daß zwei Völker, die durch Sprache und Sinnesart mit einander so verwandt sind als Russen und Polen, so oft feindlich einander entgegentreten konnten. Früher entstand die Spaltung durch die Verschiedenheit der christlichen Kirchen, zu denen jedes Volk sich bekannte; der häufige Zustand der Kosakenländer im 16. und 17. Jahrhundert ward namentlich durch Bedrückung des griechischen Glaubens veranlaßt. Als hauptsächlich, hieraus andere Verhältnisse sich entwickelten, Duldung jedoch diese frühere Mischelligkeit ausglich, vermehrte der polnische Adel schmerzlich die eingebüßte, von ihm über die Wahlkönige usurpirte Souverainität. Er hatte sich einer geordneten Staatseinrichtung beugen, auf die wilde Unabhängigkeit, die einträglichen Königs-wahlen verzichteten müssen, mit denen Gewinn von Starosten im Lande und baaren Geldes von außen verbunden war. In dem er seinen Groll heimlich nährte und oft auch ausbrechen ließ, vertrat sich die Masse des Volks mit den alten Stamm- und nunmehr auch Landesgenossen in leicht gekäufter Freundschaft. So war es vor Zeiten, und so habe ich es wiedergefunden. Wie verträglich, freundschaftlich lebt überall das polnische Landvolk mit den einquartierten russischen Soldaten. Sie trinken und jaulen zusammen, verstehen sich vollkommen, indem jeder seine Mundart nach der des andern etwas zurechtfügt, der Russe singt polnische Lieder, und der polnische Bauer mit ihm die russischen. So leicht der Russe in die polnische Volksstille sich schiebt und den krasauer Tanz so gut stampft und dazu aufjault wie ein Masur, ebenso leicht und gern hüpfet mit ihm Hand in Hand das schlanke polnische Landmädchen, wenn der Russe die kosackischen Sprünge beginnt oder seinen sinnreichen, pantomimischen Volkstanz. Recht deutlich wird Einem in solchen Augenblicken, daß diese beiden Völker eines Stammes sind, zwei Fractionen eines Ganzen, welche zwar die Verschiedenheit der Mundart von einander scheidet, die Verwandtschaft des Blutes aber, wenigstens im Landvolk und in den geringern nicht fremdartig ausgebildeten Ständen, überall leicht zu einander passen macht. Wie ganz anders stellen sich mir diese Verhältnisse dar,

als ich über die polnisch-preussische Grenze gekommen war und mich an einem Sonntag in einem Dorfe unweit Posen befand. Einige deutsche Cavaleristen, übrigens hübsche, stämmige Burschen, tanzten den schwerfälligen, einformigen deutschen Walzer, ihre Pfeifen im Munde, Tabakrauch um sich blasend, ein Grauen und Schauer für die polnischen Landmädchen. Auch waren keine Polinnen bei diesen Tänzern, nur einige deutsche Mädchen und Weiber aus der Nachbarschaft, oder der Himmel weiß von wo; es ging Alles schweigsam und scharrend, trübe und rauchig daher, kein slawisch frohes Aufstampfen und Aufjauchzen, kein Sprung der Hüfte und Jubel der Stimme. Ich konnte nicht umhin ein polnisches Bauer mädchen, das etwas abwärts stand und mit ihrem hellen, klugen Auge das Gewehr sich besah, zu fragen: warum sie nicht tanze? „Ach“, antwortete die schlanke Polin (zutraulich gemacht durch die polnische Anebe, obgleich mein Polnisch nur sechs Wochen alt war, aber leicht erlernt man den verwandten Dialekt), „ach, Herr, wie sollen wir mit den Holländern tanzen, nur noch die Wären bei und verkehren sich auf die deutschen Tänze.“ — Zur Erklärung für euch, meine fernem Freunde, muß ich hier einschalten, daß der Pole den lutherischen Deutschen einen Holländer, den katholischen einen Schwaben nennt. Ein junger Bauerbursch, -der neben dem Mädchen stand, setzte hinzu: „Sage noch, Justa, daß alle diese Holländer rothe Schnauzbärte haben und stumm sind, nicht einmal deinen Namen können sie recht sagen, sie nennen Dich Schiffe“. Dies gesagt, strich der Bursch seinen jugendlichen, schwarzen Lippenbart, sagte Justa um den schlanken Leib und schlug mit dem erzbefehlagnen Stiefelabsägen klirrend zusammen, als wolle er das Mädchen im Rasur umhererschwenken, aber die langsame, deutsche Walzermusik postete nicht zu seinem nationalen Anstöße“. — Von Warschau macht unser Reisender Streiferien in die nächste Umgebung. „Als wir“, erzählt er, „die Berschanzungen Pragag verlassen, zeigte mir mein Begleiter unweit derselben links an der Kunststraße, die nach Litzkauisch-Brzesk führt, das feinerne Grabmal eines russischen Offiziers, der in der Schlacht bei Grochow schwer verwundet wurde und an den Folgen seiner Wunden gestorben ist, aber erst nach der Einnahme Warschaws durch seine Kriegsgesährten, seinem Wunsch gemäß, an dem Orte begraben wurde, wo er im Kampfe gefallen war. Er hieß Son, war Rittmeister im Cuirassier-Regiment Prinz Albert von Preussen und einer der Führer der glänzenden Cavalerieregime, die die polnische Schlachtlinie in ihrer ganzen Tiefe durchdrang. Sein Denkmal erhebt sich nun über dem sonst öden Schlachtfelde. Bei Grochow, wo die Wege sich theilen, die Kunststraße eine Biegung macht und es rechts nach Mitosna, links nach Kawenschin und dem berühmten Erlenwäldchen geht, liegt ein reinlicher großer Krug, wo jetzt ein Jude die Wirthschaft führt. Als unser Wagen vor dem Hause hielt, kam er schwarzgekleidet und härtig, mit bemühtiger Geberde und geschäftiger Mährigkeit heraus. Aus meinen polnisch gesprochenen Forderungen nahm er schnell wahr, daß ich kein Eingeborner des Landes sein könnte, und redete nun mit mir Deutsch: „Sein gewiß gekümmen zu fahren zu sein das Feld von der Schlacht, ist gewesen eine grausse Schlacht, wo die Russen geschlagen die Polen (schon wußte er, daß ich ein Russe sei), und viele hohe Herrschaften, russische, polische und andere, sein gekümmen zu fahren zu sein das Feld und den Wald und alle haben geseffen bei mir. Ich habe Wein und Kaffe und Wech und Colagie (Trandessen)“. — Wir überließen den Wirth und seine israelitische Gastfreundschaft unsern Leuten und gingen links ab über die Wiesen dem Schlachtfelde zu. Ein Obelisk dicht vor uns lag noch in Ruinen, doch wohnen im Erdgeschoß allerhand Leute und trieben ihren Jubel; nur das Stockwerk des Herrn war wüst und unbewohnt. Das Schlachtfeld prängte im frischen Grün des Rainmonds und die Wipfel des Erlenwäldes rauschten küll und freundlich. Nichts blieb hier auf Krieg und Zerführung, und nur mein Begleiter, ein Theilnehmer an der Schlacht, tief, weisend und erzählend,

alle Erinnerungen hervor“. — Auf der andern Seite Warschaws besuchte der Reisende das ansehnliche Landhaus einer reichen polnischen Dame und sieht das dicht daran liegende deutsche Colonistendorf Schoppe, eine halbe Meile von Warschau. „Die Reizung der Deutschen“, drückt er sich aus, „überall nach Kräften und Gelegenheit historische Denkmäler zu begünstigen und zu erhalten, hat sich auch hier bewährt. Das arme Schoppe, ungefähr 15 Bauerhöfe fassend, lag innerhalb der polnischen Bertheidigungslinien und ward, als man dem russischen Angriff entgegen sah, auf Anordnung des polnischen Heerführers niedergebrannt. Jetzt bauet es sich aus den Unterkümmungsgeldern, die der Kaiser bewilligte, wieder auf, und jeder Bauerwirth hat, zum Andenken des verheerenden Kriegsbrandes, eine von den Kanonenkugeln, die beim Pflügen im Felde gefunden worden sind, in seinen neuerbauten Schornstein eingemauert. Die Jungen schimmer Tage blühen friedlich über die freundlichen Dächer hin, und Bellona's furchtbarstes Werkzeug dient als Zierath am wirthlichen Herd. Wüthen den guten Deutschen die eiserne Kobelwürfel zu schändigen Venaten werden und sie zugleich an die kaiserliche Freigebigkeit erinnern. Von den Berwüstungen, die der Sturm auf Warschau nothwendig veranlassen mußte, sah jetzt (im Frühlinge 1833) nur wenig Spuren zu sehen, das einzige Dorf Wola abgerechnet, das noch in seinen Ruinen liegt. Hier befand sich aber auch die Hauptverschanzung, und noch umgeben die Kirche die von den Polen aufgeworfenen Erdwälle, aber die jetzt russische Bajonnette blinken“. — Wir verlassen hier unsern Reisenden und wenden uns zu andern literarischen Erscheinungen.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen.

Von Quatremère de Quincy erschien in Paris: „Canon et ses ouvrages“, Memoiren über das Leben und die Arbeiten des berühmten Künstlers enthaltend, mit Portrait und Facsimile.

Der Marquis St.-Martin hat in 4 Bdn. herausgegeben: „Les deux Cartouches du 19. siècle.“

Montaigne's „Essais“ mit den Noten sämtlicher Commentatoren und des Verfassers Portrait sind in einem neuen Mediantband erschienen.

Von des Baron d'Haussez bekanntem Werke: „La Grande-Bretagne en 1833“, ist die zweite, mit mehrern Capiteln vermehrte und verbesserte Auflage in 2 Bdn. erschienen.

Vom Marquis de Salvo, der 1825 in London: „Lord Byron en Italie et en Grèce, ou Aperçu de sa vie et de ses ouvrages etc.“, herausgab, ist neulich erschienen: „Mon portefeuille, ou papiers détachés sur des sujets politiques et littéraires.“

„Histoire universelle du 19. siècle, divisée en grandes périodes décennales etc.“, von Chapuy's Montaville, soll in 100—120 Lieferungen, zu 3 Bogen, mit 200—240 schönen Blättern und Bignetten in Stahl herauskommen. Der Verf. der sich als député de Saone-et-Loire charakterisirt, nimmt in dem schön gedruckten Prospekt einen noch höhern Ton an als der ehemalige kaiserliche „Monsieur“, und sein Berleger thut es ihm unbedenkenlos nach.

Das Gaste's „Memorial de Ste. Hélène“ wird in einer schön gedruckten Ausgabe, groß Mediant mit gespaltener Seiten, vom Verf. durchgesehen und vermehrt, wiederausgegeben. Es wird in 45 Lieferungen zu 10 Sous ausgegeben, deren jeder Monat vom 15. März an 2 erscheinen. Von namhaften Künstlern sind die dazu gehörigen Ansichten von St. Helena, Portraits, Karten, Plane u. s. w.

Ueber Auswanderung nach Nordamerika.

(Beilage aus Nr. 102.)

II. Ist es rathsam, in die östlichen oder westlichen, in die nördlichen oder südlichen Provinzen auszuwandern?

Es ist eine mehrfach und mit Nachdruck und solchen Gründen wiederholte Behauptung des Herrn Berke, Deutsche dürften nicht nach südlichem Gegenden Nordamerikas ziehen, daß wir den Satz ohne Weiteres anerkennen müssen. Der Winter (sei er auch unbedeutend der temporären Ausdehnung nach) ist doch für deutsche Lebensweise, Handhaltung und Menschennatur eine unentbehrliche Zugabe; und Gegenden, die gar keinen Schnee und kein Eis mehr haben, verlangen eine von der deutschen nicht bloß dem Arrangement, sondern auch dem Product und der körperlichen Haltung nach so abweichende Cultur, daß schon dies allein den Ansiedler zu einem völlig andern Menschen macht; auch nach Seiten hin, wo die Weißen eben wünschen werden, nicht anders werden zu müssen. Nun kommt aber noch hinzu in diesen südlichen Gegenden: 1) die Sklavenbevölkerung mit allen ihren moralischen und physischen Unbequemlichkeiten (Neger haben z. B. einen, europätschen Nasen unersäglichem Geruch); 2) das Ungeziefer an Schlangen u. dgl., wenigstens in den noch unangebautern Gegenden, welche doch von neuen Ansiedlern in dubio gesucht werden. *) 3) Endlich kommt auch hinzu die Todtlichkeit des Klimas selbst, welches nur in sehr schmalen mittlern Breiten, etwa am Missouri, ohne daß ein eigentlicher Winter statt hat, noch der Gesundheit der Bewohner zuträglich, in Louisiana, Arkansas u. s. w. aber wenigstens den Ansiedlern der ersten Generation in der Regel tödtlich ist.

Also daß für deutsche Ansiedler nur die nördlichen Staaten des freien und das britische Amerika bequeme

*) Wenn auch für gewöhnlich die Gefahr durch giftiges Ungeziefer nicht so groß ist, als Mancher in Deutschland sie sich denkt; wenn auch mancher Ansiedler schon Monate oder gar Jahre lang in den westlichen Theilen Nordamerikas war, ohne eine Kopperschlange nur gesehen zu haben, läßt sich doch nicht ablegen, daß fortwährend einzelne Anglisticksfälle vorkommen, und wer will da, wo er freie Wahl hat, gern die Seinigen oder sich selbst solchen Ungefahr hingeben.

Natur für Wohnplätze bieten, scheint aus Herrn Berke's Darstellung, verglichen mit den andern neuern Schriften über diesen Gegenstand, hervorzugehen.

Was nun die Frage über die östlichen oder westlichen Wohnsitze betrifft, so wird dieser eine Vorfrage voranzugehen müssen: Ist es für Auswanderer rathlich, die bewohnten oder die unbewohnten Gegenden zu suchen?

Wer nach den bewohnten Gegenden des freien oder britischen Amerika geht, wird, wenn er in Europa nicht im Stande war, sich eine nährnde Scholle Landes zu verschaffen, es dort ebensowenig im Stande sein, denn das Land ist da ebenso hoch, wo nicht noch höher im Preise; dazu kommt die große Gefahr, die mit jedem Ankauf von Grund und Boden aus der Hand eines Privatmannes im freien Nordamerika verbunden ist, da sehr oft die Besitztitel nicht fest stehen und das gerichtliche Verfahren alle möglichen Schikanen zuläßt. Dazu kommt auch der Mangel an verkäuflichem Grund und Boden in den bewohnten britischen Gegenden, wie in Untercanada und in den bewohnten Strichen Obercanadas. Nach diesen dichter bewohnten Theilen der Freistaaten wie des britischen Amerikas könnten also höchstens tüchtige Handwerker auswandern; unter tüchtigen sind aber zu verstehen solche, wie wir sie in Deutschland, wenigstens in Norddeutschland, bei der durch die Gewerbefreiheit verbreiteten Puscherei, bei der milden Nachsicht des Publicums (was lieber mit verpuschter Waare vorlieb nimmt, als einen Gerichtshandel anfängt) selten haben; wo wir aber solche haben, finden sie sicher auch in Deutschland ebenso gut und vergnüglicher Best als in Amerika.

Ist nun aber sicher, daß nur Landwirthe und Handwerker mit Vortheil auswandern und nicht in der Auswanderung unbedingt Elend entgegengehen; und ist ferner sicher, daß sehr bemittelte Landwirthe oder ausgezeichnet geschickte Handwerker sich selten zum Auswandern entschließen, so muß wol als allgemeiner Rath für Auswanderer bleiben, die noch unbesezten Gegenden Amerikas zu suchen. Dies sind aber die Westprovinzen der freien Staaten oder die sogenannten Pflanzwälder und Savannen und die unbewohnten Theile Obercanadas und Neubraunschweig in dem britischen Nordamerika.

Bedenkt man, daß die unbewohnten, also westlichen

Districte des freien Nordamerikas immer noch von Zeit zu Zeit und oft sehr unerwartet den durch die wilden Stämme herbeigeführten Gefahren ausgesetzt und selbst in den nördlichen Theilen nicht ganz von Schlangenungefähr u. dgl. frei sind; daß dagegen Weides in Obercanada, in weit höherm Grade, in Neubraunschweig gänzlich wegfällt, so erhalten auch in dieser Hinsicht die britischen Provinzen einen entschiedenen Vorzug. Freilich Neubraunschweig hat sehr harte Winter, sehr unbequeme Sommer und ist dem größten Theile nach noch eine fast gar nicht angebrochene Waldwüste; dagegen bietet es auch dem Anbauer noch fürs Erste herrliche Gelegenheit für Jagd und Fischelei, bietet wohlfeilen Boden und mit der Zeit, wenn das Land dichter bewohnt wird, in der herrlichen Wasserverbindung, die es überall hat, den Nachkommen ausgezeichnete mercantile Bequemlichkeiten. Neubraunschweig ist der Schlüssel und die Akropolis von Quebeck, ist das Schloß des britischen Nordamerikas, und Neubraunschweig und Niedercanada werden sicher in Zukunft die politisch-beedeutendsten Theile der ganzen neuen Welt.

Nun würden wir im Allgemeinen die Antwort auf obige Frage so zu stellen haben, daß der Auswanderer in Nordamerika die nördlichen, und zwar im freien die westlichen, im britischen die östlichen Gegenden zu suchen habe.

III. Haben unsere Regierungen ein Interesse dabei, wenn einmal das Factum der Auswanderung stattfindet, sich in diese Angelegenheit weiter zu mischen, als nöthig ist, um daraus entstehende Unordnungen in der deutschen Heimath zu hindern?

Mancher hätte vielleicht in dieser Frage statt des Wortes „Interesse“ lieber das Wort „Pflicht“ gelesen; inzwischen gehen wir von einer Ansicht aus, die zu sehr jenen Gedanken des Staates als einer moralischen Zwangsanstalt für Regierung und Regierte haßt, als daß wir der erstern irgend eine Pflicht gegen ein freiwillig sich abtrennendes Glied, noch den Letztern irgend ein Hinderniß der freiwilligen Abtrennung auflegen möchten. Es kann also nur von dem Interesse die Rede sein, welches die Regierungen zu nehmen, nicht von den Pflichten, die sie zu üben haben. Daß sie nun ein Interesse haben, darauf zu sehen, daß die Kostrennung der auswandernden Staatsglieder nicht in einer Weise statthabe, welche bürgerliche Unordnungen im Mutterland herbeiführt, versteht sich von selbst. Aber soll ihr Interesse noch weiter gehen? Hierauf antworten wir: Ja, wenn sie ihren wahren Vortheil erkennen, allerdings!

Prosperirende Ansiedelungen befreien das Mutterland immer von Stoffen, die ihm gefährlich werden können, wenn ihnen kein Ausweg eröffnet wird, und bilden (auch ohne alle politische Unterthänigkeit dieser neuen Ansiedelungen) Anhaltspunkte, die nur höchst vortheilhaft auf das Mutterland zurückwirken. Was wäre Griechenland ohne den reichen Kranz seiner Colonien im Alterthum gewesen? und doch wie wenige dieser Colonien standen in einer politischen Abhängigkeit vom Mutterlande, und diese wenigstens in wie laxer?

Freilich bei Colonien in Nordamerika würde fürs erste alle mercantile Beziehung dadurch unberührt bleiben, ob Deutsche oder Engländer oder wer sonst die Colonie gründete, namentlich bei Colonien im britischen Lande. Ein Hauptvortheil, den sonst politisch vollkommen selbständige Colonien dem Mutterlande gewähren, würde für Deutschland hier wegfallen, da diese deutschen Colonien zwar nicht vom Mutterlande abhängig, aber auch in politischer und mercantiler Hinsicht nicht selbständig, sondern an andere Staaten gebunden wären. Inzwischen wo würde bei deutschen Colonien nicht der Fall, so lange der deutsche Bund oder einzelne Bundesstaaten nicht irgendwo ein Terrain erwerben, wohin sie ihre Auswanderer gehen und sich anbauen lassen; thäten sie aber dies (wozu nicht die mindeste Aussicht ist), so würden sie ohne Zweifel, wie es in der deutschen Natur liegt, durch kleinliche polizeiliche Anordnung der Ansiedelung allen Ansiedlern grade die Lust, dahin zu gehen, vertreiben. Also Verhältnisse, wie sie sind, muß man auch nehmen, wie sie sind, und an politische oder mercantile Vorthelle läßt sich zunächst bei deutschen Colonien nicht denken. Aber welcher Vortheil erwächse doch im Allgemeinen der deutschen Bildung und dem deutschen Geiste, wenn entweder in einem der nordwestlichen Theile der Unionsstaaten oder in einem solchen Theile des britischen Nordamerikas, der einen leichtern Schiffsverkehr zuließe, eine wahrhaft deutsche Ansiedelung mit deutscher Sprache und (da ja in den freien Staaten die Privatrechtsgestaltung den einzelnen Territorien überlassen bleibt) vielleicht sogar mit wesentlich deutscher Rechtsgrundlage oder auch nur auf her (so doch auch ursprünglich deutschen) Grundlage des englischen Rechts sich von dem Umfang bildete, daß sie, wenn nicht einen politischen Einfluß üben, doch deutscher Art und Weise, deutschem Bauer- und Bürgerleben, mit der Zeit deutscher Kunst und Wissenschaft eine neue Zuflucht und einen üppigere Nahrung bietenden Boden gewähre. Wollen wir aber dem Interesse der Regierungen nicht zusprechen, auf so entfernte Vorthelle, die sich bei Gleichheit der Sprache und Bildung dem Mutterlande gar nicht verschließen ließen, Rücksicht zu nehmen, bleiben wir nur bei der einfachen Gegenwart stehen, daß die deutschen Staaten durch begünstigte, im wahren Sinn begünstigte und geleitete Auswanderungen eine große Menge im Lande drückender und gährender Stoffe loswerden, die am Ende auch den nichtgährenden un bequem werden und sie drücken, so wird doch einleuchten, daß die Regierungen ein Interesse haben müssen, sich dieser Sache anzunehmen.

Mancher möchte hier freilich, gleich dem H. unterzeichneten Berichterstatter in der „Preussischen Staatszeitung“, sagen: „je dichter die Bevölkerung, je besser ernährt sie sich“ — ja! bis auf einen gewissen Grad ist das richtig — eine dichte Bevölkerung schafft vielen einzelnen Gewerben, und in diesen Gewerben der Subsistenz vieler einzelner Menschen eine Danks, aber immer werden sich dabei eine große Menge zu andern oder zu kümmerlicheren Nahrungszweigen bequemen müssen, als ihrer ursprünglichen Naturneigung und Bestimmung und der

Energie ihrer Begehrlichkeit angemessen sind, und diese sind ein drückender Stoff, der recht gut abkommen kann, der sich zwar zum Theil immer wieder ersetzt, aber theils fortwährend abgeleitet werden kann, theils wenn diese Purification Generationen hindurch fortgesetzt wird, schon deswegen sich vermindert, weil die entweder begnüglichen Naturen, oder die gemüthlicher an dem Mutterlande hängenden; oder die von Hause aus reichern, an Mitteln und Nahrungsquellen begünstigtern Familien bleiben, und Gemüthseigenschaften wie Vermögenstheile von den Aelteren durch das Recht der Generation und durch die Erziehung auf die Kinder übergeben. Mögen denn jene unzufriedenere, ungenüglichen Naturen, mögen diese ihren Kampf mit der Natur in fernem Gegenden beginnen und dieselbe zähmen, sie drücken doch weder Nahrung noch Ordnung der Heimat. Was aber die vierte Frage anbetrifft:

IV. Ob die Nation ein Interesse habe, auch inwiefern sie nicht an der Auswanderung Theil nimmt, der Auswanderung irgend eine Theilnahme zu bezeigen?

so antworten wir unbedingt: in aller Weise! Denn alle jene Vortheile, die von einer wohlgeleiteten, deutschen Ansiedelung in geistiger Hinsicht erwartet werden können, kommen, wenn auch weniger den Regierungen, doch durchaus der Nation zu Gute, die dagegen einen reinen und unersehblichen Verlust erleidet, wenn im Fortgange der Zeit zahllose Auswanderer sich unter andere Nationen zerstreuen und in ihnen vergehen. Auch hat die Nation, inwiefern sie ein physisches Bestehen und in diesem noch eine andere Existenz als die Regierung hat, auch ein Interesse an gedeihenden deutschen Ansiedelungen, an Ansiedelungen, die deutschen Rechtslichkeits- und Redlichkeitsfinn, deutsche Liebe und Treue bewahren; denn auch des nicht Auswandernden Sohn und Enkel oder Urerbkann in die Lage kommen, in einer Auswanderung sein Heil zu sehen; welsch unschätzbares Gut aber würden alle Individuen der Nation ihren Enkeln hinterlassen, wenn alle Bedrängtere unter diesen in geräumigere Länder gehen könnten, ohne dort von ganz fremder Nebe angegrinzigt, von ganz fremder Sittlichkeit und Rechtslichkeit umgarnt zu werden, noch auch vor der bestialischen Carticatur jenes halb-angloamerikanischen, halb-deutschen Zwit-terdinges eines virginischen deutschen Ansiedlers erschrecken zu müssen.

Niemand, der ein geringes Gefühl über die Paar Stiedmaßen, die er mit dem Worte Ich bezeichnet, hinaus hat, sollte diese Auswanderungsverhältnisse in unserer Zeit gleichgültig ansehen, und namentlich sollten alle Gebildete, d. h. alle wirklich über die nächsten Augenblicke Hinaussehenden es als eine heilige Pflicht betrachten, so viel als irgend an ihnen liegt, eine Sache zu fördern und zu leiten, die (wie es jetzt steht) ebenso sehr dem deutschen Wesen zu unberechenbarem Vortheil wie zu un- berechenbarem Verluste gedeihen kann.

10.

H. C. Fuchs's heroisch-komisches Gedicht der Rüdckenkrieg. Nach der Ausgabe von a. 1600, mit den Varianten der Schnurr'schen Bearbeitung von 1612, und einer Einleitung herausgegeben von F. W. Genthe. (Der Ertrag ist für die Bibliothek des Königl. Gymnasiums zu Eisleben bestimmt.) Eisleben, Reichardt. 1833. 8. 12-Gr.

Eine neue kritische Ausgabe des „Rüdcken- und Ameisenkrieges“, welcher Fuchs zum ersten deutschen Bearbeiter, Leo-filo Folengo (pseudonym Merlin Gocalo, gest. 1544) zum Verfasser hat, ist uns eine angenehme Erscheinung. Dies Gedicht, die glücklichste Nachahmung der „Barrachompomachie“, fand in Deutschland am Schluß des 16. und im Anfang des 17. Jahrh. so außerordentlichen Beifall, daß unser kritischer Herausgeber von 1580, wo Fuchs die erste Bearbeitung erscheinen ließ, bis 1623 nicht weniger als sechs verschiedene Ausgaben aufzählt. Lange Zeit ward Fuchs für den Erfinder gehalten, bis man mit dem macaronischen Original Folengo's näher bekannt wurde; offenbar aber handelte Schnurr, der seine Ausgabe 1612 erscheinen ließ, an Fuchs unrecht, den er copirte, indem er eine Handschrift zu copiren vorgab. — Der Text, wie ihn Hr. Genthe gibt, ist nach der Ausgabe von 1600 mit dem Titel: „Rüdckenkrieg, darin zu finden, welchergestalt die Rüdcken neben ihren Mitoverwanthen und Bvnnbdsgeossen sich wider die, Ameissen und deren Beistand zu Feld gelagert u. s. w. Drey Bücher, ganz kurzweilig zu lesen“, abgedruckt und mit Schnurr's Varianten versehen. Die kritische Einleitung des Herausgebers verdient unsern Dank für das Licht, das sie über die ziemlich dunkle Autorschaft dieses Gedichts verbreitet; auch die Namen-erklärungen sind dankenswerth. Das Gedicht selbst müssen wir als unsern Lesern bekannt voraussetzen. Als eine Probe dieses ergdlichen Gedichts wollen wir jedoch die Verse ausheben, in welchen Sanguileo, der Rüdckenkönig, sich zum Kampf rüstet:

Als nun allersampt

Im Feld beisammen waren, wat
Seine königliche Majestät
Auf einen hohen Stod und that
Zu ihnen eine herrliche Red',
Eine so schdne Oration
Daß sich verwundert jederman,
Dann er in dieser Kuast viel daß
Als Cicero gedüet was ...
Sanguileo der theure Mann
Legt auf dem Plan den Harnisch an,
Welchen ihm Sterops hat gebracht,
Aus zweyen Kücherröhlsen gemacht.
Ein gelb Rübfsambliatt war sein Schild,
Eine starke Hirssehülz' dübsch vergüld'
War sein Helmelein, sein Schärpen gar
Eine nabelschüßige Sauport war.
Indeß führt man durchs Lager her
Sein feuriges tobendes Pferd,
Das war ein Grill' gar guter Art,
Zu Kriegshändeln mit Fleiß gepart,
Abgericht sich hoch zu erheben
Zu springen über alle Gräben ...
Der Held mit ein' fertigen Sprung
Ohn Vortheil sich in Sattel schwing,
Und als zurückweicht Jedermann
Heng er den Hengst zu tummeln an,
Sprengt, stuzt und warf zu schnell deran,
Reunt ein Weil schlecht, ein Weil die Krümb,
Daß ihm das Volk, welsch im zusehe
Eindeullich groß Lob bejeh.

Dies Seitenstück zu Shakespeare's Frau Mac wird dem Leser, dem dasselbe neu ist, hoffentlich Lust erwecken, dies launige Gedicht, in dem jedoch eine höhere Idee der Satire nicht eben zu suchen ist, näher kennen zu lernen und sich an dem

hochsten Schwank, der unsere Urgrosväter schon so viel Berggängen machte, noch einmal zu ergötzen; wäre es auch nur, um zu sehen, was vor 230 Jahren in Deutschland so allgemeinen Beifall fand. 52.

Miscellen aus der russischen Literatur.

(Beschluss aus Nr. 102.)

Der fruchtbare Uraquasi Baron v. Rosen (er schriftstellerisch nämlich in deutscher und russischer Sprache zugleich) hat ein historisches Drama in 5 Aufzügen drucken lassen: „Rossya i Bator“ (Rußland und Bator). Der Inhalt ist eine poetische Darstellung der Tüchtigkeit des kriegerischen Ungars, der König von Polen war, mit dem russischen Botschafter, die Hauptperson im Stück ist aber nicht der verschlagene und tapfere König Stephan, sondern der noch verschlagene Zeitgenosse Boris Godunow, der während der Unruhen, Kriege und Niederlagen damit beschäftigt ist, sich den Weg zum Thron zu bahnen. Eine andere halb poetische, halb historische und antiquarische Hervorbringung sind die: „Pisma is Bolgaril“ (Briefe aus der Bulgarei von Victor Lepialow, Moskau, 1833). Bald nach der Einnahme Barnas ward der Verf. von dem Generalgouverneur von Neu-Rußland, Grafen Woronzow, in die von den russischen Truppen besetzten Ländergebiete am rechten Donauufer gesandt, um unter dem Schutze der Kriegsbefehden in den wahrlich historischen Ländern, die durch ihre neuesten Herren schwer zugänglich waren, Entdeckungen für Geschichte, Wissenschaft und Kunst zu versuchen. Lepialow durchwanderte hierauf in diesem Auftrage einen Theil des alten Asiens und Syriens und gibt in seinen Briefen Urtheile über seine Bemühungen; aber uns scheint er nicht genug vorbereitet gewesen zu sein, um dem Zweck seiner Sendung vollständig zu genügen. Er ist mehr Dichter als Antiquar; indessen auch in ihrer gegenwärtigen Gestalt enthalten die Briefe viele interessante Notizen.

Das Product eines ernstlichen Studiums ist: „Rosyskanije etc.“ (Untersuchungen über den Staatshaushalt des alten Rußlands von A. Bogemister, Petersburg, 1833). Zum ersten Mal sind hier die aus alten Berordnungen, Kaufurkunden, Schenkbriefen u. mühsam gesammelten Angaben über alte Steuern, fällige Einkünfte, ihre Erhebung, Verwaltung und Verwendung systematisch zusammengestellt und zur nöthigen wissenschaftlichen Uebersicht geordnet worden. Der Verf. nimmt drei Zeiträume an, innerhalb welcher der Staatshaushalt jedesmal eine andere Gestalt erhalten zu haben scheint: nämlich den ersten von den Ursprüngen des Staats bis 988, den zweiten bis 1256, den dritten bis 1462. Scharreich und interessant sind seine Folgerungen über die Art und Weise, wie die alten Fürsten, Hof, Verwaltung und Heer unterhalten haben, sowie die Rhythmen über die frühere Landeseintheilung, die Stellung des Landbauers u. s. w.; jedoch würde es zu weit führen in nähere Darstellung dieser Zustände einzugehen.

Wenn die russische Literatur, deren neuere selbständige Hervorbringungen wir hier berührt haben, ohne der zahlreichen Uebersetzungen deutscher und französischer Werke jeder Art zu gedenken, sich also immer allseitiger entwickelt und rasch vorwärtschreitet, so verspricht die Gründung der neuen St. Wladimir-Universität zu Kiew namentlich neben St. Petersburg und Moskau einen dritten fruchtbarsten Mittelpunkt literarischer Thätigkeit. Diese Stadt, die zweite Wiege des russischen Geistes, der Bohner-Roscher, des ältesten russischen Annalisten, war durch die lithauische Eroberung und durch die Vereinerung Litauens mit Polen Jahrhunderte hindurch dem Urkaate entfremdet worden, dessen Hauptstadt unterdessen Moskau ward. Die polnische Sprache, durch die katholische Geselschaft in den Schulen begünstigt, breitete sich von da an aus und erhielt sich neben der eigentlich heimischen, der russischen, durch ganz Wolhynien und Podolien und theilweis in Klein- und Weißruß-

land. Obgleich zwar Kiew seit mehr als einem Jahrhundert und die andern Landesstädte seit einem halben wieder mit Rußland vereinigt sind, so war doch die polnische Sprache sowohl in Kory als Schwarzrußland in ihrem Gebrauche wie für die Verwaltung, so in den Schulen gelassen worden; Wilna blieb daher eine polnische Universität. Erst nach ihrer Aufhebung erhielt in Kiew eine den ursprünglichen Bedeutungen des Landes entsprechende Anstalt, wo die alten historischen Erinnerungen, die unter dem Landvolke und in den Städten ungetrübt erhaltene russische Rede ihre Pfleger und Förderer finden wird. Die russische Muse, die in den weiten Strecken zwischen dem Dnieper, Bug, Dnieper und Duna bisher nur Volkstlieder hervorgebracht, dürfte nunmehr einen höhern Flug nehmen.

Eine alte Sage der Russen erzählt: im grauen Alterthum hätte ein Mann gelebt Namens Slowin, der Wortbegabte oder Wohlredende. Dieser habe zwei Söhne gehabt, der ältere hieß der jüngere Sack geheissen. Der erstere habe des Vaters wohlklingende Sprache richtig und gut geredet; der jüngere aber sei ein Stammer gewesen, habe im Reden gestottert, gezischt und geschnalzt. Von dem ältern stammen die Russen und sprechen noch die ursprüngliche, unverdorrene, wohlklingende, vollreiche Rede des Slowin. Von dem Sack aber, dem Stammer, kamen die Polacken oder Polen und hätten dessen knatternde, vocalausstürzende, zisch- und Mißlauter anhäufende Sprechart beibehalten. Dieser Zwiespalt der ursprünglich einen Sprache sollte aber dereinst unter einem großen Regenten des ältern Stammes, dessen Name Volküberwinder bedeuten würde, aufhören. — Indem wir die Deutung und Rußanwendung dieser Sage auf sich beruhen lassen, benugen wir sie jedoch, um hier im Anhang der Notizen über russische Literatur auch neuer Erscheinungen in der verwandten Polnischen zu erwähnen. In Wilna ist ein Almanach für 1834 von Arzejewski herausgegeben, der nach einer alten slawischen Gottheit „Zaica“ heißt. Der Inhalt bietet Gedichte und Prosa, unter Andern Szenen aus Schiller's „Don Carlos“, von Mickiewicz übersetzt. Auch von dem durch seine anmuthvollen Poesien bekannten Gd. Dypnir sind sich darin Beiträge, und eine interessante Mittheilung ist das eingerückte Bruchstück einer noch ungedruckten Autobiographie Sr. Karpinski's. Die Ausstattung mit Lithographien und Kupferbeilagen bildet eine angenehme Zugabe zu dem Bändchen. Auch in Warschau ist für 1834 ein Almanach erschienen: „Satrasenka“ (Die Morgenröthe), worin neben Andern eine Erzählung: „Die Jugend des Kopernikus“, welcher berühmte Mann diesjährig hier als Pole, in einem berliner Almanach oder als Preuze erscheint.

In der ersten der oben genannten Städte hat soeben ein deutsches Buch die Presse verlassen, das besondere Beachtung verdient und dessen wir demnach hier noch stüßlich erwähnen. Es ist: „Saworow's Leben und Heerzüge im Zusammenhang mit der Geschichte seiner Zeit dargestellt von Friedrich v. Smitt“. Erster Theil (Wilna 1833). Der Verf. hat mit unermüdlichem Eifer in einer langen Reihe von Jahren die Materialien zu der Biographie gesammelt, deren ersten Theil er jetzt dem Druck übergeben. Dieser Theil enthält: die Jugendgeschichte des Feldherrn und seine frühesten militairische Laufbahn im 7jährigen Kriege. Dann folgt der erste polnische Krieg von 1763—72, der türkische von 1773—74, der Feldzug gegen den Rebellenführer Pugatschew, und der zweite türkische Krieg von 1788—90, welchen die Erzählung Termals beendet. Der zweite Theil, der nächstens erscheinen soll, wird den zweiten polnischen Krieg, die Erstürmung Pragas und Saworow's italienische Feldzüge enthalten. Da die bisherigen Lebensbeschreibungen Saworow's, die von Anthing u. s. sehr mangelhaft sind, so ist v. Smitt's Werk ein willkommenes Beitrag zur genaueren und tiefen Ergründung der Geschichte unserer Zeit, und erfreulich ist es, aus der Feder eines Edelmanns und aus dem fernern Wilna eine Lücke in der deutschen historischen Literatur auf eine so befriedigende Weise ausgefüllt zu sein. 12.

George von Frundsberg, oder das deutsche Kriegshandwerk zur Zeit der Reformation. Dargestellt durch F. W. Barthold. Mit einem Bildnisse Georgs von Frundsberg. Hamburg, Perthes. 1833. Gr. 8. 3 Thlr.

In der Würdigung weltgeschichtlicher Erscheinungen bleibt das Parallelliren immer ein mißliches Geschäft für den Historiker, und nur zu leicht wird dabei übersehen, daß einige, oft nur zufällige Aehnlichkeiten oder einige schimmernde Antithesen zu wenig einen sichern Anhaltspunkt gewähren, um daraus Geist und Charakter einer ganzen Zeitform oder irgend eine Abwandlung derselben herzuleiten. Wol nicht mit Unrecht fühlt man sich daher ein wenig befremdet, wenn der Herr Verf. dieses Werks unmittelbar an der Schwelle desselben das Ritterrepos und das Minnelied des Mittelalters in ihrem allmältigen Uebergange zum bürgerlichen Meistergesange dem abenteuerlichen Ritterthume in seiner Ausartung in das städtische Landsknechtshandwerk gegenüberstellt und sie beide auf dieser Bahn Hand in Hand gehen, ja, nothwendig durch einander bedingt werden läßt. Indes würde man Unrecht thun, sich durch diese etwas gesuchte Behauptung von der gerechten Schätzung einer Arbeit zurückschrecken zu lassen, die in so viel andern Beziehungen durch sorgfältiges Quellenstudium, einen trefflichen Geist der Combination und gefällige Darstellung Hrn. Barthold, welcher seinen Beruf zur Bearbeitung der mittelaltigen Geschichte bereits durch die schätzbare Monographie des „Römerzugs König Heinrich's von Kasselburg“ *) bekundet hat, aufs Neue vortheilhaft auszeichnet.

Der gewählte Stoff, welcher, wie auch der Titel besagt, eine Darstellung des deutschen Kriegshandwerks in den ersten Decennien des 16. Jahrhunderts beabsichtigt, bedurfte eines Trägers, in dessen Person sich die Attribute eines deutschen Condottiere in einer gewissen Idealität zusammenfanden; und hier bot sich denn der wackerre Georg von Frundsberg in seiner Eigenthümlichkeit allerdings in so dankbarer Weise dar, daß das Gemälde durch diese in den Vordergrund gestellte Hauptfigur neuen Reiz und Lebendigkeit gewinnt, insofern es gilt, alle charakteristischen Züge jener deutschen Kriegertruppe zur frischen Anschauung

zu bringen und uns mit ihrer Constitution, ihrem Corporationsgeiste und ihren Sitten zu befreunden. Weniger aber scheint es Hrn. B. in dem Bestreben gelungen zu sein, seinen Helden nun auch wirklich in den Mittelpunkt der Darstellung so großer und denkwürdiger Ereignisse, als das lange und wechselvolle Ringen Karl V. und Franz I. um die Herrschaft Italiens mit sich führt, zu versetzen und darin zu erhalten. Hier wird nur zu oft die untergeordnete, ja nicht selten müßige Rolle fühlbar, welche dem Anführer deutscher Soldner in der Entwicklung der Begebenheiten zugetheilt bleiben mußte; und das nur um so mehr, als der Biograph sich über jenen Kampf mit einer, in anderer Hinsicht sehr verdienstlichen Ausführlichkeit verbreitet und uns über die Schlachten von Ravenna, Novara und Pavla, sowie über die Erstürmung Roms durch den Connetable von Bourbon eine Zusammenstellung des, obwohl nur Bekannten gewährt, die durch ihre geschickte Behandlung jedes Lob verdient.

Herr B. hofft seinerseits, einigen Dank bei den Lesern d. Bl. zu verdienen, wenn er sich zunächst und vornehmlich an den ersten Abschnitt des Buches hält, welcher sich mit einer allgemeinen Uebersicht des deutschen Kriegswesens seit Maximilian I. beschäftigt, wo zuerst an die Stelle des dienstpflichtigen Ritters der Ritter um Sold (Freireiter) trat, sowie in Frankreich die Banden, in Italien die Condottieri (Conducti), in Belgien und England die Brabançonnen. Aber in Deutschland, dem Mittelgetriebe des europäischen Lebens, hatte sich allmältig durch die Freiheitskriege der Schweizer und den Glaubenskampf der Hussiten eine neue Waffe in dem engegartnen Fußvolk gebildet, das, von der Natur des Bodens begünstigt, in vielen blutigen Feldschlachten des übermüthigen Adels Meister geworden. Der sich ermannende Bürger- und Bauernstand lieferte diese freiheitsbeifrigen, starkmüthigen Streiter, und neuen, unzuberechnenden Vorthell bot ihnen das Feuergewehr, welches, nur vom Fußvolke zu handhaben, den Stahlpanzer des Ritters unnütz machte. Dies erfuhr Frankreich, dem seine adeligen Ordonnanzcompagnien, obwohl von Bayard und andern Glanzsternen der französischen Chevalerie angeführt, bald nicht mehr antzuechten; während seine Bürger und Bauern jedem politischen Leben noch zu ferne standen, um zu einem Nationalfußvolk sich zu eignen. Die Sieger über Oestreich und Burgund,

*) Bgl. Nr. 55 d. Bl. f. 1833.

die Schweizerbauern, wurden demnach dort als Söldlinge herbeigerufen. Maximilian, in seinen großen Entwürfen vom Adel seiner Erbstaaten wie von der Reichsritterschaft verlassen, durfte dies Beispiel nicht befolgen; denn Rebellen gegen Habsburg in Habsburgs Solde war ein Widerspruch, dem sich nur durch eine eigene Schöpfung begeben ließ.

Und was der Weisung geschaffen — sagt der Verf. — hat die Welt geändert und die Aenderung getragen; woraus er geschaffen, war die Nation geworden und ist die Nation geblieben; er schuf aber die frommen Landsknechte; während Ludwig XII. und Franz I. bei ihrem Princip, dem adeligen, blieben und darüber mit ihrem Heeres zu Schanden wurden. Maximilian aber brachte zuerst rüstiges Stad- und Landvolk aus den kaiserlichen Erblanden unter seine Fahnen zusammen, gab ihnen Sold, waffnete sie nach Schweizerart, ohne Schild, mit 18 Fuß langen Speisen, Hellerbarden und Schlachtschwertern, lehrte sie Sied und Kotte hatten, die Lanzen aufstrecken, einen Tegel machen und führte so gewähltes, unverwundenes Volk unter adeligen und bürgerlichen Hauptleuten in seine Feinde. Landsknechte nannte man die mannichfaltig bewaffneten, hant bestickten Haufen: denn es war Volk vom Lande, im Gegensatz des Edle, von wo die Schweizer; auch nicht vom flachen Lande allein, sondern, und vorzüglich, aus den Städten, deren jähliche, in Zunftspielen, guten Tänzen und städtischem Kriege freigeübte Handwerksgefallen dem ehrenvollen Ruf des ritterlichen Mars freudig folgten. „Oberländische“ Knechte wurden sie genannt, ward das Fähnlein in Städten und Flecken des schwäbischen Oberlandes aufgeworfen; „niederländische“, wenn das Regiment Knechte aus den nördlichen Kreisen des Reichs zusammenließ. Nicht Landsknechte sind sie zu heißen, da sie, zum Unterschied der ritterlichen Lanze, den Speiß führten.

Dieser Uebergang der Wehr des deutschen Reichs vom Adel auf den Bürger- und Bauernstand fällt, bedeutsam genug, mit dem 36. und letzten allgemeinen deutschen Turnier zu Worms 1487 zusammen. Der kaiserliche Kaiser hatte glücklich die Feste gefunden, unter welcher die deutsche Lächlichkeit sich auch sofort durch ihre Siegesfrüchte im Niederland und Italien so wohl bewährte, daß bald in den ewig sich neugebährenden Kriegen unzählbare Scharen deutschen Fußvolks über alle Grenzen Deutschlands ausgegossen wurden. Damals behauptete die Mutter guter Landsknechte, welche nachher oft von unglücklichem Feldhauptleuten als gekorben beklagt wurde, zuerst ihre fürchtbare Natur; und es beginnt mit dem Anfange des 16. Jahrhunderts eine Glanzperiode deutscher Waffenrüstigkeit und deutschen Schlachtenlobs, wie sie nie wiedergekehrt ist, seit das Vaterland zu fremder Ehr und eignem Schaden im dreißigjährigen Kriege sich vergeblich.

Ref. enthält sich nicht, hier noch folgende Stelle anzuzuheden, die zugleich eine ansehnliche Probe der gefühlvollen Darstellungsgabe des Verf. geben mag:

Maximilian verstand es, die, in bürgerlichen Zunftfehen und Lustauf gegen Obrigkeit und Geschlechter kühn, und wild, in Strauß und Burgbrechen gegen Nachbarfürsten und Geknechte eigenwillig, keinerzig und spießbürgerlich gewordenen Bewacher mit einem schönen Gefühl von Vaterland und Ehre zu durchdringen und die verrosteten Hellebarden, Knechtspieße und ungeschliffenen Bannermesser zu blanken Wehren für des Reichs und der Nation Ruhm zu schleifen. Daß aber auch der verständigere Adel, billig einer neuen Zeit sich beugend, dem zusammengesetzten Volk Ordnung, Zier und vornehmere Kriegspolygonomie verleihe und den alfränkischen und unbrauchbaren Dienst zu Hof und Tanz und Schild aufgab, wirkte die gelehrte Persönlichkeit desselben so wunderbar mannichfaltigen Wandels, der grade so und nicht anders sein muß, weil er Landes und Reiches durch sich vermittelte. Ihn verdankt, der im albertinischen Scharfrennen seinen Meister nicht gefunden, dem

kein Gallenerer gleichsam im Feldspiel, welchen kein Söldner an Kühnheit und höchstem Tange übertraf, des Fertigkeit mit dem Stahl und Geschick sowohl mit Feldschlangen als mit Hakenbüchsen jeder Raubige den Preis ließ; der erfahrende Schneller, Bauernkühnige zu Krieg und Bier, Kräfte und Fortentliehbaren, Postenfreund, unergründlicher Grabspiel hoch — Kaiser Mar, eine dem Mischeit Wanderschaftige Natur, wie jeder ehrtliche deutsche Mann ihn zu loben nicht gut werden konnte: Der nahm denn mit so warmer Liebe sich seiner Schöpfung an, daß die Hoheit des erwähnten römischen Kaisers nicht unter ihrer Würde hielt, dann und wann als Landknecht mit dem Speiß, des breiten Schwert an den Tanden schlotternd, sich auf seiner Herrstraße zu Fuß blicken zu lassen.

Interessant macht sich bei diesem Ueberblick der Entstehung des neuen deutschen Kriegswesens die Frage: Wie der deutsche Landsknecht gegen sein ursprüngliches Vorbild, den Schweizer, bestand, wann Beide, wie es nicht selten geschah, dem einen oder dem andern Kriegsfürsten die Hand, im Felde aufeinandertrafen?

Sowol durch diesen wechselnden Gebrauch der Schweizer und Landsknechte gegen einander als durch 1600jährigen Handwerksmeister, der freilich bei so gefährlicher Kunst ein blutiger sein mußte, endlich aus nationaler Aneignung, wie geschichtliche Erinnerung zwischen nahen Stammesverwandten, deutsch-schwaben und Helvetier, zu erzeugen pflegt, war zwischen dem Helein der gemeinsamen alemannischen Mutter ein so unauströschlicher Haß entzündet worden, daß, wo Schweizer und Landsknechte in der Schlacht zusammentrafen, es immer dem gänzlichen Uebergange einer Partei galt. Das erste Mal, als Beide ihre Kunst aneinander übten, im großen helvetischen Kriege Maximilian's, mußten zwar des Kaisers Jüdlinge schweres Begehren zahlen: das Handwerk war noch zu jung, nicht durchgebildet; — in den spätern mailändischen Kämpfen, als König Ludwig XII. mit den Cantons zerfallen und deutsches Fußvolk mit des Reichs Bewilligung für Frankreich zritt, schwante schon die Wage, die zur gewaltigen Schlacht bei Ravenna und dem Hinatage von Novara; wie aber Franz I. durch des Zerren des Maximilian's sich der Welt mit so gepriesener Ritterlichkeit ankündigte, endete der Ruhm unwiderstehlicher Schweizerartigkeit, und die Welt erkannte die Unzerstörbarkeit der theuer bezahlten Eidgenossen bei Bicocco und Pavia, und so schnell ging die triumphierende Glanzperiode unter, daß die Ehre von Schwyz und Uri bald in der Entscheidung der Schlachten vermischt wurde, und der Nationalstolz sich mit dem zweideutigen Ruhm päpstlicher und kaiserlicher Lehmbächer und Hüter fürstlicher Schwestern zufrieden gibt. Gründlich und schnell hatten andere Völker ihnen die Kunst abgelernt; und wie leicht war es, als die besten der neuen Waffenart gepriesen zu werden!

Indem sich nun der Verf. zur Schilderung von Wesen und Brauch der „frommen“ Landsknechte wendet, macht er darauf aufmerksam, daß die Verfassung des deutschen Fußvolks von Ursprung an eine freie, gefällige, durch altes, aus verwandten Instituten entlehntes Herkommen geheiligt war. Freiwillig stellten sich die, für ihre Person ungebundenen deutschen Bauer- und Bürgerknechte vom Pfluge oder dem Werkstätten in den Waffenstand städtischer Fahnen, so oft ein ehrtlicher Kriegszug dem unruhigen Blut Beschäftigung und Lohn versprach; aber auch im Feldlager beehrten sie des Kaisers Schwärze ihrer bürgerlichen Nachverhältnisse. Entstanden hingegen die Jürläufe, welche die Aufrichtung einer Waffenmacht erforderten, so schickte der Kriegsherr einem berühmten Feldhauptmann adeligen oder bürgerlichen Standes einen Bestallungsbrief als Feldoberster, nebst offenem Patent, ein „Regiment“

Er eine Kruppe von 4—10,000 Köpfen) aufzurichten, und zugleich den „Urtheilsbrief“, der den Rechtsbrauch und die Verfassung bestimmte, in welcher der Fürst sein Volk gehalten wissen wollte, und worin Sold, Zahl der Fähnlein, Ort und Zeit der abzuhaltenden Musterung u. s. w. verfaßt war. Wo es, wie nur zu oft an den erforderlichen Geldmitteln zur Werbung mangelte, mußte der Kriegsoberste seinen Credit bei Freunden und Kaufleuten eröffnen, die wiederum die Aussicht auf Erwerb und Beute, als mit dem Kriegshandwerk wesentlich verbunden, willig machte, ihrem Sockel aufzuthun. Berühmt durch viele Feldzüge und glückliche Thaten, wie etwa der Held dieser Biographie, Franz von Sickingen, Sebastian Schertlin von Durenbach u. A., beschied es ein Soldat seine Gefreundeten und Waffengefellen, deren immer eine große Zahl müßig und der Arbeit harrend auf ihren Schlössern und in den Städten saß, wählte den Erfahrensten zu seinem Locotenenten und bestellte die Einzelnen als Hauptleute über die Fähnlein. Diese ließen zum überall auf Volkssammelnkünften und Plägen das Werbepatent durch „Trommelschlag“, „umschlagen“ und zum Kriegsspiel laden. Nirgend fehlte es an Zulauf, zumal in dem stets überfüllten Schwaben. Immer aber war die Aufnahme in die Musterrolle nur stattlichen Gesellen zugelassen, wohlversehen mit Wamms und Schuhen, Blechhaube, Harnisch, gutem Schwerte, Hellebarde oder langem Speise, auch wol noch mit einem Stück Gelde versehen. Der streng gehandhabte Landfriede war dem ungefügigen Adel, Haß der weltlicher und geistlicher Obrigkeit dem unruhigen Bünstler und Handwerksgenossen, mangelnder Erwerb und die Folgen der Bauernkriege dem Landvolk kräftige Antriebe, sich dem unerträglichen Zwange des Stilllebens oder dem Arm der Gerechtigkeit zu entziehen, und viele Abenteuerer verwendeten gern ihre letzte Habe auf eine stattliche Ausrüstung, um als Doppelsöldner oder gemeine Knechte der lockenden Werbetrommel zuzuströmen und ein Stück Geld auf den Kauf zu empfangen, bis sie sich des bestimmten Tages auf dem Sammelplatze gestellten.

Söldnergestalt hatte auch die ganze deutsche Kriegszunft, namhafte Ritter, Kelter, Hauptleute und Landsknechte in dem weiten Reichsgebiet genau Rundschau untereinander; und wenn ein eingebornen oder ausländischer Fürst gewandt genug war, sich eines hochgeehrten Gesellen zu verschern, konnte er durch den Einen die gesammte abenteuerliche Brüderschaft gegen seine Feinde anbieten. Mit welcher Baubeermacht Herr Georg von Frundsberg, „der frommen Landknechte lieber Vater“, hineingriff unter die Kriegsküßigen Rämpen Deutschlands, erwies er zu öftern Malen und insonderheit bei seinem letzten weissen Zuge, wo er die stärksten Regimenter (bis zu 12,000 Mann), ohne Geld und langsame Vorbereitung, binnen drei Wochen aus entlegnen Gauen Süddeutschlands gleichsam wie mit einem Zuge des Sarns zusammenbrachte.

Wie vieler Einzelne, so muß hier auch die Art und Ordnung der, von dem ernannten kaiserlichen oder fürstlichen Musterherrn, im Gefolge seiner Kriegsräthe und Musterbeschreiber auf freiem Felde, Mann für Mann vor-

genommenen, sorgfältigen Musterung bei Fähnlein, so zu 400 Mann, gefunden, und beschleunigten Ruckens abgegangen werden. „Solcher Mannen wenigstens 100 Ueberreste sein, die auf das „Äste Blatt“ vertheilt werden, und entweder durch Ritgerführung oder besonders kühnliche Wehr ausgeführt werden.“ Unter Karl V. wurden auch mindestens 80 geschickte Patenschützen mit Brand und Kohr für dem Anfang versehen; wofür, „Dann ward, in weitem Ringe, der Urtheilsbrief verlesen, der Eid vom Hauptwehren abgenommen und über das zu handhabende Raths Verabredung getroffen, um nicht blutige den Ueberste in jedes Unernehmen folgen zu lassen. Auf jeden Sold wurden 4 Scherl, Gulden des Monats bewilligt; aber auch Gehuld wurde zugesagt, wenn sich mit der Löhnung vergrößere. Sturmloß, als Belohnung für glücklichen Sturm, mochte nicht geschodert, hingegen nach gewonnenem Schlacht eine neue Monatslöhnung gewährt werden.“ Bei entstandener Schlägerei durfte Jeder, nach dreitägigem vergeblichen Friedensgebot, den Ansänger ohne Strafe niederstoßen; Keiner behn Walgen sich mörderischer Wehr, als der Dürchen oder langen Speise bedienen, wol aber sollte einem Jeden die Seitenwehr zur Beschützung seines Leibes freistehen. Kriegsknechte von verschiedenen Nationen durften nicht mit einander spielen, aus Besorgniß vor Aufruhr. In Freundesland war gewaltames Entnehmen von Lebensmitteln bei Lebensstrafe untersagt; dem Profos, wenn er einen Uebelthäter greiff, sollte kein Hinderniß in den Weg gelegt werden. Die Fußknechte hatten in gemeinsamen Losamenten den Reissigen zu weichen und sich sonst untereinander um die Herberge zu vertragen. Mühlenwerke, Backöfen und Pflüge galten für unantastbar; Vorräthe von Wein, Bier u. s. w. durfte Niemand muthwilligerweise austauschen lassen. Der Nachrichter oder Frelmann war bei seiner Freiheit zu lassen. Im Spiele sollte Keiner dem Andern etwas „aufschlagen“, auch nicht weiter als um baar Geld spielen; wer im Spiele borgte, hatte keine Bezahlung zu erwarten. Des gottestlästerlichen Fluchens und Schwörens sollte sich Jeder sowie des Zutrinkens enthalten; Mißthat in trunkenem Muthе ward für vollgültig zugerechnet und gebüßt. In eroberten Westen gehörte Alles, was dem Feinde zu gemeinem Nutzen diente, dem kriegsführenden Herrn; das Uebrige fiel den Bewohnenden anheim. Im kaiserlichen Heere mußte der Soldat auf dem Kleide ein aufgenähtes rothes Kreuz tragen, sowie über dem Harnisch eine rothe Feldbinde, wolle er nicht für einen Feind geachtet werden u. s. w.

Vorgestellt wurde dem so verpflichteten Kriegshaufen der Lieutenant des Obersten, der Proviandmeister, Quartiermeister und endlich — die seltsamste Figur dieser militairischen Republik — der furchtbare Profos, als öffentlicher Ankläger und Urtheilsvollstrecker, gleichsam die tausendäugige, allgegenwärtige Behringewalt; eigenthümlich deutsch, wunderbarlich und halb komisch, und doch wieder grausenhaft finster bei aller Gutmüthigkeit eines strengen Vaters. Dem Fähndrich ward das Fähnlein (in ansehnlichem Maßstabe zu denken) eingehändigt, welcher schwören mußte, Leib und

Leben dabei zu lassen. „Alte“, lautet es dabei, „wenn ihr werdet in eine Hand geschossen, darin ihr das Fähnlein werdet, das ihr es werdet in die andere nehmen; werdet ihr an des feindlichen Hand auch geschädigt, so werdet ihr das Fähnlein ins Mahl nehmen und fliegen lassen. Sofern ihr aber vor solchem Allen von den Feinden überzungen und nimmer erhalten werdet, so sollt ihr euch hinein wickeln und euer Leib und Leben dabei und darin lassen, ehe ihr euer Fähnlein übergebt oder es mit Gewalt verliert“; — eine Aufgabe, die mehr als Einer durchhält und mit seinem Herzblut löst! So jener namenlose Deutsche, dessen Paul Jovius erwähnt, den man nach abgehauener rechter Hand, und als auch die linke verstümmelt worden, sein Fähnlein mit den Händen festhaltend liegen sah; oder wie Johann Harber in der Schlacht bei Ravenna, bis zu dessen Panier die Feinde drangen, es ihm zu entreißen; da sagte er es mit der Linken, jag rechts sein gutes, linkes und beides Schwert, und schlug dem feindlichen Angreifer mit Einem Streich das Haupt ab, daß es in den Wusch der flatternden Fahne fiel.
(Der Beschluß folgt.)

Romanenliteratur.

1. Unterhaltungen für Herz und Geist von Rud. Viehr. Erster Band in vier Heften: Heinrich Rainer. Mit einem Titelfupfer. Zweiter Band in drei Heften: Die Hüttenbewohner. Nürnberg, Kiebel, 1833. Gr. 12. 1 Thlr. 18 Gr. Das erste ist eine gut erzählte Geschichte des Stretes der Gegenläufer Ludwig und Friedrich um die deutsche Reichskrone, treu und ohne Parteilichkeit für den einen oder andern Nebenbuhler. Für den Geist hat die historische Darstellung gesorgt; damit das Herz nicht leer ausgehe (denn eheliche Liebe wie die Friedrich's und seiner Elisabeth dünkt Velen zu tüpf), sind noch zwei Paar Liebesleute dazu erfunden, wovon das eine, Heinrich und Rosamunde, in Friedrich's Geschick eingreifen und ein rühmliches Zeugniß für des Verf. Fähigkeit ablegen, das Ueberlieferte mit dem Erdichteten auf geschickte Weise zu verschmelzen. Das zweite ist eine Rittergeschichte von gutem Witzschlag, mit Gemalaplagen gewürzt, die bald die Wirklichkeit der Begebenheiten, bald zur Verherrlichung einer treuen, in Noth und Gefahr aufstehenden Liebe beitragen helfen, welche jedes Hinderniß besiegt und zuletzt vom Erfolge gekrönt wird.
2. Abendbilder für die elegante Welt. Herausgegeben von Karl Buncker. Zweites, viertes und fünftes Bändchen. Buzlau, Appun. 1832—33. 8. Jedes Bändchen 12 Gr. Nach Mancher Meinung soll es Zeichen von seinem Lohne sein, die Gegenstände der Unterhaltung nur oberflächlich zu berühren und ja nicht sich zu erheben. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, wird die elegante Welt sich vollkommen befriedigt finden; denn weder Tiefe noch Wärme macht die Unterhaltung schwer und festet das Interesse; man wird sich nicht lebhaft an der glücklichen Liebe der nach Griechenland wandernden Jünglinge erfreuen, noch über die tragischen Schicksale der verfolgten Christen in „Beta und Theophile“ schmerzlich betrüben, sogar gleichgültig bleiben, wenn in „Rosen mit Dornen“, die Bruchstücke so hart bestraft wird, weil sie den leeren Seiten lieder hatte als den noch fabren und fahnen Jugenbästen. In Uebermaß des Witzes leidet die „Geschichte der bunten Tuchknoten im Tischpapier“ durchaus nicht, und bloß „Der Blutrichter“ im neuesten Schauergeschmack ergreift, wenn auch nicht immer ohne das Schönheitsgefühl zu verletzen. Inhalt und Form sind dabei in Widerspruch; denn jener zum Ueberlegen

*) Ueber das dritte Bändchen vgl. Nr. 340 d. Bl. f. 1831. D. Red.

auffodernd, kommt, da doch der fliehende Stuhl sich schnell weglesen läßt, ein Vorzug, dessen die übrigen Erzählungen ermangeln, zumal die von Luise Appun, die aus einer Zeit zu kommen schienen, wo gute Schreibart wie gute Bege zu den Tugenden gehörten, fast daß jetzt das Holpernde bei Straßen und Bächen das Geirne ist.

3. Speiseblätter. Gesammelte Erzählungen von G. Krudt, H. Fischer, M. Jacobi. Berlin, Rindf. 1832. 8. 1 Thlr. Will es Eines auch allzu spitzfindig bedürfen, daß der Zweck unbedingt die Mittel heilige, so darf ein ehrsüchtiger, den Irrgängen der Casanisti abholden Referent dennoch eingestehen, daß bei diesem Bändchen er des Zweckes wegen *) vielleicht nicht pöblich unbesonnen ist, daß ihm die Erzählungen gut dünken; die zweite, „Die Belagerung von Freiberg“, hat überdies das Verdienst der Neuheit, indem auf die Schweden ein gehässiges Licht, auf Willy's Parteilinger ein günstiges geworfen ist. Die dritte Erzählung: „Die Zwirnwirker“, hätte unbekannt für Verf. und Publicum unangewickelt bleiben können, die letzten Papierknoten könnten das schwere Gewicht von Selbstmord und gerichtlicher Untersuchung nicht ertragen; da ziemen sich hitrere Scherz.

4. Schneeflocken. Novellen; erzählt in der Gesellschaft Concorcia. Herausgegeben von E. von Livenleben. Leipzig, Beßgemann. 1833. 8. 16 Gr. Für den Titel zu gewichtig und farblich. Das meiste Wasser möchte noch „Der Stamm“, eine Erzählung aus den Ritterzeiten haben, denn es wird viel darin gewetzt; der Unschuld geht's zu Anfang erbärmlich, bis sie zuletzt glorificirt. Aber gefrorenes Wasser gibt's darin nicht, weder ist der Bortrag kalt, noch ermangeln die Dossenden und Liebenden des Feuers. Nicht artig, leicht und gefällig ist „Der Geheimnißvolle“, eine Erzählung unserer Tage, nicht die längste, aber vielleicht die unterhaltendste dieser Flocken, die lustig flimmern und fliegen, mannichfach gestaltet, dem Betrachter zum angenehmen Zeitvertreib.

5. Volksmärchen von Godefred Lutzerer. Erster Band. Weimar, Gräbner. 1833. 8. 16 Gr.

Nach einer sinnigen, vielversprechenden Vorrede folgen Märchen und Sagen, in denen leider das Neue nicht gut und das Gute nicht neu, deren Triftung also unnöthig ist.

6. Saccusblätter. Erzählungen und Novellen von K. Schreiber. Zwei Bände. Stuttgart, Brobbag. 1833. Gr. 12. 3 Thlr.

Sie usurpiren nur den Namen der schönen süßlichen Blume, denn weder sind sie von dem glänzenden Effect, noch weniger aber ephemere Erscheinungen, unvollständige Gewächse, ohne Blatt und Stiel, an den Stamm gleichsam willkürlich angeheftet; es sind vielmehr wohlgebildete, naturgemäß entwickelte Pflanzen, von dauernder Lebenskraft, höchstens durch die Mannichfaltigkeit der Form und Farbe jener Saccusarten verwandelt. Geschichtliches und Romantisches, Mittelalters und Erzählungen im Conversationstont, keines dieser Elemente (wacht man vergebens, und zwar sind die Bestandtheile guter Qualität, der Craft, die Betrachtung machen Eines nicht frieren, die Empfehlung empfandelt und ziert sich nicht, der Scherz ist heiter, die Anschauung lebendig, das Bekannte heimlich an und wird wieder durch die Weisheit der Auffassung neu, was p. B. von der „Spinnerin“ gilt, die oft besungene Comberbia Bertha. Nur den rein erusten, zur Behemth sich hingelagerten Erzählungen ist „Sabina“, Erwin von Steinbach's Tochter und Schicksal am Straßburger Münsterbau, eine der anflingendsten. Ein kurzer, überaus ergötzlicher Schwanke sind: „Die beiden Invaliden“; der Keufel wird dabei mit so gutem Pomer gepreßt, daß er, nicht hässlich töpeltast wie in ähnlichen Fällen, nicht darüber unwirksam wird, vielmehr Spas verleiht und deinoze so verträglich darinsieht wie die Leser.

*) Der Ort der Buches ist zum Bekken der häßbedürftigen Familien derjenigen Landwehrmänner bestimmt, die in Uebung ihrer Pflichten der Cholera erliegen.

George von Frundsberg u. s. w. Von F. W. Barthold.
(Befehl aus Nr. 104.)

In sich selbst gliederten sich die, einzeln Fähnlein, deren 10—16 das Regiment bildeten, abseiten des Hauptmanns durch öffentliche Verbeißung frommer, tapferer und vorsichtiger Führung sowie durch Vorstellung seines Uppertstabs; während die niederen Anführer von der Gemeinde selbst unter Leitung des Feldweibels erwählt und für je zehn Speiße der Luchtigste zum Rotmeister bestellt wurde.

Der Oberste, gleichsam als Dictator dieser Soldatenrepublik, in einer sehr unabhängigen Stellung zum Kriegsfürsten und nur dem Generalobersten des gesammten Heeres untergeordnet, erhielt zu Karl V. Zeiten auf seinen Leib und Tafel einen hundertfachen Monatslohn und 200 Gulden für seinen Stab und Leibwächter, dazu er bei öfters ausbleibender Löhnung gegen die meuterische Entzückung seiner Dienstbefohlenen auch gar wohl bedürfen mochte. Den Hauptleuten gebührte ein zehnfacher Sold; und auch sie hatten ihren Stab und Gefolge und suchten zu Fuß mit Streitärten, Heiligharden und Schlachtschwert in ausgezeichneter Rüstung. Der Schultheiß des Regiments, der früher selbst ein tapferer Kriegsmann gewesen sein mußte, und auch an heißen Tagen wol seinen Stab wieder mit dem Schwert vertauschte, verwaltete die Justiz; der Wachtmeister besorgte die Ausstellung der Wachtposten, Runden und Scharwachen, die Lösung und Alles, was zur Sicherheit des Lagers gehörte. Der Proviant- und Quartiermeister erklärten ihr Amt hinlänglich durch ihre Benennung. Auch von dem Profos, dessen Function, da er eine tapfere, ernste Kriegsperson war, keineswegs etwas Schätziges anlebte, ist bereits die Rede gewesen. Er hatte neben der Steuerung alles Unfugs und Frevels die Kaufleute, Krämer und Marktender unter seiner besondern polizeilichen Fürsorge. Wo das Heer längere Zeit weilte, richtete er einen Markt ein, zu welchem, als unentbehrliches Requisite und Gerechtigkeitsymbol, stets ein Salgen gehörte; daher auch Kaiser Karl im Vorbeireiten nie vergaß, den Hut vor demselben abzuziehen. Dem Profos gebührte eine Abgabe von allen hier ausgelegten Handelsartikeln; vom Schlachtvieh die Zunge u. s. w. Auch die Sudler und Sudlerinnen im Lager (Garböcke) hatten sich monatlich mit ihm abzufinden.

Man darf sagen, daß der deutsche Kriegszustand nur

als Bethätigung der gesammten Volksthümlichkeit nach einer besondern Richtung anzusehen war, wo also auch in den untern Sphären die wunderbarlichsten und dem heutigen Soldatenstande fremdesten Figuren weniger auffallen dürfen; wie z. B. im Gefolge des Profosen der Stadmelker und sechs Gehälfen, die Steckenrechte; der „freie Mann“ im rothen Wamms, mit der Blutfeder auf dem Hute und dem breiten Ritschschwert an der rechten Hüfte; aber auch den „Fusenweibel“ mit Hauptmannsrang, sammt seinem Lieutenant, Kenn- und Kumormessern, denen die Aufsicht über die, zu Trost und Pflege mitgeschleppten Weiber und Kinder, Duben und noch loseres Gesindel zustand. Indeß war dies Amt auch strategisch bedeutsam, insofern der ungeheure „angehenkte“ Troß so geleitet werden mußte, daß er den Bewegungen des Heeres im Angesicht des Feindes nie im Wege stand. Unter die Ds-tigkeiten dieses Troßes gehörte auch bei Belagerungen die Anfertigung der Fackeln. Der armlange und wol oft sehr notwendige „Vergleicher“, dessen sich der Kumormesser bei dem Feldamazonen mit unnachlässlichem Ernst bediente, konnte dennoch nicht ermitteln, daß dieses Gesindels legendwo weniger geworden wäre. Es muß demnach das damalige Feldleben trotz der schändlichen Behandlung einen unwiderstehlichen Reiz gehabt haben.

Eine reiche Fundgrube an Daten zu dieser, nur im leichtesten Umriss skizzirten Charakteristik des deutschen Kriegswesens jener Zeit gewährt das voluminöse „Kriegsbuch“ des unsterblichen und kollekt. Provisioners Leonhard Fronspurger; Frankfurt a. M. 1571. (Er schenkt sich diesen Namen fast aus einer gewissen Pittät gegen Georg von Frundsberg beigelegt zu haben, den er allem Andersn vorzieht, und mit dem sich wenigstens eine innige Verwandtschaft des Geistes ergeben möchte.) Hr. Barthold ist ihm hauptsächlich und mit Recht gefolgt, obwohl sich aus ihm weniger der Kriegsbrauch legend einer genau begrenzten Periode als überhaupt der Zeiten von Maximilian I. bis auf Maximilian II. festhalten läßt. Es würde aber beizweitem die Grenzen d. Bl. überschreiten, auch nur das Eigenthümlichste und Ansehensste anzudeuten, was das innere Leben und Wesen jener militairischen Republik als individuell bezeichnet. Ref. begnügt sich daher, nur mit Wenigem zu bemerken, daß, während der Fährlichkeit die militairische Ehre des Haußens zu wahren

und auf dessen kriegsmuthige Haltung sein Absehen hatte, es dem Feldweibel gebührte, als Exerciermeister für die taktische Ordnung und technische Ausbildung zu sorgen. Die Gemeinweibel waren die berechtigten Anbringer der Beschwerden des Soldaten bei dem Hauptmann; in noch höherer Potestät aber die durch die Menge gewählten „Ambassaten“ (Ambassati), welche dem Obersten und Feldherrn bei entstandener Irrung und Zwiespalt mit dem Hauptmann ihre Klage vortrugen. Schiller hat im „Wallenstein“ einen glücklichen Gebrauch von diesen Regimentensdeputaten zu machen gesucht.

Ueber die gesammte Lage dieser Miliz urtheilt der Verf.:

Waren auch die Kriege mörderisch, und rafften namentlich die pestartigen Kronteile in Italien und Frankreich aufzuarbeiten, so führten sie doch ein lustiges, von heutigem Militärwange freies Leben. Kein strenges Gebot ihres Hauptleute nöthigte sie, die rolligen Wehren zu reinigen, wenn sie nur brauchbar vor dem Feinde blieben. Ihr Muth war nicht der entsetzenden Bestrafung des Stracks preisgegeben, ihr freibürgerliches Mannesethos nicht verletzt durch Schimpfleben oder gar Knaben. Für gekaufte Ehre stand Jedem persönliche Vergeltung unbenommen; er durfte sich im Zweikampf der kurzen Waffe bedienen; aber ein altes, auf einer Grundvorstellung von ehelichem Kampfe beruhendes Herkommen erlaubte nur den Dief, nicht, nach spanischer Sitte, den Stich. Der kavalereische weltliche Wohlstand und Leben hing nicht von der Bräutlichkeit der Obersten, sondern im Falle eines Bergehens von einem so weise erzwungen, so jede Rücksicht der Menschlichkeit ehrenden Gange der Justiz ab, daß das schöne Gefühl bürgerlicher Berechtigung in jedem Acte des Kriegelbens vorgegenwärtigt blieb. Die Regimenter kavalereischer nämlich zur Zeit Carl V. hatten unter sich ein Recht im Brauch, welches, als schöne Erinnerung der öffentlichen altgermanischen Justizpflege, aus den Zunftverbänden der Städte sich in die freieste Berthätigung des menschlichen Willens, in die geschlossenen Geseßschaften, welche im Sold des Kriegsherrn ihr Leben ordnen, hineinsetzten und dessen Spur sich in einzelnen deutschen Heeren der Form nach erhalten hat.

Auch diese Rechtsverfassung des deutschen Fußvolks, von Kaiser Maximilian I. selbst verfaßt und in Druck angegangen, gestattete hier keine ausführlichere Erwähnung. In Malefizsachen war entweder das Recht „der langen Spiße“ zugesagt, oder der Verlauf der Geschworenengerichte. Letzteres hatte seine sehr liberalen Formen; erstere, aus dem altsächsischen Gebrauch der Genossengerichte hervorgegangen, hat seinen letzten Anschlag im deutschen Heere in der Barbarei des Sassenlaufens aufbewahrt. Es strafe den Verbrecher, ebenfalls unter genau bestimmten Formen, durch freiwilliges Hinrichtigen in eine Doppelschiffe dicht gegen seine Brust gerichteter Spiße, als ehrenlichen Soldatentod, und war nur bei einzelnen Regimenten als Rechtsgebrauch eingeführt.

So fürchtbare Strenge, selbst gegen geringe Vergehen, mußte unter den kavalereischen, dem freiesten und vorwiegendsten Theil der Nation, mit wunderlichem Formelwesen geübt werden, weil das pochende Selbstgefühl im ritterlichen Zunftsystem zum eigenmächtigsten Bewußtsein persönlicher Berechtigung erweckt, nicht anders nach einem Hele hingerichtet bleiben konnte. Die herrschenden Begriffe von Selbstrechte empfahlen dem Schwelger und Profanen besonnene Schonung und Behutsamkeit, sowie unparteiliche Gerechtigkeit, weil sie auch nach Auflösung des Regimentes dem Bekleideten zu Recht stehen durften.

Von der Latel, wodurch diese Heerhaufen im Angriff

wie im Widerstand so fürchtbar wurden, läßt sich nur so viel sagen, daß sie, ohne noch durch die Kunst der, die gegen das Ende des 16. Jahrhunderts in Gang gekommenen „Kriegsmeister“ pebanisch abgerichtet zu sein, vornehmlich auf den Druck des „hellen Hauptes“ in geschlossenen Wehr (gleichsam ein röhrender Hohlraum) mit wuchtigen Sturmschritt (nach dem beliebigen Anstalten: „Hüt dich, Bau'r! Ich komm!“) rechneten, gleichwohl aber auch ihre durch Loos gewählten Tirailleurs — die „Lirker“ oder den „verlorenen Haufen“ (enfans perdus) — beiführten. Die Halenschlügen oder Archerschen waren an den Seiten in besondern Haufen „angehebt“. Es waren auch noch ~~Wandschützen~~ bei ~~denen~~ ~~ein~~ ~~einzelne~~ ~~Bataillone~~ in dieser Schlachtordnung auf. Beim Angriff stand den Anführern die Platz vor der vordersten Reihe zu. „Da steht Herr Broeg von Freundberg, sich wie eine wandelnde Säule bewegend, holte jedesmal, wenn er einen mächtigen Streich mit dem Schwertschwert auf seinen Feind gethan, tief aufseufzend Athem, als sähe er den kühnsten Stamm; denn er war schwarz von Leib bei höher gerücktem Mannesalter.“ (Urb. wachsch, im Comterfel vor dem Duche geschähet dieser Ausfage wie Glaubwürdigkeit!)

Hier vor der geordneten Schlachtordnung war auch der Dammplatz für jene an ein horretliches Betteln erinnernden Heilenthäten, deren Ruhm nach dem Untergang der Ritterschaft die Edeln (Sarenweise in die Reihen der Fußvolks lockte. In der That waren Herausforderungen und Einzelkämpfe vor dem Beginn der Schlacht nicht selten. Noch blieb eine Zeit lang das ritterliche Hofedern zur Schlacht auf bestimmtes Feld, Tag und Stunde durch einen Herold im Brauch. Im Sturmangriff erscholl als Schlachtruf aus voller Brust ein „Her! her!“ Das Loos der Gefangenen, im stillen Einverständnis zwischen „guten Krieg“, war milde und die Behandlung des Stande angemessen; war aber, wie häufig zwischen ritterten Seignern, zumal Deutschen und Schweizern, die mal guerra durch Trompeter ausdrücklich kühgeurten, so sprach der Besiegte ohne Gnade über die Klinge. Späterhin geschah es, namentlich in den Niederlanden, mit der bösen guerre zu einem so humanen Abkommen, daß, wo Parteien von ungleicher Stärke aufeinandertrifften, die schwächere sich ohne Schimpf der Stärkern ergab; eine Exteret, die jedoch Wallenstein's, des letzten und größten deutschen Condottiere, strenger Form verbandte. Die so „kederlich“ ergab, ward mit einem weißen Streifen markirt. Angefangene waren Eigenthum ihres Besizers, dem sie die Waffe als Pfand eingehändig, und mußten ein Lösegeld zahlen oder Würgen stellen. Deutscher gegen Deutschen durfte Vertagung auf „kederlich Gefängnis“ erwarten.

Die Wehr und das Costum unserer deutschen Kavalereichte war willkürlich und in der That mehr der phantastisch, wie so viele alte Hochzeiten ~~ermangelte~~ jedoch der spanischen ~~Pracht~~ oder ~~welche~~ und französischen Pracht; sie wuchten denn in einem obersten Plage Sammet und Seide „mit der längsten Ei“

genossen haben. Muth in That und Sitte, tragen denn auch ihre Vergnügungen in Sang und Weim diesen Stempel, ohne gleichwohl einen gewissen Gemüthsreiz zu veranlassen; und es ist nicht zu bezweifeln, daß die Reformen auf diese edlere Stimmung einen bedeutenden Einfluß ausübte, sowie sie beim auch das Epithet eines „frommen“ Landsknechts zum lebendigen Ausdruck erhob, der eigentlich und zunächst wol nur der kriegerischen virtus gelten mochte. Dieß suchten dagegen aber die Schatzkassen in Sucht und Sitte dieser nur zu bald ausgearteten und im Kriegesleben vermalbernen Gemüther ab. Schande, Deutsucht, Frechheit, Gewaltthat, Meuterei, Pracht und Praffen schändeten vielfältig sowohl die Hauptleute als den gemeinen Haufen; Freundes- und Feindesland ward auf Zügen mit gleicher Wildheit behandelt. Schon früh begann bei den Führern der Kriegsdienst nur aus kaufmännischem Gesichtspunkt betrachtet zu werden. Es galt die Frage, ob bei einer Unternehmung etwas Ansehnliches „hinter sich zu schlagen“ sei. Nur ein Frundsberg und andere wenige Edle kriegten aus innerer Freudigkeit; aber schon Sebastian Schärtlin besann sich und nannte es ein glücklich Heimkehren, wenn er mit gefülltem Sackel und sonst guter Beute nach Burtenbach zurückzog. Allein auch die blutig und mühsam errungene Beute zerfiel nur zu leicht in ein Nichts bei Würfelbescher oder Karte, die mit toller Leidenschaftlichkeit gehandelt wurden. Der nämliche Schärtlin verpielte zu Neapel 5000 Dukaten in Einer Stunde, und solcher „geschwinden Spieler“ gab es bis zu den untersten Stufen herab, und die Nachlosigkeit gefiel sich darin, Zeit und Ort zu solcher Lust, z. B. an hohen Festtagen und selbst auf kirchlichen Altären mit frechem Muthwillen zu wählen; wobei denn, wie begreiflich, ein Uebermaß gotteslästerlicher Fiktion, Wortsevel und bizarrer Schwurflöcklein Hand in Hand ging. Ueber den „Saufteufel“ des deutschen Kriegsvolks, als der unergründlichsten Völlzaps, gibt es nur Eine Stimme; aber gleiche Liebe zu einem guten Imbiß machte es nach Machiavelli's Bemerkung minder tauglich zur Ausdauer in umlagerten Festen, wo Schmalhans die Küche versah. In dieser Beziehung gewannen daher die nüchternen Schweizer den vorzuziehen, dabei an derbe Kost gewöhnten Schwaben leichtlich den Rang ab.

War endlich der Feldzug geschlossen, der Sold oder die Beute verzehrt, und der Landsknecht lebete, vielleicht verhäppelt, aber stets ohne Lust zu feierlichem Geschäft, in die Heimat zurück, so schlug er schnell zum ungekämmteten Bettler um, und ward durch das sogenannte „Garthen“ zur schmähligen Geißel des Landmanns. Ein Nachklang dieses deutschen Söldnerlebens in seinen mannichfachen Abstufungen aus der letzten Periode seines Bestehens, dem dreißigjährigen Kriege, wird uns mit den treuesten und lebendigsten Farben höchst anziehend in dem „Deutschen Simplicitismus“ geschildert.

Ref. verglachtet darauf, den Verf. in der eigentlichen Lebensbeschreibung seines Helden, „der Landsknechte Leben Vater“ — während ihn die Schweizer, deren Schwärmen er geworden, nur „den Leutfresser“ hießen — zu begleiten,

fordert aber die Leser auf, sich diesen vielfältig belohenden Genuss zu gewähren. Selbst auch nur besonders interessante Einzelheiten auszuwählen (so viele derselben er sich auch angekränken hat), würde ihn hier zu weit führen: Frundsberg's Zusammentreffen mit Luther auf dem Reichstage zu Worms, da dieser sein Wort und Werk vor Kaiser Karl verantworten sollte, und sein erinnernder Spruch an den Glaubenshelden sind ins Mund der Völke. Aber auch Luther erkannte den Mann in seiner hohen sittlichen Bedeutung und rechnete ihn zu den „Wunderhelden“, um welcher willen Gott ein ganzes Land segnet. Den Bericht über des Ritters Verhältnisse zu Götz von Berlichingen und sein durchaus edles Benehmen gegen denselben in seiner letzten traurigen Lebensperiode wird man nicht ohne Theilnahme lesen, sowie seinen, durch weisse Schonung und Menschlichkeit bezeichneten Antheil zur Dämpfung des Bauernkriegs in Schwaben. Allein der eigentliche Schauplatz seiner ritterlichen Thätigkeit bleibt doch der Boden der Lombardei, wiewol der Verf. selbst gestehen muß, daß die Bewegung des kaiserlichen Heeres gegen Pavia, welche die große Katastrophe der Besetzung und Befangennehmung Franz I. herbeiführte, eigentlich doch ein Gedankenbiß aus Pescara's, nur allein zum Verständniß der Verhältnisse gedehnten Geiste gewesen, der, als Funke niedergelegt in Frundsberg's besonnenen Seele, zur That geworden. Treffend wird die Schlacht bei Pavia und der Angriff des französischen Adels als eine Scene plötzlicher Veretzung aus der besonnenen Sphäre modernen Kriegesgeschichts in ein untergegangenes Jahrhundert strophaster Chevalerie geschildert, wo jedoch wiederum Pescara, gleichsam der Genius dieser modernen Kriegskunst, mit einem Zauberwort das glänzende Schlachttunier in eine gemeine aber entseßliche Mordjagd umwandelte. Die spanischen Arkebuser, in Artilleurs aufgelöst und ihres Mannes nicht fehlend, bewirkten diesen Zauber. Von diesem Tage an datirt eine neue Kriegskunst, und die Uebermacht der Feuerwaffe ist entschieden.

Insofern der Letzte, in drei Wochen geworbene und unter Naturerschwermissen, kaum Napoleon's Zug über den Bernhard vergleichbar, von Frundsberg über die tiroler Alpen geführte Heerhaufe deutscher Landsknechte einen Bestandtheil der Kriegsmacht bildete, welche der Connetable von Bourbon 1527 vor Rom führte, wiewol Jener, ausgebrochener Meuterei und Krankheit halber, nicht mehr an der Spitze der Seinen stand, ist die ausführliche Darstellung der Erstürmung der Weltstadt, wie der Verf. sie noch folgen läßt, als eine erwünschte Zugabe zu betrachten. Auch wird es manchem Leser nicht unangenehm sein, unter den Mittheilungen an diesem blutigen Trauerspiel hier auch dem thatkräftigen Goldschmied Benvenuto Cellini seinen mehr oder minder bedeutenden Antheil zugewiesen zu sehen.

Ref. beschließt diese Anzeige, wie er sie begann, mit einigem kritischen Bedenken; weniger wegen dieses oder jenes, Hrn. Barthold entschüpfen, jedoch seltenen trivialen Ausdrucks — z. B. S. 185: „Frankreich hatte das Spiel verloren“ — als wegen einer Ansicht, den von Kaiser

Maximilian geordneten Landfrieden betreffend, von welchem S. 213 gesagt wird: „Wie jedoch derselbe einerseits des Adels löcherige Seelen drach, so gab dessen kaiserlich-strenge Aufrechterhaltung andererseits deutscher Sitte und deutschem Gemüthe einen empfindlichen Stoß und zwang die ritterliche, aber rauhe Theilheit zu heilmüthigen, früher unerhörten (?) Mitteln, ihren Daß zu läutigen, oder sich für empfangene Unbilden zu rächen“; — und S. 215: „Daß Tücker unter Ritterleuten ungerügt gelübt werden durfte (wovon ein Beispiel angeführt wird), war traurige Folge des Landfriedenzwanges und der unterlassenen Turniere der vier Nationen, welche sonst dergleichen uneheliche That durch schimpfliches „über die Schranken setzen“ gestraft haben würden.“ Es befremdet, das sonst so sichere und gereifte Urtheil des Hrn. Verf. hier einigermaßen zu vermissen; bewährt derselbe sich doch sonst in jeder Beziehung als den Mann, dem wir recht oft auf seiner fortgesetzten Laufbahn als Historiker zu begegnen wünschen.

28.

Ueber das Befessensein oder das Dasein und den Einfluss des bösen Geistesreichs in der alten Zeit. Mit Berücksichtigung dämonischer Besitzungen der neuen Zeit. Heilbronn, Drechsler. 1833. Gr. 8. 12 Gr.

Der ungenannte Verf. kommt grade jetzt wie gerufen. Die Welt ist voll von Teufeln, alle Söllengeister scheinen losgelassen zu sein, und doch gibt es heillose Theologen, Philosophen und Laien, die dem armen Teufel sogar das Dasein abstreiten und selbst mit der Bibel in diesem Punkte fertig zu werden glauben. Wie wohl muß es dem Satan sein, daß er noch seine Freunde und Verteidiger findet. Unser Verf. ist einer der, solchen wir sagen, Glücklichen oder Unglücklichen, welcher „seine Überzeugung von Dämonenbesitzungen sogar auf eigene Anschauung gegründet und zwei damit geplagte unglückliche Personen im Hause seines theuern Freundes, des Dr. Kerner in Weinsberg, oft und aufmerksam beobachtet hat, worüber die „Blätter aus Provorok“ Nachrichten geben sollen.“ Wenn nur nicht unserm advocatus diaboli sein Client, der bekanntlich von jeher ein schlechter, un dankbarer Patron und ein Lügner vom Anfange gewesen ist, auch alle Masken annehmen kann, oder dieser sein Sachwalter sich selbst einen solus solus vorgemacht hat, da wir wissen, wie oft die Glaubensinquisitoren und die Herrenrichter sich geiert haben, wenn die Beklagten den Teufel im Leibe haben sollten, weil sie hartnäckig leugneten und dabei fürchtbare Folterqualen überstanden. Der Böse und die abergläubische Leichtgläubigkeit treiben zuweilen mit ihren besten Freunden ein tolles Spiel. Unserm Verf. wird Niemand bekommen. Er nimmt alle Bibelstellen buchstäblich und nennt es „einen Frevel am Heiligen“ (S. 15), wenn man ihm darin nicht beipflichtet. Und doch möchten wir ihn fragen, wenn es buchstäblich gelten soll, was Jesus zu den Juden sagt: „Ihr seid nicht Söhne und Nachkommen Abraham's, sondern Satan's Abkömmlinge“, ob das nicht ein Widerspruch sei, und wie und mit wem denn der Satan diese verworfene Brut erzeugt, und wer sich mit ihm eingelassen habe? Ref., der sich nicht vor dem Teufel, wol aber vor teuflich gefassten Menschen fürchtet, will nur noch die Theorie des Verf. von dem Söllengeist angeben, auf die Gefahr hin, von ihm für einen Jünger „der Wobephilosophie und sabudischer Gelehrsamkeit“ angesehen und ein „antichabolisches“ genannt zu werden. „Die Teufel sind mächtige stichtische Geister, die zuweilen sehr nachtheiligen Einfluß auf Leib und Seele der Menschen haben, jedoch Bernunft und Bernunftkenntniß besitzen, theils in der Luft oder in wässern Gegenden, theils in der Fin-

stanz der Unterwelt sich befinden und zu großen Strafen befähigt sind“ (S. 7). Etwas inconsequent behauptet der Verf., daß das Oberhaupt der bösen Geister mit Ketten der Finsterniß an einem bestimmten Ort gebunden sei, da das Angeführte doch als ein brüllender Löwe heranzieht. Indeß dürfen auch der Verf. Meinung die bösen eingeschlossnen Geister doch zuweilen einen Spaziergang auf die Erde machen. Die Leser werden aus dem Mitgetheilten schon ersehen haben, daß es mit dem bösen Geiste auch 1833, ob wir uns gleich mündig und aufklärt nennen, noch keine Noth habe, und daß es übertrieben sei, wenn man wähnt, es gebe keine Freundschaft mehr auf der Erde. 44.

Ueber die unbeschränkte Pressfreiheit. Vom Obersten Gustafsson, ehemaligem König von Schweden. Aachen, Mayer. 1833. 8. 6 Gr.

Der Gehaltengang dieses Schriftchens ist folgender. Der einzig wahrhafte Zweck der Pressfreiheit ist Aufklärung und Befreiung der öffentlichen Meinung; ihr Ziel, daß man die Wahrheit verkündige, aber allen Beirungen vorbeuge; zu welchem so viele falsche Wege führen. Zu diesem Zwecke setze man der unbeschränkten Presse Grenzen, man schreibe eine vernünftige und mäßige Besprechung der Gegenstände vor, verbiete aber jede Art von Leidenschaft und Persönlichkeit, welche schon als mündliche Injurie den Gerichten anheimfällt. Wer die Würdigkeit verkünden will, muß die Sache kennen. Nur dem Mitgliede einer öffentlichen Versammlung oder dem Beamten einer Regierung erlaube man daher in politischen Angelegenheiten seine Meinungen öffentlich zu entwickeln; jedes Raisonnement in Sachen der Staatsreligion aber werde untersagt, denn es ist stets nachtheilig für die Duldsamkeit unter den Bürgern eines Staates. In unserer Zeit verlangen nun vorzüglich die Journalisten die Pressfreiheit! Mit welchem Rechte? Sind sie Männer von gebiegener Bildung, von anerkannter Sachkenntniß, sodas ihre Stimme Geltung verbiene in der Gemeinde? Professoren beschränken sich darauf, ein oder zwei Bücher zu schreiben, und ob sie gleich ohne Zweifel weit ausgedehntere und solidere Kenntnisse haben, so besigen sie doch nicht die Annahme für Universalwissenschaften gelten zu wollen. Allen dies eben muß einem Redacteur zugemuthet werden, denn diese Herren nehmen es sich heraus, über Alles und Jedes im Staate ihr Urtheil abzugeben. Das beste Mittel, diesem unbefugten Darcinsprechen ein Ende zu machen, ist es ohne Zweifel, wenn der Staat die Autoren und Literaten für die Journale erst gesetzlich anerkennt und anerkennt.

21.

Notiz.

Bisworte der Déjazet.

Die Déjazet, gegenwärtig die Primadonna des Reinen Theaters des Palais royal, ist eine zweite Sophie Arnould, welche sie weder an Wig, noch an Muthwillen und lecker Gaufkünd, noch an Leichtsin nachsteht. Kürzlich sagte eine Dame im Besien der Künstlerin, die sich eben nicht des besten Rufes zu erfreuen hat: „Moi, je tiens à ma réputation“, Lou und Lou herbe zeigten deutlich, daß es auf die Déjazet abgesehen war. Mit Blitzschnelle entfuhr dieser die rächende Antwort: „Vous vous attachez toujours à des petitessees“. Ein junger Herr hatte ihr an einem Tage zwei Liebeserklärungen geschrieben; Tags darauf kam ein dritter Brief: „Il parait que Monsieur veut à toute force être un apt en trois lettres“, rief sie ungeduldig aus, als ihr das Schreiben überreicht wurde. — Ein Schriftsteller las ihr kürzlich ein neues Baubüchle vor; an einer Stelle desselben hieß es: „Et comment ne l'aimerai-je pas? elle a de la beauté, de la grace, de l'esprit, de la vertu!“ — „Arrêtez vous là“, unterbrach die Schauspielerin den Dichter, „la vertu c'est toujours la dernière chose dont on parle“.

19.

Die Grundlage des evangelischen Pietismus, oder die Lehren von Adam's Fall, der Erbsünde und dem Opfer Christi. Nach Gründen der heiligen Schrift geprüft, mit den Ansichten der christlichen Kirche der ersten drei Jahrhunderte verglichen und nach ihrem Gebrauche für die christliche Theologie beurtheilt von Karl Gottlieb Bretschneider. Leipzig, Vogel. 1833. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Sr.

Auch diese Schrift gehört zu dem Streite zwischen den Gemüths- und Verstandesgläubigen, dessen Feuer nach langen Vorbereitungen vor Jahren bei der bekannten leipziger Disputation des Professors Hahn hervorgebrochen und zeitlich namentlich durch die hallischen Umtriebe geschürt worden ist. Es ist zwar von dem Urheber jener Disputation die anstößigste, höchst unvorsichtige Stelle über die politische Zulässigkeit der Rationalisten so gut wie zurückgenommen, und sind ebendamit auch alle Konsequenzen abgeschnitten worden, welche seine Gegner mit so großem Eifer aus jenem fanatischen Ausspruche zu ziehen gesucht hatten, um hauptsächlich durch diesen Satz und dessen Folgerungen die ganze Sache, das Wesen und Streben des Pietismus in allen seinen Richtungen verdächtig zu machen. Nur um desto mehr hat sich indessen der Kampf auf das innere Gebiet der religiösen Ansichten zurückgezogen und in demselben befestigt und ausgebildet. Neben ephemeren Libellen, die mit einer mehr populären und oberflächlichen Behandlung unwürdige Persönlichkeiten als Würze für ungebildete Parteileser verbinden; sind zumal in jüngster Zeit mehrere wissenschaftliche Erörterungen des Streitpunktes und der divergirenden Grundsätze hervorgegangen, und nachdem leider auch hier, namentlich in dem theilweisen Siege, welchen der Professor Frischa in Rostock durch eine gründlichere Kenntniß der orientalischen und biblischen Grammatik über den berühmten Tholuck in Halle davongetragen, von beiden Seiten ein Ton geduldet worden und Ausdrücke gefallen sind, die dem gelehrten Streite durchaus fremd bleiben sollten; so ist sich um so mehr zu freuen, daß ein Mann, wie der längst mit Auszeichnung genannte Theologe, Oberconsistorialrath und Generalsuperintendent Bretschneider in Göttingen, durch die Würde, womit er sich in einem offenen und heiligen Kampfe zu bewegen weiß, den Jüngern mit gutem Beispiele vorangeht. Er hatte schon früher aus Gelegenheit

der Denunciation, die am berlinischen Hofe gegen Gesenius und Wegscheider gemacht worden war, wie Meander, Wilmann u. A. sich in einem Gutachten darüber vor dem Publicum vernehmen lassen, und namentlich damals die politische Seite der Frage zur allgemeinsten Befriedigung, auch der ruhiger denkenden unter seinen Gegnern, behandelt. Später durch den Professor Hahn herausgeholt, hatte er sich in einem gedruckten „Sendeschreiben“ unmittelbar an diesen gewendet und sowohl offensiv als defensiv erörternd sich ausgesprochen. Hier aber nun in dem vorliegenden Werke, welches zumal laut der Vorrede (S. ix) nicht bloß für Theologen geschrieben, sondern auch dem Verständnisse des gebildeten Laien nahegebracht ist, faßt er den Pietismus durchaus allgemein und sucht ihn durch diesen Angriff in seinem Herzen zu treffen.

Nimmt man die Partei der Pietisten, wie sie sich in Versammlungen unter sich und in Schriften nach außen darlegt, wie sie in Halle ihren akademischen Focus, in Berlin ihr öffentliches Organ, im Wuppertthale, in den Hansestädten, in Schwaben, dem protestantischen Bayern und der Schweiz mehr oder weniger Ausbreitung und festen Bestand, auch Einfluß auf das öffentliche Leben und mitunter auf die Regierungen hat; nimmt man sie vorzugsweise von Seiten ihrer religiösen Gesinnung und Ausbildung, so geben sich darin allerdings — zwar nicht allein, aber doch auch — die dem Rec. wie dem Verf. ärgerlichen Grundsätze zu erkennen, unter welchen der erste die Meinung von ihrer ausschließlichen Legitimität ist, daß nämlich ihre Ansicht vom Christenthum, allein wahr und in der heiligen Schrift gegründet, und hingegen Andern's, was nicht mit ihrer Ansicht übereinstimme, in demselben Maße Menschenlehre, Unglaube und Täuschung sei. Dazu kommt dann der positiv-dogmatische Grundsatz, nach welchem sie die Lehre von der Erbsünde und von dem stellvertretenden Opfer Christi bekennen, und zwar so, daß sie den biblischen Ausdruck, der heil. Schrift für einen eigentlichen, das äußere Factum für das Wesentliche nehmen und in Verbindung damit, einen Begriff von göttlicher Herkunft und Eingebung der biblischen Urkunden festhalten, welcher eine durchgängige Gleichstellung der jüdischen und christlichen Religionsvorstellungen in sich schließt.

Eine unparteiische und ruhige Untersuchung der Grundansichten — sagt Bretschneider —, auf denen der Pietismus ruht,

ist gewiß an der Zeit. Da jedoch die Freunde des Pietismus hierbei von einem Urtheil der Vernunft nichts wissen wollen, sondern sich lediglich auf die heil. Schrift und die Kirche beziehen, indem sie grade die Dogmen von der Erbsünde und dem dafür dargebrachten Opfer Christi für ganz biblisch, ja für das echte Evangelium und für die wesentlichen Dogmen der evangelischen Kirche halten, so ist die exegetische und historische Prüfung jener Dogmen das Wichtigste und Nothwendigste.

Es schien ihm daher nützlich zu sein, ein sorgfältiges und unparteiisches Verhör aller biblischen, hierher gehörigen Stellen vorzunehmen, und besonders den Zusammenhang der biblischen Vorstellungen und ihre Entwicklung im Laufe der Zeit zu gemitteln und darzustellen, zugleich aber auch die Kirche der drei ersten Jahrhunderte, der ~~ihm~~ **evangelischen Geist und christliche Rechtgläubigkeit** nicht abzuspochen pflegt, darüber zu hören, und am Ende einen Versuch beizufügen, um das Verhältniß zu bestimmen, das dem exegetischen Befunde der christlichen Religionswissenschaft anzuweisen sei.

Dies hat er denn auch von seinem Standpunkte aus mit der ihm eigenthümlichen Deutlichkeit und Gewandtheit in Behandlung einzelner Schriftstellen und in Uebersicht ihres Zusammenhanges hier gethan, und wird daher die vorliegende Schrift wo nicht alle Leser objectiv befriedigen, doch als ein neues Zeugniß des ungewöhnlichen Talents der Schriftstellerklärung, welches der Verf. besitzt, Anerkennung ernten auch bei denen, die er durch seine oft mehr anziehenden als erwiesenen Combinationen und seine oft mehr bequemen als gründlichen Deutungen nicht zu überzeugen vermag.

In dem ersten, dem exegetischen Theile des Buches, wird nun gezeigt, daß der Pietismus mit seinem Dogma von Sündenfall, Erbsünde und Opfer Christi nicht in der heil. Schrift begründet sei. Es werden zu diesem Behufe die einzelnen Lehrsätze des Pietismus vorgenommen und die einzelnen Schriftstellen untersucht, auf welche sich der Pietismus für die Richtigkeit seiner Theorie zu berufen pflegt. Dies geschieht nach der Zeitordnung; zuerst werden die ältern und jüngern Zeugnisse des alten Testaments, sodann die der christlichen Aeltern geprüft, die wichtigsten mit einer besondern Umständlichkeit.

Das Ebenbild Gottes, nach und zu welchem die Schöpfungsmacht der Genese den Menschen geschaffen werden läßt, bezieht sich ohne Zweifel zunächst, wo nicht ausschließlich, auf die physischen Vorzüge der menschlichen Gestalt und auf das Vermögen und die Bestimmung zur Herrschaft über die Creatur auf Erden, während das Dogma des Pietismus, sich streng an die Augustinische Lehre und die Grundzüge der symbolischen Bücher des 16. Jahrhunderts anschließend, behauptet: die ersten Menschen hatten vor dem Falle eine anerzogene Weisheit und Gerechtigkeit, sodas sie Gott aus eigenem Vermögen recht erkennen und leben und seine Gebote erfüllen konnten; sie hatten nicht nur vollkommene Gesundheit des Leibes und völliges Gleichgewicht der sinnlichen Triebe, sondern auch Freiheit vom Körperthode. Die Unsterblichkeit des Körpers solle, wie Bretschneider die Stelle im dritten Capitel des ersten Buchs Moses auslegt, ein wundervolles Gnabengeschenk sein,

das aber verscherzt wurde; der Körperthode ward früher als ~~erwähnt~~ **als eine ursprüngliche und natürliche Einrichtung** des Schöpfers angesehen, und erst späterhin galt er bald für ein Hinablassen und Verbleiben der Seelen in der Schattenwelt, bald für den geistlichen Tod, das **stetliche** Verderben aus und in der Sünde, während der Pietismus als Dogma festhält, daß die Nothwendigkeit, zu sterben, durch den Sündenfall als dessen Strafe entstanden und so der unsterblich geschaffene Mensch durch die Sünde sterblich geworden sei. Die Menschen sind durch ihre vernünftigen Anlagen immer noch Gottes Ebenbild, wie die ältesten und jüngsten Bücher der heil. Schrift bezeugen; sie haben durch das Essen vom verbotenen Baume, so gibt Bretschneider die Ansicht Moses und Späterer an, Weisheit bekommen und können fortwährend durch ihre Vernunft Gott und das Gute recht erkennen, auch aus eigener Kraft den Willen Gottes thun, sodas, wiewol bei allen Menschen Sünden und Fehler vorkommen, weil sich die sinnlichen Triebe vor der Vernunft entwickeln, dennoch Jeder die Freiheit und das Vermögen besitzt, gerecht zu sein; während die Lehre des Pietismus dies in der Schrift gefunden zu haben vorgibt: das Ebenbild Gottes ist durch den Fall verloren gegangen; es ist durch die erste Sünde der ersten Aeltern die menschliche Natur verderbt, und mit verderbter Vernunft ist der Mensch unfähig, Gott und das Gute recht zu erkennen; sein Wille ist der Kraft der freien Selbstbestimmung zum Guten beraubt; und diese Verderbnis pflanzt sich auf eine nothwendige Weise durch die Zeugung auf alle Nachkommen Adams fort, welche ebendadurch von Natur Sünder, geneigt zum Bösen sind, und als solche nicht das Gute thun können, sondern die Sünde thun müssen, indem ihre sinnlichen Triebe wider natürlich stark sind, ihre Vernunft dagegen wider natürlich schwach ist.

Es wird demgemäß die Erzählung von dem Sündenfall, die an der äußersten Spitze des alten Testaments einsam steht und auf die übrigen Bücher nirgendwo eines erkennbaren Schattens wirft, nicht als Geschichte, sondern als Parabel genommen, als bildliche Darstellung der Reflexion eines philosophischen Dichters, welche aller Wahrscheinlichkeit nach bei ihrer Verwandtschaft mit Ibern, welche die Juden erst im babylonischen Exil kennen lernten, und well erst die späten Apogryphen, ungefähr 180 Jahr vor Jesu, ihrer gedenken, auch erst nach dem Exil geschrieben und den Mosaischen Büchern vorgesetzt worden sei. Der Inhalt dieser in Dichtung gekleideten Reflexion wäre sonach, der Mensch habe alle Ursache, zufrieden zu sein, daß ihm Gott die Weisheit gegeben habe (wodurch er sich ein Paradies auf Erden schaffen könne); dieses sei für ihn, den Erschaffenen, genug; die Freiheit vom Tode aber noch dazu zu verlangen, sei Ungenügsamkeit, denn dadurch würde der Mensch aufhören ein Mensch zu sein und den Himmlischen gleich werden. Die Erzählung näherte sich dadurch einer Theodicee, daß sie die Schuld des Sterbens von Gott abzuwenden und bey freier Entschloß des Menschen zuzuwenden strebe.

Nachdem sofort auch dies gezeigt worden, daß im

Neuen Testament nur Dankes und des Verfasser der Offenbarung des Sündenfalls Adams gebunden, heißt der Verf. (S. 116 fg.) in dem Brief an:

Es wäre doch wahrhaftig wunderbar, wenn, wie einige Erörterer für das kirchliche Dogma behaupten, die Lehre vom Sündenfall und dessen Folgen das Grunddogma des Christenthums wäre, daß Jesus und die Apostel darüber so gänzlich schweigen, und auch Paulus an andern Orten, wie da, wo er von dem alten Menschen spricht, dieser Folgen sich gar nicht erinnert. Ja, wenn man die Sache ganz von der supernaturalkritischen Theorie der Inspiration der Bibel aus betrachtet, so würde es ganz unerklärlich sein, warum der heilige Geist seit Moses Zeit bis zu der, wo Paulus an die Römer schrieb, des Sündenfalls und aller seiner schrecklichen Folgen, zu deren Entfernung es der Menschwerdung der zweiten Person der Gottheit bedurfte, so gar nicht hat gedenken, sondern ihn von Moses an bis Paulus gleichsam ganz in Vergessenheit hat kommen lassen.

Was namentlich den Begriff der Sünde und die so häufig in den neustamentlichen Schriften vorkommende Vorstellung von der allgemeinen Herrschaft der Sünde anbelangt, so tritt hierüber Bretschneider der Fundamentallehre der Reformatoren, daß durch die Sünde das Gemüth in Unordnung gebracht und, wie im Willen die Neigung zur Sittlichkeit und Uebertretung, so auf der Erkenntnißseite des Geistes der Irrthum und Täuschung zumal in göttlichen Dingen überwiegend sei, mit der Behauptung entgegen: Das, was die Schrift von Sünde vordringe, beziehe sich zumest auf äußere factische Uebertretungen, nie und nirgends auf ein inneres moralisches Verderben, auf einen bösen Hang, der über die guten Triebe vorherrsche; und wo von einer Macht der Sünde, von der Allgemeinheit des Bösen die Rede sei, haben die biblischen Schriftsteller immer nur ihre Zeit, eine besonders verderbte und lastervolle, vor Augen, ohne daß man also berechtigt wäre, hiervon einen Schluß auf alle Zeiten und auf alle menschliche Verhältnisse zu machen. Besonders wird als Lehrsatz des Pietismus hingestellt: Auch die Wiedergeborenen sündigen immerfort und behalten die Neigung zum Bösen, da sie von Adam mittelst der Zeugung die sittliche Verderbenheit geerbt haben, und anstatt dessen als biblische Lehre dies angegeben: Die Wiedergeborenen sündigen nicht, und legen die Neigung zum Bösen ab; die Wiedergeburt ist auch nicht eine Wiederherstellung des durch den Fall verlorenen Ebenbildes Gottes, sondern die zweite, geistige Geburt des Menschen, im Gegensatz der ersten, leiblichen.

Ebenso ist die Differenz der Ansichten von dem Tode und der Erlösung. Das kirchliche Dogma, dem der Pietismus huldigt, sagt: Die Seelen kommen unmittelbar nach dem Tode in den Himmel oder die Hölle: in diese, wegen Adams Vergehen; in jenen, durch die Rettung Christi, der den Tod, d. h. die ewigen Strafen der Hölle aufhebt, weil er ein Opfer für die von Adam auf alle Menschen vererbte Schuld und Verderbenheit wurde. Christi Blut löst als Sühnopfer dem Herrn Gottes. Die Taufe ist das Mittel der Aneignung des für uns vor Gott genugsamenden Gehorsams und Verdienstes Christi, und der Glaube an Christum wirkt Vergebung aller Sünden, auch derjenigen, welche nach der Taufe begangen worden sind,

so oft wir den Glauben an die Errettung des Erbsüßers in uns erneuern. Dagegen die heil. Schrift, nach der Auffassung Bretschneiders: Alle kommen in die Unterwelt, Gute und Böse, aber gesondert in Paradies und Gehenna, nur die Seelen der Martyrer treten unmittelbar vor Gott. In der Unterwelt werden jense vom Satan in Verfluß gehalten, aus welchem Christus die Frommen befreit. Das Gefangensein in der Unterwelt ist der Tod. Zum ewigen Leben gelangen die Frommen erst durch die Auferstehung. Das Opfer Christi aber bezieht sich bloß auf die vor der Taufe begangenen Sünden eines von den Dämonen regierten Lebens. Christus starb und kam dadurch in die Unterwelt und besiegte Satans Macht. Sein Opfer kommt dem Menschen zugute, wenn er das Christenthum annimmt und sich taufen läßt. Die Taufe wirkt Vergebung des dämonischen Lebens; die Sünden nach der Taufe muß der Mensch selbst büßen, oder ihre Strafe tragen.

Dies die wichtigsten Unterscheidungsunkte zwischen dem Dogma der Kirche und des Verfassers nach der Schrift, wozu denn noch ferner die Ansichten der ersten drei christlichen Jahrhunderte als Bekräftigung und Entwicklung Dessen, was der Verf. in der Schrift gefunden hatte, treten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mittheilungen aus dem literarischen Nachlasse des weil. Königl. großbritannisch-hanoverschen Geheimraths und Bundestagsgesandten Hans Detlev Freiherrn von Hammerstein, und biographische Skizze desselben, nach genauer persönlicher Bekanntschaft und nach seinen nachgelassenen Papieren als Denkmal der Liebe und Achtung aufgestellt von dem Herausgeber. Erste Lieferung. Lüneburg, Herald und Wahlstab. 1832. Gr. 8. 8 Gr.

Der 1826 Verstorbene, aus altem vornehmen Geschlecht, classisch gebildet, durch mündliche und schriftliche Verdienstlichkeit ausgezeichnet, ward in holländischen und hanoverschen Diensten zu hohen Würden der Rechtspflege früh befördert und geschätzt. Mit nicht geringen Erwartungen nahmen wir daher diese wenigen Bogen zur Hand, da die Werke eines Schriftstellers durch nähere Bekanntschaft mit seinen Lebensverhältnissen an Verständlichkeit und Brauchbarkeit unumwiderprechlich gewinnen. Aber es hat dem ungenannten Herausgeber nicht gefallen, eine Hoffnung zu befriedigen, zu welcher der Titel berechtigt; er erklärt sich vielmehr fast räthselhaft darüber. Nachdem er kurz berichtet, Hr. von H. habe seinen literarischen Nachlaß für die Kunde der Nachwelt bestimmt, insofern dem Staat dadurch kein Nachtheil zuwähle, fügt er hinzu: „Müßigk. würde der somit verworbene Abdruck der darin befindlichen Aufsätze bewerkstelligt sein, wenn nicht nachwendige Rücksichten, theils durch die obige Vorschrift des Verf. geboten, theils aus seinen und seiner nachgelassenen Familie Verhältnissen zu noch lebenden Personen hervorgehend, der öffentlichen Bekanntmachung derselben bis jetzt entgegengekommen hätten. So wie die Zeit zu weiteren Mittheilungen bevorsteht, wird der Herausgeber auch die übrigen in einem Convolut enthaltener Aufsätze nachliefern, ihnen andere in mancher Beziehung interessante Mittheilungen aus dem literarischen Nachlasse des Verewigten folgen lassen, und diese mit einer treuen biographischen Skizze desselben beschließen, damit das Ganze den zu früh dahin Geschiedenen in seinem ebenen Wirken, so wie als Staatsmann wie als Mensch, sein Leben und seinen Tod, oft falsch beurtheilt, den Zeitgenossen und Nachkommen in

angekündigte, seiner Wahrheit verfehle". Man sah wohl weit entfernt, den Herausgeber, an dessen Umsicht und Beschaffenheit wir nicht zweifeln, zu Mittheilungen aufzufodern, die dem Staate nachtheilig werden könnten, oder von dem Biographen zu begehren, er solle Erben, die Ehre verdienen, deren Glimpfen, um einen würdigen Todten zu ehren. Wäre er übergeben oder leise berührt, was ihm rathlich scheint, und lieber zu viel als zu wenig Vorsicht beweisen! Doch vermögen wir kaum zu begreifen, was die Mittheilungen eines Mannes, dessen verständige Vaterlandsliebe, einsichtsvolle Beförderung allgemeiner Wohlfahrt, stets gemüthliche rechtliche Bestanzen nicht dem entferntesten Verdacht ausgesetzt sind, so Insubordiniertes und Bedenkliches haben könnten, das rathsam wäre, damit zurückhalten; gesetzt auch, daß dessen Ansichten, die von ihm empfohlenen Maßregeln der Gerechtigkeit, der Ehrenreue, der Überzeugung stimmberedigt Rathgeber entbehren müßten. Welches Gewicht könnte sein bloßer Name haben, wenn seine Gründe, was auch den Besten hier und da widersprüchlich, zu leicht bestritten würden? Aber die Kunde dieser Gründe, die so wesentlich zur Vermittelung wirklicher oder scheinbarer Meinungsverschiedenheit beizutragen vermögen, bleibt uns auf jeden Fall wichtig, und kann nicht früh genug allgemein werden, damit den Bedenklichsten Zeit bleibe, sie ohne Ueberzeugung nachzuwägen. Die vorliegenden, nur zu wenigen Bogen umfassen die musterhaften Reden, in der provisorischen allgemeinen Versammlung des Königreichs Hannover gehalten. Die erste, über die Quotification der Provinzen zur Grundsteuer, d. h. über die Bestimmung der Beitragsverhältnisse einzelner Landestheile zu den Grundabgaben, beweist, daß die in Vorschlag gebrachte Quotification unrichtig und unhaltbar war in ihrer Grundlage, unzureichend und unhaltbar in Hinsicht ihrer Ausführung, und sich sogar mit dem Staatsrecht des Landes nicht vereinbaren lasse. Sie schließt mit den nachdrücklichsten Worten: „Ich kann nicht etwas nur auf ein Jahr anerkennen, was die Grundfeste des neuen staatsbürgerlichen Gebäudes erschüttert. Ich kann nicht den Schlüssel der Lösung unrichtig legen, auf dessen Richtung alles beruht. Ich weiß nicht, ob diese Quotification sich gegen die verschiedenen Ansichten und Interessen halten kann; aber das weiß ich, daß sie sich gegen die gesunde Vernunft nicht halten kann. Die Provinzen müssen nicht wie Zahlen gegen einander stehen, sondern wie Kräfte mit einander wirken. Ich Stimme für die Bewerfung der vorgeschlagenen Quotification, für jetzt und für immer.“ — Die zweite Rede, über die Exemtionen, zeugt, daß der Sprecher Alles, was sich für und gegen die Beibehaltung derselben sagen läßt, ohne Vorurtheil erwogen hatte und die Aufhebung derselben, welche dem ganzen Lande wohlthätig sein mußte, nicht blos zum alleinigen Nachtheil der bisherigen Exemten gereichen lassen, sondern ihnen eine Entschädigung anweisen wollte, die, für das Ganze nicht drückend, ihnen billige Erleichterung zusicherte. Auch sie ruft an ihrem Schluß eine Wahrheit hervor, die bei Ueberzeugung jedes Wohlgesinnten begegnet: „Wer kann die Begebenheiten voraussehen, welche dem großen deutschen Vaterlande in seinen innern und äußern Verhältnissen bevorstehen? oder den ewigen Gang der Vorsetzung für die europäischen Völker berechnen? Aber das ist gewiß, daß früher oder später mancher Staat noch einmal die Probe seiner Existenz wird bestehen müssen, und daß die sicherste Gewähr des Bestandes für denjenigen gefunden werden wird, der dieselbe in seinem Innern gesucht, in seiner Verfassung, in der Ordnung seiner bürgerlichen Verhältnisse, in dem Gemeinwesen Aller, zu leben und zu sterben, wie das Vaterland gebet. Wir streben an der Wiege eines neuen Staats; denn neu können wir ihn nennen nach dieser glorreichen Restauration in menschlicher Beziehung. An uns ist es, den Seiten auf solche Grundlagen des Rechts und der Billigkeit zu bauen, daß jeder Bewohner erfüllt sei von Bereitwillig-

keit zu jeder Aufopferung. Lassen Sie uns derselben, gerech-
nigt von Parteilichen, dem Nachkommen übergeben. Lassen Sie
uns in der Vereinigung aller Interessen den Geist und die
Kraft gebären, auf welchen die Staaten beruhen.“ — Die dritte, in
der ständischen Versammlung 1818 gehaltenen Rede erklärt sich mit
Recht gegen die Aufhebung der adeligen Bank im Oberappellations-
gericht. Sie zeigt, daß die Aufhebung einer althergebrachten,
nie schädlich gewordenen, vor jedem Mißbrauch gesicherten Ein-
richtung kränkend und erbitternd für den Adel werden und ihn
dem Hohngelächter der Schadenfreude preisgeben müßte, ohne
dem Bürger zu einigen Vortheil zu gereichen. Sie erklärt die
demokratische Monarchie für einen Irthum der Zeit. „Alle
demokratischen Monarchien sind ihrer Natur nach Despotien.
In ganz Asien herrscht der Monarch mit Gleichheit, nicht der
Rechte, sondern der Sklaverei. Und was anders lehren die grie-
chischen Demokratien, wenn sich Tyrannen der Herrschaft be-
mächtigten, und selbst Frankreich, als ein Adel allein bestand,
der nicht von der Geburt ausging, sondern Schöpfung des Mo-
narchen war? Der Adel sollte in der Monarchie nie fehlen und
kann in derselben nicht anders als mit der Freiheit untergehen.
Wo er nicht ist, müßte man ihn schaffen, weil ein erhaltendes
Princip notwendig ist. Wo er ist, kann derselbe nicht ohne
gänzliche Zerrüttung der bürgerlichen Verhältnisse vernichtet wer-
den. Groß ist seine Bestimmung, die Stütze und die Schranke
des Thrones zu sein. Bietet seine gegenwärtige Stellung dazu
nicht die geordnete Festigkeit der Verhältnisse, so wird es eine
wichtige Aufgabe für die Organisation der Verfassung und der
Volksvertretung, dem Adel denjenigen Platz anzuweisen, auf
welchem seine Rechte und Pflichten in ein mit dem Wohl des
Ganzen zusammenstimmendes Verhältnis gebracht werden. Aber
soll der Stand des Adels geregelt werden, so werde derselbe
nicht vorher durch nach und nach gesprengte Mienen untergraben.“
Das ist allerdings die Sprache und die Gesinnung eines
edeln und weisen Aristokraten; aber die Demagogen, welche
diese Benennung zu einem Schimpfwort herabwürdigen möch-
ten, vergessen, daß auch Cully und Dreiflurn, Clarrndon und
Bernstorff zum Heil ihres Volks Aristokraten gewesen sind,
und wollen nicht wissen, daß verständige, erfahrene und besonnen
Männer diese Ueberzeugung theilen, ohne Vorrechte des Adels
zu genießen oder zu begehren. — Von einem Vortrage über die
Beschränkung der Kosten des Militäretats ist nur ein Bruch-
stück mitgetheilt, das sich sehr kräftig gegen die unzeitige Ver-
ringering der Verteidigungsmittel erklärt und von uns abge-
schrieben werden müßte, wenn wir nicht überzeugt wären, daß
schon unsere wenigen Mittheilungen hinreichen, um gebildete
Leser zu eigener Bekanntschaft mit einem kleinen Ganzen zu erzie-
len, das an Gehalt mancher händerreicheren Werk von ungleichem
Worth überwiegt, und dem Herausgeber Dank zu verdienen.
Welches Parlament dürfte nicht stolz sein auf den Besitz eines
solchen Mitglieder?

Notiz.

Man Genes erzählt, daß ein Diktand im Memorium ein
Gebicht, welches der Dichter bald, nachdem er es geschrieben,
für sein Werk erklärt und zum Beweise seiner Behauptung
sogleich hergesagt habe, was der wirkliche Verfasser nicht
vermochte, und Friedrich II. Voltaire dadurch in Verlegenheit
setzte, daß er von einem Dramatiker ein ihm von jenem vorge-
lesenes Gebicht gleich darauf recitiren ließ, so dürfen wir nicht
vergessen, daß auch Julius Lipsius, aus dem man vergeblich
einen „gerechten Epiloger“ hat machen wollen, sich vermach,
den ganzen Tacitus so völlig inne zu haben, daß er ihn anwendig
herausagen könne, und bereit sei, einen Mann mit bloßem Schwerte
neben sich setzen zu lassen, der ihm den Kopf spalten dürfe,
wenn ihm nur ein einziges Wort fehle.

Literarische Unterhaltung.

Donnerstag,

Nr. 107.

17. April 1834.

Die Grundlage des evangelischen Pietismus, oder die Lehren von Adam's Fall, der Erbsünde und dem Opfer Christi. Von Karl Gottlieb Bretschneider.

(Fortsetzung aus Nr. 106.)

Aber nicht genug, dargethan zu haben, daß die einzelnen Lieblingsdogmen des Pietismus unbiblisch seien, geht der Verf. noch weiter; und stellt die ganze Offenbarungsansicht desselben in ihrer Unhaltbarkeit dar. Sofern nämlich Alles in der Bibel für den Pietismus inspirirt ist, gilt ihm auch Alles als die absolute Wahrheit, und es muß ihm daran gelegen sein, den Glauben des Alten und des Neuen Testaments als durchaus identisch nachzuweisen. Bretschneider hingegen sieht die göttliche Offenbarung als eine Entwicklung der religiösen Ideen an, die im Laufe der Zeit, welche die Bibel umfaßt, allmählig in den menschlichen Geist eintraten, unter verschiedenen Formen und Verwandlungen erkannt und ins Leben eingeführt, zuletzt durch Christum zu voller Klarheit kommen. Da das Gesetz der Entwicklung im ganzen Weltall, so weit wir es kennen, im Physischen und Geistigen herrsche, so lasse sich von selbst erwarten, daß auch die das Menschengeschlecht zur Religiosität bildende Offenbarung Gottes an dasselbe Gesetz gebunden sein werde, und dürfe keinen Augenblick gezweifelt werden, daß dies der göttlichen Weisheit angemessen sei. Dazu komme, daß die religiöse Erkenntniß, möge man sie als Product menschlicher Kraft, oder als ein Erzeugniß göttlicher Offenbarung betrachten, nur in dem Maße an den menschlichen Geist gelangen und von ihm aufgenommen werden könne, in welchem die Erkenntniß der Welt und der Menschheit wachse, oder, um einen allgemeinen Ausdruck zu gebrauchen, in welchem die Weltanschauung richtig, umfassend und deutlich werde.

§. 198: Die Welt in ihrer Totalität ist das Gegenbild der Vollkommenheiten des Schöpfers, und unsere Idee von Gott bestimmt durch die Weltanschauung erst gleichsam einen Körper. Da die Religion im Wesentlichen die Beziehung der Welt auf die Idee der Gottheit ist, so ist natürlich, daß diese Beziehung nur in dem Maße deutlich, umfassend und wahr sein kann, in welchem die Weltanschauung wahr, deutlich und umfassend wird. Man könnte zwar glauben, die Idee der Vollkommenheit könne sich aus dem Wesen der Vernunft selbst; unabhängig von der Weltanschauung entwickeln, sowie die arithmetischen und geometrischen Sätze aus den Gesetzen der Sinnlichkeit. Doch wenn dieses auch möglich wäre, so würde doch dann die Idee der

Gottheit nichts sein als ein bloßer Begriff, leer, todt und unfruchtbar. Obgleich die Vernunft bei Bildung der Ideen nach dem in ihr liegenden Gesetze der Vollkommenheit verfährt, so bedarf es doch dazu der Anregung durch die Anschauung, und je vollkommener diese ist, um desto vollkommener wird die Idee. So wenig z. B. die Idee des Staates eine bloße Abstraction aus den in der Erfahrung vorhandenen Staaten ist (wodurch man bloß zum empirischen Begriff des Staates gelangen würde), so nothwendig ist doch die Anschauung des Staates in der Wirklichkeit, wenn es zur Idee kommen soll. Unter einem rohen Nomadenvolke würde kein Plato die Idee des Staates haben erfassen können, sondern dazu gehörte die reiche Anschauung der vielen Staatsformen der hellenischen Stämme. Ebenso mit allen Ideen, und mit der Idee der Gottheit. Die letztere ist in ihrer Entwicklung auch abhängig von unserer Weltanschauung oder von den Fortschritten in Erkenntniß des Weltalls, der Natur, der Menschheit und aller Wissenschaften überhaupt; denn diese bedingen die Receptivität eines jeden Zeitalters für höhere religiöse Wahrheiten. Man hat oft gesagt: wie der Mensch ist, so seien auch seine Götter; man hätte aber sagen sollen: wie die Weltanschauung eines Volkes ist, so ist auch seine Vorstellung von Menschheit und Gottheit.

Aus dieser Ansicht einer vom Particularismus zum Universalismus, von unvollkommenen zu vollkommenern Begriffen sich entwickelnden Offenbarung ergibt sich für den Verf. der Canon:

Daß nicht die Stufen, die zeitlichen Formen, Uebersetzungen und Durchgangspunkte, welche zur religiösen Idee hinführen, sondern die Idee allein, als Endpunkt der Entwicklung, in das System christlicher Religionswahrheiten aufzunehmen sei; oder mit andern Worten: daß nicht die Evolution, sondern aus deren Product zur christlichen Offenbarung zu rechnen ist.

§. 199: Wenden wir nun diesen Canon auf die hier behandelten Dogmen an, so folgt, daß sie alle entstanden aus einem erwachten Nachdenken über die Nothwendigkeit zu sterben, welche man als ein Uebel anfah, für dessen Entziehung man einen Grund außer Gott suchen zu müssen glaubte. Man fand ihn in den Dämonen und in dem Dämonendienste, durch welchen die Seelen der Nacht der unterirdischen Geistern verfallen, aus deren Gewalt sie durch das Opfer und durch die Macht des Messias wieder befreit, zum Leben herbeigeführt und mit einem unvergänglichen Dasein außerhalb der Erde beglückt werden sollten. Dieses außerirdische, unvergängliche und vollkommene Leben ist der Endpunkt, zu welchem Alles führt, die *εσχατολογία* ist die Idee, welche durch alle diese Entwicklungen als das Wesentliche heraustritt, und wozu die Vorstellungen vom Hades, dem Paradies und der Gehenna, der Hadesfahrt und dem Opfer Christi, der Auferstehung und dem Gericht nur die zeitlichen Mittelstufen bilden, die für jenes Zeitalter eine nothwendige Bedingung waren, um die Idee aufzufassen und zu

glauben, die aber eben darum für uns nicht in gleicher Art in die Summe der religiösen Klaryheiten aufzunehmen sind.

Ueber das Wesen des Christenthums läßt sich der Verf. zuletzt noch so verlauten (S. 423):

Man irrt, wenn man das Wesen des Christenthums darin setzt, eine Sühnpflicht für die Erb- und weltliche Sünde zu sein, und ihm den Zweck beizumessen, die Menschen erst zum Gefühl ihrer stüchlichen Versunkenheit und Verdammlichkeit zu bringen, dann aber sie durch den Trost der Sengthung Christi und der Rechtfertigung durch den Glauben wieder aufzurichten. Das Wesen und der Zweck des Christenthums ist vielmehr, die Idee der Unsterblichkeit zu gründen und zu vollenden, und die Menschheit dieser erhabenen Bestimmung würdig zu machen. Den stüchlich-verberrlichen Zustand des damaligen Zeitalters erklärt das Christenthum nirgends für eine allgemeine, natürliche und bleibende Beschaffenheit der Menschen aller Zeiten, sondern es wollte diesen Zustand beendigen und ein neues Geschlecht erzeugen, das von der Sünde frei und nach Gott geschaffen sei. Auch ist beim Christenthum nicht der Opfertod Christi das allein erlösende Moment, sondern seine Auferstehung und Himmelfahrt, ein ganzes Leben und Sterben bilden ein erlösendes Ganzes. Von einer Sühnpflicht und natürlichen Verdammlichkeit des Menschen weiß aber das Christenthum gar nichts; nur dieses erkennt es an, daß der Mensch, vermöge der frühern Entwicklung seiner sinnlichen Natur, nicht mit der Sittlichkeit, sondern mit der Sünde beginnt und daher zur Sittlichkeit erzogen werden muß, daß jedoch dieses eine Umrüstung des weisen Schöpfers, nicht aber etwa eine später, zufällig entstandene und allgemein gewordene Nothwendigkeit, also keine Erbsünde im Sinne des Kirchensystems sei. So sind wir also zu dem Resultate gelangt, daß die Grundlage des Pietismus und die Ansicht vom Wesen und Zweck des Christenthums, die er frühhält, nicht biblisch ist. Hiernach mag also erweisen werden, warum die Anschuldigung, die biblische oder echtchristliche Lehre zu verlassen, eigenlich zu machen sei, ob Demen, welche jene Grundlage des Pietismus festhalten, oder Demen, welche sie verwerfen.

Wir haben uns bei der voranstehenden Mittheilung möglichst an den Gang und die Ausdruckweise des Verf. selbst angeschlossen, um den Eindruck seiner Ansicht vom Christenthum und seines Urtheils über den Pietismus auf keine Weise zu stören. Nach der gegebenen Uebersicht aber erlauben wir uns Folgendes zu bemerken.

Der Verf. setzt das Wesen des Christenthums in die Lehre des Erlösers, in welcher die zuvor unter mangelhaften und unangemessenen Formen der Vorstellung gebundenen Ideen von Gott und Unsterblichkeit mit vollkommener Klarheit hervortreten. Er hätte vor allem Ansehen aus der heil. Schrift beweisen sollen, daß das Wesen des Christenthums eine Doctrin, ein einzelner Lehrsatz oder ein Aggregat von Dogmen, oder die reinste Entwicklung aller Vernunftbegriffe sei. Er hat dies nicht gethan, hätte es zwar wol aus einzelnen Sprüchen, aber nicht aus dem Localindrücke des Ganzen, nicht aus dem Zusammenhang dardurch können, in welchem die Lehre des Erlösers, wie seine Wunder, mit seinem Leben und der in seinem Leben enthaltenen Bestimmung steht. Denn hier ist, wie allerdings der Zweck das ewige Leben, das Leben in und mit Gott und allwege jenseits der Schwelben, welche der Tod und überhaupt die Endlichkeit ziehen; so der Weg zu jenem Heile die Heiligung, und die Hülfe, welche dazu erforderlich und im Christenthum geboten, die Erlösung, welche von dem Zustande der Enthüllung verheißt und verlihen ist, nicht sowol eine Lehre für die

Vorstellung und Erkenntniß, die den widerstrebenden Willen nicht zu fassen und zu bilden vermag, sondern Lebenskraft, Augendraft, göttliche oder Gott wohlgefällige Bestimmung, welche sich dem Gemüthe mittheilt, an die Stelle unreiner und widersätzlicher Neigungen treten; und in der Liebe Gottes und des Nächsten den Menschen alle Tugenden pflanzen und zur Reife bringen soll. In diesem Sinne heißt das Christenthum die Erlösung, das Heil der Menschen; es ist objectiv in seinem Anfang und Vorbilde stüchliche That, heilige Bestimmung, ein Wirken der Werke Dessen, der den Erlöser gesandt hatte, gewesen und macht an seine Theilnehmer und Jünger ein unauflösliches Ansehen, daß die stüchliche That des Erlösers eben ein Begreifen der Bestimmung und eine Nachfolge des Wandels sei, welcher uns in dem Erlöser vorgehalten und Demen, die sich von Dessen an denselben anschließen, d. h. wahrhaft an ihn glauben, durch seinen Geist, durch die Ausgießung seiner heiligen Lebenskräfte über alles Fleisch, vermittelt und verlihen wird. Wie haben unlängst in d. Bl. bemerkt, wie bedeutend sich einer der namhaftesten Nationalisten unserer Zeit, Dr. von Ammon in Dresden, unbekümmert von der kühlen und trocknen Verstandesaufgabe, zu dieser tiefen Auffassung vom Wesen des Christenthums hinneigte, ohne daß es ihm jedoch ganz gelungen wäre, älterer Meinungen, welche damit im Widerspruch sind und die Betrachtung auf der Oberfläche zurückhalten, sich völlig zu entschlagen. Verschiedener aber, welcher frühzeitig eine mehr unentschiedene Rolle gespielt hatte, ist nun so ganz in den Kreis der rationalistischen Theorie herangezogen, daß ihm auch vom Christenthum nichts als der pure Formalismus, die Entwicklung der Vernunftideen übrig bleibt. Ob ihm von diesem Standpunkte aus ein unbefangenes und erleuchtetes Urtheil über das Christenthum und andere Erscheinungsformen desselben, welche die Sache tiefer anfassend als der sogenannte gesunde Menschenverstand, möglich sei, ist daher schon von vorn herein zu bezweifeln.

Die Lehre des Christenthums, sofern sie nicht das Primitive ist, welches vielmehr in dem sündentragenden Bewußtsein des Erlösers und in der Mittheilung der heiligen Kräfte desselben an die Verlangenden und Sündigen, und bei diesen in der innern Erfahrung solcher Gemeinschaft mit Christo und der Heiligung durch seinen guten Geist besteht — die christliche Lehre ist die Sprache dieser innern Erfahrung, sie ist die Deutung der Zustände und Entwicklungen des christlichen Gemüthes und we Allen, sowie wie sie im Neuen Testamente besitzen, die Darstellung des Anfangs- und Mittelpunkts der Erlösung und Heiligung, der Persönlichkeit und des Lebens, der Thaten und Leiden des Erlösers selbst. Sie schließt aber auch ohne was die Nothwendigkeit, d. h. der ewige Rathschluß der Erscheinung und Wirksamkeit des Erlösers hinwegzuziehen oder wenigstens der Umfang derselben auf gewisse Zeiten oder Dertter und Individuen beschränkt würde, das Bewußtsein der Sünde und die Erfahrung ihrer Herrschaft und Allgemeinheit in sich. Die Herrschaft der Sünde aber, ja auch nur das Vorhandensein einer einzigen Sünde

sich vom stüchlichen Standpunkte aus nicht anders als eine innere That des Bewußtseins ansehen und, aus stüchlichen Unordnung, aus einem innern stüchlichen regel-hesolken; und wie jede Sünde der stüchlichen Kräfte Menschlein etwas entzieht und mit verlingerterem Äußerem teils der Zustand des göttlichen Wohlgefallens nicht erfüllt werden kann, so muß eben die Hülfe von da kommen, wo kein stüchlicher Mangel, keine Sünde, keine h, sondern die ungeschwächte Kraft, die vollkommene heit und Fülle des Geistes uns entgegentritt. Es ein Leichter, durch eine Reihe stiller Stellen dies velen, wie allenthalben die Lehre der Schriften des en Testaments auf einen Abfall und ein Verderben sich selbst überlassen und noch nicht in die Gewissenshaft mit Christo getretenen Menschen und auf das ende Element des Lebens, der Bestimmung, des Geistes ist hinweist; möge der einzige Spruch des Apostels igen, worin er das Evangelium eine göttliche Kraft ist, stetig zu machen alle Gläubigen. Wie gar werden hiervon her: Dreschmeier das Wesen nach der Schrift in die Lehre von der Unsterblichkeit setzen zu sein gemeint, welche den frühern Juden unbekannt, den ten unter Nebenvorstellungen versteckt, erst von Jesu vollkommenen Klarheit ausgebildet und mit ganzer Entdenkrit geltendgemacht worden sei. So hat ihn der Verstand von dem eigentlichen Brennpunkte aller nungen Gottes im Christenthum ferne gehalten, und st um den großen ethischen Proceß des Lebens Christi der Wirkungen seines Geistes herumgelaufen, ohne n eine gründlichere Noth zu nehmen, als daß er ei- Male dem Tod Jesu, in Verbindung mit seiner Auf- sung, ein Vorbild und Unterpfand der Erlösung nennet. s klingt offenbar wie eine ganz äußerliche Ansicht der he, die wir doch nicht tief genug erforschen können, darin, nämlich in dem Tode Jesu, die höchste Ent- stung seines Lebens und die vollkommenste Darstellung r Liebe zu erkennen und hier den Gipfel der Pra- : zu finden, deren Basis sein sündloses, liebeströmen- Leben und das Zeugniß seiner Lehre von ihm selbst n. Aber deshalb tritt bei dem Verf. sowol die ak- tuelle Erfahrung von dem unüberwindlichen Reiz der ide — und das ist der Sinn der Erbände — als auch sündlose Kraft und stüchliche Lebensfälle Spekt — und ist der Kern des Opfers, das er uns gebracht — ge- jenes metaphysische Dogma von der Unsterblichkeit in Hintergrund; deshalb gelingt es auch seinem Christus, bloßen Dogmen und gutem Beispiel und factischen abolen von einer Sünde zu erlösen, die nur zufällig nur Söhnen anklebt, die zu träge sind, um durch eigene bildliche Weisheit und Verdienst tugendhaft zu werden. (Der Bericht folgt.)

stücke aus den Schriften eines Gefangenen, von riedrich Seybold. Stuttgart, Schweizerbart. 333. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Ein ungenannter Freund des Hrn. Seybold hat es über- nen, das deutsche Publikum mit der ironischen Satire die- Schriftstellers näher bekannt zu machen, während derselbe

legenden wahrscheinlich diese Satire im Gefängnisse verfaßt. In den drei Abtheilungen dieses Bandes liegen die Proben schrift- stellerischen Berufs des Herrn S. vor uns, in drei Abtheilun- gen von sehr verschiedenem Werthe.

In der ersten, betitelt: „Aus dem Familienleben, historischer Roman von Fr. Seybold“, begegnet wir dem Verf. auf der Bahn der historischen Romantik. Der Kampf des kurbayeren Bundes der Hugonotten gegen die Dragonaden des sächsischen Ludwig XIV. ist der Gegenstand dieses Romans. Die protestan- tischen Gebirgsbewohner sind unter den Einfluß eines heroischen Hauptes gestellt und führen mit Erfolg und Sicherheit den Krieg gegen die Truppen des Königs. Wie möchten diese Beschüchter eines gebornen Weltes nicht geradezu tadellos allem mit gestehen, daß dieser erste Gegenstand unter den Feder eines ironischen und heiteren Geistes, den der Verf. überall nicht ver- leugnen kann, nicht mit der nöthigen Haltung und, wie abzu- tren sagen, zu sehr als Farce aufgefaßt und behandelt sei. Wol- liegt unserer Zeit die Vergleichen und die Erinnerung an jenes schreckliche Verfahren des teufelischen Despotismus nicht fern. Mögen hat im „Pastor von Adonfer“ diesen Gegenstand weit- weise nicht ohne Glück behandelt. Die Auswanderung der pro- testantischen Salzburger ist ebenfalls mit hoher Salbung in neuerer Zeit beschrieben worden. Aber immer mit Ernst; denn verglichen Blüthen aus der Geschichte des Kampfes für Geis- tes- und Gewissensfreiheit vertragen nicht jene bequeme Breite der historischen Romantik neuerer Zeit. Am wenigsten gefallen sie wol neben der Plüchtheit und Lächerlichkeit, welche die Masse der unverständigen Menschen zu jeder Zeit charakterisirt. Also gerade diese schildert uns dieses Gemälde mit selbstgefälliger Weisheitsfülle und überall vermischt wir daher jenen heiligen Ernst, womit die bessern Menschen ihr letztes und bestes Gut, das Leben, für eine hohe Idee aufs Spiel setzen. An- deutungen sind genug vorhanden, und vielleicht gewinnt das Ganze ein anderes Ansehen, als dieses Bruchstück hat. Dennoch müßten wir Hrn. S. rathe, dem Geschmeck für das Unwahrs- cheinliche, welchem besonders die Spinndier sehr stark fröhnt, nicht zu sehr die Biegel zu lassen, indem das Unwahrscheinliche und Un- natürliche stets beieinander liegen.

Die zweite Abtheilung dieses Bandes bildet: „Der Patriot. Ein komischer Roman“. Spießburg, eine Stadt in Sachsen- sungen, und die jämmerlichste Philisterei, politische Kleinräuberet und der bornirteste, feigste Rodeliberalismus sind hier mit ziem- licher Breite, mit sogenannter populärer Ironie, mitunter selbst mit Humor gezeichnet. Kein Mensch weiß hier, was er will; und die politischen Bewegungen des Liberalismus neuerer Zeit in unserm lieben Vaterlande, deren erster und letzter Stand und Zweck der Wagon, der Reib, die Citelkeit und der größte Egoismus im Pöbel waren, treten hier nebeneinander mit lau- niger Abenteuerlichkeit auf. Hr. S. hat wahrscheinlich schon früher Gelegenheit gehabt zu entdecken, daß der Geist der Re- volutionen auf deutschem Particularismus kein festes Fundament- stude; denn der vage Begriff der demagogischen Umtriebe und der trostlose Hang zu geheimen Bänden für unklare Zwecke gibt ihm reichen Stoff, Lächerlichkeiten aufzudecken, die nur der Eingeweihte ganz fassen dürfte. Wir zweifeln nicht, daß dieser Roman bei einer gewissen Classe von Lesern Glück machen könne, besonders aber bei denen, die sich allzugroße Sicherheit von der Philisterei und Spießbürgerei der — Sachsenbürger versprochen.

Unleugbar ist die dritte Abtheilung: „Aus den sächsischen politischen Blättern“, die Krone dieses Bandes. Wir finden hier mehrere kurze Aufsätze, die für den Beruf des Verf. zum Schriftsteller ein schlagendes Zeugniß ablegen. Reiskraft ist die „Politische Dilla potrida“. Überall echter Humor, sitzende Beobachten, spindelnder Witz und keine Ironie: „Der Weltwis- ser“, ein abgeschnappter Franzos, ist ein ködner Stillschick zu „Rameau's Reffen“ und wenn auch dieleitet der Gedanke dazu diesem Dialog aller Dialogen entlehnt wäre, dennoch in Wortung und Zeichnung original. Mit Vergnügen lasen wir sodann die kurzen, „Miscellen“ überschriebenen Sätze, denen

Bruchstücke „Aus den Erinnerungen von Paris“, folgen: Die beiden Kuffage dieses Abhändlers: „Eine pariser Schmeichelei“, und „Die drei Tullitage, von einem Augenzeugen“. Sind munterhaft in Styl, Klarheit der Anschauung und Lebendigkeit des Vortrags, und verdienen nicht, übersehen zu werden.

In Einzelnen finden wir den S. 3 Urtheil frei von Vorurtheilen, ohne ihn von der Penna-Oberonia-Manie ganz freisprechen zu können. Möchte ein Volk jemals bestimmen, was es will, und was es wollen muß, um ein vernünftiges Volk zu sein, dann wäre das Interesse an der Geschichte bald zu Ende, denn die Philosophie träte ihr goldenes Zeitalter, die Praxis an. Nationen zu geisteln und lächerlich zu machen, will sie aus der Befangenheit der Gegenwart nicht im Sturme sich herausfinden, das scheint uns grade nicht schwer, aber die Suffizienz, die Geringschätzung, der Hiel dieser Haltung von Satirikern, so geistreich sie sein mögen, erzeugt allgemach Gleichgültigkeit des größeren Publicums gegen sie, und sie werden mit Recht eine Zeit lang bewundert, dann belächelt und zuletzt als Selbstmörder ihres Ruhms in einen Kissen Erde begraben. Dr. S. wird dieses Vops. vermeiden, wenn er fleißig rubirt und nur das Bild sich aneignet, wozu er unruhigbar Gemüth und Geist besitzt.

Notizen

Dr. Thiers über das Studium des Neugriechischen in unsern Tagen.

Eigentlich zwar nur mit Bezug auf die in Griechenland selbst angeführte Art des Sprachunterrichts, zugleich aber auch einen Wink zur Beachtung außer Griechenland enthaltend, heißt es bei Thiers („De l'état actuel de la Grèce“, 1833, Th. 2, S. 136 *): „Das Studium des Neugriechischen (in den hellenistischen Schulen in Griechenland) muß mit dem des Altgriechischen Hand in Hand gehen. Eine Trennung beider würde dem einen oder andern nachtheilig sein, weil das erstere, weil esferst eine neue Sprache zu sein, nur die Sprache des Volke ist / mit geringern Wendungen, als diejenigen sind, welche die deutsche Sprache seit dem 13. Jahrhunderte erfahren hat. Indes lebt in dieser Volkssprache ein origineller Geist, der, ohne etwa von der alten Form abzuhängen, vielmehr aus dem Gele des Volkes sich entwickelt, dessen einfaches und abenteuerliches Leben sich der Natur mehr als das unsrige nähert und ihm sogar Gefänge und Melodien eingibt, die die Bewunderung des größten deutschen Dichters (Goethe's, s. B. in „Kunst und Alterthum“, IV, 1, 2) auf sich gezogen haben.“*) Indem man das Studium des Neugriechischen notwendig auf das der altgriechischen Sprache gründet, muß man jedoch bemüht sein, ihm die Frische und Originalität zu bewahren, welche diese neuen Erzeugnisse des griechischen Geistes auszeichnen. Man könnte dazu beitragen, indem man eine Sammlung der besten Volkspoesien veranstaltete und damit Anthologien neuerer Dichter verbande, die ihrer Sprache am besten das frische Colorit und den Geist der Fröhlichkeit erhalten haben, sowie neuerer Prosaisten, welche denselben Charakter der Originalität besitzen. Was die Syntax und die Bildung des Stils anlangt, so ist es ohne Zweifel nöthig, die großen Schriftsteller des Alterthums nachzuahmen, die in dieser Beziehung für alle Zeiten und alle Völker geschrieben haben. Aber man kann sie nachahmen, ohne die Phrasen und Ausdrücke nach dem antiken Typus zu bilden und die unfruchtbare Beibehaltung von Archaismen an die Stelle des lebendigen Strebens des Geistes unserer Tage zu setzen, sobald man vielmehr in dieser Hinsicht Alles, was schön und classisch in den

*) Wie verdient nachstehs ausführlich über dies Werk. D. Red. *) Es gendst wol auf Baurtel's Sammlung der „Chants populaires de la Grèce moderne“ (3 Bde., 1844, 1825), auch mit der deutschen Uebersetzung W. Müller's (Leipzig, 1825), sowie auf die manden, zu Baurtel erschienenen Nachträge im Allgemeinen hinzuweisen.

Allen ist, zu bezeugen muß, ohne jedoch den griechischen Geist der S. bereits mit Erfolg im gegenwärtigen Jahrhundert in deren Arten der Prosa und Poesie entwickelt hat, zu unterwerfen. Um nur einige jüngere Schriftsteller unter den Altgriechen zu nennen, so wird man die zugleich männliche und weibliche Ginfachheit der Prosa des Hierophyl. Epist. und des Theophrast. und die Poesie des Pausanias gut finden, welche beide, entfernt vom Geiste des alten Griechenlands, sich gleichwohl einen neuen und eigenthümlichen Weg bahnen. — Die Rücksicht auf das Vordränge können wir uns aber nur um so mehr freuen, daß, öffentlichen Nachrichten zufolge, die russische Regierung die Absicht hat, an ihren Gymnasien das Studium des Neugriechischen mit in den Kreis der Unterrichtsgegenstände zu ziehen.

Bemerkung

Es ist mehrfach behauptet worden, daß der Geist des griechischen Alterthums, wie er noch in den auf uns gekommenen Resten derselben lebt, ein republikanischer und hermitischer Monarchie gefährlicher Geist sei. Eine Apologie desselben finden wir in Thiers's ebenerwähnten Werke (Th. 1 S. 153 fg.). Mit Hinblick auf das neue Griechenland, aber zugleich auch in allgemeiner Beziehung und unter Charakteristik der altgriechischen Literatur, überhaupt sagt er: „Allerdings ruhen die Staaten, die Gesetz und die Sitten des alten Griechenlands auf republikanischen Ideen; die Werke seiner großen Männer sind davon erfüllt und athmen die stärkste Liebe zur Freiheit und die volle Eingebung in ihren Cultus; es ist das Alter der Jugend mit allen ihren Tugenden; Entschlossenungen und Entschlossenheiten, welche das Republikanismus durchwobert. — In der That droht das Studium republikanischen Alterthums unsern monarchischen Staaten keine Gefahr, so lang dasselbe nur nicht unvollkommen und oberflächlich ist, und wenn es tiefer in den Sinn der alten Schriftsteller und der altgriechischen Staats- und politischen Einrichtungen eindringt, sich bemüht; denn dann wird man hinter den unvollkommenen und veränderlichen Formate der demokratischen und aristokratischen Staaten einen männlich-festen Geist entdecken, der aufrichtig damit beschäftigt ist, Gesetze aufzustellen und ihnen Garantien zu verschaffen. Das Bestreben nach einer weiten Gesetzgebung und gewissenhafter Befolgung der Gesetze theilen alle großen Geister des Alterthums; ihre Schriften ohne Ausnahme, athmen die Liebe zur Gerechtigkeit, und empfehlen die Achtung und den Gehorsam gegen oft unvollkommene und sogar tyrannische Gesetze. Anders kann auch die Monarchie selbst nicht denken; und etwas Indes kann auch sie nicht empfehlen. Die Formen jener altgriechischen Staaten waren gleichsam nur Vorstufe, die Herrschaft der Gesetze zu begründen; Bestreben, die oft zu schwach waren, um die Freiheit des Einzelnen gegen die unbeschränkte Gewalt der Volksversammlungen und Gerichtshöfe zu verteidigen. Während die tugendhaftesten Männer (Thucydides, Sokrates, Plato, Demosthenes, Themistokles, Agesilaos, Epaminondas, Phocion) erzogen in der Achtung bester Gesetze, sich dieser Gewalt unterwarfen, strebten schlechte und leichtsinnige Menschen, die beständige Ordnung unzulänglich oder sie ihren Leidenschaften dienstbar zu machen. Diese unaufhörlichen Kämpfe, verbunden mit dem offenen Bürgerkrieg, führten Griechenland an den Rand des Verfalls, und es fiel unter das Joch der ersten Monarchie, die sich an seinen Grenzen erhob. So kommt es dann nur darauf an, daß man bei dem Studium der altgriechischen Schriftsteller auf das Blicke, was in dem Kampfe oder Kämpfe für Gesetz und Recht erhoben und groß ist, und das man auch das Fehlerhafte in jenen Einrichtungen und das Stiefhische in den Handlungen der Demagogen herausstelle, gegen welche nicht die Tugend eines Phocion und nicht die Herrlichkeit des Demosthenes das Vaterland vor der Raubthat zu sichern stark genug war. Auf diese Weise kann das Studium des griechischen Alterthums auch für unsere Monarchien nur höchst fruchtbar werden“.

Literarische Unterhaltung.

Freitag,

— Nr. 108. —

18. April 1834.

Die Grundlage des evangelischen Pietismus, oder die Lehren von Adam's Fall, der Erbsünde und dem Opfer Christi. Von Karl Gottlieb Bretschneider.

(Schluß aus Nr. 107.)

Aber auch die Unsterblichkeit, welche Bretschneider als das Wesen und den Zweck der Lehre des Christenthums darstellt, ist so, wie er sie darstellt, um mit Hegel zu sprechen, eine schlechte Unendlichkeit, eine solche, die erst mit dem Tode des Leibes anhebt und also jetzt erst noch erwartet werden muß. Dagegen die heil. Schrift, wiewol sie die Entfaltung des ewigen Lebens, zumal gegenüber den noch Unbekehrten und im Gegensatz mit dem unvollkommenen sittlichen und physischen Zustande der bereits in die christliche Gemeinde Hinzutretenden, in die Zukunft versetzt, sagt gleichwol, wer glaube, der habe in und mit einem Glauben auch das ewige Leben; wer an den Sohn Gottes glaube, der sei bereits vom Tode zum Leben hindurchgedrungen. Es wird hier also das ewige Leben mitten in die Zeit hereingestellt, und ist nicht anders zu nehmen als in dem Sinne der Einigung der Seele mit Gott und ihres Antheils an unsterblichen Kräften, Trieben, Tugenden und Erkenntnissen; eine Vereinigung, welche Christus stifтет, indem er die Seele von der Gewalt der Sünde erlöst und zum Gehorsam und zur Liebe Gottes stiftet. Hätte der Verf. diese moralische Bedeutung des ewigen Lebens wahrgenommen, so wäre er nicht gezwungen worden, den klaren und unumstößlichen Worten der Schrift Zwang anzuthun oder seinen Meinungsmantel umzuwerfen, wie er z. B. die Stelle Joh. V auf eine künſtliche leibliche Auferstehung deutet.

Sehen wir von hier auf den Pietismus, so sind wir recht entfernt in Abrede zu ziehen, daß derselbe, sowie es sich größtentheils im deutschen Vaterlande gestaltet und äußert hat, einen zelotischen Buchstabenkult behauptete, eine finstere Welt- und Lebensansicht verbreitete, einen eifrigen Opfercult in das Herz der christlichen Erlösung hineinzwang, und ebenso verkegnerungsüchtig als hochmüthig sei. Er wohnt in einem Lande und wirkt an einem Orte, wo er ohne Zweifel in größerer Maße als der hochwürdige gotthaische Prediger aus eigener Erfahrung das starrsinnige und trübe Dogma, den blinden und oft feindseligen Eifer, die versteckte und bisweilen tückische Handlungsweise Sol-

cher, welche für Lichten der Sekte gelten, kennen gelernt hat. Aber diese Erfahrungen, und selbst diejenigen, welche für ihn mit persönlicher Kränkung begleitet waren, haben ihm doch bisher einen andern und zwar freundlichem Blick in den Ursprung und innersten Charakter des Pietismus nicht verschließen können, als welchen der Verf. im vorliegenden Buche wie in seiner frühern Schrift mittheilt. Das Wesen des Pietismus, wie es in seinem Urheber sich darheut, ist ebenso gewiß durchaus verschieden von seiner gegenwärtig vorherrschenden Erscheinungsform, wie das Wesen des Rationalismus, als ein Bedürfnis der Vernunft, in Sachen des Glaubens zu denken und klar zu sehen, von dem Unglauben und der Frittelheit unterschieden werden muß, welche sich unter dem Aushängeschilder vernünftigen Nachdenkens von allem Christlichen nicht nur, sondern von religiösen Dingen überhaupt lossagt und die Quelle nicht mindern sittlichen Verderbens ist als das finstere Brüten und das hoffährige Bekennen vieler Pietisten.

Spener, dessen Kreise belamlich zuerst den Namen der pietistischen erhielten, hatte nichts Anderes vor Augen als ein praktisches Christenthum, eine sanftere, reinere und zugleich thatkräftigere Frömmigkeit, und weil er diese nur in der Anschließung an den Erlöser fand, so drang er auf öftere, andächtige und zum bessern Verständnis in der Wahrheit, wie zum größern Wachsthum in der Liebe förderliche gemeinsame erbauliche Lesung der heil. Schrift. Die Ermunterung zum lebendigen und alle Reine christlicher Tugend einschließenden Glauben an den Erlöser fand er damals gewiß mehr in den Schriften der Reformatoren und in den kirchlichen Bekenntnissen als in der trockenen, polemisch-dogmatischen Theologie seiner Zeit vor, und namentlich mußte er dem irrthümlichen Satze dieser Theologie, daß die Heiligung aus der orthodoxen Lehre komme, den richtigern entgegenstellen: daß die reine Erkenntnis des Evangeliums erst eine Frucht der Heiligung sei, d. h., daß Gott und den Erlöser nur Derjenige, der ihn liebe, recht erkennen und verstehen lerne. Das Christenthum war ihm also eine sittliche Thatfache, ein gottgefälliges Leben, und seine religiöse Ansicht ruhte auf der gedoppelten Erfahrung, daß ohne Christum die Sünde mächtig, durch ihn die Sünde überwunden und das Reich Gottes, Wahrheit und ewiges Leben in Allen, die ihn

aufnehmen und sich von ihm regieren lassen zu guten Werken, vorhanden sei. Dies und nichts Anderes ist der reine, ursprüngliche Kern des Pietismus, und dies stimmt denn auch mit dem Wesentlichen des Christenthums klar zusammen. Allerdings hat sich ihm bald, in Hamburg und andern Orten, das Zelotische und in Behauptung einzelner kirchlicher Dogmen wie der Erbsünde und des blutigen Opfers Christi, wahrhaft Terroristische, sowie bei Bingenborn und dessen Anhängern eine weltliche, in sinnlichen Bildern und Spielereien der Phantasie verflückende schwärmerische Andacht und Betrachtungsweise angehängt. Auch waren Spener selbst und seine Freunde, und sind es jetzt noch Viele, wie Hahn, Hengstenberg, die Wupperthaler, Bremer und Wafeler, in einer ängstlichen Abhängigkeit von dem Ansehen der symbolischen Bücher und in einer unfreien Ansicht von dem Verhältnisse der Schrift zu der Wahrheit befangen. Aber im Wesen des Pietismus, in der Hingabe an den Erlöser und in der Aufnahme des von ihm ausfließenden Geistes, der ein Geist der Wahrheit ist wie der Liebe, war auch das Princip der Freiheit mitgegeben, die Lehre der Schrift im Zusammenhange damit, d. h. als einen Ausdruck desselben Geistes, der in den Evangelisten und Aposteln gewaltet hatte, aufzufassen und sich der vorbereitenden Beziehungen des Alten auf das Neue Testament bewußt zu werden. In diesem Sinne ist der echte Pietismus aus der Brüdergemeinde hervorgegangen, und es bedarf nicht, den großen Hingeshiedenen dieses Jahres zu nennen, in welchem nach Abfluß von drei Jahrhunderten Christus einen neuen Reformator gesendet hatte, dessen Wirken wissenschaftlicher und ruhiger, aber um desto sicherer ist, dem Glauben Innigkeit, der Erkenntniß Freiheit, dem Leben Gemeinsamkeit und Liebe zu verleihen.

Fassen wir demgemäß das Wesen des Pietismus auf, so hat derselbe sich vor der Beweisführung Bretschneider's nicht zu fürchten, daß die Offenbarung Gottes in der Geschichte und in der Bibel sich allmählig gestalte und erst in Christo sich vollende; er wird vielmehr auch hier weiter gehen und tiefer dringen, indem er die Entwicklung des ethischen Zustandes vorzugsweise zeigt, und sich hierin an den Apostel Paulus anschließt, der besonders in seinem Sendschreiben an die römischen und galatischen Christen den großen Zusammenhang zwischen Sünde, Gesetz und Erlösung nachweist. Er wird ferner zwar die Wechselbeziehung zwischen der religiösen Erkenntniß und der Weltanschauung jedes Zeitalters, sowie den nachtheiligen Einfluß der Unwissenheit auf die Stillschickheit (S. 150) anerkennen, aber nichtsdestoweniger die Ueberzeugung festhalten und darthun, daß die Sünde in jeder Richtung hin allein der Leute Verderben, und, wie Paulus (Röm. 1, 21) so unübertrefflich gezeigt hat, auch die Mutter des Wahns und das Hinderniß einer freien und frohlichen Ausbildung religiöser und kosmischer Einsicht sei. Was aber den ersten, den ergetischen Abschnitt der Bretschneider'schen Schrift anlangt, so wird sich auch der freieste Pietismus, auf dem wesentlichen Grunde des Christenthums stehend, gegen das Princip und dessen Anwendung

erklären. Denn was will die Vernunft aus dem Christenthum machen? was hat sie für ein Recht an die Bibel? keines, wenn sie nicht selbst eine christliche Vernunft ist und ihre Bildung, ihre Wissenschaft, ihren Maßstab den die Welt erleuchtenden Einflüssen des Christenthums zu verdanken bekennt. Wer mit dem gelehrten Verstande das Buch des Lebens liest und prüft, der wird auch zur Verstandesfäße herausziehen oder seine Verstandestheorie hineinlegen; wer aber aus Bedürfnis des Herzens, in Andacht und Demuth sucht, der wird mit dem Geiste, der in der Schrift weht, zu ihr herankommen, und ihm wird um desto mehr ein tiefes und vollständiges Erkennen der darin enthaltenen Wahrheit werden. Dies heißt: die Anlegung der Schrift aus dieser selbst, d. h. aus ihrem Geiste schöpfen; das ist die rechte analogia fidei, solches Lesen, dessen Totalindruck und auf die Hauptstellen hinweist, von welchen aus das Uebrige seine Deutung und Beziehung findet. Hätte sich der gelehrte Verf. nicht so gar der Nüchternheit beflissen, um den rationalistischen Standpunkt festzuhalten, so hätte er auch der Kunst nicht bedurft, in Anwendung seines außerbiblischen Princips der Bibelerklärung Behauptungen aufzustellen und zu vertheidigen, welche in nichts weiter als in Willkürlichkeiten bestehen, wie z. B. S. 184 die laze Deutung Dessen, was Paulus von der allgemeinen Herrschaft der Sünde schreibt; oder welche gar die Kraft der Erlösung beschränken oder die Liebe Gottes in Zweifel stellen, wie, wenn er als biblisches Dogma hinstellt, die Hülfe Christi beziehe sich bloß auf die vor der Taufe begangenen Sünden, sein Opfer gelte also nicht zur Vergebung jeder mit Busfertigkeit empfundenen spätern Schuld, da doch der Erlöser seinen Jüngern ganz anders zur Pflicht macht, sie sollen sich unter einander siebenzimal siebenmal vergeben, d. h. nicht müde werden in nachsichtsvoller Liebe. Doch solches Einzelne überlassen wir billig wissenschaftlichen Journalen und solchen Schriftten, die sich's zur Aufgabe machen wollen, das Buch umständlicher zu beurtheilen, als es in dieser bereits über die gewöhnlichen Schranken angegebene Anzeige geschehen durfte. Das Voranstehende ist aber gesagt, um bei gemeinschaftlicher Verwerfung des falschen und argen Pietismus den rechten und reinen zu wahren, von welchem wol vorzugsweise das Heil der Kirche zu erwarten steht.

Kaiser Friedrich Barbarossa. Nationaltragödie in fünf Aufzügen von Friedrich Wilhelm Regge. Lüneburg, Herold und Wahlstab. 1833. 8. 16 Gr.

Ein nicht zu verkennendes poetisches Talent, das im deutschen Gebiete an einigen Orten nicht unblühlich aufgetreten ist, sehen wir hier den ersten dramatischen Versuch machen. Ausgezogen von dem Glanze der historischen Personen, denen er seine Aufmerksamkeit widmete, scheint der Verf. die Meinung gehabt zu haben, er könne zur historischen Tragödie gelangen, wenn er das Verhältniß, in welchem Friedrich und sein Hof zu Heinrich dem Löwen steht, nach dessen Hauptbeziehungen und der darin enthaltenen Katastrophe scenisirte und seine Personen in kräftigen Worten redend einführte. Daß er aber auf diesem Wege

nicht zur Handlung gekommen ist, kann man aus folgender Sceneübersicht ersehen.

Erster Act. Die Reichsfürsten und Ritter unterhalten sich über den Zustand der Lombarden und Heinrich den Löwen, dessen Hilfe erwartet wird, und für den nur Otto von Wittelsbach günstig gesinnt ist. Heinrich der Löwe erscheint, der Abmüßige müde und unschlüssig, ob er dem Kaiser gegen die Lombarden helfen soll oder nicht. Der Entschluß neigt sich endlich auf die letzte Seite. Diesen erklärt er auch in der Versammlung an den Kaiser und ändert ihn auch nicht, als der Kaiser süßfällig um seine Hilfe bittet. — Ref. bemerkt nur, daß der Dichter diesen äußersten Schritt des Kaisers nicht auch durch den Drang der Umstände motivirt hat; von der Nähe einer Gefahr für den Kaiser ist kaum die Rede.

Zweiter Act. Der Kaiser mit seinem Hofnarren, der ihm einige Proben der neuen Weisheit (des Heinrich's Religionsphilosophie) vorträgt. In dieser Figur erscheint aber die Nachahmung zu abstract; keine Beziehung seines Witzes auf das gegenwärtige Verhältnis, wenn nicht die einzige, daß auf diesen lustigen Rath der dörftige Rath des Erzbischofs von Mainz folgt, vorsichtig zu handeln gegen die Lombarden. Darauf sehen wir die Bürger von Mailand — sie werden zum beharrlichen Kampfe gegen Friedrich ermahnt — und zuletzt das Schlachtfeld von Signano, wo erst die deutschen Ritter lustig singen, die Bürger sich fürchtensam zurückziehen, der Narr sich gern ohne Anstrengung einen Lorbeer holen möchte, dann aber es heiß gerüht, und der Kaiser mit seinen Deutschen zu fliehen genöthigt ist.

Dritter Act. Der Kaiser mit der Kaiserin im Palaste zu Beneidig; jener klagt, daß Heinrich an dem Unfall Schuld. Darauf entwickelt sich die Kabale gegen diesen, welche besonders durch den Geistlichen, Philipp von Köln, geleitet wird, der von sich selbst doch gar zu nackt und offen monologisiert:

Mich treibt der Neid, mich treibt die Eifersucht,
Denn fremde Größe läßt mich nimmer ruhn,
Und keinen Stolzgen hab' ich neben mir;
Wißt ich in meiner Brust ein händchen Demuth,
Bei meiner Seel', ich wüßte's noch heute aus,
In Andern hab' ich diese Jugend gern! —
Die Dankbarkeit ist eine sichte Jugend,
Man trifft sie einzig fast bei schwachen Köpfen!
Ja, wolk' man freis nach einem „It's wach“ fragen.
Wenn man etwas beginnt und unternimmt,
Man blühe meistens beim Beginn zu sehn.
Ein Jeder hat da seine eigne Weise,
Nach der er aufbau sein Moralsystem
Und lenkt und regelt all sein Thun und Sassen.
So leg' ich nun die Art an einen Baum,
Der zu gewaltsam mir nach oben wächst,
Und setz' mein Alles dran, ihn bald zu fällen!

Nach der ohne weitem Zusammenhang eingelegten Scene zwischen dem lustigen und dem ernsthaften Rath (Chr. von Mainz) wird der Friede abgeschlossen und Papst Alexander (eine würdige Gestalt des Dichters) anerkannt (die Umwandlung Friedrich's in Hinsicht auf den Papst fällt eigentlich hinter die Scene, vergl. S. 74. und wird hier nur erklärt).

Vierter Act. Heinrich auf der Burg zu Braunschweig; er vernimmt, daß er zum vierten und letzten Male auf den Reichstag nach Würzburg geladen sei. Heinrich wehrt sich dahin zu gehen, zieht es vor, seine Feinde anzugreifen, und seine Freunde nähren seinen Muth. Hierauf ist die Reichsversammlung in Würzburg, wo der nicht erscheinende Heinrich des Ungehorsams beschuldigt und über ihn deliberirt wird; des eigenmächtigen Pöbels Ansicht bringt bald durch, und selbst Kaiser Friedrich, der ihn mit alter Neigung zugethan sein will, neigt sich der von Otto von Wittelsbach mit Kraft bekräftigten Meinung des Erzbischofs allzusehn zu. Er spricht Reichsacht und Mann gegen Heinrich aus und bezieht auch auf der Stelle den Erzbischof mit den zurückfallenden Gütern, wiewol er es auch am Schluß dieses Actes nachträglich wieder bedauert.

Fünfter Act. Heinrich, bei seiner Gemahlin auf dem Schlosse zu Braunschweig in hoher Ruhe und Festigkeit. Darauf werden die von Heinrich befehloren Fürsten, der Erzbischof an der Spitze, den Kaiser zur Kriegshilfe gegen Heinrich an, und letzterer erzählt dabei, wie Heinrich gegen seinen Bundesgenossen Abolf gekämpft. Wir sehen nun, obere hören vielmehr Heinrich in seinem Fall; sein Unglück steigt, mit einer fast lächerlichen Eile folgt eine Unglücksnachricht nach der andern. Der Kaiser erscheint schon vor Lüneburg, Heinrich, gekürzt von der Höhe seines Muthes, läßt um Mühe bitten; jener ist geneigt sie zu gewähren, allein ihn hindert sein gegebenes Wort. Heinrich erscheint endlich vor dem Kaiser im Reichssaal und bittet ihn süßfällig um die kaiserliche Gnade. Der Kaiser hebt verhöhnt die Achse auf und verkürzt die Zeit der Verbannung, obgleich der Erzbischof widerspricht.

Die Schlussworte des Stückes lauten:

Herr Gott, du hast mich hart und schwer geprüft,
Ich will nicht murren wider deine Schicksung;
Sei's denn, ich folge, Kaiser, dem Gebot.

Es fragt sich, wo ist hier die Handlung, und von wem geht das Handeln aus. Daß der Verf. diesen Scenen eine Einheit zu geben gesucht hat, ist nicht zu leugnen; aber diese besteht nur darin, daß der Zufall des Kaisers durch den Zufall Heinrich's, der seinen Kaiser vergeblich bitten ließ, gerächt wird. Aber dies ist eine Folge der Gesinnung Heinrich's. Dieser ist also eigentlich Der, von dem das Handeln ausgeht, und von ihm müßte auch das Drama den Namen führen. Barbarossa kann um so weniger der Held oder Mittelpunkt der Handlung heißen, da er bis auf den Schluß von dem (schwachen) Antriebe des Erzbischofs bestimmt wird. Heinrich aber würde noch mehr der Held des Dramas sein, wenn gleich vom Anfange herin das Motiv, aus welchem er dem Kaiser die Hilfe versagt, so rein zu Tage käme, wie es etwa in dem spätern Monologe S. 121 ausgesprochen ist. Der Dichter glaubte seinem Producte durch leichte Skizzirung weit eher dramatisches Leben zu geben als durch jene langzeitige und langweilige Lyrik, welche viele neuere Tragödien zu todgeborenen macht; und in der That ist ein Talent zu kräftiger Skizzirung an einigen Stellen dieses Versuches unverkennbar; allein er hat dabei übersehen, daß unter solcher Skizzirung das Wesentliche, die Motivirung der Handlung nicht leiden darf, und daß der Antriebe, der ihr durch den Hauptcharakter gegeben ist, durch alle Kreise, welche sie in sich aufnimmt, hindurchwirken muß, wie die Bewegung des Wassers durch den geschleuderten Stein. Auf diese innere Einheit hat Dr. K. hinzustreben, wenn er etwas noch Gelungeneres in diesem Gebiete hervorbringen will.

Nachdem wir dieses bemerkt, dürfen wir auch auf das Eobenswürdige dieses Versuches aufmerksam machen. Dies besteht vornehmlich in den einfachen, kräftig tönenden Reden der dramatischen Personen, die von dem herkömmlichen Schmuck und der Hochtraberei oder der subtilen Empfindsamkeit, womit so viele Versuche dieser Art herdortreten, dennoch völlig frei sind. Auch sind die Töne meistens wohlklingend und frei. Wir geben als Probe die Scene, welche wir für die schönste des Stückes halten, zwischen Heinrich dem Löwen und seiner Gemahlin (fünfter Act, erste Scene), welche an eine Scene aus „Wallenstein“ erinnert.

M a t h i l d e .

Sie haben, Heinrich, Sachsen dir und Walern
Genommen, dich geschiet und geant,
Und ungeschättert geht du deinen Weg!

H e i n r i c h .

Der Bannschuch, gutes Weib, das sind nur Worte,
Erkunden sie jagende, welche Seelen.
Die man mit solchen Dingen sprechen mag.
So lang mein Haupt hart bleibt, den Helm zu tragen,
Und noch die Rechte führen mag das Schwert,
Wiß ich das Rad den Fürsten weidlich helgen!

M a t h i l d e.

Wach das Bild, das an dem Altar steht —

G e n r i c h.

Dienst seinem alten Herrn gewißlich treuer
Als diesen neuen, aufgedrungenen.

M a t h i l d e.

Du hast für jede Sorg' ein Bannungsmittel
Und suchst das Herz mit wieder leicht zu machen;
Gott wird ja mit dir sein, wie du's verdienst,
Denn mehr als alle Fürsten unsrer Zeit
Hast du gelitten für Christi heilige Lehre;
Die Helden hast du selbst geführt zur Tote,
Und in das Buch des Lebens eingeschrieben;
Erbauret hast du Tempel ohne Zahl
Und mit dem Deinen reich sie ausgestattet:
Drum hoff' ich, wird der Himmel mit dir sein.

G e n r i c h.

Ja, Kostbarlich ist er mit mir gewesen,
Dein Sieg und reiche Beute bring' ich dir,
Aus Sachsen, von der Elb' und aus Westfalen.

M a t h i l d e.

Und bleibst du nun bei mir in Braunschweig's Mauern,
Die Früchte deines Sieges zu genießen?

G e n r i c h.

Bist das der Morgen sagt, Mathilde, länger nicht,
O daß ich zehnfach mich zertheilen könnte,
Um aller Orten stets zugleich zu sein,
Dann wär' ich rasch mit freier Hand gewinnen.
So — oder so —, gewiß es währt nicht lange,
Sich werd' ich ungehörter mit dir leben!

M a t h i l d e.

Du hoffst Ausöhnung mit dem Hohenstaufen?

G e n r i c h.

Das ist vorbei, ich denk' nicht mehr daran,
Er hat den Weg dazu längst abgeschritten,
Und selber Schicksal hängt nun ab vom Schwerte.

M a t h i l d e.

Woh mit, wenn mein's Knechtung sich erfüllt!

G e n r i c h.

Kein Magerlein, Mathilde, fest und wüthig
Hr' ich der Zukunft dich entgegenstehn.
Wirst nicht auch der Fülle der ich war,
Als ich den Stanken sah zu meinen Füßen?
Und hätte mich der stille Spruch entsannt,
Den Jener über mich hat ausgesprochen?
Ich bin ein Sohn des Nord's, da ist mein Eth!
Und wenn sie mir den Süden auch entreihen,
So bau' ich meinen Thron im Norden fester.

M a t h i l d e.

In deiner Brust geht Alles leicht vorüber,
Es hat die Zeit, Heinrich, dich hart geschmeidet;
Dich ehrt kein Muth; wie es auch kommen mag,
Ich steh' mich hart, Schwere's zu ertragen!

A u s I t a l i e n.

Kirchengesang, wie er in Deutschland gehdrt wird, ist in Italien bekanntlich nicht gewöhnlich. Nur beim Singen der Litaneien in der Fasten- und im Advente hört man zuweilen die schönen Stimmen aus der Genue. Die Geistlichkeit selbst vernachlässigt dafür meist auf unweckliche Weise den Gesang, der doch einen so werthvollen Theil des Kirchenrituals ausmacht, und selbst große kunstfleißige Städte lassen sich diese Entanfertigung eines der bedeutendsten Mittel, die Wirklichkeit zu heben, wie viel geklagt wird, zu Schulden kommen. Ueberzieh-

lich scheint es, daß dieser Vorwurf auch Mailand trifft, wo nach den heiligen Ambrosius die Pflege des Gesanges in der abend-ländischen Kirche zuerst Ansehen und heilige Würde erlangte. Doch einem Uebel ist oftmals abgeholfen, wenn man nur es erkannt hat. Jetzt fängt man an, nicht allein diesen Zustand zu beklagen, sondern auch, wenn möglich, Abhilfe zu treffen. Ein wohlunterrichteter Freund des alten Kirchengesanges, Gian-Lotomanna hat daher in einem ziemlichem Quartbande (Teoria e pratica del canto fermo proceduto da conati storici con progetti di miglioramento, Mailand 1832) eine gute Methode für Gesangsschulen ausgearbeitet und besonders auf alles Das aufmerksam gemacht, was einem würdigen Kirchengesange bis jetzt in Mailand im Wege stand. Fast gleichzeitig hat ein Gesangsfreund zu Parma diesem Zweige der Ksturgil aufzuehnen gesucht, und die „Principj di canto fermo opia Gregoriana, scritti pel chierici d'onore del S. A. I. O. Costantiniano“ (Parma 1833) des Kapellans bei der Kirche des heil. Georg zu Parma, Garfagnino, scheinen ihrem Zwecke vollständig zu entsprechen.

Wer die Hoffnungen des italienischen Parass's oder des Petikons giovane Italia kennen lernen will, den kann man auf ein Taschenbuch verweisen, das in Mailand bei Paolo Ripamonti Garpano für das Jahr 1834 unter dem Titel: „Strenna italiana“ herausgekommen ist, denn dort findet er den Nachwuchs der poetischen Celebritäten auf einem Plage beisammen, wie die lieben Engel in Heine's Reisebildern um den Dichter, dem träumte, daß er der liebe Gott sei. Um unsere deutschen Leser mit den Namen bekanntzumachen, die einst von ihm auswendig gemußt zu werden Anspruch machen, folge hier ihre vollständige Liste: Giuseppe Borghi, Emmanuele Duzjorzi, Cesare Betteloni, Bionasso Montanari, Oprandino Kyriodoni, Domenico Rissirali, Giulio Genoino, Napolesne Giuseppe della Riva, Pier Alessandro Paravia, Angelo Maria Ricci, Filippo Pananti, Sigismondo Riconti, Cesare Dalbono, Bartolomeo Lorenzi. Doch wie wäre jetzt ein Bardenhain oder ein ästhetisches Theater ohne Damen denkbar? Auch die Italiener sehen welche im Gefolge ihrer Musagetten, und zufällig sind ihre Namen, wie billig, und bekannter vorgekommen als die Mehrzahl der genannten Poeten: Frau Enrichetta Orfei, geb. Dianigi, beginnt den Reigen, und Gevige de' Mattioli de' Scolari, Maria Giuseppa Busacci, Teresa Albarali Scudoni, Carolina Franceschi Ferrucci schließen sich nicht unwesentlich an. In Deutschland würde ein gleichzeitiger Dichtertreis wenigstens zwei oder drei Pseudonymen zählen. Aber seit die Italiener selbst im Carneval satirer Masken tragen, scheint man auch die literarischen nicht mehr zu lieben, die durch die Akademienamen der Akadrier u. s. w. ohnehin etwas in Verruf gekommen sind. Bloß drei durch Buchstaben bezeichnete bringt die „Strenna Italiana“; wenig genug für mehr als eine Hand voll höherer Meister. Mit Bekreunden werden abermalige Preise Kops, Babbri, Egricci u. s. w. vermissen, die sich sonst auch nicht zu dem Alter zu zählen gewohnt sind.

N o t i z e n.

Die Regierungen — sagte neulich Jemand in Frankreich — sind so unglücklich, nicht zu wissen, wie groß die Anzahl redlicher und grabfünftiger Leute ist, und wie viel Einfluß diese auf weniger gesunde Köpfe auszuüben wissen.

Es gibt Umstände — sagte neulich Bignon —, wo man den Regierungen, um ihnen zu dienen, zu misfallen wissen muß; aber auch Umstände, wo man dieselbe Pflicht gegen die Böher erfüllen muß, und diese Pflicht ist nicht minder heilig als jene.

Literarische Unterhaltung.

Sonnabend,

— Nr. 109. —

19. April 1834.

Der Salon von Heinrich Heine. Erster Band. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1834. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

„Ich rathe Euch, Sevatter, laßt mich auf Euer Schild keinen goldnen Engel, sondern einen rothen Löwen malen; ich bin mal dran gewöhnt, und Ihr werdet sehen, wenn ich Euch auch einen goldnen Engel male, so wird er doch wie ein rother Löwe aussehen.“ Mit diesem Rath des Schildmalers, gleichsam als Apolozie, eröffnet der Verf. Vorrede und Buch. Das letztere ist nun zwar freilich, obgleich sich die Klauen nicht immer ganz verbergen lassen, diesmal kein rother Löwe geworden, aber auch eben kein goldner Engel, und der Maler hatte wol Recht, dem Verf. von diesem Emblem abzurathen. Eine graue Wolke wäre jedenfalls ein passenderes Schildzeichen gewesen, da das Wächlein in dunstähnlicher Farbe, nach Gestaltum ringend und in keiner sich begrenzend, vorüber-schwebt, ohne einen bestimmten Eindruck zu hinterlassen. Den Anfang macht eine Beschreibung des pariser Gemäldefalons von 1831, die allerdings in Heine'scher Weise gar manches Plakate und Geistreiche enthält, auch von artigen Einfällen und hellen Gedankenblitzen hier und dort durchschimmert wird. Den Werth der Kunstkritik lassen wir dahingestellt, da wir zu ihrer Würdigung die Gemälde gesehen haben müßten, und beschränken uns darauf, die allgemeinen Folgerungen, die er aus den ausgestellten Kunstproducten herzuleiten sucht, zu beleuchten. Herr Heine setzt die neuern Werke der französischen Malerei auf eine sehr hohe Stufe, ja er dehnt dies auch auf die übrigen Künste, besonders auf die Poesie aus, und, wie er denn Alles mit der Politik in Verbindung bringt und unmittelbar aus ihr abzuleiten sucht, verkündigt er, daß Frankreich aus der Herzendiefe seines neuen Lebens auch eine neue Kunst hervorathen werde. Unleugbar bedarf die wärende Kunst einer kräftigen Regeneration, und wir wollen sie freudig willkommen heißen, sie möge nun aus Frankreich kommen, oder woher sie wolle. Jedenfalls aber scheint Herr Heine nicht vollkommen zu solchem Anspruch berechtigt, da ihm die neuesten Leistungen der deutschen Kunst noch unbekannt sind, die durch Gediegenheit und ruhige Kraft sowol als durch eine durchaus selbständige und geistig ursprüngliche Auffassungs- und Darstellungsweise das Emporblühen eines neuen eigenthümlichen Kunst-

lebens verkünden. Was die Poesie betrifft, so ist für den Augenblick noch nirgends auch nur die leiseste Spur von dem Anfange eines erneuten Lebens derselben zu entdecken. Was Frankreich in dieser Richtung leistet, deutet eher auf ein Absterben, auf ein absichtliches Vernichten als auf eine Wiebergeburt. Wenn in der französischen Tagespoesie ein Leben sichtbar wird, so ist es jenes grauenvolle Leben, jenes wählende Gewimmel der Wärmer, die an einem Leichnam nagen. Das Wegwerfen einer veralteten Aesthetik ist nur ein negativer Vorschritt, und die regellosen Sprünge des entfesselten Fußes sind noch weit entfernt von der Schönheit des wahren Tanzes. Man braucht nur die Worte zu lesen, mit welchen Victor Hugo, dieser gefeierte Führer des neufranzösischen Dichterschors, seine „Lucretia Borgia“ einleitet, um sogleich inne zu werden, daß aus solchen poetischen Grundfäßen eine neue Kunstwelt sich nicht erbauen läßt. In einem Nachtrage, dem pariser Salon von 1833 betreffend, versichert Herr Heine zwar nochmals, daß in Frankreich die Malerei, der socialen Bewegung folgend, sich mit dem Volke selber verjüngt habe, gesteht indessen doch bald darauf, daß in diesem Salon unter vierthausend ausgestellten Gemälden auch nicht ein einziges Meisterstück zu finden gewesen sei, und vermuthet, daß der im politischen Leben der Franzosen sich äussere, auf den übertollen Freiheitseausch folgende Nationalkagenjammer, auch auf die Kunst nicht ohne Einfluß geblieben sei. Wäre dies der Fall, so können wir daraus auf die so sehr gepriesene Kunstverjüngung von 1831 keinen günstigen Schluß ziehen, denn die Begeisterung der echten Kunst ist nicht so flüchtig. Natur. Aufbrausende Eöhörung ist nicht gesundes Leben, vielmehr die Vorgängerin gänzlichen Absterbens. Durch eine seiner gewöhnlichen willkürlichen Gedankenstränge kommt der Verf. von der Malerei auf die Baukunst und von dieser, indem er von der Bauleist Ludwig Philipp's redet, mit einem keineswegs ungewungenen Sprunge auf das Project der forts détachés und sieht so unvorsätzlich wieder mitten ins Gebiet der Politik. Hier spricht er sich denn weitläufig über diesen Monarchen aus, den er als die mächtigste und vielleicht letzte Stütze des Königthums in Europa betrachtet. Durch die Sendung Napoleon's und Ludwig Philipp's, dieser zwei Mirakel, sagt Herr H., habe Gott dem Königthum zweimal seine Rettung ange-

boten. Er erklärt es hierauf für seine heiligste Ueberzeugung, daß das Republikenthum unpassend, unerpriechlich und unerquicklich wäre für die Völker Europas und gar unamgänglich für die Deutschen. In diesem Sinne sich auszusprechen habe er für notwendig gehalten, als in blinder Nachahmung der Franzosen die deutschen Demagogen eine deutsche Republik predigten und nicht bloß die Könige, sondern auch das Königthum selbst, die letzte Garantie unserer Gesellschaft, mit wahnsinniger Wuth zu löstern und zu schmähen suchten. Durch diese Erklärung, die wir mit Vergnügen zu den Acten nehmen, hat sich denn Herr H. von der Gemeinschaft mit jenem frechen, wüthenden, blutigen, gemein und niedrig gesinnten Radicalismus, dem Börne und die Gesellschaft von Hambach frohnt, feierlich losgesagt, wozu man ihm nur Glück wünschen kann. Die Nothwendigkeit einer socialen Regeneration ist eine so allgemein verbreitete, so deutlich sich ankündigende Empfindung, daß nur die äußerste Stumpfheit, der hartnäckigste Egoismus sich dagegen verschließen kann. Diese Regeneration kann und wird aber wie alle tiefeingreifende Umformungen menschlicher Zustände nur durch eine allmähige, die Gemüther mit der langsamen, aber unwiderstehlichen Gewalt einer Naturkraft vorwärts drängende Bewegung erreicht werden. Sie wird sich von selbst ausbilden im Sinn und Leben der einzelnen Individuen, bis die Totalität davon ergriffen ist; ja, diese Ausbildung hat schon begonnen und greift, nur dem feineren Sinn bemerklich, langsam weiter. Die Formen des Staatslebens sind hierbei nur secundär; sie werden sich ihr bequemem und anschließen, oder zerpringen, wenn sie ihr widerstreben wollen. Blutige Umwälzungen, heftige Völkerstürme, feindselige Kämpfe der Stände und Parteien können sie nicht fördern, ja diese würden, wo sie durch unsinnige Brauselschöpfe und eigennützige Demagogen herbeigeführt würden, dem zu hoffenden Heil einer schönen Zukunft nur störend, nur hemmend auf lange Zeit hinaus entgegenreten. Das Königthum ist die Garantie der Ruhe, die zu einer so schwierigen und zarten Entwicklung durchaus erforderlich ist. Dies hat der Verf. sehr richtig gesehen, und es ist erfreulich, wenn er sein schönes Talent in dieser Richtung wirken läßt. Doppelt schade ist es daher, daß er den Krieg, den er so mächtig führen kann, nicht immer mit ehelichen und reinen Waffen führt. Die Wahrheit ist überall die beste Waffe, und zwar nicht bloß im Großen und Ganzen, sondern auch bis in die kleinsten Verhältnisse hinein. Wo Persönlichkeit, Ungerechtigkeit und Unwahrheit auch nur im Einzelnen durchschimmert, hört sogleich das Vertrauen auf, dessen der Schriftsteller zu seiner Wirksamkeit vor allen Dingen bedarf, und es ist der gefährlichste Irrthum, wenn man der guten Sache durch ungerechte Behandlung ihrer Gegner zu nützen gedenkt. Gegen diesen Grundsatz hat Herr H. in dieser wie in früheren Schriften oft gefehlt, und wenn ihm bei vielfachen Angriffen auf Personen und Verhältnisse zwar der Wig, doch weder Wahrheit noch Recht zur Seite standen, so hat ihm dies vielleicht den flüchtigen Beifall der Menge, doch keineswegs

den der Bessern erworben, und das Gute, das er verschaffen will, gewiß um nichts gefördert.

Diese mit Politik durchwebten Kunstansichten und Berichte bilden etwa den dritten und bessern Theil des Buchs. Der Rest desselben, den wir weiter unten näher charakterisiren, enthält wenig Gutes, ja nicht einmal Interessantes. Um also den Leser der Mühe, es durchzulesen, ganz zu überheben, ziehen wir in Folgendem einige der charakteristischsten Stellen, die in diesem ersten Abschnitt enthalten sind, aus.

Von Schaffer's Bretchen:

Sie ist zwar Wolfgang Göthe's Bretchen, aber sie hat den ganzen Friedrich Schiller gelesen, und sie ist viel mehr sentimental als naive und viel mehr schwer idealisch als leicht geistig. — Babelich, Schaffer's Bretchen kann nicht beschrieben werden. Sie hat mehr Gemüth als Gesicht; sie ist eine gemalte Serie. Wenn ich bei ihr vorübergehe, sage ich immer unwillkürlich: Liebes Kind!

Von einem Porträt desselben Malers:

Wenn ich vor dem Bilde des falschen Mannes stand, den Schaffer so treu gemalt, dem er mit seinen Schilleringsfarben sogar die vierzehn falschen Eide ins Gesicht hinein gemalt, dann durchfröstelte mich der Gedanke: wem gilt wohl seine nächste Richtung in London?

Robespierre auf Horace Vernet's Bilde:

Robespierre selbst ist ebenfalls auf dem Bilde zu sehen, auffallend durch seine sorgfältige Toilette und sein geschmeigetes Wesen. In der That, sein Aeußeres war immer schmal und biant wie das Weib einer Guillotine; aber auch sein Inneres, sein Herz, war uneigennützig, unbestechbar und consequent wie das Weib einer Guillotine. Diese unerbittliche Strenge war jedoch nicht Gefühlosigkeit, sondern Tugend, gleich der Tugend des Junius Brutus, die unser Herz verdammt, und die unsere Vernunft mit Entsetzen bewundert. Robespierre hatte sogar eine besondere Vorliebe für Desmoulins, seinen Schattensoldaten, den er hinarichten ließ, als dieser fanfaron de la liberté eine unzeitige Rädigung predigte und staatsgefährliche Schmähen bespöthete. Während Camille's Blut auf der Grève floß, floßen vielleicht in einsamer Kammer die Thränen des Maximilian. Dies soll keine banale Redensart sein. Unlängst sagte mir ein Freund, daß ihm Bourdon de l'Orse erzählt habe: er sei einst in das Arbeitszimmer des comité du salut public gekommen, als dort Robespierre ganz allein, in sich selbst versunken, über seinen Acten saß und bitterlich weinte.

Ueber ein Bild von Schneg:

Schneg malt gut, ist aber kein guter Maler. Das Bild ist mehr redigirt als gemalt. Schneg bedarf zu vieler Striche, um etwas zu sagen, und was er alsdann sagt, ist zum Theil überflüssig.

Robert hat die Gestalten, die ihm die Natur geliefert, nicht bloß abgeschrieben, sondern in dem Fegfeuer seines Gemüths zuvor gereinigt, ehe sein Pinsel sie wiedergebar.

Gemälde von Delaroche:

Von der rechten Seite sitzen drei Schwaabers und eine Dame, die Karten spielen, wahrscheinlich Landtsknecht, ein sehr gutes Spiel, das ich selbst in Göttingen gespielt, und worin ich einmal sechs Thaler gewonnen. (Zuverspiegel.)

In die Beschreibung des Bildes von Delaroche, welches Oliver Cromwell am Sarge Karl I. darstellt, knüpft Herr H. einige geistreiche Betrachtungen über diese beiden Personen, sowie über Ludwig XVI. und Napoleon, die wir aus Mangel an Raum übergehen.

Die Todten — sagt er bei dieser Gelegenheit — haben überhaupt einen Ausbruch im Gesicht, wodurch der Lebenden man neben ihnen erblickt, wie ein Geringerer erscheint, denn

ibertreffen ihn immer an vornehmer Unabhängigkeit, vor-
ter Leidenschaftslosigkeit und vornehmer Kälte. Das fähien
die Menschen, und aus Respekt vor dem höhern Lebtyp-
e tritt die Sache ins Gewehr und präsentirt, wenn eine
e vorübergetragen wird, und sei es auch die Leiche des
ten Hitzschneiders.

(Der Beschluß folgt.)

F a u s t i m H i m m e l .

In allen deutschen Bearbeitungen des Faust während des
17. und 18. Jahrhunderts, in so weit sie mir bekannt
sind, wird der Held am Ende aus ewig verdammte, und
es ist vermutlich der Erste, der ihn für den Himmel vordrängte,
mochte 1808, als die letzte vollständige Ausgabe des ersten
Theils erschien, allerdings hier und da überraschen, da der
Held im Himmel" auf jene Intention hindeutete; jetzt aber,
in der zweiten Theil des Werks — dessen Möglichkeit sogar von
den Kritikern bezweifelt ward — wirklich erschienen ist, mag
Niemand über die Ausführung verwundern, indem es doch
in dem Falle die Absicht des Dichters sein konnte, den Herrn
Faust mit Mephistopheles verlieren zu lassen. Die etwa
aufgeworfene Frage: wodurch Faust seine Losprechung ver-
dient habe? ließe sich freilich schnell beseitigen durch die bloße
Erklärung, daß der Himmel sich überhaupt nie Erbittern lasse,
weil Alle nur „aus Gnaden“ selig werden; allein diese im
meinen gütliche Antwort würde hier doch nicht genügen,
wir müssen die Sache wol etwas näher betrachten.

Faust's erste Stimmung: die Ungenügsamkeit im Wissen,
und des Anschauens entbehrt — ist eigentlich keine Sünde,
der höhere Geist wird und kann ihr nie entgegen, und
daß er Hilfe beim Teufel sucht, mag ihm angerechnet wer-
den. In diesem ungeheuren Verhältnis aber zeigt sich seine
Kraft, denn Mephistopheles erscheint bei aller wichtigen
legenheit doch immer nur wie sein Diener. Ein solches
Verhältnis müßte diesem hochmüthigen Geiste bald sehr lästig
sein, wenn ihn nicht die Hoffnung aufrecht hielte, den Faust
und nach zu seines Gleichen und späterhin zu seinem Knechte
zu machen. Es gelingt ihm, den Helden zu Einzelstünden hin-
zuführen; aber damit ist seine Sache noch keineswegs gewonnen,
jene können vergehen werden, ja, sie müssen es nach dem
unserer Religion, die auf der Liebe ruht und dem Sün-
den ab „Nie vergehen“ jurust. — Die allein nicht zu ver-
derben Sünde „gegen den heiligen Geist“ begeht Faust nie, ob-
er in Feter Gefahr ist, weil er in Gesellschaft mit dem
Teufel durch jene Sünde allein zu dem geworden ist, was
Mephistopheles. — Diese Sünde besteht nämlich, in
in die wir sie zu beurtheilen wagen dürfen, in dem vollenden-
den eben deshalb unendlich wichtigen Unglauben an die Idee
Wissens und Glaubens, der Wahrheit und Sittlichkeit, der
und Schönheit überhaupt. Alles, was sich dem Faust in seinem
irdenen Leben als Repräsentant jener göttlichen Ideen bie-
tet ihm ungenügend, ja verhaßt, und da er ohnedem in
sich die größten moralischen Mängel fühlt; so darf Me-
pistopheles immer von neuem auf seinen gänzlichen Fall (d. h.
aufgeben der Idee selbst) hoffen. Er irrt aber, weil er
tliche Idee überhaupt und die Kraft des von ihr erfüll-
ten — wenn auch sonst noch so mangelhaften sündigen —
Helden nicht kennt. Der Herr jedoch (siehe den „Prolog im
Himmel“) hat mit vollkommener Deutlichkeit und Milde Faust's
erfaßt; und daher ist er ihm so theuer, daß er ihn ge-
nossen als Gegenstand einer Wette (wie in dem großarti-
gen) annimmt. Mephistopheles ist rasch bei der Hand;
ertrage ein solcher Mensch wie Faust, der sich „seiner Toll-
that bewußt ist, und von dem Himmel die schönsten Sterne
in der Erde die höchste Lust fordert“, hat für ihn das
Interesse, und es ist der Nähe werth, ihn zu jenem
Hellen Unglauben zu verleiten. Darauf antwortet der Herr
) sanftvoll als milde:

Wenn er mir jetzt auch nur davor blickt.
So werd' ich ihn bald in die Klarheit führen;
Weiß doch der Gärtner, wenn das Sämling grünt,
Daß Blüth' und Frucht die künftigen Jahre ziern.

Diese Worte und die späteren:

Wah' gut, es sei dir überlassen.
Sieh diesen Geist von seinem Urquell ab,
Und führ' ihn, kannst du ihn erfassen,
Auf deinem Wege mit herab,
Und seh' beschämt, wenn du bekennen mußt:
Ein guter Mensch, in seinem dunkeln Drange
Ist sich des rechten Weges wohl bewußt. —

geben nicht bloß über das ganze Stück Ausschluß sondern sie
sind gewissermaßen das Auge desselben, das Auge, das wir zu
dem unfrigen machen müssen, wenn wir das Drama ver-
stehen wollen.

Noch einmal: Faust ist nicht verloren, weil er die Idee
der Jugend überhaupt nicht verliert und derselben als schlecht-
hin nothwendig und weiterhaltend auf kein Haar breit vergibt,
obwol sie ihm, wie gesagt, in keinem einzigen Repräsentanten
erscheint. Er, als eine fast überreiche Natur, hat deshalb auch
den größten Kampf zu kämpfen: mit sich selbst und mit dem
Teufel, der ja, um zu wirken, in jedem Augenblicke des höch-
sten Biges bedarf; denn der Big, in so weit wir ihn in sei-
ner Isolirtheit mephistophellisch nennen dürfen, ist unter allen
Feinden der höhern Idee für den Menschen, der sich derselben
noch nicht vollkommen sicher bemächtigte, der gefährlichste Feind.
Die Idee, als solche, hat indessen durchaus gar keinen Feind
zu fürchten, und darum soll es auch der Mensch nicht, der sie
ergriffen hat; nur sei er vorsichtig und lasse sich nicht in einen
ungleichen Kampf ein, so lange er noch in philosophischer und
ethischer Unmündigkeit steht. Da jedoch der Mensch hienieden
wol nie ganz mündig wird, so erinnere er sich des ehrlich ein-
sichtigen altdeutschen Sprichworts, daß man den Teufel nicht
soll an die Wand malen, da er wol auch ungerufen kommt.
Der altdeutsche Faust citirt ihn und geht unter; der Östliche
citirt ihn und wird begnabigt, doch nur das Bewahren der
Idee macht ihn dieser Gnade fähig. Ohne diese That — denn
so dürfen wir die Rettung der Idee nennen — könnte ihm auch
die Gnade nicht werden; denn wer die Idee aufgibt, gibt sich
selbst auf und vernichtet sich. Dem Nichts kann kein Etwas
hinzugefügt werden, es bleibt immer nichts; der Big vermag
jedoch jenem Nichts ein Scheinleben mitzutheilen, wie etwa —
ich suche nach einem bekannten Beispiele und finde es leicht,
obwol in einer sehr untergeordneten, unsäuflichen Sphäre —
dem von Diderot gezeichneten „Raffen des Rameau“, der nur
in der cynisch wüthigen Bekämpfung aller höhern Gedanken fort-
dauert, aber ohne diesen Big gar bald aufhören würde, ge-
lig — und vermutlich auch physisch — zu erklären.

Aber das arme Gretchen? warum muß sie solches Leiden
treffen? Aufrichtig gestanden: ich finde sie weder arm noch un-
glücklich, denn ihre Liebe hat Erlas für alle ihre Leiden; und
für ihre Sünde ist die Buße im tiefsten Sinne schon jetzt der
Gnade nahe, die uns dann endlich auch mit der Hölle der rein-
sten Morgensohle anstrahlt. Eine große Frage ließe sich aber
noch aufwerfen: Ist sie selbst in der schönen Zeit des blühend-
sten Verhältnisses zu Faust glücklich? Erbt sie nicht die un-

*) Milton's und Klopstock's Teufel wandeln bekanntlich nur auf feiers-
lichen, pathetischen und erhabenen Bahnen, sind aber deshalb bei
weitem weniger gefährlich, denn mit dem bloßen Genes in Kofe
(welchen Autor sie selbst nur zu sehr rubirt zu haben scheinen)
ließe sich ihnen schon ziemlich begegnen. Der Östliche Mephisto-
pheles dagegen hat vollkommen Recht, wenn er der dithyrambisch
tanzenden und bewillkommend lauschenden Orse, die ihn „Junter
Götter“ nennt, mit Uebermacht erwidert: „Den Namen, Welt-
verbit' ich mir“. — Uebrigens versteht es sich wol von selbst,
daß der vortreffliche Milton für sein episches Gedicht ganz andere
Besetze zu beobachten hatte als Ötthe in seinem Drama.

heimliche Nähe des Herkules, der den Geliebten umkringt hält? und fürchtet sie nicht in allem Ernste ihres eben einfältigen Gemüthes für das Geschehen des Geliebten? — So ist es allerdings; aber ihr Blick wird dadurch nicht verunreinigt, ja es ist jene Sorge die reinste Würze des Verhältnisses. Die liebende Jungfrau soll sorgen und fürchten für den Geliebten, ja sogar ein wenig zittern vor dem Geliebten, aber freilich nur zittern in unendlicher Liebe; dadurch wird erst der wahre Adel in die Verbindung kommen. Nur die rein idyllischen sowie die ehrbar-prosaïschen Liebesleute (die als solche sehr ehrenwerth sind) machen hier eine Ausnahme; indessen läßt sich doch als Grundlag anstellen, daß Gefahr die beste Pfliegerin der Liebe sei, und daß jedes Mädchen höherer Natur aufhören werde und aufhören müsse, den Jüngling zu lieben, sobald er aufhört ihr ein heiliges Geheimniß zu sein. Auch die reinste und höchste Vertraulichkeit wird den innersten Kern dieses Geheimnisses nicht antasten. — Das Einmal-Eins, welches wir auswendig lernen, betrachten wir mit Recht als nothwendig und deshalb schätzbar, aber wir lieben es eben nicht sonderlich; und ein Mädchen sollte einen Jüngling lieben, den sie auswendig weiß? Was weiß Julie von ihrem Romeo? Sie hat sein schönes jugendliches Antlitz gesehen und seine melobische Stimme gehört; das ist Alles, aber zauderlich getroffen, ahnt sie den ganzen Reichthum seines Gemüths, und in diesem zarten Geheimnisse wohnt ihre Liebe und gewinnt Kraft durch dasselbe.

Immerhin wollen wir den spätern Griechen und dem mehr als römisch gewandten und zierlichen Propertius die Venerea intam (die geschert-bequeme Venus) vergleichen; aber auch nur vergleichen und nie beneiden. Und Moderne soll und muß die Sitten mit diesem Beiwort anwandern, und wir werden eher mit dem deutschen Dichter sympathisiren:

Der hat nie das Bild gekostet,

Der's nicht an des Adlersfußes

Schauberkeln Raube dricht —

obwol ich freilich keinesweges geneigt bin, die Sache auf diese gräßliche Spitze zu stellen.

Den Moment der entsetzlichen Sünde des Kindermords hat die alte Sage nun einmal fest hingestellt, und selbst Göthe konnte hier nicht ändern; aber er mindert ihn durch die Nacht des Wahnsinns, in die er jenes Verbrechen fallen läßt. Der Buchstabe des Gesetzes nimmt freilich auch Verbrechen nicht ohne Barbarei in Anspruch; aber diese Barbarei erschreckt uns nur, in so weit sie soll. Der Dichter hat sein Verbrechen so ganz in ein poetisches Zauberlicht getaucht, daß wir durchaus zu keiner gemöhnlichen Abstraktion gelangen. — Was ist es überhaupt für ein geringes Ding mit der höchsten irdischen Strafe! Hier ist sie nichts als ein Blickstrahl, der das betrachtende Gewitter und den ihm sogleich folgenden Regenbogen andeuter. Für Verbrechen ist die Gnade schon am Schluß des ersten Theils gesichert, weil ihr die irdische Strafe nicht erlassen wird, während wir für Faust fürchten können, weil er noch in der Willkür des Lebens wagt und untergehen kann. Nir ist dabei die sinnvolle und einfach grobkartige Erzählung von der Ehebrecherin im Evangelium wieder recht nahe getreten. Sie ist in der Sünde selbst ergrieffen und soll nun nach dem alten Gesetz gekümmert werden; aber ehe man zu dieser Strafe schreitet, will man erst den hohen Reiter versuchen und zwar durch die Frage, was mit ihr geschehen solle. Doch Er, weil hinaus über all dergleichen Versuchung, entscheidet über die Sänderin gar leicht durch ein einziges Wort und die auf Strafe Dringenden müssen, an die eigene Unwärtigkeit erinnert, schamvoll entfliehen. Irdisch ist jene Sänderin gewissermaßen schon bestraft durch die bloße Frage nach der irdischen Strafe sowie durch das Wort des Gesetzes, und so kann sie mit dem ewig trübenden Worte: „Ewige binfort nicht mehr, so sind die deine Sünden vergeben“, entlassen werden. Wo bleibt aber der Ehebrecher? Von seiner Strafe ist nicht die Rede und von ihm selbst auch nicht. Er geht ungerügt hinweg und flattert wie ein bös-

ser Raubvogel frei durch die freien Lüfte. Es ist, als sei er nicht einmal der irdischen Strafe werth; aber um so mehr dürfen wir für ihn fürchten, wenn wir ihn überhaupt der Etre werth halten, an ihn zu denken. — Nicht also Faust. Ihm wird am Schluß des ersten Theils doch die sogenannte Strafe erlassen, damit er durch sein Leben selber lehre, das heißt: immer klarer werde, sobald ihm endlich die höhere Gnade zu Theil werden kann.

Es ist möglich, daß manchem Leser diese Erklärung gar zu ernsthaft erscheine; mich dünkt aber, sie könne nicht entbehrt werden, denn wie helter und beruhigt auch diese Tragödie sein möge, so ist sie denn doch auch ohne Zweifel gar sehr tiefkennig und ernsthaft, und da sie im Himmel beginnt und im Himmel schließt, so werden wir wol nicht umhin können, wenn wir sie verstehen wollen, was auch mit den alttheologischen Gebanden an Gesez und Freiheit, Schuld und Buße, Gesellschaft der Teufel, Gemeinde der Heiligen, Gnade und Veröhnung vertraut zu machen.

Sind wir aber bis hierher gekommen, so hat der Dichter mit seinem zweiten Theile darum noch nicht gewonnen, sondern es beginnt dann erst die ästhetische Kritik und insbesondere die Vergleichung des ersten und zweiten Theils und die Frage, in wie weit sie übereinstimmen. Wägen wir hier ja nicht zu rasch abzuurtheilen, denn unter Anderem verdient doch in jedem Falle Göthe's briefliche Erklärung an einen Freund, daß er an Faust sechzig Jahre gearbeitet habe, und alles aus einem Stücke sei (ein großartiges Bekändniß, das erst nach des Dichters Tode gedruckt ward), eine sehr achtende Erwägung. Nicht verwirren, nicht verschüchtern oder wol gar erschrecken soll diese Erklärung die Kritik, sondern nur vor rasch zugreifender Hastigkeit bewahren. Die ungemeine Verschriebenheit des ersten und zweiten Theils springt freilich in die Augen und liegt gleichsam auf der Hand; vielleicht liegt die Kechnlichkeit und die Aufschließung tiefer, und in jedem Falle wird die Einheit der Idee deutlich genug hervorgehen. Keines Erachtens sollte man hauptsächlich fragen: was hat Göthe gewollt? und wie weit hat er erreicht, was er gewollt? woran sich dann die nahe liegende Frage schließt: durfte er so wollen? und steht, was er im zweiten Theil erreichte, unharmonisch und tief unter dem, was der erste bot? Eine genaue Beantwortung dieser Frage ist nicht zu rasch abzumachen, und wir wollen uns nicht wundern, wenn man sich Jahre damit Zeit nimmt. Spinoza und Leibniz haben fast ein Jahrhundert theils gerührt, theils (ohne ihre Schuld) nur verworrenes Spektakel erregt, ehe die Deutschen sich ihnen entgegen vertraut fühlten. Faust, sowie Hamlet und Don Juan, ist ihnen schon ziemlich nahe getreten, weshalb wir die Gegenwart loben wollen, doch ohne zu vergessen, daß schon frühere Jahrhunderte das Bekändniß vorbereiteten.

Franz Horn.

Literarische Notizen.

In Paris hat 1834 ein „Journal antirromantique“ begonnen.

Von Eugen Sue's „Caucarata“ sind der dritte und vierte Band erschienen.

Es hat eine neue Ausgabe von Rousseau's *Ähren* mit Kupfern begonnen. Sie erscheint in Lieferungen und soll 17 Bände geben. Sie enthält einen Nachtrag zu den „Confessions“ von August Pathay. Jede Lieferung kostet 80 Centime.

Katpall gibt heraus: „Traité complet sur les graminées considérées sous les rapports de la physiologie, de la botanique, de la chimie, de l'économie rurale, domestique et industrielle“.

Sonntag,

— Nr. 110. —

20. April 1834.

Der Salon von Heinrich Heine. Erster Band.

(Schluß aus Nr. 109.)

Wenn es nun einerseits anregend und für das Gemüth wohlthätig ist, dem Verf. in seinen oft so interessanten, tief eindringenden Betrachtungen über politische Verhältnisse und einflußreiche Personen zu folgen, so wird ein unbefangener, natürllicher Sinn um so tiefer durch die leichtsinnige Weise verletzt, mit welcher derselbe, die leichtgläubige Treuherzigkeit des ehrlichen Lesers gleichsam verhöhnend, durch knabenhafte Gedanken sprünge plötzlich aus dem tiefsten Ernst in muthwillige Eulenspiegelereien, aus der Wahrheit in spöttische Lüge übersezt und seine gute poetische Physiognomie durch ein ungezogenes Zungenbildchen unerwartet zur Frage verzerrt, wodurch denn jeder gute Eindruck sofort in Ekel verwandelt und jeder Glaube an die Möglichkeit einer in dem Autor waltenden sften und rechtlichen Gesinnung wieder aufgehoben wird. Dies begegnet ihm hier, wo er aus dem ernstlichen und tiefen Ton, in dem er an die Gefahr, mit der Polens Untergang ganz Europa bedrohe, mahnt, schon mit einem leichtsinnigen Sprunge in die Bemerkung hinüberhüpft, daß die Künstler mit Recht über die leidige politische Zwietracht klagen, wodurch die Theilmahme für die Kunst aufhöre, dann aber sogleich mit einem zweiten Kagensprunge sich auf Kaupach's Rücken sezt, um ihm einen Schmauzfließ anzubringen. Auch dieser, sagt er, jammere über die Zeit, weil sein Kunsttalent dadurch zu Grunde gehe. Er (Herr H.) sei zwar, fährt er fort, ein großer Verehrer Kaupach's und habe immer das Theater besucht, wenn „Schülerchwärme“, oder „Sieben Mädchen in Uniform“, oder „Das Fest der Handwerker“, oder sonst ein Stück von ihm gegeben worden, könne aber doch nicht leugnen, daß ihm der Untergang Warschau's weit mehr Kummer mache, als er empfinden würde, wenn ein ganzer Wald von Kaupachen unterginge. Wie es dem Westen wol be gegnen kann, an Herrn H. und seinen Schriften keinen Gefallen zu finden, so mag sich auch wol Kaupach einmal mißfällig über ihn geäußert haben. Daß Hr. H. ihm des öffentlichen entgegnen lassen will, ist, wenn auch schwächlich, doch verzweifellich. Wie aber vermag er es über sich zu gewinnen, dieses sein literarisches Bedürfnis bei so ernstem Anlaß mit einem so schlechten Witz, der zugleich eine Lüge ist, zu befriedigen, und von hinten ein armsel-

liges Schnippchen gegen Kaupach zu schlagen, während er von vorn in wehmüthige Thränen über Warschau ausbricht? Daß nicht Kaupach, sondern Angely die erwähnten Stücke geschrieben, weiß Hr. H. so gut, als wir wissen, daß er sie Kaupach nur aus einer sehr unwürdigen Malice andichtet. Wie die Ermordung des Herzogs von Enghien nach Talleyrand's Urtheil noch etwas Schlimmeres war als ein Verbrechen, nämlich ein Politikkfehler, so ist eine wirklose Malice bei einem Schriftsteller noch schlimmer als eine Unsitlichkeit, sie ist ein Kunstfehler.

Am Schluß weißagt Hr. H. noch eine völlige Umwälzung in der Kunst, die uns in der nächsten Zeit bevorstehen soll. Die jetzige Kunst, sagt er, die bei Göthe's Wiege anfing und bei seinem Sarge aufhöre, müsse zu Grunde gehen, weil ihr Princip in der heiligen römischen Reichsvergangenheit wurzle, weshalb sie mit der Gegenwart im Widerspruch stehe, welcher Widerspruch ihr schädlicher sei als die Zeitbewegung selbst. Diese Behauptung sucht er dadurch zu beweisen, daß die großen griechischen und florentinischen Künstler kein egoistisch-isolirtes Kunstleben geführt, ihre Kunst nicht von der Politik des Tages getrennt haben, sondern ihre Kunstwerke vielmehr ein Spiegelbild ihrer Zeit gewesen seien. Beispielsweise fährt er an, daß Aeschylus „Die Perser“ mit eben der Wahrheit gedichtet, mit der er bei Marathon gegen sie gefochten, und daß Dante seine „Komödie“ nicht als stehender Commissionsdichter, sondern als flüchtiger Querschnitt geschrieben und in Verbannung und Kriegsnoth nicht über den Untergang seines Talentes, sondern über den Untergang der Freiheit geklagt habe. Indessen werde die neue Zeit auch eine neue Kunst gebären, diese mit ihr selbst in begeistertem Einklang stehen und ihre Symbolik nicht aus einer verflüchtigten Vergangenheit zu borgen brauchen, ja sogar eine neue, von der selbsterigen verschiedene Technik hervorbringen. Diese ganze Aufstellung ist wol nur erfunden, um Göthe und seine Poesie als etwas Vorübergegangenes und Veraltetes darzustellen und ihn, weil er dem Bestehenden sich angeschlossen, gegen ältere Dichter herabzusetzen. Gewiß wurzelt die echte Poesie jedesmal in ihrer eignen Zeit, obgleich sie nicht immer ihren Stoff und ihre Symbolik daraus hernimmt; und wie Dante und Aeschylus in ihrer Zeit, so wurzelten auch Shakespeare und Göthe in der ihrigen. Nie aber wird

eine neue Poesie die ältere verwerfen, vielmehr sie immer in sich aufnehmen und in höherer Potenzirung wiedergebären. Wie dies Aeschylus und Dante gethan, so that es Goethe, und wenn aus der neuen Zeit eine neue Poesie hervorgeht, was allerdings zu hoffen und zu erwarten ist, so wird sie, ohne sich selbst mit Vergänglichkeit zu bestrafen, Goethe nicht verwerfen können, vielmehr gezwungen sein, ihn in sich aufzunehmen.

Es ist eine Eigenheit der Heine'schen Darstellungsweise, daß sie mehr zu gefallen und zu überraschen, als zu überzeugen sucht, nebenher aber in hohem Grade an jener endemischen Krankheit eines gewissen radicalen Schriftstellerkreises leidet, alles Poetische herabzuwürdigen und abschätzlich zu verkennen, was von Dichtern herrührt, die seiner Meinung nach einer entgegengeetzten politischen Ansicht zugethan sind, unbekümmert, ob die Werke solcher Dichter überhaupt mit der Politik etwas zu schaffen haben oder nicht. Das unleugbare Talent des Hrn. H. erregt bei unbefangenen Lesern mehr Bedauern als Bewunderung, unbedingte Zustimmung niemals. Man wird wohlwützig gestimmt, wenn man eine seltene poetische Begabung so unselbst vergewundet sieht. Jeder Wahrheit wird bei ihm ein Scheelblättchen, ein Lügenfältchen, jedem ursprünglich reinen, gesunden Gefühl ein Lastereschwärzchen, jeder Aufrichtigkeit ein Frechheitsblödsinn gleichsam als Hautgout für die sinnverdorrene Menge mitgegeben, die freilich keine literarische Nahrung ohne dieses Fumet mehr zu sich nehmen mag. So glaubt Hr. H. sich eine ausgebreitete Wirkung zu verschaffen und wird seiner Sache um so gewisser, als die große Lesermasse ihm Beifall zujauchzt. Dennoch täuscht er sich. Die große Masse ist durch Scheinkünste leicht zu gewinnen, aber nicht festzuhalten; der nächste Gaukler wird sie ihm abwendig machen, Hr. H. wird seinen leichterwordenen Ruhm früh überleben und mit Bedauern inne werden, daß seine gewandtesten Redevolken nicht mehr anschlagten, und daß seine geschickten Lügenfächerlein, seine graziosen Unzüchteleien und anmuthigen Illiaden dem überdrüssigen Vielkopf Publicum kein Lächeln mehr ablißen.

Den zweiten Abschnitt des Buches bildet eine Reihe von Gedichten, die des Verf. Poesie nicht eben vorge-schritten zeigen, wie er denn überhaupt als Schriftsteller und Dichter schon fertig auf die Welt gekommen und einer Fort- und Umbildung nicht fähig ist. Vielmehr zeigt sich bei ihm überall ein gewisses Sichgehenlassen, eine bewusste Nachlässigkeit, die aus einer eigenthümlichen Selbstüberschätzung auf einer, und aus vornehmer Welt- und Menschenverachtung auf der andern Seite natürlich hervorgeht. Unter diesen Umständen wird ihm wenig mehr übrigbleiben als sich, wie so viele unserer wohlbesägten modernen Dichter, in kurzer Frist zu Tode zu schreiben; wie denn für ein geübtes Auge einigezüge der facies Hippocratica in diesem Büchlein wirklich schon zu entdecken sind. Wir wollen uns gern geirrt haben, wenn der Erfolg sich anders zeigt. Den Anfang machen einige Gedichte in ernster Tonart, in denen tiefe Gefühlsregungen, wie sie diesem Dichter eigen sind, mit Naturan-

schaunungen durchweht, in jener bekannten, naiven, frei und leicht gewandten Weise, die seinen vorzüglichsten Reiz ausmacht, sich aussprechen. Dies sind nun freilich keine, aber doch immer nur gleichartige und keineswegs bessere Früchte eines uns schon wohlbekannten Gartens. Ob Hr. H. einige Duzend solcher Gedichte mehr oder weniger macht, darauf kommt es jetzt nicht mehr an, weder für seinen Ruhm, noch für den Genuß seiner Leser; sie deuten eben nur an, daß der Dichter von seinem poetischen Grundstück den bestimmten jährlichen Ertrag zieht. Aus dem ernstern Ton geht er dann, wie es bei ihm auch schon hergebracht ist, in den leichtfertigen über, wo denn verschiedene triviale Lieberlichkeiten und lieberliche Trivialitäten ebenso ungenirt und scheulos, frank und lustig mitgetheilt werden. In Beziehung auf diese letztere Gattung von Gedichten sagt der Verf. in der Vorrede:

Die Scheinheiligen von allen Farben werden über manches Gedicht in diesem Buche wieder sehr tief seufzen, — aber es kann ihnen nichts mehr helfen. Ein zweites „nachwachsendes Geschlecht“ hat eingeschauen, daß all mein Wort und Lied aus einer großen, gottfreundigen Frühlingsidee emporblühte, die, wo nicht besser, doch wenigstens ebenso respectabel ist, wie jene trübe, modrige Aschermittwochsideoe, die unser schönes Europa trübselig entblümt und mit Gespenstern und Tartarfen bezykelt hat.

Wenn Hr. H. hier, der Idee des Christenthums sich entgegenstellend, dasselbe als auf die Vernichtung des Materieellen ausgehend und dieses als unhellig verdammend, darstellt, so beruht dies auf einem totalen Mißverständnis dieser Idee, die mit der Ansicht und Lehre der christlichen Priester nicht verwechselt werden darf, weil sie in dieser theils verfehlt, theils noch beiweitem nicht vollständig entwickelt ist. Das Christenthum strebt nicht, das Materielle und dessen Genuß zu vernichten, sondern nur durch die Liebe zu heiligen und geistig zu durchbringen. In der Heine'schen Ansicht aber tritt der materielle Genuß als das alleinige Princip des Lebens hervor, wodurch alles Geistige herabgewürdigt und getödtet, die höchste Erscheinung des Lebens, der Mensch, die besessene Person zum bloßen Instrument des Genusses heruntergezogen, ja dieser Genuß selbst vernichtet und in Schmerz verwandelt wird, wie denn auch der Ueberdruß, die Verachtung und Wegwerfung des Genossenen in den Heine'schen Gedichten die größte Rolle spielt. Hier hört aller poetische Inhalt auf, und nichts bleibt übrig als die leichte gefällige Form, und diese Gedichte sind unreine Stoffe, dargeboten in irdischen Krystallgefäßen. Vergebens sucht sich Hr. H. für solche Richtungen leichtes Spiel zu machen, indem er Diejenigen, die solche verdammen, ohne Weiteres für Heuchler und Scheinheilige erklärt. Wird die unreine Gesinnung dadurch gerechtfertigt, daß sie weit verbreitet und auch Solchen eigen ist, die sie äußerlich verleugnen? Ist Frechheit besser als Heuchelei? Daß ein Schriftsteller solchen Sinn in Vers und Prosa frei verkündet, ist nicht allein das Tadelnswerthe, sondern vielmehr, daß er ihn hegt. Die Scenen, die Hr. H. hier in Versen ausmalt, sind der Mehrzahl nach, trotz der freien poetischen Form, doch unpoetisch, weil sie Gemeines darstellen. Aber auch

selbst in der Form ist der Verf. noch viel nachlässiger geworden, als er schon früher war: er schreibt (und dies scheint er als das Geheimniß seines glücklichen Erfolges zu betrachten) mit einer grenzenlosen Verachtung seines Lesers und verfällt, um jedes Urtheil undekümmert, oft in den schlechtesten Geschmack. Welchem Leser kann der Dichter zu gefallen hoffen, wenn er folgenden Hochzeitglückwunsch zum Besten gibt?

Schüß' Euch Gott vor Ueberhigung,
Kugelfurte Herzensklopfung,
Kugurichbarliche Schwigung,
Und vor Magenüberklopfung.

Wie am Tage Eurer Hochzeit
Sei die Liebe Euch erfreulich,
Wenn Ihr längst im Ehejoch seid,
Und Eu'r Leib, er sei gedeßlich.

Bis zu diesem Punkte nun erscheint das vorliegende Büchlein zwar als eine der unbedeutendern Heine'schen Productionen; es hat aber doch Lichtblicke, wie wir sie an dem Verf. gewohnt sind. Das letzte Drittheil aber, angefüllt mit einer burlesken Geschichte unter dem Titel: „Aus den Memoiren des Herrn von Schnabelawopsky“, ist von einer Schwäche, zu welcher wir Heine's Genies herabzusinken nicht für fähig hielten. Die ordinärsten Verhältnisse, die in dem Leben eines geistloseren Taugenichters möglich sind, werden in spassfüchtiger Langweiligkeit dargestellt, Scenen der gemeinsten Niederlichkeit mit burlesker Frechheit zur Schau gestellt, und zotenhafte Scherze der größten Art zeigen nur zu deutlich, für welche Classe der Gesellschaft Hr. H. diesen seinen Salon geöffnet hat. Wir glauben nicht, daß selbst solche Leser, die über die Rücksichten der Sittlichkeit hinaus sind, und die er für frei halten würde von Heuchelei und Scheinhelligkeit, an diesen sogenannten Memoiren sich besonders ergötzen werden, denn hier fehlt es gänzlich an echtem Witz und naturkräftiger Laune, die dem Verf. sonst zu Gebote stehen, und durch die er seine Leser für so manchen Makel der Besinnung früherhin zu entschädigen pflegte. Das Einzige, was in diesen Memoiren einiges, wenngleich nur schwaches Interesse erwecken könnte, ist die Figur des kleinen Simson, offenbar ein boshafterweise entworfenes, aber sprechend ähnliches Portrait Börne's. Uebrigens aber ist diese Erzählung, in der sogar mehrere Capitel der Geschichte Simson's aus dem alten Testament völlig zwecklos der Länge nach wörtlich eingeschaltet sind, dem Büchlein, wie es scheint, nur als Füllung für eine lange Reihe von Blättern angeheftet; sie ist schwach, schwach, schwach, und wenn der Verf. in der Vorrede sagt, daß ihm der Ruhm, der ihn verfolge, unbequem sei, daß sich der Lorde an der Mauer in sein Zimmer hinaufbringe, und daß Daphne; der er sonst schmachtend nachgelaufen, und die jetzt wie eine Woge sich in sein Schlafzimmer dränge, ihm, der sich nach Ruhe sehne, widerwärtig sei, so müssen wir dieser Versicherung Glauben beimessen, denn in diesem Buche hat er wirklich Alles gethan, um den Ruhm von sich zu stoßen und Daphne für immer los zu werden. Auf solche Weise kann ihm dies nicht misslingen. Noch zwei solche Bücher, und Niemand spricht

mehr von Heine als von einem lebenden deutschen Schriftsteller. Er wird todt sein, um nie wieder aufzuleben, denn verlornen Ruhm ist schwerer wieder zu gewinnen als neuer zu erwerben. 16.

Geschichte des appenzellischen Volkes. Neu bearbeitet von Joh. Casp. Zellweger. Erster Band. Mit einer Karte. Trogen, Meyer und Zuberbühler. 1830. Gr. 8. 2 Thlr. — Urkunden hierzu. Erster Band in zwei Abtheilungen, enthaltend die Urkunden von 797 — 1452, Nr. I — CCCXLIII. Ebendaßelbst. 1831. Gr. 8. 3 Thlr. 16 Gr.

Die schriftstellerische Bildungsgeschichte des Verf. dieses überaus wichtigen und in seiner Art einzigen Werkes bezeugt seinen vorzüglichen Beruf dazu und verdient als seltenes Beispiel allgemein bekannt zu werden. Er war zum Kaufmann erzogen und beharrte in diesem Stande bis in sein 40. Jahr, als ihn eine schwere, acht Jahre lang anhaltende Krankheit nöthigte, denselben aufzugeben und einzig seiner Heilung zu pflegen. Nachdem diese gelungen war, trieb ihn Neigung zu geistiger Beschäftigung und Vaterlandsliebe, die Geschichte seines Cantons zu erforschen. Mit Hülfe eines Lehrers frischte er die seit mehr als 30 Jahren vernachlässigte lateinische Sprachkunde wieder auf, erwarb sich durch anhaltendes Lesen und Studiren chronologische und diplomatische Kenntnisse und ward mit dem Mittelalter vertraut. Ein zwar nicht großes, aber unabhängiges Vermögen erlaubte ihm, sich gelehrter Mühe zu überlassen und einige tausend Gulden auf zweckmäßige kleine Reisen und Anschaffung unentbehrlicher Bücher zu verwenden. Achtungswerthe Regierungsbehörden, unterrichtete Freunde kamen ihm bereitwillig entgegen, unterstützten seine Forschungen, munterten ihn auf sie bekanntzumachen und billigten, was er ihrer Ansicht unterwarf. So entstand ein Geschichtsbuch, das den besten dieser Gattung nicht nachsteht und in anständiger und faßlicher Sprache eine ausführliche, aber nirgends in überflüssige Anekdotaligkeit ausartende Schilderung der Verfassung, der Verhältnisse, Sitten, Gesetze und Gewerbe des kühnlichen Appenzell, der Veränderungen, die sich damit zugetragen, und des seit den ältesten Zeiten Bestehenden umfaßt. Die Urkunden, worauf sich die Erzählung stützt, sind überall nachgewiesen, und ihr Abdruck bezeugt, daß der Verf. sie wohl verstand und gewissenhaft benutzte, sowie das Verzeichniß der dem Werke vorgelegten schriftstellerischen Quellen seine Belesenheit und Umsicht bekräftigt.

Die Geschichte eines kleinen Staates besitzt für den Menschenbeobachter eine willkommene Eigenständigkeit. Er kann den Zusammenhang übersehen, Ursache, Wirkung und Folgen abwägen, und manche Frage wird ihm beantwortet, die er an ein großes, weitausgedehntes Ganze vergebens richtet. Appenzell, jetzt der 13. Canton der Schweiz, unterm 47. Grad nördl. Br., 77. östl. L. nach dem Meridian von Paris gelegen, umfaßt nur sieben Quadratmeilen. Von der Höhe des Bodensees erhebt es sich bis zum Gipfel des Säntis 8710 franz. Fuß über dem Meer, sodas man innerhalb zehn Stunden von dem Klima des Weinbaues bis zum ewigen Schnee alle Zwischenstufen durchschreitet. Der Boden ist im Ganzen, wenige enge feuchte Thäler abgerechnet, hart und trocken und wegen seiner Hochachtung gegen die Ebene Schwabens den Winden, den Gewittern und dem Hagel ausgesetzt, welches sowohl auf den Volkscharakter als auf die Benutzung des Erdreichs wesentlichen Einfluß hat. Auf den höchsten Bergen wachsen treffliche Futter- und Arzneikräuter, alles übrige wird Wald- und Moosheben, sobald das Land ungedüngt bleibt. Getreide ward zwar in ältern Zeiten gebaut, doch beschränkt man sich jetzt mehrtheils auf Viehzucht, wozu Fabrikarbeiten einträglicher sind. Weinbau ist das gerühmte Getränk; nur fünf Gemeinden treiben eigentlichen Weinbau,

In den äußern Rhoden weiden 14,990 Stück Hornvieh, welches auf 100 Menschen 83 Stück beträgt, 1800 Stück erhalten sich den Sommer über auf Alpenweiden. Die Gesamtbevölkerung beträgt 43,000 Seelen, auf 26 Menschen rechnet man eine Geburt. Wustleinwebererei und Stickererei wird am häufigsten getrieben, Leinwand und Baumwolle seltener verarbeitet. Die innern Rhoden sind römisch-katholisch, die äußern reformirt. Hirten, Weber und gröbere Fabricanten unterscheiden sich durch Sitte und Tracht; halten aber sämmtlich viel auf Ehre. Aus physiologischen und Sprachereigentümlichkeiten läßt sich schließen, daß die Bewohner des Innerrhodens aus dem Thurgau, die welche an das Rheintal grenzen, aus Bindelicien und Rhätien stammen. Ungern, aber pflichtmäßig, versagen wir uns jede Angabe des anzuehrenden Inhalts und beschränken uns auf dessen seltliche Andeutung. Die erste Epoche begriff die Urgeschichte des Volkes, vom Ursprunge der Alemannen bis zum Tode König Dagobert's 219—638. 28 Jahre vor ihrem Abtufe kam der heilige Gallus in diese Gegend und veranlaßte die Stiftung des Klosters und der Stadt Sanct Gallen, zu welcher die Appenzeller abwechselnd in freundlichen und feindlichen Verhältnissen standen. Zweite Epoche, bis zum Erlöschen der echten Karolinger, 887. Dritte Epoche, von der Trennung des deutschen Reiches von Frankreich bis zur Trennung des Thurgaus von Herzogthum Schwaben, 1097. Vierte Epoche, bis zum Bunde der Appenzeller mit den Reichsstädten, 1377. Fünfte und letzte Epoche dieses Landes, bis Appenzell ein zugewandter Ort der schweizerischen Eidgenossenschaft ward, 1452. Gegen das Ende dieses verhängnisvollen Zeitraumes fällt der verderbliche, der Schweiz nicht zur Ehre gereichende Zürcherkrieg von 1439—1447. — Einiges aus dem Rückblick, welchen der Verf. auf den von ihm vollendeten Abriss wirft, erlauben wir uns abzuschreiben, weil es dem Leser Gelegenheit gibt, seine Gesinnungen und seinen Vortrag zu beurtheilen. (S. 567) „Die Geschichten anderer Länder reden meistens nur von Fürsten und erzählen, wie sie gekriegt und geherrscht haben und von ihren eignen Leidenschaften beherrscht worden sind. Von den Vätern erfahren wir gewöhnlich wenig. Desso schöner fand ich die Aufgabe, die Geschichte eines Volkes und seiner Erziehung zu beschreiben. Die ersten Bewohner des Landes waren in zu geringer Anzahl, als daß ihr Andenken auf uns gekommen wäre. Wo die Kunde von Sitten der Vorfahren beginnt, erscheinen sie als kräftige Hirten, die keinen Unterschied der Stände kannten. In denselben Alteren und mit derselben Zuversicht wie vor ihres Gleichen traten sie vor den König und vor seinen Hof und hielten sich nicht geringer als die Edelleute. Keinem ist das Gefühl der Gleichheit natürlicher als dem Alpenbewohner; den ganzen Sommer über, auf einsamen Höhen lebend, sieht er Niemand, der über oder unter ihm wäre; selbst sein Vieh und den treuen Hund behandelt er wie Geringes. Als die Zahl der Landesbewohner sich vermehrt hatte, sehen wir sie mit dem Spieß in der Hand die Rechte ihres Herrn verteidigen, aber auch fort und fort ihre eignen wahren. Immer weiter gingen diese Anmassungen, bis sie endlich sich selbst regieren wollten. Noch konnten sie es nicht. Da suchten sie und fanden Rathgeber bei ihren Freunden in der benachbarten Stadt (Saint-Gallen), deren Einwohner schon weiter vorgerückt waren; doch unter diesen behagte es den Appenzellern nicht lange, denn sie wurden vornehm von ihnen behandelt, und die Sitten derselben glichen schon mehr denen des Adels. Mit besserem Erfolge wandten sie sich an die nachbarlichen Alpenbewohner (des Cantons Schwyz), einfach wie sie und groß durch Waffenruhm. Die neuen Freunde gaben ihnen arglos Vorleser, um sie zu belehren, wie man regiere und gehorche, und unbesorgt übergab sich denen das Volk. Weit umher, so weit sie ihre Pfeilschärden trugen, brachten sie den Vätern Freiheit und nahmen sie zu Brüdern auf. Ihre Thaten bewogen endlich alle gleichgesinnten Eidgenossen, sie in Schutz zu nehmen. Die Appenzeller gelobten den bebungenen Gehorsam, doch hielten sie ihn nicht; denn der Geist der Unab-

hängigkeit äußert sich nie stärker als bei dem ersten Bruchsein der Kraft. Schonend wie eine Mutter gegen die jugendliche Unart des Sohns, wollten die Eidgenossen nicht mit Gewalt sie zum Gehorsam zwingen und überließen ihre Bestrafung dem Schicksal. Als dieses sie deutete, boten sie ihnen Hülfe unter der erneuten Bedingung, sich ihrer Leitung zu ergeben. Von nun an benahmten sich die Gemüthigen mit so viel Ehmuth, Klugheit und Treue, daß sie von jenen der Aufnahme in den Bruderkreis würdig gefunden und in allen Rechten ihnen gleichgestellt wurden, wogegen sie sich verpflichteten, sich in den Beschluß der Mehrtheit zu fügen und ihren ältern Brüdern nicht zu befehlen. Der Charakter der Appenzeller zeigt sich hiebei, treu, fest, dieses aber bis zum hartnäckigsten Starrsinn. Noch waren ihre Erfahrungen und Kenntnisse zu unbedeutend, um gegen die Gewandtheit der Klostervorleser mit gleichen Waffen zu kämpfen. So geschah es, daß sie Vieles verloren, was sie in Folge ihrer Waffenthaten hätten behaupten können, wenn mit der Kraft ihres Willens auch jene Gewandtheit sich gepaart hätte. Ihr Wille aber blieb ihr Recht, ihre Nichtsünder, der Beweggrund ihrer Handlungen, und über ihm erkannten sie nur die Kraft; nicht aber den Willen Gottes.“ Es ist kein Wort in dieser, von uns zusammengebrängten Uebersicht, das nicht in der vorangeschickten ausführlichen Darstellung veranschaulicht und geschichtlich nachgewiesen wäre. Sie gereicht der Einsicht, der umfassenden Kunde, der Unbefangenheit und der unbeschriebenen Wahrheits- und Rechtsliebe des würdigen Verf. zu unermesslicher Ehre. Das wohlgeordnete chronologische Register der Geschichtserzählung sowohl als der Urkunden ist seiner Bestimmung vollkommen angemessen und genügend. Die vom Obersten Merz geometrisch aufgemessene Karte der Bogleien und Pfarreien, in welche im 14. Jahrhundert der jetzige Canton Appenzell eingetheilt war, ist ein schöner deutlicher Steindruck und gibt am untern Nebenrande die Romanveränderungen es, die bis ins 19. Jahrhundert einige Ortshafte betreffen haben. Einer so vollständigen Sammlung, bisher mehrtheils ungedruckter Urkunden mag sich wol kein Canton der schweizerischen Eidgenossenschaft rühmen. Indessen hat die vorsichtige Verlagsabhandlung erwogen, daß nicht jedem Geschichtsfreunde damit gedient sein möchte, Urkunden erlauben zu müssen, welche er zu gebrauchen sich nicht berufen fühlt, und daher von den bis jetzt gedruckten nur einen geringen Borrath abdrucken lassen, (so daß sie wahrscheinlich bald aus dem Buchhandel verschwunden werden), welches sich die Geschichtsforscher und Vorleser großer Bibliothekensammlungen zur zeitigen Warnung dienen lassen mögen. 57.

Notiz.

Aufruf zum Christenmord.

Wenn Ludwig XIV. ärger als der ärgste fanatische Tyrann gegen seine Unterthanen wüthete, welche Hugenotten waren, so muß man es ihm wol mißher zur Last legen als seinem Umgebungen. Der Reichthater knüpfte daran die Bedingung der Seligkeit, und selbst die Dichtkunst schändete sich durch einen Aufruf zu solchem Morden. Wir haben eine Ode von Ralherte (gest. 1685), in welcher bereits sein Vater, Ludwig XIII., aufgeföhert wurde:

Marche, va les Huguenots détruire, étains en la semence,
Et suis jusqu'à la fin ton corroux geneveux!
Sans jamais épouter ni pitié, ni clemence,
Qui te parle pour eux.
Il suffit, que ta cause est la cause de Dieu.

Wenn Ludwig XIII. noch nicht so, wie der Dichter wollte, haßte, so lag es weniger an ihm, als an dem färschlichen Ralherte, der zwar die Hugenotten als Partei im Staate unterdrückte, aber sie nicht ausgerottet wissen wollte, wie nachher Ludwig XIV. that. 86.

Montag,

Nr. 111.

21. April 1834.

Papstthumes segensvolle Wirksamkeit, erörtert geschichtlich dargezogen von Johann Baptist Aigner. Sulzbach, Seidel. 1832. Gr. 8. 18 Gr.

Die neue Zeit will keine Mittelpersonen mehr zwischen den Völkern und ihren Fürsten, zwischen den Gemeinden und dem einzigen wahren Gotte. Aus Opposition gegen irdische wie geistliche Bevormundung die Anfechtung hervor, welche das Papstthum sich erfahren hat. Man kann es den Anhängern nicht verargen, daß sie auf Vertheidigung sinnen, besonders Hr. Kasper, durch eine Reihe von Schriftstücken rüstiger Vertheidiger des papistischen Katholizismus, blieb dem gewählten Berufe treu, indem er des Papstthums segensvolle Wirksamkeit zu erörtern und geschichtlich darzuthun suchte. Er tritt unmittelbar in die Fußstapfen des jetzt mit der Marktgeschmückerregor XVI., der unter seinem Familiennamen Mauro liari ein Werk herausgab: „Der Triumph des heiligen Stuhles und der Kirche u. s. w.“ *). Ungeachtet des Vorgängers steht Hr. K. nach der Vorrede ein, in Unternehmen ein nutzloses, dabei undankbares, ist gar ein etwas bedenkliches sei.

Unglücklich, denn es gibt gegenwärtig mehr als sonst Leute, Feinde der ernsthaften Lecture, noch mehr der ernsthaften Zeit, gleich Schmetterlingen entweder auf den blumigen der Romanenwelt oder auf den blätterreichen Gefilden der Aist leichtsinnig umherflattern. Undankbar, denn es ist ein sehr feindseliger und arroganter Eiderallismus herant, der wie ein prophetischer und riesenhafter Goliath im mit Helm, Speiß und Schwert, erbittert und kampft Allem gegenübersteht, was als höhere Autorität zum ein kommt. Bedenklich, denn wir leben dermal in Zeiten, welche jenen der sogenannten Reformation leider nur zu sehen, ja, welche an Oppositionsfanatismus jene noch übertreffen scheinen. Das Trauerspiel der Aufklärung und Zung, das vor dreihundert Jahren angefangen worden, neugespielt geschieden, sucht gegenwärtig auf dem Welt-sich neu zu produciren; statt der Jakobiner der Refor- und der sogenannten evangelischen Freiheit, welche das verständig, drängen jetzt die Jakobiner und Stubisten der tion und der politischen Freiheit sich auf die Bühne her- befinden. Ein sehr zahlreicher Auditorium. Daher scheint bristlicher, der dieser Oppositionspartei nicht schüßermäßig schließt, der ihr nicht Widerspruch sendet, eine heimlich

Sie berichteten über die deutsche Bearbeitung dieses Werkes Nr. 347 d. Bl. f. 1833. D. R. b.

isolirte und fast bedenkliche Stellung zu haben. Wenn er allensfalls wider weltliche und geistliche Autorität wacker losdars, dadurch würde er vermuthlich bei diesen Leuten eher Dank und Ehre sich erwerben. Auch mischt sich bei dergleichen Gegenständen leicht Aengstler und Schadenfreude der Leser mit in das Spiel. So hat einst in den Tagen der Reformation manche Schrift bloß dadurch, daß sie recht frei wider Hierarchy und Papstthum lästerte, z. B. Luther's „Papstthum, vom Teufel geistert“ u. s. w., resistenten Beifall und vielseitige Abnahme gefunden, während andere Schriften der Gegner, wenn auch mit weit größerer Gründlichkeit und Grudition verfaßt, brinake um Berleger und Leser zu hinsteln gesponnen waren. Der internationale Zeit und Weltzeit, der das Lesepublicum angezogen hat, läßt sich gegenwärtig nicht in Abrede stellen, und wer davon befehlen zu sein das Unglück hat, der ist über daran; er kann den Anblick des Papstthums nicht vertragen, darum geht er vor ihm zurück.

Unter den neuesten Gegnern des Papstthumes werden Paulus, Alex. Müller und Littmann namhaft und mehreren katholischen Schriftstellern wird zum Verbrechen gemacht, daß sie „eine deutsch-katholische Kirche construiren, die deutsche Sprache beim Gottesdienst einführen und das Priestercolibat aufzuheben trachten. Daraus ergibt sich, daß dermalen der Thermometer der Zeit für Papst und Papstthum fast auf dem Gefrierpunkte steht.“ Doch tröstet und ermuntert sich Hr. K., da der Papst in einer ununterbrochenen Reihe von Successionen der Nachfolger des heiligen Petrus sei; kein Factum der Geschichte, meint er, sei so erprobt als dieses.

Nach diesen Andeutungen der Vorrede ist der wesentliche Inhalt dieser Schrift leicht zu errathen, da in der römisch-katholischen Kirche das Dogma vom Papstthum längst schon bestimmte Ausbildung erhalten und die Art, mit welcher man christlich-religiöse und geschichtliche Einwürfe zu beseitigen sucht, ihre herkömmliche Manier angenommen hat. Den hieraus erwachsenden Nutzen weiß Hr. K. zu gebrauchen, indem er im ersten Hauptabschnitte die segensvolle Wirksamkeit des Papstthums darstellt in ihrer Möglichkeit und Allgemeinheit als Idee, Bedürfnis und Wunsch, und dann im zweiten dieses so aufgenommene Thema im Detail der Wirklichkeit erörtert als erwiesene und geschichtlich erwiesene Thatsache. Mit vieler Gewandtheit deducirt er die kirchliche Nothwendigkeit des Papstthums, ohne sich dadurch irren zu lassen, daß das hier glanzvoll aufgestellte Bild gar schlecht paßt zu Ergebnissen der Geschichte. Darum bedeutet es wenig,

wenn Hr. K. von dem „Stellvertreter des Gottmenschen als Statthalter und Priesterkönig im Reiche der Humanität und der heiligsten Bruderkiebe“ und von den Beispielen redet, was in dieser Beziehung der heilige Vater Gutes geleistet habe. Man kann nicht an das verheißene Ideal ewigen Friedens glauben, wenn auch dem Papste das ehrwürdige Schiedsrichteramt in der Christenheit zustände; denn die Geschichte beweist, daß die Päpste mehr Anfrieden, Fehden, Kriege und schändliche Blutbäder hervorriefen als beschwichtigten. Der Verf. ahnt nicht, welches böse Licht er auf das Papstthum wirft, indem er dasselbe an die Spitze des socialen Lebens, der Staatenverhältnisse und der Humanität zu stellen versucht. Es kommt nicht darauf an, hier herzuzählen, wie viel gute oder schlechte Päpste es gab, welche preis- oder fluchwürdige Handlungen von ihnen bekannt sind; es gibt einen untrüglichen Beweis, welcher darthut, daß das Papstthum, wie es seit Jahrhunderten bestanden hat, der Befestigung der Menschheit absolut widerstrebend ist. Wir verweisen auf den Kirchenstaat mit seinen mehr als zwei Millionen Einwohnern, welche im Paradiese Europas durch den schwachvollen Druck des angeblichen Statthalters Christi so herabgewürdigt und im tiefsten Elende verkommen sind, daß sie bei jeder Zusammenstellung mit den kräftigsten Menschen der Welt nur verlieren können. Die Geschichte stellt kein Beispiel eines Staates auf, dessen Volk so entwürdigt, so dem Laster preisgegeben, so der christlichen Tugend entfremdet und gegen die Befestigung des Zeitalters zurückgeblieben erscheint, als diese nächsten Pflanzländer des päpstlichen Krummstabes. Das hieraus zu ziehende Resultat läßt sich noch weiter verfolgen, indem sich zahlreiche Beweise darbieten, daß auch andere nicht unter der unmittelbaren Regierung des Papstes stehende Länder in eben dem Verhältnisse die Schmach des Kirchenstaates theilen, als Papst und Priesterschaft auf ihre Regierungen bedeutenden Einfluß üben. Der hier geführte Beweis der Nothwendigkeit des Papstthums kann nicht für die christliche, sondern nur für die römisch-katholische Kirche gelten; denn wir brauchen nicht die christlichen Kirchen zu nennen, welche grade darin, daß sie keinen Papst haben, daß sie, gegen allerlei wunderliches Ansehen protestirend, sich keinen Papst wollen aufdringen lassen, die Lauterkeit ihres biblischen Christenthums bekunden.

Unter den Urtheilen und Zeugnissen für das Papstthum finden wir Kaiser Franz I. aufgeführt mit den Worten: „Ehrender als meine Krone ist mir die Ehre, Schirmherr der Kirche zu sein!“ welche das Einrücken österreichischer Truppen in den Kirchenstaat zur Dämpfung der von der schlechtesten Regierung hervorgerufenen Unruhen einleiteten; außerdem auch Protestanten, welche Lobenswerthe Seiten des Papstthums hervorheben, als Herder, auf dessen Ausspruch: „Nie hat sich Rom vor Regierungen gebückt“, unverdientes Gewicht gelegt wird. War nicht das eigentliche kirchliche Römerthum eine led umschweifende Kezerei, welche eine statutarische Glaubensnorm an die Stelle der Religion setzte? Herder's wie

J. Müller's angeführte Worte laufen auf Einen Sinn hinaus: daß nämlich in frühern Zeiten das Papstthum auch wohlthätig für die Menschheit gewesen sei. Seite 106 bis 124 kommen auch einige Einwürfe wider das Papstthum an die Reihe, nämlich die Anschuldigung der Schändlichkeit in Beziehung auf Kirche und deren Verbesserung, auf Aufklärung und Völkerefreiheit, mittels welcher auf Nichtnothwendigkeit und Unbrauchbarkeit geschlossen wird. Die Seichtigkeit der Widerlegung ist hier am offenbarsten. Wenn die Segner sagen: „Nur in trübem Gewässern weiß der ausgeartete Petrus zu fischen“, so entgegnet der Verf.: „Rom und der Papst ist stets ein wahrer und warmer Freund der echten, religiösen Aufklärung gewesen.“ Mehr dialektische Fertigkeit hätte er bewiesen, wenn er antwortete: der Fischer ist für trübes Wasser nicht verantwortlich, aber zeigt, daß er seinem Berufe gewachsen sei, wenn er auch in solchem gute Fische zu fangen versteht.

Nach dem wunderlichen Plane des Verf. stellt er erst im zweiten Theile seiner Schrift, wo er von der segensvollen Wirksamkeit des Papstthums als historisch erwiesene und erweisbare Thatfache redet. (auch dieses müßte nach logischer Gedankenfolge anders geordnet sein, denn eine schon erwiesene Thatfache braucht nicht noch als erweisbar debucirt zu werden), den Begriff des Papstthums fest, den er hier in der engsten Bedeutung verstanden wissen will als Institution, Dasein und Autorität des sichtbaren allgemeinen Oberhauptes der katholischen Kirche. Hier, wo dargethan werden soll, wie in der langen Reihenfolge von Petrus bis auf Gregor XVI. das päpstliche Amt zum Segen der Religion und Kirche, zur Erlösung und Befreiung der Völker, zur Beglückung und Befestigung der Staaten wirksam gewesen, werden Regeln vorgeschrieben, nach welchen man dieses Alles prüfen soll. An der Spitze dieser leitenden Winke steht: man soll nicht gar zu Vieles vom Papstthum erwarten, da dasselbe nicht von überirdischen Wesen, sondern von Menschen verwaltet wird, wonach sich ihm die Schwachheit seiner Verwalter (das heißt wol genau betrachtet: die Schlechtigkeit der Päpste?), die Schwächen der Zeitalter und Welt- und Höllenmacht so entgegenstellen, daß es keine inwohnende Segenskraft nicht zu jeder Zeit vollständig erproben kann, wie denn überall „das Gute den Menschen von Gott nur langsam und in kleinen Portionen mitgetheilt wird“ (S. 127). Ferner: man soll das Wirken der Päpste nur nach den jedesmaligen Zeitverhältnissen beurtheilen. „Betrachten wir die Päpste der Borga mit dem Augenglase unserer Tage; so haben nicht die Päpste, sondern wir selbst die Schuld, wenn wir allenfalls nichts Großes und Lobenswerthes an ihnen bemerken“ (S. 129). Kann von einem rigidsen Papsttheidiger mehr Zugeständniß verlangt werden?

Die Begründung des Papstthums deutet der Verf. mit kurzen Worten also an: „Der Schleier der Verborgenheit und des grauesten Alterthums umgibt seine Ursprünge; allein diesen Schleier zog nach Jahrhunderten die Zeit hinweg, und da stand nun das Papstthum da.

und erkennbar, voll Kraft und energischer Wirksamkeit. Darum sollte es das nicht, da nach S. 132 von uns bis auf Gregor XVI. 258 Päpste gezählt werden, welchen die Kirche 77 als Heilige, als unerschrockene Zeugen, als Helden ihres Berufes verehrt. Mit diesen Zählungen ist es eine eigne Sache: Viele zählen noch mehr Päpste, aber weniger Kirchenheroen unter ihnen. Je näher Hr. K. der neuern Zeit tritt, um so mehr Verdienste bemüht er sich seinem Idole nachzutheilen, sogar die Reinigkeit der Ehe wird ihnen beigegeben und gemeint, je mehr man die Ehefachen den Ketzern und Bischöfen nimmt und sie in das Gebiet der irdischen Gesetzgebung zieht, um so mehr werde sich die eheliche Bruttalität in die Ehe wieder einschleichen, und Frauen drohe Gefahr, der Willkür, und der Despoten der Männer ganz anheimzufallen" (?). Diese Bemerkungen stehen so zweifelhaft da wie das päpstliche Idenkmal um Erhaltung des klassischen Alterthums, besonders wenn man den Stand der Geisteswissenschaften vom Papstthum gehörig scheidet.

Doch genug zum Beweise, daß das ausgehängte Bild nicht täuscht, sondern daß hier gegeben wird, was Eitel verheißt, von einem Manne, der es mit seinem rasen Eifer meint, weshalb dieses Werk als ein Monument der Zeit gleiches Interesse gewährt den Römischen wie ihren nicht immer mit tauglichen Waffen kämpfenden Gegnern. Indem wir mit diesem Zugeständnisse Apologie des Papstthums bei Seite legen, kommt wenn auch nicht als neueste Neuigkeit zur Hand: die vollständige Sammlung aller ältern und neuern Concordate, nebst einer Geschichte ihres Entstehens und ihrer Wirkungen, von Ernst Münch. Zweiter Theil. Concordate der neuern Zeit. Leipzig, Hinrichs. 1831. Gr. 8. Thlr. 18 Gr. *)

Werk, das mehr leistet, als der Titel verspricht, und bei dem noch manche, dem Papstthum entgegengesetzte kirchliche Theilnehmungen verheißt. Der vorliegende Theil enthält die Verhandlungen Frankreichs mit der römischen Curie zur Ordnung des katholischen Kirchenwesens von 1801—1819, die Concordate verschiedener deutscher Staaten, der Niederlande von 1827, die katholischen Cantone der schweizerischen Eidgenossenschaft, italienische Concordate und endlich Urkunden über die neuesten Kirchenverhältnisse im römisch-katholischen Osten. In den geschichtlichen Einleitungen und Vorklagen man merkwürdige, der neuesten Kirchengeschichte wichtige Nachrichten, welche in diesem Zusammenhange wenig oder gar nicht bekannt waren. Von ausserordentlichem geschichtlichen Werthe sind die die Schweiz und Niederlande betreffenden Mittheilungen, aus welchen klar ergibt, daß die Ansetzung revolutionnairen Genieres eigentlich in dem Plane der römischen Curie lag, als von allen einsichtsvollen Katholiken neuerer Zeit die allgemeine kirchliche Episcopalsystem zu bekämpfen und ihren Stelle das papstliche nach den Aussprüchen der

Pseudo-Isidorischen Decretalen den Völkern wieder aufzubringen. Nur dürfen wir, so schätzbar auch der das Ganze durchdringende Geist der Lichtverbreitung ist, den Lesern die Befürchtung nicht vorenthalten, daß Hr. M. sich auch wol vom Feuerzeifer zu Unbilligkeiten und Inconsequenzen verleitern läßt. Bei der Charakteristik angeführter Personen läßt er eine gelle Farbengebung und Exterme und verdächtige nicht selten, wo er zu entschuldigend oder zu vertheidigend scheint. So sagt er am Schlusse der Bemerkungen über das vielgerühmte bairische Concordat:

Im Ganzen konnte das Resultat einer solchen Unterhandlung nicht anders ausfallen, weil die Berücksichtigung des vorzüglichsten Umstandes, des Wettes der römischen Curie, vorgelesen oder wenigstens übersehen ward. Die Verhandlungen gingen von ganz entgegengesetzten Ansichten aus, und so mußte es sich fügen, daß der abgeschlossene Vertrag nicht als wechselseitige Annäherung zu einer beiden Theilen angenehmen gewordenen Uebereinkunft auf gegenseitige Nachgiebigkeit gebaut ward, sondern mit einer völligen Niederlage des einen der Paciscenten endigte, welche natürlich bei den Künsten der römischen Politik und bei der Unbeugsamkeit ihrer Grundzüge nie auf diese Seite, sondern immer auf jene des Mitunterhandelnden fallen mußte.

Von diesem Standpunkte aus betrachtet, wird die Uebervorteilung der königlichen Unterhändler leicht begrifflich gefunden werden, wenn man auch schon glauben sollte, daß der mehr als 80jährige Bischof Häffelin noch so grauemem Auftreten in Italien und selbst in Rom besser mit dem Terrain hätte bekannt und vertraut sein müssen, um sich, als einem der älttesten Mitglieder des Illuminatenordens und einem der wirksamsten Häupter dieses Bundes schon seit seiner Entsetzung, nicht die Schmach aufbürden zu lassen, daß er in einer der wichtigsten Angelegenheiten seines Vaterlandes von den Agenten der Curie so vollständig überführt worden sei. (Diese Hinweisung auf frühere Verhältnisse ist offenbar nicht zur Sache gehörig und hat den Schein der Feindseligkeit wider sich. Man höre weiter.) Daß derselbe um des ihm späterhin zu Theil gewordenen rothen Gutes willen die gute Sache verrathen haben und deshalb zu so besonderer Nachgiebigkeit gestimmt worden sein sollte, ist bei der übrigen Unbescholtenheit seines langen, stets thätigen Lebens nicht wohl und um so weniger anzunehmen, als in der Würde des cardinalis ad honores kein bedeutender Gewinn liegt, und ein solcher weder das Ansehen noch die Macht und Einkünfte der andern wirklichen Cardinale besitzt, auch selbst bei der Wiederbesetzung des erledigten päpstlichen Stuhles weder wahr noch stimmfähig ist (?). Auf solche Weise hätte Häffelin ja die theuersten Interessen seines Vaterlandes noch unter dem Betrage von dreißig Silberlingen verschachert; dies ist doch nicht wohl von ihm zu vermuthen, da er von diesem Lande doch stets sehr mütterlich behandelt worden war (S. 177 u. 178).

Die hin und wieder ausgestreuten Androhungen sind auch keine lobenswerthe Seite des Buches, z. B. S. 188: „Ich werde in einer andern Schrift Gelegenheit haben, eine reiche chronique scandaleuse von diesen und andern ultra-katholischen Geistlichen dem Publicum mitzutheilen.“ Ein Beispiel auffallender Inconsequenz bieten die Lobpreisungen dar, welche die Unterhandlungen Perrens mit der römischen Curie und der Abschluß derselben durch die bekannte päpstliche Bulle vom 16. Juli 1821 erhalten; mehrere Punkte, welche beim bairischen Concordat als tadelnswürdig herausgehoben werden, findet man hier wieder, z. B. bei der Befehung der Bischöflicher und Domkapitel und deren Ausstattung mit liegenden Gründen. Nach der würdevollen Erklärung des Königs: er werde

*) über den ersten Theil vgl. Nr. 362 d. Bl. f. 1830. D. 2. eb.

den katholischen Bischöfen seiner Reiche keine verschwen- derische, aber auch keine kargliche Ausstattung bewilligen, durfte über das Wie dem Papste gar keine fernere affi- cielle Concurrenz, wie sie sich in der Bulle ausdrückt, zu- gestanden werden. Die von Hrn. W. hier gemachte Be- merkung: „Das Eine hätte die Leute nur übermüthig, das Andere sie mürrisch gemacht; es war nun ganz in der Ordnung, daß der Krostoch mit Wonna, und die Fleischstücke weder zu hoch noch zu niedrig gehängt wur- den“, erscheint uns sehr trivial. Ein wesentlicher Vor- zug der preussischen Unterhandlungen mit dem Papst bleibt, daß in denselben viele Gegenstände, welche bei dem ganz verschiedenen Standpunkte der weltlichen und der geistli- chen Unterhändler nur zu nutzlosen Weiterungen führen mußten, unberührt blieben. Daß hieraus dem Papste nicht unbedeutender Vortheil erwuchs, daß ferner diese Wen- dung der Verhandlungen nicht der diplomatischen Ge- wandtheit des preussischen Staatsraths Mißbrauh beige- messen werden darf, ist kaum zweifelhaft. Die verdienstlichen Seiten der preussischen Uebereinkunft theilt diese mit der handverlesen, bei welcher der Freiherr von Keden sich ei- genthümliche Verdienste erwarb; dennoch sagt der Verf. bei dieser Gelegenheit:

„Auch die handverlesene Regierung war mittlerweile nach allerlei Schwierigkeiten hinsichtlich ihrer katholischen Unterthanen zum Ziele gekommen. Diese (nämlich die katholischen Unterthanen), welche in politischer Beziehung so we- nig Rechte genossen und ungefähr einige Grade schlechter als bis dahin die Irländer in der con- stitutionellen Taxation als Untergebene der Eng- länder stehen, wurden auch kirchlich nicht groß- müthig bedacht. Doch hatte man ja zu Konstitution nun auch ein Concordat, und so war in geistlichen und weltlichen Angelegenheiten Alles auf das Beste geschicket.“

Offenbar spricht sich im letzten Satze, gegen das Vor- hergehende gehalten, Ironie aus; doch dieses als irrelevant dahingestellt, möchte es Hrn. W. schwer werden; die mit gesperrter Schrift bezeichnete Behauptung factisch und ge- schichtlich zu beweisen. Die Allgemeinheit dieses Geschwäges verdächtigt dasselbe. Wenn die Staatsbehörden die weltliche Aussteuer des katholischen Ritus freigebig einrichten, beschuldigt sie der Verf. der Vorliebe für das Pfaffen- thum; wenn sie sich nur zu sparsamen Bewilligungen ver- stehen, wird ihnen Mangel an Großmuth vorgeworfen. Letztere aber offenbart sich ja grade darin, daß sie mehr thut; als wozu sie die Worte des Vertrages verpflichtet. Hätte Hr. E. Münch eine nähere Bekanntschaft mit der katholischen Kirchenverfassung im Königreich Hannover, ja mit der ganzen constitutionellen Verfassung dieses Lan- des zu erlangen gesucht, er würde jene unerwiesenen Be- hauptungen nie gewagt haben.

Zu flüchtigen Schriftstellern erlaubt sich manches hal- tunglose Urtheil; auch im vorerzählten hat sich manche Nachlässigkeit kund, so z. B.: „Eine die Unsicherheit des katholischen Kirchen- und Diöcesanwesens bezweckende Be- stimmung.“ (S. 159). Offenbar bezweckte die Bestim- mung, nicht die Unsicherheit, sondern die Sicherheit; der

Unsicherheit sollte durch abändernde Bestimmungen abge- holfen werden. In dem versprochenen Anhangs und in mehreren hier gelegentlich angeklündigten Schriften hat der Verf. noch mancher gemachte Versprechen zu erfüllen und manche gewagte Behauptung zu beweisen. 25.

Literarische Anzeiger.

Bericht über die Verlagsunternehmungen für 1834 von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe des Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheunng ungewiß.

I. An Zeitschriften erscheint für 1834:

- *1. Blätter für literarische Unterhaltung. (Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.) Jahrgang 1834. Außer 24 Beilagen täglich eine Nummer. Gr. 4. Auf gutem Druckpapier. 12 Thlr. Wird Dienstags und Donnerstags ausgegeben, kann aber auch in Monatsheften bezogen werden.
- *2. Ill. Encyclopädische Zeitschrift vorzüglich für Naturge- schichte, vergleichende Anatomie und Physiologie. Heraus- gegeben von Dlen. Jahrgang 1834. 12 Hefte. Mit Kup- fern. (Bätzsch.) Gr. 4. 8 Thlr.
- *3. Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Her- ausgegeben im Verein mit mehreren Gelehrten von Ernst Gottlieb Gersdorf. Erster Band und folgende. In Heften von ungefähr 6 Bogen. Gr. 8. Auf gutem Druck- papier. Preis eines Bandes von 50 Bogen 3 Thlr. Jähr- lich werden etwa 3 Bände erscheinen. Alle Zusendungen für das Repertorium sind unter der Adresse: In die Expedition des Repertoriums der gesamm- ten deutschen Literatur an die Verlagshandlung zu richten.
- *4. Zeitgenossen. Ein biographisches Magazin für die Ge- schichte unserer Zeit. (Herausgegeben unter Verantwortlich- keit der Verlagshandlung.) Fünften Bandes drittes Heft und folgende. (Nr. XXXV und folgende.) Gr. 8. Sch. Preis des Heftes von 6—7 Bogen auf gutem Druck- papier. 12 Gr. Es erscheint jede 6—8 Wochen ein Heft.

Für literarische Bekanntmachungen erscheint zu dem unter Nr. 1 genannten Repertorium ein Bibliographischer Anzeiger, der jedem Hefte beigeheftet wird und worin die Insertionsgebühren für die Zeile eines Groschen betragen; sowie zu dem unter Nr. 1 und 2 angeführten Zeitschriften fast wöchentlich ein Literarischer Anzeiger, der außerdem noch der „Allgemeinen medicinischen Zeitung“ beige- legt wird. Für die gehaltenen Zeile wird zwei Groschen bezahlt. Gegen Vergütung von 3 Thlr. werden Anzeigen, Anklagen und dergl. von Plättern für literarische Unterhaltung und gegen Vergütung von 1 Thlr. 2 Gr. der Isis oder dem Re- portorium beigelegt oder beigeheftet.

II. An Fortsetzungen und Neuen erscheint:

- *5. Becker (Wilhelm Gottlieb). Augusteum, Deu- tzens antike Denkmäler. enthaltend. Zweite Auflage. Be- zogen und durch Nachträge vermehrt von Will. Adolf Becker. Erstes Heft und folgende. Die Kupfertafeln in Royalfolio, der Text in Großoctav. Subscriptions- preis eines Heftes 1 Thlr. 21 Gr. Das erste bis achte Heft (Jaf. 1—XVIII. und Fort. Bogen 1—20, 1832—33) kosten im Subscriptionspreise 18 Thlr. 18 Gr. In der ersten Auflage kostete jedes Heft 9 Thlr. 16 Gr.
- *6. Bibliothek deutscher Dichter des sechzehnten Jahrhunderts. Begonnen von Wilhelm Müller. Fortgesetzt von Carl Körber. Dreizehntes Bändchen. 8. Auf schönem Schreib- papier Geb. Das dreizehnte Bändchen wird Hoffmannswaldau und Schenkein enthalten. Erstes bis zwölftes Bändchen (1827—30) kosten 16 Thlr. 8 Gr.

Die Fortsetzung folgt.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag.

Nr. 112.

22. April 1834.

Ueber den jetzigen Stand der Geologie.

Dritter Artikel.*)

In der Geologie herrscht fortwährend die größte Thätigkeit. Die rasende Schnelligkeit, womit sie in einigen Jahren an Ausdehnung und Popularität gewonnen, hat ihren Grund in der heutzigen Richtung des Geistes; der sich ebenso eifrig mit den hohen Speculationen der Philosophie, als mit der strengen Beobachtung beschäftigt. Ueberall haben sich Gesellschaften gebildet, um auszumuntern, die Entdeckungen zu coordiniren und die Materialien zu sammeln. Die Gelehrten haben sich in die Arbeit getheilt: einige machen große Reisen, entwerfen den Umriss der Länder, skizziren die Formationen; andere beschäftigen sich mit dem Detail, mit Localbeschreibungen, untersuchen jedes Lager, jede Versteinernng, jedes Mineral auf das genaueste; keine Beschwerde und Gefahr hat die Geologen von ihren Forschungen abgelenkt. Noch vor wenigen Jahren wurden Theorien und Lustschlösser auf irgend ein aus dem Ganzen herausgerissenes Stück Land oder Gebirge gebaut; jetzt ist es, um dem Gange der Betrachtungen und Schlüsse der Forscher zu folgen, nicht mehr hinreichend, die Karte irgend eines Landes oder Erdtheils vor sich auszubreiten, sondern man muß den Pol und den Äquator zugleich umfassen und den Kompaß neben dem Spiegel zur Hand nehmen. Der Gang der Wissenschaft ist so rasend schnell, daß der Unterricht ihm nicht folgen kann; die Elementarwerke werden in einem Jahre alt, und neue Schätze fließen in so reichem Maße zu, daß man Mühe hat, sie zu ordnen, und daß sie, eben weil sie nicht analysirt und classificirt werden können, größtentheils unbekannt bleiben. Der Geolog vom Fach sieht sich genöthigt, eine Menge von Journalen verschiedener Länder zu studiren, wenn er mit den Fortschritten der Wissenschaft gleichen Schritt halten will. In neuerer Zeit sind einige vollständigere Werke über die Fortschritte der Geologie gegeben worden; dem einen derselben findet man im zweiten Bande des Bulletin de la Société géologique de France, er hat den ähmtlichst bekannnten, unermüdetlichen Dr. Boué, eigen sich gewöhnlich in Paris aufhaltenden Deutschen, zum Verfasser und umfaßt die Jahre

1829—1831. Der zweite wurde der Versammlung britischer Naturforscher zu Oxford 1832 von dem berühmten Geologen Conybeare vorgelegt und ist in dem „Report of the first and second meetings of the British association for the advancement of sciences“ (London, 1833) abgedruckt; ihm ist ein geologisches Durchschnit der Gebirgsflüchten durch Europa vom nördlichen Schottland bis zu dem adriatischen Meere beigegeben. Der Aufsatz soll auch im zweiten Hefte des ersten Bandes von Hartmann's „Jahrbüchern für Mineralogie, Geologie, Berg- und Hüttenkunde“ deutsch mitgetheilt werden. Eine etwas ältere, aber sehr vollständige Arbeit dieser Art, die uns jetzt erst zu Gesicht gekommen, ist Bernhardt's „Darstellung des gegenwärtigen Zustandes der Geologie“, eine von der Leyler'schen Stiftung in Harlem gekrönte Preischrift und im 21. Bande ihrer Verhandlungen abgedruckt (Harlem, 1832). — Wenn wir in d. Bl. den Versuch machen, von den Fortschritten der Geologie in dem letzten Jahre nur zu reden, so können wir doch nur das Wichtigste und Interessanteste berücksichtigen.

Wir wenden uns zunächst zu den allgemeinen Werken und stellen die „Principles of geology“ von Ch. Lyell obenan, ein Werk, das diesen klassischen Werke unfehlbar gebührt. Es ist jetzt in drei Bänden vollendet in unseren Händen, und von der deutschen Uebersetzung des Dr. A. Hartmann sind der erste und dritte Band fertig, und der zweite wird bald folgen; Das Original hat ein seltenes Glück gemacht; kaum war der zweite Band vollendet, so war auch die erste Auflage verkauft, und es mußte eine zweite gedruckt werden, die auch bald vergriffen sein wird. Der dritte Band beschäftigt sich hauptsächlich mit Beschreibung der tertiären Formationen, auf welche Epoche die in den beiden ersten Bänden entwickelten Grundsätze angewendet. Diese tertiären Formationen sind von ganz besonderer Wichtigkeit für die systematische Geologie, da die geologischen Ursachen während dieser Periode unter Bedingungen gewandelt haben müssen, die denen, welche zu der jetzigen Ordnung der Dinge gehören, sehr nahe liegen; es liefern daher diese Formationen ein sehr wesentliches Glied, um unsere jetzige Erfahrung mit den Speculationen über den früheren Zustand unseres Planeten zu verbinden. Die secundären und primären Gebirgsarten sind nur so weit betrachtet, als nöthig war, ihre

* Vgl. den ersten Artikel in Nr. 239 u. 240 d. Bl. für 1831, und den zweiten in Nr. 252 f. 1832.

Verbindung mit seiner Theorie darzulegen, und zu zeigen, wie gut ihre Structur durch die Urfachen erklärt werden kann, die, wie er annimmt, noch fortwährend in voller und unverminderter Wirksamkeit sind. Der große Einfluß, den die beiden ersten Bände des Werks auf die neuesten Fortschritte und auf den neuesten Stand der Wissenschaft gehabt haben, wird durch den letzten und wichtigsten Band noch außerordentlich vermehrt werden; und selbst diejenigen Geologen, die von Lyell in einigen theoretischen Ansichten abweichen, werden die Bemühungen des ausgezeichneten Gelehrten dankend anerkennen, der zur Förderung ihrer Wissenschaft so sehr viel beigetragen hat. — Walchner's bereits 1830 (Karlsruhe) begonnenes „Handbuch der Geognosie u. s. w.“ wurde 1833 vollendet. Mit großem Fleiß bearbeitet und eine treffliche Zusammenstellung einer Menge von Thatsachen bildend, nimmt dies Werk einen ehrenvollen Platz in der Literatur ein; jedoch ist zu tabeln, daß Hr. Walchner keine literarischen Nachweisungen gab und die neuern Beobachtungen über die tertiären Gebirge nicht benutzt hat. — Als Elementarwerk ist das, in der deutschen Bearbeitung außerordentlich verbesserte und vermehrte „Handbuch der Geognosie“ von De la Beche, bearbeitet von v. Dechen, unstreitig das vorzüglichste und empfehlungswertheste. Das Original erschien kürzlich in dritter Auflage. — Von Dalwell's „Introduction to geology“ ist kürzlich eine vierte, sehr erweiterte und mit vielen hübschen Abbildungen verzierte Auflage erschienen, die zwar einen Beweis von dem allgemeinen, selbst unter Damen nicht ungewöhnlichen Studium der Geologie in England gibt, jedoch nicht im gehörigen Verhältniß zu dem jetzigen Stande der Wissenschaft steht. — Der vortreffliche Geolog Prof. v. Leonhard liefert zu der, bei Schweizerbart in Stuttgart erscheinenden „Naturgeschichte der drei Reiche“, ein „Lehrbuch der Geologie und Geognosie“, von welchem bis jetzt drei Hefte (24 Bogen) vollendet sind, und das eine nicht un wichtige Bereicherung der geologischen Literatur ist. Dasselbe günstige Urtheil läßt sich von Hrn. v. Meyer's „Tabelle über die Geologie zur Vereinfachung derselben und zur naturgemäßen Classification der Gesteine“ (Münster 1833) fällen. — Dagegen haben Ref. Chaudard's „Eléments de géologie mis à la portée de tout le monde“ (Paris 1833) und Boubée's „Géologie populaire à la portée de tout le monde“ (Paris 1833) mißfallen, und besonders muß er sich wundern, daß Prof. Boubée zu Paris, der bekannte peripatetische Dozent der Geologie, solch Nachwerk schreiben kann. — In England sind neuerlich wieder einige Versuche gemacht worden, unsere geologischen Theorien mit der Bibel in Uebereinstimmung zu bringen, so lächerlich auch solche Versuche dem gesunden Menschenverstande erscheinen müssen! Wir nennen die beiden, übrigens gut geschriebenen Werke Higgins': „The mossical and mineralogical geologies illustrated and compared“ (London, 1832), und G. Fetherstone's „General view of the geology of Scripture“. — Der schon erwähnte Hr. v. Meyer hat „Palaeologica zur Geschichte der Erde und ihrer Geschöpfe“ (Frankfurt a. M. 1832) geliefert,

worin in einer synoptischen Form alle unsere jetzigen Kenntnisse von erloschenen Wirbelthieren zusammengestellt sind, nebst einem sehr vollständigen Verzeichniß aller hierher gehörigen Schriften. Dieses vortreffliche Buch darf in keiner geologischen Bibliothek fehlen. — Unter den neuerlich erschienenen Werken über Versteinungen erwähnen wir: „Abbildungen aus von Schlotheim's Petrefactensammlung mit erklärendem Text“ (Gotha, 1833). Die Schlotheim'sche Sammlung hat der, Kunst und Wissenschaft mit größter Liberalität fördernde König von Preußen für das berliner mineralogische Cabinet um den Preis von 6000 Thln. ankaufen lassen. — Saup „Description d'ossements fossiles de mammifères inconnus jusqu'à présent, qui se trouvent au muséum du Grand-Duc de Darmstadt“. Bis jetzt zwei Hefte. — Deshayes „Description des coquilles fossiles des environs de Paris“. Von diesem wichtigen Werke ist der erste Theil mit 65 lithographirten Tafeln vollendet, und es sind auch schon einige Hefte von dem zweiten Bande erschienen. — Von Zieten „Die Versteinungen Württemberg's“ (Stuttgart), wovon zehn Hefte erschienen sind und zwei noch folgen werden. — Zanker „Beiträge zur Naturgeschichte der Borswer“ (Jena, 1833), besonders wichtig wegen der scheinbaren Darstellung der Trilobiten. — Lindley und W. Hutton „Fossil flora of Great Britain“ (London), bis jetzt acht Hefte. — Kloben, „Die Versteinungen der Mark Brandenburg, insbesondere diejenigen, welche sich in den Kalksteinen und Blöcken der südbaltischen Ebene finden“ (Berlin, 1833), eine wichtige und sehr fleißige Arbeit.

Von den geologischen Beschreibungen einzelner Länder und Gegenden erwähnen wir folgende: Fr. Hoffmann „Ueber die liparischen Inseln“ (Leipzig, 1833). — Pohl „Beiträge zur Gebirgskunde Brasiliens“ (Wien, 1833). — Pusch „Geognostische Beschreibung von Polen, sowie der übrigen Nordcarpathenländer“ (Stuttgart, 1833). Der erste Band dieses wichtigen Werks liegt vor uns, der zweite nebst Atlas wird folgen. — Fitton „Geological sketch of Hastings“ (London, 1833). — Mantell „Geology of the south-east of England“ (London, 1833). — Woodward, „Geology of Norfolk“ (London, 1833). — Passy „Description géologique du départ. de la Seine-inférieure“ (Rouen, 1832). — Kloben, Director der Gewerkschule zu Berlin, hat diesen 1833 als Schulprogramm das sechste Stück seiner überaus werthvollen „Beiträge zur mineralogischen und geognostischen Kenntniß der Mark Brandenburg“ geliefert. — Die von Schropp und Comp. zu Berlin herausgegebene „Geognostische Karte von Deutschland und den umliegenden Staaten“ in 42 Blättern ist kürzlich ungeschaltet worden und jetzt ohne Zweifel das vollständigste und vollkommenste geologische Bild, was je von einem so großen Landstrich; der von Paris bis Warschau und von Berlin bis Stockholm reicht, aufgestellt worden ist. Ausgegeben ist diese Karte hauptsächlich von dem Oberberggrath von Dechen; längst allen Geologen rühmlichst bekannt, und die meisten Angaben dazu lieferte unser berühmter und unermüdlicher L. v. Buch, der sein ganzes thätiges Leben der Ge-

berung einer Wissenschaft gerühmt hat, die an Interesse und an Wichtigkeit keiner andern nachsteht. Die trefflichen Herausgeber dieser großen Karte, auf die Deutschland mit Recht stolz sein kann, werden auch noch bis zur Mitte dieses Jahres dem Publicum ein großes „Geognostisches Uebersichtsblatt von Mitteleuropa“, welches England, Frankreich, Deutschland, Preußen, Oesterreich, Polen, Ungarn, die Schweiz und Oberitalien umfassen wird, vorlegen und dasselbe so wohlfeil geben, daß es einem jeden Geologen zugänglich sein kann. — Zwei andere wichtige Arbeiten sind in Berlin noch im Werden begriffen. Prof. Mitscherlich, der berühmte Chemiker, wird eine „Geologische Beschreibung der Eifel“, welches Gebirge für die Lehre von den Vulkanen so wichtig ist, herausgeben, und Prof. Fr. Hoffmann die Ergebnisse seiner geologischen Forschungen in Italien und Sicilien, welche er mehrere Jahre hindurch anstellte, hoffentlich nur noch kurze Zeit vorenthalten, denn geologische Arbeiten dürfen nicht lange ungedruckt bleiben, weil sie sonst veralten. Der rühmlichst bekannte Geheimeath v. Hoff in Gotha wird uns mit einem dritten Bande seiner classischen „Geschichte der durch Uebertreibung nachgewiesenen Veränderungen der Erdoberfläche“ beschenken und damit die Basis aller gesunden geologischen Folgerungen um ein Bedeutendes vermehren. — Der Engländer Conybeare wird für Lardner's „Cabinet-cyclopaedia“ ein „Treatise on geology“ in einem Bändchen herausgeben, welches gewiß sehr interessant sein wird, und wovon auch bereits eine deutsche Uebersetzung angekündigt ist. Endlich bemerken wir auch, daß die zweite Auflage seines vortrefflichen „Traité de géognosie“ jetzt vollendet ist. — Die längst versprochenen geologischen Karten von Frankreich und von Sachsen, beides Unternehmungen der resp. Regierungen jener Länder, gehören auch noch zu den zu erwartenden Dingen!

Die vielen Zeitschriften und Schriften gelehrter Gesellschaften anzuführen, in denen mehr oder minder wichtige geologische Arbeiten befindlich sind, würde uns hier zu weit führen; wir erlauben uns daher, nur wenige Bemerkungen über diesen wichtigen Theil der geologischen Literatur zu machen. In Deutschland geben Leonhard's und Brunn's „Jahrbuch für Mineralogie und Geologie“ und Karsten's „Archiv für Mineralogie, Geognosie, Berg- und Hüttenkunde“, jenes eine gedrängte, wenn auch späte, doch sehr gute Uebersicht des Wichtigen und Interessanten in der Geologie, dieses liefert vorzüglich gediegene Originalaufsätze. Ein altes wohlbekanntes Journal ist wiedererstand, wie meinen die sonst rühmlichst bekannten „Jahrbücher“ des ehrwürdigen Freih. v. Wolf zu München, die Dr. Hartmann unter dem Titel: „Jahrbücher der Mineralogie, Geologie, Berg- und Hüttenkunde“ (bei Stein in Nürnberg) fortsetzt, und wovon uns ein Heft mit interessanten geologischen Mittheilungen vorliegt. — In England sind besonders die „Transactions of the geological society of London“ (wovon der vierte Band der neuen Reihe bald erscheinen wird); und die an Mitglieder der Gesellschaft ausgegebenen „Proceedings“ (die auch deutsch in Karsten's „Archiv“ mitgetheilt werden) von hoher Wichtigkeit für die Geologie, die, wie schon

erwähnt, in England Lieblings- und Nohestudium ist und in diesem Lande neuerlich die wichtigsten Erweiterungen erhalten hat. — In Frankreich ist in den letzten Jahren das „Bulletin de la Société géologique de France“, welches jedoch nur an die Mitglieder ausgegeben wird, die wichtigste sammelnde Schrift für Geologie. Es ist bis zum dritten Bande gediehet und enthält viel Interessantes und Wichtiges. Ein Theil der „Mémoires“ dieser sehr thätigen Gesellschaft liegt auch vor uns. In der geologischen Gesellschaft zu Paris hat kürzlich ein sehr bitterer Streit zwischen den Herren Dufrenoy und de Beaumont auf der einen, und Cordier und Constant Prévost auf der andern Seite über das Vorhandensein oder Nichtvorhandensein der v. Buch'schen Erhebungskeatere sich entsponnen, der erst im „Temps“ und dann im Institut von Frankreich mit aller Lebhaftigkeit fortgesetzt wird. — Nicht minder wichtig und vortrefflich sind jetzt die „Annales des mines“, von denen seit vorigem Jahre eine dritte „Serie“ begonnen ist, und die jetzt von einer Reihe ausgezeichneter Männer redigirt werden, an deren Spitze der berühmte erste Generalinspector des franz. Bergcorps, Baron v. Billefosse steht. Auch dürfen wir hoffen, daß das vortreffliche „Bulletin“ des Baron Scruillac wiedererstehet. 68.

Die diesjährige Kunstausstellung in Paris.

Seit langer Zeit hat die Kunstausstellung hier kein so heftiges Gezänk in der Schule und in der Welt veranlaßt; selbst die grimmige Aufregung der Parteien, welche das Gezänk über die Associationen angefaßt, vermag nicht, die Aufmerksamkeit, das Interesse des Publicums vom grand salon quarré des Louvre abzugeben; die „Tribune“ und die Regierung bekämpfen sich kaum mit größerer Erbitterung als bei den Angriffen und die Freunde des Hrn. Delaroche. Beide Meister haben eine Hinrichtungsscene zum Sujet erwählt. Bei Ingres sieht man das Opfer erst zum Tode schreiten, bei Delaroche steht der Henker schon da, das Beil in der Hand; man sieht das Blutgeschloß, das Stroh neben dem Block, auf welches die unglückliche Johanna Gray ihr siebenjähriges Haupt niederlegen soll. Schon dieses bewährt unsers Zeichners eine höhere Auffassung bei Ingres, ein festeres Vertrauen auf seine Kunst. Aber äußere Vortheile sind vernachlässigt, man erblickt weder Ketten noch Schwert. Ingres zeigt uns den heiligen Symphorian im Augenblicke, wo er aus den Thoren von Autun zum Richtplatze schreitet; eine etwas verworrene Menge von Zuschauern drängt sich an ihn; voran geht der Vicar, im Hintergrunde ist der römische Befehlshaber zu Pferde und deutet nach der Richtstätte hin. Der Wärter dreht sich nach seiner Mutter um, welche ihn von den Wällen der Stadt ermahnt, und an die Freunde des Himmels erinnert, die seiner warten. Der Heilige ist eine Figur, die ein Gemälde von Rafael nicht verunstalten würde. Ein weißes Gewand verhüllt die in kräftiger Jugend stehenden Glieder. Der Kopf ist im reinsten, großartigsten Style; das schöne blaue Auge leuchtet fromm und heiter über der bleichen Wange. Keine Spur von Uebertreibung; Alles zeugt von ruhiger, anspruchsloser Ergebung; der Heilige sieht nichts als seine Mutter und den Himmel. Diese herrliche Schöpfung ist von den ergründeten Segnern des Meisters unangefochten geblieben. Sonst wird Alles getadelt; da ist kein Fuß, kein Arm recht gezeichnet; die Verzierungen sind zu kurz u. s. w.; und doch ist Ingres der größte Zeichner der französischen Schule; voriges Jahr wurde ihm vorgeworfen, er sei nichts als ein Zeichner. Die Wahrheit ist, daß Ingres, eben um seine Gewandtheit zu zeigen, seinen Personen die schwierigsten und selbstsamsten Gestalten

Literarische Unterhaltung.

Mittwoch,

Nr. 113.

23. April 1834.

Studien und Skizzen zu einer Naturlehre des Staates. Von Heinrich Leo. Erste Abtheilung. Halle, Klotz, 1833. Gr. 8. 1 Thlr.

Es ist merkwürdig, wie der selige oder unselige Napoleon nach seinem Tode noch immer nachwirkt und fortwirkt. So thut es nämlich durch gewisse von ihm ausgegangene Begriffe, die laut Hegel sich selber bewegen und nun fortwährend in der Welt herumlaufen und von sich reden machen. Wollte man in der Gegenwart die ganze Sippchaft solcher Begriffe aufsuchen und in allen Schattenswinkeln derselben, man bekäme ihrer eine große Zahl und fände sie an den verschiedensten Orten, nicht bloß an Höfen, in Bibliotheken, unter Volksversammlungen und Landständen, sondern auch auf deutschen Rathedern. Auf den letztern sollte man dergleichen am wenigsten erwarten, da sie mit dem französischen Machthaber während seines Lebens im Gegensatz gestanden, und ihn sogar eine geheime Furcht eingelegt. Hatte er doch in seiner Abneigung einen eignen Begriff erfunden, den der Ideologie, und ihn die volle Gewalt seiner Verdammniß empfinden lassen! Würde keine Ideologie gewesen — als Ganzheit aller dem Kaiserreich feindseligen Bestrebungen, Gedanken und Rathedern — das Reich stände vielleicht noch. Es ging unter, weil Ideologie zur Ideokratie wurde. Und siehe, jetzt erschallt von einer deutschen Universtität, und dem Herde der Ideologie im Napoleon's Sinn, eine Verdammniß der Ideokratie; denn diese sei nichts Anderes als Jakobinismus, Robespierre's Staat, oder St.-Simon's, wenn der letztere ausgeführt würde! So lesen wir in vorliegendem Buche S. 8 fg. und bedauern fast, daß der alte Fetab der Ideologie solches nicht mehr erleidet; inzwischen würde seine Freude darüber gemüßigt werden, wenn er zugleich hören könnte, die Ideokratie — kein ursprünglicher Zustand — finde sich erst, „wenn eine frühere Verfassung zu solchen gesellschaftlichen Verwickelungen und sittlichen Bewerkungen fortgeführt, wenn die Formen einer früheren Verfassung aus irgend einem Grunde so hohl würden, daß die Menschen darin das ursprüngliche Verhältniß nicht mehr erkennen und im Gegensatz dieses wirklich vorhandenen hohlen Wesens einen, meist angeblich, veränderten Zustand ausfinden; es beginnt die Ideokratie mit irgend einem im sonatistischen Eifer gegen drückende wirkliche Verhältnisse erzeugten Sage.“ Napoleon

mißte dann sich selbst Vorwürfe machen, daß er durch Härte gegen die Wölfer Ideologie und Ideokratie herangezogen. Wiederrum aber könnte er sich damit trösten, sein Wesen sei nicht hohl gewesen, das Bemerkungste sei immer, einer vorhandenen kräftig gehandhabtem Gewalt zu gehorchen, er habe dem ideokratischen Jakobinismus eben in Frankreich ein Ende gemacht, und dies sei die wahre Naturlehre des Staats im Gegensatz zu aller Ideokratie desselben.

Rein, so ist es nicht gemeint von unform deutschen Schriftsteller. Neben der Ideokratie wird zugleich die Aristokratie genannt, als Napoleon's Staat, in jener herrscht der Gedanke, in diesem die sinnliche Gewalt, so wie im Priesterstaat die Furcht vor geistigem Unglück, und in der Bankirerherrschaft das Geld. Diese vier Ständen ruhen auf einem mechanischen Elemente, auf äußerlich geltendgemachter Regel für gesellschaftliche Verhältnisse; auf dem organischen Elemente ruhen die Romandstaaten und Ackerbaustaaten. Wederlei Arten von Staaten können unsystematisch und systematisch sein: jene haben nicht mehr als Eine Richtung menschlicher Thätigkeiten oder eine äußerliche Gesamtordnung; diese geben verschiedenen Richtungen Raum und bilden ein lebendiges Ganze von Ständen und Stämmen. Alle Kämpfe der Elemente in einem und demselben Staat führen entweder zu dem Bruch des einen und zur Herrschaft des andern Elementes, oder es kommt ein organisch-systematischer Staat zu Stande, in welchem der frühere Kampf ein wahres Ende findet, wie z. B. das deutsche Reich vor seiner Auflösung gewesen. Naturlehre des Staats ist die Betrachtung der verschiedenen natürlichen und geistigen Elemente des Staatslebens, wie sie gewissermaßen ein System von Gesetzen bilden und beschäftigen, in dem der Geist der Wölfer gefaßt ist, und sich bewegt wie das Blut in den Adern.

Der Verf. ist etwas schwer zu verstehen in Begriffen und Beispielen. Naturlehre scheint nicht zu passen für den Staat, der die Menschen und ihre Handlungen betrifft, der durch menschliche Einrichtungen, Gesetz, Herrschaft, zu Stande kommt, und für welchen eher eine Kunstlehre zu suchen wäre. Allerdings, heißt es, ist der Staat ein Kunstwerk, „aber ein Kunstwerk göttlichen Ursprungs“. Dies wäre zugleich der Mensch selber. Seine „Entwickelung soll naturwüchsig“ sein, d. h. die frei sich ihm

gegenüberstehende Reflexion hat dann sich keiner noch nicht bemächtigt. Wie so, kann ohne Reflexion und Bestimmung unter Menschen irgend ein gesellschaftliches Verhältnis zu Stande kommen? Können die Menschen menschlich mit einander leben, ohne zu überlegen und zu denken? Das deutsche Reich vor seiner Auflösung soll ein organisch-symmetrischer Staat sein, in welchem der Kampf freier und ständiger sein wahres Ende gefunden. Himmel, welch ein organisches System zwischen dem Kaiser, der in deutschen Landen wenig Autokratie übte, und den unzähligen kleineren und größeren Fürsten, die für sich eigenmächtig regierten; welch eine nichts bedingende Langsamkeit in Regung und Bekehr; welcher lose Zusammenhang des Ganzen; welche Unwissenheit zwischen den einzelnen Theilen, den Reichsgewaltigen, Bischöflichen, Kurfürstenthümern; welche Willkürherrschaft. Keiner Despoten! Dennoch hat sich Verf. zur vorzüglichsten Aufgabe gestellt, der Herabsetzung eines solchen Staatenzustandes entgegenzuarbeiten. Sogar lesen wir über Machiavelli's Buch vom Fürsten: „es sei eine Naturlehre unbeschränkter Fürstenherrschaft, und es solle demselben, um als Bearbeitung eines Abschnitts der Wissenschaft der Naturlehre des Staats im Allgemeinen hingestellt werden zu können, Nichts als eine etwas wissenschaftlichere Form“ (S. 36). Ist aber dies Buch nicht vielmehr eine Kunstlehre des Despotismus, und zwar eine hinreichend satanische, um darüber alle Natur der rechtlichen Ordnung, alle unvergänglichen Verhältnisse der Sittlichkeit und humanen Denkweise in die Schranken zu rufen?

So weit kommt man mit dem Haffe eines Begriffs, hier der Ideologie, welcher von dem einstigen Throne Napoleon's auf die deutschen Ratheher umgeschlagen. Früher nämlich hat man den Staat bloß durch menschliche Vernunft entstehen und fortbilden lassen, jetzt soll er von Natur anstehen und fortwachsen wie jedes Kraut, und dadurch vernünftig sein. Beides scheint gleich unangemessen, denn Natur und Vernunft sind zwei Genossen, welche ohne einander in der Menschenwelt nicht bestehen können. Unheil erwacht, wenn gewisse abstracte Begriffe unter dem Namen der Vernunft alles Bestehende revolutioniren, und wenn die bestehende Natur zu gar keinen wesentlichen Begriffen kommen will. Bei aller Vernunftorganisirung werden Naturverhältnisse, Sitten u. s. w. vorausgesetzt, bei allen Verhältnissen und Sitten ein Geist, der sie ordnet. Die Feinde des Guten sind eine rohe wilde Naturkraft und eine diabolische Vernunft. Erstere soll beherrscht werden, und gegen die letztere hat sich die menschliche Vernunft möglichst zu wehren, da sie nicht gleich der göttlichen die Widersacherin zur Hölle senden kann. Daraus entsteht dann immer wol ein Unvollkommenes, aber zur Zeit und für den gegebenen Zustand höchst Erfreuliches. So unter Andern wird der Gedanke einer constitutionellen Monarchie gefunden, den der Verf. (S. 49) als einen Haupttheil des politischen Unsinn der neuern Zeit zu bezeichnen scheint und ihn in den der kändlich-organischen Monarchie verwandeln will — welche Verwandlung eben nichts gegen sich hat — mit welchem

Gedanken denn das Reich Gottes nicht vom Himmel kommt, aber doch manche Neufreien der Nacht abgeholt werden. Hätten die Engländer, von deren historischer Erziehung dieser Gedanke in das übrige Europa eingebracht, in ein bloßes Wahnbild sich vergeret? Ihr Werk wird neben dem deutschen Reich (S. 29) gelebt, und rücksichtlich Montesquieu's (S. 49) getadelt. Da Ladel trifft nämlich die Trennung der drei Gewalten, welche Montesquieu in der englischen Staatsverfassung glücklich ausgeführt findet. Was hindert, letztere unter solchem Begriff aufzufassen? Das sei nur ein Abstract, sagt der Verf. Als ob nicht alle Begriffe abstract wären! Weil sie es sind, kann Niemand so leicht mit diesen Begriffen einen Staat zusammensetzen. Aber die Begriffe laufen doch um in der Welt, wie wir von der Ideologie gesehen haben, und erwecken Liebe und Haß.

Was dem Verf. nur anseer Mädchen Erbes gehen haben! Er unterscheidet eine natürliche, sittliche und un-sittliche Ehe. In der letztern wird die sentimentale, als rein subjectives Verhältnis durch die Liebe geblüht; die andern können durch Kauf, durch Mißgiff, durch politisches Verhältnis oder um Gottes willen; zu Stande kommen. Nun heißt es, die sentimentale Ehe sei noch von gefährlichem Einfluß für die Kinder als das Concubinat, sie raube dem Mann seine Stellung als Herr der Frau, das habe die heillose Folge einer unnatürlichen Stellung unserer Mädchenwelt, deren Individuum (statt wie ehemals von der Gesellschaft ausgeschlossen, in ihrem eingeengten Leben zu strengem häuslichen Dienst und zur frommen Demuth, angehalten zu werden), ohne in der Regel auch nur so viel Ernst gezeigt und so viel Mühen getragen zu haben, wie ordentlichweise ein Quackner, doch zu so großen, ja beinahe größeren gesellschaftlichen Präensionen berechtigt sein wollen als ältere Frauen“ (S. 84). Einzelne Beispiele ausgenommen, die vielleicht bei Abfassung dieser Stelle nachschweben mochten, ist die Artlage ungerecht, wenigstens bei guter häuslicher Erziehung in Deutschland, und eine klösterliche Abgeschlossenheit des heranwachsenden weiblichen Geschlechts wird keine bessere Ehegattinnen geben. Vielmehr ist in der höhern Achtung und gefelligen Bildung der Weiber ein Fortschritt europäischer Cultur zu entdecken, dessen theilweise Ausrottungen gegen die Vortheile nicht in Betracht kommen. Will man einräumen, daß in neuern Zeiten sich die Jugend überhaupt zu laut gemacht, daß sie weniger beherzt als lehrend sein will und das Alter in Schatten stellt, so stammt dies weniger aus Sentimentalität als aus hoher Phyllokratie, welche seit der französischen Revolution in allen Staatsverhältnissen sichtbar geworden. Im Vergleich hiermit eine strengere Kinderzucht für besser zu halten, wodurch die rohe Jugendkraft in gebührende Schranken zurückgeführt wird, kann nur Bestimmung finden. Ein Gleiches gilt von der lockern Art des Dienstverhältnisses, wozu es in Nordamerika gekommen, indem sonst die Würdigung desselben gegen ehemals strengere Zustände im Allgemeinen als Verbesserung des Familienlebens zu betrachten ist.

Ueberrumpfung, wiewol der Verf. ein gewisser Trost gegen die blutige Beschaffenheit andeuten will, welche die erste Idee seiner Wahrheit hat, aber doch noch von einer gewissen Besänftigung bedarf. Rückfichtlich des enthymen stellt er das ererbte höher als das erworbene, es fehlt eine passende Beziehung zu dem Stoffstand, welcher dieses durchaus nicht, sondern nur die rationelle des rikanischen, oder die gemeinschaftliche des modernen ist.

Im letztem Fall blühet keine historische Critik an Grund und Boden, es fehlt alle Poesie im Volk, Märchen- und Sagenwelt der Kinder, die mythischen Lehren zu Feld und Wald. Ergeist die Fabrikation den Landwirth, so ist Geld zu gewinnen der große Anspruch; man sieht in Regen und Sonnenschein nicht je Gottes milde segnende und strafende, Ausfertigung gegen den Menschen, sondern Naturerzeugnisse, deren Folgen mit verändertem Anbau u. s. w. zum Theil ausweicht, ihr und wiederum nicht wahr, denn es hat fast das sehen, als ob rationale Landwirthschaft und Fabrikation nicht mit Allglossen und poetischem Sinn bestehen. So auch heist es über Conscriptio zum Kriegsdienst: „in der Ideokratie stellt sich Alles auf die schroffste Art, und ein Mensch muß entweder den Bedürfnissen liegenden oder liegendwollenden Idee leben, oder ist nicht je würdig, Bürger, ja unter Umständen, nicht einmal mensch zu sein. In der Wirklichkeit am schnellendsten sich diese Theorie unter Robespierre's Herrschaft herstellte, wo wirklich die unwürdigen Bürger menschlich abjanz, d. h. auf die Guillotine geschickt wurden. Das Kriegsdienst zu tragen sei zu Vertheidigung der Gegend, ganz in der Ordnung, daß man aber in der neuesten auf alle Fälle Militärdienst, d. h. Kriegsdienst zur Ueberpflicht gemacht hat, ist eine Folge ideokratisch-revolutionärer Zustände, und die historisch-politische Entzelenung des Conscriptiogesetzes wird sein, daß sich über y oder kurz die wesentlichen, organischen Unterchiede Stände aufheben, und ein mechanischer atomistischer stand sich herstelle.“

Wäre es auch nur der Gegensatz, in welchen der es sich mit vielen Lieblingsmeinungen unserer Zeit stellt, würden schon dadurch seine Studien lehrreich; denn hat ein Zeitalter ganz Recht, so wenig wie ganz Unrecht. Als Elemente des Staates werden von ihm in den Capiteln betrachtet der Mensch selber in seinen Milienverhältnissen, das Grundgesetz, die Religion, der Sieg, die Furcht (Priesterehrlichkeit), und sich die Ansicht. Die letztere ist Ideokratie, Fanatismus, daß das ganze Leben, alle seine Forderungen, Bedürfnisse und Einrichtungen einer dominierenden Ansicht n Opfer gebracht werden. Die französische Revolution sich während des ersten Abschnitts ihrer Dauer ganz ideokratisch entwickelt. Man brachte die Vertreter des alten Zustandes dahin, jene Principien anzuerkennen. Durch Diskussionen über diese Principien bildete sich die Ansicht schärfer aus, die Menschen seien gleich berechtigt, gleich gleich frei, und das Königthum sei ein menschlich würdiger Zustand. Die neue abstractere Ansicht schuf

sich die Organ: am Jakobinismus, Alles, was als Ideokratie der Gleichheit auftritt, ist nur zu Boden. Jedem dieser Bestand der Gleichheit unbillige Interessen verleiht, mache man die Forderung der Aufopferungsfähigkeit des Einzelnen, für das Ganze hinzu. Dieser Forderung der Union: ist die Grundform zum Opfer. Gegenstand man durch, umsojunge Das ist ein und zu denken, was die Majorität des Volks verlangt. Als diese Idee Wirklichkeit immer mehr, nur als Organ eines Mannes, Robespierre's, erschien, sehen sich grade Die, welche ihm am nächsten standen, am meisten gefährdet, und so unterlag endlich der Vertreter der Gleichheit, Union und Zugrund. So hatte die erste dialektische Reihe der französischen Staatsformen in der Revolution grade zum Entgegengesetzten von Dem geführt, was man gewollt hatte, statt der Herrschaft menschlich wofolstehender, Freiheit gebührender Theorie hatte man Ertrag der physischen Kraft, gewonnen. Ideokratie ist kein natürlich Erwachsendes, sie entsteht als Theorie durch ein im bestehenden Zustande nicht gestilltes Bedürfnis. Der schlechte Haushalt war in Frankreich dieses Bedürfnis.

Ref. hat diesen dialektisch angeordneten Verlauf der französischen Revolution mit besondem Vergnügen auch deswegen gelesen, weil nach Dialektik überhaupt alle selbstbewegenden in der Welt herumlaufenden Begriffe umschlagen müssen und alsdann in die Geschichte eintreten; so muß das Sein ins Nichts umschlagen, damit ein Werden entstehe, das Gute, muß ins Böse, das Schöne ins Häßliche umschlagen, damit eine Schöpfung und Erscheinung derselben sich bemerke; so kann auch muß Ungleichheit umschlagen in Gleichheit, damit das rechte Maß belbet für den Staat hervorgehe, und in diesem Bedürfnis oder vielmehr dieser dialektischen Noth (Mißverhältnis der privilegierten Stände des Clerus und Adels zum dritten Stande) lag der Grund französischer Revolution mehr noch als im schlechten Haushalt. Eben darum folgert aber Ref. das Entgegengesetzte des Verf.: die Ideokratie ist ein natürlich Erwachsendes, aus der höhern Natur nämlich der Begriffe, die aller niedern Natur der Sachen zum Grunde liegt, notwendig Erzeugtes; und deswegen hat die französische Revolution immer zum Entgegengesetzten Desjenigen geführt, was man gewollt, die Advocatideokratie Robespierre's hat umschlagen müssen zum ersten Militärherrschaft Napoleon's, diese wieder rückschlagen müssen ins Privilegienreich der Bourbonen, dieses wieder umschlagen in die Ideokratie der Chartre. Nach dialektischem Begriffsinnt mußte Napoleon alle Ideologie lassen; seit er verschwunden, werden seine Gegner, die Ideologen, nach demselben Instinkt zu ihrem Gegensatz umschlagen, und vielleicht sogar, wie schon zum Theil gesehen, den Todten von St. Helena leben. 9.

Paris. Fragmente aus seinen Theaterleben von Edward Ferrmann. München, Jaquet. 1833. 8. 1 Theil. 10 St.

Der Verf. früher Schauspieler in Leipzig, Augsburg und Königsberg, ist und durch zwei anfallige Besuche, den Karl

und den Franzosen, welche zu Paris und in Paris lebten, freudig zu begrüßen, bemerkenswerth geworden. Die Schlußreden im Eingange dieses Buches kündigen seine frühere theatralische Laufbahn, wobei es mit erfreulicher Selbstkenntnis seines damaligen Lehrers, allgegenwärtiger Besen und allgütiger Schlichter getraut, und befaßt sich sodann mit der Beschreibung seines vergangenen, vornehmsten Stages angeführten ersten Versuches. Was diese erste Rechtfertigung anlangt, so müssen wir ihn von allen Dingen erwidern, daß wir trotz aller Mühsal, so ein die wahre Kunst unwürdiges Kunststück zu nennen, wenn ein Schauspieler nicht sich widersprechend trotziger Hauptrollen annehmen will. Ganz abgesehen von der Ausführung, die durch diese mechanische Freilichkeit allenfalls die Menge blenden, den Kenner aber gewiß nicht befriedigen kann, hat es die Kritik hauptsächlich mit der Idee zu thun. Glaubt ein Schauspieler vornehmlich — das Physische kommt hier nicht in Betracht — im Stande zu sein, zwei tragische Charaktere zu gleicher Zeit gleichzeitig zu entwickeln darzustellen, so bewirkt er durch diese Selbsttäuschung, daß er sich zu dem Begriffe seiner Aufgabe gar nicht erheben kann, denn dieselbe ist doch eben, den vollen Menschen wiederzugeben, sich ganz in den gegebenen Charakter hineinzulassen, und der Künstler wird und darf so wenig zweier Rollen Dastun zu gleicher Zeit leben, als Karl Moor zugleich sein Bruder oder umgekehrt dieser jener sein konnte. Der bekanntere Künstler wird unmöglich glauben, daß er irgend eine Rolle, die er übernimmt, vollkommen spielt. Er wird demnach auch nicht ableugnen, daß er, wofür er zwei Rollen zusammen spielt, die Kräfte, welche er auf die zweite wendet, der ersten entzieht, also nachmangelhafter als überhaupt spielen wird, und schon aus diesem einzigen Grunde ist Herrn Zerrmann's Versuch verdammenswerth, wenn er verfolgte damit, nichts geringeres als einen Beweis der Kunst, sondern lediglich einen tour de force von Kunststück, wobei seine höchste Aufgabe dies war, nicht heiter zu werden und nicht aus der einen Rolle in die andere hineinzuspielen. **Herrn Dr. Zerrmann sagt:** „Was er Verbe-Rollen nicht erklären könnte, habe er durch mich, was ihm seine in dessen Leistungen sei als bei ihrer Vereinigung, so bewirkt er, kaum immer nicht, daß er nicht beide überhaupt schlecht gespielt hat.“ Der vermerktlich von ihm ist seinen Versuch geführte Beweis ist eben nur ein vornehmlicher verunglückter Versuch, sich die Sache selbst klar und deutlich zu machen. Ebenso wenig ist es statthaft, daß er zu seiner Rechtfertigung an zwei Lustspiele, den „Schauspieler wider Willen“ und die „Dreilinge“ verapert, die doch an und für sich auch nichts weiter als Kunststücke sind. Ein echtes Lustspiel wie etwa die „Komodie der Zerrungen“ löst keineswegs zu, daß ein Schauspieler zwei Rollen abennimmt; und doch ist ein solcher fremdlicher Charakter als der Darsteller immer noch eine von einer tragischen Nebenrolle, wesentlich verschiedene Aufgabe. Wie kann Kunst der Schauspieler mit dem Dichter verglichen werden, bei so gewissermaßen ganz des Dichters Statt einnimmt, welcher sich allerdings in mehr als einem Charakter versetzen muß. Wie glauben übrigens gerade aus dem einzigen Bestehen des Herrn Zerrmann, seinen Versuch zu rechtfertigen, das Borgelicht seines Irrthums zu erkennen. Wie hoffen, daß ihm so ist, und daß sich früherer Gang zu Versuchen, die an sich recht ehrenwerth sind, wenn sie dem Anfänger schicklichen, auch wol zu entschuldigen sind, sich in einen ersten Kunstverfuch verketten werde, wie er denn seinen Willen und seine Sehnsucht nach tüchtigen Leistungen von Schlusse seines Buches verhandelt.

Wir wünschen ihm Glück, daß er seinen dritten beabsichtigten Versuch, auf der englischen Bühne sein Glück wie auf der französischen zu versuchen, nicht ausgeführt hat, denkt er würde doch ebenso fruchtlos wie dieser ausgefallen sein; denn das Dr. J. zu zeigen Dants. Auf dem Theater von London gelangt hat, bewirkt nicht, daß er dem französischen Publikum auf die Dauer genügt haben würde. Die Bedenken, die er selbst ebenfalls ausdrückt, scheinen gegründet, und ein großer Theil der

Wichtigkeit, welche man seiner Leistungen in Paris aufzuzählen sollte, müßte sich auf die Leistungen im Bereich der klassischen Tragödien, Komödien und der Parodien der Komödien nach etwas Neues zu stellen sein. Wie empfahlen das Buch als ein sehr unterhaltendes. Es schildert das pariser Theaterwesen recht anschaulich. Der Verf. Bemerkungen über die Schauspieler und die verschiedenen Rollen, welche sie spielen. Seine allgemeinen Bemerkungen des Lebens in Paris, was der König der langen Jahre, und überdies findet man ein interessantes, was er erzählt, was die Beste des Ganzen: „Reine-mathematischen Studien in Paris“, die nicht als Novellen geboten wird und dennoch vielen sogenannten Novellenfreunden unserer Zeit als Muster dienen kann.

Alte, Dr. B. Der gewöhnlich, welche als apostrophisches lyrischer Künstler in seinem deutschen Vaterlande lebt, fand in der Fremde gesammelte Erfahrungen und Einsichten auf der großen Straße der Kunst nur ja recht nützlich und anwendbar. Wir haben aus einem Buche des „günstigen Besprechers“ gefaßt, daß Herrmann's Versuch nicht als B. Hugo. Man kann seinagehen, wie ihm Dants in der Poetik sagen, was er von dem Leben seines letzten Schicksals sagt:

Ballade à la lune par Alfred de Musset.

Wir haben schon öfters dieses leichten, übermüthigen Dichters erwähnt, der die Verhöhnung aller Ertümelungen, des Bastardes und des sogenannten guten Geschmacks wol zu Zeiten nicht noch weiter treibt als B. Hugo. Man kann seinagehen, wie ihm Dants in der Poetik sagen, was er von dem Leben seines letzten Schicksals sagt:

Seul il marchait tout nu dans cette mascarade
 Qu'on appelle la vie, en y parlant tout haut:
 Tel que la robe d'or du jeune Alcibiade
 Son orgueil indolent du palais au ruisseau
 Traînait derrière lui comme un royal manteau.

Wichtig von einem Herrn warf er des Kunstrichtigen folgende festsche, bewachte Ballade hin, über die sich ein Abergelächel erhob, wie es sonst nur Herrn Hugo zu erregen gelingt; da indes die Claffier bald merkten, daß man sie zum Besten hatte, und daß es nur eine Mystification war, so legte sich der Lärm augenblicklich, und dieses portische Skandal ist wenig bekannt geworden, daher wir es hier mittheilen, in der Uebersetzung, nach dem Dichterschem, wie es gefallen zu thun.

Ballade à la lune.

C'est dans la nuit brune,
 Sur le clocher jauni,
 La lune,
 Comme un point sur un i.
 Lune, quel esprit sombre,
 Promène au bout d'un fil,
 Dans l'ombre
 Ta face et ton profil?
 Reins Noël en quel bergne?
 Quel ocherubin cassard
 Nous lorgne
 Sous ton masque blafard?
 N'es tu rien qu'une boule,
 Qu'un grand faucheur bien gras
 Qui roule
 Sans pattes et sans bras?
 Qui t'avait éloigné
 L'autre nuit? mais tu
 Cagne
 A quelque arbre pointu?

Literarische Unterhaltung.

Donnerstag,

Nr. 114.

24. April 1834.

Erzählungen von Ernst Raupach. Leipzig, Cnobloch. 1833. Gr. 12. 1 Bdr. 16 Gr.

Da Herr Raupach sich eines gewissen Ansehens erfreut, so scheint es angemessen, über die vorliegenden Arbeiten etwas ausführlicher zu berichten, als der Werth derselben an und für sich bedingen würde.

Wir erhalten hier sechs Erzählungen, sehr verschieden an Inhalt und Form. Wir müssen dieselben einzeln näher betrachten, ehe wir uns ein Gesammturtheil über die Darstellungsweise des Verf. gestatten.

Der Held der ersten Novelle: „Die schöne Mätlerin“, wird uns als ein absoluter Laugennichts vorgestellt. Er ergibt sich, wie der Verf. sagt, dem dolce far niente des Dilettantismus in Kunst und Wissenschaft, betreibt aber diesen Dilettantismus mit einer so vollständigen Trägheit und Geistlosigkeit, daß er nicht einmal gute Schauspieler gern sieht, weil der Genuß derselben „geistige Thätigkeit verjage, von der man sich doch gerade im Theater erholen will, selbst wenn man keine habe“. Wenn ein Geschäftsmann das Theater als Erholungsort betrachtet, so werden wir ihm zwar nur wenig Bildung zugestehen, aber nichtdestoweniger uns dahin beschreiben müssen, daß er in seinem Kreise thätig sein könne. Wenn aber ein „Dilettant in Kunst und Wissenschaft“, den Genuß guter Kunstwerke meidet, weil sie seine Aufmerksamkeit einigermassen in Anspruch nehmen, so ist er entschieden geistlos und nichtswürdig. Ein solcher Mensch kann nun auch durchaus nicht vernünftig handeln, denn hierzu gehöret eine noch ernstere Aufmerksamkeit als die, welche der Genuß eines Kunstwerks erfordert. Und wirklich benimmt unser Held sich zunächst einfältig genug. Er verklebt sich auf recht geistlose Weise in eine ganz gewöhnliche Theaterbirne, welcher natürlich nicht einfällt, daß sie ihm länger angehöre, als er eben bei ihr ist. Der Held aber, welchem nicht nur, wie der Verf. sagt, Erfahrung, sondern auch gesunder Menschenverstand und die fünf Sinne abgehen, bildet sich ein, sie liebe ihn, geräth in Wuth, als er vom Gegentheil die Ueberzeugung erhält, und wird dafür nachthürlich wie ein dumme Junge von der Sängerin behandelt und fortgeschickt. Bis hieher hat es den Anschein, der Verf. wolle die Verirrungen und Thorheiten eines aufgeblasenen, geistlosen Menschen schildern; doch das Blatt wendet sich plötzlich. Die ganze zweite Hälfte der No-

vells enthält durchaus nichts der Art und steht mit der ersten in durchaus keiner Verbindung. Diese zweite größere Hälfte ist nämlich eine ganz gewöhnliche, bedeutungslose Geschichte. Der Held verklebt sich zum zweiten Male, wird zwar durch die List eines Nebenbuhlers einige Zeit hindurch von der Geliebten entfernt, entdeckt aber zuletzt den Betrug und heirathet sein Mädchen. Diese Begebenheit ist durchaus ohne alles psychologische und poetische Interesse, und man sieht deutlich, daß der Verf. sie nur für ungebildete Leser berechnet hat, welche nichts Anderes wollen als raschen Wechsel der Begebenheiten. Auch der Held ist ein ganz Anderer als in der ersten Hälfte. Dort hatte er doch noch einige Bestimmtheit, wenn auch, wie wir gesehen haben, eine sehr unthätigste; in dieser zweiten Hälfte aber ist er ein ganz unbestimmter, gewöhnlicher Romanheld, welcher nur eben dazu taugt am Ende zu heirathen. Und doch ist ein Band zwischen beiden Geschichten vorhanden, nämlich folgendes. Der Held wird im Verlaufe der Erzählung einige Male in das Theater geführt, und jedesmal wird „Die schöne Mätlerin“ gegeben, und jedesmal wundert unser Held sich über dieses seltsame Zusammentreffen und nennt zuletzt jene Oper sein Schicksalsspiel. Diefen wohlfeilen Witz hat Hr. Raupach für so schön gehalten, daß er sogar den Titel der Novelle von ihm entnahm. Die einzige, einigermaßen ausserordentliche Figur in dieser Erzählung ist die Sängerin, die erste Geliebte des Helden. Hier ist es dem Verf. gelungen, nachthürlich und poetisch zugleich zu schildern. Diese Sängerin in ihrer natürl. Frechheit ist in der That die wunderbarste und in höhern Grade sogar die künstlichste Person in der ganzen Novelle; denn sie weiß doch, was sie will, während die Andern sämmtlich in bewußtloser Erdbeutlichkeit vegetiren.

Alles, was wir in der ersten Novelle tadeln mußten, findet sich noch schroffer in der zweiten: „Der Professor“, wieder. Der Dichter selbst gibt uns als Moral dieser Erzählung den Satz an, „daß innere Herrlichkeit verbunden mit Schwäche und Trägheit der Vergnunft und des Willens die gewöhnliche Ursache der Uebertritts gebildeter Professanten zum Katholicismus sei“. Und in Wahrheit ist die Begebenheit, welche hier erzählt wird, ein Pfahl von Erbärmlichkeiten und Abergelheiten und durchaus nicht werth, Gegenstand künstlerischer Behandlung zu werden.

Der Verf. hat das Gefühl und dadurch zu verbessern geglaubt, daß er die Charaktere als in gewisser Beziehung geistvoll beschreibt. Dadurch wird aber Alles noch schlimmer; da nämlich die Handlung selbst in ihrer Kleinlichkeit unversehrt bleibt, so stimmt die Beschreibung der Personen gar nicht zu ihren Handlungen. Es wird nicht nur die Einheit des Gesichts durchaus gestört, sondern es fällt auch ein unangenehmer Verdacht auf den Erzähler. Da nämlich Personen, welche sich abern und zum Theil niedersüchtig benahmen, geistvoll genannt werden, so drängt sich der Argwohn auf, daß der Erzähler nicht wisse, was Geist sei, und, was hier ziemlich dasselbe ist, selbst keinen habe. Derselbe Widerspruch findet sich aber sogar in den Beschreibungen des Verf. selbst wieder; oft vernichtet die folgende Zeile, was die vorhergehende gesagt hat. Der Held der Novelle wird z. B. folgendermaßen beschrieben (S. 56):

Schon als er mit einundzwanzig Jahren von der Akademie heimkehrte, zog er Aller Augen auf sich, nicht allein, weil Geburt und Reichthum ihm ein glänzendes Loos und bedeutendes Einkommen auf das öffentliche Leben versprochen, sondern auch, weil seine vielseitigen Kenntnisse und eigenthümlichen Ansichten ihn den Männern, seine schöne Gestalt und treffliche Unterhaltungsart den Frauen empfahlen. Keinen bewunderten und erstarrten je mehr und mehr, das schon Erworbene, begünstigten aber auch die natürliche Unruhe seines Geistes. Aus der tiefsten Einsamkeit einer Gebirgsgegend stürzte er sich in das Gewühl der gedruschvollsten Hauptstadt; bald schweigte er wochenlang mit der zügellosen Jugend, bald saß er ebenso lange emsig arbeitend in einer Bibliothek oder in einem Museum.

Wie hierher stimmt noch Alles zusammen; ein geistvoller Mensch, dessen Charakter noch nicht ausgebildet ist, kann sich allerdings auf ähnliche Weise darstellen, und an dieser Schilderung ist daher nichts auszusagen, als daß sie durchaus keine Eigenthümlichkeit hat. Sie ist weiter nichts als ein fast- und farblosler Auszug aus andern Beschreibungen geistvoller, aber unruhiger Köpfe. (Namentlich erinnert sie stark an den Helden in Friedrich von Schlegel's meisterhafter, aber vom Stumpfsinn vielfach verunglückter „Lucinde“.) Aber was nun folgt, wirft die vorige Beschreibung ganz wieder um: „Er war Maler, Tonkünstler, Dichter, Gelehrter und Philosoph, vor Allem aber ein Schönredner, der über Kunst und Wissenschaft ungleich besser sprach, als er beide handhabte.“ Daß der Held über Kunst besser spricht, als er sie handhabt, nimmt uns nicht Wunder, denn das bezeugt Jedem, der mehr Kenner als Künstler ist. Daß er aber auch über Wissenschaft besser gesprochen, als sie gehandhabt habe, ist entweder eine vollständig sinnlose Behauptung, oder enthält den Vorwurf entschiedener Geisteslosigkeit. Denn wer einigermaßen verständig über Wissenschaft spricht, handhabt sie ja schon; denn verständig Sprechen über etwas ist ja eben eine wissenschaftliche Thätigkeit. Wer über irgend etwas, geschweige denn über Wissenschaft selbst, spricht, ohne seine Vernunft, seine wissenschaftliche Thätigkeit in Anspruch zu nehmen, oder „ohne die Wissenschaft zu handhaben“, kann nur entweder vollständigen Unsinn schwätzen, oder etwa einige hergebrachte Phrasen nachbeten. Daß der Verf. den Helden, den er

soeben als geistvoll geschildert hat, hier als geistlos darstellend wollte, bezweigt überdies schon der verächtliche Ausdruck: „Schönredner“.

Und doch ist dies nicht etwa nur eine einfache Redensart, die dem Dichter zufällig entfallen wäre. Vielmehr wird jener Held wirklich nicht nur in seinen Handlungen, sondern auch in seinem Raisonnement als geistlos dargestellt. Diese Anfänge äußert er sich bei Stellen wie der personifizierte Stumpfsinn. Man bezog unter Andern folgende Worte (S. 58): „Die heilige Form des Tempels verspricht dir den heiligen Dienst irgend einer Aphrodite, eines Apolls, und du findest in düstern Labendienst des Bekrenzigen, und gleich darauf S. 59: „Besten hast du andachtsvoll vor einer heiligen Jungfrau oder einem segensreichen Christus, wenn nicht lässlich, doch geistig geknetet, und heint erst eine Venus, eine Leda mit dem Schwanz, ein Juno mit dem Adler unwillkürlich deine größte Sinnlichkeit.“ Ist das nicht die Sprache der entschiedensten Bornetheit, der vollendeten Geisteslosigkeit? Die Religion der modernen Welt ist ein düstere, Todendienst, die der antiken Welt erregt größte Sinnlichkeit! Sollte man nicht meinen, Hr. Hauptmann habe einen jener vollständig bestimmungslosen, reisenden Narren schildern wollen, von denen unter Andern Balbinger in seiner Novelle: „Die heilige Woche“, ein treffliches Bild gibt? Und doch wird diesem Menschen Geist zugeschrieben! Muß man nun nicht auf den Gedanken kommen, daß Hr. R. selbst die entschiedene Geisteslosigkeit dieser Ansichten nicht einsehe, da er sie für einigermaßen gegründet halte, sie also in gewissem Sinne theile? Sollte man das nicht um so mehr glauben, wenn man bald darauf liest, daß der Begleiter des Helden, eine Figur, welcher der Verf. sichtlich seine eigene Ansicht in den Mund gelegt hat, sagt, das Volk stehe in Italien mit der Natur (!) wie mit der Kunst in Widerspruch? Ist diese Phrase wol minder geistlos als die vorhergehenden?

Aber noch schlimmer, als das Raisonnement dieser Helden sind seine Handlungen. Er kommt nämlich mit einer jungen Keblissin zusammen, welche ihn zum Katholicismus bekehren will, und faßt den Vorsatz, sie zu Ewigem dafür zu verfahren. Dieser Vorsatz an sich ist so unwahrscheinlich und entsehrlich nicht; die Entsehrung und Ausführung desselben wird aber so geschildert, daß letztere als eine wahrhaft teuflische Niederträchtigkeit erscheint. Wenn nämlich die Keblissin als eine die Sinnlichkeit jugendweise aufregende Schönheit geschildert, wenn ferner gesagt würde, der Verführer sei eigentlich durch sinnliche Begierden zu seinem Vorsatz verleitet worden und habe nur etwa, um das Abenteuer sich pikant zu machen, den schönen Einsatz, die Proselytenmacherei auf diese Weise zu bestrafen, hinzugefügt, so hätte Alles einige Wahrscheinlichkeit. Statt dessen läßt der Verf. jenen Vorsatz ganz in dem Verstande des Helden entspringen. Dies verführt das Mädchen nur deshalb, weil er es überredet findet, daß sie sich erstreckt hat, ihn, „der doch durchaus nichts Phantastisches blicken lasse“, bekehren zu wollen.

Damit und aber die ganze Handlung ja recht würdig und unumstößlich erscheine, wird uns der Held als ein bereits abgetriebener Wüstling geschildert, „er hätte“, heißt es S. 63, „der Liebesabenteuer schon zu viele bestanden, um noch länger darnach zu sein“. Noch widerwärtiger aber stellt die Ausführung jenes Vorhabens sich dar. Selbst Mephistopheles ist zuweilen gerührt, wenn er Gretchen in ihrer Unschuld dem Verderben entgegengehen sieht; aber Mephistopheles ist freilich auch das Geschöpf eines feinfühlenden Dichters! Hr. R. hat stärkere Nerven, er hält es nicht für nöthig auch nur zu erwähnen, daß seinem Helden zuweilen eingefallen sei, es sei denn doch eine entsetzliche Niederträchtigkeit, einen so unschuldsvollen und liebendwürdigen, frommen Eifer aus bloßer Verstandesbosheit so bitter zu kränken. Daß dieser Held sich auch der abscheulichsten Heuchelei, nämlich eines scheinbaren Eingehens in die religiösen Ueberzeugungen der Bekehrerin, als eines Mittels für seinen Zweck bedient, nimmt uns nicht mehr Wunder, obgleich er sich auch hierdurch als einen gemeinen Bösewicht beurkundet. Man sieht übrigens leicht, der Verf. ließ nur deshalb zu allen diesen Verköstlichkeiten so bitter zu kränken. Daß dieser Held sich auch der abscheulichsten Heuchelei, nämlich eines scheinbaren Eingehens in die religiösen Ueberzeugungen der Bekehrerin, als eines Mittels für seinen Zweck bedient, nimmt uns nicht mehr Wunder, obgleich er sich auch hierdurch als einen gemeinen Bösewicht beurkundet. Man sieht übrigens leicht, der Verf. ließ nur deshalb zu allen diesen Verköstlichkeiten so bitter zu kränken. Daß dieser Held sich auch der abscheulichsten Heuchelei, nämlich eines scheinbaren Eingehens in die religiösen Ueberzeugungen der Bekehrerin, als eines Mittels für seinen Zweck bedient, nimmt uns nicht mehr Wunder, obgleich er sich auch hierdurch als einen gemeinen Bösewicht beurkundet. Man sieht übrigens leicht, der Verf. ließ nur deshalb zu allen diesen Verköstlichkeiten so bitter zu kränken.

Und doch ist alles dieses nur die eine Seite an der Erbärmlichkeit unsers Helden. Wer mit so kaltem Blute, mit so berechnender Grausamkeit frevelt, hat dann meistens so viel Charakter, daß er auch nach der That seine Ansicht beibehält und den verübten Frevel folglich nach wie vor als ein ergötzliches Kunststück betrachtet. Hat er diese Konsequenz nicht einmal, dann steht er auf der untersten Stufe der Erbärmlichkeit. Unser Held steht auf dieser Stufe. Zuerst nämlich nimmt er die Begebenheit ganz leicht und widmet sich ruhig den Staatsgeschäften; als er aber nach einigen Jahren unvorbereitet an jenes Abenteuer erinnert wird, geräth er plötzlich außer sich (S. 103): „Todenblässe überzog sein Antlitz; er wollte reden, doch die Zunge versagte ihm den gewohnten Dienst; seine Knie zitterten, sein Arm vermochte ihn nicht zu stützen, sondern er mußte zu einem Lehnstuhl seine Zuflucht nehmen“ (11). Als er, wieder einige Jahre später, das Opfer seines Frevels wiedersehe, fällt er gar sinnlos zu Boden und wird zuletzt katholisch, um die Beleidigte einigermaßen zu verstehen. Diese schwächliche Handlungsweise wäre ganz erklärlich, wenn der Verf. jene erste Handlung so gefaßt hätte, wie Kehnliches in der Wirklichkeit wol vorgefallen sein mag, nämlich als eine Folge von Leichtsinns und Charakterlosigkeit. Durch des Verf. Verbesserung aber ist Alles verschoben und verdreht.

Ein ganz ähnliches Aggregat von Widersprüchen ist

die Heilige. Zuerst wird sie als eine vollendete Heilige beschrieben.

Es war — heißt es S. 61 — eine heilige Edelleute an Schönheit und an Ausdruck des Entzückens und der schwärmerischen Andacht; die Blut des großen schwarzen Auges schien der Widerschein vom Glanze des Himmels, den sie offen sah. Auch darin glück sie den Prüglern, daß die erste Augenblitze, wiewol ohne Nachtheil ihrer Schönheit, für sie vorüber war; sie mochte in der Mitte zwischen zwanzig und dreißig stehen.

Diese Heilige, welche hiernach kein Kind mehr ist, läßt sich doch ohne sonderliche Umstände von einem geist- und charakterlosen Menschen verschämen! Hieraus ergibt sich, genau genommen, eine durchaus falsche und unwürdige moralische Ansicht des Verf., nämlich die, daß Höflichkeit und Adel der Gesinnung gegen die gewöhnlichsten Versuchungen nicht schützen, wenn nicht Das, was der Verf. Erfahrung oder Weitflugheit nennt, hinzukommt. Die Heilige vollendet übrigens noch dadurch ihre Nichtswürdigkeit, daß sie wegen jenes Vergehens ihr ganzes künftiges Leben hindurch außerordentlich jammert und seufzt. Das thäte kein einigermaßen vernünftiges Frauenzimmer in der Wirklichkeit, am wenigsten aber eine Heilige, sondern nur die Hingespinnste schlechter Dichter ahmen hierin ihr beachtetes Vorbild, die Kogebue'sche Calista, nach.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte der Guillotine.

Es ist bekannt, daß dem französischen Arzte Guillotin die Erfindung der nach ihm benannten Köpfschneidemaschine abgesprungen, und daß behauptet wird, eine Maschine der Art sei auch im Mittelalter im Gebrauche gewesen; und namentlich sei Konrad durch eine solche hingerichtet worden. Zu den Zeugnissen, welche für das Alter der Guillotine sprechen, gesellt sich auch ein merkwürdiges in Polen.

Bis vor wenigen Jahren fanden in der St. Nikolaiskirche zu Ralis, welche ehemals den lateranensischen Canonici gehörte, unter dem Chore zwei alterthümliche Bänke, an denen zwei geschnitzte hölzernen Tafeln angebracht waren. Das eine derselben stellt den Märtyrertod des heiligen Laurentius dar, der auf einem glänzenden Eisengitter liegt, das andere den Tod eines unbekanntem Märtyrers. Auf dem letzten Tafelchen, das 22 Zoll lang und 12 Zoll breit ist, sind in Relief acht Personen ausgeschnitten; der Richter in einer der spanischen ähnlichen Kleidung, auf dem Kopfe einen runden Hut mit kurzen Flügeln und einer Feder; der Richter in einem weiten bis an die Knie reichenden Carmoisinrothen Kleide mit kurzen Ärmeln, das einem Hemde ähnlich ist; sein unförmlicher Hut hat längere Flügel als des Richters. Ein Mann, der in einiger Entfernung steht und nicht zur Handlung gehört, hat die Tracht eines polnischen Bauers, die Kleidung drei anderer Personen nähert sich der polnischen spätkere Jahrhundert. Im Vordergrunde ist eine Bank in die Erde gegraben, welche der Länge nach in der Mitte einen weiten Einschnitt hat. Der Einschnitt hat Fugen, an den oberen Enden dieser hängt ein geschärftes Eisen an einem starken Stricke befestigt; den letztern hält der Richter mit beiden Händen. Unten an der Öffnung der Bank liegt ein nackter Mensch, der seinen Kopf unter das herabhängende Eisen hält; der Richter deckt ihm mit dem Fuße auf den Rücken, während von der andern Seite der Bank ein Gehülfe das Haupt des Verurtheilten mit den Händen bei den Haaren erfasst hat. Der Gehülfe unterscheidet sich von den übrigen Personen durch seine Kleidung, er hat eine Art Kurban auf dem Kopfe. Auf dem Tafelchen befindet sich noch eine

Kirche und unsern Vereinen in mit hohen Mauern umgebenen Schloß; beide Gebäude sind gothisch und stehen auf einem hohen Felsen. Beide ist die Zahlreihel, die sich früher auf dem Aa. freichen bestand, durch Unvorsichtigkeit zerbröckelt worden; obgleich die Kirche schon um 1220 erbaut ward, so ist doch wahrscheinlich, daß diese Schnitzwerke erst nach Einführung der lateinischen Synode, welche im Jahre 1431 erfolgte, gefertigt worden, da alle übrigen Kirchen dieser Gegend in Polen mit ähnlichen Schnitzwerken verziert sind. Uebrigens ist das Aa. freichen mit Delphinen colorirt.

Der Druck von Katisch Prochowski ist heute Katischen von einigen Jahren von Hrn. Hant, Katischen und Katische, sie nach Pulawy in die dortige Sammlung polnischer Alterthümer; ob sie sich in neuester Zeit daselbst erhalten haben, ist uns unbekannt. — Der Professor Johann Frötze erwarb 1817 die Handschriften in einem Progamme des Ritterakademie zu Katisch. Auch gibt es Kupferstiche davon von Lipst.

A. A. S. I. A. I. A. A.

Einigen der vielen Kunstschätze: Statuen. In der reich angelegten Antikensammlung des Hrn. Hant, Katischen, befindet sich der ganz richtig eine Medaille auf Dante dem Publikum zur Kenntniß gebracht. In seiner etwas geizigen klumigen Schreibart befindet er durch das Septemberheft der „Biblioteca Italiana“ No. 1833 die Freunde des Alterthums, daß eine zu Corfu, zwischen Marcu und Kati, gefundene Büste von Marmor den Märcus darstelle; und zwar warum? weil sie an einer Stelle zu Tage kam, welche nach vielen gelehrten Vermuthungen zu den Bestattungen der alten etruskischen Götter gehörte; dann weil sie mit dem Bild in den Büchern des Virus und der besten Gemmen übereinstimme, die nach sehr genauer Prüfung den Märcus aus zeigen. Im Vorbeigehen sei bemerkt, daß Mongez in der Beschreibung von Visconti's „Iconographie Rom.“ das Bild gar nicht kennt und die geschnittenen Steine mit großem Bedenken erwähnt. — Die Büste ist vollständig und sehr gut gearbeitet sein, ziemlich so wie nach dem Leben, das Visconti alle die Eigenthümlichkeiten der Bildung darin wiederfindet, die nach mehreren und erhaltenen Medaillen Märcus darzustellen: z. B. Barben an der Nase und eine sehr herabsinkende Unterlippe. Die Büste ist jetzt im Besitz eines Krates, Pietro Manni, doch hofft man, und vielleicht werde daraus Visconti's Nachrich geschrieben, daß die päpstliche Regierung sie kaufen werde.

Der Buchhändler Biondi zu Mailand gibt ein Werk heraus, zu dessen Kauf selbst dem bucherlustigsten Sammler leicht der Muth fehlen könnte, eine „Biblioteca scelta di opere italiane antiche e moderne“; denn wo hat ein solches Werk jemals ein Ende? Indessen muß Hr. Biondi doch dabei seine Rechnung haben, denn schon ist es beim 320. Bande. Grade dieser bringt einen Aufsatz, der, zwar erst 1818 und 1816 gedruckt, doch die Bekanntmachung aufs Neue verdient. Es ist Marucci's „Saggio analitico-chimico sopra i colori minerali e sul modo di prepararli gli artefatti, gli smalti e la vernice“ (Mailand 1833), dem man nicht wenig (mit Kameeckungen, des verstorbenen P. Palmosoli) „Sopra la pratica di dipingere a olio taughta ne' migliori tempi dalle scuole fiorentine, veneziana e fianninga“ beigelegt hat. Die mancherlei Nachrichten über Steinart und die ihm zu gebende Glasur, über Porzellan und Glas werden dem Bändchen sehr willkommen, da Hr. Biondi, der Technologen zu noch Mehreres zu lernen hat. Neben die Kameeckungen gibt die neuere Nachrichten ein ganz gekanntes Bändchen: „Sugli smalti. Lettera di Cos. Casati“ (Mailand 1833).

Buchausgaben dieses eines sehr wenig bekannten, Hrn. Hant, Katischen, in Pulawy, und dem um H. März 1833 erschienen, erzählt einige andere Lebensumstände des Lorenz. Laffo aus der Zeit, als die Kunst des Kupferstichs VIII: wieder einige Lebensumstände in sein Werk gest. Die G. welche das Septemberheft der „Bibl. ital.“ (S. 1833) enthält, ist, wenn man vorher nicht nachgesehen, doch wertvoll, sie mit den besten Ausgaben vergleichen zu werden. In den Briefen geht hervor, daß dieser edle Mann auch in den Künsten noch bedeutend war, und daß die unruhigen Abänderungen dazu gehörten, diesen großen Sinn so sehr zu lähmen.

Notiz über die Verlagsunternehmungen für 1834 des J. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Werke werden bestimmt im Laufe des Jahres fertig von den übrigen ist die Erscheinung ungewiß. (Fortsetzung aus Nr. 111.)

*7. Conversations-Lexikon, oder Allgemeine deutsche Realencyclopädie für die gebildeten Stände. Achte Originalausgabe. In 12 Bänden oder 24 Lieferungen. Gr. 8. Die Erklärung auf weißem Druckpapier 16 Groschen, auf ganz Schreibpapier 1 Thaler, auf extrafeinem Schreibpapier 1 Thlr. 12 Gr.

Die erste bis letzte Abtheilung (A bis G) dieses achtbändigen Werkes ist bereits vollständig erschienen, und enthält die vollständige Originalausgabe der ersten Ausgabe. Die übrigen Abtheilungen befinden sich in 10 Lieferungen fortgesetzt, und es ist die 2te Ausgabe der 10ten Abtheilung (H bis O) bereits erschienen. (Vgl. Nr. 8.)

*8. Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. In vier Bänden oder 50—52 Heften. Gr. 8. Bisher hat das vierte (sechszwanzigste) Heft und folgen jedes Heft auf weißem Druckpapier 6 Gr., auf ganz Schreibpapier 8 Gr., auf extrafeinem Schreibpapier 15 Gr. Das erste bis fünfte Abtheilung (A bis E) ist bereits erschienen 18 1/2—30.

Demel Wandes hiervon als notwendige Ergänzung zu jeder Auflage des Convers.-Lex. übergeben muß, so enthält jedes Heft noch seine eigene Selbstständigkeit, bildet aber für die Fortsetzung der ersten, sowie jeder späteren Auflage eine vollständige selbstständige Erweiterung, da es die Fortsetzung der ersten Zeit in ausführlicher Darstellung enthält. Es hat die Fortsetzung der ersten, die die Fortsetzungen der neuesten Zeit enthält, welche man will, wie dies auch die Abtheilung des Convers.-Lex. welche eine Auflage von 30,000 Gr. nöthig gemacht hat.

*9. Cuvier (Baron von), Das Thierreich, gesichtet nach seiner Organisation. Als Grundlage der Naturgeschichte der Thiere und Einleitung in die vergleichende Anatomie. Mit der zweiten, vermehrten Ausgabe übersezt und durch Hrn. erweitert von H. W. Boigk. In fünf Bänden. Jeder Band. Gr. 8.

Der erste Band (Säugethiere und Vögel, 1831) ist schon erschienen. Der zweite Band (Reptilien und Fische, 1832) ist Nr. 8 Gr.

*10. Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste, in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet, und herausgegeben von J. S. Ersch und J. G. Gruber. Mit Kupfern und Karten. Gr. 4. Fort.

Jeder Theil in Pränumerationsweise auf gutem Druckpapier 1 Thlr. 20 Gr., auf feinem Schreibpapier 3 Thlr., auf extrafeinem Schreibpapier im größten Quartformat mit bestem Steindruck 4 Thlr. 15 Gr.

Erste Section, A—G, herausgegeben von J. G. Gruber. Hundstundzwanzigster Theil und folgende. Zweite Section, H—N, herausgegeben von J. S. Erschmann. Aelter Theil und folgende. Dritte Section, O—Z, herausgegeben von H. G. Gruber und J. G. Gruber. Jüngerer Theil und folgende. Den früheren Abtheilungen, denen eine Reihe von Theilen folgt, und Denitionen, die als Abtheilung auf das ganze Werk neu eintreten wollen, welche die billigen Bedingungen gestellt. (Die Fortsetzung folgt.)

Freitag,

— Nr. 115. —

25. April 1834.

Erzählungen von Ernst Raupach.

(Fortsetzung aus Nr. 114.)

Die verkümmerte Erzählung: „Die Gründung von Moskau“ ist sehr unbedeutend, aber eben darum lesbarer als vorigen. Eine einfache Begebenheit wird hier einfach verständlich erzählt; daher finden sich hier keine so geistlichen Verstöcke als in den bisher beurtheilten Erzählungen. Freilich ist hier auch kein poetischer Inhalt, Seelenzustand wird uns veranschaulicht, sondern nur Begebenheit erzählt. Daher ist hier eigentlich nur der Ausdruck zu beurtheilen. Dieser ist meist angemessen und würdig, selten aber geschmacklos. Unter Anderm wird B. 117 einem Wusn gesprochen, den die starken goldnen Augen nur mit Mühe hielten. Dieser Ausdruck ist nur im Allgemeinen übertrieben und wildig, sondern insbesondere hier höchst unpassend, da von einem Menschen die Rede ist, welcher keineswegs eine derbe Sinnlichkeit, sondern vorzugsweise ein weiches, sanftes Gemüth geschrieben wird. Aber dergleichen Unterschiede sind für Raupach viel zu fein! Wenn er einmal einen Ausgesprochenen hat, welcher leidlich klingt und sich in den Augen fügt, so kümmert er sich durchaus nicht darum, in seinem Sinne passend ist oder nicht. B. 135: „Spannauge der Erdlüchten“ ist ein ganz müßiger rüstelloser Zusatz. Der Ausdruck: „Spannauge“, ist nur im höchsten Grade verbraucht, sondern auch als poetisch geschmacklos, und „erblüht“ für „blühend“ ist ganz überflüssig. B. 779 u. 780 wird der erste Kuß, welchem gegenseitigen Verständnisse zweier Liebenden folgt, beschrieben: „Wie ein Schiff, das dem Magnetberg, ward sein Mund von ihrem angezogen“. Läßt sich ein unfeineres Bild für diesen Fall denken? Aber doch ist immer besonders unglücklich, wenn von Liebe partem Sinne die Rede ist. Als z. B. dasselbe Mädchen später in Liebesschmerz sich versenkt, heißt es von ihr 81—884:

„Nüchtern begann auch die Rosen
in Nüchtern's Wangen; denn die Thränen
hab nicht Simmelwasser, das den Blumen
eine Kraft und höhere Blüte bringet.
er halb bittere, halb scherzhafte Einfall ist in diesem
Zusammenhange sehr wildig. „Die Wanderung“ ist ein
ch-allegorisches Märchen. Ein junger Mann sucht

das Lebensglück und hospitiert zu diesem Ende einige Zeit hindurch an den Höfen seiner vier Aeltern. Der erste derselben ist ein Repräsentant der flatterhaften Sinnlichkeit; der zweite ein Liebhaber phlegmatischer Bescheidenheit; der dritte soll, wie es scheint, den ehrgeizigen Geschickssdrang vorstellen; und der vierte die stiellose Speculation. In dem ersten dieser vier Höfe wird der junge Mann durch einen unaufhörlichen Wechsel sinnlicher Freuden überfättigt; an dem zweiten langweilt er sich gewaltig; an dem dritten lernt er, daß das Glück des Lebens nicht unbedingt durch die eigne Thätigkeit zu erwerben sei; und an dem vierten langt er zwar bei einem ersehnten Ziele an, aber als Greis. Das Ganze soll wahrscheinlich den Verlauf des menschlichen Lebens darstellen. — Es leuchtet von vorn herein ein, daß alle diese Zustände auf unterzig Seiten nur flüchtig beschrieben, keineswegs aber geschildert sein werden. Das Ganze ist daher mehr eine Abhandlung als ein Gedicht. Was übrigens einigermaßen zur Anschauung gebracht wird, ist grade nur das Negative an den genannten Zuständen. In dem ersten Hofe wird eigentlich nur der sinn- und charakterlose Wechsel, an dem zweiten die absolute Langweiligkeit u. s. w. geschildert; daher ist von dem positiven Gehalte des Lebens hier keineswegs die Rede. Uebrigens sind jene Zustände, eben weil nur das Negative in ihnen geschildert ist, in der geschicktesten Form, welche sie irgend annehmen können, vorgestellt, und dann ist das Darüberhinaussein und das Sattistren freilich recht bequem. Die folgende Novelle führt den Titel: „Die Frauen“, und verspricht also, uns Aufschluß über die Natur des weiblichen Geschlechts zu geben. Ihr Inhalt ist folgender. Ein Mädchen von sehr strengem Grundsätzen und sehr frommer Gesinnung weiß die Bewerbungen eines ausschweifenden Mannes zurück, und dieser ergreift daher, um dennoch zu seinem Ziel zu gelangen, auf den Rath seiner Schwester ein bedenkliches Mittel. Verkleidet schlücht er sich in die Wohnung der Jungfrau und wird, der Veranlassung gemäß, in einem verschlossenen Zimmer allein mit ihr getroffen. Hierdurch soll der Verdacht erregt werden, daß das Mädchen den Liebhaber wirklich eingelassen habe. Es wird nämlich vorausgesetzt, daß die Jungfrau, um der durch jenen Verdacht begründeten Schande zu entgehen, in die Verbindung mit dem Bewerber willigen werde.

Das Mittel thut aber nicht die gewünschte Wirkung; als vielmehr die Jungfrau Kunde davon erhält, welchem Verdachte sie ausgesetzt sei —, stürzt sie sich in einen Fluß!

Diese Erfahrung wimmelt von Widersprüchen. Zunächst widerspricht die Personalbeschreibung der Heldin ihrer Handlungswelt überhaupt. Von ihr wird S. 225 gesagt:

„Sie liebt das stille Seelenleben, dessen Liebesleben und Zwecke nur der innern Welt angehören; und trat sie in die äußere, so war es doch nur in die Kreise derselben, wo jenes Seelenleben Nahrung fand: Andachtsübungen, Lesen geistlicher Schriften, Antheilung von Almosen, Besorgung und Pflege der Kranken und Kranken, präsendes Nachdenken über sich selbst waren ihre Beschäftigungen.“

Ein Mädchen von diesem Charakter wird, einem entehrenden Verdachte ausgesetzt, sich keineswegs umbringen, sondern die ungerechten Tadler verachten und ihrer Meinung, sich von der Welt zurückzuziehen und ein beschauliches Leben zu führen, nur entschieden nachhängen. Ist sie von etwas schwächlicher Natur, so wird sie jenen Verdacht etwa als eine vom Himmel ihr zugesandte Prüfung, ob sie wirklich in ihrem Gifte über das Erreben der Welt erhaben sei, betrachten. In Verzweiflung aber geräth in diesem Falle nur eine geistlose Heuchlerin, welche um irdischen Ruhmes willen fromme Sitten und Mienen angenommen hat, nicht aber aus eigenem Herzensdrange. Wir wissen aber schon, daß Hr. R. gewohnt ist, Alles, was er uns zuerst als etwas Hohes und Außerordentliches ankündigt, zuletzt in einen mißgestalteten Fisch, wie Horaz sagt, zu verwandeln. Sodann kann jener entehrende Verdacht unter den gegebenen Umständen nur von der vollständigsten Bornetheit gefaßt werden. Der Verf. versetzt den Schauplatz der Erzählung nach Florenz und schildert dennoch die Sitten jenes Hofes, als befände er sich in dem erbärmlichsten norddeutschen Krähwinkel. Hätte Hr. R. eine bittere Satire auf die Pruderie und Urtheillosigkeit des moralischen Pöbels beabsichtigt, so hätte diese Schilderung einigen Sinn. Statt dessen aber wird Alles so dargestellt, als hätte es gar nicht anders sein können. Bedenkt man nun, daß die Heldin wegen eines Urtheils, welches diese absolute Dummheit gefällt hat, verzweifelt, so wird Alles ungeheuer lächerlich. Entschieden verzeichnet ist auch die Schwester der Heldin. Von ihr wird S. 228 gesagt:

„Die Gräfin gehörte zu den Menschen, die bei einem lebhaften Geiste und regem Gefühl jeden Gegenstand mit Leidenschaft ergreifen und daher bald abzußen; die heute ihren Wünschen ein großes Opfer bringen und morgen nicht mehr lassen, wie sie es haben bringen können; die bei jedem neuen Gegenstande fest glauben, endlich das Ziel aller ihrer Wünsche erreicht zu haben und einen Mond später über diesen festen Glauben selbst lachen.“

Diese flatterhafte, charakterlose Person entwickelt nach dem Tode ihrer Schwester eine ungeheure Energie der Leidenschaft: sie ermordet den Mann, welcher jenen Unglücksfall verschuldet hat, und stößt die eigentliche Urheberin des verderblichen Planes „mit einem Fußtritt zu Boden“, kurz, sie beträgt sich wie ein wüthendes Mar-

kenbierweib. Hr. R. scheint also nicht zu wissen, daß die Wuth jener flatterhaften Wesen Strohhalm ist, welches niemals ein kräftiges Thier hervorbringt. Die Marquise Lucelli, welche den oft erwähnten Plan angegeben und zum Theil ausgeführt hat, wird als ein kluges Weib geschildert, und es ist daher schwer zu begreifen, wie sie glauben kann, ein charaktervolles Mädchen würde Jemand, der sie tief gekränkt hat, betrachten, um einen einseitigen Verdacht — nicht etwa zu entkräften, sondern zu bestätigen!

Nachdem also Hr. R. angekündigt hat, er wolle von „den Frauen“ singen, spricht er von einer, Frömmigkeit heuchelnden, eiteln Närrin, von einer einseitig listigen und von einer pöbelhafte rachsüchtigen Frau, und endlich von einem Haufen bis zur Niederträchtigkeit beschrankter Klugweiber. Er hat also, wie es scheint, nicht sehr Ideale Begriffe vom weiblichen Geschlecht, wenigstens bringt er uns einen sehr übeln Begriff von den Frauen bei, welche er selbst im Leben kennen gelernt hat.

Die letzte Erzählung: „Die Christnacht“, habe ich gar nicht verstanden. Ein junger Burche, welchem ein wohlhabender Bauer die Tochter versagt, geht in der Christnacht auf den Kirchhof, um zu sehen, ob der eigenständige Vater der Geliebten in dem nächsten Jahre sterben werde. Er sieht ihn wirklich unter den Todten, aber auch die Geliebte selbst. Sein Abenteuer wird bekannt; abergläubische Furcht idolet wirklich Vater und Tochter, der junge Mann nimmt Kriegsdienste und bleibt auf dem Schlachtfelde. Hiernach könnte es scheinen, als habe der Verf. von der Schädlichkeit des Aberglaubens predigen wollen; aber dann wäre die ganze erste Hälfte der Erzählung sinnloses Geschwätz. Hier wird nämlich ein Weidwüthiges über den Eigensinn des Alten und über die vortheilhafte Spannung der Liebenden hinüber und herüber gesprochen; ein anderer sehr edelmüthiger Liebhaber der Heldin tritt auf, entragt feierlich und tritt wieder ab, ohne im Geringsten in die Begebenheit einzugreifen u. dgl. m. Es ist kaum anzunehmen, daß ein höherer Stand, welcher mir entgegen ist, in dieser Erzählung liegt. Dies ist um so wahrscheinlicher, da nicht leicht ein verbrauchteres Thema zu finden sein möchte, als das von der Schädlichkeit des Aberglaubens. Ueberhaupt ist in dieser Erzählung viel Rächthafes. Unter Anderm wird auf den ersten Seiten des selben eine gewisse abgeschmackte Sittenlosigkeit geschildert, wodurch wir uns in die Mitte des vorigen Jahrhunderts versetzt fühlen sollen. Aber nur die erste Scene der Erzählung ist in diese retrokühliche Form gegossen; alles Uebrige ist moderne Sentimentalität, wie man sie jetzt in den Taschenbüchern findet. Ferner ist nicht einzusehen, warum der Verf. gerade hier wirkliche Localitäten mit großer Genauigkeit bis auf Feldwege u. dgl. angibt. Wahrscheinlich ist dies nur ein angenehmer Schatz. Der Verf. ist nämlich in der in Rede stehenden Gegend erzogen worden.

(Der Beschlus folgt.)

Pariser Salon 1834. *)

1.

Die Kunst scheint in Betracht ihres Schicksals sehr gut, ja nimmer das Gegenheil dessen zu sein, was wir in ihr vor

Wir bedürfen ein halbes Jahrhundert, um ein großes t zu würdigen, und vergöttern an einem Abend das ge- iche Organ, das Instrument dieses Kalentel, Mozart von Wien nach Prag gehen, seiner ewigen Ruhestätte wohnen, Rossini in Rom die Partitur seiner besten Oper: arbiere", fallen lassen, weil das Publicum am Alten hing, nicht verstand und nicht goutirte, und ganz ein ähnliches hat hatten in England Shakespeare, und in Spanien Cervantes, und in Italien Alfieri, und in Frankreich und Deutsch- — o wie Viele! Der unsterbliche Mozart selbst wurde von teiftern Roms nicht gewürdigt, und der größte Colorist nächst n, der sanfte, liebe Coreggio, mußte sein ganzes Leben lang vorproletarier sein und als solcher endlich wie ein armes rier unter der miserablen Bürde des Gottes Plutus erlie- welche ihm in Kupfermünze aufgepackt worden war.

Wir haben die Sonntag angebetet, den Paganini bereichert, sie Mars mehrmals sogar zur Unversalierbin großer Gäter seht. Ist dies wol jemals den Männern begegnet, die nicht den Augenblick entzücken, sondern für allezeit, die Das n, was Jene beugen? Gewiß nicht. Wir waren immer stbar, oder verschwendeten unserer Kunst an den Keiserns Hötin, der wir huldigten. Was bedürfen in der Regel zerrinnen und Struosen? Einen Haufen bunten Balg, das is ruft, eine Gesellschaft von Augen und Ohren — und nec-

Händen, die Beifall spenden. Diese reichen nicht aus zur pzung des Parthenons, zu den Egen des Vatican, zu den ischen Fresken und, um auf unsere Zeit zu kommen, zur orbringung „Don Juan's" und „Lear's", „Wallenstein's", „Faust's". Hierzu bedarf es der Genien des Phidias, Ra- Buonarroti's, Mozart's, Shakespeare's, Schiller's und Go- und einer Quintessenz des Weltpublicums, das durch eine e von Grabhäusern attisches Salz geworden ist. „Um : Künstler zu erzeugen", sagt ein geistreicher Franzose, l der öffentliche Wille Künstler, oder doch wenigstens ver- in die Kunst sein. Die Herrlichkeiten des Leonischen Roms en in unserer Zeit an der Discussion des Budgets scheitern."

Ich gehe noch weiter und sage, die Talente scheitern an Politik, die in früher Jugend der Menschlichen Richtung an- Wie sehen in Frankreich Dichter, Philosophen und Juri- ja wie sehen Architekten, Bildner und Maler, die bei dem n Willen und dem höchsten Streben noch Unversalier nicht ucinen als Karlistische, republikanische und Napoleon'sche Werke. t ihr's nicht an dem Ensemble oder schon am Aushängeschild, ht. ihr's doch gewiß an einzelnen Scenen, Paragraphen und ren. Es gibt in Paris sogar Baudrevillisten von allen Far- und damit verhält es sich denn ungefähr wie mit den Pht- hen und Weltverbessern in Deutschland. Sie glauben kes im Interesse ihrer Partei gethan zu haben, wenn sie Poffe ins Publicum brachten.

Es ist keine Frage, die Kunst hat sich in Frankreich nicht höheret. Im Gegentheil, sie hat sich — mit Ausnahme ster Branchen — wie in Deutschland von dem Capidarhpl Kaiserthums erholt und bewegt sich in mancherlei äußern nra frei. Die Sculptur hat mehr Körperhden, die Malerei die Kunst ein paar und die Dichtkunst auch einige, be- eret die erzählende und dramatische, welche aber leider nur stfertig sind und des englischen und deutschen Charakters er- geln.

Im meisten verwaorloft ist ein für allemal die Baukunst. n wenn sie gleich die größten und imponantesten Monumente ordringt, so kränkeln doch alle ihre Schöpfungen, und man t nicht daran zu loben als die Ausführung oder die Nach- ung. Von vierhundert Architekten, die in Paris leben, hat,

kein einziger so viel oder so Neues und Interessantes geschaffen wie ein Schinkel; Klotz und Schinkelmann; die in Deutschland alle ihres Schicksals haben. Die Maler unter ihnen machten sehr wichtige ges nichts, wozu die Kunstgeschichten sich doch im Decoriren und Bergieren fast eignen, wie z. B. Hildebrand, der die Politik und ein großes Talent besitzt, in andere Künste zu beugen.

Wenn die Franzosen aufrichtig sind, so werden sie uns ge- reben müssen, daß, sowie Rembrandt ihre Hauptkomposition, Gros, Strubon und Schaffer ihre besten Maler, auch Gan, ein Deutscher und als solcher ihr verdienstvollster Malermeister ist. Gan ist so beschreiben als Künstler wie als Mensch, hat nie in glänzenden Verhältnissen gelebt und war besserungswürdig so nicht- lich, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Es ist unglücklich, was diese Künstler in Aegypten, Arabien, Syrien, Italien und Sicilien in kurzer Zeit sammelte, ererbte, zeh- nete, und es ist wohlthätig sehr schade, daß bis jetzt noch nichts von diesen Arbeiten veröffentlicht wurde als die „Denkmäler von Rablen", die der verstorbenen Gotte, ein Mann von seiternm Charakterbild, an sich kaufte. Gan ist inzwischen kein Architekt, wie man sie auf unsern jetzigen Akademien macht, kein mathematischer, schulgerechter, dreimal examinierter Architekt; derglei- chen gibt es in ganz Frankreich nicht, zu ihrem Behen sei's gesagt; sondern ein Baumeister, den sein Genie und die Liebe zur Kunst emporgebracht, der sich gemäß das Architekische dem Architekischen unterordnet und nur das Schöne verziert mit dem Nützlichen auf das Leben anwendet. Er hat bereits zahlreiche Entwürfe in Frankreich ausgeführt und trotz der Kabalen der Eingebornen sich in hohem Grade der Gunst der Regierung zu erfreuen, da die Erfahrung lehrt, daß er mit wenig Mitteln Vieles leistet und in ganz Paris der Einzige ist, dessen An- schläge zuverlässig sind. Die pariser Architekten veranschlagen ein Gebäude für eine Million, und wenn es fertig ist, kostet es deren zwei. Endlich ist er Derjenige, den man vor Allen würdig hielt, das berühmte Napoleon'sche Ideal über Pompeii fortzusetzen.

Ich hielt diese Notiz für nöthig, weil ich in diesem Auf- sage vielleicht nicht Gelegenheit finde, über französische Architek- tur etwas zu sagen. Wir haben es im Salon anschnüßlich mit Malerei und Sculptur und allenfalls noch mit Kupferstich- en und Lithographien zu thun. Die aufgestellten Monumente und Tempirestitutionen Italiens sind ganz gewöhnliche Schö- lervorläufe.

Um inzwischen sähre Chancen zu haben und das Bild von Bildern nicht über Gebühr aufzubehnen, erlaube ich mir im Voraus zu bemerken, daß ich alles Schlichte und Mittelmäßige mit Stillkneipen übergebe und nur das Bedeutende bespreche. Dessen ist allemal nur wenig in unserm Salonten, noch weni- ger auf den Kunstausstellungen.

Delacroix, mit welchem ich beginne, ist jetzt, wenn nicht einer der ausgezeichnetesten Maler, doch gewiß ein seltener Ge- nie. Sein größeres diesmaliges Gemälde: die Hinrichtung Jo- hanna Gray's, ist unstreitig dasjenige, das die meiste Aufmerk- samkeit erregt und alle Zuhörer tief ergreift. Wo so viel Wirkung ist, dünkt mir, da ist auch Verdienst. Ich habe dabei dieselbe Empfindung gehabt, die das Mittel, und der Körper der so grauer That in bessern Menschen hervorbringen. Ich sang an mit dem künftigen Riffesührer von England zu schreiben, und als ich nach Hause kam, las ich die Geschichte der guten Jo- hanna und ging wieder ins Louvre, um ihre Schicksale mit den Farbenreichen zu vergleichen und hernach noch einmal die Befehle des Nordes anzuliegen, die die Todesstrafe einführ- ten. Ludwig Philipp hat sich diese Gray malen lassen, und er befehlt dem Maler den Martyrolog der Protestanten von 1588 als historische Quelle zu benutzen. Die Stelle lautet:

„Johanna Gray wurde in einem untern Theil des lous- mer-Klosters am 12. Febr. 1554 in einem Alter von 17 Jah- ren hingerichtet. Sobald sie auf der Höhe des Gerüstes ankam, wandte sie sich zu den sie begleitenden Frauen und hieß sie ihre das

Sonnabend,

Nr. 116.

26. April 1834.

Erzählungen von Ernst Raupach.

(Besetzt aus Nr. 115.)

Blicken wir nun auf das bisher Gesagte zurück und sen es in algemeine Sätze zusammen, so ergibt sich jenes Resultat. Zuerst fanden wir, daß es Hr. R. jenem Hefern, poetischen Sinne fehlt, welcher den ethisch positiven Gehalt selbst in untergeordneten Charakteren und Gemüthszuständen aufzufassen und zu veranschaulichen weiß. Er gibt uns Alles, was er zum Besonderen der künstlerischen Behandlung wüßte, in der elegantesten und gewöhnlichsten Form, welche es annehmen kann. Indem ich diesen Tadel ausspreche, fühle mich veranlaßt, gegen ein Mißverständnis mich zu verwahren. Ich bin nämlich weit entfernt, Hr. R. deshalb zu tadeln, weil er in den vorliegenden Novellen weder oder gar keine vernünftige oder edle Menschen darstellt hat. Ich gehöre keineswegs zu Denen, welche annehmen, daß die Kunst nur die ideale Seite des Menschlichen darstellen solle. Dagegen bin ich der Meinung, daß die wirkliche sittliche oder intellectueller Zustand irgend positiver Beschaffenheit habe, mittelst welcher derselbe dem Adel und der Würde des menschlichen Geistes überhaupt Theil hat, und daß der gute Dichter selbst in der poetischen Darstellung diese positive Seite des zu behandelnden Gegenstandes zur Anschauung bringe. Nicht hatte zu entschuldigen die Absicht, seinen Helden wirklich zu machen als Verwandtes in seinem „Don Quixote“, und doch — wie edel, wie groß steht dieser Charakter vor den Augen des aufmerksamen und sinnigen Lesers. Obgleich ihm nämlich der gesunde Sinn der praktische Scharfblick mangelt, so ist er doch so tüchtigem, ehrenhaftem Gemüthe, daß er wie ein Neben den Menschenleben dastehet, welche ihn häufig sich außerordentlich klug im Vergleiche mit ihm dünken.

In ähnlicher Weise ist Alles aufgeführt, was Voco, Göthe, Wiel. u. A. von der Rehrseite der Menschlichen berichten. Da aber Hr. R. vielleicht keinen Anspruch auf macht, mit Geistern ersten Ranges zusammengestellt werden, so ermahne man sich an Holberg. Dieser wird zwar auch trocken und hölzern, wo er er nimmt, seine Gefühle oder zarte Gefinnungen darzustellen, aber seine Narren und Spitzbuben haben meist Liebendwürdigkeit; sie betreiben ihre Thorheiten und

Spitzbübereien mit einer gewissen Annahme, welche sie wichtig macht, Gegenstand künstlerischer Behandlung zu werden. Hr. R. dagegen scheint zu glauben, auch der uninteressanteste und inhaltloseste Gegenstand sei gut genug für ein Gedicht, und macht es sich sogar zum besondern Vergnügen, die Gegenstände seiner Darstellungen selbst durch spöttische Bemerkungen vorabzusetzen. Man sieht hieraus, daß es ihm eigentlich gar nicht am Dreyen liegt, irgend ein Bestimmtes zu schildern, sondern nur seinen Witz und seinen Scharfsinn zu zeigen. Von welcher Art nun dieser Witz ist, welcher uns für den Mangel eines anziehenden Gegenstandes entschuldigen soll, werden wir später sehen. Jetzt muß noch bemerkt werden, daß Hr. R. die absolute Gehaltlosigkeit, welche er so gern zum Gegenstande seiner Thätigkeit macht, noch obenbein als die algemeine Natur der Menschheit darstellt. Oft wenn von recht entfernten geistigen Zuständen die Rede ist, erzählt er dieselben durch ein „Man“ oder ein „Wem wäre es nicht ebenso ergangen“ u. s. w. gleichsam zu Normzuständen.

Man sieht hieraus, daß Hr. Raupach nicht nur deshalb die untergeordnetsten Charaktere fast ausschließlich darstellt, weil er fühlt, daß er in dieser Sphäre mit mehr Glück als in den höhern sich bewegt, sondern deshalb, weil er wirklich die Menschheit überhaupt als ein Gehaltloses, als ein absolut Nichtswürdiges ansieht. Eine so bittere menschenfeindliche Anschauungsweise pflegt tiefere Gemüther gradezu zur Verzweiflung zu führen; Hr. R. dagegen scheint sich recht behaglich in dieser verdammtlichen Welt zu fühlen und wird dadurch für uns ein psychologisches Räthsel. Doch sind die Räthsel dieser Art nicht eben selten, sowohl unter den Menschen überhaupt als auch unter den Schriftstellern insbesondere. Unter den letztern ist Rogebue als ein merkwürdiges Exemplar dieser Sorte zu nennen. Dieser Schriftsteller, welcher zu seiner Zeit bekanntlich sich eines bedeutenden Namens erfreute und dagegen jetzt meistens sogar mit übertriebener Beachtung genannt wird, hat viel Aehnlichkeit mit Hr. R., und ich möchte Leztern fast den Rogebue ansehnlich nennen.

Sodann haben wir gefunden, daß es Hr. Raupach an Bekanntschaft mit der Natur des menschlichen Geistes und an Urtheil in Beziehung auf die Zustände und Be-

sonderheiten desselben fehlt. Er nennt Geist, was Beschränktheit, natürlich, was unerhört und fast unmöglich, Klug, was einfältig, Strenge der Grundsätze, was eine blinde Unterwürfigkeit unter das Urtheil der Menge ist; er verwechselt Leichsinn und Schwäche des Charakters mit geschlossener Härte des Gemüthes und sogar Scheinheiligkeit mit aufrichtiger Frömmigkeit.

Ferner fanden wir, daß es Hrn. Raupach an seinem Gefühl fehlt. So oft feinere, zartere Empfindungen geschildert werden sollen, sucht er entweder durch irgend eine Wigetel dieses Geschäfte zu umgehen, oder er begibt sich mit sehr ungewaschenen Händen daran. Machen Liebende sich jährliche Versicherungen, so klingen sie, als wären sie aus einem Complimenterbuche entlehnt, und die Schilderungen zarter Ereignisse sind durch geschmacklose Bilder oder fade Wigetelen verunstaltet. Die bereits mehrfach besprochene Verführungsscene gleicht vollständig einer Gebilbonschen Sofascene. Freilich sind grade Ereignisse dieser Art sehr schwer zu schildern, und es ist dabei Geist unerlässlich; aber ebendarum hätte Hr. R. freilich klug gethan, sich eines Unternehmens der Art zu enthalten.

Ferner fanden wir, daß es Hrn. Raupach an Eigenthümlichkeit fehle. Für jede einzelne Figur in den vorliegenden Novellen lassen sich aus den Werken älterer guter Dichter ohne Mühe zehn Charaktere angeben, welche in Beziehung auf die allgemeinsten Umrisse ganz identisch mit jenen sind, aber sich durch eine Menge eigenthümlicher, individueller Züge untereinander und von den Raupach'schen unterscheiden. Diese eigenthümlichen Züge, welche grade das eigentlich Lebendige in einer dichterischen Darstellung sind, fehlen hier ganz, sowohl in den Charakteren als in den Situationen. Beide sind hier todte Abstractionen.

Ferner haben wir gefunden, daß Hr. Raupach zuerst die Handlungen seiner Novellen erfindet und dann die Charaktere dazu, und daß beide mithin oft im größten Widerspruch stehen. Die Lage, in welcher unser Verf. nach Erfindung einer Novelle ist, hat mit der eines Bildhauers Aehnlichkeit, welcher beauftragt ist, Statuen etwa an einem Grabmale anzubringen, welches ursprünglich gar nicht für Statuen eingerichtet ist. Daher sind denn unter den vorliegenden Erzählungen die am lesbarsten, in welchen entweder nur Situationen (wie in der „Gründung Moskaus“ und in der „Christnacht“) oder nur Charaktere (wie in der „Wanderung“) sich vorfinden.

Ferner schildert Hr. Raupach niemals, sondern beschreibt immer nur. Personen und Stimmungen werden zwar oft weitläufig beschrieben, aber niemals wirklich zur Anschauung gebracht. Von jenen Schlagworten, von denen oft bei Dichtern zweiten Ranges ein einziges eine ganze Figur wie ein Blitz in das hellste Licht setzt, findet sich hier keine Spur und natürlich noch weniger von jener festen, ruhigen Tagesbeise, in welcher die Figuren von Dichtern ersten Ranges stehen. Wenn die Personenbeschreibungen in den Novellen des Hrn. R. wegfielen, so könnte man durchaus nicht errathen, was für Charaktere er in denselben darstellen wollte. Denn die Handlungen und selbst

die Neben dieser Figuren haben entweder gar keine Bestimmtheit, oder widersprechen einander und deuten auf ganz andere Charaktere, als der Dichter im Sinne hat.

Endlich hat die Form der vorliegenden Novellen uns überzeugt, daß der Verf. sie keineswegs mit der Liebe und dem Eifer ausgearbeitet hat, ohne welche Kunstwerke nicht entstehen können. Jedes Wort fast betrachtet, das ist les nur auf den Kauf gearbeitet ist. Das geht zwar schon hinlänglich aus dem bisher Gesagten hervor, aber fast noch mehr wird es durch die ungeheure Flüchtigkeit bewiesen, mit welcher das äußere Gewand dieser Erzählungen zusammengeschneidert ist. Hr. R. scheint an die Sage zu glauben, daß Schatzkammern keine Zelle enthalten, und sich vorgenommen zu haben, hiezu diesem Dichter ähnlich zu werden; wenigstens hat er schwerlich sein Manuscript durchgelesen, ehe er es in die Druckerei schickte. Daher eine so große Menge grammatischer Nachlässigkeiten, zuweilen ein so gänzlich Vergeffen der eignen Blöße, so wol als der Achtung gegen das Publicum und so leichtfertig hingeworfene Reflexionen, daß ohne Zweifel ein kritischer Blick auf die Handschrift hingereicht hätte, den Verf. zu überzeugen, daß gar Vieles zu verbessern sei. Insofern der nachlässigen Schreibart führe ich nicht an, weil im Zweck d. M. es nicht erlaubt, bei so untergeordneten Gegenständen lange zu verweilen, und weil die damit in andern Behufe citirten Stellen dergleichen schon in Ray liefern.

Schließlich muß ich nun noch von einer ganz andern Art spöttelnder Bemerkungen reden, mittels dem Hr. Raupach seinen Novellen einen besondern Reiz zu verleihen glaubt. Damit man sich nicht nur von der Qualität dieser Bemerkungen, sondern auch von der Frömmigkeit, womit sie gesendet werden, einen Begriff machen so will ich nur die ausheben, welche sich auf den sehr ersten Seiten befinden, aber diese auch ziemlich vollständig.

S. 2. Der eigne Gang zog ihn vorzugswelke zu dem nehmen dolco far niente des Dieltantismus in Kauf und Bessenschaft, um so mehr, da es ihm an dem wahren Fortente dazu, nämlich an Gelde, nicht fehlte.

S. 3. Er widmete sich dem Studium der schwarzen Kunst unserer Tage, dem Studium der Welt und der Menschen, wobei man noch immer das Schicksal des Doctor Faust haben kann.

S. 3 wird das Theater im Vorbeigehen „ein wunderliches Surrogat (!) des Lebens“ genannt.

S. 3. Bald aber wurde die Oper eröffnet, denn, wie er sagt, der Herbst war da, und die Sänger und Sänginnen werden laut, wenn uns die Singvögel verlassen haben; wie die Giesblumen an den Fenstern blühen, wenn die Wiesen- und Gartenblumen verwelkt sind.

S. 4 wird versichert, daß „die Oper, wie es sich für ein Vergnügen schicke, nur gebe und nichts fordern, als höchstens keine Baumwolle in den Ohren“.

S. 4. Sie sang so vortreflich und spielte mit so viel Schwandtheit und Anmuth, daß die anwesende Jugend außer sich geriet; denn die Signora war jung und schön.

S. 4. Der Donner des aufgestellten Applaudissements verhallte —

S. 4. Die Jugend ging nach Hause, um das Kränzen zu verchlaffen, einige Recensenten ausgenommen. 111

6 aufgehoben, um es am andern Morgen mit ihrem Caffee zugleich für dieses oder jenes Tagesblatt aufzuwärmen.

S. 5. Und dann soll es auch eine physiologische Erfahrung sein, daß die Landleuft das Herz frisch erhält, während es an der Stadtluft verrotzet.

S. 5. Gächlerweise ist das (Zurück erhalten) bei schönen Mädeln nicht schwierig; mit der Flagge der Bewunderung segelt man leicht in diesen Hafen; ob man sich darin erhält und befestigt, das hängt von der Schwere der Anker ab.

S. 5. In der Kunst, den Deutel auf eine Geschichte Weise manoeuvriren zu lassen, hatte er schon auf der Unversität einen guten Grund gelegt.

S. 6. Oder vielmehr, er handelte in dieser Beziehung wie die reiche junge Leute, aus Instinct; denn der Grundsatz: „Umsonst ist nur der Tod“, scheint zu den angeborenen Ideen des Menschen zu gehören. Zu Beweismächten war Nabob bei der schönen Mädelin schon so weit gekommen, daß er ihr eine Bufenstiege und Ohrgehänge im Werte von etwa zweihundert großen Thalern anbieten durfte; im Sonntage Skomisi willigte sie schon in eine Schlitzenfahrt mit ihm; und am Aschermittwoch sah er bloß aus wie ein Hühner, war aber dabei so wahrnichtig verknücht, wie kaum ein Narr im Irrenhause, der sich inbildet, König zu sein, und den die andern Karren, die sich für seine Pflanzungen halten, ehrwürdig umgeben (!).

Und in diesem Tone geht es nun so fort. Es möchte schwer zu entscheiden sein, ob man sich mehr über die Leere und Seichtigkeit dieser wichtig sein sollenden Bemerkungen, oder über die geschmacklose Form, in welcher sie vorgetragen werden, wundern soll. Wenn man nun noch bedenkt, daß diese Wiße uns für die absolute Nützlosigkeit und Reizlosigkeit der zur Darstellung gewählten Gegenstände entschädigen und überhaupt eine der vorzüglichsten Tugenden der vorliegenden Novellen sein sollen, so kann man sich des Wunsches nicht enthalten, daß Hr. Raupach sich wenigstens auf diesem Felde niemals mehr versuchen möge. 6.

Amerikanische Reisebeschreibungen.

Amerika, besonders die Vereinigten Staaten und Canada, drängt jetzt die allgemeine Aufmerksamkeit so sehr in Anspruch, daß Nachrichten von einigen neuern englischen Schriften über einzelne Gebiete jenes merkwürdigen Welttheiles gewiß gern gelesen werden. Die Engländer haben mit einem Male ihre eiferächtigen Vorurtheile abgelegt und sehen die Dinge in Amerika mit immer günstigeren Augen an. Unter den sechs Werken, von denen unten die Rede ist, tritt nur eins auf die Seite des Capt. Hall und der Miss Trollope. Immer mehr wird anerkannt, daß entsetzt des Oceans gar Manches zu lernen ist, was dem bewegten Europa von großem Nutzen sein könnte. Nicht doch 1832 H. A. Bigne in seinen „Six months in America“ seinen Landeskenten graben an, sie möchten nur nach Amerika reisen. Der Ilstrator werde dort jedenfalls eine Lektion erhalten, die ihn erkrankt mache, der Radicale, sei er nur sonst ein Engländer und Gentleman, werde seine Ansicht vor der Heimkehr ändern. — Daß eine unbedingte Nachahmung der amerikanischen Staatsverfassung in Europa unter den bestehenden Verhältnissen immer eifschlagen muß, wird wol Niemand bezweifeln. Freiheit und reite Institutionen gebelien nur fern von Aberglauben, Bigotterie und Unwissenheit, im Gegensatz vernünftiger Aufklärung. Die Souverainetät, welche ein zur Selbstregierung nicht reifes Volk im Sprunge erhascht, hat bisher immer mehr geschadet als genützt. Man wußte sich auf den noch zu schwachen Füßen

nicht im Gleichgewicht zu erhalten und ward die Heute irgend eines Despoten. Alte und neue Geschäfte scheinen aber die demüthigende Beobachtung zu ergeben, daß es den Nationen schwerer falle, das Gleichgewicht der Freiheit zu behaupten, als die Last des Despotismus zu tragen.

Es ist ein Geistlicher der bishöflichen Kirche, der, wie vorhin angedeutet wurde, in seinem Buche:

Observations on professions, literature, manners and emigration in the United-States and Canada, made during a residence there in 1832; by Isaac Nyder. London 1833.

Miss Trollope for ever! zu seinem Feldgeschrei gemacht hat. Er schiffte sich mit Frau und Kind nach Newyork ein und brachte die übertriebensten Ideen von transatlantischer Herrlichkeit mit, zu deren Vermehrung er noch beitragen zu können glaubte, wenn er den Leuten drüben Unterricht in den morgenländischen Sprachen ertheilte. Es fand sich aber, toß die emigen Yankee noch keine Zeit hatten, um Persisch und Indisch von ihm zu lernen, und Mr. Fidler machte die bittere Erfahrung, sich völlig geirrt zu haben in Dem, was er hier zu finden hoffte. Sofort schrieb er nieder, Miß Trollope habe den Nordamerikanern noch geschmeichelt und Capt. Hall sie mit großer Nachsicht behandelt, und machte das zum Thema seines Buches, wo sonach nur die Schattenseite von Dem zu suchen ist, was er sah. Es ist bei alledem interessant, auch ihn zu hören, ungeachtet er so weit geht zu behaupten, es herrsche in Amerika auch nicht die geringste Freiheit. — Freundlichere Gesellschast findet man in den Sketches of Canada and the United-States, by W. L. Mackenzie. London 1833.

Der Verf. wanderte nach Canada aus, wo er einige Jahre zubrachte; seine Mittheilungen erhalten dadurch größere Zuverlässigkeit. Er hat in der That eine unterhaltende und mitunter höchst lehrreiche Sammlung von Thatsachen zusammengebracht. Daß er sich besonders mit der Lage der untern und mittlern Classen beschäftigt, gibt seinem Buche eigenthümlichen Werth für Auswanderungslustige, die auch sonst manchen guten Rath darin finden.

Als Notiz über den buchhändlerischen Verkehr führt er an, daß in den Vereinigten Staaten jährlich für ungefähr zehn Millionen Dollars Bücher verkauft werden; dazu kommen außerdem drei Millionen für Zeitschriften. — Folgende Schilderung des Generals Jackson mag hier noch Platz finden. „Die Persönlichkeit des Präsidenten wird Dem, der ihn einmal gesehen hat, nicht leicht entfallen; seine hohe, aufrechte Gestalt und ganz originelle Physiognomie erlauben keine Täuschung. Sein Blick ist scharf und gebieterischer als auf den gewöhnlichen Abbildungen, und in seinem Auge scheint sich leidenschaftliches Feuer zu spiegeln. Seine Stirn ist sehr hoch und tiefgefurcht, das Gesicht von der Sonne gebräunt und ganz das eines ausgelebten Veteranen. Kein äußeres Abzeichen ist an ihm zu bemerken, und er trägt ein gewöhnliches schwarzes Kleid; seine Person und sein Benehmen sind aber ganz geeignet, einem Fremden mehr wie gewöhnliche Ehrfurcht einzusößen. Er gilt als ein Freund der Armen und entschledener Feind aller Monopole.“

Travels in the United-States of America and Canada, containing some account of their scientific institutions, and a few notices of the geology and mineralogy of those countries; to which is added an essay on the natural boundaries of empires; by J. MacA. London 1833.

Der ziemlich ausführliche Titel würde der Mühe überheben, etwas anders von dieser Reise zu sagen, als daß man ja nicht mehr hinter dem Schilde suchen möge, als es verspricht. In dem Anhang über die natürlichen Grenzen ist uns jedoch eine Merkwürdigkeit aufgestoßen. Hr. Binch erzählt dort, als wußt' er's wunder wie gewiß, daß in der Oberlausitz ein von jenen mächtigen Gächeln herkommendes Wölken wohnt, die Karl dem Großen so lange widerstanden. Es haue in Zeiten, ließe sich in Feile, führe ein feierliches Hirtenleben und bedauere die Städtebewohner. Im Mittelpunkte des christlichen Europa hätte es seine heidnische Sitte rein erhalten, und ein majestätisch

Ichr Eichenhain im Centrum seines Gebietes sei sein Tempel. Unter den schiffbaren Küstern habe man diesen Stamm in nicht beschränkt und die Thorheit eingeleitet, ihn zu unterwerfen. Seit 1815 an Preußen abgetheilt, wolle man ihn zum Christenthum und zur Bezahlung von Steuern zwingen, sah aber ein, daß diese Leute nur mit Gewalt in den lutherischen Glauben gebracht werden könnten. Zwei Compagnien Soldaten sollten also fürs Erste den heiligen Glauben säen, sie sollten aber bleiben, denn das entrüstete Volk brachte Allen den Tod. Den Vorterrückungsmitteln erging es nicht besser; sie mußten mit leerem Säckel abziehen, und da die Regierung jetzt sah, es sei mit den Leuten nichts anzufangen, so ließ sie Alles beim Alten. — Dem gläubigen Jemand, das Ausland wisse nicht mehr von Deutschland als wie selbst; nur entsetzt die sehr trankhafte Frage, wo dieses Weinsberg liegt?

A subaltern's surlough, descriptive of scenes in various parts of the United States, upper and lower Canada, New-Brunswick, and Nova Scotia, during the summer and autumn of 1832; by E. Cole. With illustrations. London 1833.

Dieser Reisende ist Birentant in der britischen Armee und benutzte die ihm gedante Muße, sich von dem so widersprechend geschilderten Stande der Dinge in der amerikanischen Union mit eigenen Augen zu überzeugen. Sein Buch ist das Ergebnis unparteiischer Beobachtung, und man sieht überall, daß dem Verf. Alles an der Wahrheit lag. Seine Nachrichten sind zur Ergänzung und Berichtigung Anderer deshalb sehr brauchbar. Er langte im südlichen Theile der Union und reiste von da nach Norden. In Washington fand er zu seinem Erstaunen am Eingange der öffentlichen Gallerie bei den Versammlungen des Congresses die Befreiung angeschlagen, man möge die Füße nicht auf den Stand des Geländers setzen, weil sonst der Schmutz den Senatoren auf die Köpfe falle. — In Philadelphia rühmt E. die mannichfaltigen Kasernen, welche zur Unterstüzung und Aufnahme Armer und Kranker vorhanden sind. Darunter befindet sich auch ein Hospital, in welchem Todekranke unterkommen sind, mit andern Worten, für hilflose Leute, die gern bezahlet wöllen. Die Fonds werden auf sehr sinnreiche Weise herbeigeschafft. Gegen 600 Dollars kommen jährlich ein durch die Ausfertigung von West's Bild, Christus wie er die Kranken heilt, das in einem großen Zimmer der Anstalt aufbewahrt wird. Es ist jedoch nur eine Copie. Als nämlich West das Original benützt hatte, welches er dem Hospital schenken wollte, bot man ihm aus England 3000 Pfund dafür. Unbemittelt, wie er war, nahm er das Geld und erfüllte seinen wohlthätigen Vorsatz durch eine Copie. — Die beigegebenen „Illustrationen“ bestehen in einer Karte, einem Blatte mit den Facsimiles der Unterschriften der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung und aus zwölf schönen lithographirten Ansichten.

Tour of the American lakes, and among the Indians of the north-west territory in 1830; disclosing the character and prospects of the Indian race; by C. Colton. Zwei Bände. London 1833.

Dieser Reisende hat den Vorzug, daß er wesentlich von dem Wege der meisten Andern abweicht und was in minder bekannte Regionen führt. Er landet zwar ebenfalls in Newyork und geht dann landeinwärts; allein die Niagarafälle, das gewöhnliche Ziel einer Tour in America, halten ihn nicht auf. Im August 1830 ward eine Commission von der Regierung der Vereinigten Staaten in die nordwestlichen Gebiete abgeordnet, um dort ein „Nachsteuer“ anzuhängen und eine Pflanze mit einer öffentlichen Versammlung der Häuptlinge der indischen Stämme zu rauchen, wobei gewisse Streitigkeiten geschlichtet und mehr Angelegenheiten geordnet werden sollten. Dieser Expedition schloß sich der Verf. an und liefert sowohl von ihr wie von der Lage jener Volksstämme und dem Benehmen der Amerikaner gegen sie ausführliche Nachrichten.

Auch auf den Ursprung der Indianer läßt er sich ein und gefällt sich darin, sie mit einigen amerikanischen Autoritäten von den Juden abstammen zu lassen. Der Verf. mag seine Theorien, wie wollen seine berühmtesten Theorien behalten.

Narrative of a tour in North-America, comprising Mexico, the mines of Real del Monte, the United States, and the British colonies: with an excursion to the island of Cuba. In a series of letters, written in the years 1831—32, by Henry Tudor. Zwei Bände. London 1834.

Abermals ein unbefangener Berichterstatter. Von britischer Eifersucht ist hier keine Spur, ja der Verf. ist im Gegentheil sehr auf die Abkömmlinge seines Vaterlandes und geht so weit, seinen Sandelruten, wenn einst Mexiland, wie andere mächtige Reiche vor ihm, von dem Gipfel seiner Höhe gekürzt werden sollte, an den Küsten Amerikas ein zweites und größeres Britanien zu bepflanzen, wo sie echt englische Denkungsart finden und sich zu neuer Größe aus der Asche des Mutterlandes emporkehren können. Die unsichtige Ruhe, mit welcher der Verf. seinen Gegenstand behandelt, die Unparteilichkeit, welche sich überall ausspricht, ist ganz geeignet, seinen Meinungen Credit zu verschaffen. Er tadelt selten, ohne die Abfälle des Gerügten von der fortschreitenden Civilisation voranzusehen. Englischen Auswanderern empfiehlt er besonders Obercanada, was nach seiner Ansicht die meisten Vortheile bietet. Die Abfertigung der Mexicos hat er sich ebenfalls angelegen sein lassen. — Von New-York hat er als ein Soborn und Gomara schrieben, segnete er nach Cuba und dankt nach Mexiko. Rich Willard, Ward u. K. liefern seine hierher gehörenden Mittheilungen nur wenig Ausbeute.

Notiz.

Um 1804 ward in Athen die Frage aufgeworfen: auf welche Weise muß ein Wörterbuch der griechischen Sprache angefaßt sein, wenn es seinen (den geachteten) Zwecken am besten entsprechen soll? Gleichsam als Antwort darauf erschienen das „Lexikon“ des Griechen K. Wais (das, in drei Bänden, von mehreren Griechen in Athen unter Aufsicht des genannten K. W. bearbeitet, zu Venedig, 1809, 1812 und 1816 herauskam) und der sogenannte „Kisavros“ (d. i. Krone der griechischen Sprache, von welchem jedoch nur, so viel wir wissen, ein einziger Band (bis zum Buchstaben Α) in Constantinopel 1817 unter Mittheilung mehrerer gelehrter Griechen gedruckt worden ist. Des erstere hatte das Wörterbuch von Schneider, das zweite Stephanus' „Thesaurus“ zur Grundlage. Später, 1825, erschien, auf des Kiemer'sche gegründet, das Wörterbuch von Kumas. In dem war das Lexikon von Wais gänzlich vergriffen, und auch das von Kumas, ungeachtet seines hohen Preises, selten geworden. Daher war schon vor ungefähr drei Jahren bei einigen Griechen in Griechenland selbst der Vorsatz rage geworden, das Wörterbuch des Wais von Neuem herauszugeben; aber die politischen Verhältnisse des Landes hatten die Ausführung verhindert. Gegenwärtig ersehen wir jedoch aus einer, von Athen d. 15. Oct. 1833 datirten Ankündigung, daß das Vorhaben nunmehr, und binnen einem Jahre längstens, verwirklicht werden soll. Das Lexikon selbst soll möglichst vollständig sein und zugleich auf die Etymologie und Prosodie sowie auf die neue Sprache Rücksicht nehmen. Es wird in zwei Quartbänden erscheinen; der Preis ist für Subskribenten in Griechenland zu 80 Drachmen (die Drachme — einem Zwanzigtheil) oder 18½ Dukaten (d. i. Speckethaler), außer Griechenland aber zu 14 Dukaten, für Nichtsubskribenten zu 16 bestimmt.

Siehe zu Beilage Nr. 4.

Beilage zu den Blättern für literarische Unterhaltung.

Nr. 4. 26. April 1834.

von Johann Heinrich Wos, nebst erläuternden Belegen, herausgegeben von Abraham Wos. Dritter und in zwei Abtheilungen. Halberstadt, Brüggemann. 31—38. 8. 12. Th. 12. Gr. *)

Wie gut, daß die letzte Abtheilung, welche lange auf sich zu lassen, endlich erschienen! Denn sonst wären vielleicht Buche die Leser ausgegangen. Alles im Leben des Menschen ist ästhetisch, auf keinen häuslichen Kreis der Familie, zeitliche Gemüthsruhe mit wenigen Freunden eingeschränkt, selbst die Wissenschaft des Alterthums, die classische, zum Ladmisse der Griechen und Römer adtliche Gelehrsamkeit gleichsam ein Vorrath für das Haus, mit welchem man edürfnisse desselben befriedigt und den Genuß des friedlichen Daseins vervollständigt. Unser Jahrhundert dagegen verhebt immer mehr das ungenutzte Leben des Hauses und ästhetische Freude; es will ins öffentliche, will wirken in großen Anstalten, rüstet und baut früher am Staat und Völkern als am eignen Herde, erfüllt schon die Schuljugend mit den von Revolution und Regierungsform, treibt sie hin zu die Unruhe der Welt und fremde Theilnahme. Gibt es einzelne Dichter, bei denen ästhetische Anklänge merkbar, so sind dieselben doch viel weniger vorherrschend oder nächste Wirklichkeit tönend als bei dem Pflarer von u, und es werden keine Heulieder oder Kartoffellieder angestimmt. Dieser Unterschied des Geschmacks ist nach Richtungen kenntlich; unserer unruhigen Zeit genügt nicht die Ruhe des einfachen Stilllebens mit seinen kleinen Gern und Abwechslungen; man treibt sich lieber umher in Städten als auf dem Lande, sucht rauschendes Vergnügen verschmäht die bescheidene Luft; auch Schriftsteller müssen nach süßen, wollen sie anders gelesen sein; und wünscht den Unterschied zwischen Sonst und Jetzt recht zu verthätigen, so vergleiche man den Schriftsteller Wos und Freund Weim mit denen, die etwa neuerdings am Pflarer Lesewelt glänzen.

er hat nun seinerseits von jetzt nicht eben die Lebensliebe; hat sich gern freier Ausflüssen, der Abwechslung wehrt der Segenskräfte gekreuzt, auch das Einsdringende und mde des Daseins durch Anregungen verschiedener Art zu en gesucht. Dennoch findet er in der abgeschlossenen eines patriarcalischen Hausstandes manchen Reiz und sich heiter in die Mitte desselben durch Beschreibungen, eilt das Behagen Derer, die sich darin wohlgefallen. jen Genuß hat er an der Lebensbeschreibung Wos's geund gehört insofern mehr zu den Lesern eines vergangehundert als des jetzigen. Den Hauptvater und die ictet steht er vor sich in ihrer ganzen Eigentümlichkeit, erfischer Einfachheit, nur ohne das Röhe-Pomerischer mit moderner Theilnahme am Bücherwesen, aber nur sch Anklängen liebend und suchend, wie im Umgang mit w. Alles Phantastische, Mystische, Zweideutige wird ab in der Religion, wie in jeder Lebensbeziehung; der ist und dieselbe Form herrschen im Schulhause zu Gutem wohnlichen Räume zu Heideberg. Beide Eheleute vollkommen einsig in Gedanken, Willen und Wände lieben kleine häusliche Feste, Geburtstage, und ver sie durch Hexameter, beide leben ganz für einander und Kinder, denen sich dieser Familienhau mittelst; das Unge wird gemeinschaftlich getragen, das Abänderliche

gemeinschaftlich ins Reich gebracht. Die überlebende Ehegatin erzählt dieses in ihrer vortheilhaftesten meisterhaften Weise, sicher und ungesucht im Ausdruck, voll fester Gewißheit; es müsse Jegliches nicht anders sein, als es war, und reich erhoben durch die Erinnerung an vergangene Tage und an unüberbrückliche Liebe und treue Gemüthsruhe bis an den Tod. Dabei bilden denn die Berührungen mit andern Menschen, das daraus hervorgehende Verhältnis und die abwechselnde Lebenslage gleichsam Verzerrungen und Blumentränze.

Zu Anfange des ersten Zeitraums — vom Herbst 1778 bis Sommer 1782 — lebt Wos noch im kleinen Uterndorf als Schulmann. Die Mutter aus Mecklenburg zieht zu ihm und bringt einige Mistbue ins Haus, da diejenige Unterhaltung, wonach sie sich sehnte, nicht verschafft werden konnte; sie ließ sich darin ergab. Schon werden geboren, im Garten wird kein Fied ohne Anpflanzung gelassen, eine Reise nach Hamburg zur Erfrischung gemacht, wobei die Ueberfahrt über die Elbe gefährlich genug von Statten ging. Aber nun erkrankte an Marcksfebern die ganze Familie. Wos hatte wol früher auf der Karte sich einen andern Wohnort ausgesucht, und Guttenlage hätte ihm gefallen. Witten im Stiebershammer schied Stolberg, die Schulfelle in Gutin sei offen, er selbst verheiratete sich, und man könne vereint an demselben Orte leben. Die Habler ließen ungern ziehen, und der Abschied von ihnen ward schwer.

Bei der Ankunft in Gutin machten unsere Reisenden die Erfahrung, wie ganz anders ein Ort auf der Karte und nach Beschreibungen aussieht als in der Wirklichkeit. Eine gute Wohnung zu finden, ist in solchem Falle das Erstwichtigste; das war sie nicht, man konnte von den wenigen in Hamburg eingekauften Sachen kaum die Hälfte stellen, ein Kupfball mußte das meiste aufnehmen mit der Familie selbst, und — es fehlte ein Sohn. Dafür konnte die schöne Segend nicht entschädigen, auch nicht Stolberg. Wer des spätern Verhältnisses mit diesem Manne gedenkt, wird es nicht ästhetisch und wohlthätig finden, und wirklich zieht damit ein schwarzer Schatten durch das häusliche Gemälde der Eheleute. Sie haben, was sie ihnen der Wahrheit und sich schuldig zu sein geglaubt, wohlwissend, in welchem nachtheiligen Lichte sie Manden erscheinen und wie vielen Tadel sie erfahren würden. Eine solche feste Ueberzeugung ist zu ehren, auch wenn man geneigt sein möchte, die Härte der That zu mildernden. Vorzeichen der Ungefähigkeit gebe die Dürstlerin schon mit folgenden Worten zu erkennen: „Grenzlinien zwischen Adel und Kältern waren in Gutin scharf gezogen, noch schärfer zwischen diesen und den Unbedeutenden, zu denen der Aetor gehörte. Die zweite Classe näherte sich dem Adel stets mit Ehrfurchtszeichen, die letzte Classe zog sich von der Ferne den Hut ab, wenn sich etwas zum Hofe Gedrungen blicken ließ. . . . Alles, was sich mit Büchern beschäftigte, hier gelehrt, ward auch wol bespöttelt.“ — Stolberg inbeson, „damals äußerst lebhaft und unwiderstehlich lebenswichtig“, besuchte den Freund alle Abende und brachte poetische Arbeiten. Auf dem Rathhause ward vorläufig der Familie eine bessere Wohnung angewiesen; sie war zu groß und außerdem unruhig. Im Frühlinge wurden mit Stolbergs manche Partien voranankatet, lieber dabei gebüht, und im Winter das Wärmestück mit Fremdbütern, einem Gute des Grafen Christian, gefest. Wos sehnt sich Wos wieder nach Hause, und 1784 wird eine gute Wohnung mit Garten am See bezogen. Man begann ein gemüthliches Leben, nur Besuche unterdragen oft dessen Einfachheit, wobei die Hausfrau rüchlich der Einnahme und Ausgabe gesteht: „Recht schwere Stunden hat mir das Kleider sorgen oft gemacht in der nicht kleinen Reihe von Jahren, wo

*) Den ersten und zweiten Band vgl. Nr. 237 d. Bl. f. 1830
beil. 27 f. 1830. D. Red.

das Gleichgewicht zu halten eine Aufgabe war, die meine Kräfte überstieg." Gerstenberg, Kapellmeister Schulz, Gramer aus Kiel, Stolberg und Andere waren die Besuchenden.

Zwischen Stolberg und Bos entstand schon Spannung bei Gelegenheit der Kritik über des Erstern Arbeiten, und dem Grafen war nicht recht, daß der Schulmann nicht Alles mit Jubel aufnahm, was im Stolberg'schen Hause gesah, z. B. Schilling's „Jugend“ und Poppel's „Lebensläufe“. Kostigkagen und Krankeuten machten häuslichen Verdruß, Bos's Konversation nahm zu, wie seine Gesundheit weniger sehr wurde, seine täglichen sechs Schulstunden wurden ihm schwer. „Er konnte heftig werden, daß ihm harte Worte einführen, Gegenwärt wirkten schädlich, noch schädlicher Thränen oder ganzliches Stillschweigen.“ Wie der Zeit durch gegenseitigen Beschaffen verloren sah diese Misdar. Durch das Antreten des Schwagers Boie als Conrector ward der Rector glücklich erleichtert.

Nach dem Tode seiner ersten Gemahlin Agnes erhielt Stolberg eine Gesandtschaftsreise in Berlin, vermählte sich dort zum zweiten Male und reiste nach Italien. Bos erhält Zulage und einen zweiten Gehülfen zur Schularbeit, veranlaßt durch einen wiederholten Ruf nach Weisau. Als Stolberg aus Italien zurückkehrte, begannen die alten Verhältnisse sich zu lösen. Sehr schlimm ist es immer, wenn dergleichen verschwindet und es dennoch den Schein haben soll, als sei das Alte geblieben. Der Graf machte ein großes Haus, wohin die einfachen Schulleute nicht pösten. Dann kam die Herrin Gaultin mit Dorothea, eine Frau im Anfang der Vierzig, von sehr angenehmer Gestalt, heiter, freuntlich und einfach; ihr Einzug, ihr Leben im Stolberg'schen Hause, das allmähliche Hervortreten kirchlich katholischer Gesinnung wird anmuthig beschrieben. Andere katholische Besuche folgten. Bei geringem Anlaß erhielt die Frau einen kühnen Brief des Grafen, worin stand: „eine Frau, die so von ihrem Manne geliebt würde, muß alle Kraft darauf wenden, ihn anders zu machen“. — Doch, wie dieses Bewußtsein entstanden und weiter gegangen, ist ja in eigenen Druckschriften zu lesen.

Bei zunehmender Reizbarkeit, wenn der Rector erschöpft aus der Schule kam, rückte Bos wol der Wunsch: wenn doch eine milde Person es möglich machte, die Stelle anzunehmen! Dazu ward sein Schwager, der Conrector, nach langem Leiden. Er ward durch Schwager ersetzt. Niemand bezeugte mit Rath und That seine rückwärtige Theilnahme. Das Uebelbefinden Bos's nahm zu, und der Arzt sprach bedenklich. Kleiner und gebrochener Mann waren am wohlthätigsten. Die Verhältnisse zu verbessern bestrahnten und unerkanntesten Personen werden mit kaltem Urtheil gehandelt. Von J. S. Jacobi, der nach Göttingen kam, heißt es: „Junge Freundschaft konnte sich bei ihnen nicht erheben, dazu waren die Grundzüge ihres Charakters und ihrer Lebensweise zu nachtheilig.“ Jacobi richtete sich glänzend ein, suchte unumwundenen Umgang als Bedürfnis, der an seiner Geistesbildung Theil nahm, so daß Bos sagte „Er möchte gern meine Erziehung übernehmen und einen Philosophen von Göttingen aus mir machen, aber dazu bin ich verstorben.“ Jacobi dagegen ermahnte wie Stolberg die Frau „sie solle mitwirken, daß Bos durch Zusätzlichen von der Welt nicht einseitig und gekümmert werde.“ Aber der Pfarrer von Grünau, besand sich still und ruhig im Hause am besten. Mit J. G. Schöffers, der gleichfalls in Göttingen sich angelaut, gab es wenig Umgang. „Eine Stimmung konnte nur Bedauern erregen, da der noch so kräftige Mann ein Leben ohne Thätigkeit nicht ertragen konnte. Der innere Thätigkeit sah sie ihm Freundschaft, und so mußten alle Gegenstände um ihn seinen Unmuth erzeugen. Später nahm er ein Lot in Frankfurt an, und seine Heiterkeit kehrte wieder.“ Als Stolberg's Uebertritt zum Katholizismus war die Trennung zwischen den alten Freunden entschieden. Die alten Freunde in Bos's Merken hielten sich auf diese Verbindungsstelle; denn wie die Blumen im Garten am Eucalyptus wachsende Ergänzungen dem Thun und Treiben des Mannes. Wenn lange vor allen spätern Erfahrungen hatte

Bos ein an seinen Gemerch geschrieben: „Ich kann täglich, wie wenige für die Freundschaft ein Herz haben; selbst unter Leuten, die wir gut sind, wie wenige bescheiden die ganze Zerkunft, mit welcher meine Seele ihm nachstrebt! und wie oft umarmt ich fast der Vorzug ein kühleres Gefühl... Doch ist nichts so trübend, als von Fremden in solchem Grade mißverstanden zu werden, daß die Ungleichheit des Grades die hierherige Täuschung einer Sympathie erzeugt. Aber auf solche Weise ist der Welt anfangt zu fühlen, wie sehr man sich fürchten und leidet täglich empfinden.“

Vieles Angenehme geschah noch Göttingen, allein Vieles war auch verschwunden und die Erinnerung daran wehmüthig; am schmerzhaft war die zunehmende Reizbarkeit, welche für einen Schulmann die äbste Aufgabe schien. Einer unruhigen weltlichen Jugend gegenüber ziemt die gedessene Haltung und Besonnenheit, welche der Reizbare leicht verliert, wiewoegen die polternden Schulmänner besonders im Alter sehr zu erkennen und zu bedauern sind. Zum Poltern war es aus bei Bos nicht geblieben, aber vielleicht kostete ihm die Selbstbeherrschung desto mehr. Er suchte im kalten höflichen Winter, daß er zu Grunde gehen wolle, wenn der Herzog ihm nicht zur Ruhe setzte mit der Freiheit, sich einen Ort zu wählen, wo er besser könne, aufzuleben. Es geschah in einer über Erwartung günstigen Weise, welche der freundlichen Gesinnung für Christlichkeits Verstand und der Freigebigkeit des Herzogs wie seines Ministers von Holmer gleichen Ruhm erwirkt. Schwerlich möchte in unsern Tagen ruhefindenden Schulmännern dergleichen gewährt werden. Kräftig ist noch ein Besuch in Remlingen auf dem Saveling'schen Landhause beschrieben. Das Patriarchenpaar besand sich dort ungenau wohl, wollte aber Anfangs so gleich wieder davon, weil in der Nacht zu viel Unruhe im Hause wegen Vorbereitung zu einem Geburtstage herrschte. Da es indes gegen Mitternacht stiller geworden und die Geburtstagfeier doch vorübergehen mußte, blieb man und freute sich des schönen Aufenthalts sowie des Wiedersehens von Fremden.

Göttingen ward im Jahre 1802 verlassen in welcher Rücksicht, besonders bei dem Abschied vom Garten und allen gepflanzten Bäumen und Sträuchern. Der Mensch trennt sich oft schwerer von den krummen Umgebungen seines Daseins als von den redenden. Gleich den Zugvögeln suchten beide Göttingen in Deutschland einen neuen Wohnort und entsetzten sich für Jena, wo die Höhe auf der Universität wozu. Göttingen's Freundschaft und Wohnung machten den angenehmen Eindruck; dennoch gedachte die Hausfrau während ihrer verstorbenen Zeit. Es kamen Vorschläge, ein Haus in der Vorstadt zu kaufen; daß die Lage besser durch den vorübergehenden Bach freudig wurde, daran dachte keiner. Die Wohlthatigkeit des Preisler zog an, der Garten auch, man kaufte und machte viel besser. Dennoch kam die Einrichtung für den Winter zu Stande. Aber das Häßthal war freudig, brachte Konfession, Jagd und mit ihm große Reizbarkeit. Dazu fehlte die zeitliche Abtönung, und die Hausfrau will sich mancher dieser Höcker als der unglücklichsten ihres Lebens erinnern. Gegen eine höfliche Frage, die in der Küche mitgerath und in der Sonne wieder aufgelegt, ward geantwortet. Man erwartete sich gegenseitig; es ging besser im Frühjahr, aber das heimliche Gefühl wollte sich nicht einstellen. Anträge von Weimar und Würzburg wurden abgelehnt, letztere wegen des Weimarer Schulplanes, worin Bos die hierarchische Ordnung im Berbergen erkennen wollte und mit einer scharfen Reaction Bos dagegen erklärte. Ein Besuch bei dem Universitätsfreunde Wille in Ulm erlebte den Sommer, und auf der Rückreise machte Weinbrenner Pläne für Stidelsberg, dessen Ort sehr gefällt, und wobei Bos ausrief: „Wir wollen uns freuen, daß wir noch wie Kinder ganz in der Gegenwart leben können.“ Im Frühjahr 1805 entschied für Heidelberg eine Pension von 1000 fl. mit freiem Umzuge, welche der Kurfürst gewährte, und Bos neue Leben, was erwachte, schien den Beglückten ein Traum.

Das in ihrem durch Weimarer einträglichen Planen,

wegen dem Garten haben die Eheleute endlich bis zu Hof's
 Liebe, 18. März 1834, geschied, und die überlebende Frau
 von Schiller, mit derselben Auszeichnung wie das Andere der
 trauert und letzten Tage des Verstorbenen. In einem beson-
 dern Aufsatze wird das Verhältnis zu Schiller und Göthe an-
 gekündet. Schiller und Hof haben sich selten in Jena; die
 Schriftsteller waren zu verschieden von einander; Jenes vertraute
 auf die Kraft des Namens, um die Alten zu überbieten, die
 mit Goethe an seinen Ideen jener empfand mit philoso-
 phischer Farbe, diesen mit einer lässlichen und hässlichen.
 Darum fand Hof in Schiller's Gedichten unendlich, was Schil-
 ler Pathos nennt, in den Schauspielen machten ihm die weit-
 schweifigen Ergänzungen Einzelner und das Uebermaß der Cen-
 zuren Mißthagen. Der Kenialmanach verbarb auch viel,
 weil er unter Anderm den lieben Göttern verzeigte. Kränklichkeit
 eider Männer hörte das Uebrige, wiewol sonst Schiller's her-
 zliche Persönlichkeit angog. Mit Göthe gestalltete sich das Ver-
 hältniß Anfangs freundlich, doch mußte dem vielseitig Bewegten
 in engerer Gedankenkreis einseitig und beschränkt erscheinen.
 Göthe wollte, daß Hof Schweres überstanden, und wirkte zu
 einem Besten; aber die gewünschte Schonung, welche solche
 Lage erforderte, lag nicht in seiner Natur. Er bedurfte einer
 richtigen Unterhaltung. Unter den „Knecht Ruch“ in Heran-
 tern waten Beide uneinig. Dennoch schmerzte den Zurückziehenden
 die Unterredung nach Dresden. „Schiller's Verfall“,
 sagt er, „mußte ich ertragen, denn das Schicksal hat ihn
 mir gebracht; aber die Bekehrung nach Heidelberg — das fällt
 vom Schicksal nicht zur Last, das haben Menschen vollbracht“.
 Das Unzufriedenheit darüber, schämt es, und daß manche erwie-
 nene Freundschaftsdienste nicht gesucht, an Jena und Weimar
 zu leisten; erlittete die Theilnahme, und es wuchern für die
 Folge das Götze geschickte.

Unter Hof in seiner Wirksamkeit als Schullehrer gibt sein
 Freund und Schüler Wolf einige Nachrichten, die besonders da-
 nach anliegen, daß sie etwas Unvollkommenes vom Menschlichen
 enthalten. Wir setzen einen Schullehrer, der weder öffentliche
 Reden noch Programme liebte, in denen man gegenwärtig
 zum Theil das ganze Heil des Unterrichts sucht. Er gab den
 Unterricht in der Logik auf, weil er sich von demselben keinen
 großen Nutzen für die Schule versprach; er gab den Unterricht
 in der Religion mehr beiläufig bei Erklärung der Alten als in
 einer bestimmten Stunde. Er war eigner deutscher Aufsätze
 nicht hoch, weil die meisten sich dadurch gewöhnten, viel
 Worte über nichts zu machen; er liebte nicht Lateinsprechen
 und glaubte, das gute Lateinschreiben habe nur Männern frü-
 herer Zeiten gelingen können, die bei der geringen Ausbildung
 ihren Vortragsweise die lateinische als ihre Muttersprache be-
 zacht hätten; Jeder könne nur in der Sprache denken, in wel-
 cher ihm von Kindheit auf die Gegenstände bezeichnet und die
 Begriffe entwickelt wären, Cetero würde die Dissertationen un-
 oer Gelehrten wenig verstehen u. s. w. Dagegen rühmt der
 Schüler und Freund, wie deutlich der Lehrer alle seine Bemerk-
 ungen mitgetheilt, wie zweckmäßig dieselben zum Verständnisse
 der alten Schriftsteller gewesen, wie sehr die Aufmerksamkeit
 der Schüler gefesselt worden, wie er die Charaktere aller einzel-
 nen gekannt, wie gerecht er in allem Lobet gewesen, wie enthu-
 siasmisch er von allen Schülern geliebt worden, mit denen er
 ich wie mit Freunden befreundet, wie wohl diese sich in seiner
 Nähe gefühlt. Bewußt, ein solches Verhältnis ist das rechte,
 effer als alle Verfahrnisse über Lehrmethoden und wissenschaftliche
 Handhabung des Unterrichts; nur Geist, Liebe und Bewun-
 derung können den Geist erwecken, nicht das tolle Nachwort einer
 stiefmütterlichen Vorlesung — das mechanische Festhalten derselben.
 Noch einige allgemeine Anmerkungen über den Vorhergehenden
 — die Beilage der Briefe ist weniger von Belang — hat die
 Kritik hinzugefügt. Hof ist oft über Zurückgezogenheit von
 er Welt und zu große Arbeitsamkeit getadel worden, und dies
 hat ihn nicht selten verstimmt und traurig gemacht. Seine
 Feindschaft in Kupferkunden wollte er behaupten, gleichwie ein Kind

sich seine Lustigkeit und Behlung seiner Gelehrten gelassen. Jede
 Gesellschaft, um unbedeutende Gespräche mit einem Lieb Anstreng-
 ung lebhaft erhalten werden mußten, machte ihn unzufrieden und
 unruhig, nicht die abwechselnde Thätigkeit. Behlung zur Un-
 zeit konnte ihn aufbehalten, und die Gattin hatte in dieser
 Beziehung zu lernen. Im eignen Hause sah er gern Gesell-
 schaft, nur mußte Anstrengung und Zurückung vermeiden werden,
 sie gleichfalls eine Aufgabe für die Gattin. Ganz un-
 gewissen dem Grundcharakter dieser Gattin, welche Hof be-
 sprach, legte er mit Heftigkeit einen Lieblingstrau seiner Jugend,
 sie möchten beide als unabhängige Männer die schönsten Gegen-
 den von Deutschland und Italien durchwandern, um das Leben
 und die Beschäfte der Landbewohner vorstellend in Lähern und
 Thyllen darzustellen. So lange die Kinder bedeutende Unter-
 stützung bedurften, ward an Bücher wenig gewandt, erst später
 mehr. Ein kirchliches Gesangbuch für die Gemeinde von Grün-
 nau zu schreiben, war in früherer Zeit ein Lieblingsgebanke, und
 überhaupt einen Gottesdienst nach seinem Charakter mit größter
 Einfachheit für dieselbe Gemeinde zu ordnen. Frühlingsspiele, Ge-
 testete und Anderes sollte damit verbunden werden, auch die
 Frau Pfarrerin, und was sie einzuwirken hätte, was dabei
 nicht vergessen.

Und so will Hof, allen noch vorhandenen Freunden eines
 Wohlthunenden Thyllenlebens die Schullehrer empfehlen.
 Sind sie dem Hofe sonst nicht gewogen wegen seiner literari-
 schen Feindschaft, so können dieselben hier im Schätlichen verzeihen
 werden, wie denn auch in der Darstellung nur Weniges davon
 erinnert. Freilich, an Liebern und Herantern des Literarischen
 müssen sie Geschmach finden. Aber, o Schicksal der Biogeo-
 graphie erzählt von einem großen Garten, der hinter dem Rath-
 haufe von Göttinge beständig gewesen, und dessen Benutzung von
 der Familie, als sie auf dem Rathhaufe wohnte, ungenügend ge-
 wohnt wurde. Inzwischen hatte ihn ein Senator in Nacht
 und wollte den Schlüssel nicht hergeben, ehe er sich gelassenen
 Dämon die Zahlung empfangen. Dies gab Veranlassung zu
 dem Billeit (im vierten Bande der sämmtlichen Gedichte),
 welches vielen Weisheit fand, besonders bei Hofe, und noch am
 nämlichen Tage ward der Schlüssel eingehändigt. Hof erin-
 nerte sich nicht des Gedichtes und hatte die sämmtlichen Ge-
 dichte nicht zur Hand. Da werden ihm die neueren Zeitungen
 gebracht, und auf dem Umschlage traut ihm entgegen das Bil-
 leit — auf dem Walfischerbogen? 9.

Romanenliteratur.

1. Die Witwen. Roman von Henriette Foule, geborene
 Irndt. Zwei Theile. Hannover, Jahr. 1833. Gr. 12.
 5 Thlr. 12 Gr.

Nicht so durchsicht, ineinandergreifend und anspandend
 als wir von der Verfasserin gewohnt sind; die Schönheit hat
 sogar hier und da einen Anflug von Gefährlichkeit. Die eine
 Witwe, überbedenklich dem Jugendgeliebten die Hand zu reichen,
 weil ihr Vater ihm einer bösen Schallheit fähig glaubte, hängt
 so lose und locker mit dem Plan des Romans und den handelnden
 Personen zusammen, daß sie mit sammt ihrer Gattin, Dulbung
 und ihrem etwas abgebliebenen Bräutigam, dessen Un-
 schuld endlich auf die wunderbarliche Weise bewiesen wird, aus
 der Geschichte schaden könnte, ohne daß man eine Lücke spüren
 würde. Eine andere Witwe kommt dies, um zu verschwinden.
 Eine dritte alte und häßliche plagt die Ernte und ist zur Re-
 benpflanzung, die als solche zu viel Raum einnimmt, unent-
 behrlich. Eine jugendliche weibliche Gestalt, von der man nicht
 weiß, ob sie Frau oder Mädchen ist, denn der Umgang folgt
 unmittelmäßig die Schreibung, ist die Selbstkennung, eigentümlich
 durch Bekanntschaft und Lage, sich Gefallsucht und Nicht ruc-
 kend, von nachdenklicher Art und doch größere Unbefangenheit
 begehrt als die Leidenschaftliche. Bei alle dem ist jede Seite
 dieses seltsam geformten Charakters gut motiviert, nicht Ber-

geries, menschliches Leben. Man wird sie nicht lieben, aber sie begriffen und bebauten. Mit noch einer Bitte ist das anders; das Wiederhaben, das sie empfindet, thut sie auch den andern mit und kann ihre Lieblichkeit theilen, das so ihre Eigenhaftigkeit ohne Zwang lieft. Auch dies schon vergoldete Leben findet seinen Zweck; wie denn beim Schluß sich so ziemlich Alles paart. Mit Ausnahme des sozialen Justizcommissars sind die Männer im Roman, der füglich um die Hälfte länger hätte sein können, so von dünnleibiger, knickbeiniger Art, wie sie Frauen zu zeichnen pflegen, die zu Schatten werden, wenn der Betrachter ein wenig derb sie antippt.

2. Korndimmen. Gesammelte Novellen von F. O. Zehner. Erstes Bändchen. 1) Benoni und Keila. 2) Beth. 3) Der Novemberabend. 4) Balhinda. Panau, Cöler. 1834. 8. 1 Thlr.

Wie mancherlei kann Eins im Auge lernen, und noch dazu da, wo er bloß Unterhaltung sucht! So erzählt man in „Beth“, das 1711 es in Guinea einen Staat der Wäbabe gab, mit europäischer Ertigung, Lohn und Belohn; das Abweichende bestand mehr in fremdartigen Ausdrücken als in der Sache selbst, wie etwa Jemand ein Maskenfest anlegt und den Scherz redend fortsetzt, jedoch so, daß nicht der wohlbestandene Herr R. deutlich durchblickte. So sind denn diese Wäbabe-Fürsten und Gewaltige, die schwarzen Priesterinnen, griechisch von Geschichtszügen und Wachs mit nachgeschmarter Curie-Raisität, eigentlich nur verfertigte Europäer, die von dem phrasenreichen Guido, dem Kessen des tyrannischen Directors der französischen Factorei in Guinea, in einen Idealstaat gebracht werden, von dem zwar kein geographisches Lehrbuch, aber der habitus der Erdbildungslehren recht viel weiß. „Balhinda“ macht uns mit den Sitten unserer Vordadern bekannt, das Heidenische mit dem Christlichen seltsam mischend, so daß man auch da auf einer Maskerade zu sein glaubt, wo die Betheuerungen den angenehmen Charakter nicht zu behaupten wissen. Besser gelingt dies in „Benoni und Keila“, einer achtungs- und lebenswerthen jüdischen Fankie in Konstantinopel, die bei den Verfolgungen ihrer Glaubensgenossen, durch den Sturz der Janitscharen unter dem jetzigen Kaiser herbeigeführt, glücklich entkommt und nach Deutschland sich rettet. „Der Novemberabend“ lehrt, daß Fieberkrankheiten phantastisch können, obgleich sie im gefunden Zustande der Einbildungskraft völlig baar und lebig sind.

3. Zweitein's sämtliche Werke. Zweites Band. — Auch unter dem Titel: Siebensachen. Leipzig, Kollmann. 1835. 8. 1 Thlr.

Das visum repertum über diese Todtgehörnen möchte etwa lauten, daß die Verse ganz nach dem Schilde derjenigen sind, welche Heißsporn in „Helmech IV.“ für die Poesie auf Messerscheiden erklärt; daß die Prosa ihr als gleiche Hälfte sich anreicht, und daß es Einen freut, wie nicht Jeder, der auf dem Fichtenberg herumspaziert, sich einbildet, seine trivialen schwammigen Gebanzen zu Jean Paul'schen Ideen hinaufschrauben zu können, und ihm gleich zu sein, weil er auf derselben Stelle wanderte, dabei noch den schrecklichen Einfall hat, die über-schwengliche Einbildung mittels der Druckerpresse in alle Welt auszugossensaunen.

4. Cypressenzweig von G. Werner. Zweites Band. Köslin, Cöler. 1838. 8. 21 Gr.

„Der verlorene Sohn“ ist nicht von der schlimmen Gattung, er will nur nicht Kaufmann werden, wie der Vater wünscht. Darum braucht er auch nicht Schwerine zu häuten und die Keule nicht bis zur tiefsten Berniesung zu treiben. Nicht neidisch empfängt ihn der an seine Stelle getretene Better, er entsagt ihm zu Gunsten der Braut, von dem Heimgeliebten geliebt, und so endet sich die Geschichte auf die vergnüglichsste Weise. Den auffallendsten Stagnas bilden die beiden übrigen Erzählungen, das deren Epilog eine Augenwendung geben können,

sicherlich den Absichten des Verf. schmerzhaft entgegen. Der will, kann und Liebt und Längung“ lesen, daß, wenn der Sohn nicht so gehorsam und die ihm aufgedrungenen Dient nicht so verschämte gewesen wäre, seiner nicht verweigern, diese sich nicht um ein verschätes Dasein abhürmen müssen. Aus dem „Harsenpfeiler oder Opfer um Opfer“ wäre ohne viele Epistologik der Schluß zu folgern, daß eine Eigenart nicht behält, der Bruder Schuld an des Bruders Tod ist, und wenn auch Alles gethan wurde, den Eimen in enge Klostermauern zu bergen und ihn vom Bruder fern zu halten.

5. Selma's Erzählungen aus der Romanenwelt des wirklichen Lebens. Herausgegeben von J. G. Lippenzeller. Karau, Sauerländer. 1834. Gr. 12. 1 Thlr. 8 Gr.

Alle diese vier Erzählungen tragen das Gepräge Äußerer und innerer Wahrheit, sind rührend, aber nicht larmoyant, die Betrachtung ist ernst ohne Empfindelheit, die Verf. sieht die Männer nicht bloß durch die weibliche Brille an, welche bald vergrößert, bald verkleinert und stets die Bize über das richtige Verhältnis hinaufrückt; sie ist gerecht gegen das Starke und gegen ihr eigenes Geschlecht, auch kann man ihr nicht vorwerfen, daß sie die Frauen vergöttere und die Frau nicht leiden magte. In der letzten Geschichte: „Die Hausfrau“, kämpft sie um wol für eignen Hebd, jedoch ohne Bitterkeit und Kathedron.

6. Meiner Laune bunte Blüten von W. Lindner. Drei Theile. Auch unter den Titeln: Paulina, die schöne Stumme aus Grünborn. Novelle. Balhinda, der Sohn des Vater. Novelle. Die Folgen eines Rendezvous, oder der stärkste Maskenhall. Novelle. München, Jaquet. 1833. Gr. 12. 2 Thlr.

Was in „Balhinda“ und den „Folgen eines Rendezvous“ frisch und wohlgestaltet auf den Bergen blühte, von denen es gepflückt wurde, ist, ohne Kunstfian zusammengedunden, ein nicht sonderlicher Strauß geworden, zu dem die Laune Provincialismen (wie gewünscht) und geduckte Unwahrscheinlichkeiten gab. Das bekannte Drama „Ysida“ ist ziemlich ganz und gar in „Paulina“ gewandert, die unbedeutenden Abweichungen davon sind jetzt nicht als Verbesserungen zu erachten.

7. Die Nacht des Geschicks. Drei Erzählungen aus dem Französischen von Champevert. Ludwigsburg, Beymann. 1835. Gr. 12. 18 Gr.

Trauriges Specimen der Nacht schierer Richtungen, des Unglaubens, der Ueberschätzung, die bei dem genialen Kopf Jovotzinski mit sich, ein Dasein ohne Licht und Liebe in höherer Potenz erzeugen; das Wesen von andern Leben zur Larve stellen und höhrender Verweisung in die Arme schlaubern. Unser Verf. ist ein solcher kramphafter Luowachs unserer Tage. Gegen Alles, was Religion, was bestehende Form und Güte heißt, anstrebend, scheint den Jüngling das Unheil betroffen zu haben, in dem einzigen Glauben, den er hegte, den seiner Heberschwenglichkeit, seiner Originalität, keine Anhänger zu finden. Die Welt, die ihn verkannte, verdiente es nicht ihn zu besiegen, und so erkränkte er sich. Sein Nachlaß schlägt die Vermauthung nieder, daß eine große, nur noch mitgeleitete Kraft, die sich reinigen können, in ihm untergegangen. Weber an Erfindung, noch an Gehanzen ist in den drei däßern Nachtstunden Eigenmächtiges zu spüren; die Polemik gegen die Menschheit im Ganzen, die Kräfte, die Verfehrtheiten, die Bosheit des Individuums sind von den Hätzern der heutigen französischen Bergewissungsprose weniger geistreich, mit weit gefährlicherer Sophistik und Dialektik angeendet worden, als es hier geschah, wo ihre Gründe schwerlich verführen, ihre Waffen verwunden werden. Auf welcher Stufe der Kunstfian des Verf. sich befand, wird aus den Todtschaden klar, die er faden; mancherleiten und ungeschlossenen Schwärzern ertheilt.

Sonntag,

— Nr. 117. —

27. April 1834.

ichte von Hoffmann von Fallersleben. zwei Bändchen. Leipzig, Brockhaus. 1834. Gr. 12. Thlr.

Wie die neuere deutsche Poesie in ihrer Gesamtentwicklung, so zeigt besonders unsere moderne Lyrik einen wehr verwickelten Charakter und trägt die Spure der oft verwickelten Windungen, welche sie, um frei Lichte des Tages zu gelangen, nehmen mußte. Die sich vielfach verzweigende Fortgang der Lyrik durch alle me. hinaus; und hinabwärts ist eine Seelenwanderung des lyrischen Geistes zu nennen. Vielfache Gestalt vom Einfachen und Natürlichen bis zum Phantastischen und Abenteuerlichen nimmt er an, gleich der warmen Seele des Ostwindes. Lustig und erdig, schön widerwärtig, erschaut er; nach allen Dimensionen hincht er sich; in der Breite des offenen, freien Natur's sich ergahend, hinabstrebend in die unterirdische, um mit der Wunderlampe verhäulte Schätze zu, dann wieder sich mit Liebe vorstend in das lichte rgehörig des Blutes, oder ganz frei und lose sich Neher selbst zugehend; zuletzt aus allen Räumen riedigt weicher, verschließt er sich, in sich selbst, wird Leid und Schmerz gequält und sehnt sich nur in. Nischen Genüssen nach dem ewig fernem Lichte der rheit. Für den tiefen Geiste in allen seinen Metas. hosen Nachspürenden, für den Ernst des forschenden lens, welches ihn begreifen will, scheint es selbst eis. Wunderlampe oder des Laubers des Padmanaba zu. fen, welcher zu den innersten Heiligthümern des Les den Schlüssel enthält.

Rehr aus der Bedürftigkeit des Einzelnen als aus Bedürfnis des Volks heraus hat sich die neue deut. Lyrik gebildet, wie dies immer geschieht, wenn eine, halbwegsne Volkspoesie dahinstirbt und auf Trümmern sich die neue Kunstpoesie gestalten will, r bilden wir gleich in dem ersten deutschen Lyriker reuen Zeit eine durchaus treffens und in ihrem in. hen Reichthum doch behäufte Natur. Die Schran. welche noch in der zweiten schließlichen Schule und ausparteten Mächtigheit dem freien Erguß des lyri. Geistes vorgebaut waren, fielen nieder, und zugleich der Geuß des Lebens in seiner Ungeheuerkeit an. er, zum ersten Mal das dichtende Gemüth in sein

Innerstes zurückgedrängt und in diesem Innersten einsam gkaffen und in Schuld und Reue versunken. So bes zeichnet sich der Anfang unserer modernen Lyrik in dem tiefen Günther, in welchem sich das Leben von der Dichtung ganz entschieden und fast hezzerreißend trennte.

Aber von der Spitze einer scharfsausgeprägten und un. glücklichen Persönlichkeit beginnend, sehen wir in der bald darauf folgenden Periode schon den lyrischen Geist sich in vielfache Richtungen zertheilen, im Aeußerlichen und Stoff. artigen bereichert und wachsend, im Innern aber schon damals in seiner ersten Blüte wieder veröcndend: Hier finden wir die deutschen Lyriker heiterer, freier, besonne. ner, aber auch selbstzufriedener und sich weniger des pos. itischen Geistes als ihrer formellen Kunst bewußt. Gegen die schwere und tiefe Dichtung Günther's stehen daher die hierher gehörigen Lyriker: Pagedorn, Haller, U., Kleist u. s. w., merklich ab. Ihr Dichten ist leichter, gefälliger, verständiger, nicht aus der Schuld des Lebens und Irrthums leimend, aber dafür auch der innersten Wurzel des Gemüths entfremdeter. Der Gegenstand des Besungenen und zu Besingenden tritt als solcher be. deutend hervor, und der Dichter besingt ihn selbst als etwas Fremdes und spiegelt sich wohlgefällig in seiner Kunst als einer äußern Fertigkeit. Der heitere Frühling, Wiese und Wald, liebliche Scenen der freundlichen und frieblichen Natur, welche besungen werden, machen die Poesie selbst genießbarer; selbst der trocken: beschreibenden und schwülzig: reflectirenden Manier Haller's fehlt nicht der Reiz ergreifender Schilderungen, und in der Andacht, womit sich U. aufwärts zur Feier des Höchsten wendet, fehlt nicht der milde Anstrich, daß diese Andacht selbst einem ergebenen und beruhigten Gemüthe entspringt.

Wie sich aber der lyrische Geist, weil seine Heimat und wirkliches Wesen die Tiefe des Gemüths ist, nicht lange am bloßen lässigen Spiel mit allerlei Naturscenen und Frühlingesgefühlen sowie mit der nebenüberschreiten. den, gewichtig: thwendigen Reflexion begnügen kann, dies lehrt uns der göttinger: Dichterbund. In diesem Bunde sehen wir daher einmal die zweite Sammlung aus dem Herkenten, den wahren Weg des Insichgehens der Poesie gefunden, und zugleich Das, was in der vorher. gehenden Periode fremd und äußerlich nur Gegenstand des Gedichts wurde, Natur, Gottheit, Liebe u. s. w., in

das Wesen des Liebes selbst aufgenommen. Ferner ist aber der wichtige Gegenstand anzuerkennen, welchen dieser Bund gemüthreicher Dichter gegen das abstract-religiöse Wesen der Klopstock'schen Richtung bildete und gegen den dogmatisch-formellen Glauben, welchen der halbpreiße „Messias“ der christlichen Welt aufnöthigte. Ebenso sehr aber fand, was in Klopstock's Lyrik selbst flüchtig und wahres fortbildendes Element war, in jenen Bund Eingang, und die gemüthliche Seele der Klopstock'schen Lieder der Liebe fand einen noch stärkern und tiefern Nachklang in dem für jene Zeit ganz einzigen Bürger. Bürger, der unglückliche und am meisten von Denen verkannte Mann, welche an ihn hätten glauben sollen, ist der Erscheinung nach die Wiederholung, aber die gesteigerte, Günther's. Mehr als er selbst sein Gemüth zerstückt, zerstückt es die Welt, aber sie vermag den in allem Elend kräftigen Geist nicht zu zerrütten. In dem Hainbunde, dessen poetisches Streben es ist, das Natürliche innig und das Innere natürlich zu machen, ist Bürger der wahre Träger des Gedankens, und darum findet er auch, was weniger Begabte, wie die Stolberge, in schöner Begeisterung nur suchen, nämlich das wahrhaft Allgemeine des Liebes in den Balladen und Volksliedern, bei welchen letztern er freilich den ungeheuern Widerspruch seiner Zeit nicht zu überwinden vermochte. In der Ballade aber ist er zum ganz Allgemeinen, zum Wesen und Gedanken der Poesie selbst hindurchgedrungen, und in dieser Hinsicht grenzt er zum Theil eng an eine viel spätere Epoche der deutschen Lyrik.

Wie nun in dem Hainbunde einmal für immer als der Keim des Liebes das Innere des deutschen Gemüths festgehalten war, so begann nunmehr in den ersten Liedern Schiller's aus diesem Innersten der Menschenbrust sich ein Strom der gewaltigsten Gefühle zu ergießen. Die Seiten, welche wir in Bürger noch embryonisch verwachsen sehen, fallen nunmehr auseinander. Das einzelne dichtende Individuum, seiner innern Macht sich bewußt, bildet auf der einen Seite Alles allmächtig aus sich hervor und deutet schon hier seinen spätern Irthum an, der es in unverwundlicher Freiheit hinaufstodete in die unbestimmten Höhen des Ideals; auf der andern Seite sammelt ein besonnener und gemüthvoller Geist die durch alle Nationen und Zeiten verstreuten echten Elemente des Volksgesangs, und so bezeichnen Schiller's über Alles hinausgreifendes Freiheitsgefühl und Herder's allseitige Empfänglichkeit zwei gewaltig divergirende Richtungen, zwischen welche die ganze Unendlichkeit einer spätern Lyrik in die Mitte fällt.

Was aber bei diesem Auseinandertreten eines großen und reichen Inhalts nunmehr sich als wahrhaftige Mitte entschieden geltend macht, das ist die Gegenwart des Lebens selbst in ihrer Unendlichkeit. Nicht mehr die losgerissenen und trüben Elemente des Lebens, auch nicht einseitig ausgeprägte Extreme können Genüge leisten, sondern die Totalität der Welt will in die Gegenwart des Augenblicks, in das Jetzt des Daseins zusammengefaßt sein. Der Geist der Lyrik will weder in

der Einzelheit des heitern Naturlebens mehr zerstreut, noch in eins der ausschließlichen Elemente menschlichen Daseins gefesselt werden. Er will auch nicht bloß frei und allmächtig den Weg nach oben nehmen, sondern im Nahen gegenwärtig, in dem Hier will er unendlich sein. Diese Gegenwart des Lebens in ihrer unendlichen Bedeutung hat wie in der deutschen Poesie überhaupt, so in der Lyrik insbesondere Göthe ergriffen. Deshalb ist die Göthe'sche Lyrik selbst ein reiches, großes und vielgestaltiges Leben zu nennen. Was von Elementen in der Zeit liegt, wenn es nur in Bezug auf das gegenwärtige und geistige Gesamtdasein des Menschen steht, finden wir hier aufgenommen. Was deshalb diesen Reichtum von Gesängen hebt und trägt, ist wesentlich der allgemeine, sich in der Gegenwart bewußte Gedanke; und dies eben, die Poesie zur Allgemeinheit des Gedankens, welcher nicht abstracte Reflexion, sondern an und für sich poetisch ist, erhoben zu haben, ist das Werk Göthe's. Darum aber fesselt sich seine Poesie nicht in die Grenzen weniger Jahre, als ob sie dann verstümmte, sondern diese Lieder und Gesänge durchwandern ein halbes Jahrhundert, wie das irdische Dasein des großen Dichters selbst die Welt, und sind in ihrer durchaus unendlichen Bedeutung nicht an einzelne Epochen unserer modernen Poesie, sondern an sie in ihrer Gesamtentwicklung geknüpft.

Zwischen dieses Waltens hindurch drängt sich jedoch ein zweites unabwiesliches Element, und dies ist die Vergangenheit selbst, mit der Fülle, Tiefe und Energie ihres Vormals. Denn an diesem muß, wie jede Gegenwart, so auch die poetische ihre Voraussetzung haben, und diese Vergangenheit, obwohl schon versunken, erhebt wieder, greift in das Jetzt herein und offenbart das Ewige ihres Daseins dadurch, daß sie den Inhalt der neuen Welt selbst durchbringt. So erinnerte sich denn auch der Geist der deutschen Lyrik seines Vormals. Schon in dem Wieder-auffuchen des alten deutschen Volksgesangs fand eine solche Erinnerung statt; allein dies bildete nur erst eine Seite, und so mußte der Geist der modernen Poesie dahin gelangen, daß ihm die alte romantische Welt und ihre Dichtung allseitig wieder erschlossen ward. Diese Erinnerung der deutschen Poesie an sich selbst, wie sie einst romantisch gewesen, bildet in der Geschichte unserer neuern Literatur eine besondere Uebergangsepoche, welche mit dem Namen der modernen Romantik bezeichnet wird, worunter man deshalb kein nur formelles Wiederholen der alten Ritterpoesie, sondern die reflectirte Wiederkehr des Inhalts jener Zeit zu verstehen hat.

Es kann hier nicht die Frage sein, da das Wiedererzählen überhang nur einleitend ist, den innern Mangel und Widerspruch dieser modernen Romantik, welche an ihrer eignen Mythe, sowie an dem gewaltigen Irthum, das Vergangene nicht als ein eingreifendes Moment, sondern als das wirkliche Wesen der Gegenwart zu nehmen, scheiterte, ausführlich darzustellen. Ebensovienig verläßt und der Raum, die allseitige Kränklichkeit dieser romantischen Schule auf ihre Grundübels zurückzuführen, welches in dem

wissenschaftlichen Wahne besteht, daß aller poetische Inhalt überhaupt nur ein Geträumtes, sowie in Form, nicht wie es sein soll, der Sache; sondern die zufällige Mystik und Träumerei des Individuums sei. Insofern aber jene romantisch lyrisch war, gehört sie allerdings in diese Einreihung und ist in der Kürze zu betrachten.

Die romantische Lyrik Friedrich Schlegel's, Ludwig Tieck's und Novalis' hat das Gemeinsame, daß ihr der Glaube der alten Romantiker als ein Mißverständenes zu Grunde liegt, wie festgehalten an dem Unendlichen, welches die Welt und alle Dinge begreift und trägt. Weil aber dieser Glaube nicht mehr unmittelbar, sondern reflectirt und vermittelnd ist, die moderne Welt aber eben die Verweisung auf ein unmittelbares Inhalt ausdrückt und nur im Bewußtsein der Wissenschaft das Aufheben dieser Verweisung bewirkt macht, so ist Das, woran diese Poesie glaubt, eher ein Außerweltliches, Fernes und Fremdes. Ueber Welken thronet das Wesen. Was also das lyrische Subject empfindet, ist zuerst die Vereinsamung und Verabschiedung, demnachst aber die Sehnsucht aus diesem Abschiede, das Anfringen nach der Höhe, wo die Erfüllung verbringt. Weil jedoch das Unendliche sich auf keine Weise stets fern hält und dem einsamen Dichter keine Genüge geschieht, so bleiben nur zwei Ausgänge, der eine nämlich, daß das sehnsüchtige Gemüth sich gewaltsam in die unmittelbare Form des Glaubens zurückergibt und in sich hat und das Heiligthum einer unsichtbaren Welt zurückflüchtet, sodas also sein Sehnen und Stagniren Rückkehr zum unmittelbaren Geheimniß der Poesie ein Ende findet, was in der Poesie Friedrich Schlegel's und Novalis' ausgedrückt ist. Der andere Ausweg ist der, daß sich das individuelle Individuum zu dem Standpunkt der allgemeinen Fronte erhebe, welche die Ferne des Sehnen und damit die Leerheit der Welt zwar an sich überwindet, aber in seiner formellen Unverwundlichkeit es überwindet, diesen Widerspruch seines Glaubens und Lebens zu ertragen, und in dem Uebermuth seines Dichtens in der Welt wenigstens den Schein gibt, als sei dem Unendlichen wirklich erfüllt. Auch hier ist die Poesie vorhanden; der sogenannte Glaube spielt mit dem Unendlichen, läßt es als Geheimniß, als „Nichts“ aus allem natürlichen Sein hervorblicken und das Ding, selbst in der Blume, im Stein, in der Luft, so versenkt sein, und betrachtet die wunderbaren Erscheinungen an dieser tändelnden Mystik als das Letzte und Höchste der lyrischen Poesie. Dies ist die Seite der Poesie Ludwig Tieck's in seiner romantischen Periode, dessen Lyrik den großen Widerspruch enthält, daß sie den Schein, als ob das Göttliche die Welt und alle Dingen befehle, durchdringe, doch die völlige Unmöglichkeit derselben und die höchste Einsamkeit des dichtenden Gemüths vorhanden ist.

Es ist nur diese wiederum einseitige Richtung der

modernen romantischen Lyrik schon innerhalb ihrer eignen Zeitperiode überwunden ward, insonderheit durch das immer lauter und gründlicher werdende Studium der Poesie des Mittelalters selbst, sodas sich also jene Vergangenheit immer mehr in ihrer Wahrheit entfaltet, andererseits aber durch die immer mächtiger fortwirkende, durchaus concrete und auf das Wesen der Welt gehende Lyrik Goethe's: so war doch einer spätern Epoche der deutschen Lyrik vorbehalten, die romantische Schule vollends zu antiquiren. Was hierzu in den spätern Decennien zuerst beitrug, war der politische Schwung der Gegenwart selbst und die alle andern Interessen fürs Erste zurückstellende gewaltig eingreifende Weltbegebenheit. Mit dieser aber, als deren Schluß der große Befreiungs- und Völkerring anzusehen ist, steht eine andere Richtung der deutschen Lyrik in Verbindung, nämlich jene Volks- und Freiheitslieder, denen es freilich, weil ja ihr Wesen selbst etwas Außerliches war, an innerer Bedeutung fehlte, deren äußere Energie und thatkräftige Aufschwung jedoch ganz geeignet war, um alle mystische Beschränktheit, stille und ästhergläubige Länderei für immer aus dem deutschen Liede zu verdrängen. Freilich war das Interesse und der Inhalt dieser Lieder selbst nur ein temporäres, und sie sind mehr in ihrer Gesamtheit als ein notwendiges Moment der deutschen Lyrik überhaupt zu betrachten, als daß sie im Einzelnen von dem unvergänglichen Gepräge des Poetischen bezeichnet wären.

Wenn nun die deutsche Lyrik, um den einsamen Blumen- und Liebesmysticismus zu entlarven; sich nach Außen wenden und in dem historischen Zeitereigniß eine feste Basis suchen mußte, hiervon aber ein Seichter- und Flachwerden des lyrischen Geistes unzertrennlich war, so war es der spätern Zeit, wo der äußere Sturm der Weltbegebenheit sich legte und hiermit die darauf erbauten Gesänge verstummten, aufgespart, die letzte und höchste Sammlung des lyrischen Geistes zu bewirken. Wie immer, so knüpft sich auch hier dieses Aufsteigen aus dem Zerstreuten, dieses Ergreifen des Wesens nach längerem Verweilen in der Erscheinung an eine einzelne Persönlichkeit, und so sehen wir in der neuesten Zeit in Ludwig Uhland denjenigen Lyriker, welcher, alle gegebene Elemente in sein Dichten aufnehmend, zugleich die wahre ernste Gedankentiefe der Lyrik ergriffen hat. Beide vorausgegangene und sich entgegengesetzte Elemente: die Vergangenheit sowohl, als romantisches Bewußtsein, wie die Gegenwart, als modernes Bewußtsein, durchdringen sich in Uhland's Lyrik, und so ist er ebenso sehr als der Fortleiter der Goethe'schen wie als Erhöher der Schlegel-Tieck'schen anzusehen. Denn in Uhland's Liedern und insonderheit in der durch ihn aufs Neue beglaubigten Ballade erscheint nicht mehr der Glaube und Inhalt der alten Romantik als ein Mißverständenes, sondern in seiner Wahrheit und Wirklichkeit und als völlig Eins mit dem Inhalt der Gegenwart. Um Uhland's Bedeutung ganz und richtig zu fassen, muß man den Fortschritt, welchen die deutsche Lyrik in der neuern Balladenpoesie gemacht hat, anerkennen, und es bedürfte, um den

Dichter ganz zu verstehen, eigentlich einer Geschichte des deutschen Ballade selbst. Die neuere Ballade ist nämlich eben jene Einheit der Vergangenheit und Gegenwart in der deutschen Lyrik, und es ist daher Charakteristisch, daß gerade jene romantische Schule, die in das Mittelalter und seinen Glauben ganz vertieft war, es nur zur Romane, nicht zur Ballade brachte. Hieraus folgt unwiderleglich das allgemeine, wahrhaft in der Gegenwart wurzelnde Wesen der Ballade, und wie sehr sie zu ihrem Träger des concreten Gedankens hat. In der neuern Balladenpoesie, begründet durch Göthe und Uhland, sehen wir von Seiten der Lyrik die Volkspoesie mit der Kunstpoesie wieder zusammengeschlossen, ein Ereigniß, welches die neueste Zeit zu einer höchst bedeutenden Epoche der Lyrik macht, und woraus sich die große Popularität der Uhland'schen Gesänge erklären läßt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Kurze historische Darstellung des gegenwärtigen Zustandes des armenischen Volkes. St. Petersburg, Wiew. 1831. Gr. 8. 15 Gr.

Die Missionsgesellschaften, welche in neuerer Zeit in fast allen Ländern Europas entstanden sind, haben es sich unter anderem auch angelegen sein lassen, später dem armenischen Völkchen durch religiöse Erziehung Bildung und Aufzucht zu verhelfen. Diese wohlgemeinten Bemühungen schienen aber bis jetzt noch keinen bedeutenden Erfolg gehabt zu haben, und es ist der Zweck der vorliegenden Arbeit, die Aufmerksamkeit der gebildeten Welt auf diesen Punkt zu richten und zum Besatze der Unterstützung der Missionsgesellschaften in Anspruch zu nehmen. In diesem Ende wendet der Verf. sich zunächst über die Geschichte des armenischen Volkes und der armenischen Kirche, sodann über die Verfassung und die Lehre der letztern, und endlich über den gegenwärtigen Zustand der christlichen Erziehung und des christlichen Lebens im armenischen Volke. In allen diesen Abschnitten bemerkt der Verf. sich, den Zustand dieses Volkes als einen in jeder Beziehung höchst kläglichen, als ein Gemisch von Jammer, Jammer und Sünde darzustellen und schließt sodann mit einigen Betrachtungen über die Mittel, welche bereits ergriffen worden sind oder etwa noch zu ergreifen sein möchten, um das geistige Elend dieses Völkchens zu mildern.

Zunächst nun diese Schrift ihren Zweck bei der Mehrzahl der sogenannten gebildeten Christen zu erreichen geeignet sei, mag dahingestellt sein; doch muß bemerkt werden, daß sie ganz dazu eingerichtet ist, eine Wirkung hervorzubringen, welche der Verf. ganz und gar nicht beabsichtigte, nämlich die, in Bewusstseyn des von den Missionsgesellschaften zur Anwendung gekommenen Verfahrens zu verwickeln. Denn es spricht sich in dem Buche, welches aus Berichten einiger Missionaire zusammengetragen worden ist, zwar ein vortheilhafter Wille aus, aber auch eine entschiedene Beschränktheit des Sinnes und der Einsicht. Schon der höchst schmückliche Freemason, in welchem die Schrift abgefaßt ist, begründet den Verdacht, daß bei den Männern, welche zu diesem läßlichen Werke sich mit dankenswerthem Eifer hingeeßigt haben, wenig Thatkraft und richtiges Urtheil, aber desto mehr Katholizität und Pedanterie zu finden sein möchte. Die Missionsgesellschaften werden nicht eher erhebliche Erfolge aufzuweisen haben, bis fast der „Athen demüthigen Säugers der Wahrheit und Gehülfs am Evangelio“, mit welchem gesegneten Titel der Verf. seiner Mitarbeiter berhet. Männer von Geschlossenheit und richtigem Sinne sich bewegen sollten

werden, an diesem Werke Theil zu nehmen. Der Verf. der vorliegenden Arbeit empfiehlt unter Anderm hauptsächlich, bei in ähnlichen Fällen nicht die Einzelheiten gegen eine bloßen Gesammtansicht aufzugeben. Diese Rath werden Diejenigen, welche sich zu der in dieser Schrift angeführten Kritik weise bekennen, leicht befolgen, denn sie gehören selbst zu den bestehenden Missionarvereinigungen an, während die meisten mehr zu jenem modernen Christenthum, dessen Lehre und Kunst „Kunst der praktischen Barmherzigkeit“ gelehrt und vor, und in sich in ihrem Reichthum eigenthümlich enthalten, mit einigen kühnen Sprüchen anfangend worden ist. Dagegen aus der der Lektüre, einem Volke, das man zu bilden beabsichtigt, nicht mit ungeschickter Hast fremde Lehmeinungen aufzudrängen, sehr wohl ist, so ist denn doch noch gar vieles Andere erforderlich, um man in ihnen zu erweckenden Geist sich zu nähern, und man kann sich nicht einholen, welches dem Verf. von dieser Schrift aus abzusehen scheint, nämlich das Volk, das Schwere und Ehrenwerthe in den vorgefundenen Ansichten anerkennen zu hervorzuheben, um dadurch den Uebergang zu einer besten Ueberzeugung möglich zu machen. Das Dürftige, aus dem Reichthum dieses Buch zusammengetragen ist, wird doch wohl oder gar nicht sein haben, geht besonders aus der höchst christlichen Weise hervor, in welcher im vierten Abschnitte die weltliche Kirchenlehre beurtheilt wird.

Literarische Notizen.

Die geschätzte Volkschrift ist kürzlich in Paris bei Levrault erschienen: „Maitre Pierre ou le savant du village“

Seit Ende März d. J. erscheint in Paris eine neue Zeitung: „Le bien public, journal de charite, police et litteraire“. Der Herausgeber ist der talentvolle und gelehrte Leon Faucher.

Von Jacob de bibliophile (Carotz) ist erschienen: „Histoire complete de la bible en France“.

Von des Grafen Alexander de Saxebe „De l'opinion d'association dans tous les interets de la communaute“ ist die dritte Auflage erschienen.

Corneille hat ein angelegentliches Werk herausgegeben: „Histoire de la reforme, de la ligue et du regne de Henri IV.“. Bei geistreicher und lebendiger Darstellung eines reichen Inhalts schneidet der französischen Geschichte gibt er aber auch für die strengen Kritik einige Stellen wie in seinem letzten Werk „Jacques II. à St-Germain“.

Berard's „Souvenirs historiques de la revolution de 1830“ enthalten das Facsimile der Chartre des doctrines.

Die Societe geologique zu Paris, seit 1827 von der Regierung anerkannt, zählt bereits gegen 300 Mitglieder in allen Welttheilen. Ihr Präsident für 1834 ist Constant Favos. Sie ist eifrig bemüht die Wissenschaft zu fördern und Anwendung auf die Industrie zu erstrecken. Sie gibt „Memoires“ heraus.

Richet hat den ersten und zweiten Band seiner „Histoire de France“ herausgegeben. Vorzüglich ist ihm die Darstellung der gesellschaftlichen Verhältnisse des Mittelalters gelungen.

Die „Oeuvres“ des Dichters Villers hat in einer neuen Ausgabe (2 Bde., Paris, 1834) mit einer Vorrede von Pongerville erschienen.

Montag,

Nr. 118.

28. April 1834.

Gedichte von Hoffmann von Fallersleben. Zwei Bändchen.

(Fortsetzung aus Nr. 117.)

Sollen wir endlich noch die allerneuesten Erscheinungen innerhalb der deutschen Lyrik, das eigentliche Heute, verküßern, so bietet dieses einen sehr merkwürdigen Gegensatz der Extreme dar, welche aber unwillkürlich und unwillkürlich schon zusammengehen. Wenn nämlich einerseits in dem Süden Deutschlands die von Umland eingeschlagene Richtung erweitert und fortgesetzt wird, sodaß in den Gesängen von G. Schwab, Anastaf. Grün, G. Pfizger u. A. die schöne romantische Vergangenheit von der Nähe der Gegenwart und ihrem gedankenvollen Inhalt gehoben und getragen wird, und der gegenseitige Reflex der Gegenwart und Vergangenheit in der Innerlichkeit des deutschen Liedes, der Ballade und des Heldengesangs zum Vorschein kommt; wenn man in dieser Hinsicht den deutschen Süden vorzugsweise lyrisch nennen muß, so zeigt dagegen die Lyrik des deutschen Nordens Spuren von der übergrifenden Zerissenheit der modernen Novellenpoesie, und während dort auf unmittelbar poetische Weise das Wesen der Poesie und des Liedes festgehalten wird, so markirt sich hier auf schneidende und fast unheimliche Weise die Verzweiflung an der Welt und ihrem Inhalt, sowie an der Dichtung und ihren Formen selbst. Dergestalt bildete sich in der neuesten Zeit die Lyrik Heine's und seiner Nachtreter, welche als Poesie nicht in der skeptischen Innerlichkeit, in jenem Hohn des Denkens, welcher die Welt zerfleischt, besteht, wie dies in dem Engländers Dyrn erscheint, sondern nur in der Ausgestorbenheit der Seele, in der Dede des Herzens, nicht in der Macht, sondern in der Ohnmacht des Denkens, welches über die zerfetzten und zufälligen Elemente des Weltlebens nicht hinauskommt. Tiefer gefaßt, ist aber dieser Widerspruch im Innern des Dichters nur das Zerfallen der beiden Seiten, des Lyrischen und Epischen selbst, und es ist hier den Ausschweifungen des dichtenden Individuums für die Folge noch ein um so größerer Spielraum gelassen, da es notwendig scheint, daß diese Futurationen und hohlen Wille der neuesten Novellenpoesie sich zuvor ganz aushöhlen und entnerven müssen, bevor es zu einer höhern Potenz des Ganzen und Schönen kommen wird. Und so läßt sich annehmen, daß eine spätere und

schönere Epoche unserer Lyrik nur mit der endlichen Verbesserung des Lyrischen und Epischen selbst beginnt, oder besser, mit dem Siege des allgemeinen Gedankens, welcher die Poesie als ein Totales begriff, über jene fahle Ironie, deren Vortheil es ist, die abgerissenen Theile dieses schönen Lebens langsam hinstaken und hinstrecken zu lassen.

Wenn wir nun in dem Bisherigen in aller Kürze den Gang angedeutet haben, welchen die moderne deutsche Lyrik in ihrer Entwicklung nahm, so kann dies um so weniger zwecklos erscheinen, weil uns in der vorliegenden Sammlung lyrischer Gedichte eine sehr beachtenswerthe Erscheinung im Felde unserer Lyrik begegnet, jede zeitgemäße Erscheinung aber, insofern sie in der Gesamtentwicklung eines Gebietes eine Stelle einnimmt, eben in dieser Gesamtheit und nicht als ein abgerissenes Stück betrachtet sein will. Am meisten aber ist in einer solchen Epoche der Kunst und Wissenschaft, wo sich aus vorhandenen, aber auseinanderfallenden Elementen ein neues, selbständig fortschreitendes und die Sache weiterführendes Wesen bilden will, dem Kritiker die Mühe notwendig, die neue Erscheinung in ihrem Zusammenhange zu fassen und auf die Quellen zurückzugehen, woraus sie herfließt. Hier müssen die allgemeinen Merkmale, der Ausdruck, welchen der Geist der Kunst eben auf dieser Stufe führt, beachtet werden, und weder müssen bloß formelle Kategorien noch gar die subjektive und ganz zufällige Laune des Beurtheilers den Maßstab geben. Leider haben es vorlaute Stimmen des Tages, welche sich für kritisch ausgeben, so weit gebracht, daß ein großer Theil des Publicums solche aus dem Stregreif, aus dem Traum, aus abnormen Schranken heraus gefällte und ganz unmotivirte Urtheile für volle Münze nimmt.

Die vorliegende Gedichtsammlung hat zuerst das Eigenthümliche, daß sie den Ausdruck enthält, wie der Geist, der sie gebichtet und gesammelt, sich an dem Studium der deutschen Poesie überhaupt ernst und würdig herausgebildet. Es sind keine Gedichte, die aus dem Stregreif, je nachdem der Verf. diese oder jene Laune oder Stimmung gehabt, entstanden sind, sondern schon die äußere Zusammenstellung derselben, ihre Gliederung in sachgemäße Abschnitte überzeugt uns, daß es dem Dichter darum zu thun war, ein Ganzes und Geschlossenes hervorzustellen.

len. Dieses vernunftgemäße und besonnene Verfahren eines Lyrikers ist weder dem Geist und der Freiheit des Lyrischen überhaupt hinderlich, noch ist es bloß dankenswerth; vielmehr liegt darin von Seiten des Dichters eben das Verständniß der Zeit, das aber nicht bloß aus einer müßigen Notiznahme von der Gegenwart, sondern aus der Kenntniß des poetischen Geistes und seiner immanensten Form, oder der Geschichte der Kunst überhaupt, und deutscher insbesondere entspringt. In den Abschnitten, in welche der Dichter seine Gesänge zerlegt, begegnen uns deshalb wirkliche Kategorien, und die Beachtung dieser ist nicht ein Auffuchen zufälliger Aeußerlichkeiten. Denn in diese Kategorien zerlegt sich das Leben, die Gegenwart und Wirklichkeit selbst, und so sehen wir hier zugleich die Sache selbst hervortreten. Wir finden kein wüßtes Aggregat von einzelnen Liedern wie in andern Gedichtsammlungen, worin man liest und weiter liest mit demselben Gefühl, als schiffte man auf einem wüßten Meer, vielmehr finden wir hier im Voraus ein Maß gesteckt, ein Ziel zuvorversehen, begrenzte Gefilde, in denen es einem, eben weil die Grenze und Regel wartet, wohl sein darf. Wegen dieser Besonnenheit und Anerkennung des Geschlossenen als des Bedeutsamen, welche grade dem zerrissenen Liedewesen des deutschen Nordens nicht eigen ist, schließen sich die vorliegenden Gedichte mehr an den Süden an, und es begegnet uns hier dieselbe vernünftige Gliederung, welche in Umland's Gesängen hervortritt. Es ist hier in der That etwas Unendliches vorhanden, kein Schwelgen in das Endlose in einer stetigen Reihe etwa von hundert oder zweihundert Liedern, sondern die Unterschiede markiren sich, worin das Leben selbst sich zertheilt.

Daß aber der begabte Dichter, weil er sich doch zuerst des allgemeinen Naturlebens und seiner subjectiven Freiheit, seiner lyrischen Rechte bewußt werden muß, mit „Frühling und Liebe“, mit „Wein und Gesang“ beginnt, ist vollkommen sachgemäß und natürlich. Denn Frühling und Liebe, Wein und Gesang sind ja die ursprüngliche Heimat des Dichters; sie sind die Elemente, welche seine Jugend und jene Frische des Gemüths bilden, ohne welche ganz und gar kein Lied möglich ist. Hierin unterscheidet sich aber der lyrische Dichter von den andern, daß er mit sich als Individuum nicht in seinen Einseitigkeiten und Absonderlichkeiten, sondern mit sich, wie er der allgemeine Mensch ist, den Anfang machen darf. Liebe und Frühling durchdringen sich aber gegenseitig, Frühling ist die Jugend der Natur, und Liebe ist der Frühling der Seele. Dies deutet uns gleich das erste Lied an:

Im Rosenbusch die Liebe schlief,
Der Frühling kam, der Frühling rief;
Die Liebe hört's, die Lieb' erwacht,
Schaut aus der Knosp' hervor und lacht,
Und denkt, zu zeitig möcht' es sein,
Und schläft drum ruhig wieder ein.

Der Frühling aber läßt nicht nach,
Er küßt sie jeden Morgen wach,
Er kost mit ihr von früh bis spät,
Bis sie ihr Herz geöffnet hat,
Und seine heisse Sehnsucht stillt
Und jeden Sonnenblick vergilt.

So geht nun der Dichter, wie billig, alle Zustände hindurch, welche der Frühling zu eigen hat; der Frühling morgen, die Blumen, Rose und Veilchen, die Sonne, die Nacht und ihre Lust wird besungen. Es ist das alte Lied, aber das ewig neue, das kein Sänger vergessen kan. Er hat sich selbst in diesem Frühling der Natur und des Geistes, aber auch die Nacht und deren Fülle, sich selbst und alles Besondere in der Allgemeinheit dieser Zustände zu vergessen. Dies ist es, was der „Nachtgesang“ sehr schön ausdrückt:

Wenn Liebe wie Rosen und Neben
Das Leben umgrünt und umblüht,
Da lebt sich lieblich das Leben
In Geist und an Gemüth.

Da öffnet sich jeder Gedanke
Im Augenblicke sogleich;
Drei Trauben an Einer Rank',
Drei Rosen an Einem Zweig.

Die Müßigkeit verschwindet
Von Aug' und Wangen hinweg;
Ihr Feind, der Frohsinn, findet
Zum Himmel Leiter und Steg.

So hab' ich in himmlischer Sonne
Noch spät um Mitternacht
Dir, meines Lebens Sonne,
Den Strauß der Liebe gebracht.

So wird der Frühling zum Rosenpflanz, der zur Erde, als dem Ziele führt. Die Liebe aber bleibt das Höchste und Letzte. Auf der Spitze ihrer Lust aber tritt das Leid hervor, und sie erscheint des Trostes bedürftig:

Laß dich immer nur verhöhnen,
Liebe kennet keinen Spott,
Trost in Thränen, Trost in Thnen
Sendet dir der Liebe Gott.

Wenn die Blumen sich entfalten,
Keurent Gottes Sonne dein,
Herz, so laß den Himmel wolken,
Dir auch gibt er Sonnenschein!

Nach diesem Trost, welchen sich die Liebe in ihrem Leid spendet, spricht die Lust an der Welt und was in ihr Freude gibt, desto freudiger hervor. Denn

Auf den Bergen grünt die Gerude,
Reißt am goldenen Sonnenstrahl,
Kommt, gepflückt von Wingerhänden,
Nieder in das stille Thal.

So ist in dem Wein der wahre Sorgenbrüder zu finden, und in diesem Fund legt sich die Natur selbst inniger an die Menschenbrust, denn der Wein ist nicht nur die milde und alle Schwerer der Erde verdrängende Naturmacht. Diese Macht erhebt den Menschen:

Was irdisch ist, mag unten sein;
Ich will jetzt aufwärts wandern!
Mich führt der Zaubermentel Wein
Von einem Stern zum andern.

Wer nun aber sein schweres Erdenleben ohne diese freudliche Macht fortspinnen muß, den bedauert natürlich der Dichter:

Wenn die ganze Welt auch dein ist,
Was man hofft und begehrt,
Und du weißt nicht, was Wein ist,
Bist du selber nichts werth.

diesem laßigen Weimuth erscheint nun allerdings ein anderer deutscher Dichter den heitern Stoff bebildet hat) der Rathskeller einer guten Stadt, wo die Schatzkammer liegen ein wahres Paradies der Erde, des zum Himmel befestigten Phantasten führt; aber Inhalt dieser alten Fässer bedünkt dem wohlgenuthenker selbst nur wie in armer Gefangener, der erst frei, wenn er schön und goldig im Glase perlt. Dies uns das wunderseöne Lied, S. 37:

Herr Wirth, ob die Gefangnen frei
Aus deinem Eisen Keller,
Die von der Kofel, die vom Rhein,
Den Luginstab, den Kierenstein,
Und auch der Mustateller u. s. w.

weht mild und freudig der Zauber des echten Volks; es ist der Uhländ'sche Geist, aller lebenskräftigen Schatz und Eigenthum. Wer ein solches Lied igen im Gande ist, der hat wahrlich großen und n. Beruf zum Volksdichter.

Der der wulustige Mann vergißt unter trauten Gesund im herrlichen Rathskeller zu Bremen nur zu daß man die Freude an der milden Naturmacht rfen muß. So finden sich leider die Gläser voll te Lachen leer, und aus dem unverwundlich-gentelstrohn Menschen wird ein lockerer Feisig, der aber ner Weinlust, wo er die ganze Welt umarmen, Ich nicht viel daraus macht und das gute Werk legt, der Wirth werde wol zu guter Letzt bordinzu findet sich wieder ein schönes Lied im echten

Ein Th'er nach dem andern
Jog in die weite Welt.
Paß sie nur ziehn und wandern,
Was bleibt ja doch das Geld.

Denn haben wir die Taschen
Nun alle umgebracht,
So borgt der Wirth zehn Flaschen,
Wie sich von selbst versteht.

Berzweilich ist das Borgen
So bei Gelegenheit,
Wenn man zum lichten Morgen
Befolgt die Fröhlichkeit.

Da hört man keine Klagen
Von Nahrung, Zeit und Pein,
Und wolle' es niemals tagen,
Man fände sich schon drein.

Und gäb' es keine Kerzen,
Man fände sich auch drein;
Es sprühen ja uns're Herzen
Den schönsten Augenschein.

Stoß an! Dies Feuerzeihen
Hat uns der Wein gebracht.
Trinkt aus! die Schatten weichen
Dann aus der stillen Nacht.

Schenkt ein und immer wietert
Gesundheit aller Welt,
Was fröhlich ist und bieder!
Der Teufel hol' das Geld!

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Götter der neuen Welt.

Unsere Dichter haben lange von den Göttern der alten Welt gesungen und unsere Künstler sie in Gemälden und Bildwerken verherrlicht, warum sollten wir nicht einmal den Blick nach der neuen Welt richten, um zu sehen, ob die dortigen Bildner nicht auch in ihrer Kindheit rosenfarbene Wesen kannten. Je näher verwandt wir uns dem Menschen der Cordilleras fühlen, desto interessanter muß es uns sein, den griffigen Artprung derselben kennen zu lernen. Man erwarte hier keine amerikanische Mythologie. Ich habe nur versucht, Das, was ich von neuern Reisenden las, persönlich erfuhr und aus Zeichnungen und Antiken mir vergegenwärtigte, in einen dürftigen Rahmen zu fassen und, so gut es gehen wollte, ansprechend zu coloriren, einem Andern, oder einer andern größern Abhandlung diebst es vorzubehalten, den angeregten Gegenstand möglichst zu erschöpfen.

Es hat mir viel Mühe gemacht, aus den Quart- und Folio-bänden der Naturhistoriker und Reisenden eine übersichtliche Notiz zu meinem Thema zusammenzutragen. Ich habe auf dem Vatican und der pariser Bibliothek alle Abbildungen und sogar die unzähligen und ebenso schlechten Platten des Lord Kingsborough besesehen, welcher gute Mann bei seiner Reizung, sich durch ein kolossales Werk über Amerika, eine Quintessenz aller Vorhandenen, unsterblich zu machen, von den londoner Speculanten jämmerlich angeführt wurde. Die gelehrten Herren sind auf allen Seiten so lang und schreiben großentheils, wenn sie schreiben, so viel von Pflanzen, Wind und Wetter, geometrischen und barometrischen Vermessungen und Beobachtungen, daß man ihnen immer zurufen möchte: Bedenkt doch, daß wir armen stübirnden Amphibien noch einen ganzen Ocean und eine ganze Erde außer euerm Territorium durchzuwandeln haben! Ich weinetheils will mich in den meisten Fällen, worüber uns die einjelnen gelehrten Stände aufklären, gern mit dem Resultate begnügen, das sie liefern, und es ihnen aufs Wort glauben. Das müssen wir ja doch, wenn wir ihnen nicht nachreisen und nach-experimentiren wollen. Inzwischen hätte Humboldt in seiner „Vus des Cordilleres“ sich ohne den astronomisch-botanischen Nimbus gezeigt und ein Werk fürs Publicum und für die gelehrte Welt geschrieben, wenn es nicht den osten Fehler hätte, daß es sehr viele Louisd'ors kostet und so groß und hoch und breit und dick wie ein römisches Messbuch ist. Meine amerikanischen Götter sind zweifelsohne froh, daß wenigstens ein Mann sich ihrer annahm, der zugleich ein großer Gelehrter und ein guter Schriftsteller ist. *) Sie verlangen auf eine einfache und galkfreundschastliche Weise unter uns eingeführt und nicht länger mehr als bloße Karaiden betrachtet zu werden, die sich Menschen braten und mit ihrer Haut bekleiden können.

Wahrhaftig, es ist schwer, diesen Umstand zu vergessen, und ich selbst nehme wieder daran Anlaß, da ich Gründe hervordrücke, ihn zu entschuldigen. Wie war es möglich, fragt man, daß die Völker von Anahuac, unter denen ich hauptsächlich das Centralamerika von Peru bis zu den Vereinigten Staaten, also das eigentliche mythologische Columbia verzehe, ihre Brüder schlachteten und verzehrten, während sie das Gute und Böse zu unterscheiden wußten; wie war es möglich, daß die alten Mexikaner auf einer hohen Stufe der Civilisation standen, Gesetze, Sprache, Bilderschrift, Justiz, Cultus, eine wohlorganisirte Regierung und zu gleicher Zeit noch die rohesten, unanständigsten Gebräuche hatten? Vielleicht ließe sich darauf erwidern: Woher Unterschied besteht in dem Wüthen und priesterlichen Despotismus der Heiden und der Belehrungswuth und den Willkürnen Greueln, die man mit dem Christenthume beschönigte? Ist es weniger roh, weniger schändlich, wenn man Menschen schlachtet, zu Tausenden kruzifirt, verbrennt, martirt, die kein anderes Verbrechen begingen, als daß sie nicht mit ihren Mördern eines

*) Kaiser Humboldt hat ein Mönch in Mexiko, Fernando de Casasguyan, dem Namen nach ein Indier und also wol Unterrichtsleiter, ein zwar nicht interessantes, aber unterrichtendes Buch über Mexikos Götter geschrieben. Ich habe dasselbe excerptirt.

Glaubens waren, oder wenn man seine Feinde in dem bliden Hades, dem Himmel zu gefallen, hinrichtet?

Es ist hier nicht bewiesen, daß die Menschopfer in Anahuac zur Zeit der Entdeckung des Landes noch überall stattfanden; ja, es ist gewiß, daß die Mexikaner und Peruaner aus ihrer Verbrennung und dem Tode verfallenen Heime abstiegen, mit andern Worten, nicht durch den Feuer vom Hades hinrichten lassen. Verehrt wurde die Leiche nicht mehr, oder nur in dem Innern des Landes. Der Gott Quetzacoatl, die merkwürdigste Erscheinung in der amerikanischen Mythologie, hatte schon im Jahre 596 den Azteken, der ersten, nach Mexiko einwandernden Völkerschaft, die Menschenopfer verboten und Früchte, Mais, Datteln und Blumen vorgeschrieben.

Unsere Gelehrten, Philosophen und Historiker gefaßen sich darin, die Amerikaner von Aßen herzukommen, und dies darum, weil sie so große Ähnlichkeit in Hieroglyphen, Monumenten und Gottheiten derselben mit denen der Völker des alten Continents und namentlich Indiens, Chinas und Aegyptens wahrzunehmen glauben. Humboldt hat viele Gelehrsamkeit erschöpft, um diese Parallelen zu ziehen, und vor ihm haben dies schon auf eine unfermüdere und ungeschmackbare Weise die spanischen und italienischen kaiserlichen Schriftsteller gethan. Die Mythologien auf gewissen Punkten wie Maden concenterischer Kreise zusammen. Auf diese Weise haben die Indianer ihre Schlangen, die von Wischnu besetzt wird, wie die Mexikaner eine solche, die vom Adler des großen Geistes, des Jupiters, Tezcatlipoca, der Sonne, was weiß ich's, gekostet wird. Zum Unterschied von der andern ist die letztere eine Klapperschlange. Das Geheimnis ist hier in der Natur der Schlangen, in ihrem hämischen, schleimenden giftigen Wesen. Wo sie sich findet, da mußte der Mensch, der ja in der Urzeit mehr an sükralischen Dactylungen hängt, sie notwendig als etwas Bödes, als das Böde selbst, als den Gott der Unterwelt ansehen. Man findet fast dieselbe analoge Bedeutung mit andern mythologischen Wesen des Thierreichs.

Die Angaben über die Meinung der Bestäubter in Betreff des Ursprungs der Welt und des Menschengeschlechtes lauten verschieden. Im Allgemeinen läßt sich Folgendes annehmen. Die ersten Wesen der Erde waren göttlicher Abkunft und Riesen. Sie stammten von einem Paare, das sechs Kinder hatte. Zwei hieß: Itzcas Niacuati und Itancuati; diese erhielten verschiedene Namen und wurden die Stammältern der sechs Hauptvölkerschaften Amerikas, nämlich: Brasilens, Chiriquanos, Chiles, Mexicagos, Peruaner, Tampos; Moconquis, Obermississippi, Cayoselen, Untermississippi und Cicimecas, Mexikaner. Diese Völker haben noch die Hauptsprachen des Welttheils, Die Sage geht, alles Volk sei zu einer Zeit einmal verflut, in Fische verwandelt worden, und nur sieben Menschen hätten sich in einer Höhle vor der zürnenden Sonne verborgen, um die Kinder wie der ja beobfern.

Da hätten wir also auch Noah und seine Familie, und zwar completer, als man nur wünschen kann, denn wir hören, daß ihre Nichtenamen sogar die Ihre bekommen, einen babylonischen Thurm zu bauen, und daß dazwischen Feuer vom Himmel kam, das Werk zu vernichten.

Es liegt etwas ganz Natürliches in dem Streben nach Oben, und wenn man erwägt, daß die ältesten Menschen von der Entfernungen der Sonne und des Mondes ebenso viel wußten als ein Kind, daß zum ersten Male auf einen Berg kommt und da meint, der Himmel liege auf der Erde, und die Sterne ließen sich mit Händen greifen, so wird man sie nicht scheuen, daß sie Pyramiden und Thürme bauten, um sich Feuer von der Sonne und einige Uranusjohannisstänken herabzubolen. Ich weiß mich recht gut zu erinnern, daß mir die Luft ankam, eine Sternschnuppe mit meiner Woge wie einen Schmetterling zu fangen.

Die Völker Anahuacs glaubten fast alle an einen obersten Gott, an einen Jupiter, Zeus, Brahma, Woban *), an einen

*) Der Name Woban kommt oft vor und hat dem Lande viele Früchte gegeben.

Gott den Vater. Es ist der groz Geist, Zeon und Tezcatlipoca. *) Er hat mehrere Kinder, wo insbesondere sind dies der Gott der Wind, Quetzacoatl, der Gott der amerikanischen Urväter, der Mond, Mexi, der Kriegsgott Quetzacoatl, und die Sonne Agostui, welche von Vielen aber selbst als die oberste Gottheit verehrt wird. Dem Kriegsgott wurden die meisten Opfer, ganze Gefatomen dargebracht.

Ich habe nicht herausfinden können, welcher Name eigentlich der Göttermutter gehörte, da sie oft mit der Goa Anahuan (Cinacoatl) verwechselt und verschiede genannt wird. Ebenfalls wenig weiß ich, ob sie als Psyche, oder als Juno, oder als Venus zu betrachten ist. Die Göttinnen müssen nicht viel in Amerika zu sagen gehabt haben.

Nichts ist merkwürdiger in der Mythologie der Cicimecas als die Mythe des erwähnten Quetzacoatl, da sie bereits eine Rolle in der Geschichte der Entdeckung Americas spielt und wegen ihrer Analogie mit dem Christenthum von den Spaniern oft in Schriften herangezogen und von den Indianern als ein wahres Mittel zur Bekehrung angewandt ward.

Quetzacoatl, der Sohn des großen Gottes, wurde vor 1300 Jahren auf die Erde gesandt, um dieselbe von den Göttern zu reinigen und den Menschen den göttlichen Willen kundzutun. Er kam von Mexico, oder über's Meer, irgendwo, durch die Luft, daher, Gott des Himmels, und ließ sich in Cholula nieder, wo die alte Pyramide, der amerikanischen Weltstrampel, steht, und begab sich selbe Klostern mit der Aufschaffung der darzubringen Gebete und Religionsgebräuche. Seine Gestalt war weiß, er war unsterblich. Alle Völker gehorchte seinen Rufen. Doch nicht lange blieb der Herrscher unter seinen Creaturen, er erhob heim nach Oben und versprach nach einer gewissen Zeit zurückzukehren.

Es ist bekannt, daß Montezuma, im Glanzen, Cortez bei der Quetzacoatl, weil er vom Sonnenaufgange herkam, mit dem Winde spielte und weiße Feder hatte, sich von dem Spaniern mit seinen Priestern betören ließ, und daß er selbst dem Groberer die hierauf bezüglichen Traditionen mittheilte. Von keinem Gotte finden sich so viele Abbildungen und kleine thronende Statuen in den alten Monumenten als von Quetzacoatl. Er trägt eine Mitra mit Federn, genannt Quetzalli, eine gelbe Halskette, Edelsteinoberringe, ein Tigerfell und einen Bindewel. Zwischen ist er nicht zu verwechseln mit andern ihm untergeordneten Wind- und Wassergöttern, deren Chef er war, wie Venus und Neptun Beherrscher der Trüben; Mojados und Winde bei den Azteken.

Die Götter Tezcatlipoca, Quetzacoatl und Quetzacoatl, welche dem griechischen Zeus, dem Neptun und Mars analog sind, bilden ein oberstes Triumvirat und regieren die Erde und den Himmel. Mictlantecuhtli, welches, in dem Innern der Erde heißt, hat mit ihnen als Gott der Unterwelt keine Gemeinschaft. Er besieht dem Tode, Miquitli, dem ein besonderer Tempel geweiht war.

Es ist bemerkenswerth, daß die beiden unterirdischen Götter Weiber hatten. Der Pluto-Mictlantecuhtli ist vermählt mit einer Proserpina, Mictlacuhtli, und der Tod mit einer griechischen Madonna Iolchawa, die, nach Torquemada, den Dipsal der Sibylla verfiel.

In einer Sammlung von Idolen und Alterthümern, welche der Architect Rebel aus Mexico mitbrachte, habe ich mich überzeugt, daß alle Windgötter Anahuan mit spitzen Känen abgebildet wurden. In den übrigen Attributen erkennt man ihnen besonders Charakter. Eine Götterfigur, die sich dabei befindet, trägt eine Krone, eine Halskette, eine Base und eine große Blume, und eine Tezcatlipoca den Sonnenkreis um's Haupt. Viele dieser thronenden Götter sind sitzend vorgestellt. Ihre Attribute sind zahllos wie die der griechischen Götterfamilie. Sie haben im Norden und Süden verschiedene Namen.

(Der Beschluß folgt.)

*) Nach Carlos Bustamente war es der Kriegsgott Quetzacoatl.

Dienstag,

Nr. 119.

29. April 1834.

Gebichte von Hoffmann von Fallersleben. Zwei Bändchen.

(Fortsetzung aus Nr. 118.)

Was nun zunächst an die Lust des Weins und seine Begeisterung grenzt, das sind jene edlern Regungen, welche die Wurzeln des menschlichen Daseins berühren: „Waterland und Heimat“. Dieses Hangen an den Boden, wo wir das Licht erblickten und die Kindheit genossen, diese Sehnsucht nach ihm zurück aus der Fremde, welche, wie schön sie auch sei, nie die Heimat ersetzt, ist ein so starkes Naturgefühl, daß es auch der Dichter nicht vergessen kann:

Kein schöner Land als Heimat,
Und meine Heimat nur!
Wie blüht der Baum so anders,
Wie andrer Bief und Fluß!
Jetzt hab' ich keine Heimat,
Dem Vogel gleich im Wald,
Und werd' in lauter Hoffen
Und Sehnen traurig alt.

So ist die Heimat des Dichters die wahre Stätte für die Unendlichkeit der lyrischen Gefühle und Gedanken, und es ist, als ob alle Poesie anderwärts verstümmte:

Und der Frühling ist gekommen,
Und die Nachtigall kommt wieder,
Und im alten heim'schen Walde
Da nur singt sie ihre Lieder.

Wenn aber das Gefühl für die Heimat wirklich nur Gefühl, ein unbewußtes Sehnen und Verlangen ist, welches eher der Seele als allgemeines Naturleben denn dem Geiste angehört, so ist die Liebe zum Vaterlande schon das vergeistigte Heimatgefühl. Denn an das Vaterland schließen sich die schlechthin geistigen Elemente in dem Wesen der Menschheit. So steht auch das Lied, welches diese Liebe ausdrückt, dem wirklichen Gedanken weit näher, und die tröstenden Worte des Dichters, welchen das Leben des Vaterlandes, die Bedürftigkeit des allgemeinen Wesens rührt, kommen aus der Tiefe des bewußten Geistes:

Hoffe! deine Saat wird grünen,
Ernten wirst du einst in Ruh!
Sprichst ein Gräschen doch auf Dünen,
Und ein Palm auf Feld und Fluß.

Aus den Worten deiner Ebbne
Steigt die That als Frucht empor,
und für alles Gut und Schöne
Ist geöffnet Thür und Thor.

Aus in Deinen und Beschwerden
Ruhst auf dir des Ortes Hand,
Du mein Wunsch und Ziel auf Erden,
Du mein deutsches Vaterland!

Aus Gedichten wie dieses athmet die wahre Gedankengeisterung in kraftvoller inniger Seele und Kürze, und solche Gesänge sind es, die in dem Geiste des Hörers tief und unendlich nachklingen.

So ins eigene Innere uns verlegend, führt uns der Dichter auch wieder in die freie und frohe Bewegung des Weltlebens. Hier sind die Kategorie des Volkslebens gestellten Gesänge inhaltvoll, innig, wahr und aus treuer Brust geflossen. Manche, wie das „Lied vom Landknecht“, drücken das Verlegende, Zerstückende und Sündhafte des Soldatenlebens aus, wenn er, die Heimat und sein Weib und Kind verlassend, alle Bande zerreißend in die weite Welt geht:

Er reißet hinaus, er sieht sich nicht um,
Da dreht sich sein Kopf noch einmal herum.
Es blüht der Trompeter so lustig und heß,
„So hab' ich es gern, mein traurer Gefell!
Die Frauen verweht mir der fettsche Wind,
Laß sorgen und betteln Weib und Kind!“
D still, mein Kind, du weine nicht,
Dein Vater ist ein Welschicht! u. s. w.

während andere („Das Soldatenlied“, S. 76) nur das Milde und Freudige der Kriegsfahrt hervorheben. Die Jägerlieder sind keine solchen, wie wir sie zu Duzenden in den Almanachen finden, kein bloßes Trarah! Sa! sa! Hussa und Holla!, sondern sie drücken auch das Innere des Jägerlebens trefflich aus, nicht wie er bloß am Horn und Hirschfänger, an Ross und Hund, sondern wie er sich an der Natur selbst, an der Seele der Fluren und Wälder, an der Fülle der Erscheinungen, die er auf seinen Zügen schaut, erfreut und ergötzt. In dem „Volksleben“ aber ist Alles, was ein Element desselben ist, aufgenommen, alle Stände und Stufen, und jeder Einzelne, wie er von diesem Allgemeinen das Bewußtsein hat, reden ihre Sprache: der Hirt, der Winzer, der den Himmel um seinen Gnadenschein bittet, damit die Rebe, welche Alle erkeut, gebeihe, der Gärtner, der Landmann, der Handwerksbursch, welcher lustig in der Welt herumzieht mit dem Hute von Wachsruch, mit Pickelstock und Ran-

gen, der sich aufs Fichten verläßt, wenn das Geld ausgeht, und auf seiner Fahrt nur Ein Uebel kennt: die Bettelbögte; dergleichen die armen Weber, die Bergleute, deren Loos es ist, in die Nacht und Tiefe der Erde hinabzusteigen. Auch die, alte Jungfer, als eine, besondere und vielbesprochene Kategorie, hat hier ein Recht, mitzutraden. Sie vergleicht sich mit dem Flachs, welchen man erst gern hat, wenn er ausgeblüht, und bekennend aufsehtig:

O glücklich doch dem Flachs,
So hat' ich noch Geduld;
In allen meinen Leiden
Ist nur das Warten Schuld.

Der blinde Leiermann, welcher verdammt ist, die weite Welt zu durchwandern, sowie die armen Spittelleute, welche das Unglück des Segenheils empfinden, freuen sich noch des Daseins: Selbst der Galatrensklave ergießt sein großes Stöhnen in Liedern; Szigmer und Gauner freuen sich noch in ihrer Ausgestoßenheit und Entartung.

Von dem Volkleben wird nun die Spitze und wahre Freude ergriffen in den Volksfesten: „Fastnacht“ und „Klement“. Hier ist der Uebermuth an seiner Stelle, aber doch fehlt nicht die Innigkeit, die edlere Empfindung, welche mitten in diesem Wirwar der Lust doch in sich einkehrt und zur Besinnung kommt:

In der Flasche kein Wein,
In der Tasche kein Geld,
Und so sit' ich allein.
Ohne Freud' in der Welt
Und sie tanzen geschwind
Um die Säule herum,
O du englisches Kind,
Und so sitz dich doch um!
Wenn du liebst mich allein,
Wird die Tasche voll Geld,
Und die Flasche voll Wein,
Und voll Freude die Welt!

Daß aber der Mensch grade in den Freuden der Gegenwart und in dem Augenblicke der Lust, welcher dennoch das Herz nicht ausfüllt, sich zurückkehrt in die Vergangenheit und gegen ihre Fülle und Seligkeit die Gegenwart selbst öde und einsam findet, ist ein gewöhnlicher Zustand, und so sehen wir eben an die Lust des Volkslebens die Erinnerung an die Kindheit anknüpft. Unter den hieher gehörigen Liedern sind freilich die: „Stiglitz und sein Bismchen“, „Wie S. ein Reiter werden will“, „Wie ihm seine Frau Mutter etwas vorfing“ u. s. w., kindisch und tändelnd; warum aber sollte grade dies Kindliche, worüber wir lächeln, im Liede fehlen, da es in der Wirklichkeit selbst vorkommt, und eben das Lächeln selbst, womit wir uns an die Zeit der Stecknadel und Hiesoldaten erinnern, von ernstern und wehmüthigen Betrachtungen begleitet ist.

So geht es denn natürlich auch im Liede von dem kindlichen Spiel zum düstern Ernst, von der Wiege zur Bahre, von dem Beginn des Lebens zur allgemeinen Stätte des Kirchhofs über, wo alles Entseelte in Gemeinschaft schummert. Was aber wieder das Erfreuende und Erhörende ist bei solcher Wanderung in das Entgegengesetzte, ist, daß auf dem Kirchhof selbst nicht das Le-

bendige, sondern nur der Schein des Lebendigen begraben liegt, und also hier nicht der wirkliche Tod, sondern nur der Schein des Todes vorhanden ist. Darum kann die düstere Betrachtung auf dem Kirchhof dennoch von dem Hange des Lebens, von dem Verhoffen durchdrungen sein, daß das Wirkliche doch unsterblich sei. So sprechen hier nicht die Leidtragenden in ihrem schmerzlichen Gesange jener menschlichen Thorheit und Unnatur, welche nicht über Grab und Grabtuch, über Sarg und Sack und ihre Schreden hinauskommt, das Urtheil:

Sorglos hast du hier im Fieber
Deine Heimat angebaut; —
Fröhlich wohnt du über Wäldern
Vöglein, hat dir nicht getraut?
Wäcker tanzen, Käfer schwirren,
Bienen summen um dein Haus;
Und du singst ins frische Erden,
In die neue Welt hinaus.
Nur die Mücken wähen traurig
An des Friedhofs Mauer stehn,
Wollen droben nicht den Himmel,
Drunten nicht den Frühling sehn.

Es ist in der That ein großes Verdienst und Fortschritt der gegenwärtigen Kritik, daß sie uns und sich selbst über jene abstracten Grabeschauer und Grabesfanzer, Joch- und Bargelegen, über jenes Salis-Mathis-Haus'ische Lügeln mit dem Vergänglichem und Entseelten in der Welt hinausgebracht hat. Dieses Ziel hat nun endlich auch die Wissenschaft errungen, welche es zur Förderung erhebt, daß man jene scheinbar entgegengesetzten Kategorien: Leben und Tod, nicht in ihrem trostlosen Getrenntsein, sondern in ihrem gegensätzlichen Uebergang betrachte, durch welchen die wahrhaftige Unendlichkeit vermittelt wird. Wie dieses Wissen vom Leben als dem Tod und vom Tode als dem Leben überhaupt der Grundbedanke ist, worauf das Wissen von der Welt und ihrem Inhalt beruht, so ist es auch das Fundament aller wahreren Poesie, die nur insofern zu ihrer geistig-lebendigen Höhe gelangen kann, als sie die in ihrer Zerrissenheit kalt hinterbleibenden Elemente der Welt und des Daseins künstlerisch zu verbinden und selbst das Entgegengesetzte zu versöhnen weiß.

In diesem Geiste beschließt denn die „Lobtrauer“ würdig, gläubig und hoffend die düstere Kirchhoffahrt:

Gegens Gott die Hand der Frommen,
Die den Todten Blumen streut!
Vater, laß zusammenkommen,
Was sich liebt und sich erfreut!

Durch sein eignes Leben, Lieben und Leiden hindurch führt uns nunmehr der Dichter auf fremde, aber vom Geiste erwigte Dichtung durchwehrt Gaud, in den reichen Säden, das Land der Romane. Daß wir es aber, insofern uns die dazwischenliegenden wenigen Lieder von des Dichters Innerem Zeugnis geben, hier mit keiner zerrissenen Anlage, mit keinem zerbrochenen Gemüth zu thun haben, wie uns deren die letzten Decennien mehr vorgestellt, muß dem Freunde der Poesie erfreulich sein. Der Dichter hatte freilich das Schicksal zu erdulden, was allen Söhnen der Kunst gemeinsam ist.

Er hegt Leiden und Wünsche, welche die Welt nicht
erfüllt, und die Freude am Leben und Dichten ward
Ihm vielfach vergällt durch die Widerwärtigen, Unleibli-
chen, durch Unpoetische, welche nie wissen, welche Zeit
es ist im Reiche Gottes. Sie wissen nicht

— warum es Januar war,
Und sind sie auch längst im Februar war,
So denken sie doch auf keinen Märzberg,
Und ahnen nimmer, was der April will,
Und was ein liebedührender Mai sei.

So kann die Poesie sie durch alle Monate des Jahres
hindurch fragen, sie wissen in keinem von etwas Bes-
scheid zu geben, denn das Unglück ist, daß sie einmal die
Poesie nicht besitzen. Solches Mißgeschick kann einem
Dichter allerdings das Leben verleidern, und wenn nun
die Philister dazu kommen, in ihrer Kernlichkeit sich
breit machend, und dazu ein wenig von dem Leid ver-
schmähter Liebe, so kann der tüchtige Mann wol in
Wüste des Verdrußes ausbrechen, welche die Verleththeit
der Welt zühen; aber schon die Lebensphilosophie,
d. i. das unmittelbare Wissen, wie diese Welt doch die
beste sei, führt uns hier beruhigend hindurch, und der
gesunde, kräftige Mensch sammelt sich zuletzt in dem Be-
wußtsein seines innern Reichthums, erkennend, wie auch das
Lohn selbst ein Innerliches sei, welches nur die Aferweis-
heit verborgen wähnt, und wie dies Innere des Daseins
zu erfassen eben die Aufgabe für den fähigen Geist
ist. So angesehen wird das Uebel der Welt ein Leichteres,
denn man durch Humor und Scherz die Spitze bietet, und wel-
ches um so erträglicher ist, weil wir es Alle, der Große wie
der Kleine, durchmachen müssen. So tritt denn zuletzt nach
der Erfahrung die „Erlösung“ auf, in welcher sich der Ver-
ständige vollkommen über den Lauf der Welt beruhigt:

Wenn sieben Stern' auch niederfallen,
So bleibt der achte hell und klar.
Woll' wehr mir kein Kugeln blinken,
So sind' ich nächstens schon ein Paar.

Und ist der Frühling auch vergangen,
So lassen sich noch Rosen sehn,
Sie bleiben auf den frischen Wangen
Der Mädchen auch des Winters sehn.

Am End' ist doch der Muth das Beste,
Und etwas Hoffnung, etwas Geld,
Dann wird ein Alltag leicht zum Feste,
Dann wird erträglicher die Welt.

Ich habe manchen Tag getrauert,
Daß Alles so vergänglich ist,
Und daß das Gute selbst nicht dauert,
Und daß man sein so bald vergißt.

Es läßt sich schon das Glück nicht binden,
Man hält es fest, so lang' es geht;
Doch kann man es auch wiederfinden,
Wenn man das Suchen nur versteht.

Ist man des Himmels Blau entdeckt,
So läßt das Gute sich erringen,
Woll' sich das Beste nur verdeckt.

Unter den Liebern der Liebe kann ein einziges kleines,
aber herzlichstes Gedicht Zeugniß geben, wie der Dichter
die Liebe in sein Gemüth aufgenommen:

Ist die Sonne heimgegangen,
Bringt der Abend Fried' und Ruh',
Und es schließen sich die Blumen
Wie die müden Augen zu.

Warum muß denn meinen Augen
Stets der Schlaf vordrängen?
Ich, die Sonne meiner Liebe
Bleibt am hohen Himmel stehn.
(Der Rest folgt.)

Die Götter der neuen Welt.

(Befehl aus Nr. 118.)

Einen Gott der Argwohn hatte die Bitter Columbiens
nicht, wol aber eine Göttin, Genetoli. Sahagun sagt: Esta
diosa era la diosa de las medicinas y de las yerbas medica-
nales, adorabanla los medicos y los chirurgos y los sangra-
dores. Indef zweifelt ich fast an der Existenz sowohl der Könige
als Wandärzte und Sangrados, welche in Spanien eigens
Schöpfer und Adressat sind. Wenn ein solcher geistlicher Herr
in Argwohnsetzen geräth, so kommt es ihm auf dergleichen Dinge
nicht an. In Mexiko wurde die Heilkunst gewöhnlich von Ab-
bern ausgeübt, die sich auf die Wahrsagerei legten — que dia-
con la buena o mala ventura —, und die aus diesem einfachen
Grunde auch eine Göttin verehrten. Die Idee, dieselben zu-
gleich zur Göttermutter zu machen, schreibt sich zweifelsohne von
dem Glauben an Sein und Nichtsein, von einem Jagen und
Bermitteln her. In jeder Zeit glaubte der Mensch an über-
natürliche Kräfte der Natur, an die Allmacht gewisser Kräuter und
Wurzeln. Der Genetoli wurde ein großes Fest gefeiert und eine
Jungfrau geopfert, die vorher, mit dem Anzuge der Göttin ge-
schmückt, in einer Procession herumgetragen und angebetet wor-
den war; eine originelle Apotheose, die übrigens auch bei andern
Götterfesten vorkam.

Sahagun hat ein großes Capitel über eine amerikanische
Juno und eine Venus geschrieben. Die Eine nennt er Chalchi-
uthlicue, welches heißt: Herrin der Wasser, die Andere Chal-
cutectli, das ist: diosa de las cosas carnales, der fleischlichen
Angelegenheiten. Letztere hat mehr Namen als die griechische
Cypris, sie heißt Xiacapon, Xicu, Xlaco, Xucogin, Xlacuani
und Yruinome. Wahrscheinlich verehrte man unter jedem der-
selben eine untergeordnete Gottheit für besondere Lüste, da es ei-
gentlich außer einem Vogel Quetzalli, der mehr Hymnen als et-
was Anderes, mehr Sinnbild der Begattung als Lied war,
keine Liebesgötter gab, um die verschiedenen cosas carnales, wie
sie unser Mönch nach dem heiligen Paulus nennt, auszudrücken.
Eine der untergeordneten Liebesgöttinnen war sogar mit dem
Geschick einer Hebamme beauftragt und wurde von den Gebär-
venden angerufen. Der Gottesdienst der Chalcutectli ist einer der
merkwürdigsten in Anahuac. Sie war nicht bloß die Göttin der
sinnlichen Liebe, sondern der Liebe im Allgemeinen, der mensch-
lichen, der Freundes-, der Gatten- und Kindesliebe. Sie belohnte
die Treue und bestrafte die Untreue, ja sie hielt für Sünde, was
die Natur sanctionierte, sofern sie nicht ihren Segen dazu sprach,
nicht darum angefleht worden war. „Diceo que se confesa-
ban los viejos y de los grandes pecados de la carne.“

Es gibt mehrere Götter des Feuers, darunter Xintecuilli, wel-
cher dem Vulkan der alten Welt am nächsten kommt; mehrere
besondere Provinzialgötter, denen man Gebildungen zuschreibt,
z. B. der Opuchilli in Neu Spanien, welcher die Angel und das
Fischnetz erfand, und der Xapatcuilli, der die Menschen Ränke
lehrete. Der Xiacatcuilli ist nichts Anderes als der römische
Mercur, mit Ausschluß seines Dienstes als Kammerherr. Be-
stimmte nennt ihn dios de los mercadores. Er wurde auf
der Reise angerufen und trug, wie seltsam, einen Stoch, der dem
Hermesstab ähnlich war, nur ohne Schlangen, mit einem Knopfe
verzieren war. Wahrscheinlich war der Stoch ein Symbol des
Schuges und der Ordnung, wie er zugleich das Maß zu ge-
wissen Dingen und das Scripter des Befehlshabers war. Man

trieb Menschen und Vieh mit dem Stocke zu Paaren und verhandelte sie gegen Andere oder gegen Baaren und Geräte. Die Kaufleute opferten dem Diacaterüll an einem Tage im Jahre Sklaven und Sklavinnen, die alsbald mit seinen Attributen geschmückt wurden, auch feierten sie noch ein besonderes Marktfest, Xcapoalco, auf welchem sie ihre schönsten Sklaven und Sklavinnen wirklich bewirtheten und mit neuen Kleidern besetzten. *)

Ich schliesse diese Reflexionen mit einer Notiz über die Gottheiten des Getränkens. Ihrer waren sehr viele, und Einige sind der Meinung, da das Bezechen als ein Laster und etwas Böses angesehen wurde, man habe sie zu den Dämonen gezählt. Sahagun nennt den Hauptgott der gesammten Urinngötter, Tezcatlipca, geradezu el diablo quo octaba en el. Man brauchte in den ältesten Zeiten in Mexiko ein Getränk aus der Kloeppflanze, aus dem Mais, aus dem Brotdarm und aus der amerikanischen Pappyrpflanze. In diesem berauschten sich die Leute, ohne die Wirkung dem übermäßigen Genuße zuzuschreiben. Als sie später den Wein kennen lernten**), hielten sie diesen noch weit mehr für ein Geschenk der Unterwelt, das böse Gefinnungen erzeuge und den Menschen gewaltsam verändere. Sie versprachen den Wein, damit er sie vor dem Uebel bewahre, wie die Römer und Griechen gewisse Götter verehrten, die ihnen schaden. Ich glaube, wenn man sich die Mühe gäbe, die Mythen von Anahuac zu ordnen, dessen Götterwelt ist, so würde sich ergeben, daß sie eine eben solche zusammenhängende Familie bilden wie die Homerische. Ein ordentliches Verstehen der Hieroglyphen Mexikos und der ältesten Heroengeschichte gehört dazu und eine persönliche Einsicht aller ihrer Monumente. Es kommt bei der Aufstellung nicht auf die umfassende Analyse, wol aber auf die genaue Logik an, die den ganzen Olymp der Corbilleras miteinander verbinden; Götter, die bis dahin kein einziger Schriftsteller nur veruchte aufzufinden.

Amerika hat wie Europa nur zwei sehr verwandte civilisirte alte Staaten, Peru und Mexiko; es hat wie Europa auch nur eine einzige mythologische Familie, die nach Sprache und Klima andere Namen und andere Bestimmungen, erhielt. Die Hauptgötter finden sich von Californien bis nach Chile; ihre Stammland ist der Golf von Mexiko mit den hohen Corbilleras, die Gegend des alten Aztlan, Mexiko u. s. w.

Merkwürdig ist es, daß fast alle diese Völker wie die Griechen und Römer Scharen von untergeordneten Gottheiten, Halb-götter und personifizierte Legenden und Laster hatten. Ihre Flügeltöchter waren wie die Luft- und Regengötter zahllos und genossen großer Verehrung. Den Letztern wurden fast alle ersten Tage der Monate geheiligt. Im Walde verehrte man Felsen- und Baumgötter, Pflanzengötter, Blumengötter und im Hause eine Unzahl Penaten, die alle höchst gepußt und sonntäglich processionirt wurden. Es war immer Sitte, die Götterbilder oder an ihrer Statt menschliche Repräsentanten mit Kleidern, Blumen und den himmlischen Attributen zu schmücken und an Festtagen feierlich herumzutragen. Es wurde dann Musik gemacht, gezeihen, getanzt und geopfert.

Der heiligen Orte gab es gar mancherlei, selbst auf den Höhen der Vulkane. Es ist kein Wunder, daß sie die Crater als die Wohnungen der Feuergötter ansahen, daß sie Blitz und Donner daraus aufsteigen ließen. Ebenso wenig kann es in Cratouen liegen, wenn man hört, daß die Sonne einen großen Tempel im Meere habe, einen Tempel voll Gold und Krystalle, daß es darin Feen, Nixen und Tritonen, oder Nalagus und Kitchicas gebe. Die Winde kommen vom hohen Gebirge oder vom Meere her; wo auch Quetzalcoatl, der Gott der Winde, seine Wohnungen hat.

Wichtig ist es die Astronomie, worin die Amerikaner im Vergleiche zu der alten Welt am meisten zurück waren. Sie hatten keine Astronomen und Mathematiker. Dessenungeachtet

*) Wiederum eine Sitte des alten Continents, besonders der Römer, die an einem ihrer Festtage die Sklaven bedienten.

**) Es wuchsen wilde Reben in mehren Theilen Amerikas.

bezeugt ihr Kalender und eine genaue Eintheilung der Zeit in 13 Monate von 20 Tagen mit fünf Schatttagen, die alle vier Jahr einen Monat machten, daß sie die Erscheinungen am Himmel sehr richtig merkten und wohl beurtheilten. Vielesicht haben sie sogar Sternbilder gekannt und Sterne vertheilt und Namen beibringt. Wie kann man aber über dies Alles noch den widersprechendsten Angaben der Reisenden urtheilen? Es ist bis diesen Augenblick der Mann, der den Schlüssel zur Geschichte und Religion der Völker der neuen Welt ertheilt. Merkt man ihn selbst zeigen und erziehen, und er muß sein Leben in dem großen Zwecke widmen.

Literarische Anzeige.

Bericht über die Verlagsunternehmungen für 1834 von
F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe des Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung angesetzt.
(Fortsetzung aus Nr. 114.)

11. **Erech** (Johann Samuel), Handbuch der deutschen Literatur seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Systematisch bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen. Neue, mit verschiedenen Mitarbeitern besorgte Ausgabe. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier, auf feinem franz. Schreibpapier, und auf demselben Papiere in gr. 4. mit breitem Rande.

Zweiten Bandes zweite Abtheilung: Literatur der schönen Künste. (Bearbeitet bis zum 28. Bogen vom Professor Rese in Halberstadt, beendigt von K. C. Kraußing in Dresden.)

Vierten Bandes zweite Abtheilung: Literatur der vermischten Schriften. Bearbeitet von K. C. Kraußing.)

Da ich nach jahrelangem Warten von Herrn Prediger Rese in Halberstadt die letzten Bogen der Abtheilung der schönen Künste nicht erhielt, so hat auf meine Bitte Herr Kraußing die Verantwortung derselben, die Bearbeitung der Register und der Nachträge übernommen. Trotz des mir im vorigen Jahre von demselben gegebenen festen Versprechens, mich in Stand zu setzen, den Druck der Abtheilungen noch im Jahre 1833 beendigen zu können, ist doch nicht der Fall gewesen und ich muß auf's Neue die Gebete des Publicums in Anspruch nehmen, dem die Verabgung nicht unangenehm sein kann als mir selbst; es geschieht von mirer Seite gewiß alles Mögliche, um der Verpflichtung, die ich gegen das Publicum habe, zu genügen.

Hoffentlich kann ich beide Abtheilungen in diesem Jahre endlich liefern; zu versprechen wage ich bei der Unzuverlässigkeit des Bearbeiters derselben nicht.

*12. **Heinsius** (Wilhelm), Allgemeines Wörterbuch, oder vollständiges alphabetisches Verzeichniß aller von 1700 bis zu Ende 1833 erschienenen Bücher, welche in Deutschland und in den durch Sprache und Literatur damit verwandten Ländern gedruckt worden sind. Nebst Angabe der Druckorte, der Verleger und der Preise. Viertes Supplementband, oder des ganzen Werkes achter Band, welcher die von 1828 bis Ende 1833 erschienenen Bücher und die Berichtigung früherer Erscheinungen enthält. Gr. 4.

Der erste bis sechste Band (1812—29) kosten im herabgesetzten Preise 20 Thlr.; auch einzelne Bände werden zu verhältnißmäßig billigen Preisen gegeben.

*13. **Krug** (Wilhelm Traugott), Encyclopädisch-philosophisches Lexikon, oder Allgemeines Handwörterbuch der philosophischen Wissenschaften nebst ihrer Literatur und Geschichte. Nach dem heutigen Standpunkte der Wissenschaften bearbeitet und herausgegeben. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. In vier Bänden. Viertes Buch. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier. Subscriptionspreis 2 Thlr. 18 Gr.

Der erste bis dritte Band (1821—23), K—Sp., kosten im Subscriptionspreise 8 Thlr. 6 Gr.

*14. — — — Encyclopädisch-philosophisches Lexikon. Fünftens Bandes zweite Abtheilung, enthaltend die Zusätze und Verbesserungen der zweiten Auflage. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mittwoch,

Nr. 120.

30. April 1834.

Gedichte von Hoffmann von Fallersleben.

Zwei Bändchen.

(Wegholt aus Nr. 119.)

Es ist das Eigne aller Lieder der Liebe, daß sie nicht zu erkennen geben, was in ihnen wirklich Geschehenes, was Traum sei, oder inwieweit die Dichtung die Wahrheit durchdringt. Dies ist auch die Seite, welche nur eine vorwichtige Kritik berühren will; der verständigen genügt dgs. Wesen. Wie dieses im Gedichte hervorbricht, nicht aber von ausserer Liebesgeschichte, welche die Veranlassung können gegeben haben, soll die Rede sein. Es sei dies nur in ganz allgemeiner Beziehung gesagt, weil eine unbefangene Kritik oft dazu beigetragen hat, durch indisciplinirtes Forschen nach besondern Verhältnissen schon wunde Dichtergemüthen noch vollends wund zu reissen.

Wie unser Dichter das Volksthümliche in der heischen Poesie überhaupt recht und schön ergriffen hat, so hat er in den sechs „Spanischen Romanzen“, welche zusammen ein Ganzes und den Schluß des ersten Bandes bilden, das Wesen der Romanze, nicht bios ihren äußerlichen Klang und Rhythmus, in seiner Wahrheit erfasst und wiedergegeben. Diese Romanzen sollten aber wol nur Gesänge der Liebe sein, und darum erscheint hier die Liebe als süßliche Blut, welche sich anfangs innerlich verzehrt, zuletzt aber zum Ziel ihrer Sehnsucht gelangt, als das Unerwartende, während die andern Interessen, welche eigentlich die epische Breite der Romanze bilden: Ehre und Ritterthum, mehr zurücktreten. Es ist die innere Geschichte der Liebe des Don Enriquez, welche hier zum Vorschein kommt, und die einzelnen Glieder dieses Ganzen, schildern die steigend Blut der Empfindung unter dem süßlichen Himmel bis zur Erfüllung; der lächnen Hoffnung. Das vierzehnte Gedicht ist eins der schönsten:

Nicht am Tago noch Genaro,
Am Durro nicht noch Ebro,
Weil du liebst die Gläß' und Rerge,
Laß uns wandern an dem Tucar!
Bei der hohen Stadt Guernça,
Wo die Wälder rascher Rehen
Und des Ufers dunkle Bäume
Sich im hellen Wuffe blagen.
In den Bäumen spielen Vögel:
Hundolinen und Guitaren,
Und im Mättenraube tanzen
Schmetterlinge des Zondango.

Bei den Bäumen stehn Blumen,
Die sich mit den Wäldern suchen,
Liebend zu einander nicken,
Bis sie sich im Kuß gefunden.
Laß uns wandern dort am Ufer,
Daß du siehest, wie der Frühling
Alle Welt so reich erfreuet,
Alle Welt so hoch beglücktet,
Komm, daß ich's dir offenbare,
Daß die reiche, hoch beglückte
Frühlingswelt nur eitel nichts ist
Gegen deine treue Liebe.

Von dem Inhalt des zweiten Bändchens sind besonders hervorzuheben: das „Buch der Verwandlungen“, „Des fahrenden Schülers Lieben und Leiden“, und die „Lieder der Landsknechte unter Georg und Kaspar von Frundsberg“. Das „Buch der Verwandlungen“ ist das weitere ausgeführte Thema der Liebe. Der Liebende schaut in der Natur und ihren Reizen nur das Eine Bild der Geliebten. Alle Erscheinungen strahlen ihm dies zueid: die Dämmerung, die Morgenröthe, die Quelle, der Wein, die Blumen, Stern und Schnee. Das Bild der Geliebten muß eine Seelenwanderung durch alle Gestalten des Frühlings bestehen, und es in diesem Reifer doppelt zu genießen, ist die Freude des Dichters. Dies ist es, was die Dürignung ausspricht:

Dem Sänge kanst du nie entschwinden,
Er wohnt im Reich des Schönen nur
Drum, Liebchen, muß er dich auch finden,
Wenn er dich sucht in der Natur.

Du lebst, und lebst mir immer wieder,
Verwandlung macht dich schöner nur,
Verwandle dann auch diese Lieder
Und trage sie als Perlenkorn!

Die „Lieder des fahrenden Schülers“ im echten Volkston schildern uns wieder die innere Geschichte eines Liebenden. Hier ist das Schöne, daß der Liebeschmerz so ganz objectiv wird und sich fast lustig aus dem engen Herzen in die freie weite Welt hinauspielt. Dies ist das Eigenthümliche, Bedeutende und Mächtigergreifende aller Volkslieder, daß das drückende Weh im Herzen den Sänge doch nie erdrücken kann, und die herzerreißende Klage eben deshalb, weil ihr die Kraft inwohnt, sich zu ergießen, ihre Heimat, die Brust, nicht zu zersprengen vermag. So wird das Unglück der Liebe wirklich herausgesungen, das befreite Individuum spiegelt und reflectirt sich nicht

weiter in seinem Gesang und Dichten, wie dies die Weise zerriffener und entzweiter Naturen ist, sondern der Inhalt des Liedes und das Lied selbst wird ihm ein Fremdes und in dieser Entfremdung vom Sänger wahrhaftes Eigenthum der Welt und des Volkes. So singt denn Jeder, der die Welt durchschweift, diese herrgerührende Lebensklage, und in diesem allgerühnten Gesange hat und hegt Jeder sein eignes Leid, aber gemildert und schon halb vergessen. So zieht nun der fahrende Schüler in die Welt hinaus, jung, wohlgebildet und auf seine bewährte Weisheit stolz. Er sagt der hohen Schule Lebewohl und verabschiedet alles Griechisch und Latein, Zauber und Hexerei. Ihm muß sich, glaubt er, Alles zeigen, und es kann ihm nicht fehlen, daß er die schönste Raub gewinne. Die Welt meint es indes anders. Wenn sich auch die prächtigen Schlösser ihm austhun, so ist ihm doch deshalb nicht wohl; denn Leandern, der Schiffskenner, Herz bleibt kalt. Den Weiterschweifenden verfolgt das Mißgeschick des Lebens, im dunkeln Kerker muß er haften, muß fliehen bei Nacht, um sicher zu sein, und aus all dem Wandern und Weltdurchschweifern folgt nur der trübe Schluß, daß man so naht, wie man heringekommen, die Welt wieder verlassen muß:

In Liebeshuth
 Boll Jugendgut
 Ein halbes Leben mir verschwand;
 Das andre fand
 In dieser Welt nicht Ruh,
 Drum, Brüder, schauet zu, nur zu!

Die Hauptsache aber bleibt, daß der fahrende Scholar dies noch sagen kann, und daß er das ganze zurückgelegte Feldwesen wie eine überstandene Wanderschaft anzusehen vermag.

Überso objectiv gehalten sind auch die „Lieder der Landknechte“. Sie alle bilden wieder eine abgeschlossene Geschichte, freilich nur eine Geschichte der Landknechte, aber in ihr alle Zustände des bewegten Kriegslebens, im Abschied von der Heimat, auf dem Herzuge, auf der lustigen Rinnel, beim Weine, in der Schlacht und bei der Belagerung. Wie sich der Ernst und die Lüste der Empfindung auch in diesen bewegten Scenen ausnimmt, das zeigt das Lied des Reiters um sein treues Ros:

Ich hab' mein Ros verloren,
 Mein apstergenes Ros.
 Es war so treu im Leben,
 Kein treu'res wird es geben
 Im ganzen Zug und Reih.

Und als es wollte sterben,
 Da bließ' es mich noch an,
 Als spräch's mit seinen Nienen:
 Kann die nicht weiter dienen,
 Ade, mein Reitersmann!

Und als es war gestorben,
 Da grub ich's artig ein,
 Wohl' unter grünen Malven
 In eines Lindenbaums Schatten,
 Das soll sein Denkmal sein!

Da sitzen die kleinen Vögel
 Und halten das Todtenamt.

Ich brauch' nicht erst zu lesen,
 Wie treu mein Ros gewesen,
 Sie singen's allseemant.

Wenn wir nun unter so vielen kräftigen Liedern, welche von dem ferngefunnen Zustande und vollkommenen Zustandliche des Dichters zeugen, auch dem persönlichen, dem Ausdruck eines entzweiten Gemüths Augen, wie z. B. in folgendem Liede:

Einem Tag wie alle Tage,
 Immerfort nur Einerlei,
 Und ich sag' und klag' und frage:
 Ist's noch immer nicht vorbei!
 Und dies Einerlei nur Schmerzen,
 Schmerzen nungen kaum ich will.
 Drum sind auch in meinem Herzen
 Längst schon keine Lieder mehr. —

so würde doch die Kritik sehr leicht thun, wenn sie solche Beschwerden, solche ein unvorhergesehenes Hervorkellen über Stimmungen für mehr als eine vorübergehende Bestimmung halten wollte. Denn wie der Verf. was sehr trostlose und matte Weltansicht längst überwinden, was zeigt er in dem schon verführten Gebächten, und so ist in einem momentanen Rückfall in jene unvorhergesehenen Gemüthszustände kein weiteres Gewicht zu legen. Mit solchen Zuständen, die eben als einzelne Stimmungen mit dem Befreiten zurückkehren, entsteht: was auch die ist, aber ein solches ist und bleibt eben nur der einfache Ausdruck der Leere solcher Gemüthsverfassungen, welche die wirklich geforderte und verdeckte Bruch sind zu machen macht, in ihrer Ausgesprochenheit und Bestimmtheit nicht und endlich herumzuwachen.

Schließlich wollen wir die noch in dem zweiten Theil enthaltene „Mahltsfelde“ und die „Alemannischen Lieder“, welche das Ganze beschließen, nur noch erwähnen. Zur ersten hat der Verf. das Einzel einer alten Chronik entnommen, welche berichtet, daß einst eine Satzung über die dem Getreide großen Schaden grüben, die dem geistlichen Gericht zu Lasten fürnehmlich und all dem Justizvertrauen verhängt wurden, wie sie sich in der That stellen und ihre Sache führen mußten, indem sie von dem geistlichen Spruch im Namen der höchsten Einigkeit verflucht und in den Damm getrieben wurden, die auch einst in Aitol mit den Feldbauern geschah. In „Alemannischen Lieder“ aber, worunter so viele sehr schön sind, werden den Fremden des Vortages nicht in willkommener Weise sein. Es gibt eben in diesen Liedern, das: man über ihre Form, welche das Haupt in der Befindlichkeit des Volkstales ist, nicht, so man über dieses Besondere hinauszugehen und ihm allgemeinen Sinn zu erfassen wisse, wobei man sich mit jener Rohheit der kritischen Auffassung nicht gelang, welche so plump und zu träge ist, um dem sich unendlich regierenden poetischen Geiste in alle seine Bewegungen zu folgen. Es gibt in dem weiten und tiefen Gange der Poesie versteckte Partien, welche zu betreten man in schweren Reitersstiefeln ablegen muß, und um als Reiter auf eigene Hand bewegene Ausprägungen zu machen, die eignet sich freilich am besten ein handwerkliches Ge-

de, wo man nicht Besatz läßt, die avari mortali tolli
in Leben zu bezahlen.

Indem wir nun in dem Bisherigen so in der Kürze,
es geschähen konnte, uns beströben, die Eigenthüm-
lichkeit des Dichters in der Allgemeinheit seiner Gedichte
vorzustellen, und so nicht die subjective, zufällige und
eitle Ansicht der Sache, sondern die Sache selbst
klar zu legen; so seien uns am Schluß noch einige
Bemerkungen vergönnt, welche das Verhältniß unse-
rers zu dem poetischen Interesse der Gegenwart im
allgemeinen betreffen sollen. Daß diese Bemerkungen
als bloß müßige und unmotivirte Reflexionen er-
rechnet werden, dafür bürgt hoffentlich eben die Art und
Weise, wie der Inhalt der beurtheilten Gedichte in dem
Bisherigen dargestellt wurde.

Man kann nicht sagen, daß die deutsche Lyrik in der
vorliegenden Zeit eine neue Epoche zu erleben habe.

Solche ist in der neuesten Zeit bereitet (wie wir ge-
sehen haben) durch die Dichtungen Uhland's bezeich-
net, kommt aber darauf an, daß diejenige Seite unserer
Lyrik, welche noch als ein Elementarisches in ihren eig-
entlichen Elementen aussehender, zur Einheit und damit
richtigen Bewußtsein über sich selbst kommt. Hier
sich, wie bemerkt, die Forderung der Kritik vorzugs-
weise an den deutschen Norden richten. Denn in dem Nie-
derlande dieser großentheils in Zeitschriften zu Markte
kommt, herrscht noch ein wirkliches Chaos der Gefühle
und Gedanken, eine gewisse Lieblichkeit, nicht bloß der
Form, sondern auch der gesammten Gesinnung; solche
sind wirkliche Gegen, die sogleich auf die Zerkump-
ten der Schlüfen lassen, welche sie zu Tage fördern.

Man sieht jedoch nicht so verstehen, als ob jeder
ne dieser ephemerer Sängler in den nächsten Tagen
Bewußtsein über sich und zur Einsicht in seine Kunst
werden werde, vielmehr werden die Meisten davon wahr-
scheinlich ebenso zertrüßelt aufhören zu singen, als sie be-
gannen; aber im Allgemeinen muß die deutsche
Innlichkeit ihrer selbst doch den Ausdruck finden, daß
die Unfälle und matte Liederwesen nur ein Mißbrauch,
ein Mißbrauch der Kunst ist. Freilich sagt unser erster
Sänger:

Sänge, wenn Gesang gegeben,
In dem deutschen Dichterswald,
Das ist Freude, das ist Leben,
Wenn's von allen Zweigen schallt!

auch dieser Ausspruch, in welchem sich das lyrische
Interesse der Allgemeinheit seiner Gabe bewahrt wird, ist
schon zu verstehen. Wenn es in dem deutschen
Liedeswald so von den Zweigen schallt wie heutzutage,
so ist es ein wahres Unglück, wenn das die wahre
Allgemeinheit sein sollte. Es muß deshalb zu er-
kennen kommen, nach deren Festhaltung denn einzel-
ne Sängler gezeigt werde, wie sein Gesang beschaffen
sollte, um poetisch zu sein; gezeigt werde, daß
er kein Lyriker sei, wenn man die formelle Frei-
heit, gewisse Empfindungen und Gedanken zu
ausdrücken. Diese Grenze festzustellen ist bereits

begonnen in der Art und Weise, wie man in der neuesten
Zeit die Balladen behandelt hat, in deren Besatz es
sich offenbar zeigt, daß in einem lyrischen Gedichte
keine, ganz allgemein und human würdig sei, die Ge-
genwart zu überleben. Ein Lied aber unfehlbar voll-
kommen stabilisiert werden durch das immer mehr sich zei-
gende Bestreben, das Volkslied im Allgemeinen
wieder der Kunstpoesie zu nähern. Denn hier muß es
sich erkennen zeigen, wer der Dichter ist, und wer nicht, weil
eben diejenigen sogenannten Volkslieder, die hier müß-
sam diehsten, keine Volkslieder sind und die falschen Ge-
spräche sofort verrathen. Das Volkslied ist das wahrhafti-
ge Lied. Man bräuche aber hierunter keine Kelter-
Lieder, Soldatenlieder u. s. w. zu verstehen, sondern
Lieder, deren Allgemeinheit ihnen die Kraft gibt, allmählig
in das Volk überzugehen; ebensowenig als man sich un-
ter dem Volk den Pöbel zu denken hat, denn der Pöbel
als solcher hat höchstens Freude an wahren Volksliedern.
So sind z. B. viele Lieder von Justinus Kerner,
W. Hauff u. s. w. bereits wahre Volkslieder geworden,
und die gesammte Lyrik Uhland's ist ein großer echter
Volksgefang. Man wolle sich hier nicht mit dem unzu-
fertigen Compositen, der die Lieder singbar macht! Denn
die heutige Composition legt das Schlechteste in Musik,
und eben das schlechteste Gedicht kann über einen ge-
wissen Melodie vergessen werden. Was aber nun ferner
durch eine solche gesteigerte Wiederherstellung des
Volksgefangs geleistet werden wird, ist, daß die Lyrik den
ihr noch anhaftenden Mangel des Novellistischen, die
sich breit machende Ironie, welche sich gern für eine er-
habene Steifheit des Denkens ausgeben möchte, dadurch
immer mehr verwinden und auf diese Weise Deutschlands
Lyrik nicht mehr in die Extreme des Nordens und Sü-
dens zerfallen wird. Diese Bemerkungen weiter auszu-
führen, dazu gebietet es uns hier allerdings an Raum;
daß aber die in dem Vorhergehenden angezeigten Gedichte
Hoffmann's von Fallersleben einen wirklichen Fortschritt
der deutschen Lyrik in diesem Sinne wahrnehmen lassen,
ist unverkennbar, denn den meisten dieser Lieder wohnt
nicht bloß jener musikalische Reiz ein, der unwillkürlich
zum Singen einladet, sondern auch jene noch höhere ge-
istige Bestimmung, welche sie geeignet macht, in die Kreise
des deutschen Volkslebens und in das lyrische Bewußtsein
der Nation einzubringen. Spricht glauben wir überzeugt
zu sein, daß jede vernünftige und in das Bedenken der
Zeit eingehende Kritik und (was noch mehr ist) der offene
Sinn des Publicums selbst diesen Liedern günstig sein
werde. Freilich ist damit nicht abgesprochen, daß es un-
ter uns auch eine Stereotypkritik gibt, welche ihre castra
stativa noch in dem Jahrgang Matthiffon's und Galls
aufgeschlagen hat, und eine andere, welche gewohnt ist,
nur das Liebliche geistreich zu finden. 32.

Aus Italien.

Mit großem Eifer werden von den heutigen Architekten
Italiens die Werke vorgeschrieben, die für die Theorie ihres Faches

eines verjährten Ansehens genießen. Vitruvius zuerst, der seit Vollendung der prächtigen römischen Ausgabe durch Volent und Grotius grade dort Vorleser im Vortrage gewöhnlich zu haben scheint, als er in Deutschland, England und Frankreich, wo man die übertrifft griechischer Kunst selbst als gültiger Norm ansieht, täglich an Autorität verliert. Zwei Uebersetzungen seiner Werke, eine durch einen Baumeister Prof. Carlo Amati („Dell' architettura di M. Vitruvio Pollione libri X". Mailand, 1829—32. 2 Quartbände mit Kupfern) und eine von einem Gelehrten in Wien verfasst. („L'architettura di Vitruvio tradotta in italiano da Quad. Vignani, illustr. con note critiche ed ampliate di aggiunte intorno ad ogni genere di costruzione c. 121 tav. in rame per opera del traduttore e dell' ingegnere architetto Vinc. Tuzzi." Wien, 1830—32. In 10 Octavbänden) erschienen dabei in derselben Zeit, wo Ritter Marini zu Rom eine neue Ausgabe vorbereitet. Doch beschränkten sich auf Vitruv die Hülfsmittel nicht, die man den Baumeistern bot; auch des alten Leo Batt. Alberti Lehrbuch von der Baukunst ward wieder in Erinnerung gebracht („Dell' architettura, I. X di L. B. Alberti, traduz. di Cos. Bartoli, di note apologetiche di Stef. Riccazi e 30 tav. in rame disegn. ed incise da Cost. Grassi", Mailand, 1838.), wiewohl auch zum Gebrauche mehrerer heutigen Architekten; und damit diesen genug geschehe, erschien mit lebhafter Unterstützung der „Trattato teorico e pratico dell' arte di edificare di G. Rondelet; prima traduzione italiana per cura di Bas. Sorrentino" (Manua und Mailand, 1831.) — Was würde Nitizie zu allem dem Beschränkten sagen?

Die Italienischen Wörterbücher leiden alle, so viel uns bekannt ist, nicht das zu Bolognese Herausgebern, „Vocabolario della lingua italiana“ nicht ausgenommen, an Erklärungen technischer Wörter Mangel, indem sie sehr häufig ganz auslassen, oder so oberflächlich als möglich erklären sind. Leider mag es an Vorarbeiten fehlen. Desso mehr wäre zu wünschen, daß eine der vielen italienischen Akademien die Abfassung eines solchen Wörterbuchs, mit Berücksichtigung seiner alten testi di lingua sich zur Aufgabe machte. Scheinbar hat zwar ein Abate in Mailand durch sein „Dizionario tecnico-etimologico-filologico compilato dall' abate Marco Aurelio Marchi“ (Mailand, 1828—33. 4.) dem Mangel abgeholfen; aber nur scheinbar; denn Professor Marchi beschränkt sich auf solche Worte, die aus dem Griechischen entlehnt wurden, um Schülbegriffe und Gegenstände der Technik zu bezeichnen. Dadurch bleiben aber alle die Dinge dem Freunde der Sprache unentdeckt, welche mit ursprünglich italienischem Namen benannt sind und recht eigentlich der Volkssprache und dem Gewerbe angehören, z. B. *carica* und *taula*, *trastremazione* und alle die Ausdrücke der Architektur und der Bildhauerkunst. Italiener haben in so vielen Zweigen der Kunst und Technik so Vieles geleistet, daß dadurch die Sprache dort so reich ward, und der Ausländer, der lernen will, so verfallen ist. Wie gern tauschte er ganze Bände Gesetze gegen solche Bezeichnungen! Vielleicht macht Ponzas „Annotatore piemontese ossia giornale della lingua italiana“, der in Paris seit 1832 bestrebt erscheint; diesem Mangel abzuhelfen sich zur Pflicht, da die Verleger stehewären, ihrer Monatschrift dadurch Theilnahme im Auslande zu verschaffen. Daß Rich. Ponzas der Mann zu solchen Unternehmungen wäre, hat er durch sein „Vocabolario piemontese-italiano“ (Turin, 1832) das bis Pav vollendet ist, erwiesen.

Neueste englische Literatur.

Der Sohn des berühmten Kosmographen John Barrow hat seine literarische Laufbahn mit der Beschreibung seiner Reisen begonnen, welche er 1830 und 1833 im Norden Europas

machte, und die unter dem Titel: „Excursions in the north of Europe, through parts of Russia, Finland, Sweden, Denmark and Norway, by John Barrow Junr“, in London erschienen. Das Buch successiv erschienen durch die Art der Lesart. Den anzusehenden Theil bildet die Reise durch einen Theil von Norwegen, von Christiania nach Bergen, Dronheim und zurück auf einer andern Straße. In Christiania ist grade der Storching, von dem der Verfasser sagt: „Ich habe sie eine Versammlung von Menschen gesehen, welche in so hohen Grade das Ansehen Welkes bekamen; sie hatten mehr als gewöhnlich Alter, trugen graue, abgewogene Röcker, und lagen über den Nacken herabfallendes Haar. Ihre ganze Haltung war ernst, bescheiden, und alle ihre Aufmerksamkeit gehörte ihren wichtigen Geschäften. Der Präsident hielt grade einen Vortrag, während dessen alle ohne Ausnahme auf ihren Plätzen mit bedeckten Häuptern saßen blieben.“ Die 300 englischen Meilen von Christiania nach Bergen legte B. in eben Tagen zurück. „Fast jede Meile dieser Tour bot Reize von unbeschreiblicher Schönheit und romantischer Herrlichkeit, wie sie in jeder Raum vielleicht nirgends in solchem Umfange ist.“ Gletscher genug begegneten wir auch nicht einem Krater, nur nur weit Bergen einigen Kirchgängern.“ Ungeachtet dem Wein wohlfeil ist und viel consumirt wird, ist Trankheit kein Fehler der Norweger, und B. führt ausdrücklich an, daß er kein Beispiel davon bemerkt habe. Sein Urtheil im Bergen fällt dahin aus, daß er keine anziehendere Landschaft, kein großartiger Natur und kein echter einfacher Volk kennen gelernt habe.

Zum Theil neue Nachrichten, besonders Details, von den Vorgängen des Stuartischen Aufstandes von 1745, bringt: „Jacobite memoirs of the rebellion of 1745: edited from the MS. of the late right rev. R. Forbes, by R. Chambers. Edinburgh. 1834.“ Die Vorrede gibt Kunde von der Genauigkeit und Beschaffenheit der Manuscripte, und bewirkt ihre Gültigkeit als gleichzeitige Nachrichten unparteiisch. Die Personen, die in niedergeschrieben, waren eifrige Anhänger der unterlegenen Partei. Des Vordrängenden Reise nach Schottland, die Besuche der Hochländer, von Lord George Murray beschickt, in Schottland bei Culloden und ihre blutigen Folgen, sind die Nachweisungen über den Haushalt des Prinzen, Lappin, seiner Irrfahrten und enbliche Zukunft bilden den Haupttheil. Unter den Grausamkeiten, welche von den Siegern nach der Schlacht bei Culloden begangen worden sein sollen, wird auch angeführt, daß am ersten Tage, darauf ordentlich Gemüths ausgeschiedt werden, um alle noch auf dem Schlachtfeld und in der Nähe befindliche Verwundeten, zu suchen, zu welchem Ende man sie sogar aus den Häusern in die Wälder ihren Aufnahme gewährt habe.

Der in Deutschland durch keinen „Castiller“, wiewohl nicht grade sehr vortheilhaft bekannte Don Telesforo de Mena, welcher der englischen Bühne auch mehrere mit Belohnung entnommene Stücke lieferte, hat unter dem Titel: „Salvador, the guerilla“, in London einen neuen Roman in 3 Bänden aufgegeben, dessen historischer Boden der Befreiungskampfe Spaniens während der französischen Invasion ist. Der Held sieht sich, ausser dem eine Anzahl eines französischen seine Mutter, in die Ohngefähr, irridert eine Mutter, wie ein Löwe, hat eine Menge Liebhaber und heuchelt endlich, nachdem Wellington der Halbinsel den Frieden gegeben hat. Das Interessanteste ist die Schilderung der spanischen Krieger. Im Uebrigen finden sich die, des Verfassers Ideen, welches eigene Längen und der Mangel an innerer Zusammenhang und gehaltenen Charakteren, auch die ungenügende Uebersetzung wird von Berlin aus angehängt, ist eine glücklichere Aufnahme bei uns zu erwarten, als er die jetzt haben mag.

Literarische Unterhaltung.

Donnerstag,

Nr. 121.

1. Mai 1834.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungserpedition in Leipzig, das königl. preuß. Grenzpostamt in Halle, oder das fürstl. Thurn und Tarische Postamt in Altenburg wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Das Lied der Nibelungen. Aus dem altdeutschen Original übersetzt von Joh. von Hinsberg. Zweite verbesserte Auflage. München, Lindauer. 1833. Gr. 8. 1 Thlr.

Der Grundsatz, Dichtwerke aus fremden Sprachen (und auch das Mittelhochdeutsche ist unstreitig eine solche für uns) im Verhältnisse des Originals zu übersetzen, ist von der Praxis seit Jahrzehenden im Durchschnitt anerkannt worden, und wirklich fodert die Gelehrtheit unserer Sprache den deutschen Uebersetzer zu einem solchen Wettkampfe mit gleichen Waffen fast unabweislich heraus. Nur wenn in der Sprache, aus welcher übersetzt wird, ganz andere metrische Grundregeln herrschen, wie dies, die indische ausgenommen, in allen orientalischen Sprachen der Fall ist, oder wenn der Bau der fremden Sprache, wie z. B. der der slavischen Sprachen, dem Uebersetzer unübersteigliche Hindernisse in den Weg stellt, oder wenn das entsprechende deutsche Sylbenmaß ein ganz veraltetes, in manchen Fällen unetraglich gewordenes ist, wie der tragische und heroische Alexandriner gegenüber vom französischen gleichen Verse: nur da muß dem Uebersetzer ein anderes Metrum, das sich dem Sylbenmaße des Originals möglichst nähert, gestattet sein; getraut er sich nicht ein solches zu erfinden, oder verzweifelt er daran, ein ähnliches aufzufinden, dann mag er in derjenigen Form übersetzen, welche gleichsam den Uebergang von der metrischen Uebersetzung zur prosaischen bildet, er mag sich des fünf-sylbigen reimlosen Jamben bedienen.

Der Uebersetzer des Nibelungenliedes ist wol in keinem dieser Fälle. Das Sylbenmaß des Originals ist der neudeutschen Sprache vollkommen angemessen und in neuem Dichtungen mehrfältig mit Glück angewendet worden; die alte Sprache selbst ist mit dem modernen Deutsch noch immer so weit verwandt, daß eine Menge Wörter, Redensarten und Constructionen völlig unverändert bleiben

können, manche nur einer mäßigen Abänderung bedürfen, zumal da die moderne Dichtersprache seit Ludwig Uhland's und anderer Dichter Leistungen in der episch-lyrischen Poesie sich an einen altdeutschlichen Anstrich so gewöhnt hat, daß derselbe bei der Uebersetzung eines altdeutschen Dichtnals gar nicht mehr, wol aber das Gegentheil, nämlich zu große Modernisirung, mit Recht auffallen dürfte. Die größten Abänderungen wird wol der Reim notwendig machen, weil hier die geringste Abweichung von der alten Sprachform das ganze Reimgebäude einer Strophe über den Haufen werfen kann, in Folge dessen denn freilich die ganze Strophe umgeschmiedet werden muß; und hier ist es nun Aufgabe des Uebersetzers, keinen neuen Lappen auf ein altes Kleid zu setzen, sondern im echten, alten Tone zu restauriren, wie denn unser Gedicht mit Glück durch von der Hagen und später durch R. Simrock mit möglichster Schonung des Originals im ursprünglichen Sylbenmaße übertragen worden ist. Daß die Charakteristik nicht allzu groß ist, mögen gleich die zwei ersten Strophen des Heldengedichtes (nach der Lachmann'schen Recension) beweisen, denen wir den Versuch einer Uebersetzung aus dem Stregreif beifügen wollen.

Original:

Uns ist in alten mæren wunders vil geseit
von helden lobebæren, von grôzer kuonheit,
von frônden hôchgeziten, von weinen und von klagen,
von kûener recken striten muget ir nu wunder hœren sagen.

Kz wuoha in Burgonden ein schoens magedin,
daz in allen landen niht schoeners mohte sin.
Kriemhilt was si geheizen, unde was ein schoene wip:
darumbo muosen degene vil verliosen den lip.

Uebersetzung:

Uns ist in alten Mæren gesagt der Wunder viel
Von lobetreichen Helden, von kühnem Heldenpiel.
Von Freunden und von Feinden, von Weinen und von Klagen,
Von kühner Recken Streiten mögt ihr nun Wunder hören
sagen.

Aufwuchs in Burgunden ein schönes Mägdelein,
 Daß in allen Landen nicht Schön'res mochte sein,
 Schriemhild war sie geheissen; sie ward ein schönes Weib;
 Darüber mußten Degen verlieren viel den Leib.

Weniger vom alten Ton ließe sich in einer jambischen
 Uebersetzung beibehalten, wenngleich, durch Umgestaltung des
 Reims nicht gehindert, auch sie ziemlich fließend und wober-
 lich gehalten werden könnte:

Uns ist in alten Mähren viel gesagt
 Von lobereichen Heiden, großer Kühnheit,
 Von Freuden, Festen, Thran' und Eid, vom Kampf
 Der kühnen Reden hört ihr Wunder viel.

Es wuchs ein schönes Mägdelein in Burgund,
 Nicht Schön'res mocht in allen Landen sein.
 Die hieß Schriemhild, sie ward ein schönes Weib,
 Der Degen viele ließen drum den Leib.

Herr Joseph von Hinzberg, der Uebersetzer, mit dem sich
 diese Anzeige zu beschäftigen hat, glaubte einen andern
 Weg einschlagen zu müssen und hat nicht für nöthig ge-
 funden, sich deswegen auch nur durch ein einziges einlei-
 tendes Wort zu erklären. Wir erfahren nicht einmal,
 welche kritische Ausgabe er zu Grunde gelegt hat, und
 unmittelbar nach dem Titel hebt die Uebersetzung an,
 deren letzter Vers ohne Noten oder Erklärungen irgend
 einer Art das Werk beschließt.

Was uns vor allen Dingen der Rechtfertigung be-
 durfte zu haben scheint, ist die bei einem epischen Gedichte
 vom strengsten Style bisher für unstatthalt gehaltenen Will-
 kür, mit welcher nicht ein und dasselbe Sylbenmaß (wel-
 ches auch vom Uebersetzer gewählt worden sein mochte)
 durchs ganze Epos hindurch beibehalten ist, sondern ein
 durch den Inhalt selbst keineswegs motivirter, durchaus
 regelloser Wechsel stattfindet. Der erste Gesang (die Ge-
 sänge entsprechen den „Aventuren“ des alten Gedichtes)
 behält in der vierzeiligen Strophe für die beiden ersten
 Verse das Metrum des Originals bei, die beiden letzten
 Verse sind fünfßüssige katalektische Jamben. Der zweite
 Gesang besteht aus achtzeiligen gereimten Jambenstrophen,
 die Zeile von fünf Füßen, mit eigenrthümlich wechselnden
 männlichen und weiblichen Reimen. Die so gestattete Stro-
 phe machte schon eine weit größere Freiheit in der Ueber-
 setzung nothwendig, als dies im ersten Gesange der Fall
 war, und mußte nothwendig auch einige Ungleichheit in
 den Grundton bringen. Der dritte Gesang überrascht
 durch das nur je in der vierten Zeile verklärte Metrum
 des Originals, und eben damit durch größere Aehnlichkeit
 mit demselben, als die beiden ersten Gesänge zeigen. Der
 vierte Gesang ist im Sylbenmaß des zweiten überseht,
 ebenso der fünfte; der sechste kehrt zum Metrum der Ur-
 schrift zurück, und so geht es fort in bunter Willkür; nur
 daß der 12., der 23., 28. und 29. Gesang sich wieder
 in einer andern Mischung von Jambenzeilen bewegen als
 die übrigen jambisch behandelten Gesänge. Im Ganzen
 herrscht das Metrum des zweiten Gesanges vor, und wir
 wissen durchaus nicht, warum der Herr Uebersetzer, sofern
 er es für die meisten Gesänge beliebt hat, es nicht, dem
 Gesetze der epischen Stetigkeit gemäß, für alle wählte.

Wir wollen nun von jedem der drei Hauptsylbenmaße

unsern Lesern Proben mittheilen. Der erste Gesang he-
 ßt also:

Die Sage meldet Wunder aus alter grauer Zeit
 Von hochgepriesnen Heiden, und ihrer Kraft im Streit,
 Von manchen festlichen Belagerten Freude,
 Von heißen Zähren und von herbem Leide.
 Kriemhildens holde Jugend blüht' im Burgund'gen Reich;
 Kein Mädchen nah und ferne war ihr an Schönheit gleich.
 An Frauen von weit minderm Reiz entzückten
 Die Tugenden, die diese Jungfrau schmückten.

Die erste Strophe wollen wir nicht angreifen, sie hat je-
 doch Manches von der ursprünglichen Einfalt des Dri-
 ginals aufgeopfert, was nach unsern oben gegebenen Proben
 in einer andern Form hätte beibehalten werden können.
 Die zweite Strophe aber müssen wir gradezu mißlingen
 nennen. Schon die Construction der ersten Zeile ist ver-
 unglückt; man meint, es sei schon einmal von der Kriem-
 hilde, die doch zum ersten Mal eingeführt wird, die Rede
 gewesen; und wie precios ist der Ausdruck gegen das
 schlichte Wort der Urschrift: „es wuchs in Burgonden ein
 schoene magedin!“ „Kein Mädchen nah und ferne —“ ist
 auch sehr modern und platt. Vollends aber die zwei letz-
 ten Zeilen, davon steht ja kein Wort im Original. Was
 konnte den Verf. bewegen, die herrliche Franscht, die in
 den Worten: „darumbe muosen degene vil verlieren den
 lip“, enthalten ist, durch so unschmackhafte und selbst nicht
 ganz klare Worte zu vermauern?

Eine zweite Probe für das vorherrschende Sylbenmaß
 Mit diesem hebt der zweite Gesang also an:

Wo sich zur See des Rheinstroms Fluten winden,
 Zu Lanthen sah auf dem gerbten Thron
 Der König Siegemund mit Siegelstaben;
 Zum Jüngling ward Siegfried ihr holder Sohn.
 Stets nahm er zu an Schönheit, Muth und Stärke,
 Und reifte so zu jedem Heidenwerke;
 Der innern Kraft gebrach der Unterricht,
 Wie seiner Abkunft es geziemte, nicht.

In diesen Worten ist das Original, das wir (Lohn
 Rec.) beisehen wollen, kaum wiederzuerkennen:

Do wuchs in Niderlanden eins richen kuneses kin,
 des vater hiez Sigemunt, sin muoter Sigelint,
 in einer bürge riche, witten wol bekaent,
 aiden bi dem Rine, die was ze Saaten genant.

Ich sage in von dem degene, wie schöne der wart:
 sin lip vor allen schanden was vil wol bewart;
 stark unde mere wart sit der küene man:
 hey, waz er grözzer eren ze diser worlde gewan.

Sifrit was gebizen, der selbe degene gant;
 er versuochte vil der riche durch elenastanken mant,
 durch sines lides starke reit er in monegiu lant,
 hey, waz er sneller degne ze den Burgonden vant.

Wo steht hier ein Wort von den Fluten des Rheins, die
 sich zur See winden, wo etwas vom gerbten Thron, wo
 etwas vom zum Jüngling werden, und gar von dem sei-
 ner Abkunft geziemenden Unterrichte, der nicht gebraucht
 Wie leicht wäre es dem Verf. gewesen, hier im Sylben-
 maße des Originals, das er ja gebraucht, sobald es ihm
 einfällt, ganz schlicht zu übersezen:

Da wuchs in Niderlanden ein's edeln Königs Kind,
 Sein Vater, der hieß Sigmund, die Mutter hieß Sigilint.

In einer reichen Weise, die weichen war bekannt,
Dort unten bei dem Rheine, zu Saanen war sie genannt.

Sie sag' auch von dem Degen, wie groß und schön der
ward,

Es war vor allen Schanden sein Leid gar wohl bewahrt:
Erwählig, vielgepriesen ward seit der kühne Mann;
Heil! was er großer Ehren auf dieser Welt gewann!

Stiegfried, so war geheißen derselbe Degen gut,
Erprobt in vielen Reichen hat er den starken Muth,
Drei Leides Stärke trug ihn zu Ross in manches Land;
Heil! was der schnelle Degen seit zu Burgunden fand!

Die Fernsicht ins letzte Verse, welche der im ersten Gesange (1, 8) so künstlerisch und effectvoll entspricht, hat der Uebersetzer wieder nicht beobachtet. Was ihn bewogen hat, so viele unglückselige Interpolationen vorzunehmen (die Beispiele ließen sich verhundertsachen), hätte er uns auch in einer rechtfertigenden Einleitung nicht verschweigen sollen. Selbst der Zwang seines neugeschaffenen Metrums nöthigte ihn dazu durchaus nicht immer. Wie es scheint, waren es häufig die Wiederholungen des alten Gedichtes, die ihm anstößig vorkamen, und ehe er sich jene epische Breite, die doch z. B. kein Uebersetzer des Homer sich einfallen läßt aus dem alten Griechisch zu verbannen, in der modernen Darstellung erlauben zu dürfen entschloß, füllte er die Lücken, die durch das Ausmerzen aller epischen Aulogien entstanden, lieber mit eignen Gedanken aus, die aber dann selber nicht mehr das Gepräge der alten Dichtung trugen. Diese Ergänzungsmethode hatte auch noch den nachtheiligen Einfluß auf die Behandlung des Ganzen, daß Herr von Hinberg, nachdem er einmal in vielen einzelnen Stellen dem Alten fremdartige Bestandtheile beigelegt, das heterogene Element nun selbst empfindend, sich, um die Verschiedenartigkeit verschwinden zu machen, nicht anders mehr zu helfen wußte, als dadurch, daß er den Dichter auch in den unberührt gebliebenen Stellen, wo sein neugewähltes Sylbenmaß an und für sich keine Aenderung gefordert hätte, um der Gleichförmigkeit willen gradezu modernisirte. Hören wir z. B. den Anfang des zwölften Gesanges im Original:

Do dachste och alle zite das Gunthêres wip:
wie treit also hôhe vron Kriemhilt den lip?
nu ist doch unser eigen Stfrit der ir man:
er hat uns zu longo lûzel dienete getân.

Hier versällt Hr. von Hinberg ganz und gar in den altermodernsten Ton, so daß, wenn die Eigennamen nicht wären, bei Vorlesung der folgenden Verse gewiß der Hörer an alles Andere eher als an Nibelungenlied denken würde:

Darf Kriemhild' auch so hoch ihr Köpfechen tragen?

So dachte Brunhild' ohn' es laut zu sagen;

Seht ihr dies Fremds- und Bornehmthun so an?
Ist ihr Gemahl nicht unser Untertan?

Am fühlbarsten werden diese Uebelstände an den Stellen des herrlichen Gedichtes, welche, Hauptmomente des tragischen Geschehens, das durch die ganze Dichtung geht, darstellend, auch in jeder Uebersetzung, nach welchen Grundsätzen sie angelegt sein mag, noch immer den Stempel jener ursprünglichen Einfachheit und furchtbaren Größe tragen sollten, in welcher sich der erhabene Sinn des Ganzen in ruhigem Ernste abspiegelt, und welche sich mit dem Schöne-

ken neumontölicher Redeweise nun einmal durchaus nicht verträgt. Wenn wir bei Stiegfried's Tode lesen müssen, sein eigner Speer, „geschleudert vom Verräther“, sei „bis zum Sitze des Lebens in sein edles Herz hervorgebeugt“ — wie stimmen diese Redensarten zu der schmucklosen, absichtlich leichenbleichen Darstellung der Urchrift

Do der herre Stfrit ob dem brunnen tranc
er schâz in daz durch das erinze — ?

Und jene Stellen in der 23. Aventure, die in dem Abgrund einer Menschenseele schauen lassen, die den entsetzlichsten Contrast, der je in einer Dichtung ausgeprägt worden ist, in den eiskalten Schauer weniger Worte zusammenfassen:

Do si eines nachtes bi dem küneco lac,
mit armen umbevangen het er si, als er pfinc
die edelen frowen triuten; si was im so sin lip:
do gedâht ir vînde daz vil wâtliche wip.

Was ist daraus geworden in der Verschränkung eines neuen Sylbenmaßes und durch die Interpolation des sentimentalen Mondscheins?

Da er sie nun (der stille Mond nur wachte
Am Himmel) in den Arm der Liebe nahm
(Sie war sein and'res Ich), sich, da gedachte
Sie ihrer Freude mit verschwiegenem Gram.

Auch der Gesang der Wasserweiber und der versuchte Nord des Capellans in der 25. Aventure, Hagen's und Volker's Wache im 29. und 30. Gesang, und besonders Günther's, Hagen's und Kriemhild's Tod am Schlusse des Gedichtes könnten uns noch viele Belege zu dem Gesagten geben.

Bei dem offenbaren Fleiß, den der Herr Uebersetzer auf die Ausarbeitung verwandt hat, kann man es nur bedauern, daß er in der Form so ganz sehlgelassen hat. Daß er dabei weniger aus Mangel eignen Kräfte, als aus einer irrigen Condescendenz gegen ein wahrscheinlich noch seiner Meinung für eine möglichst alterthümliche Darstellung noch nicht empfängliches Publicum so verfahren sei, scheint aus der weit gelungenern Darstellung derjenigen Gesänge zu erhellen, wo sich Herr von Hinberg in den Schranken des Originalsylbenmaßes mit einiger Regulirung desselben für heutige Ohren gehalten hat. So finden wir die Schilderung Brunhild's im sechsten Gesange sehr gelungen und von der Einfachheit des Originals wenig entfernt:

Die schönste Maid beherrschte weit über'm Meer ein Reich;
In Kraft, vereint mit Schönheit, war wie ein Weib ihr gleich;
Dem, der sich stolzen Sinnes vermaß um sie zu frei'n,
Bot sie drei schwere Betten: sie warf den Speer und Stein,
Und sprang, sich hoch ausschwingend; und wer in solchem
Streit

Sie einmal nur besiegte, der war dem Tod geweiht.
So fanden viele Freier fürs Brautbett schon ihr Grab;
Den König aber schreckte dies harte Loos nicht ab;
Es war die Macht der Minne, die seinen Sinn bezwang,
So manchem edeln Helden zum künft'gen Untergang.
„Ich muß, ich muß versuchen an ihr!“, sprach er, „mein Heil!
Was acht' ich meines Lebens, wird sie mir nicht zu Theil?“

Möchte sich der Herr Uebersetzer entschließen, bei einer künftigen, dritten Auflage das ganze Gedicht in diesem

Zone umgearbeiten, er würde, so dem großen Publicum, von welchem freilich ein Studium des Altdeutschen, doch zur Lesung der Handschrift befähigen könnte, noch lange nicht zu erwarten ist, einen weit edlern Vorwurf von diesem unerschütterlichen Nationalgedichte verschaffen, als es in der Zwölfterform möglich war, welche ihn in eine Modernisirung des höchsten Theiles hineingeführt hat, die vielleicht nicht einmal in seiner Absicht lag und die unter seinem eignen Talente stehen geblieben zu sein scheint. 8.

Die wichtigsten Mängel des Gelehrtenschulwesens im Königreiche Sachsen, nebst Anträgen zu deren Verbesserung. Dem hohen Gesamtministerium des Königreichs, sowie den hohen versammelten Ständen des Vaterlandes zur geneigten Berücksichtigung ehrsüchtig dargelegt von Fr. Lindemann. Zitau, Birn und Nauwerck. 1834. 8. 9 Br.

Wer es anderswärts her noch nicht erfahren hat, wird aus dieser Schrift ersehen, daß der Stand der Gymnasiallehrer im Königreiche Sachsen ein vielfach bedrängter ist. Insbesondere hat die Mehrzahl derselben, namentlich die an den niederen Classen der Stadtymnasien arbeitenden mit Dürftigkeit zu kämpfen, indem die meisten derselben nicht über 800 Thlr. Einkommen haben, viele weit weniger. Ferner können die besser besoldeten Lehrer, d. h. solche, die mit wenigen Ausnahmen einen Gehalt von unter 500 Thlr. beziehen, sowie die Rectoren (ihre sämtlichen Einkünfte übersteigen selten die Summe von 600 Thlr., bei einigen wird diese Summe noch nicht erreicht) ihre dringendsten literarischen Bedürfnisse nicht befriedigen und müssen also hinter den Forderungen der Zeit zurückbleiben. Drittens ist die Zahl der Lehrer an den meisten Anstalten zu gering, indem es an vielen nur drei Lehrer für den gelehrten Unterricht und dazu noch einen halben, einen Cantor oder Singelehrer, gibt. Nach diesen Angaben, welche in der vorliegenden Schrift ausgeführt und hinlänglich belegt sind, ist also für die materiellen Interessen sehr äbel gesorgt und der Lehrer auf Nebenwerb angewiesen. Mag man nun immerhin von der Annehmlichkeit der Wissenschaft, von der Freude, sich mit lernbegierigen jungen Menschen umgeben zu sehen, von der Aussicht auf Dank und Erkenntlichkeit des zukünftigen Geschlechts, und was dergleichen schöne Ausdrücke mehr sind, viel sprechen, so bleibt doch nicht die Hauptsache, daß der Lehrer wie ein anderer angesehenes Staatsdiener leben muß, und zwar mit einem gewissen Anstande, um nicht von seinen Schülern oder deren Vätern und Angehörigen abhängig zu sein. Diese erste Bedingung eines bürgerlichen Wohlseins ist also zur Zeit bei der größten Anzahl der sächsischen Gymnasiallehrer unersättlich geblieben.

Eine andere Bedingung ist, daß man in seinem Wirkungskreise nicht durch unpraktische Maßregeln und Verfügungen gebunden ist. Herr Lindemann behauptet, daß alles geistliche Wirken der sächsischen Gymnasiallehrer durch das verderbliche Maturitätsgesetz vom 4. Jul. 1829 zerstückt werde, indem dies den Realien, d. h. der Mathematik, Geschichte und Physik, zu viel Gewalt einräume und die alten Sprachen, wenn auch nicht durch ausdrückliche Vorschriften, wol aber durch die Praxis sehr herabsetze. Der Verfasser will nun die genannten Wissenschaften ganz und gar nicht aus dem Kreise der Gymnasialobjecte verdrängt wissen, er verlangt vielmehr (S. 41 fg.) einen geordneten Lehrgang und Anstellung eines besondern Lehrers für dieselben, aber das Verhältnis, in welches sie in dem oben erwähnten Gesetze zu den alten Sprachen gesetzt sind, erscheint ihm widersinnig und zum offenbaren Nachtheil der letztern. Und

man braucht nicht Philolog zu sein, wie es der Verfasser mit allem Ehren ist, um sich noch der Lectüre des von ihm aus der Praxis angeführten Beispiels (S. 17 — 20) zu überzeugen, daß eine in der von ihm beschriebenen Weise angefertigte Thesenentwässerung nur das Princip der Langzeit und der Unschicklichkeit auf den Schulen begünstige und für den Staat gar keine Garantie biete, geschichte und gründlich gebildete Jünglinge auf den Gymnasien hervorgehen zu sehen, denen er einst mit Zuversicht die wichtigsten Aemter anvertrauen kann. „Da die von mir gerügten traurigen Erfolge nicht bemerkt sind“, sagt Hr. Lindemann hinzu, „da hat entweder ein besonders günstiges Geschick gewaltet, oder Behörden und Lehrer haben sich willkürlich, jedoch jedenfalls zum Wohle ihrer Anstalten, von den Bestimmungen des Gesetzes abgesehen erlaßt.“

Um seinen Antrag auf Abschaffung jenes Gesetzes gehörig zu motiviren, hat der Verf. selbst einen unmaßgeblichen Entwurf eines Maturitätsgesetzes für die Gymnasien des Königreichs Sachsen beigefügt (S. 58 — 68). Es ist aber nicht dem Zwecke dieser Blätter gemäß, denselben ausführlich zu prüfen; wir würden sonst bemerken, daß bei vielen guten Vorschlägen einzelne Forderungen doch wol zu hoch gestellt sind, z. B., daß der zu Prüfende im Lateinischen durchaus ohne grammatische Fehler (dagegen wäre gar nichts zu sagen) und mit „echt römischer Eleganz“ schreiben und sprechen soll. Ich halte wie es nach unserer Erfahrung nicht für passend, daß die Zeugnisse in lateinischer Sprache abgefaßt werden; ja, es ist sogar für die Charakteristik und für die spätere Laufbahn der jungen Menschen, namentlich bei Erlangung von Exequien oder andern Unterfügungen nützlich, wenn solche Zeugnisse in deutscher Sprache, wie es in Preußen geschieht, abgefaßt sind. Denn man kann in einem größern Staate nicht überall auf classisch gebildete Bürgermeister und Magistratsdirigenten rechnen.

Ueber die classische Philologie, die Herr Lindemann mit Recht als das Palladium der echten Gymnasialbildung bezeichnet, über ihr Verhältnis zur deutschen Sprache und andern Unterrichtsgegenständen ist an mehreren Stellen mit Einsicht gesprochen worden. Man hört überall den für seinen Beruf warm und innig fühlenden Schulmann. 14.

Literarische Notizen.

Leigh Hunt wird in London eine neue wöchentliche Zeitschrift: „Leigh Hunt's London Journal“, herausgeben.

Hon. G. D. Taglio, Verf. von „Spain in 1830“, wird angeündigt: „The channel islands, Jersey, Guernsey, Alderney etc.“, 2 Bde., mit Karten.

Seit dem 1. April erscheint in London in 12 monatlichen Lieferungen zu 5 Sch., eine „Encyclopaedia of geography, comprising a complete description of the earth, physical, statistical, civil, political, by Hugh Murray“. Ich bin sehr gespannt über seinen politischen Begreifen des Werks.

In Paris wird ein Herr Bouchalart drei Gedichte für die Cholera, den schwarzen Tod und die Pest in Reim herausgeben.

Hon. Stanislaus Julien erscheint: „Blanche et Bleue, ou les deux couleurs-bleues“, ein chinesischer Roman in einem Bande, der Schilderung chinesischer Sitten und Lebensweise zum Gegenstand hat. Von demselben Verf. werden „Cannes et livres de la Chine“ erwartet.

Hon. Paul de Kock ist ein neuer Roman: „La prison de Belleville“, in Paris erschienen.

Mrs Maria Edgeworth hat einen neuen dreibändigen Roman: „Helen“, herausgegeben. 31

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag,

Nr. 122.

2. Mai 1834.

Siber aus Griechenland und der Levante, von E. von Byern. Mit einem Vorworte vom Prof. Zeune. Berlin, Haude und Spener. 1833. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Nach Zeune's Vorwort diene der Verf. im Befreiungskrieg als Rittmeister in der russisch-deutschen Legion und ging später nach Griechenland, um dort dem aufstrebenden Volke seine Kräfte zu weihen.

Als Einleitung gibt Hr. von B. eine Schilderung des Peloponneses und dessen Bewohner, in welcher die schroffen Gegensätze und Abweichungen anschaulich gemacht werden, die dem Reisenden hier in einem so beschränkten Raum ausstoßen. Nebenbei spricht der Verf. den Wunsch aus, es möge dem jugendlichen König Otto gelingen zu vollenden, was Johann Kapodistrias die Märtyrerkrone (?) erworben habe, nämlich die Palingenesie des tiefversunkenen Volkes zu bewirken. Das wünscht gewiß Jeder; aber nicht Jeder wird die bittere Frucht des Eigensinnes, der Hartnarrigkeit und der knechtischen Hinnneigung zu einer nicht volksthümlichen Seite, welche Johann Kapodistrias fiel, eine Märtyrerkrone nennen. Dieser Mann erretete nur, was er säte und ward höchstens ein Märtyrer seiner Verblendung.

Nach dieser Einleitung schildert uns der Verf. die Philhellenen in Marseille, und gern wollen wir glauben, daß das Bild, welches er von denselben entwirft, im Allgemeinen ein sehr wahres ist. Wer weiß es nicht, daß die Freiheit ihre größten Schadenbringer in den Reihen ihrer sogenannten Vertheidiger hat! Wie anders stünde es um die Göttin und ihr Reich auf Erden, wenn mancher Arm sich nicht für sie mit Feder oder Schwert bewaffnet hätte! Legionen von Narren, Charlatans, Querköpfen und von bürgerlichen und moralischen Vaganten machen sich auf, das Heilige zu sich herab und das Erhabene wahrhaft in den Staub zu ziehen. Es mag ein hübscher Conflur gewesen sein, diese Philhellenenschar zu Marseille, und wir glauben es dem Verf. gern, daß sich die bessern Elemente darin nicht sehr behaglich gefühlt haben mögen. Hin und wieder dürfte jedoch wol auch die Schilderung etwas grau in Grau gemalt sein. So weicht z. B. das, was über den französischen Philhellenen Mignac gesagt wird, von andern Schilderungen desselben sehr ab; der Verf. selbst kann nicht unterlassen,

dessen große Tapferkeit zu rühmen. Sollte Gott, Hellas hätte unter seinen Hülfbringern lauter Mignac's an Bravour gesehen; sein blutiger Kampf wäre eher beendet, seine Achtung für die Bekommenen größer gewesen. Mag der Mann übrigens früher Fechtmeister oder was sonst gewesen sein, das ist sehr gleichgültig; wer, umringt von nur geopferten kräftigen Feinden, auf dem Schlachtfelde verhaucht, ist ein braver Krieger.

Was weiterhin über die Trennung unter den Philhellenen gesagt wird, wie sich nämlich die Franzosen, Polen und Italiener auf eine, die Deutschen u. A. auf die andere Seite gestellt und so eine Spaltung im Ganzen entstanden sei, dürfte gleichfalls seinen hinreichenden und zu entschuldigenden Grund in Verhältnissen haben, die hier nicht weiter zu entwickeln sind.

Gelegentlich gedenkt Hr. von B. auch des edeln, thätigen Griechenfreundes Snyard, den er in Genf besuchte. Warum aber bei aller Anerkennung diesem seltenen Beförderer einer guten Sache Eitelkeit als Hauptmotiv mit untergeschoben wird, sehen wir nicht ein. Erwiesen ist sie doch nicht, und der Anblick eines Reichthums, der es rechtlich mit der Sache der Freiheit meint und ihr große Opfer bringt, ist eine so erquickende und zu allen Zeiten seltene Erscheinung, daß man nur ungern ohne gebieterische Nothwendigkeit das schöne Bild sich trüben läßt.

Einen eignen Abschnitt widmet Hr. von B. dem General Normann. Das Capitel ist lesenswerth und gibt manchen interessanten Aufschluß; da uns jedoch noch viel Anderes zu erwähnen bleibt, so müssen wir uns hier bloß mit dieser Andeutung begnügen.

Die Aufnahme, welche die Philhellenen in Griechenland fanden, war nicht so, wie man sie selbst bei mäßigen Wünschen erwarten konnte. Eine bedeutende, reelle Hülfе brachte die zum Theil nichts weniger als kriegerische Schar nicht; die Zusammensetzung derselben und ihr Benehmen waren gleichfalls nicht geeignet, Vertrauen oder Achtung zu erwerben; woher sollte nun Beides bei Menschen kommen, die in ihrer Verwilderung nicht geeignet sein konnten, einen richtigen Maßstab anzulegen, und denen selbst der Gedanke an eine wirkliche Hülfе von Westen neu und überraschend sein mußte. Wir sprechen hier nämlich vom Volk im Allgemeinen, wie sich wol von selbst versteht. Der Verf. selbst bekräftigt das eben

Bemerkte an mehreren Stellen seines Buches durch Schilderungen einzelner Subjecte, die unter dem Vorwande mit herbeigekommen waren, Griechenland zur Freiheit behilflich sein zu wollen. Da erblickten wir allerdings merkwürdige Figuren, eine saubere Sammlung nichtswürdiger Heumtreiber, Chariotans und Vagabunden. Der sogenannte Leonidas, ein deutsch-französisches Zwitwergenwesen, das sich mit dem Namen des unsterblichen spartanischen Helden schmückte; ein deutscher Vagabund, Kohlermann, seines Zeichens ein Lambour, Gott weiß woher; der dänische Baron Friedel von Friedelsburg, ein verhungertes, großsprecherisches Aventureur; der sogenannte spanische Consul in Ternia; der Franzose Marri, später als Bekir-Aga in Aegypten bekannt, und so manches andere Subject ähnlicher Art beweisen hinreichend, welche Hefe das erwachende Hellas aus den abendlichen Ländern erhielt, und die natürlich nicht wenig dazu beitrug, durch ihr nichtswürdiges Benehmen einen Schatten auf die Bessern zu werfen, welche mit reinem Herzen gekommen waren, Blut und Leben einem unglücklichen Volke zu weihen.

Unterhaltend ist, was Hr. von B. von einem Menschen erzählt, den die gutmüthige Befangenheit der Bewohner einer süddeutschen Hauptstadt für einen taubstummen griechischen Prinzen hielt, ihn reich ausstattete und nach Hellas sendete, wo sich indeß schon unterwegs ergab, daß der angebliche Prinz vorläufig bloß ein Uhrmachergefelle aus der Schweiz war, dem die Gabe der Rede so wenig mangelte als andern Menschen. Wir theilen die kleine Erzählung dieses lächerlichen Vorfalls hier mit:

In der Hauptstadt eines süddeutschen Staats, dessen Bewohner sich von jeher in der Volkmeinung durch lebenswichtige Eigenschaften des Charakters, Sitteneinfalt und vaterländischen Sinn sowol als durch eine eigenthümliche Arglosigkeit ausgezeichnet haben, erregte um die Mitte des Jahres 1821 ein Judioismus die allgemeine Theilnahme durch ein ganz besonders unglückliches Geschick. Es war dies ein junger Mann in der Blüthe der Jahre, der von einigen Sendarmen an der Südgrenze des Landes in einem Zustande großer Hilflosigkeit angetroffen wurde und sich weder durch vorgefundene Papiere über Stand, Herkunft, Zweck und Ziel seiner Reise auszuweisen vermochte, noch eine der vielen an ihn gerichteten Fragen einer Antwort gewürdigt hatte und deshalb von jenen an die nächste Behörde abgeliefert worden war. Hier nun hatte man gleichfalls vergeblich geraume Zeit hindurch versucht, etwas von seinen Verhältnissen aus ihm herauszubringen. Alle Nachforschungen über die Grenzen des Landes hinaus hatten nicht die geringsten Resultate gegeben, und das Einzige, womit man sich endlich begnügen mußte, war die Ueberzeugung, der unglückliche sei taubstumm und, obgleich der Schriftsprache unkundig, doch nicht ohne alle die geistige Bildung, die sein physisches Gebrechen zuließ. Mit diesem mangelhaften Berichte lieferte man dem seltsamen Findling, über den die abenteuerlichsten Gerüchte schon vorausgegangen waren, in die Hauptstadt ab. Indem sich nun hier die wunderliche Meinung nach und nach festsetzte, die unsers Abenteurers zum Gegenstand der theilnehmendsten Aufmerksamkeit, selbst der Landesregierung machte, und bei seiner Geschicklichkeit, die schwierige Rolle eines Taubstummen bis ans Ende durchzuführen, war man bald darüber einig, der unglückliche sei ein Grieche, ja sogar ein griechischer Prinz, den die seltsamsten Schicksale auf deutschen Grund und Boden verschlagen hätten. Von diesen Schicksalen nun, die man wie die

ganze Begebenheit in den Schleiern des Geheimnisses möglichst zu verhalten bemüht war, ist meines Wissens nie etwas Sicheres ins Publicum gekommen. Man hielt sich an die Thatsache, über die man im Reinen zu sein glaubte, und erwiderte dem erlauchten Sprößling eines fürstlichen Geschlechtes alle seinem Range und seinem seltsamen Unglück gebührende Ehre. Als man seinen Wunsch gewahrte, ins frum Aeolienland zurückzukehren, sendete man ihn in Begleitung eines Stabsofficiers, auf das reichlichste versehen mit Geld, Kleidern und allem seinem Herkommen gebührenden Auszeichnungen, nach einem französischen Hafen, wo bereits ein Schiff zu seiner Aufnahme bereit lag. Und siehe da, die glückliche Aussicht, den classischen Boden berühmter Vorfahren bald wiederzubetreten und in die geliebtesten Arme der sehnsüchtig ihn erwartenden fürstlichen Eltern zurückzukehren, bewirkten hier ein beispielloses Wunder. Kann hatte man die hohe See gewonnen, so keilten Sprache und Gehör sich unerwartet ein, und der heilige Georg, der Schuttpatron seines vermeinten Vaterlandes, war galant genug, zum Dank für die einmüthige Bewilligung erwiesene Aufmerksamkeit ihm mit der Sprache seiner Gottfrunde zu begaben, in der er sich zwar ziemlich unbeholfen, jedoch recht deutlich vernehmen ließ. Zweifelte aber wollten behaupten, unser Held sei nicht mehr und nicht weniger gewesen als ein Uhrmachergefelle aus der Schweiz, der seinen Paß verloren gehabt und sich gern zu einer Rolle bequem habe, die ihm fast aufgedrungen wurde und in der es ihm so wohl ergangen war.

Die Schilderung, welche der Verf. von dem Kaiserthum, den Nachkommen der alten Spartaner, entwirft, ist nicht besonders rühmlich für deren Charakter. Zwar sind sie noch immer tapfer und kriegerisch; aber eine unangenehme Raubgier, die zur Befriedigung ihrer Begierde kein Mittel scheut, entstellt diese guten Eigenschaften nur zu sehr. Was Cultur und Sitte ist, wissen sie nicht. Gewissheit macht sie verhaft, bei den friedlicheren Bewohnern der Ebenen, und Fühllosigkeit gegen die Thranen des Unglücks vermehrt das Schrecken, welches vor ihnen hergeht. Da sie während des Freiheitskampfes vereint mit den andern Griechen des Peloponneses fochten, so ging es nicht füglich, daß sie dieselben wie sonst beraubten; indeß mußte ihnen Seeräuberei einfallen den dadurch erlittenen Schaden zu ersetzen, und an gelegentlichen Diebereien, die zuweilen mit Todschlag verbunden waren, setzte es auch an.

Während meines Aufenthalts in Kalamata — erzählt Hr. von B. — erließ der Gouverneur die Bekanntmachung, daß die türkische Flotte, sicher gemacht durch eine absichtliche Unthätigkeit der griechischen Seemacht (welche aus der Unabhängigkeit der hellenischen Machtthaber entsprang), im ägäischen Meer unsere fern des festen Landes Kreuze, und daß zur Beschützung der Stadt und des Hafens einige mainottische Schiffe einzulassen würden. Der Einbruch, den diese Unthätigkeit auf die Bürger machte, ließ es ungarisch, ob ihnen die bedrohliche Nähe des gefährdeten Landes oder der verheerenden Brande des unruhigen Freundes mehr Sorgen machte. Gewiß ist, daß ein Jeder an Waffen zusammentrat und in Stand setzte, was er irgend davon aufstehen konnte; daß Weiber und Kinder Kisten und wechsligend durch die Straßen liefen, und daß am folgenden Morgen, als die gefährdeten Städte einzulassen sollten, Schiffe, Böden und Gewölbe bis auf einige große 1000. Schüsse, die zu ihrer Aufnahme eingerichtet worden waren, fest verschlossen und verwahrt wurden. Der unersprochene Kaffeewirth indes, bei dem ich wohnte (in Griechenland gibt es weder Bettstättchen noch chambres garnies), ein alter versessener Kriegsmann, besaß seine kleine Boutique wie gewöhnlich, nur mit dem Unterschied, daß er und seine beiden rüstigen Söhne vor dem Hause bewaffnet, mit Pistolen und Dolchen im Gürtel, die Söhne

en. Die Häuptlinge und einige Offiziere der Kreuzgekommen kehrten auch sobald den Ostlichen und vergnügten sich Kaffee, Punsch und Bresspiel. Ich saß mit meinem Bedienten, einem hamburger Philibellen, Namens Heise, nicht an, unter sie zu mischen, und machte die Bekanntschaft eines laien, mit dem ich mich unterhalte, so gut es gehen wolle. Paar schöne Pistolen und ein mit Silber ausgelegter Dolch, 4 im Gürtel usw., schienen sich seines ganz besondern Beiz zu erfreuen. Er nahm darauf Gelegenheit, mich mit seiner und der Seinigen Selbsten gegen die Ungläubigen zu machen und lud mich ein, ihn in seiner Wohnung zu sehen. Ich folgte ihm in Begleitung meines Philibellen einem großen steinernen Gebäude, in welchem der geräumige Saal im Erdgeschosse ihn und einige fünfzig seiner Untergebenen beherbergte. Mehrere Lampen an den Wänden erleuchteten düchtig genug den ansehnlichen Raum, in welchem die rischen Söhne des Gebirges sich mit dem Reigen ihrer Tänze, mit Gesang und Spiel die Zeit vertrieben. Niemand ich durch unsern Eintritt in seiner Beschäftigung stören, wir nahmen unsern der Thüre auf einem Teppich Platz, und ein Diener des Capitains uns Pfeifen und Erfrischungen brachte. Heise hatte vergeblich versucht, mich von diesem Beiz zurückzuhalten, der ihm unbesonnen schien, war mir dennoch großmüthig gefolgt, als er sah, daß seine Vorkehrungen nicht fruchteten. Allerdings hatte ich genug von der Unacht und Gewissenlosigkeit jener Gebirgsräuber gehört, eine Bedenklichkeit zu rechtfertigen; allein meine damalige Unerfahrenheit und Lust zu Abenteuer ließ mich in diesem Augenblicke Alles vergessen.

Im eifrigen Gespräch mit meinem Gastfreunde bemerkte ich, daß ein mir zur Linken sitzender Rainotte sich mit Pistolen zu schossen machte, indem er eine derselben am spielend aus dem Gürtel zog und, das Schloß prüfend, das Gahn mehrmals spannte und wieder in Ruhe setzte. Dieser Schrei meines treuen Gefährten, der mit aufmerksam die jede seiner Bewegungen beobachtete und nun, mit er faßt ihm plötzlich an die Schulter fahrend, das Pistol in der andern Hand entzieh, brachte die ganze Gesellschaft zur Ruhe. Ich sah mich fest am Arme gepackt von einem der Räuber, dem Heise indes mit der Kolbe des Pistols Streich gegen den Kopf versetzt hatte, daß er zurücktaumelnd mir Zeit ließ, meinem Dolch zu ergreifen. Wir erkannten nun, da die ganze Begebenheit das Werk eines Augenblikes, gewandt und schnell die Thüre und durch diese die Thüre, auf der die Räuber es nicht wagten, uns zu verfolgen, dessen in der Dunkelheit der Nacht noch einige Schüsse den, die nicht trafen. Als wir in unserer Wohnung angekommen waren, erklärte mir Heise, warum das Pistol, das über auf mich abgedrückt, versagt hatte. Meine Waffen am Morgen desselben Tages gereinigt und die Pistolen: der Feuchtigkeit wegen etwas stark eingedickt worden, das Pulver auf der Pfanne sich nur schwer entzündete. Unser Wirth suchte und tobte wacker auf die räuberische Brut, erzählte uns mehr ihrer Frevel und verschloß und ließ: hinfort Thüre und Laden gleich seinen Mitbürgern. Ich Verkauf von drei Tagen verließen uns die unheimlichen Wälder, da die Nachricht einlief, daß die türkische Flotte unter dem Gurd genommen habe und daher für den Augenblick von ihr zu besorgen sei. Auf diese Weise endigte die Bekanntschaft mit den Wahnwollen, deren Nachsuche wie ich späterhin erfuhr, noch geraume Zeit verfolgte; ich indessen zu erreichen.

(Die Beschreibung folgt.)

Herschel über das Weltall.

Die hier folgenden sechs interessantesten, oft mit Staunen und in erschütternden Betrachtungen über das Weltall beruhenden aufdeckungen und Notizen von Sir John Herschel, der kürzlich

Europa verlassen, um sich nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung zu begeben, wo er gesonnen ist, drei Jahre seine Beobachtungen über die Doppelsterne und die Nebelsterne fortzusetzen. Die ostindische Compagnie hat ihm dazu eigens auf ihre Kosten eine Sternwarte unfern des Tafelbergs erbauen lassen. Er hat sich auf demselben Fahrzeuge eingeschifft, auf welchem sich auch Sir Benjamin Durrham, der neue Gouverneur von Cap, befindet. — Der Augenblick scheint gekommen zu sein, wo die Religion und die Wissenschaft, unsterbliche Schwwestern, sich zum erhabenen Bunde die Hände reichen werden. Je mehr sich das Feld des Wissens erweitert, desto mehr begünstigen dessen Resultate den religiösen Glauben, desto zahlreicher, desto unabweislicher werden die Beweise des Daseins einer schöpferischen, allmächtigen Intelligenz. Geologen, Mathematiker, Astronomen haben ihren Stein zum Tempel der Wissenschaft, der Gott selbst errichtet ist, beigebracht.

Man hat lange geglaubt, und der Ungebildete ist noch in dem Wahne, die Sterne seien unbeweglich. Das Teleskop lehrt uns, daß die meisten Gestirne sich wie unsere Erde bewegen, und daß wir, durch die allgemeine Bewegung fortgerissen, unversehens den Lauf der unzähligen Schar der Welten um die Achse des Universums wahrzunehmen. Sämmtliche leuchtende Körper des Firmamentes kennen und zählen, ist unsern beschränkten Kräften auf ewig unterzogen. Jede neue Verbesserung des Teleskops zeigt uns eine unzählige Menge unbekannter ferner Gestirne. Der Katalog von South und Herschel bezeichnet das σ des Orion als zwei verschiedene Sternreihen enthaltend, deren jede aus drei Sternen besteht; durch das neue Teleskop von Barlow betrachtet, erscheint uns dasselbe Sternbild gegenwärtig aus zwei vierfachen Reihen bestehend, zwischen denen sich zwei äußerst hell funkeltende Sterne befinden, die bisher allen Beobachtern entgangen waren. Das σ des Perseus, in demselben Katalog als doppelt bezeichnet, enthält sechs verschiedene Sterne. Sollte es Barlow gelungen, wie er hofft, sein Fernrohr noch 60mal zu verstärken, so werden wir wahrscheinlich statt sechs Sterne an die hundert entdecken, die uns jetzt wie ein einziger leuchtender Punkt am Himmel erscheinen. Demnach sind einige Sterne doppelt, sogar dreifach. Man hat bereits dreitausend Doppelsterne entdeckt, von denen die meisten sich in Kreisbahnen bewegen, deren Umlaufzeit zum Mindesten zweihundert von unsern Jahren erfordert.

Sterne, welche so weit von einander entfernt sind wie Uranus und unser Erdboden, nämlich sechshundert Millionen Meilen, müssen ihre Planeten, ihren Merkur, ihre Erde, ihren Jupiter, ihre Saturn haben. Sie sind nothwendigerweise die Mittelpunkte besonderer Systeme, die in unzähliger Menge das Firmament bevölkern. Werden diese Welten von intelligenten Wesen bewohnt, so schauert der menschliche Geist vor dem bloßen Gedanken dieser Myriaden von Welten und ihrer Bewohner zusammen.

Man wird wol nie ein sicheres Mittel finden, den Umfang des kleinsten Sternes zu messen. Ihre Dasein wird uns nur durch Lichtstrahlen dargeboten, welche vielleicht über tausend Jahre unterwegs waren, ehe sie zu uns kamen. Der Sirius verdichtet eine Lichtmasse, welche dem vereinigten Lichte von 14 Sonnen gleichkommt. Er ist für unsern Augen nur ein leuchtender Punkt. Angenommen, ein Astronom im Sirius beobachtet unsere Sonne mit einem Instrumente wie das unserige; da der beträchtlichste unserer Planeten ihm nicht den hundertsten Theil des Sonnenlichtes verdecken würde, so würde der Astronom im Sirius unser Dasein nicht einmal ahnen. Und wenn unser Erdboden aufhörte zu leben, so würde keine der 50 Welten, die wahrscheinlich der Sirius mit seinen Strahlen erreicht, wissen, daß wir je gewesen.

Alle diese unzähligen, herrlichen Weltssysteme, welche sich im unermesslichen Himmelsraume drängen, tragen das Zeichen ihres künftigen Untergangs. Folglich bestehen sie nicht durch ihre eigene Kraft, folglich sind sie das Werk eines Wesens außer ihnen, und dieses Wesen muß ewig sein und allmächtig. Schon

Hipparch bemerkte, daß ein hellfunkelnder Stern, den er beobachtet hatte, verschwunden war. Im Jahre 339 nach Chr. v. sah man am α des Biers einen neuen Stern erscheinen und funkeln, der im Jahre 1752 ertösch. Der Stern dritter Größe, den Antheles im Jahre 1660 im Kopfe des Schwanz antreffe, blieb eine Zeitlang unsichtbar, kam dann plötzlich wieder zum Vorschein; nachdem er hierauf während zwei Jahre abwechselnd heller und dunkler geschimmert, starb er und ward nicht mehr gesehen. Vergleicht man die Kataloge und Beobachtungen, so zeigt sich, daß viele früherhin beobachtete Sterne verschwunden sind. Herschel stellt dieses als eine unumstößliche Behauptung auf in den „Elementen der Sternkunde“, die er kürzlich in London herausgegeben; dieses Buch gehört zu den Werken, welche um den Preis von 8000 Pf. St. concurriren, die, dem Testamente des Herzogs von Bridgewater zufolge, unter diejenigen Personen vertheilt werden sollen, welche beauftragt sind, in speciellen Werken das Dasein Gottes durch physische und wissenschaftliche Beweise darzutun.

Es ist außer Zweifel, die Sterne sterben; folglich werden sie geboren; sie leben eine Reihe von Jahren hindurch und verschwinden auf immer. Auch unser System wird der Untergang erreichen. Das zerschredende Princip ist ein äußerst dünnes ätherisches Fluidum von ausströmender Art, welches im Laufe der Zeiten die Gestalt der Planeten modificiren und allmählig zerschredern muß. Descartes behauptete, es gebe keinen leeren Raum im Weltall; Newton's Berechnungen beruhen auf der entgegengesetzten Hypothese. Eine neue, höchst wichtige Entdeckung hat den Cartesischen Recht gegeben; indessen haben bei der außerordentlichen Dünne dieses Fluidums die Berechnungen des großen Briten nichts von ihrer Wichtigkeit verloren. Die Entdeckung, auf die wir anspielen, verdankt man dem sorgfältigen Beobachten des Kometen von Ende. Dieser Komet, welcher sich äußerst schnell in einer sehr excentrischen Bahn bewegt, vollendet seine Revolution innerhalb 1208 Tagen. Er erscheint am Himmel wie eine leichte schwebende Lichtwolke, wie ein Schleier, durch welchen die Sterne glänzen, ohne etwas von ihrem Glanze zu verlieren. Aber diese leichte Gekrümmte von leuchtendem Dufte nimmt einen ungeheuren Raum ein. Wenn wir annehmen, daß das ausströmende Fluidum, von welchem wir oben gesprochen, im Raume vorhanden ist, so muß sein Einfluß auf einen so geringen Widerstand leistenden Körper, von so schwachem Zusammenhang in seinen Bestandtheilen, nothwendigermode leicht wahrzunehmen sein. Die Resultate haben die Wahrheit dieser Hypothese bestätigt. Dieser Komet war im Jahre 1686 zum ersten Male beobachtet worden. Im Jahre 1795, 1805 und 1819 fand man ihn wieder am Himmel. Ende sagte voraus, daß er im Jahre 1822 abermals erscheinen würde; seine Prophezeiung traf ein. 1825 und 1828 sah man ihn gleichfalls. Jedemal hatte der Komet aber eine andere Stellung und Gestalt. Diese Variationen können allerdings dem wechselseitigen Anziehen der Planeten zum Theil zugeschrieben werden; indess ist die Wirkung dieser Ursache genau berechnet worden, und man ist zur Kenntniß eines der merkwürdigsten Phänomene, vielleicht des merkwürdigsten, gelangt, welches sich je am Himmel gezeigt hat. Seit der Epoche, wo der Komet von Ende zum ersten Male wahrgenommen worden, hat sich seine Kreisbahn beträchtlich verengt; er hat sich der Sonne genähert, und es läßt sich nicht bezweifeln, daß diese Verminderung seines Volumens der Einwirkung des Fluidums zuzuschreiben ist, von welchem oben die Rede war. Der Komet ist jetzt um zehn Tage weiter vorgedrückt, und wie weit auch der Augenblick seiner Zerkünderung noch entfernt sein mag, am Ende muß er von der Sonne verschlungen werden. In einem Zeitraume von 33 Jahren hat der Komet von Ende nur ein Tausendstel von seiner Schnelligkeit verloren; folglich, um ihm die Hälfte seiner jetzigen Stärke zu nehmen, bedarf es 7000 Umdrehungen desselben Kometen oder 33,000 Jahre. Es müßten Millionen und abermals Millionen Jahre vergehen, ehe die Verminderung der Schnelligkeit für un-

fern Erdglobus sichtbar und drohend wird. Ein Tag wird ihm, wo die Dauer unsers Jahres, der Lauf der Jahreszeiten eine Veränderung erleiden, und wie endlich zu einem vollkommenen Stillstand und zur Vernichtung verdammt sein werden.

So weit der englische Journalist im „Quarterly review“, dem wir bisher gefolgt, und welchem wir das Besagte, von auch nicht wörtlich, entlehnt. Ist die Hypothese, daß ein durch das Weltall verbreitetes Fluidum das Volumen der Planeten allmählig vermindere und folglich ihre Centrifugalkraft abnähme, gegründet? Lassen sich die Störungen, die im Laufe der Zeiten von Ende beobachtet worden, nicht auf eine andere Art erklären? Wir überlassen es den Männern vom Fach, und laßt über Aufschluß zu geben. Es möge hier nur eine Bemerkung stehen, die sich beim Durchlesen dieses so interessanten Aufsatzes aufgedrungen. Das wechselseitige Anziehen der Planeten, heißt es an einer Stelle, führt Störungen im System herbei, die, einzeln betrachtet, unerbittlich erscheinen, die aber im Laufe der Jahrhunderte wichtig werden. So vollenden sich die unnatürlichen Umdrehungen des Mondes heutzutage in einem kurzen Zeitraume als ehemals, wie dieses die Berechnung einer nach die Chalpäder von Babylon 781 v. Chr. v. Chr. beobachteten Mondfinsterniß darthut. Diese Störungen werden nicht innerhalb der Schwanken einer im Voraus berechneten Oscillation, die sie nicht überschreiten können. Wenn dem so ist, so widerlegt ja dieser Satz, unsern Behauptens, die Behauptung Herschel's, denn er gilt nothwendigermode für sämtliche Körper des Universums. Der Aufsatz schließt mit Betrachtungen über die Anordnung des Weltalls u. s. w., die uns der Mühselig würdig scheinen.

Alles hienieden sowol als am Himmel zeugt von hoher Weisheit und Borsorge. Unsere Erdkugel hätte ebenso groß als Jupiter und Saturnus sein können, ebenso unbedeutend als Polus und Ceres, ohne eine sichtbare Störung im Systeme zu veranlassen. Da aber die Schwerkraft der Angel von der Luft abhängt, so würde, im Falle unsere Erde so groß wie Jupiter gewesen wäre, der Saft der Bäume nicht aus der Erde heraus gedrückt sein, um in die Äste und Zweige zu schießen. In unserm Erdkörper vorhandenen Kräfte würden sich noch um Mittelpunkte gedrängt haben, statt sich auf der Oberfläche zu entwickeln. Es besteht ein wunderbares, oder mathematisch richtiges Verhältnis zwischen der Masse des Erdkörpers und im Entfallen einer Blume. Man vermehre die Schwerkraft des Globus nur um einige Grade und die Muskelkraft der Thier erschwert; unüberwindlich angezogen von einer zu mächtigen Angel, wird das Vieh so schwerfällig als der Elefant. Der Mensch kriecht auf der Erde und wird ein vierfüßiges Thier. Die Unmöglichkeit ist für seine Kungen zu dicht u. s. w. Man kann glauben, Gott habe bei der Schöpfung mit der einen Hand die Erde und mit der andern die Wesen, die sie bevölkern sollten, abgemessen.

Literarische Notizen.

Von Raoul-Rochette erschien: „Discours sur l'origine, le développement et le caractère des types imitatifs qui constituent l'art du christianisme“.

Amédée de Bass gab in 4 Bdn. heraus: „Les deux négats. Histoire contemporaine, suivie de la mort d'une Sterne“.

Vor kurzem erschien: „Un coeur de jeune fille. Confidence publiée p. Mich. Masson“.

Augustin Fabre's „Histoire de Provence“, auf 4 Bde. berechnet, wird in 20 Lieferungen, deren schon drei erschienen, jebe zu fünf Bogen ausgegeben.

er aus Griechenland und der Levante, von
E. von Byern.

(Fortsetzung aus Nr. 121.)

Den Aufenthalt der Philhellenen in Korinth schildert Verf. als ziemlich tragi-komisch. Getäuschte Erwahn, Mangel und Streben nach bequemem und angenehmen Verhältnissen bildeten einen seltsamen Contrast. Es war eine Freimaurerverbindung errichtet, als Tochterloge des Grand Orient de France ihre Thüren im Hause des Grafen Normann eröffnete und, zu ihrem Stuhlmeister ernennend, ihre Wirksamkeit, nicht selten, nur auf rein gesellige Zwecke beschränkte. dürftigen Mitteln, die demselben zu Gebot standen, waren die Freuden und Genüsse, die man erzielte, die Formen der alten ehrwürdigen Maçonnerie die besten zum Deckmantel, die den mehrtheils nachgriechen ein Greuel waren. Diese, die von dem Ansehen der verhassten Fremdlinge überdem keine hohen Begriffe hatten, schienen nicht abgeneigt, in der Bauern des Salomonischen Tempels Priester heidnischen Mythen zu ahnen.

Ein süddeutscher Oberkellner, der sich unter den Philhellenen vorfand, ward der Entrepreneur eines öffentlichen Saals, in dem es nicht an hölzernen Bänken, wohl aber an Speise gebrach. Der Credit des Leidensgefährten und dessen Namen wurde nämlich zu Anfang so stark und rücksichtslos in Anspruch genommen, daß der Arme sich nach einiger Zeit genöthigt sah, nur gegen baare Bezahlung seinen Platz und Kati (Wannwein aus Wein) zum Besen zu geben; das unfehlbarste Mittel, seinen Garten von Besuchern leer zu sehen. Er hielt es für gerathen, seinen speculativen Geist dem Vaterland zu erhalten, verbrannte seine Bänke, schloß den Saal und kehrte mit einem Landswanne, der die Anlage einer Holzsaufabrik im Peloponnes beabsichtigte, inßelbst avaritia bis Korinth keine Materialisten für seinen Betrieb, wie in den Griechen keine Empfänglichkeit für Ideen fand, an die Ufer des Neckars zurück.

Das noch traurigere Ende nahm die Speculation eines Italiensers, der nach italienischer Weise eine öffentliche Anstalt unter freiem Himmel errichten wollte. Er kaufte Kohlen, gebrauchten Hammelschneitthen, und Manuskripte, darunter den armen verhungerten

Philhellenen zu steh unter die Nase, als daß sie dem Triebe, darüber herzufallen, hätten widerstehen können. Unbarmherzig leerten sie die sämtlichen Tiegel, Töpfe und Bratböden des unglücklichsten aller Köche an den beiden ersten Tagen, ohne einen Para dafür zu entrichten, und bereits am dritten Tage waren die Fonds des Speculanten erschöpft und die Kochanstalt geschlossen.

Ein interessantes Capitel ist das, worin Hr. von B. die Lebensschicksale eines jungen Polen, Emil von J., erzählt, der einst unter Napoleon's Fahnen diente und, nachdem er am Nemen und in Spanien gefochten hatte, durch den Umschwung der Dinge in Frankreich und die Unbehaglichkeit einiger Familienverhältnisse in seinem Vaterlande zu dem Entschlus gebracht wurde, nach Amerika zu gehen; um für die Befreiung der spanischen Colonien zu sechten. Die wechselnden Schicksale dieses jungen Mannes sind höchst interessant und geben ein Bild von den wunderbaren Verschlingungen der Lebensgeschichte manches Einzelnen und zugleich eine Hinweisung auf die geheimnißvolle Führung des Lebens durch eine höhere Hand. Getäuscht und hintergangen an den Orten, wo er der ausbäumenden Freiheit seine Kräfte weihen wollte, begab sich Emil v. J. nach dem Vereinigten Staaten; schwere Prüfungen kamen hier über ihn; ohne den Beistand eines braven Stemannes wäre er verloren gewesen. Kaum gerettet, winkte die Heimat mit freundlichen Hoffnungen; er kehrte zurück, der Tod eines reichen Verwandten eröffnete ihm eine sorgenlose Zukunft. Da erhob sich das Jahrhundert gefesselte Griechenland; der edle Pole konnte dem Drange nicht widerstehen, seinen Degen auch hier der Sache der Freiheit zu weihen. Auf den Feldern von Arta ruht sein Scepter neben dem vieler Tapfern. Hellas befreiter Boden wurde das Grab des braven Kämpfers, des viel geprüften ritterlichen jungen Kriegers.

In einem Capitel: „Reminiscenzen aus Attika“, theilt der Verf. unter Andern auch Nachrichten über den Grund der verfehlten Unternehmungen gegen die Akropolis mit, und in einem folgenden: „Die Leichenseier“, findet man eine lebendige Schilderung des heroischen Standpunktes eines großen Theiles der Neugriechen, die bei ihren Kämpfen wol den Mund ebenso gut zu brauchen wissen wie einst die Helden des Homer, aber leider es häufig bei

dieser Nachahmung allein gelassen haben. Wir theilen folgende Stelle mit:

Die zum Sturm vereinigten Palikaren standen am Fuße der Akropolis, das Zeichen zum Angriff erwartend; die Strahlen des Halbmonds, der in seinem letzten Viertel stand, begannen bereits in der Morgenröthe zu erbleichen, als ein heftiges Gewitter, das, bis zum Jubel anwachsend, die allgemeine Stille unterbrach, auch unsere Blicke dem Weibenden Nachtgestirn zuwandte. Ein Nebelkreisen, in Gestalt eines Kreuzes, zog langsam und majestätisch von Osten her am Morgenhimmel herauf und breitete sich, legend und an Klang und Ausdehnung gewinnend, über jene verbleibende Symbol des Ostpostens. Tausend Häupter neigten sich bezeugend vor der willkommenen, heilversprechenden Erscheinung und „Mirakel“ erlud es aus dem Munde der gläubigen und andächtigen Versammlung, als plötzlich, noch ehe die ersten Strahlen der Sonne die Spigen der Propyläen vergolbeten, eine erdenerschütternde Explosion das längst erwartete donnersche Zeichen zur Vertheilung der Feste gab. Die Mine der Ägypter^{*)}, von einem Deutschen, Namens Herrmann, entzündet, hatte einen Theil der Vertheidigungswerke der Akropolis zerstört und eine breite und gangbare Breche zurückgelassen, in der es vor Allem galt sich festzusetzen. Nicht unvorbereitet empfingen die Feinde des Kreuzes die Stürmenden. Jene himmlische Erscheinung, deren ich erwähnt, hatte nicht so ganz unsere Blicke gefesselt, daß wir nicht, während die Aufmerksamkeit des großen Haufens ungeheilt darauf ruhte, hinter uns ein verächtliches Zeichen bemerkt hätten, das in Gestalt dreier glänzender, weislich leuchtender Kugeln emporstieg. Auch hatte sich kaum die Dampf- und Rauchwolke zertheilt, die in Folge der Explosion alle Gegenstände in einen undurchdringlichen Schleier hüllte, als von der Feste aus unzählige Pfeile, Fackeln, Leuchtkegel u. s. w. die Dämmerung zum Luge umschufen und ein Hagel von Spiegelgranaten, Bomben, geschmolzenem Zeug, Raketenkugeln u. s. w. die Hauptlinge des Julia Julia! und Ombrosa illenos! Kein Fuß der betroffenen Athener erhob sich, um die Fahne des Kreuzes an die Stelle des Halbmonds auf das Vertheilung zu pflanzen.

Als wollten sie allein mit ihrem Blute die Ehre des Landes behaupten und vor dem eignen Selbstgefühl sich rechtfertigen, so sah man vom Theater des Bacchus her ein anscheinbar Häuflein deutscher Pyläen die Höhe hinaufklimmen, die unbeweglich stehenden hellenischen Krieger durch Wort und That vergeblich zur Nachsicht ermunternd. Von dem sieben Jünglingen mußte einer nach dem andern mit seinem Blute das Mognis bezahlen, und als bereits jede Hoffnung eines günstigen Eindrucks ihrer Unerschrockenheit auf die entarteten Söhne der Palas Athene dahingeschwunden war, da tödtete noch eine verächtliche Kugel einen nach dem andern wie durch Wechselliebe gleich ansgewachsenen jungen Mann, Karl von Strahlendorf.

Gesunkenen Blutes bildeten die beschämten Hellenen eine Masse, durch welche die leidtragenden deutschen Brüder den Dahingegangenen auf ihren Schultern den Berg herabtrugen, und mehr als Ein Tage wurde es, indem es in die kalten, starren Füge rückte, die, noch vor wenigen Minuten von jugendlichem Feuer belet, ihnen nun als ein grauer, mahrender Vorwurf ihrer Jagdbastigkeit erscheinen mußten. Unwillkürlich schlossen sich erst Einige, dann Mehrere dem Trauerzuge an, und als derselbe endlich die Wohnung der Deutschen erreichte, wo die Häute des Freundes verweilen sollte, bis sie zu ihrer letzten Ruhestätte gebracht würde, da antworteten einmüthig die Cobosen und

*) Ägyptische Griechen hatten eine Mine unter den Befestigungen der Akropolis verlegt, die einen Thurm und einen bedeutenden Theil des Hauptwalls zertrümmerte. Der Feind versahen war so ungeschickt angelegt, daß sich kein Griech zu ihrem Entzündung verleben wollte, obgleich eine bedeutende Belohnung dafür aufgesetzt wurde.

Hauptlinge der griechischen Scharen, daß sie mit allen Hirtren von Athen die Ehre der letzten Begleitung erhalten sol.

Im Tempel des Theseus, seit Jahrhunderten zu griechischen Kapelle umgeschaffen, war das letzte Bett für den Dahingegangenen bereitet. Im einfachen, nach der Güte des Dahingegangenen Sorge tag den jugendliche Todte. Von seinem letzten Kameraden getragen, folgten zunächst in ihrer Begleitung die Priester der Feste. Die Eporen- und Hauptlinge in erster und feierlicher Haltung, mit brennenden Kerzen in den Händen, schlossen sich jenen an, und diesen folgten eine Menge von Palikaren, theils betend, theils ihre Reden nachmäßig in die Luft abfeuernd. Die erste Frier sollte ihm nach durch einen unerwarteten Umstand erhöht werden. Kam es fanden wir uns außerhalb der Ringmauern der Stadt, als wir durch den Thurm des Trauerzuge von Zeit zu Zeit die Kanonenkugel nachschauten und durch den Donner des Schusses eine Feierlichkeit erhöhten, die sie der bedeutenden Gunst wegen nicht ernstlich fördern konnten.

Einen merkwürdigen Gegenstand bilden nach der Beschreibung die Inseln zum griechischen Festlande in Bezug auf Kultur und Industrie. Beide sind auf jenem weit mehr vorgekommen als auf diesem, eine naturgemäße Folge des größern Reichthums derselben mit den Elementen der Civilisation. Leider zeigte sich aber hier der Charakter der Einwohner in mehreren Beziehungen noch ungünstiger als dort. Die bis zum Uebel wiederholte Bemerkung, daß die Entfahrungen der neueren vorhistorischen Zeit für so viele Große verloren sind, bekräftigt die Bef. auch in Bezug auf Griechenland. Kein Unglück, als Schicksal, keine neue Gestaltung vermochte dem Stolz in alten Familien geistlich zu machen; das andere Leben in einer andern Aera notwendig werden, und es uns Hr. von B. in seinem Buche von Kastanz, Kerk und Sohn, erzählt, kann als Beweis dienen.

Interessante Mittheilungen sind über den Achimediten Arsenius gegeben, einen Mann, der, obgleich betagelt, doch zu früh für sein erreichendes Alter zu schlief, das in ihm einen seiner edelsten Vorläufer wie Auch über Mantiis, sein Neusee- und sein Vertheilung erhalten wie einige Mittheilungen, und nicht mindere merkwürdig ist, was über Fabvier und die Kallias gebracht wird. Bravo und wieder, war Fabvier ein Mann des Glücks; ihn begünstigte die launenhafte Fortune mit ein eignes Misgeschick verfolgte alle seine Unternehmungen, und dieser Unstern, der an seinen Füssen hing und ihn unerbittlich in der öffentlichen Meinung sinken ließ, trieb ihn zuletzt, wie der Verf. bemerkt, zu dem Entschluß, sich freiwillig in dem belagerten Athen anzuschließen, wo der Feind seiner widerspenstigen und grimmigen Scharen durch die Umstände zu Kampf und Schicksal sich gezwungen sah, wozu Fabvier's Wunsch und Bemühungen die Lakatos früher nie hatte bringen können.

Was von den Bogaris und den Soldaten erzählt wird, gibt manches Licht über den zum Theil ungeschicklichen Gang mehrerer Ereignisse des berühmten Kampfes und die Vertheilung, welche der Verf. bei Gelegenheit einer Reise nach Smyrna von der griechischen Armee in Borthalten gibt, erinnert lebhaft an den Verlauf der Kämpfe über diesen Punkt.

(Der Verfasser folgt.)

Der Wegweiser zur wahren Wahrheit. Erstes Bändchen.
Leipzig, Widmar, 1833. St. 8. 20 Gr.

Alles beruht auf einem ursprünglichen Dualismus der Prinzipien, der auch auf seine Weise in eine Einheit sich auflösen will. Die Welt der Natur ist der Welt der Geister die ganze Welt, die ganze Natur, begriffen in sich überhaupt nur zwei verschiedene Gegenstände, nämlich Geist und Körper. Der Geist aller Geister wendet sich Gott, den Urheber aller körperlichen Dinge. Alles Wissen, Begreifen und Erkennen begründet sich einzig auf das Unterscheiden der sich entgegengesetzten Dinge. Gabe es nur Licht ohne Finsternis, oder nur Finsternis ohne Licht, so wüßten wir weder, was Licht, noch was Finsternis zu bedeuten hätten. Es gibt sechs Urbegegnungen, nämlich Wasser, Erde, Finsternis und Luft, Feuer, Licht. Erster drei sind letzteren drei in allen Eigenschaften völlig entgegengesetzt. Jedes dreifache Wesen kämpft gegen dieses dreifache Unwesen. Durch die Sprache (Etymologie) erhalten wir eine bedeutende Lebenshilfe zu diesen Grundphänomenen der Weisheit. Feuer ist heiß, denn Feuer ist ebenso der Erde entgegengesetzt wie Geist dem Körper. Im Körper ist alles Nüchtern, und er ist selbst ichtig. Beweis genug ist der Geist, als Gegenheil der Körperlichkeit, er und für sich selbst Alles. Das Fortdauern der Seele ist nicht anders als eine Wanderung aus dem beschränkten in ein verklärteres Leben, sowie unser stolzes Wesen bereits alle Stufen der Pflanz- und Thierwelt durchwandert hat. Zweifel in der Unsterblichkeit sind natürliche und unvermeidliche Folgen der unvollkommenen Lehre von der Unschätbarkeit Gottes und jener Welt; von der Bewundrung aller Geschöpfe, die hinter uns stehen, und endlich von der Erschaffung der Welt und aller Geschöpfe aus einem unvorstellbaren Nichts. Die unvernünftigste unter allen Religionen ist die, worin das Wesen Gottes, das Wesen, Wissen und Sehen der Welt selbst, für unsichtbar gehalten wird. Alle Welten haben ihr Urbild im Licht und Urkörper Mond (Mon, Mann, Mosen, Wesen, dies letztere der Hauptstamm), und die vernünftigste unter allen Religionen ist die, worin die Meisterwerke der Gottheit, Sonne und Mond, als die ersten Gottheiten verehrt und angebetet werden. Aus dem Feuer oder Jungstufte entsteht das Licht oder Kollidit, und aus diesem wieder jenes. Sobald wir völlig davon überzeugt sind, daß unser eigenes lebendiges, geistiges und feines Wesen unabhängig in etwas Anderem als in Luft, Feuer und Licht bestehen kann, so muß es sich von selbst ausweisen, was Sonne, Mond und Sterne sein müssen. Und dann wird auch mancher Irrthum in seine Richtigkeit zurückfallen, der in der Lehre von Sternensystemen u. s. w. ein Unwesen treibt, z. B. daß der Mond und die Planeten ein eigenes Licht haben, und die Sonne (die Leichtigkeit selbst) auf ihrem Wege ruhe, während der Erdboden (die Last aller Lasten) sich täglich um sich selbst wälze. Was die Bibel in ihrer morgenländischen Übersetzung von Welterschöpfung erzählt, dieses ist wirklich eine wahre Begebenheit, die aber im Laufe eines jeden Monats sich ereignet. Die ganze Geschichte Christi ist nur ein Bedacht auf den wahren Weltretter Mond. Christi Geburt, Lebenswandel, Tod, Auferstehung, Himmelfahrt u. s. w. trägt sich in den kurzen Zeitraum durch den Thierkreis jeden Monats vor unsern Augen zu. Die Bibel führt nichts anders im Sinn als die Geschichte, oder Geschichte des Welterschöpfers und dessen Einkörperung und Erschöpfung, Einscheidung und Auscheidung, Einbildung und Auslösung, Einladung und Ausladung der Götter und Böhren, Güter und Waaren, womit er über Mäher und Erde reiset, unterwegs Schiffbruch leidet, und mit Was und Rahen in der Mäher und Sie zu Grunde geht; und dann im Hermon und der Sonne sich befindet, um am jüngsten Tage der Jungstufte wieder von dem Tode, dem Mäher und Schütter sein, dem schwarzen Mäher und Nord, aufzustehen, der am letzten Tage nach dem Eintritt des Hermonabens mit seiner kranken Seele aus dem Grabe sich erhebt. Gott und Satan (Höllendämon und Hermon) sind mit einander vertraut, und Derwige, den die finstere Glaubenslehre bisher als einen Unhold

beschrieb, ist unser guter Gott, dem keine Dämon entgegen kann; denn alle Menschen sind dem Gottgötter vertheilt mit Licht und Geist, mit Fleisch und Blut, Fleisch, Blut, Geist und Blut. Die Offenbarung Johannes ist eine Mischung, Erklärung über Offenbarung der geheimnißvollen und schrecklichen Bibel. Der Dichter läßt den Hermon unter dem Namen Johannes erzählen, was der Hermon sagt: „Kun Kunde, daß auch selbst die Offenbarung durch Schriftsteller u. s. w. manche Bestimmung erhalten, z. B. E. 21, B. 28 sind die Worte: „noch des Hermon“, entweder als drei von einem Andern hinzugeschoben, oder es muß heißen: noch einer beachte. Eine Schrift verändern, verbessern oder veränderten wollen, ohne den wahren Sinn davon zu kennen, ist unverzeihlich, und bei keiner Schrift so sehr, als bei der Bibelschrift. Dem Urtheil aller Weltgelehrten zufolge müssen die Menschen in der Auffassung allmählig freier und wieder fallen. Sobald der höchste für sie bestimmte Grad der Aufklärung erreicht ist, geht's wieder bergab bis zum tiefen Abgrund der Finsternis. Die Weisheit hat ihr Ziel erreicht und die Schwärze muß beginnen, diese Schwärze, womit Europa noch so sehr verdunkelt ist, haben wir Frauen geriet unter den Namen der blinden Glaubenslehre. Ihr Zweck ist: alles höhere Wissen des Menschen zu rauben und sie mit offenen Augen blind zu machen. Laßt uns daher müthig die Augen aufheben, um zu sehen und zu erkennen, was in der Bibel zu sehen und zu erkennen ist; den Predigten erlauben wir uns das finstere Glaubens und dunkeln Evangeliums die wirkliche gute, frohe, heilige Botschaft von der Kanzel allmählig und behutsam dem gemeinen Volke zu verkünden. Dann werden sie mit Neugier auf zahlreiche Zuhörer Anspruch machen können und sie auch gewiß erhalten. Nach der reinen und heiligen Wahrheit haben wir ernstlich geforscht; glücklich haben wir sie gefunden, und pflanzmäßig theilen wir sie zum Licht und Heil der Menschheit mit. Aber unglücklich genug ist, dieses unschätzbare Geschenk des Himmels nicht annehmen zu wollen, den Thoren wir uns demütigen in seiner Schenke des Lichts. Und sollte Einer oder der Andere unmenschlich genug sein, das Glück seines Mitmenschen nicht vergönnen oder unsere Beweisgründe widerlegen zu wollen, der müßte doch vor allen Dingen erst die Grundphänomene umhelfen, worauf alle unsere Beweise und Zeugnisse sich stützen; er müßte nämlich einleuchtend beweisen, daß besagte Dreifachigkeiten sich nicht wirklich einander entgegengesetzt seien. Berman er dies nicht, so kann er auch die Kluge sparen, als Widersacher aufzutreten, wenn er in den Augen eines jeden vernünftigen Menschen sich nicht lächerlich und als einen Feind der heiligen Wahrheit und menschlichen Gerechtigkeit darstellen will.

Dies ist der Inhalt der vorstehenden Schrift, fast durchaus mit des Verf. eignen Worten wiedergegeben. Einer Beurtheilung bedarf es nicht, sie richtet sich selbst. Aber lernen läßt sich manches daraus, namentlich auch über die Gefahren eines Strebens, das mittels der Wissenschaft, in welcher sie den Punkt für Archimedes's Hebel gefunden zu haben wähnt, einen tiefen esoterischen Gehalt der Offenbarung begründet will.

Essai historique et archéologique sur la reliure des livres et sur l'état de la librairie chez les anciens. Avec planches. Par Gabr. Paignot. Paris 1834.

Seitdem Ober in seinem „Bibliograph. Lexikon“ Paignot's bibliographische Schriften angeführt hat, ist die Zahl derselben um ein Bedeutendes vermehrt worden. Paignot ist gewiß der thätigste Bibliograph in Frankreich, wenigstens derjenige, der die meisten Schriften herausgibt, was um so mehr zu verwundern ist, da er in der Provinzialstadt Dijon wohnt. Derselbst gab er heraus: die zweite Auflage seines „Manuel du bibliophile“ (2 Bände); „Amusemens philologiques“ (1824); „Recherches historiques sur les danses des maris“ (1826); „Documents authentiques sur les dépenses de Louis XIV. en bibli-

mons, chateaux etc." (1827); „Recherches sur la personne de Jéou-Christ" (1829); „Choix des testaments anciens et modernes" (1829, 2 Bände); „De l'ancienne bibliothèque des ducs de Bourgogne de la dernière race" (1830); „Essai historique sur la liberté d'écrire chez les anciens" (Paris 1832); „L'illustre Jacquemart de Dijon" (1832); „Notice sur XIII grandes miniatures ou tableaux en couleur" (1832); „Histoire morale, civile, politique et littéraire du charivari" (Paris 1833). Zu diesen und einigen andern Schriften, die zum Theile bei der beschränkten Lage des Verf. freilich etwas mangelhaft angefallen sind, gefüllt sich nun ein ebenfalls mangelhafter „Versuch über das Einbinden der Bücher bei den Alten und über ihren Buchhandel". Man bemerkt hier sogleich, daß der Verf. sich manche Forschungen hätte ersparen können, wenn ihm ein Duzend deutscher gelehrter Abhandlungen oder Aufsätze über diesen Gegenstand bekannt gewesen wäre. Nur bei der Rubrik: „Dinte der Alten", führt er einige alte Dissertationen an. Er beginnt mit dem Einbände und geht von da zu den Ständen über, welche aufs Einbinden und Verkaufen der Bücher bei den Römern Bezug hatten. Der Ordnung halber hätte der Verf. mit dem Buchhandel anfangen und von demselben zu dem Buchbinden übergehen sollen. Ueberhaupt mangelt dieser Abhandlung eine logische, lichtvolle Eintheilung. P. erdortet vier Stellen aus Catull, Ovid, Horaz und Martial, um zu zeigen, wie das Kupfer oder Material der Bücher bei den Alten oder eigentlich bei den Römern (dann von den Griechen und Ägyptern spricht P. nicht) beschaffen war. Dann kommt er wieder aufs Verfahren des Buchbindens in Rom zurück. Aus einer classischen Stelle erhellt, daß die römischen Buchhändler die Bücher, die in Rom keinen Absatz fanden, in die Provinz schickten, sozst Gallien, Italien und andere Provinzen mit schlechten Schriften überschwemmt wurden, wobei P. bemerkt, daß dies auch jetzt noch die Gewohnheit der pariser Buchhändler sei. Der Verf. lehrt dann den Unterschied zwischen codices, libelli, pagillares et tabulæ cereae, beschreibt die Anordnung einer Bibliothek bei den Alten und gibt Nachricht über ihre Schreibmaterialien, als Rohr, Federmesser, Dinte und Styl. Vom Papier und Pergamente hat er schon früher gehandelt. Zwei Kupfer sind beigelegt, um das Kupfer der Schreibrollen anschaulich darzustellen. Er verspricht, die Geschichte der Buchbinderei in einer andern Abhandlung vom 5. oder 6. Jahrhunderte, da diese Kunst bedeutende Veränderung erlitt, bis zum 15. oder 16. fortzusetzen. Zum Beweise, daß diese Geschichte interessant werden kann, führt er einige Sätze daraus an; z. B. im 9. und 10. Jahrhunderte verlangten und erhielten mehre Köpfer des Jagobrecht, bloß damit sie, wie sie in ihren Witzschriften sagten, im Stände wären, sich Päpste wilder Thiere zu verschaffen zum Einbinden ihrer Bücher. Und 16. Jahrhundert mußte der Einbinder an der Rechnungskammer (zu Dijon wahrscheinlich) eidl.ich bezwahren, daß er weder lesen noch schreiben könne. Im entgegengezetzen Falle würde man ihm keine Ketten einzubinden geben haben. Peignot ist bei seiner Arbeit leidet etwas lächlich zu Werke gegangen. Die Manches hätte er hinzuzufügen können, wenn er den Fund griechischer Rollen in den Trümmern von Herculaneum und Pompeji genau beschrieben hätte! 67.

Ueber die Sicherung des Eigenthums der dramatischen Schriftsteller in Deutschland.

Unser in Nr. 272 d. Bl. f. 1833 geheimer Vorschlag hat bei Vielen der Betheiligten den selbstbesten Anstoß gefunden. Ein kleiner Verein von Schriftstellern und Rechtsgelehrten in Berlin hat nach Untersuchung des Gegenstandes und Feststellung der dabei zur Sprache kommenden Hauptgesichtspunkte eine Vorstellung an die hohe deutsche Bundesversammlung verabreicht und entworfen, welche denn auch schon jetzt vor der Bekanntmachung mit Unterschriften reichlich versehen ist. Unter diesen kann namentlich die des General-Musikdirectors Ritter

Spontini genannt werden, welcher darüber den Reich deutscher Schriftsteller eine um so lobenswerthere Aertzung zu widmet hat, als er selbst durch Privilegien gegen den Mißbrauch seiner Werke hinreichend geschützt ist, mitßin einen Gewinn zu Gunsten des neuen Vaterlandes an den Tag legt, bei dem manchen eingebornen Dichter vielleicht vergebens gesucht werden dürfte.

Wög' es einer so wohlthätigen Unternehmung auch in andern Deutschland nicht an Theilnahme fehlen, und die sich derselben recht bald die Stiefkinder Apoll's, die armen deutschen Theaterdichter, erfreuen!!)

*) Ein Exemplar der im obigen Kuffage erwähnten Vertheilung an die hohe deutsche Bundesversammlung ist in der Buchhandlung S. K. Brockhaus in Leipzig zur Einsicht und Unterschrift dem niedergelegt, die sich für diese Angelegenheit interessieren. S. 214

Literarische Anzeige.

Bericht über die Verlagsunternehmungen für 1834 von S. K. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Werke werden bestimmt im Laufe des Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewiß.

(Fortsetzung aus Nr. 112.)

- *15. **Moss (Georg Friedrich)**, Encyclopädie der medicinisch-chirurgischen Praxis, mit Einschluss der Geburtshülfe und der Augenheilkunde. Nach den besten Quellen und nach eigener Erfahrung im Verein mit mehreren praktischen Aerzten und Wundärzten bearbeitet und herausgegeben. In zwei Bänden oder acht Heften. Fünftes (zweiten Bandes erstes) Heft und folgende Gr. 8. Jedes Heft von 12—14 Bogen auf gutem Druckpapier in Subscriptionspreis 20 Gr.
Der erste Band (letztes bis viertes Heft, 1833), 54 Bogen, in Kisteln Abactatio — Hystericalia und die Einleitung enthalten, kostet 8 Thlr. 8 Gr.
- *16. **Kaumer (Friedrich von)**, Geschichte Europas seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts. In sechs Bänden. Viertes Band. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.
Der erste bis dritte Band (1828—32) kosten im Subscriptionspreise auf gutem Druckpapier 9 Thlr. 18 Gr., auf schönem Velinpapier 19 Thlr. 12 Gr.
- 17. **Schmid (Reinhold)**, Die Gesetze der Jagdsport. In der Ursprache mit Uebersetzung und Erläuterungen Zweiter Theil. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.
Der erste Theil, den Text mit Uebersetzung enthalten, kostet 2 Thlr. 6 Gr.
- 18. **Spallpore's Wochenschrift**. Herausgegeben und mit Illustrationen begleitet von Ludwig A. v. C. Dritter Band. Gr. 8. Auf feinem Druckpapier.
Der erste und zweite Band (1828—29) kosten 5 Thlr. 6 Gr.
- *19. **Historisches Taschenbuch**. Herausgegeben von Friedrich von Kaumer. Sechster Jahrgang. Mit einem Bildnisse. Gr. 12. Auf feinem Druckpapier. Cart.
Jeder der ersten drei Jahrgänge kostet 2 Thlr., der vierte 1 Thlr. 16 Gr., der fünfte 2 Thlr.
- *20. **Thiele (J. M.)**, Leben und Werke des deutschen Bildhauers Bertel Thorwaldsen. In zwei Theilen. Mit 160 Kupfertafeln. Zweiter Theil. Gross Folio. Auf dem feinsten Velinpapier. Cart.
Der erste Theil, mit 80 Kupfertafeln und einem Textbuche, ist auf Kupfertafeln in zwei Bänden sauber cart. (1828), kostet 20 Thlr.
- *21. **Urania**. Taschenbuch auf das Jahr 1835. Mit 16 Bildnisse Regnér's und sechs Stahlstichen. 16. Auf feinem Velinpapier. Gr. 8. mit Goldschnitt. 2 Thlr.
Alle früheren Jahrgänge bis 1829 sind vergriffen; der Jahrgang 1830 kostet 2 Thlr. 6 Gr., 1831, 1832 und 1833 jeber 2 Thlr.
- *22. **Wachsmann (G. von)**, Erzählungen und Novellen. Fünftes und sechstes Bändchen. 8. Auf feinem Druckpapier. Erstes und zweites Bändchen (1833) kosten 5 Thlr. 12 Gr., drittes und viertes Bändchen (1832) ebenfalls 5 Thlr. 12 Gr.
(Die Fortsetzung folgt.)

aus Griechenland und der Levante, von
E. von Byern.

(Bechluss aus Nr. 122.)

in den lehrreichsten Capiteln des ganzen Buches ge-
der Abschnitt: „Ueber das griechische Volk“. Die Ver-
nheit unter demselben selbst in kleinen Distanzen und
mehr auf den Inseln ist so groß, daß, wie Hr. v. B.
in Menschenalter dazu gehöret würde, alle die Ab-
ungen in Sitten, Gebräuchen und Ansichten nur ei-
nassen kennen zu lernen. Nur drei Dinge sind es,
die so vielfach getrennten Elemente zusammenhal-
nd stark genug waren, selbst in der Nacht einer so
Unterdrückung das Ganze als Nation in Einheit
alten. Es sind dies das Gefühl, der Stolz der
nung, die Sprache und die Religion. Wie ist aber
diese Religion der Liebe und der sittlichen Erbe-
so entstellt und in leeres Formen- und Ceremo-
n verkehrt! Wo hat diese Ausartung selbst mit dazu
agen, einer neuen Civilisation schwer zu überstei-
Dämme entgegenzustellen! Die unglückliche, tiefge-
te Neigung der Griechen, überall Wunder und über-
liche Erscheinungen zu sehen, ist eine der schlimmsten
anen jeder höhern Geistesbildung unter ihnen. Ihr
her Widerwille gegen alles Fremde wird dadurch
m Argwohn gesteigert; und doch ist es das Ausland
welches ihnen eine höhere Civilisation bringen kann.
nicht genug, daß Argwohn und Widerwille sie un-
blisch macht gegen den höhern Standpunkt der Cul-
derer Völker, so wissen auch noch ihre fanatischen
r dies Gefühl bis zur entschiedensten Verachtung
ern. Indem sie den engherzigsten, lächerlichsten,
triegen eigenthümlichen Dünkel durch das stolze
zu nähren bemüht sind, daß nur die morgenlän-
Kirche, mit Ausschluß aller übrigen, den reinen
des Evangeliums bewahrt habe, lehren sie ihnen
alle Anhänger anderer Confessionen als Abtrün-
ner Verblendete betrachten. Unbekannt mit der Ge-
der christlichen Kirche, wissen sie dennoch recht gut,
r römische Bischof in früheren Zeiten wenig mehr
s ein Unterthan ihres großen Monarchen, und haf-
als Usurpator und mit ihm alle Katholiken als
rr und Abtrünnige unveröhnlich. Die Protestanten
nen nur deshalb erträglich, weil sie gleich ihnen die

Autorität des römischen Priesters verwerfen; indessen sind
sie ihnen höchstens als Verblendete ein Gegenstand des
Mitleids, und wie möchten sie geneigt sein, von Menschen
zu lernen, die sie verachten oder behauern.

Weiterhin theilt der Verf. seine Beobachtungen über
das häusliche Leben der Griechen in Morea und Attika
mit, soweit jene Zeit der Aufregung und des Kampfes
ihm dies ins Auge zu fassen gestattete, und wir hören
hier, daß der Mann in seinem Hause der vollkommen
unumschränkte Gebieter ist und der Gattin selten nur eine
berathende Stimme bleibt. Auch entscheidet er allein und
dictatorisch, ohne Berücksichtigung individueller Neigungen
und Anlagen, über die Zukunft, den Stand und die Hei-
rathen der Kinder, und nur die Mutter oder Großmutter
des Hausherrn vermag einigen Einfluß auf seine Be-
schlüsse zu üben. Es ist dies ein Ueberbleibsel der alten
patriarchalischen Familienverhältnisse dieses in so vielfacher
Beziehung dem Orient verwandten Volkes, wo dem Alter
eine unbedingte Verehrung gezollt wird. Der Patriarch ist
es aus diesem Grunde erlaubt, ihre Stimme auch im
Männerkreise zu erheben, und sie gebraucht oder miß-
braucht vielmehr dieses Recht auf eine so rückwärtslose
Weise, um sich gewissermaßen für das lange Schwelgen
ihrer früheren Jahre zu entschädigen, daß man über die
Geduld des feurigen Hellenen, diesen eifernden und keifen-
den alten Weibern gegenüber, erstaunen muß. So vieler
Freiheit der Knabe und Jüngling, dem der Schicksal
meist ganz fremd bleibt, sich erfreut, so eingeschoben und
beschränkt lebt die Jungfrau bis zu der Zeit, wo sie das
väterliche Haus verläßt, um einem Gatten zu folgen, den
sie oft am Altar zum ersten Mal erblickt. Hat der Hellen
seine Berufsarbeiten vollendet, so eilt er nach dem Kaffee-
hause, wo ein ernstes Gespräch oder ein Weisgespräch die Zeit
ausfüllt, während die lange orientalische Pfeife unange-
setzt im Brand erhalten wird und die Kaffeeschale nicht
leer werden darf. Ist es ein schöner Tag, so geht er
vielleicht einige Stunden auf die Jagd, die der Moreote
leidenschaftlich liebt und nicht ohne Geschicklichkeit ausübt.
Während dessen waltet die Gattin im Hause, das sie
überhaupt nur selten verläßt. Die Griechinnen sind meist
gute Wirtheinnen und müssen es in einem Lande sein,
wo sie genöthigt sind, fast alle Naturerzeugnisse, die zur
Nahrung und Bekleidung verwendet werden, selbst zu

pflanzen, zu gewinnen und zu bereiten. Unsere Ansprüche an Ordnung, Keuschheit oder gar Eleganz darf man freilich auf keine Weise mit zu diesen einfachen Menschen hinübernehmen, ohne sich arg getäuscht zu sehen, vielmehr darf man, namentlich in Korea, immer auf etwas Schmutz und zahlreiches Ungeziefer, das hier wirklich unverfügbar scheint, rechnen. Der Grieche ist gastfrei, allein auf seine Weise. Er gibt, was er hat, und dies ist freilich nicht viel. Ein Keller mit eingesalzener Oliven und ein Glas Wein gilt schon für einen trefflichen Imbiß. Wer diesen Naturmenschen gegenüber europäische Complimente und eine gesuchte Höflichkeit geltend machen wollte, würde durch seinen Besuch leicht Argwohn erwecken und jedenfalls hungrig und durstig entlassen werden. Auf jeden Fall wird man besser thun, die Weiber in der Familie ganz zu übersehen, als ihnen zu viele Aufmerksamkeit zu schenken, weil der Grieche leicht zur Eifersucht gereizt wird und dann den Dösch so gut wie jeder andere Orientale zu brauchen versteht. Dies wird in Korea, wo die Weiber meistens häßlich sind, nicht schwer werden; in Athen jedoch, wo man des Seehandels wegen mit den Franken mehr in Berührung kommt, wird von solchen Annäherungen weniger Aufhebens gemacht. Was endlich die geselligen Freuden der Hellenen anbetrifft, so können diese natürlich in einem Lande nicht wohl gedeihen, das so unendlich viel gelitten und durch die fortgehenden Kriege und Parteidämpfe den Sinn für häuslichen Frieden und Gastlichkeit fast verloren hat. Ihre Geselligkeit beschränkt sich daher auch meist auf den Familienkreis, allerdings in einem oft sehr ausgedehnten Sinne, indem auch die entferntesten Seitenglieder mit hinzugezogen werden. Von Bällen und Assemblies, an denen beide Geschlechter ohne Unterschied Theil nehmen dürfen, kann hier natürlich noch nicht die Rede sein, und der Versuch, diese Vergnügungen bei den Griechen einzuführen, hat gegen einen bekannten ausgezeichneten Mann bei dem eifersüchtigen, argwöhnischen Charakter der Hellenen ein so entschiedenes Mißtrauen erregt, daß sie sich zum Theil aus diesem Grunde seiner Rückkehr nach Hellas auf eine sehr bestimmte Weise widersetzten. Niemals verlegt man ungekraft die Sitten eines Volks, und es ist ein schlechtes Mittel, sich Diejenigen günstig zu stimmen, welche man zu gewissen Wünschen, wenn man ihnen Gebräuche und Gewohnheiten aufdringen und sie gewaltsam in einen gesellschaftlichen Zustand bringen will, für den sie keinen Sinn haben.

Den Schluß des Werks bilden in der zweiten Abtheilung Mittheilungen über das Leben und die Sitten in Alexandria und Smyrna. Sehr würden wir auch hierüber noch Mehres mittheilen, gestattete uns dies der bereits in Anspruch genommene Raum. Wir bemerken daher nur, daß nach des Verf. Beobachtungen ein großer Theil der in der Levante sich aufhaltenden Europäer aus einem Gemisch von Glücksrittern, Beutelschneidern, Bankrottirern und Vagabunden besteht, die aus den verschiedensten Ländern jenen Gegenden zufließen, um da ihr Glück zu machen, freilich aber keineswegs dazu

beitragen, dem Collectionnamen Franken ein gutes Relief zu geben.

Was schließlich der Verf. über das reguläre türkische Militair berichtet, mag hier noch Platz finden. „Es standen in Smyrna sechs Bataillone der neu errichteten, ungleichmäßig eingelebten Truppen. Die Bekleidung dieser Soldaten ist zu warm, zu unbequem, zu schwerfällig und keineswegs für das Klima geeignet; die Kopfbedeckung vor Allem ist ebenso widersinnig als garstig. Ihre Gewehre aus den Fabriken des Auslandes sind von sehr verschiedener Güte, jedoch, wie ich bemerkt habe, ohne Ausnahme mit ionischen Säbdlöchern. Ihre Uebungen sind nach den Exercierreglements von ganz Europa ohne strenge Auswahl zusammengelassen; indessen erlernen ihre Evolutionsen sowie manche technische Einrichtung an die französischen Exerciermeister. Die Disciplina ist streng und der Stock regiert gewaltig. Unter den Soldaten, zum großen Theil Kinder, habe ich etliche griechische und armenische Regimenter gesehen, unter den Offizieren in Smyrna keinen einzigen Ausländer. Ihr General war aus Konstantinopel und verstand, wie mir schien, den Stock am besten zu regieren. Die Soldaten werden gut besoldet und in ihren Casernen — massive Gebäude von großem Umfange — gemeinschaftlich betätigt. Diese Truppen, ein Gegenstand des Abscheus und der Besorgniß für die orthodoxen Moslemein, werden nie die Opfer belohnen, die der Sultan durch die verlorene Liebe und das Vertrauen aller Rechtgläubigen ihrer Errichtung gebracht hat. Sie sind bekanntlich freiwillig geworden; einen Zwang durfte selbst der lähne Mahmud nicht wagen, ohne Thron und Leben auf ein zu gewagtes Spiel zu setzen, und beslehen daher aus der Hefe des Volks. Ja, ich behaupte, man sieht es diesen Salgenphysiognomien an, mit welcher Lust sie bei erster Gelegenheit davonlaufen werden. Ihre Exerciermeister, mehrtheils französische Abenteuerer, Menschen, die einem vorübergehenden Wohlleben Religion und Ehr zum Opfer bringen, sind selbst für diese Laugenschiffe ein Gegenstand der Verachtung; sie würden dem Teufel selber dienen, wenn er sie anzuwerben und gut zu bezahlen Lust hätte.

55.

Mittheilungen aus der russischen Literatur.

Kestor Kukulnik, der Verf. eines mit großem Beifall aufgenommenen vaterländischen Schauspiels: „Gottes Land hat das Vaterland gerettet“, worin jene Zeit im Anfange des 17. Jahrhunderts dargestellt wird, da Rußland, nach innern Zerrüttungen fremdem Einfluß verfallen, durch die Anstrengungen heldenmüthiger Männer sich diesem kräftig entzweit und unabhängig wiederherstellt, hat jetzt einen Cyclus dramatischer Gedichte begonnen, die eine sie wärbigende Erwählung verdienen. Er nennt die Gedichte „dramatische Phantasien“ und verfaßt in einer Reihe poetischer Gemälde das innere Leben großer Dichter und Künstler darzustellen. Bereits ist von ihm „Torquato Tasso“ erschienen, eine eigenthümliche Bearbeitung des schon oft ergriffenen Dramas, im Leben und Ausgange dieses großen begifteten Sängers den zerschredenden Conflict der innern dichterischen Welt mit den äußern Beschäftigungen der äußern darzustellen. Kukulnik's „Torquato Tasso“ ist das trübe Erdenschein einer genialen Dichternatur; sein neuestes Gedicht dagegen, „Cu-

oft", stellt ein Bild auf, wozu auch Mittelmächtigkeit in Kunst dennoch führe, wenn äußere Organe sich günstig n. Diefem Gedicht soll ein anderes, „Gannazar“, und „Kosari“ folgen, jedes einen eigenthümlichen Gedanken reich. Was uns in diesen Bestrebungen besonders bemerklich erscheint, ist die neue Richtung, die durch sie die Originalliteratur erhält. Bis jetzt hat sie in Fertigkeiten der Dichtkunst das auswärtige Element nur durch jungen vorhandener Dichterwerke in sich aufgenommen; eigne Production suchten die russischen Dichter die Stoffe heimischen Zuständen, sei's daß sie diese in der Ferne der Gegenwart zu finden befreit waren. Kufolnik ist in der Geste (beim einige geringe, fast gänzlich mißgünstige Versuche der Art sind nicht zu rechnen), der die russische, jetzt schon zu einer großen Biegbarkeit herangekommene Kunst der Darstellung einer auswärtigen Welt und, es es sagen, mit Glück magt. Es ist nicht zu leugnen, auch in der russischen Literatur ein neuer Abschnitt sich; und daß diese in solcher allgemeinen, nicht mehr so zu los landmannschaftlichen Productivität außer der geübten Position auch durch innere Befreiheit eine euro- werden beginnt. Als weitere Ausföhrung unserer thren wie folgenden Auszug einer Scene aus P's „Giulio Rossi“ mit, die in einer russischen Zeitschrift erschien. Rossi arbeitet in der Bildergalerie hiesigen Grafen an der Copie eines Portraits Tasso's ist in folgende Lage aus:

Den ganzen Tag schon sit' ich hier und bilde
Ein Bild nur nach! und es gelingt mir nicht
Ein Bild nur nachzubilden, weiter nichts!
Ein Thor war ich, als ich die Kunst erwählte.
Schon dreißig Jahr und noch derselbe Sudler,
Ein namenloser, unbekannter Stämper!
Wie träumt' ich doch, die Feder nur zur Hand,
Und es erklingen mächtige Octaven;
Den Pinsel mir, und wunderbare Bilder
Erstehen schnell auf ausgepanntem Bienen,
Der Ruhm, der Reichthum bleiben immer aus!

z geträumten Erfolge sind Armuth und kaum gewähr-
ähren das Loos, das der Künstler erreicht, und er hat
igen darüber, von denen wir übrigens nur einen Theil
ergeben haben, nicht gedenkt, als Berrino, von dem
der Galerie begleitet, eintritt. Er bleibt, den Saal
itend, vor Tasso's Portrait stehen und den copirenden
nicht beachtend, spricht er:

Des Urbild dieses Bildes sah ich nicht,
Doch sicherlich ist's nicht getroffen.
Ein Dichtertraum ist dies Gesicht,
Darin liegt ein nicht'ges Suchen, Hoffen.
Wohl sieht man Kunst, wohl sieht man Fleiß,
Der Schatten richtig, gut das Licht,
Das Fleisch es lebt, der Blick ist heiß,
Doch ähnlich ist das Alles nicht!

Er erklaunt auf und fragt, wie er ein Portrait un-
nden könne, dessen Original er nicht gesehen, aber
die Frage überhörend, fährt fort:

Es ist ein Traum, ja ein gemalter Traum —
Ein Traum war's, der dem Künstler saß,
Was nicht ergriffen ist im Raum,
Wird nicht Object, ist geist'ger Schaum.

buldige Maler wirft seinen Pinsel weg, zwingt den
den Berrino zur Aufmerksamkeit und sagt ihm, daß
ein sehr ähnliches Portrait Tasso's sei. Da tritt
idgültig ergriffen zurück und bricht in die Worte aus:

Ja, Tasso ist's! des Ruhms Kranz,
Die Locken, die das Haupt umschweben,
Der Wahnwitz in der Augen Glanz,
Die Reime, die vom Munde beben,
Die sagen mir's! des Tasso Bild
Wer mag sein Dichter zu verkennen!

Die begeisterte Rede Berrino's, die wie zwar treu, aber nur
im Bruchstück geben, schon weil und die Reime nicht so leicht
aus der Feder fließen als Herrn Kufolnik, bringt ihn und Rossi
näher zu einander, und der Letztere erzählt seinen bisherigen
Lebenslauf, seine Mühen, seine Kämpfe mit dem Schicksal
und sein Unglück. Berrino fragt ihn kühl, wonach er eigentlich
so schuldlich trachte, worauf Rossi mit Feuer ausruft:

— — — den Ruhm, den Ruhm,
Ach, fremder Mann, den Ruhm verlangt das Herz,
Und wird den heißen Wunsch doch nie erlangen!
Ich fähr' es beutlich, wie ich's Licht erblicke!

Berrino laßt ihn aus, stellt ihm die Nichtigkeit seines Wun-
sches dar, der sogar in seiner Festigkeit beurkunde, daß nicht
einmal die wahre, uneigennütige Liebe zur Kunst ihn durchglöhe,
und ertheilt ihm zuletzt den Rath, statt der himmlischen Muse
eine irdische zu lieben. Wenn ihn neun solcher Muse nicht er-
hören sollten, thäte es doch die zehnte oder die zwanzigste, wor-
auf Rossi wehmüthig für sich sagt:

Wie fürchtbar er mich zu vernichten strebt —
Nein, nie! ich lebe nur der Kunst,
Mag ich ihr lester, Knecht'ner Knecht sein, immerhin!
Doch wenigstens nicht Knecht des Weibes, nur der Kunst.
Zufrieden werd' ich sein, nach mehr nicht langen,
Und setz zum Wert zurück, zum Wert.

Während dieses Zwiesgesprächs erschalle ein anderes aus dem
Borgemache der Galerie. Eine Knabenstimme bittert sichtlich
um Einlaß, und da der Wächter diesen rauh verweigert, hört
man sie sagen:

Um Gotteswillen zeigt mir Euer Knecht,
Hier hab drei Paola, mehr hab' ich nicht;
Laßt mich hincin!

W ä c h t e r .

Nun, es mag sein.
Zum Blicke ist die Herrschaft nicht zu Hause,
Sonst thät' ich's nicht. Sei aber auf der Hut,
Schmutz' mir nichts zu, wies nicht herab,
Es ungeschickt betastend.

Es tritt nun der zur Zeit noch zwölsfährige Dominichino Zam-
pieri herein, der nachmalige berühmte, wegen seiner Beschei-
denheit historisch ausgezeichnete Maler. Er bleibt vor den Ge-
mälden wie von einer unsichtbaren Gewalt ergriffen stehen und
ruft dann aus:

— — — Ach, weh! ein Schmerz
Brennt mir im Herzen wie ein Feuerfanten
Und sengt mein Auge — rettet, ich erblinde!

Rach einer Weile, während welcher er die Augen mit den
Händen zugebrückt gehalten hat, fährt er, sie wieder öffnend,
fort, indem er die Gemälde mit Entzücken betrachtet:

O welche Wunder! Schaut, die Welt tritt hier
In ihrem höchsten Schmutz an diese Wände.
Sie schreitet wie ein hell'ger Kirchengang, —
Die goldne Mitra auf dem hohen Haupte,
Seht vor den Bischöfen der Kunst ein hehrer Geist.
Seht, wie ein würd'ger Priester dort der Nacht
Den Schatten hat entwandt und jener dort
Der Sonn' ihr strahlend Licht! O heil'ge Mächte,
Laßt jetzt den Lobgesang, die Siegesklänge
In diesem Raum erschallen —

Dominichino fährt in seiner Erstaunen fort, gestügelte Worte
der Begeisterung auszusprechen, deren Uebersetzung wir jedoch Ka-
bern überlassen, die den Wohlklang des Originals und den rei-
chen Reim wiederzugeben geübt sind als wir. Wir eilen zum
Schlus und übersetzen nur noch zur Uebersicht der Scene das
Ende seiner Rede, treu aber ohne Reim:

Schweb' herab, mein süßer Traum,
Du mein goldnes Kinderspiel!
Noll hinauf am Himmelszelt,
Wie ein heller Offenungsstern!
Stärke der in meine Brust,

Den Genuß in ihr zu pflanzen,
Den der Mensch mit höchstem Wort
Angeborenem Geist benannt.
Ihr, Herz, nur nicht geschrieben!
Ihr, Schmerz, nur nicht geschrieben!
Rein, auf welchem Keime leuchte
Mir die Welt im Feuer auf!
Ja, im Feuer, nicht in Flammen,
Denn Berührung lieb' ich nicht.
Ja; im Feuer schone Liebe
Zeuge mir die irdische Sonne
Strahlend wie auf Färkatzen!

Der Knabe läßt sein Haupt sinken und steht unbeweglich in
mitten des Saals, Berrino tritt aber auf Moski zu, klopf
ihm auf die Schulter und sagt:

Rein Freund, schon Einen, der hier glücklich ist,
Und glücklich wird er sein bis an sein Ende.

Diese Scene, die in Verächtlichmachung des Raums wie nur in
Bruchstücken hier mittheilen, wodurch, wie auch durch die Ueber-
setzung, manche Schönheit des Originals gar nicht zum Vor-
schein gekommen ist, wird doch zum Belege dienen können, daß
den Russen in Rector Kutschnik ein neuer gemüthvoller und ge-
dankenreicher Dänger erwachsen ist, der schon jetzt selbst aus-
wärtige Aufmerksamkeit verdient. In seinen Hervorbringungen
tritt nämlich, wie schon oben bemerkt, die russische Belletristik
zum ersten Mal aus der nationalen Subjectivität heraus, und
wenn die gegenwärtigen Leistungen nicht sogleich eine Bereiche-
rung des allgemeinen europäischen Dichterschatzes genannt wer-
den können, so geben sie doch Hoffnung, daß solche nun auch
aus Gegenden kommen kann, von wo man sie bis jetzt nicht
erwartete.

Eine andere erfreuliche Erscheinung in der neuesten russi-
schen Literatur ist die sehr gelungene Uebersetzung einiger Ge-
dichte Victor Hugo's durch R. Sorokin (Petersburg, 1834).
Auch ist „Die Erdennacht“ von Ranpach theilweis mit vielem
Glück übersetzt. Von einem angehenden Novellenbildner, Mos-
kow, hat man 2 Bände Originalerzählungen („Powski“,
Petersburg 1834) erhalten, und Hr. Weidmeyer hat eine Ge-
schichte der Regierungsjahre der Kaiserin Elisabeth (Ebenb. 1834)
drucken lassen, sowie der Staatsrath J. Pestow Bemerkungen
über das Suberium Jenissei („Sapiaki“ u. s. w.; Rossau
1833). Erstes Buch ist zwar an Ort und Stelle, nämlich im
nord-sibirischen Sibirien, entstanden, enthält aber doch nur meist
Auszüge aus früheren Beschreibungen jener Gegenden.

Am Schlusse unserer Mittheilungen gedenken wir, zwar et-
was verspätet, aber ohne daß uns Jemand hier zuvorgekommen
wäre, eines innerhalb des russischen Grenzgebietes erschienenen
deutschen Buches, nämlich: „Dichtungen von Ludolph Schleyer,
erstes Heft: Die Schwedenbraut“ (Eibau, 1832). Dieses erste
Heft, dem unsers Wissens noch kein zweites gefolgt ist, enthält
eine freie, sehr sorgfältig ausgearbeitete Uebersetzung des Ge-
dichts von Legnér: „Arel und Marie“. Die deutsche Sprache,
in welcher von Reval und selbst Wiburg am finnischen Meer-
busen an bis über Bern hinaus und von der holländischen und
dänisch-jütischen Grenze, durch die ungarischen und sieben-
bürgischen Städte bis zur türkischen geschrieben und gedruckt
word, muß in dieser Ausdehnung, den localen Anforderungen
entsprechend, zu sehr verschiedenen literarischen Bedürfnissen
dienen. So wenig alle diese Deutsche einem politischen Befehle
gehörten oder nach einerlei Sitte sich bequemten, wie z. B. die
Franzosen nach der pariser, eben so wenig sollten die litera-
rischen Leistungen streng nach einer Abstraction beurtheilt wer-
den. Wenn daher die Kritik einer deutschen Segend in einer
andern ebenfalls deutschen, aber von der ersten entlegenen oder
andere gestalteten Landschaft mißfällt, so bleibe dies als Ge-
schmackssache auf sich beruhen; aber man verwerfe nicht auf
gleiche Weise andere Erzeugnisse der gemeinsamen deutschen Li-
teratur. Wer weiß bestimmt, welche Ansicht die rechte ist, und

hauptsächlich, wie lange sie die einer gewissen besonders lauten
Kazahl ist? Man frue sich vielmehr über die weise Ausdehnung
der Sprache, ohne die mannichfachen Materialien zum Bau des
großen deutschen Literaturwahaalls ihrer Berücksichtigung und
Abweichungen wegen zu misachten oder gar herabzusetzen.
Diese Betrachtungen, die wir bei Gelegenheit der „Schweden-
braut“, die uns Kurland liefert, niederschreiben, beziehen sich
überhaupt auf sie nur im Allgemeinen. Schleyer's Uebersetzung
des Legnér'schen Gedichts dürfte, sobald man die Wichtigkeit
seiner Ansicht über die notwendige Freiheit in der Uebersetzung
neuerer Gedichte zuläßt, in allen deutschen Gauen für eine ge-
lungene anerkannt werden. 18.

Der Lütticher. Historisch-romantisches Gemälde aus Bel-
giens neuester Geschichte, von Friedrich Bartsch.
Leipzig, Hartmann. 1833. 8. 21 Sr.

Man darf dem Verf. nicht verwerfen, den Zustand in Bel-
gel von 1830, welcher das historische Element seines Gemäldes
bildet, linksch und unzureichend, wie wollen nicht sagen unmaß,
zu seiner Feinwand verwebt zu haben. Er sagt selbst, er habe
ihm nur romantisch darzustellen gesucht; allein da wir im ganz
Buche nichts Romantisches gefunden haben, als daß ein reicher
Kaufmann, Vater der Heldin der Geschichte, nachdem er beim
Sturme auf das besetzte Gefängniß erschossen wurde, „von ein
paar Kerlen“ in einen Sack gesteckt und in die Seine (Gan-
ne) geworfen wird, so erklärt sich das Mißlingen seiner guten
Absicht von selbst, da hier wahrscheinlich der Gezer der Roman-
tiker war. S. 86 erklärt der Verf., er sei sehr darauf, ein
wahrer royalistisch gesinnter Bürger zu sein. Da er die Geigen-
heit dazu bei den Paaren herbeizieht, muß er wol irgend ein
romantisches Mißlich darunter haben.

Von den belgischen Revolutionairen, welche in die Geschichte
verflochten sind, kommt keiner mit dem Leben davon, die Anderen
fliehen alle nach Holland und werden selig. Das ist der Funke
des Buches. Mehr kann hier aber durchaus nicht über den In-
halt gesagt werden, denn er ist so wunderbar, obgleich gar nicht
Wunderbares und Ueberirdisches darin enthalten ist, daß er un-
möglich in unser Erdenleben paßt. Wenn es daher auf etwas
Längeres nicht ankommt, der mag das Buch selbst lesen
Andere werden schon wissen, was sie zu thun haben. 20.

Literarische Notizen.

„Jurisprudence du 19. siècle, ou table tricenale de
recueil général des lois et des arrêtés“ von Sirry und Rie-
neuve, von Legiern besonders redigirt und geordnet, gewährt
eine gute Uebersicht der gesetzlichen Verfügungen der neuern Zeit.

„Nouvelles considérations sur les rapports du physique
et du moral“, ein von Maine de Biran nachgelassenes Werk,
hat Goussin herausgegeben.

Den Geschmack an romans maritimes scheinen die Fran-
zosen noch nicht verloren zu haben, wie Ednard Corbière's
„Le prisonnier de guerre“, der eben erschienen, beweist.

„Scènes du beau monde“ von Jules Janin, G. Meris,
G. Drouineau, Marq; de Marquessac, M. Dumas, G. Ybels,
Em. Deschamps, Jul. Hacrot, Vic. d'Arincourt, P. L. Jo-
cob, P. Kores und Eug. Sue versprechen eine ansehnliche Zu-
terhaltung.

M. St.-Etienne gibt heraus: „Annales politiques pour
servir d'introduction à la révolution de 1789“, Gedichte in
12 Gesängen. Die erste Lieferung, zu 4 Bogen, ist erschienen,
das Ganze soll deren 12 betragen.

Bon X. Greuzé de Erfer erschienen in 2 Bde. „Annales
secrètes d'une famille pendant 1800 ans.“ 22.

literarische Unterhaltung.

Montag,

— Nr. 125. —

5. Mai 1834.

Des englischen Juristen Jeremias Bentham's Principien der Gesetzgebung. Herausgegeben von Etienne Dumont. Nach der neuesten Auflage übersezt. Köln, Arndt. 1833. Gr. 8. 20 Gr.

Wie sehr auch der deutsche Geist geneigt ist, auf jede Ansicht des Auslandes einzugehen, so konnten doch zwei Schriftsteller, welche ihre Nation vergöttert, welche die Nordamerikaner in ihre Schulen einführten, bei uns wenig Eingang finden. Wir meinen damit Destutt de Tracy und Jeremias Bentham.

Bentham ist 1735 geboren, ein Mann, der gründlich dachte und pelatlich schrieb. Ohne seine Freunde, namentlich ohne den Senker Dumont, wäre wol wenig aus seinen Papieren in den Druck gekommen. Wie Saturn verschlang der schöpferische Geist gern die eignen Kinder. Wie jeder originelle Kopf fand Bentham enthusiastische Verehrer. Die Stael soll gesagt haben, die Nachwelt werde ihre Zeit nicht nach Napoleon, sondern nach Bentham nennen. Ein Wort, welches nur der Haß gegen Napoleon erzeugen konnte. Frankreich, Italien erscholl von Bentham's Ruhm; aber in Deutschland brachte ihn Beneke in Berlin nur zur Sprache, nicht zur Verehrung; der Deutsche ist zu spiritualistisch, als daß ein materialistisches System bei ihm Glück machen könnte.

Dumont drückt sich vortreflich über die Natur obiger Schrift aus. Dieselbe enthält Bentham's Logik der Gesetzgebung, sie gibt das Princip, wonach Bentham Alles im Gebiete der Moral und Gesetzgebung bestimmt, und sie lehrt zugleich die Kunst, dieses Princip anzuwenden. Bentham selber äußerte sich über seine Untersuchungen: „Nicht in Büchern über das Recht habe ich Mittel und Methode gefunden, sondern in Werken über Physik, Naturgeschichte, Medicin. Indem ich einige medicinische Abhandlungen las, erregte die Classification der Heilmittel meine Aufmerksamkeit. Könnte nicht auch der politische Körper seine Anatomie, seine Physiologie, seine Nosologie, eine Materia medica haben?“ — Auf diese Werke kam Bentham dahin, Verbrechen als Uebel, Krankheiten, Strafen als adäquate Heilmittel anzusehen und die Kunst der Strafgesetzgebung als eine bloße Receptirkunst zu betrachten.

Im ersten Capitel sucht Bentham nach einem allgemeinen Principe, „gleichsam nach einem festen Punkte,

woran sich die ganze Kette der Schlüsse knüpfen ließ“. Er fand, was er suchte, in dem Principe der Möglichkeit. „Schmerz und Lust sind die ewigen, unwiderstehlichen Empfindungen des und der Menschen; was jenen vertreibt, diese erzeugt, ist nützlich. Die Wörter: gerecht, gut, schlecht, müssen nur als Bezeichnungen von Lust oder Unlust gebraucht werden“ (S. 5). Um das Princip der Möglichkeit vor Verwechslungen zu bewahren, unterscheidet er es im zweiten Capitel vom Ascetismus und im dritten von dem willkürlichen Principe der Sympathie oder Antipathie. Nachdem der Einfluß dieser falschen Principien auf die Gesetzgebungen kurz berührt ist, widerlegt er im fünften Capitel einige Einwürfe gegen den Grundsatz der Möglichkeit. Er findet die meisten Mißverständnisse in der Verlehrtheit der Sprache begründet (S. 22). Man hat sich gewöhnt, sagt er, die Tugend im Gegensatz der Möglichkeit zu denken; aber die Tugend ist Aufopferung eines kleinern Interesses um ein größeres, nichts weiter. Der Unterschied zwischen Moral und Politik besteht nach S. 23 darin, daß diese die Handlungen der Regierungen, jene die der Privaten leitet. „Was politisch gut ist, kann nicht moralisch schlecht sein, es seien denn die Regeln der Arithmetik, die für die großen Zahlen wahr sind, für die kleinen falsch. Man kann Böses thun, indem man das Princip der Möglichkeit zu befolgen glaubt; aber wenn ein Mensch schlecht rechnet, so liegt der Fehler an ihm, nicht an der Arithmetik. Der Böse ist blind gegen die wahren Vortheile.“ — Nachdem Bentham in dieser Art sein oberstes Princip festgestellt hat, zerlegt er im sechsten Capitel die Möglichkeit in ihre Bestandtheile und fertigt ein Verzeichniß aller Lust- und Unlustempfindungen an, welches „die ersten Elemente, die Ziffern der moralischen Arithmetik“ enthält. Im siebenten Capitel betrachtet er diese Empfindungen als Sanctionen; die Lust oder Unlust, die man an die Beobachtung eines Gesetzes knüpft, nennt man nämlich die Sanction des Gesetzes. Er theilt diese Sanctionen nach ihrer Quelle in natürliche, moralische, politische und religiöse.

Im achten Capitel untersucht Bentham das Verfahren, wodurch man die Größe einer Lust- oder Unlustempfindung bemessen könne. Das Verfahren ist wieder ein calculatorisches. Den Werth einer Handlung schätzen,

heißt bei ihm nichts, als alle Güter, alle Uebel aus einer Handlung zusammenrechnen und finden, was übrigbleibt, wenn man eine gewisse Summe von Uebeln und Gütern abzieht. Diese Berechnung findet natürlich in der verschiedenen Sensibilität der Menschen ihre Klippe; daher untersucht Bentham in den folgenden Capiteln die Umstände, welche auf die Sensibilität wirken und weist die Anwendung dieser Kenntnisse nach, um Verbrechen zu schätzen, gebührende Entschädigungen, die Stärke der Strafen zu ermitteln und Gesetze von einem Land in ein anderes zu versetzen. Vortreflich läßt sich Bentham hier S. 61 über die Gleichheit der Strafen aus. „Für gleiche Verbrechen gleiche Strafen: dieser Grundsatz hat einen Antheil von Gerechtigkeit, der alle leichte Geister gerührt hat. Um ihn einen vernünftigen Sinn zu geben, muß man erst vorher bestimmen, was man unter gleichen Strafen und gleichen Verbrechen versteht. Ein Gesetz, das weder Geschlecht, noch Alter, weder Rang noch Vermögen, weder Erziehung noch Vorurtheile der Individuen berücksichtiget, würde doppelt fehlerhaft, es würde unwirksam und tyrannisch sein. Zu streng für den Einen, zu nachsichtig für den Andern, würde es unter dem Schein der Gleichheit die ungeheuerste Ungleichheit verbergen. Ein starker junger Mensch und ein schwacher Greis seien beide verurtheilt, eine gleiche Zahl von Jahren die Ketten zu schleppen; ein Schwäger könnte die Gleichheit der Strafen behaupten, aber das Volk, das der Natur und dem Gefühl treu geblieben ist, wird jenes innere Murren der Seele vernehmen, und sein Unwille wird vom Verurtheilten auf den Richter, vom Richter auf den Gesetzgeber übergehen. Ich will nicht scheinbare Einwände verhehlen. Wie ist es möglich, alle die Umstände, die auf die Sensibilität von Einfluß sind, in Rechnung zu bringen? Der Gesetzgeber ist genöthigt, sich an allgemeine Gesetze zu halten; wenn er dem Richter die Befugniß gäbe, die Anwendung der Gesetze jener unendlichen Verschiedenheit der Umstände und Charaktere anzupassen, so würde die Willkür der Richter unbeschränkt sein. Alles dies enthält aber weniger einen Einwand, als eine Schwierigkeit, man trugnet nicht das Princip, man hält seine Ausführung für unmöglich. Aber I. die meisten jener Verschiedenheiten der Sensibilität haben äußere offensbare Zeichen, Geschlecht, Alter, Stand, Race, Klima, Regierung, Erziehung, religiöses Bekenntniß; an diese offensbaren Umstände hält sich der Gesetzgeber. II. Diese Umstände bilden allgemeine Classen, sind leicht aufzufassen; so schwebt die Verwickelung und Alles läßt sich auf ein einfaches Princip zurückföhren. III. Die Willkür ist verbannt; es ist nicht der Richter, es ist das Gesetz selbst, welches eine Strafe nach dem Geschlecht, Alter, Stand u. s. w. modificirt. Das hier Empfohlene ist nicht eine Idee aus Utopien; es ist noch kein Gesetzgeber barbarisch und dumme genug gewesen, um alle Umstände der Sensibilität zu vernachlässigen. Daraus scheint der einzige; ich zweifle, daß jemals seine Gesetze ganz durchschüssig sind befolgt worden: Ohne in dieses Extrem zu fallen, wie viele Fehler hat man aber in dieser Beziehung gemacht.

Sollte man glauben, daß es Fürsten gegeben, die ihre ganze Provinzen verloren oder Ströme menschlichen Blutes vergossen, als daß sie die besondere Empfindungsweise eines Volks schonten? Ein Fürst unserer Tage (Joseph II.), fähig, aufgeklärt, strebend nach Ruhm und Wohlstandsglück, unternahm Uebel ungeschickten und unglücklichen sich auf. Am Tage vor seinem Tode, am Ende seines Lebens bedenkend; wollte er, daß man auf sein Grab schriebe: er sei in allen seinen Unternehmungen glücklich gewesen. Man hätte dieser Inschrift zur Bekehrung der Nachwelt hinzufügen müssen: daß er nie die Kunst gekannt habe, die Empfindungsweise der Menschen zu schätzen. Wenn der Gesetzgeber das menschliche Geistesstudium, wenn er den verschiedenen Graden der Sensibilität nachgibt, so verkennt und diese Mäßigung. Ich sah hierin eine auffallende Ähnlichkeit zwischen der Kunst des Gesetzgebers und der Kunst des Arztes. Beide bedürfen jenes Verzeichnisses der Umstände, die auf die Sensibilität von Einfluß sind. Ein einziger Irrthum dankt man alle Resultate: ändern.“

Im zehnten Capitel geht Bentham daran, mit der Berechnung der Lust und Unlust die Schwere des Verbrechens zu bemessen. Es entsteht dadurch eine eigene Classification der Uebel: sie sind Uebel der ersten Ordnung, soweit sie unmittelbar bestimmte Personen treffen; der zweiten Ordnung, soweit sie, aus der ersten entspringend, sich über unbestimmte Personen ausbreiten; der dritten Ordnung, wenn sie die Mäßigkeit der Strafen angreifen. Das Uebel der ersten Ordnung ist wieder in ursprüngliches und ein abgeleitetes; das Uebel der zweiten Ordnung ist wieder Schrecken und Gefahr. Jeder ist jedes Uebel theilbar oder sich ausbreitend, bloß bei schwebend. Die Güter oder die Lustempfindungen erhalten dieselbe Eintheilung. Im elften Capitel wird von der Schwere der Verbrechen gedacht und jede Handlung als Verbrechen erklärt, die mehr Uebel als Gut zu Folge haben und daher verboten werden muß (S. 74). Es ist von Gewicht, Bentham selber sprechen zu lassen. „Ich es richtig, gewisse Handlungen für Verbrechen zu erklären, oder mit andern Worten, ist es richtig, sie für gewisse Strafen zu unterwerfen? Die ganze Welt stimmt überein; aber worauf beruht diese Uebereinstimmung? Man frage Jeden um seine Gründe; man wird eine erstaunliche Verschiedenheit der Ansichten und Principien finden. Die bestehende Uebereinstimmung beruht nur auf Vorurtheilen, und diese Vorurtheile wechseln mit den Zeiten und Orten, nach den Meinungen und Gewohnheiten. Das Princip der Nützlichkeit wird in den Schriften des Vorurtheils bekräftigt, wo sie richtig, wird sie verworfen, wo sie verwerflich sind. Ich sage aus, daß, wie alle Verurtheilungen von Tugend und Unwissenheit sind, mein Beruf ist, die menschlichen Handlungen bloß hinsichtlich ihrer guten und schlechten Wirkungen zu betrachten. Ich werde zwei Ordnungen anlegen. Als reinen Gewinn setze ich alle Lustempfindungen, als Verlust alle Unlustempfindungen. Die Lust, die von Anfang so vertheilt scheint, wird nicht mehr

er Unternehmung passen dem Uebel der ersten, zweiten und dritten Ordnung. Eine die Sicherheit einer Person ergreifende Handlung sei der Gegenstand meiner Untersuchung. Ich vergleiche alle Lust, allen Vortheil ihres Uebels mit allem Uebel für die verletzte Person. Ich sehe zu, daß das Uebel der ersten Ordnung das Gute der ersten Ordnung überwiegt, aber ich bleibe dabei nicht stehen. Diese Handlung zieht für die Gesellschaft Schrecken und Gefahr nach sich. Die Lust aus der Handlung erfließt sich also noch auf Einen, das Uebel erstreckt sich auf Tausend, Zehntausend, auf Alle. Dieses schon ungleichere Verhältniß erscheint mir unendlich, wenn ich eine Erwägung ziehe, daß, wenn jene Handlung nicht unternommen würde, eine allgemeine Enttaugung, Hemmung der Arbeit, Auflösung der Gesellschaft entstünde."

Man erkennt allerdings aus dieser Calculatur der Lust und Unlust, daß in diesem Falle ein Verbot eintreten müsse und zu seiner Sanction auch eine gewisse Strafe, welche zur Wirksamkeit des Verbotes erforderlich ist. Inwiefern ist diese so überaus wichtige und schwierige Materie so dürftig behandelt; daß über die wichtigsten Fragen, über die naheliegendsten Einwürfe auch nicht der kleinste Aufschluß gegeben wird. Die Untersuchung wendet sich gleich hinweg zu Punkten, die allerdings mit dem hier Behandelten zusammenhängen, allein weit eher eine kurze Besprechung vertrugen hätten.

Das zwölfte Capitel bestimmt die Grenzen der Moral und der Befehdung hinsichtlich der Verbote. Die Befehdung unterscheidet sich nach S. 83 hauptsächlich dadurch, daß sie berechnen muß, ob nicht das Uebel, das ein Gesetz bewirkt, größer sein kann als das Gute, das es beabsichtigt. In dem funfzehnten und letzten Capitel werden dann viele Beispiele falscher Beweggründe gesetzlicher Verbote aufgeführt. Unter der Aufschrift: „Eine Fiktion ist kein Grund“, wird gegen den Staatsvertrag auf eine sehr energische Weise gesprochen. Man darf nicht das Glück des menschlichen Geschlechts (heißt es S. 102) von einer Fiktion abhängen lassen; man darf nicht die Pyramide der Gesellschaft auf Sand und einen Ehemann zusammenstürzen, erheben. Lasse man Kindern diese Spiele, Männer müssen die Sprache der Vernunft und der Wahrheit reden.

Die Leser sehen aus diesem Skelette des Werthens hinreichend den eigenthümlichen Geist des Verf. Man kann Dumont bestimmen, wenn er sagt: Bentham habe Einheit des Maßes und Gewichtes für die Verbrechen und Strafen gesucht und gefunden. Allein daß in dieser vollständigen Kritik der Lust und Unlust wirklich das Degen aller Befehdung enthalten ist, darf wol nicht behauptet werden. Fürs Erste ist es wol kaum ein Fortschritt, die Begriffe von Recht und Schlecht auszuweisen und die bloße Kategorie von Lust und Unlust stehen zu lassen. Zugegeben, daß Tugend und Laster sich um Wohl und Uebel rubriciren lassen, so ist doch wol der Unterschied des Moralschönen und des Physischschönen ein solcher, den die Entwicklung der Vernunft und der Gesellschaft gebildet hat; ihn aufgehoben heißt den dritten

Stamm in die Quelle zurückzuführen und in der rohen Unerschlossenheit die höchste Vollheit erkennen. Fürs Zweite ist es zwar richtig, daß Bentham eine gewisse Consequenz in das peinliche Recht bringt, allein es zeigen sich bei einem tiefem Blicke doch sehr bedeutende Sprünge und Lücken. Wenn die Strafe nur Uebel ist gegen Uebel, so ist sie einer rein präventiven, abschreckenden Natur. Ist aber ein Verbrechen doch begangen worden, so ist die Strafe untauglich; was soll nun geschehen? Hier sieht sich die Gesetzgebung offenbar in der Dede; Bentham's Generalien lassen sie im Stiche. Man kann auch auf Bentham den Spruch des großen Bacon anwenden: „in universalibus latet error.“ 79.

Schronik der Kaiserzeit von A. Barginet (von Grenoble). Erste Periode. Deutsch von Dr. D. L. W. Wolff. Leipzig, Allgem. Niederländ. Buchhandlung. 1833. Gr. 12. 1 Thlr. 12 Gr.

Um zu begreifen, wie die Manier, in welcher dieses Buch geschrieben ist, entstehen und die Publikum haben konnte, muß man sich den Zustand vergegenwärtigen, in welchem die Litteratur sich vor Kurzem befand und zum Theile noch jetzt befindet. Hr. Barginet beschreibt diesen Zustand in der Vorrede zu vorliegendem Buche recht treffend, und ich will daher den Inhalt dieser Schilderung, welcher meinen Zwecken dient, hier abkürzen. „Wir leben“, sagt er, „in einer Zeit, wo die Gesellschaft, ihrer Beschäfte überdrüssig, sich auf einmal für kurze Erzählungen interessiert hat. Die langen Erzählungen jagen ihr Schrecken ein, die Thatsachen sind für sie niederschlagend, und sie hat sich auf eine Litteratur von eingeleiteter Arbeit geworfen, welche, da sie weder Grund noch Grenzen hat, alle Anstrengungen der Einbildungskraft erlaubt und die Kraftlosigkeit eines Menschen unbekannter Männer, die in unsern Sammlungen hervortreten, auf eine merkwürdige Weise bedient. Auch sind seit dem Abhelfen Harun al Raschid und der Königin Bertha nie mehr Erzählungen den lieben Lesern vorgegetragen worden; wir sind damit überschwemmt, gefüllt, durchdrungen worden; wir haben gehabt blaue, braune, brolige, Besäuerer-Erzählungen, wahre Geschichten und Märchen von allen Farben. Es jetzt scheint der Schander die Haupttriebfeder dieser Compositionen zu sein, selbst dann, wenn der Verf. in weißen Handschuhen, elegantem Frack, mit einer Cravatte, deren Knospe zum Bewundern kunstreich geknüpft ist, und auf den Seiten in das Kämmerchen eines liebenswürdigen Frauenzimmers einführt, deren allerliebste Geheimnisse er uns mit großer Selbstgefälligkeit offenbart. — Alle Frauen sind Kärnerinnen geworden, das heißt: melancholisch und verliebt. Jemem Mädchen von schlankem Wuchs, frischer Gesichtsfarbe, feurigem Auge schwebt ein Fächer auf der Lippe, aber eine Schlange nagt ihr am Herzen; und auf dem Lager von Hochgehden und Blumen, wo sie dem Schimmer saßt, wird sie von bösen Träumen beunruhigt. Alle Menschen sind durch und durch verrückte Wasserläufer; mit Kalklichtigkeit oder mit einem kranzhaften Lächeln sitzen sie auf Herodotus, von denen unser Criminalgesetzbuch, obgleich es so große Vorsicht zeigt, dennoch keine Ahnung gehabt hat. Feigheit, Beerdigung, Ehebruch thäten sich in die Welt; nur das Laster wird hier in Schutz genommen und gelobt; die vorzüglichsten Theten sind nur Kungelstöße, und wer mitten unter diesem abscheulichen Mistraue der Gedankensfreiheit sich wein erhalten zu haben glaubt, weiß nicht, wie er seine traurigen Blicke von dem verhassten Gemüthe abwenden soll, das ihm unsere Litteratur zeichnet.“

Diese Schilderung ist keineswegs übertrieben, die Litteratur der letzten Jahrzehende hat alle möglichen Anstrengungen ge-

mocht, um den Gaumen des Publicums zu fesseln und sich zu diesem Ende ungläubliche Überbitten zu Schulden kommen lassen. Dies hat der vorräthigere Theil des Publicums endlich gefühlt und sich nach einer andern, wo möglich feineren Weise gesehnt. Da man anfing, sich an den unfermlichen Massen, welche die Romanschreiber aufstischen, den Wagen zu verberben, so kam man auf den Gedanken, es gehöre zu den Erfordernissen eines guten Gedichtes, daß es so wenig Inhalt als möglich habe und nur durch seine Form, etwa durch die Gewandtheit oder Lebendigkeit der Darstellung interessire. Den Umstand, daß diese Ansicht anfing Anhänger unter dem großen Publicum zu gewinnen, haben einige Schriftsteller, welche mehr Verstand als Phantasie besaßen, benutzet und uns Erzählungen geliefert, welche fast gar keinen Inhalt haben. Zu ihnen gehört Hr. Barginet. Er scheint es fast für einen Uebelstand zu halten, daß eine Erzählung wenigstens scheinbar einen Inhalt haben muß. Er überläßt sich daher einer gewissen angenehmen Geschwätzigkeit, welche mit vielen Worten wenig, auch zuweilen nichts sagt, aber auf eine gewandte und gefällige Art. Man ergötzt sich, indem man diese Arbeiten liest, an der Munterkeit des Verf., hat ein halbes Ständchen nach dem andern ohne entschiedene Langeweile zugebracht und ist, wenn man keine weiteren Ansprüche an ein Kunstwerk macht, befriedigt, obgleich man eigentlich nichts gelesen hat. Ich will einige Proben dieser Geschwätzigkeit geben. S. xix will Hr. B. sagen, er wisse nicht, wo Capitain Tranquille geboren sei; er drückt das also aus: „Es ist mir bis jetzt unmöglich gewesen, zu erfahren, welches Departement Frankreichs den Capitain Tranquille hat auf die Welt kommen sehen. Ich hätte bis zu einem gewissen Punkte Verwandtschaften finden können zwischen dem Klima seines Landes und seinem Charakter. Ich weiß nicht, warum er ein Geheimniß daraus macht, aber er hat sich allezeit sorgsam gehütet, davon zu sprechen, und auf meine grade Frage Stillschweigen beobachtet, indem er allemal auf seine Weise dazu lachte. So viel habe ich in Erfahrung gebracht, daß peinliche Erinnerungen sich in der Seele des Capitains mit denen verknüpften, die er von seiner Primat bewahrt hat, und seitdem habe ich von meiner Eindringlichkeit nachgelassen, was er mir, wie ich glaube, Dank wissen wird. So muß ich mich denn ungerathet meines Wunsches, in dieser Hinsicht der Reugier des Publicums Genüge zu leisten, in den Schranken der physiologischen Beobachtungen halten, die ich über ihn angestellt habe.“

S. xxxvii wird von Jemanden erzählt, er sei mit der Sicht behaftet gewesen. Sogleich wird dieser Umstand benutzt, um folgende Beschreibung der Sicht einzuschleiben. „D möchte ihr es nimmer aus der Erfahrung kennen lernen, was die Sicht zu bedeuten hat! Ich bin erkant, daß die moderne Literatur, die sich mitten unter den Folter- und Martiriumstramenten gefällt, die ebenso sehr die Verdreher als die Uebel der Menschheit aufsucht, bis auf diesen Tag dieses so gefährliche und so romantische Gefühl zu beschreiben außer Acht gelassen hat. Es ist ein glühendes Eisen, das sich in das Fleisch wühlt und durch Mark und Bein bringt; es ist ein unbekanntes Princip, das mit dem Leben sein Spiel treibt und lange Zeit die Lunge schwächt, bevor es sie austrocknet; es ist ein ungeheuer mit glühendem Athem, schweißlichem Gesichte, das auch in seine eisernen Arme schließt, sich mit euch setzt, erhebt, auf das Lager legt, wo es sich herumwälzt, wo es eure Thränen fasset, wo es eure Schmerzen fasset; die heilige Inquisition, die Tyrannen des Mittelalters mit ihren Käfigen und Folterbänken haben nichts Grausameres und Unheilvollerres zu Tage gefördert.“

Obgleich diese Phrasen höchlich gedankenleer sind, so sind sie doch auf eine Weise vorgetragen, daß man sie allenfalls liest, wenn man grade nichts Besseres zu thun hat. Da indessen fast das ganze Buch aus solchem Schäume von Redensarten zusammengesetzt ist, so könnte man, ohne auch nur einen einzigen Gedanken wegzulassen, bequem auf 33 Seiten sagen, was hier auf 330 Seiten gesagt ist.

Unter den drei Erzählungen, welche Hr. Barginet an der Spitze und bietet, ist die, welche den Titel: „L'Amant“, führt, ohne Zweifel die beste. Sie ist zwar nicht inhaltreicher, aber unterhaltender. Ein Kunstwerk ist sie freilich schon deshalb nicht, weil sie, wie die meisten dieser halbhistorischen Romane, nur Theile hat, einen historischen und einen romanischen, welche nur sehr locker und äußerlich verbunden sind. Der Verf. verliert überhaupt in den vorliegenden Arbeiten zwei Zwecke: nämlich die Sitten und Zustände der Kaiserzeit zu schildern und durch Erzählung anziehender Begebenheiten den Leser zu unterhalten. Er weiß aber diese beiden Zwecke nicht in die erforderliche Eintracht zu bringen, und daher werden beide nur in geringem Maße verwirklicht. Außerdem wird die Erzählungsweise des Verf. zuweilen widerig durch die französische Nationalität, durch pomphaftes Pochen auf französische Tapferkeit, durch eine ungemessene Vorliebe für Rappoleon und durch beschränkten Haß gegen Alles, was jemals gewagt hat, sich den Franzosen feindlich gegenüberzustellen.

Die Erzählung, welche den Titel: „Das Kind des Regiments“, führt, leidet noch mehr als die vorige an den erwähnten Gebrechen. Der waltet nämlich der Zweck, Zustände der Kaiserzeit zu schildern, vor, und die Begebenheit, welche den Hauptinhalt der Geschichte ausmacht, tritt in den Hintergrund; es werden daher eine Menge von Nebenumständen erzählt, welche wenig oder gar nicht mit der Hauptsache zusammenhängen, und diese selbst wird keineswegs mit der Lebendigkeit und Unfersührlichkeit abgehandelt, welche eine fruchtbarere Phantasie derselben leicht abgewonnen haben würde. Die Erzählung folgt einander wie ein Zwerg in dem Rassenrode eines Riesen. Die dritte Erzählung: „Eufanne Rouget“, schlägt sich etwas mehr auf die romantische Seite, die Geschichte, wie billig in den Hintergrund schiebend. Dafür bezieht der Verf. aber hier einen seltsamen Verstoß. Die Heldin der Erzählung ist nämlich ein Marktenberin, welche zuerst als ein überträchtiges, Flähe und Peitschenhiebe nach allen Seiten hin austheilendes Frauengemüth, kurz als eine gemeine Marktenberin geschildert wird, aber, ohne pöblich allen Ekelinn, alle Wehmuth, Empfindsamkeit und Entsetzungskraft eines blüchwangigen Romanenlebens zu zeigen. Der Verf. hat ohne Zweifel eine sehr löbliche Absicht gehabt. Er hat uns ein kräftiges Gemüth schildern wollen, das von unermüdeter Reizung gleichsam aber sich selbst erheben möchte; er hat uns Tiefe des Gemüthes und kräftigen gesunden Sinn in der That zeigen wollen. Dann mußte er aber freilich nicht nur das kräftige Stanes vierströchtige Gemeinheit und statt der Gemüthstiefe die gewöhnliche Romanenempfindsamkeit schildern. Die Kraft eines tiefen Gemüthes in einer gesunden Seele zu zusehen ist indessen eine Aufgabe, deren Lösung nur ein Dichter wagen darf und nicht Jemand, der zwar einigen Verstand, aber sehr wenig Einbildungskraft und gar nichts von jenem tiefen umfassenden Blicke hat, welcher den wahren Dichter charakterisirt.

Notizen.

1833 erschienen in Frankreich 275 Bände Gedichte, theils aus andern Sprachen übersezt, theils Originalwerke und Novellen, 522 Werke wissenschaftlichen (medicinischen, juridischen u. s. w.) Inhalts, 213 über Geschichte, 108 über Philosophie, 170 Reisen und über Kunst, 235 über Theologie, 179 dramatischen Inhalts, 601 Nachdrücke ausländischer Schriften und 4346 Pamphlete, Broschüren u. dgl. m., zusammen 7011. In England erschienen nach Bent's Library estimator 1160 neue Werke; Pamphlete, Zeitschriften, neue Ausgaben sind nicht mit in dieser Zahl begriffen.

Zu dem großen dänischen Wörterbuche von G. Brøndsted & neuerdings ein Supplement erschienen.

Handbuch für Reisende in Italien von Reigebaur. Zweite, sehr verbesserte Auflage. Leipzig, Brockhaus. 1833. Gr. 8. 2 Thlr. 16 Gr.

Wenn unsere Kritik durch Aeußerlichkeiten zu bestimmen wäre, so würde schon der kurze Zeitraum, welcher zwischen der ersten und der zweiten Auflage dieses Werks verfloßen ist, einen günstigen Einfluß darauf ausüben müssen. Auch ist der Zusatz: „sehr verbesserte Auflage“, eineswegs, wie so oft, ein müßiger, und wie sich der laatsbürgerliche und gesellschaftliche Zustand Italiens seit dem ersten Erscheinen dieses Reisehandbuchs gar nicht unwesentlich verbessert hat, so ließ sich von einem so aufmerkamen Länder Schilderer wie unser Verf. erwarten, daß er nicht unterlassen würde, seinem Werke auch die Verbesserungen zu geben, welche den Werth dieser neuen Auflage so sehr erhöhen. Die neuesten statistischen Nachrichten, so wie sie auf neue Straßenanlagen, Postverbindungen, Bevölkerung, Bauwerke, auf Münzwesen, Verwaltung und Verfassung und ganz vorzüglich auf Literatur und literarischen Verkehr sowie auf Entdeckungen, glückliche Ausgrabungen und industrielle Anstalten Bezug haben, sind mit Sorgfalt und Vorsicht benützt worden und theilen diesem Handbuch für den Augenblick den Grad relativer Vollkommenheit mit, welcher die Marktselbde jedes menschlichen Werkes überhaupt bildet. Diesem sichtbaren Streben nach Vervollkommnung gebührt, wenn es von solchen Mitteln und solchem Erfolge begleitet wird, an und für sich Achtung und Anerkennung. Wir aber sollen diese um so lieber, als die Erfahrung nur zu häufig lehrt, daß gedruckte Werke von ihren Verfassern vernachlässigt zu werden pflegen, wie sehr sie auch der pflegenden und nachessernden Hand bedürfen mögen.

Die Einrichtung dieses Reisehandbuchs, welches für einen bestimmt festgehaltenen Zweck — den Mittelclassen der reisenden Welt zur Belehrung und zum Führer in Italien zu dienen — gegenwärtig wol das befriedigendste und ausreichendste Hülfsmittel darbietet, ist bekannt und wesentlich un verändert geblieben. Eine 300 Seiten starke erste Abtheilung umfaßt nach Verschledenheiten des Reisezweck, die besondern Anleitungen für eine zweckentlicke Reiseeinrichtung, facultative Reisepläne, allgemeine Notizen über Kosten, Jahreszeit, Vorkenntnisse, Post- und Paßeinrichtungen, nebst einer Beschreibung Italiens aus

algemeinem Gesichtspunkt. Gegen die hier gegebenen Nachrichten und Rathschläge haben wir wenig zu erinnern; einiges Nebensächliche aber hätten wir anders gefaßt. So empfiehlt der Verf. die Bewaffnung mit einem Dolch; wir aber halten, durch eigne Erfahrung gewizigt, jede Bewaffnung in Italien für unnütz, selbst für gefahrbringend. Außerdem daß Waffen in vielen Theilen Italiens streng verboten sind, daß z. B. in Piemont, wie der Verf. selbst weiß, sogar den Taschenmessern der Reisenden die Spitzen abgebrochen werden — was soll dem Deutschen ein Dolch, den er nicht zu gebrauchen weiß? Weiter hält der Verf. Empfehlungsbriefe für nothwendig; wir halten sie für eine höchst unnöthige, ganz nutzlose Belastung des Reisenden. In Italien und in England ist das Reisen eine so gewöhnliche Sache geworden, die Wirkung von Empfehlungsbriefen hat sich in der allgemeinen Schätzung so abgestumpft, dies Mittel ist so verbraucht, daß von Roveredo bis Pästum kein Italiener mehr etwas auf ein Empfehlungsschreiben gibt. Bankbriefe und Wechsel sind in Italien überhaupt mehr werth als Empfehlungsbriefe; denn allerdings schätzt der Italiener nächst dem Menschen an sich nichts höher als sein Geld. Der Franzose fragt nach unserer Meinung, der Spanier nach unserm Glauben, der Deutsche nach Rang, Geburt und Connectionen, der Russe nach unserm Militairgrade, der Engländer nach unsern Verbindungen und unserm Umgang, der Italiener zunächst nach uns selbst und dann nach unserm Gelde. Ebenso ist Das, was der Verf. über die Platzbedienten in Italien sagt, auch einer Berichtigung bedürftig. Dies Geschmeiß ist dort schlimmer als die Sumpfmücken und jedenfalls viel häufiger als die schuldlosen Scorpionen, die, nebensher gesagt, doch wenigstens nicht im Solde der Polizei stehen.

Gegen die allgemeine Beschreibung von Italien, welche 40 Seiten füllt, ist beinahe nichts zu erinnern, und die reiche Abtheilung: „Historische und artistische Zusammenstellungen“, ist ein sehr befriedigendes und sehr nutzbares Capitel. Wir finden hier die Reihe der Kaiser Roms, der Päpste, der berühmtesten Maler, Sculptoren, Kupferstecher, Tonkünstler, Architekten und Mimen in guten Zusammenstellungen. Der Zustand der Wissenschaften ist zu flüchtig beleuchtet; besser sind die Universitäten, die Höhengmessungen und die Städterangordnung. Die Capitel:

„Post- und Münzwesen“, sind tüchtig gearbeitet und sehr nützlich; die gewöhnlichen Reiserouten, zur Auswahl, sind zweckmäßig angegeben; nur hätte hier gleich angebeutet werden können, welche von zwei zu gleichem Ziel führenden Straßen der Antiquar, der Naturfreund, der eilige, der sparsame, der bedächtige, der gefahrshüthende, der bequeme Reisende zu wählen hätte. Nach Rom z. B. muß der historische Reisende über Perugia den Weg nehmen, ebenso der bequeme, der naturliebende, der langsame. Der eilige, der sparsame, der Gefahr und Unbequemlichkeit nicht scheuende Reisende wird besser thun, über Siena zu reisen u. s. w. Das Capitel: „Literarische Nachweisungen“, ist umgearbeitet und sehr befriedigend; es fehlt auf 27 Seiten kein einigermaßen brauchbares Buch.

Mit S. 200 beginnt die Beschreibung der einzelnen Orte und zwar in alphabetischer Ordnung. Die häufigen Verweisungen, die dadurch nöthig werden, sind ein Uebel; die Bequemlichkeit, jeden Punkt und jede Nachricht sofort auffinden und nachschlagen zu können, sind ein Vorzug. So finden wir bei dem Worte: „Aetna“, alles Dahingehörige beisammen, was in andern Handbüchern an sehr verschiedenen Orten gesucht werden muß. Einem eigenthümlichen Reiz der Schilderung gewährt der große Reichthum an Citaten aus den alten Autoren, der von der classischen Heilsamkeit des Verf. zeugt. Es ist außer Bologna fast kein Ort von Bedeutung, über den er nicht in Vers oder Prosa legend ein interessantes Citat aus dem Alterthum beizubringen weiß. Die „Campagna di Roma“ aber ist ganz durchwürt mit solchen Anführungen, die wie Löwe einer vergangenen Vorwelt mit geistigem Fittich über diesen Schollen schweben und ihnen einen ewigen Charakter mittheilen. Dies Capitel ist mit vorzüglicher Liebe und tüchtiger Wissenschaft geschrieben; wir haben es bis in seine kleinsten Details ernst geprüft und keine einzige unhaltbare Meinung darin aufgenommen gefunden. Manches hier ist zweifelhaft, aber gradezu falsch ist nichts, und das will bei einer Schilderung der Campagna nicht wenig sagen! Auch sind die Quellen gewissenhaft angegeben. Ein anderer sehr gut gearbeiteter Abschnitt ist „Pompeii“; die Geschichte, wie die Schilderung ist loblich, kurz, ausreichend und die neuesten Entdeckungen sind berücksichtigt. Rom nimmt 70 enggedruckte Seiten ein, fast zu viel im Vergleich zu Neapel, dem nur 12 gewidmet sind. Wir vermiffen hier eine gedrängte Charakteristik des Lebens und der Bevölkerung; hier galt es: in wenigen Worten viel zu sagen. Auch für Venedig sind 12 Seiten sehr wenig, und wir hätten, wenn es sein mußte, lieber Rom und Florenz vergrößert, um nur die alte, schon so tief gebemäthigte Beherrscherin der Adria nicht durch eine so flüchtige Behandlung zu kränken. Und Venedig, als Stadt, gehört doch zu den anziehendsten Erscheinungen in Italien, wenn seine letzten Beherrscher auch Unvorsichtige waren. Soll denn das alte, halb wüste, aber in seiner halben Verwüstung freilich unvergleichliche und höchst prächtige Rom fort und fort alles Interesse verschlingen und sollen dem reichen Norden, wie dem ruhenden Süden Italiens die Blicke des Reisenden stets nur wie

Brosamen von dem Tische des Reichthums zufallen? Da möge der Gott Apollonius verhüten!

Sehr wünschenswerth in diesem „Handbuch für Reisende in Italien“ wäre eine kurze Charakteristik des Lebens, des Verkehrs und der gesellschaftlichen Zustände in den größten Städten der Halbinsel gewesen. Ein solche war mit wenig Pinselstrichen zu geben. Der Verf. konnte in Mailand z. B. den aristokratischen Sinn der Gesellschaft, neben einem starken demagogischen Element im großen Haufen, in Venedig den gedrückten, nur von Erhaltung lebenden Geist der Gesellschaft, in Venedig die affectirte Großstädterei, in Florenz den feinen, weichen, aber etwas mattberzigern Ton des Umgangs, in Venedig den berechnenden Kaufmannsgeist, in Rom die hohle, unbesorgten, stets gehaltenen Formen des Umgangs mit den echten, natürlich-stolzen, aber höchst erträglichem Ton des mezzo-ceto (Mittelclassen), in Neapel die factische Geselligkeit, die stete Ausgelassenheit, die völlige Rücksichtslosigkeit und die Unstille, in Bologna den Ernst, die Wissenschaftlichkeit der guten Gesellschaft, in Padua den städtischen, veralteten Geist, in Siena und Perugia die reine Kunstliebe und den wahren Kunstgenuss, in Palermo die Abwesenheit aller gesellschaftlichen Form, in Catania und Messina die Selbstvergessenheit der Gesellschaft und ihre völlige Richtungslosigkeit anmerken, und so mit wenig Worten uns auf den Punkt der Beurtheilung zu stellen suchen. Dies bleibt für eine dritte Auflage zu thun übrig, die hoffentlich nicht ausbleiben wird. H.

Zur Geschichte und Schilderung des columbischen Festlands.

Seit den bekannten Berichten des Capt. Hall über die America dürfte folgende Schrift: „Campaigns and travels in Venezuela and New Granada and in the Pacific Ocean, from 1817—30, with the narrative of a march from the river Orinoco to San Buenaventura in the coast of Peru; and sketches of the west coast of South America, from the gulf of California to the archipelago of Chiloe. Also, tales of Venezuela, illustrative of revolutionary wars, manners and incidents“ (3 Bde. London 1831), der reichsten Stoff zur Belehrung und Unterhaltung gewahren. Längst als ein weites der Verf. in jenen Ländern. Er brach sich nicht all als ein aufmerksamer und gescheiter Augenzeuger und gewinnt unser Vertrauen durch die Kunstlosigkeit seiner Schilderung. Jugendliche Lust zu Abenteuer und fröhlicher Geiz führte ihn, da es in Europa ruhig geworden war, 1817 in einer Expedition von Langstreichern zur Unternehmung Bolivar's, Marino's und Gregor M'Gregor's nach Columbia. Nach manchem gefährlichen Abenteuer erreichte er zuerst Krui und Galabozo das Hauptquartier Bolivar's. Derselbe trug einen Dragonerhelm, ein blaues Collet mit rothen Aufschlägen und drei Ketten vergoldeter Knöpfe, an den Hüften Schenkel von den Hüften der Ase und in der Hand eine kleine Fahne mit einer schwarzen Flagge, worin ein Todtenkopf und darunter die Worte: „Tod oder Freiheit“, gekleidet waren. Die ihm anvertrauten Officiere waren meistens farbige Leute, mit Färbung in zwei weißen, der Generale Parz und Urbarruta. Die Bedienung der meisten bestand aus Ueberwachen, aus Bruch von indianischen Fächern zusammengesetzt und aus Hütern von geflochtenen Palmblättern, mit bunten Federn geschmückt. Einmal die von dem Verf. trugen aber doch schwere, silberne Sporen mit goldenen Klappen. Nicht minder späßhaft hat man sich die großen

Sonnenhitze aus, wodurch sie sich gegen die Kälte der Sonne zu schützen suchten. Obrist Juan Gomez, Peris' Lehrling, trug einen Helm von geschlagenem Gold und der Beschützer seiner Leibgarde, Casabaj, einen schwarzen Helm. Schwere silberne Harnische waren überhaupt keine Seltenheit. Als die britischen Pionniere heranzogen, sprangen jene wildwüthenden Hauptlinge ihnen entgegen und bewillkommten sie mit heulendem Geschrei und furchter Umräumungen. Nur Bolivar ließ es bei einem stillen Gemithe mit einem ihm eigenen, melancholischen Lächeln bewachen und rief schwermüthig weiter. Als aber zu Nacht halt gemacht worden war, ließ er die Briten zu sich laden, empfing sie unter dem Bäumen, wo er in einer Hängematte saß, mit aller Freundlichkeit eines gebildeten Weltmanns, entschuldigte die Unfertigkeit des gegenwärtigen Zustandes und drückte zugleich seine Freude aus, endlich europäische Krieger in seinem Heere zu erblicken, durch deren Beispiel und Belehrung auch die eingeborenen Offiziere herangebildet werden würden. Er erkundigte sich demnach nach dem Stande der Sachen in Europa und entließ die Briten sehr artig, nachdem er sie der besonderen Fürsorge eines seiner Stabsoffiziere empfohlen hatte. Das königlich spanische Heer unter dem grimmigen Morillo war unterdeß so nahe herangerückt, daß Bolivar der sehr zweifelhaften Entscheidung eines Treffens nicht mehr anwidern konnte. Bei Aufgang der Sonne standen beide Heere in Schlachtdrängung einander gegenüber. Nur ein schmaler Fluß trennte sie noch, um dessen Uebergänge mit wechelseitigen Schößen den Tag über gekämpft wurde. Schwächer an Zahl und ungenügend im Aufzug — denn, Bolivar's Heere ausgenommen, trugen die Uebrigen, was sie hatten eben habhaft werden können, spanische Uniformen, dreie Strohhüte, Leinwand und Leder, in welche sie ein Roth geschnitten hatten, um den Kopf durchzucken zu können, Schwabes aus rohen Kuhhäuten und als Waffen alte, meistens schlechte Gewehre, Lanzen und Bayonets, auf Stangen gefest —, so standen die Patrioten den zahlreichern, wohl bewaffneten und disciplinirten Spaniern gegenüber. Dazu war die Reiterrei der Patrioten so schlecht dreckt, daß sie gar nicht gebraucht werden konnte, und das Gepäck war sehr ungenüßig durch furchtsame, nur mit Bogen und Pfeilen bewaffnete Indianer, die beim ersten Krachen der Feuerwaffen davonschickten, gehet. Auch Kriegsmusik, um dieses wenig versprechende Heer zu ermutigen, fehlte, man wählte denn einige zerfprungene Trommeln und ein Paar Clarinetten dahin rechnen wollen. Demnach trachteten kämpften diese eifrigen Leute unermüdet und unermüdet so lange um den Sieg, bis die Schlacht augenscheinlich verloren war. Es blieb für Bolivar nichts übrig, als sein Heil in der Flucht zu suchen. Unsr Verfasser, der mit der Schnelligkeit der Eingebornen nicht weitersuchen konnte, sah sich gar bald als einsamen Wanderer, wackelnd Stiefeln und Waffen von sich und suchte ein Versteck in einer hügeligen Gegend. Hier warf er, gänzlich erschöpft, sich im Größten nieder und erwartete jeden Augenblick von den Besorgern niedergehauen zu werden. Da aber mehre derselben, ohne ihn zu entdecken, vorübergegangen waren, schöppte er wieder Hoffnung, doch wieder zum Heere gelangen zu können, trotz im Unterholze eine feste Höhe hinauf und sah von dort das Schlachtfeld, das nach los Morcos sich hinzieht, dicht mit gedörrten Menschen und Pferden überfüllt. Das Patriotenheer war verschwunden; nur hier und da erblickte er noch einige Nachzügler, die aber der Feind umringte und niederschoss. Morcos und sein Stab hielten auf einer Anhöhe; gefangene Offiziere wurden vorgeführt und nach zünftigen Fragen und Verhörungen abgeführt und erschossen. Nun ward es Nacht. Die Lagerfeuer der Spanier beleuchteten dem Verf. den Weg, welchen er nicht nehmen durfte. Während die Feinde und wilden Hunde schon an den Leichenbedeckten Ufern des Flusses ihr Festmahl hielten, schlich er unter den Sträucher hinaus, erreichte bei Tagesanbruch ein herrliches Thal, wo ihn das Krachen der Hölzer und eine Hütte begrüßte, die aus dem Zuckerrohr und Platanen einladend hervordrückte. Die Bewohner, ein schwarzer, alter Indianer, dessen Frau und vier Töchter, empfingen

ihn mit großer Höflichkeit, da sie ihn nach seiner Farbe und Kleidung für einen Spanier hielten. In ihrem schlichten Spanisch werten sie jedoch bald, daß sie sich geirrt haben, erkannten nun sehr richtig in ihm einen der Engländer, welche, wie sie gelehrt hatten, zu Bolivar's Heere gehören seien, beschwerten ihn aber, daß sie ihn nicht verrathen würden, da auch sie im Herzen echte Patrioten seien. Um ihn vor dem spanischen Streifzügen zu sichern, ließ ihn der Alte durch einen seiner Töchter in ein Döckchen vom Zuckerrohr führen, wo sie ihm ein Lager von Matten bereitete und dann köstlich Wasser und reichliche Nahrungsmittel zutrug. In diesem Versteck blieb er, während öfter spanische Soldaten die Hütte und die Gegend durchwühlten, einige Tage, wollte dann aber, da er seine Kräfte wiederhergestellt fühlte, eine so lebenswürdige Familie nicht länger einer ständigen Todesgefahr aussetzen; er beschloß, in den Wald oberhalb des Thaales zu flüchten und einen Weg nach Bolivar's Lager zu suchen. Zwar rieth der gute Alte von diesem jetzt noch zu gefährlichen Wagemuth ab; da aber der nicht minder edelmüthige Witte bei keinem Beschlusse verharrete, verfolgte der Alte ihn mit Lebensmitteln, Stroh, Zucker und Gewürzen, Kakaos und Bienen, drückte ihn herzlich an seine Brust und sandte ihm die innigsten Wünsche nach. So wanderte der Verf. nun in die majestätischen, woeniglich schattenden Hallen der Mahagonybäume des Bergwaldes ein. Auch an manchen Früchtdämmern, auf denen die lustigen Affen schwaufen, fehlte er nicht. Hin und wieder ließen zwar auch Panther ihre unheimliche Stimme erschallen, kamen aber doch nicht näher. Als endlich der mitgenommene Vorrath aufgezehrt war, schlich sich der Flüchtling in nahe Zuckerplantagen und verfolgte sich mit neuer Wegeführung, die ihm aber, wenn er sie nicht sorgfältig bewachte, wiederum die Affen stöhrten. Diefers mußte er mit Schlangen sein Nachtlager von trockenem Weidenzweigen theilen, die aber, wenn man sie ruhig gewöhren läßt, ganz friedlich bleiben. Herrlich waren des Nachts die Wälder von dem Fledermausfliegen erleuchtet, die, einem Feuerregen gleichend, von Baum zu Baum flogen. Dieser Wanderung in den Nebengebirgen ward aber der Verf. denn doch auf die Länge so müde, daß er schon entschlossen war, sich den Spaniern auf Gnade und Ungnade zu ergeben, als er unerwartet des Nachts bei Mondenlicht mit einem Unglücksgefährten, der gleichfalls im Zuckerrohr foragirte, zusammentraf. Beide näherten sich Anfangs einander sehr behutsam, bis sich beide als Reiter des bei La Puerta geschlagenen Heeres erkannten. Biente Arzama — so hieß der Kamerad — ein kräftiger, junger Krieger, des Landes kundig, auch bekannt mit vielen patriotisch gekanteten Familien in den Sträßen, erweckte sichere Hoffnung, Bolivar's Lager wieder zu erreichen. Von Ergebung an die Götter (Göttern, Spanier) rieth er durchaus ab; denn jeder Flüchtling, den sie entdeckten, wurde sofort niedergeschossen. So richteten denn beide Wanderer ihren Weg nach dem ungenannten Heere Morcos des G. Juan, überzogen dieselben, folgten auf der andern Seite dem Laufe der Ströme und erreichten eine offene Landschaft. Hier grüßten sie aber unversehens mitten in die Quartiere der Spanier, schlichen jedoch glücklich hindurch und gelangten in der Nähe der Stadt Oriz zu einem patriotisch gekanteten Priester, einem Bekannten Arzama's, der die beiden Flüchtlinge mit väterlicher Zärtlichkeit aufnahm und sie mit seinem eignen Kleider neu ausstattete; denn die nun bereits zweimonatliche Flucht hatte die ihrigen längst in Lumpen verwandelt. Als er, ein wohlbeleibter Mann, die beiden ausgrüßte, verhängerten Klüchte in seinen weissen Kleider erblickte, konnte er sich doch eines herzlichen Weidwerts nicht enthalten, und sie selbst, ermahnet und trüblich, wie sie waren, konnten ebenso wenig sich erwehren, mit einzustimmen. Lange Stunden durften sie aber nicht, da man stündlich die Avantgarde der Spanier in Oriz erwartete. Der gute Suorardo verschaffte sie reichlich mit Lebensmitteln, Cigarren und seinem Geigen, hatte auch verflohenenweiße einige Thaler in das Reisebündel gesteckt, und es dauerte nun nur noch kurze Zeit, so hatten sie Bolivar's Lager

ohne weiteren Unfall erreicht. Die Regenzeit war eingetreten, und der Bezirk Ichaguas, wo B. lagerte, war durch die ringsum aufgetretenen Flüsse in eine Insel verwandelt worden, wo man vom Feinde nichts weiter zu fürchten hatte. Hier war durch Paez, der eine Art Premierminister Bolivar's vorstellte, eine sehr einfache Klänge eingerichtet. Sie bestand aus einem Block, in welchem ein Stempel mit dem Zeichen: 1/2 Dollar, befestigt war. Ein Stück Metall, welches aus 1/2 Silber und 1/2 Kupfer bestand, wurde darauf gelegt und nun tüchtig zugeschlagen. Ein Grobschmid und dessen fünfzehnjähriger Hube waren die Münzmeister. Auf Schrot und Korn wurde nicht sonderlich gesehen; auf die Form noch weniger. Dennoch leistete dieses rohe Geld dem Heere und der Umgegend große Dienste. Auch ist es ein Jahr nachher, wo sich die Umstände der Parteien verbesserten, dem Versprechen getreu, gegen gutes Geld wieder eingewechselt worden. Eingesperrt durch die angeschwollenen Ströme und den tiefen Sumpf der Savannen, war der Aufenthalt in Ichaguas nicht sonderlich anmuthig. Selbst in den Städten saß man bis über die Knie in den Schlamm. Die beste Unterhaltung gewährten noch die hieher geschickten Familien, die einst bessere Tage gesehen hatten. Die Guitarre und der Gesang schöner Frauen verkürzten manchen trüben Winterabend. Besonders aber bestreute sich General Paez, die Gesellschaft zu ergötzen. Konnte er geistige Getränke anschaffen, so gab es sogleich einen Ball für die ganze Stadt, wo er ganz vortrefflich den Wirth machte. Er war als der beste Tänzer und Reiter berühmt. So ließ er denn öfters zum Zeitvertreib eingefangene wilde Pferde auf den Platz treiben, er und seine Leibwache schlangen sich nun auf die tolen Thiere, und da gab es denn Errenen, daß den Zuschauern das Haar zu Berge stand. Das Johannisfest besonders wird hiesiges Landes mit Wettrennen gefeiert. Dergleichen der Boden durchaus ungewohnt war, bestiegen dennoch Paez und Einige seines Stabes, die Weissen ohne Sättel, ihre Pferde, ritten noch vor Tagesanbruch, spielend auf Zithern, durch die Stadt und luden mahnungsvoll ein, ihnen zu folgen. Die Hauptergötlichkeit bestand aber darin, daß bei dem ungeheuren Roth in den Straßen Jeder seinen Nachbar so sehr besprügte, wie er nur immer konnte, sodas die natürliche Farbe von Pferd und Reiter bald nicht mehr zu unterscheiden war. Wer irgend zögerte, dem Zug zu folgen, wurde ohne weitere Umstände aus dem Bette geholt, auf die Straße geschleppt und bewittet gemacht. Dieses Schicksal betraf denn auch den hochpreistlichen Alcalde der Stadt, Don Pepe Ruzes, einen erst kürzlich verheirateten Mann, der sich besonders sauber in Kleidung zu halten pflegte. Auch dieser wurde noch im Bette erwischt und, wie alle Ehemänner, bewittet gemacht. Nachdem der Zug so eine Weile fortgetobt hatte, führte Paez die ganze Gesellschaft in den vorbeistührenden Fluß Apurico und Alle mußten mit ihm hindurchschwimmen, um sich sämmtlich wieder zu säubern. Darnach pugte sich jeder mit dem besten Festkleiden und begab sich zum General, der die Gesellschaft mit einem Frühstück bewirthete, wozu er alle Eckerdörfer der Umgegend herbeigeschafft hatte. — Unser Verfasser benutzte die Zeit der Waffengewalt dann aber auch, die Sitten und Gewohnheiten des columbischen Volkes näher kennen zu lernen und besonders das Hirtenleben in den von aller cultivirten Gesellschaft weit abgelegenen Bezirken. Die Gastfreundschaft wurde hier in einer Weise geübt, daß man sah, die Besuchten hielten sich dem Wirth für seinen Besuch höchlich verpflichtet. Die Wohnungen dieser Naturmenschen bestehen aus einer großen Halle, deren Wände ringsum mit Sätteln, Säumen und Schlingen behangen sind. Das Aneublement ist ein gewaltiger Tisch und lange, in dem Boden befestigte Bänke. Diese Halle ist zugleich das Schlafgemach für alle männlichen Insassen. Die Betten bestehen aus rohen Ochsenhäuten. Im Sommer schläft man aber unter freiem Himmel. Kräftig ein Gast ein, so wird er mit „Ave Maria purissima!“ bewillkommt,

ihm das Pferd abgestallt, Wasser gebracht, die Füße zu waschen, ihm eine Decke im Schatten hingebreitet und er legt sich nieder, um auszurufen. Unterdessen hat schon einer von der Familie ein Pferd gesattelt, um ein Kalb oder junges Mäh herbeizuholen, und wenn der Gast erwacht, findet er den Braten aufgetragen. Da Salz ein seltener und theurer Artikel ist, pflegt man eine kleine Portion in Wasser zerlegen zu lassen; es geht in einer Schale rundum, und Jeder taucht seinen Bissen hinein. Milch, Käse und Branntwein machen den Beschluß. Dergleichen diese von aller Welt abgetragenen Landleute unbeschreiblich magerig sind, hatten sie doch mit Fragen an sich, bis der Gast sich vollkommen gesättigt hat. Bald nach Sonnenuntergang begibt man sich, nachdem der Hausvater den Rosenkranz gebetet hat, wobei Alle aufrecht stehen und bei den Responsorien einstimmen, zur Ruhe. Vor dem Ausbruch der Revolution trieben die Landleute einen lebhaften Handel mit Käse, Manihottens u. s. w. nach der Küste und brachten von dort her europäische Waaren zurück. Der Krieg, wo Jeder, der Waffen tragen konnte, sich für die eine oder die andere Partei erklären mußte, unterbrach aber allen Verkehr für lange Zeit. Bei dem Welen der Käse nimmt man den Augenblick wahr, wo sie die Kübel säugen, zieht das Kalb unbemerkt zurück und stellt dann die Kuh, die sonst den Wirth nicht zurück. Bild man Pferde, die in der Wildnis umherstreifen, einfangen, so treibt man die Herde zusammen, wirft dem, welches man angewählt hat, die Schlinge über, zwei oder mehrere Männer halten sie fest, bis das gedämpfte Thier niederstürzt. Man gibt ihm sodann einige Schläge auf den Kopf, daß es betäubt wird, besürzt, sattelt und jäumt es während dessen und läßt dann die Schlinge allmählig nach; das Thier erholt sich, steht auf, bleibt ruhig, zittert aber an allen Gliedern. Unterdeß hat der Reiter sich hinaufgeschwungen und festgesetzt, und nun hebt der Kampf zwischen der Kraft des erschrocknen, wilden Thieres, das nach Freiheit schnaubt, und der Reitkunst des Steppendewehrs an. Aber die letztere steigt.

Die Columbianer sind im Allgemeinen geistvolle, beherztig und unparteiische Menschen; letzteres nur in Rücksicht der Religion nicht, worunter jedoch bei ihnen die Liebe nicht leidet, indem sie in ihre zahlreichen Hospitaler Kranke ohne Unterscheid der Religion aufnehmen.

Dem Verfasser auf seinen übrigen Wanderungen nord- und südwärts weiter zu folgen, gestattet der Raum nicht. Wir hoffen, seine Berichte werden für Länder- und Völkereunde nicht unbenutzt bleiben. 82.

Literarische Notizen.

„Essai sur l'histoire littéraire du moyen-âge, par Charpentier“. Die liter. Geschichte des Mittelalters ist ein Oeuvr, dessen Ufer kaum bezeichnet sind. Trotz mancher schätzbaren Arbeit bedeckt die Finsterniß noch den Ager und der Quell Gottes schwebt über den Wassern. Damit es Licht werde, muß das Lebensprincip der Kunst im Mittelalter philosophisch nachgewiesen werden. Dies hat Hr. Charpentier sich nicht zur Aufgabe gemacht, sein Werk ist kein System, sondern eine sachliche lebendige Darstellung nicht der sämmtlichen Geschichte, sondern nur der einzelnen Lichtpunkte. Es reißt zu erwarten, daß der Verf. sein Werk nach umfassenderen Kenntnissen ausbebaue und von den Höhen in die Tiefe, von den Allgemeinheiten ins Detail heruntersteigen wird.

„Vie de Lafayette par Emile Gignoul“. Lafayette gebort zu der kleinen Anzahl von Menschen, die man noch bei ihren Lebzeiten ebenso unparteiisch beurtheilen kann, als die Nachwelt es vermag. Die angefordigte Biographie hat nebst dem Verdienste der lebendigen, klaren Darstellung den Vorzug, daß mehrere neue und wichtige Urkunden beigelegt sind. 19.

Die Wunderfage von Uroy. Vom Verf. des Vivian Grey. Ins Deutsche übersetzt von Th. Hell. Zwei Bände. Berlin, Duncker und Humblot. 1833. 8. 3 Thlr.

Die Gegenstände, welche dieser Roman uns vor Augen bringt, sind in mehrfacher Rücksicht anziehend. Wir werden nämlich in den Zeiten und in eine vielfach bewagte Zeit versetzt, in die Zeit, welche das Khalifat seinem Untergange entgegenführte. Eine der vielen Erschütterungen wird hier geschildert, welche der Auflösung dieses Weltreiches vorausgingen und dieselbe zuletzt herbeiführten. Der Anstoß zu dieser Erschütterung wurde durch ein Volk gegeben, welches, obgleich sehr gering an Zahl, doch vermöge seiner innern Energie, welche nur zu oft in Parteinäcigkeit und Fanatismus ausartete, eine große Rolle in der Weltgeschichte spielt, nämlich von den Juden. Ein junger Mann, durchglüht von Ehrgeiz und befähigt durch einen raschen, durchdringenden Geist, benutzte den Stolz und die Erbitterung desselben gegen seine Unterdrücker, stellt sich an die Spitze der Unzufriedenen und wird mit ihrer Hülfe ein glücklicher Eroberer und mächtiger Fürst. Da er aber selbst nicht Fanatiker ist, so trennt seine Laufbahn sich sehr bald von der seiner begeisterten Freunde. Diese verlassen ihn, ehe es ihm noch gelungen ist, seine neue Herrschaft zu befestigen, und führen dadurch seinen Sturz herbei. Das Ganze ist also die Schilderung eines Kampfes zwischen weltlichem und religiösem Ehrgeize, und der Verf. ist wegen der Wahl dieses tiefen, inhaltsreichen Stoffes höchlich zu loben. Nimmer lobenswerth erscheint nun freilich die Art, wie diese Grundidee des Ganzen im Einzelnen durchgeführt wird. Was zunächst die Darstellungsweise im allgemeinsten Sinne des Wortes betrifft, so versichert der Verf. S. vi der Vorrede, er habe einen neuen Styl erfunden. Die nun folgende nähere Erklärung über die Art dieser Erfindung ist ein so seltsames Gemisch von Wahrheit und Unwahrheit, und zugleich so bezeichnend für den prosaischen Charakter unserer Zeit und für die Besonderheit dieses Romans, daß es als zweckgemäß erscheint, die Gedankenfolge derselben anzugeben. In alten Zeiten, sagt der Verf., waren die Gedichte gesprochen worden, und zwar meistens vor einer versammelten Menge von Zuhörern, daher hätten dieselben vor allen Dingen leicht verständ-

lich sein müssen. In Folge dessen sei (S. vii) „der Geist der alten Dichtungen mehr materiell als metaphysisch, oberflächlich, nicht tief eingehend“. Um nun aber trotz dieser Oberflächlichkeit ihrer Gedichte die Zuhörer einigermaßen zu fesseln, hätten die alten Sänger allerlei künstliche Mittel angewendet; sie hätten Musik, Declamation, Tanz hinzugenommen, um die Wirkung ihrer Vorträge zu erhöhen; sie hätten endlich zu diesem Zwecke auch das Metrum erfunden. „Ihre Absicht bei diesem Systeme des Wörterbaues war, ihre Mittheilungen durch seltsame Redensarten und ungewöhnliche Constructionen zu erhöhen“ (S. viii). Man sieht, daß der Verf. die kleinliche Befangenheit moderner Dichters in den Geist des Alterthums recht geschickt einzuschwärzen weiß. Später habe man nun, wird ferner berichtet, diese Einrichtung, wie so viele andere, gedankenlos beibehalten, und um die Leere und Zwecklosigkeit derselben zu verdecken, noch „das barbarische Getöse von Reimen“ hinzugefügt. Seitdem nun aber die Buchdruckerkunst erfunden sei, lasse sich durchaus kein Grund mehr angeben, warum der einförmige Gang der Metra noch beibehalten werden solle, und er halte es durchaus für zweckmäßig, daß man von nun an nur in Prosa schreibe. Das Spasshafteste in diesem Vorschlage ist, daß der Verf. sich ganz so ausdrückt, als hätte vor ihm noch Niemand einen Roman in ungebundener Rede geschrieben, und als sei er zuerst auf den Gedanken gekommen, daß die Prosa eine bequemere Redeweise sei als die metrische Rede.

Damit man nun aber sehe, daß der Verf. trotz seiner Selbstanklagen sich doch ein ernstes Ziel gesteckt hat, und damit wir Das, was er leistet, mit Dem, was er leisten will, desto besser zusammenstellen können, so will ich die Anforderungen, welche der Verf. an seinen neuerfundenen Styl macht, anführen. S. xiii heißt es nämlich:

Unstreitig ist der Styl, in welchem ich dieses Werk zu schreiben versucht habe, ein zartes und für einen Künstler schwer zu behandelndes Instrument. Er muß seine Freiheit nicht missbrauchen. Er muß sich ebenso vor dem Schwülstigen und Bombastischen wie vor dem Magern und Niedrigen hüten. Er muß sich in seinen Staatskleidern leicht bewegen, und ein Grad von Eleganz und Würde muß ihn selbst las Zeit und auch den Marktplat begleiten. Die Sprache muß nach und nach mit dem Wachsen der Leidenschaftlichen Reizen und mit den leiser werdenden Erregungen in harmonischem Einklange stehen.

Das Alles muß freilich eine gute Prosa leisten; aber

es ist eine der größten Lächerlichkeiten, die je gesagt worden sind, daß die metrische Rede dasselbe nicht leisten könne. Die Abneigung unsers Verf. gegen den Versbau ist übrigens sehr erklärlich; denn das Streben nach gedankeloser Ungebundenheit ist einer der Hauptcharakterzüge unserer Zeit. Wie weit die Gleichgültigkeit unsers Verf. gegen poetische Form überhaupt geht, zeigt unter Andern das Bekenntniß (S. XIII), er hätte Atryp zum Helden eines Trauerspiels gemacht, wenn nicht „eine Dichtung für die Bühne in gegenwärtiger Zeit ohne alle praktische Wirkung ließe“. Wer schon äußerliche, zufällige Rücksichten darüber bestimmen läßt, ob ein Gedicht in Form eines Romans oder eines Trauerspiels abzufassen sei, macht sich dadurch von vorn herein eines entschiedenen Mangels an poetischem Talente verächtlich.

Betrachten wir nun die Darstellungsweise des Verf. selbst näher, so findet sich, daß sie der Hauptmasse nach weiter nichts ist als eine Walter-Scott'sche Manier, welche allerdings die äußere dramatische Form noch etwas mehr, als gewöhnlich geschieht, hervortreten läßt. Im Ubrigen unterscheidet sich die Erzählungsweise des Verf. von dem alltäglichen Romanentone nur dadurch, daß hin und wieder, und namentlich im Anfange der einzelnen Capitel, in welche der Roman getheilt wird, kleine lyrische Stellen eingeschoben werden, welche, wie es scheint, den Ton des Ganzen zu erhöhen bestimmt sind. Da der Verf. selbst in der Vorrede auf diese Strophen als auf Etwas, das ihn auszeichne, aufmerksam macht, so will ich eine derselben dem Leser vorführen. Der zweite Abschnitt des ersten Bandes beginnt also:

Gie, sitze dahin, du stolzes Ross, und drücke deine Spur auf die pfablose Wüste. Unter dir ist die unbegrenzte Erde, über dir der unbegrenzte Himmel, ein ebener Boden, eine glühende Luft. Schnell, schnell dahin, du stolzes Ross, die pfablose Wüste entlang! — O! glaubst du, daß die salzigen Ebenen dich zu Jemens glückseligen Hainen führen, und daß du äthnest in dem heißen Hauche der gewürzigen Duft Arabiens? Eine süße Aushung, edles Ross, denn diese salzige Wüste führt nicht zu den glückseligen Hainen Jemens, und der Hauch, den du einathmest, wenn die Abendluft beginnt, ist nicht der gewürzige Duft Arabiens.

Man sieht, daß hier die Lyrik der Orientalen nachzuahmen versucht ward, was aber nur in sehr geringem Maße gelungen ist. Es finden sich zwar einige Redensarten, welche wir aus den heiligen Schriften der Juden oder aus persischen Dichtern bereits kennen, und namentlich werden jene Wiederholungen, welche in den Gedichten der Orientalen eine so eigenthümliche Wirkung machen, fleißig angebracht. Nun besteht aber der Charakter der orientalischen Poesie nicht in diesen Aeußerlichkeiten, sondern in dem Geiste, dessen notwendiges Gewand dieselben sind. Von diesem Geiste möchte sich nun aber keine Spur in der angeführten Stelle zeigen. Ja, ich sehe mich überhaupt nach einem vernünftigen Sinne vergeblich darin um. Unter Andern ist es eine Thorheit, anzunehmen, ein Pferd könne den Dunst einer persischen Salzwüste für die „gewürzigen Dünste Arabiens“ halten. Das schlechteste Pferd würde sich ohne Zweifel beleidigt fühlen, wenn ihm von einer so schmähtlichen Annahme

Runde würde. Und doch enthält die Hälfte jener Strophen weiter nichts als diese naturwidrige Annahme, welche ein orientalischer Dichter sich niemals erlauben würde, und die andere Hälfte ist nicht eben sinnreicher. Freilich ist auch nicht leicht etwas schärfer für einen Arabländer, als im Geiste des Primus zu dichten, und es ist weniger zu verwundern, daß der Versuch unsers Verf. mißglückte, als daß er unternommen wurde.

Jene Hauptmasse der Erzählung nun, von welcher bereits gesagt ist, daß sie mit dem gewöhnlichen Romanentone identisch sei, ist nicht ohne Vorzüge. Einige Schilderungen sind vielmehr recht anziehend und bezeichnend. Unter Andern ist die erste Hälfte des fünften Abschnittes eine recht gute Schilderung kleinlicher Peterrie, wie sie wol damals unter den Gelehrten häufig zu finden sein mochte. Nichtsdestoweniger muß auch diese Schilderung eine die Zeit und die Umstände bezügliche, eigenthümliche Färbung abgesprochen werden, denn sie ist weder eine viel treffendere Satire auf unsere gegenwärtige Gelehrtenwelt als auf die damalige: Gelehrter Abootham und angebenere Annahme bei gänzlicher Unfähigkeit, etwas wahrhaft Fruchtbringendes zu Tage zu fördern, sind leider dem Oriente keineswegs ausschließlich eigen. Ueberhaupt aber schmeichelt der Verf. sich sehr mit Unrecht, uns ein anschauliches Bild des Orients gezeichnet zu haben. Er gibt uns statt dessen nur einzelne, unzusammenhängende Stübe, wie wir sie in jeder Reisebeschreibung lesen. Hierzu bedarf es aber der Kunst nicht. Durch die Sucht, möglichst anziehend für seine Leser zu werden, läßt der Verf. sich sogar in der Schilderung von Lächerlichkeiten zu unnützen Ungenauigkeiten verleiten. Unter Andern verlegt er in die persischen Wästen etwache Fälschungen der arabischen; natürlich aus keinem andern Grunde, als um mehr Gelegenheit zu haben, auffallende Unmöglichkeiten und furchtbare Ereignisse zu schildern und dadurch die unverständliche Menge für sich einzunehmen. Es darf uns nicht wundern, dieses Streben bei unserem Verf. wiederzufinden, da er uns demselben, wie wir gesehen haben, die gesammte Entwicklung der Kunst erlehrt. — Abgesehen von diesen Schwächen, welche man den Schwefelstein des Tages nun schon frei geben muß, ist die Darstellungsweise unsers Verf. gewandt und anziehend; er weiß die Tragik des Lesers stets ruge zu erhalten, indem er ihn grade immer so viele Nahrung zusetzt, als notwendig ist, damit sie weder erschlafe, noch überflüssig werde. Er erzählt meistens ausführlich genug, um dem Leser ein Interesse an den Einzelheiten der erzählten Begebenheiten einzusößen, und vermeidet ebenso jene allzu große Ausführlichkeit, welche die Aufmerksamkeit des Lesers ermüdet, indem sie ihn mit einer unübersehbaren Masse von Einzelheiten überschüttet. Er hat also einen guten Theil jener Kunst inne, durch welche Walter Scott sich einen so großen Ruf erworben hat. Dagegen werden die höhern Anforderungen, welche an Kunstwerke zu machen sind, nur in sehr unvollkommenem Grade befolgt. Namentlich sind jene dramatischen Stellen, auf welche der Verf. als auf eine besondere Eigenthümlichkeit seines Wer-

aufmerksam mache, meistens ziemlich matt. Die Be-
 reitheit der redenden Personen wird in diesen Stellen
 wenig in gewissem Grade bezeichnet; aber diese Beson-
 derheiten sind keine inhaltreiche, in sich entfaltete, wie sie
 in einem guten Gedichte sein würden, sondern leere,
 act; jede Person hat gleichsam nur eine Eigenschaft,
 alle stellen sich daher trocken und matt dar. Ich
 ein Beispiel anführen. Jener fanatische Glaubens-
 , welcher in dem Romane gewissermaßen das bewes-
 reisrad ist, wird natürlich geschildert, wie er in
 en Personen sich zeigt, und man könnte nun etwa-
 daß derselbe, je nach der Verschiedenheit der Charak-
 in welchen er auftritt, sich auch recht verschieden äu-
 werde. Aber eine tiefere Charakteristik dieser Art
 ganz außerhalb der Sphäre unsers Verf. Die bei-
 Personen, welche jenen Fanatismus hier hauptsächlich
 sentiren, unterscheiden sich nur dadurch von einander,
 die eine ein wenig entschiedener in ihrer Ansicht ist
 die andere. Dieser Unterschied, welcher an sich schon
 und matt genug ist, beruht aber obendrein nicht
 in der Persönlichkeit der geschilderten Charaktere,
 in einer zufälligen Stellung derselben. Denn er
 nur merklich, als es sich um die Vernichtung des
 m handelt; da dieser Held nämlich ein nahe befreun-
 zögling eines jener beiden Fanatiker ist, so weicht
 ihm nur nach einigem Zögern dem Verderben, und
 dieser Zufälligkeit beruht der ganze Unterschied zweier
 aktiere. Die Dürftigkeit der Schilderung ist hier um
 uffällender, da der zu schildernde Gegenstand ein
 imoment des Romans ist und überdies dem tiefem
 achter eine ungeheure Fülle von Erscheinungen dar-
 Hätte der Verf. diese Fülle ausbeutet, so wäre
 Gemälde ein wahrhaft poetisches und zugleich ein
 haft historisches, ein inhaltreiches und gegenständliches
 den. Wie der Roman dagegen jetzt ist, können wir
 schstens als ein dem guten Geschmacke nicht geradezu
 sprechendes Unterhaltungsbuch gelten lassen, und als
 jener freilich nur allzumehreren Classe von Lesern
 hien, welche nur lesen, um die Zeit zu tödten.
 Schließlich müßten hier noch einige Bemerkungen über
 jeden des Romans Platz finden, aus welchen sich
 näher ergaben wies, mit welcher Oberflächlichkeit der
 bei Anlage seines Romans und namentlich in der
 beitung der geschichtlichen Grundlage für seinen Zweck
 rt. Dieser Held nämlich wird zunächst dargestellt
 a rechtschuldiger Jude, wie seine Umgebungen. Doch
 schon durch, daß sein Haß gegen Andersgläubige fast
 ließlich Folge beizühiger Ehrgeizes ist. Später als sein
 ihm übermüthig macht, wird er ein Freigeist, ein
 epostet; und als das Glück sich von ihm abwendet,
 er in sich und wird zum Märtyrer für sein Volk
 ür seinen Glauben. Bis hieher hat der Verf. seine
 be sehr richtig gefaßt und daher die notwendige
 idierung einer solchen Persönlichkeit unter den gege-
 Umständen im Allgemeinen richtig angegeben. Im
 nen ist aber nun freilich wieder Vieles verzeichnet
 aburch das Ganze von eigenhämischer Färbung ent-

hält. Namentlich ist der Uebergang vom jüdischen Rechts-
 gebäude zu einer kosmopolitischen Freigeisterei in dem
 Helden nicht aus sich zu erklären, sondern auch in voll-
 ständig, wie er unter dem gegebenen Fortschritte gar
 nicht möglich ist. Der Held bedrängt sich nämlich, nach-
 dem er noch kurz vorher phantastischer Jude gewesen war,
 wie ein Staatsmann des 19. Jahrhunderts. Er will
 ein juste milieu machen, und verfährt dabei so sicher und
 folgerichtig, als sei er in der Schule unserer Doctrinaires
 aufgewachsen. Sodann wird die Katastrophe, durch welche
 der Held gestürzt wird, ebenfalls oberflächlich begrün-
 det. Die Sache ist so dargestellt, als wäre der Held
 selbst Schuld an seinem Sturze. Er überläßt sich näm-
 lich nach seiner Erhöhung einer unbesonnenen Schwelgerei
 und beleidigt einen Theil seiner Freunde ohne Rath, und
 als die unmittelbare Folge davon wird sein Sturz ge-
 schildert. Hieraus geht hervor, daß der Verf. das tiefere
 Sachverhältnis nicht begriffen hat, obgleich dasselbe klar
 vor Augen liegt. Die Nothwendigkeit des Mislingens
 der Unternehmung liegt hier nicht in der zufälligen Per-
 sönlichkeit des Unternehmers, sondern in der Natur der
 Unternehmung selbst. Diese konnte nämlich nur dann
 gelingen, wenn das Unmögliche wirklich wurde, nämlich
 wenn Mohammedaner und Juden in eine in sich einige
 Masse hätten verschmelzen werden können. Da dies nicht
 möglich war, so mußte der Held fallen, welche Handlungs-
 weise er auch befolgen mochte. Diese aus der Natur der
 Sache sich ergebende Nothwendigkeit der Katastrophe scheint
 der Verf. nicht geahnt zu haben, oder wenigstens hat er
 nicht verstanden, sein Bewußtsein darüber in der Schild-
 erung durchblicken zu lassen. Dadurch gewinnt es den
 Anschein, als hätte der Held durch ein besonneneres Ver-
 fahren seinen Sturz vermeiden können, und dieser Um-
 stand leihet dem Ganzen jenen Charakter der Zufälligkeit,
 welcher den Ereignissen mittelmäßiger Köpfe eigen zu
 sein pflegt.

Am Schlusse des Romans hat endlich der Verf. die
 Geschichte in einem einzelnen Zuge auf eine Art entfalt,
 welche für seine Darstellungsweise wie für die moderne
 Romantik überhaupt höchst charakteristisch ist. Die Ge-
 schichte berichtet nämlich, daß der Mann, dessen Schick-
 sale zu dem gegenwärtigen Romane Veranlassung gegeben
 haben, sich, nachdem er in die Hände seines Feinde gefal-
 len war, für einen Zauberer ausgegeben und versichert
 habe, er werde alsbald wieder auferstehen, wenn man ihm
 den Kopf abschlage, und zwar, wie ausdrücklich angegeben
 wird, in der Absicht, durch einen schnellen Tod den aus-
 gesuchtesten Martyern zu entgehen, welche List ihm denn
 auch geglückt sei. Dieser Zug ist vortrefflich; einerseits
 geistreich, trägt er doch auch das Gepräge des jüdischen
 Nationalcharacters auf eine sehr bestimmte Weise. Aber
 für den Helden eines modernen romantischen Gedichts ist
 dieser Zug freilich viel zu unedel, und der Verf. stellt da-
 her die Begebenheit so dar, als sei jener Erfolg nur
 durch ein Mißverständnis, also wieder durch einen Zufall
 herbeigeführt worden. Der Held versichert nämlich auf
 die Frage, ob er ein Zauberer sei, sein symbolisirend, er

werde alsbald in die Luft fliegen und zugleich in die Erde sinken, und erbittert dadurch den König so sehr, daß dieser dem Nachdrucker zuvorkommt. Hier haben wir ein recht anschauliches Beispiel von der Art, wie die neuere Romantik die Geschichte entstellt, sie ihrer Bestimmtheit entleidend und ein idealistisch Unbestimmtes, das sie für edler hält, an deren Stelle setzend.

Iver Beer's Beschreibung von Grönland, mit einer Karte und Vorrede von Arent Aeschlund. Aus dem Dänischen. Kopenhagen, Schubothe. 1833. Gr. 8. 6 Gr.

Scoreeby's nicht zufällige, sondern unübertrefflicher Einsicht und Anstrengung gelangene Entdeckung eines seit Ende des 14. Jahrhunderts vergeblich versuchten Zugangs der Ostküste von Grönland hat einen dänischen Schriftsteller veranlaßt, den einzelnen vorliegenden Bogen in die Welt zu schicken. Iver Beer's Beschreibung, die nur wenig Seiten füllt, ward schon 1560 nach einem über hundert Jahr ältern norwegischen Handschrift in hochdeutscher Sprache gedruckt und hat späterhin auch plattdeutsche, englische, dänische, lateinische und französische Uebersetzer gefunden. Wir begnadigen uns mit einer bloßen Anzeige des erneuerten Abdrucks und überlassen strengwissenschaftlichen Zeitschriften die Beurtheilung des innern Werths längstbekannter Nachrichten sowie der von dem Herausgeber beigefügten Erläuterungen und Zusätze, seiner Vermuthungen über das Dasein und die Lage einer wirklichen Insel Thule und seines Entwurfs einer Umgebung des nördlichen Magnetpols. Bekanntlich hat die Sage jedes Volks und jeder Zeit das entfernteste Land seiner Kunde ultima Thule genannt und daher bei dem Fortschritt seiner Entdeckungen immer ein anderes mit diesem Namen bezeichnet als das, welches seine Väter darunter verstanden. Der Handelsgreif sucht seiner Natur nach überall Verbindungen anzuknüpfen und aufzufrischen; ob aber eine solche mit der Ostküste Grönlands deren unvermeidlichen Aufwand jemals belohnen oder auch nur auswiegen werde, erlauben wir uns bis auf bessern Bescheid zu bezweifeln.

Linguistische Anekdoten.

- 1) Corise, in den Wörterbüchern findet man Kirche, meist ohne weitere Erklärung. Corios ist die Gaueitische; wenn man corioses fordert, wird man keine andern erhalten. Die Cäptischen sind unter verschiedenen Namen bekannt; guignos heißen die Frühfischen, bigarraux die sogenannten Herzfischen.
- 2) Fournau ist ein Backofen. Die Heißfischen in den Zimmern heißen poëte (sprich poate; ebenso muß poëte nicht poëte, sondern poate gesprochen werden).
- 3) Melon, daß dies Wort Melone bedeutet, weiß Jeder; minder ist aber wohl bekannt, daß in den Werklättern der Bijoutiers unter einem melon ein fauler, ungeschickter, kurz ein schlechter Arbeiter verstanden wird, darauf bezieht sich eine Caricatur auf Ludwig Philipp. Der König ist mit einer Melone noterm Arme abgebildet; das Blatt führt keine andere Aufschrift: als „Un melon“.
- 4) Cornichon ist gleichbedeutend mit Dummkopf. Nach den Justitagen verfertigte Odry eine Ballade auf die Bourbonen unter dem Titel: „Les cornichons“. Sie wurde in den Theatern während den Zwischacten abwechselnd mit der Marschalle und der Parfissene gesungen.
- 5) Buche (ein Scheit Holz) hat ungefähr dieselbe Bedeutung wie cornichon. Eine sehr witzige Caricatur stellt einen alten Königsfisch vor; der sich rasiren läßt; der Barbier hält ihn mit der einen Hand beim Schöpfe, indem er sagt: „Barber, Voltaire et Rousseau, quand'on a des buches sous la main et de fameuses!“

6) Enfoncé bedeutet im sibirischen Sinne so viel als kaput; ein Kaufmann, der schlechte Geschäfte gemacht hat, ist enfoncé. Auch beim Spiele wird dieser Ausdruck gebraucht: Je l'ai enfoncé au billard, ich habe ihm alle Partien abgenommen. Von den Buchhändlern sagt man: boire un bouillon. Wenn ein Verleger mit einem Verlagsartitel schlecht speculirt, so sagt man: il a bu un fameux bouillon.

7) Un fait-express. C'est un fait-express, es ist abgekürzt geschehen. Ebenso sagt man: un crève-de-faim, von Fremden, der nicht satt zu essen hat. Un saute-raincoas ist ein Spruch, oder Musikmeister etc., der in Paris herumkriecht, um Stunden zu geben. Daß diese Ausdrücke nur im familiären Conversationsstyle gebräuchlich sind, ist wol fast unnötig zu bemerken.

Literarische Anzeige.

Bericht über die Verlagsunternehmungen für 1834 von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe des Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung angewisser.

(Fortsetzung aus Nr. 126.)

III. An neuen Auflagen und Neuigkeiten erscheint:

- *23. Beer (Michael), Gesammelte Schriften. Herausgegeben und mit einer Biographie Beer's begleitet von G. v. Schenk. Mit dem Portrait des Dichters und Mittheilungen von Meyer beer. Gr. 8. Auf feinem Schreibpapier.
- *24. Belagerung, Die, des Kastells Sozzo oder der letzter Kassine. Vom Verfasser des Scipio Sicilia. Vier Bände. 8. Auf feinem Druckpapier.
- *25. Bilder: Conversations: Lexikon für das deutsche Volk. Ein Handbuch zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse und zur Unterhaltung. In alphabetischer Ordnung. Mit bildlichen Darstellungen und Landkarten. In vier starken Bänden in Quartformat. Auf schönem weißen Papiere mit grober Schrift. Ausgegeben in einzelnen Lieferungen von acht Bogen, welche im Subscriptionspreis 6 Groschen kosten. Erste Lieferung und folgende.
Das Bilder-Conversations-Lexikon wird, mit besonderer Rücksicht auf das gesammte deutsche Volk, in allgemein verständlicher, gehaltreicher Darstellung aber alle im geographischen Erdre vorzunehmenden Gegenstände sich verbreiten und mit Uebersetzung aller Streifen-schreibweisen durch Herpothosen des Interessanten und getreue volle Beschreibung des Nützlichsten und Wissenswerthsten, zu erhalten und zu belehren suchen.
In größerer Ausdehnung und um dem in neuester Zeit hervortretenden Verlangen des Publicums nach bildlichen Darstellungen zu genügen, wird das Werk mit vielen Landkarten, insonderheit der verschiedenen Theile Deutschlands, sowie mit zwei hundert Abbildungen, namentlich Inskripten merkwürdiger Gebäude, Städte, Orte und Denkmale, Darstellungen einzelner Personen in schätzbaren Erzählungen, Bildnisse ausgezeichneter, im Vortrage allgemein gefandter Männer, Abbildungen zur Naturgeschichte, in werkbänden u. s. w. kurz der Gesammtheit aller Dessen, was in einzelnen Artikel in bildlicher Darstellung wünschenswerth macht, angehängt werden.
Indem aber das Werk in alphabetischer Ordnung erscheint, wird neben der nützlich sich ergebenden Abwechslung und Mannigfaltigkeit des Stoffes zugleich der Zweck erreicht, dem Publicum etwas mehr als ein interessantes Quilibet darzubieten, und das Werk wird, wie bei dem Erscheinen der einzelnen Lieferungen eine ununterhaltende und belehrende Lectüre, so als das nützliche Handbuch bilden und auf diese Weise seinem Titel mehr als entsprechen.
- *26. Balow (Ghwarz von), Das Novalienbuch oder ein Hundert alte Novellen nach italienischen, spanischen, französischen, lateinischen, englischen und deutschen Originalen. Gesammelt, bearbeitet und herausgegeben. Mit einer Einleitung von Ludwig Tieck. Erster und zweiter Theil. 8. Auf feinem Druckpapier.
- *27. Gisholtz (Franz von), Schauspiele. Zwei Bände. 8. Auf feinem Druckpapier. Sch.
Das erste Bändchen enthält u. A. das schon früher gedruckte Stück: „Die Postame“, mit den Briefen Goethe's darüber an den Herausgeber.

(Die Fortsetzung folgt.)

Donnerstag,

— Nr. 128. —

8. Mai 1834.

Jakob Böhme's sämtliche Werke, herausgegeben von
K. W. Schiebler. Zweiter Band: Aurora. Leip-
zig, Warth, 1832. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Wenn wir dem Stotter'schen Geschichtsprinzip trauen, so ist Alles, was bis zu diesem Augenblicke vom Anbeginn an ge-
schehen ist, nur Vorbereitung, größtentheils verworrenes und
ich ganz unklare Ringe aus chaotischem Zustande heraus, gewes-
en, und wir sehen also jetzt erst recht eigentlich in der „Mor-
genröthe im Aufgange“. Hören wir weiter die Theologen des
in und des andern Poles — andere aber als Polartheologen,
nach der Analogie der „Polarmenschen“, dürfte es jetzt kaum ge-
hen — so sind die in ewiger und zugleich blühwüthender Fehde
miteinander Begriffenen wenigstens darin unter sich einig, daß
u keiner Zeit das volle Tageslicht mehr vermist worden sei als
den jetzt, mithin für unsere Zeit kaum etwas Anderes übrig-
bleibe als ein matter Schimmer des Aufganges, höchstens ein
wenig blätiges Morgenroth; sowie sie, nach dem beiden gemein-
schaftlichen genre larmoyant, leicht auch in dem frommen Seuf-
zen über die Unvollkommenheiten des Diefferts, die immer nur
wenige, gelblichte, prophetische Strahlen des Jenseits durchbre-
chen lassen, sich vereinigen dürften. Ja, nehmen wir endlich
zu das dormalen überallhin verbreitete ängstliche Harren der
Creator auf Offenbarung der Freiheit aller Art und alles Ra-
mens, selbst der Freiheit von allem Glauben und aller Sacht
und Sitte, so mag sich leicht für unsere Zeit überhaupt keine
andere Beleuchtung als indicirt nachweisen lassen, als die in der
vorbildlichen Mythologie unter dem Schema der großen Sötter-
Ämmerung verheißene, die dann ja auch am Ende nicht anders
ist, als die „Morgenröthe im Aufgange“. — Alles also er-
vogen, so könnte die „Aurora“ von Jakob Böhme oder „die
ateinischen Freunde ihn und sein Buch latinisirten, als eine
ehr zeitgemäße Erscheinung gelten, wenn anders ihre Erfüllung
er Verheißung, ihr Titel dem Inhalte wirklich entspricht. In-
es ist auch wiederum so viel gewiß, daß diese Morgenröthe
chon über 200 Jahre alt ist, und daß der neue Herausgeber be-
welden den guten Rath, den wir ihm bei der Anzeige des ersten
Bandes der J. Böhme'schen Werke (vgl. Nr. 107 und 108 d. Bl.
. 1832) geben zu müssen glaubten, nicht befolgt, wol aber
iemlich leicht — Kanig? — in der Vorrede abgefertigt hat.
Es möchten deshalb wol Manche daran erinnern, daß eine
knope, die so lange schon im Aufblühen begriffen ist und im-
ner die Blüthe noch nicht erreicht hat, am Ende an innerer
Verderbnis leide und am wenigsten keine sonderlich gefällige
Bade für unsere neue Zeit sein kann.

Vielleicht ist es jedoch unsern Esern, da wir sie nun ein-
mal nicht länger mit dieser Got verschonen dürfen, nicht unan-
nehm, wenn wir ihnen das, was der Herausgeber nicht ge-
geben hat, Einiges über das Geschichtliche der J. Böhme'schen
„Aurora“ mittheilen, woran wir dann unsere Ansicht über ihren
und aller J. Böhme'schen Offenbarungen Inhalt überhaupt

anzuknüpfen, hiermit aber zugleich eine, so zu sagen propheti-
sche, Kritik über alle etwa noch nachfolgende Bände der Schieb-
ler'schen Ausgabe zu liefern gedenken.

Unter den schriftstellerischen Productionen unserd merkwür-
digen Pnykosophen — man verzeihe es, wenn wir in der Wort-
bildung etwas jakobbbhmischen — nimmt der Zeit nach „die Mor-
genröthe im Aufgange“ die erste Stelle ein; deannoch haben wir
sie auf keinen Fall in ihrer ersten und ursprünglichsten Gestalt
und, auch hinweggesehen von den erläuternden Zusätzen, die der
Berk. später eingeschoben und durch Einschließungszeichen be-
merklich gemacht hat, mag schon die Art und Weise, wie sie in
das Publicum gekommen ist, zu manchen Veränderungen der
Urschrift Veranlassung gegeben haben. Im Manuscript war
das Buch geistesverwandten Freunden des Berk. mitgetheilt,
von diesen abgeschrieben worden, und aus diesen Abschriften
wurde es zuerst, als das Original von dem Stadtrathe zu Ober-
litz 1613 in Verwahrung genommen und 27 Jahre unter Claus-
sur gehalten worden war, durch den Druck bekanntgemacht. Es
dürfte hiernach ebenso wenig möglich sein, den Urtext der „Au-
rorora“ herzustellen, als dies nach den Entdeckungen der neutesta-
mentlichen Kritiker mit dem aramäischen Grundtexte des Evan-
geliums Matthäus der Fall sein soll, und wenigstens hat Fr.
Schiebler keine Ahnung davon gehabt, daß solche kritische Fra-
gen bei der von ihm herausgegebenen Schrift aufgeworfen werden
können. Dennoch haben wir keinen Grund, die eigentliche Kri-
stik des Buches zu bezweifeln, und wirklich trägt es so deut-
lich das Gepräge geistiger Frische und jugendlicher Ueppigkeit,
die zugleich mit einer gewissen Nothwendigkeit in einem der ei-
gentlichen Wissenschaftlichkeit entbehrenden Kopfe gar vielfältig
zur Verworrenheit und Sinnlosigkeit führen mußte, daß wir in
ihm mit vollem Rechte den ersten Ring unserd Naturweisen an-
erkennen müssen. Nichten wir lieber über die nähern Umstände,
unter welchen der merkwürdige Schwärmer die Feder ergriß
und schon früher dazu sich vorbereitet hatte, etwas Bestimmtes
anzugeben vermögen, als uns die Geschichte und namentlich
Fouquet in seinem „Denkstein“ (Graz 1831) mitgetheilt hat.
Die wunderliche Offenbarung aus dem Sonnenglanz einer Man-
kopirten Hinzuschäffel sowie die enthuhiastische Aufregung, die ihn
fast Jahre später an den Schreibtisch führte, sind selbst schon
Symptome eines früher entwickelten besondern Geisteszustandes,
dessen Aufhellung erst die besten Aufschlüsse über diese merkwür-
dige Natur bringen dürfte. Unsere Eser wollen und dürfen
nachsehen, wenn wir, verlassen von der äußern Welt, mit
Hypothesen zur Aufklärung dieses psychischen Phänomens sie zu
unterhalten versuchen. Jedenfalls hat Fouquet den Schrieblich
Böhme's zu dürftig ausgefaßt, wenn er nichts auf ihm be-
ginnen läßt als eine Luther'sche Bibelübersetzung. Wir müssen uns
erinnern, daß er in seiner „Aurora“ schon gar viel von den
Schriften der Astrologen, Mathematiker und Philosophen redet,
die ihm wohl bekannt seien, und vor Allem dürfen wir nicht ver-
gessen, daß um das Ende des 16. und den Anfang des 17.
Jahrhunderts Alchymie, Astrologie, Magie und eine abstruse

Theosophie theils durch Schriften, theils noch mehr im Geheimen durch wunderliche Traditionen von Mund zu Mund, ganz besonders in jenem Volkstheile, der von der Wissenschaft nicht eigentlich Geschick macht, seine Glieder aber in allen Sphären der dem Praktischen zugewendeten Gesellschaft findet, sich geltend zu machen wußten. Nicht sich doch überhaupt durch alle Zeitalter ohne besondere Constitution, dies durch die freie Wahlangelegenheit bedingt, ein gewisses Band der Praktischen Gesellschaften, um sich, was sie öffentlich natürlich nicht haben können, im Geheimen, wie meinet „den Geuß des Theoretischen“, zu gewahren; gewiß ein ganz unschuldiges Kinderpiel, nur freilich auch allen Gesellschaften, deren Kindespiel bloßgekleidet sind, aufgesetzt. Wir täuschen uns nicht, wenn wir annehmen, daß Heraklitus, als einem tiefen Gefühl und einer regen Phantasie von der Natur aufgestattet, ganz besonders dieser Richtung offen stand und in solchem Sinne vorzüglich willkommen sein mußte; das Gleiche zieht das Gleiche an; er kam in Verbindung mit geistesverwandten Brüdern; es las theils manche seiner Weisheitslehren, theils andere mehr theoretische Bücher; er, ein daffir ganz besonders glücklich organisirtes Individuum, weiß jedoch natürlich dem herauszuforschenden Geiß der Wissenschaft als Baue nicht zu bewilligen; die Erscheinung wird ihm zur Weisheit; und, geisteskräftig wie er ist, strebt nun aus seiner Fieber, Armuthsengen aus dem Gelesenen und Gehörten mit eigenem Aufschwüngen combinirend, das bunte Chaos seiner Offenbarungen, um so edleres Geistes unter die Schranken mischend, um wie viel wichtiger sein Inneres ist als das des Genossen. So, müssen wir, entsetzt zwar seine „Auroa“; so seine sprechen, eigentlich theoretischen Schriften („Von den drei Principien“, „De signatura rerum“, das „Mysterium magnum“ v. s. w.). Er läßt sich ihre wunderliche Composition (Zusammenverflechtung), am mit unserem Verstand zu verstehen; so mag man sich am besten in die rechte Stimmung versetzen, um bei dem mühsamen Geschäfte der Auswahl des Verlesenen nicht allzu verwickelt zu werden. — Ist jenes Kinderpiel der Praktischen nicht doch gewiß auch ein Complement im großen Reiche des Wissens, das nicht übersehen werden darf? — Und wäre nicht allerdings zu wünschen, daß seinen Productoren eine angemessene Schätzung widerfähre, als ihnen demaltes von Platon auf der einen und auf der andern Seite zu Theil ward?

Hier gehen nun unsern Lesern ein Innot omnium unserer Ansicht, indem wir den Inhalt der „Auroa“ etwas näher beleuchten. Eine der ausgezeichnetsten Eigenschaften des Buches ist die köstliche Verzückung, und wir möchten wol wissen, wenn sie geschrieben worden ist. Jedenfalls trägt sie aus einer späteren Zeit, wo B. der Synode schon mächtiger war, her, und die jugendliche Fülle der „Auroa“ gibt sich in ihr nur noch in den geistlichen Bilderstellungen und dichtgebrängten Bildern kund, auf die wir überall treffen. Von dem Reiche des Wissens, wie dies die höchsten Gründe alles Geistes umfaßt, dessen Früchte das Ziel sind, nach welchem alle Lehrende auf Erden laufen, in dem auch trügerische Konstante, umgehend das allgemeine Bestehen und die weiterverbreitete Nachfrage, theils wachte unter die ersten mit dem, theils jene anschließend hat diese geben, handelt die Welt, so mitunter nur zu weit angegriffene Allegorie der Verzückung, und diese 20 angebrachten Bildern können und ganz vorzüglich zu einer solchen Um- und Verarbeitung für unsere Zeit sich zu eignen, wo wir sie bei der Lage des ersten Theils unserer neuen 3. Abtheilung gewandelt haben. Zugleich gibt sie, was in der Regel so wenige Personen thun, wirklich eine Uebersicht in dem über das ganze nachfolgende. Nach und dann ist es möglich, sich Ziele als die Schicksal dienen, um ihnen den Sinnang in die allerbegreiflichste nächstbesten Licht und Dunkelung des Wortes selbst zu öffnen. Dies nun aber freilich ein Hofe, was wie der Verf. im 27. Capitel berichtet, er anerkennend hat lassen müssen, weil der Tag die Morgenröthe schon über sich hat, und dem ein Anderer am Ende sagen die Möglichkeit, jemals vollendet zu werden, absprechen möchte;

das Werk selbst ist in 27 Capitel abgetheilt und hat allerdings keine geringere Aufgabe sich gestellt, als die überall die höchste ist, nämlich die Natur aller Dinge zu erforschen und den geheimnißvollen Quell des Lebens zu ergründen. Erstens war vorerst die fremdartigen und dem eigentümlichen Geistes — in sehr beliebter theosophischer Ausdrucks unsrer Zeit. — des Buchs in Redeung zu bringenden Pöbeln und Schalen, die, nach dem ihnen es, dem eigentlichen Kern seiner Speculationen bloßgelegt und zu isolieren; so betonen wir unerschrocken, daß der nicht ausgezeichnete Charakter unsers Naturweisen (wobei wir nicht den Accent auf die Sätze Sinn zu legen, um das Gedächtniß, das Empfinden in ihm recht heranzuführen) nicht nur die Grundwahrheit sehr klar geschildert, sondern auch mit einer solchen Sicherheit durch alle Labirynthe und Irrwege seiner Speculation hindurch festzuhalten gewußt habe, daß er immer wieder, auch wenn man ihn ganz in Verwirrung und Unberichtigkeit verloren meint, zu ihr als seinem Ueberleben zu kehrt. Es ist dies der Wegwais, in dem ganzen Buch aufgefaßt, und vertheilt in der lebendigen Wissenschaft der Welt, so zwar, daß nicht eine Ungleichung oder Vermittelung der Gegenstände geleitet, sie vielmehr in ihrer schroffen Position und oben nur in Kraft ihrer aufgefunden werden; eine Lehrgang, die zur Zeit noch immer so gar wenigen Philosophen von Festigkeit gelangen will. Und dieser Regel in der Hand geht mit dem Verf. von den beiden Urquellen, der guten und der bösen, aus und weiß schon im zweiten Capitel ihre ewige und von Einheit unmittelbar ihrer ebenen wahren Beschaffenheit mit der schmerzlichen Schärfe hinzugeben, die er naturgemäß im folgenden Capitel „von dem schmerzlichen, köstlichen und ewigen Heile des Königsreiches Euclydes“, freilich nach seinem Geiste zu berührenden Schenonismus, diese Einheit in dem Gegenstande für Leben, der dem Kern aus der Schale zu lösen vermag, und im Besondern auf das bekräftigende nachweist. Nachdem er jenen Grund gelegt hat, so steigt er von Stufe zu Stufe in dem Himmelsbau, wie es ihm gerade in seiner Zeit und Individualanforderung sich darbot, durchwandelnd zuerst den Himmel, die irdische Welt konstruierend, und ist bereits durch die Weltbewegungen, die er mit großer Sinnigkeit aufweist, fast hindurchgebrungen, um nun die reale Erde und Menschheit in seine schmerzlichen Schenonismus zu werfen, als eine höhere Welt ihm gebietet, die Feder niedergulegen — eine Welt, die er so genau genommen auch in seiner späteren Schenonismus und Geben, die er außer sich sah, die aber sich nicht in seinem eigenen Inneren nachvollzogen werden können, nicht hinüberkommen ist. Wir führen nur einige Stellen an, um jene Schenonismus der Anschauung, wie wir sie oben bezeichnen haben, der ersten Verf. nachzuweisen. S. 67 heißt es: „In Gott kein Vater ist alle Kraft, und er ist alle Kräfteausübung in seiner Welt; in ihm ist Licht und Finsterniß; Luft und Wasser, Erde und Hitze. — Du mußt aber hier nicht denken, daß die Welt in Gott dem Vater auf eine solche Weise ist, oder in solchen veränderlichen Art existieren, wie in einem Menschen; sondern es ist Alles sein Heilig und wonnereich, ganz eins. Erleucht ist das Licht gleich (wie ich's natürlich möchte vergleichen) dem Lichte der Sonne; aber nicht also unendlich, wie das Lichte der Sonne in unserm veränderlichen Auge unendlich ist, sondern ganz heilig und wonnereich ein Abbild der Erde. Die Finsterniß aber ist im Centre des Lichts verborgen, das ist, wenn eine Gravität aus der Kraft des Lichts geschickt würde und in denselben höher und höher wälken wollte als Gott selber, so verfinstert in ihm das Lichte; und das Licht des Lichts der Finsterniß der ersten eine Einheit; das im Centre eine Finsterniß verborgen ist.“ Schenonismus dürfte ein neuerer Philosoph von dem Verstand, wie es natürlich nicht sein, in Gott ist; unerschütterlich geredet haben; S. 300: „Das Euclydesische ist auch das Auroaische.“ S. 307: „Die erste Welt ist frei und ist wie ein eigenes Welt, er mag sich in diesem Leben in Gott oder in Licht vermindern.“ S. 314: „Der rechte Himmel ist unerschütterlich, auch in dem Dasein, wo er

hoff und greif, wenn dein Gott die innerste Sehnsucht Gottes
 hehret und durch die schließliche und schließliche Hindernisse bringe,
 die er schon im Himmel." Nachdem ich die vorerwähnten Kapitel
 Kapitel 100 bis 102 Sternensystem als die Vermittlerin zwi-
 schen dem Göttlichen und Menschlichen, zwischen Erde und Jern
 betrachtet und die Doppelnatur der irdischen Geburt nachge-
 sehen worden ist, was in den folgenden Capitula eine höchst
 interessante Auseinandersetzung auf die Geburt der einzelnen Planeten für-
 et, heißt es S. 136: „Der heilige Gott aber ist in der Mitte
 aller dieser Dinge in seinem Himmel verborgen, und du kannst
 ihn nicht sehen noch begreifen, die Seele aber begreift ihn und
 die irdische Geburt halt, denn der Himmel ist der Unterschied
 zwischen Erde und Jern, derselbe Himmel ist überall, auch in
 der Erde. Und wenn du aus dem heiligen Gott in seinem Him-
 mel absteigst, so bereist du ihn in dem Himmel, der in die Erde
 ist, und derselbe Gott bricht mit seinem Lichte auch in denselben
 von der heilige Geist durch dein Herz und gebärt deine Seele
 in einem neuen Heide Gottes, der mit Gott in seinem Himmel
 verweilt. — Wenn du aber gottlos bist, so ist deine Geburt des
 Himmels nicht fähig, sondern des Jorns, und bleibst im andern
 Heile die irdischen Geburt u. s. w.“ Und wie wahrhaft
 iständig rehet nicht unser Verf. S. 245 fg. von der Kuge-
 wart Gottes und S. 260 fg. von der göttlichen Liebe und
 Barkeit, als dem Lichte Gottes im Menschen. — Wenn nun
 über die nachstehenden Eigenschaften der Kunst der J. Böhmischen Spe-
 culation ein sehr edler und ehrenwerther ist, so wollen wir es
 uns allerdings nicht verschweigen, daß die Erscheinung und Dis-
 tinction derselben aus jener, wenn wir so sagen sollen, in-
 duktiven Methode, die wir oben dafür nachgewiesen haben,
 in wunderlichsten und barocksten Schlägen und Kiefe mit-
 tlerweile überzugehen mußte, die zum Theil von dem insofern offenbar
 ist Jodet zu betrachtenden Adepten und seinen Freunden sogar
 als eines Art in gutmüthiger Selbsttäuschung geboten werden.
 Ueberhaupt dürfte so viel unschwer nachzuweisen sein, daß es
 einen Praktischen, wie wir sie oben bezeichneten, überall unmdg-
 lich ist, eine scharfe Sondernung zwischen taubem und edelm Ge-
 tein, zwischen der Mutter und dem von ihr umstoffenen Me-
 all vorzunehmen, und daß sie darum recht oft in ihrer kind-
 lichen Perambulation an der bunten Willensschale sich nicht
 viel weniger ergötzen als am eigentlichen Inhalt. Es trug
 der J. Bohme in dieser Hinsicht ganz besonders das grobe,
 atemlose und ungehörte Gewand seiner Zeit, wie es darin
 ihren Haupttypus seiner Darstellung ausmacht, daß er aus dem
 thymischen Kreise seiner Zeit, das ihn allerdings auch in
 der sehr unrichtige Gebiet der Selbstmache geführt haben
 sollte (S. 265), theils manche chemische Kunstausdrücke, theils
 abstrakte Formeln und Anschauungen aller Art entlehnt, ge-
 aus Bekanntheit mit des unübertrefflichen Theophrastus Pa-
 neasius und seines Vorgängers Basilus Valentinus pneumati-
 schen Offenbarungen verdrängt, und namentlich mit seinem Sal-
 iter, Mercurius und Schwefel in die Systeme des valentinischen
 Systems von den drei Elementen des Salzes, Schwefels und
 Quecksilbers sich geschlagen zeigt; im Uebrigen aber in den ma-
 rischen Kreis der Drei und Siebenzahl, mit den sieben Que-
 cksteinen und sieben Planeten und ebenso vielen Qualitäten ge-
 annat ist; woraus denn, meinen wir, zusammengenommen mit
 er gar wunderbaren Sprachetymologie, die nur als Epiloge
 der seiner Vortragsweise anzusehen ist, das höchst barocke Ge-
 schichte aber dem gefunden Kerne seiner Forschungen sich ganz
 natürlich und ohne sonderlich zu befremden componiert. Zer-
 hungen muß man freilich dies Gedulde, wenn man auf den
 Kern kommen will, und das, denken wir, hätte eigentlich ein
 neuer Herausgeber des J. Böhm zu Ruh und Frommen seiner
 eser thun sollen, wenn er den rechten Dant sich verdienen
 sollte; Dr. Schieber aber hat es allerdings nicht gethan.

Nach Einiges bemerken wir über den zuletzt Genannten,
 er hat offenbar nichts weiter gethan, als einen neuen Abdruck
 der „Aurore“ besorgt, und fehlt es nicht an mannichfaltigen
 ruen Druckfehlern (z. B. S. 216 mehrere f. wehrst;

S. 244 wäßen, und im Febr 12. f. wäßen; hat abgelaßt
 er im Febr 12.; S. 251 der Liebhaber, f. der Leib über 12.).
 so küß offenbar an diesen Stellen die Druckfehler der alten Aus-
 gabe getrennt wieder mit abgedruckt worden, und wir möchten
 wol wissen, wie es an so manchen dieser Stellen, namentlich
 auch an der aus S. 241 angeführten, mit dem Verständ-
 niße des Abgebrachten bei dem Herausgeber beschaffen gewesen
 sein möchte. Wir rechnen gewiß mit Recht dahin die Stelle
 S. 148 „Als nämlich Gott sein Schöpfet der qualifizierte
 sein saßt 16.“, die treu nach der alten Ausgabe, die wir zur
 Hand haben und in welcher bloß ein Komma nach „nämlich“ nach-
 steht, wodurch das Verhältniß allerdings gefördert, doch nicht
 völlig gehoben wird, abgedruckt ist. Ferner S. 190 (wie in
 der alten Ausgabe S. 254): „wenn aber die irdischen Geister
 erachtet wird.“. Auch S. 247 „nun ist aber das Wasser
 süß darin“, wo in der alten Ausgabe das productiv „Wasser
 süß“, den Sinn besser vermittelt und deutlich genug andeutet,
 daß der neue Herausgeber hätte: „das süße Wasser“ drucken
 lassen sollen. Was hätten wir wol hiernach über den Heraus-
 geber sowie über das ganze Unterneymen dieser neuen Ausgabe
 etwa zu sagen? —

93.

Luzreja und Casparo, oder die zwei Liebenden zu Siena.
 Nach Aeneas Sylvio Piccolomini bearbeitet
 von Ernst Münch. Ludwigsburg, Baumann. 1833.
 Gr. 12. 14 Gr.

Der gelehrte Verf. war uns bisher nur als sorgfältiger Hi-
 storiker und politischer Schriftsteller bekannt; mit Erkönnen er-
 blicken wir daher seinen Namen auf dem Titel eines Werkes
 von poetischem Inhalt. Die anziehend geschriebene Vorrede
 belehrt uns, daß das Büchlein seine Entstehung heitern gesell-
 lichen Vergnügen verdankt, ungeachtet wie die berühmten Novelli-
 sten des Boccaccio. Denn wie bei diesen die äußere Form, die
 er seinem Novellenkranz gibt, darin besteht, daß eine aus Land
 zurückgekehrte Gesellschaft abwechselnd Artiges und Geistvolles
 erzählt, damit man in dichterischer Feierlichkeit der Schreden des Post-
 abends vergeße, welches so lange mit lastendem Druck die Seele nie-
 dergebragt hatte: so wollte hier ein Kreis gebildeter Frauen und
 Männer, die sich im Bade zu Scherzungen zusammenfanden,
 theils die Einförmigkeit des Badelbens, theils die düstern Bil-
 der einer verhängnisvollen und kriegerisch bewegten Zeit dadurch
 zu verschuchen suchen, daß man einander die Kunstgeheimnisse
 abwechselnd jeden Abend im Badefalon etwas Dichterißches in
 der Form der Erzählung zum Besten zu geben. So mußte
 denn auch unser Verf. ein Werk und versprach als ein Curio-
 sum eine Liebesgeschichte aus einem lateinischen Foliante, den
 noch dazu ein sehr gelehrter Priester, der nachmalige Papp
 Pius II., geschrieben hat. Wenn man diese Novelle als eine
 Dichtung betrachten will, so würde sie freilich sehr selten genug
 erscheinen und man den Dichter nicht wohl begreifen könnte,
 der so darsitzig in der Erfindung, ja ohne alle künstlerische An-
 ordnung, so ohne Führung und Bau verfahren wäre, zumal
 in einer Novelle, wo neben den Schilderungen einer tief glähen-
 den Liebe die feinste Schärfung und Ausprägung des Intrigue
 nicht nur am Ort, sondern fast unerlässlich gewesen wäre, und
 in einem Lande, welches gerade in dieser Gattung so ausgezeich-
 nete, durch die Wirklichkeit erzeugte Meister aufzuweisen hat.
 Betrachtet man aber die Erzählung als ein Ereigniß, versteht
 man die Grenzlinie zwischen Wirklichkeit und Dichtung richtig
 zu ziehen, weiß man die Natur der Wahrheit, wie sie sich in
 beiden darstellen muß, zu unterscheiden, so wird man das vor-
 liegende Büchlein mit einem; wir dürfen wol sagen, tiefen An-
 theil lesen. Es stellt die Liebesgeschichte der schönen Donna
 Luzreja Fabricio (Gattin des Italieners Fabricio) und des
 kaiserlichen Rathes Caspar Schick dar, welcher den Kaiser Si-
 gismund nach Italien begleitete und bei seinem langen Hofhalt

zu Einnahme gegeben war. Vielleicht dürfte Mancher einwenden, daß die Liebesgeschichte zwischen einer verheirateten Frau und einem Fremden eine Unsitlichkeit sei, zumal da ihr Verhältnis auch von der ganzen Gattung entzerrnender Sinne durchdrungen wurde. Allein aus einer tiefern Betrachtung der menschlichen Natur möchte sich, wenn nicht ein entgegengegesetztes, doch wenigstens ein milderer Urtheil entwickeln, und vielleicht eher die zwar nach äußern Befehlen geschlossene, aber allen innern und höhern der Menschenrechte widerstrebende Kräfte der Ehe damaliger Zeiten einem Verbrechen ähnlich erscheinen, als jenes Verhältnis der Liebe, wodurch die Natur ihre ursprünglichen Rechte mit unabweisbarer Kraft zurückforderte und alle Hemmungen und Schranken einer an sich heiligen, aber durch die Verberbertheit des Menschengeschlechts im Ganzen entarteten Institution gewaltig durchbrach. Wir wollen nicht den Ehebruch beschönigen; allein wir wollen auch die Rechte des menschlichen Herzens gerechtes wissen, und darum verlangen wir ein mildes Urtheil. Es tritt hier wie in der tragischen Schickung der Alten der Conflict des Gesetzes mit dem persönlichen Recht ein, und es scheint im Rath des Zwigen vorausbeschlossen, daß beide nicht unversetzt bleiben sollten. In allen diesen Fällen aber, wo das menschliche Herz sich durch eine glühende innere Kraft berufen fühlt, sich über das Gesetz hinauszusetzen und sich lieber von dem Mäherwerk der unaussprechlich verletzten Maschine des gesellschaftlichen Zustandes zerschmettern zu lassen, als ihr freiwillig zu folgen: in allen solchen Fällen erscheint das menschliche Herz gerade durch seine Verirrung groß. So viel über den Sinn, in dem das ganze Buch zu fassen ist. Wer diesen nicht mitbringt, wer uns hier nicht versteht, der wird freilich in diesem warmen, schönen Gemälde wahrhaft menschlicher Zustände nur eine unästhetische Verirrung erblicken. Indessen ist es nur das eigne unlaute Gewissen, was hier dem Menschen heimliche Strafe spielt, sowie diejenigen gerade nicht die Tugendhaftesten sind, die sich zu schamhaft fühlen, eine nackte Antike zu betrachten. Wir sagten zwar im Eingange, daß das Buch eines dichterischen Werthes entbehre; dies ist indes nur, wie wir auch angedeutet, von der äußern Gestaltung zu verstehen, und es fehlt ihm zwar eine dichterische Hand, aber nicht ein dichterisches Herz, denn der alte gelehrte Chronikant kennt die Liebe und die Schönheit, und was dürfte man von einem Dichtergemüth mehr verlangen? Aber als Historiker hat er auch eine Genußsucht vor der äußerlichen Wahrheit und gibt uns diese daher mit allen Umständen; dehnt sich die Erzählung etwas ins Breite, so wird sie doch dafür auf der andern Seite ungemein local und tritt uns durch die Treue der Details lebendig nahe. Sind die Briefe der Liebenden, welche wir zu lesen bekommen, echt, so beweisen sie die tiefe Naturwahrheit der Liebe welche sie eingegeben; hat der Chronikant sie im Geiste der Liebenden verfaßt, so bewies er, daß auch unter dem Priestergerande ein Herz schlagen kann, welches die innersten Geheimnisse der Liebe versteht, ja daß selbst die päpstliche Stola nur eine menschliche Brust bedeckt. So lese man denn die Geschichte der schönen Antreia und des edeln Gasparo, fühle ihr Glück, ihren Schmerz und weine um ihr Geschick; und ein Dichter möge aus diesem echt dichterischen Quell einen Brunnen thun, der ihn begeistere, die schönen Gestalten der Wirklichkeit zu schönern und ewigen der Poesie zu erheben. 13.

Miscellen.

Masanello ist in Neapel vergessen.

Und wenn die „Stimme von Portici“ auch überall ge-
den werden dürfte, in Neapel kommt sie gewiß nicht auf die
Bühne, dort darf der Name Masanello's gar nicht genannt

werden. Kein Mensch weiß dort, daß ein solcher existirt hat,
und wer es weiß, spricht nicht davon, sondern behandelt es als
ein großes Geheimniß. Defese *) theilt davon die höchstschmerz-
liche Mittheilung mit. Wie er bei einem und dem andern Antiquar ein
paar alte Schriften darüber kaufen wollte, die ihm im halbver-
schlossenen Laden gezeigt wurden, und welche höchst elende Kop-
schriften des Illustrissimo conte d'Arco (des Gouverneurs in
Neapel zur Zeit der Masanello'schen Revolution) waren, forderte
man einen Preis dafür, wie ihn die Sibylle zur Zeit des Za-
cquinus für ihre Weissagungen verlangte. Auf der dortigen Bi-
bliothek darf nichts darüber ohne speciellere höhere Erlaubniß ge-
geben werden. In Italien sucht man nur „die Bilder in dem
stern Hinbrüten zu erhalten, ohne durch Geschichte und Erfar-
rung aufmerksam werden zu wollen“, sagt Defese zum Schluß
des komischen Abenteurers, welches ihn in den Besitz einiger be-
sonnener Notizen über jenes Ereigniß setzte.

Ein königliches Urtheil über Pressfreiheit.

Die Mächtigen und Gewaltigen sträubten sich in vielen Län-
dern immerfort gegen die Pressfreiheit, ohne welche doch alle
Constitutionen so gut wie ein Phantom ohne Kraft und Leben
sind. In dem Betrachtere ist nun die Ansicht von Bedeutung,
welche ein König von der Pressfreiheit bereits vor mehr als 50
Jahren kund that und ins Leben einfuhrte. 1774 berathschlagte
der Staatsrath in Schweden über die Grenzen derselben, die
Censur, über die Abschaffung jener, die Einführung dieser. Der
König war nicht da; man beschloß, die Sache anzusetzen, bis
er den Sitzungen darüber beizuhöhen. Es geschah zum letzten
Male am 26. April, nachdem die Debatten vom 18. an gehalten
hatten. Gustav III. setzte hier die Nothwendigkeit, „daß Jeder
das Recht haben müsse, Alles zu denken, zu sprechen, zu schrei-
ben, was nicht der Ruhe des Landes und der Würde der Krone
nachtheilig sei“, so gründlich auseinander, wie nur der sach-
tigste Gelehrte hätte thun können. Er verglich die jetzige ruhige
Zeit, wo die Macht der Gesetze herrsche, mit der alten Wir-
rung, und um die Wiederkehr solcher schrecklichen Tage zu hindern,
„muß die Pressfreiheit aufrechterhalten, geschützt und angewen-
det werden, das Publicum über sein wahres Beste aufzuklären,
dem Fürsten aber die Meinung des Publicums zu erheben.
Wenn diese Freiheit in den vorigen Jahrhunderten gestakert ge-
wesen wäre, um dem Fürsten seinen wahren Vortheil zu zeigen,
der nur in der Wohlthat seiner Unterthanen besteht, so würde
der König Karl XI. vermuthlich nie seine Befehle auf Kosten
der allgemeinen Sicherheit erlassen haben. Seine Edicte mach-
ten die königliche Würde zum Afscheu und bereiteten jene Ver-
rückelung vor, welche dem Reiche unter Karl XII. ganze Pro-
vinzen entriß. Wenn die Pressfreiheit Karl XII. über seinen
wahren Ruhm hätte aufklären können, so würde er lieber über
ein glückliches Volk geherrscht und nicht versucht haben, ein
großes aber wildes Reich zu regieren. In England war die
Pressfreiheit unterdrückt, als Karl I. seinen Kopf auf dem Schaf-
tot verlor und Jakob II. als Flüchtling den Thron seiner Wä-
ter einem ehrgeizigen Schwager räumte. — Durch die Pressfreiheit
lernt ein König die Wahrheit, welche man ihm so oft mit so
vielen Erfolg verhehlt. Die Minister haben dadurch den
Vortheil, aufrichtiges und verdientes Lob zu ernten, aber das
Volk wegen falscher Ansichten über ihre Maßregeln aufzuklären.
Das Volk hat den Trost, sich beklagen zu können oder sich zu
überzeugen, daß seine Klagen ungegründet sind.“ So urtheilt
ein König 1774. **) 26.

*) „Bilder aus Italien“, II, S. 91 fg.

**) „Opinion du Roi“ in „Collection des écrits politiques, litté-
rés et dramatiques de Gustave III.“, I, S. 224 fg. (Stock-
holm 1808).

De l'état actuel de la Grèce et des moyens d'arriver à sa restauration. Par Frédéric Thiersch. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1833. Gr. 8. 4 Thlr.
Erster Artikel.

Unter den Aufgaben, deren Lösung der Politik (d. h. der Staatskunst in ihrem höchsten und umfassendsten Sinne) unsers Jahrhunderts, ja wir können sagen, unsers Menschenalters, vorbehalten ist, dürfte wol keine wichtiger, keine schwieriger sein als die Organisation des neu-griechischen Staates. Man meinte, Griechenlands Wiedergeburt sei nur ein neues Glied in der Kette großartiger Probleme, welche die Geschichte des 19. Jahrhunderts bereits gelöst habe, und so mochte man in der, unsrer Zeit eigenthümlichen Schnellkraft politischer Ideen und Handlungen die sicherste Bürgschaft einer baldigen Verwirklichung Dessen finden, was die Menschlichkeit verlangte, die Begeisterung hoffte. Der allgemeine Anklang, welchen gleich anfangs die, wenigstens dem größern europäischen Publicum unerwartete Erhebung der Griechen fand, erklärt sich hieraus ebenso natürlich, als er für den Gang der griechischen Sache entscheidend war. Denn während man in Griechenland selbst bei der Masse der Bevölkerung wol kaum einige unklare Begriffe, viel weniger eine vorherrschende Ansicht über die Art und die letzten Zwecke des Aufstandes finden mochte, hatte die durch hundertjährige Organe ausgesprochene Meinung des übrigen Europas die dabei in Frage kommenden Hauptpunkte längst entschieden. Griechenland solle frei sein, einen selbständigen Staat bilden und durch europäische Civilisation mit dem europäischen Staatensysteme in ein angemesseneres Verhältnis gebracht werden: das waren ungefähr die Hauptideen, über welche man sehr bald zur Klarheit kam, und welche glücklicherweise dem Kampfe der Griechen so gleich in den ersten Jahren einen weit bestimmten Charakter gaben, als er in der Wirklichkeit haben mochte; ja, man kann sagen, daß sie selbst später noch in den zweifelhaften Momenten das bereits Errungene sicherten und die Hoffnung für die Zukunft lebendig erhielten. Daß man sich dagegen über die Mittel, durch welche diese Ideen verwirklicht werden könnten, nur sehr unklare Rechenschaft gab, daß man dabei weit mehr von Begriffen ausging, welche durch das Staatenleben des gebildeten Europas in Umlauf gekommen waren, als daß man die

eigenthümliche Stellung des griechischen Volkes und die durch diese bedingten Zustände in Griechenland berücksichtigte, ist bei der fast durchgängigen Unwissenheit über Griechenlands nächste Vergangenheit leicht zu entschuldigen. Allgemein bekannte Thatsachen würden gegenwärtig jede weitere Auseinandersetzung, inwiefern dieser Umstand die günstige und allgemein erwünschte Entscheidung der griechischen Angelegenheiten verzögert hat, überflüssig machen. Der unglückselige Ausgang des Kapodistrias'schen Gewaltsystems ist ein warnendes Beispiel geworden, wie sich Mißgriffe bei der Anordnung und Regierung des griechischen Staates, welche entweder in einer aus Unkenntniß der Verhältnisse hervorgegangenen Unfähigkeit, oder in der unverzeihlichsten Verblendung gewisser Vorkurtheile ihren Grund haben, am fürchterlichsten an Denen rächen, welche sich ihrer schuldig machen. Gleichwol sind sie ohne eine genaue Kenntniß und tiefere Würdigung der durch die Geschichte gegebenen und von der Stimm- und Lebensart des gegenwärtigen Geschlechts unzertrennbaren Zustände Griechenlands kaum vermeidlich. Denn kommt es bei der Lösung der gegebenen Aufgabe einerseits allerdings darauf an, gewisse großartige Ansichten festzuhalten, welche, der Richtung unserer Zeit gemäß, von der Engherzigkeit unhaltbarer Systeme und der Nichtigkeit überspannter Extreme gleichweit entfernt bleiben, so ist es andererseits beinahe noch dringender, auf eine vorsichtige Prüfung jener kleintlichen Verhältnisse einzugehen, welche in der durch das Geschick vieler Jahrhunderte bewirkten wunderbaren Verzweigung die Grundlage eines neuen Staates, ja am Ende die sicherste Gewähr seines Gedeihens und seiner Dauer bilden sollen.

Es ergibt sich hieraus von selbst, von welcher ungemainen Wichtigkeit jetzt, wo ganz Europa die begonnene Organisation der griechischen Monarchie mit der gespanntesten Aufmerksamkeit verfolgt, wo sich namentlich für Deutschland an ihren glücklichen Fortgang so vielfache und wichtige Interessen knüpfen, schon an sich ein Werk sein muß, welches, wie das genannte, nicht allein eine umsichtige Prüfung und scharfe Feststellung der bei dieser Organisation in Betracht kommenden Grundsätze, sondern auch die befriedigendsten Aufschlüsse über jene Einzelheiten gibt, deren gewissenhafte Berücksichtigung wir eben als das entscheidendste Moment für Griechenlands glück-

liche Zukunft nannten. Wir brauchen übrigens nicht daran zu erinnern, daß die allgemein bekannte Stellung des Verf. dem Werke noch besondern Werth verleiht. Es dürfte gegenwärtig vielleicht Niemand mehr berufen gewesen sein, über diesen höchst wichtigen Gegenstand seine Stimme abzugeben als Hofrath Ubersch, welcher mit einer so seltenen Kenntniß der griechischen Geschichte und Sprache alter und neuerer Zeit seit Jahren die thätigste Theilnahme an dem Schicksale des griechischen Volkes, den Vortheil einer langen und tief eingehenden Beobachtung seines heutigen Zustandes und endlich die unmittelbare Einwirkung auf die jüngst vergangenen politischen Ereignisse Griechenlands verbinden konnte. Die Herausgabe vorliegender Schrift war daher gleichsam eine heilige Pflicht, deren Erfüllung das Publikum seit der Rückkehr des Verf. aus Griechenland mit Ungeduld erwartete und ihm jetzt doppelt Dank wissen wird. So erwünscht es aber auch namentlich dem Unterzeichneten ist, eine Gelegenheit zu finden, diesen Dank öffentlich auszusprechen, so wenig würde er, bei der ihm jetzt noch mangelnden eignen Anschauung der Zustände des heutigen Griechenlands sich zu gegenwärtiger Anzeige berufen gefühlt haben, wenn er nicht besonders dazu veranlaßt worden wäre und hoffen dürfte, durch langes Studium und aufmerksamen Verfolg der Entstehungsgeschichte des neu-griechischen Staates jenen Mangel wenigstens einigermaßen ersetzen zu können. Auch würde es nur ein arger Mißgriff sein, wenn man Werke, welche, wie das vorliegende, eine eigenenthümliche Selbstständigkeit haben und weit mehr auf das umfassende Gebiet der höhern Politik als in den engen Bereich strenger Wissenschaftlichkeit gehören, nach den Grundsätzen einer kritischen Kritik beurtheilen wollte. Welchemer kommt es hier wie bei allen großen politischen Fragen darauf an, Ansichten zu wissen und Meinungen auszu-tauschen, welche auf festem Grunde beruhen, zur Erkenntniß der Wahrheit führen und somit das Heil der Sache stärken, um die es sich handelt. Wir können in dieser Beziehung allerdings den Klagen des Verf. in der Vorrede über die durch den Druck verzögerte Erscheinung seines Werkes beistimmen, wenn die darin niedergelegten Ansichten bloß auf die nächsten und augenblicklichen Bedürfnisse der griechischen Monarchie berechnet wären. Da jedoch, wie bei der eigenenthümlichen Stellung der Regent-schaft und den vorhandenen Elementen und Mitteln zu erwarten war, die Organisation eines haltbaren Regierungssystems und der verschiedenen Zweige der öffentlichen Verwaltung nur langsam und mit großer Vorsicht betrieben werden konnte, so dürften die Bemerkungen des Verf. sich wol noch lange Zeit der Gültigkeit und Berücksichtigung erfreuen können, welche ihnen schwerlich von Demen versagt werden wird, welche gegenwärtig berufen sind, durch eine umsichtige und zweckmäßige Verwaltung dem jungen Staate eine glückliche Zukunft zu sichern.

Das Werk zerfällt in zwei Haupttheile, deren jeder einen Band umfassen sollte; bloß durch ein Versehen in der Druckerei sind die drei ersten Abschnitte des zweiten Theiles unter fortlaufender Capiteltahl mit zu dem ersten

Bande gezogen worden. Der erste Haupttheil läßt sich wieder in zwei Unterabtheilungen auf, von denen die eine unter der Aufschrift: „Examen des événemens qui se sont passés en Grèce depuis l'arrivée du président Jean Capodistria jusqu'à celle de sa Majesté le roi Othon“, bis S. 189 die geschichtliche Grundlage der Sanzen bildet, während die andere: „De la situation de la Grèce et des mesures qu'il faut prendre pour arriver à sa pacification“, bis S. 264, die Mittel anzeigt, durch welche unter den jetzigen Verhältnissen die innere politische Selbstständigkeit und die innere Ruhe der griechischen Monarchie erlangt und befestigt werden mag. Im zweiten Haupttheile: „Des moyens propres à la restauration de la Grèce“, S. 265—304 des ersten Bandes und des ganzen zweiten Bandes, geht dann der Verf., nachdem er in den ersten Abschnitten die Grundzüge der physischen und moralischen Geographie des heutigen Griechenlands gegeben hat, auf die nähere Auseinandersetzung und Prüfung der Maßregeln ein, welche zu befolgen wären, um für die verschiedenen Zweige der öffentlichen Verwaltung, als den Anbau des Landes, Gewerbe, Schiffahrt, Handel, öffentlichen Unterricht, die Rechtsverwaltung der Gemeinden, Provinzial- und Centralbehörden, die Finanzen, das Rechtswesen, das Landwehr und die Seemacht, eine den Bedürfnissen und Mitteln des Landes entsprechende und die gesammte Volksthätigkeit zu zweckmäßigen Einigkeit bringende Organisation zu gewinnen. Man erkennt leicht, daß dieser Theil eigentlich der Kern des Werkes ist und wegen der Reichhaltigkeit seiner sorgfältiger Bemerkungen wie wegen seiner praktischen Wichtigkeit die allgemeine Aufmerksamkeit vorzüglich in Anspruch nehmen muß. Wie werden bei einigen Hauptpunkten desselben länger verweilen, wozu wir nur im Inhalt der ersten Abtheilungen näher angegeben und in einigen Bemerkungen begleitet haben werden.

Nachdem der Verf. in einigen einleitenden Worten zu dem ersten Theile auf die Bedeutung und Wichtigkeit seines Gegenstandes hingewiesen und namentlich darauf aufmerksam gemacht hat, daß Griechenland, ungeachtet gegenwärtig die Aussicht in seine Zukunft keineswegs bestimmt und ungetrübt sei, bei dem Schicksal welches unzweifelhaft dem Orient bevorstehe, noch mehr der europäischen Politik im Verhältnis zu den in ihm Grundfesten erschütterten Mächten, als Solchem dienen müsse, spricht er in den drei ersten Abschnitten (S. 6—62) über das vom Grafen Johann Kapodistria befolgte Regierungssystem, die Disposition, welche gegen ihn erhob, und endlich die Art, ihn zu behandeln, und die Pläne, welche man ihm zuschreiben mußte. Es war es nicht die Absicht des Verf., eine vollständige Geschichte der Präsidentschaft zu geben; er wollte nur die Thatfachen zusammenstellen, welche den verschiedenen Beobachtungen notwendig zur Grundlage dienen müßten, was uns hierdurch am Eingestehen nicht, und jedoch durch die Mittheilung der treffendsten Charakterzüge des Präsidenten, seiner Umgebung und seiner Verhältnisse erreicht. Ohne Zweifel ist es ein Hauptzweck

Bestes, das es hier wie in den nächstfolgenden Abschnitten über die bedeutendern Individualitäten, über ihre Tugenden, Pläne, Handlungen ein ungewöhnliches Licht verbreitet; ein Vorzug, welcher um so schätzbare ist, da es die Beurtheilung politischer Katastrophen, wie die jüngsten geschichtlichen Umwälzungen waren, vorzüglich darauf stützt, genau die Individualitäten zu kennen, welche auf den Gang der Ereignisse entscheidend einwirkten. Denn gewöhnlich gehen Parteien von einer einflussreichen Persönlichkeit aus, deren nähere Kenntniß wieder die Grundlage zur Charakteristik der Partei gibt, welche sich um sie bildet. Und vielleicht läßt sich gerade die Zeit der Präsidentschaft mit Wenigem am bestimmtesten als die Zeit des erbittertesten Parteikampfes und einer systematisch sich bildenden Parteiherrschaft bezeichnen. Denn anstatt daß Kapodistrias eine seiner Stellung würdige Unabhängigkeit, wozu ihm die Nation selbst die Mittel in die Hand gegeben hatte, und welche ihn an sich schon den Angriffen einer Gegner entzogen haben würde, hätte behaupten sollen, gab er im Eigenthum den offenbarsten Beweis seiner Infähigkeit und Schwäche, als er nach den ersten Misserissen, welche das Vertrauen der Nation wankend zu machen schienen, nichts eifriger betrieb, als sich eine Partei zu bilden, welche den Gegnerpartei die Spitze bieten, ihn halten und seine Herrschaft befestigen könne. Dieses Verkennen seines Berufs war der Anfang seines Falles; vom Haupt der Nation sank er bald zum Haupt einer Partei herab, und zwar einer solchen, welche schon ihrer Bestandtheile wegen die Meinung der Nation gegen sich haben mußte. Auch nach der Darstellung des Verf. fand Kapodistrias bei seinem Erscheinen in Griechenland im ganzen Volke eine ihm sehr günstige Stimmung; seine ersten Pläne wurden gutgeheißen, und bereitwillig bot man die Hand zu ihrer Ausführung. Dies änderte sich jedoch sehr bald, als es offenbar wurde, daß diesen Plänen Absichten zu Grunde lagen, welche weder den Interessen noch den Wünschen der Nation entsprechen. Vorzüglich zwei Dinge: erregten zuerst jenes allgemeine Mißtrauen, was sich nach und nach zur heftigsten Erbitterung steigerte: die Hinneigung des Präsidenten zu Rußland, und wie mit der größten Rücksichtslosigkeit dargelegte Geringschätzung des Theiles der Nation, welcher sich am meisten zu verdienster Anerkennung und Auszeichnung berechtigt glaubte. In Bezug auf das Erstere bemerkt der Verf. sehr richtig, daß Kapodistrias selbst seine und Griechenlands Stellung zu Rußland, sowie die wohlwollenden Befehlungen des Petersburger Cabinets gegen das griechische Volk völlig verkant habe, und daß es daher ein großes Irthum sein würde, wenn man die spätern Gewalttätigkeiten des Präsidenten oder seiner Anhänger durch die Mißwissenschaft oder gar Billigung Rußlands bemänteln wollte. Wie unrichtig und kleinlich Kapodistrias überhaupt sein freundschaftliches Verhältnis zu Rußland beurtheilte, geht deutlich daraus hervor, daß er durch seine eingeschränkten Vorurtheile gegen Frankreich und England, welche ihn wie eine fixe Idee überall verfolgten, Rußland sich zu verbinden und Griechenland zu gewinnen hoffte.

Ja, er legte sogar die Unvergleichlichkeit dieser Demeritstellung noch seiner Anklage auf die ungeschickteste Weise dem Tag zu legen. Er erzählt zu S. 100 den Verf. (S. 99) daß der Präsident so gleich bei dem ersten Zusammenkommen mit Admiral Miaulis am Bord des Frigate Helles diesen mit folgenden Worten über seine Stellung zu den vermittelnden Mächten habe belehren wollen.

J'ai bien aggrapé ces amis de Londres et de Paris; c'est vers le Nord seul que nous devons tourner nos regards; là sont nos seuls amis, vous me comprenez, c'est du jeune homme (àrd rō vōs) que nous devons et pouvons attendre tout ce qu'il nous faut pour être riches et honorés.

Dergleichen Aeußerungen, zu verschiedenen Malen gegen Anders wiederholt, konnten ihre nachtheilige Wirkung nicht verfehlen. Das Vertrauen der Nation zu den beiden Mächten des Westens ward wankend gemacht, Rußlands Absichten, welche man zumal später mit der Billigkeit des Präsidenten in Einklang brachte, wurden verkant, und die politische Stellung Griechenlands ward verwickelter als je zuvor.

Noch schlimmer gestalteten sich die innern Verhältnisse. Der Verf. gibt uns in dieser Beziehung die interessantesten Aufschlüsse über die Taktlosigkeit, welche Kapodistrias namentlich in seinem Benehmen gegen das Heer, die Stabsbeamten, das gesetzgebende Corps und einzelne einflussreiche Männer oder Familien bewies. Kaum hatten sich in dem auf den Trümmern des gesetzgebenden Corps von ihm selbst errichteten Pantheon die Spuren einer aufsteigenden Opposition gezeigt, als er an die Stelle desselben den Senat einsetzte, welchem er durch eigenmächtige Bestimmungen bald zum Mittelpunkte des Systems zu machen mußte, wodurch er, Griechenland seinem Willen unterthan zu machen hoffte. Willkürliche Einrichtung der Provinzialverwaltung, Vernichtung der alten Gemeindeverfassung (der Demogerontien), welcher die Griechen zum größten Theile das unter den Stürmen vieler Jahrhunderte nie ganz unterdrückte Gefühl ihrer Nationalität verdankten, eine ohne alle Rücksicht auf das Bestehende erzwungene Umgestaltung des Rechtswesens und überhaupt das in allen Zweigen der öffentlichen Verwaltung sichtbare Streben des Präsidenten, die ganze Staatsgewalt in seiner Person zu concentriren: das war es, wozu der Senat durch die ihm vorgeschriebenen Beschlüsse hilflose Hand bieten sollte. Selbst bei mehr Mäßigung und Umsicht, als Kapodistrias bewiesen hat, und unter günstigeren Verhältnissen, als in Griechenland stattfanden, dürfte es schwer gewesen sein, die Grenzen eines solchen Systems zu bestimmen und nicht zu überschreiten. Kapodistrias hatte sie bereits überschritten, als er sich ernstlich über seine Stellung und sein Thun Rechenschaft geben mochte; Nothwendigkeit trieb ihn zu jener kraftlosen Beschwörung, die die letzten Jataen seiner Regierung charakterisirt; dies bewiesen seine Befehle über die Vereidigung der Majestät des Staatsoberhauptes, bei welchen man, nach der Bemerkung des Verf. (S. 18), ähnliche Bestimmungen aus den despotischen Gesetzbüchern des byzantinischen Kaiserreiches zum Muster nahm, die Organisa-

den seiner geheimen und offenen Polizei, die am Ende kein Mittel scheute, welches der verfeinerten Despotie zweckdienlich erscheinen mag, als Verlesung des Briefgeheimnisses, Proscriptionslisten, mysteriöse Verhaftungen und Verweigerung der den Angeklagten zustehenden Rechtsmittel; dies bewirkt vor Allem sein ebenso ungeschicktes als unwürdiges Benehmen gegen die Opposition, als es noch in seiner Macht gestanden hätte, durch kluge Nachgiebigkeit das verschätzte Vertrauen wenigstens zum Theil wiederzugewinnen. Denn was den Charakter dieser Opposition betrifft, so würde man sehr irren, wenn man ihren Ursprung nur in der gereizten Leidenschaftlichkeit einiger in ihren Erwartungen getäuschten Parteimänner suchen wollte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus Italien.

In den Gegnern der Champollion'schen Hieroglyphenerklärung hat sich nun auch ein Italiener gefunden, der den Krieg, wo es keine wahren Triumphe geben kann, dadurch zu einem allgemeineren zu machen versucht, daß er seine Grundsätze der Hieroglyphenerklärung als für alle Arten von Geheimschrift gültig hinstellen möchte. Das Buch, worin er seine Ansichten auseinandersetzt, heißt: „Esposizione del sistema di Gerografia egiptica delle antiche nazioni, di *Cataldo Janelli*“, und ist in vier Octavbänden zu Neapel 1830 und 1831 erschienen. Begriffslich beginnt er mit einer Hermeneutik, worin denn die Gesetze seines Baues zusammengetragen sind. Soweit es zum Verständnis seiner Behauptungen noch scheint, hier einige Sätze daraus. Zuerst unterscheidet er menschliche Schrift von einer idealen oder typischen und vorbildlichen, von welcher letztern Ref. seinen rechten Begriff hat, da selbst in Dante's „Paradies“ die Ehre der Seligen Buchstaben bilden, die den hier unten gebrauchlichen gleichkommen. Menschliche Schrift ist nach Hrn. J. entweder eine Bilderschrift (eine schematische), oder eine Bifferschrift (eine sematische), das Wort Biffer in der allgemeinsten Bedeutung genommen. Sie schreibt mit diesem Mittel entweder ganze Sätze (Ideographik), oder nur Worte auf einmal (Chirographik), oder sie setzt Biffen an einander, um die einzelnen Töne der Worte zu malen (Alphabetik). Die Hieroglyphen sind nach Hrn. J. chirographische Zeichen; doch meint er unter ihnen zweierlei Arten unterscheiden zu haben, deren eine größer als die andere; daher sie von ihm, die eine als megaloschematisch, die andre als mikro-schematisch bezeichnet werden. In der ersten erkennt er, wenn Ref. anders seine verzwickte Kunstsprache richtig versteht, eine emblematische theographische oder hierogramatische Schrift, in der andern, der kleinen, eine oratorische, interpretative und poetische und sucht durch ebenso talmudische Klagenbe Gründe darzutun, daß sie eine chirographische war. In der Folge sieht er sehr lebhaft gegen Young, Champollion's alphabetsche Erklärung der Hieroglyphen, indem er gegen die Zugiehung der koptischen Sprache zur Erklärung mit Waffen zieht, die wol aus Hrn. Klaproth's Arsenal bezogen wurden. Er findet den Schlüssel zu der typischen Sprache, die aller Geheimschrift der Alten zum Grunde liegt (und bei ihm ist sehr vieles Geheimschrift), im Semitischen, das heißt im Hebräischen der Ältesten und reinsten Form! Hr. Siedler kann sonach Hrn. J. die Hand reichen, er hat einen Waffendraber gefunden, der vielleicht nicht ohne ihn auf den Kampfplatz getreten wäre, wenn auch Siedler's, so viel wir finden, in der Schrift nicht gedacht wird. — Sollte Hr. J. durch seine Hermeneutik, der es wenigstens nicht an äußerem Ritzunge fehlt, Zustimmung bei den Forschern finden, so fürchten wir, daß er sie wieder verlieren wird, wenn wir hinzusetzen, daß er auch die Chinesischen Schrift-

gruppen mit Hilfe seines Semitischen erklärt; immer weniger aber, was dasselbe sagen soll, nach dem Regeln der Kabbala, die Zeichen bald rückwärts bald vorwärts legend; sodas aus sehr bald scrph, bald phser, bald phserc wird. — Wir besorgen, daß dieser Angriff den gelehrten Silo, der Sacy in seiner Unruhe nicht wankend machen wird, bei Champollion Derjenige war, der durch seine Methode schon zu den glücklichsten Aufschlüssen kam und noch am ersten welche versprochen dürfte, da seine Methode allein zu sprachlich begründeten Deutungen entweder geführt hat, oder einzuweisen doch hinwies. 5.

Notizen.

Zur slavischen Literatur.

Von dem Canonicus Georg Palkowicz ist in 2 Theile eine Uebersetzung der heiligen Schrift im slowatischen Dialekte erschienen.

Die katholischen Jürcier, welche mit den griechischen Jürciera (den Serbiera) einen slavischen Dialekt sprechen, haben eine neue, deutsch bearbeitete Grammatik ihrer Sprache von dem Magistraturrathe zu Brood in Slavonien, J. A. Werdich, erhalten. Sie erschien zu Oden 1833.

Der vorzüglichste böhmische Dichter unserer Zeit, Johann Kolar, hat unter andern wichtigen Werken für die slavische Literatur in den Jahren 1823 und 1827 „Gesänge des slavischen Volkes in Ungarn“ (der Slowaken) herausgegeben. Während seines Aufenthalts in Ungarn hat er von neuem eine bedeutende Anzahl Volksgesänge der Art gesammelt, er beschäftigt dabei jetzt eine neue Ausgabe seines Werkes mit einem historischen und psychologischen Commentare und einem Uebersetzer in Poth herauszugeben. Die Sammlung, ungefähr aus 2300 Gesängen bestehend, dürfte unschätzbar für die slavische Literatur bleiben. 2 Theile. Gr. 8. (Pr. Prs. 2 Theil. 16 Gr.)

Der berühmte Verf. der „Geschichte der slavischen Literatur“, P. J. Schaffaril, hat ein deutsches Werk über die serbische Sprache unter dem Titel: „Serbische Leselehre“ (Pest 1833) herausgegeben. Den Inhalt und Zweck des Werkes gibt der Verf. selbst also an: „Es soll aus altserbischen, zum Theil in slavischen Kirchensprache, zum Theil in slowo-serbischer Sprache geschriebenen Denkmälern, durch systematische Zusammenstellung der daraus excerpirten Serbismen, das Alter des jetzigen serbischen Dialekts, so weit es möglich ist, ermitteln.“ Es ist nicht eine, unter den slavischen Gelehrten sehr gangbare Meinung, daß die jetzigen slavischen Mundarten inögefernt junge entartete Abarten eines noch nicht lange verschwundenen alten slavischen Kirchensprache seien, und zwar der Kirchensprache der Slaven griechischen Ritus. Diese soll noch im neunten Jahrhunderte als meine Redesprache, wo nicht aller, doch der meisten Slaven des großen slavischen Volksgeschlechts gewesen sein, aus der die meisten jetzigen Volksmundarten, namentlich die serbische, entwickelt haben. Letztere seien deshalb auch nicht weiter, als ganz junge, entartete, an Reinheit und Gediegenheit tief unter der edeln Muttersprache stehende Pöbelsprachen. Nun nimmt der Verf. in diesem Werkchen, das Vorhandensein des jetzigen serbischen Dialekts in der an das Jahrhundert des Constantins und Methodius zunächst grenzenden Zeitperiode aus authentischen Quellen und durch bündige Schlüsse nachzuweisen — Später wird diesem Aufsatze ein zweiter über den russischen und dann ein dritter über den kirchen-slavischen und slowo-russischen Dialekt nachfolgen, womit dann der Kreis der Untersuchungen über diesen Gegenstand geschlossen sein wird.

Als eine literarische Wertwürdigkeit unserer Zeit erlauben wir, daß der jetzige Hetman der Kosaken, Fürst Potemkin, die Poesien des französischen Dichters Parny ins Russische übertragen hat. 26.

de l'état actuel de la Grèce et des moyens d'arriver à sa restauration. Par *Frédéric Thiersch*. Zwei Theile.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 129.)

Die Bemerkungen des Verf. im zweiten Abschnitt beweisen zur Genüge, daß die Opposition nur durch den Präsidenten selbst ins Leben gerufen wurde, und daß sie sich in gleichem Verhältnisse mit dem Gewaltsystem entwickelte, gegen welches sie gerichtet war. In Griechenland, wo das Verlangen nach Ruhe so allgemein, dagegen die durch Verschiedenheit der Vertiklichkeit und Bedürfnisse bedingten Interessen so getheilt waren, wäre es überhaupt um so leichter gewesen, der Opposition ein Nachdruck zu begegnen, je mehr ihre die Mittel entgingen, sich geltend zu machen. Hieraus erklärt sich eben, daß man in den ersten Jahren der Präsidentschaft kaum die Entstehung merkte, daß sie selbst zur Zeit des Congresses zu Argos im Sommer 1829, welcher dazu die günstigste Gelegenheit bot, nicht laut wurde, und daß sie überhaupt erst einen bestimmten und gefährlichen Charakter bekam, als sie durch die Rücksichtslosigkeit, womit die Regierung die Wünsche und Bedürfnisse der verschiedenen Klassen des Volks ihren Zwecken unterzuordnen suchte, national wurde. Dann war es freilich zur Nachgiebigkeit zu spät, und es handelte sich bloß noch darum, welche Partei im unvermeidlichen Kampfe den Sieg erringen würde. Bekanntlich traten Hydra und die Mainotten um dieselbe Zeit an die Spitze der Nationalpartei, als der Präsident den Kreis seiner Vertrauten immer enger um sich zog und die aus ihnen gebildete geheimnißvolle Gesellschaft des Phönix (vgl. S. 25) ihren Einfluß auf alle Weise zu erweitern suchte; mit welchem Erfolge, hat der Verlauf der Ereignisse gelehrt, welcher im Allgemeinen hinlänglich bekannt ist. Ueber die Ereignisse bei Poros im Juli und August 1831 gibt der Verf. (S. 42 fg.) einige neue Aufschlüsse. Unter Andern erfahren wir, daß der Commandant des Bergschlosses Palamidia, welches Mytiläa und die Umgegend beherrscht, schon zwei Monate vor der Einnahme von Poros durch die Hydrioten mit demiral Miaulis in Verbindung getreten war und ihm zugesprochen hatte, diesen wichtigen Platz der Opposition zu überliefern, wenn man ihm den rückständigen Sold

der Garnison, welcher 3000 span. Thaler betrug, auszahlen wollte. Worauf hätte unter solchen Umständen Kapodistrias wol noch rechnen dürfen? Vielleicht nur auf die Kraft jener unmätürlichen Beharrlichkeit, welche er bereits vor seiner Ankunft in Griechenland als Grundfah und Richtschnur seines Handelns festgestellt hatte, indem er zu London Jakobus Risos, welcher auf die Gefahr gewaltsamer Maßregeln aufmerksam machte, zur Antwort gab:

« Eh bien! il faut ou non entreprendre une telle affaire, ou savoir y réussir complètement; une fois entré dans le vaisseau, j'y resterai, et soyez sûr que j'échouerais plutôt mon bâtiment sur les rochers, que d'abandonner le timon, dussent périr équipage et cargaison. »

Es sind bis jetzt die Meinungen noch sehr darüber getheilt gewesen, welchen Plan der Präsident mit dergleichen Ansichten und Grundsätzen eigentlich habe durchzuführen wollen. Seine Vertheidiger glauben ihn dadurch zu rechtfertigen, daß sie auf die Mängel der Regierungen aufmerksam machen, welche der Ankunft Kapodistrias' in Griechenland vorausgingen, und theils hieraus, theils aus dem Charakter des griechischen Volks im Allgemeinen die Nothwendigkeit der despotischen Willkür herleiten wollen, welche man dem Präsidenten zum Vorwurf mache.

Der Verf., welcher im dritten Abschnitte hierauf eingeht, findet den Erklärungsgrund der Handlungsweise des Präsidenten darin, daß er die Herrschaft Griechenlands sowohl sich selbst für immer habe sichern als auch zum Erbtheil seiner Familie und ihres Anhanges machen wollen. Scheinen hierfür allerdings mehre Thatfachen zu sprechen, so fehlen auf der andern Seite jedoch die hinlänglichen Beweise, welche diese Behauptung ganz außer Zweifel setzen könnten. Kapodistrias selbst hat sich wol nie bestimmt über seine letzten Zwecke ausgesprochen, und wenn auch viele seiner Maßregeln fast nur als Mittel zur Erreichung des angegebenen Zieles erscheinen mögen, so fragt es sich immer noch, ob er wirklich zu einer bestimmten Ansicht über seine Stellung zum griechischen Volke gelangt sei, und ob er sich den angegebenen Plan einer Familienherrschaft in Griechenland klar gedacht und dessen Ausführung für möglich gehalten habe. Der Mangel an Einheit, sowie die namentlich im Anfange so auffallende Unentschiedenheit in seiner ganzen Handlungsweise sprechen wenigstens, wenn man sie nicht bloß im Allge-

meinen aus Schwäche und Unkenntnis der Verhältnisse erklären will, nicht dafür. Mit mehr Wahrscheinlichkeit hat man dagegen das Benehmen des Präsidenten gegen die Conferenz zu London und den Prinzen Leopold, nachdem diesem die Souveraineté des griechischen Staates übertragen worden war, als Beweis für seine herrschsüchtigen Absichten angesehen. Der Verf., welcher (S. 46) sehr richtig bemerkt, daß die Wahl des Prinzen Leopold auf sehr unbedufte Weise (bien brusquement) den Vertrag zwischen Kapodistrias und der griechischen Nation gebrochen habe, dem zufolge ihm die Präsidentschaft auf sieben Jahre anvertraut gewesen sei, ist allerdings auch der Meinung, daß Kapodistrias alle ihm zu Gebote stehende Mittel (tous les ressorts de sa politique) angewendet habe, um die Ankunft des Prinzen zu verhindern. Wir haben bereits anderwärts vor längerer Zeit (vgl. „Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur“, Art. Griechenland, Bd. II, S. 249—255) unsere auf die gewissenhafteste Benützung der darüber vorhandenen Nachrichten und diplomatischen Actenstücke gegründete Ansicht über diese Verhältnisse ausgesprochen, welche wir noch jetzt für begründet halten. Ohne daher den für seine etwas abweichende Meinung beigebrachten Gründen des Verf. ihr Gewicht benehmen zu wollen, glauben wir doch, daß man zu weit gehe, wenn man die Resignation des Prinzen Leopold vorzüglich den Machinationen des Präsidenten zuschreibt, zumal da sich leicht beweisen läßt, daß Verhältnisse, welche von dem Willen und der Handlungsweise des Präsidenten gänzlich unabhängig waren, bereits längst dem Entschlusse des Prinzen, die Souveraineté des griechischen Staates wirklich zu übernehmen, sehr wandelnd gemacht hatten, als die Depeschen aus Griechenland in seine Hände kamen, welche ihn zur Resignation bewegen haben sollen. Fast scheint es, als habe Leopold diese Depeschen benutzt, in einem Zustande von peinlicher Unentschiedenheit seine Entlassung wenigstens durch triftige Gründe vor den Stellvertretern der vermittelnden Mächte und vor dem Urtheile der Welt zu rechtfertigen; und so muß man allerdings zugeben, daß sie dieselbe wesentlich beschleunigt haben, ohne grade anzunehmen, daß sie allein hinreichend haben würden, den Prinzen zur Resignation zu bestimmen.

Ebenso dürfte es noch zweifelhaft sein, ob es wirklich die Absicht Kapodistrias' gewesen sei, die Grenzen des neugriechischen Staates für immer wo möglich auf den Isthmos und die Moros zunächst liegenden Inseln zu beschränken, worauf der Verf. S. 53 aufmerksam macht. Bei seiner Ankunft in Griechenland, und selbst noch nach dem durch das Protokoll vom 3. Febr. 1830 festgestellten Grenzbestimmungen mochte es dem Präsidenten freilich wünschenswerth erscheinen, für den neugriechischen Staat nur zunächst eine Begrenzung zu gewinnen, welche mit den ihm zu ihrer Vertheidigung zu Gebote stehenden Mitteln in geordnetem Verhältnisse stehe. Eine Ausdehnung des griechischen Gebietes nach Norden hin konnte damals ohne bedeutende Streitkräfte ebensowenig mit Erfolg unternommen werden als die Eroberung von Candia ohne

eine Seemacht, welche dem Feinde auf die Dauer die Herrschaft in den südlichen Gewässern hätte streitig machen können. Bekanntlich entgingen aber dem Präsidenten, welcher zu kriegerischen Unternehmungen überhaupt weder Neigung noch die nöthigen Talente und Kenntnisse besaß, die Mittel dazu gänzlich; und daß die durch das Protokoll vom 3. Febr. bestimmte Gränzlinie die Selbstständigkeit des neuen Staates fortwährend gefährdet haben würde, hatte ja vor Kapodistrias unter Anderm längst schon General Church in seiner gehaltenen Schrift über die Begrenzung Griechenlands mit den überzeugenden Gründen dargezogen. Wir sind weit entfernt, Kapodistrias von der Schuld freisprechen zu wollen, welche ihm im Gluck eines durch ihn in seinen Hoffnungen so empfindlich getäuschten Volkes zugewogen und seinen Namen Unnen beigefügt hat, welche die Geschichte vielleicht auf die Zeiten brandmarken mag; wir stimmen mit dem Bei vollkommen überein, daß Kapodistrias weder die Tüchtigkeit des Charakters noch die Vorzüge des Geistes besaß, welche ihn fähig gemacht haben würden, seine Stellung richtig zu würdigen und ihr zu genügen. Die wenigen Tüchte, mit welchen der Verf. S. 55 seinen Charakter im Allgemeinen schildert, geben das treffendste Bild von seiner Persönlichkeit. Mit großer gesellschaftlicher Umwandtheit, welche nur zu oft den Mangel der tiefen Charakter- und Geistesbildung verbirgt, mit einer sehr achtbaren Gemüthsart und lobenswerthen Thätigkeit wußte Kapodistrias einen unüberwindlichen Hang zur Ehrsucht und eine kleinliche Eitelkeit, welche um so nachtheiliger wirkte, da sie ihn für die berechneten Schmeichelein seiner vorgeblichen Ferunde und Bewunderer nur zu leicht empfänglich machte. Ueberdies entgingen ihm bei seiner vorzugweise diplomatischen Bildung doch die nöthigen Kenntnisse, wenn es darauf ankam, über einzelne Gegenstände der Staatsverwaltung und Nationalökonomie sich und zweckmäßig zu entscheiden. Die Rücksicht, welche in diesen Dingen erfahrener Männer auf seine Thaten nicht zu; und so waren jene unzähligen Mängel, welche ihn seinem Geschicke unaufhaltsam entgegenführten, zum vernünftigen. Es würde jedoch sehr unrichtig sein; wenn man bei Beurtheilung des Präsidenten den geschichtlichen Standpunkt, d. h. die Schwierigkeiten seiner an sich schon sehr unbestimmten Lage aus dem Auge verlieren wollte. Setzt man allein von seiner Persönlichkeit aus, so sieht man am Ende doch nur eine Seite des traurigen Gemäldes, welches die Geschichte der Präsidentschaft berichtet; und wir wünschen deshalb, daß dem Verf., welcher übrigens einzelnen heilsamen Einrichtungen des Präsidenten volle Anerkennung zu Theil werden läßt, der Fun und Umfang seines Werkes gestattet haben möchte, auch mehr auf die Schilderung der Verhältnisse einzugehen, welche die Stellung des Präsidenten gleich Anfangs so verwickelt machten und später seinen Fall beschleunigt haben.

Der vierte Abschnitt, S. 63—106: „La Genèse sous le gouvernement du Comte Augustin, frère de Jean Capodistrias“, ist insofern eines der interessantesten

als er ganz von Ereignissen handelt, welche der Verf. als Augenzeuge und selbst als unmittelbarer Theilnehmer schildern konnte. Wir müssen uns jedoch mit der allgemeinen Bemerkung, daß die hier gegebene Erzählung bis jetzt die vollständigste und genügendste Darstellung der Begebenheiten vom Tode des Präsidenten bis zur Flucht seines Bruders Augustin enthält, um so mehr begnügen, da der Zusammenhang des Ganzen keine Auszüge gestattet. Nichts spricht vielleicht mehr für den Charakter des griechischen Volkes im Allgemeinen, dem man nur zu leicht den Geist des Aufruhrs und der Parteilichkeit zum Vorwurfe macht, als die Mäßigung und wahrhaft würdige Haltung, welche es behauptete, als Graf Augustin und sein Anhang unvorsichtig genug waren, sogleich nach der Ermordung des Präsidenten ihre böswilligen Absichten offen an den Tag zu legen S. 66. Und auch die darauf folgenden Ereignisse beweisen zur Genüge, daß Griechenland eine Krisis, welche es auf lange Zeit wieder zum Schauplatz der Anarchie und des Bürgerkrieges zu machen drohte, nicht leicht überstanden haben würde, wenn es nicht einige ausgezeichnete Männer gehabt hätte, welche ebenso viel Mäßigung als Festigkeit bei Ausführung der Pläne bewiesen haben, über deren Nothwendigkeit sie zur klaren Ueberzeugung gelangt waren. Auch des Verf. Name steht den übrigen auf die würdigste Weise zur Seite und wird, theueren gegenwärtigen Geschlechtern, in künftigen Zeiten immer mit denen genannt werden, welche man im Genusse ihrer heitern Gegenwart mit dankbarer Rück Erinnerung als Wohltäter und Retter der Nation, in den Zeiten der Bedrängniß segnen wird. Am Schlusse dieses Abschnitts von S. 99 an befinden sich sehr interessante Aufschlüsse über das Benehmen der Residenten der drei vermittelnden Mächte gegen die Kapodistrianer und die Opposition, welche beweisen, daß sie den Einfluß, welchen sie vermöge ihrer Stellung besaßen, eben nicht sehr zur glücklichen Entwicklung der unseligen Verhältnisse geltend zu machen wußten, welche der Ermordung des Präsidenten vorhergegangen waren und folgten.

Diese Bemerkungen bilden zugleich den Uebergang zu dem fünften Abschnitt: „Sur l'établissement du gouvernement mixte et les difficultés de sa position“; S. 107—123. Ungeachtet das Protokoll vom 7. März sich deutlich genug darüber ausgesprochen hatte, daß zunächst eine zwar aus beiden Parteien gemischte, aber doch dem Wunsche der Nation entsprechende Regierungskommission gewählt werden sollte, hatten dennoch die Residenten diese Bestimmung zu Gunsten der besiegten Kapodistrianer zu weiten gesucht, und mittels des dem gestärkten Systeme ergebenden Ernens den Anhängern Kapodistrias in der zuerst vorgeschlagenen Regierungskommission das entscheidendste Lebergewicht gesichert. Dieser Mißgriff, welcher seinen Ursprung eigentlich nur in einer keimlichen, durch die früheren Parteinverhältnisse begründeten Eifersucht der beiden Residenten Rußlands und Englands auf Frankreichs übergewiegenden Einfluß hatte (S. 111 fg.), war die Quelle alles Uebels, welches Griechenland noch bis zur Ankunft des Königs und der Regentenschaft treffen mußte. Durch

eine neue Wahl der Regierungsmitglieder, welche sogleich vorgenommen werden mußte, um den Ausbruch der Feindseligkeiten wenigstens für den Augenblick zu verhindern, bekam zwar die siegreiche Partei die Majorität; allein dem kaum besiegten Parteilämpfer ward dadurch auch ein neuer Spielraum eröffnet, auf dem sie sich um so schneller entwickeln konnten, je weniger die Regierung, in sich selbst zerfallen und durch völlige Mittellosigkeit gelähmt, im Stande gewesen wäre, ihnen mit Nachdruck zu begegnen. Vielmehr ward sie selbst von ihnen ergriffen und verlor Zeit und Kräfte mit nichtigen Streitigkeiten, während die Opposition mit dem Waffen täglich mehr Fortschritte machte.

(Der Besatz folgt.)

Romanenliteratur.

1. Arbeit und Barmherzigkeit. Aus dem Französischen übersezt vom E. G. Förster. Ronneburg, Weber. 1835. 8. 1 Theil. Ständevorurtheile trennen ein junges Mädchen, das Liebe und Glück zusammenführt. Zwei einziger Aemter, welche dem Schicksal vorgeben, würde die Geschichte sehr bald zu Ende sein, wenn nicht die Begebenheiten glücklicher und unglücklicher Liebenden und Landschaftsbilder aus den Pyrenäen als Epizoden eingelegt wären. Bei den Begebenheiten muß man recht aufpassen, um nicht die Schicksale des Dichters mit denen des Einsiedlers, oder auch Barmherzigs zu verwechseln, denn wirklich ist wenig Verschiedenheit darin; der Vater versagt die Einwilligung in das Verlangen der Tochter, diese entsezt, wird verfolgt, wahre und falsche Räuber helfen zu dem nöthigen Schutze, der mitunter dunkler als bei Rembrandt ist, und die Erzählung, welche, ohne Aufregung zu fürchten, von Kindern und Gefunden, selbst von Schlafbedürftigen gelesen werden kann, ist zu Ende.

2. Otto und Pauline. Eine Novelle. Ronneburg, Weber. 1835. 8. 20 Gr.

Eine Stufe tiefer als obiger Roman, minderes Geschick im Handwerksmäßigen des Schriftstellers, viel mehr Schwulst und die allerhöchsten Berse. Der Verf. scheint noch sehr jugendlich zu sein, was er wünscht, auch für bestehend ansieht; so läßt er Studenten mit sehr anständigen Mädchen allein öffentliche Orte besuchen, woraus Duellen, mittelbare Heidenthaten im Freiheitskrieg und Verliebungen entstehen. Nur mit dem Ueberhand kommt der Verf.; seine entflammten und verlobten Hälften nähmen die Frau gar zu gern auf die Unverständlichkeit, aber der Vater hat Steine in den Weg gehoben, die das schöne Vorhaben zum Berbreuz junger Leser vereiteln. Diese werden aber noch so viel nach ihrem Sinn darin finden, daß sie höchlich an der Novelle sich laben können.

3. Leiden und Schicksale meines jugendlichen Herzens. Worte des Krosses und der Theilnahme für unglücklich Liebende von Aurelius Stern. Jmenau, Voigt. 1835. 8. 1 Theil.

Kindes jugendlich wie das vorhergehende, wenn man gleich Reife des Urtheils und Kraft vermisst, auch der Gatt wässerig und nicht immer vom besten Geschmack ist. Indeß gehen die Worte und Prosa nicht leer an Gedanken aus, ja sie enthalten mehr, als man dem schwülstigen Rothurnschritt ansieht. Der größte Vorzug des Wertheims ist, daß es den Trost für Untreue des Geliebten in einer vernünftigen Religiosität sucht, gleich fern von schwindelnder, nebelnder Andächtigkeit und frostigem Rationalismus.

4. Die Bergstellung. Eine Erzählung von Ferdinand Schuber. Berlin, Gendef. 1835. 8. 18 Gr.

Eine dichterische italienische Marchesa stirbt an dem Reiz des Giftweins, womit sie ihren Gatten tödtete und das sie

der Stieftochter bestimmte. Mütter in jeder Schattirung machen die Handlung eines Geschlechts sehen, von welcher ein sehr geduldiger Leser sagen kann: es muß auch solche Länge geben. 5. Daniel der Steinschneider, oder Bergkatterzählungen von Michel Raymond. Ins Deutsche übertragen von E. Kruse. Zweiter und dritter Theil. Leipzig, Kollmann. 1833. 8. 3 Thlr.

Einen unedelsten Stoff delicat zu behandeln, ist der Vorzug der einen Erzählung: „Die Mutter“, in der ein verführtes, tief gekanntes Mädchen als Mutter ein untadeliges Mutter der zartesten, aufopferndsten Liebe besteht. „Das Ringelied“, tragikomischer Natur, auch wieder eine gefallene Unschuld, die im Begriff ist, die eheliche und gewiss treue Gattin eines mit manchem Ungemach kämpfenden Schriftstellers zu werden, als sie der Tod anreißt. „Das Meisterrecht“ plädiert gegen Kunstwesen, willkürliche Begabung der Gesehe, oder karrer Lieben am Buchstaben beim Urtheilspruch, bei welcher Polemik zuweilen das Kind mit dem Bade ausgeschüttet wird. „Das Sankelorn“ hat einen lindn Anhauch von den Begebenheiten Struensee's, doch ohne tragische Katastrophe, die zu der leichtn Galanterie in den Verhältnissen der Fürstin und des Ministers auch nicht gepaßt hätte. Nicht eher geht dieser in die Verbanung, bis er den Ruf eines jungen Bürgermädchens wiederbekommt, den er, um seine Reizung zu einer hohen Dame zu verbergen, verächtigt. Nebenbei gibt die Erzählung einen schlagenden Beweis, wie selbst die heutigen, der deutschen Sprache, des deutschen Wesens nicht unkundigen Franzosen gegen die Sitten deutscher Hölle und Bürger verstoßen und überhaupt von unserer Volksthümlichkeit sich Fabelhaftes einbilden. Das Buch ist übrigens voll sinnenentstellender Druckfehler.

6. Julius Kühn. Eine Novelle von Graf Willkomm. Zwei Bände. Leipzig, Berger. 1833. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Ein junger Mann, der recht gut über Dichtungen urtheilt, aber allerlei Vernunft, Philosopheme und Maximen aufstellt, hält sich für ein geweihtes Dichterkopf. Weil sein Vater diese Meinung nicht theilt und Andern von ihm als Gedichte will (den Proben nach, obnehin nicht sonderlich), treibt Julius die Bergötterung Hamlet's so weit, daß er sich mit diesem seinen Lieblingshelden identifizirt, ja ihn noch überträgt, in vollem Ernst wahnsinnig wird und in diesem Zustande zur Betrübnis der ihm verlobten Braut, zu welchem Verlöbniß der Vater des angehenden Studenten die Einwilligung gab, und seines Freundes stirbt. Ein Glück, daß nicht alle junge Leute, die es bequem finden zu reimen als ernstlich zu studiren, gleich wahnsinnig werden, wenn sich ein Hindernis ihrer Reizung entgegenstellt: es sänden sich nicht Irrenhäuser genug zu ihrer Aufnahme.

7. Der Bund mit dem Bösen, oder: Der Fluch des Weineids. Novelle, aus dem neunzehnten Jahrhunderte, von Moriz Reichenbach. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 1833. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Nicht der Teufel in Person, nur böse Gedanken, schlechte Rathgeber verführen einen polnischen Grafen zu Betrug und Weineid gegen eine Unglückliche, die ihn zum Vater von Zwillingssöhnen macht, deren einer seinen in rechtmäßiger Ehe erzeugten Stiefbruder im Bösen bestärkt und von diesem erlegt wird, wodurch der Fluch, den der Vater der Verführten über den Verführer ausgesprochen, sich erfüllt und das Böse immer wieder Böses gebiert. Damit etwas Neues in Begebenheit und That komme, wird einer tollsten Venetianerin mittelst eines vergifteten Brillantenabnehmens nach dem Leben getrachtet, was, wenn auch nicht für die medicinischen Kenntnisse, doch für den Geistungsgeist des Verf. zeugt.

8. Die Flüchtlinge, oder: Die verhängnisvolle Nacht. Eine Familiengeschichte. Vom Verfasser der Nabelsche u. s. w. Zwei Theile. Braunschweig, Meyer sen. 1833. 8. 2 Thlr. 16 Gr.

Wollen wir auch dem Verf. aufs Wort glauben, daß aller die-

ser Bierwarr von habßsüchtigen Umtrieben, die ein heucheliger Baron sammt Helfershelfern ausführt, oder, von Bestensten getäuscht, auszuführen wähnt, sich wirklich putzen kann, so ist doch nicht zu billigen, daß er ein hebes, unglückliches Kind zur Selbstmörderin macht, weil sie heil und heil hat den des Vaters Schliche gekommen. Müste und sollte sie haben, so gab es denn doch wol eine andere Manier, sie zu bestrafen, als durch eine That, welche ja, ein großes Gewicht für die Gewissenhafte, des Vaters Sündenregister vermerkt und im geliebten Mutter Herz brach.

9. Des schmalldischen Bundes Untergang und Räthe. Ein historisch-romantische Erzählung von H. J. Krauske. Dresden, Arnold. 1833. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Eine Liebhaft soll den trocknen Bericht der Thaten romantifiziren. Dazu ist sie zu ohnmächtig; die großen Begebenheiten, bei denen Kurfürst Moriz sich zweifelnde Rolle spielt, erdrücken sie, obgleich man sagen möchte, daß die Ereignisse noch mehr die darauf einwirkenden Gewaltigen und Jagenden poetischer waren als die nachgebildeten Figuren dieser Erzählung, die gut geschrieben ist, nur vermist man da Originalität, wo naive Aeußerlichkeit, bei den damaligen Werkwürdigkeiten ein äppig wuchernde, obgleich ungepflegte, ungenannte Pflanz.

10. Grimmenthal. Romantische Zeitbild aus dem sechszehnten Jahrhundert von Ludwig Beckstein. Dillingen, Keffeling. 1833. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Sagen, Uebersetzungen, Krämmern haben Stoff zu dem Gemälde, an dem Composition, Hauptgruppen, epische Figuren und Perspective zu loben sind, die zusammen eine treue, saft und kraftvolle Darstellung jener Uebergangsperiode, wo in Deutschland neue Formen aus überlebten entstanden, geben. Insbesondere ist hier Thüringen, und noch mehr das Weingisch-Heinbergische gemeint, wie da eine Fabrikstätte entstand, unmittelbar vor dem Beginn der Reformation, welcher heilige Ort im Bauernkrieg zerstört wurde, wobei sich Volksredner zeigten, die früher für das Entgegengetretene wohl heftig stritten; ein Beweis, daß gewisse Umstände der Zeit nicht seit gestern und heute ins Leben getreten sind.

Notiz.

Unter der großen Anzahl kleiner Schriften und Programmen, welche alljährlich von den preussischen Gymnasien ausgehen, verdient die 1833 erschienene Abhandlung des Prof. Schöke zu Brandenburg: „Ueber den Einfluß der classischen Studien auf die Bildung eines künftigen Staatsmannes“, eine näher Betrachtung, als wol sonst dergleichen Schriften zu Theil zu werden pflegt. Der Verf. versteht unter classischen Studien und classischer Erziehung der Jugend die planmäßig geordnete, allseitige Hervorhebung der wahrhaft bildenden Elemente des griechischen und römischen Alterthums, mit Vermeidung aller einseitigen Richtung, sie mag nun eine grammatische oder historische sein; denn in beiden Beziehungen wird jetzt oft zu viel gethan. Aber eine Auffassung des Alterthums nach seinen eigentlichen Hauptrichtungen und Eigentümlichkeiten wird von größter Bedeutung für den zu erziehenden Jüngling sein und zwar für die intellectuelle Seite (Sprachbildung, besonders Studium der Grammatik, als angewandte Logik), für die Bildung des Gemüths (Geschichte, Alterthumskunde, als Darstellung der Lebens der Alten), für den praktischen Standpunkt des bewußten Staatsmanns (Vorbereitung zur Redefertigkeit, politische, politische Bildung) und endlich für seinen ethisch-religiösen Standpunkt (Anbeutung des Verhältnisses der alten Religionen zum Christenthume). Ueber alle diese Beziehungen hat Hr. Schöke in einer sehr lebendigen Sprache gehandelt und durch die Rücksichtigung der Schriften von Herder, Göthe, Jacobi u. s. w. gezeigt, daß ihm auch die neuere classische Literatur nicht fremd geblieben ist.

Literarische Unterhaltung.

Sonntag,

Nr. 131.

11. Mai 1834.

De l'état actuel de la Grèce et des moyens d'arriver à sa restauration. Par Frédéric Thiersch. Zwei Theile.

Erster Artikel.

(Beschluss aus Nr. 130.)

Diese Opposition, welche der Verf. im sechsten Abschnitt, S. 124—134 näher schildert, war eigentlich weiter nichts als die in ihren Trümmern noch fortlebende Partei der Kapobistrianer, welche den aufgelösten Zustand des Landes benutzten, sich wieder zu sammeln, und, da sie unter Kolokotronis' Einflusse noch über eine bedeutende bewaffnete Macht gebieten mochten, allerdings gefährlich werden konnten. Und sie wurden es in der That, da selbst jetzt noch das Benehmen der Residenten, welches der Verf. bei dieser Gelegenheit mit scharfen Zügen andeutet, ihre Unternehmungen zu begünstigen schien. Was konnte denn wol die Regierung thun, wenn die Stellvertreter der Mächte, auf deren Unterstützung und Beistand sie am meisten rechnete, dem Anführer Zavellas den widerrechtlichen Besitz von Patras und den benachbarten Eparchien durch diplomatische Noten sicherten? S. 130. Diesem traurigen Zustand hoffte man vorläufig durch die Berufung eines Nationalcongresses ein Ende zu machen. Die Stellung, Thätigkeit und Auflösung dieses Congresses, welcher sich nach Beseitigung der vorgängigen Schwierigkeiten erst Ende Juli 1832 in einer Vorstadt von Nauplia, Pronia, versammelte, wird im siebenten Abschnitt (S. 135—172) geschildert. Da nun um diese Zeit von Seiten der Conferenz bereits die Wahl des Königs getroffen worden war, und daher die Ausführung der Beschlüsse dieser Nationalversammlung von der Zustimmung der Regentschaft abhängig gemacht wurde, so konnten schon deshalb die Hoffnungen, welche man an die Vereintigung der Volkrepräsentanten geknüpft hatte, nicht in Erfüllung gehen, zumal da man der baldigen Ankunft der Regentschaft vergeblich entgegenseh. Kaum hatte man z. B. die Verhandlungen über die Bertheilung der Nationalländerien begonnen, als die Residenten, welche schon vorher die Berufung des Congresses zu verhindern gesucht hatten, sich ins Mittel schlugen und im Namen der Conferenz erklärten, jeder hierauf Bezug habende Beschluss werde der Realisation der Anleihe von 60 Mill. Francs im Wege stehen. In gleicher Weise hatte man zwar die Absicht,

sich mit der Revision der Constitution zu beschäftigen; allein man kam zu nichts, weil der gemäßigte und verständigere Theil der Deputirten erklärte, es würden dadurch die Rechte des Königs und der Regentschaft compromittirt werden. Förmlich waren diese Rechte von Seiten der Nation freilich noch nicht anerkannt und sanctionirt; dies zu thun, war eigentlich die Hauptaufgabe des Congresses. Da man aber über diesen wichtigen Punkt die Meinungen aller Parteien zu vereinigen wünschte und die Opposition bei dem Congresse nicht repräsentirt war, so suchte man sie zunächst durch ein allgemeines Amnestie-decret zur Theilnahme an den Verhandlungen zu bewegen. Ja, man war sogar Willens, den Act der Anerkennung des Königs so lange zu verschleppen, bis die Opposition ihre Deputirten geschickt haben würde. Bald sah man jedoch ein, daß man sich hierdurch ganz von den Launen der Opposition abhängig mache, welche zwar in jedem Falle nur den kleinsten Theil der Nation vertreten könne, aber durch materielle Ueberlegenheit noch Mittel genug besitze, auf die Beschlüsse der Nationalversammlung schädlichen Einfluß zu gewinnen. Diese Rücksicht beschleunigte die Anerkennung des Königs, welche mit angemessener Würde in der Sitzung vom 8. August vollzogen wurde. Gleich darauf verließ der Verf. mit den ihm von der Nationalversammlung anvertrauten Decreten und Adressen für den König von Baiern und dem jungen Monarchen des griechischen Staates Griechenland. Er bemerkt bei dieser Gelegenheit S. 167, daß sein längerer Aufenthalt daseibst allerdings noch insofern hätte vorthellhaft sein können, als es ihm vielleicht gelungen wäre, die Veröhnung der Parteien zu vollenden und überhaupt dem Gang der Dinge eine günstigere Wendung zu geben. Die eignen Worte des Verf. über seine Stellung rechtfertigen zu gleicher Zeit seinen Entschluß:

Il y avait bien un moyen de sortir encore d'embaras. Je devais me mettre à la tête des affaires et commencer le gouvernement du roi. En vérité, je fus lavité de tout côté à le faire, surtout par les députés réunis pour le congrès, et les résidens me voyant dans une direction entièrement opposée à leur demarche fineste, commencèrent à redouter un tel dénouement et à agir conformément à leurs craintes. Entré au pouvoir, j'aurais pu vaincre les intrigues des ennemis et les forces peu redoutables qu'ils pouvaient mettre en campagne; mais pour suivre cette marche j'avais besoin de deux choses, d'une autorisation quelconque de sa Maje-

été le roi de Bavière et quelques moyens pécuniaires. Avec deux lignes de sa Majesté et avec cent mille sous la pacification de la Grèce aurait pu être maintenue; mais comme j'étais sans mission, je restais sans communication de la part du roi, et quand je tâchai de me procurer des fonds, pour nourrir les troupes et empêcher le relâchement de leur discipline, je n'y réussis qu'en partie et autant que mon crédit particulier s'étendait. Étant sans autorisation et sans ressources et en conséquence hors d'état de maltriser les affaires, je ne pouvais plus m'y mêler sans les compromettre.

Unter diesen Umständen hieß es der Verf. für um so nöthiger, seine Rückkehr zu beschleunigen, da er durch seine Gegenwart in München die Abreise der Regentenschaft weitgehendst entgegenkommen zu können hoffte. Er hatte er sich eingeschiffet, als seine Besorgnisse auf die trauungsfür Weise in Erfüllung gingen. Die Auflösung des Senats, von der Nation im Allgemeinen gebilligt, vom Verf. selbst aber als eine unter den bestehenden Verhältnissen unpolitische Maßregel bezeichnet, brachte die Ertümmung der Opposition gegen die Nationalversammlung aus. Durch einen schmachtvollen Angriff auf die eben versammelten und unbewachten Deputirten sprengten die bewaffneten Bänder der Opposition den ihr verhassten Nationalcongrès, und die Anarchie oder die Herrschaft des Schwertes bedrohte Griechenland abermals mit ihren blutigen Siegen.

Daß hierauf die Regierungskommission, welche vorher schon wieder Kraft noch Ansehen hatte und durch den Tod des Demetrios Ipsilantis sowie die Abreise zweier Mitglieder als Deputirter nach München auch materiell sehr geschwächt worden war, in völlige Nichtigkeit versank, deutet der Verf. im achten Abschnitt, S. 173—178 an. In ihrer Stelle wollte der aufgelöste Senat wieder seine Macht geltend machen, fand aber, ungeachtet er auf den Bestand der Residenten rechnen konnte, nirgends Anerkennung und Befolgung seiner Beschlüsse. Während daher in den Provinzen einzelne Bandenführer, unter dem Vorwande, die Rechte des Königs zu verteidigen, ganz in alter Weise ihr Unwesen trieben, beschränkte sich die Thätigkeit der Regierung zu Nauplia auf einige nutzlose Verordnungen der Minister, welche ohne höhere Autorisation sich berechtigt glaubten, Alles zu unternehmen, was dazu dienen könnte, den dringendsten Bedürfnissen ihrer nächsten Umgebungen abzuhelfen. Mit dem neunten Abschnitt: „Jugement sur le gouvernement mixte et sur le parti de sa majorité“, S. 179—189, beschließt der Verf. diesen Theil seines Werkes. In dem er hier zunächst auf die Schwierigkeiten aufmerksam macht, mit welchen die letzte Regierungskommission zu kämpfen hatte, gibt er einige vortreffliche Bemerkungen über den Einfluß der Primaten und Capitaine auf die Masse des Volkes, da der Verhältniß der Ollientel sich ganz natürlich und nothwendig aus den gesellschaftlichen Zuständen des griechischen Volkes seit vielen Jahrhunderten auf eigenthümliche Weise entwickelt habe. Diese Ollientel bildet aber eigentlich wieder die Grundlage jeder kirchlichen Partei verhältnisse, welche Griechenland so viel Noththat gebracht haben und ohne eine klare Ansicht über diese nationale

Schwierigkeit der Begüterten nicht richtig beurtheilt werden können. Unter den vorhandenen Schwierigkeiten verdient das Wenige, was von Seiten der gemäßigten Regierungskommission zur Herstellung der Ruhe und Ordnung geschah, gewiß die Anerkennung, welche ihm der Verf. zu Theil werden läßt. Eine zu große Nachsichtigkeit in einzelnen Fällen, wie gegen die Infel Spejia und den unfug feindlichgesinnter Journale, ist zwar an sich nicht zu billigen, findet aber in den versöhnenden Absichten der Regierung, deren Grundsätze Rechtlichkeit, Offenheit und Mäßigung waren, hinreichende Entschuldigung.

Zur Erläuterung und als Beleg zu dem geschichtlichen Theile seines Werkes gibt der Verf. im Anhang des ersten Bandes, S. 305—464, eine sehr schätzbare Sammlung von ergänzenden Abhandlungen und diplomatischen Actenstücken unter folgenden Rubriken, Nr. I: „Du choix de sa Majesté le Roi Othon pour le trône de la Grèce“, S. 307—326. Die Veranlassung zu dieser Abhandlung gab dem Verf. das allerdings weit verbreitete und durch das Zusammentreffen der Umstände sehr unterstützte Gerücht, daß seine Reise nach Griechenland zunächst mit dem geheimen Auftrage von Seiten des Königs von Baiern zum Zweck gehabt habe, die Wahl des Prinzen Otto bei den Griechen selbst so viel wie möglich zu erleichtern. Die einfache und klare Darstellung der mit dieser Wahl in Verbindung stehenden Umstände und des mittelbaren Antheils des Verf. an derselben bewirkt zur Genüge, daß dieses Gerücht völlig ungegründet gewesen. Schon im Sept. 1829 legte der Verf. dem König von Baiern seine Ansicht über die Zweckmäßigkeit der Wahl des Prinzen Otto zum Souverain des griechischen Staates vor; gleichzeitig machte er Gynard darauf aufmerksam, und noch vor Ausgang des Jahres bot sich ihm bei Gelegenheit des Dankschreibens des Griecheneroi an München für die der griechischen Kapelle dafelbst durch den Kaiser von Rußland übersandten Wohlthaten eine erwünschte Veranlassung, selbst dem Kaiser Nikolai sein unmaßgebliche Meinung über die Wahl des griechischen Monarchen offen darzulegen. Die hier mitgetheilten Nachhatten jedoch zunächst weiter keinen Erfolg, als daß Gynard für den Plan des Verf. gewonnen wurde und seinen Einfluß zu dessen Ausführung so viel wie möglich geltend gemacht zu haben scheint. Die Wahl des Prinzen Leopold benahm alle Hoffnungen; seine Abdication leitete sie aufs Neue. Jedoch machten die damals herrschenden politischen Verhältnisse die Entscheidung schwierig und lang aussehend, zumal da man auch von Griechenland eine bedenkliche Reaction gegen die Wahl eines Fürsten besorgt haben wollte. Dies und überhaupt der Wunsch, die die zweideutigen Gerüchte, welche vorkünftig die Zukunft 1831 Griechenlands beunruhigend machten, zu verschaffen, bestimmten den Verf. im März 1831 seine Reise dahin anzutreten. Mit dem König von Baiern kam er deshalb ebenso wenig in Verbindung als mit dem Kaiser von Rußland. Der Kaiser der auswärtigen Angelegenheiten, der den Fürsten Weede suchte er sich einige Beweise zu

die Bestimmung des Königs in Bezug auf die Wahl seines Sohnes, welche damals schon als wahrscheinlich besprochen wurde, zu verschaffen; das Resultat war die Wiederholung der schon 1829 von Seiten des Königs gegebenen Erklärung: „Es werde weder persönlich noch auf diplomatischem Wege etwas zu dieser Wahl beitragen, indem er jedem Schein vermeiden wolle, als sei, was er für Griechenland bisher aus rein menschlichem Gefühle und aus Theilnahme an seinem Schicksale gethan habe, aus persönlichem Interesse geschehen. Sollte indessen sein Sohn ohne seine eigne mittelbare oder unmittelbare Mitwirkung von den Griechen verlangt, oder durch die Gesandtschaften gewählt werden, so werde er gegen die Griechen dieselben Bestimmungen beweisen, welche ihn bisher geleitet hätten. Uebrigens sei er weit entfernt, seinen Sohn den Griechen auf irgend eine Weise aufzudringen zu wollen, da es ihm am angenehmsten sein würde, wenn er ihn von dem Volke selbst verlangt sähe, welches er regieren solle“. S. 310—316. Kurz vor der Abreise ließ er dem Verf. einen Empfehlungsbrief an den Präsidenten zustellen, ohne sich weiter um den Zweck und Fortgang der Reise zu kümmern. Was hierauf erfolgte, ist bekannt. Der Verf. hatte kurz vor dem traurigen Ende des Präsidenten noch eine lange Unterredung mit ihm über die Wahl des Prinzen Otto, deren Inhalt hier mitgetheilt wird und auf das zweideutige Benehmen des Präsidenten ein neues Licht wirft. Als durch die traurigen Ereignisse, welche die Ermordung des Präsidenten herbeigeführt hatte, die Entscheidung der griechischen Angelegenheiten immer dringender wurde, setzte der Verf. seine Ansichten über die Wahl des Prinzen Otto und die Mittel, die dabei obwaltenden Bedenkllichkeiten zu heben, nochmals in einem Schreiben auseinander, welches er im Jan. 1832 dem Fürsten Brede übersandte, S. 323—326. Hierauf beschränkten sich die Bemühungen des Verf. zu Gunsten der Wahl des Prinzen Otto, welche bereits entschieden war, als der Verf. im März auf seiner Reise durch den Archipel in Syra landete.

Nr. II: „Pièces relatives à la rentrée des Roméotes dans le Péloponèse“, S. 327—356, enthält des Verf. Correspondenz mit den Residenten in Bezug auf die im vierten Abschnitt erzählten Ereignisse, nebst einigen erläuternden Actenstücken. Nr. III: „Pièces relatives à l'établissement du gouvernement mixte“, S. 357—386, gibt zuvörderst die gehaltvolle Denkschrift „über die Ausgleichung der Parteien und die Herstellung einer gemischten Regierung in Griechenland“, welche der britische außerordentliche Gesandte bei der Pforte, Sir Stratford-Canning, dem Residenten zu Nauplia und der Conferenz zu London übersandte. Sie veranlaßte zunächst das Protokoll vom 7. März. Hierauf folgen Actenstücke über die Resignation des Grafen Augustin Kapodistrias und die Wahl der gemischten Regierungskommission, und zwei Denkschriften des Verf., von denen die eine, an den franz. Residenten, Baron von Rouen, gerichtet, die Lage der Parteien vor der Herstellung der gemischten Regierung, die andere, Sir Stratford-Canning übersandte, den Zustand der Dinge nach derselben schildert. Unter Nr. IV:

„Pièces relatives à l'insurrection contre le gouvernement mixte“, S. 387—406 findet sich der Briefwechsel des Zavelas mit dem Verf. und den Residenten über seine Bestimmung von Patras, eine ebenfalls, an die Residenten gerichtete Protestation der Einwohner von Patras gegen dieselbe, zwei Proclamationen Kolokotronis an die Griechen im Allgemeinen und die Peloponnesier im Besondern gegen die gemischte Regierungskommission, und endlich eine protestirende Entgegnung von Seiten der in Argos anwesenden Deputirten aus dem Peloponnes. Nr. V: „Pièces relatives au congrès national de Pronia“, S. 407—430, gibt den durch die Protestation der Residenten gegen den Congress veranlaßten Briefwechsel, dann eine Erklärung von neunzehn Deputirten, welche ferner keinen Antheil mehr an den Sitzungen des Congresses nehmen wollten, weil die Majorität Beschlüsse gefaßt habe, welche die Rechte des Königs und das Wohl der Nation zu gefährden schienen, und endlich eine Erklärung der nach der gewaltsamen Auflösung des Congresses noch in Nauplia zurückgebliebenen 62 Deputirten über ihre Absichten und ihre Wirksamkeit. Nr. VI: „Pièces relatives à la dissolution du gouvernement mixte“, S. 431—468, enthält die Proclamation des aufgelösten Senates, wozu er auf Wahl einer neuen Regierungskommission besaß, vom 3. Oct. 1832, die Entgegnung der zwei zuletzt noch übrigen Regierungsmitglieder, und eine Rechtfertigungsschrift der Minister, welche zugleich das Benehmen des Senats einer strengen Prüfung unterwirft. Nr. VII beschließt das Ganze mit einer chronologischen Uebersicht der Ereignisse von der Ankunft des Präsidenten, 2. Febr. 1828 bis zur Landung des Königs Otto, 6. Febr. 1833.

Paris, im April 1834.

Wilhelm Sinkelfen.

Beiträge zur neuern braunschweigischen Geschichte, in Erinnerung an seinem Leben von Gottfr. Phil. von Bülow. Braunschweig, Vieweg. 1833. 8. 20 Gr.

Das Motto des Titels:

Die Freyen dem Regenten zu erhalten,
Ist jedes Wohlgefaunten höchste Pflicht;
Denn wo er wohnt, wohnt das gemeine Wesen,
Und wenn er fällt, mit ihm fällt Alles hin.

Scheint, wie es daselbst, aus seiner ursprünglichen Verbindung gerissen, unverständlich; die Copula „denn“ verbindet weder logisch noch poetisch „die höchste Pflicht des Wohlgefaunten“ mit den Erfolgen des Wankens des Regenten.

Schon anderwärts ist bemerkt gemacht, daß diese „Beiträge“ vielfach an Karl v. Strombeck's „Darstellungen aus meinem Leben und aus meiner Zeit“ erinnern; doch, wenn man gewisse Aeusserlichkeiten abrechnet, vorzüglich durch große Verschwendung der Mittheilungen, denn Beide erzählen aus ihrem Leben, welches an sich so verschieden ist, wie der persönliche Charakter der Erzählenden. Hiernach hat jeder für sich eigentümlichen Spielraum: v. St. in der ausgedehnteren Sphäre eines vielfach bewegten Lebens; v. B. in den engeren Grenzen des primärlichen Berufes, Beobachtens und Wirkens. Die Erwartungen, welche man von der Schrift des Letztern nach dem Titel zu hegen berechtigt ist, werden schon in der Vorrede verklammert, da sich der Verfasser verwehrt: keine braunschweigische Geschichte während seiner Dienstzeit, noch die Geschichte seines

Lebens geben zu wollen. Er besteht, zu ausschließlich seinen Amtsobliegenheiten und den darauf bezüglichen Studien geliebt zu haben, als daß er dem Gang der Tagesgeschichte hätte genügend beobachten können. „Was hier gegeben wird“, sagt er weiter, „und bios Bemerkungen und Mittheilungen über selbstgemachte Erfahrungen, wozu meine früheren Verdienste die Veranlassung dargeboten haben. — Von einem historischen Ganzen ist hier nichts zu finden, nicht einmal vollständige Charakterzeichnungen, sondern einzelne Sätze, die Bilder zu berichtigen oder zu ergänzen, welche die Geschichte etwa aufgenommen hat, und deren künftigen Darstellungen Hülfe darzubieten. — Mit dem Schlusse der Regierung des Herzogs Friedrich Wilhelm habe ich abbrechen zu müssen geglaubt, obwohl die spätere Zeit nicht nur des Erheblichen viel liefern würde, sondern ich auch seitdem mich immer mehr in der Lage befunden habe, die historisch wichtigsten Ereignisse beobachten und beurtheilen zu können. Es hat mich weiter zu gehen die Bedenlichkeit abgehalten, noch lebende Personen zu verletzen, vielleicht zu meinen Beobachtungen und Urtheilen die der Würde der Geschichte geziemende Unbefangenheit nicht gebracht zu haben und schon jetzt bringen zu können, endlich der Discretion zu nahe zu treten, welche man selbst aufgelösten Dienstverhältnissen schuldig ist. Was eine Fortsetzung, wozu von mir vorgearbeitet und gesammelt ist, der Zukunft vorbehalten bleiben.“ — Die aus diesen Worten hervortretende Angestrengtheit spricht sich auch in den Notizen aus, welche in der Vorrede über das Dienstleben des Verf. mitgetheilt werden. Ueber den für die neueste Geschichte des Herzogthums Braunschweig wichtigen Conflict, worin der Verfasser als Landes-Steuerrath und gleichzeitig als Mitglied des herzoglichen Geheimraths gerieth, welcher auch als Hauptursache der Märsche aus dem Staatsdienste erachtet wird, werden die Kassichiffe vermisst, und doch waren solche um so erwünschter, da die vor zwei Jahren als Handschrift und mitgetheilte Beschreibung eine Umarbeitung und Hervollständigung wünschen ließ. Was aber vielleicht die Hauptsache bleibt, aus jenen, wie aus diesen „Beiträgen“ geht hervor, daß der Verfasser ein ehrenwerther, seinem Vaterlande treuer Mann ist, der diese Anerkennung selbst dann verdient, wenn er in seiner „planmäßigen Passivität“ zu weit gegangen ist. Mit einer solchen geht das Verdienst eines interessanten Erzählers leicht verloren. Hr. v. B. berührt in diesen geschichtlichen Beiträgen, welche dem Zeitraum von 1784 bis 1815 zugehören, mehrere Gegenstände und Verhältnisse, über welche er ausführlich berichten konnte, als Augenzeuge oder als Mann, dem die rechten Quellen zugänglich waren, aber es geschieht nur, um das billige Verlangen näherer Mittheilung unerfüllt zu lassen. Um hiervon Einiges namhaft zu machen: wie interessant wäre eine Schilderung des glanzvollen Lebens, welches Hr. v. Hardenberg in Braunschweig führte. — Man sage nicht, daß Herr v. Bülow demselben nur als Pöge zusah; die Edelknaben wissen oft besser, wie die Karten vertheilt sind, als die Mitspieler. — Auch die Geschichte der pädagogischen Reformen, welche Herzog Karl Wilhelm Ferdinand beabsichtigte, verdienten ausführlicher Darstellung, woraus sich ergeben würde, daß die widersprechenden Landstände wahrscheinlich großen Misgriffen zuvorkamen. — Die nach verschiedenen Richtungen sich äussernde Lebendigkeit, welche mit dem Einzuge der Emigranten ins Braunschweigische der dortige Hof und die Residenz zeigte, wird nur berührt, um das Verlangen nach solchen Zeitgemäßen zu wecken. Wenn der Verfasser einmal eine Anekdote mitzutheilen mag, gibt er sie so, daß man ihm nie vorwerfen kann, er besche durch den Vortrag.

Für die wichtigste Stelle dieser Schrift hält Ref. die Worte der Vorrede, wo der Verfasser von den die Flucht des verhassten Herzogs Karl veranlassenden Ursachen sagt: „Es wären ihm mehr Tage vor dem Ausbruche von einem Freunde gleichsam angemeldet“, während alle bisherigen Berichtskasser diese Vorfälle als unvorhergesehen bezeichnen. — Doch, wie schon gesagt, der Verfasser mag einen Gegenstand berühren, welchen er will,

er läßt den Ausschlag und die Entschaltung desselben um so mehr vermischen, je mehr man von ihm als Kinnberührtigt zu erweisen hat. —

Correspondenznachrichten.

Darmstadt, Ende April 1841.

Die ersten Waidtage des Jahres 1831 waren die letzten Waidtage der Ruhe und des politischen Friedens zwischen unseren literaten. Damals war es Einigen eingefallen, den Lebestag Schiller's zu feiern. Ländlich, sichtlich gekostet es auf dem Schaussehaufe nach der Karte, drei Triestische nach ausgebracht und das „Eid an die Erde“ wurde von drei Augenpaaren aus demselben Exemplar von Schiller's Gedichten abgesehen. „Seid umschlungen, Millionen!“ und „Der Ruf der ganzen Welt!“ hier es da; aber bald grüßte man sich nicht mehr auf der Straße und jene improvisirte Lobrede Schiller's blieb — die einzige. Noch erschienenen sprach ich das aus, als einige neue Tageblätter erschienen, die aus in Händen und unter der Leitung einzelner Rheinländer der Hülferstes hervorbrachten. Weniger durch den „Beobachter in Pessen bei Rhein“, der durch lange Gerährdore beobachtet und sehr ernst, fast trocken dabei ansah, als durch den „Hessischen Volksfreund“, der gemeine Bestimmung und manchen guten Witz mehr Louge als Laune, mehr Schärfe als Wahrheit und mehr Persönlichkeiten als Sächlichkeiten mitbrachte, und durch die „Deutsche Vaterlandzeitung“, welche, ein neuer mühsamer Peter von Amiens, mit lauter Stimme und pomphaften Schwanden den Kreuzzug predigte gegen die liberalen Herrn der Zeit, während ihr Kamerad „Hessischer Volksfreund“ den Kreuzen bei diesem Kreuzzuge machte, der, war seine Hinte nicht gut geladen, oder hatte er kein Geld, Pulver zu kaufen, zu zur Fragen nach dem Lager des Feindes hin schnitt und im die Länge herausstreckte, ohne Bedenken, daß er sich hirtend mit schade als dem Feinde, der verachtungswoll hierüber hinstück Dozwischen ging das „Hessische Volksblatt“, Vater und Sohn; der Vater, aus Speier gebürtig, von wo die damalige große zogl. hessische Journalistik und etwas erweiterte Preßfreiheit w richte, und der Sohn, ein darmstädter Kind. Das „Hessische Volksblatt“, ein Bruder von Anstalt, von einer Barbar in Sprache, wie sie nur der enormste literarische Dilettant erzeugen und wie sie nur ein Magen des Putschismus ertragen konnte, der vom ungeheuersten Hunger geplagt war, nahm an Allgemeinen den Brand sehr voll, zankte und freischiet nach den und nach unten und sich selbst am meisten. Es war sehr mir lich, daß, wer eine Spalte darin las, ausrief: O unendlich liberal! Aber die andere Spalte drängte dagegen wieder die Kreuzung nicht grade: O unendlich liberal! aber doch: Wie groß! Wie groß! Wie groß! und selbst nicht selten: Wie freimüthig! Das das Blatt ein Durcheinander war, so war seine Wirkung nicht misstich. Das Gute aber kann ihm nicht genommen werden, daß es die Bauern zu seinem Auditorium bildete, bei es die haupt bei den Bauern das Bedürfnis weckte, von politischen Dingen zu hören, darüber zu denken, zu urtheilen und in ihrem Kreise und nach ihrer Art darauf zu wirken. „Die letzten Tage in Kranzurg sind nun zu Ende.“ „Beobachter“ und die zwei Volksblätter, senior und junior, wurden unter die „Deutsche Vaterlandzeitung“ und „Volksfreund“ setzen an erklärtesten Nachfolge der preussischen Kräfte und der Thronen. Die Literaten lieben sich deshalb nicht mehr; am die Kanonen sind abgeführt, aus denen sie sich hier beschaffen, die vielmehr, aus denen sie theilweise hier beschaffen werden. Der „Beobachter“ brachte sehr selten Polimit, durch die „Volksblatt“, beide wol aus Politik verschriebener Zeiten Neue Blätter sind unterdessen nicht entstanden, die „Hessische Volksblätter“ ruhen unfortgesetzt. Die Witterung scheint nicht sig dem Hervorkommen von Blättern.

literarische Unterhaltung

Montag,

Nr. 132.

12. Mai 1834.

Die christliche Volksbildung, nach ihren Hauptgesichtspunkten dargestellt von Friedr. August Koethe. Leipzig, Hartb. 1831. Gr. 8. 4 Thlr.

Es ist nicht zu verwundern, wenn man nur einigermaßen mit dem Einbruch und Eingang der neuesten Literatur — ich glaube, mein gewähltes Bild wird Anerkennung finden — sich bekannt gemacht hat, daß das vorliegende Werk schon 1831 erschienen ist und erst 1834 in unserm Conversationsblatt zur Einführung kommen kann. Der Ref. hat diesmal, wie die Redaction durch ihr Stillschweigen bezugnehmend, weit geringere Schuld dabei, als in andern Fällen von ihm nicht sählich abgelehnt werden möchte; aber dem Gehalt des Werkes selbst muß beizeiten das Meiste davon in Rechnung geschrieben werden; dem Gehalt, der so schwer und wichtig ist, daß natürlich die zahllosen Bruchstücke und Bruchstücklein der Zeitschriften und Tractäthen auf dem mit Gewalt fertiggewordenen Preßströme solchen kolossalen Bildern immer vorzustauzen und das ganze Bahnwasser einzunehmen, während diese in ihrer langsamten Bewegung noch überdies bald auf dieser Studienstufe, bald in jenem Buchladen auf den Strand gerathen und nur spät und mühevoll sich wieder losarbeiten können. Der Bedeutung solcher Werke mag dies am Ende wenig Eintrag thun; denn, wenn jene Fragmente sich längst in ihr Element aufgelöst haben, werden diese zuletzt sogar auf dem Weltmeere noch frisch und ungeschwächt herum und finden nun erst bewundernde Anerkennung. Frohlich, das fühlen wir, ist allerdings unser Bild, aber mit aller möglichen Wärme anerkennender Dankbarkeit machen wir die Annemerkung auf die noch Inhalt und Umfang weitlich großartige Schrift, die wir diesmal unsern Freunden vorführen, und rechnen sie unter jene sehr selten gewordenen literarischen Erscheinungen, die auf dem barten Markt unserer Literatur unter dem Besig, Reisen und Schweißniggenwischer der Pfennig- und anderer Mühsal: wie me einzelnen gelbten Wühl sich ausnehmen, die nach den Beobachtungen der Ornithologen bisweilen die fortgerenden oder ankommenden — ich bin vermahlen ungeheiß, ob unsere Zeit auf den Frühling oder den Herbst steuert. — Scharen kleinerer Wühl begleiten sollen. Wir bitten unsern freundlichen Leser und die verehrliche Redaction, uns den Raum für unsere Mittheilung nicht abzu-

widgänglich zuzuerkennen. Es gilt einem hochwichtigen Gegenstande und zugleich einem ebenso gewichtigen Worte über denselben, und wir haben überdies Lust, eine Vorlesung allgemeiner Art über den gleichen Gegenstand vorzutauschen, ehe wir dem vorliegenden Buche selbst näher treten.

Wie meinen, unsern Verf. hätte die sehr glückliche und sinnreiche Beobachtung über die Benennungen, die der Gegenstand, dem er seine Untersuchung widmet, in der neuern Zeit so auffallend gewechselt hat, mit welcher er seine große Klasse bekennt, auf die hohe Wichtigkeit der Form des Seins in der Entwicklung des Menschheitslebens recht ungefucht aufmerksam machen müssen, und es würden dann seine Ansichten von der Aufgabe, die er sich stellt (S. 86), von den Gefahren (S. 88 fg.), von den Bedenken (S. 121 fg.), vom Ziel und Maß (S. 162 fg.) der Volksbildung gewiß geschiedener und klarer herausgetreten sein. Es ist wahr: Dasjenige, was vor einigen Jahrzehenden Volksaufklärung genannt wurde, heißt jetzt Volksbildung; die Sache ist dieselbe; die es damals war; der Name aber hat sich geändert, und nach gewiß notwendigen Ursachen. Diese Bemerkung, die unser Verf. gleich an die Spitze seiner Einleitung stellt und sehr ausführlich erläutert, ist, wie gesagt, offenbar höchst sinnreich, aber wir meinen besonders in der Beziehung, die von ihrem Urheber nur zu sehr in den Hintergrund gestellt, zu auffallend übersehen worden ist. Ist nur der Name verändert worden, so liegt doch gewiß die Konsequenz recht nahe, daß in aller Entwicklung überhaupt aus dem Namen, d. h. die Form, wovon der Name der Ausdruck ist, wechselt; und in dieser Konsequenz — wie viel andere sind nicht in ihr enthalten, die unsern Verf. bei seinen geistreichen Forschungen gar sehr nützlich, die ihm hätten Flügel sein können, um über manche Angelegenheit sich leicht und glücklich hinüberzuschwingen, durch die er ohne sie mühsam und beschwerlich sich hindurchringen muß; darin freilich höchst preiswürdig, daß er in seiner Unacht und unermüdeten Kostlosigkeit sich wirklich größtentheils hindurchselgte. Man fürchte ja nicht, daß wir einen einseitigen Nostalgismus alter scholastischer Zeit wieder aus dem wohlverdienten Grabe hervorgerufen wollen, und um unsere freundlichen Leser darüber vollständig zu beruhigen, bitten wir um die Erlaubniß, vorn über dies

ten Gegenstand unsere verheißene Vorlesung halten zu dürfen.

Es möchten leicht alle Naturfreunde darüber zu vereinigen sein, daß nur diejenige Anschauung der wechselnden Jahreszeiten die richtige sei, welche den eigentlichen Kern des Lebens in der Natur und der Freude an diesem in allen Jahreszeiten als den einen und immer sich selbst gleichen voraussetzt, in der Individualität jeder einzelnen Jahreszeit aber nur die einzelne Offenbarungs- und Erscheinungsform für jenen Kern erblickt, die nach innerer Nothwendigkeit und in festbestimmter Gliederung sich entwickelt, um an ihrem Theile die Schönheit und Mannichfaltigkeit der herrlichen Welt zu entfalten; die darum ihrer relativen Bedeutung nach immer eine Priorität vor den übrigen Schwerelementen anspricht; die in Rücksicht des absoluten Wertes jedoch die Ewigkeit weder höher noch tiefer steht als jede andere der reichgeschmückten Horen, die das Jahr begleiten. Die Idee eines großen Weltjahres ist alt, und können wir auch seinen Zodiakus nicht berechnen, ihn nie berechnen, so muß wenigstens ein solcher für dasselbe vorausgesetzt werden; leicht aber mögen wir auch für die Weltanschauung kein anderes und höheres Gesetz ausfinden können als dasjenige, das wir finden, gewiß nicht ohne Grund, für die Naturanschauung postuliert haben. Wir sollten es nicht vergessen, wie es leider so allgemein vergessen wird, von den Lobhudlern der Gegenwart wie von denen der Vergangenheit und den posaunenden Herolden der Zukunft: daß im Leben der Menschheit selbst, in dem eigentlichen innern Grunde und Sein desselben unter allen Zonen und Himmelsstrichen seit dem ersten Erwachen desselben durch alle Jahrtausende der Geschichte hindurch bis in unsere Zeiten herüber kein Aetisches verändert und besser oder schlechter geworden ist, und ebenso wenig in irgend einer Zukunft, nicht einmal in dem Eldorado der Ewigkeit, verändert und besser oder schlechter werden kann. Alle Geschichte ist mithin und kann gar nichts Anderes sein als die Form, worin in der Zeit jener innere und allein selbige Kern alles Menschen- und Weltlebens sich offenbart, und die im Gegensatz zu jener Permanenz des Seins nur ein ewiges Werden ist, in jedem neuen Entwicklungsmoment zwar relativ eine Priorität mit Recht sich anmaßend, zugleich aber auch sich bescheidend, daß nach der absoluten Schöpfung die Herrlichkeit des Lebens selbst, eben weil sie schon überall die höchste ist, durch solche Priorität nicht gesteigert, vielmehr diese letztere nothwendig wieder durch eine relative Inferiorität auf das gleiche Niveau mit jedem andern frühern Momente herabgebracht wird. Wenn diese Ansicht allerdings eine ziemliche Umkehrung in den gewöhnlichen Vorstellungen zu bewirken sich eignen dürfte; und wenn namentlich der Kern alles Lebens, der in der hergebrachten Denkweise als Ideal transcendent und überfliegend erscheint, nach dieser unserer Ansicht das ursprünglichste und eigenlichste Reale ist, so steht zugleich das Werden der Form in einer sicher begründeten Gliederung seiner Evolution gerade durch die ewige Einheit dieses Realen so fest basirt da, daß keine Macht in

der Welt jenes Werden aufzuhalten vermag, und das seine Entwicklung im Ganzen der Menschheit, wo es möglich wäre, mit einer noch höhern Nothwendigkeit erfolgt, als diejenige ist, die außerhalb der Wendekreise des Winters in den Frühling und diesen in den Sommer überführt. Es dürfte unfruchtbar sein, von hieraus sogar nachzugehen, wie jene Evolution nothwendigermode ihre Entwicklungsknoten habe und durch eben diese eine höchst ergiebige Mannichfaltigkeit ins Leben bringe, indem auf solche Weise der unendliche; unerschöpfliche Reichthum des Lebens am leuchtendsten sich offenbart und die Welt zum Schild des Achilles wird, vom kunstreichen Hephästos mit wahrhaft göttlicher Fülle ausgestattet.

Wer es darum unternimmt, das große Wort in Fortbildung auszusprechen und als Verkündiger desselben in seiner Zeit aufzutreten, der hat nach unserer Ansicht ein Doppeltes vor Allem zu unterscheiden. Das Leben der Menschheit in seiner ungetrübten Herrlichkeit und Vollendung, wie es in jedem Momente der Geschichte das Ursprünglichste und Wirklichste ist und es in alle Ewigkeit bleiben wird, muß er zuerst nicht nur im besten Bewußtsein anschauen und durchschauen, sondern es muß er auch selbst ganz und gar durchdrungen haben, so daß er aus voller Seele sagen kann: „ich bin göttliches Geschlechtes!“ Ist es ihm aber gelungen, in seinem großen und erhabenen Grundzüge ein Gemälde dieses ewigen Seins und Lebens aufzustellen, so daß jeder Beschauende es alsbald durch und durch fühlen muß: das ist Leben; so ist es immer gewesen; so wird es immer sein! da gehe er weiter, um zu erforschen, welche Stunde für dieses Leben in seiner Zeit gekommen sei, wozu dann schließlich nur die echt geschichtliche Uebersicht der bereits erfüllten sowie prophetische Ahnung der noch kommenden Stunde als einzig sichere Brücke führen kann. Dies gewiß ein unstreitig sein Hauptgeschäft, und bei diesem kommt ihm darauf an, den Zeitgeist in seiner vollen Eigenthümlichkeit zu erfassen und seine wohl laut genug rauschenden, ebendam aber in ihrer Individualität nur desto schwerer zu erkennenden Forderungen richtig zu deuten, wo dann, wenn der Versuch nur einigermaßen gelingt, dieser Zeitgeist allerdings als der heilige Gottesgeist in einem Sinne sich unterscheiden wird, von dem die dogmatische und unzulänglich die mystische Schule der Theologen auch nicht die entfernteste Ahnung gehabt hat. Denn es ist ja eben der Geist, der lebendig macht und das ewig daselbst Leben werden läßt, d. h. in jedem Momente in gleichem, und, was diese in ihrem organischen Zusammenhang mit allem Uebrigen erkannt wird, zugleich absolute Herrlichkeit, entwickelt. Wir meinen, wo die von uns beantragte Unterscheidung festgehalten, und in dieser Klarheit durchgeführt wird, da muß sich das Leben von jeder Zeit in seiner Erscheinung, wie man es auch in der tiefsten Tiefe aufzufassen weiß, gar sicher als ein großes Ganzes konstruieren lassen, in welchem dann die, als das Produkt aller vorhergegangenen Evolutionen sich darstellenden Institute und Ordnungen scharf und begrenzt hervortreten; das, was die neue Zeit als den wesentlichen Punkt

für ihre Bildungen fordert, von dem, was einer eiteln und vergebllichen, wenn gleich notwendigen Reaction angehört, sowie von Allem, was ein Vordringen und Ueberschreiten der vom Geiste bestimmten Grenze genannt werden muß, auf das Bestimmteste geschieden werden kann; das Leben selbst aber sich bald genug für die dermalige Stufe seiner Offenbarung nicht mehr und nicht weniger verklärt fühlt, als es auf jeder der vergangenen Stufen der Fall war, somit die rechte Demuth, die nichts Anderes ist als die durchgängige Einigkeit und Einheit mit dem Weltganzen und so die Bürgschaft des seligsten Weltlebens in sich trägt, gewinnend.

Wir endigen hiermit unsere allgemeine Vorlesung und wünschen, daß wir so wenig durch ihre Unklarheit unsern Lesern lästig geworden sind, als es durch die Länge derselben geschehen sein kann. Indem wir aber nun unverweilt zu dem trefflichen Wort unsers Koethe über Volksbildung uns wenden, bekennen wir offen, daß dadurch, daß der Verf. unsere Unterscheidung nicht zur völligen Klarheit bei sich erhoben hat, eine Trübung in das Ganze gekommen ist, die er freilich mit tausend und aber tausend, ja wir möchten sagen, mit allen Forschungen theilt, die bisher auf diesem Gebiete, im Besondern und Allgemeinen, in den Bureauis neuer Staatserschöpfungen und in den Kammern, die die gelegten Reformeier auszubrühen berufen sind, angestellt wurden; die aber gleichwol — Dank sei dem guten Genius, der über ihm waltete! — bei ihm auch wieder so gering ist, weil überall eine sich selbst nicht verwaßte Ahnung den Verf. vor allzu großer Abweichung bewahrt hat, daß wir, wenn von irgend einem Versuch der neuesten Zeit, von diesem sagen möchten: er hätte äst das Schwarze getroffen. Es ist Trübung, wenn in der Einleitung schon die Ausdrücke Aufklärung und Volksbildung in völlig gleicher Weise, real und formal genommen und die Entwicklung derselben aus der vorchristlichen in die nachchristliche Zeit herüber, durch die Epochen der Reformation, des Jesuitismus, Pietismus, Naturalismus, Revolutionismus u. s. w. hindurch, immer zugleich als eine Steigerung des Lebens an sich aufgefaßt wird. Es ist Trübung, wenn im zweiten Abschnitt: „Von den Gebrechen der Volksbildung“, S. 121, ausdrücklich in dem durchaus zugleich real aufgefaßten Begriff der Bildung, auch allgemein der „Begriff des Strebens und Werdens“, also auch eines beständigen Fortschreitens“ es mit enthalten bezeichnet wird. Es ist Trübung, wenn im dritten Abschnitt: „Ziel und Maß der Volksbildung“, S. 162 — 285, eine Dogmatik und Moral in nuce gegeben wird, so zwar, daß sogar von S. 203 an das Fortwähren, das hier allerdings an seiner Stelle ist, z. B. der „Einfluß des Klimas, der Regierungsformen u. s. w.“, nur als eine Art. Erläuterung und Erklärung jener zur Sprache kommt. Es ist Trübung, die hier so recht augenfällig als die Frucht des in einer Art optischer Illusion erachteten verkehrten Gesichtspunktes erscheint, wenn nicht im ersten Abschnitt: „Von den Gefahren der Bildung“, S. 88 fg., sondern mehr oder weniger im ganzen Werke die Herrlichkeit des Lebens als ein in unerreichbarer Ferne

schwebendes, nur durch fortschreitende Annäherung zu erreichendes Ideal betrachtet wird, indeß sie eben nach unserer Ansicht allein das wahrhafte Reale und Ursprüngliche ist, das schon vor aller Erscheinung der Form, wenn auch nicht der Zeit, doch dem reinen, absoluten Sein nach, da war, da ist und da sein wird, während jenes Fortschreiten ins Unendliche, das jedoch, so gewiß es auf einer innern, unaufhaltbaren Nothwendigkeit beruht, in keinem neuen Zeitmoment mehr oder weniger erringen kann, als es im Vorhergehenden für diesen errungen hatte, der Form einzig und allein anheimfällt. Aber wie müssen nun auch mit der vollsten Ueberzeugung hinzusetzen: all diese Trübung wird doch zuletzt in dem großen, trefflichen Werke nur zu einem dünnen Wollenschleier, der das Licht so wenig, als es da, wo es nicht in seinem ganz ungetrübten Glanze ausgeht, nur irgend möglich ist, am Durchbrechen hindert; und in dem reinen, kindlichen Sinn, der zugleich mit der edelsten Kraft und der reichsten Anschauung gepaart ist und das Werk recht eigentlich auf keiner einzigen Station verläßt, hat der Verf. den leitenden Engel zur Seite, der ihn, so zu sagen ihm selbst unbewußt, so nahe an der Wahrheit zu halten weiß, daß der Blick in ihr heiteres Reich hinüber nur geringer Correction bedarf, um ganz rein zu sein. Folgendes ist uns in dieser Beziehung besonders merkwürdig vorgekommen. Nach unserer Beschreibung können wir wegen Anordnung und Disposition seiner ausführlichen Rede über die Volksbildung nicht eben sehr ungewiß sein. Wir würden in der Einleitung das Bild des Lebens, wie es war und ist und sein wird, zeichnen, in wenigen, großartigen, doch zugleich umfassenden Zügen. Denn die Rede davon kann eigentlich an der Spitze einer solchen Untersuchung nur als Postulat, Heilsehlag, stehen. Dann würden wir zu der eigentlichen Aufgabe übergehen und zuvörderst aus den Elementen der Vergangenheit und Gegenwart die spezifische Form des Lebens für unsere Zeit construiren; an diese Fortsetzung der Rede von dem Ringen der Reaction, die Offenbarung dieser Lebensform aufzuhalten, sobald von den Gefahren, die dieser von der eignen Transcendenz drohen, anschließen, und endlich in dem zweiten, recht eigentlich angewandten Theile von der Vermittelung handeln. Alle die hier genannten Elemente der Untersuchung sind zum Theil ausdrücklich von unserm Verf. namhaft gemacht, und wenn sie in einer etwas verschiedenen Folge bei ihm geordnet erscheinen, so möchte sich es sofort erweisen, daß dies eben auch unter die Kategorie jener Trübungen gehört, von welchen wir vorher geredet haben. Seine Einleitung enthält zunächst von jenen Elementen das Geschichtliche, indeß Dasjenige, was wir für dieselbe fordern, im dritten Theile: „Ziel und Maß der Volksbildung“, im Anfang zur Sprache kommt. Im ersten Theile: „Die Gefahren der Volksbildung“, und im zweiten: „Die Gebrechen der Volksbildung“, lassen sich unsere zweite und dritte Nummer sehr bald wiedererkennen, und die letzten Untersuchungen in der Einleitung und im dritten Theile entsprechen unserer ersten Construction. Der vierte Theil ist, wie unserer zweiten Haupttheil, der Vermittelung gewidmet. Se-

hen wir nun aber nach diesen formellen Demonstrationen auf das Leben selbst, das in diesen Untersuchungen sich regt und auf die eigenliche Frucht, die uns in diesen Schalen gereicht wird, so mögen wir in der völligen Unparteilichkeit, deren wir uns bewusst sind, es durchaus nicht verhehlen, daß die höchsten und ernstesten Gegenstände der Zeit und der Gegenwart uns ebensowol in ihrer tiefsten Tiefe erfasst, als auch mit der umfassendsten und recht eigentlich alles verfühnenden Umsicht dargestellt erscheinen, vornehmlich freilich jene verwundbare Achillesferse, die aufgefunden und bereits aufgezeigt zu haben wir uns einbilden.

(Der Bericht folgt.)

Ferienchriften von K. Zell. Dritte Sammlung. Freiburg, Wagner. 1833. 8. 18 Br.

Der erste Aufsatz dieser Sammlung: „*Kritik über den Sinn des Geschmacks*“, ist historisch trenn, ohne sich auf Benutzung und Andeutung des naturwissenschaftlichen Inhalts einzulassen, der zwar den scharfsichtigen Beobachter auszeichnet, doch fortgeschrittenen wissenschaftlichen Kenntnissen Manches zu berichten und zu ergänzen übrig läßt. Eine auf der Insel *Samos* gefundene griechische Inschrift, die sich auf dortige gemeinsame und musikalische Wettkämpfe bezieht, der freiburgischen historischen Gesellschaft von ihrem würdigen Mitgliede, dem Major von Prosch, mitgetheilt, hier in der Urchrift und Uebersetzung vorliegend, wird gelehrt und unterhaltend erläutert. Die Betrachtungen über „*Tacitus als Staatsmann in seinem praktischen Leben*“ zeugen von dem Scharfsinn und der Umsicht des Verf., der in dem unübersehbaren Geschichtsschreiber den würdigen Jüngling und Genossen eines großen Schwiegeraters Agricola durchsah und besonders das nicht leichte Köstsel glücklich zu lösen weiß, wie Beide sich rein und unbescholten in wichtigen Staatsbedienungen zu erbalten vermochten, ohne dem Argwohn und dem Verdacht mißtrauischer Regenten zu erliegen. Die „*Betrachtungen über die Wichtigkeit und Hebung des Studiums der classischen Literatur für die Bildung unserer Zeit*“, sind Worte zur rechten Stunde gesprochen, die wir um so mehr der Beherzigung aller verdankend und wohlwollend, obgleich ungelehrten Laien empfehlen, weil sie den wahren Werth dieses Studiums mit klaren und unumstößlichen Gründen darthun und gegen Einwürfe retten, die Unwissenheit, Mißverstand, einseitige Ehemmelei, Bescheidenheit in Vorurtheilen des Tages, mitunter auch Handwerksneid dagegen erhoben haben, die nur zu bereit sind, dem allen Gehalt abzuspahren, was nicht aus ihrer Schule hervorgeht und die besten Ansätze derselben nicht in ihrem eignen Danksinne befriedigt. Der Verf., hat den großen Muthen, der Activismus, deren Kunde zu fordern sein Beruf ist, die heilige, denkwürdige Kunst abgelehnt, nicht zu viel zu sagen, nicht mehr, als was sich dem Nachdenken und der Erfahrung unabweisbarlich aufdrängt. Ihm lag ob, Vorurtheile geltend zu machen, die das classische Alterthum nur dem gewöhrt, der es zu einer gründlichen Kenntniß derselben hinaufschwimmt. Die Behauptung, diese Kenntnisse berechtigt, einen nicht minder wohlthätigen, als vermeintlichen und Jedem zugänglichen zur Sprache zu bringen. Dem Vorkenntnisse, Fähigkeit und Muthes fehlten; in das Innerste des Heiligthums zu bringen und die dem Gewandten des selben, anzudeuten, das wird gleichwohl, die oberflächliche, ohne nur durch Nachforschungen vermittelte Kunde, nicht ungelahrt lassen und seinen Bestand und seine Arbeitskraft schützen. Ein unerreichtes, unachahmliches Kunstwerk lang allerdings nur von Dem vollkommen aufgefaßt werden, der es mit eigenen geübteren Augen betrachtet; aber schon die Bemerkung der einer

nicht ganz entzerrten Copie wird in dem empfindlichen Schauer weitläufig eine Thaum (kleines Schrift, eine Knetenung seiner Erfindung, ein Bewusstsein hervorzurufen, das ihm vorwiegendster Bewunderung wieder würdiger Ergüsse, vor demunterung perthierter Versuche, bewahrt. Sie ist das unverwundliche, die einzige Mittel gegen den Inbrang unruhiger Phantasie und gegen die zuweilen glänzenden Verirrungen des wertlosen Talents. Die Zeit und das Volk, welche stolz darauf sein konnten, das classische Alterthum zu vernachlässigen und zu verachten, würden des Luxus, Rauchs des Ueppigkeits, mit dessen Reue büßen und der Mißbilligung der Nachwelt nicht entgehen. Unter den beigegebenen wenigen „*Gelegenheitsgedichten*“, durch bestimmte Aufforderung veranlaßt, hat uns besonders die lobliche Jodile angesprochen, zur Jubelfeier eines verdienten Arztes, Ignaz Schmalzerer, im lateinischen Original und in deutscher Uebersetzung.

57.

Literarische Anzeige.

Bericht über die Verlagsunternehmungen für 1834 von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe des Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewisser.

(Fortsetzung aus Nr. 127.)

- 28. *Kersch (Johann Samuel)*, Literatur der schönen Künste seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Systematisch bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen. Neue fortgesetzte Ausgabe (vom Prediger Kase in Halberstadt und K. C. Krawinkel in Dresden). Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.
- 29. — — Literatur der vermischten Schriften seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Systematisch bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen. Neue fortgesetzte Ausgabe (vom K. C. Krawinkel in Dresden.) Gr. 8. Auf gutem Druckpapier. Wegen der Erscheinung dieser beiden Abtheilungen bediene ich mich auf das unter Nr. 11 Gesagte.
- *30. *Falkenstein (Carl)*, *Abdabus Kosciuszko*, nach seinem öffentlichen und häuslichen Leben geschildert. Zweite, ganz umgearbeitete, mit dem Bildnisse Kosciuszko's und andern Abbildungen, sowie mit neuen Actenstücken vermehrte Ausgabe. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.
- *31. Handwörterbuch in drei Sprachen: Englisch-deutsch-französisch, Französisch-deutsch-englisch, Deutsch-französisch-englisch. (Mit Stereotypen gedruckt.) Kl. 4. Auf feinem Velinpapier. Cart. Die drei Abtheilungen, aus denen dieses Handwörterbuch besteht, werden auch einzeln zu erhalten sein. Die Letztere hat aus Anlass und von besonderer Schönheit, auf die Correcitur wird in der nächsten Hefenfolge gewendet und der Preis wird auf des Billigste gestellt werden.
- 32. *Hartmann (Karl Friedric Alexander)*, *Lehrbuch der Mineralogie und Geognosie*, enthaltend eine vollständige Aufzählung der neuen Entdeckungen dieser Wissenschaften. Als Supplement zu seinem „*Lehrbuche der Mineralogie und Geognosie*“ und zu seiner „*deutschen Uebersetzung von Strabon's „Lehrbuche der Mineralogie“*“, sowie überhaupt zu allen neueren Uebersetzungen und Handbüchern der Mineralogie und Geognosie. Mit lithographirten Tafeln. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier. Das Handwörterbuch der Mineralogie und Geognosie von Hartmann (1828) kostet 18. Thaler 8 Gr. 1/2 das „*Lehrbuche der Mineralogie*“ von Strabon (1825) 4 Thlr.
- *33. *Sauth*, Die Vertheilung der Thiere. Ein Atlas in fünf Lieferungen. 8. Auf feinem Druckpapier.
- 34. *Henke (A. A.)*, Abhandlungen aus dem Gebiete der gerichtlichen Medicin. Als Fortsetzung zu dem Lehrbuche der gerichtlichen Medicin. Fünfter Band. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier. (Die Fortsetzung folgt)

Die christliche Volksbildung, nach ihren Hauptgesichtspunkten dargestellt von Friedr. Aug. Koethe.

(Fortsetzung aus Nr. 132.)

Wir müssen den Beweis für unser Urtheil geben, und führen ihn vielleicht am sichersten, wenn wir den Gesammtindruck, den eine allerdings sehr oft unterbrochene Lecture des fast kolossalen Buchs in uns zurückgelassen hat, kürzlich vor unsern Lesern aussprechen. Es versteht sich, daß wir, aus billiger Condescendenz, auf den Standpunkt des Verf., dessen *πρωτον ψεδος* eben jene chaotische Vermischung des Wesens und der Form ist, uns niederlassen.

Es ist die Einigkeit des Menschen mit sich selbst die Grundbedingung alles Lebens und alles wahren Friedens in demselben, und wie dies von dem Individuum gilt, so gilt es auch von der Gemeinde, dem Volke, der ganzen Menschheit. Diese Einigkeit mit sich selbst wird einestheils in einer durchgehenden Gemeinschaft mit Gott, andernteils in allgemeiner harmonischer Ausbildung aller Anlagen und Kräfte der Menschennatur erreicht, und Leben, wo und wie es zur Erscheinung kommt, ist ein Vernehmen der ewigen Liebe in den verschiedenartigsten Beziehungen des Daseins, sowol mit als ohne Bewußtsein, sodas im letztern Falle die Intensität des Gefühls die Entschädigung ist für die Extensität des Wissens ohne jene Intensität im erstern. Wenn nun Bildung (S. 121 fg.) den Begriff des Werdens und Strebens, also auch eines beständigen Fortschreitens in sich faßt, so gibt uns die Geschichte den Ueberblick der Stufen, die bereits überstiegen sind, und an ihrer Hand sehen wir jene Einigkeit des Menschen mit sich selbst am Anfang aller Geschichte als einen schwachen Keim, der nach und nach im Heiden- und Judenthum Blätter auf Blätter entfaltet, bis er im Christenthum die volle Blüte aufschloß, deren Pflege und Ausbildung nun fortan bis an das Ende der Zeit die einzige und letzte Aufgabe als Strebens und Ringens ist, und womit nun alle Bildung für alle Zeit zur christlichen sich erhoben hat, in deren Offenbarung aber die verschiedenartigsten Stufen, welche den in der vorchristlichen Zeit durchlaufenen, sich unterscheiden lassen. Nicht ungestört hat indes die Bildung die mannichfaltigen Stufen ihrer Offenbarung durchlaufen, und sie mußte jedesmal ebensovool eine starke

Reaction, von der das Kind der Zeit als von einem zweiten Kronos verschlungen zu werden fürchtete, so unter ihre Fäße treten, daß sie nur als Band der Verbindung mit der Vergangenheit übrigblieb, als auch in gleicher Weise die verflüchtigte Lohr, die aus der noch ungeborenen Zukunft mit der Absicht, alle neue Schöpfung im Keim zu tödten, herüberglühte, dämpfen und mäßigen, daß sie fortan nur als prophetischer Stern auf den einstigen Uebergang in die neue Aera der kommenden Jahrhunderte hinzeigte. Vergeblich strebt der Unverstand, die Vergangenheit wieder aufzuwecken, wenn sie einmal Vergangenheit ist; und ebenso erfolglos ist das Bemühen der spielenden Einbildungskraft, in den Moment der Gegenwart die ganze Unermeßlichkeit der Zukunft zusammenzudrängen zu wollen. Hiernach läßt sich nun die Bildung für unsere Zeit zugleich mit ihren Gebrechen wie mit den Gefahren, die sie bedrohen, näher bezeichnen.

Es mag nicht geleugnet werden können, daß unsere Zeit in der Geschichte der Menschheit einen sehr bedeutenden Abschnitt ausmacht und darum einen eigenthümlichen Charakter für die ihr anzuweihnende christliche Bildung fordert. Dieser Charakter bestimmt sich aber einestheils durch Das, was unsere Zeit aufgegeben hat, was von ihr als verwelkte Blüte der Vorzeit abgefallen ist und abfallen mußte; andernteils durch Das, was sie dafür nun zu gewinnen und sich anzuweihn streben soll, um nicht ohne Entschädigung für das Aufgegebene bleiben zu müssen. Jener besangenen, der Superstition verfallenen Frömmigkeit der vergangenen Aera mußte die letzte Stunde schlagen, als mit der Reformation des 16. Jahrhunderts die Fackel des Wissens zum ersten Male in der christlichen Welt neu angezündet und endlich in unsern Tagen zum weiterleuchtenden Lichte genährt und verklärt worden ist. Jene dumpfe Genügsamkeit und Zufriedenheit mit der rohesten Ausstattung des zeitlichen und äußern Lebens mochte nicht länger sich halten, als gebildeter Geschmack und in den großartigsten Verhältnissen fortgeschrittene Erfindung tausend unbekannte Quellen des Genusses und der Verherrlichung des Leibes eröffnete und zu eröffnen noch immer fortfährt. Aber es konnte nicht anders kommen, mit der veralteten und darum mit Recht gebrochenen Form schied auch und mußte scheiden die Frömmigkeit überhaupt von unserer Zeit; und wie die Schale sich auflöste, in

welcher die hohen Cardinaltugenden der Mäßigkeit, der Gemüthsamkeit und Zufriedenheit mit dem äußern Leben der Vergangenheit geboten wurden, so konnte unserer Zeit für die Periode des Uebergangs nichts Anderes übrig bleiben als Ueppigkeit, wie zu sättigendes Paschen nach Genuss und bis zur Bewältigung forschender Schwanntarachen in fern wolle und herrlich fließendem Strom der überaus glänzlich entfalteten Sinnlichkeit. Hiermit aber ist die Aufgabe scharf bezeichnet, die die Bildung für unsere Zeit zu lösen hat. Alle Kraft muß sie aufbieten, um so bald wie möglich die erste und unentbehrlichste Blüte, die Frömmigkeit, und da diese immer nur fortan christlich sein kann, die christliche Frömmigkeit, wie sie dieser Zeit eignet, im Lichte der echten Vernünftigkeit (S. 174 fg.) zu wecken, zu pflegen, zur rechten Bekräftigung zu bringen. Dies die erste und höchste Bedingung. Dann aber gilt es, Bekräftigung und lebliche Kräftigung unserer Zeit wiederzugeben, bei welcher in veredeltem Gewande dann die Charaktere der echten, sich selbst klaren Zufriedenheit, Gemüthsamkeit und Selbstbeherrschung zu unserm Besitztum zurückkehren werden, um zugleich der Alles sättigenden Liebe, die in dem Reichthume der Zeit die Mittel finden wird, ein hellenachtendes Dasein über das Ganze zu verbreiten, den schönsten Triumph zu bereiten. Und verfährt sie es dabei, die Enormen, die im Dienste einer finstern Reaction die gebrochenen Fesseln so gern wieder zusammenzuschneiden möchten, und die Salamänder, die ihre Freude dann am schäbsten erfüllt sehen würden, wenn das Centralfeuer frei werden und die ganze Welt in einen großen Flammenherd verwandeln könnte, die Einen wie die Andern zu beschwören und unter verdienten Bann zu legen, dann hat sie geleistet, was sie leisten soll, und reich und fruchtig wollen wir dann in die milden Wellen des neuen, blüthenreichen Frühlings hineinsiegen.

Und welcher Vermittlung soll man die rechte Bekräftigung dabei sich ersuchen? Der erste Vermittler ist allerdings der Unmündige selbst und sein wunderbarer welt-erhaltender und leitender Geist mit dem innern und äußern Worte (S. 246—277). Dann aber bietet 1. das häusliche Leben (S. 277—476), 2. die Schule (S. 477—761), 3. das öffentliche Leben in Kirche und Staat (S. 761—939) in schöngegliedeter, reicher Entfaltung ein Brautpaar und Rathhammer dar, aus welchen in heftiger Fülle die Mittel, die nicht klüpfen, gewonnen werden können, wenn anders redlicher Wille genug sich findet, die bargebotenen aufzunehmen. Das häusliche Leben, in welchem der Grund des neuen Heils vorerst gelegt werden muß, weil er in ihm am fröhlichsten und am tiefsten erschüttert worden ist, hat in der That, die die verhänglichste Atmosphäre des erwachenden Menschenlebens ist, einen Keim, der, wenn er treulich und sorgsam gepflegt wird, sehr bald die Blüte und Frucht der echten, freien, christlichen Frömmigkeit entwickeln muß, und unsere Häuser werden dann erst wieder im eigentlichen Sinne Häuser sich ebenso freundlich und unserer Zeit würdig schmücken, wie sie in allen äußern Beziehungen so dringlich ausgestattet sind, wenn sie auf der einen Seite

den ultramontanen Lichtverfinsternungen sich verschließen und auf der andern die freche Frivolität, die nach dem Erlöschen der mit der Zeit veralteten früheren soliden Grundweisse als Uebergangsgebilde eingedrungen ist, scharf zurückweisen, dafür aber eine ebenso besonnen als auch frömmigkeit, die hart und unerschütterlich sich behauptet, bei sich einhält. Eine kräftige Gymnastik wird im verweichlichten Körper ebensowol wieder kräftigen, als in den Gefahren, mit welchen ihn die vielfältig verneinten Lebensgenüsse drohen, bewahren. Die Schule ist die nächste und früheste Vermittlerin zwischen dem häuslichen und dem öffentlichen Leben, und insofern ist sie die der Ansprache, die erst in unserer Zeit zur allgemeinen Geltung kommen können und müssen. Denn Deffinitivität in der echten humanen Bedeutung ist der spezifische Charakter, der in unserer Zeit zur Ausprägung gekommen ist und erst noch in seiner rechten Herrlichkeit ausgebildet werden muß. Bisher entfaltete sie sich höchstens und unmerklich kaum in den letzten Stadien des Mittelalters; wie sie mit dem freien, klaren Bewußtsein der Menschheit ins Leben einen größeren Umfang gewonnen, so hat sie sich an das häusliche Leben herandrängen und so dem Menschen anhaften. So gewinnt die Schule für unsere Zeit eine hohe Bedeutung, wie sie früher nie haben konnte. Wie sie aber das Kind schon in die Schule, in eine Art Gemeinde einführen soll, so muß sie es nehmlich auch wachen, daß das Streben ins Welt- und Allgemeine nicht zur Verflüchtung und Zerstreung (Disziplinierung der Kräfte) führe. Sie soll nicht als passiv gegenwärtig das Bedürfnis, ihre Lehrgänge auch nach den Jünglingen und Jungfrauen zu leiten, wofür aber die zur Zeit als allgemeines Bildungsmittel für die Welt nur die atmungsige Sonntagschule hat Sorge sein können. Im Uebrigen bleibt ihre Hauptaufgabe: sich frömmig zu werden, ohne Frömmigkeit, fapstlich und formalistisch zu sein. Kirche und Staat werden schon die Träger des öffentlichen, des Gemeinlichen, in dies nun eben in der Vergangenheit in einer Zeit der Entwicklung kam, die nicht die Welt der Welt sein kann. Die Kirche sollte ihre Aufgabe in der Gegenwart begreifen, und der Staat erkennen es, daß die Stunde für ihn gekommen hat, die beachtet sein will. Der Kirche Aufgabe ist: die öffentliche Frömmigkeit zu erregen und zu bilden. Durch die Kraft des neuen Geistes voll lebendigen Geistes gewinnende sie die Gemüther; im neuen Sonntag gebe sie uns, der wirklich als Sonntag unter seinen trüben, verunklärten Brüdern steht. Solange der Frevel noch da ist, der das Heiligste nicht achtet, so lange ist die Welt noch immer nicht paradiesisch, als ihm der Völkervertrag verlegt wird, wenn es dem Treiben der Frömmigkeit gelingt, sich Gewalt — denn nur dadurch konnte es möglich werden — sich die Herrschaft über die Zeit zu verschaffen. Der Staat sollte fleißig und kräftig die Schulen bilden, so lange genug zurückgehalten worden sind, und sollte es nicht länger, daß die besondere Liebe zur Wissenschaft, die ganze Menschheit umfassender werde. Die von Seiten

er die Rede geschicht, stürze er weniger als vor dem
 schlagenden, dass er die Rede wieder abschneiden will.
 (das Uebel kann uns nur von drei Fractionen des Köni-
 gthums kommen. Vertrauen, das auf Wahrheit und
 Redlichkeit sich gründet, ist die Politik, die unsere Zeit für
 den Nachkömmling der Vergangenheit fordert. „Discite
 iustitiam moxiti nec temerere divos!“

Solcher Eindruck hat die lange, gemüthliche Rede
 es trefflichen Koethe in uns zurückgelassen, und — kön-
 nen wir hiernach anders urtheilen, als wir oben gesehelt
 haben? Ja, man gebe uns nur eine Volksschule, auf
 diesen Grundlagen ausgeführt und consequent und folge-
 richtig aus ihnen entwickelt, wie für dies Letztere unser
 Verf. den Typus in der Detailausführung nun auch noch
 vollständig glücklich, durchgängig, aber mit der unersä-
 endlichen Umsicht und einer das Kleinste beachtenden Ge-
 lanzigkeit geliefert hat! Man lege nur Hand ans Werk,
 um die Wahrheit ins Leben einzuführen, und die Bau-
 meister alle, die jetzt am großen Gebäude der Zeit stan-
 wern und formen, sie mögen nur recht treu und redlich
 nach diesen Rissen und Messungen arbeiten! Ja, wenn
 es dazu kommen könnte, wenn nur nicht immer eine dü-
 kere Warnung von hinten zu uns träte und uns ins
 Ohr raunte: dazu wird es nun einmal nicht kommen!
 Wenn wir nur glauben dürften, daß die Stimme der
 Wahrheit und Gerechtigkeit endlich doch wieder freie Bahn
 gewinnen würde! Nun, kommen wird's doch dazu; und
 jehaut muß doch endlich ein Gebäude werden, in welchem
 dann all diese Ideen gewiß hell und deutlich genug leuch-
 ten und glänzen; die Ordnung der Welt ist nicht von
 gestern her, und ihre Folge schreitet sicher und unflörbar
 vor, unbekümmert freilich darum, ob Tage zu Jahrhun-
 derten werden und Wochen zu Jahrhunderten. Aber —
 das ist allerdings ungewiß; was die Zwischenzeit bis da-
 hin bringen wird; und alle Uebergangsperioden sind so
 weidwändig und unsicher, daß man für sie ebensowol
 nie heftigsten Stürms und Unwetter gefast sein muß, als
 mit der Hoffnung auf Stille und Sonnenschein sich schmei-
 beln mag.

Wir haben uns, das können wir nicht leugnen, man-
 che Stellen angewandt, in welchen wir etwas anderer Mei-
 nung als unser Verf. sind, und unter diesen auch solche,
 die denen wir fragen möchten: klingt das nicht, wenn
 man es nur in etwas stärker intoniren möchte, wie Le-
 ybismus? Ebenso können wir sehr viele Stellen, die im
 vorzüglichsten Grade gelungen genannt werden müssen, und
 deren Bekanntheit uns unsere Leser sehr verdanken wär-
 den. Ja, wir mögen es uns nicht verlagern, schon hier
 wenigstens auf ein treffliches, mildes und scharfes, tiefes
 und doch auch so klars Wort hinzuweisen, dessen Weher-
 gung wir besonders den absoluten Glaubensrichtern und
 protestantischen Missionairen unter den evangelischen Hei-
 den, wie sie uns nennen, empfehlen. Wir meinen die
 treffliche Rede vom Verhältniß zwischen Glauben und
 Vernunft, S. 174 fg., die unter Anderem zur heilsamen
 Demüthigung jener Einsichtlinge ausdrücklich sagt: „Der
 Mensch muß seine Bestimmung nur, sofern er vernünft-

ig ist.“ Aber wir erlauben die Erlaubniß, die wir uns
 oben erbeten haben, jedermann zu dem hinzusetzen, wonn
 die wichtigste allgemeine Rede noch eine besondere, die
 dann doch in einigen Kapiteln wenigstens zu jener
 stehen müßte, nachsenden wollten. Wir geben darum bios
 noch, um uns bis zum Ende in unserer Allgemeinheit
 treu zu bleiben, ein allgemeines Urtheil über die Form der
 Darstellung — die Form der Anordnung ist schon oben
 betrachtet worden. Wir möchten sagen: das ganze große
 Buch ist eigentlich eine einzige Rede (oratio), die in
 dem Flusse einer miltlen, klaren und stets sehr Herzen
 bringenden edeln Beredsamkeit ununterbrochen dahinstromt,
 mit bewundernswürdiger Kraft auf jedem Punkte sich gleich
 bleibe, nie den Faden verliert und, wenn man sich ein-
 mal auf ihren Wellen eingeschiffet hat, die Aufmerk-
 samkeit so festhält, daß das Ende der Fahrt immer zu
 früh erscheint. In der That: bewundernswürdig ist die
 gleichmäßige Ausdauer des freundlichen Redners, und
 darin thut es ihm gewiß Keiner im englischen Unter-
 haufe, geschweige denn in einer deutschen Kammer guro.
 Aber freilich eine Rede, die 939 enggedruckte Großoctav-
 seiten füllt! Wir hätten gewünscht, daß etwas mehr
 Ruhepunkte darin angebracht wären, oder daß wenig-
 stens ein vollständiges Sachregister nicht fehlen möchte.
 Ja, wir bitten ernstlich darum, daß das letztere noch nach-
 geliefert werde, so ernstlich wir Alle, die von der Bebeu-
 tung der Zeit ergrißen sind, und an ihrem verhängnißvol-
 len Webstuhle mitarbeiten, bitten, dies hochwichtige Werk
 nicht ungelesen zu lassen, sondern unabweisenden Lesens
 sich nicht zu entziehen, ja an dem edeln Einn des
 Verf. zu lernen, mit welchem Ernst, aber auch mit wel-
 cher Liebe und Milde, mit welcher Umsicht und Treue
 das Werk der großen Zeitumbildung gefördert werden
 muß.

Die drei letzten Feldzüge gegen Napoleon, kritisch-historisch
 dargestellt von P. F. Stühr. Zweiter Band. Lemgo,
 Meyer. 1833. Gr. 8. 3 Thle.

Der erste, bereits in Nr. 101 und 102 d. Bl. f. 1836
 (von einem andern Verf.) beurtheilte Band des vorliegenden
 Werks führte die Erzählung der Kriegereignisse des Feldzugs
 von 1812 bis zur Aufhebungsschlacht bei Leipzig. In diesem
 zweiten Bande hat sich nun der Verf. die Aufgabe gestellt, die
 Begebenheiten von da an bis zur Entfernung Napoleon's auf
 St.-Helena zu schildern; und zwar umfasst das dritte bis sechste
 Buch den Zeitraum bis zum ersten pariser Frieden, und das
 sechste die Unterhandlungen zu Wien; Napoleon's Rückkehr
 von Elba und die Kriegereignisse bis zu dessen Verweisung
 nach St. Helena.

Was die Darstellungsart des Verf. betrifft, so ist bereits
 in der angeführten Beurtheilung des ersten Bandes mit Recht
 bemerkt worden, daß derselbe bei der Beschreibung von Thats-
 sachen eine größere Klarheit zeige als bei allgemeinen Staßen-
 nements. Dieses Urtheil dürfte im Ganzen auch für den vorlie-
 genden Band gelten.

Die Dorede geschicht, in welcher der Verf. seine allge-
 mein Ansicht über die Geschichte der letzten Jahrhunderte und
 die Politik des petrusischen Staats während derselben darlegt
 und sich zugleich in eine Beurtheilung der „Mémoires d'un homme
 d'état“ gegen das in Kant's „Historisch-politischer Zeitschrift“

(Bd. 1, Heft 1, S. 80 fg.) über dieses Werk gefällt Kitzsch wenig in einer tabellarischen Kritik der von demselben in seiner „Abhandlung über die drei großen Mächte“ aufgestellten Ansichten einleuchtet, scheint uns am meisten Stellen an einen gewissen Widerspruch des Ausdrucks und daher rührenden Dunkelheit zu leiden: „Was soll man z. B. zu einer Periode sagen, wie die ist, deren Anfang wir uns hier anzuführen erlauben?“, „Kriegsdinge hatte in seinen jüngern Jahren Friedrich II. in jener Abhandlung, von deren Vorhandensein es nach der ganzen Art und Weise, in welcher er darüber Nachricht gibt, scheint („Zeitschrift“ Bd. 2, Heft 1, S. 21) Kunde die Preußen, als einer neuen Einzelnheit hat unterrichten wollen, sehr scharfsinnig geurtheilt“ u. s. w. (S. xv.) Auf diese Weise vorgetragen, dürften auch die besten aus wissenschaftlichen Forschungen hervorgegangenen Gebanten einen großen Theil ihres Werths für den Leser verlieren.

Wenn wir uns im Uebrigen auch der in der Vorrede ausgesprochenen Ansicht des Verf. anschließen, daß die „Mémoires d'un homme d'état“ nicht ausschließliche Arbeit eines Franzosen sind, sondern ihnen vielmehr Materialien und Vorarbeiten deutschen Ursprungs, vielleicht sogar von einem hochgestellten Staatsmanne herrührend, zur Grundlage dienen, so vermögen wir in denselben doch am wenigsten eine solche Verwandtschaft mit den Ansichten des vorerwähnten Staatsministers von Stein zu erkennen, wie der Verf. sie zu entdecken glaubt. Vielmehr scheint uns der in jenem interessantem Werke bei jeder Gelegenheit dem Staatskanzler Fürsten Hardenberg gestreute Mißbrauch mit den namentlich in dem Briefwechsel mit dem Freiherrn von Gagern“ von dem Staatsminister von Stein ausgesprochenen bitteren Urtheilen über den Fürsten Staatskanzler durchaus nicht in Einklang zu stehen und auf einen ganz entgegengelegten Ursprung der erwähnten „Mémoires“ hinzuweisen.

Verschweigen können wir auch nicht, daß uns hier und da, und namentlich gegen das Ende der Vorrede, die Polemik gegen den in seiner Art so schätzbaren Historiker Kante mit einer Bitterkeit gefärbt zu sein scheint, wie sie Belehrt bei wissenschaftlichen Meinungsverschiedenheiten um der Sache selbst willen lieber vermeiden sollten.

Die Schilderung der Kriegereignisse selbst erscheint als eine Zusammenstellung aus den besten, bisher in Bezug auf die letzten Feldzüge gegen Napoleon erschienenen Werken Rüßing's, Jomini's, Ploths u. s. w., obwohl der Verf. zu den einzelnen Thatsachen seine Quellen nicht anzuführen für gut befunden hat.

Die Darstellung der Schlacht bei Leipzig, welche den Anfang dieses Bandes macht, umfaßt allein sechzig Seiten. Etwas werth dankt es uns, daß des Uebergangs der sächsischen und württembergischen Truppen (S. 57 fg.) nur als einer Thatsache Erwähnung geschieht, und Urtheile über diesen verhängnisvollen, vielfach besprochenen Schritt weder in lobender, noch in tadelnder Weise gefällt worden sind. Dagegen wünschten wir wol zu wissen, woher dem Verf. die Nachricht zugekommen, daß den bei Zwickauendorf zu den Oestreichern unter Budna übergewandten, aus einem Reiterregimente und fünf Bataillonen Fußvolf mit 19 Geschützen bestehenden sächsischen Truppen unter dem Generalmajor Kypfel I. eine „sorsartige“ Abnahme an dem Geschick gegen die Franzosen gestattet und unter ihrer Mitwirkung das Dorf Pannsdorf genommen worden sei? da vielmehr aus der betreffenden Stelle der „Feldzüge der Sachsen in den Jahren 1812 und 1813“ (S. 325 fg.) hervorgeht, daß alle sächsischen Streikräfte, mit alleiniger Ausnahme der Batterie Birnbaum, von der Abnahme am Kampfe ausgeschlossen worden sind.

Es nicht ganz angemessen sei und beim Durchlesen die S. 56 bei Gelegenheit der heroischen Vertheidigung des Dorfes Probstheide durch die Franzosen gebräuchte Ausdrucksweise auf: „Bei Probstheide aber lag in den Adern der Franzosen das Blut zu kochen an“.

Noch müssen wir gestehen, Darstellungen von Kriegereignissen, welche so in die Einzelheiten gehen, wie die in dem vorliegenden Werke enthaltenen, lieber Männern von hoch überlassen zu sehen. Geschichtsforscher wie der Verf. hätten unserer Meinung nach sich auf weniger detaillierte Beschreibungen von Schlachten, Gefechten, Belagerungen und Bewegungen anlassen, als die allgemeinen politischen Zustände, den Gang und die Bedeutung des Ganzen im Auge behalten und zugleich die oft verwickelten Ursachen der in die Augen springenden Erfolge durch fleißiges Nachforschen und sorgfältiges Eingehen in die Individualität der handelnden Personen aufzuklären suchen. Die einzelnen jedoch grade die bedeutendsten politischen Momente, wie die Verhältnisse, welche Napoleon's erste Abdankung herbeiführten, die letzten Unterhandlungen mit ihm, selbst der vierte Congress und die Stellung der verbündeten Mächte zu einander, sowie die der zurückkehrenden Bourbons zu dem französischen Volke und Heere, aus welcher die folgenreichen Bewegungen im westlichen Zeit hervorgegangen sind, zu den gegebenen militärischen Details unverhältnißmäßig kurz behandelt worden zu sein.

Nächst dem müssen dergleichen umständliche Berichte über jeden Marsch, jedes Zusammenstreifen einzelner Abtheilungen der streitenden Heere den Leser ermüden, ohne ihm ein überaus liebes Bild des darzustellenden Ganzen, geschweige denn ein eigentlich wissenschaftliches Ertrag zu gewähren, wozu dem vorliegenden Werke auch noch die erforderlichen Pläne fehlen.

Nachdem wir uns diese Bemerkungen erlauben haben, können wir nicht umhin, den Fleiß, die Ordnung und Genauigkeit, welche der Verf. auf die Beschreibung jener wichtigen Ereignisse verwendet hat, dankend anzuerkennen.

Es will uns jedoch bedünken, als können die Lesern der jene Begebenheiten noch keineswegs als geschlossen angesehen werden, da so viele wichtige Männer, die zu jener Zeit in Felder und Cabinete bedeutende Rollen gespielt haben, jetzt erst mit ihren Denkwürdigkeiten hervorgetreten, und es ist es daher vielmehr erst dem künftigen Geschichtsforscher vorbehalten, aus den oft widersprechenden Angaben der einzelnen das Wahre zu sondern und in ein Bild zusammenzustellen.

Literarische Notizen.

„Italie pittoresque, Tableau historique et descriptif de l'Italie, du Piémont, de la Sardaigne, de la Sicile et de la Corse“, von Korvin, Baiskraer, Legourd, Roger & Co. v. Bertioz und Grafen von Forbin mit 150-200 Kupferstichen von berühmten Künstlern, soll in 60 wöchentlichen Lieferungen vom 1. Mai an erscheinen. Ein mit diesem wocentwischen umfangreicheres Werk ist: „L'Italie, la Sicile, les Iles Ioniennes, l'île d'Elbe, la Sardaigne, Malte, l'île de Cypre etc.“ Das Ganze ist auf 7 Bände in 4. (mit 20 Kupferstichen von ausgezeichneten Künstlern) berechnet. Der 1. Band ausgegeben, St. Germain Leduc, veranschlagt den jetzt so beliebten Ausdruck „pittoresque“, den das vorher angeführtem Namen führt, bei Stellen als pleonastisch. Aufser vielen ungenannten französischen und italienischen Gelehrten, die ihrer Abnahme dem Herausgeber zugesagt haben, nennt er Corneille, Lamartine, de Laborde, Raoult-Rochette, Mazzara, Orioli u. s. w.

Ein interessantes Werk sind die „Mémoires de son“, deren bis jetzt erschienenen erster Band das 7. Kapitel der Mémoires des Grafen Poyrennet, Auszüge aus den Mémoires de Herzogin von St. Len, einen Brief Lafayette's und „Expédition d'Irlande“ von dem Herzog von Cornwallis enthält.

H. D. Kifard gab in 2 Bdn. „Études de moeurs et de critique sur les poètes latins de la décadence“.

Briefwechsel zwischen Göthe und Zelter in den Jahren 1796—1832. Herausgegeben von F. W. Kiewer. Dritter Theil, die Jahre 1819—1824. Vierter Theil, die Jahre 1825—1827. Berlin, Duncker und Humblot. 1834. 8. 4 Thle. *)

Indem wir uns in dem Reichthum, den auch diese beiden Theile des Göthe-Zelter'schen Briefwechsels umfassen, nach einem Punkte umsehen, von dem unsere zweite Anzeige des werthwürdigen Werks ausgehen könnte, stoßen wir auf des Majors Parry Bemerkungen über Lord Byron's Charakter (IV, S. 67):

Jedem schlichten Manne, wie ich es bin (heißt es in dieser Schilderung, wird es gewiß einleuchten, daß die vornehme Geburt und daraus folgende vernachlässigte moralische Erziehung des Lord Byron sein größtes Unglück war. Er war ein Edelmann und ein verzogenes und vernachlässigtes Kind.

Göthe preißt die Schilderung dem Freunde, und wir dürfen nach Dem, was er über dieselbe sagt, annehmen, daß sie ihm aus dem Herzen geschrieben war, um so mehr aus dem Herzen, da, wie wir wissen, er ganz erfüllt war von dem Werthe des unvergleichlichen Dichters, dem er ja auch ein Todtenopfer gebracht, wie England es nicht vermochte. Was Parry und Göthe urtheilten, ist nachmals auf das blündigste durch Moore's Biographie Byron's bestätigt worden, durch dieses vortreffliche Werk, von dem das „Edinburgh Review“ so wahr als schön sagt:

Eine so traurige und düstere Geschichte wird nicht leicht in irgend einem Werke der Dichtung gefunden werden; und wir möchten den Moralisten nicht beneiden, der es, ohne zu Miße gestimmt zu werden, lesen kann.

Weshalb wir aber mit diesen Bemerkungen über Byron anheben, sagen wir sogleich. Diesem großen Manne fehlte es an einem leitenden Princip für das Leben, an dem hohen Gefühl für Pflicht, die das Leben erst zu einem Gange macht, die das von Gott anvertraute Pfund wachern läßt und dem Eigner das Vertrauen gibt, die von ihm ausgekreute Saat werde Frucht bringen zehn- und hundert- und tausendfältig. In Byron entzündet uns die angeborene Güte, das liebebedürftige und liebevolle Wesen; aber durch einen seitfamem Widerspruch trübt oder vernichtet er oft den Eindruck, den diese Güte gemacht,

die Wirkung, die aus ihr hervorgegangen. Seine Werke erregen Staunen und Bewunderung; aber man möchte sie eher Fulgurationen als Emanationen nennen; und wenn die gütige Vorsehung ihm gönnte, mitten in einem glorreichen Unternehmen aus der Welt zu scheiden, so erinnert uns eben dieses frühe Scheiden an die Vergengung von Kräften, die großartig und nachhaltig bis zu einem fernem Lebensziele hätten wirken können. Wie anders Göthe! In dem letzten von uns angezeigten Bande des „Briefwechsels“ lesen wir vertrauliche Mittheilungen des Geistes; und wer läse sie, ohne die Betrachtung anzustellen, welcher Mann, welcher Jüngling Der müsse gewesen sein, der als Geist sich also aussprach! Wie die Vorsehung gleich bei seinem Werden für ihn sorgte, indem sie durch solche Aelteren ihm eine solche Erziehung gab, das ist uns aus seinen Confessionen bekannt. Was wir an Byron vermischten, das finden wir bei ihm im vollsten, schönsten Maße; es ist das hohe Gefühl für Pflicht. Dieses Gefühl ist die Seele der Göthe'schen Briefe an Zelter; und dies ist vielleicht der bedeutendste Gesichtspunkt, aus dem wir sie betrachten können. In der „Iphigenie“ heißt es: „Nimm doch Alles ab! Das beste Stück, des Lebens schönste Kraft ermattet endlich;“ nicht so bei Göthe jenes Gefühl. Hat es sich in keiner seiner Productionen so lebhaft ausgesprochen, so wird doch nur ein stumpfsinniger Leser dasselbe in den Briefen aus Italien, in denen an Schiller übersehen; in unserm Buche tritt es lebendiger zu Tage, wie ja der Geist, ganz der Natur gemäß, mehr und mehr sich zu Mittheilung neigt; er, von welchem wir reden, erscheint, wie er der letzten Stunde naht, ein Herakles, in welchem die Flamme bald das Sterbliche aufzehren wird, der sich dem Stürze nahe. Nächst man aus diesem Gesichtspunkte den „Briefwechsel“, dann begriff man recht, was Göthe wollte, wann er von Frau von Stael sagt (Werke, B. 31, S. 172): „Sie hatte keinen Begriff von Dem, was man Pflicht heißt, und zu welcher stillen und gefastem Lage sich Derjenige entschließen müsse, der sie übernimmt.“ Göthe entschloß sich zu dieser stillen und gefastem Lage; gar mancher Brief ist ein Zeugniß, wie er unter Zerstörungen und Vertilgungen, unter Mißwollen und Mißverständnis Dessen, was er wollte, unter Altersschwächen und Verlusten, bei dem Untergange der Gründe

*) Ueber den ersten und zweiten Theil vgl. Nr. 1—3 d. Bl. D. Red.

säße, unter denen er vom Jüngling zum Manne reifte, bei dem unendlichen, reisenden Wechsel der Ansichten und Vorstellungen des Tages, wie er unter allem Diesem immer derselbe blieb, immer die große Aufgabe seines Lebens im Auge behielt und für dieselbe arbeitete; trenn der Pflicht, die er so schön in den Worten ausspricht: „Das Erste und Letzte, was vom Genuß gefodert wird, ist Wahrheitsliebe.“ Ihr genügte er im vollsten Sinne; und waren es auch nicht gewaffnete Feinde oder Elemente, gegen die er zu kämpfen hatte, doch darf man das eigne Wort auf ihn anwenden:

Er steht männlich an dem Steuer;
Mit dem Schiffe spielen Wind und Wellen,
Wind und Wellen nicht mit seinem Herzen.
Herrschend blickt er auf die grimme Tiefe,
Und vertraut, scheiternd oder landend,
Seinen Göttern.

Wenn ein Mensch eine so hohe Stufe der Bildung, sittlicher und ästhetischer, erreicht hat wie Göthe, wenn derselbe zu hohen Jahren herangekommen ist, dann ist es sehr natürlich, daß die Größe, die er errungen, von Gleichmuth und Milde begleitet ist, und daß diese sich in dem Blick auf die Welt, auf andere Menschen kundgibt. Der wahrhaft große Mann wird das Treiben der Welt ruhig ansehen; er wird, vollends im hohen Alter, nicht gereizt werden durch Unverstand und Verkehrtheit, nicht überall gleich eingreifen, ändern, bessern wollen; er hat das Gefühl, das Seine auch für Andere gethan zu haben, und erwartet getrost die Ernte dieser Saat; lange und vielfältige Erfahrung hat ihn duldsam gegen die Schwächen der Menschen gemacht, und selbst ihre Schlingigkeit reizt Den nicht, der da weiß und dafür gestrebt hat, daß die Wahrheit und das Gute nicht unterliegen können; fortwirkend, so lange es ihm noch Tag ist, spricht er mit unserm Dichter:

Ich bin zu alt, um etwas zu tadeln,
Doch immer jung genug, etwas zu thun.

Wie rührend und erbaulich ist es, Göthe sagen zu hören: „Die Masse der unzulänglichen Menschen, die einwirken und ihre Nichtigkeit aneinander aufbauen, ist gar zu groß; selbst mit Bedeutenden ist's nicht immer ganz lustig; doch kann und muß man sich über Alles trösten, da es am Ende doch auch ganz vortreffliche Menschen gibt, auf die man für jetzt und künftig seine Hoffnung niederlegen mag“ (III, 396); und gewiß ganz aus seiner Seele schreibt der Freund: „Das hat man denn doch an der Wahrheit, daß sie bleibt, was sie ist“ (III, 475). Diese Milde Göthe's gibt dem „Briefwechsel“ eine eigne Anmuth, sie erzeugt ein sehr behagliches Gefühl; wer empfindet sich nicht auf das angenehmste berührt, wenn er den Kreis sich über die Darstellungen des neugriechischen Gedichts „Charon“ äußern hört; unter denen eine gelungene ihm das Wort eingibt: „Du wirst mir diese Freude gönnen“ (IV, 73); wenn er mit solcher armuthsrenden Aufmerksamkeit und Wahrheitsliebe dem von dem Freunde empfohlenen jungen Künstler Tercio entgegenkommt. Diese Milde finden wir bei Zelter nicht in dem Grade; daß sie aber oft unter einer etwas rohen Maske

dennoch verborgen liegt, erkennen wir ohne Mühe; und gewiß ist des Freundes Sinnigkeit nicht ohne Einfluß bei ihm geblieben. Ist es doch, als ob ein Wiederstrahl von Göthe's Sein in unser Gemüth fielen, wenn wir lesen: „Ich will der Narr nicht sein, der mit Schwärmern zu Winkel geht und sich an dem Wohlergehen Eines Menschen in der Welt ärgert“ (III, 478). Aber es ist auch Zelter's eigne Natur, die hier spricht.

Göthe ist oft, vor Allem in früherer Zeit, getadelt worden über allzu große Strenge gegen Andere, über Kälte und Hochmuth; wiederum, besonders in seinem höhern Alter, wegen Schwäche und übertriebener Nachsicht in Beurtheilung Anderer. Der Mensch bleibt Mensch; und wo ist Derjenige, dessen Tugenden durchaus die strenge Linie des moralischen Gesetzgebers halten? Dem kräftigen, vor Andern hoch vorragenden, eifrig strebenden Manne ist es wol nicht hoch anzurechnen, woran er sich vor dem Judringen Geringerer, Unbedeutender schütze, und sollte er auch einmal darin zu weit gehen; wie ja dem Streife wol zu gönnen ist, daß er durch Freundlichkeit und Liebe sich eine Umgebung, eine gemüthliche Atmosphäre schaffe, sollte dieselbe auch nicht Jedem die passende danken. Lese man aber doch, in Beziehung auf die frühere Zeit Göthe's, was er 1787 aus Rom schreibt:

Wozu ist bisher mein liebster Gesellschaftler geblieben, ob ich gleich bei ihm fürchtete und fast noch fürchte, er möchte mit meinem Umgange nur klüger und weder richtiger, besser noch glücklicher werden, eine Sorge, die mich immer zurückhält, ganz offen zu sein (Werke, B. 29, S. 108).

Und in Hinsicht auf die spätere Zeit ist es wol billig, Das, was uns das Rechte dünkt, Dem nachzusetzen, was den so hoch auch um uns verdienten Kreis beglückt. Der ist gewiß kein wahrer Verehrer Göthe's, der sich nicht mit ihm freut, wenn er liest:

Indessen sammeln sich wieder neue Gedichte zum „Dion“. Diese mohammedanische Religion, Mythologie, Sitte geben Raum einer Poesie, wie sie meinen Jahren ziemt. Unabwendig ergeben in den unergründlichen Willen Gottes, beiderer Ueberblick des beweglichen Erbtreibens, Liebe, Reizung zwischen zwei Weltley schwebend, alles Reale geläutert, sich symbolisch ansehend — was will der Großpapa weiter? (III, 86.)

An dieser Freude nahm Zelter den innigsten Antheil; dabei interessirte er sich auf das lebhafteste für alles Einzelne, was von Göthe ausging; im Gebiete seiner Kunst konnte er dem Freunde, der hier eines Bestandes bedurfte, Aufschlüsse geben; als Baumeister, der sein Fach aus dem Grunde gelernt, war Jenem sein Rath und sein Urtheil von Gewicht; öftere Reisen, die Zelter machte, gaben den erwünschtesten Stoff zu Mittheilungen an den Freund, dessen Fuß bei immer sich mehrenden Jahren gebunden war, der aber fort und fort lebhaftem Antheil an den Dingen draußen nahm; Besuche in Weimar wurden von Zeit zu Zeit erneuert; Göthe erkannte dann mit dem leiblichen wie mit dem Augen des Geistes die unverwundliche Kraft und Nichtigkeit des originellen Mannes, der ihm im vollsten Sinne des Wortes eigen war, und aus der Ferne tänten ihm darnach Worte zu, wie er sie vor Allem gern hörte, Worte, wie das oben angeführte: „Das hat man denn doch von der Wahrheit, daß sie

bleibt, wie sie ist." Darüber, wenn ihm auch im Ganzen die Dürftigkeit, das barocke Wesen des Mannes zusagte, ihn unterhielt, übersah er wol diese und jene Kleinigkeit, die uns, dem hohen Freunde gegenüber, unmaßig erschrecken will. Denn in der That, hier und da ist das Maß, welches Göthe in allen Dingen und an allen Dingen liebte, überschritten. Doch was sind solche Einzelheiten gegen den ganzen Lebenscomplez! Der verdient es nicht, diesen „Briefwechsel“ erlebt zu haben, der Göthe's Worte an den Freund nicht empfinden kann:

Freud und Leid haben wir in diesen 20 Jahren einzeln und zusammen genugsam erlebt und erfahren; und so war mir denn auch Deine liebe Gegenwart in meinem peinlichen Zustande höchst erquickend; ich fühlte es und weiß es, und es freut mich, daß die Andern es anerkennen, die niemals recht begreifen, was ein Mensch dem andern sein kann und ist (III, 394).

Aber es ist Zeit, daß wir uns zu den einzelnen Bestandtheilen der vorliegenden beiden Theile wenden. Gleich auf der ersten Seite des dritten begegnet uns die „culturnarische Sendung der Nubchen“, die, wie wir hören, so großen Anstoß erregt haben. Wir freuten uns des guten Zeichens und waren im Voraus versichert, auch diese Theile werden die Farbe des Traulichen, der Natürlichkeit, des Lebens tragen. Es folgt sogleich Göthe's berühmter „Maskenzug“, der im December 1818 an der russischen Kaiserin vorüberzog; dann wirkt der „Westöstliche Divan“ ein; „Myron's Ruh“ gibt zu den erfreulichsten Bemerkungen Anlaß, wie Schubart's Buch über Göthe. Schon auf der 19. Seite sind wir nach Wien verlegt, von wo aus Zelter an Göthe schreibt (gewiß ist Manches zwischen dem 18. Januar und 26. April unterdrückt; in diesem Zeitraum fällt Rogebue's Ermordung). Lebendig, naiv, echt Zelterisch sind diese Briefe aus Wien; der Mann verstand die Kunst des Sehens und hatte Sinn für Originalität, für den Spas, dazu Humor genug, ihn gehörig wiederzugeben; und was gab es von Wien aus nicht Alles über Musik zu berichten! Durch S. 29 ist man in den Prater verlegt; wir folgen dem Reisenden in die Theater, Kirchen, Concerte, Galerien, Bäder, zu den berühmten Musikern, lachen mit ihm über das so komisch verschlafene Rendezvous mit Beethoven, freuen uns mit ihm des Anblicks der schönen Griechinnen und blicken in das Herz, das ihn des hohen Freundes werth machte, aus welchem am 28. August mitten unter Genüssen, Unruhen, vielfachen Bekanntschaften die Worte strömen:

Du hast mir wie mit himmlischem Gesieder
Am diesen Tag die Stirne sanft geküßt;
Du schenkst mir der Erde beste Gaben,
Und jedes Glück will ich in Dir nur haben.
(Der Beschluß folgt.)

Pariser Salon 1834.

2 *)

In der Kunst wie in der Geschichte treten Pausen ein, in denen sich der Genius ausruht. Große Talente sind daher Erscheinungen, wie große Begebenheiten, strahlende Kometen, die uns nur selten sichtbar werden, fast niemals ganz nahe kommen.

Inzwischen ist die Alterthumsmanie, oder die Ansicht der Kunstfreunde und Kritiker, die bloß das antike Schöne classisch und das allgemein Anerkannte unübertrefflich finden, eine Manie wie jede andere, und man muß sich hüten hinein zu verfallen.

Ich sage dieses, weil ich eben auf dem Punkte bin, mir auf eine ähnliche Art den Tadel der Antiquare oder Bergdämoner zuzuziehen. Sie haben schon längst gesagt: „Canova ist todt, nie bekommen wir einen Canova wieder“. Es ist ein Trost, daß sie dies häufig von andern berühmten Leuten sagen, sobald sie himmelwärts reisen. Der unsterbliche Canova hat sich darauf nichts eingebildet.

Wer ist Foyatier? wo ist er? wer war sein Vater, wo ist er geboren? Hat er einen Orden, hat er Geld? Ist er moralisch, und welche politischen Grundsätze bekennt er? Darauf darf man sich nicht zu antworten. Wie ich glaube, ist der großen Stadt Paris von dem Manne wie der Welt überhaupt noch nichts bekannt geworden als einige Marmorgestalten, und auch von diesen kenne ich außer ein paar Büsten nur zwei. Aber diese sind sein Spartacus in den Tuileries und seine Sietta auf der diesjährigen Ausstellung.

Es ist viel gewagt einen Bildner auf diese wenigen Autoritäten hin für einen Canova zu erklären. Aber ich mache es in diesem Falle wie Napoleon, der das Kreuz der Ehrenlegion einem Soldatengenie in Voraus ertheilte, sprechend: „Il la gagna“. Wenn Foyatier noch nicht Canova ist, so kann, so wird er werden. Ueber die Vortrefflichkeit der Statue des Spartacus ist so viel Lobenswerthes gesagt worden, daß ich ihre Classicität als erwiesen annehme und nur die Sietta bespreche, in welcher augenscheinlich der Künstler, der im Spartacus die männliche Kraft und Schönheit voll Ausdruck schuf, das contrastirende Gegenstück in weiblicher Form liefern wollte.

Stellen Sie sich ein Tizianisches Weib in der äppigsten Fülle vor, wie sie bis aufs Hemd entkleidet auf einem Divan ruht, wie auch das italienische gefaltete Hemd durch die Situation bis zu den Schenkeln herabfällt und nur noch lose an dem linken Arme befestigt ist, der ein Büchlein hält, welches anbeutet, sie sei überm Lesen eingeschlafen.

Es ist wahr, daß die beiden Tizianischen Venus in der Tribune von Florenz wunderliebrend auf ihre Lager gegossen sind, wahr, daß Dominichino's Diana verführerisch schlummert und wahr auch, daß andere Bildner alter und neuerer Zeit schöne schlafende und ruhende weibliche Gestalten schufen. Aber diese Gruppierung, diese Auffassung, diese Lichtgebung im Marmor, insgesammt verbunden mit einer Virtuosität des Meißels, die den Stein belebt, ihm Colorit und Seele gibt, sie ward noch nirgendwo erreicht. Doch dies nicht etwa, weil andere Bildner weniger gut arbeiteten, weniger idealisch darstellten; ganz im Gegentheil. Hier ist nicht die Rede von mehr Ideal, als die Idee für die Gruppierung brauchte. Alles Uebrige ist Natur, unbeschreibliche, reizende Natur.

Wenn man gerecht sein will, so muß man bei dieser Figur eingestehen, daß die Bildner bis jetzt keine so schöne Brust erfanden, als die dieser Sietta ist. Die Ursache liegt darin, daß sie modellten, idealisiren, verbesserten und verpufchten. Seht nur dieses Fleisch an! wo gibt's ein schöneres? Aber es ist doch Stein. Und von demselben Stoff sind Leib und Arm und Hals und Antlitz. Das schöne Köpfchen, mir ist, als hätte ich es schon irgendwo gesehen, nur etwas dürftiger, französischer. Ihr werdet gestehen, daß man keine schönere schlummernde Physiognomie haben kann. Sogar die baumelnden Locken schlafen, und das Halsgrübchen und die dunkeln Partien in dem Gewande, sie küssen möchte man oder wie ein Zephyr hineinschlüpfen und die Falten wie ein Segel aufblasen.

Das Alles aber ist Styl des Meißels.

Ueber die Manier, das Gewand zu bearbeiten, welche ganz neu und original ist, lasse ich hier noch ein Befonderes sagen. Foyatier faltete nicht glatt und polirt wie die früheren Bildner, sondern er ahmt die Seuche nach. Das Hemde dieser Figur ist ein Hemde, und es ist, als ob es gar nicht von demselben Stein:

bloß kamme. Sein Werk ist ebenso beschaffen, daß man kein Köpchen andern, keine Faltte anstellen möchte. Kurz, Alles an dieser Werke ist Natur in der idealsten Form, verführerisch, und nur Canova hat diese größte Wirkung durch seine Kräfte auf die Sinne hervorgebracht. Fopattier ist noch ein junger Mann. Er lebte eine Zeitlang, allem Charlatanismus abhold, in seinem Atelier bloß sich selbst. Da zog ihn die Insurrection vor andern Plastikern ans Licht, und er begann zu glänzen. Allgemeines Schicksal des wahrhaften Talents, das von der Misere bedroht wird, wenn ihm die Reichthümer fehlen, selbständig zu sein.

Nach Fopattier ist es insbesondere Pradier, ein Genie, der sich als Plastiker durch seine Arbeiten auszeichnet. Er war in letzter Zeit der Erste und machte um so mehr Aufsehen, da er ungewöhnlich productiv ist. Wir sahen im vorigen Jahre von seiner Hand eine Danaide mit einem Hirsche und ein junges Jägermädchen und finden in dem diesjährigen Saale der Statuen abermals drei Nummern, davon die eine eine marmorne Gruppe in Lebensgröße aus der griechischen Mythologie bezeichnet und einen Satyr vorkstellt, der eben im Begriffe ist, eine widerstrebende Bacchantin zu liebosen. Es geht mich nichts an, warum der Bildner eine so verhängliche Situation wählte. Vielleicht dachte er, der Erotismus würde ihn begeistern und seinen Figuren Leben einhauchen. Dem ist aber nicht so; denn angeachtet die Gruppe in allen Theilen mit Kunst und Sorgfalt vollendet, blieb sie doch Marmor und ließ mich kalt. Die Nymphe, über dem Bein des Satyrs krumm gebogen, ist mehr geeignet, Mitleiden als Wollust einzusüßen. Man möchte sie von ihrer Artur befreien und das schöne mit Weinlaub und Trauben umrannte Köpchen, das unbarbarisch zur Erde gebogen, zu sich emporheben und fragen, ob ihr der rothe Mensch, der Satyr mit seinen Hockstößen, auch weh gethan habe. Dieser Satyr, ich will es nicht in Abrede stellen, mildert die Fehler, die ich an seiner Schönen berühre. Wenn ich ein Frauenzimmer wäre, hätte ich sie vielleicht gar bei seiner Beschreibung vergessen. Doch nichts weiter von diesem Satyr, seinem nervösen Gliederbau und seinem spitzigen ziegenbärtigen Daub'schen Gesichte.

Pradier ist ein ganz vorzüglicher Bildner, aber er erhebt sich weder in der Idee noch in der Ausführung über seine Zeitgenossen. Es gibt Seineergleichen viel in Italien, Deutschland und England, wie es überhaupt in unserer Epoche viel des Guten und wenig des Ausgezeichneten gibt. Ich möchte sagen, er franghöre, er pinsele und künstle zu viel an seinen Schöpfungen, und dadurch entferne er sich von dem einfachen natürlichen Reize, der Wahrheit der Gestalt und der schicklichen Lage oder Stellung derselben.

Ich könnte die traurigen Folgen dieses Hauptfehlers der französischen Kunstschule durch elatante Beispiele darthun, wenn ich mich auf die minder wichtigen Erscheinungen auf der diesjährigen Ausstellung einlassen wollte. Mehr denn drei Vierteltheile der Gesammtheit sind technisch erzwungen und voll großen Unverständens in Composition und Ausführung.

Eine rühmliche und auffallende Ausnahme macht der Bildner Cortot, von dem ich zuerst eine Statue zu Gesicht bekomme. Wahrscheinlich ist er auch wieder eins von den plebejischen Talenten, die unter der aristokratischen Herrschaft der protegirten Virtuosen keine Geschäfte machten und sich in den letzten Jahren aus dem Strome gewöhnlichen Wassers emporarbeiteten.

Ein großes gewaltiges Werk ist das, was der Künstler in der Gallerie brachte. Es würde dem Spartacus von Fopattier nichts nachgeben, wenn der Gegenstand ganz das Vortheilhafte mit dem Schönen vereinte, das den Bildner emporhebt. Niemals können liegende und sitzende Figuren so leicht eine architektonische Bestimmung erhalten wie die stehenden und gruppirten. Man weiß sie nicht zu lassen, ausgenommen im Museum. Für dieses sei denn auch dieser Solbat von Marathon, der stehende Siegeskämpfer im griechischen Perserkrieg, bestimmt. Er

wäre ein treffliches Monument für das alte Athen, unserer Zeit kann er nur ein Kunstwerk sein.

Die Statue, obgleich colossal, ist sprechender als alle, die ich bis dahin in diesem Saale von französischem Meißel gesehen sah. Sie ist der geschickliche Moment in Stein gemessen, voll classischen antiken Crastes, voll kriegerischen Ausdrucks, voll unbegrenzten Patriotismus. Wir sehen den Krieger voll Siegesfreude unter den Worten niederkrängen: „Wir haben gesiegt!“ Hoch hebt er mit der Hand den Lorbeerzweig, da schon die Aue vor Aufregung brachen, der Schild unter ihm sinkt und das Schwert seiner Rechten entfällt. Es ist ein unbeschreiblich frohlocken mit Todeschmerz in seinem Antlitz sichtbar, die Muskeln schwellen, die Sehnen des Leibes sprengen Kraampffheit und Alles in dem Manne zeigt an, daß er nur noch eine Spanne Zeit hat zum Tode. Die Figur ist ganz nackt. Und hierin hat der Meister gewiß nicht ädel gethan. In der Haltung läßt sich das Große der Idee in diesem stehenden Heroen nicht ausdrücken. Man wäre damit aufs Gesicht und die Hande beschränkt und könnte höchstens noch einige Beinaussagen sehen lassen.

Die Ausführung dieser Statue kommt der Composition gleich. Man wird erfüllt von Bewunderung ob der Schönheit und Wahrheit des Körpers. Er verräth eine unmaßlose Kenntniß der Anatomie, und ein Talent zu bilden, das den ganzen Michel Angelo gefamnt und die Gruppe des Laocoon zu den feinsten Nuancen auswendig wußte. Bieleichte irr ich nicht, wenn ich sage, der Laocoon habe den Künstler zu seinen Unternehmern veranlaßt, und er habe, um etwas ihm nachkommendes Imposantes zu liefern, darob den Krieger gewählt. Leichter konnte er inzwischen auch durch den stehenden Heroen und andere Antiken auf seine Idee gebracht werden. Cortot erzeugt Grostes.

Und darum Ehre den Namen Cortot und Fopattier, als den neuen besten Bildnern der französisch-italienischen Schule. Ihr Namen und ihre Arbeiten werden vielleicht schon in einigen Jahren alle Favoriten der Kaiserperiode und der Restauration verbunkeln. Ihr Reich von Bronze und Groat ist aus, die gewöhnlichen Mittel und die gewöhnliche classische gute alte Natur nahm ihre Stelle ein: Chacun à son tour.

Noch muß ich hier einer schönen marmornen Statue Liere's im Costum der Zeit, von Dorat, einer Pubicitia, von Jaley dem Sohne, und einer Gruppe: Daphnis und Hyle, von Cayrol dem Sohne, erwähnen. Sie sind insgesammt von Werth und mitunter, besonders in Bezug auf die beiden letzten Werke, mit vieler Anmuth ausgestattet und mit Talent ausgestattet. Wären sie nicht so parvisch schön, so idealisch unanschaulich, ich würde sie loben, nach meinem besten Gefühl und ihnen sogar nachsagen, daß sie Schätzerunschuld und Schamhaftigkeit ausdrücken. Doch, den Bildern sei's gesagt, so macht man keine Pubicitia und noch weniger Daphnische Hylarumstände! Ich könnte den Jaley auf eine herrliche antike Schamhaftigkeit aufmerksam machen, die sich in der Gallerie des Capitol befindet, und auf eine andere im Palaste Pitti, ja sogar auf eine im Louvre, wenn es keine Waise ist, die so verächtlich thut; allein das würde ihm doch nichts mehr nützen, da die schmeichelhaftig ist und auch mein Rath nicht bis zu seinen Ohren kommen möchte. W.

Literarische Notizen.

In London wird bereits ein „Landscape annual for 1835“ angekündigt, dessen illustrations aus Spanien entlehnt sind.

Auf Subscription soll erscheinen: „The literary life and unpublished miscellanies of John Galt“, in 3 Bänden. Unter den Miscellanen befindet sich auch eine Geschichte des siebenjährigen Krieges, welche in einem, Schiller's „Geschichte des dreißigjährigen Krieges“ verwandten Geiste bearbeitet sein soll.

Die erste Lieferung von der Reise des blinden Preman ist dem Erscheinen nahe. R.

Donnerstag,

Nr. 135.

15. Mai 1834.

Briefwechsel zwischen Göthe und Zelter in den Jahren 1796—1832. Herausgegeben von F. W. Riemer. Dritter und vierter Theil.

(Beschluss aus Nr. 124.)

Außer dieser Reise nach Wien ergöhen uns noch mehre andere, nach Pommern, wo wir Zelter in großer Geselligkeit, aber ganz seiner kräftigen Natur getreu erblickten, nach Holland, dem Rhein und Westfalen, nach München (im J. 1827), und vor allen eine nach Herrnhut. Zelter in Herrnhut! — aber abgesehen davon, daß eine religiöse Eigenthümlichkeit wie die dortige ihn doch auch interessirte — ihn zog seine Kunst hin. Ein Literator dafelbst, Peter Mortimer, ein Mann von 72 Jahren, hatte ihm vor längerer Zeit ein Manuscript gesandt, worin er die Kirchentonarten, die man griechische nennt, auf feste Grundsätze zu bringen suchte. Den wollte er kennen lernen, und auch der Minister in Berlin gab dazu Vorschub. Die Schilderung nun dieses höchst originellen Peter Mortimer, wie des Eindruckes, den Herrnhut auf den Reisenden gemacht, ist wiederum echt Zelterisch. Man muß sie im Buche (III, 261) selbst lesen. Daß einen Mann wie Zelter, echt-evangelischen kräftigen Glaubens, die ascetisch-mystische Weise Herrnhuts nicht anziehen konnte, ist natürlich; daß es an manchem derben Ausruf darüber nicht fehlen würde, war zu erwarten; aber wie unbefangenen, wie human er dieses Alles aufnimmt, wie natürl. er sich darüber ausspricht; darüber kann man nicht anders als sich herzlich freuen.

Was ein abstruses Wesen, mit Begeisterung vorgetragen, wirken kann, ist mir abermalen klar geworden. — Man entschuldigte sich, die Pfingstliturgie sei zu lang; ich nahm die Sache in Schutz auf meine Weise. Nicht ist lang oder kurz, was recht und der Intention gemäß ist.

Dann aber:

Der Anblick des Bethauses hat mich frappirt. Der große Saal kreideweiß angestrichen, Fenster weiß verhängt, alle Frauen freideweiß angezogen, spazierartig nebeneinander sitzend — ich fühlte mich wie unter Abgeschiedenen, Auferstandenen (Sauerlich (S. 255). — 34 bin davongetaufen (S. 259).

Für diese Schilderung, deren Vortrefflichkeit wir nur andeuten haben; vernimmt denn auch Zelter das belohnende Freundeswort:

Wenn ich vergangenen ganzen Winter arbeitend freit an Dich dachte, so vergiltst Du mir's durch die lieben Blätter, die mir auf ewig den Wunsch, Herrnhut in seiner Individualität

zu sehen, vollkommen befriedigten. Der schöne weiße Saal (nach Werner's unschätzbarem Karrensonett in Schrift Blut rein gewaschen) soll nun von mir, und wenn ich noch so mobil wäre, nicht betreten werden (III, 263).

Unsere Zeit ist unendlich reich an Schilderungen von Localitäten, Instituten, Sitten u. s. w. Meistens sieht man in ihnen nur den Schildernden, und diesen in einer ewig wiederkehrenden, lebendig sein sollenden Manier. Hier sieht man auch überall, sei es in Wien, München, Holland, am Rhein oder in Herrnhut den Reisenden; aber es ist was an ihm, und wenn man ihn erkannt hat; dann wird es uns nicht schwer, auch die von ihm dargestellten Gegenstände in ihrem eigentlichen Sein zu erkennen.

Während Zelter so durch gar manchen Monat der Jahre, die diese beiden Theile umfassen, ein bewegtes Reiseleben führt, lebt Göthe still, zurückgezogen, manchmal einsam; selbst die Karlsbader Reisen unterbrechen seine Thätigkeit kaum und dienen nur, ihn zu größerer zu stärken. Für Wochen zieht er sogar in ein einsames, schlechtes Wirthshaus an der Saalbrücke bei Jena, um dort ungestört zu arbeiten, und weil er da einen seinen Beobachtungen günstigen Horizont aus seinen Fenstern beherrscht. Nennen wir dies einen unwiderstehlichen Trieb, der Göthe zu sinnen, zu forschen und zu arbeiten zwang — immerhin; nur daß wie nicht vergessen, wie manches Opfer doch auch der gottgegebene Trieb fordert, damit etwas aus ihm hervorgehe, an dem Jahrhunderte sich zu erfreuen und zu erbauen haben.

Wenn die beiden Freunde und die Eigenthümlichkeit derselben, wie sie sich in den Briefen kundgibt, immer das Wichtigste in dieser Correspondenz bleiben; wenn die Briefe, zu denen Zelter's Reisen den Stoff geben, die unterhaltendsten sein mögen, wenigstens im gewöhnlichen Sinne des Wortes: so begegnet uns in diesen beiden Theilen doch auch gar Manches, was im Allgemeinen für jeden gebildeten Leser Interesse haben muß. Dahin rechnen wir Das, was über so manche der Welt bekannte Personen, einen Wolf, Wolf, Schleiermacher, Hegel u. A., über so manchen bedeutenden Musiker, Maler, Bildhauer gesagt wird; dahin: die oft aus tiefer Erforschung und Betrachtung hervorgegangenen Urtheile über Werke der Kunst und deren Schöpfer, einen Homer, Dante, Shak-

speare, Pöbel, Bach; dahin die Charakteristik ganzer Perioden in der Kunst, namentlich der alten Russl. Nicht minder erfreulich und belehrend ist es, wie an einem Faden die einander folgenden Werke Göthe's zu verfolgen, so die Hefte von „Kunst und Alterthum“, die naturwissenschaftlichen, die „Wanderjahre“ (begleitet von den falschen, davon man, wenn man sie den Schatten jener nennt, allzu viel Ehre anthut), den Briefwechsel mit Schiller, über den wir (III, 455) ein schönes Wort lesen, und vor Allem den „Dion“, der recht eigentlich eine durch die oben angeführten Worte so schön bezeichnete Epoche in des Dichters Leben macht. So ist dem Verehrer Göthe's die Erinnerung an Werke seiner frühesten Zeit gewiß hoch willkommen, wie an den nach so vielen Jahren wiederaufgefundenen „Prometheus“, an den „Satyros“, dessen Erwähnung uns zugleich ein schönes Document für das Alter des „Faust“ gibt (III, 87). Höchst belehrend ist, was über Anlage und Bau eines Theaters gesagt wird, und wie wird dem Bericht Zelter's über die Aufführung des „Faust“ in einem fürstlichen Palast von zum Theil fürstlichen Personen in Gegenwart eines königlichen Hofes nicht mit dem höchsten Interesse lesen? Er gibt Göthe zu der treffenden Bemerkung Anlaß, „daß die Poesie eine Kläpperschlange ist, in deren Rachen man sich mit widerwilligem Willen stürzt“ (III, 107).

Bei all dem, was Göthe größtentheils so nahe berührt, bleibt dieser in vollkommener Ruhe; der wohlverdiente Beihrauch, den die erhabensten Personen ihm streuen, wie dankbar er auch von ihm aufgenommen wird, unweibst ihm nicht. Dies ist keine Abstumpfung, keine Sättigkeit; es zeigt sich nur der Gleichmuth, den ein Mann von dieser Größe, diesem Alter gewonnen haben mußte. Aber rührend ist es, wie so offenbar die Hingebung, die Offenheit Zelter's, die sich in allen Briefen derselben ausspricht, wie den Freund vor allem Andern, was Göthe willkommen sein mußte, erweist. Die Missverständnisse werden sorgfältig abgeklärt, corrigirt und so dem Verfasser zugesandt, damit Original und durch Freundes Hand verbesserte Abschrift für lange Zeit dem Empfänger und dem Sendenden Freude machen.

Ein Ereigniß in Göthe's höherm Alter, die Liebe zu einer jungen Dame, wird uns im dritten Theile ausführlicher und gleichsam documentarisch mitgetheilt, nicht allein durch den Brief (Nr. 415), wovon dieses Ereigniß berichtet wird, sondern auch durch eine diesem zugefügte Nachricht aus Zelter's nur noch in Handschrift vorhandener Selbstbiographie (III, 380):

Zum Verständnis gewissen Gedichte aus den Jahren 1822 und 23 ist zu wissen, wie eine leidenschaftliche Jüngling des Dichters zu einem jungen weiblichen Wesen in Karlsbad, leidenschaftlich erwidert, so wenig verheimlicht worden, daß man laut gaus vor einer ehelichen Verbindung des 75jährigen Greises sprach.

Er war ein Dichter, wüßten wir mit Bewunderung einen Lessing'schen Wortes sagen, er war ein Dichter: kein Wunder, daß er für die Liebe höchst empfänglich war; er war eine über das gewöhnliche Maß hinaus höchst kräftige Natur: kein Wunder, daß die Liebe sich noch in dem

Greise und leidenschaftlich regte. Darüber sind weiter keine Stoffen zu machen. Wir freuen uns darüber, daß Zelter die Genesung des Freundes, der auch körperlich litt, förderte, daß er an dem Greise noch erlebte, was dieser im Jünglingsalter schon erfuhr, die Kraft, von Leidenschaften; Stürzungen, Umbilden, traurigen Erfahrungen sich durch die Dichtkunst zu befreien. Zelter erquickte den Leidenden durch wiederholte Vorlesung des Gedichte, das als eine Frucht jener Liebe zu betrachten ist („Elegie“, in der „Erlöge der Leidenschaft“). Wie konnten wir nicht Betrachtung besser schließen als mit den Worten des Freundes:

Von einem Götterkinde, frisch und schön, war das Leben Herz entbunden. Es war schwer hergegangen; doch die göttliche Frucht war da, und lebt, und wird leben, und ihres Sädes Namen über Jonen und Aeronen hinausgetragen, und wird genannt werden Liebe, allmächtige Liebe.

In einer Zeitschrift wird die Ansicht mitgetheilt, in jener Liebe offenbare sich die Nemesis; denn in der diese Liebesperiode vorausgehenden Zeit erscheine Göthe übermächtiger als billig. Uns ist dies nicht aufgefallen; wir haben erspart er im 414. Briefe; aber vor Allem möchten wir den Herzenstregus über „solche Dilettanten, die in Alterthumskunst, Vaterländerei, Erdmüdelei ein schwaches Element sucht“, nicht Uebermuth nennen, wie mehr hat jeder Deutsche große Ursache, Göthe für die Beharrlichkeit zu danken, womit er gegen diese Dummheit ankämpfte; und Zelter hat sehr recht, wenn er ihn ruft: „Nur zu, mein Alter! Schilt nur zu!“ (III, 327).

Die kräftige Natur Göthe's ist in der That schonenwärdig, und selten mögen in der Geschichte Mann vorkommen, in denen das Physische und Geistige zusammen in so großer Kraft sich offenbart hat. In diesem Jahr, an dessen Ende Göthe so „von Liebe litt“, fällt die schwere Krankheit, von der wir ebenfalls (S. 292 f.) hier Documente haben, welche ihn an den Rand des Grabes brachte, über deren glücklichen Ausgang er sich in „Kunst und Alterthum“ (IV, 2) so lebhaft ausspricht. Dies gibt Anlaß zu der Bemerkung: Weisheit findet man wie häufig von körperlich kräftigen, im Verstande derden Vätern erzeugt; so Friedrich II., Zelter, Göthe. Sie Alle hatten dabei Mütter, in dem Seelen Empfindung, Reizbarkeit, Phantasie vornehm. Die angeführten Beispiele könnten ansehnlich vermehrt werden.

Wir führen noch kürzlich, wenn auch nur wie ein Aender, Einiges von dem Wertwärdigsten auf, was der vierte Band enthält, oder woran wenigstens erinnert wird: Brand des weltwärtigen Theaters; Einweihung des Gebäudes der Singakademie; Fasch's Ehrengedächtniß; ein Gedicht von Zelter auf des Königs Geburtstag; Frau Mendelson; der Rechnungmeister Abeam, als Dichter; Lessing's Alhafi; Madame Mars; A. W. Schlegel's artistische Vorlesungen; Entstehung des Mozart'schen Requiem; W. Scott's „Napoleon“; welche Lese wir nicht leicht vermehren könnten.

Briefe bedeutender Personen haben einen besondern Reiz und gewinnen erst ein eigenliches Leben, wenn sie

enden verschiedenartige Naturen sind; dies ist der i dem Göthe-Schiller'schen Briefwechsel, und wie bei dem, den wir hier anzeigen; dazu machen die en mehr, als man denkt, selbst ihr Leben und ihr l. Und so haben wir in dem vorliegenden Buche eulische Erscheinung zweier in Hinsicht auf Natur bengang sehr verschiedener Freunde, die indes — is gehört auch dazu, wenn ein Briefwechsel von ang sein soll — in Einem Punkte übereinstimmen s sind, in Tüchtigkeit und Wahrheitsliebe. Wir ter vor unsern Augen, vor denen des Geistes und : den selbstlichen, den verben und doch im Innern müths zartfühlenden, den beweglichen, raschen, alle or den Kopf stoßenden und doch bei aller Welt n Zelter, den tüchtigen Maurer und Baumeister, sfinnigen Tonkünstler; daneben den durch hohes durch erhabene Geisteskraft beruhigten Dichtersün Mann, der viel genossen, viel erlebt, viel gearer, mit allem Guten gesättigt, sich ein Fortleben fallen läßt und mit Wohlwollen, Milde und Heiuf eine Welt blickt, die ihm von Innen und Auannt ist, mit Ruhe im Innern, aber fort und fort igtigkeit, weil er des hohen Begriffs voll ist, „leben“ hätig sein“.

r würden Citate auf Citate häufen und das Maß zeige weit überschreiten, wenn wir nur die aller- gsten Aussprüche Göthe's oder die naiven, oft so en Bemerkungen Zelter's auführen wollten. Aber Stellen aus Briefen des Lesers, woraus deutlich ht, wie er den Freund erkannte und dessen Größe en wußte, welchen scharfen Blick er in dessen Ei- lichkeit gethan — wenn er auch hier und da einen s thut, wie z. B. (III, 184) bei der Erwähnung nn auch keineswegs gelobten, doch noch über Ges- achteten Pseudo-Wanderjahre — können wir uns zuthellen nicht versagen.

meisten Vater (schreibt er im October 1820) haben Impassirendes zu geben gesucht, wenn ich im Verhält- re. Kaufers zum Innern dem gehornen Reichsbürger meine, im Conflict mit angeborenem Willen dagegen. gern sehe ich Dich, wie Du, gleich einer Spinne, Deine ch allen Seiten anhängst und beobachtest in der Mitte ja mir so wie der Fliege zuweisen fürchtbar vor- III, 175). — Je mehr ich an Jahren zunehme, drängt l allgemeines Verständnis betrifft, ein Gefühl der Bil- ir auf, bedeutend, daß das Talent sein geheimes Ber- ur Mühe wie die Last einer Schwangerschaft schambast ja dem frechen Lichte zu entziehen sucht. Du gehst Ei am Herzen manchen Tag umher, ehe Du dem Det rickst es schambast in unscheinbaren Stoff und legst fernes Gehen (III, 154).

e Bemerkung hat Göthe gewiß besonders wohl wie sich denn gewiß der Freund ihm auch da- pfahl, daß er nie zudringlich oder neugierig in ränisse seiner Dichtungen einzubringen trachtete. de des vierten Theiles spricht Zelter seinem Grund- Hnsicht auf diesen Punkt in einem Briefe an ge neugierige Freundin aus und wird von Göthe d dafür gelobt.

Wenn Göthe solches Laß oder eine Bemerkung wie- die bei Gelegenheit von „Kyrans Raub“ (III, 16), wenn er in der ganzen Sinnesweise des Freundes den eignen Grundfals behätigt fand, den er, über Wolf urtheilend, ausspricht: „Hätte ihn Gott zu so Vielem noch freund- lich gewollt! Doch wie soll dies Alles beisammen sein, was sich widerspricht!“ (III, 270) — dann erscheint na- türlich, was er dem Freunde jurast: „Mich erquicket jedes Wort von Dir, Deine Buchstaben sind herz- und sinn- voll“ (III, 279).

Die Anzeige der ersten beiden Theile des „Brief- wechfels“ schloß mit einem gewichtigen Worte Göthe's; so möge auch die gegenwärtige mit einem gleich gewichti- gen enden.

Reichthum und Schnelligkeit ist, was die Welt bewundert und wornach Jeder strebt. Eisenbahnen, Schnellposten, Dampf- schiffe und alle mögliche Facultäten der Communication sind es, worauf die gebildete Welt ausgeht, sich zu überbilden und da- durch in der Mittelmäßigkeit zu verharren. Eigentlich ist es das Jahrhundert für die sähigen Köpfe, für leichtsinnige prak- tische Menschen, die, mit einer gewissen Erwartung ausgestat- tet, ihre Superiorität über die Menge suchen, wenn sie gleich selbst nicht zum Höchsten begabt sind. Laß und so viel als möglich an der Besinnung halten, la der wir herantamen; wir werden mit vielleicht noch Wenigen die Besten sein einer Epoche, die so bald nicht wiederkehrt (IV, 44).

Lehrbuch der alten Geschichte von Ludwig Giesebrecht.
Berlin, Nauck. 1833. Gr. 8. 14 Gr.

Der Verf., Lehrer an dem Gymnasium zu Stettin, spricht sich in der Vorrede über die Grundsätze aus, nach welchen er Geschichte überhaupt auf Gymnasien betreiben wissen will, und nach welchen er die alte Geschichte in vorliegendem Buche behan- delt hat. Er setzt den Zweck der Schule überhaupt in die Er- ziehung zum staatlichen Leben, Humanität sei nichts von diesem Verschiedenes, denn Bedingung alles menschlichen Lebens für den Menschen sei der Staat; da nun alles Erziehen darin be- stehe, daß dem Jüdling ein Vorbild entgegengebracht und ihm zugemüthet werde, es in sich aufzunehmen, so könne „das päd- agogische Vorbild unserer Gymnasien“, die Gesamtheit Dessen, was sie lehren, nichts anders enthalten, als zudrüber die we- sentlichen Richtungen des staatlichen Lebens, dargelegt in einer dem Jugendalter angemessenen Form, und um diesen Kern her vorbereitende Studien. „So der geschichtliche und der geogra- phische Unterricht, dieser bereitet für jenen vor, der wiederum, wie ich seine Bedeutung verstehe, unter den Richtungen des staatlichen Lebens die auf das Recht dargelegten hat. Wie die leitenden Bötter der alten Welt sich staatsrechtlich geordnet, wie sie völkerechtlich im friedlichen Handelsverkehr und im Kriege sich zueinander gestellt, dies in einer Uebersicht zu zeigen, habe ich demnach als meine Aufgabe angesehen.“ Der Verf. hat un- serer Ansicht nach seine Aufgabe, wie er sie hier bezeichnet, im Ganzen glücklich gelöst; aber wir bekennen, daß wir die Rich- tigkeit des Princips, nach welchem er den geschichtlichen Unter- richt geordnet haben will, bezweifeln und dasselbe für unzu- länglich halten. Wir wöken über Das, was der Verf. über das Ziel der Erziehung überhaupt sagt, nicht streiten; es würde dies und hier zu weit führen; allein warum sich der geschicht- liche Unterricht auf die Vorlegung der Richtung des staatlichen Lebens auf das Recht (d. h. nach des Verf. Ansicht auf das Staats- und Völkerecht) beschränken solle, sehen wir nicht ein, und es hätten wenigstens Gründe dafür beigebracht werden sol- len. Der Verf. gibt Das, was gewöhnlich politische Geschichte genannt wird, er schildert die Staaten der alten Welt in ihrer

Gestaltung nach Außen und im Innern, allerdings, und dies ist dankenswerth, mit größerer Berücksichtigung dieses letztern, der Entwicklung der Verfassung, als es gemeinlich in Erhebungen zu geschehen pflegt; aber den Handelsverkehr, zumal in völkerrrechtlicher Hinsicht, haben wir doch nur für die frühere Zeit Einiges, die Verhältnisse der spätern Zeit dagegen nicht berücksichtigt gefunden. Es ist nun natürlich zuzugeden, daß die Geschichte von dem angegebenen Standpunkt aus besonders dargestellt werden könne, und sie ist bereits oft so dargestellt worden; aber daß damit der Inhalt der Geschichte seinem Wesen nach erschöpft werde, und daß der Unterricht in der Geschichte sich darauf beschränken solle, ist unserer Ueberzeugung nach zu leugnen. Es ist immer nur eine Richtung der Entwicklung des menschlichen Geistes in der Geschichte, die dann geschilbert und dem Schüler überliefert wird, und wir sehen keinen Grund, warum die andern Richtungen, die ebenso wesentliche Theile der Geschichte sind, nicht auch in ihr berücksichtigt, warum sie bei dem geschichtlichen Unterricht übergangen werden sollen. Wir meinen demnach nicht, daß diese andern Richtungen zu besondern Gegenständen des Gymnasialunterrichts zu machen, daß etwa besondere Lehrstunden für Cultur- oder Religions- oder Kunstgeschichte anzusetzen seien; wir geben auch zu, daß jene politische Seite der Geschichte, da sie meist die Bedingungen für die andern enthält, beim Unterricht hauptsächlich zu berücksichtigen sei; nur gegen ihre ausschließliche Berücksichtigung müssen wir uns erklären und leugnen, daß eine alte Geschichte, die nur aus diesem Standpunkt geschrieben ist, die alte Geschichte nach ihrem ganzen Gehalte darstelle und für den Unterricht genüge, da sie zu dem, was durch diesen erreicht werden soll, Einsicht in die weltgeschichtliche Bedeutung der alten Geschichte, nicht hinreicht, da sie, selbst wenn man das Alterthum ganz gesondert betrachtet, dasselbe nur mangelhaft und einseitig erkennen und sehr wesentliche Seiten desselben ganz unberücksichtigt läßt. Wir weisen hinsichtlich dieses letztern nur auf die Entwicklung der Poesie und Kunst bei den Griechen, auf die Verbindung der Religion mit dem Staat bei den Römern, auf die Sittenverderbnis in dem römischen Reiche unter den Imperatoren und auf den Einfluß hin, der von diesen Punkten aus sich selbst auf die Gestaltung der politischen Geschichte äußerte. Daß der Verf. auf solche Verhältnisse entweder gar nicht, oder zu wenig geachtet hat, müssen wir von unserm Standpunkte aus tadeln; was aber sein Buch, wie es eben ist, sonst anlangt, so erkennen wir gern an, daß es die politische Seite der alten Geschichte sehr gut darstellt. Wir finden die Anordnung sehr zweckmäßig, synchronistisch, so daß die Völker, die der Verf. die in jeder Periode „leitenden“ nennt, besonders hervorgehoben, die minder bedeutenden da, wo sie mit jenen in Berührung kommen, eingeflochten werden; alles Raisonnements hat sich der Verf. enthalten, dafür auf wenigem Raum in fortlaufender Erzählung viel Facta gegeben, aber doch nur so viel, daß wenigstens uns das rechte Maß nicht überschritten, die Uebersichtlichkeit nicht gekühdert worden zu sein scheint. Die letztere hätte vielleicht noch gefördert werden können, wenn durch den Druck selbst manches Bedeutendere mehr hervorgehoben worden wäre. Anschließen an die neuern Forschungen ist überall zu erkennen; wir loben dies; aber der Verf. ist doch bisweilen zu weit gegangen; namentlich in der ältern römischen Geschichte, wo er zwar mit Recht Niebuhr's Forschungen gefolgt ist, aber doch Manches, was nur als Hypothese gelten kann, die sich nicht haltbar dürfte, ohne Weiteres als historische Thatsache aufgestellt hat, z. B. S. 64 die Theilung der Consulwahl zwischen Patricier und Plebejer, S. 121 die Umänderung der Centurienverfassung durch den Senator D. Fabius u. A. m. Wenigstens hätte der Verf. auf die Autorität, nach welcher er sich hier gerichtet, hindeuten sollen. Wir enthalten uns weiterer Bemerkungen über Einzelheiten; nur die fügen wir noch hinzu, daß der Verf. bei einer neuen Auflage, die wir dem Buche recht bald wünschen, unbeschadet der Kürze in der

ältern römischen Geschichte Namen geben thäte; so ist in dem Kriege mit Pyrrhus nur von dem „Römern“ die Rede, Fabricius u. Cato hat, so fehlen in dem zweiten punischen Kriege die Namen der römischen Feldherren, während in den übrigen Theilen des Buchs mancher minder bedeutende Name genannt ist. 22

Aus Italien.

Von allen zu Europa gehörigen Ländern ist Sardinien, mit Ausnahme einzelner Theile der Türkei und Spaniens, so wie der europäischen Ostbegriebe unzugänglich geblieben als Sardinien, das doch, so nahe seinem lebhaftesten Verkehr stehend, die Aufmerksamkeit so vielfach angeregt um Stande war. Erst in der neuesten Zeit ist es gründlicher untersucht und beschrieben worden. Freilich, wie es jetzt ist, konnte es die Reisenden nicht eben befriedigen. Nur an seinen Küsten zugänglich, im Innern beinahe allen Versuchen, auch der kühnsten Touristen unzugänglich, war wenig Aussicht da, durch Entdeckung von Denkmälern einer frühern Periode sich belohnt zu sehen, und im Innern keine Entschädigung für die Entbehrungen und für die als europäischen Cultur fremdgebliebenen Sitten. Mit der Anlage von Straßen ins Innere, rechnete die Regierung, wäre ein großer Fortschritt gethan sein, und ein Schritt, der die Erfolge dieser Anordnung jetzt vorliegt, zeigt, wie glücklich dem Rathe auch hier die Umstände entgegenkamen. Die längste Straße, die man beabsichtigte, zieht sich von Cagliari nach Porto Torres, auf einer Strecke von 235 Kilometern, deren höchster Punkt sich 654 Meter erhebt. Drei Meilen sollen von da westlich dem Meere zu und vier östlich abwärts werden, und 1831 waren davon 65 Kilometer schon ausgeführt, von der Hauptstraße 300; etwa ein Drittel der Gesamtlänge rechnet die vielen Schwierigkeiten, welche Felsentropfen darbieten, vereinigten sich auch klimatische Schwierigkeiten, die Anlagen zu hemmen. Nur vier Monate lang kann man in Sardinien Straßen bauen, vom Febr. bis Juni; später wird Hitze, oft bis 38° R., und Regengüsse die Fortschritt der Arbeit unthunlich. Doch Erleichterung geben dafür die hier und da die vielen aufgefundenen Reste römischer Städte, die, wo es anging, benützt wurden und bei einer Reize den Dürft, in der Nähe von Oristano, von wesentlicher Wichtigkeit waren. Die Gegenwart des Königs, 1829, förderte damals die Anlage des Damms durch den Cumpo von Paulistia, die schwierigsten Theil des ganzen Unternehmens. Sehr wichtige Aufkunst über die so viel vertriebenen Anlagen findet man in einer Schrift des Major Caronaggi: „Sulle operazioni stradali di Sardegna. Discorso letto nella tornata del congresso permanente d'acqua e strade del 4. maggio 1831 in Torino“ (Turin, 1832). Und Alterthumsforscher dürfen sich, wenn erst die Arbeiten weiter geblieben sein werden, hienach Spuren jener Cultur vorzufinden, die Strasser, Pöhlmann und Karthager auf diesem so glücklich gelegenen Gilande zurückließen. Der vom König von Sardinien für den ganzen Umfang seiner Staaten gegründete Alterthumsverein kann sich dort nicht nur reichliche Entdeckungen versprechen, Entdeckungen, die nicht sehr dunkle Stellen der alten Geschichte erhellen. Wir empfehlen demnach Sardinien Sorge tragen, daß keine Inschrift, keine alte Grabstätte unbeachtet verschwinde. In Turin schenkt uns zunächst eine Sammlung der vaterländischen Geschichtsbücher und einen Codex diplomaticus zu beabsichtigen, habe in hiesigen Blättern die Bitte an antwortliche Geschichtsforscher ergangen ist, Urkunden, die auf die sardinischen Staaten oder auf die maligen Staaten nähern oder fernern Bezug haben, unter der Adresse: A. S. E. il Conte Prospero Balbo, ministro di stato presidente della R. accademia delle scienze di Torino e della R. deputazione sopra gli studj di storia patria, zu Benennung für diesen Zweck einzusenden.

Friedrich der Große. Eine Lebensgeschichte, von J. D. E. Preuß. Dritter Band. Mit einem Urkundenbuche. Dritter Theil. Berlin, Naud. 1833. Gr. 8. Subscriptionspreis 3 Thlr. 8 Gr. *)

Das schnelle Vorschreiten des Drucks dieses Werkes erhöht das Interesse für dasselbe; während sich das biographische Gemälde vervollständigt, gewinnt es an geschichtlicher Bedeutsamkeit. In diesem dritten Bande erhalten wir, nach der Vorrede zum ersten, die Darstellung der Regierung Friedrichs II. hinsichtlich der innern Verwaltung und der gesammten Cultur, wie dieselbe in Kunst und Wissenschaft, in Kirche und Schule von ihm Anregung erhielt, zur Entwicklung gedieh und Blüte und Frucht brachte.

So treten wir im fünften Buche Friedrich dem Großen nach dem siebenjährigen Kriege als Landesvater entgegen. Betrachtung der finanziellen Anordnungen führt unmittelbar auf die Darstellung des Eingangs- und Verbrauchssteuer-systemes, welches unter dem Namen der Regie berichtigt ward. Mit den Nachrichten über Accise wird von Seite 5 an weit zurückgegangen und dann bemerktlich gemacht, daß die allen Steuererhöhungen gewöhnlich vorgesezte *captatio benevolentiae* — das Beste der geliebten Unterthanen — Friedrich's Ernst gewesen, aber auch gezeigt, wie es kam, daß des Königs Vertrauen zur Ausführung seiner Pläne auf die Franzosen fiel, in deren Heimat bekanntlich die größte Finanzverwirrung waltete. In der Seele des großen Königs lag die Forderung, daß wer ihm diene, sich ihm ganz hingeben sollte, und das konnte er von Ausländern, welche mit der Gesamtmasse seiner Unterthanen in offenbarem Widerspruch lebten, zuverlässiger erwarten als von Eingeborenen, deren Anwalt er nun wieder gegen die von ihm impulsirten Regieofficianten machte. Gelegentlich werden die jeßige und Friedrich's Regierung zusammengestellt zum Lobe bald der einen, bald der andern, zuweilen auf ganz eigne Weise, z. B. S. 14 und 15: „Wie erinnern, daß der Staat 1818 wieder Provinzialsteuerdirectionen ernannt und damit Friedrich's Einrichtungen keine geringe Lobrede gehalten hat.“ Da jene früher eine von den gegenwärtigen völlig verschiedene Stellung, eine ganz verschiedene

Versaffung, auch einen verschiedenen Wirkungskreis hatten, so bleibt der Inhalt der „nicht geringen Lobrede“ problematisch.

Wir fahren fort, einige Schollen dem reichhaltigen Texte beizufügen. Der (S. 18) redend eingeführte Magnus im Norden sagt S. 25 seiner „Neuen Apologie des Buchstaben H“ von sich: „Er konnte zu dem beschriebenen Stücke, in seinem Vaterlande ein ehrlicher Thorfschreiber zu werden, nicht gelangen vor überlegener Concurrenz invalider Schuppuzer und Brotdiebe.“ S. 19: die „preiswürdigen Absichten“ Friedrich's bei Anordnung der Regie, welche durch Mittheilung seiner Briefe an Delaunay documentirt werden, geben zugleich kund, daß, während der große König über das Ganze dieser Besteuerungsinstitution im Irrthum war, er einzelne Zweige derselben richtig würdigte und zu diesem Behufe sein Wort geltend machte. S. 47: daß das berliner Porzellan nach dem siebenjährigen Kriege das sächsische in Kurzem übertroffen habe, findet gegründeten Widerspruch. Voltaire's briefliche Aeußerung hierüber ist kein gültiges Zeugniß. So lange Erzeugnisse des Kunstfleißes den Markt nur behaupten können durch Prohibitivgesetze, sind sie fruchte Treibhausfrüchte, und ein Verkennen des Segens der Nationalthätigkeit liegt in dem theuererkauften Streben, Alles selbst verfertigen zu wollen. S. 52 und 289: auch mit dem damals berühmten Metallurgen J. A. Gramer stand der König im Briefwechsel (s. dessen Leben im „Harteboten“ f. 1828). S. 95:

Friedrich's ganze Regierung ist das Kunstwerk einer einzigen Herrscheridee, und diese ist wie aus Einem Stucke zu Tage gefördert. Mercantilsystem, Monopole, Edwuerthe, Feudal- und Junkprivilegien, Bann- und Zwangsrechte, Hörigkeit und Erbunterthänigkeit waren Früchte desselben Baumes; darum konnten sie nur in derselben Zeit reifen und abfallen. Die Zeit der Ernte aber tritt im Preussischen erst mit 1807 ein; und keiner soll mit unwilligem Beginnen den Reiger weder vorwärts noch rückwärts führen, welchen allein die Vorsehung an der Uhr in Bewegung setzt, deren Stundenschläge die Entwicklung der Menschheit messen.

Fügt man diesem Anathema noch bei, daß der große König, der Belehrung bis auf einen gewissen Punkt zugänglich, dann selbständig eine Meinung faßte und diese mit geistvoller, aber auch eiserner Consequenz festhielt und durchführte, so hat man den Schlüssel zu den verschiedenen gebräuchtesten Erscheinungen seines durch unübertreffbare Ab-

*) Ueber den ersten und zweiten Band vgl. Nr. 130 und 131 d. Bl. f. 1833. D. Red.

tigkeit bewunderungswürdigen Lebens. Ihm bleibt der Ruhm, die Zeitenuhr nie zurückgestellt, oft ihren Gang gestäubert zu haben, welche Thatfache hier auf allen Seiten Bestätigung findet. Je mehr der Verf. sich angelegen sein läßt, unter Beibringung oft entfernt liegender Notizen den Leser vollständig zu orientiren, um so mehr Verpflichtungen legt er sich auf und läßt die nähere Erklärung bei manchen Ausführungen vermissen. J. B. was ist die Literalmethode, deren didaktischer Mechanismus (S. 121) zur Sprache kommt bei der der Form nach ungerechten Entsetzung des Abts Hahn von Klosterbergen, für eine Lehrmethode? Die Verantwortung solcher Fragen lag näher als die bei Gelegenheit der Glaubensfreiheit Preußens (S. 206—211) beigebrachten Excurse. Vorstichtig unterläßt der Verf. bei der Erwähnung literarischer Gegenstände die Zusammenstellung des Sonst und Setzt einzuschalten. Doch wer wird nicht mit Freude erfüllt auf die Zeit hinblicken, wo die Thaten Friedrich's zur Aufklärung seines Volkes zur Frucht gediehen und sich die uneingeschränkte Rede- und Pressfreiheit bewährte als Erziehungsmittel zur Humanität? Der Verf. erinnert daran, daß Kaiser Alexander bei der Eröffnung des ersten Reichstages des Königreichs Polen sagte: „Liberale Ideen allein sind es, auf denen das Heil der Völker (und ihrer Regenten) beruht“ (S. 249). Wäre dieses nicht zu bald in Vergessenheit gerathen, so hätten wir keine Zukunftspropheten und all das Unglück, das sie in ihrem Gefolge hatten, sehen müssen. Fast sonderbar klingt es, wenn Hr. Pr. (S. 284) schreibt:

Als einen des ersten Beweise, wie weit zu Friedrich's Zeit die protestantische Gottesgelahrtheit gedungen, geben wir die Erinnerung an den berühmten Missionar Friedrich Schwarz, welcher, 1726 zu Sonnenburg in der Rheinmark geboren, 1750 nach Indien ging, ein wahrer Glaubensbote, dessen Ausbreitung durch die Kirche eine der erfolgreichsten seit den alten Zeiten der Apostel genannt werden muß. Seine Wirksamkeit während eines halben Jahrhunderts unter Hindus und Muselmännern war sehr groß; selbst Hyder Ali mußte ihn ehren.

S. 333: „Bessere Wörterbücher der deutschen Sprache (als Frisch und Adelung) haben wir noch jetzt nicht.“
S. 424: „Das allgemeine Landrecht war der Vorläufer von M. Theresens und Joseph's östereichischem Gesetzbuche und von dem Code Napoleon, über beide sehr bedeutend hervortragend.“ Dieses allgemeine Lob dort der früheren deutschen Wörterbücher, hier der preussischen Gesetzgebung könnte zum Vertrauen der Werke, bei welchen jene verdienstlichen Vorgänger benutzt wurden, führen; Aberhaupt steht der geschichtlichen Anerkennung nichts feindseliger entgegen als Ueberschätzung. Wie redlich der Verf. bemüht ist, sich davon frei zu erhalten, zeigt die am Schlusse dieses dritten Theiles ausführlich mitgetheilte Geschichte jenes famosen Müller Arnold'schen Processes, welche, nach officiellen Quellen berichtet, nur zu entschieden darthut, daß Rechtsverwaltung und Eigenthum gar keine Garantie hat, wenn der Regent die Befugniß über kann, nach Willkür und Laune Gesetze und Verfassung über den Haufen zu stoßen. Der Verf. sagt:

Auch aus dieser Vorfall mög' denkwürdig bleiben wegen des edeln Willens, in welchem Friedrich handelte, und wegen

der Bausamkeit, mit welcher er das Wohl und Befehl auch des geringsten seiner Unterthanen zu Herzen nahm. Man wird sich immer über solche landesherrliche Sorgfalt freuen, wenn man auch die damals unschuldig gekränkten (vielmehr gemißhandelten) Richter mit theilnehmender Liebe bezaunt und den Wunsch nicht ausdrücken kann das Ungewisse nicht schuldlos abzuwenden getroffen haben, L. der Verf. hat einmal ein Gemälde gesehen (S. 412).

Das ist aber grade das Schlimmste bei solchen Beispielen, daß die glänzenden Strahlen einer edeln That den Standpunkt der Beurtheilung verdecken und das in sich Tadelnswürthe zur preiswürdigen That erheben wird. So jene Geschichte, von der weiter berichtet wird:

Die Kaiserin von Rußland übersandte dem Senat vom 11. Dec. dem Senate als eine merkwürdige That eine nützlicher höchster Justizpflege; in Frankreich verurtheilt der Kupferstecher Coangelist einen Kupferstich zur Bekehrung seiner Begebenheit u. s. w.

(Der Beschluß folgt.)

Souvenirs de l'Orient par Alph. de Lamartine.

Unter diesem Titel erscheint ein neues Werk von Lamartine, welches Gosselin für 100,000 Francs an sich gebracht. Das, was der große Dichter gedacht und gefühlt, regt die besten und stärksten Worte mächtig auf. Was er namentlich über seine Kunst und deren Zukunft denkt, dürfte insbesondere sehr Leser interessieren; sie werden dem Kritiker mit einem lebhaften Genusse folgen als früher dem Dichter; wie haben wir es den „Souvenirs de l'Orient“ einige Betrachtungen über die künftigen Schicksale der Dichtkunst aus, in deren Lamartine die reiche Colorit B. Hugo's mit einer heitern Klarheit fast mit einer Jungfräulichkeit des Gemüths verbindet, welche man irgendwo in der Prosa des Sängers der „Orientalen“ suchen wird.

„Eines Tages war ich über die mit ewigen Eichen bedeckten Gipfel des Caucasus gewandert und von der Krone, welche die Sterne des Libanon umkränzt, in die unfruchtbare Wüste von Heliopolis geführt. Auf dem hohen Berge des Antilibanon erhob sich eine ungeheure Gruppe der Ruinen, welche, von der Abendsonne vergolden, im schwarzen Schatten der Gebirge abzeichneten. Ich deutete mit den Fingern darauf hin und schrie: Heliopolis! Es war wirklich das fabelhafte Baufeld, das Heliopolis die Wüste, welches sich im funkelnben Glanze des Abend in einem unbekanntem Grabe vor uns aufschloß. Wir traten in Schritte darauf zu, die Augen auf die Hieroglyphen richtete, auf die kolossalen stehenden Säulen, die immer höher, immer höher und höher in die Lüfte ragten, je mehr wir ihnen näherten. Bald kamen wir an die ersten Säulen, an die ersten Säulentrümmer, welche die Gedenden weit von den Denkmälern weggeschleudert. Wir verhielten uns auf der linken der Wüste links und den Säulen des Tempels rechts, längs einigen kleinen Häusern, welche von Hirten angebaut waren. Die Heliopolis ober der Wüste lag, welcher die großen Monumente von Heliopolis über sich schon hier und da zwischen den Felsen und den Gipfeln der Kalkdome; endlich erschien sie uns in ihrer ganzen Pracht, und die Karawane blieb stehen, um die ersten Schläge getroffen. Keine Felsen, kein Baum, kein Einbruch zu schillern, den dieser einzige Tempel der Seite mittheilt. In unserm Rücken, im Westen der Wüste, rings den Baumstämmen nichts als ungenutzte Felsen, welche ohne großen Zweck, Architraven, Pfeiler, Säulen, Gesimse, gerhrent, gleichsam noch stehende Säulen auf ihr Angesicht niedergefallenen Säulen; alle diese sind durcheinander geworfen, in tausend Bruchstücke zerfallen, und

allen Seiten sich erhebt wie die Hand eines Walfangs, der die Ruinen eines großen Reiches anspiegt!"

„Jenseits dieses Trümmerhauges, welcher mehr Marmorblöcke bildet, erhebt sich der Hügel von Babilon, eine Plattform von 1000 Schritt in der Länge und 700 breit, ganz von Menschenhänden gebaut, aus Quadersteinen, von denen einige 50—60 Fuß hoch, 20—30 breit sind. Dieser Hügel zeigte uns seine blühende Spitze, mit seinen unermesslichen Befestigungen, mit den ungeheuren Wüdhungen seiner unterirdischen Gewölbe, in welche sich das Wasser des Euphrat wirbelnd herabstürzte, wo Rinde und Balken durcheinander brausten, wie das ferne Geklänge einer Kathedrale. Auf dieser ungeheuern Plattform erblickte man die äußere Spitze der großen Tempel, die sich auf dem blauen und rosigen Himmel-gevoien abzeichneten; einige dieser Ideen Monumente schienen unverletzt und erst gestern aus den Händen der Arbeiter hervorgegangen zu sein; andere boten nur noch Ruinen dar; das Auge verlor sich in den funkelnden Säulengängen dieser verschleierten Tempel. Die drei kolossalen Säulen des großen Tempels, welche noch ihr reiches und mächtiges Gefolge trugen, beherrschten diese Scene und verloren sich in dem blauen Himmel der Wüste, gleichsam wie ein luftiger Altar für die Opfer der Wiesen.“

„Wir kamen an den Eingang einer niedrigen Pforte, deren enge Thüre und Fenster, ohne Glasscheiben und ohne Eiden, aus Schlacke zusammengesetzten Steinen Porphyre und Marmor bestanden. Es war der Palast des arabischen Bischofs von Babylon, welcher in dieser Wüste eine Herde von 12—15 griechischen Christen hütet. Bis dahin hatten wir kein lebendiges Wesen erblickt als die Schakals, welche zwischen den Säulen des großen Tempels umherliefen. Der Bischof, durch den Lärm der Karavane von unseres Antkust bemerkt, erschien an der Thüre der Pforte und bot uns ein Nachtlager in seiner Wohnung an. Es war ein schöner Kreis mit silbernem Haupthaare und Bart, von erster sanfter Physiognomie, edel und harmonisch seine Sprache, sein ganzes Wesen glück den ehrenden Priestergestalten, die uns in Gedichten und Romanen erkennen. Er überließ uns sein Haus, nämlich zwei niedrige Zimmer ohne Muebles und Thüren, und zog sich zurück. Auf die Trümmer von Capkapitern getagert, welche im Hofe statt der Wände dienten, nahmen wir in Eile das dürftige Mahl des Reisenden in der Wüste zu uns. Der Herr erlosch allmählich, aber der Mond ging voll und strahlend an dem reinen Himmel auf. Wir versanken in süßen Träumen; was wir in dieser Stunde dachten, so hieß es fern von der lebenden Welt, in Gegenwart so vieler summen Bezeugen einer unbekannteren Vergangenheit, die alle unsere kleine Theorien der Geschichte und Philosophie umstürzte; was sich von unsren Träumen, riefte noch von unsren Erinnerungen und individuellen Gefühlen in uns regte, wozu uns Gott, und wir versuchten nicht es mit Worten ausgedrückt. Plötzlich erhob sich eine leise klagende Melodie hinter den Trümmern; allmählich schollen die tiefen, noch schwankenden Töne an, und bald unterschieden wir mehrere Stimmen zu einem melancholischen, eintönigen, sanften Gesange vermischt, welcher Rhythmus und Melodie von neuem begann. Es war das Abendgebet, welches der Bischof mit seiner kleinen Herde verrichtete. Nichts hatte uns auf jene Musik der Seele vorbereitet, wo jede Note ein Gefühl oder ein Gefühl ist, in diesen Klängen, die gleichsam aus diesen durch Erdbeben, Barbaren und die Zeit ausgeblühten Steinmassen aufstiegen; wir wurden tief ergriffen und begleitet mit unserm Gebete, mit unserer ganzen warmen Poesie die Kunde dieser heiligen Poesie, bis endlich der letzte Ton der frommen Stimmen in der Stille dieser Einside erkob. „Dies“, sprachen wir zu uns selbst, indem wir uns von unsren Sinnen erhoben, „wird ohne Zweifel die Poesie der letzten Jahrhunderte sein: ein Gebet auf Gräbern, klagendes Aufstehen nach einer Welt, die weder Tod noch Trümmer kennt.“

Weiterhin beschreibt der Verf. eine rührende Scene in einem Karawanscherke im Thale der Heiligen, die uns der be-

schriebene Raum zu überzeuhen zwingt, und erhebt sich schon zu den sublimsten Betrachtungen über den Charakter unserer künftigen Poesie.

„Die warme Raum und erregt wie die himmlischen Genies, als sie, zum ersten Male über der Erde schwebend, die sie unerschrocken glaubten, das erste Gebot des Menschen zum Himmel aufsteigen hörten; wir begriffen, wie große Macht die menschliche Stimme habe, um die tothe Natur zu beleben. Die Welt ist jung, der Gedanke sieht noch eine unermessliche Strecke zwischen dem jetzigen Zustande der Menschheit und dem Ziel, welches sie zu erreichen hat; die Bahn wird die Dichtkunst ein neues hohes Schicksal zu erfüllen haben. Sie wird nicht mehr törisch sein in dem Sinne, wie wir dieses Wort nehmen. Sie hat nicht mehr die Jugendsucht, die Spontanität, um zu singen wie dem ersten Erwachen des menschlichen Denkens. Sie wird nicht mehr episch sein; der Mensch hat zu viel gelebt, zu viel gedacht, um sich den langen Erzählungen des Epochen zugeben, die Erfahrung hat seinen Glauben an das Wunderbare zerstört. Sie wird nicht mehr dramatisch sein, weil die Bahn des wirklichen Lebens in unserer Zeit der Freiheit und des politischen Handelns ein drängenderes, weckeres, innigeres Unter- esse darbietet als das Theater; wahr die höheren Klassen der Gesellschaft nicht mehr ins Theater gehen, um sich erheben zu lassen, sondern nur zu urtheilen. Das Drama fällt dem Volke anheim; das Volk allein bringt noch sein Ohr mit ins Theater; vor dem Volksworte wird die gebildete Klasse stehen.“

„Die Poesie wird gesungene Wissenschaft (so die römischen Dichter) sein: philosophisch, religiös, politisch, wie die Epochen, durch welche das Menschengeschlecht schreiten wird; sanft vor Allen, persönlich, betrachtend und ernst; nicht mehr ein bloßes Spiel des Geistes, sondern ein tiefes, aufrichtiges Echo der höchsten Erlassungen des Geistes, der geheimnißvollsten Regungen des Gefühls. Es wird der Mensch selbst und nicht mehr sein Bild sein. Seit einem Jahrhunderte sind die Vorbedingungen dieser Umgestaltung der Poesie sichtbar; sie hat immer mehr ihre künstliche Form abgelegt und fast keine andere Form mehr als sich selbst. Sie hat sich spiritualisiert wie alles Uebrige um uns; sie will keine Gliederpuppe mehr, sie erhebt keine Maschine mehr, denn das Erste, was der Leser heutzutage ist, ist, daß er die Gliederpuppe anzieht, daß er die Maschine auseinanderbraut, daß er die Seele des Dichters unter seiner Poesie sucht. Und eben weil sie wahrer, aufrichtiger, wirklicher als je sein wird, wird sie mehr Kraft, Leben und Wirkung haben als je. Ich berufe mich dabei auf unsere jetzige Epoche, welche von Freiheit, von Religion, von Liebe, von Allem, was Poesie ist, überströmt. Ich frage, gab es jemals eine literarische Epoche, so reich an entfaltenen, an ausstehenden Talenten, die bald aufblühen werden? Ich weiß es besser als irgend Jemand, denn ich war öfters der Werthste dieser tausend Stimmen, welche in der Welt oder in der Einsamkeit singen und noch kein Echo in ihrem Rufe gefunden. Nie war in Europa und in Frankreich so viel Poesie als im Augenblicke, wo ich diese Seiten niederzuschreibe, in dem Augenblicke, wo einige oberflächliche Geister ausrufen, daß die Dichtkunst ihre Bestimmung erfüllt, und den Verfall der Menschheit verkündet. Ich sehe nirgends ein Zeichen des Verfalls in der menschlichen Intelligenz, kein Symptom von Ermüdung oder Alterschwäche; veraltete Institutionen stützen zusammen, aber verjüngte Generationen erheben sich, welche nach neuen Plänen das unendliche Werk wieder aufbauen werden, welches Gott unaussprechlich dem Menschen aufzubauen und niederzubrechen gibt, nämlich sein eigenes Schicksal. In diesem Werke ändert die Dichtkunst ihre Stelle, obgleich Plato sie verbannt wollte. Sie ist es, die über der Menschengesellschaft schwebt und sie richtet, die, dem Menschen das Nützliche seines Wertes zeigend, ihn ferns vordrückt rufft, indem sie ihn Utopien, Republiken und Gottesdienste in der Ferne zeigt, in seinem Herzen den Muth anfaßt, sie zu erstreben, und die Hoffnung, sie zu erreichen. Außerdem muß sie dem Drange der Institutionen und Presse folgen, sie muß

populais werden wie die Religion, die Vernunft und die Philo-
sophie. Die Volkspoesie muß das Leben treten; das Volk
dürftet danach; es hat mehr Dichtergefühl als wir, denn es
kriecht der Natur näher, aber es bedarf eines Dolmetschers zwi-
schen ihm und der Natur, dieser wollen wir sein; an uns ist
es, ihm in seiner Sprache zu zeigen, wie viel Götze, Ebnethum,
Patriotismus und enthusiastische Frömmigkeit Gott in seinem
Gemüthe niedergelegt. Alle Uerepochen der Menschheit haben
ihre Poesie oder ihren gelungenen Spiritualismus gehabt; sollte die
Epoch der Civilisation die einzige sein, wo diese innere
treibende Stimme der Menschheit schwiege? Nein, nichts
stirbt in der ewigen Ordnung der Dinge, Alles gestaltet sich um;
die Poesie ist der Schutzengel der Menschheit in jedem Zeitalter.

„Es gibt in Calabrien eine Rationalbildung, die ich mehr
mals von den Bäuerinnen von Amalfi habe singen hören, wenn
sie vom Brunnen kamen. Ich habe vor Zeiten das Lied über-
setzt; diese Verse finden hier so ganz ihre Anwendung, daß ich
sie beifüge. Es ist eine Frau, welche spricht:

Quand assise à douze ans à l'angle des vergers
Sous les citrons en fleurs ou les amandiers roses
Le souffle du printemps sortait de toutes choses
Et faisait sur mon cou mes boucles voltiger,
Une voix me parlait si doucement au fond de l'ame
Qu'un frisson de plaisir en courait sur ma peau:
Ce n'était pas le vent, la cloche, le pipeau,
Ce n'était nulle voix d'enfant, d'homme ou de femme,
C'était vous, c'était vous, o mon ange gardien.
C'était vous dont le cœur déjà parlait au mien etc.“

Der Dichter schließt mit folgenden Worten: „Was die
calabrischen Frauen von ihrem Schutzengel singen, kann die
Menschheit von der Dichtkunst sagen. Ihre Stimme ist es,
die zu ihr spricht in jedem Alter, die mit ihr liebt, singt, betet
oder weint in den verschiedenen Zeiträumen ihrer Wander-
schaft hienieden.“

Burlesken von Allegro. Erstes und zweites Bändchen.
Auch unter dem Titel: Die bösen Töcher. Burleske
von Allegro. Zwei Bändchen. Leipzig, Hartmann.
1833. 8. 1 Thlr.

Kef. kann sich eines traurigen Vorgefühls nie enthalten,
wenn er auf einem deutschen Büchertitel angekündigt sieht:
Hier wird Spas gemacht! Zu oft schon ward er von solchem
Aushängeschild getäuscht. Wie manches damit prunkende Buch
hat er gelesen, ohne auch nur ein Mal aus Herzensgrunde
lachen zu können! Seitdem ihm obgenanntes zugekommen,
hat sich seine Bekanntschaft mit solchen traurigen Büchern
wieder um eins vermehrt. Herr Allegro kann unmöglich selbst
an seinem Buche Spas gehabt haben, denn es muß ihm fürch-
terlich sauer geworden sein, dasselbe zusammenzukoppeln. Kein
Wunder, daß er auf jeder Seite wenigstens ein Mal Athem
gehoht und gleichzeitig durch eine neue Ueberschrift, wie z. B.
Geschmackssache, Verblüffung u. s. w. auch dem etwaigen Leser
einen Ruhepunkt vorbereitet hat. Leider seh' ich neben jeder
die unsichtbare Parenthese: (Lacht doch! ich bilf. Auch ja um
Gottes willen, lacht!). Wie soll aber Jemand über Geschich-
ten lachen, die bei den Haaren herbeigezogen sind! — Ein
Aerarialrath ist der Held des Buchs, das ungefähr das Gegen-
theil von Dem verhandelt, was Olivia's Narr in „Was ihr
wollt“ mit der Behauptung meint: „Gut gehängt ist besser wie
schlecht verheirathet.“ — Verus, wahre Burlesken zu schreiben,
hat Hr. A. gewiß nicht, aber vielleicht glückt es ihm, ein leid-
licher Erzähler für Halbgebildete zu werden, wenn er sich
Mühe geben will. Wie weit er aber damit kommen wird,
ist seine Sache.

30.

A p h o r i s m e n.

Die Projectenmacher.

Ein französischer Minister pflegte zu erwidern, daß er lan-
gend Projecte zur Verbesserung der Reichthümer des Staats in
seinem Cabinet verwahre, welche ihm zum Theil von den aus-
gezeichneten Köpfen des Königreichs überreicht worden seyen,
und welche er eines Tages unter dem Titel: „Rococo de pro-
jets très-beaux et très-inutiles à la France“, veröffentlichen
werde. Gleichwol, setzte er hinzu, weise er die Projectenmacher
nicht unbedingt zurück. Diese Leute gerietzen häufig auf Ein-
fälle, welche zu haben den Staatsmännern keine Zeit blieb;
und wenn die Projecte nicht immer unmittelbar zum Ziele führ-
ten, so enthielten sie doch häufig Andeutungen, um mittelbar hi-
hin zu gelangen. — Uns dünkt, dies sei ministerlich praktisch
gesprochen, obgleich es eigentlich nichts weiser als eine spröde An-
wendung der alten, allgemeinen Regel ist: Prüfet Alles und das
Beste behaltet!

M a r i e.

In einem ältern französischen publicistischen Werk kam
mir mit Beziehung auf Provinzialstände folgende Stelle vor:
„Dans un gouvernement monarchique, où l'autorité tout
entière doit partir d'un seul centre, il est dangereux de la
voir diviser par des corps subalternes.“ — Die Stelle ist
doch zwei Seiten haben, da sich schon ältere Publicisten auf
diese Weise erklären.

Literarische Anzeige.

Bericht über die Verlagsunternehmungen für 1834 von
F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe des Jahrs
fertig; von den übrigen ist die Erscheinung angesetzt.
(Fortsetzung aus Nr. 182.)

- *25. Hoffmann von Fallersleben, Gedicht. In
Bändchen. Gr. 12. 25 $\frac{1}{2}$ Bogen auf feinem Druckpa-
per. 8 Thlr.
- *26. Hüllmann (Karl Dietrich), Staatsverfassung der
russischen. Gr. 8. 14 $\frac{1}{2}$ Bogen auf gutem Druckpapier. 1 Thlr.
- *27. Kannegger (Karl Ludwig), Uebersicht der Ge-
schichte der Philosophie. Zum Gebrauch für Schulen.
Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.
- *28. Keyserling (Hermann von), Kritikgeschichtliche
Uebersicht der Ereignisse, die in Europa seit dem Ausbruch
der französischen Staatsumwälzung bis auf den Ausbruch
zu Verona oder seit 1789—1822 Statt gefunden haben.
Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.
- *29. Prabodha Chandrodaya, ein allegorisches Drama in
Krishna Mitha; herausgegeben von Hermann Brock-
haus. Erstes Heft, enth. den Sanskrit-Text. Leipzig.
Auf feinem Papier.
40. Raumer (Karl von), Beschreibung von Vorkin.
Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.
- *41. Reikab (Ludwig), 1812. Ein historischer Roman.
In vier Bänden. 8. 89 Bogen auf feinem Druck-
papier. 8 Thlr.
- *42. Rokni (Sivanni), Ensa Strozzi. Eine Geschichte
aus dem sechzehnten Jahrhundert. Aus dem Italienischen
übersetzt. Vier Bände. 8. Auf feinem Druckpapier.
- *43. Schmid (Heinrich), Versuch einer Metaphysik in
innerer Natur. Gr. 8. 22 $\frac{1}{2}$ Bogen auf gutem Druck-
papier. 1 Thlr. 16 Gr.
- *44. Stiegitz (Christian Ludwig d. J.), Die Welt
des Hochriffs Mithen und des Collegialriffs Bergin
ungehindertes Fortbestehen in ihrer gegenwärtigen Ver-
fassung. Eine staatsrechtliche Erörterung. Gr. 8. 4 $\frac{1}{2}$ Bo-
gen auf gutem Druckpapier. 8 Gr.
(Der Beschlus folgt.)

Literarische Unterhaltung.

Sonabend.

Nr. 137.

17. Mai 1834.

Friedrich der Große. Eine Lebensgeschichte, von J. D. E. Preuß. Dritter Band. Mit einem Urkundenbuche. Dritter Theil.

(Bechluss aus Nr. 136.)

Die bekannte Gewaltthat Friedrich Wilhelm I., als er den Philosophen J. Ch. v. Wolf aus Halle vertrieb, kann mit der Mülhergeschichte in Parallele gestellt werden: Jener wollte redlich Aufrechterhaltung des Christenthums und Sündigte wider das erste Grundgesetz desselben; sein großer Sohn wollte unparteiische Rechtspflege, schritt aber gewaltthätig ein und entzog so den Rechtsbedürftigen einen Theil des ihnen zur wirksamen und wohlthätigen Ausübung ihres Amtes unumgänglich nöthigen Vertrauens. Am Schlusse des Bandes ist von Juden und von Aigeunern die Rede. Jene wurden indeß von Friedrich rein als Sache behandelt und ihnen einlge Menschenrechte, nicht eben uneigenartig, eingeräumt; für Lebere geschah gar nichts, keine entscheidene Maßregel ward ergriffen, sie zur Bessertung zu erheben, ja, es ist zu allen Zeiten über Partei gegen sie geklagt worden.

Mit diesem neuen Bande des geschichtlich-biographischen Werkes erhalten wir auch einen neuen Theil des Urkundenbuches, eine reiche Sammlung bisher unbekannter Cabinetaktes und Briefe des Königs.

Wenn sachkundige Stimmführer bei Erscheinung der ersten Bände dieses Werkes die Ansicht geltend machten, daß Hr. Pr. die Lebensgeschichte Friedrich II., nach der Eigenschaft des Stoffes und dem Zustande der Mätelien, so nahe als möglich dem Ziele, welches den Forderungen unserer heutigen Stufe der Geschichtskunst entspricht, gehalten, so scheint doch grade dieser neueste Theil gegen dieses Lob von manchen Seiten zu verstößen. Der Fleiß beim Auffuchen der Notizen, bei Prüfung derselben und der erwachsende Reichtum hat das Geschäft des Einschaltens beschwerlich gemacht und öfter Anreuzung und Berührung veranlaßt, sodaß man das Werk als eine reiche Materialiensammlung, nicht als ein Geschichtswerk, zu betrachten verleitet wird. Selbst die Jahresfolge wird oft dem Gegenstande und dieser jener aufgeopfert. Die Verzerrung zwischen Text, Anmerkungen, Nachrichten und Urkundenschnitten trägt hierzu bedeutend bei und führt auf eine nähere Beleuchtung der Anlage des Werkes und zur Entscheidung, ob es unbedingt nothwendig war, um

der Sache selbst willen den Vortheil der Darstellung aufzugeben? Dieses ist schon früher, wenn auch leise, von einem Recensenten berührt mit den Worten:

Wo er (Hr. Pr.) selber mit gewählten Worten anzuehend zu sprechen fortfahren könnte, unterbricht er seine Rede und überläßt urkundlicher Auskunft den Raum, oder häuft zahlreiche, genaue Notizen, über deren treuedes Ansehen ihn der wahre Werth, den sie in sich tragen, leicht trübet.

Als einen Anhang zu den Nachrichten dieses Friedrichswerkes, wahrscheinlich geweckt durch die Anregung, welche Hr. Pr. durch dasselbe gab, Hierhergehöriges zu veröffentlichen, nennen wir hier ein Schriftchen:

Friedrich II. eigenhändige Briefe an seinen geheimen Kammere Fredericksdoff. Herausgegeben von Friedrich Buchardt. Mit zwei Facsimile. Leipzig, Friedrich Fleischer. 1834. 8. 12 Gr.

Es ist zu bedauern, daß Hr. Preuß diese Handschriften nicht mitgetheilt und dem Urkundenbuche einverleibt wurden; dort war die rechte Stelle zur Aufbewahrung; so wenige einzelne Bogen verlieren sich leicht.

Fredericksdoff ward seiner Körperlänge halber unter Friedrich Wilhelm I. von preussischen Werbemern listig aus Franken entführt und als Soldat in Küstrin dem Könige Friedrich, damals als Kronprinz dort Gefangener, nach mißglücklichem Fluchtversuche näher bekannt durch seine Bietwürde auf der Fiede, durch Kenntniß und Bildung. Der Prinz übertrug ihm einen Theil seines geheimen Briefwechsels. Zum Throne gelangt, kaufte er Fredericksdoff vom Regimente los, übertrug ihm die Verwaltung seiner Schatzkammer und ernannte ihn zum geheimen Kammere, welche Posten er bis in sein hohes Alter (im Vorworte 1780) bekleidete. Die hier zum ersten Male abgedruckten Briefe gehen nur bis zum Jahre 1754 und sind von biographischer Wichtigkeit, weil sie sich über ein gemüthliches Verhältniß ausgesprochen, dessen freundliche Annäherung auf den König ein so zauberisches Licht wirft. Fredericksdoff's Treue muß gegen alle Prüfungen Probe gehalten haben wie des Königs Zuneigung zu ihm. Friedrich weiß, daß er alchimistischen Betrügnern zugänglich ist und warnt, indem er nicht verschweigt, wie er mit ähnlichen Dingen sich beschäftigt:

Ich Sehe Wohl, mein lieber Fredericksdoff, du wirst dein Tage nicht klug werden, kaum ist ein Voltmager ad abour

dem gebracht. So hastu schon einen andern Wieder glaube doch die Leute alle nicht gebe mehr die Frau ihr Silber wieder und Sage sie mehr ich Wünsche sie mögte sich einen guten For- rath davon machen; dergleichen Chimären da kommt nichts mit Heraus, der Neue Goldmacher wird vielleicht gahr mit Betrug Heraus gehen und Dirh noch und beide bafederen bringen, ich habe alle meine Pläne verbraunt und werde in die erste 10 Jahr keine neu-machen. Gedanke an deiner Gesundheit, das ist bes- ser als an solche narrenposten da gewisse nichts mit Heraus kommt. Gott bewahre Dirh.

Gleich nachher heißt es wieder: „Deine Verhweifelten Goldmachers quelen mirh ums Geld.“

Fredersdorff's fortwährende Kränklichkeit veranlaßt den König, oft auf blätetische Ermahnungen zurückzukommen, wo er zärtliche Sorgfalt für den vertrauten Diener und Reigung, sich über medicinische Dinge auszusprechen, zeigt.

Ruhn Komt baldt wieder die Schlimme Zeit heran; so nim dirh mehr guht inacht, glaube doch nicht so leichte ich bitte Dirh das ein oder ander Charlatan Dirh Bessern wärdt. Kom- mer wärdt es lieber Sehen, als ich allein bis hocht hat die erfahrung gelernet, daß es mit dergleichen Curen immer schlecht abgelofen ist; also bitte ich dirh bleibe mehr bei un- serer Doctorei, du hast nicht so viel gesuntheit übrig das was auf den Spittl zu setzen ist, und gibt Dirh so ein Idiotor Karl Hitzige Medicin so Schmeißt er Dirh so über Hauffen das Wieder Hüffe noch Rettung übrig bleibet, Du mußt Dirh selber nicht guht sein das Du solche Proben mit deinen Körper vor- nehmen Wißt und dan Wan Du gar Hasardiren Wißt so thue was du wißt, allein jgunder geht es auf todt und Beben. glaube mirh ich verstehe mehr von Anatomie und Medicin wie du alter, deine Krankheit laffet sich nicht zwingen, sie ist Com- pliciret, und gehöret ein Habiler Doctor darzu die Mittel so einzurichten, das was das eine Heffen soll das andere nicht Schadet. es thut mirh leidt das man Dirh nicht gleich Heffen kann, allein wie hastu nicht mit Deinen Körper Haus gehalten, aller handt Medicin die Weisten schädlich eingenom- men alle 8 Tage andere Doctore zu legt dem Davorg, der die Caro gar in Dreck geschoben also daß mirh noch wunder, daß du am Leben bist ohnmögliche Dinge, mus man nicht praeten- diren also ist Hier nichts anders zu thun. Wenn man der Fernunft Folgen Wit als das Gebüte zu verfehen, der Mate- rien ihren Lauff zu lassen keine treibende Weis zu nehmen, das Heber zu Wadensteynen, den Hemorriden wan sie Kommen zu aduciren, und auf solche Weise das Frühjahr zu gewinnen, dar dan mit Bruanens und Kräuters Bierle äbeln umstände Wann abgeholfen werden, aber das man Dirh 18 Jahr alt ma- chen sol das geht nicht an. ich Schreibe Dirh die pure Wahr- heit, ich Wolte Wünsche, das dring umstände besser Wapen allein mehr muß Wan Sie verliht nehmen wie Sie seindt, und mehr besten das übel wor man kann zu verhindern ich meins gewiße gut mit Dirh; and wenn ich einen Menschen finden köndte der wirklich im Stande Dirh zu Heffen wärdt, so Wolte ich ihm vom Japan Kommen lassen, allein ein jeder der Dirh was vor sagt reichlich glauben das ist gar gefährlich und bin ich Dirh zu gut um Dirh das zu rathen. Gott bewahre Dirh.

Leider sind diese Briefe ohne Jahresbezeichnung; so folgendes Billet:

wohr Heute Mittag die Sonne Scheint, So werde ich austreten, Tom doch am Fenster ich wolte Dirh gerhe sehn, aber das Fenster mus feste zu bleiben and in der Cammar mus Starck Feuer Wehd. ich wünsch den Feyern das es sich von tage zu tage mit dirh besser Wädge.

Wie auch nachstehende nahe Zeilen:

Wacht man Kinder So hat man Sorgen, macht man keine So machen einen die Schwester Kinder genug, hier seindt der Heute 2 angekommen die sagen der alte oncle ist ein geiz- hals und todlich Kan es nicht aufgehen, der arme Oncel hat

sich mit die Schwestern verblutet und nimt seinen resourc an Madams Notnagel Confern wird es garstig aus sehn, ich dan den einen wolte ich einen goldenen Tegen Wit Diamanten in festt Eschenen und den andern eine Uhr mit Diamanten in praiso müssen aber gleich Gerüdt Confern Wehr ich sehn. ich freue mirh das es sich mit Dirh besser, dem Cothenius können wirh so wollen mehr wieder Conferen Wärdt, ich dan Auen Anstalt; aber auf meine Pläne weis ich nicht. Habe mehr So lange gedult. Gott bewahre Dir.

Immer bleibt aufmerksame Fürsorge für Fredersdorff's Gesundheit das Hauptthema bis auf den vorletzten Brief des Königs, wo es heißt:

Deine unabhrtige Krankheit hat mirh dieht zu Scham gemacht, auch Studirte ich mit Cothenius umd zu Sehn, es es nicht möglich wärdt. Dir bath zu heffen, aber nachher wirh nicht ein. ich Wünsche von Herzen das die Befrey- rung jage zu tage zu nehmen Wädge, und das Du wie Kräfte Samlen Wädge. — Laße doch durch Cothenius Sehen den wie es mit Dirh ist, das ich alle thage nachricht hat. Gütze Dirh vorr alles was Dirh Schaden kan, vohr kymt hauptsächlich, und wahrte mehr mit gedult bis man Dirh was positives Sagen kan. K. Sch. antworte mirh nicht zu it zu Mat und würdest Dirh mehr Schaden thun. 2

Beschreibung einer Reise nach St.-Petersburg, Stockholm und Kopenhagen, von J. F. A. L. Hellmann. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1833. 8. & 2 Bde.

Der Verf., Pastor in Altonwerder, bei Hamburg, jagt laut seine Darstellung, einen durch Reiselust im Nordlande wüthenden Humor, mit praktischer Erfahrungslust vereinigt. Sein Vor- rede hat das Eigenthümliche, daß sie einen Reisesplan entwirft und empfiehlt, der die Reise, die der Verf. selbst gemacht, gut unwirkt und das Beste zum Besten verlehrt. Nicht bei ihm, die er sich erwählet, rüth er eiselsüchtigen Jünglingen an, nach seinem Entwurfe solle man erst die Insel Rügen besuch- von da mit dem Dampfboot nach Hradt und zu Lande nach über Lund nach Kopenhagen gehen. Von dort müsse man sich Kopenhagen, also wieder nach Schweden zurück, die Schwed- lische nach dem wunderbaren Krokblätt. Christiania und zu in norwegischen Alpen; später dann über Upsala nach Sweden, endlich nach Abo, durch Finnland nach Petersburg, als den ge- gebnen En- punkt menschlicher und künstlicher Bedenklichkeit. Ich bem man die Gebilde der Natur genugsam auf vorgeschriebnen Wege betrachte.

Wie folgen also unserm Verf. auf der von ihm selbst folgten umgekehrten Reiseroute und fahren mit ihm von Abo über Königsberg und die russische Regierung nach Rostok, Riga, Dorpat und Narwa. Die Bemerkungen über Rostok sind interessant genug und des Reisenden auffassungsgewöhne Sam- st auf Reiselisten genug, um einige Mittheilungen über die Petersburg zurückgelegte Reise einfließen zu lassen. Gehen betreten wir lieber gleich mit ihm Petersburg und gleich an zugestweife, was besonders als Novität erscheinen müßte. Im Klima in der russischen Kaiserstadt heißt es nach Andern: „Im Frühling wird Herbst sollen die gebornenen Petersburger nicht Wärdt haben.“ Jetzt ist ein großer Winter und seit in Beginn viel Sand, in die Augen; diese bringt weder Licht und Trauben, sondern schwarze Balkentepe und auf den Straßen w- enbüchsen Schmutz. Der russische Sommer ist kein kinder- Kind, sondern ein thutkräftiger Mann treibt er Wärdt. Die- ses und Früchte. Meubere Beeren im Gattung jagen, die a- kurzge, oder glühend volles Leben. In Petersburg ist die- sind für den Fremden die Sommerwärdt. Nach wird sich nicht, denn Abend- und Morgengröße fließen an vollen Horizont ist ein zusammen. Sterne sind am Himmel die

den, auf der Straße und in der Nähe des Kaffee- bests mehr. Diese Menschen, welche um Mitternacht tief im Saale Bücher lesen haben; ich fand es heimlich von den Wanderungen als ein Uebel so hell im Zimmer, daß ich ohne Lärm und Lärmlicht bequem lesen und unbequem schlafen konnte. Das Lachen der Gondeln und das Rauschen der Droschken hätte nicht auf. Korbinde und spanische Bände mußten eine künstliche Nacht bewirken."

In den Straßen Petersburgs sieht man auffallend wenig Mädchen und Weiber. Sie müssen theils in den Häusern, theils in der Heimat bleiben. Nur Männer ziehen aus allen Provinzen des Reiches zur Hauptstadt. Nur Männer gelten etwas unter einem militärisch-orientalischen Volke. — Kastraten, welche ihre Weiblichkeit verlieren, hört man nicht. Anschlagzettel an den Straßenecken werden nicht gebildet; das Volk könnte sie ja leicht lesen, und was man den Vornehmern anzugeigen hat, geschieht durch Zeitungen, welche die Polizei besser im Zaume halten kann."

Ueber den Hergang der Dinge bei der Decemberrevolution 1825 gibt der Verf. Folgendes als Resultat der spätern Untersuchung: „Man hatte die kaiserliche Familie ermorden, vom Senat eine Constitution erzwungen und das Land in drei Reichtheile theilen wollen. Oberst Pestel, das Haupt der Verschwörung, sah sich die Ostprovinzen zu seinem Königreich ausgesucht haben. Diese verschworenen Pläne waren weit in der Armee verbreitet, und schon Alexander soll die trübe Kunde davon erhalten haben."

Zur Kenntniß der Verhältnisse, welche die Frauen betreffen, ehrt noch die Notiz, daß das innerste Heiligthum der russischen Kirchen von keiner weiblichen Person betreten werden darf, was an die asiatische Verachtung und Unterwürfigkeit des weiblichen Geschlechts erinnert. Beim griechischen Gottesdienste bezieht man sich, nach des Verf. Beschreibung, einer dem Volke ziemlich unverständlichen Sprache, der altslawonischen. Die Umgangssprache ist aus slawonischen und russischen Wörtern gemischt, die Dichtkunst und gute Prosa eignet sich nur den russischen Theil zu, und die altslawonische Sprache wird nur von der Gelehrtheit studirt und verstanden. Die Ehre vom Ablass und Purgator hat bekanntlich die griechische Kirche mit dem Primat des Papstes verworfen. Außerdem ergeben sich nach Hrn. Boltmann's Darstellung noch folgende Anormitäten von der römisch-katholischen Kirche. Der heilige Geist geht nach der Lehre der Japeten nur vom Vater aus; beim Abendmahl wird gesäuertes Brot und gemischter Wein mittels eines gereinigten Löffels genommen. Bei der Taufe taucht man das Kind ganz unter; die Konsekration gilt für überflüssig. Die Archimandriten unter den Japeten sind zum Ehelich verpflichtet; die Metropolitane heirathen, aber nur einmal, und nie Witwen.

In Betreff des Buchhandels und der Literatur sagt Hr. B.: „In dem unermesslichen Reiche werden jährlich etwa 300 russische Bücher gedruckt, unter welchen viele Uebersetzungen. In der russischen Literatur zeichnet sich Koramzin als Geschichtschreiber aus, Giala als Epiker, Puschkin als dramatischer Dichter, Dmitrieff als Volkedichter, Kriloff als Fabeldichter. Schuoffski ist der russische Homer, Batschkofof ihr Aeschylus und Wissemelitz ihr Aeschylus." Von Bulgarien weiß er weiter nichts als gleiche Uebersetzungen zu erzählen. In Hinsicht der Sprache erwähnt der Verf. den vollen Vorrath von Zärtlichkeitsausdrücken an schwärzlichen Diminutiven, welche durch den steten Gebrauch freilich die besondere Bedeutung verloren haben. Die der Dreyreicher sein Schagerel, Perzel u. s. w. so der Russen in buluschka (Mütterchen), matuschka (Mütterchen), duschinka (Perzchen), golduschka (Mädchen) u. s. w. Abschließliche Antworten, sagt der Verf., verstände der Russe in so schmeichelhafte so süße Formeln zu wideln, daß viel Übung dazu gehöre, um ein wahren Sinn derselben zu erträufeln. Der gemeine Mann, eist es an einer andern Stelle, sagt Thee und Kaffee essen, die Vornehmten trinken (piti) den Thee, essen (kuschik) aber auch im Kaffee."

Eine seltsame Erscheinung ist die Herde Labinger die jährlich aus dem Innern des Reiches nach Petersburg ziehen, um dort als Aufwärter, Kutscher u. dgl. zu dienen, und den Betrag dafür den Landbesitzern zulassen lassen müssen. Hr. B. erzählt von einem petersburger Freunde, der einem seiner Diener monatlich 35 Rubel Lohn zahlte, wovon derselbe nur zehn, sein eigentlicher genannter Herr aber die übrigen 25 bezog. — Gegen die militärische Macht, die auf den Universitäten herrscht, erklärt sich der Verf. wie jeder Freund der Wissenschaften ernstlich. In dem dringend notwendigen Reformen in Rußland rechnet er fernst, daß die Diener der Gerechtigkeit durch Studium und Praxis, nicht im Lager und auf Schlachtfeldern das bürgerliche Recht lernen müßten, und demnach, daß die fast absolute Macht der Gouvorneure beschränkt werde.

Wir verlassen mit unserm Reisenden die brillante Kaiserstadt und kreuzen auf dem finnischen Meerbusen umher. Hier wie auf der Ostsee später ereilte ihn ein gefährlicher Sturm, den er mit vieler Lebhaftigkeit zu schildern weiß. Wir betreten an seiner Hand Stockholm, hören ihn die schöne Lage der Adelsstadt rühmend und von der schwedischen Gastfreundschaft, Güte und Selbarmuth erzählen. „Stockholms Bewohner", sagt er zum Vergleich von Petersburg, „sind allgumal echte, blaugünge Schweden, fern von einem bunten und gar bald widerlichen Völkergemisch, schön von Gestalt, mächtig im Gewaffe, muthig im Kriege, Freunde der Freiheit, Kunst, Wissenschaft und wahrhaftiger Aufklärung, geistreich und ernst, nicht ohne stille Feinheit, von Herzen gut, fromm und streng protestantisch, zugleich friedlich, höflich zuvorkommend und von einer Gastfreundschaft, welche alle Erwartungen des Fremden übersteigt. Zu wünschen wäre, daß ihr graber Sinn die unzähligen Complimente und Höflichkeiten, die sorgfältige Rangordnung bei Tische, die eitelsten Pöndelstücke und dergleichen Toppalmen aus dem geselligen Leben nach und nach verbannte. Die Mädchen und Frauen Stockholms zeichnen sich vor den petersburgerlichen vortheilhaft durch Schönheit aus, mehr noch durch häuslichen Sinn, aber Liebe zur Kleiderpracht ist ihnen wie jenen eigen."

Des Verf. Reise ging von Stockholm nach Upsala und Dannemora. Von Dem, was er über die Universitätsstadt bemerkt, ist der Bericht über die Höflichkeit einer Magisterpromotion besonders als neu herauszuheben. Nur alle drei Jahre wiederholt sich die Feier, durch welche sodann eine bestimmte Anzahl Qualificirter zu Magistern erhebt wird. „Bei der letzten Promotion im Juni 1830 war die Königin, der Kronprinz und die Kronprinzessin zugegen, es ward ein Ball veranstaltet, und die Kronprinzessin tanzte mit dem Ersten der neugebachenen Magister."

Die Beschreibung des Troldhättarvetes und Kanals, die alsbald darauf erfolgt, ist lebhaft und interessant. Ueber Östernburg geht es dann nach Helsingborg. Ueber den Sund bei Helsingborg fuhr man bei günstigem Wetter in einer halben Stunde. Hier strömt Ostsee- und Nordseewasser zusammen, und man kann am südlichen und nördlichen Ende des Engpasses die Qualität beider untersuchen. Das Wasser der Nordsee ergab sich nach Hrn. B.'s Behauptung achtmal schwerer vermöge seines größern Salzstoffes als das Ostseewasser, dessen Fähigkeit und Leichtigkeit des Schwimmens ist, daß die Schiffe tiefer darin gehen, langsamer segeln und schneller faulen, und daß die Wellen geschwinde aufeinander folgen, niedriger und gefährlicher sind als die der Nordsee. Die Aussage der Verleute soll hierin mit der Behauptung naturkundiger Männer übereinstimmen. Die Durchschnittsumme der jährlich den Sund passirenden Schiffe wird zu 6000 und die ihres Besatzes zu 900,000 Köpfen angegeben.

Von Kopenhagen berichtet der Verf. ebenso wie von Stockholm die große Geburtenzahl; es sollen im Ganzen 400 Todefälle mehr als Geburten jährlich vorkommen. Mit dem Dampfboote kehrt unser Reisender nach Deutschland, nach Lübeck zunächst, zurück. Nicht Gilt gerade dürfen wir seiner Reise vorwerfen, wol aber ihm selbst nicht ganz selten Mangel an Neugier der Betrachtung, weshalb an manchen Punkten, namentlich über

Rußland, seine Aufzügen mit Vorzucht gebraucht werden müssen. In dem, was jemand, der längere Zeit in Petersburg war, verbreitet, gehört die Bemerkung des Hrn. B., die bessere Kunstverfertigung sei keineswegs eine solche, sondern vielmehr nichts als eine medicinische Gypse u. s. w. 11.

Illuminated ornaments, selected from manuscripts and early printed books from the sixth to the seventeenth centuries. Drawn and engraved by Henry Shaw, with descriptions by Freder. Madden. London, 1833.

Dieses prächtige Werk, das in Lieferungen erschien, ist jetzt vollendet, und bildet mit dem Texte einen hübschen Band. Bei der Auswahl lag die Absicht zum Grunde, neben geschmackvoller Mannichfaltigkeit die charakteristische Weise jeder Epoche recht deutlich zu machen, und die Ausführung läßt in dieser, wie in künstlerischer Hinsicht, wenig zu wünschen übrig. Die gelehrte Einleitung verbreitet sich im Allgemeinen über Gebrauch und Stolz der goldenen und bunten Verzierungen von Handschriften. Uebrig scheint die Bitte, den Anfang, die Titel oder einzelne Worte von Handschriften durch rothe Farbe auszuzeichnen, denn sie kommt in den ägyptischen Papyrus häufig vor, welche bekanntlich die Ältesten, auf die Gegenwart gekommenen Denkmäler der Art sind. Nicht selten findet man in denselben auch mythologische Figuren in Roth, Blau, Grün, Weiß und Weiß. Aus Aegypten wurde dieser Brauch wahrscheinlich nach Griechenland und Rom verpflanzt; wir besitzen indessen keine Nachricht über die Beschaffenheit von Handschriften in diesen Ländern, die über die christliche Zeitrechnung hinaudginge. Die in Persepolis gefundenen Papyrusrollen, welche in der ersten Hälfte des ersten Jahrhunderts in Italien geschrieben wurden, enthalten nicht die mindeste Verzierung. Die Anwendung von Gold und Silber zu demselben Zwecke scheint dagegen Eigenthum des Orients. Die ägyptischen Papyri enthalten kein Beispiel davon. Ueber Griechenland kam jedenfalls auch diese Kunst nach Rom. Bei den spätern Griechen war sie so gemein, daß die Goldschreiber (χρυσόγραφοι) eine besondere Klasse gebildet zu haben scheinen. — Handschriften mit goldener Schrift auf weißem Pergament kommen vorzüglich im 8., 9. und 10. Jahrhundert vor.

In den ältesten Zeiten unterschieden sich die Anfangsbuchstaben der Handschriften nicht durch die Größe von den andern (man schrieb damals nur mit großen Buchstaben), und sie wurden auch nur sehr einfach gemalt. Erst zu Ende des 7. Jahrhunderts kam ein prächtigerer Geschmack auf. Die Griechen gaben hierin stets den Ton an und wurden lange Zeit von ganz Europa zum Muster genommen. Vom 8. — 11. Jahrhunderte findet man in den griechischen und lateinischen Handschriften am Anfange der Bücher und Capitel große, aus Figuren oder Art zusammengesetzte Buchstaben. Manescauon hat ein aus Manuscripten des 9. und 10. Jahrhunderts gesammeltes Alphabet mitgetheilt, das viele sinnreiche und seltsame Compositionen enthält. J. B. ein T, welches durch einen auf den Hinterbeinen sitzenden Fuchs dargestellt wird, der einen Stock in der Schnauze hält, an dessen beiden Enden zwei Fische hängen. Bei den Benbiccianern werden diese Buchstabenhistorien genannt, weil sie oft in Beziehung zu dem Texte stehen. — Besonders unterschieden zu werden verdient, nach Hrn. Madden, die kirchliche oder biblisch-sächliche Schule, weil sie sich durch einen besondern Styl auszeichnet. Ursprünglich übte sie zwar ohne Zweifel den Lateinern nach, allein ihre Zeichnung und Ausführung ward sehr häufig auch dann bei einer andern Nation vor. Als das glänzendste Beispiel derselben wird das berühmte Durambuch aus dem 8. Jahrhunderte angeführt. Ein Probe daraus wird im vorliegenden Werke mitgetheilt. Ihm ähnlich muß das

Evangelienbuch gewesen sein, welches im 12. Jahrhunderte rathes Gambertus in Rheine sah, und das ihm vollkommen so sehr schmeckt, die Sage von seiner wunderbaren Entstehung und Hermitenbildung der heiligen Brigitte, und das Kuppl den die Musterblätter gebraucht hätten, zu vertheidigen. — Kurz in diese und Karl der Große begehrtigen der Ansehen in Handschriften sehr, und daher wurden im 8. und 9. Jahrhunderte mehr Prachtbände vollendet denn vielleicht in irgend einer Periode. Wahrscheinlich geschah das durch Italien zu Deutsche, die nach griechischen Mustern arbeiteten. Ein glänzendes Beispiel ihrer mechanischen Fertigkeit ist die in der Paulskirche zu Rom verwahrte Bibel Karls des Großen. Sie gibt zugleich den Beweis, daß der Geschmack und die Fertigkeit im Aufschmücken von Handschriften nicht mit den hohen Tugenden der Kunst verfiel, sondern vom 8. — 16. Jahrhundert immer zunahm. — Handschriften aus dem 12. Jahrhundert zeichnen sich durch vornehmliche Aufschmückung aus, und geben die schwierigste Ausführung der Anfangsbuchstaben an; man ist leicht zu erkennen. Im 13. Jahrhundert nahm die Kunst des Aufmalens in etwas ab; man suchte die Kunst der Pracht zu ersetzen. Der Hintergrund von Miniaturbüchern in großen Buchstaben scheint solch aus Gold zu bestehen, an die Farben, meistens Roth und Blau, durch Weiß gegeben zu sein aufgetragen, daß sie oft wie Delmalerei aussehen. Dieser Geschmack herrschte vorzüglich von 1190 bis um 1230, wo in meisten Handschriften der Art rühren von deutschen und holländischen Künstlern her. In den Anfang des 14. Jahrhunderts schrieben jene zahlreich, in England und Frankreich erschienen Handschriften, welche große Anfangsbuchstaben in Silber, Gold und Weiß, ausgeschmückt mit Menschen und Thierchen, enthalten, und die sich mit Spiralfäden über den Buchstaben in Seitenwand der Blätter ausbreiten. Im 15. Jahrhundert bereitete sich rasch die künstlerische Vollkommenheit vor, und das folgende auszeichnet. In Beispielen ist in öffentlichen und Privatbibliotheken kein Mangel. Jetzt traten sich aber vorzüglich französische Künstler hervor, und in England ging es mit der Malerei seit Heinrich V. rückwärts. Im 16. Jahrhunderte endlich trierte die Kunst nacheinander durch De Vinci, Giulio Romano und Giulio Clovio ihre Triumphe. Die Miniaturmalerei erhielt neuen Glanz und neues Leben durch die Künstler der eben, die schon durch große Buchstaben lang hatten. Unübertroffen als Aufschmücker von Handschriften schritt unter ihnen Giulio Clovio. Er war der Sohn des Cosmo von Medici und für die Cardinale Orsini in Varnese. 30.

Literarische Notizen.

Kopel. Landals gibt in 52 Lieferungen zu 2 Bogen f. l. heraus: „Dictionnaire général et grammatical des mots de la langue française“. Das Werk, von einem Herrn Desfontaines verfaßt und gedruckt, soll ein Auszug der berühmtesten französischen Wörterbücher sein, dieselben verwechselt haben und ergänzen.

Von „Histoire du gouvernement représentatif en France etc. Par les premiers magistrats et les plus sages jurisconsultes“ ist die erste Lieferung, sechs Bogen in 4, welchen das Werk wird 10 Bde. zu 12 Lieferungen, denn zu 2 Francs kostet, füllen.

Außer Cobens Uebersetzung von Rulhière's „Voyage“ ist noch eine von Desfontaines erschienen. Letztere ist in den „Schinderhans“ von E. Müllers überzogen.

„Le secretaire intime“ ist der Titel des neuesten Buchs von George Sand.

Von Paul de Kock erschien in 4 Bdn.: „Le roman de la rue“ (Werke 25. — 26. Th.).

Die Beguine. Historischer Roman aus der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts. Von Ludwig Storch. Drei Theile. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1833. 8. 4. Thlr. 20 Gr.

Es ist in neuerer Zeit Mode geworden, das Mittelalter als eine Zeit der Barbarei und der Finsterniß zu betrachten. Die rauhern Sitten und der policeiwidrige Sinn jener Zeit geben mannichfaltigen Anlaß, diese einstige Betrachtungsweise zu kräftigen und dem sükchtigen Beobachter oder dem gedankenlosen Nachsprecher annehmlich zu machen. Wenn man nämlich immer nur die Schattenseite einer Zeit betrachtet und sich gegen das Große und Anmuthige, was in ihr lebt, verschließt, so ist es nicht schwer, jede Zeit als einen Pfuhl von Verfehrtheiten und Ferveln darzustellen. Denen nun, welche Darstellungen dieser Art lieben, wird die gegenwärtige Arbeit willkommen sein, denn sie schildert einen rohen, unförmlichen Haufen von Verbrechen und Niederträchtigkeiten. Nun war zwar die Zeit, in welche der Verf. uns versetzt, nicht die glänzendste des Mittelalters, vielmehr fing das allgemeine, gesellschaftliche Leben, welches die Ritterzeit charakterisirt, damals schon an, in Verfall zu gerathen, und einzelne ausgezeichnete Geister erhoben sich nur noch wie Trümmer der Vergangenheit; aber eben diese ausgezeichneten Geister, die genialen Dichter, die tiefen Denker, welche in dieser Zeit erblühten, geben Zeugniß, daß ihre Zeit keineswegs so verfehrt und so geistlos war, wie sie nur auf das Kleinliche gerührten Augen besümmter Beobachter zu sehen. Der Verf. des vorliegenden Romäns hat aber alle Erbärmlichkeiten, alle Kleinlichen Verfehrtheiten der Gegenwart mit den rohen Formen des gesellschaftlichen Lebens im 14. Jahrhundert zusammengestellt und auf diese Weise ein wahrhaft schreckliches Gemälde zu Stande gebracht. Er gibt uns also einen Vorrath von Schmutz, gesammelt aus den Rebrichtwinkeln jener Zeit, für die Schilderung einer großen, vielseitigen Zeit!

Doch jene Tiefe der Anschauungsweise, welche erforderlich ist, das innere Wesen einer weltgeschichtlichen Epoche zu durchblicken, ist in unserer Zeit überhaupt so selten, daß es ungerecht wäre, dieselbe von einem Tageschriftsteller zu verlangen. Beschränken wir uns daher darauf, den ästhe-

tischen Eindruck zu schildern, welchen dieser Roman auf den unbefangenen und aufmerksamen Leser macht.

Als eine der auffallendsten Eigenheiten dieser Arbeit stellt sich nun alsbald der gänzlich Mangel an Einheit dar. Der Roman ist eine wüste, chaotische Masse ohne Ordnung und Zusammenhang. Fünf bis sechs Begebenheiten, welche untereinander in keiner wesentlichen Beziehung stehen, sind hier zusammengewürfelt, sodaß immer die eine von der andern unterbrochen und zerstört wird, ohne daß die einzelnen Massen etwa so selbständig auftreten, daß sie als eigenthümliche Ganze betrachtet werden könnten. Diese wunderliche Zusammenschichtung des Verschiedenartigsten würde ganz unerklärlich sein, wenn man nicht wüßte, wie diese historischen Romane zu entstehen pflegen. Ein Mann von Bildung und Verstand kommt nur dann auf den Gedanken, eine solche Schilderung zu unternehmen, wenn er Geschichte studirt, irgend eine große oder anmuthige Erscheinung ihn besonders anzieht, sodaß er sich bewogen fühlt, das nähere Sachverhältniß derselben, ihre Beziehungen zu den mannichfaltigen, gleichzeitigen Ereignissen, ihren Werth, ihren Einfluß auf ihre Zeit sich genauer zu vergegenwärtigen. Auf diese Weise entsteht ihm zuletzt ein an mannichfaltigen Einzelheiten reiches und doch wesentlich in sich zusammenhängendes Gemälde, welches alsdann, äußerlich dargestellt, ein wirkliches Kunstwerk wird. Natürlich wird in einer solchen Schilderung auch nicht gradezu nur eine Begebenheit erzählt werden; aber die verschiedenen Begebenheiten werden entweder Entwicklungsmomente der Erscheinung sein, welche den Hauptinhalt der Schilderung macht, oder nur insofern angedeutet werden, als sie dazu dienen, irgend eine Seite jener den Mittelpunkt des Ganzen bildenden Erscheinung schärfer zu beleuchten. Ein Geschichtlicher dagegen verfährt freilich anders. Er setzt sich vor, einen Roman zu schreiben, und geht nun auf die Jagd, Stoff einzufangen. Er liest also irgend eine Chronik, hat aber nicht Geist genug, um irgend eines der dort erzählten Ereignisse bei sich zu einem reichen Ganzen auszubilden; er begnügt sich daher, eine Menge unzusammenhängender und daher schlechter Notizen zusammenzutragen. In diese Handwurfsacke häuft er nun eine von ihm selbst erfundene Liebesgeschichte ein, welche natürlich möglichst ohne Inhalt und Eigenthümlichkeit sein muß, damit sie

sich desto gedulbiger mit jedem beliebigen historischen Farbenbrei übertünchen lasse. Dieses Verfahren ist aber immer noch mit einiger Schwierigkeit verknüpft, wenn drei oder vier Bände damit gefüllt werden sollen; ferner ist doch auch manche Zeit auf die Lesung einer weitläufigen Chronik verwandt werden, und dies muß daher möglichst ausgebeutet werden. Dagegen wird denn Alles, was irgend in eine äußerliche Beziehung zu jener Erzählung gesetzt werden kann, mit in den Roman aufgenommen, so daß dieser ein Geschichtsbuch wird, dem es nur an Ordnung und Zusammenhang fehlt. Besonders alles Grausige, Erschütternde oder Geheimnißvolle ist hoch willkommen, weil der ~~Leser~~ ~~seiner~~ ~~Publikum~~ wohl kennt und weiß, daß es viel zu läßern noch dergleichen ist, um darnach zu fragen, ob Zusammenhang und Verstand darin sei. Aber trotz der Selbstlosigkeit dieses Verfahrens wäre zu wünschen, daß diese Herzen noch durchsichtlicher abschreiben, als sie thun. Denn was sie aus ihren eignen Köpfen hinzufügen, das ist nun erst das Schrecklichste von Allem. Sie verwässern und verarbitern die historischen Thatsachen durch die unverständigen Raisonnements, welche sie ihren Personen in den Mund legen, und durch die unwahren Triebfedern, welche sie historischen Handlungen unterschreiben, auf eine so furchtbare Weise, daß den kundigen Leser ein Grauen befiel. Da sie den sich ihnen anbietenden Stoff nicht zu einem eigenthümlichen, lebendigen Gebilde umzugestalten vermögen, so bleibt ihnen nichts Anderes übrig, als denselben in Form eines halbverdauten Excrements von sich zu geben. Das nennt man die Geschichte romantisch bearbeiten!

Die Begebenheit, welche der Verf. offenbar als den Kern seiner Arbeit betrachtet, ist folgende. Ein junger Mensch heirathet ein Mädchen von ausnehmender Schönheit und sehr heiterm Sinne, führt sie in die große Welt ein und quält sie, als sie großes Aufsehen durch ihre Schönheit macht, mit einer sehr unverständigen Eifersucht. Nachdem die Frau sich in ein Beguinentaler gestürzt hat, hegt der Gemahl zwei Alphabete hindurch die Absicht, sie für ihre vermeintliche Untreue zu bestrafen, kann aber immer nicht dazu kommen, seine Absicht auszuführen, weil allerhand Zufälliges ihn abhält, bis er sich zuletzt bekehrt. Diese Geschichte steht nun in durchaus keinem Zusammenhange mit den historischen Begebenheiten, welche der Verf. mit vieler Breite vorträgt, und ebenso wenig mit einer Menge erdichteter Scenen, in welchen die Sitten der Zeit geschildert sein sollen. Durch diese Episoden, welche den größten Theil des Buches einnehmen, wird die Hauptgeschichte auseinandergerissen und verpörrer; aber freilich hätten sich ohne dieselben nicht leicht drei Bände füllen lassen. Die Personen, welche in jener Hauptbegebenheit auftreten, sind natürlich von jenem geist- und charakterlosen Mittelschlage, welchen alle unsere Dichtschreiber außerordentlich lieben, und haben nicht die geringste Spur von dem Charakter jener Zeit aufzuweisen. Aber eben darum sind sie noch viel leblicher als die Personen, welche ausdrücklich nach da sind, die Sitten jener Zeit zu repräsentiren. Diejenigen Theile des Romans,

in welchen diese eigentlich romantischen Figuren vorkommen, sind die schauderhaftesten. Ich will nur eine derselben herausheben. Der Verf. hat nämlich unter anderem versucht, in der Person einer Prinzessin Anna den der bekannten Königin Johanna von Neapel ähnliche Charakter zu entwickeln. Wäre ihm das gelungen, so würde man ihm vielen Dank wissen; denn dann hätte er ein kräftiges, inhaltreiches Bild uns vor Augen gebracht. Da die Aufgabe war freilich viel zu schwierig für ihn, so ist die Ägelslosigkeit kann ebenso wenig wie alles andere Geklättel geschildert werden, wenn der Schilber nicht selbst Geist hat. Daher erfahren wir auch nichts Anderes von unserer Prinzessin, als daß sie sehr unbedeutlich, unedel, zweitens, daß sie rachsüchtig und nachgierig ist, und drittens, daß sie den Lachkrampf hat. Dieser Lachkrampf spielt eine große Rolle in dem Roman und ist, genau genommen, das Einzige, was dem hier wirklich veranschaulicht wird. Die Prinzessin wird einigemal davon befallen, und jeder dieser Anfälle ist weitläufig und mit der dem Verf. eignen Nothdurft das Hässliche geschildert. Von Geist, oder auch nur von Herbe, kräftiger Sinnlichkeit oder Eigenthümlichkeit des Charakters findet sich keine Spur. Die ganze Schilderung besteht in einer trocknen Aufzählung von Schandtaten und ist also eine wahre Sünde an der Würde der Menschheit. Außer dieser Prinzessin ist eine ganz gewöhnliche, wie es scheint, allein bedauerliche in dem Roman genommen worden, um denselben mit möglichst vielen Schauspielerischen zu füllen. Ein alter Mann nämlich verathet eine Witwe ihres Geldes wegen, unter der Bedingung, daß er einem Mönche gestatte, statt seiner die öffentlichen Functionen bei seiner Frau zu verrichten. Um sich hierfür zu entschädigen, verführt der Alte die Tochter seiner Frau. Diese läßt sich, obgleich der Alte es ein Muster von Hässlichkeit geschildert wird, von ihm nicht zu verführen, sondern will auch noch nebenbei seinen Sohn heirathen. Dieser wieder macht Marthanschläge, um die Frau eines Andern in seine Gewalt zu bekommen, und Beide zusammen, Vater und Sohn, stechen die alte Frau des Alten, die Mutter des Sohnes, in ein furchtbares und geben sie für todt aus, damit die zweite Heirat möglich werde. Und doch will ich nicht in Abrede setzen, daß Alles dieses sich so darstellen läßt, daß die Schilderung ein psychologisches Interesse hätte. Aber hier ist Alles so ungenügend, so plump, so niederträchtig, daß man sich mit Ekel und Abscheu abwendet. Nicht ohne sinnlose Sinnlichkeit wird uns hier geschildert, sondern in stumpfsinniger Gemüthsstumpfheit, wie sie gar nicht existirt.

Alles dieses wird nicht einmal so erzählt, daß die platt Subjectivität des Verf. sich darin äußert, wie in dies in einigen neuen französischen Romanen geschieht, obgleich trotz aller Schauspielerischen und Nichtgenügendheit der Inhalte doch wenigstens Talent für Darstellung zu sehen. Dieser Verf. dagegen scheint zu wissen, daß sein Publikum das Abscheuliche liebt und auch dann noch vertheilt, wenn es ihm ohne alle mildebernde Verhüllung gezeigt wird. Es herrscht daher in dem ganzen Roman ein

bleibt rohen widerwärtiger Kom. Man sieht so recht, wie Dr. Storck es sich bequemer gemacht hat und dem Leser zukunfts, für Schilderung einer rohen Zeit zu nehmen, was eigentlich nur Ausdruck der eignen Nothheit des Verf. ist:

Äußer den lasterhaften Figuren, von denen wir schon sprachen, finden sich in dem Romané auch einige Persönlichkeiten, welche den Gegensatz zu jenen bilden sollen und daher als in jeder Beziehung höchst edel beschreiben werden. Obgleich nun diese Gestalten sehr matt geschildert sind, so würden sie erfreuliche Lichtpunkte sein, wenn nicht auch sie benutzet würden, um die ganze Zeit in einem, wo möglich noch nichtwürdigerem Lichte zu zeigen. Alle diese vorwärtigen Persönlichkeiten erscheinen nämlich als der untreue Ehemann, die Zeit stößt sie aus, während der Unstimmigkeit. Alles, was irgend Edles erscheint, wird der unterliegenden Partei zugesetzt, und die Sieger siegen nur durch ihre Nichtwürdigkeit, und zwar nicht etwas durch irgend einen gewöhnlichen Frevel, sondern durch die gewöhnlichste Erbärmlichkeit, unterstügt durch einige glückliche Zufälle. Und so zeigt sich denn auch hier wieder der böse aller elenden Erzähler, der Zufall, als das Herrschende. 6.

Holland in den Jahren 1831 und 1832 von Ludolf Meinharg. Zweiter Theil. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1833. 8. Preis für beide Theile 2 Thlr. 16 Gr.

Schon von dem ersten Theile dieses Buches haben wir dem Leser mit großem Wohlbehagen Bericht erstattet^{*)}, und auch der zweite, niemoal nicht so voll lebendiger Schilderungen des wertschätzigen Landes, seiner Gebräue, Einwohner und ihrer Verfassungen, enthält eine Reihe anziehender Darstellungen, die sich in den verschiedenartigsten Gebieten ergeben. Der Verf. richtet diesmal seine Blicke mehr auf das innere Leben des Volkes, auf die Resourcen seiner höhern Bildung und betrachtet daher namentlich die holländischen Maler, tobt sie lebende, berichtet uns über ihren größten Dichter, Bondel (eigentlich ein Deutscher, aus Köln gebürtig, der mit seinen Lehrern in frühesten Jahren nach Holland eingewandert war), theilt uns eine anziehende Sammlung alter holländischer Volksgefänge mit u. dgl. m. Sowol in der Auswahl als in der Behandlung dieser Gegenstände finden wir denselben gesunden Sitt und die unparteiische Einsicht wieder, die uns schon im ersten Theile so erfreute. Wir können nicht über alles Einzelne des Buches berichten und heben daher Folgendes als das Interessanteste heraus. Der dritte Aufzuge vertritt sich aus Holland, denn er erhebt sich ins Gebiet der Phantasie. Er ist betitelt: „Der Rhein und ich“, und enthält eine glückliche, wenn gleich etwas zu weit ausgeschwemmte Allegorie über das geographische Schicksal, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, dieses köstlichen Stromes, der, ein brausender Sohn der Berge und der Berge, so köstlich verflucht werden muß, daß sein fast so prächtig rollendes Böge zwischen Swamp und Schilf, ja von schwandiger Untertage bedeckt stehend dahinschießt, fast einem stützlichen Stützpunkt in das stürmende Meer zu halten. Der vierte Aufzuge ist überschrieben: „Die Waaschappijnen“, welches holländische Wort einen größten Verein bedeutet. Dieser Verein gibt es in Holland sehr viel und alle richten sich auf Gegenstände des ökonomischen Nutzens oder einer allgemeinern höhern Bedeutung. Die bedeutendste unter allen Waaschappijnen ist die

1784 gestiftete Gesellschaft Tot nut vant algemeen, oder zum allgemeinen Nutzen, welche 15,000 Mitglieder allein in Holland zählt und, so viel wir bekannt, auch in den indischen Colonien sehr weit verbreitet ist. Alle die nützlichen Anstalten, welche dieselbe war durch den Beitrag von sechs Gulden jährlich, den jedes Mitglied zahlt, zu Stande gebracht hat, sind kaum zu übersehen. Unter andern empfindlich, wie man sich in Holland gefügt, allein 6000 Kinder Unterricht aus den Mitteln der Gesellschaft. Die zweite große Waaschappij ist die der Beschäftigten, welche die berühmten Armencolonien, unfruchtlich die zweckmäßigste Anstalt zu einer auf das Allgemeine günstig rückwirkenden Unterhaltung armer Familien, gegründet hat. Sie werden zum Anbau meist liegender, aber der Cultur durch sorgfältige Behandlung des Bodens zugänglicher Distrikte verwendet, wo sie durch Fleiß nach und nach von Tagelöhnern zu Eigenthümern übergehen können. Die Einrichtung dieser Armencolonien (beiläufig von dem General van den Bosch herrührend) ist so vortreflich, daß sogar jüngst eigene Commissarien aus Frankreich dahin geschickt wurden, um genauere Kenntniss behufs einer zweckmäßigen Nachahmung in ihrem Vaterlande davon zu nehmen. Man darf übrigens nicht glauben, daß alle diese Vereine sich allein auf Gegenstände des äußern Nutzens richten; sondern im Gegentheil, die meisten haben höhere Gegenstände zum Zweck, weil für das Nützliche durch tausend andere Einrichtungen in Holland schon in vielfältigster Weise gesorgt ist. Es gibt es einen sehr ausgebreiteten Verein zur Verbesserung der Tonkunst, einen andern für freie Künste und Wissenschaften, einen für Naturkunde, mehre für religiöse Zwecke, als Bibelgesellschaften, Missionsgesellschaften u. s. w. Die Uebersicht der Geschichte des holländischen Handels läßt man mit Interesse; die Ansichten des Verf. über Corraien und Colonien sind geistreich und wahr, besonders was den Vergleich der Holländer mit den Spaniern und Portugiesen in dieser Beziehung anlangt. Wenn er in diesen und dem folgenden Aufzuge: „Java und die Javaansen“, mit Empörung von der Grausamkeit spricht, womit sich Holland in den Colonien festgesetzt hat, so können wir ihm nur Recht geben; wenn er aber behauptet, daß die Holländer vorzugsweise barbarisch verfahren seien, wenn er auf ihre Kosten die Engländer rühmt, so möge er nur an die Geschichte der indischen Colonien im vorigen Jahrhunderte denken, und er wird sehen, wie der englische brutale Aesthetismus den holländischen Krämergeist an Grausamkeit und Habgier noch übertroffen hat. — Die nächsten Aufzüge charakterisiren Holland, sind aber nicht hervorzuheben genug, um einzeln erwähnen zu werden; die von S. 96 an enthalten lauter Aufzüge, die Bezug auf holländische Malerei und Maler haben. Vieles darin hat uns sehr angezogen; sowol das Biographische, in das Gewand anziehender Humoresken gekleidet, als das Historische und Aesthetische in diesen Mittheilungen. Sehr lebendig zeichnet uns der Verf. das Bild des lustigen Malers (fast der holländische Gulespitzel) Jan Steen, welcher er nach einem auf den Gassen des Haag für zwei Stüber erkauften Wiberbogen karikiert. Ueberhaupt wird man Alles, was über holländische Malerei, Maler und Gemälde in dem Buchlein gesagt ist, mit Interesse lesen; doch müßten wir hier zu sehr ins Einzelne gehen, wenn wir nur einzelnmaßen vernehmend darüber sprechen wollten. Wir begnügen uns daher, den Leser durch diese Andeutungen darauf hinzuweisen. Zum Schluß theilt uns der Verf. mehre holländische Volksgefänge mit, welche, meist balladenartig, seltsame und scherzliche Begebenheiten, wo Liebe und Haß sich entwickeln, zur Darstellung gewählt haben. Sie gleichen im Uebriem in kunstloser Gestaltung, wo der Stoff noch die bildende Hand des Künstlers überwältigt und fast verpörrt, ganz den altdeutschen Uebersetzen dieser Art, und mögen vielleicht bei der Unschicklichkeit der Sprachen, und in frühern Zeiten auch bei dem Charakter der Dichter, unweit von einander entsprossen sein. Die deutsche Bergwanderschaft läßt sich nicht ableugnen. Das Lied: „Es ging ein Vater wol über Land“, gleicht den mutwilligen Liedern, die wir im Schatzspeare antreffen, und ist besonders durch den lustig klingenden

*) Egl. Nr. 340 d. Bl. f. 1833.

Refraim sehr ansprechend; und möchte, es müsse ein Beilegefangen sein oder werden. — Das ist der Inhalt des Buchchens, welches wir unsern Lesern bestens empfehlen. 18.

Der Fremde von Pästum. (Eine Anfrage.)

Das, wie im Menschenleben, so auch in der Literatur Räthsel vorkommen, ist eine bekannte Sache. Ein solches Räthsel ist uns in einem Werkchen aufgeschoßen, dessen bereits in diesen Blättern (Nr. 198 f. 1855) mit entschiedener Anerkennung gedacht worden ist. Es sind „Sir Humphry Davy's trübende Betrachtungen auf Reisen“, übersetzt vom Ritter von Martini. Die großen in diesem Buche niedergelegten Meera eines Lebenden den Geistes erinnern uns an Goethe's Worte: „Am Ende des Lebens gehen dem erfahnen Geiste Gedanken auf, bisher unentdeckt; sie sind wie seltsame Dämonen, die sich auf den Gipfeln der Vergangenheit glänzend niederlassen.“ Aber darum ist es uns hier nicht zu thun, wol aber um ein biographisches Räthsel, worüber eigentlich der Uebersetzer uns Aufschluß geben könnte; ein Räthsel, von welchem wir uns wundern, daß es, einem hohen Regenten anlangend, noch von Niemand zur Sprache gebracht wurde.

Bekanntlich hatte der berühmte Baronet Davy das merkwürdige Unglück, in einem Raufen, der sich von dem Folge, woran er befestigt war, losriß, den großen Trausfall in Derselben herabzukürzen (S. 191), und das Glück, von einem Fremden, der dort nach Salmen entsetzt, mit der starken Kugel herausgeschickt und durch schnell angewandte Mittel ins Leben zurückgebracht zu werden. Eine Anmerkung des Uebersetzers sagt nun: „Die Person, welche Davy aus dem Trausfall rettete, war Se. Majestät Ludwig König von Baiern.“ Auch für den künftigen Biographen des Monarchen müßte diese Begebenheit sehr erheblich erscheinen, wenn sich nur nicht aus dem Buche selbst eine Menge Zweifel erheben ließen, welche wenigstens Ref. noch nicht zu lösen gewußt hat.

Davy erkennt nämlich in seinem Kettler seinen Fremden oder Unbekannten aus den Ruinen von Pästum her, wo Davy einige Jahre früher mit ihm sich zusammengefunden und so einige genussreiche Stunden zugebracht hatte, daß er mit der wichtigsten Sehnsucht ihm einmal in seinem Leben wieder zu begegnen sich wünschte. Wir müssen es den Lesern des Buches, welche den König Ludwig gesehen haben, ablassen, die S. 119 und 120 gemachte Beschreibung von des Fremden Persönlichkeit selbst an seine anzunehmen. Da dies indes nicht von Allen gesehen kann und Davy vielleicht Erinnerungen täuschen konnten, so halten wir uns an andere Stellen, welche die Identität jenes Fremden von Pästum, als Davy's Lebensretter, mit dem genannten Monarchen, sowie sie hier vorliegen, völlig bezweifeln lassen müssen. Der Unbekannte erzählt in Pästum nämlich nicht nur S. 163 fg. von seinen Reisen durch Aegypten, Kleinasien, Ptolemais, Jerusalem, sondern äußert auch bei Gelegenheit des an letztem Orte gekauften Rosenkranzes, den nachher Pius VII. in Fontainebleau küßte und segnete, und mit welchem sich der Fremde sogar aus Räuberhänden rettete (S. 171 fg.), daß er in den Gebäuden der englischen Hofkirche erzogen sei, daß er unter der Herrschaft Napoleons, begünstigt durch die den Gelehrten ertheilte Erlaubnis, durch Frankreich nach Italien gereist sei, den Papst aber um nicht-politische Aufträge nach Italien mit dem Bemerkten gebeten habe, daß er ein Engländer sei. Auch S. 186 wird England das Vaterland des Fremden genannt. Nach jener Trausfall-Katastrophe, wo der Naturforscher deutlich in seinem Lebensretter den Fremden von Pästum wiedererkennt, ihn mehrmals so nennt, kommt es nun auf einer gemeinschaftlichen Reise mit ihm und einem englischen Korte nach dem Besuche der adelöberger Höhle zu einigem bescheidenen Fragen Davy's an seinen Lebensretter über dessen Geschichte

und Lebensverhältnisse, wo dieser S. 242 äußert, die Geschichte seiner Jugend gleiche fast einem Roman, und fortsetzt: „Meine Abkunft ist niedrig, doch kann ich an eine mündlich überlieferte Erzählung meiner Großmutter väterlicherseits glauben, welche zufolge unsere Familie altägyptischer Abkunft wäre. Der Zufall öffnete mir in der Jugend eine wissenschaftliche Laufbahn. In mündlichen Lehren lernte ich das Glück und machte mich unabhängig; dann ward ich ein Naturforscher und setzte meine Reisen mit dem Bestreben fort, mich zu unterrichten und der Wissenschaft nützlich zu werden. Ich habe den größten Theil von Europa gesehen und, wie ich glaube, mit allen seinen berühmten Gelehrten gesprochen u. s. w.“ Wir überlassen nun dem Leser, der eine abschätzliche Beurtheilung der hohen Ranges von Seiten des Fremden kaum annehmen wird, alle diese Angaben auf jene Identität anzuwenden. Wer aber auch dieser Fremde gewesen, um seiner getragenen Kenntnisse, um seines höchst erlichen Geistes und um seiner tiefen Schätzung für die Religion wüßten wir ihm um so höhere Achtung zuollen, als er, Anfangs Schüler, zu folgendem schönen Resultat gelangt ist S. 230: „Religion, sie sei die natürliche oder die geoffenbarte, hat immer denselben wohlthätigen Einfluß auf den Geist. In der Jugend, in Gesundheit und Glück erweckt sie Gefühle der Dankbarkeit und erhabener Liebe; sie lehrt und erhebt zu gleicher Zeit; aber es ist im Unglück, in Krankheit und Alter, wo man ihre Wirkungen am wahrsten und kräftigsten empfindet. Wenn gläubige Unterwerfung und demüthigtes Vertrauen auf den gütlichen Willen, früher eine Pflicht, jetzt Vergnügen und unvergängliche Quelle von Trost geworden, dann erzeugt die Religion Kräfte, die man für irdischen hielt; dann gewöhnt sie dem Geiste eine Frische, welche man immer für verloren wähnte, die aber nun sich als unzerstörliche Hoffnungserwartung; dann ist die Religion der Pharisäer, welcher den wognumbraunten Seemann in die Heimat geleitet, wenn er, wie der norwegische Pilot, der holländischen Nordsee entronnen, jene stillen, ruhig schönen Buchten oder Fiorde gewinnt, von heitern Säinen und idyllischen Wiesen umschlossen; dann ist sie eine grüne, behaute, von frischen Düften durchrieselte Dase, welche den durstigen erschöpften Wanderer in der Mitte der Wüste empfängt. Ihr Willen überwindet alle irdischen Freuden; er nimmt an Kraft zu, während die Organ alternden und der Körper seiner Ausübung entgegengeht; sie gleicht dem hellen Abendhimmel am Horizonte des Lebens, der, wie wir sicher sind, in einer andern Zeit Morgenstern wird und seine Strahlen durch Schatten und Dunkel des Todes sendet.“ 41.

Der überpinselte Plafond des Leipziger Concertsaals.

Bekanntlich wurde im hochgebildeten Leipzig der durch Defers's Denkgemälde so berühmte Concertsaal 1833 auf einer so jämmerliche Art überpinselt, daß viel öffentliche Bildertheils die Behauer, theils ihren Spott über ein solches Wesagen äußerten, da von den Meisterwerken, die in Composition und Ausführung gleich trefflich waren, nun nichts mehr auf der Nachwelt kommt als eine trockene Beschreibung in Brockhaus's „Geschichte u. s. w. von Leipzig“, und eine Handzeichnung, welche sich in den, in letzter Diermesse veröffentlichten *Album des Banliers Gottfr. Binkler* befand. Letztere hat aber das Amt der Remise auf eine literarisch-komische Weise übernommen. Als der requirirte Zarator des Binkler'schen Nachlasses so in die Hand nimmt, ruft er scherzend: „Sieh da, der überpinselte Plafond des Leipziger Concertsaals!“ Der Schreiber geht dies, wie er es vernommen, und so ist nun im *Album* der hinterlassenen Gemälde, Handzeichnungen u. s. w. von Gottfr. Binkler“, S. 14, Nr. 67, hier und dorthin ein ewigen Andenken unter der Rubrik: „Handzeichnungen und literarische“, zu lesen: „Der überpinselte Plafond des Leipziger Concertsaals, gr. quer. Realfol.“ 65.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1833.

Erster Artikel.

Eine Menge von Federn hat sich bereits in Bewegung gesetzt, die Ursachen von dem allgemeinen Verfall der Bühne, wie der dramatischen Literatur zu ergründen, und Mittel anzugeben, wie die sinkende Bühnenwelt zu stützen und von ihrem Untergang in totaler Nichtachtung zu retten sei. Diese Rettungsmittel sind zum Theil ebenso seltsam als die entdeckten Ursachen, welche diese Gefahr herbeigeführt haben sollen. Alle Kunst hatten ihren Verfall von dem Augenblick der Vermischung der Gattungen und Stylarten an, so lehrt die Kunstgeschichte, und wir glauben daher ganz einfach, daß diese Vermischung der Gattungen Grund und Ursache des Verfalls, ihre vernünftige Sonderung aber das einzige Rettungsmittel für die dramatische Kunst sei. Diese Ansicht wird tiefphilosophischen Kunstrichtern zu einfach erscheinen; wir halten sie eben ihrer Einfachheit wegen für wahr und unbestreitbar. Was würde aus der Malerei werden, wenn die Künstler so unständig wären, zu gleicher Zeit im Styl Rafael's und Adrian's von Rhade malen zu wollen; was aus der schönen Baukunst, wenn man den gothischen Styl mit dem griechischen zu verschmelzen sich einfallen ließe? — In der dramatischen Kunst wird diese unglückliche Vermischung täglich versucht, und man wundert sich über das daraus hervorgehende Verderben? In demselben Stücke will man den Forderungen der Kunst ein Genüge leisten und den ganz entgegenstrebenden Forderungen jenes Halb-pöbels, dem man die Schausäle hat öffnen müssen, um bestehen zu können, nachdem selbst Regierungen ihre Hof-bühnen aus eignen Mitteln nicht mehr erhalten können. Derselbe Dichter soll und will in derselben dramatischen Arbeit den Ansprüchen des durchgebildeten Kunstrichters und denen des rohen Hauses genügen, der nur von Grotten oder wenigstens von grellen Effecten, wie sie die Kunst verleugnet, zur Theilnahme zu bewegen ist? Unmöglich! — Sondern dagegen die Gattungen, und Alles ist erreicht. Wertheilt die Leistungen der Bühne; gebt am Montag dem erleuchteten Kunstfreunde, am Dienstag dem Halb-pöbel, am Mittwoch dem rohen Hausen Befriedigung, singt am Donnerstag, tanzt am Freitag und stellt auch auf die Köpfe am Sonnabend, aber vermischt das ewig Getrennte nicht länger. Sofort wird der dra-

matische Autor sich seine Stelle, seinen Tag suchen; er wird wissen, für welches Publicum er schreiben will — und der Adel der echten Kunst ist gerettet. Eine übertriebene Humanität, welche alles nivellirt, ist der wahre Quell des Verfalls der dramatischen Kunst. Man will alle Stände an Dem Theil nehmen lassen, was nur dem Durchgebildeten Freude geben kann und soll. Das ist gut für eine demagogische Kunst; aber die dramatische Kunst im alten Begriff erstickt daran.

Diese Vermischung der Gattungen war den Atheniensern fremd. Warum? Weil es in Athen keinen Pöbel gab. Doch darüber ist zu viel zu sagen, und wer über unser Theaterwesen nachdenkt und seinen Verstand nicht einbüßt, der hat keinen zu verlieren. Nach und nach tritt eine achtbare Stimme nach der andern von diesem Rednerstuhle ab; auch Litzel schweigt nun, nachdem er seine Ansichten von einer wilden Opposition löstern gesehen hat, und Alles droht endlich in einer allgemeinen Verachtung zu Grunde zu gehen. Von denen, die für das Theater schreiben, will Niemand gern daran erinnert sein, daß er Bürger eines sinkenden Staates ist; der Ehlebbende, der die Kunst um ihrer Schönheit willen Liebende zieht sich verletzt zurück, Der bleibt allein auf dem Platz, der sie als eine melkende Kuh in Pacht genommen hat, und die edelste Gattung der edelsten Kunstübung bleibt am Ende nur für die Deloten übrig. Sklaven schreiben die Stücke, an denen Freigeborene sich erheben und erfreuen sollen; der Geist bettelt sich bei der rohen Sinnlichkeit zu Gaste, die allein noch ihren gedeckten Lisch auf der Bühne findet, wo sie mit Gift, Todtenköpfen und abgehauenen Händen und Füßen tractirt wird. Dies ist das Resultat. Alle Scham, alle Sitlichkeit ist von der Bühne gewichen; man beneidet die Zelten, wo Kokebue noch wenigstens den Schein der Sittsamkeit annehmen mußte, um nicht ausgepiffen zu werden; denn nun zeigt sich das Laster, die Unsitte blank und nackt auf den Brettern; die edeln Geister ziehen sich zurück, und die Bühne bleibt für die Hefen des Volks übrig, die dahin strömt wie zu einem Schaffot.

Das ist der Erfolg jener vernunftwidrigen Vermischung verschiedener Gattungen und unvereinbarer Bestrebungen. Durch sie hat die Bühne die Dichter verderben, und die selbe Bereitwilligkeit der Lesern, sich verderben zu lassen, führt ihrerseits die Bühne, als Kunstinstitut, ihrem

Verderben entgegen. Von dieser Ueberzeugung durchdrungen, werden wir in unserer kritischen Uebersicht unser Augenmerk besonders auf jene verderbliche Vermischung des Unverrinnbaren richten, diese tadelt und in ihrer Wichtigkeit darzustellen; jeden Versuch dagegen, zu jener Sonderung zu gelangen, welche der Kunst Adel und Selbständigkeit zuküchzulegen trachtet, der Theilnahme unserer Leser empfehlen. In den bessern Leistungen wird ein zweiter Uebersichtspunkt für uns die Objectivität des Dramas sein. In einem dramatischen Kunstwerk ist der subjectiven Auffassung des Dichters nichts überlassen als die Idee der That selbst. Die Charaktere fodern ihre Wahrheit in sich. Je unpoetischer diese ist, desto objectiver werden sie erscheinen und desto nothwendiger ihre Handlungen. Wo die dramatis personae als Organe des Dichters erscheinen, mit Menschennamen bekleidete Ideen des Dichters sind, da geschieht dem Kunstwerk Eintrag.

Im Lustspiele scheint uns nichts so tadelnswerth, als den hundertmal gedrehten und aufgedrehten Strick von Neuem zu drehen. Wo uns irgend die herkömmliche Species von Charakteren begegnet, mit den herkömmlichen Mischungsverhältnissen zur Virtue verarbeitet, da ist auf unsere Anerkennung nicht zu rechnen. — Im historischen Schauspielen fodern wir doppelte Wahrheit: geschichtliche, künstlerische; im bürgerlichen Schauspielen deutsches Element, nationale Gesinnung; im Singspiel vor Allem Wohlklang, musikalisches Ohr, Hingebung an die Musik; in der Posse selbst Reueheit des Sujets, und im Melodrama — Verstand. Dies ist in wenigen Grundzügen der Gohes, nach welchem wir die dramatischen Erscheinungen des verflossenen Jahres überblicken wollen. Wir waren unsern Lesern und uns selbst diese kurze Rechenschaft schuldig; denn allerdings gab unser diesjähriges Richteramt uns mehr Anlaß zu Mißurtheilen als zu Preisvertheilungen. Je tiefer die dramatische Kunst sinkt, je mehr sich selbst die Tradition des Guten und Rechten unter uns verliert, um so ernster und strenger wird der Beruf der Kritik, und die Beschuldigung eines mitleidlosen Urtheils widerlegt sich am besten durch die Nothwendigkeit desselben. Vor dem genialen Funken aber, selbst wenn er sich in der Asche birgt und von ungeschickter Hand erstickt zu werden droht, haben wir Achtung, und unser Verdicht soll nie verfehlen, ihn anzuerkennen. Der Deutsche hat mehr als ein anderes Volk eine tiefinnerliche Sehnsucht nach Poesie, und er huldigt ihr, wo sie ihm naht. Sein Fehler ist: Hingebung an Das, was andern, viel weniger poetischen Völkern gefällt. Die Nachahmung Anderer hat uns verdorben, die Nachahmung unseres eignen Geistes kann uns allein retten. Denn daß dieser Geist ein wahrhaft poetischer ist, erweist sich eben in der Betrachtung, welche die neue dramatische Schule bei uns trifft, während diese in Frankreich und England fast ohne Widerspruch triumphiert. In dieser Betrachtung ist ein Schatz von Hoffnung verborgen.

Wir beginnen unsere Uebersicht, wie gewöhnlich mit einig der alljährlich wiederkehrenden Gaben und Sammlungen. Recht betrachtet, sind diese Sammlungen ein

Gift. Sie führen die französische Aufsicht herbei, welche den Muth zu nationalen Arbeiten niederdrückt, die Bühne mit Fremdartigem überfüllt und den Geschmack beschädigt. Sie sind jedoch ein Uebel, das seine Nothwendigkeit erzwingen läßt, so lange der deutsche Bühnenmarkt sich Vorath genug nachwählt.

1. Almanach dramatischer Spiele für das Jahr 1834. Von E. M. v. B. Wien, Lentner. 1834. 12. I. Bdr. 8 G.

Mehr und mehr überzeugen wir uns davon, daß die eigentliche nationale Form des deutschen Lustspiels das Familien- und Conversationsstück sei, wie es zuerst Weiske, vom Hofe, Schröder und zum Theil Kogebue ausgebildet haben. In dieser Gestalt des Lustspiels ist nur ungerichtet und je in Grunde des deutschen Volkscharakters in seiner Gestaltung im Wurzeln. Der Deutsche liest vor allen Dingen seine Familie viel mehr als irgend ein anderes Volk des Continents oder Westens; von ihr aus conformirt er sich erst alle übrigen Formen des poetischen, wie seines bürgerlichen Lebens. Durch sie drückt er erst sein öffentliches Dasein, und wie in der Politik ist die Öffentlichkeit der Volksversammlung eher schreckt als anzieht, so scheut er es in der Kunst selbst, aus seiner Familie herauszutreten. Er ist still, frieblich und nur in vertrauten Kreisen tätig und beliebt; unter Fremden schamhaft und bescheiden. Er ist kein nationales Lustspiel, behaglich und natürlich sind ihm Schauspieler eigentlich nur in diesem, die fremde Gattung habe sie erlernt; aber Dichtung und Darstellung derselben zeigen immer etwas Fremdartiges und Etranges. Daher mag es kommen, daß wir das französische Lustspiel, welches aus der Familie heraus in einen größern Kreis eintritt, nie so vollkommen von deutschen Schauspielern darstellen sehen als z. B. die *„Die Jäger“*, und eben daher mag es kommen, daß das deutsche Lustspiel in jeder Abweichung her, welche die Mode gebot, stets wieder zu jenen Familienscenen zurückkehrt, die seinen eigentlichen Charakter, seine nationale Sphäre bezeichnen. Selbst in der Nachahmung französischer Lustspiele für die deutsche Bühne wird sich diese Richtung; es wird meistens Alles vertraulicher, innlicher, als es war. In der vorliegenden Sammlung erscheinen uns drei französische Originale in solcher Umwandlung. Erst: *„Der Mann meiner Frau“*, Lustspiel in drei Aufzügen nach Kogebue, eine hässliche Verflüchtigung des Scharfsinns der Alten gegen die Vermittler ehelicher Zwistigkeiten geschieht. Die Elemente dieses Lustspiels sind beinahe deutsch und so leicht zu Bearbeitung um so eher gelingend. Sie ist ohne Tadel und läßt ein fremdes Original nur nach wiederholter Prüfung erblicken. Das zweite Stück: *„Die wackerkühnen Liebhaber“*, Lustspiel in zwei Aufzügen nach Scirbe und Barrot, ist in weitem französischer. Es hat dies Stück bereits mehr Bearbeitungen erfahren. Wir finden es in Anlage und Ausführung ziemlich schlecht, ohne andere, als die französische conventionalistische Wahrheit, deutscher Gesinnung fremd, und an sich eher ein künstlerisches Geschick geföhrt. Der Deutsche langweilt sich nicht so schnell als der Franzose, und auf den Wirkungen der so genante beruht die ganze vis comica des Stückes. Dies ist ebenso albern als langweilig. In demselben Maße, wie das erste Stück uns mißfiel, gefällt uns das dritte: *„Die ungeschickten“*, Lustspiel in drei Aufzügen nach einem Marivaux'schen Lustspiel und einem Scirbe'schen Vaudeville. Die drei sind die *„Unschicklichen“* wieder deutsch, und Figuren wie Ragister *„Unschicklichen“* sind sogar ursprünglich Deutschland anzugehören und von da her sollen nur adoptirt zu sein; wenigstens erinneren wir uns hier solchen in Molière oder Regnard begegnet zu sein. Die drei zwei Unschicklichen zusammenzubringen und aus ihnen irgend ein Paar zu machen, das *„Bona's“* Prophezeiung wahr zu machen welcher der gemeine Gatte, wenn er plötzlich verstorben, einen sehr traurigen Empfang erhalten würde, ist albern und in der Ausführung des so scharfsichtigen *„Bona's“* verbindet sich Marivaux's ganze Feinheit und Beobachtungsgabe.

mit seinem komischen Vermögen. Die groß und hand-
hab, ihrem Vergleich, die Erfindungen der heutigen
und Meistwerke. Unter den viertheilshundert Auffspie-
den Baudouilles derelben ist keines, das dieser seinen und
den Erfindung Marivaux's gleich käme. Die Sprache des
einen verdient nur Lob; sie ist gebildet und so gewandt,
wie das Original kennen muß, um an eine Bearbeitung
zu sein.

Kipke oder dramatischer Almanach für das Jahr 1834,
F. K. Kurländer. Bierundzwanzigster Jahrgang.
16 Kupfern. Leipzig, Baumgärtner. 1834. 12
Bl. 12 Gr.

Unter den vier hier zusammengestellten Stücken begegnet
sich das unermessliche „Ewig“ nach Scirbe's und Bar-
„Toujours“, über welches verhehlte Gebilde wir uns be-
ausgesprochen haben. Was wir dort sagten, paßt auch
wiewol der Bearbeiter sich's viel Mühe hat kosten lassen,
um Unmohrscheinlichkeiten des Stücks und seine Widers-
durch ohne Umgekehrungen zu heben. So hat er aus
unter einem Bozer gemacht (German) und hiernach den
abgeändert, und Clarissa weit gebildeter und liebenswür-
gemacht. Gut, aber nicht genug; das Stück bleibt den-
schlecht, und wenn es noch so sehr in Wien gefällt. „Die
als Lebensbilder“, Lustspiel in zwei Acten, bieten eine
schöne Geschichte dar, die uns, trotz der frischen Bräue
r, wenig gefallen hat. Der Frau v. Weiskenthorn „Des
Weiskenthor“ behandelt dasselbe Thema theils gemäch-
theils natürlicher, wiewol der Dialog in diesem Stücke
er und vollendet ist; denn diesen hat Kurländer über-
sinnlich Wörter Logeue fast abgerat. — „Eigenschaft-
spiel nach Scirbe's, „Gardien“ und Sand's „Indians“;
unterhaltende und, läbliche Arbeit, welche bei den Ver-
gen, die der Verf. damit vorgenommen hat, viel ge-
t haben mag. Das Stück macht sich durch die gute und
matische Verwicklung geltend und hat, wiewol wefent-
lich in der Gefinnung, doch ein Recht darauf, in ge-
kreisen, wo die conventionnelle Natur einmal für Natur
a gefallen. — Die Kleinigkeit: „Barum“, ist unterhalt-
nd lehrt, nicht nach jedem Barum zu fragen.

Idyllen und Lustspiele. Theils Originale, theils Ueber-
ungen und Bearbeitungen von Louis Angely. Zunächst
die Theater zu Berlin. Dritter Band. Berlin, Cosmar
Krause. 1834. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

ie eigentliche Weise, wie der Verf. pariser Baudouilles
ner Possen zu verwandeln bemüht ist, kann als bekannt
namen werden. Er hat damit in der That eine Gattung
en, und wiewol die Gattung schlecht ist, so ist doch
ies Ruhmes genug für einen Schriftsteller wie Dr. An-
Babillos sind die Schwachheiten seiner Leistungen,
freitig hat diese leichte Waare zum Verderben der Kunst
von der man sie nicht zu sondern verband, das Ubrige
gen; doch hat Angely das Verdienst, wenn man es an-
ennen kann, sein Auditorium durch die öffentliche Wie-
ig localer Schnurren, lächerlicher Anekdoten und der be-
deutlicher Wasserwege lachen zu machen. Dergleichen ge-
t in Zeiten, wie die unsrigen sind, der Literatur an;
Jahren nahm die Kritik von solchen Sachen keine No-
Die hier gesammelten Stücke sind: „Der Stellvertreter“,
reide und Carmouche, eine alte, hundertmal dagewesene
e; „Der Unglücksgefährte“, nach Thodouin, besser, wahr-
nruer in der Erfindung; „Die doppelt Verheiratheten“
rbe, schlecht wie der Titel und noch obdenn durch Ge-
entfesselt; „Die Schneidermannsleute“, nach Scirbe, Ban-
bekannt und nicht mit Unrecht beliebt, ein niederländi-
ch voll Socialwahrheit, naturgetreu und deshalb zu be-
r; ferner: „Der Dachdecker“, nach dem französischen,
erfunden, barock, aber nicht über durchgeführt und vor-
n den Scenen gelungen, welche die aristokratische Ge-
das Apathwesen und die Familienhaltlichkeiten ver-

spotten. Der Bearbeiter, nach neuen Caricaturen tastend, gibt
hoch der Mutter Sprache eine Sprache, die kein Mensch spricht,
nicht einmal ein Mecklenburger oder ein Adner, und endlich:
„Der hundertjährige Greis oder die Familie Kückig“, Wieder-
spiel in einem Act, voll Portraits und französischer militä-
rischer Großsprecherei, die auf unsere deutsche Bescheidenheit
wie die Faust auf das Auge paßt. Nachdem wir so viel von
den Franzosen gelernt haben, sollen wir auch noch das Kom-
heldenthum von ihnen erlernen, das, wie gesehen es, und den
Besuch der pariser Theater stets verleiht hat. Uebrigens ist
das Stück gar sentimental und rührend, nur müssen wir es für
eine feine Reize des Bearbeiters halten, d: er von Soldaten
spricht, die den letzten Fußweg „eigenwillig“ statt „freiwillig“
mitgemacht haben.

4. Dramatisches Sträußchen für das Jahr 1833. Von J. F.
Castelli. Achtzehnter Jahrgang. Wien, Wallishanser.
16. 1833. 1 Thlr. 12 Gr.

Ein Spätling, der besser ungeborn geblieben wäre, wie
Spätlinge meist. Das „Dramatische Sträußchen“ wird je älter,
desto feiner und weiler; nichts mehr von der alten Schmitz-
keit in Wahl und Sprache; Der, welcher es bindet, hat es ab-
geschworen, sich die mindeste Mühe damit zu geben. Die schlech-
testen französischen Originale bringt es uns ganz treu und ohne
die geringste, durch Sitte und nationale Gefinnung gebotene
Abänderung, und der Dialog ist wie im Schlafe gemacht. —
Jedes der drei Stücke in diesem Jahrgange ist ein Beleg zu
diesem Aussprüche. „Die Käsefrau und der Quäker“, nach
Scirbe, in einem Aufzuge, ist das letzte der Scirbe'schen Stücke,
die der Uebersetzung werth waren. Es ist unästhetisch und lang-
weilig zugleich, und Beides zusammen ist fürwahr zu viel. „Die
Scheidewand“, nach dem französischen, ist etwas, wiewol nur
wenig, besser; es ist wenigstens nicht unästhetisch. Was die Lang-
weiligkeit betrifft, so verweisen wir auf Dörner's Schlussworte,
die in der That etwas von der Wellert'schen Komödie an sich
haben. „Lernet daraus, meine Lieben, daß man bei allen Zu-
sätzen, bei allen Gelegenheiten des menschlichen Lebens keine des-
fern, keine vertrautern, keine redlicheren Freunde finden könne
als jüdtliche Aenderwände, die durch ihren Rath und ihre Er-
fahrung der Unbesonnenheit Eurer Jugend zu Hülf kommen
und nur stets Quer währs Gesicht zum Ziel ihrer Sorgfalt ma-
chen.“ Unglaublich — eine Komödie im Predigerrock — und
das im 19. Jahrhundert, nachdem Schlegel vorgelesen hat, daß
die Komödie nicht moralisiren soll! — „Ueberspanntheit oder
die entsehlte (!) Literatur“, nach Scirbe, wird mit Recht zu
den schönsten Proben der entsehlten Literatur gerechnet. Die
Uebersetzung ist so schauderhaft wie das Stück selbst, oft gerade
unbeurth. Wehe uns, wenn wir alt werden! Castelli aber
sollte fürwahr um seines Namens willen etwas Anderes thun,
als solch triviales, ungeschicktes Zeug drucken zu lassen. Noch
jetzt vermag er Besseres zu schaffen, als diese Originale sind,
die er sich die Mühe gibt, jammerwürdig zu überlegen. Auf
alle Weise hat er sich von jüngern Lebensbildern gänzlich über-
flügeln lassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Pariser Salon 1834.

3.)

Es ist ein Maler in Paris, der ebenso viel Fehler als Lu-
genden, eine neue Manier zu portraictiren, großes Talent zu
zeichnen und componiren, aber im Figurengente dennoch weder
Natürlichkeit noch Farbe hat; ein Maler, der die verschobenen
bunt durcheinandergereichten nackten Körper kräftig und mus-
kuls mit aller Keckheit hinwirft, stolze Adernphysiognomien in
wenigen Linien erzeugt, im Einzelnen unübersehbare versta-
nische Gewänder, lebendiges Weibertisch und transparente
Zeuche macht, aber dennoch kalt läßt und fast nie dem Auge

gefällige Wesen zur Welt bringt. Dieser Maler ist Ingres, ein Mann von ebenso großem Ruf als Anfang. Sein Unglück will, daß er zu heftige, zu enthusiastische Verehrer hat; denn dadurch wird sein wirkliches Verdienst ungeschätzt, jedes Lob Ironie und jeder Fehler ein Verbrechen.

Wie es scheint, hatte sich der Meister auf Veranlassung seiner zahlreichen Schüler und Freunde diesmal zu einem großen historisch-religiösen Werke entschlossen, um damit der künstlerischen und profanen Welt, namentlich aber der leichtsinnig verdamnenden journalistischen der Hauptstadt zu beweisen, daß sein Genie nicht etwa die Pflanze eines Sperrlings und sein Pinsel mehr als gewöhnliches Werkzeug besitze. Delacroix und Delacroix, Bernet, Gros, Scheyer u. s. w. sollten sich beugen vor dieser Schöpfung im Geist und Stile Michel Angelo's. Er wählte zu dem Ende das Martyrium des heiligen Symphorian, eines jungen Priesters, der zur Zeit der Christenverfolgung Diocletian's das Wort predigte vor dem römischen Statthalter Perastius, weshalb ihn dieser mit Ruthen streichen und hernach vors Thor zur Hinrichtung führen ließ. Das Bild enthält den Moment vor der Marter, man sieht auf den Mauern der Stadt des Heiligen Mutter, welche ihn wie die der Malkabäer ermahnt und ihm die göttliche Belohnung verspricht. Symphorian wendet sich zu ihr, ein letztes Lebewohl sagend, und bedauert zugleich den Henker der Justiz, daß er bereit sei, ihr Opfer zu werden.

Wäre ich an Ingres' Stelle gewesen, ich hätte jeden andern Gegenstand, aber keine Martergeschichte gewählt. Einmal weil die trefflichsten Maler des 16. und 17. Jahrhunderts sich damit erschöpfen und besonders Rubens, Jordans, Le Sueur, Lebrun und die Italiener viel abschrecklich Schönes der Art gemacht haben; dann aber weil man in unserer Zeit alles Hohe und Feinliche, sogar in der Vergangenheit verabschont und nur Schönes, Gefälliges oder Grobes und Imposantes, Rührendes, Melancholisches, Schwärmerisches und Energisches sehen will. Ueberdies war die Scene des Gemäldes, worin Sohn und Mutter in ansehnlicher Entfernung von der Höhe der Stadt und aus der Ebene davor mit einander verkehren, der Darstellung und der Centralisirung der Handlung für das Auge nicht günstig und macht eine Anzahl Figuren, Gruppen, Gebäude, Soldaten, Victoren und Volk nöthig, die ganz unnützerweise des Malers Sorgfalt heischen. Doch diese Details wollte er, im hohen Maße, ein kolossales Werk, einen Pendant zum Weltgericht der Sixtina, zur Hochzeit von Kanaan des Veronesi zu liefern.

Ingres suchte in seinem Bilde durch Stellungen und nackte Körper, durch einen nackten, verdrehten Victor und ein nach Himmelsduft schmachtrendes Martyrsgesicht zu imponiren; es fiel ihm gar nicht ein, ein Gemälde zu machen. Der Künstler hat seinen Ruf ermordeet, indem er ihn wie einen Luftballon schnell aufblasen und durch den künstlerischen Himmel treiben wollte. Besoldete oder befreundete Journalisten machten sich als Trompeter gleich an die Arbeit und bliesen in die schlappen Leinwandfalten und ins Publicum, daß nichts Herrlicheres existire als die Marter Symphorian's von Ingres, dem zweiten Buonarroti, dem neuen Lebrun, dem schaffenden Rubens. Allein die Kunst behauptete ihr Recht, und das richtige Publicum mit ihr. In den ersten acht Tagen fiel das Gemälde von seiner prästereischen Höhe bis zur unverbildeten Heringsfildung. Unmuth ergriff den Künstler und trieb ihn fort nach Rouen und Paris, um weber Freunden, noch Feindeskämme mehr zu vernahmen. Delacroix hatte ihn mit seiner Hinrichtung der Johanna Grey gewollagen, und die Kritik aller Journale ward geduldet dies anzuerkennen. Seit dieser Zeit spricht Niemand mehr von Ingres' großem Figurenbilde; man nennt es eine schöne Idee zu einem Kupferstich. Und weiter ist es auch nichts, da ihm der Reiz des Colorits ganz und gar abgeht, und nur eine große imposante Zeichnung sich im Rahmen befindet. Inzwischen bleibt er einer der ersten Maler Frankreichs, und es gibt vielleicht Niemand, der wie er mit Leichtigkeit, mit dünnen Farben

und einfachen Mitteln so vorzügliche und überaus getreue Porträts malt. Ich entsinne mich der vorjährigen mit Begier und wollte auch in diesem Jahre vor einer seiner Demen, so oft ich den Salon betrat, Fleisch, Gewand, Inge, Haar und Stir bewundernd. Und mit Stöhnen fragte ich mich, wie es möglich war, daß ein- und derselbe Meister so wohl coloriren konnte und so kalte unnatürliche Figuren im historischen Bild machen konnte. Die Ursache liegt nahe. Er kann wol componiren, zeichnen, aber nicht erfinden und nicht aus der Phantasie coloriren.

Scheyer der Letztere besitz in Bezug auf Legree, auf Ingres folgt. Er ist ein ausgezeichneter Colorist und kann allein schon ein Maler, wie Raphael Mengs sagt. Noch in jedem Jahre hat Scheyer etwas Schönes, etwas Gefälliges gezeichnet, vor zwei Jahren Gretchen, im vorigen Jahr wie ein Weibchen in der Kirche und jetzt die Medusa mit dem „Corcor“. Lauter melancholische, herzliche, wunderbare ergreifende Gestalten! Wenn ich sagen sollte, was den Franzosen Künstler ihren zarten Charakter, ihre transparenten Hosen, ihre schönen Augenfeelen gibt, ich wärte antworten: nur Liebe, sein Gefühl. Man kann nicht solche Wesen copiren, man kann sie nur denken und der Natur nachahmen. Ich diese Medusa, in dieser reizenden Stellung ein Anderer gemalt, dessen Gemüth milder rein, so würde sie die Sinne reizen und uns sagen: Umarme mich, ich bin die Liebe. Von ihm Lyche ist kein Wort darin, im Gegenheil, man sieht sich in einer Sympathie zu ihr hingezogen und bewundert und wird platonisch den schönen Hals und die zarten Pfädechen im Auge drückt den Himmel aus und die Sehnsucht eines ihm Herzens und der Mund, und das Haar und der Schweiß sprechen: „Schweig, ihr Leidenschaften!“

(Der Beschuß folgt.)

A p h o r i s m e n .

L a f o n t a i n e .

Ein Reisender, welcher durch Halle ging, sprach in die Gasse Lafontaine vor und erzählte ihm von dem Caricaturisten, der ihm seine Schriften in der Jugend verurtheilt hätte. „Ja“, erwiderte L. scherzend, aber doch etwas empfindlich, „so sehr sie die Jung haben sie mich gelesen, alt lassen sie mich liegen.“

C o n s u l a r i s c h e s B u d g e t .

Man kann nichts Bescheideneres sehen als das Budget der drei französischen Consuln vom Jahre VIII. Hier ist:

Befehlgebender Körper	2,400,000 F.
Tribunat	1,511,000
Archivwesen	75,000
Die drei Consuln, mit Inbegriff der geheimen Ausgaben	1,800,000
Staatsrath	675,000
Secretariat	112,500
Der Minister des Auswärtigen	90,000
Die sechs übrigen Minister	360,000
	6,824,500 F.

Da fehlt viel zu den 300 Millionen, welche sich 1811 in den Kellern der Tuilerien aufgehäuft fanden.

L i t e r a t u r .

Herr von Briffac überbrachte der Marquise von Vauvour die Nachricht von einem, durch den berühmten Marschall von Sachsen erfochtenen Siege und nannte den Sieger in seiner Erzählung immer schlechtweg „Saxe“. Die Marquise erinnerte ihn endlich, daß dies respectwidrig sei, und er bedienete sich Monsieur de Saxe sagen möge. „Eh! mon Dieu, Madame“, versetzte Briffac eifrig, „est-ce qu'on dit Monsieur César, Monsieur Alexandre?“

literarische Unterhaltung.

Freitag,

— Nr. 140. —

20. Mai 1834.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1833.

Erster Theil.

(Fortsetzung aus Nr. 139.)

renpertoire des Instandes: Frankreichs, Englands, Ita-
liens, Spaniens. In Uebersetzungen herausgegeben von L.
Both. Fünfter und sechster Band. Berlin, Gail-
lardet. — 24. Schmal gr. 4. Preis jedes Bandes 1 Thlr.
12.

ma mixta malis, die alte Symbolik aller menschlichen
ist auch auf diese Sammlung von Bühnenspielen anzu-
Unsere Anforderungen sind billig und der Herausgeber
ist sie so ziemlich. Dennoch muß er sich bessere Ueberset-
zungen als z. B. Herr Klein ist, der Victor Hugo's
„Deloime“ hier in einer verzerrten und gänzlich un-
nützlichen Uebersetzung zur Schau stellt. Der übrige Inhalt
des sechsten Bandes gibt: „Die Gräfin Dubarry“, Lustspiel in
fünf Akten nach Anicet von G. Schneider, ein klägliches
„ziemlich fertig“ übersetzt; Scribe's: „Grundsätze“, in
fünf Akten von Both, leicht und gut übertragen; „Die Kunst
zu leben“, nach dem Englischen von Lebrun, Bühnenge-
schichte; „Die beiden Gostre, oder die Witwe von
Paris“, nach der Planche'schen Bearbeitung dieses alten,
stark volkigen Dramas von Rowley, von Schneider mittel-
mäßig übersetzt; „Untrene und Eifersucht“ in einem Aufzuge
nach dem Italienischen des Malipieri von W. Hörster, ein klei-
nlicher Scherz, in Versen (das Original „La Ma-
ria“ ist in Prosa), sohann die unerträgliche „Marion-
nette“ von Klein, der Kiese macht, daß ein gesundes Ohr
ge nachgibt; z. B.:

B r i c h a n t e a u .

leant dich das Gedicht?

C a v e r n y .

Was für ein Gedicht?

B e n c h a m a n n e t .

und ermahnt, Duell sein zu lassen. (V)

C a v e r n y .

der vernünftigt.

B r i c h a n t e a u .

Ja, der Strich ist drauf.

C a v e r n y .

Schmerz — geht nicht. Ja, den Pöbel mag
hängen...

Scribe und Rogers' „Charlatanisme“ und das be-
sonders wichtig, und endlich Gailardet's gräßlichen
von Restle“, Drama in fünf Akten, das selbst dem
z. Th. Dunkel zu haarräubend gewesen ist — und das
einem deutschen Uebersetzer viel sagen! Er hat daher
er allerdingemäßigsten Gräßlichkeiten gemildert und dies
als eigentlich nur für Karikaturen und Menschenfreßer ge-
schrieben, dadurch um etwas erträglicher gemacht. Wie
schon, daß die sonst so feinen und artigen Franzosen ein

so blutdürstiges und menschenfeindliches Volk in der Literatur
geworden sind! Aber das ist das Schicksal des durch eigne
Schuld getäuschten Phantasten! „Un peu de religion, Mes-
sieurs, un peu de religion“ möchte man diesen verzweifelnden
Herren unablässig zurufen. Sonst gab man den Thieren mensche-
liche Gestalt und ließ sie Sprüche der Weisheit darbringen;
jetzt gibt man den Menschen die Larven von Tigern und Hyä-
nen und läßt sie Verworfenheit predigen.

Den sechsten Band eröffnet das ewige Lustspiel „Ewig“
nach Scribe's „Toujours“, ohne daß wir begriffen, was alle
Bearbeiter nur zu diesem albernen Stücke hingezogen hat, wenn
es nicht ein ganz maschinenmäßiger Nachahmungstrieb ist. Viel
ergötzlicher als diese Trivialität sind schon Scribe's „Selbst-
mörder“, von Schneider, nach der „Monomanie“, die uns we-
nigstens eine neue Idee darstellte und sich rasch entwickelte,
Alex. Dumas' fünfactiges Trauerspiel: „Charles VII. et ses
vassaux“, bringt Dr. Smidt in einer gelungenen Uebersetzung
dar, unter dem Titel: „Der Sarazene“. Das Stück hält sich
an die Regeln der classischen Dramaturgie, gibt einen neuen
Charakter, den des Träbers Jacob, und eine besonnen entwor-
fene, tüchtige Fabel. Ohne Zweifel ist Dumas ein größerer
Dramatiker als B. Hugo, der als Dichter über ihm steht, und
der erst dann ein großer Dramaturg werden kann, wenn seine
Phantasie sich mit seiner Besonnenheit ins Gleichgewicht gesetzt
haben wird. Der Uebersetzer, von dem wir schon eine gute Be-
arbeitung des Calberon'schen „Poor outa que estab“ erhalten
haben, hat sich hier wieder als sachverständig und seiner Aufgabe
gewachsen ausgewiesen. — Das Lustspiel des Grafen Fredro:
„Damen und Husaren“, von Zimmermann aus dem Polnischen
übersetzt, ist als eine Reingebilde willkommen. Einige Situa-
tionen des Stückes gehören zu denen, welche stets auf der Bühne
Glück machen; andere gehören dem polnischen Dichter an. Fre-
dro hat zwei Originallustspiele geschrieben, in denen er unend-
lich geistreicher erscheint als in seinen matten Uebersetzungen
aus dem Französischen. Wir wünschen, daß das „Bühnenre-
pertoire“ uns bald auch seine „Schmollerin und den Starrkopf“
darbringe. Für eine solche Gabe hätten wir ihm die „Lucrèce
Borgia“ von Veruſ schon deßhalb gern erlassen, weil wir da-
von bereits drei oder vier bessere Uebersetzungen kennen. Auch
„Der Erbe“, Lustspiel nach Bayard von L. Schneider, ist schon
besser übersetzt vorhanden. Dagegen ist Rosini's „Torquato
Tasso“, Trauerspiel in fünf Akten, von L. Witte übersetzt, neu
und bei allen Mängeln des Originals doch schon um der Be-
gleichung willen gern empfangen, zu der es uns auffodert. Der
italienische „Tasso“ ist auf jeden Fall eine Mißgeburt im Ver-
gleich zu den apollinischen Verhältnissen des deutschen Halbgot-
tes; und er verdient in der That, was ihm zu Theil wird,
nämlich die Einsperrung in ein Karrenhaus. Die Größe des
Dichtergemüths hat der Italiener etwa so begriffen, wie sie der
Uebersetzer des Göthe'schen Manuscripts begriffen haben mag.
Schärfer als dieser steht und selbst noch der „Tasso“ von Duval,
wiewol dieses nie ein Dichter war. Den Beschluß macht „Der

Kindling", Lustspiel von S. Smidt, nach einem Vicar'schen Roman und Rogères' Komödie in drei Acten. Die Umarbeitung in einen Act ist eine Verbesserung, und das Sprachliche ist, wie in allen Bearbeitungen Smidt's zu loben. Fassen wir Alles zusammen, so verdient diese Sammlung in der That den Beifall, den sie zu finden scheint; nur wollen wir den sichigen Herausgeber noch einmal auf die äütern italienischen und englischen Lustspiele aufmerksam machen und ihn vor Wiederholungen wie „Eucresia Borgia" und „Gwig" warnen.

6. Bernhard, Herzog von Weimar. Trauerspiel in fünf Aufzügen, von Ernst Willkomm. Leipzig, Berger. 1835. 8. 16 Gr.

Hier endlich treffen wir auf eine jener ersten gemeinten und ersten Prüfung würdigen Arbeiten, die bei der Uebersicht unserer dramatischen Jahressliteratur uns erfreuen. Zwar hat auch diese Tragödie ihre großen Fehler; aber sie ist wenigstens das Werk eines frischen und selbständigen Talents, das jung, bescheiden, kernbegierig auftritt und schon deshalb Ermunterung verdient. Die Geschichte Bernhard des Großen von Weimar kann eigentlich nur dann einen tragischen Stoff darbieten, wenn man sie supplirt, und ihre große Schlussstück ausfällt. Starb Bernhard an Gift? Die Sache ist möglich; aber weder erwiesen, noch sehr wahrscheinlich. Der Verf. nimmt es jedoch an und dafür verdient er keinen Tadel. Den ernstesten aber verdient er über die Art und Weise, wie er die Sache geschehen läßt. Man sieht, es hat ihm an dem Motive dazu gefehlt, er hilft sich mit einem melodramatischen Effect, ohne Wahrheit, ohne tragische Zulässigkeit. Indem er die bloße Nachgiebigkeit des Juden Rheinach, bezwungenen Commandanten von Breisach, zum tragischen Hebel benützt, entwürdigt er seine Tragödie selbst. Der ganze Charakter Rheinach's ist ein Fehler, eine jugendliche Verirrung; eine Greulichkeit, von welcher der junge Dichter zurückkommen muß, wenn er uns künftig willkommen sein will. Die Zeit der Fouqué'schen u. s. w. Ueberspanntheiten ist glücklichlicherweise für die Tragödie vorüber. Außer diesem ganz unverwerflichen, aber freilich hier wesentlichen Charakter sind alle übrigen wahrlich; in echtem tragischen Geiste ist besonders Bernhard aufgefaßt; Eubriant verrät die mangelnde Reiterfahrung seines Erfinders, Amalia von Hessen ist müßig und Richelieu sollte seiner angelegt sein; Erlach und Taupadel aber sind Bernhard's werth und sehr gut. Das vorzüglichste Verdienst des jungen und bescheidenen Dichters, der seine Erstlingsarbeit mit einem trefflichen Vorwort einleitet, in dem Verhältniß der Tragödie und Selbstkenntnis sich abspiegeln, ist für jetzt eine ungewöhnlich biühende, bilderreiche und wirklich dichterische Sprache. Er fehlt beinahe durch das Zuviel, wie es jungen Poeten zu ergeben pflegt; aber ein schönes Vermögen wenigstens tritt unverkennbar an das Licht. Wo wir auf Kraft treffen und auf Gesinnung, da hegen wir Hoffnungen, und die Größe der ersten, der Adel der letztern gewinnen uns Lob ab. Die Scene, wo Bernhard, empört über die Vorschläge, welche Frankreich durch La Balette ihm zu machen wagt und die seine Fürkennere entwürdigten, im Zorn ausbricht, ist eine der sprachkräftigsten dramatischen Stellen, die wir seit langer Zeit gelesen haben.

La Balette.

Ihr seid kein (Frankreichs) großer Feldherr,
Des Volkes Held und glücklicher Gemahl
Der Herzogin, der größte Mann in Frankreich,
Ihr seid des Königs, des Ministers Freund,
Vollstrecker welterschütternder Befehle,
Der Feinde Schwarm...

Bernhard (einfallend).

Ach Stallrecht Frankreichs...

Vortrefflich ausgedacht!... Nehmt Frankreichs Ehre,
Rechtsschaffendheit, Wort, Treu' und Muth, was ihr
Von der Art noch zusammenlesen könnt,
Das wickelt in ein lockbar Köchlein ein
Und schenkt's dem Pappe als — Reilquie.
Er künnte dann vielleicht den Peterspfennig
Abstellen lassen. Nicht — Graf?

Und anderwärts:

Beimge woll' frey sein, ein selbständiger Fürst —
Daf er auch keine Kräfte zu beberrigen.
Sein ganzer Reichthum liegt in seinem Schwert —
Dies ist die Wänscheit seines Glückes,
Bodurch er, wie der Bergmann, Schätze suchet.
Mit diesem Schwert erkämpf' ich mir die Welt!...

Bernhard rüftet sich hiernach zum Bruch mit Frankreich; im Kommt Vater Joseph dadurch zuvor, daß er Rheinach, in Bernhard das Leben schenkt, zum Mörder bringt. Unter demner und Blig sehen wir den Juden in Bernhard's Schicksal schleichen und seinen Nachtrunk mischen. Den Kaiser mordet Rosen, und Bernhard stirbt in Amalia's Arm, in er der Richte Richelieu's, der Herzogin von Sigmund, vep. Diese Katastrophe ist an sich und in ihrer maßlosen Leidenschaft zu tadeln. Rheinach höhnt den jüdenhimmel in meporenden Worten, die bisweilen selbst unverständlich sind. 3. B.:

Er schläft — der Herzog schläft — Was für ein Kern
Sticht mich hier in der Stirn und hier? Gewissen...
Schulmeisterweisheit — Diebusch-Redemethode...

Hier hat dem Verf. Jugend und Unmaß einen Strich gethan. Dagegen erkennen wir Poesie im Schlusse dieses Monolog:

Da fängt die Schlange wieder an zu bohren —
Wohlan denn, Schlange, schnellfortdringende.
Ich öffne deinen Kerker — komm heraus —
Hast lange Schwachen müssen — sei vergahgt —
Ich füttere dich mit herzoglichem Blut.

Bilderrichtigkeit ist stets ein Zeichen wirkender Phantasie; von diese die Schönheit zum Maß nimmt, so wird das Poetische daraus. Dem Verf. fehlt nicht als dies Maß, um ein Dichter zu werden, und er wird es finden, wenn und nicht ist täuscht und wenn er seine Aufmerksamkeit mehr auf das als auf Effecte, mehr auf schöne als auf starke Form richt.

7. Arwed Gyllenstierne. Drama in vier Acten. Nach dem Helbe's Roman bearbeitet von J. B. Lindner. Mainz. Braun. 1835. 8. 1 Thlr.

Die stets sehr schwierige Aufgabe, aus einem guten Roman ein gutes Drama zu bilden, ist freilich sehr leicht, wenn man sein Ziel nicht höher setzt als der Verf. Alles, was er dabei thut, ist nichts Anderes, als daß er die Szenen des Romans in Bilder auflöst, die er uns dramatisch vorführt, die sich im geringsten darum zu kümmern, was aus dem innern Zusammenhange der Begebenheit oder aus der innern Welt der Charaktere dabei wird. Das der Rath Gyllenstierne, in weh's Vater, ohne Ursache zu einem ganz andern Könige in vierten Act geworden ist, als er im ersten war, demnächst in weh's nicht, und ebenso wenig hat er ein Arg darin, daß er aus Urtheil von Hessen ein weibliches Ungeheuer macht, welches sie doch nur eitel und herrschsüchtig war. Er macht in so kalten Bruderörderin und hätte doch wenigstens bei ihm sollen, daß eine solche ohne eine gewaltige, Alles bezeugende Leidenschaft ein allzu häßliches, für die Kunst gänzlich unbrauchbares Bild sei. Hier zeigt sich beispielsweise die große Unrichtigkeit jener Umwandlung, von der wir schon oft gehandelt haben. Was der Roman bloß andeutet, als zweifelhaft, ist möglich oder nicht hinkeht, was er der Vermuthung, in dem Wohn des Lesers überläßt, das muß im Drama in greller Lichtlichkeit heraustreten. Das Drama hat nur ein Mittel, in der Nothwendigkeit wieder auszuweichen; dies Mittel ist die Leidenschaft, das Pathos. Aber von diesem Zaubermittel, wegen das Gräßlichste zu verschleiern, macht der Verf. kein Gebrauch. Das ganze Stück ist daher ein Roman, in Reihe lockerer, unzusammenhängender Gruppen. Das die Faltung, dramatische Zeichnung, innere Begründung der Charaktere nennt, ist in keiner einzigen dieser Schattengestalten zu getroffen, weder in Arwed's, noch in des Königs, noch in Gyll's, noch in seiner Tochter, weder in den Mörderin, noch in ihrer Beschützerin. Der Zufall ist es, der in dieser Scene

heit waltet und zwar der dramatisch-unbrauchbarste Zufall. Im besten ist noch *Wendenburg* und der *Räuber Donalbain*, übrigen ganz mäßige Figuren im eigentlichen Drama. In Bezug auf Sprache und Vers würde dies Stück zu den exträdiglichen gehören, wenn die Flüchtigkeit und die Nachlässigkeit, mit der es niedergeschrieben ist, nur etwas besser verborgen wären. So aber scheidet der Verf. frisch weg:

Was soll ein Schwert gen' hundert *Wiederholche* —
läßt sich zwischen seinen säufßigen, ungehört sechsfüßige Jamben
entschlüpfen:

Dem König treibt es fort von Schlacht zu Schlachten —

Er findet nicht mehr Zeit, das Krusen zu beachten — (!)

und verlegt uns beständig durch niedrige, geschmacklose Bemerkungen. Die größten Lächerlichkeiten aber häuft er im dritten Act, wo Urteile mit Rogret sich in so albernem Vertraulichkeit ergibt, daß diese Scene allein zu beweisen vermag, bis zu welchem Grade dem Verf. Weltkenntnis, Geschmack und dramatischer Beruf fehlen. Nur im Eingange sind einige wohlversifizierte Stellen, wie *Splienfierna's* Schilderung der Regierung *Karl XII.*

8. *Schelle im Monde*. Ein Märchen in vier Aufzügen und einem Vorspiele. Von C. Raupach. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1833. 8. 1 Thlr.

Raupach hat immerhin das Verdienst, daß ihm die Welt ungemein viel Spas und einige Nahrung verdankt, und Alles zusammengenommen, hat er ganz Recht, daß er sich um die Kritik keinen Pflöckerling kümmert. Er hat jetzt ungemein viele Gegner und noch mehr Reider und Gleichgültige; aber wenn er einmal aufgehört haben wird zu schreiben, so wird man ihn vermissen. Was kommt auch heutzutage auf die Kunst des Dramatizirens an? Der Beifall ist Alles — und Beifall gewohnt er nicht bloß — nein, er erodert ihn. Da hilft kein Sträuben, man muß ihm Beifall schenken, so gut wie eine andere Zeit *Rogebue* Beifall *Katzen* mußte. Unser Dichter macht uns fast noch mehr Spas als ehemals *Rogebue* und machte, und vor allen Dingen, er erspart uns viele Thränen, denn *Rogebue's* schwache Seite war, Tränen erpressen zu wollen. Darum verdient er den Dank der Welt, wenn auch nicht den der Kunst, die allerdings ein wenig mit ihm schwollt; darüber, daß er sie verachtet und so schöne Gaben auf ein so kleines Ding verwendet hat, als der Beifall der Menge ist. Er hätte ein Lustspieldichter im vollen Sinne werden können, ein *Kristophanes*; er hat es vorgezogen, ein Bühnendichter für seine Zeit zu werden.

So haben wir uns denn an dem liebenswürdigen *Wassan* ergötzt, den dieses dramatisirte Märchen darbietet, weil nichts anders übrig blieb, als sich zu ergötzen. Der Spas hat uns lachen gemacht, und was gibt es Besseres, als zu lachen? Es ist wahr, der Verf. kennt die Schwächen seiner Zeit und trifft sie, so oft er will. Der politische Jammer ist sein Siedlingsziel, und in der That ein sehr dankbares. Bald wird es nur noch politische Farcen geben. „Denk an *Cäsar!*“ und „*Schelle im Monde*“ verspotten den politischen Abscess unserer Zeit, der alle ihre Säfte und Kräfte verschlingt, auf gleich ergötliche Art. Unzählbar sind die glücklichen Bißworte und Wortspiele, welche dieser *Don Luixote-Schelle* und sein *Sancho Pansa-Simpel* betitiren; dennoch ist der Verf. weder ein guter *Astronom* (vgl. S. 15), noch ein guter *Vertheiliger* des *Stabilitätssystems*, wie ergötlich er seine Gegner auch perffirt. *Schelle*, der sich auf *Geden* hängen will, wird im *Monde* zum *Demodulos* (*Volksherrn* oder *Regenten*) gewählt, bemgemäß mit *Aderlaßblinden* gefesselt, endlich von *Simpel* entthront und indem er singt:

Abe du nährst'sch Geschlecht!

Ich lehre beim. *Chompagner* ist's jaft nicht,

Sein Leben lang die *Bauern* zu raffen;

Doch *Kräger* ist's, *Rondhäuser* zu regieren!

der Erde zurückzugeben. Daß die Satire gegen den französischen *Wahlbeut* - *Constitutionalismus*, die *Freiheitsliebe*, welcher es nach jeder Krone in den Fingern zuft, die sitzende und davon-

laufende *Nationalgarbe*, deren *Vertrauf* nicht *Widerstand*, wol aber *Widersehlichkeit*, gegen *Volksherrn* und *Entpuffas* - *mus* u. s. w. gerichtet ist, versteht sich von selbst. Die *Notablen* haben ihren Namen von *Notablen*, weil sie zu jedem Worte ein solches *NB.* hinzudenken, z. B. *Waterland* — *NB.* ich; *Volkserkennung*, *NB.* für meinen *Beutel*; *Freiheit*, *NB.* *Rückwärts* für mich. *Schelle* ist hungrig, Da werd' ich leider nicht helfen können, sagt *Pellikan*; die *Freiheit* hat alles verschlungen. „So muß man ihr künftig das *Maul* kopen“, erwidert *Schelle*. Und *Simpel*: was ist denn eigentlich die *Freiheit*? Sie dürfen nun wol essen und trinken, was Sie wollen?

Eifer. So viel wir haben, Liebster.

Simpel. Na, so frei sind wir bei uns auch. Aber arbeiten dürfen sie doch nicht mehr?

Eifer. Wer nicht reich ist, muß arbeiten.

Simpel. So frei sind wir bei uns auch. Aber Steuern und Gaben bezahlen Sie doch nicht mehr.

Eifer. So viel die Regierung sobert.

Simpel. Na, so frei sind wir bei uns auch.

Eifer. Dafür aber dürfen wir bei uns alles drucken lassen.

Simpel. Das ist gut für die *Buchdrucker*, einen *Schizurgus* wie ich macht es weber kalt, noch warm.

Und wie weiterhin die *Constitution* des *Bogelkranzes* entworfen wird und von möglichst kleiner *Civilliste* die Rede ist, entgegnet *Schelle*: „Schadet nichts, wenn nur die *Militärliste* desto größer ist“. Kurz und gut, des *Spases* ist viel bei dieser *Lecture*, *Kunstfreude* oder keine, denn Raupach hat das Wesen und Grundelement des *Constitutionalismus*: die *List* — recht gut durchschaut, viel besser als die *Regeln* des *Dramas!* (Der *Beschluß* folgt.)

Pariser Salon 1834.

(Beschluß aus Nr. 123.)

Jedermann wird in Paris bemerken, daß die Franzosen die schlechtesten Landschaftsmaler haben. Drei Jahre hindurch, vor und nach der Revolution sah ich im Berglich zu Deutschland und der Schweiz nur die allertraurigsten Productionen, kein Baum, kein Himmel, keine Hüfte, gar keine *Naturscene*, die rühmendwerth wäre. Dagegen besitzt Frankreich ausgezeichnete *Marinemaler*. Seit *Bernet* haben sich eine Menge verschiedenartiger Talente in den *Seefermen*, *Seeeschlachten*, *Schiffbrüch* und *Rettungsscenen*, stillen *Meeren* und *Segeln* versucht und sind hier und da *Virtuos*en darin geworden. Zu den Letztern gehört besonders *Poitrovin*, wegen seiner Manier, seiner originellen *Composition* und der *Wahl* der *Gegenstände*. Es ist kaum möglich die *Details* sorgfältiger zu arbeiten, auf Alles so zu denken wie er, wenn er grade damit beschäftigt ist, die tosende *See* zu bändigen, *Roßreitenden* zu Hüfte zu kommen und *schelternde Rähne* und *Schiffe* durch die *Brandung* zu steuern. *Elf* Nummern sind in diesem Jahre von ihm ausgekelt. Darunter *Rüstengegenden*, *Hafenansichten*, *Fischer-scenen* und *handliche Bauerwohnungen*, eine *Meeresbede* und eine *Rettung* der *Passagiere* eines *geschickerten Schiffes*. Letzteres, das Beste und Eingigste in seiner Art, ist nicht nur mit aller möglichen *Wahrheit*, sondern sogar mit vielem *Humor* erschaffen — ein ganzes reiches *poetisches Bild*, des größten *Phantasten* würdig und doch keineswegs übertrieben, nichts weniger als unnatürlich. Wir sehen zwei mit den *Schnäbeln* gegeneinanderstossende, von den *Bogen* wildgeworfene *Rähne*, beide bemant mit *Matrosen* und *Schiffbrüch*ten des *Geftandes*, welche zum Theil mit *Leibsträften* dem *Ufer* zuzubehnen, und zum Theil auch noch beschäftigt sind, einzelne *Verunglückte* aus dem *Flutengrüb* an *Bord* zu nehmen. Die *Fahrzeuge* sind bereits überladen von *Schiffbrüch*igen und *Verretteten*, die *Roß* besteht dem *Strande* zuzufahren. Sollte man wol glauben, daß der *Wirth* dieses *Tableaus* in der *Composition* der *Personen* in den *Rahmen* bestände? Ein *Bild* auf die *Gesellschaft*, die *Situation* der *Individuen* und die *Beschäftigung* derselben erklärt es. Es sind

Passagiere, Wesen aller Nationen, aller Stände, in allen Systemen und selbst in allen möglichen Kastenformen.

Wenn ich sage, daß jede Figur ein Charakter sei, so ist das wenig, jede Figur ist eine Biographie. Da ist ein höllischer Kaufmann, der nach Ostindien wollte und seine Reichthümer ins Meer warf, dort ein schmählicher Lord mit höchstlichem Gesicht, an dessen Brust sich eine schöne Lady verzweiflungsvoll klammert und ihr Gesicht verbirgt, um nicht zu sehen, wie man ihre Schwärze mit den Nadeln an Bord zieht; sie wollten bloß eine Reise nach ihren Besitzungen in Indien machen. Ein rosender Poet sieht wie ein hochländischer Barde an der Seite einer zu Hamlet's Ophelia tanzenden Aetrice, und karret mit großen Blicken in die aufgeregte Natur, Lear's Worte declamirend: „Blasi, Blindel u. s. w.“ Er hat sein letztes Werk gerettet und hält es hoch empor über die sprigenden Fluten. In jenem Kahn sehe ich ein langes, manigfaltiges Herrlein mit einer rothen goldgekrönten Mütze und einem bis zu den Fersen reichenden taftgefüllten Rocke, in dessen Gekrümmten seine Hände stecken. Das ist ein neugieriger Reisender, denn seine Brille steht die Dinge und die Menschen an, ohne sich etwas dabei zu denken. In seiner hollischen Seite sind ein paar Frauen übergesunken, deren Eine in Todesangst ein Kreuz schlägt, die Andere, nur an ihren Schlingel denkend, reicht diesem die Mutterbrust und weint und blickt in dumpfem Schmerz in die Wogen, in denen noch immer Menschencadaver aufstehen. Bis hierher ist die Gesellschaft rührend. Sie wird aber possierlich in einem Wärlen, der, auf einem See liegend, schläft und houriseligkeit träumt, in einem verliebten Paare, das sich wie rasend umarmt und küßt, als ob das letzte Mal sei, und einem zügellosen Schacherjuden, der seine Geldbörse wie eine Schlange um den Körper wand und sich nach der Rettung überzeugt, daß das Leder wasserdicht sei und den Münzen nicht schade. Hinter dem Wärlen sitzt ein rothwässiger munterer Mann, der sich um nichts graue Haare wachsen läßt und immerfort Raß hat, seine Tobflasche an den Mund zu legen. Neben ihm zieht eine schmucke Dirne ihre nassen Kleider aus, und wendet durch diese Operation die zum Himmel stehenden Blicke eines frommen Protestanten auf ihre bloßen Schultern. Endlich zog noch ein Weibhals meine Aufmerksamkeit auf sich, ein alter schäbiger graubärtiger Mann mit convulsivischen Gliedern und gierigen Augen. Zwei Schatullen hielt er in seinen Armen, mit denen er zugleich den Raß umklammerte. Die Bootleute hatten gewiß ihre Noth mit diesem Fische; denn er war schwer, und wäre eher gestorben und wie Blei zur Tiefe des Meeres gesunken, ehe er seine Glieder aufgegeben hätte, sich zu lichten. Poitevin ist also nicht nur ein guter See-, sondern auch ein vorzüglicher Genremaler. Ja, dieses Talent ist bei ihm das größere, wenn er es gleich nur selten und höchstens in Teniers'schen Bildern einmal anwendet.

Caraway, ein anderer Marinemaler, ist nicht so universal wie Poitevin, aber in seinem speziellen Genre ausgezeichneter. Hiernach verfolge ich seine Geschlechter und Contrebanden. Es befinden sich von beiden Gattungen größere Gemälde auf der Ausstellung, Gemälde aus dem niederländischen Kästleiden, die auf die lustigste und interessanteste Art den Beschauer mit allen Eigenthümlichkeiten der dortigen Rüste und den vielerlei Fischereien bekannt machen. Er hat wenig Besonderes, nicht Dogewesenes, wir haben ihn in den alten Niederländern schon gesehen, aber er ist in vielem Betracht vollenbeter, vollreifer als sie, ohne sich von der Dürtheit der Natur und des Gelebens zu entfernen. Die Iden ist allemal bis zu den kleinsten Aenchen erschöpft, bis zu den Kochtöpfen und dem alten Kajütenmädchen, die während des Kartoffelschälens Lohack waschen. Es ist gar unterhaltend mit seinen Fischen das Reg zu sehen und die Angel zu werfen. Sie sind sehr geschickte wohlgenährte Brute; und verrichten ihre Arbeit oft beim Vollmond und nur wenn der Wind still ist.

Unter den höhern oder ernsten Genremalern ist der Erste

vielleicht Destouches. Er hat das hässliche brunn, die Leinwand und Fransen der bürgerlichen Classe bis zu eben Bieder und Klein durchschneid und besitzt ein höchst angenehmes Talent, die Gesichte, die diese Eigenschaften und die Umstände bei ihm zu werden, in seinen Bildern wiederzugeben. Von seinen drei neuesten Gemälden bemerke ich vorzugsweise die Knecht eines jungen Landmädchens nach der Stadt. Sie nimmt am Herd bei Flustes, wo sie der Pächtermann im Rachen erregt, Blickt von Vater und Mutter und einem jungen Burlesken, der dem Herzen theuer ist, um unter den reichen Menschen der Provinz einen Dienst anzutreten und sich in der Welt umzusehen. Er läßt sich nur in dem weitesten und empfindlichsten Augen in Vieles und so Schönes auf einmal erfassen, als der Künstler in diesem einfachen Bilde uns vor Augen führt. Der gute Knecht der Mutter, der Graf des Vaters, der bei Seite seines Schwager würgende Freund, der aufmerksam Hund, sogar der höchst geschäftige Landfährmann, der den Pfing wie das Ruder zu führen scheint, sind auf höchst ansprechende Art auf dem Bild gezeichnet. Das Mädchen mit ihrem schlancken Körper, ihrem züchtigen Busentüchlein, ihrem Korbchen und Pöckel und ihren verweilten Augen, erregt als Hauptfigur keinen Theilnahme. Sie schämt sich in Gegenwart ihrer Eltern zu sagen, daß ihr Herz ihr zwiesach weh thut, und daß sie in stillen Kämmerlein viel weinen werde um den Geliebten. In Gemälden der Art ist keine große imposante Idee, aber die Natur und reizende rührende Kaiwelit, die uns anrührt die Poesie der Idylle. Das Colorit ist darin nicht eben die Hauptsache, aber der Ausdruck und die Auffassung des Gegenstandes etwas Wesentliches. Man muß dazu mehr als ein gutes Künstler, man muß ein guter Mensch sein und ein Herz haben.

Viele Genremaler könnte ich noch erwähnen, nur aber der Kürze wegen abbrechen und mit Johannot ihre Reihe schließen. Dieser ist nicht bloß Genre-, sondern Historienmaler. Er treibt im Ernst und Scherz, im Wilden und im Jarten, was es scheint, jedoch am besten in Geschichtlichen, wenn er mit seinen Bildern eine Walter Scott'sche Scene darstellt. Wie kann man wol Geschichte und Portraits berühmter Personen beste in einen Rahmen bringen, als in Franz I. und Karl V. gesehen ist, die ich jetzt im Salon von diesem Meister erblickt! Das Publicum geht vor dem anspruchlosen Bilde vorüber und kehrt bei öfterer Wiederkehr erst dahin zurück, um die hiesig. Geschicklichkeit bei ihrer Wüste zu überraschen und bewundern auszurufen: das sieht man dem Gemälde auf den ersten Blick nicht an! Es geht den Gemälden wie den Schritten wie den Poesien, wie der Wissenschaft überhaupt. Die Zeit ist in der Kunst, nicht auf dem Reide. Nach der Schlacht von Pavia ließ Karl V. den gefangenen französischen König mit Mord führen und in ein schlechtes Gefängnis sperren. Franz I. wies nichtsdestoweniger seine Vorwürfe zurück. Er erkrankte, besuchte ihn der Kaiser, um ihm Versprechungen zu machen, und hörte seine Vorwürfe an. Wir sehen bei Johannot den ärgsten kranken König sich auf dem Lager erheben und, ungeachtet aller Mahnungen seiner Schwester Margarethe von Loth., in die folgenden Worte zurufen: „Kommst du zu sehen, ob der Tod dich bald von deinem Gefangenen befreit?“ Der Kaiser's Sprache, und die weißen Figuren der Umgebung sind vom Stolz und Born und Krankheit mit unabweislicher Klarheit in der Physiognomie des Königs ausgedrückt. Dem Ende obgleich bewegt, scheint seine tückischen Pläne zu verfolgen und heuchelnd die Worte zu sagen: „Ich komme, meinem Bruder zur Freiheit zu helfen“.

Zwei andere kleine Bilder desselben Meisters enthalten Jäger aus Bayard's und Cromwell's Leben. Den Glanz pflegen die von ihm gereiteten Frauen, den Andern beschwören sein Gemüth das Todesurtheil Karl I. nicht zu unterzeichnen. Beide sind minder bedeutend, aber so sorgfältig angeführt wie alle sein Werke.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1833.

K r i t i k e r
K r i t i k e l.
(Beschluß aus Nr. 140.)

9. Der Stiefvater. Lustspiel in drei Aufzügen, nach Holberg, von C. Raupach. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1833. 8. 16 Br.

Beim Uebergange von dem vorhergehenden unechten zu diesem echten Lustspiel empfinden wir, daß es um das letztere doch eine gar schöne und ernste Sache ist. Es gibt sich uns etwa das Gefühl, als wenn wir aus dem San Carlinotheater plötzlich in das San Carlotheater treten, licht, klar, hell genug, um eine Menschenseele bis auf den Grund zu durchschauen. Dort spielen Masken, hier sind es Menschen; dort waren es Träume, hier ist das Leben. Raupach hat Holberg's gute Gestaltung frei und geschmackvoll benutzt; er ist Meister in solchen Umbildungen tragischer oder komischer Art, in denen er zurück- und an der rechten Stelle hervorzutreten weiß. Auf einem gemeinschaftlichen Kitt mit Holberg tummelt er sein großes Stückenpferd: die Verflügung der Ehe, kenneirisch und ergötzlich umher. Madame Junst sagt das Gegentheil dessen, was sie will; aber sie husket, und ihr Gemahl muß ihren Willen ausprechen, wodurch sie alsbald den Vortheil erlangt, für eine unterdrückte, gehorsame und christliche Hausfrau gelten und ihren Mann einen Tyrannen schelten zu können. Till ist wieder der Philosoph und der Träger der dramatischen Umkehr, die hier — etwas veraltet — auf einer Kinderverwählung und einer Verkleidung beruht. Der Witz ist nicht gespart und von der besten Gattung. Witzspiele wie folgende, werden von uns immer gelobt werden:

Brand. Was sind also Herr und Madame Junst für Leute?

Till. Reiche Leute, Herr, reiche Leute!

Brand. Das weiß ich, ich frage aber, was es sonst für Leute sind?

Till. Reiche Leute, sage ich Ihnen, reiche Leute.

Brand. Ganz recht; aber ich spreche von ihrer Gemüthsart.

Till. Ich auch. Die Welt ist eine große Börse, wo man nur zwielei Menschen unterscheidet: Reiche und Arme. Charaktere und Gemüthsart, Den- und Handlungsweise, Sitten, Gewohnheiten zerfallen in reiche und arme. Wenn ich Ihnen also sage, Hr. und Mad. Junst sind reiche Leute, so schildere ich sie Ihnen vom Kopf bis zu den Beinen.

Brand. Sehr gut! Sie sind also wol sehr reich?

Till. Grade genug, um gegen zwei Drittheil ihres Vermögenlichen groß sein zu dürfen.

Brand. Wie viel gehöret praeter propter wol dazu?

Till. Zweihunderttausend Thaler.

Fast keine Scene ist ohne Witz dieser Art. Es ist durch und durch ein Lustspiel von der Gattung, die dem besten der Lustspielichter Moliere, einen unvergänglichen Namen erworben hat.

10. Das Sonett. Lustspiel in drei Aufzügen von C. Raupach. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1833. 8. 14 Br.

Till, dieser unerbittliche Verfolger der Frauen, dieser wiggige und gutmüthige Grämlich, dieser boshafte Ergründer und Entdecker aller Geheimnisse, diese Zuchtruthe aller Schalkheit — eine Maske, die typisch zu werden verdient und in der sich eigentlich alles wahre Verdienst Raupach's concentrirt, denn Schalk ist nur ein grobgebacener Till — spikit auch hier wieder die Hauptrolle. Er ist der Geheimsecretair des Oberjägermeisters und — des Stück's, und wir lieben seine boshafte Zunge. „Die Welt ist aufgewacht“, sagt er.

Aurora. Da thut sie sehr Unrecht. Wer schläft, sühnt nicht, was über ihn ergeht.... Sie soll ein sehr unruhiges Kind sein.

Till. Besonders seit sie heranwächst und sich mit Klapper und Hanswurst nicht mehr begnügen will.

Aur. Man sollte versuchen, sie wieder einzuschlafen.

Till. Man gibt sich alle erdenkliche Mühe, aber die alten Biigentleber haben ihre Kraft verloren.

Aur. Nun, so muß man neue dichten.

Till. Man dichtet Tag und Nacht; aber das große Weltkind lacht über die neuen Lieder, statt darüber einzuschlafen.

Aur. Wie? Sind sie denn nicht langweilig genug?

Till. In dieser Hinsicht sind sie ganz legitim; man kann nur die rechte Melodie nicht treffen.

Dieser Stoff ist ergiebig, und wir sehen aus seiner Behandlung, daß Raupach, wenn er ein Royalist ist, wenigstens ein boshafter sein kann. Till behauptet die Kunst zu befördern, indem er Auroren ein Liebessonett zusetzt. Ihr Vater braucht ein solches zur Feier des Geburtstages der Prinzessin und möchte er es aus der Luft greifen. Till. Die Gedichte, die man aus der Luft greifen kann, sind alle schon eingefangen für die diesjährigen Almanache. Es wird ein Sonett fabricirt: der Reim auf Lerche fehlt — Berje, sagt Feuerreisen. Till. Unmöglich! Es heißt ja Berge. Feuerreisen. In Berlin sagt man Berje, und in einer Stadt, wo Jedermann geheimer Rath und Professor ist, wird man es doch wol wissen. — So Schlag auf Schlag. Der Oberjägermeister, für den die Welt ein Jammerthal ist, weil seine Mutterprache so wenig Krime hat, findet das Schicksal an Auroren, überreicht es der Prinzessin als seine Arbeit und wird dafür mit dem Namen Petrac und einem Ring belohnt. Nun entdeckt Till seine Unwissenhaft und nöthigt dem bedrängten Oberjägermeister seine Einwilligung an Aurorens Verlobung mit dem Baron ab. Alles dies geschieht, damit Raupach ein anderes seiner Stückenpferde, die Verflügung der Ehe, gründlich tummeln könne; denn die Kritik haßt und verfolgt er fast ebenso bitter als die Ehe. Nur ist der Gedanke, zwei junge Schauspielerinnen die Recensenten spielen zu lassen, eben nicht glücklich zu nennen. Ueberhaupt leidet die ganze Situation an Gezwungenheit und am Swaltfamen, und viele Scenen fordern gebieterisch Berührung. Der Witz muß diese Mängel ersetzen, wovon auch dieser häufig ein wohlfeiler Wortwitz ist, wie z. B.

Genereif. Lassen Sie Ihre Poffen jetzt. Sie bringen mich aus der feierlichen Versaffung...

XIII. Versaffung? Was, und Sie wollen mit einer Versaffung nach Hofe fahren?

Genereif. Versaffung? Hab' ich das gesagt? Wie ist dies Unglückswort in meinen Mund gekommen?

XIII. Ja wohl! Versaffung in einem altabligen Munde! Haben Sie nicht Zahnschmerzen davon bekommen wie von einem saurem Apfel?

Dergleichen macht Knapod's Publicum klatschen.

11. Marion Delorme. Drama in fünf Aufzügen von Victor Hugo. Aus dem Französischen von Kathinka Halcin. Mainz, Kupferberg. 1833. Gr. 12. 18 Gr.

Wer sich dem poetischen Reiz in V. Hugo's Dramen entgegen könnte, dem würden wir ohne Anstand poetischen Sinn überhaupt abprechen. Er greift tief in die Natur und bringt ihre verstecktesten Züge an den Tag; er betrachtet diese mit den Schlaglichtern der greiften Contraste, gibt ihnen Reiz und Zauber durch Verschleierung von poetischer Durchsichtigkeit und lenkt und gebraucht überhaupt alle Mittel seiner Kunst. Dies und seinen Erfolg, diese Wirkung, kann Niemand leugnen. Die Frage ist nur, ob es seinen hellen und grellen Bildern nicht an moralischer Würde fehlt — ihre Wahrheit lassen wir für jetzt dahingestellt. Zu diesem Bedenken müssen wir Ja sagen, und hiermit ist unser Urtheil über ihn erschöpft. Gerade die Reckheit, mit der dieser Dichter sich von dem Besatz ethischer Würde losspricht, erdhbt und begründet die außerordentliche Wirkung seiner Gemälde. Er hat gewagt, was vor ihm Niemand gewagt hat; die nackte, bis auf die letzte Verschleierung entleibete Menschennatur auf die Bühne zu bringen. Großer Erfolg hat dies Unternehmen begleitet, und die großen Züge der Natur, Liebe, Haß, Eifersucht, Ehre, Mutterliebe, Kindestreue u. s. w. sind energisch gezeichnet. In „Marion Delorme“ ist die bloße sinnliche Seichschtsliebe auf eine Art zur Darstellung gebracht, die jedes dichterisch erregbare Gemüth zu tieffter Erregung bringen muß. Es ist, als hätten wir die Liebe nie zuvor geschäutert gesehen, so tief ergriffen, so neu, so wahr sind alle ihre Züge hier, und so wirksam schießt alles zusammen, sie zu beleuchten und zu erheben. Es ist, als sähen wir die Leidenschaft selbst plastisch werden, eine greifbare Form annehmen, Gestalt gewinnen. Einige Stunden nach der Lecture sind wir wie berauscht — wir haben den mächtigen Genius der Poesie, der Iräumen Körper gibt, erkannt. Allmählig, wie wir ruhiger werden, zeigt sich uns der gänzlich Mangel an ethischer Würde, an Tugend, um es grade herauszusagen. Marion liebt — aber wo steht geschrieben, daß die Liebe sich wegzwerfen muß? Und Marion wirft sich weg, nicht in ihrem vorangegangenen, hier verschwiegenen Leben, sondern in ihrer Liebe zu Didier selbst. Schade, daß uns der Raum gebricht, die Gedanken, welche wir darüber denken, hier weiter auszuführen, oder des Dichters Verdienste, besonders in der Abtheilung: „Der König“, wo ein Ludwig XIII. und ein Hofnarr P'Angely erscheinen, die wirkliche Meisterbilder sind, näher zu erörtern, aber die hohe Kunstfertigkeit und das Wahre des poetischen Genius, der über dem Ganzen unerkenndbar ruht, können wir nicht unerwähnt lassen. Die Uebersetzung dieses dichterischen Wertes ist dichterisch, rein, wohlklingend und läßt nichts zu wünschen übrig.

12. Eucrazia Borgia. Drama von Victor Hugo. Aus dem Französischen übertragen von Th. Fell. Dresden, Arnold. 1833. Gr. 8. 8 Gr.

„Bermischt mit dem abschreckendsten Gegenstande eine religiöse Idee“, sagt der Dichter am Schluß seines philosophischen Vorworts, „und er wird heilig und rein werden“. Nach diesem Grundsatz hat er in diesem Drama das verworfenste weibliche Wesen, das ihm ersinnbar war, Eucrazia Borgia, durch die Mutterliebe zu adeln gesucht, die er diesem Gemälde der Verworfenheit beigemischt hat. Es ist, als wenn man ein Gebäu von Sitten dadurch unschädlich zu machen hoffte, daß man ihm eine gesunde Substanz beimengte. Es heißt, die Tugend

lähren, sie in diesem sanigen Berzime mit dem Laster beryphten, es heißt, dem Laster Unrecht thun, es in dieser Verbindung mit der Tugend zu zeigen! Nichtsdestoweniger ist auch hier wieder die erschütterndste Wirkung erreicht, und zwar durch die Mittel der Contraste, die Hugo wohl zu handhaben weiß. Er stellt den Todtenfang in den Bankettsaal, das Geübte neben das Trunkflühe, die Garnweilmaße neben den Bechertopf, was wirkt. Er nennt diese Dichtung ein Seitenstück zu seinem „Le Roi s'amuse“, eine Bilogie, die man Vater und Mutter anen könnte. Dort wird physische Mißgestalt durch die Natur, hier moralische durch die Mutterliebe geadeit — so weit als Dienen will der Unterschied zwischen classischer und romanische Dichtung nicht recht einleuchten; diese haben nichts zu thun mit Volttaire oder Alfieri's „Atropo“ mit „Eucrazia Borgia“ zu vergleichen. Geht ihnen dann das Verstandniß nicht aus, so ist ihnen nicht zu helfen. Den mächtigen Geist der Schätzung, dem dies Schaueremälde eines wirklichen Unglücksereignisses ist, müssen auch wir anerkennen; aber eine Prüfung setzen wir daran nicht. Es ist wie ein einzelner Lichtstrahl in einer Camera obscura, wie ein Goldbrücker in einem schwanigen Gemälde wie ein scheußliches Bild, an dem ein Zug bewundernswürdig ist. Die Uebersetzung in Prosa, wie das Original, ist arm an geschmackvoll und verbirgt keine von den Schönheiten des letzteren, das wir seiner kunstreichen Fährung, einzelner Wohlthätige und einer ergreifenden Wirkung ungrachtet, als die höchste Verirrung ansehen, zu der das System des Dichters führen konnte.“

13. Schauspiele von Edward von Schenk. Zweiter Theil: Henriette von England. Albrecht Dürer in Bandy. In Unterberg. Stuttgart, Gotta. 1833. 8. 1 Theil. 16 Gr.

Den Dichter des „Bellisar“ messen wir billig nach man andern und seinem Maßstabe als jene ephemeren Versuchskürmer, welche einen oder zwei Aufäufe gegen den hohen Berg versuchen und, nachdem diese mißglückt sind, für immer verschwinden. Was wir bei diesen besonders und vielleicht liebend anerkennen, versteht sich bei jenem von selbst, und es kam treffen, daß der größere Dichter ein größeres Maß von Talent empfängt, ohne deshalb in seiner Rangordnung unter jenem zu lobben herabzusinken. Dies mußten wir voraussetzen, und es und ohne dies in der That hart angekommen sein wird, unsere volle kritische Uebersetzung über die vorliegenden Schauspiele auszusprechen. Es ist keine Frage, daß der Dichter des „Bellisar“ die Regeln des guten Geschmacks niemals gütlich verlegt, er ist ein Verehrer Corneille's und Racine's; gewiß ist er ferner ein tüchtiger Sprach- und Verstärker; er weiß was die Aufgabe des Dramas ist, wie eine That dramatisch gestaltet, geschickt gehandhabt wird, mit Cinem Wort, wie an Hülle und äußern Schein eines Trauerspiels darstellt. Ist diesem Anerkenntniß verbehalten wir unsere Meinung nicht über diese „Henriette von England“ z. B. scheint uns von dem aus unwahr und falsch, ohne poetische, ohne thatsächliche Wahrheit, fehlerhaft in beinahe jedem Wortes, jedem Charakter, kurz, in bester Absicht eine totale Verirrung. Was hilft es, daß der Verf. uns aus Geschichten und Memoiren nachweist, wie sich Alles begeben, was man darüber vermutet hat, und wie sein Gemälde in kleinen Details mit der Historie übereinstimmt — was hilft es, sagen wir, wenn Alles, poetisch betrachtet, unmöglich ist? — Und dies ist es! Es ist unmöglich, bei einem Mann wie Philipp von Orleans so druck und heftig, daß er sich dem rohesten Betrage, den ein Naturkind durchschauen hätte, so biagebe; unmöglich, daß ein Ritter Julius von Lothringen so liebe, so spreche, einen Eistmord so ausführ-

*) Eine andre Uebersetzung der „Eucrazia Borgia“ von P. P. Kell (Mainz, Kupferberg. 1833. Gr. 12. 18 Gr.) gibt das Original ebenfalls sehr gut wieder und zeichnet sich durch den Reichthum an Hugo's lebendigen, energischen, schwer zu übertragenden Worten aus.

**) Vgl. über den ersten Theil Nr. 256 d. Bl. f. 1833. D. 21

gleich, doch ~~der~~ ~~Stolze~~ am Hofe Ludwig XIV. sich fühlte, so betrügen läßt, daß ein Eurymach im Greisenalter ein ungewöhnlich auf dieser Art ausschwahe; unmöglich, daß sie sich selbst so dünkte, daß sie von der Rührung ihres edlen Herzens ihres Hausfriedens erwartete; unmöglich, sie den Wittlicher trank, bei solchen Ahnungen, solchen Augen; höchst, unwahrscheinlich, daß Ludwig XIV. mit ~~og~~ verkehrt habe; daß er so mit Eurymach, mit ~~pen~~ mit seinem Bruder spreche, mit einem Wort, das ganze, mit eine einzelne oder als eine Verkettung von Begebenheiten, ist, wie der Verf. es sich gedacht hat — ein unmöglich. Was sollen wir nun dazu sagen, wenn er kommt und uns einzelnen Ausprägungen, von Geschichte- und Memoirenern beweisen will, daß Alles wirklich so sei? Unser Dichtersicht sehr gut, worauf es hier ankommt, daß die poetische Welt in anderen Elementen lebt, und daß historische Erzählungen und dichterische Wirklichkeit zwei verschiedene sind.

Es wäre vergeblich, uns länger bei den Einzelheiten dieser Art, aber leider unmöglichen Tragödie aufzuhalten; es ist falsch und unwahr ist, da erscheint selbst der glückliche als ein schielender, verkehrter. Der Verf. ist hier der seines bewunderten Racine gefolgt; er hat sich eine Reihe hat sich Verhältnis geschaffen, die weder in echter Natur noch in wahrer Idealität wurzelt; eine reine Conventionalität und schreckt und kalt läßt, weil wir nicht wie die ~~den~~ über diese Conventionalität einig sind. Er hat zwischen ~~deare~~ und Calpurnia mittendurch segeln wollen und ist auf diese, die nur Naturwahrheit anrufen, festgefahren, in rhetorischen Schönheiten ist dies Stück ziemlich reich; ist eine frostige Kälte doch das Grundelement aller Charaktere.

Wenn Hamlet oder Macbeth in größter Aufregung Seelen in den Monolog fallen, so ist dies poetisch ~~mpo~~ voran aber König Ludwig (S. 67) folgendermaßen monolog:

Wie diese Frau mit unnenndbarem Zauber,
Indem sie meine Zweck dient, mich beherrscht:
Ich habe nie die Blut für sie empfunden,
Nur der ich wach um anderer Frauen Wunsch,
Und dennoch hab' ich keinen Mann gekannt,
Den ich so lieben könnte wie dies Weib.
Der Himmel geb mir keine Schwester und
Ich habe niemals einen Freund gesucht.
Doch sie — erstekt mir Beides . . . u. s. w.

Es ist eine jener französischen Naturwahrheiten, die nur Dichter, in Bewunderung für Racine verloren, nicht aber selbst Racine würde ein so kaltes, leidenschaftslos Monolog nie gewagt haben. In dieser Art fehlt Alles, und Gegenrede, und die Personen sagen und thun nie, ihrer Situation zu sagen und zu thun natürlich wäre. Man ein schlagendes Beispiel hiervon, so lese man die wo Heinrich das warnende Gedicht ungelassen dem Vater. Die Art, wie Ritter Julius sich rächt — durch einen Camillo, ist ganz so unmöglich wie sein Charakter Ein Böswicht, der sich beständig vorsetzt, er sei ein ~~ist!~~ Doch solchen Abscheu verleiht der Verf. hier ~~er~~ Naturwahrheit, daß er selbst seinen Mörder Camillo zu ~~losen~~ Krüderfammer macht, der, man weiß durchaus warum, Gemüthe vergiftet. So conventionnel ist der, daß er sich scheut, einen Böswicht böse zu malen, weil ~~jen~~ in eine gute Gesellschaft nicht hineinpaßt. Wenig, nen den Irrthümern dieser dramatischen Compositionen weiter folgen. Der Verf. beklagt sich über die Unbill dieses Stück angetroffen hat — sie ist natürlich — ~~rum~~ besuchens wir das Theater? wenn nicht um Wahrheit wenigstens um Leidenschaft zu sehen!

Es dem folgenden Stück: „Abercht Dürer in Venedig“, mit dem Verf. einverstanden. Die Gattung ist eine ~~Es~~ ist ein Lustspiel in einem Act, gut erfunden, in

schönen Versen, aus Einem Auf. Die Handlung schließt jedoch und die Kunstschönheit verdrängt das Interesse an der Begebenheit. Auch hier zeigt sich mühsame Einbildung und eine durch ~~allen~~ viel Besonnenheit und Sorgfalt für das Lebensdienliche bedingte Schwäche. In ähnlicher Art verhält es sich mit dem Singpiel in drei Aufzügen: „Der Untersberg“. Wir dachten uns dies Sujet einen Augenblick von Schaffpeare oder auch nur von Byron behandeln. Himmel! wie hier Alles lebte, wirkte, Gestalt annahm und Bedeutung gewann! Aus den höchsten Geisteskräften wurden Genien, wie Paul und Ariel, der Herzog, Dorothea, Afrasia, nahmen individuelle Züge an, die Handlung gleich einem Erdbeben. Nun fahen wir auf unsern „Untersberg“ zurück — Alles schief und schlich in gestaltlosen Personifikationen umher, die Gesetze waren Menschen mit Masken — Poesie und Leben fehlten, und fast ihre edlen wohlgelegte Worte, reine Verse, gute Reime. Wir wußten nicht, was wir von dem dramatischen Auf des Verf. urtheilen sollten. Ist die Kraft erloschen, die den „Belisar“ schuf, oder hat unser ~~U~~ sich verwandelt? Wurden wir damals getäuscht oder jetzt? Wir glauben nicht! Aber Das glauben wir, daß der Dichter durch den Widerspruch, gegen die ~~Spe~~ ~~zent~~ ~~richt~~ ~~ist~~ einer gewissen Schuld dahingebrockt worden ist, auf Kühnheit, schöne Neugier und Selbstständigkeit Verzicht zu leisten und die Gesellschafts- und Gelegenheitspoesie über die Dichtkunst zu setzen. Das phantastische Thema hätte Gelegenheit zu einer schönen, frischen Dichtung geboten; es ist ein zähes Gelegenheitsgedicht daraus geworden.

Bücher- und Bibliothekenschicksale.

Bereits in Nr. 114 d. Bl. S. 1830 wurde mitgetheilt, daß 1710 ein Dieb aus einer Handschrift des Celsus im Pembroke-College zu Oxford die goldenen Initialen geschnitten habe. Aber auch die neuere Zeit hat solche Diebe aufzuweisen, namentlich haben die Aufseher von Bücherschätzen und Archiven den großen Schaden zu beklagen, den diese in der französischen Revolution durch Raubfucht und Unverstand erlitten haben. Wir sind mit Recht über den Fanatismus christlicher Bischöfe erzürnt, der in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung der alten Literatur einen so unersehbaren Schaden zugefügt hat; unsere Nachkommen werden einst den Vandalismus des 18. und 19. Jahrhunderts zu bejammern haben, wenn dann nicht etwa Börne's Theorie gilt, der sich bekanntlich so verglich über die vielen Bücher in Büttingen geärgert hat und sich freuen würde, die meisten derselben vernichtet zu sehen. So hat sich Frankreich selbst um schätzbare Urkunden und Pergamente gebracht. Denn wie erfahren aus Paniel's „Catalogue libror. manuscriptorum“, daß in Paris die meisten Pergamenthandschriften durch einen Bibliothekar verkrümmelt sind, der die meisten Blätter herausgeschnitten und verkauft hat, daß ferner zu Anfang der Revolution das Archiv der Stadt Chalons an der Marne in die Hände eines Buchbinders zu Rheims gekommen ist, der die schönsten Pergamenturkunden eilendiglich zerstörte, und daß die Stadt St. Die ein schönes Archiv bis 1828 gehabt habe, wo es dem Maire einfiel, das unzulängliche Pergament veräußern zu lassen, so daß er sich rühmen konnte, der Stadt einen Gewinn von 800 Francs verschafft zu haben. Schlimmer noch ist es, wie Carsten Nießens in seiner „Chronik der freien Stadt Bremen“ erzählt, einer vollständigen (?) Handschrift des Livius ergangen, die bis 1521 sich in der Büchersammlung des Cantors Martin Ordnung befand, nach seinem Tode aber durch die Erben den kleinen Kindern zum Zerreißen überlassen wurde.

Als die Franzosen in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts über den Rhein gingen, und den Palästen, den Bütteln aber Frieden predigten, rechneten sie vermuthlich die Klöster und Kirchen mit zu den Palästen. Schon vor der Aufhebung der Klöster und geistlichen Stifter 1802 war manches kostbare Buch verschwunden, aber die eigentliche Plünderung des

ganz erst mit jenem Jahre. Damals brachten die sogenannten Evacuationscommissionen die Ausbeute an Büchern aus Klöstern, Schülern, Archiven, Stadt- und Privatbibliotheken nach Paris, wo sie in zwölf großen Magazine aufgeschichtet wurden. Aus ihnen wählten nun zuerst die Conservatoren der Nationalbibliothek, nach diesen die zusammenberufenen Bibliothekare der größten Städte Frankreichs ganz nach Willkür, was ihnen befiel, ohne auch nur eine Quittung auszustellen. Der Rest wurde in Paris versteigert und der bekannte Professor Wallat aus Köln fand nach glaubhaften Mittheilungen zehn Jahre nach dieser Operation noch gute Werte bei den Buchertrödlern auf den pariser Bonapard, die mit dem Stempel der königlichen Klosterbibliotheken bezeichnet waren. Auf eine ähnliche Weise mag auch wohl die Handschrift des Periclus aus dem königlichen Kloster St. Pantoleon, die sich jetzt in Kopenhagen befindet und vom Bischof Pium bei seiner Ausgabe des genannten Schriftstellers benutzt worden ist, horthin gekommen sein; auf ähnliche Weise sind vor 10—12 Jahren in Berlin gegen 50 seltene Werke aus der unermesslich reichen Bibliothek der Grafen von Mandelscheid auf Blankenheim in der Gifel und ebenso in noch späterer Zeit in Köln verkauft worden: In dieser Stadt war ganz besonders ein reicher Büchermarkt eröffnet, da die schönsten und kostbarsten Bücher und Ausgaben alter Classiker (namentlich Künen) unter freiem Himmel verkauft oder kostweise als Vacatur verkauft wurden, und so aus der ruhigen Sicherheit der königlichen Kirchen- und Klosterbibliotheken nach allen Weltgegenden hin zerstreut worden sind. Die königlichen Kunstfreunde haben daher unersehbare Verluste zu beklagen.

Nicht besser ging es in andern Rheinländern zu. In Koblenz nahmen die französischen Commissarien viel Andern wurde veräußert, selbst die an den Decken befindlichen Beschläge wurden nicht verschont, in seiner „Geschichte der Synagoga-Bibliothek zu Koblenz“ (1832) gleich zu Anfange berichtet. Ob die Schöpfung einer Bibelhandschrift, aus welcher die Irthümer herausgeschnitten sind und dafür anderes Pergament eingesetzt ist (S. 15), gleichfalls in jene tumultuarische Zeit gehört, ist uns nicht bekannt. In Trier und Mainz plünderte der Benedictiner Dominicus (eigentlich Joh. Baptist. Wanger), raubte und verschleuderte wichtige Drucksachen, wie aus den in Schnab's „Geschichte der Buchdruckerkunst“, I, 247 fg. mitgetheilten Listen zu ersehen ist. Aus derselben Schrift lernt man das Benehmen Merlin's von Thionville auf der Universitätsbibliothek kennen, wo er unter andern das derselben gehörige Exemplar der 42zeiligen, auf Pergament gedruckten Gutenberg'schen Bibel mitnahm und es wieder an den londoner Buchhändler Nicol verkaufte, der dasselbe nach van Praet's Angabe für 10,000 Fr. frei bot. Ueberhaupt waren die französischen Commissaire, Generale und Marschälle gar große Freunde von alten Drucken und Incunabeln, besonders wenn sie mit Silber geziert oder mit Juwelen besetzt waren. Depping erzählt in den „Erinnerungen eines Deutschen aus Paris“, S. 225—227, sonderbare Dinge von einer kostbaren, mit Miniaturbildern der besten Meister verzierten Bibel, die General Janot in Eissabon fand und — mitnahm. Obschon derselbe wenig von Büchern verstand, besonders von alten, so scheint er doch große Freude daran gehabt zu haben, da er auch einen Abdruck avant la lettre des berühmten Dibot'schen Horatius (Paris 1799) auf Pergament und mit den Originalzeichnungen besaß, den der londoner Antiquar Hibbert in der Auction von Junot's Bibliothek 1816 für 140 Pf. Sterl. erkaufte. Schwerlich wird Dibot dies Exemplar (da er nur überhaupt drei Exemplare hatte abgeben lassen) oder das seine Birgilius auf Pergament, welches ebenfalls in der Auction (s. „Catalogue de la bibliotheque de duc d'Abrantès“, S. 85) vorkam, dem Marschall verehrt haben und ebenso wenig ist wol Bodoni beflissen gewesen, ihm seinen Birgilius auf Pergament, von dem man nur drei Exemplare kennt,

zum Geschenk zu machen. Aber der Herzog ließ die („Catalog“, S. 19, Nr. 1847).

Ein nicht minder kostbares Schicksal wie die oben genannten französischen hat das Archiv des in Siena unter dem Namen des Ordens erstarben. Ein gewisser Rosini fand im während der französischen Herrschaft, eine Kasse mit viel Buch voll Pergament und brauchte es, um — sein Leben zu fröhen. So erzählt Hr. von Ramoche in seinem „Desir Italien in Italien“, S. 102. Einen Vorgänger hatte er, wie es Courier's „Denkwürdigkeiten“, II, 69, ersehen werden kann, an dem Bibliothekar Mieri, der die Manuscripte der Vatican 180 für gute Guineen an Engländer verkaufte. Wenn alle die immer fragen: quod non fecerunt barbari, fecerunt barbari, so konnten sie noch andere — im's und — her's jaglich nennen. Am schlimmsten haben es freilich immer in Italien die Franzosen gemacht, wie aus Volta's „Geschichte von Juba“ und aus Platner's „Beschreibung von Rom“ (I, 264 ff.) zu ersehen ist, und nicht mit Unrecht werden sie in dieser Beziehung barbari genannt. Dem Verf. dieser Zeilen ist es höchst einmal von Franzosenfreunden sehr verdacht worden, daß „p. bildreste Buit Europas“ so genannt zu haben. 14

Literarische Notizen.

Angekündigt wird „L'Angleterre pittoresque, histoire en trois royaumes. Antiquité, topographie, division politique et administrative etc.“ von M. Pichot, Rédacteur de „Levue de Paris.“ Es soll in 150 Lieferungen mit 300 Kupfer ausgegeben werden und 2 Quartbände ausmachen.

Hr. Moreau de Jonnes gab „Statistique de l'Espagne“ heraus.

Von B. Garran erschien in 2 Bdn. „Louis-Philippe et la contre-révolution de 1830“.

Eine Uebersetzung der „Tutti franti“ des Hrn. Pichot ist unter dem Titel: „De tout un peu“ in Paris heraus gekommen.

Literarische Anzeige.

Bericht über die Verlagsunternehmungen für 1834 von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe des Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewiss. (Befehl aus Nr. 136.)

- *45. Stieglitz (Heinrich), Stimmen der Zeit in Köln zweite, veränderte und vermehrte Auflage. Gr. 12. In seinem Druckpapier. Geh. 10 Gr.
- *46. — — — Fliegende Blätter. Erinnerungen einer Reise. 8. Auf seinem Druckpapier. Geh.
- *47. Thiersch (Frédéric), De l'état actuel de la Grèce et des moyens d'arriver à sa restauration. Deux volumes. Gr. 8. 54 Bogen auf seinem franz. Druckpapier. Geh. 4 Thlr.
- *48. Wiese (Theodor), Hermann. Ein Roman. 8. In seinem Druckpapier. 1 Thlr. 6 Gr.
- *49. Winke und wohlmeinende Rathschläge für christliche Schulen. Der königl. hebr. deutschen Primar-Schule in Pressburg besonders geeignet von einem unparteiischen christlichen Theologen. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier. Geh. 10 Gr.

Donnerstag,

Nr. 142.

22. Mai 1834.

Schwäbisches Städtewesen des Mittelalters. Meist nach handschriftlichen Quellen sammt Urkundenbuch, von Karl Jäger. Erster Band. Auch unter dem Titel: Ulms Verfassung, bürgerliches und commercielles Leben im Mittelalter. Heilbronn, Claß. 1831. Gr. 8. 3 Thlr. 16 Gr.

Das vielfältig verworrene Mittelalter bietet für den Umfang der deutschen Reichsgeschichte eine Menge Einzelheiten dar, welche zur vollständigen Auffassung des Ganzen unerlässlich sind; denn die Grundlage jenes merkwürdigen heiligen römisch-deutschen Reiches ruhte ja auf so mannichfaltigen Einrichtungen, daß man Werth und Wesen des Ganzen nur in ihnen durchschauen lernt. So segensreich aber die eigenthümliche Ausbildung derselben nach und nach auf das sittliche und intellectuelle Leben gewirkt hat, so schädlich wirkte sie auf das politische. Die Menge einzelner Staatskörper, die sich zu einem großen Ganzen vereinten wie die Glieder zu einer Kette, nahm durch äußere und innere Anregung allmählig eine Art von revolutionnairem Charakter an, der sich nachmals im 16. und dann im 17. Jahrhundert wahrhaft ausgetobt hat. Dennoch aber, wenn wir auf das geistige Streben, auf Vervollkommnung jeglicher Lebensverhältnisse sehen, wird Deutschland nicht bedauern, daß sich die Ausbildung und Befestigung seines Staatslebens sogar in einzelnen Städten behauptete. Dergleichen zeigt uns das Mittelalter in Franken und Schwaben, am Ober- und Niederrhein weit mehr als in den übrigen Theilen Deutschlands; ein Beweis, daß dort hauptsächlich Trieb zur Lebensfähigkeit aufstiegen und wuchern, aber auch sich Kraftgefühl mit Drang zur Selbstständigkeit offenbaren konnte. Solche Städte suchten vorzüglich die alte angekommene Freiheit zu erhalten, und haben für die feste Gestaltung des Bürgerthums wie des Volkslebens überhaupt einen so hohen Werth, wie das Studium ihrer Geschichte einen gewaltigen Reiz gewährt. Wir besitzen demnach schon mehrere sehr schätzbare Arbeiten über die innere und äußere Verfassung einiger solcher geschichtlich merkwürdigen Städte; und es kann nur äußerst willkommen sein, wenn ein Mann im Besitze so reichhaltigen Stoffes, wie Hr. Jäger, unternimmt, durch die Bearbeitung einer Geschichte der schwäbischen Städte in allen Beziehungen der Lebenserscheinungen diese geschichtliche Literatur zu vermehren und

dadurch die deutsche Reichsgeschichte vollständiger aufzuklären. Der verstorbene Prälat von Schmid zu Ulm sammelte schon zu ähnlichem Unternehmen, wie hier im Vorworte berichtet wird, und nach dessen Tode führte sich unser Verf. durch die Bekanntschaft mit dessen Papieren aufgeregt, den vorgefundenen Stoff durch die Benützung mehrerer Archive zu vervollkommen, zu sichten und zu vollenden. Er macht den Anfang mit der Geschichte Ulms und widmet sie dem Namen des seligen Prälaten. Die Fortsetzung dieser städtegeschichtlichen Untersuchungen aber läßt der Verf. von der Theilnahme des Publicums abhängen, die ihm gewiß jeder Geschichtsfreund wünschen wird. Denn das vorliegende Werk, sofern die Fortsetzungen darnach beurtheilt werden können, zeichnet sich aus durch eine Menge bisher ungelannter Nachrichten, durch unermüdeten Fleiß, durch besonnene Sichtung der Quellen und vor Allem durch die Mannichfaltigkeit des Stoffes, wie ihn nur immer die Geschichte einer Reichsstadt in jener Zeit gewähren kann. Die Masse desselben, dies sieht man deutlich, hat den fleißigen Forscher bisweilen in Verlegenheit gebracht, sie schicklich zu rubriciren; daher hin und wieder eine scharfe Abgrenzung und Unterordnung des in sich verwandten Stoffes von dem fremdartigen vermisst wird. Indes bestimmt dieser Mangel dem innern Werth des Ganzen nichts, und jeder wißbegierige Leser wird gern bei dem starken inhaltreichen Bande verweilen, zumal da neben dem Trockenen so viel Anziehendes (ja auch Kurzweiliges, wie es die Sitten jener Zeit erwarten lassen) nebenhergeht. Zur Erläuterung des Gesagten möge Folgendes aus dem Buche und über dasselbe zu bemerken vergönnt sein. Nach der kurzen Einleitung, in welcher muthmaßlich über Ulms Vorhandensein zur Römerzelt gesprochen wird, sollte eigentlich die Ueberschrift: Erste Abtheilung, von Ulms Verfassungsleben, nach dem Geiste des Werkes folgen; statt deren aber finden wir gleich die Angabe der Unterabtheilungen, d. h. Ulm 1) vom Jahre 854—1268, 2) Vom Interregnum bis 1314, und 3) von da bis zum Schlusse des Mittelalters. Sonach erhalten wir erst sichere Nachricht von Ulm als kaiserlicher Villa oder Pfalz; die hdufigen Einfälle der umherstreichenden Ungarn verschafften ihr jedoch im 10. Jahrhundert Mauern als Schutzmittel; darum erscheint es nun als Oppidum und Civitas, welche

Bezeichnungen, wie so viele andere im Mittelalter, bald verschieden, bald gleichbedeutend sind. Unter den Hohenstaufen wird die Stadt erweitert. Kaiserliche und städtische Behörden treten einander hervor, welche der Verf. mühsam aus der schwerfälligen Sprache jener Zeit zu sondern weiß. Die Palastverfassung löst sich in der Entwicklung der Municipalverfassung auf. In dem zweiten Abschnitte wird die Fortbildung dieser Verfassung weiter beschrieben, die städtische Behörde gewinnt mehr Bedeutung, je mehr sich die Gewerbe und Rechte der freien Grundeigentümer und des Gemeindegutes vom Eigenthume des Reichsoberhauptes absondern. Diese städtische Behörde sammt ihren Verfassungen drängt den kaiserlichen oder kaiserlichen, d. h. den landesherrlichen Einfluß, immer weiter zurück, sodas der allmähliche Uebergang von der kaiserlichen Stadt zu einer freien unmittelbaren des Reichs klar hervortritt. Die Beweise hierzu liefern das Stadtrecht, die Entfremdung des Reichsvogtes von den inneren Verhältnissen der Stadt, die Bildung eines Stadtrathes mit einem Bürgermeister, dessen Geschäftstätigkeit zwar noch mit dem Stadtgerichte vielfältig zusammenhängt, aber doch schon die Theilnahme der Richter, der Geschlechter und der Zünfte gestattet, und endlich die freisinnigen Wiclungen Arnold's von Brescia, welche auch in den Ulmern Eingang fanden und Höchigkeit und Freibeigenschaft mit dem Christenthume unvereinbar erklärten. Wachsthum und Blüte der Gewerbe erzeugten Kampf mit den Grundeigentümern und Streben nach Theilnahme an der Verwaltung; daher auch zunehmenden Gebrauch der deutschen Sprache in schriftlichen Verhandlungen. Diese Bewegungen gehen in den folgenden und letzten Zeitraum über und endigen in gänzlicher Gleichstellung der beiden Einwohnerclassen vor dem Gesetze. Auch verschwindet die Vogtei ganz und gar, und das Schultheißenamt, das in voriger Periode schon von der Stadt besetzt, jedoch noch vom Kaiser besätigt werden mußte, tritt nun wie das Stadtgerichte, dem Bürgermeister und Stadtrathe untergeordnet, zurück. Dieser erscheint als eine freie und vom Kaiser unabhängige Behörde, welcher der Schöffenstuhl oder das Stadtgerichte in gesetzgebenden Sitzungen wie überhaupt bei der Organisation der Rechtspflege beisteht. Er erfüllt nach dem Beispiel anderer Städte in einem kleinen (die oberste Regierungsbehörde) und in einem großen Rath (die Gemeindevertretung). In beiden haben die Handwerker vor den Geschlechtern das Uebergewicht. Der Stadtrath ist oberste Appellationsinstanz. Dem Schöffenstuhle steht seit Zanahme der Geschäfte das Collegium der Benannten (Wissenden, bei Eichhorn mit den Schöffen selbst verwechselt) zur Seite, welches aus zwei Dritttheilen Zünfter und einem Dritttheile Geschlechter bestand. Doch haben nur Schöffen Recht und Urtheil zu sprechen. Das alte Herkommen, so weit es für Rechtssfälle anwendbar, wird in die vorhandenen schriftlichen Gesetze aufgenommen, und das römische Recht erhält nach und nach auch seine Gültigkeit und Anerkennung. Strafen mit Mauersteinen entstehen, Hinrichtung, Verbannung aus der Stadt, Geld- und Gefängnißstrafe bleiben. Die

Erlangung des Bürgerrechts wird seit dem 14. Jahrhundert erleichtert; doch soll die Einwohnerzahl beinahe unter 60,000 Seelen, die niedrigste Angabe der Chronik gewesen sein. Der Verf. geht umständlich in diese Zeit der Stadtverfassung ein, sucht fleißig den Sturz der schwerfälligen, unbeholfenen Quellen zu entdecken, und schließt diesen lehrreichen Abschnitt mit der Behauptung, daß die freie bürgerliche Verfassung die Kraft eines Volkes, die Gemeinnut und die Liebe zum Vaterlande pflege und stärke, gleichwie sich Ulm darin hervorgethan habe. Er kommt nun zum Finanzwesen, in welchem Capital in Besteuerung und das Münzwesen sammt dem Münzrecht der Stadt besprochen wird, wobei auch des Einflusses der Juden in Ulm, die dem Stadtrathe in Beschäftigungen unentbehrlich waren, umständlich gedacht wird. Hr. Berger geht zog ihnen nach und nach unanständigen bei und zuletzt gänzliche Verbannung aus der Stadt u. Hieran schließt sich der Abschnitt über das Kriegswesen, worin man erfährt, daß zwar zum Dienste der Stadt und des allgemeinen deutschen Wesens die Bürger Waffen tragen mußten, aber schon mit Anfange des 14. Jahrhunderts Söldner auf öffentliche Kosten in Zahlung und mit Ende desselben Jahrhunderts in einer Art von Uniform gefunden werden. Zur Übung in den Künsten hatte man, gleich andern Städten, Schützengesellschaften und Fechtbrüderschaften, wozu schon damals Einladungen zur Theilnahme gemacht wurden. Für die Kriegsschichte ist wichtig, daß Ulm auch im 14. Jahrhundert Feuergewehre hatte.

Die zweite Hauptabtheilung beschäftigt sich so eingehend, wie die erste für den Leser ist, mit dem bürgerlichen Leben und gibt ein anschauliches Bild von den damaligen Sitten und Gebräuchen und wissenschaftlichen Bildungsanstalten. Der Verf. bezieht hierüber in fünf Capiteln, deren erstes von der Sicherheit und Ordnung handelt, wozu auch die Wirthschaft und Volksfesten erwähnt worden sind. Aus Mangel an Straßenbarockung lebten die Leute des Abends nur mit Lichtern in den Gassen gehen. Im Capitel von Anstand und Bescheidenheit finden wir bios das Bauwesen abgehandelt. Die Gassen führten an die Häuser zu kleben, war nicht zu thun. Im Capitel von der Gesundheit und Körperpflege ist die befehlende Ausschlässe über den damaligen Standpunkt in Arzneykunde. Wir erschrecken, wenn man liest, daß im 17. und 18. Jahrhundert beim Ausbruch einer pestartigen Krankheit davonlaufen konnten. Die Apotheker mußten zu Hause bleiben. Schwere Krankheiten so selten, daß die ulmischen z. B. von weltbekannten Ärzten und Herren zur Stütze ihrer schwachen Kräfte verschrieben wurden, aber vom Stadtrathe nicht zum Erlaubniß zum Wegreisen erhielten. Die Beschäftigungsanstalten waren nach damaligen Begriffen auch gut, aber ärztliche Pflege darin erbärmlich. Auch ein Fechthaus läßt sich seit 1386 nachweisen, das bei zunehmender Lieberlichkeit gewaltigen Zuwachs erhielt. Dagegen sind wir die lobenswerthen Baderanstalten sehr gespannt, und dem Reizmittelvertrauen der Ulmer Ehre macht. Das

Wohl die Kunde vom Luxus, von öffentlicher Sittlichkeit und Zucht, wobei der Adel, Nonnen und Geistlichen nicht zum Besten gedacht wird. Die Ausschweifungen waren bei zunehmendem Wohlstande der Stadt arg, und die Fasnachtsfeste (Werdelle) konnten erst zur Zeit der Reformen (1537) aufgelöst werden. Der Kampf des Ulmer Stadtrathes mit der Geistlichkeit wegen Sitte und Zucht zu Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts verdichtete die Vorbereitung zur kirchlichen Reformation, wobei ersterer dem Kirchenbaue trug, während das empörte Volk die zur Nachtzeit auf den Straßen umherschweifenden Geistlichen entweder prügelte oder todtzuschlug. Der Kampf gegen die Klöster scheint besonders groß gewesen zu sein. Das letzte Capitel über Kunst und Wissenschaft, vom Verf. „Künste, Schulen und Bibliotheken“ überschrieben, ist freilich sehr dürftig. Erst seit 1443 wurde mit 150 Bächern der Grund zu einer Bibliothek (Kberei) gelegt, und seit 1480 erschien der erste Buchladen in Ulm, obgleich noch Jeder mit Bächern handeln konnte. Buchhändler lassen sich erst von 1447 an und Buchdrucker seit 1472 in Ulm nachweisen.

Die dritte und letzte Hauptabtheilung betrifft das commercielle Leben der Stadt. Hier behandelt der Verf. seinen Stoff in fünf Unterabtheilungen, in welchen der Ackerbau, die Fabricate und Handwerkerzeugnisse sammt den vorhandenen Innungen oder Zünften, der Handelsstand, Einfuhr und Ausfuhr in ihrer ganzen Ausdehnung sammt der obrigkeitlichen Beaufsichtigung und Beförderung des Industriewesens, was der Verf. vorangestellt hat, aufgezählt werden. Er setzt voraus, daß Ulm schon seit den Zeiten der Karolinger ein natürliches Marktrecht gehabt habe, wie es andere deutsche Städte besaßen, während es erst 1429 vom Kaiser Sigismund mit dem Jahrmarktrecht belohnt wurde. Die Masse der Handwerker und die mannichfaltige Verschiedenheit der Gewerbe zeugt vom blühenden Handel, aber auch außerordentlichen Luxus jener Zeiten. Schuhmacher und Schneider arbeiteten nach der stadträthlichen Kleiderordnung; daher durfte z. B. kein Schuh einen längeren oder kürzern Schnabel haben, als der Stadtrath vorgeschrieben hatte. Die Janung der Kaufleute war angesehen und reich und stand mit den Handelsstädten Deutschlands und allen Ländern Europas in Verkehre. Unter ihnen entwickelte sich frühzeitig Aufklärung in religiösen Dingen durch Bibellese, und Kaufleute waren es, die in der Mitte des 12. Jahrhunderts religiöse Künste in Ulm veranlaßten. Das Urkundenbuch, welches sich von S. 719—749 an die Ergebnisse der geschichtlichen Forschungen anschließt, gibt von 1173 (nicht 1183, wie irrig in der Ueberschrift zu lesen ist) bis 1296 lateinisch und aus dem folgenden Jahrhunderte deutsch verfaßte Beweisthümer; ein Beweis mehr, daß bis zu Ende des 13. Jahrhunderts alles Verhandelte noch in der römischen Sprache niedergeschrieben wurde. Ref. macht besonders auf das Stadtrecht von 1296 aufmerksam, in welchem die unbestimmt hingestellten Gesetze noch gar sehr durch traditionelles Herkommen ersetzt werden mußten. Den Schluß des Ganzen bildet eine kurze Nach-

richt über die ulmischen Geschlechter, von denen einige eine wunderliche Namensspielerei mit der Endsilbe *Ulm* (lein) verrathen, wovon der Verf. (S. 767) auf eine Verwandtschaft der gesammten Ulmzer Hausgenossen schließt, und andere wahrhaft charakteristische Namen führen, wie z. B. Bogillin (Bögellein), Stammler, Gemörlsch, Tagmann, Löwe und Besserer. Uebrigens wäre zu wünschen gewesen, daß der Verf. sich über den Inbegriff der Geschlechter, was, nach S. 94, in spätern Untersuchungen geschehen soll, schon in diesem Bande, wo ihm die beste Veranlassung gegeben wurde, deutlich und bestimmt ausgesprochen hätte. Einige Male sind die Nachweisungen der Anmerkungen vergessen worden, und S. 181 steht sogar in der Anmerkung 127 eine erläuternde Quellenstelle, die zur folgenden Note gehört. 64.

Romanenliteratur.

1. Der Tempelritter. Ein historischer Roman. Zwei Bände. Leipzig, Hartmann. 1833. 8. 2 Bde.

Die Vorrede des ungenannten Verf., zugleich Widmung des Buchs an einen ebenfalls ungenannten Freund, spöttelt über Walter Scott's erste Liebhaber und Liebhaberinnen nicht ganz mit Anrecht; aber, daß das Rechte wissen und es hervorzubringen, nicht immer Hand in Hand geht, legt unser Verf. klar an den Tag: sein junger Held, der Tempel Oberthor, ist tapfer und verliert, auch verständig, doch nicht seiner Zeit vorausschreitend; Jisa, die Geliebte, ist hübsch, härtlich, treu, jüchtig, sein Sittungscharakter weiblicher Jugend nicht stärker individualisirend, als es Scott's Heldinnen auch thun. Was sie bedingen und bedingt für die Handlung leisten, die Oberthor, nach Auflösung des Ordens und Dispensation des Papstes, seine Jisa heirathet, ist nicht ausgezeichnet, und die Geschichte nur für einen der bessern, von allen Auswüchsen befreiten Ritterroman zu erachten. Aber von einer andern Seite hat dieser „Tempelritter“ einen bedeutenden Werth. Nicht allein die Geheimlehre des Ordens, sein Ritual bei Gelegenheit der Aufnahme Johannes Parricida's wird uns vor die Augen gebracht, nebst Rauchen, was zur Geschichte des Ordens und seiner Vertilgung gehört, sondern auch eine klare Uebersicht des Mittelalters gegeben, bestimmt, unparteiisch, mit gerechter Würdigung seiner Größe, seiner politischen Richtung, der Mängel und Schwächen seiner Verfassungen. Ritter und Mönchthum, Verhältniß der Feudalherrschaft zu dem König, dem geistlichen Stand, dem Bürger und Bauer, Alles wird wohl erwogen, mit tiefem Einbringen, mit Wärme, aber ohne leidenschaftliche Parteilichkeit, die bald verschweigt, bald, wenn es der Wortherr erheischt, zulegt. Sogar die Dogmenlehre, die Ansicht der Kreuzzüge, der Scholastik, ist so mild und duldsam, als sie nur der aufgeklärte, nicht ärrationalistische, geistliche Protestant mit voller Ueberzeugung haben kann. Ebenso belehrend ist die Darstellung der Volk's- und Kirchenlese, die Abhandlung über Troubadours, Minnesänger und überhaupt romantisches Dichtung, bis zu ihrer Ausartung ins Aporische und Dialectische. Dies und vieles andere Gründere ist theils mit dem Roman verbunden, theils als Gespräch, als Betrachtung in das Reich der Ideen aufgenommen. Eängt wenig der Roman als solcher mit seinen wässerigen Versen, die zu Ueberschriften dienen, verschollen ist, wird man ihn hervorzuheben als kurzen, gelegenen Abriss einer Geschichte des Mittelalters.

2. Stilleben aus dem innern Leben. Von F. W. Gaede. Kiel, Anverkschub. 1833. 12. 8 Gr.

Vortreflich Das ausdrückend, was der Gemüthsvolle gesagt, oder auch klar empfunden, aber bei minderer Bildung des Geistes als des Herzens unfähig ist in Worte zu fassen.

In dem Worte über Freiheit heißt es: „Religiöse Freiheit besteht im Vermeiden alles Unnützlichem, alles aus Aufgebrungenem, zugleich aber auch in der freien Annahme alles Dessen, was fest, unwandelbar und somit göttlich ist.“ Zu den gelungensten Kupfern des hiesigen, wohlgedruckten Bächleins gehören die über Freundschaft, Frühlingsgedanken, Herbstempfindungen.

3. Die Tiefendächer, und die Brüder von Noncavero. Zwei Erzählungen von K. Berg. Berlin, Cöderig. 1835. 8. 21 Gr.

4. Die Jüdin von Prag. Eine Criminalgeschichte aus dem Mittelalter. Von demselben. Ebend., 1835. 8. 21 Gr.

5. Der Page von Brieg. Romantische Erzählung aus einer schlesischen Volksfage. Von demselben. Ebend., 1835. 8. 21 Gr.

„Die Tiefendächer“, keine harmlosen Sewatter Schneider und Handschuhmacher, haufen in dem schlesischen Städtchen Goldberg aufs grausamste und würden Alles verheeren, wenn nicht Wallenstein Einhalt thäte. Eine Laedote aus seinem Leben ist dabei zu Grunde gelegt, und eine Liebesgeschichte als Colopartie eingewoben. Die italienischen Brüder führen im Kleinen den Stritt ihrer Zeitgenossen, der Quellen und Schicksalinen, und wenn der Ausgang erträglicher ist, als man meinte, so war es nicht die Schuld des einen Bruders, und er erfährt nach vielen Jahren erst, daß der andere nicht bei der Belagerung seiner Feste, von ihm unternommen, blieb. Die erste Liebhaberin ist zuerst die Tochter ihrer Kettern, dann nicht, und zuletzt dennoch, was die Geschichte verwickelt und dehnt.

„Die Jüdin von Prag“ hat eine frische Scenerie aus dem Zeitalter Kaiser Karl IV. Der Stoff ist, der Hauptfache nach, dem einer spanischen Tragödie sehr ähnlich: ein überaus gerechter Richter verdammt den eignen Sohn und läßt das Urtheil vollstrecken, weil er eine reizende Jüdin verführte und mordete.

„Der Page“ betet seine schöne Herrin an, aber, kein leichtfertiger Cherubin, wagt er es kaum sich selbst seine Plamenen zu gestehen, flieht nach Palästina, seinen dort gefangenen Herzog, den Gemahl der schönen Dame, zu befreien. Bei der Heimkehr wird er des Diebstahls und anderer Verbrechen beschuldigt, und nur dem Eifer eines mutigen Mädchens verdankt er seine Rettung. Ihre Wärme hat sein freundschaftliches Gefühl in ein innigeres gewandelt, die Reife seine frühere Stut gekühlt, und so verlassen wir ihn am Schlusse als einen wohlbestandenen Ehren- und Rittersmann und Günstling des Herzogs.

6. Die Grafen von Schwitew auf Hargburg. Historisch-romantisches Gemälde des vierzehnten Jahrhunderts. Von K. Leibold. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 1835. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Verfeinerter Ritterroman à la Gramer und Schlenker, ohne Nothzucht, tödtliche Plagen und ansehnliche Flüche, lebendig genug, die Aufmerksamkeit während des Durchblätterns festzuhalten, sächsische, etwas verwischte Zeichnung der Zustände des 14. Jahrhunderts, ohne Ferkelnerri.

7. Novellen von Pent. Wille. Künstler Wand. Nach unter dem Titel: Die Gründung von Batavia. Historische Novelle aus dem ersten Viertel des sechszehnten Jahrhunderts. Braunschweig, Meyer sen. 1835. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Mit einem großen Aufwand geographisch-statistischer Gelehrtheit, welcher der Verf. in England den Epithamen einer blus Stocking erwerben würde, mit die Augen blinderer Verschwendung in der Beschreibung des kostbarsten Pugs wird nur Mäßiges erreicht, das Interesse zersplittert sich, kein Mittelpunkt sammelt die Strahlen und vertheilt sie weise; wir nehmen weder an den Streitigkeiten der Engländer und Holländer lebhaften Antheil, bleiben gleichgültig, wenn diese Regen und

Batavia gründen, noch gehen und die Heilinnen an, die Kelter des holländischen Adels, ein höchstes, artiges Mädchen, mit der gewöhnlichen Romanenphysiognomie, die lebt, wo sie nicht soll, und den bestimmten Bräutigam nicht will. Die zweite, eine japanische Prinzess, ist durch und durch, in Letztern wie in Worten, Europäerin, und zwar von der reichhaltigen, leidenschaftlichen Gattung, wie sie in den Romanenstern als Neapolitanerinnen vorkommen. Ihr Lob kommt zu gelegener Zeit, und über den des getrunnen Umach Frauen wir uns auch nicht betrüben, es ist besser, für die Sekretarin stehen, als aus unerwidelter Liebe zu verschmachten. Eine gewisse Unbequemlichkeit beschleicht Ginen beim Lesen, und schwerlich wird Jemand den Versuch machen, ob die zweite Lectüre dieselbe Wirkung hervorbringe.

Notiz.

Innere Schifffahrt in Großbritannien.

Frankreich besaß schon seit längerer Zeit die großen Kanäle von Briare und Languedoc, und noch beschäftigte man sich in England nicht im mindesten mit der innern Schifffahrt; die Landstraßen waren meistens nichts als das ausgetrocknete Bett eines Baldflooms; der Reisende blieb oft drei Tage unterwegs, um einen Weg zurückzulegen, den man jetzt in drei Stunden macht. Heutzutage hat England unter allen Staaten die meisten Kanäle. Die Länge derselben beträgt in Allem 2400 engl. Meilen; die Baukosten werden von einigen Ingenieuren auf 50,000,000 Pf. St. angeschlagen. Es wurden dazu 52 unterirdische Gänge, zusammen 40,000 par. Meilen lang, 3600 Schleusen und 423 Brücken erbaut. Die vier großen Verhäfen Englands: London, Hull, Liverpool und Bristol stehen durch diese Kanäle mit einander in Verbindung. Dabei folgen einige Bemerkungen über die wichtigsten hydraulischen Systeme Englands.

Hydraulisches System von London. Die verschiedenen von London ausgehenden Kanäle haben zusammen eine Länge von 250 engl. Meilen. Der Regentkanal (Kanal der Regenten), 9 engl. Meilen, setzt London in Verbindung mit Hull und Liverpool, er hat 2 unterirdische Galerien, 12 Schleusen und 57 Brücken. Der große Junctionkanal, von der Themse nach London zum Dorsfordkanal; er geht durch 19 Schleusen und hat 101 Schleusen. Der große Unionkanal geht vom Junctionkanal ab bei Daventry bis zur Communication mit Hull nach Liverpool. Der Kanal von Hereford geht von dieser Stadt bis nach Gloucester.

Hydraulisches System von Manchester. Kanal von Rochdale, von Manchester nach Halifax 31 engl. M.; in Manchester geht er durch eine unterirdische Gallerie in den Bridgewaterkanal über. Der Bridgewaterkanal, 40 engl. M.; der erste Ast geht von den Steinlohlgruben bei Worsley bis Manchester; der zweite führt von Manchester über den Canal auf einer Wasserleitung von 136 Meilen in der Länge bis Bolton auf dem Mersey. Eine dritte Verzweigung geht von den Dampwerken von Worsley bis an die Dämpfe von Chatmos. Der Kanal von Ashton und Oldham von Manchester nach Alton. Der Kanal von Huddersfield führt von Alton nach Huddersfield; dieser Kanal und der vorhergehende verbindet zwei kleinen Flüsse miteinander, den Calder und den Mersey, die in zwei entgegengelegte Meere abfließen. Der Kanal von Huddersfield geht durch die Gebirgskette, welche beide Flußgebiete trennt, mittels einer unterirdischen in den Felsen gedauenen Galerie, 4825 Meilen lang. Der Kanal von Preston führt von dem Punkte, wo der Altonkanal aufhört, bis Southport, wo er mit einer Eisenbahn aufhört. Der Kanal von Manchester führt von dem Calder bis zum Kanal von Huddersfield. 15.

literarische Unterhaltung.

Freitag,

Nr. 143.

23. Mai 1834.

Drei Balladen von Göthe, nach ihrem geistigen Wesen und Zusammenhange entwickelt.

Die Natur, als der Gegensatz des Geistes, als die Entäußerung der Idee, ist nur insofern ein Gegenstand der Kunst, als diese die Entäußerung zur Erinnerung bringt und zu dem Geiste zurückführt, dessen Ausdruck sie auch in der Entäußerung ist. Der Lebensborn des Dichters ist mithin die Vernunftbegeisterung, nicht die Naturbegeisterung, „von welcher Knabe und Greis trunken, der Knecht und Rarx ungeziemt und der Weise berauscht wird — wiewol Dionysos ein Gott ist und vom höchsten Zeus Stamm“.

Die Natur als der allgemeine Schau- und Wohnplatz des Lebendigen scheint es zuvörderst darauf anzulegen, wie durch ein selbständig-freies Wollen, daß es dem Lebendigen in ihr wohl sei. In dem Bräutschmuck der Blumen, in dem sanften Morgenwinde des Frühlings, welcher den Tag zum hellen warmen Mittag macht, in dem Grün der Wälder, wo jeder Baum in Blatt, Knospe und Blüte und den einwohnenden Singvögeln für sich eine liebliche Welt bildet, in der schönen hellen Ruhe und Milde des Sommertags scheint sich die Natur ganz in dieser heitern Bestimmtheit zu erschöpfen. Betroffen und gerührt von diesem Liebesblick der Mutter Erde kommt Alles, was selbst einen Frühling in seinem Innern trägt, oder nur zur fernern Erinnerung an einen solchen wiedererwacht, kommen Kinder, Jünglinge und Greise hervor zum Lichte des Tages, wallfahrend nach der bunten Wiese, nach der sonnigen Höhe, nach dem grünen Walde voll durchsichtiger Schatten. So zu Liebe dem Lebendigen legt sich die Natur aus, zeigt ihre Farben, spleißt Alles hinauf zur klaren Erscheinung und scheint für sich aus Liebe hingegoben und für Alles, was Obem hat, sanfte Liebe zu tragen. So reich und blühend, so an und für sich befriedigend ist aber diese reizende Oberfläche, daß die beglückten Wesen alle in diesen seligen Genüssen aufgehen, ganz wie die Kinder, unmittelbar hangend an den offenen Brüsten und saugend, und alle Ahnung hiermit schwindet, alle Ferne, Nähe und jegliche Tiefe liebend verhält und mit tausend Blättern und Blüten zugedeckt ist. Diese verdeckte Tiefe, dieser Sonnen- und Farbenglanz der Luft und Erde, der Höhen und Thäler, dieser unschuldige süße

Schein ist die Mittagshöhe des Erdendaseins oder der Tag der Natur.

Nicht aber verbleibt es bei diesem lockenden Reiz des allgemeinen Naturlebens, sondern wie die Natur überhaupt sich in ihre Elemente scheidet und jedes für sich frei dahinwaltet und fließt, so auch kehrt die lockende Macht, welche die allgemeine Naturmacht ist, in jegliches Element der Natur ein, und alles Natürliche entfaltet in seinem eigenthümlichen Wesen die unwiderstehliche Lockung und Versuchung. So begibt sich in dem anmuthigen Lenz der Mensch unter den Blütenbaum, um dort, gelagert ins Grün, umrauscht von dem Mittagswind und sanfter Kühle, bedeckt und bestreut mit Silberblüten, alles Sorgen und Brüten aufzugeben,

Kußt drein die Nachtigall
Liebend nach ihm aus dem Blüthenhal.

Aber den Dahingelagerten in Gras und Blumen überschleicht leise der Traum, sehr beruhigend, zwar auflösend und mit lieblichem Ermatten beseligend — aber doch der Traum. In dem Traume nun gefehlt sich ein Anderes zum Gegenwärtigen, denn das Gegenwärtige bleibt nicht, was es ist, sondern verändert sein Antlitz; aber in diesem veränderten Antlitz, in diesem Anderssein ist es darum immer noch das Alte. Das grüne Blatt ist noch Blatt, die herabfallende Blüte ist noch immer Blüte, die Gräser, mit denen die Hand des Träumenden gedankenlos spielt, sind noch die Gräser; aber ein anderes Wesen wohnt schon in ihnen, ein anderes Auge blickt schon aus ihnen, ein Fernes ist genahet und mit dem Daseienden verschmolzen, aber dennoch selbst in diesem Einklang noch ein Fernes. Ruft jetzt die Nachtigall drein, so ruft sie schon aus dem Nebelthal, und die Seele des Schlafers wird durch die äußere erschallende Stimme zum eignen Laut erweckt. Dieser Laut ist aber nur der Seufzer:

Ich komme, ich komme!
Wohin, ach wohin!

Was in dieser dunkelklaren Metamorphose dem Träumenden begegnet, ist ihm selbst ein Geheimniß, muß es ihm auch verbleiben, denn wenn es zu Tage käme, so wäre ja der süße Traum aus. Und aber ist das Geheimniß klar, denn was für uns geschieht, ist eben nur die Lockung des Naturgestirns in dem Baume, der in seinem Wehen und Rauschen in Blatt- und Blütenzimmer zum

Zauberbaum geworden, unter welchem — gleich dem Fliederstrauch in dem deutschen Drama — Fremdes und Seltsames vor die Seele tritt.

„Niemand wandelt ungestraft unter Palmen“, sagt der Dichter, und dieser Blick in die heiße tropische Natur des fernen Welttheils enthält eine tiefe Offenbarung. Denn der Palmbaum ist an sich ein abenteuerlicher Baum, sein Stamm und seine Zweige sehen selbst aus, als ob sie träumen wollten, einen langen und heißen Traum; sein Blatt ist gefährlich, wenn es nicht vom Glauben zu einem Symbol gemacht wird, welches Anderes, als es selbst ist, bedeute. Vielleicht wandelt der Mohr und der Neger selbst nicht ungestraft unter Palmen, denn es wäre vermessend, zu sagen, daß nicht auch auf sie die allgemein menschlichen Kategorien bezogen werden könnten. Wenn dies aber sich mit dem Palmbaum so verhält, so läßt auch des Dichters Ansage noch eine weitere Erfüllung zu. Denn es ist gewiß, daß auch Niemand unter Eichen, Buchen und Erlen ungestraft wandelt. Nicht nur der fremde Baum, dessen Wachstum und Entfaltung der Zweige uns fabelhaft bedirkt, ist gefährlich; auch der einheimische Baum ist es. Es hilft nichts, daß wir schon als kleine Kinder unter Ulmen und Eschen gespielt, denn sie üben dafür an den Verständigen ihr Recht, und ihre hangenden, kispelnden Äste spielen mit uns, wenn wir selbst dem kindischen Spiel entwachsen sind. So aber spielen mit uns alle Bäume und Sträucher bis herab zur Vogelbeere und Hainbuche. Selbst der prosaische Birnbaum, selbst die nüchterne Pflaume; denn es kommt in dem Wechsel des Jahres eine Zeit, wo auch diese Bäume ihr wirtschaftliches Interesse verhüllen, und man bei ihrem Anblick nicht an Backobst und Winterfeste denken kann. Welch eine trockne Rolle spielt unter den Bäumen Ebens der Flieder; aber wir haben gesehen, und die Poesie selbst hat es uns so schön gezeigt, welche seltsame Beschichten unter ihm geschehen können.

Vergeffen wir aber nicht, daß wir nur noch bei der sanfteren, unwiderstehlichen Lockung stehen, welche sich selbst als reizend zeigt, nur erst auf der Grenzschleife der Versuchung, und daß ebendieselbe Leise, „bis ins Herz hinan“ gehende Lockung uns auch andere Elemente des allgemeinen Naturlebens offenbaren müssen.

In der Blume ist dem Begriff nach der Naturgeist noch tiefer in das Erdenhafte als den allgemeinen Ursprung versenkt, als in dem Baume, nicht darum, weil sich der Baum höher aus dem gemeinsamen Elemente ihres Bestehens in die Lüfte und den ewigen Himmel erhebt, sondern darum, weil es die Blume nur zum Samen, d. i. zum unmittelbaren Grunde ihres Daseins, nicht zur Frucht bringt, als in welcher sich die vegetabilische Natur in einen höhern Epitius des Natürlichen fortsetzt, nämlich in der Ernährung des animalischen Lebens. In der Frucht, welche der Baum getragen, unterscheidet sich dieser keinem Wesen nach in Zwei, insofern er durch den Kern der Frucht wieder auf sich zurück, durch die Frucht selbst aber, die ihm nicht zugute kommt, weiter auf Mensch und Thier hinweist. Hingegen die Blume, obgleich in den

ineinandergreifenden Reisen des Naturlebens tiefer gesenkt, entfaltet und vereint dafür in ihrer eignen und eignen Gestalt alle Wunder der Erscheinung, hergestalt, bis in der Blumenwelt der Naturgeist ganz hinauf zum Lichte dringt, in welchem Hinaufbringen aber, sie höchste Potenz des Schönen entfaltet, wozu er es überhaupt im Vegetabilischen bringen kann. Weil jedoch, um diese Schönheit zu vollenden, einerseits das Licht und das Dunkle im Gipfel ihrer Vermählung feiern und ihr gegenseitiges Einanderspiel auf das Tiefste vollenden müssen, damit der Zauber der Farben hergestellt werde, andererseits die Baumgestalt selbst alle Naturgestalten der tiefern Stufen in sich sammeln und reflectiren muß, als da sind Stein und Perle, Feuer und Wasser, Sonne und Sterne, Luft und Glocke, um sich als ein äußerlich Vollendetes darzustellen, so erhebt durch dieses Wesen und Erben selbst die Blume an und für sich etwas Symbolisch Deutendes und Mystisches, und bei aller Nähe der lieblich reizenden Erscheinung, die sich klar zu Tage spiegelt, zeigt sich oder verhüllt sich doch eben in dem feingekrümmten und geschwungenen Blatt, in dem Stern der Blüte, in den kristallartigen Ausstrahlungen der Zweige ein Bild des Unerforschlichen und Fremden, welcher die beständigste Nähe selbst wider in die Ferne rückt. Aber selbst in diesen Bestimmungen erschöpft sich noch nicht das Leben der Blume, denn diese scheint und schimmert nicht bloß, sie duftet auch. Der Duft aber ist der wahre lebendige, neckende Zug in der vegetabilischen Welt, der lichtgebende Euphydie, welcher mit seinem Stabe von Schwärmelingsflaub den Schummer und die Träume gebiert. Da Flieder als ein gemeiner Baum hätte das Ruchchen nicht dazu bringen können, ihre leisen Liebesgedanken zu machen, wenn er nicht so stark duftete.

Da die modernen Dichter romantischer noch waren, d. i. in demjenigen Abschnitt deutscher Poesie, wo ein gläubige aber verdrehte Weltansicht ihr Höchstes in die Hinaufbringen zum Lichte mit der Angst einer schönen Eule und in ein liebeschwangeres Verklären und Verhüllen der Naturgestalten „aufwärts zum Lichte“ setzen, in dieser träumenden, verkehrten aber tiefen Zeit, wo mit als ein Heinrich von Ofterdingen in Sehnsucht nach der blauen Blume verschmachtete — damals hat man es auch versucht, im Sinne jener Weltansicht den Duft der Blume zu erklären. Denn die Blume war selbst, in das wunderschöne Geheimniß und geheimnißvolle Wunder, wie sie sich uns bereits erwies, jener Ansicht würdig verschmolzen, und ihre Blüten wurden als, wermichtlich aber die wunderfame Lilienblume mit der goldenen weißen Glocke zu heilig-lichten Symbolen gemacht, worin ihre hinaufstrebenden oder hinabwärtsgerichteten Zweige ebenso viel Liebesarmen, die entweder sehnsüchtig dem Lauf strebten, oder in demüthig-gläubiger Verzweiflung ermattet niedersanken. Unter den Blumen selbst nahm gar eine unsichtbare Kirche, und Alles feierte von der Sonnenblume an bis zum farblosen Kraute den Gehelmdienst des Lichtwesens, zu welchem Gattungsname die weiße Glocke der Lilienblume L a u t e t e und die Li-

menschen alle zusammenrief zur Feier des großen Wunders,
„welches

„Aus fünf Wunden göttlich blühte“.

Dannals nun ward es, wie bemerkt, auch versucht, auf diese Alles befehlen-wollende Wesse auch den Duft der Blume zu deuten, was mit Anbacht und andächtiger Verblendung (die ja selbst das geistigste Mysterium sich als einer Blume begrifflich dachte) so gewendet wurde, als ob in der That das Duften der Blume etwas dem vernünftigen Geiste Gleichartiges sei. Denn der Duft sollte nicht bloß metaphorisch als geistig bezeichnet werden, sondern wirklich und wahrhaftig ein Ausdruck des Geistes sein.

Was nun bei dieser mystischen Wanderung durch die Blumenferlen dem andächtigen aber excentrischen Porten begegnete, blieb ihm selbst verborgen und geheim, weil ja im entgegengesetzten Falle der schöne Naturraum wirklich und wahrhaftig aus gewesen wäre; uns aber ist es klar und begrifflich, daß es nichts Anderes als eben die Natur als Natur war, welche in ihrer Lockung sich bis zum Scheitern des Geistes selbst hervorzumagen durfte, und welche immer noch auf ganz anmuthige Weise in der Blume wie im Baume mit dem Menschen ihr Spiel trieb.

Verlassen wir aber, eben bei dem Verständniß dieses losen Naturspiels, wiederum nicht, daß wir noch immer bei der sanften, unwiderstehlichen Lockung stehen, wiewol eine Potenz in diesem Fortgang von dem einen Natürlichen zum andern allerdings nicht zu verkennen ist, und gedenken wir dessen, daß wir noch zu einer tiefern Naturbestimmtheit, ja zu den Elementen und unter diesen zu dem absolut-neutralen selbst hinabsteigen müssen, um auch in den ersten Kreisen des Naturlebens, ja sogar dort, wo eigentlich noch kein Kreis geschlossen ist, dieselbe sanfte Lockung offenbart zu finden; das absolut-neutrale Element in der Natur ist aber das Wasser.

„Das Wasser“, sagt der Dichter, „ist ein freundliches Element für Den, der es zu behandeln weiß“. Diese Aussage enthält, als dem Element selbst entnommen, wiederum eine tiefe Offenbarung. Aber wie in jener vom Palmbaum läßt sich ebenso sehr darüber hinausgehen. Denn das Wasser ist nicht nur ein freundliches Element für Den, der es zu behandeln weiß, sondern ebenso sehr für Den, der es nicht zu behandeln versteht. Denn das Wasser ist freundlich sogar gegen die Kinder, die, wie überhaupt nichts, so auch das Wasser nicht zu behandeln verstehen. In dieser Freundlichkeit gegen Allen und Jedem offenbart sich aber zugleich die List des Elements, bis zu welcher List wie jedoch noch nicht gekommen sind, weil wir noch bei dem sanften Zug der Lockung stehen.

In dieser Freundlichkeit gegen Alles und Jedes offenbart sich aber das Wasser, welches als das Neutrale bestimmt war, vielmehr als ein nicht Neutrales, wie denn überhaupt in der Welt jedes Ding mittels der Negative über seine unmittelbare Bestimmtheit hinausgeht. Denn das Neutrale ist das Gleichgültige; was aber in und durch seine Freundlichkeit unwiderstehlich lockt, ist eben nicht mehr das Gleichgültige, weil es hiermit den

Begzug auf Anderes manifestirt. Hier heißt es — und kann nichts anders geboten werden — als: wer Ohren hat zu hören, der höre, oder auch: der Zug des Herzens (der die Kleinen Kinder schon am Flusse zu spielen brist) ist der Wahrheit Stimme.

Das Wasser ist mithin dasjenige natürliche Element, welches in seiner Abstraction und Neutralität doch die größte Macht der Lockung hat. Denn die abstracte Erde als solche lockt Niemanden; denn wenn dem so wäre, so wäre dies die unsauberste Lockung von der Welt, eine Lockung in den Koth. Vielmehr lockt die Erde dann erst, wenn sie nicht mehr abstract, d. i. zu andern natürlichen und concreten Sein sich aufgehoben hat, z. B. in der Felsenbildung, im Baume, in der Blume. Auch das abstracte Feuer lockt nicht, insofern es, obgleich den gastlichen Herd erwärmend, doch an und für sich selbst ungestlich ist und die Verzeherung sogleich ankündigt. Die Luft endlich als das ärmste aber innerlichste unter den Elementen, wirkt nur in geistiger Demuth und Stille als allgemein belebend, zugleich aber ebenso still verzehernd. Somit ist und bleibt das Wasser die einfachste Naturform, zu der wir hinabsteigen können.

An dem Wasser spielen schon die Kinder am liebsten, zu Angst und Schrecken der Mütter. Nicht der bunte Sand ist es, der sie nach dem Ufer zieht, wie sie halb unbewußt vorgeben, auch nicht das Spiel mit dem flachen Kiesel, den sie aus der Hand werfen, daß er in gemessenen Sprüngen über die Wellen hüpfet, auch nicht die Blumen, die am Ufer blühen, denn die blühen auch auf Rainen und im Walde —, nicht das Alles lockt sie an den Strand, sondern das Wasser thut es, das neutrale Wasser selbst. Auch die großen einsichtsvollern Kinder treibt es wol gar in der Nacht nach dem Strande hin, ja, wol gar die Königstochter vom seidnen Lager, wie es in der alten wundervollen Ballade heißt:

„Ach Mutter, liebe Mutter,
Mein Kopf thut mir so weh!
Ich wollte gern spazieren
Wol an die grüne See.“

Von dem Bäcklein, das zwischen Blumen sich windet, bis zum Weltmeer; das auf weißer Düne ebnet und flutet, geht dieser unwiderstehliche Zug; auch der Pflücker „im Sonntagsröcklein“ spaziert gern am murmelnden Quell und bewundert die großäugigen fetten Wasserpflanzen, die so ahnungsvoll in ihrer ganzen Bildung von ihrem Element durchdrungen werden, und den Küstenbewohner wärmt die kalte Woge, die ihn mit Schaum besprühet, bis ins Herz hinab. Nur wenn das Wasser durch die Zwingsherrnmacht der Erstarrung verfestet, nicht mehr das Wasser ist, oder auf dem Wege ist, dies Andere zu werden, dann lockt es die empfindlichern Leiber nicht mehr; aber den rechten Sohn der Natur lockt es auch dann noch, so lange sich eine Welle regt.

Wie aber der Sommer die Sonnenhöhe der gesammten Natur, und der Frühling der Matenglanz des Universums ist, so verklärt sich auch das abstracte Element im Glanze dieses „lichten Malen“ und wird selbst zu ei-

ner vollen reichen Frühlingswelt. Im Sommer culminirt der Wassergeist. Dieser Wassergeist ist aber eben nur das Wasser selbst in seiner Neutralität und vollkommenen Anspruchslosigkeit.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die preussische Monarchie; topographisch, statistisch und wirtschaftlich dargestellt. Nach amtlichen Quellen. Erste Abtheilung: die Provinz Ostpreußen; dargestellt von Leop. Krug. Lieferung I, die Einleitung und den königsberger, fischhausen'schen und memelschen; Lieferung II, den labiau'schen, wehlau'schen und gerbauenschen; Lieferung III, den rastenburg'schen, friedländ'schen und preussisch-eylau'schen Kreis enthaltend: Berlin, Duncker und Humblot. 1833. Breit Lexikon-8. Subscriptionspreis jeder Lieferung 1 Thlr.

Obwohl uns von diesem Werke erst ein kleiner Theil vorliegt, so glauben wir doch schon jetzt die Leser dieser Bl. wenigstens durch eine kurze Mittheilung mit demselben näher bekannt zu machen und anbeuten zu müssen, wie die Erwartungen, zu welchen der in der statistischen Literatur wohlbekannte Name des Verf. berechtigt, sowohl durch die Zuverlässigkeit und Reichhaltigkeit der Quellen als auch durch die geschickte Benutzung und einsichtige Zusammenstellung derselben durchaus befriedigt werden. Ohne eine allgemeine Einleitung in das gesammte Werk, ohne eine vorläufige Mittheilung über die Art und Weise, in welcher dasselbe ausgeführt werden soll, spricht sich der Verf. im Eingange nur über die Brauchbarkeit der für den Gegenstand der ersten Abtheilung vorhandenen Materialien aus. Nicht geringer Reichthum an solchen ist für die ältern Provinzen des preussischen Staats überhaupt vorhanden; allein der Mangel einer Verbindung, welche außer der notwendigen Genauigkeit und einer Ausdehnung über wenigstens drei Jahrzehende für die Benützung erforderlich ist, nämlich durchgängige Beziehung auf dieselbe Gebietereinteilung, vermindert den Werth derselben sehr. Grade für Ostpreußen tritt indess der günstige Umstand ein, daß die Veränderungen in der äußern Begrenzung der Provinz nicht bedeutend gewesen sind und sich noch genau angeben lassen, und daß ebenfalls eine genaue Bestimmung der Veränderungen in der innern Einteilung möglich ist, so daß die statistischen Notizen bis auf mehr als ein halbes Jahrhundert zurück benutzt werden können, und manche Angaben bis 1768 zurückgehen, wovon die reichhaltigern erst mit 1810 und zum Theil erst mit 1819 beginnen. Ein anderer günstiger Umstand für die Statistik Ostpreußens ist, daß die genaue Vermessung dieser Provinz manche Berechnungen und Vergleichen sicher begründen läßt, welche sich bei andern Ländern nur auf Wahrscheinlichkeit stützen.

Die Beschreibung der Provinz selbst beginnt der Verf. mit einer geschichtlichen Darstellung der Veränderungen des Landes in Hinsicht auf seine Oberfläche und seine Ausdehnung, indem er zunächst die Bodenschätze und die Landeseinteilung, auch die frühere zur Zeit der Ordensherrschaft, und zweitens die Ströme, Flüsse und Wasserverbindungen berücksichtigt; sodann folgt die Beschreibung der einzelnen Ortschaften, und zwar zuerst der des königsberger Regierungsbezirks, und unter diesen wird natürlich die Stadt Königsberg vorangestellt. Die Mannichfaltigkeit der bei der Statistik derselben festgehaltenen Gesichtspunkte zeigen die Rubriken, in welche die vorhandenen Angaben geordnet werden; diese sind nämlich: Zahl der verschiedenen Arten von Gebäuden, Verhältnisse der Bevölkerung, und zwar Zahl derselben mit Berücksichtigung der verschiedenen Lebensalter, des Verhältnisses durch Auswanderung und des Erwinns durch Einwanderung, Zahl der Geburten und Todesfälle mit Rücksicht auf Alter, Ge-

schlecht, Beschaffenheit der Todesart und Jahreszeit, Zahl und Verhältnisse der geschlossenen und getrennten Oden, Kirchen, Unterrichts- und Gesundheitsanstalten, Gewerbe und Nahrungsweise der Einwohner, insbesondere Handwerksbetriebe, Gang der Steuern und Abgaben und Veränderungen in dem Werth der städtischen Grundstücke, nebst Nachweisung der auf dieselben seit 1805 eingetragenen hypothekarischen Schulden. Solches folgt die Beschreibung der einzelnen Ortschaften des Kreises, in welcher namentlich die Größe des zu ihnen gehörigen Landes, die Beschaffenheit des Bodens, die Verschiedenheit der Verhältnisse der einzelnen Bestandtheile, die aber den Werth derselben sprechenden Angaben und die Veränderungen berücksichtigt werden, welche durch die Regulirung der bäuerlichen Verhältnisse eingetreten sind. Geschlossen wird die Statistik eines jeden Landes mit einer Zusammenfassung desselben betreffender allgemeiner Angaben, Uebersichten und Berechnungen, welche sich auf die Grenzen und Ausdehnung desselben beziehen, einen Uebersicht über die Beschaffenheit des Bodens geben, die Bevölkerung der Bevölkerung nach denselben vielseitigen Gesichtspunkten wie in Königsberg erörtern, die Zahl und den Versicherungswert der Gebäude angeben und zuletzt noch von der Beschäftigung mit den Gewerben der Einwohner handeln. Das aber eigens Mitgetheilte zerfällt insbesondere in zwei Abtheilungen, deren erster, auf die Landwirtschaft sich beziehend, die Zahl der verschiedenen Arten von Gütern und den Werth derselben, den Viehstand, den Reinertrag des Bodens und namentlich bei Dornen: Forstlandes und dessen Einteilung und Bewaldung; deren zweiter, die andern Gewerbe betreffend, die Zahl der Handwerker, der Beamten, der Kirchen und der Schulen, der Lehrer der verschiedenen christlichen Confessionen, der Familienhäupter und Vorsteher von Haushaltungen und der Dörfern, den Betrag der auf dem Boden lastenden Abgaben an den Staat und an Grundherrschaften und der Klassen- und Grundsteuer angibt und mit einer Zusammenstellung der aus den Kreise in die Staatskasse jährlich fließenden Abgaben, zum der Steuern als der Domaineneinkünfte, schließt. Wenn wir dieser Inhaltsangabe die Vielseitigkeit der statistischen Darstellung und die Anordnung der Materialien erheilt, so gibt die Zuverlässigkeit der letztern des Verf. amtliche Stellung die sicherste Gewähr, und wenn sein Werk zunächst die genaue statistische Kenntniß des beschriebenen Landes gewährt, so gibt es auch manche Anbeute für allgemeine vergleichende Statistik; der Umfang desselben wird indess sehr bedeutend werden, da die drei vorliegenden Lieferungen nur drei Kreise des königsberger Regierungsbezirks enthält.

66.

Literarische Notizen.

„Histoire de toutes les villes de France par Denis“. Die erste Lieferung ist erschienen. Dem Werke wird eine Sammlung von Kupferstichen beigelegt, welche unter dem Titel: „Musée français“, alle französische Denkmäler enthalten und nebstdem gibt der Verf. eine Sammlung Anekdoten und interessante Züge heraus, die er in den alten Chroniken, Manuscripten und andern Urkunden gefunden, und die sich nicht sogleich in textlichen Darstellung anbringen lassen. Diese Sammlung, „le chroniqueur“ betitelt, beginnt mit der Biographie der Könige und einer historischen Skizze der Entstehung dieses Instituts.

„Souvenirs atlantiques. Voyage aux Etats unis et au Canada.“ Der Verf. ist 20 Jahre alt; in diesem Alter man, um sich, aber nicht um Andere zu bilden. Für die Wissenschaft wird nichts durch die „Souvenirs“ des Hrn. Pons gewonnen; er gibt als Dichter, als Künstler wertvolle Gedichte, über Gegenstände, die Chateaubriand trefflich behandelt hat, Declamationen in poetischer Prosa, in zwei Bänden, 15 Francs; das ist doch die Rhetorik ein wenig zu hoch angeschlagen.

19.

Literarische Unterhaltung.

Sonnabend,

— Nr. 144. —

24. Mai 1834.

Drei Balladen von Göthe, nach ihrem geistigen Wesen und Zusammenhange entwickelt.

(Fortsetzung aus Nr. 143.)

Wer aber zunächst dem sanft lockenden Elemente nicht widerstehen kann, das ist Der, welcher in und durch dasselbe sein Dasein hat — der Fischer. Der Fischer ist zunächst der unmittelbar Vertraute des Wassers. Denn wenn es Derjenige nicht zu behandeln versteht, der auf demselben geboren ist und im Bunde mit ihm sein Gewerbe treibt, so versteht es Niemand. Dem Fischer ist das Wasser freundlich jederseits. Und wenn es schwarze Nacht ist und kein Mondlicht sich in der Welle spiegelt, so treibt dennoch sein Kahn ruhig auf dem Meere hin, und auch das Fischermädchen

vertraut sich sorglos
Täglich dem wilden Meer.

Wenn darum sogar heiteres Frühlingslicht die Wellen küßt, und das ruhige, durchsichtige Wellengrün sogar den untersten Kiesel zeigt, dann wird er sich erst seines Daseins gewiß und freudig fühlen, wenn es um ihn leise rauscht und schwillt, und die sonnigen Tage, wo er, die Angel in der Hand, „ruhevoll“ in dem Strom blickt, werden ihm erst seines Daseins Erfüllung bringen.

Aber dem seines Daseins innigst Genießenden und dem Elemente selbst freundlichst Vertrauten naht schon auf demselben wirklich und wahrhaftig die List; aber nicht als solche, denn dem Fischer fehlt ja wiederum, als dem Hingelockten und an das wilde Element ganz Entäußerten, das richtige Bewußtsein der Sache. Die List überkommt ihn mithin „ganz leise, lose“ und lustig zuerst als ein aufsteigender Nebel, bis sich endlich vor dem Sitzenden und Laufenden wirklich „die Flut emporthellt“, und „aus dem bewegten Wasser das feuchte Weib hervordringt“.

Was nun der Fischer, vom Dionysos, wiewol dieser ein Gott ist, berauscht, erblickt, ist wirklich das reizende Wasserweib in ihrem feuchten Glanze; was er laufend und hingsinkend vernimmt, ist wirklich ihre Stimme und der leise, klagende Vorwurf, den sie ihm macht, daß er „ihre Brut hinauf in Todesglut lockt“. Aber was er bei diesem Sehen und Hören empfindet, ist die wirkliche und wahrhaftige Wasserlust, die ihn als reine Kühle bis ins Herz hinanbringt, und das heiße Bewußtsein, wie

doch droben über dem Wasser alles Dasein nur Todesglut sei, weshalb ihm auch die Nahrung des Wasserweibes an das „Wohlige“ des Fischdaseins und ihr unmittelbar an ihn selbst ergehender Aufruf, „hinabzukommen und gesund zu werden“, völlig als der Widerschuß seiner eigensten innersten Sehnsucht erscheint.

Aber hiermit ist die Lockung und List noch nicht vollendet, vielmehr muß dem Fischer sein eigen Bewußtsein, zwar noch immer in dem Gefange des Wasserweibes, dahin führen, daß er in dem Wasserreiche Alles und Jedes, was nach oben gehört und irdisches Dasein reizend macht, schöner, verklärter und verklärter wiederfinde. Daß sich Sonne, Mond und Gestirne, der ganze ewige Himmel aus dem Wasser reflectirt, ist der Anfang dieses Fortganges, und wird dem Fischer also vorgezeigt, als ob freiwillig, und weil es ihnen oben an der Weste des Himmels auf die Länge nicht wohl sei, sich die Gestirne in das Wasserreich versenkten, als ob diese Wiederkehr aus der flüßigen Tiefe erst ihr himmlisches Dasein läuterte und verschönte, ja in der Vorstellung, die aus der unmittelbarsten Anschauung hervorgeht, daß immerdar in Wassers Grunde der blaue Himmel, aber noch blauer ruhe und schwimme, wird dieses Versunkensein der ganzen Höhe in der Wassertiefe als etwas absolut Ewiges hingestellt. Aber die Spitze der Befriedigung erreicht die unermessliche Sehnsucht und die Lockung ihr Ende dadurch, daß der Fischer sein eigen Selbst im Wasser erblickt. Denn in dieser Wahrnehmung, die schon mehr als Wahrnehmung ist, vollendet sich der Zauber dahin, daß dem Fischer die wunderliche Gewißheit wird, wie er ja selbst schon drunten im feuchten Grunde sei, und was von ihm oben in der Todesglut sich befinde, eigentlich nur der falsche Mensch, der Doppelgänger, das Scheinbild, das Vorurtheil sei, das ihn nur durch alte Gewohnheit an die Oberwelt fessele. In diesem Zauber verdringt sich dem armen Fischer wirklich die ganze Welt, und er selbst verdringt sich für sich selbst, insofern er das Scheinbild aus dem Wasser für sein wirkliches Selbst, dieses aber, das nur noch an einem Faden oben hängt, für das Scheinbild nimmt. Mit dieser Verdringung des Selbsts ist aber in der That die Lockung am Ziele, und die unmittelbare Stimme des Elementes, das Rauschen und Schwellen des Wassers reicht nunmehr hin die That zu vollenden. Denn auch der

Liebsten Gruss, also noch mehr als sein eigen Selbst, scheint ihm jetzt aus der Welle zu dringen in dem Klagen des niederstinkenden Weibes, der sich mit dem Laut des Elementes selbst verschmilzt. Daher ist es denn unter diesen letzten Zaubertönen wirklich „um ihn gesehen“. In der absoluten Unfreiwilligkeit ganz freiwillig „stakt er hin“ und „wird nicht mehr gesehen“.

Was jedoch sich uns in diesem Hingefunkensein und Nichtmehrgeesehenwerden enthüllt, ist nichts Anderes als der offenbare Gegensatz, den das natürliche Sein in sich selbst hat, oder das Hervordringen des Widerspruchs an ihm selber. Denn in dem Verlauf der Sache hat sich zuerst der einfache Reiz des allgemeinen Naturlebens in die complicirte Lockung hineingespielt, sodann aber diese Lockung in die ebenso einfache Lücke, oder auch in dem Kreise des Elementes selbst hat sich zuerst dessen Neutralität in das Unneutrale, näher aber das Freundliche in das absolut Feindliche aufgehoben. In diesem Verlauf zeigt sich nun die List als ganz offenbar, und weil diese List des Lebendigen selbst nicht schonte, sondern dasselbe vom Leben zum Tode brachte, so tritt als das Endresultat der Schrecken als solcher hervor. Die durch ihre Freundlichkeit feindliche, durch ihr regames Leben edellicke Natur steht mithin jetzt, alles Scheines beraubt, einmal als ein Solches da, gegen dessen Heimtücke man auf seiner Hut sein muß, sodann als ein Solches, dessen tobdrohendes Wesen an und für sich zu fürchten ist. Denn insofern der tückische Gegner zugleich ein überaus mächtiger ist, kommt der Fall, daß man bei aller Vorsicht ihm nicht enttrinnen kann. In diesem ewigen Gesetztsein dieses Falles ist aber die Angst selbst ein Unendliches.

Wer sich aber nunmehr vor der Natur zu ängstigen hat, das ist nun nicht etwa bloß der Fischer, oder der Jäger, oder etwa der Schneider, als die an und für sich furchtsame Gattung, sondern Jedermann, wer er auch sei, alle ohne Unterschied. Mithin ist die Natur nicht für Den und Jenen, etwa mit Ausnahme der Sonntagskinder oder der ihr Zudächststehenden, schrecklich und finster, sondern für alle lebendige Wesen ohne Ausnahme. Solche Verfinsterung aber löscht alle Lichter aus, nicht nur Mond und Sterne, sondern auch die Sonne. Es ist also jetzt, wie es zuerst eitel Tag in der Natur war, nunmehr eitel Nacht. Denn der Schrecken und die Angst sind die Nacht des Geistes.

In der Natur ist es aber nicht bloß geistig Nacht, sondern auch natürlich Nacht, Tag und Nacht im natürlichen Verstande, was so viel heißt, daß die Natur schon in aller Abstraction vom Geistigen, d. i. als Natur den Gegensatz des Finstern und Hellen an sich selbst hat, welche Bestimmungen eben erst ihrem Ausdruck nach von ihr entnommen sind. Wird jedoch hierbei nicht stehen gelassen, sondern der geistige Gegensatz, wie er sich uns eben enthüllt hat, mit dem natürlichen in Eins gesetzt, so ergibt sich der natürliche Tag, d. i. die Zeit, wenn die Sonne scheint, als der verhüllte Schrecken, wie er sich in der Leidensgeschichte des Fischers erwies; die

natürliche Nacht aber als der offenbare Schreck. In der Nacht also geschieht nichts Anderes, als daß die Natur ihre Farbe, d. i. den Schein ablegt; und in ihrem Grau oder Dunkel als das unmaskirte Finken hervortritt. Näher noch, so hat die Natur in der Nacht gar kein Gesicht, und in dieser Gesichtlosigkeit, wo ihr das Auge aus dem Kopfe tritt, liegt der Schrecken in dem verlorenen Auge. Hätte die Natur in der Nacht noch ihr Auge, ihren Blick, Farbe, Schein, oder so sonst, so wäre sie noch der List fähig; weil sie aber das Auge u. s. w. verloren, bleibt ihr nur noch die nackte Gewalt übrig; oder die Lockung ist zum Grausen geworden. Was uns aber in diesem Uebergange nicht gehen darf, ist das Unfreiwillige, womit die Natur von der List zu Gewalt gekommen ist, womit für uns zwar, aber nicht für Den, welchen diese Gewalt unmittelbar trifft, die Macht der Natur zugleich als ihre Dummheit erscheint. In diesem Wissen von der Macht der Natur als ihrer Dummheit, welches wir haben, liegt sie uns schon der aufgehobene Gegensatz oder die Novembädämmerung, für den von dieser Nacht in der Nacht unmittelbar Ergriffenen ist die Dämmerung jedoch nicht heraufgekommen, sondern die Nacht eine wirkliche Mitternacht.

Sowie jedoch — was wir im Verlauf der Sache gesehen haben — der Frühling und Sommer der Scheitelpunkt der Natur ist, so sind Herbst und Winter als die Gegengesetzten auch das Entgegengesetzte des Scheitelpunktes. Oder, wie im Frühling und Sommer der Tag am schönsten ist, so ist im Herbst und Winter die Nacht am helllichsten. Aber in der Viertheil der Jahreszeiten, weil eine Viertheil ist, kann nicht der Unterschied als ein einfacher, sondern muß als ein doppelter existiren, auch der einfachen Wahrnehmung so viel, daß der Frühlingstag in anderer als der Sommertag, die Herbstnacht eine andere als die Winternacht ist. Wie demnach der März noch schöner, vergnüglicher und lockender ist als der Juli, so ist wol die Novembernacht noch ungemüthlicher als die Januarnacht. Denn weil, in dieser schon wieder die Weiße und Lichte in die Nacht hineinspielt, d. i. der Schnee gefallen ist, so ist hiermit das Auge wenigstens zum Schein wieder erwacht, und zwar nicht in Farbe und Buntheit, aber doch das Weiße und Licht erkannt. In der Herbstnacht aber ist nichts manifestirt als in das Dunkle, weshalb es auch dem Mond und Sternen selten gelingt, sich am Himmel zu zeigen. Nur das einfache Saufen des Windes ist hier das Berechtigte, und was unbedingte Gewalt hat, ist der Nebel, und was klein als das Unterschiedene in dieser vollkommenen Unschiedlosigkeit hervortritt, ist der „Rebelschrei“, den die Wolken Zug und die Windsbraut zum Vorschein bringen.

Darum ist, weil der Verständige das Wesen der Nacht kennt und weiß, daß sie keines Menschen Freund ist, nicht natürlicher, als daß die liebende Mutter ihr Kind hinstreift unter Dach und Fach, wenn die Sonne untergegangen ist und der Tag sich neigt. Denn das Kind ist an und für sich Wehrlose, und deshalb die Zeit für die

Kind die angemeßene, wo das Subject unter Gottes freier Sonne wandelnd am mindesten der Wehe bedürftig scheint. Auch folgt das Kind diesem Ruf williger, und zieht sich, das in der Seele spielende, von selbst, d. i. durch unmittelbare Gemüthsbewegung nach dem Hause zu, wenn die Nacht hereinbricht. Allein dennoch scheint das Kind nicht preisgegeben zu sein, wenn es bei dem Vater ist, welcher auch in dem Bewußtsein, daß seine Kraft hinreichte, sein Kind zu schützen, wol „durch Nacht und Wind“ dasselbe heimwärts führen kann. In dem Bewußtsein des Vaters kann auch naturgemäß der Arm, mit welchem er das Seinige umschließt, ein unendlicher Schild und Wehr sein, weil in seinem Gemüthe der unendliche Wille ist, das Kind gegen alle Fährlichkeit zu beschirmen. Aber ebenso sehr, wie des Vaters Wille und Selbstvertrauen subjectiv unendlich sind, ist Nacht und Wind ein subjectiv ganz Freies und Schrankenloses, denn ihre Grenze ist nur das Dunkel, sie selbst aber sind das Dunkle, mithin, weil sie sich ganz und gar nicht von ihrer Grenze unterscheiden, sind sie das Endlose selber. Was sie aber hervorbringen, ist ebenfalls das ganz Grenzlose, mithin Formlose, der „Rebelstreif“. Aus dem Formlosen jedoch, weil es eben nicht sich selbst formirt, kann die aufgeregte Phantasie in ihren Willkür Alles formiren, um so viel mehr, wenn, wie in dem Kinde, die Phantasie selbst noch ein ganz Unmittelbares und Ungebundenes ist. Was demnach in diesem Rebelstreif, der für den Vater eben nur dies und nichts mehr ist, dem Kinde erscheint, kann alles in der Welt sein, ein Vogel, ein Unthier, Zwerg oder Riese, Baum oder altes Weib; am füglichsten aber ist es die fabelhafte Wirklichwerdung und Wiederkehr eines alten Märchens, vom König mit Krone und Schwef. Was demnach das Kind erblickt, ist in der That kein Rebelstreif, sondern ein König. In dem König und seiner Krone spielt und lebt jedoch der Rebelstreif, in diesem aber die Nacht und das Dunkel, darum auch das Kind von den „schönen Spielen“, die der König spielt, von den „bunten Blumen“, die er ihm zeigen, sowie von dem Ströme, an dessen Strand sie blühen sollen, nichts erblickt, sondern ihm dies Alles nur vom Könige verhellet wird. Denn die Nacht ist ja, wie sich bereits erweisen, das Augen- und Schreintose, welche nur sich selbst manifestiren und auch das Dunkle nur insofern zeigen kann, als es vom Licht verlassen ist. Deshalb die Nacht nur zeigen kann durch den Ton, und des Schreins entbehrend, dafür den Laut annimmt. In diesem Laut aber liegt nichtsdestoweniger die Lockung, und es vermag derselbe Alles in Rede zu stellen, was dem Kinde süß und theuer ist: „schöne Gewänder“ und Blumen und im Hintergrund die Mutter, welche die goldenen Gaben liebend austheilt. Denn an dem Namen der Mutter soll das Kind die Liebe merken und willig sich darringeben. Hierin offenbart sich aber des Königs, d. i. der Natur und Nacht Dhmacht, daß er dem Kinde die Blumen und die Mutter nicht zu zeigen vermag. Wäre dies, so wäre das Kind schon gewonnen, es wäre Tag, und das Ende vom Liede wäre nicht die Gewalt und der

kalte Tod, sondern, wie bei dem Fischer die List und der warme, d. i. süße Tod. Daraus kann das Kind, was auch der Erlenkönig versuche, nicht gewonnen werden, denn die Nacht muß siegen durch den Schreck und die Angst, in welcher das Kind sich unruhig an den Vater wendet, ob er nichts sehe und höre. Aber der Vater, nicht als der Absolut-Furchtlose — denn die Nacht ist keines Menschen Freund —, sondern als der darum Furchtlose, weil er das Kind beschützt, sieht ganz und gar nichts als nur den Rebelstreif, und hört ganz und gar nichts als nur das „Gesäusel des Windes im dünnen Laube“.

Allein etwas zu zeigen, steht dem Erlenkönig allerdings frei, nämlich seine Töchter, weil diese ja, gleich ihm, nur Rebelstreifen sind. Davon aber wird dem Kinde nicht wärmer, sondern kälter, denn es erblickt in diesen ja nur dasselbe Wesen, oder dasselbe Wesenlose, womit nicht — wie der König meint, und worin abermals der Natur und Nacht Dhmacht liegt — des Kindes Vertrauen, sondern des Kindes Grausen wächst. Ebenso gut konnte der König dem Kinde die Mutter, aber nicht des Kindes, sondern nur seine Mutter, d. i. Rebel auf Rebel zeigen. Dem wachsenden Graun des Kindes aber entgegenet sich wieder der unerschütterlich-feste Sinn des Vaters, welcher zum letzten Mal befragt, wiederum nur „die alten Weiden“ erblickt.

Das Einzige, was mithin dem Erlenkönige übrig bleibt, um an das Kind zu dringen, ist, die Gewalt auf die Spitze zu treiben, d. i. sich, da des Kindes Gemüth und Neigung ganz unantastbar und spröde ist, seines natürlichen Seins zu bemächtigen, was in die geistige Bestimmung gefaßt werden muß, daß die Natur, zu ohnmächtig, um die Seele zu ergreifen, nur sich des Leibes bemächtigen kann. Zeigt und offenbart sich nun in diesem letzten Mittel zugleich die höchste Dhmacht der Natur, die im Widerspruche mit sich in dem Leiblichen sich selbst verschlingt, so ist doch damit dem Kinde nicht geholfen, denn die höchste und letzte Gewalt, welche die Natur braucht, ist der Tod.

In dem Augenblicke nun, wo das arme Kind in und durch seine Sprödigkeit und Unantastbarkeit — womit aber bereits der Sieg des Geistes über die Natur gesetzt ist — umkommt, verändert sich auch der Vater, und ihm, der nur als das Kind beschirmend furchtlos war, ergrauset's selber, sobald diese seine Bestimmung sich durch das sterbende Kind aufhebt. Anstatt also, daß der Vater, wie er meinte, des Kindes Schutz war, erweist es sich vielmehr, daß das Kind bei Lebzeiten sein Schutz war, weshalb er nun selbst in Angst gesetzt und zum schnellen Ketten gespornet wird. Denn das „Aechzen“ des Kindes ist eben das Todesächzen, und dieses für den Vater das sichere Merkmal, wie er es nur als Leiche dabeibringen werde. Eine Gewißheit, welche sich leider befähigt, als er „mit Nähe und Noth“ den Hof erreicht; denn das Kind ist in seinen Armen, wie er jetzt beim Licht besehen kann, wirklich verschieden.

(Der Beschluß folgt.)

Sage aus dem Pfaffenham des Deutschen im Mittelalter, von Kaufmann. Leipzig, Berger. 1833. 8. 1 Thl. 6 Gr.

Der Verfasser, vertraut mit der Sprache unserer Vorfahren und sich ihrer gern und glücklich bedienend, verbindet mit dem Ausdruck Pfaffenham, keine schlimme, herabwürdigende Bedeutung, sondern will damit das Wesen der Geistlichkeit in ihren weltlichen Beziehungen bezeichnen, indem er sich aller Erörterung ihrer religiösen Wirkksamkeit enthält. Seine Absicht ging dahin, besern, die das Studium der Geschichte nicht streng wissenschaftlich betrieben haben, eine richtige Ansicht von den Verhältnissen, und dem politischen Stande der deutschen Geistlichkeit zu ertheilen, und das ist ihm auf eine lobenswürdige und musterhafte Weise gelungen. Ununterrichtete jedes Standes und Geschlechts werden in dem Buch von geringer Bogenzahl Unterhaltung und Belehrung finden, die sie auf Eru und Glanzen annehmen und nicht besüchten dürfen, durch unrichtige Angaben zu falschen Folgerungen und Begriffen verleitet zu werden. Auch Unterrichtete werden mit Vergnügen und Theilnahme bei einer wohlgetroffenen und überlegten Sammlung bewundernswerther Thatfachen und Charakterzüge verweilen, die ihrer Erinnerung im Einzelnen zurückrufen, was bei der Auffassung eines kaum übersehlichen Ganzen ihrer Aufmerksamkeit entging, oder wenigstens ihrem Gedächtnisse nicht mehr vollkommen gegenwärtig ist. Der wahrheitsliebende Erzähler durfte tadelwürdige Erscheinungen, Rechtsverletzungen, Grausamkeit, Sittenlosigkeit und Mißbräuche jeder Art, zu denen die Geschichte überreichen Stoff hat, nicht mit Stillschweigen übergehen und beschönigen; aber sie erlaubt er sich den Frevel, Unhöflichkeit zu häufen und auszumalen, deren bloße Andeutung genügt, und mit gleich unbefehliger Unbesonnenheit erwähnt er ausgezeichnete Verdienste würdiger Geistlichen, ohne seine redliche Erkenntlichkeit in unbedingte Bewunderung und Lobpreisung ausarten zu lassen. Ueberall erkennt man den Mann, der die besten Quellen sorgfältig benutzt hat, obgleich deren Nachweisung hier nicht an ihre Stelle gewesen wäre; wenigstens sind wir auf keine Thatfache gestoßen, der wir widersprechen zu müssen uns getrauen, oder auf eine, die uns der Aufnahme unwürdig erschienen hätte, wiewol begreiflicherweise jedem einzelnen Leser das Recht zusteht, diese oder jene seinem Bedürfnis und Geschmack angemessener zu finden. Darüber erlauben wir uns nicht seiner Entscheidung vorzugreifen, und begnügen uns mit der Anzeige, daß dieses vielumfassende Büchlein mit dem Zustande der deutschen Geistlichkeit zu den Zeiten Karls des Großen beginnt und ihn bis zu die Zeiten Karl IV. begleitet. Die Ergebnisse und Befestungen einer so langen, verhängnisvollen und erfolglosen Periode waren eine nothwendige unerlässliche Stufe für die allmähliche Ausbildung geistiger und materieller Verhältnisse. Unsere Vorfahren fanden uns an Naturgaben nicht nach und bedenkten sich ebenso wol als wir ihrer vertieften Verkunst bei Ueberlegung und Einführung ihrer Maßregeln und Anordnungen. Diejenigen sind daher keineswegs zu tadeln, welche sich besorgen fühlen, die gute, fortdauernd oder vorübergehend heilsame Seite derselben gegen unverdiente Berunglimpungen in Schutz zu nehmen. Aber sie werden ebenso einseitig und sind nicht weniger auf Irrthümern Wege als Gegner, die sie mit Recht bekämpfen, wenn sie sich erlauben, zurückrufen zu wollen, was veraltet ist, seine Kraft verloren hat, vor geräuscher Erfahrung nicht länger besteht, oder unabwieslichen rechtmäßigen Forderungen nicht genügt. Wir dürfen uns einer Vorzeit nicht schämen, von der viel zu lernen und Manches anzunehmen ist; aber schämen müssen wir uns unserer selbst, wenn wir von ihr beibehalten, dessen Nachtheile Erfahrung und unbesangene Prüfung ergeben. Gerechtigkeit gegen die Vergangenheit darf nicht zur Unbilligkeit gegen die Gegenwart verleiten. — Von einem Buch, das wir mit Ueberzeugung der nähern Bekanntheit aller Gebildeten empfehlen, wenden wir uns zu einem gleichzeitigen, vor

weilchem sie zu warnen nicht was verpflichtet halten, in die Mittel sie verweisen könnte es zur Hand zu nehmen:

Gedichte aus dem Mönche und Nonnenleben mittelalterlicher Zeiten. Nach Urkunden und Handschriften aus dem Mittelalter, von J. K. von Lacin. Erstes Buch Mit Lithkupfer. Jünnenau, Voigt, 1833. 8. 1 Th.

In eine geordnete Uebersicht der Klostergeschichte, die im Allgemeinen und Ungenügendes, aber nicht Unrichtiges enthält, reihen sich zwei Erzählungen, die gewiß weder Urkunden und Handschriften, sondern nur besudelter Phantasie ihre Entstehung verdanken, die den Reiz der Erde lästern zusammenhängen, um sie von Schmutz und Schlamme des Lasters zu weichen. Ritter und Nonnen, Geistliche und Laien wetteifern in Verbreden und Bosheit. Kein Lichtstrahl fällt in diese Nacht. Was einem weltlichen Sinn zu schildern gefällt, mag ein geistverwandter nicht einmal sich erdrechten haben zu begreifen; aber wer, den heiligen und traurigen Beruf des Criminalrichters nicht dazu verführen wird bei so empörenden Erscheinungen verweilen mögen! Eslich ergeben die Erzugnisse der ältern englischen und noch französischen Bühne, daß nach vieljährigen, blutigen und ja menschliche Gefühl verleugnenden Bürgerkriegen und Unmuthen auch talentvolle Dichter, zu denen der Verfasser die Erzählungen einzwangswegs gebietet, erzielte Gewalt zu erlangen sich erlaubten, um Zeitgenossen in Anspruch zu nehmen, was durch Unglück abgestumpft und an Entsetzliches gewöhnt, so noch für das Ungeheuerer Empfanglichkeit zugetraut sein mochte. Sie hätten bedenken sollen, Verächtlichkeit der weltlichen Natur, Schilderung schwarzer Verbrechen und anderer Grausamkeiten als alltäglicher Lebenserscheinungen sei mit das Mittel, Gemüther zu besänftigen und zu erheben. Ist unsere Dichter und Erzähler, mitunter sogar besser, vermaßen ihren Wirkungskreis und führen Leser, die Erholung in ihnen suchen, in die Hölle zu. Das Geschichtsbild des Geschichtschreibers, dessen erstes Gesetz strenge Wahrhaftigkeit ist; dem Gewissenrath, der seine Worte zu wagen weiß, so dem er den Verbrecher zur lebensigen Erkenntnis seiner Schuld zum tiefen Abscheu vor seiner Verirrung leitet, ihn gleiches in Verzeihung zu retten versteht. Die Dichtkunst hat in dieser Bestimmung. Darum naht sie dem armen Schwärmer, welchem Natur und Beschämung zürnen, daß sie ihn durch die hübe harmloser Täuschung mit einer freundlichen Welt weilt — Das schlechte Lithkupfer ist fast noch zu gut für das Buch; — aber dieses grade behagt, dem heut der dienlichste Beleger, wie eine angehängte Nachricht verkündigt, was in dieses Haupt, Zuchthaus und Rabenlein, Gespenster der Welt, Schwärmer der Schwärmer, tiefende Blutbäume! Das ist in Schwärmerer faulender, verpesteter Cobauer, vor welchen die Hölle selbst mit Beschämung zurückweicht. 57.

Literarische Anzeiger.

In meinem Verlage erschien soeben und ist auch in Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Reilstab (Ludwig),

1 8 1 2.

Ein historischer Roman. Vier Bände. 8. Bd. In seinem Druckvollpapier. 8 Thlr.

Wiese (Sigismund),

Herrmann. Ein Roman. 8. Auf seinem Druckvollpapier. 1 Thlr. 6 Gr.

Leipzig, im Mai 1834.

J. A. Brodhau.

Literarische Unterhaltung.

Ernttag,

Nr. 145.

25. Mai 1834.

Drei Balladen von Göthe, nach ihrem geistigen Wesen und Zusammenhange entwickelt.

(Wesung aus Nr. 144.)

Was sich, aber nunmehr bei dem trostlosen Vater, der durch seinen Unglauben in seinem besten Willen sein Bestes verloren hat, nur als Pathos und Leidwesen zeigen kann, das offenbart sich für uns, die wir den Verlauf der Sache angesehen haben, als die absolute Wahrheit, und als der Sieg des Geistes, womit er die Natur als solche überwinden hat. Denn in dem Verlauf der Sache hat sich uns eben manifestirt, wie die Natur von ihrer unmittelbaren Unbefangtheit an, als allgemeines schönes Naturreichn war immer treulos an dem Subject oder Lebendigen; aber zugleich auch immer treulos an sich selbst gehandelt hat. Denn vom Reiz der sanftesten Befriedigung ausgehend, hat sie den Menschen zuerst zum unschuldigen Trauer in dem Baume, sodann zur verdrehen und ganz verkehrten Deutung in der Blumenwelt, in ihrer höchsten Verstellung aber, als der Schein der Neutralität, d. i. als List wirklich und wahrhaftig, in den Tod gelockt, hiernächst aber endlich sich zur offenkundigen Verderblichkeit in ihre eigene Nacht umgedreht und das unschuldige Kind mit Gewalt um sein Leben gebracht. Andererseits aber hat sich offenbart, wie dieser stetige Verlauf selbst nur ein unfreies und das Resultat derselben die Einsicht war, wie die Gewalt, die sie übte, gegen sie selbst gerichtet war, insofern sie nur den Leib, d. i. an dem Opfer nur das Natürliche, mithin sich selbst umbringen konnte. Somit brach sich die Natur listigerweise selbst der Stab, insofern sie nur da ein Anderes zitterte, wo sie listig, d. i. nur halbmächtig war (in dem Fischer nämlich, welcher halb dahinsank), wo sie aber ganz mächtig war (in dem Kinde), ihr eigen Fleisch und Blut aufrieb. Hiernächst aber hat sich die Natur in ihrer ganzen Wildheit, d. i. in der Dohnmacht gezeigt, und es ist der Wendepunkt gekommen, wo sie dem Geiste dienbar und an seiner Kraft gebrochen werden muß.

Aber die Natur, an sich das Flugsame und Wildsame, ist gegen den Geist das ganz Erdbes, weil sie gegen ihn das Andere und Fremde ist. Somit kann der Sieg des Geistes über die Natur kein unmittelbarer sein, und es ist nicht genug an dem zwar wirklichen, aber laßen Her-vorgehen dieses Sieges, sondern der Sieg will erst

kämpfen sein. Demnach beginnt nun der wirkliche Kampf der Natur gegen den Geist, und es ist das Höchste und Letzte, was der Natur frei steht, daß sie sich unterwerfen darf, gegen den Geist zu kämpfen. Was aber jedem Kampfe vorhergeht, ist die Rüstung, und so auch hier: die Natur rüstet sich dazu. Ganz unfreiwillig — und darin bestand ein Theil ihrer Dohnmacht —, sehen wir, ging sie erst vom allgemeinen losenden Reiz zur Lockung, hiernächst zur List und endlich zur Gewalt über; ebenso unfreiwillig ist ihr letzter Uebergang und Schritt, welcher aber darum den Schein der Selbstständigkeit trägt, weil er ein Letztes, Neufestes und, aus allem Vorigen hervorkommend, am complicirtesten erscheint. Dieser Uebergang ist aber zugleich ein die Extreme verbindendes, d. i. die Natur verknüpft nun List und Gewalt zur Einheit. Was wir also nunmehr an dem Treiben der Natur wahrnehmen, ist nicht mehr eins von beiden, die List oder die Gewalt, sondern beides zugleich, die List und die Gewalt. Aber diese Verknüpfung zweier Extreme muß zugleich eine Steigerung enthalten, das Grausen der Nacht will demnach noch überboten sein. Dergeßalt geht die Natur vom Schrecknis zum Unheimlichen über, ohne sich Gesprast. Womit wir es demnach nun zu thun haben, ist nicht mehr das Schreckbild der Nacht überhaupt, sondern der leibhaftige Spuk der Mitternacht.

Uns aber, die wir wiederum diesem Spuk, nicht als die darin und dadurch Befangenen und Vorkommenden, sondern als die Wissenden zuschauen, ist, weil es sich hier um ein Neufestes und um den absoluten Wendepunkt handelt, die äußerste Erkennung, d. i. Einsicht, des Begreifens in sich selbst vorzunehmen, damit wir die Natur in ihrem Wollen und Vollbringen wirklich belauschen, und sie in ihrer geheimen Werkstatt schalten und walten sehen. Denn die Natur spannt sich, wie wir bereits sahen, hiermit zum Letzten, ihr letztes Vorhaben ist ihr Stoßfeuer, und ihre ganze Macht, beides in List und Gewalt, treibt sich auf die Spitze.

Was uns zuoberst demnach nicht entgehen darf, ist Raum und Zeit und Ort, wo wir uns befinden. Es ist nicht mehr nur Nacht, sondern die Stunde heißt Mitternacht. Das ahnungsvolle Schrecknis, wie die Nacht selbst, steht auf seinem Gipfel. Dröf, bis Ein Uhr, ist die

Stunde, wo die Natur als Nacht, d. i. in ihrem Grausen culminirt. Es ist Tag und Nachtscheide, denn mit der Eins fängt, wie in der Natur Alles, so der Tag an. Aber dieser Tag, der mit dem Glodenschlag Eins anfängt, ist selbst nur ein Scheintag, d. i. die spritzfeste Nacht, denn der wirkliche Tag ist nur, wenn das Licht herrscht, aber noch lange geht die Sonne nicht auf. Es ist die Zeit an sich der Gipfel des Unheimlichen; aber der Ort ist es nicht minder, denn der Ort ist so durch und durch dunkel, ob und hoch, daß nicht einmal der Boden, wo gesteht wach, fest und kernig, sondern hohl ist, denn der Ort ist ein Kirchhof, und der Boden sind Gräber, „Gräber in Lüge“, welche der Mund „ins Helle bringe“. In dem Hohlen liegt aber schon an und für sich das Grausen und das Unheimliche. Denn in dem Hohlen soll etwas sein, sonst wäre es nicht hohl. In der Thar aber ist nichts in dem Hohlen, denn es ist nur dadurch das Hohl; daß nichts innen ist. Dennoch aber wird ein Inneres in dem Hohlen vorausgesetzt. Das Hohl ist mithin ein Haus, dessen das nicht dünnet ist, eine Wohnung, welche nicht bewohnt wird. In dem Grabe nun, welches auch hohl ist, soll ebenfalls etwas sein, nämlich der Todte; der Todte aber ist Erde, mithin Staub bei Staube, mithin ist das Grab das Leere, welchem nur der Begriff einwohnt, aber der Begriff des Todten, welcher demnach an und für sich selbst todt ist. Was demnach dem Lebendigen, wenn es auf Gräbern steht, zukommt, ist der Begriff oder das Bewußtsein, daß der Boden Erdhöhlen sind, die etwas Besonderes begehrt, welches Besondere aber nichts Anderes ist als die allgemeine Erdigkeit. In diesem Widerspruch liegt aber an und für sich selbst das Unheimliche.

Auf dem Kirchhofe ist mithin die Natur in ihr ganz äußerstes Element vertieft, nämlich in die abstracte Erdigkeit, eine Vertiefung, welche jedoch keine Denkmahl vor dem Geiste, sondern das Wespenspiel der Schlaueheit ist, womit die Natur dieser Erdigkeit und ganz gleichgültigen Aspekte den wahrhaften Spuk entlocken wird.

Dieser Schlaueheit entgegen regt und zeigt sich aber bereits das ruhige Dasein des Geistes, welcher der Natur in diesem bevorstehenden Kampfe das Widerspiel hält, und es ist bereits dafür gesorgt, daß der Natur in ihrem schrankenlosen und bösen Wollen gleich vom Anfang ein Ziel gesetzt sei. Dies Ziel jedoch ist aber, wie gesagt, zuerst nur das ruhige Vorhandensein von einem unmittelbaren Etwas, nämlich die Kirche, die auf dem Kirchhofe steht, und um welche die hohlen Gräber, worin sich die schlaue Natur verborgen hält, ganz gleichgültig herumliegen. Denn die Kirche, äußerlich zwar nur ein Gemäuer, ihrem Wesen nach aber das sichtbar gegenwärtige Bild des Heiligen, stellt wirklich und wahrhaftig den Geist selbst vor, der in ihr in der Form des vorgestellten aber unendlichen Wissens als der gnädige Gott verehrt wird, unter dessen Schutz und Schirm Niemanden ein Antheil widerfahren kann.

Von diesem geistigen Schluß und somit sichtbarer Vorstellung weiß jedoch die Natur, welche nur auf ihre

Lücke bedacht ist, nichts, und ebenso wenig kann in ihrem Kreise der an und für sich obwaltende Widerspruch offenbar werden, daß die Gräber, weil sie rings um die Kirche geschart sind, selbst dem Metropolitentum der gewählten Hügels unterworfen sind. Hiermit kann gesagt werden, daß die Natur in den Gräbern nur das Lebendige ohne die ihnen anhaftende geistige Bestimmung, mithin nur ein Natürliches hat.

In diesem Irrthum und Wahn dennoch auf hohle Lücke bedacht, geht nun das Bestreben der Natur dahin, daß aus den Schriabar ganz gleichgültigen, aber gewöhnlichen Höhlen, aus dem Grabe und der Erdigkeit, ein noch complicirteres Grausen, ein Gespenst hervorgeht, welches Gespenst aber, weil, wie gesagt, die Lücke der Natur dahin geht, Gewalt und List zu verknüpfen, im Schein eines andern tragen soll, als es selbst ist, mithin des Lebens. Demnach soll aus dem Grabe die todt Ein, aber als Lebendig hervorgehen. Es ist aber auf die unterirdische Wälder, weil es den höchsten Verstand in die Verstandigung der Natur ausdrückt, näher einzugehen und dasselbe in seiner tiefsten Wurzel zu fassen.

Was nämlich im Grabe liegt und schlummert, ist nicht die Erde als solche, oder das Leblose als solches, sondern Dasjenige, was zu Erde geworden, und das Leblose, welches lebendig war, weiter noch das Lebendige, welches geistig war. In dieser Vorstellung ist Gewißheit, welche für Alle und Jede ist, liegt das Besondere, was, wie sich zeigt, in der Grabeshöhle suchen sollte, denn die Erde, welche einst lebendig, und das Leblose, welches einst geistig war, ist allerdings gegen die allgemeine Erdigkeit ein Besonderes. Aber dennoch kann es auf dies Bewußtsein nicht mehr an, denn was thig ist, ist doch nur das Erdige und Entseelte; doch aber ist dies Entseelte wiederkommen, aufsteigen und sich darstellen, als ob es lebte und besetzt wäre. Es soll nicht scheinen, lügen, in diesem Schein und Lüge geglaubt werden, und in und durch diesen Glauben Grausen und Todesangst erregen.

Damit aber, daß dies Scheinleben und Lügenbild, welches die Natur mühsam zum Knochenmann zusammenstopfelt, geglaubt werden soll, begehrt die Natur wiederum einen noch höheren Frevler, insofern sie dies etwahn und unwahre Gauckelbild Demjenigen, welches darum glauben soll, d. i. dem lebendigen Menschen, in dessen eignen Wesen hinüberspielt, mithin dessen reine Geistigkeit durch die Erdphantom trübt und bedeckt. Was aber in diesem Proceß an dem Geistig-Lebendigen eigentlich gerührt und verführt wird, an diesem wird es sich ergeben, wie weit hier die Natur überhaupt gehen kann, und wie ganz frei ihre Lücke, wie ganz ihr selbst verborgen ihr das Innere ihrer eignen That, wie ganz ohnmächtig sie sich an hieher erweist. Denn was nämlich an den Knochenmann, an das Gespenst glaubt, ist nicht das Höchste im Menschen, mithin nicht der Geist, sondern der Geist nur, insofern er noch nicht zum Geist gekommen ist, mithin der Geist als Naturstimmmittel, oder der Geist als Seele, der Geist als Seele ist, aber noch die ganz unheimliche

gebanntlos, mithin die natürliche Stübel von Leib und Seele, oder der subjective Geist; insofern er selbst erst als Natur gesetzt ist, mithin begehrt die Natur, wenn sie die Seele zum Glauben an ihre aufsteigenden Gespenster verführt, wiederum nur einen Frevel an sich selbst, dem Willen nach jedoch an dem unsterblichen Geiste, und in diesem Widerspruch liegt eben beides, ihre Sünde und ihr Irthum.

Was demnach an die Gespenster glaubt, das ist nicht der Geist als solcher, sondern der Geist in seinem Verstande in die Natur als einfache Naturbestimmtheit; nicht der Geist, sondern die Seele, nicht das Freie, sondern das Unfreie, nicht das Bewusste, sondern das Unbewusste. Oder auch in dem träumerischen, siderisch-terrestriischen Hinsichten glaubt der Mensch an die Gespenster.

Als solcher aber glaubt er nicht bloß daran, sondern sieht auch die Geister, Geister, welche er so nennt, weil er, als Seele, selbst den Unterschied von Geist und Seele noch nicht weiß. Hiermit ist aber die Tüde und Heiligkeit der Natur an den Tag gekommen. Was sie unten in dem hohlen Grade sein gesponnen, ist an die Sonnen gekommen, Licht und Gewalt sind eins geworden, denn der Schein ist auch der Spul.

Dieser Spul nun, der für uns, weil die Natur sich an ihr selbst bereits gebrochen hat, schon lächerlich ist, geht sich aber, ganz als ob er kein Spul wäre; denn „Weib und Mann kommt hervor, hat sein Hemd umgeschlagen und will sich sogleich ergötzen“. Es hebt den Knöchel, und weil eben „die Scham“, welche nur das Lebendige empfinden kann, hier nicht weiter gebeut, so werfen sie, um es sich ganz leicht zu machen, sogar die Hemden ab.

Aber dieser Tanz, wobei Schenkel und Bein gar wunderlich wackelt, trägt schon an der Stirn, was er ist und was er bedeute, und diese Tanzenden, die sich eigentlich ergötzen wollen, betragen sich so, daß sie die Natur, aus deren Werkstatt und unterirdischer Nacht sie hervorgebrochen, ganz und gar blamiren. Denn weil sie durch und durch nur Endlich, ja von Demjenigen gemacht sind, welches auch als Endliches schon sein Ende erreicht hat, so tragen sie den Widerspruch des Endlichen absolut an und in sich; und können des kein Pehl haben; der Widerspruch des Endlichen ist aber das Lächerliche. Weshalb es eben ganz „vertraute Geberden“ bei diesem Tanz gibt, die das corps de ballet nicht lassen kann und worüber man lachen muß.

Darum ist es denn, was die notwendige Folge und der weitere Fortgang der Sache ist, dem Thürmer, welcher zwar glaubt, sieht und sich fürchtet, dennoch mit der Furcht kein rechter Ernst, und der Spas, obgleich der Thürmer nur Seele ist, tritt doch in sein Wesen über. Weshalb ihm „der Schalk der Verführer ins Ohr rann“, daß er sich einen von den Laten zu Gemüth führen soll. Solches thut der Thürmer hienächst, aber weil er nur Seele, und nicht der wahrhaftigen Ironie über dieses Gesindel fähig ist, die ihm einzig und allein aus dem geistigen Verständnis entspringen könnte, so schlägt der Spas

ebenso schnell bei ihm wieder in den Ernst und in die Angst um, „er flüchtet sich hinter geheiligtes Thüren“, nachdem er den Raub vollbracht hat, und der Tanz, der ihm zuvor — wo die Wahrheit und das Komische durchblickte — lächerlich vorkam, wird ihm nunmehr wieder fürchtbar „schauerlich“.

Nitternacht jedoch währt nur eine Stunde, und die Minuten sind kostbar. Die Gespenster lassen deshalb das Längen, fassen ihre Hemden, und „hustet ist eins nach dem andern unter dem Nasen“, sodas zuletzt nur der Glaz holpernd und stolpernd und „an den Brustten herumgegrasend“ übrig bleibt, welchem der leichtfüßige Thürmer das Hemd gestohlen hat.

Das Hemd muß dieser aber haben, da rasset er nicht; dazu preist ihn die Natur, die sich, ganz spöde, ihr Recht nicht nehmen läßt. Weil aber das Hemd — obwohl von dem leichtfüßigen Thürmer ganz äußerlich dazu erhoben — doch jetzt hinter geheiligten Thüren und an dem Heiligen selbst befindlich ist, ist es nunmehr nicht der Thürmer mehr, der es besitzt, sondern es wird besetzt vom Heiligen, vom Entgegenesetzten, vom Geiste. Die Natur ist mithin ganz auf die Spitze, oder in die Klemme getrieben; aber ihrer Sprödigkeit unfähig sich zu entäußern, bleibt ihr nichts übrig, als sich an den verhassten Geist selbst zu wagen. Es beginnt also nun der wirkliche Kampf, und mit ihm der höchste und absolute Frevel.

Die Natur entwickelt und spannt sich demnach in dem toden Wichte, der sein Hemd wiederhaben will, zum Allerhöchsten, wozu sie in dem Kreise der Gewalt fähig ist, zum innersten Grausen, zum von Stufe zu Stufe, „von Schnörkel zu Schnörkel“ hinaufstuckenden Schrecken, aber diesen Schreck potenzirt zum wirklichen Scheusal. Denn um eines Hemdes willen, also in und wegen des ganz Zufälligen, Aermlichen und Erbärmlichen vergeißt sie sich an dem Heiligen und Geweihten, und der gothische Hierath des Stockenthums, welcher in den nach dem Licht und ewigen Himmel hinaufstuckenden Blättern und Zacken die gläubige nach Gott dem Vater, Sohn und Geist hinaufstuckende Sehnsucht der heillichen Welt bedeutet, dient dem Wichte zum Haltpunkte, und zur Hand habe dem Staube und dem fesselhaften Willen der Natur.

Aber der Thürmer, als der Unfreie, Seelische, sich nicht des ewigen Geistes und des Siegs, welcher nach solchem ungleichen Kampfe sofort erfolgen muß, Bewusste, erleicht und erbebt, ja er geht so weit, selbst in den Frevel der Natur einzugehen und der gespenstigen Natur, dem Grausen oder dem Staube den Sieg zu gönnen, denn er gäbe jetzt dem hinaufstuckenden Unhold von Herzen gern den Laten wieder, wenn er es nur könnte. Um dieses Betrübteins seiner Einsicht, um dieses Unglaubens an den Geist, und Glaubens an die erdige, gespenstige Natur willen muß er denn auch während den letzten Tropfen der Todesangst kosten, von welcher er erst in dem Augenblicke erlöst wird, wo er sich bereits in dem Klauen des Unholds wohnt. Denn in diesem Augenblicke erst löst der Geist den ungleichen Kampf endigen und die Locke

Eind schlagen, welcher Schlaf dem unten verschleierten
Strippe seine Schranke an: und damit der Natur ihre
vollkommene Dynamik nachweist.

Die Spitze aber, wohin Alles anläuft, ist nun eben
die Ironie, welche der Geist — im gerechten Hohn —
die Natur kosten läßt, dadurch, daß er sie durch einen
ganz äußerlichen, natürlichen Vorfall, durch einen Sto-
denschall zu Tode bringt, also sie selbst durch sich
selbst, Natur durch Natur, Eudliches am Eudlichen zu
nichte macht. 33.

Deutschlands Geschichte für alle Stände deutscher Zunge,
von den frühesten Zeiten bis zum Jahre 1832 von
J. H. Wolf. Siebente bis erste (zweiten Ban-
des dritte und vierte und dritten Bandes erste bis
dritte) Lieferung. München, Fleischmann. 1834.
Gr. 8. Preis jeder Lieferung 4 Gr. *)

Wenn wir über die ersten Lieferungen dieser Arbeit das
Urtheil fällen wollten, daß sie den Anforderungen und Erwarte-
nungen, zu welchen der Verf. selbst berechtigt, nicht entsprechen,
daß der Stoff nicht durch ein längeres und tieferes Studium
gewonnen sei und die Form die Spuren einer über Gebühr be-
schleunigten Abfassung trage, so können wir dasselbe in Bezie-
hung auf die vorliegenden Lieferungen nur wiederholen; ja, es
scheint fast, als wenn der Verf. die Fortsetzung seines Arbeit
mit noch größerer Eifertigkeit betrieben habe als den Anfang.
So zeigt schon die Bescheidenheit der siebenten Lieferung, welche
unverkennbar die Geschichte der beiden letzten ränkischen Kaiser
enthält, namentlich die häufige Unbestimmtheit und Zusammen-
hanglosigkeit der Darstellung der einzelnen Begebenheiten und
noch mehr der Zustände, den Mangel einer sorgfältigen Be-
nutzung des durch seine Genauigkeit und Klarheit so ausgezeich-
neten Stenzelschen Werks, und in der Geschichte der hohen-
stauffischen Zeit, welche überdies mit unverhältnismäßiger Kürze
behandelt ist, muß dasselbe in Beziehung auf das Raumverhält-
niß gerügt werden. Unklare Kürze und unverhältnismäßige
Breite wechseln auch in der Fortsetzung der Arbeit, und es
muß z. B. die erste in der Behandlung der Geschichte Ludwigs
von Nassau und seines Nachfolgers Albrecht und in der Darstel-
lung der Reformation getadelt werden, welcher, so weit sie
sich auf Luthers Leben beschränkt, nur acht Seiten bestimmt
sind, während die, sich besonders auf die Fortfälle von Kollatz
und Basel und dem Hussitenkrieg beziehende Einleitung zu der-
selben sich über mehr als fünfzig Seiten ausdehnt. Sowas fer-
ner in einzelnen Thatfachen mancherlei Ungenauigkeiten und Un-
richtigkeiten sich finden, so fehlt es auch der Charakteristik ein-
zelner, besonders hervorragender Männer und ganzer Zeiträume
an Wichtigkeit, Bestimmtheit und Klarheit. Dem Beweise dafür
führen wie die Charakteristik Friedrich I. an, in welcher unter
Andern die Worte vorkommen: „Verstand und Herz sind bei
ihm in schönster Einklänge; wenn er des Einen bedarf, vergißt er
das Andere nicht. Er ist gerecht, ohne die Weltlichkeit dabei zu ver-
unglimpfen“ (?), und verweisen auf den Rückblick, dem der Verf.
nach beendigter Darstellung des hohenstauffischen Zeit auf diese
wirft. Die Bewandlung der Darstellung geht öfters bis
zum Komischen und bis zum Unverständlichen; so beginnt die
Geschichte Heinrich VI. mit den Worten: „Ein großer Mann
geht, ein kleinerer kommt!“ und im Anfange der Geschichte
Heinrich I. heißt es: „Die Thaten des Königs sind aus dem
Munde des Bayerslandes zu lassen, und aus noch an einem andern
namen haben die germanische Existenz.“ Von dem ersten
Kurfürsten Bayerns, Maximilian, wird gesagt: „In seiner

„... große menschliche, die ein frommer Mensch
nicht zu verdrängen im Stande war“ (?). — Das Geschicht, in
einem Buche nur Belege für Mängel aufzufuchen, ist uns indes
ein zu unrichtiges; als daß wir uns länger damit befaßen
würden, und wir wiederholen lieber, was wir schon in Bezie-
hung auf die früheren Lieferungen gesagt haben, auch in Bezie-
hung auf die vorliegenden, daß der Verf. Absicht, mehrere Kennt-
nis der deutschen Geschichte zu verbreiten, Lebenswerth und sein
lebhaftes Interesse für diese Geschichte nicht zu verkennen ist,
obwohl es freilich besser gewesen wäre, wenn seine Kräfte auf
dieses Interesse ihm zunächst zu einem gründlichen Studium und
dann erst zu einer sorgfältigen Darstellung verwendet
hätten. Wir bemerken aus, noch, daß die erste Lieferung bis
zum Jahre 1837 herabgeht. 66.

Beichtigung.

In Nr. 127 d. Bl. ist unter der Ueberschrift: „Linguisti-
sche Analekten“, die irrige Behauptung aufgestellt, das franzö-
sische Wort poète müsse nicht poète, sondern poete ausgespro-
chen werden. Ich glaube diese unrichtige Angabe mit der Be-
merkung widerlegen zu dürfen, daß kein Franzose, welcher Classi-
ca, auch angehöret mag, poete, sondern poète spricht. Einer
der diese, dessen Muttersprache die französische ist, hat jedoch
lang nicht allein in Frankreichs Hauptstadt, sondern auch in
mehrern Provinzen gelebt; nie und nirgends hat er poete, son-
dern allenthalben poète sprechen hören, und schwerlich möchte der
Sonder jener „Linguistischen Analekten“ die Richtigkeit seiner Angabe
in des Grammatikers eines Malliy, Trivigat, Girault, Durand,
oder in der neuern von Neel und Chappal nachweisen kann.
Ebenso unrichtig war auch eine frühere, in mehrern öffentlichen
Blättern enthaltene Angabe, daß der Name der Stadt Baye,
einer an der Rhone liegenden, durch die Gefangenschaft der Fran-
zosen von Betsy damals zum Gegenstand des Lagergesprächs
gewordenen Festung, Bley ausgesprochen sei. Dieser Name war
aber von keinem Franzosen anders als Blas ausgesprochen, so
wie auch in Rheims nicht das w, sondern nur ein n ge-
sagt werden darf, Caen nicht Ca-en, sondern Can (ohne Nasal-
klang des n), und in Aix-la-Chapelle (Aachen) das r-
nawwage ganz beschwolen, sondern wie ein s ausgespro-
chen werden muß. Bonaparte.

Noch ehe uns vorstehende Beichtigung zum, hätte ich
bereits von einem französischen Gelehrten Bemerkungen über
die Richtigkeit mehrerer in den „Linguistischen Analekten“ ge-
stellten Behauptungen erhalten. Dem Punkte der unrichtigen Aus-
sprache von poete und poète *) übergehend, da derselbe auch
obige Erklärung des Hrn. Legationsrats Bonaparte erledigt, be-
zweygen wir uns, folgenden zwei Beichtigungen des gelehrten
Herausg. mitzutheilen:

Conrad behauptet nicht, wie in den „Linguistischen Analekten“
gesagt wird, saure Kirche, sondern, diese Kirche hat einen
meinen. Will man ausdrücklich süße oder saure Kirchen sa-
gen, so sind die Kirchen von Douce oder aigre überlassen. Die
französischen Kirchen sind übrigens die, welche man in
Deutschland Doctorkirchen nennt.

Sauze-ratouan bedeutet nicht „eine Sprache oder
Stammes“, der in Paris herumbüßt“, sondern wird gewöhnlich
von jungen angehenden Rechtsgelehrten gebraucht, die zu ihrer
praktischen Ausbildung bei Advocaten, Notaren und
arbeiten und vorzüglich zu Anfang dieser Zeit die
Straßen der Hauptstadt herumlaufen, und daselbst die
Schritte ihrer Pappas zu betreten u. s. w. Dr. W.

*) In den ersten Auflagen von Bonaparte's: Bemerkung an, ist
wir und enthalten, auch ausdrücklich haben wir die Angabe
Angabe über die Aussprache dieser beiden Worte gegeben. Der
Grund dieser Unrichtigkeit liegt wohl in dem unrichtigen
des a in mehrern öffentlichen Blättern.

*) Ueber die 1.-6. Lieferung vgl. Nr. 118 d. Bl. f. 1833. D. Rev.

Literarische Unterhaltung.

Montag,

Nr. 146.

26. Mai 1834.

Geschichte Europas seit dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts von Friedrich von Raumer. Dritter Band. Leipzig, Brockhaus. 1834. Gr. 8. Subscriptionspreis 3 Thlr. 10 Gr. *)

Das erste Hauptstück dieses dritten Bandes und Buches ist der Geschichte Spaniens und der Niederlande vom Tode Karl V. bis in die ersten Zeiten des 17. Jahrhunderts hinein gewidmet. In der kurzen, aber sehr bezeichnenden Schilderung, welche der Verf. vom Zustande der Niederlande in früheren Zeiten macht, wirft er einen bedeutungsvollen Blick auf die burgundische Herrschaft, indem er sagt: „durch die Schwelger sei Das nie ersetzt worden, was durch den Fall Karl's des Kühnen für Europa verloren ging“. Gewiß nicht, setzen wir hinzu, durch die Schwelger, deren schönste Zeit ja innerlich schon zu Ende ging, als sie den mächtigen Herzog besiegten. Unter Dem aber, was Europa durch den Untergang der burgundischen Macht einbüßte, scheint der Verf. jenes Mittelreich zwischen Deutschland und Frankreich zu verstehen, dessen Errichtung der Man Karl's war. Wir geben zu, daß dadurch gegen den Ehrgeiz und die Aengstlichkeit des unruhigsten der europäischen Völker ein kräftiger Damm aufgeführt worden wäre; Lothringen und der Elsaß gehörten dann wol heutzutage nicht zu Frankreich; aber zum Frommen der deutschen Rationalität möchte dieser Zwischenstaat nicht gereicht haben. Denn da der Mittelpunkt desselben nach der Abkunft, dem Charakter und der Sitte seiner Fürsten ein romanischer geblieben wäre, so würden dadurch alle Provinzen des linken Rheinsufers, welche dieser Staat an sich gebracht hätte (und die meisten derselben würden diesem Schicksale nicht entgangen sein), wenn nicht ganz französisch, doch dem lebendigen Zusammenhang mit deutscher Bildung angeschlossen worden sein.

Vortreflich schließt der Verf. seine Schilderung Philipp II. mit den Worten: „Unfähig, große, lebendige Ideen zu ergreifen und zu verfolgen; beherrschten ihn überall abstrakte Begriffe; darin liegt die unheilvolle Wurzel und die Erklärung aller Uebel seiner Regierung.“ Es sind diese röhren Abstractionen als unheilige Wurzeln großer

Uebel auch in andern Staaten und zu andern Zeiten zu erkennen, nie aber haben sich ihre verderblichen Wirkungen tiefer und ausgebreiteter gezeigt als in unsern Tagen, nur daß sie nicht von den Thronen ausgehen, sondern gegen dieselben geltend gemacht werden. Manche hochgepriesene sogenannte Volkstreunde unserer Tage haben mit Philipp II. in dieser Rücksicht eine größere innere Ähnlichkeit, als ihren begeisterten Verehrern jemals im Traume eingefallen ist. Aber das eben ist einer der tiefsten Irrthümer unserer Zeit, daß man sich in der Beurtheilung der Staatsangelegenheiten nur an die äußern Formen hält, und aus diesen die Gegensätze ableitet, statt sie im innern Wesen der Dinge zu suchen. Thäte man dies, wie Vieles würde dann als gleichartig erkannt, was sich scheinbar widerstrebt; wie Vieles als entgegenstehendes Extrem, was scheinbar derselben Gattung angehört!

Gleich nach Philipp's Todeskunft (in Spanien) loyeten in Valladolid und Sevilla die Scheiterhaufen als Freudenfeuer empor und bezeichneten, welcher Gang seiner Regierung eigenthümlich sein werde. Männer und Frauen, Alte und Junge, Vornehme und Geringe wurden unter Spott und Hohn freigelegt, verhöhnt und an Pfähle angebunden. Diese Brautsaaten ließ der Grausame zu seiner Hochzeit mit Elisabeth, der Tochter Katharina's von Aragonien, anzünden! Soldaten, Doktoren, wöhnte der Abergläubige, gestieten der Gottlosigkeit und erbiethen ein Weil in Gehorsam und Ruhe! Daß es einen andern Gottesglauben als den des Sklaven, eine andere Ruhe als die des Todes gebe, daß ein König ermattete Völker zu neuem Leben berufen und anfeuern, feberhaft überspannte zu heilsamer Erziehung mähtigen könne und solle, konnte und wöhnte Philipp nie begreifen. Unzweifelhaft schien es ihm dagegen: nicht weniger als der Folge Spanier werde der gering geachtete Niederländer zu widersprechen wagen. Belgien und Frankreich einführen aber in jenen Breiten: daß, wenn die Tyrannen der Herrscher Regierendes bezwungen zu haben scheint, der edle Geist der Freiheit in eben Gemüthern desto kräftiger emporwächst; und wenn der Wahnsinn des Volks alle Bande zerreißen hat, die wahre Hand eines Königs die beste Heilung und Herstellung darbietet.

Die Schilderung des großen Segners dieses Philipp, Wilhelm's von Oranien, gehört zu den trefflichsten und gelungensten Stellen in diesem Bande.

Philipp's berechnender, zerknirschender Verstand, welcher sich und sein Werk in Nichts aufblies, war in Wilhelm's zu regender, lebendiger Weltbeobachtung verklärt: statt tödtlichen Argwohn's zeigte er thätigste Vorsicht; statt willkürlichen Gigantismus handhafte Beharrlichkeit; statt toller Gleichgültigkeit unerschütterliche Gesonnenheit; statt unfruchtbarer Abmähren zweckmäßige unermüdbare Thätigkeit. Sein Wahlpruch: „rußig in Rürken

*) Bgl. über den zweiten Band Nr. 232 — 235 d. Bl. für 1833. D. Red.

ben Bogen", war nicht angeknüpft, um Einbruch zu machen, sondern ging natürlich aus einer großen Seele hervor, die jeder Lage, jedem Berufe gewachsen war. Gegenwart, wie Zukunft, lag klar vor seinen Augen, und indem er nie die Herrschaft über sich selbst verlor, ward er Herr der Umstände. Er war stark, denn er verstand die Bedeutung seiner Zeit und die Aufgabe seines Lebens; aber er war auch heiter, denn er fühlte sich ihr gewachsen. Seine feste Herablassung und Milde wirkten begünstigend auf alle Herzen, denn sie ging von Herzen; doch verlor er hierbei nie an Würde und Achtung und ließ in seinen kurzen festen Reden (die er mit lieblicher, wo es erforderlich war, aber auch mit gewaltiger Stimme aussprach) deutlich fühlen, daß Allen mindestens so viel am Befolgen, als an dem Rathen liege. Seinen großen Reichthum verwandte er Anfangs zu edler Gefelligkeit und fast königlicher Pracht; später opferte er Alles dem Vaterlande. Reiten, Jagen, Spielen war ihm gleichgültig; er bedurfte so geringhaltiger Ergänzungen nicht; beim gastlichen Mahle hingegen bemerkte Niemand, welche Sorgen den Reitern oft drückten, obgleich Manche vergeblich hofften, ihn bei solchen Gelegenheiten auszuforschen und zu durchschauern. Wenige begreifen, wie die edelste Feierlichkeit und der edelste Ernst aus derselben Quelle fließen; daher haben Viele Dranien's harmonische Natur, erst willkürlich und wunderbar in Stücke gebrochen, und dann zu einem vertrießlichen Zerstückel wieder zusammengesetzt. Mit demselben Unverstande behaupten Andere, er habe keine Religion gehabt, weil er die Bilderstürmerei der Calvinisten wie die Blutgerichte der Katholiken gleichmäßig verworf und alle Verfolgungswuth in Religionsachen für unchristlich erklärte. Nicht er hat die Revolution in den Niederlanden herbeigeführt, sondern den revolutionären Grundfahnen Philipp's am lebhaftesten und tiefinnigsten widersprochen; er ist die Ursache, daß sie nicht unbedingt obtrugten. Weber Murren der Untergebenen, noch Reid der Gleichgestellten, noch Verfolgung der Obhern konnten ihn erdrücken; auf solch einen Gegner hatte Philipp nicht gerechnet.

Es sind fast fünfzig Jahre verflossen, seitdem Schiller mit seiner „Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der spanischen Regierung“ austrat; und man fähle sich, wenn man die, dieselbe Begebenheit umfassenden Abschnitte in dem vorliegenden Werke durchgeht, unwillkürlich zu einer Vergleichung aufgefordert, nicht der Leistungen der beiden Schriftsteller an und für sich, die in mehr als Einer Hinsicht unpassend wäre, wol aber ihrer Standpunkte, sowie im Allgemeinen der Bestrebungen der Autoren und der Anforderungen des Publicums damals und jetzt. Kein Schriftsteller von Schiller's Ansehen könnte in unsern Tagen eine so ausführliche Arbeit mit dem Gesändnisse anfangen, daß sie abhängig geblieben sei von der Form, in welcher sie ihm von dem denkenden Theile seiner Vorgänger überliefert worden, d. h. daß spätere, abgeleitete Darstellungen die Grundlage seiner Arbeit gewesen seien. Grade Das, was Schiller zugleich ablehnt, daß das Werk aus den ersten Quellen und gleichzeitigen Urkunden nur zu erschaffen gewesen wäre, würden seine besten Leser jetzt von ihm fordern. Wie viel hat in diesem Punkte schon Dr. v. Raumer, in dessen Werke diese Geschichte doch nur einen verhältnißmäßig kleinen Platz einnimmt, mehr geleistet! Und was würden er, was andere unferer ausgezeichneten Historiker leisten, wenn sie den niederländischen Aufstand von Neuem in einem besondern Werke mit einer Ausführlichkeit, wie sie in Schiller's Pläne lag, behandeln wollten! Der Grund, warum dieser das Quellenstudium vernachlässigen zu dürfen glaubte,

lag darin, daß sein Zweck auf etwas ganz Andern gerichtet war, als auf neue Erforschung der Thatfachen, von seinen eignen Worten nach ging seine vornehmste Absicht dahin, „einem Theile des lesenden Publicums das Gefühl abzugewinnen, daß die Geschichte von einer vorweltlichen Kunst etwas vorgehen kann, ohne deswegen notwendig zum Romane zu werden“.

Heutzutage wird Jeder den Beweis, daß die möglichste historische Treue und künstlerische Form einander nicht aufheben, für überflüssig halten. In jedem Falle hätte der Schiller sagen sollen: daß die Geschichte sich von einer verwandten Kunst durchbringen lassen kann — und es ist wahrde fünfzehn Jahre später ohne Zweifel, wenn nicht diesen Ausdruck gebraucht, doch diesen Gedanken gehabt haben. Denn mit dem Wdigen ist es eine willkürliche Sache, und es ist hier nicht etwa ein bloßer Ausdruck, Schiller hat in der That von dem poetischen Schmuck, der im Roman geziemend, gebort, d. h. ihn äußerlich hinzuzufügen, ohne ihn innerlich mit dem Begebenen zu verknüpfen, oder vielmehr, ohne ihn aus dem letztem heranzuziehen zu lassen. Man sehe nur seine Charakterzeichnungen, man ihn, den Dichter, dem die Gestalten vergangener Zeiten in aller ihrer Lebendigkeit vorzuschweben sollen, am meisten erwartet, man vergleiche die Wilhelm's von Dranien mit der eben angeführten des Herrn v. R.; daß Schiller ein weit größerer Sprachkünstler ist als dieser, ist kein Frage; nicht nur im Schwünge, wo man es am ehesten suchen wird, ist er ihm überlegen, sondern eben so sehr in der gefügigen Geschmeidigkeit der Verbindungen. Und in der stillen Gewalt, die er mit diesen Gaben überherrscht, zu welchen Hyperbela, welchem rhetorischen Prunk gleich er seine Lust nehmen zu müssen, um zu wirken! Er muß Dranien zu jenen blasen und hagen Menschen gehört haben, vor denen das furchtloseste aller Heldenmänner gewankt hat — nämlich César. Da man bei unerschrockenen Dramens Gemüth der Furcht unwirksam gewesen sein — nämlich der Furcht, die früher es war als die Gefahr. Da muß eine glänzende Bekanntheit die Göttin seines Palastes gewesen sein. In dem diesen falschen Glanz des Colorits hinter man nicht übersehen; wenn nur die Zeichnung selbst richtig wäre. Schiller scheint aber selbst nicht bemerkt zu haben, wie sehr er alles, dem großen Dranien gespendete Lob und den Zusatz entkräftet, daß seine Staatskunst eine Reichthum vollkommene gewesen sei, daß er von Karl V. die geistlichen Ränfte gelernt, durch welche Thronen fallen und steigen, daß ihm bei einer guten Sache auch die Mittel der schlimmen zu Gebote standen. Hier hat Schiller sein Vorbild und Muster Watson, der in der Entscheidung des Prinzen bewirktem Carer. und bewirktem recht ist, verlossen, um zu einer großen Bewunderung in Begriffen herabzusinken. Unbegreiflich ist dies eben nicht: Es war in Schiller's politischen Meinungen damals noch sehr viel Karl Moor, d. h. ein lächerlicher Lyoner, der sich im wildesten Ungeßüm Bahn zu machen sucht und gegen Willkür und Tyranniel kein andres Mittel kennt als zerstörende Gewalt. Darum soll im

die wahre Befonnenheit Wilhelm's, seine tiefe Klugheit, das Berfassungsmäßige seiner Schritte — Nachsichtigkeit und Verfehlung, hinter denen sich ganz andere Zwecke verbergen. Eine tiefere Betrachtung der Dinge, ein gründlicheres Studium der Politik und der Geschichte, und die praktische Belehrung eines halben Jahrhunderts, welches seines Gleichen nicht hat in der Weltgeschichte, haben uns Deutschen zu bessern Einsichten über den Werth des Sturms und Drangsystems in der Politik verholfen, **Darjenigen nämlich unter uns, welche diese Einsichten haben — wollen.**

Die Schilderung des Anfangs dieser großen niederländischen Tragödie ist Hrn. v. R. überhaupt sehr gelungen. Weiterhin wird die Darstellung zuweilen zu zerstückelt und ermangelt der innern Verknüpfung, wie bei dem Auftritte der Meergerusen. Dadurch wird manches Wichtige nicht in das rechte Licht gerückt, z. B. die Anerkennung Wilhelm's als Statthalter von Holland, Seeland und Friesland auf der Versammlung zu Dordrecht (S. 97). Von dem politischen Sinn, in welchem die Darstellung abgefaßt ist, mag folgende Stelle zeugen.

Wenn unbedingter Gehorsam gegen eine Obrigkeit, die göttliches und menschliches Recht, natürliche und positive Gesetze frech übertreißt, auf eibliche Zusicherungen und Versprechungen nicht die mindeste Rücksicht nimmt, Warnungen verachtet, Bitten bestrast, wenn unbedingter Gehorsam gegen einen Alba und Philipp höchste Pflicht wäre, so würde das menschliche Geschlecht bald zu thierischem Dasein hinabsinken, oder ganz ausgerottet werden. Wer den Prinzen von Oranien verdammt, daß er endlich dem lauten Flehen der Bedröhten, Vertriebenen, Hingepfereten Gehör gab und die Hand ans Schwert legte, um sein Vaterland zu erretten, hat kein Herz im Busen, ja selbst die geistlosen Grundzüge, mit denen er Götzendienst treibt, nicht begriffen. Drum auf Wilhelm's Seite standen Herkommen, unerschütterliches Gesez, beschworener Vertrag, und der König nebst seinem Feldherrn waren die Revolutionnaire, welche vom Rechte wichen und jeden legitimen Weg verschmähten.

Aber eben darum, weil Herkommen, unkundliches Gesez, beschworener Vertrag auf der Seite der Niederländer waren, ist es entweder schändliche Unwissenheit oder geistliche Verdrehung der Wahrheit, wenn die Revolutionnaire unserer Tage sich auf die Niederländer des 16. Jahrhunderts berufen und den Schatzen des großen Oranien herausbeschwören wie einen Heerd der willkürlichen Umgestaltung, die sie verlangen und unter den todenden Namen von Freiheit und Culturfortschritt der Masse empfehlen.

Sehr zweckmäßig macht der Verf. bei der Pacification von Gent, welche den unglücklichen Niederländern nach so wilden Freveln Ruhe zu verschaffen schien, eine Pause, um einen Blick auf andere Verhältnisse in der Regierung Philipp's zu werfen. Es tritt dadurch in das hellste Licht, wie dieses Königs Unduldsamkeit nach allen Seiten hin tödtlich und zerstörend war, so daß man den Wohlstand und die Kraft Spaniens kaum methodischer hätte herunterbringen können, als es durch ihn geschah. Seine unglaubliche Verblendung darf man wahrlich nicht verwechseln mit dem den Spaniern eignen Hochmuth und mit ihrer festen Anhänglichkeit an das Alte, besonders an

die katholische Kirche, obgleich Philipp in diesen Eigenschaften die bereitesten Werkzeuge für die Ausführung seiner Pläne und Entschlüsse fand, denn die Spanier untersuchten nicht, sie überließen sich ihm blindlings, und die Meinung, die sie von ihm als einer Säule der Kirche und Rechtgläubigkeit hatten, machte das, wie Contarini bei Ranke sagt, seine Befehle um so heiliger und unverleglicher erschienen. Je größer aber dieses Vertrauen und diese Ergebenheit waren, desto größer wird auch die Verantwortlichkeit des Königs, der sie so mißbrauchte.

Das anschaulichste Gegenstück zu der Behandlung der Niederlande bilden die Verfolgungen der spanischen Mauren, welchen auf Betrieb des Cardinals Espinosa befohlen wurde, sich der arabischen Sprache nicht mehr zu bedienen, ihre arabischen Namen und Kleidung abzulegen, allen ihren Gebräuchen zu entsagen, sich nicht mehr zu baden, auf ihren Instrumenten nicht mehr zu spielen, nicht mehr zu singen. Vergeblich blieben die Einwendungen, alle diese Dinge widersprächen dem Christenthum nicht, eine Volkssprache auszurotten sei unmöglich, die Anschaffung neuer weiblicher Kleider sehr kostbar, das Baden der Reinlichkeit und Gesundheit sehr zuträglich, das Vergnügen des Spielens und Singens unschuldig. Vergeblich trat selbst Alba der Meinung bei, man solle gemäßigt und allmählig zu Werke gehen. Statt dessen verfuhr man auch gegen diejenigen Mauren, welche trotz aller dieser Maßregeln ruhig blieben, mit solcher Härte, daß sich ein Krieg entzündete, in welchem Grausamkeit, Plünderung, Mord, Brand und Nichtswürdigkeit aller Art auf beiden Seiten gelübt wurden. Endlich trieb man Alle, welche ruhig und schuldlos in Granada und den Umgebungen geblieben waren, plötzlich von Haus, Hof, Beschäftigungen und Vaterland wie Thiere hinweg und in das Innere Spaniens, wo sie das größte Elend erduldeten und Viele ums Leben kamen.

Ueber Don Carlos ist das Ergebnis der Untersuchungen des Verf. — mit Dem, was in unsern Tagen von Florentz und Ranke behauptet worden ist, im Ganzen übereinstimmend —, daß der Prinz von Anfang an eine körperlich = schwache und geistig = bössartige Natur gehabt, daß das letztere Uebel sich, lichte und reizige Augenblicke abgerechnet, bis zum Wahnsinn gesteigert habe, daß in solchen Momenten der Haß wider seinen Vater bis zu Absichten auf dessen Leben gegangen sein mag, daß Don Carlos zum Regieren unfähig war, daß er und die Königin natürlichen Todes gestorben sind und zwischen ihnen nie auch nur das geringste Liebesverhältnis stattgefunden hat.

(Der Besluß folgt.)

Correspondenznachrichten.

Paris, den 2. Mai 1834.

Mit den Frühlingsfeiern der banlieue haben auch die Pferderennen begonnen. Während sich der eine Theil der Pariser in Versailles an den Wasserläufen ergötzte und gefellig im Park oder im Gehäze von Montreuil bivouaquirte, stand der andere vorigen Sonntag auf den Terrassen des Marsfeldes und klatschte

aus bunten und trieblosen Fäden, von Bänken, Tribünen, Ba-
gen und Schiffen den vorübergehenden Windern Besfall zu
heute Mittag war das zweite Probetragen, wozu, wie ich lese,
bedeutende Subscriptionslisten in englischer Familien auf-
munterten, indem sie ihre Wagenplätze nicht etwa mit dem von
der Societe d'encouragement festgesetzten Preise von 20 Francs,
sondern mit 100—300 Francs bezahlten. Paris wird mit Ge-
walt englisch werden und macht seine Schule vorläufig in dem
Circus maximus, der wie der römische ein republikanisches Terrain
hat. Wir sind diese Wettrennen wegen des schönen Geschlechts,
das sich in großer Zahl einfindet und seinen besten Zug zur
Schau trägt, angenehm. Man sieht Frauen und Mädchen wie
in München am Octobersfest auf der Kuppe der Herrschaftswiese,
nur in dreimal größerer Quantität, von der Fronte der Billi-
tairshule beidseitig bis zur Janabrede gelagert. Die Sonnen-
schirme bildeten heute eine Decke wie die aufgehobenen Schilde
eines antiken Steinhäufers; hier und da erschien eine National-
kandorte vor dem großen Pavillon des Hofes, und in der Ferne
die Obeliskstute.

Wir haben hier bereits berühmte Kenner, Pferde wie Men-
schen, Menschen wie Pferde, von der ebsten bis zur pferdehül-
fsten Race. Ein wahrhafter Paria von Gaul hat im letzten
Treffen den edeln Darius, den großen Alexander und den stol-
zen César überwunden. Betrach hätte aber sein Jockei das Ge-
weid gebrochen. Dreimal lief die rasche Alalanta Frankreichs,
und dreimal holte sie ein erobrerungstüchtiger Rosal ein und schloß
ihr die Ehre und die Freiheit. Es ist eine Pferdegeschichte.

Die Geschichten sind in diesem Augenblick en vogue. Sie
machen wie Pilze aus dem Sumpf und aus der menschlichen
Gesellschaft; Geschichten zum Weinen und zum Lachhachen, mo-
ralische, politische, satirische und wahrhafte, ja sogar unglau-
bliche Geschichten. So kann man jetzt nicht weniger als sechs
Geschichten der französischen Revolution, zwei Duzend Umeute-
geschichten, einige Schoß Justizgeschichten und Politeregeschichten,
vier Theatergeschichten und diverse hundert Staudalbe Geschichten
bekommen. Der Minister Thiers vorab hat eine neue Auflage
seiner Revolutiongeschichte verankachtet und gibt das Werk in
Stücken mit hübschen Kupferchen. Dies ist die jetzige Favorit-
manier, die ich allen Dingen empfehle, die die Wüderprache lie-
den und nicht gern die Begebenheiten lesen. Man sieht in Frn.
Thiers' Werke gegenständig Zug für Zug der Revolution, sogar den
Zug der Gammes de la halle nach Versailles, und dem schönen
Charakterzug Ludwig XVI., wie er beide Hände der Hallspre-
lerin trakt und ihrem Regiment Bewährung aller billigen
Wünsche verheißt. Marat wird in einem hübschen Bignetten
von der schönen Gorday in der Badewanne erdört, Desmou-
lin, der Komdbiant, baranguit in einem andern dito des Volk
im Palais royal, und Mirabeau steht in seinem schlichten An-
zuge da und erwidert dem Abgeordneten des Königs im Namen
der Kammer: „Wie sind hier für das Volk und von dem
Volk, und weichen keiner Macht als der des Schwertes.“

Es ist eine schöne Sache, wenn ein Minister, bevor er Mi-
nister war, diverse Stände durchläßt. Er kann dann nach aus-
Erfahrung ein Wort sprechen, wie besetzt Thiers, der noch vor
wenig Jahren Correspondenzartikel für die „Allgemeine Zeitung“
schrieb, Bücher machte, den „National“ redigirte und ergewo-
kraitisch war. Kaum hat er seine Revolution debüirt und ein
neues Portefeuille genommen, so will es seine Stellung, daß er
auch in eine Theater-, oder besser, eine Coullissengeschichte ver-
wickelt wird. Das Theater Francais wollte nämlich Alexander
Dumas, „Antony“, das früher bereits an die achtzig Mal ge-
geben worden, einer beliebten neuangegabten Actrice zu Gefallen
gen, die sich die Hauptrolle ausdrücklich zum Debat ausbedun-
gen hatte, wieder versuchen. Dr. Thiers, der neue Minister
des Innern, untersagte die Wiederaufführung, denn „Antony“
sei eine unmoralische Geschichte, die sich für unsere feuerfane

neue Zeit voll Leidenschaft nicht passe. Madame Dorval, die
von der Parthe St. Marcin in den Saal Michelin wohnt,
sprach der Betrachtung des Ministers scharflich sein und er-
klärte, gar nicht spielen zu wollen, wenn die Umkle-
der Verbannung „Antony's“ dürfte. Soll der Coulliss-
griff und gar jetzt hinter die Coullissen führen und mit jeh-
gen, die Besenwette, mancher republikanischer Dilettant an
Demagogen, gegen die pseudocitrenden Actricen zu gehen?

Dr. Thiers hat ganz Recht, die Dorval muß sich regeln.
Ich habe gestern Abend die langen Debatten darüber in der
Deputirtenkammer gelesen und mich darin der Coullissgen im
Gouvernement erkernt, so sehr auch die juristischen Intelligen-
aneinandergerietzen, Ich dachte ich, was kann doch nicht die
eine hochweise Gesetzgebung beschuldigen? Noch in den letzten Lo-
gen hatten wir Discussionen über die Austrocknung der Coulliss,
über die Lyoner Anruhen, über den Waillissfang, aber die la-
demals de muniqus, über die Stodschiffschierri — folgt auf den
Repertoire Antony, Mad. Dorval, der „Constitutionnel“, Man-
der Dumas. Es heißt sogar, der Minister und bei Thiers haben
auf dem Punkt ins Hölischen zu gehen und die Sache mit je
stolen abzutun. Das wäre ein artiges Mittelchen, die Inno-
ralität und Ungefahrlichkeit des Stückes darzutun. Doch
wird wol noch andere Wege geben, den Massen Satisfaction zu
verschaffen. Wenn man Minister ist, schließt man sich nicht mit.

Das Schönste bei all diesen Theater- und Politeregeschichten
ist der Resonanzboden, worüber die hohen Beamten her zu
ten spannen. Sie berufen sich regelmäßig auf die Gesetz-
poleon's und seine energischen Willkürmaßregeln. In die
war der Kaiser schon ein konstitutioneller Monarch, und die
wig XVIII. hat seine Worte und Handlungen durch die Coulliss
blos Fleisch werden lassen. Es sind jetzt auf allen Thatern
Stücke verboten worden, und die Dichter gehen an den Ver-
ten herum und plaidiren. — In kurzem soll eine „Revue dra-
gere“ erscheinen. Die Redaction will der deutschen gelehrten
Literatur darin nächst der englischen einen besondern Platz
weisen und viel Uebersetzungen geben. Es ließe sich viel Gutes
von einem solchen Unternehmen erwarten, wenn die französischen
Journalisten nur erst Deutsch verständen und unsere Lesers
kannten. Sie wählten bisher nicht selten das Unverständliche
für ihr Publicum und waren zu stolz oder zu eigenfanzig, zu
sich deutschen Literaten anzuvertrauen, die doch an dem zu
beurtheilen vermögen, was sich zur Verpflanzung eignet. In
pariser Buchhändler haben gar keine Idee von der deutschen
Literatur, und man muß sich nur über sie ärgern, daß sie im
ersten besten Plan, den ihnen ein Freund voll heiliger Ignoranz
vorschlägt, ohne weitere Prüfung zur Ausführung bringen, was
nur irgend ein Journal oder Buch eines deutschen Lesers wert
So wird denn jetzt, durch Gottes Willen, welches Buch
franzosen, der ganze Jean-Paul überlegt. Ich gesehn von
daß er gar nicht übersehbar ist, hätte man doch die Coulliss
der Arbeit bedenken sollen, daß von solchen großen Reden zu
Zukunft vollkommen genügt. Der Bearbeiter ist zu un-
schuldig bekannter, sehr gut Deutsch sprechender Junger Mann,
der auch im Heidelberg Kubirte. Er würde besser gleich
sich an einer Uebersetzung der klassischen germanischen Buch-
steller zu versuchen, die man hier nachlässig, wenn man zu
benutzt, nur zu schlechten Originalien verknüpft. Die Coulliss
die neue Stücke so gut honoriren, während für die Coulliss
Productionen Deutschlands ebenso bald der Teufel im
cum. Der Advocatenstand ist jetzt der einzige, der noch
auf von der anerkennungsreichen Sprenger hat. Er gibt die
Juristen, die deutsch sprechen und schreiben, während die
zwei Journalisten und Literaten von Professen die Coulliss
Schrift lesen und verstehen können. Selbst in der Coulliss
nister, der Sprachkandide hat. Der Coulliss hat
gewöhnlichen elsther Dialect.

Geschichte Europas seit dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts von Friedrich von Raumer. Dritter Band.

(Schluß aus Nr. 146.)

Daß der Verf. im Verfolge der niederländischen Unruhen die Kriegsgeschichte nur ganz kurz und oberflächlich berührt, müssen wir loben. Nur eine sehr ausgeführte, wissenschaftlich-militärische Behandlung kriegerischer Ereignisse hat Werth; eine abgekürzte, trockne Erzählung von allen Treffen, Märschen, Belagerungen u. s. w. ohne tiefes Sachkenntniß ist für Niemanden gut. Wir haben in deutscher Sprache eine solche breite Darstellung des niederländischen Revolutionskrieges, die als Warnung gelten kann, wie man ihn nicht behandeln soll. Aber es gibt in diesem Kriege manches so allgemein, so menschlich Anziehende, wo Verstand, Planmäßigkeit, Ausdauer, Heldenthum, Todesverachtung den furchtbaren Scenen von Blutgier und mehr als tigerartiger Grausamkeit als bedeutende Lichtpunkte gegenüber treten, sodaß man gern bei ihnen verweilt, und dieses hätte der Verf., z. B. bei der Belagerung von Antwerpen und Ostende, bei dem allgemeinen Charakter von Moritzens Kriegführung, wenigstens einigermaßen thun sollen. Auch die kühnen Thaten der Holländer während des Krieges hätten nicht mit so wenigen Zeilen abgefertigt werden dürfen; denn diese Dinge gehören zur Kenntniß des Eigenthümlichen der Zeiten und Völker. Wir können hierbei die Einrede nicht gelten lassen, daß das Werk bei dem ohnehin unermesslichen Stoffe zu sehr anwachsen würde. Denn was zur Vervollständigung der Anschauung vom Wesen und Charakter der Zeit erforderlich ist, verlangt sein Recht unbedingt. Freilich ist es für den Gräbten nicht schwer, die allgemeine Geschichte eines Zeitraums auf irgend ein gegebenes Maß des äußern Umfangs zu beschränken; aber wir sehen nicht, welche Rücksicht auf populäre oder pädagogische Zwecke Hrn. v. R. zu einer solchen Verkürzungsoperation nöthigen könnte. Bei einem Geschichtschreiber seiner Art und Bedeutung muß der höhere Zweck, den er erreichen will, den Umfang bestimmen, und er darf die Leser verschmähen, die nicht nach dem Interesse, welches ihnen der Inhalt einflößt, sondern nach der Bände- und Bogenzahl ihren Beifall bestimmen.

Der zwölfjährige Waffenstillstand, welcher den verei-

nigten Niederlanden vorläufig schon die Anerkennung ihrer Unabhängigkeit verschaffte, bildet für den Verf. einen bequemen Punkt, um einen Blick auf das Innere beider bis dahin im Kelege begriffener Staaten zu werfen. Spanien löste sich genau um dieselbe Zeit, ebenso thöricht als grausam, noch ein anderes seiner Glieder ab, seine maurische Bevölkerung nämlich, indem die unmenschlichen Verfolgungen Philipp's unter seinen Nachfolgern bis zur gänzlichen Vertreibung gesteigert wurden. Der Erzbischof von Valencia, Ribera, erklärte, daß diese Verjagung der Mauren die mildeste Strafe, ja eine Gnade sei, da der König sie als Abtrünnige Alle hinrichten lassen könne. Die Kinder unter sieben Jahren möge man zurückbehalten, christlich erziehen und dann in den Bergwerken gebrauchen, oder zum Besten des Schatzes als Sklaven verkaufen. Dagegen meinte Sandoval, Erzbischof von Toledo, es sei besser alle Kinder gleich umzubringen als das spanische Blut nochmals durch sie zu besaßen. Der König gebot hierauf allen Mauren Einschiffung bei Todesstrafe. Es wurde ihnen zwar erlaubt, ihre Güter binnen 20—30 Tagen zu verkaufen, den Erlös aber nicht in Geld, Kostbarkeiten oder Wechseln mitzunehmen, sondern lediglich in Waaren, sodaß diese Bewilligung ganz illusorisch wurde und in der That der Enteignung der Güter gleich kam.

Ein großer Theil der Mauren litt Schiffbruch, viele wurden auf den in der Eil gemieteten Schiffen von der Mannschaft ermordet, Weiber und Kinder lebendig ins Wasser geworfen und den Jungfrauen vorher Gewalt angethan, welches Alles später bei dem Streit über die gemachte Beute ins Lagerlicht kam. Die in Afrika Landenden hatten kein besseres Schicksal; sie fielen in die Hände räuberischer Beduinen, oder erlagen in der Wüste dem Hunger und dem Durst. Von 6000, die von Dron nach Algier pilgerten, kam ein Einziger daselbst an; binnen drei Monaten nach ihrer Vertreibung aus Valencia (und Ähnliches geschah in den übrigen Landchaften) sollen mehr als 100,000 Menschen den Tod in den schrecklichen Gestalten erlitten haben! Auch die, welche widerstanden, erlagen zuletzt der Uebermacht; seit König Philipp einen Preis auf das Leben der in den Wäldern zerstreuten gesetzt hatte, wurden sie gejagt und erschossen wie wilde Thiere! Statt sich über dies Alles zu entsetzen, meinten die Christen: man sehe dazu Gottes Fügung und eine höhere Bestätigung ihrer Ansichten und ihrer Anträge! Spanien verlor auf diese Weise gewiß eine halbe Million der nützlichsten Einwohner, und viele im Lande Verlebende, besonders die Gutsherren gerietzen dadurch an den Bettelstab.

Und diese Maurenvertreibung nannten spanische Ge-

Schlichtschreiber „die denkwürdigste That und das heroischste Unternehmen, das in der Welt vorgekommen“.

Zeigte sich in dem neuen Freistaate der Niederländer der religiöse Verfolgungsgeist auch weiterhin nicht-mit dieser Schärfe, Grausamkeit, Verblendung und zerstörenden Wirkung, so fehlte er doch auch nicht ganz, und der politische Haß, der sich hinter seiner Larve versteckte, wirkte noch einen besonders starken Schatten auf ihn. Die Spaltung, welche in der reformirten Kirche zwischen den Arminianern und Gomaristen entstanden war, führte zur dordrechter Kirchenversammlung, welche gegen die schwächere Partei mit nicht minderer Unterdrückungslust, Eingenamtheit, Willkür und Härte verfuhr, als dies den katholischen Concilien von den Protestanten so oft vorgeworfen worden ist. Es wurde dem protestantischen Geistlichen gleich Anfangs eröffnet, man sei versammelt sie zu richten, nicht mit ihnen zu verhandeln. Hierauf wurden sie kümmerlich für abgesetzt erklärt, und da die Generallstaaten diese Beschlüsse genehmigt hatten, verloren an 200 Prediger ihre Stellen und 80 wurden aus dem Lande verwiesen. Als hierauf die Versammlungen der Arminianer in Wätlbera, Scheunen, Kellern u. s. w. fortbauerten, wurden zu Rotterdam die Häuser der Theilnehmer durch die Soldaten geplündert, wobei mehre Menschen das Leben verloren. Und Olden-Barneveld, der würdige Greis, welcher seit frühester Jugend seinem Vaterlande in Krieg und Frieden, in den wichtigsten Geschäften, mit gleicher Klugheit und Rechtschaffenheit gedient hatte, erlag dem Haffe Moritzens und mußte auf dem Blutgerüste sterben.

Moriz aber gewann weder an Macht noch Liebe, und nur die bestimmteste Erinnerung an seine großen Verdienste als Feldherr kann die Schmach mindern, daß ein Dranier den edelsten Diener des jugendlichen Freistaats (wie einst Herzog Alba die Grafen Egmont und Horn) aufs Blutgerüst brachte. Ist solches möglich, wer darf da behaupten, er sei sicher vor Leidenschaft und Irrthum. Doch lehrte die Besinnung zurück, und während Spanien Jahrhunderte lang die Grundsätze sündhafter Unbuhlbarkeit festhielt, erkannten die Niederländer bald, der in Dordrecht betretene Weg sei falsch und verwerflich, und gaben, früher als irgend ein anderer Staat, das große Beispiel einer allgemeinen friedlichen Duldung aller Religionspartien!

Im zweiten Hauptstück behandelt der Verf. die Geschichte Dänemarks und Schwedens von der Thronbesteigung Friedrich II. (1559) und Erich XIV. bis zur Theilnahme dieser Reiche am dreißigjährigen Kriege.

Zu dem Versen, die Shalpeare seinem Hamlet in den Mund legt:

Dies schwindelköpfige Zecken macht verrufen
Bei andern Widern uns in Ost und West;
Man heißt uns Säuser, hängt an unsre Namen
Ein schwanzig Beiwort; und fürwahr, es nimmt
Von unsern Thaten, noch so groß verrichtet,
Den Kern und Ausbund unsers Werthes weg.

findet sich hier ein sehr anschaulicher historischer Commentar. Bei der Vermählung der Prinzessin Magdalene von Sachsen mit dem ältesten Sohne Christian IV. (sie wurde am 5. October 1634 gefeiert, also 30 Jahre nachdem jene Tragödie gedichtet war) schwammen Säle, Stuben und Vorkimmer überall von Wein und Bier. Um diese

Steen abzuleiten und auszutrocknen, waren an mehren Stellen und auf den Treppen Rufen hingestellt und Öffnungen angebracht für die Bedürfnisse der überfatten Götze. Das Wort, dessen sich der Verf. hier bedient, scheint mir nicht ab, wie wir wissen wol, daß natürliche Bewannungen die wahre Würde des Geschichtstyps, wenn man diesen nicht pedantisch mißversteht, nicht verletzen; es gibt aber Ausdrücke, welche die Umgangssprache zu sehr präcipitirt, als daß sie in ein historisches Werk aufgenommen werden könnten.

Die Geschichte des unglücklichen Schwedenkönigs Erich hat der Verf. vortreflich erzählt. Sie gewährt einen großen tragischen Eindruck. Erich XIV. gehörte zu jenen Naturen, für die ein Thron das größte Unglück ist, weil die Gegensätze in ihrem Innern, die sich in bestimmten Kreisen leicht hätten lösen können; in dem großen, unmeßlichen Verhältnisse einer Königskrone noch disharmonischer werden. Es fehlte diesem Fürsten weder an Geist noch an Gemüth, wol aber an Klarheit des Verstandes und an Festigkeit des Willens, und die Festigkeit seiner Leidenschaften, von feindseligen Bewegungen und wider die gerichteten Plänen genährt und erhöht, ging in einem theilweisen Wahnsinn über, in dessen Taumel er Betrug beging, die ihm den Thron kosteten und in einem Laber brachten, in welchem ihn sein Bruder Johann Gustav nehmen mußte.

Johann's Benehmen gegen seinen Bruder bleibt schätzbar und verdammlich, mag man diesen als wahnsinnig oder als rechnungsfähig betrachten. Nicht äußere Verhältnisse, sondern des neuen Königs Schuld trieb wahre oder eingebildete Verbrechen hervor, und er wollte sein Gewissen beruhigen durch ein noch größeres Verbrechen. Wie viel großartiger, verheerender, tragischer gestaltete sich Alles in dem Streite zwischen Elisabeth und Maria Stuart; auch verübte Johann nicht an jene die Zeitgenossen und die Nachwelt durch eine weise, im Reich beglückende Regierung.

Als unter Johann's Regierung durch die Jesuiten, welche heimlich ins Land gekommen waren, Schritt geschahen, Schweden wieder zum Katholicismus zurückzuführen; als eine Liturgie, der römischen sehr ähnlich, von den meisten Predigern und den Reichsräthen unterschrieben war, schlug ein Gesandter des Königs in Rom als Bedingungen, unter welchen Schweden mit dem Papste wieder ausgeöhnt werden könne, vor, daß dem Adel die Besitz der Kirchengüter zugesichert, das Abendmahl in beiderlei Gestalten, der Gottesdienst in der Landessprache behalten und den bereits verheiratheten Priestern die Fortdauer ihrer Ehe gestattet würde. Aber Gregor XIII. glaubte den Schweden nicht bewilligen zu dürfen, was er einem katholischen Herrschern abgeschlagen hatte, wobei der Verf. bemerkt, „daß, wenn die Päpste nicht häufig das Gedrückliche mit dem wahrhaft Christlichen verwechseln, und trotz des Anspruchs auf unumschränkte Befehlsgewalt, nicht neue, oft nur das Aelteste herstellende Gesetz erlassen, sondern ihre Unfehlbarkeit stützendes Uebel angesehen hätten — die Christenheit sich vielleicht wieder unter ihrer Führung versammelt haben würde“. (Kühn will jedoch an diesen Inhalt der Verhandlungen mit Rom nicht recht glauben, er

st, es dürfte wol eine jesuitische Erfindung sein, das Klingens der schwedischen Belehrung auf eine gute Art veranlassen.) Johann trat nun zwar in geheimen Form zum katholischen Glauben über, nachdem aber seine Gesehlin, welche großen Einfluß auf ihn ge-, gestorben war, und er eine eifrige Lutheranerin ge- zehet hatte, wurde er gegen den Katholicismus gleich- g, ja er vertrieb die Jesuiten aus dem Reiche. Nur Liturgie wollte er aufrecht erhalten wissen und nannte Gegner derselben in einer öffentlichen Erklärung: Ver- r, Hauptlügen, Glaubensschänder, ungelehrte Schim- Gekläpfe und Satanisten. Nach Johann's Tode diese Liturgie von einer zu Upsala gehaltenen Kir- versammlung abgeschafft. Der Eifer für die lutheri- sche erneute sich in dem Masse, als die Furcht Steg- nn's Sohn, Siegmund, König von Polen, würde die ichtung der evangelischen Lehre betreiben. Siegmund, rieflich, schweigsam, unentschlossen, lässig in Geschäf- sowie schlechten Rathgebern, Jesuiten und Weibern than', verlor durch seine Unfähigkeit die schwedische : an seinen Oheim Karl, einen Mann „von großer gkeit, Entschlossenheit, sicherem Blicke und persönli- Wuthe“, der aber „die Mittel zu seinem ohnehin item zweideutigen Zwecken nicht nach ihrer innern ichtigkeit, sondern nur nach ihrer äußern Zweckmäßigkeit te, sich auch nicht selten ungerecht und grausam '. Und ob schon „die Gefahr gewaltsamer Einfüh- des Katholicismus keineswegs erloschen, und der ch Schwedens gerecht war, nicht in ein Anhängsel s verwandelt zu werden“, waren doch „die Fragen Recht und Unrecht beider Parteien in staatsrechtli- hinsicht so zweifelhaft, daß auch edle Männer in zu- klauben verschiedene Wege einschlagen konnten.“ Das dritte Hauptstück, welches die Begebenheiten hlands von der Abdankung Karl V. bis zum west- n Frieden behandelt, zerfällt in zehn Abschnitte. Der nthält die Geschichte der protestantischen Theologie e Concordienformel, der zweite die des Katholice- und der römischen Kirche. Wir haben uns schon : Anzeige des zweiten Bandes dahin erklärt, daß esen letzten Abschnitt an einer frühern Stelle ge- t hätten, dann würde der Verf. auch nicht genö- ewiesen sein, Päpste und Jesuiten unter die Rubrik eutschland zu bringen. Von den Bewegungen in ischen protestantischen Kirche gibt der Verf. nur aschen Ueberblick, was wir um so mehr billigen, da wie jetzt in Menzel's neuerer deutschen Ge- eine treffliche Darstellung dieser, an sich freilich verodärtigen Händel besitzen, in welcher zum ersten er innere Zusammenhang derselben mit dem poli- end Culturverhältnissen auf genügende und anschau- zeiß behandelt ist. Doch hätte sich unser Verf. es Streben nach Kürze nicht verleiten lassen sollen, ehsels lutherischer und reformirter Kircheneinrich- in der Pfalz und in Brandenburg so zusammen- , daß der Unkundige verführt werden kann, zu es sei dies in beiden Ländern auf gleiche Art

betrieben worden, während es doch in jeder Rücksicht so durchaus verschieden war. Nirgends aber, so scheint es uns, hat der Verf. durch eben dieses Streben seiner Dar- stellung größern Eintrag gethan, als in dem Abschnitte über die Jesuiten, bei welchem hochwichtigen und einflussreichen Punkte ihn gewiß Viele mit uns weit ausführlicher er- wartet haben werden. Denn wer so viel zu geben ver- mag, wie Hr. v. Raumer, darf sich nicht wundern, wenn er selbst die Ansprüche steigert.

Den unbedingten Lobrühmern des Ordens — sagt er — Rel- ten sich seit Jahrhunderten die heftigsten Ankläger gegenüber, ohne daß bis auf den heutigen Tag eine billige Mitte gefunden ist. Da eine umständliche Geschichte, welche die genügende Aufklä- rung gewähren würde, nicht hierher gehört, so mögen einige abgerissene Bemerkungen ohne weitere Beweise Platz haben.

Diese Schlussfolge will uns nicht einleuchten. Zwi- schen einer umständlichen Geschichte und einigen abgerisse- nen Bemerkungen liegt etwas in der Mitte, welches in dieses Werk, dem allgemeinen Plane desselben zufolge, ge- hört haben würde.

Die folgenden Abschnitte sind dem Publicum schon aus dem vom Verf. herausgegebenen „Historischen Taschen- buche“ bekannt, daher wir unsere Berichterstattung hier ab- brechen zu dürfen glauben. Nur Das wollen wir hinzu- setzen, daß wir mit der Behandlung des dreißigjährigen Krieges vollkommen einverstanden sind. Eine gedrängte Uebersicht der Kriegsbegebenheiten und entschiedene Her- vorhebung der, zahl- und namenlosen Greuel im Befolge dieses furchtbarsten Verwüstungskrieges, von dem in der neuern Geschichte irgend ein europäisches Land betroffen worden ist — das war es, worauf es ankam. Trügen doch die nur zu wahren Farben, mit denen der Verf. dieses schaudervolle Nachstück ausgeführt hat, etwas dazu bei, diejenigen undeutschen Deutschen, bei welchen, dem Vernehmen nach, der Wunsch noch nicht völlig unterdrückt ist, die Verwirklichung von, ich weiß nicht welchen Traum- bildern durch fremde Stimmführung zu erreichen, über die unausbleiblichen Folgen eines so thörichten Begehrens zu belehren.

Wir können auch diesmal nicht von dem Verf. scheiden, ohne ihm unsern Dank für die Belehrung, die wir ihm wiederum verdanken, auszusprechen. Bei einem so erstaunenswürdig reichen und ausgebreiteten Quellen- studium wird es nicht leicht Jemanden geben, der sich mit uns nicht in dem gleichen Falle befindet; und sollten die fleißigen und angestregten Forschungen des Verf. nicht die ganze ihnen gebührende Anerkennung finden, so kann er sich selbst, wie wir schon früher angedeutet haben, von der Schuld daran nicht völlig freisprechen. 84.

Bemerkungen und Gedanken über Leben und Tod des Menschen. Herausgegeben von J. W. Schöland. Magdeburg, Kubach. 1832. 8. 8 Gr.

Auf populäre Weise wird über die genannten Gegenstände gesprochen und die Bemerkungen aus allen Reichen des Wissens zusammengelaubt, aus Physiologie, Philosphie, Dichtkunst, Bibel u. s. w. Mit alle diesem Stoffe hat sich der Verf. natür- lich sehr auf der Oberfläche gehalten und selbst für den ge-

meinen Gebrauch nicht Gedrungenel vorgebracht, sodas wir die Leser des „Allgemeinen Anzeigers der Deutschen“, in welchem der Verf. zuerst seine Betrachtungen preisgegeben hat, nicht begreifen, wie ihm noch seiner Berücksichtigung zum Wiederabdruck rathen konnten. Es zerfällt die Schrift in zwei Abtheilungen, deren erste überschrieben ist „Wertwürdigkeiten aus dem Menschenleben“. Hier werden über Entstehung des leiblichen Lebens, über Einrichtung des Körpers, über Menschenarten, auch aus der politischen Kritik u. s. w. zerstreute Bemerkungen beigebracht. Was der Verf. meint, wenn er (S. 7) sagt: unter 3000 Menschen werden gewöhnlich 1500 als kirchensfähig angenommen, haben wir auch nicht denken können. Als ein lächerlicher Druckfehler muß es angenommen werden, wenn S. 12 zu lesen ist: Cromwell soll nur ein Gewicht von 6 1/2 Pfund gehabt haben. Die zweite Abtheilung enthält in sieben Capiteln und einem Nahang zerstreute Sätze über Tod, Todesfurcht, Unsterblichkeit und Wiederleben: nur das ganz Gewöhnliche und über keinen der genannten Gegenstände Gedrungenel, obgleich das Streben nach Vielseitigkeit sichtbar ist, und z. B. über den Dienst bei Sterbenden recht beim äußersten körperlichen Bedürfnis angefangen und gleich darauf auch des geistigsten Erwahnung gethan wird. S. 38 soll es wol heißen: es wird nur soviel erzeugt, als verbraucht wird, statt des Umgekehrten, das wir dort lesen. Die ganze Schrift ist bis mit Stellen aus alten und neuen Schriftstellern besetzt. Um eine Probe von der eignen Darstellung des Verf. unsern Lesern nicht vorzuenthalten, setze hier nur ein einziger Satz: (S. 48) „Wir müssen Alle unsern Nachen der Eichel des Todes, wie das Schlagwerk seine Sargel dem Messer des Schlichters dengen“. Hierzu wird als Beleg aus Horaz citirt: „sed omnes una manet nox, et calcanda semel via leti“. Das Wertwürdigste jedoch ist, das der Verf. sich zu seinem eignen Doppeltgänger macht; S. 54 nämlich steht wörtlich folgende Anmerkung: „Mehr Stoff zur Belehrung über diesen wichtigen Gegenstand findet man in der Schrift: Bemerkungen und Gedanken über Leben und Tod des Menschen. Von J. N. Scholand. Magdeburg bei Kubach. 1832.“

Den Schluß machen „Denksprüche aus der Schrift und aus den Werken geistvoller Schriftsteller über Unsterblichkeit“. Unter diese letztern haben sich aber auch einige ungeistvolle eingeschlichen.

12.

Gedanken, Bemerkungen, Einsätze, Fragen, Zweifel.

Die erdhmlich schmerz die literarischen Arbeiten bezahlt werden, beweis unter Andern auch der zu seiner Zeit und auch für die Nachwelt berühmte Gelehrte Konrad Samuel Schurzschisch, von dem wir, außer seinen auf der herzogl. Bibliothek zu Weimar befindlichen 129 Handschriften, 202 gedruckte Schriften besitzen. Nach einem mit dem Buchhändler J. S. Bergers zu Wittenberg abgeschlossenen Contracte, worn Sch. sich verpflichtet machte, diesem Alles, was er schreiben würde, in Auftrag zu geben, erhielt er für den gedruckten Bogen 2 Thlr. (bei neuen Auflagen aber keinen Groschen) halb baar, halb in Büchern, war auch verpflichtet, sowie ein erschienenes Werk nachgedruckt war, das Werk verbessert und vermehrt herauszugeben, wofür er per Bogen nur 1 Thlr. erhielt. Bei Unterzeichnung des Contractes zahlte ihm der großmächtige Auftraggeber sogar 20 Thlr. als Vorzahlung.

Man sollte kaum glauben, das in England, diesem so unsern Klärten Lande, auch noch in der neuern Zeit, wie zu Ende des 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts so viel Religionsfesten, so viel Schwärmer und Fiedmler sein könnten. Wie erinnern uns an die neue Gottes-Mutter Joanna Southcott, die, von nickern Herkommen, sich göttlicher Offenbarungen und eines äußern Umgangs mit Gott rühmte, in kurzer Zeit durch Broschüren und Predigten, die Ausgeburt von Unwissenheit, Unerschämtheit und Gottreläßigkeit waren, weit über 150,000 Menschen

den Kopf verrückte und endlich als Betrugin — sie hatte verkündet lassen, das sie den neuen Messias zur Welt bringen werde, und war gar nicht schwanger — endete. Der verachtliche Leser muß bei den Einzelheiten ihrer Lebensgeschichte an menschlichen Bestande zweifeln.

Klinger schrieb, ein Vir Mercurialis im echten alten Sinn des Wortes, kurze Zeit vor seinem Tode, das er eben wieder den Sophosten gelesen habe, und sagt hinzu: „Unsere glänzende Tugend bedarf der Schläge des Alterthums so sehr. Wie muß that es Einem, auf alle Geist- und Kraftmänner wieder zu hohen Einfachheit jener Heroen zurückzuführen!“ Wenn fällt hier nicht ein durch die Alten gebildeter, durch Geschmack in seinen Studien und Humanität in seinem ganzen Wesen gleich ausgezeichnete Mann in neuerer Zeit ein. Ich meine den Director Lange in Schulpforte, mit dessen Leben viel verloren gegangen ist. Seine Schriften hat Prof. Jacob gesammelt herausgegeben (Leipzig, 1832) und dadurch das Andenken an den Berrwügigen in seinen Freunden und Schülern befestigt. Der Herausgeber sagt (S. xxxvii.) mit vollem Rechte: „Als Ausleger der Alten bewies Lange sein Geschick mit ausgezeichnete Liebe; er schenkte an ihnen nichts gering; die alte Welt war ihm ein Heiligthum, dessen Priester zu sein ihm zu allen Zeiten seines Lebens hoch beglückte“, und (S. xxxviii.) Lange's eigne Worte: „Das Alterthum zu einem Gegenstande einer lebendigen Anschauung zu machen, Sprache, Verfassung, Sitten, Gebräuche derselben in den reinmenschlichen Gesichtspunkt zu stellen, die Ercheinungen der alten Zeit, kurz das Alterthum so anzusehen und zu behandeln wie den Staat, in dem wir leben, und die einzelnen Völkerschaften derselben wie nachbarliche und befreundete Familien, ist eine Aufgabe, deren Lösung als die Blüte und Frucht aller Alterthumskunde gelten zu können scheint.“

Die neuern Liberalen und Demagogen sollten mehr und mehr in der Vergangenheit sich umsehen, da würden sie in einen Spiegel blicken, den ihnen zwar auch die Gegenwart vorhält, in welchem sie aber nichts erkennen, weil der Egoismus durch giftigen Hauch das Glas und die Schauenden blinde macht. Den Epdöttern der rechten Mitte, in deren Erklärung sich Isolutisten und Demagogen auf eine oft lächerliche Weise verhalten, rathe ich Herder's Ruffas aus der „Kraake“: „Das Buch der gerechten Mitte“, und „Trennel unserer Tage aus dem Sinesischen“ zu lesen, und den Liberalen unserer Tage zu Rat und Frommen setze ich ein kleines lateinisches Gedicht des Dok. Nitzschus her, das in Alexander's „Jocorum et periorum curricula“ (Frankf. 1826.) S. 159 steht.

Quare dicitis ipse liberalem

Illum, quo nec avarior per urbem,

Nec elatior ipse posit usus?

Sed quid? Dicitur inde liberatio

Quod saepissime liberat gravatos.

Nam manuscula laetus adferentes

Duro fasces studet levare cunctos,

Qui portat lepores, et ova, carnes,

Pisces, vasa repleta lacte, poma

Butyrum quoque, caseos ovinae,

Lini fasciculos, pecuniamque.

At his tollere sarcinas vir ille

Quovis tempore promptus invenitur.

Gallinaeque domesticos volucres

Clavis auribus anseres ligatos

Pulchre solvere et expedire navit.

Non est ergo homo liberalis iste,

Qui tam plurima liberare novit?

Das wird Wasser auf die Mühle der Liberalen sein; man wollen sie nicht das Volk von Göttern und Sekteln befreien, während sie ihm durch ihre demagogischen Reden die Augen nur vernebeln, die Freiheit nehmen?

90.

Mittwoch,

— Nr. 148. —

28. Mai 1834.

Lutti Frutti. Aus den Papieren des Verstorbenen. Erster und zweiter Band. Stuttgart, Hallberger. 1834. 8. 2 Thlr.

Daß der Verf. sich nicht einen Verstorbenen, sondern geradezu den Verstorbenen nennt, als gäbe es keinen andern ihm, ist nicht leere Anmaßung, wie es auf den ersten Anblick scheinen könnte, denn unter den vielen Lebenden, die als Leichen herumgehen, tritt er mit einer Freiheit und Geistesbendigkeit auf, die ihn solcher Auszeichnung vollkommen würdig machen und ihn wol berechtigten, sich mit *Högyr* den Verstorbenen zu nennen. Die schriftstellerische Form, die er sich eigenenthümlich geschaffen hat, darf er als seinen ausschließlichen Besitz betrachten, auch ist er uns durch seine Briefe schon nicht als ein Verstorbener, sondern vielmehr als der Verstorbene, als eine mit dem Leser und mit dem Leben wohlbesfreundete Person bekannt, der man wieder zu begegnen und sie unter diesem Namen als eine literarische Notabilität anzuerkennen sich immer freuen wird. Ref. ist sonst nicht geneigt, sich mit dem Spruch: *de mortuis nil nisi bene*, den Mund verschließen zu lassen, wird aber von dem gegenwärtigen Verstorbenen doch viel Gutes zu sagen haben, nicht weil derselbe todt ist, sondern eben weil er lebt, und zwar thätig und kräftig, wie es sich für einen Mann gebührt, der sein Leben nicht mit dem Sterbestüblein zu schließen, sondern erst recht anzufangen gedenkt. Zuvörderst muß bemerkt werden, daß er sowohl in diesem als in jedem Leben nicht zur Unter-, sondern zur Oberwelt gehört. Als Geist nämlich schwebt er über den zeitlichen Dingen; er betrachtet und behandelt sie mit dem sichern Ueberblick, den nur ein höherer geistiger Standpunkt gewährt. Als Schriftsteller aber, in welcher Qualität er allein noch mit dem zeitlichen Leben verkehrt, gehört er zwar der Opposition, doch keineswegs der liberalen, sondern vielmehr entschiedenen und unverhohlenen der aristokratischen Seite derselben an, was ihm denn nicht zu verkennen ist, denn — il fait son métier. — Gehärglich ist er in der hohen Aristokratie geboren und erzogen, betrachtet sie, seiner Bildung und Ueberzeugung nach, als ein notwendiges Element des Staats- und geselligen Lebens, ja diese Ansicht ist ihm gewissermaßen zu einer religiösen geworden, denn die Gleichheit, nach welcher der Volkgeist so mächtig hinstrahlt, erscheint ihm als ein Zustand, den

Gott nicht gewollt habe. Die Offenheit, mit der er diese Meinung ausspricht und vertheidigt, ist ehrenwerth und sein Aristokratismus, da er augenscheinlich nicht aus Selbstsucht und Stolz hervorgeht und mit der Achtung vor jedem fremden Recht und Verdienst verbunden ist; darf, wenn auch Widerspruch, doch keine Feindschaft erwecken. Gewiß würde auch der Geist unsers Verstorbenen nicht zürnen, wenn ihm erwidert würde, daß zwar allerdings die Ungleichheit aller Geschöpfe und also auch der Menschen in der Natur begründet ist und daher in Gott ihren Ursprung hat, daß wir aber darum doch gar keine Ursache haben, diese natürlichen Ungleichheiten, die als Hindernisse des Genusses und des zeitlichen Glücks gewiß nur eingelegt sind, um durch das Streben, sie zu überwinden, als ein Mittel zu unserer Bervollkommnung zu dienen, noch durch eine künstliche und unnatürliche Ungleichheit, nämlich durch einen angeborenen Unterschied der Stände willkürlich zu vermehren, daß vielmehr die Lehre Christi selbst, durch welche uns der Wille Gottes offenbart worden ist, darauf hinweist, daß die Menschen als Kinder Gottes, als Brüder leben sollen, wodurch denn eine ungleiche Vertheilung zeitlicher Güter und Vorzüge, soweit sie durch menschliche Institutionen künstlich erzeugt wird, schon von selbst ausgeschlossen ist.

Der Verstorbene, der übrigens sichere Kennzeichen und seinen eignen Andeutungen nach in Preußen zu Hause ist, richtet seine Opposition zunächst gegen die Beamtenwelt, die er der Sucht des Viel Schreibens und Vielregierens, des Hochmuths, verdinge dessen sie eine neue Aristokratie zu bilden suche und als eine geschlossene und fest zusammenhaltende Körperschaft jedem Widerstande zu begegnen wisse, der Parteilichkeit für den Geringeren und Armen gegen den Vornehmen und Reichen, wodurch der Letztere tausend Angriffen und Mißhandlungen ausgesetzt werde, des Eigennuzes in der Ausübung der ihnen zustehenden Entschädigungsrechte und mancher andern Lafter anklagt. Diese Beschuldigungen, die freilich zu schmeibarer Milderung in der Erzählung, in der sie vorkommen, einem mährischen, durch vielfaches Unglück erbitterten, auf seinen alten Adel hartnäckig stolzen, alten Gutsbesitzer in den Mund gelegt werden, sind darum doch nicht minder ungerecht und hart. Der Verstorbene, der sich im Gespräch mit dem alten Murrtopf selbst redend einführt,

widerspricht ihm zwar auch und fügt die Bemerkung hinzu, der Alte sei in seinem Unmuth ebenso erhöht als ungerecht geworden, habe das Ueble übertrieben und dagegen hundertfaches Gutes mit Stillschweigen übergangen; indessen zeigt sich doch deutlich genug, daß diese Beschwichtigung weitwärtiger weniger ernst gemeint ist als die Anklage selbst. Ref., der Gelegenheit gehabt hat, den Beamtenstand in Preußen sowol wie in andern Ländern kennen zu lernen, mißkennt die Fehler nicht, die dieser wie allen menschlichen Institutionen anleben, gegen die übertriebenen und offenbar aus einem durch einzelne unangenehme Erfahrungen gereizten Gefühl hervorgehenden Beschuldigungen des Verstorbenen aber muß er diesen Stand dennoch in Schutz nehmen. Der esprit de corps, der sich bei den preussischen Beamten gebildet hat, wenngleich wol, wie dies überall und in andern Ländern noch weit mehr der Fall ist, hin und wieder in Anmaßung und Repotismus ausartend, beruht dennoch ursprünglich auf einer ehrenhaften, streng rechtlichen Gesinnung, welche die Ehre des Standes auch nach außen hin zu verteidigen und unangetastet zu erhalten sucht. Eigennuz, wenn er auch in einzelnen Fällen vorkommen mag, ist gewiß kein allgemeiner Fehler der preussischen Beamten, und wer die Bescheidenheit und Habsucht der Staatsdiener aller Classen bei unsern westlichen und östlichen Nachbarn kennen gelernt hat, wird die Uneigennützigkeit der Angestellten in Preußen auf einer hohen Stufe finden. Wenn sie wirklich den Armen auf eine partielle Weise gegen den Reichen in Schutz nähmen, so würde dies grade für ihre Uneigennützigkeit sprechen, da bei solchem Verfahren nichts zu gewinnen ist. Gewiß sind die Armen ebenso geneigt, grade das Gegentheil zu behaupten, und von unsern Radicals hört man oft genug die entgegengesetzte Beschuldigung, woraus denn abzunehmen sein dürfte, daß die preussischen Beamten in diesem Punkt eben die richtige Mitte halten. Auch scheint es im Allgemeinen räthlicher zu sein, wenn der Schutz des Armen gegen den Reichen etwas zu sehr berücksichtigt wird, als wenn das Gegentheil der Fall wäre, da der Arme dieses Schutzes im Ganzen weitwärtiger mehr bedarf als der Reiche, dem durch sein Vermögen schon hinlängliche Verteidigungsmittel zu Gebote stehen, und der nur zu oft geneigt ist, sich für besser als den Unvermögenden und jeden Anspruch des Letztern für einen Eingriff in seine Rechte zu halten. Kann nun gleich der Angriff des Verstorbenen auf einen Stand, der im Ganzen höchst achtungswerth ist, nicht gebilligt und der Inhalt seiner Anklagen nicht zugestanden werden, so dienen doch die Gewandtheit, der Witz und der seine satirische Humor des Angreifenden als Verdienste der Form dem Leser auch hierbei zu großer Befriedigung und sollte auch den Angegriffenen selbst, die wohl wissen, daß diese Dinge in der Praxis ganz anders sind, als sie nach außen hin erscheinen, wenn sie verständlich sind, mehr zur Erheiterung als zur Erbitterung gereichen. Um unsern Lesern von der tirallirenden Kriegsführung des Verstorbenen und zugleich von dessen Styl eine deutlichere Anschauung zu geben, möge nachstehendes Schreiben des

selben hier eine Stelle finden. Man muß wissen, daß in der Provinz, die der Verstorbene bewohnte, zur Wahl eines neuen Directors der einem im Interesse der Sache bestehenden Institute geschritten werden sollte. Der Verstorbene, der hierbei ebenfalls sein Wort abzugeben kan, reichte dasselbe in folgender schriftlichen Abfassung ein.

„Gehrethe Herren! Da ich als ein halber Einödler in, so bin ich dergestalt unbekannt mit dem merkwürdigen Lande unserer Provinz, daß für mich wirklich so gut wie gar kein da sind, ebenso wie der Blinde keinen Begriff von der Farbe hat. Vielleicht hätte mir die aus Preußen abgenommene lang Nase früher als Fühlhorn dienen können, aber sie rührt wie nicht mehr. Demungeachtet wünschte ich sehr, mich zu kümmern, um im Voraus gewiß zu sein, mich der Wahrheit anzuschließen, damit mir es nicht etwa so gehe wie dem fogen Grafen S... auf unserm Landtage, der bei der Wahl nicht wohl nur eine einzige Stimme für sich hatte, welche ihm eigne war. Ich werde daher meine Wahl auf eine würdige Person fallen lassen, und darf ich nach der Analogie bisheriger Ereignisse schließen, so glaube ich auf dem rechten Wege zu sein, um mit ihrem ganzen Beifall zu correspondiren. Mit dem Worte, ich gebe meine Stimme von Neuem wieder, kommt anders als: dem alten Schlandrian.“ Mit Zuversicht glaube ich nun, mich recht sehr beliebt gemacht zu haben, aber, o Schicksal! wie umgekehrt kam es! Das Institut belangte mich injuriös, und noch schwerer der furchtbare Proceß.

Der Verstorbene steht ferner in Opposition mit dem scheinheiligen Pietismus, der gehässigen Verherrlichung und der affectirten Stodgläubigkeit, die heutiges Tages immer größern Raum zu gewinnen weiß und zu einer so furchtbaren Macht heranzuwachsen droht, daß der tüchtigste Widerstand dagegen zur Pflicht wird für Jedem, dem Vernunft und Wahrheit einen Werth haben. In diesem Kampfplatz steht man den Verstorbenen gegen die unerbittliche Gerechtigkeit seines Witzes schwingen, wenngleich auch hierbei persönliche Angriffe vorkommen, die man wenngleich belachen, doch zugleich auch schelten muß. Er sagt er z. B. von einem gewissen Professor (er nennt ihn Rückwärts), den die Ueberzeugung von der Unzulänglichkeit der Philosophie zum Glauben, und der Glückseligkeit der Hof geführt haben soll, daß, seitdem er den Hof verlassen gefunden, „selbst seine Hosen Protectorales tragen“. Dieser originelle Einfall könnte unsere Leser leicht auf die Erfindung eines neuen Schutzes für besagtes Kleidungsstück führen und Hosen à la Escalier in die Mode bringen. Nachdem nun die Antiquität des Verstorbenen, wenigstens die hauptsächlichsten derselben, besprochen worden, scheint es angemessen, auch von seinen Neigungen Einiges anzuführen. Hier findet sich nun zunächst ein tiefstehender innerer Trieb zu unmittelbarer Anschauung des Lebens und insbesondere der Natur. Dies eine reichliche Befriedigung dieses Triebes ist er zu seinen „Schäfers“ der Auffassung gelangt, und die in „Lebung“, das „Aufgehörte“ durch mündliche und schriftliche Mittheilung sich und Andern zum Bewußtsein zu bringen hat ein ständes Bewußtsein der Darstellung zur höchsten Ausbildung geführt. Beschreibungen von Bergen, Gebirgen und Kunstwerken seiner er in großer Belesenheit. Eine zweite Neigung des Verstorbenen lag mit der erstern genau zusammen, nämlich die zum Schen

zur Seite. Wer das Thun und Treiben der Men-
 in vielfach wechselnder Bewegung an sich vorüber
 läßt, und sie in laufend verschiedenen Verhältnissen
 Auge faßt, dem zeigen sich zunächst ihre Schwächen
 Unvollkommenheiten. Diese in ihrem charakteristischen
 Liebheiten aufzufassen und darzustellen, besitzt der
 ordene ebenfalls ein durch lange Übung erhöhtes
 u. So saß er denn menschliche und gesellige Ver-
 fte mit einer gewissen ironischen Ueberlegenheit am
 n von ihrer lächerlichen Seite an, und selbst da,
 er mit und über Menschen in wahrer Zuneigung
 t, hüllte sich diese gern in das Gewand des Scher-
 wogegen aber auch sein Angriff, selbst der wohlge-
 und richtig treffende mehr recht als verwundet, mehr
 t als kränkt und immer als anmuthiges Spiel er-
 t, dessen grazilöse Bewegung durch heftige Leidens-
 niemals entstellt wird. Der Verstorbene zeigt fer-
 ine entschiedene Neigung zu veredeltem Lebensgenuß.
 Neigung ist zwar allgemein genug verbreitet, wird
 doch wol nur in höhern Ständen so ins Detail
 als wahres Studium und Geschäft betrieben, so-
 ie in bewusster Theorie bis zu den kleinsten Be-
 rechnungen und Einrichtungen hinab auf Grundrätze
 gebracht wird. Hier zeigt sich denn selbst
 ington, die der gewöhnliche Mensch wie instinktmä-
 ad unbewußt verrichtet oder in sich aufnimmt, self-
 leberlegung und Absicht. Wenngleich aus dem ge-
 ichen Sinn ein solches Raffinement, auf die klein-
 igitlichen Genüsse angewandt, als etwas Kleinliches,
 etrachtung Unwürdiges erscheinen möchte, so bin ich
 weit entfernt, diese Neigung zu tadeln, vielmehr
 sie mir als eine Aeußerung angeborenen Kunstsin-
 die den Genuß des Lebens in jedem Moment zum
 hesein zu erhöhen und zu adeln vermag, mit einer
 Richtung des Gemüths sehr wohl vereinbar zu
 Auch zeigt sich der Verstorbene nicht nur bei sol-
 Einzelheiten, sondern auch da, wo er Kunstwerke,
 de, Anlagen u. dgl. beurtheilt, als ein Mann von
 Geschmack und tiefer Einsicht. Weniger begreiflich
 es, wie bei dieser der Beförderung eines bis in
 tiefsten Einzelheiten verfeinerten Lebensgenusses zu-
 ren Richtung der Verstorbene sich doch zugleich et-
 tschiedenen Abneigung gegen die industrielle Rich-
 der Zeit hingeben kann, die doch eben in jenem
 zur Erleichterung und Verbreitung eines feinern
 zenusses ihren Ursprung hat. Freilich ist diese Rich-
 em aristokratischen Princip diametral entgegengesetzt,
 ivilegium und Industrie sich gegenseitig vernichten.
 Dieser Umstand aber läßt auch hoffen, daß der Ver-
 t bei seinem sonst so scharfen Blick und seiner rich-
 tfrucht in alle Lebensverhältnisse mit allen Vor-
 ern seines Standes endlich zu der Uebergangung ge-
 werde, daß die Stellung der Geburtsaristokratie
 die unhemmbare Bewegung der Zeit nicht mehr
 ist. Seine starren Verfechter des Alten, die in
 otischen Theorien das historische Princip gleichsam
 gepachtet zu haben glauben, jene Kreuzprediger

des Privilegiums; die auf die sogenannten papierenen Consti-
 tutionen mit einem vornehm-verächtlichen Seitenblick her-
 unter schauen und das Privilegium viellecht nur darum
 vorziehen, weil es auf Fleischhaut geschrieben ist, mögen sie
 auch so geschickt, so consequent und kenntnißreich sein als
 die Mitarbeiter des „Berliner politischen Wochenblatts“;
 doch werden sie die kolossale, die unübersehbliche Macht
 der Industrie nicht wegzugnen können, die am Ende doch
 auch eine historische Thatfache ist. Sollte man doch fast
 glauben, daß sie die Gegenwart und die aus ihr sich ge-
 netisch entwickelnde Zukunft gar nicht zur Geschichte rech-
 nen wollen. Darum werden auch jene französischen Posi-
 tivisten, die man, weil sie auf hohlen theoretischen Grund-
 lagen, auf lebensleeren Doctrinen ihr Staatsgebäude auf-
 richten, mit Recht ironisch Doctrinaires nennt — dazum wer-
 den auch diese vor den unaufhaltbaren Bewegungen der
 Zeit nicht bestehen, weil sie den Thatfachen der Gegen-
 wart in ihren Theorien keinen Platz vergönnen. Hart-
 nädig erklären sie die erbliche Aristokratie für ein noth-
 wendiges Element des Staatslebens, da sie doch in Frank-
 reich schon ein Unmögliches ist, in Deutschland, wo sie
 ihre Bedeutung fast überall schon gänzlich verloren hat,
 bios noch in leeren Titeln existirt und künigliche Vorzüge
 nur eben noch den zufälligen Begünstigungen fürstlicher
 Vorurtheile verdankt, in England aber und andern Staa-
 ten in dem Maße zurücktreten und erlöschen muß, als
 Intelligenz und Industrie sich in der Volksmasse weiter
 verbreiten. Der Verstorbene zeigt überall eine so schöne
 Freiheit von Vorurtheilen, ja einen so edeln Haß dagegen,
 daß man dem Wunsch nicht widersehen kann, ihn auch
 von diesem befreit zu sehen. Warum wollte er ein Ari-
 stokrat sein, er, der dessen so wenig bedarf; er, der in
 allen Beziehungen etwas Besseres schon ist und zu sein
 strebt; er, den der Geist über alle Stände und also auch
 über den Unterschied der Stände längst hinweggehoben hat?
 (Der Beschuß folgt.)

Neue Novellen von Theodor v. Kobbe. Zwei Theile.
 Oldenburg, Schulze. 1833. Gr. 8. 2 Theile. 6 Gr.

Wenn wir trotz des Titels, welcher eine Reihe neuer Er-
 zählungen verspricht, vermuthen, daß wir es hier mit Erstlings-
 arbeiten zu thun haben, so sind wir dazu vollkommen berechtigt.
 Die rohe, schwerfällige und selbst sprachwidrige Form, in wel-
 cher ein sonst unverkennbares Talent hier auftritt, unterstützt
 diese Vermuthung mit starken Gründen. Dazu kommt, daß wir
 in den spätern Erzählungen eine anwachsende Geschicklichkeit und
 eine bessere Beherrschung des Stoffes wahrnehmen, während die
 erste Erzählung die ganz unangeübte Feder nicht verzeihen kann.
 Diese Eingangsnovelle: „Das Einlager“, ist im Plan und An-
 lage höchst ungeschickt, ziemlich unbedeutend in ihren Tendenzen,
 und verwerflich, was Sprach- und Ausdrucks anlangt. Der Ver-
 fasser ringt mit der deutlichen Sprache, die entweder nicht seine Mut-
 tersprache ist, oder die er verlernt hat; geschmacklose, aber
 wenig sein sollende Auswüchse schießen überall aus dem Stamm
 der Erzählung hervor, und offenkundiger Widersinn macht uns für
 den Verf. bangt. Deffenungeachtet müssen wir ihm ein Talent
 für sichere Charakteristik, anziehende Gruppierung und übertra-
 schende Ausgänge schon hier zugestehen. „Das Einlager“ ist
 eine schlechte Erzählung, schlecht vorgetragen, in welcher der

alterslos, aus noch in Holstein erhaltene Rechtsformen des
Einzelnen — Einzelner — wodurch ein glücklicher, keinen
Schuldner zur Zahlung bringt, zu sonderbaren, doch auf je
tragliche Art gelösten Verwicklungen Anlaß gibt. Der wunder-
lichste Ton des Ganzen steht mit dem treffendsten Aus-
gangs in einem richtigen Verhältnis, und der Verf. versteht es
so wohl, unser Theilnahme zu fesseln, daß er S. 43 z. B. ge-
schmacklosweise ausruft: „Doch genug der Galsade, die den
Erzähler zittern und unfähig macht, die Pupille seiner Novelle
gehörig vor das Auge des Schönen zu führen.“

Auf diese Art ist eines Inzingers im Erzählungsstil fast
jedoch sofort eine von Seiten des Lesers und der Wirtlich-
keit höchst schmerzliche Einspielung. „Der dritte November“
ist ein talentvolles Product, schon des darin herrschenden Hui-
mors, der Selbstironie wegen, zu der es ein entschienen mitte-
mäßiger Kopf setzen oder niemals bringt. Die Anhänger des ironi-
schen Schicks haben darin Recht, daß die Ironie als ein sicheres
Zeichen der Überlegenheit gelten muß; nur dann kann sie, wenn
sie die ironische Selbstironie an sich für productiv halten.
Die Ironie ist stets negativ; sie ist wesentlich kritisch und
kann nur in Verbindung mit der Phantasie productiv werden.
Ironie außerhalb dieser Verbindung ist für die Kunst gänzlich
tödt. Phantasie und Ironie verbunden, sind zu dem beson-
deren Wirkungen der Kunst befähigt, wie schon Lessing's Beispiel
lehrt, selbst wenn wir von Voltaire absehen wollen, bei
dem in dieser Beziehung die unglückliche Schmelzung stattfand.
Anders Verf. Ironie ist indes mehr gegen den Leser gerichtet
als gegen sich selbst. Diese kleine Novelle ist lebhaft und leb-
haft mit mehr sprachlicher Gewandtheit erzählt, und wäre in
dieser Beziehung loblich, wenn sich der Verf. vor anstößigen
Phrasen, wie: „Wehr Freude haubend kann Joch, das Bitter-
heit, nicht in den Himmlischen puffren, als es mein lebliches in
mir that“, oder: „auch ich heile meine Wunden mit dem Bal-
sam der Getanerung, er hat mehr Wahrheit (wer? der Bal-
sam?) als alle poeikal zwei auf der Erde“ — mehr in Acht
nehmen wollte. Daß der Erzähler eine Geschichte träumt und
sie für erlitten hält, ist zwar an sich ein verbrauchtes Motiv;
aber selten werden so anziehende Geschichten geträumt und in so
richtiger Einkleidung vorgefellt als diese. Hier ist ein heitres
Valent unverkennbar, dem nichts fehlt als eine fernere Pflege,
Reinigung, Läuterung.

Der zweiten Band nehmen wieder zwei Novellen ein.
„Die Kreuzkneie“, erzählen eine sächsische Volksfage, kurz und
wirkungsvoll, bei der das Rührende darin besteht, daß die zu-
rückgebliebene Liebende das täglich zerhäute Denkmal des erschop-
fenen Geliebten, fünf Kreuzkneie mitten auf der Landstraße,
ständig wieder zurecht legt, so lange bis sie stirbt. Die zweite
Novelle: „Quis pro quo“, kann für einen Roman gelten, dessen
Dimensionen sie darstellt. Es ist eine ungemein feine, feckrige
Variation über ein oft gehörtes Thema die Doppelgängerin, in
der sich die ganze Eigenständigkeit des Erzählers kundgibt. Der
Verf. ist offenbar ein vielgewandter, mit vielen Lebensverhältnissen
bekannter, an Beobachtungen und Erinnerungen reicher Mann,
der seine Erfahrungen auf glückliche Art anzuwenden weiß. Als
Erzähler zeichnet ihn eine gewisse besondere, eigenständige
Reinheit aus, mit der er bekannte Individualitäten, Namen, Per-
sonen und Localitäten mitten in seine Erzählungen hineinwirft,
sobald diese den Schön wirklicher Eindrücke annehmen müssen.
Er nennt Gelehrte, Staatsmänner, Gattliche, Dichter, kurz
public characters aller Art sogleich mit Namen, gleichsam als
Erwähnung für die Wahrheit seines Erzählung. Das ist
eigenständig und wird, wenn nicht hiesig. Glück machen.
Ohne eine besonders gründliche Bildung wohnt dem Verf. man-
cherlei Wissen bei, das er uns ohne Umschweife sehen läßt. Ueber-
aus glücklich aber ist er, trotz dem, daß er immerfort mit der
Sprache kämpft und logische und sprachliche Werkzeuge häuft, in

positiven Bildern nach Art Goethe's. Gewandt er hier einen
benutzen, ohne sondern Ausdruck selbst, so bietet er dafür noch
frischen, kräftigen Bild und sprechende Bilder. Der Verf.
S. 2. mitten in einer Schilderung der Natur im Winter-
stille: „Für die Hoffenwälder der neuen Wälder, die fröh-
liche Schicksal, wenn noch und hielten sich noch weiter
Gesegen, indem sie ihr angeborenes Lied mit den stürzenden Blät-
tern dahinsträumen lassen“, dort: „Das Dampflicht hatte in
zwischen seine Spazierspise in gleicher Gegend fortgerannt“,
weiterhin: „Das grünliche Stübchen hantender Kerze hat
abgeleht, das die hantender Spolena (vermutlich wegen des dort
grünlichen Pfandenschein) seine ostliche, wüthig keine Kran-
heit sei, die den Det, der oberhin wie ein französischer König
nicht werden, also auch nicht krank sein kann, als einen unge-
sunden bezeichnet“. Für dergleichen frische Bilder und lebli-
gen Bild übersehen wir gern eine Menge sprachlicher Unrichtig-
keiten (wie z. B. S. 126 „seine verführte Thorheit“ u. dergl. m.)
und pragmatischen dem Verf., wenn er seine Diction erst noch
gebühret haben, um des neuen, frischen und eigenständlichen
Geistes seiner Erzählungen willen, einen künftigen ungewöhn-
lichen Weisfall.

Notizen.

Zur russischen Literatur.

Zeit Anfang dieses Jahres erscheint in Petersburg ein
neue russische Zeitschrift unter dem Titel: „Biblioteka dla
vostanija“ (Bibliothek), herausgegeben von dem Buchhändler
Smirnin. Alle ausgezeichneten Schriftsteller Russlands haben
sich zu derselben vereinigt; sie ist nicht nur der Literatur, son-
dern auch der Industrie gewidmet. Die Redaction sind Grotz
und Senkowski, beide bekannte russische Schriftsteller. Sen-
kowski, Professor an der petersburger Universität, hat auch ein
polnisches Werk herausgegeben: „Collectanea z dziejow tu-
rockich“ (Collectanea zur polnischen Geschichte aus der Zeit
der Türkenkriege).

Im Moskwa erscheint ein russisches Blatt: „Der Krieg“,
der Redaction desselben ist als ein talentvoller Mann bekannt,
aber auch als sehr vergesslich, denn fast in jedem Jahre vergißt
er die letzten Nummern seines Journals auszugeben. So hat
er auch sein Versprechen, seiner Zeitschrift jährlich einen Theil
der sogenannten „Russischen Bibliothek“, welche wöchentlich
ausgegeben wird, unbekannt oder seitens hiesiger Actenstücke anzu-
stellen, beigefügt, bisher nicht erfüllt. Um so angenehmer ist im
Freunde der russischen Literatur die Anzeige, daß nun der erste
Band der „Russischen Bibliothek“ bis auf wenige Bogen abge-
druckt ist und nächstens ausgegeben werden wird. Sein Inhalt
ist sehr interessant, z. B. findet man: 1) Extract des Abzugs
von Polen Kasimir mit Kosowatz, 2) Polnischen Völkchen,
3) Auszüge aus den wachhauer Annotieren, 4) Nachrichten von
die Kriege Polens mit Kasowatz zur Zeit der Unruhen der
Zwan des Grausamen. Auch soll der zweite Band nicht ohne
ausbleiben.

Im Dec. d. J. hat die Kaiserl. Akademie zu Petersburg
die Poesien der Elisabeth Kullmann, einer im 17. Jahre ver-
storbenen russischen Dichterin, herausgegeben. Die in der Vor-
rede enthaltene Lebensbeschreibung derselben kann man nicht ohne
Rührung lesen: „Schon im 20. Jahre zeichnete sie sich durch eine
reife Phantasie und bewundernswürdige Auffassungsgabe aus.
Ihre nächsten Beschäftigung war die Erlernung von Sprachen,
im 14. Jahre las sie die Dicht. aller und neuer Zeit im Ori-
ginal. Eine treffliche Uebersetzung des „Kathron von der Erde“
bet sich in dieser Sammlung.“

Lutti Frutti.* Aus den Papieren des Verstorbenen.
Erster und zweiter Band.

(Verfälscht aus Nr. 148.)

Endlich zeigt sich bei dem Verstorbenen neben vielen weltlichen Neigungen, die hier bezeichnet worden sind, auch noch eine höhere religiöse Tendenz. Sie gestaltet sich bei ihm als eine Art von Naturdienst, denn Gott offenbart sich ihm, wie er sagt, bald in der Geliebten, bald in der Pracht der untergehenden Sonne, bald in dem majestätischen Dome des von tausend Sängern belebten Waldes, bald im Genuß einer guten That, in der Entsagung aus Liebe zum Rechten, ja auch im thätigen Wohlfühlen unbescholtener Jugend, in den Werken der Kunst und des Genies, in dem glücklichen Bewußtsein einer eignen gelungenen Schöpfung und noch in vielen andern, wenn auch sänftlichen Dingen. Das Kennzeichen dieser Innervation Gottes ist ihm das Gefühl reiner seliger Freude. Daß diese Seligkeit nur mit Hilfe der Bibel oder des Korans, nur in der Kirche oder Moschee zu finden sei, leugnet der Verstorbene; vielmehr sei sie überall, wo der Geist sich zum Allmächtigen erhebe, wo der Mensch gut sei, oder da selbst, wo er eben keine Opfer bringe; Kreuz und Leiden, Serippe, Opferthier und Tod seien dazu nicht nothwendig, wol aber Liebe zu Gott, seiner Schöpfung und sich selbst. Die wahre Religion verstatte jeden Genuß, den die Vernunft erlaubt, und verdoppelt ihn durch Heiligung auch des Geringsen. In diesen Grundsätzen ist allerdings der nothwendige Inhalt der Religion, wenn gleich nicht ganz vollständig enthalten; auch widersprechen sie dem Christenthum nicht. Dieses aber steht noch um eine Stufe höher. Wenn nämlich jene Naturreligion, zu der sich der Verstorbene freier Geist bekennt, die Seligkeit in den Momenten findet, wo wir uns Gottes mittelst der Eindrücke des äußern, oder auch des geistigen innern Lebens bewußt werden, zeigt uns das Christenthum, daß eine andere Seligkeit als die in der Gemeinschaft mit Gott bestehende gar nicht existiren kann; daß aber diese, unabhängig von Allem, was bloß äußerlich ist, innerlich bestehen könne und solle, der Christ also selbst mitten in Kreuz und Leiden, selbst beim schwersten Opfer und in der Stunde des Todes das Mittel zur Seligkeit in sich trage. Wenn also Kreuz und Leiden zur Seligkeit nicht nothwendig sind, so können sie doch ein Maß-

stab unserer christlichen Gesinnung, ja ein Mittel zur Befestigung in derselben werden, indem wir nämlich der Lehre des Christenthums gemäß auch im höchsten Erden-schmerz an Gott festhaltend uns noch selig fühlen können. Es ist hierdurch sofort begreiflich, wie auf der höchsten Stufe des christlichen Glaubens das Kreuz selbst zu einem Gegenstand der Liebe, ja von Vielen für ein nothwendiges Bedingniß der Seligkeit gehalten werden kann, da die bestandene Prüfung ein Unterpfand unserer ungestörten Vereinnigung mit Gott ist. Christus selbst aber ist der Urtypus dieser vollkommenen Einheit mit Gott; dieser ununterbrochenen Gegenwart Gottes im Menschen, weshalb auch der Glaube an ihn, das Einwerden mit seiner Lehre und Gesinnung als das einzige Mittel zur Seligkeit und seine Wirkung dabei als die Erlösung betrachtet wird.

Da der Verstorbene seine religiösen Ansichten ohne Nachtheil für die Unterhaltung des Lesers in sein heiteres Buch mit eingewebt hat, so durfte es wol gewagt werden, die vorstehenden, vom christlichen Standpunkt ausgehenden ergänzenden Betrachtungen in diesen wiewol auch der Unterhaltung gewidmeten, doch ernstern Bericht aufzunehmen.

Um das Wesen unsers Schriftstellers deutlich zu machen, ist er hier in seinen Neigungen und Abneigungen, in denen ja der Charakter sich abspiegelt, dem Leser vor Augen gestellt worden, und wenn hierbei einige Polemik nicht unterdrückt werden konnte, so möge diese zugleich als ein Beweis der Achtung vor dem Verstorbenen gelten, da nur ehrenwerthe Gesinnungen und Ansichten ernster Beleuchtung werth sind. Hat aber hierdurch auch die Untersuchung einen ernstern Charakter angenommen, so möge der Leser nicht fürchten, durch das Buch selbst etwa auch in eine seiner Stimmung und Erwartung wenig zusagende Region früherer Betrachtungen und weitläufiger Controverse geführt zu werden. Dieses gerät sich vielmehr vom Anfang bis zu Ende in dem klaren Licht eines heitern Gemüths und bedeckt schalkhaft die innere Tiefe gemüthvollen Ernstes mit dem Schleier leichtem Scherzes und unzerstörbarer Laune.

Es bleibt für jetzt nur noch der Inhalt der reizenden Sammlung in seinen einzelnen Theilen näher anzugeben, wobei sich denn zu manchen Betrachtungen wol noch Ge-

legenheit findet. Der erste Theil beginnt mit einer ehrfurchtsvollen Dedicacion an den preussischen Staatsminister Fürsten zu Wittgenstein, die vielleicht ein mit Absicht ergriffenes Mittel ist, um mancherlei in dem Werk enthaltene Winke über möglich scheinende Verbesserungen gleich an einen Ort gelangen zu lassen, wo sie den wirksamsten Erfolg finden können, und die von dem Verstorbenen mit dem höchsten Lobe anerkannte Humanität dieses Staatsmannes dürfte die satirische Form, in der so Manches vorgetragen ist, vielleicht um des höhern Zweckes willen übersehen. In einem hierauf folgenden Gedächtnisden an Barnhagen von Ense erkennt der Verstorbenen dankbar die Verdienste an, die sich dieser geistreiche Kritiker nicht Göthe durch die günstige Beurtheilung seiner früher erschienenen Werke um den Erfolg und die Verbreitung derselben erworben hat, und begnügt zugleich mit scharfem Spott einigen härteren Urtheilen, die theils von experienten Ironikern, theils von erbitterten Radikalen und namentlich von Wernke über ihn gefällt worden sind. Hiernach folgt „Ein Besuch im Parnassischen“, der jenes Götterwesen in seiner eigenthümlichen äußern Erscheinung mit komischen Zügen lebendig und geistreich darstellt. Das Ganze muß als eine gegen die heutigen Kopfhänger abgesetzene Kolade betrachtet werden. Im Vergleich mit diesen können jedoch die Herrnhuter, die sich stets von jeder politischen Einwirkung sorgfältig fern gehalten haben, nur gewinnen. In Hinsicht der aus dem alten Gesangbuch der Brüdergemeinde hier mitgetheilten Kirchenlieder, die zur Schonung der weiblichen Leser größtentheils mit griechischen Buchstaben abgedruckt sind, muß bemerkt werden, daß sie lange schon völlig außer Gebrauch gesetzt sind und der Tadel also einen seit mehr als hundert Jahren verfloffenen Zeitraum trifft. Diese Lieder sind sämmtlich von dem Grafen von Zinzendorf selbst gedichtet, der, wiewol von echter Religiosität tief und ganz durchdrungen, doch, in einem wunderlichen Irrthum befangen, das materielle Leben, so dessen sinnlichste Erscheinungen auf eine mystische Weise im christlichen Sinn zu heiligen suchte und dadurch in einen Abgrund bis zur Unglaublichkeit harakter Ueberheiten verfiel. Das Auffallendste ist, daß diese Lieder, welche in dem Gewande eines liturgischen heilig-poetischen Jargons die crassesten Abscandeln enthalten und alle Mysterien der Ehe bis in das Kleinste Detail als christlich-sacramentalische Functionen vorbilden, von Ehedeen der Jungfrauen und Ehefrauen gewiß in reinster Pergendunschuld frisch von der Leber weggesungen wurden. Man muß hierüber nachlesen, was Barnhagen v. Ense in seiner meisterhaften Biographie des Grafen v. Zinzendorff von diesem Gegenstande sagt. Der dritte Artikel enthält unter dem Titel: „Aus den Bettelstüpfen eines Unruhigen“, mancherlei abgerissene Gedanken und Betrachtungen, denen es an pikanten Wahrheiten und aufregendem Reize nicht gebricht. Das Wichtigste hierunter und gewiß der ernstesten Beachtung werth möchte wol Das sein, was über die Art, wie die Regierung der gutthätlichen und bürgerlichen Verhältnisse in Preußen zur Ausführung kommt, gesagt wird. Es scheint

darin, abgesehen von einiger, auch hier nicht fehlender Uebertreibung, doch ein starker Beweis davon zu liegen, daß selbst das beste Gesetz (und gewiß ist das preussische Abkündigungs-gesetz im Ganzen ein sehr heilsames) doch ununter gewissen, den jedesmaligen Localverhältnissen entsprechenden Modificationen zur Anwendung kommen muß. Die unter IV. mitgetheilten „Scenen und Erinnerungen aus meinen Tagebüchern“ enthalten höchst anziehende Darstellungen, von denen einige schon in Journalen abgedruckt sind. Hier finden sich unter Anderm ausführlich und wohlgezeichnete Portraits einiger beim Congreß zu Aachen erschienener markanter Personen, als des Fürsten von Metternich, der Herzöge von Richelieu und von Belgingen, des Lord Castlereagh, des Staatskanzlers Fichtelberg von Hardenberg u. s. m. Ebenso unterhaltend ist die Beschreibung einer von dem Verstorbenen 1817 gehaltenen Luftfahrt. Gegen einige darin enthaltene, freilich an sich nicht sehr wesentliche Angaben ist vor Kurzem von Seiten des Besizers des Ballons, Herrn Reichard, Widerspruch erhoben worden. Der zweite Theil beginnt mit dem humoristischen „Brief an den gereizten Leser“, worin in Brief. den. Empfang mehrer, durch sein frühere Betragen veranlaßten, bei ihm eingegangener Briefe angeht und sich namentlich gegen einen der Briefsteller über seine unglücklichen Ansichten, wozu dieser Anstoß genommen, wahr erklärt. Die hier vorkommenden Aeußerungen des Verstorbenen bestätigen, daß derselbe des religiösen Geistes und der Frömmigkeit zwar nicht ermangelt, doch aber im Christenthum nicht aus dem richtigen Standpunkt betrachtet, indem er annimmt, daß der in diesen Jahren so deutlich hervortretende Mangel an religiöser Gesinnung die Erscheinung eines neuen, oder doch eines wiederkehrenden Christus zur Wiederbelebung religiöser Gesinnung in der Menschheit wünschenswerth oder nothwendig mache. Es folgt sodann die Schilderung einer von dem Verstorbenen gemachten Gebirgsreise, die, von mannichfachen Abenteuern durchwoben, in anmuthigem Wechsel Lebensformen als laulich und kräftig vor Augen stellt und nebenher auch wieder eine reichliche Dosis jenes launigen und ironischen Elements enthält, das die Productionen des Verstorbenen so anziehend macht. Ein Besuch auf im Schlosse eines bekannten baronischen Bankiers gibt Gelegenheit, im Vorbeigehen die Eitelkeit des neuen Welt in seiner Lächerlichkeit zu zeigen, wie denn überhaupt kein Streifzug zu manchem Streifschuffe Veranlassung gibt. Unstreitig ist dieser Artikel der unterhaltendste und plausibelste der Sammlung, weshalb Ref. bedauert, daß im Raume drängt, nicht eines oder das andere Bruchstück daraus mittheilen zu können. Der hierauf folgende Aufsatz: „Die große 10 oder die zwölff. hundert Jahre 1 und 0“, bringt in einem, keineswegs vollkommen positiven Reglige jene Beschwerden über die preussischen Adm. nismissionen von Rammern zur Sprache. Es ist die Wiederholung, und da weder Raum noch Inhalt vorhanden sind, wäre dieses Stück, das sich nicht der ganzen Sammlung, wol besser ganz daraus wegzulassen. „Die neueste Alcibiades“ hingegen enthält eine sehr nym-

Beschreibung einer von dem jüngern Fabrice in der Malachel zur Verfolgung eines ungeheurn Bösen gehaltenen Jagd. Unmittelbar an diese Verfolgung schließt sich etwas ähnlich eine belehrende Schilderung des gesellschaflichen Lebens in Berlin, die sich jedoch nur über den Hof und die Vergnügungen des höhern Adels ausdrückt, die dritte Klasse der Gesellschaft aber, die des geringern Adels und des höhern Bürgerstandes, wie es heißt, aus Unkenntnis völlig unberührt läßt. Fern läßt man sich an der Hand des Verf. einmal in jene, freilich ziemlich enggeschlossenen Kreise führen, doch ist manche darin vorzuzammenende Anspielung und Bemerkung nur Demjenigen ganz verständlich, der dem dazu gehörigen besondern Schlüssel besitzt, wodurch denn diese Darstellung für gewisse Eitel noch einen besondern Nebenreiz gewinnt.

Mag man nun über dieses Allerlei von frischen Früchten urtheilen, wie man will, so wird man ihnen das Verdienst lebhafter Unterhaltung und Anregung und dem Verf. die Gabe einer leichten und anmutigen Schreibart nicht abprechen können. Obgleich in vielen Beziehungen zu lebhaftem Widerspruch und strenger Mißbilligung anregend, bleibt die Persönlichkeit des Verf. dennoch als eine achtungswürdige und, was in unsern Tagen so viel sagen will, als eine scharf bestimmte und mit offener Unabhängigkeit auftretende Erscheinung stehen, und gewiß wird kein Leser dieser ersten beiden Bände die folgenden ohne lebhaft gereizte Erwartung in die Hand nehmen. 16.

Neueste französische Romane.

1. Boisson: et d'homme par Madame de M***.

Die Heldin dieser Geschichte ist hindisch und hübsch, und geht Alles in gewöhnlichen Dingen nach der Regel, ausgenommen allenfalls der Name der hinteren Schöne, welcher gleichfalls hindisch; statt Eudorie heißt sie Euxodie. Der Vater nennt sich Fitz Allan, ist ein Irländer, schiffet sich nach Ostindien ein, wo er einen bedeutenden Posten erhalten hat; seine Frau begleitet ihn, Euxodie bleibt in Frankreich bei ihrer Tante Aménide, welche sie auf dem Lande erzieht. Ihre Aeltern kehren mit Reichthümern beladen nach Frankreich zurück. Die kokette Madame Fitz Allan erschrickt beim Anblick ihrer häßlichen Tochter. Die Familie läßt sich in Paris nieder. Euxodie verliebt sich in einen Prinzen Leopold; bald erfährt sie aber, daß der Geliebte sie bloß um ihres großen Vermögens willen heirathen will, daß er ihr intimste Freundin Zenobie liebt; sie entsagt seiner Hand, die Mutter darüber erbost, verblödt Euxodie, welche zu ihrer Tante flüchtet. Man wendet sich das Blatt. Hr. Fitz Allan macht schlechte Geschäfte; Euxodie, welche das Vermögen ihrer Tante geerbt, theilt ihren Wohlstand mit den in dürftige Umstände verfunkenen Aeltern. Das Leben hat sie aufgegeben, und das ist das Geschickteste, was man thun kann, wenn man lahm und mit einem Hocker gekräft ist. Bei dieser Geschichte befindet sich noch als Zugabe die Geschichte der Tante und ihres Gatten Fr. de St. Xibe und die Abenteuer der Mlle. Claire Frémont.

2. Schildine par J. Lequillon.

Madame de Morilly ist die reiche Witwe eines Obersten; sie hat einen Liebhaber, Hr. von Sassenave, und eine Tochter, Schildine, die aus der Pension in die Welt tritt und durch ihre Schönheit Aller Augen auf sich zieht, besonders aber die Blicke des Gourmachers der Frau Rama. Die Jungfrau hegt nicht den mindersten Argwohn über die Verhältnisse des Hrn. Adolphe zu ihrer Mutter, und da er schon Tag ins Land kommt, so gibt

so sich nicht über ihre unendliche Achtung hin. Madame de Morilly redet dem jungen Herrn nicht; ihre Stillschweigen erwacht nicht von gerechtfertigt. Ihre Stillschweigen sieht sich bitter betrogen, sich einer jüngern Schönen Wundstichwort aufschreiben zu lassen; sie schwört im Beisein Adolphe's, daß Schildine nie seine Frau werden soll; worüber Adolphe ruhig lächelt; er will sie auch eben nicht zur Frau, sondern bloß zur Maîtresse. Ein zweiter Bewerber zeigt sich, Ernest Deligny; die Mutter führt ihn nach ihrer Tochter aufs Land, wo diese ihm ihre Hand reichen soll. Adolphe folgt den beiden Frauen und hat eine heimliche, mehr als heimliche Zusammenkunft mit der Tochter. Schildine erhebt sich ihrer Mutter; die ihrerseits der Tochter ihr Ständehandeln mit Adolphe erhebt; Schildine stürzt sich ins Wasser, Ernest rettet sie und erliegt in einem Duell mit Adolphe, die gute Schildine betrauert. Bis dahin hat Desquillon's Roman das Verdienst einer nicht gewöhnlichen psychologischen Zergliederung und Darstellung der Leidenschaften in einem natürlichen und gesundem Stile. Die Katastrophe ist dürrig und paßt nicht zum Uebrigen. Manche Stelle erinnert an das letzte Drama Alexander Dumas: „Angèle“.

3. Vieux mari et jeune femme, par Mad. Dupuy de Salormy.

Hr. Francheville, der einen bedeutenden Posten im Finanzministerium bekleidet, heirathet eine junge Witwe, Emmeline Requier, deren Vater es sein scheint. Das ist eine große Dummheit, noch dämmer aber ist es von ihm, daß er gleich nach der Ehe seiner jungen Frau einen jungen Cousin vorstellt, der noch dazu Officier ist. Hr. Francheville ist ein lockerer Geist, vor seiner Heirath lebte er mit einer Femme enroulée, diese bringt bei ihrem Walle in seine Wohnung, um Skandal zu machen. Eward, der Cousin, beschwichigt sie mit Geld, und da der Vorfall ein großes Aufsehen gemacht, nimmt der ehrsüchtige Cousin Alles auf sich. Daß von dem ungleichen Ehepaar gerade die ältere Hälfte zuerst untreu werden würde, hatten wir freilich nicht erwartet; aber es ist so, Mad. Dupuy hat es so gewollt, und es würde uns wenig helfen dagegen zu protestiren. Der alte Kaufmanns will eine junge arme Duerrière verführen. Emmeline durchschaut seine Absicht, wie ihr auch Eward's Liebe zu ihr klar ist. Kurz den Augenblick steigt indessen ihre Jugend. Sie gesteht ihm zwar, daß er ihr nicht gleichgültig sei, weiter aber erlangt Eward nichts, welcher trillere Kopf sucht, die er kann auch bei der Frau seines Obersten findet, welche ihm die Hälfte des Wegs erspart. Bald erfährt Eward, daß Emmeline bereit ist, eine Verwanda zu besuchen; er folgt ihr als Engländer verkleidet; wie er das anfängt, möchten wir wol wissen! Nun geht es aber ziemlich toll durcheinander. Eward erreicht also die Reisende, schleicht des Nachts zu ihr ins Zimmer und wird mit offenen Armen empfangen; er weiß nicht, daß er an die Unrechte gekommen ist; empört über den geringen Widerstand, den er gefunden, kehrt er nach Paris zurück. Der saubere Francheville ist seinerseits nicht müßig gestanden; er entehrt gewaltsam die Duerrière und wird eingestrichelt; hiermit hätten wir denn doch genug. Hier ist kurz das Ende: Emmeline läuft davon, Eward ihr nach, die Frau des Colonels läuft diesem, der Colonel seiner Frau nach; Begleiter und Eward schießen sich, die Frau des Obersten wird gebildet, indem sie sich zwischen Beide stürzt. Francheville wird von einer Maîtresse ermordet, welcher er Alles vermachet hat. Noch kommt eine Dame vor, die von ihrem Beiber angethan wird, der sie nicht kennt; Beide vergiften sich sowie der Gatte des Entehrten.

4. Une passion secrète, scènes de la vie intérieure par P. Pons.

Vor einigen Jahren erschien ein Roman „Le prêtre“, von Mlle. Sophie Ponier; dieser Priester ist ein tugendhafter Mann, in den sich Mutter und Tochter zugleich verlieben, und der die Reize der ganzen Familie besiegt. Im Roman des Hrn. Pons figurirt gleichfalls ein Priester, der aber des Satans nicht Herr wird. Der junge Marturic ist Cleric bei einem Notar zu Bordeaux; er hat Talent, Phantasie, ein geselliges Aeußeres; die Kirche bemächtigt sich seiner, denn er verspricht ein großes Stück

gekündet zu werden. Abbé Desbarreau weiß die Mutter eines jungen Mädchens, welches Marturic liebt, zu bewegen, ihm ihre Tochter zu versagen und diese mit einem Andern zu vermählen. Marturic stürzt sich aus Verzweiflung in die ihm von Desbarreau gestellte Falle.

Neunzehn Jahre sind verfloßen. Desbarreau ist Pfarrer an einer der Hauptkirchen von Paris. Marturic, sein Vicarius, fängt an ihn besorgt zu machen; er ist ihm zu aufgestört, seine mildthätige Barmherzigkeit beschämt den Egoismus des alten Priesters. Emilie, die Geliebte Marturic's (Mad. Duval), ist Witwe geworden, endlich gestorben und hat ihrem frühesten Geliebten die Vormundschaft über ihre Tochter Henriette übertragen. Diese wächst im Hause des jungen Vormundes auf; man sieht schon, wo das hinauswill. Marturic hat öfters besondere Gespräche mit Mlle. Henriette über den Eßbar, über die spartanischen Hagestolze, welche von den Händen der Weiber gerächtigt wurden, und dergleichen mehr, sodas zuletzt der Dr. Vicarius das Presbyterium verläßt, ein Institut errichtet und mit seiner Mündel nach Amerika flüchtet, wo das liebende Paar getraut wird. Die Liebe eines Mannes für die Tochter seiner Geliebten scheint uns immer wo nicht unästhetisch, doch verlegend. Da Niemand im Buche ermordet, die Handlung mit fleißiger Besonnenheit entwickelt wird und sonst keine Spuren von Roserei zu finden sind, so zweifeln wir sehr am Succes des Buchs.

5. *Pauvre fille, roman fataliste par Lesloch*

Der Verf. scheint mit seiner Vaterstadt nicht im besten Verhältnisse zu stehen. Laferre ist eine kleine Stadt, so berichtet er; eine Hauptstraße, vier oder fünf Nebenstraßen, schlecht gebaute Häuser, schmutzige Boulevards, Wasser überall, Sumpfe ringsum, das ist Laferre; die Einwohner sind nicht besser als die Stadt, kalt, neidisch, wild und böswertig. Durch diesen lieblichen Aufenthalt reißt der Herzog von Angouleme, die Behörden sind versammelt, Neiska und ihr Bruder unterhalten sich über ihren Vater, der sich so flüchtig in der Uniform eines Capitains der Nationalgarde ausnimmt. Neiska nimmt sich ihrerseits sehr flüchtig in ihrem weißen Sonntagkleide aus, ein Cavalier aus des Herzogs Gefolge schaut auf sie mit Entzücken; er hat sich Ideal gefunden: „Oh, quel est notre transport quand soudain apparait materialisée, tangible, cette divinité céleste — votre poitrine est haletante, votre sang ne circule plus; vos pieds se collent au sable, et si ce n'était le regard que vous promenez sur votre terrestre Cypris, si ce n'était cette agitation de vos lèvres, qui bourdonnent en se contractant: „quelle est jolie“, on dirait de vous une de ces pétrifications qui solidifient le néant; was das Petrifakt im Grunde führt, ist uns noch nicht recht klar, aber auf der Stirne des Capitains der Nationalgarde bemerken wir Spuren von finsterner Schwermuth, die uns bange machen; es sagt gewiß etwas ab, entweder frist er den Herzog von Angouleme aus, oder seine Tochter, oder gar sich selbst. Einstweilen geht Neiska mit Emilie in der Gegend zu spazieren. Emilie spricht mit einem Male: „Neiska, je vous aime“. Diese Worte, welche, aus Emilie's Eingeweiden herausgerissen, mit einer tobwüthenden Energie und einem geheimnißvollen Accent vorgebracht werden, erschrecken Anfangs Neiska, die aber bald über die Exaltation Emilie's in Lachen ausbricht: „Emilie“, sagt sie zu ihm, „apaisez-vous, et calmez“. Die Starrheit ihres Geliebten reißt sie aber selbst an, denn als sie einen Vogel vorbeifliegen sieht, ruft sie ihm zu: „Bel oiseau, je suis heureuse comme toi!“ Pöblich erblickt Neiska eine Reiche, es ist ihr Vater! Es ist uns nur lieb, daß er weiter kein Unheil angezettelt hat, als zu spielen; die Mutter folgt ihm bald nach, da der Verf. sie weiter nicht mehr braucht und das eine gute Gelegenheit ist, sie sich vom Halbe zu schaffen. Emilie, Neiska und ihr Bruder Edmond wandern nach Paris. Emilie verweilt auf einige Zeit; Neiska arbeitet bei einer Lingère; hier wird plötzlich das Petrifakt wieder zu Tage gefördert, es gebietet sich aber auf so indecente Weise, daß es blutige Hän-

del ablegt. Dalmer (das ist der Petrifakte) thut Nichts, wagt an; sie zerackert ihm das Gesicht mit ihren fünf Nägeln; das Blut strömt ihm aus fünf tiefen Furchen; dies nennt sie Lesloch: la force inerte d'un atome contre un colosse. Man erzählt es eines Abends; den andern Morgen liegt man nicht mehr auf den schwarzen Platten der Morgue. Neiska wird schwanger und stirbt nun in der That bange; da der französische Capitain der Nationalgarde so friedlich aus der Welt gegangen, so muß das Donnerwetter irgend wo anders losbrechen; ist Wort: fataliste, auf dem Titel schwebt und immer wie ein Schwefelgestirn vor, aber wie müssen durch. Die Reiche in der Morgue ist nicht die des Schändlers, sondern Emilie's; auch, als sie seinen Tod erfährt, gibt ihrem Kinde zu trinken: „Wahr, ertrinke, meine Tochter“, spricht sie, „es ist der Vater der Mutter, und der Mund des Kindes hatte sich geöffnet, und d. Reiche (folgt eine mächtige Reiche Bräuterei) schüttet mit dem heiligen Wasser einen wahnwitzigen Funke Hölle in den Tod des Schlachtopfers. Hierauf vergiftet sie sich selbst, kommt dann davon und wird in einem gemeinen Hause aufgenommen. Edmond erhebt sich hier von Zeit zu Zeit von den Aufschwüngen des Lebens. Bei einem seiner Besuche findet er seine Schwägerin und befehlt ihr, sich zum Fenster hinauszukürzen, welche denn auch thut. Hierauf duckt er sich mit Dalmer und wird besetzt, aber ohne zu fallen, der russische Capitain, da er todt geglaubt, kommt wieder zum Vorschein, er ist nicht todt, sondern bloß chilonnier, was nicht viel besser ist; man hat die Reiche eines Andern für die seinige gehalten. Dalmer hat er unter der Guillotine, Edmond tödtet sich: „il se brûle à la fois“, heißt es im Buche. Am besten kommt Dalmer zu, er heirathet ein hübsches junges Mädchen. Sollte man es glauben, daß Hr. Lesloch in vollem Ernste um Vergebung bittet, die Verleumdung zu leugnen?

(Der Beschluß folgt.)

Liebeskorne. *Novellen von Gustav von Heintze* (Ernst Wodomerius). Zwei Bände. Stuttgart, H. Breyer. 1833. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Der Verf. dieser zwei Bände gebietet unstreitig in hiesiger der besten deutschen Erzähler. Welches der vier Theile der Welt aus dieser Papierwelt ist, er kann ansiehender Unternehmung gewiß sein. Ueberall ist Wahrheit (Geschichte) und Dichtung; viel viel Glück verbunden, und nicht selten gelangt es ihm, die edlern Seiten des Herzens zum Vorschein zu bringen. Das Gedicht überall lebendig und regsam zu; manche Charaktere, welche Stellen sind ganz gelungen zu nennen; nur mit den Dichtern ist es wie auf dem Theater, wo oft neben einzelnen sehr Künstlern zwar minder begabte, aber reumüthige Akteure auftreten und bei gutem Zusammenspiel von jenen überstrahlen werden. Auch die locale Färbung ist meistens getroffen. In „Nacht von Varenna“ verlegt uns der Verf. in das wunderbarlich erzeugte Paris, und die Katastrophe fällt mit Ludwig XVIII. in den Sturm zusammen. „Hauptmann Gots“ bewegt uns weiter rückwärts und auf sicherem deutschen Grund und Boden; es ist die Geschichte der romantischen Freiweltung Götter Kraft um die Prinzessin Leonore von Preußen. „Katholik“ spielt jenseit des Rheins und an der Seine nach der Linie von Paris. Recht glücklich schreitet uns die Schilderung des Treibens in einer kleinen russischen Stadt. Das C. 12 in Corps russischer Offiziere zu meist ungebildeten Panduren an dem Innern des Reiches gemacht werden, ist mit nur ein Schreib- oder Druckfehler, da es offenbar Landestheorien betreffen soll. „Die Besangene“ endlich schildert die interessante und bewegliche nahme des Lesers lebhaft ansprechende Gefühlskraft der Dichterin von Currien, in deren Schicksal vorzüglich ein Opfer und sein Freund, ein deutscher Vater, verwickelt sind. 50

Kritische Geschichte des Urchristenthums, durch August Schröder. Erster Band in zwei Abtheilungen. Auch unter dem Titel: Philo und die alexandrinische Theosophie, oder vom Einflusse der jüdisch-ägyptischen Schule auf die Lehre des Neuen Testaments. Zwei Theile. Stuttgart, Schweizerbart. 1831. Gr. 8. 4 Tblr. 12 Gr.

Ref. ging nicht ohne ein aus Bekommenheit und Neugierde gemischtes Gefühl an das Studium dieser Schrift. Schon vor dem Erscheinen derselben war das Gerücht im Umlauf, ein angesehenes Buchhändler des nördlichen Deutschlands habe den Verlag eines umfangreichen und scharfsinnigen Werkes über das Verhältniß zwischen Philo und dem Neuen Testamente aus Gewissenspflicht, um nicht zu einem gefährlichen Angriffe auf die christliche Religion und Kirche seine Hand zu bieten, abgelehnt. Und nachdem nun das vorliegende Buch in einer Ausstattung von beinahe englischer Eleganz aus einer jungen sächsischen Officin hervorgegangen war, hörte man bald hier, bald dort durch solche, die so viel sprachliche Bildung besaßen, um dasselbe verstehen und beurtheilen zu können, von der vortheilhaften Tendenz und dem aller Eigenthümlichkeit und göttlichen Würde des Evangeliums schatzfüllen Grundfäden und Resultaten, welche darin enthalten seien. Auch schon die ersten Blicke in die Vorrede und auf die hier gegebene übersichtliche Einleitung in die ganze Reihe von Untersuchungen, welche der Verf. anzustellen und mitzutheilen verspricht, lassen deutlich erkennen, daß er kein anderes Absicht habe, als den Beweis zu führen, das Christenthum sei eigentlich ein alexandrinisches Judenthum, das Dogma des Neuen Testaments sei wenigstens 200 Jahre älter als Christus und seine Apostel.

Der Verf., ohne Zweifel derselbe, welcher vor mehreren Jahren sich durch eine Uebersetzung von Bonstetten's „Philosophie der Erfahrung“ bekannt gemacht hatte, ist hier allerdings mit einem für die Geschichte des menschlichen Denkens und Glaubens weit bedeutenderen Originalwerke hervorgetreten und hat seine Uebersetzung und die ganze Richtung seiner Denkungsart sogleich dem Buch in folgenden Worten an die Lesere gesetzt (S. xxxii):

Die christliche Offenbarung besitzt ihrem innersten Gehalte nach aus Symbolen, zu welchen die damaligen Verhältnisse, die

Zeitphilosophie, die Verfassung des Volks, das bestehende Maß der Natur- und Staatswissenschaften, die geschichtliche Tradition, ja selbst die politischen Conjunctionen den Stoff gegeben haben.

Er betrachtet ferner das Christenthum als eine moralische Erziehungsanstalt, worin die Leidenschaften, die in der Brust des Menschen toben, „durch die Furcht vor der Hölle, durch Hoffnung auf die Seligkeit, durch Glauben und Liebe“ bekämpft werden sollen, und sagt (S. viii):

Ist das Christenthum eine Erziehung im Großen, so kommt die Frage über sein ursprüngliches Wesen und seine Veränderungen auf die andere zurück: welche Triebfedern es zuerst, welche später unter geänderten Umständen für den oben bezeichneten Zweck gebraucht habe. Der Verf. dieser Schrift glaubt, daß es deren drei sind. Erstens, die Hoffnung auf das dunkle Reich der Zukunft, auf das sogenannte Jenseits; zweitens, die Furcht vor demselben, und endlich drittens, die Kraft der Gemüthsheit. Diese drei Triebfedern bezeichnen die verschiedenen Bahnen, welche der innerste Organismus der christlichen Religion seit 1800 Jahren durchlaufen hat.

Die erste gehört den drei Jahrhunderten der lebenden Kirche, die zweite von Konstantin's Zeiten herab der mittelalterlichen Periode der herrschenden römischen Kirche, die dritte dem Zeitalter der letzten Jahrhunderte an. Und wie nun der Verf. das einzige consequente, wiewol immoralische Princip in der römischen Hierarchie und Lehre, dagegen im Protestantismus eine Quelle von Widersprüchen und die eigentliche Aufhebung des Begriffs der Offenbarung durch die Alles unterwühlende Arbeit des Nationalismus anerkennt, so wendet er sich von dieser trüben Auffassung der Geschichte der Fortbildung des Christenthums zu den Anfängen und Quellen desselben zurück und will nach Ausscheidung dessen, was rationale Vorstellungen, Zeitideen, philosophische Meinungen und Volksbegriffe demselben dargeboten und beigemischt haben, den eigentlichen wahren Sinn und Plan des Erlösers ermitteln. Wie mögen nun allerdings nach Dem, was er in dem vorliegenden ersten Bande seines Werkes von den Einflüssen ägyptischer Lehren auf die Ansichten der Apostel Jesu vorträgt, uns allerdings die Vermuthung erlauben, daß er das dogmatische Lehrsystem des ältesten Christenthums durchweg an Zeitvorstellungen ausgebildet und auf dasselbe die Lieblingsideen jüdischer und morgenländischer Theosophie und Tradition angewendet sieht; und wir lassen uns dies auch gern gefallen, wenn der Verf., wie er zu bet-

sprechen mag, seine Untersuchung mit einem ehernen Walle von Beweisen umgürtet hat, welche, wie er hinzusetzt (Th. II, S. 405), für Viele unangenehm sein mögen. Wir lassen ihm, wenn er es aus der Vorzeit beweisen kann, gerne das Dogma; aber das Factum muß er uns lassen, und darin, daß die Ahnungen und Ideen der Völker des Morgen- und Abendlandes, das Sehnen der Weisen und das Schauen der Seher in einer menschlichen Erscheinung zum Ziele des menschlichen Geschlechtes That und Leben, Wirklichkeit und Wahrheit geworden sind, darin begrenzt sich gern unsere christliche Ueberzeugung, darin befriedigt sich unser menschliches Bedürfnis. Ja, wir finden grade darin die herrlichste Bürgschaft für die göttliche Abkunft und Würde des Christenthums, daß auch in dieser Hinsicht Alles schon vorbereitet war, den Erlöser zu empfangen, sodaß das dankbare Herz der von ihm in den Kreis seiner Liebe und Wahrheit hereingezogenen Menschen sich gedrungen fühlte, ihn alsogleich mit den höchsten Namen und erhabensten Vorstellungen zu begrüßen, die es in seinem bisherigen Glauben und in seinen Umgebungen vorhanden wußte. Diese sittliche Thatsache, dieser ethische Geist macht das originale Wesen des Christenthums aus, wofür es nach den klaren Zeugnissen der Schrift auch von dem Erlöser ausgegeben wird, und worüber uns die symbolischen Ausschmückungen und theosophischen Deutungen einzelner Jünger und Freunde desselben nicht irre machen können. Allein es ist auch hier immer noch die Frage, ob das christliche Dogma wirklich nur die Wiederholung früherer Vorstellungen und Lehren sei, ob die alexandrinische Theosophie und Moral Das, was aus der sittlichreinen und menschlichvollkommenen That des Erlösers sich zu erkennen gibt und im Bewußtsein der an ihn Glaubenden sich zum Lehrsatz gestaltet, ebenso rein und vollkommen zuvor gewußt und in derselben Harmonie der Ideen festzuhalten, zu einigen und darzustellen vermocht habe, wie wir es bei dem Erlöser und unter dessen Aposteln, namentlich bei Johannes und Paulus finden. Auch hiervon hat uns der Verf. durch seine Untersuchung im vorliegenden Werke nicht überzeugt, er hat vielmehr durch dasselbe, das wir mit wahrtem Interesse gelesen und darin den großen Scharfsinn und die gediegenen kräftigen, durchsichtig klaren und, wenige Ausnahmen abgerechnet, edle Darstellung bewundern haben, uns in dem eignen frohen Glauben an die Originalität des Christenthums befestigt, das auch zu den mühseligen und verworrenen Theosophemen des Alterthums hatte sprechen dürfen: kommt her, ich will euch erquicklich und wahr machen!

Der hauptsächlichste Inhalt der Forschungen des Verf. ist aber dieser: die Blütezeit des alexandrinischen Judenthums fällt in die Zeit der Geburt Jesu, bis zum Jahre 40—50 n. Chr. Seine in dogmatischer Hinsicht wichtigen Werke gehören somit in eine Zeit, wo das Christenthum in Alexandria gar nicht bekannt war, wo weder die Briefe noch die Evangelien des Neuen Testaments existirten. Seine religiösen Ansichten sind also völlig unabhängig von der Lehre des Evangeliums; sie müssen aus

einer ganz andern Quelle geschöpft sein. Auch lebte er in einer Zeit, wo der jüdische Cultus noch in voller Herrlichkeit blühte und der Tempel zu Jerusalem in göttlichen Ehren stand. Er erkennt den heiligen Schriften seines Stammvolkes die höchste Abkunft und erhabenste Stellung zu und spricht allenthalben den strengsten Begriff von der unmittelbaren göttlichen Eingebung dieser Bücher an. Aber daneben gestattet er sich die freieste und willkürlichste Erklärung dieser Schriften; es ist jene, die, unter dem Namen der allegorischen Schriftauslegung bekannt und berüchtigt, dem Worte neben seinem unmittelbaren Sinne nach eine andere Beziehung, eine tiefere Bedeutung zuschreibt und so zu einem geheimen, nur den Eingeweihten und Erleuchteten zugänglichen Stand der göttlichen Offenbarung zu gelangen vorgibt. Aus dem Behalten der Allegorie schließt der Verf., es müsse in den ursprünglichen religiösen Vorstellungen, welche in den heiligen Büchern des jüdischen Volkes ihren unmittelbaren und leichtverständlichen Ausdruck gefunden haben, ein neue und fremdartige Ideenwelt hinzugekommen sein, welche man, um sie für gleich heilig mit dem ältern Glaubenskreise ansehen zu dürfen und ausgeben zu können, in den heiligen Text künstlich und mühsam hineingebracht und so das Neue mit dem Alten zu vermählen oder das Alte neu zu gestalten und, wie es im vorliegenden Falle auf das alexandrinische Judenthum seine Anwendung finde, eine Masse grober Vorstellungen zu läutern und zu vergeistigen gesucht habe. Es haben sich nämlich, behauptet er ferner, in Alexandria, dem Zusammenflusse ägyptischer und morgenländischer Bildung, griechische und orientalische Philosophie den gebildeten Juden dargeboten, welche, wie wol sie mit den Vorstellungen seiner väterlichen Religion im Alten Testamente in vielfachen Gegensätzen standen, dennoch als das Zeitgemäßere allmählig in seiner Ueberzeugung durchgedrungen seien, sodaß er sich genöthigt gesehen habe zu jener Vermischung des neuen Standes mit den alten Texten. Diese Philosophie habe aber vornehmlich in der Lehre von Gottes Ueberweltlichkeit und Unbegreiflichkeit bestanden, zu deren Ausbildung die Meinung von dem Ursprung des Bösen aus der Materie am meisten beitragen, wodurch dann aber auch das Bedürfnis entstanden sei, das Regiment der Welt, mit welchem sich die aus allen Bekehrungen der Endlichkeit weit emporgeworfene Gottheit nicht befassen könne, einer Classe von Mächten, göttlichen Kräften, himmlischen Geistern oder Engeln, oder einem einzigen höchsten und herrlichsten unter diesen, der Weisheit oder dem Logos, zuzuwenden. Die wären denn bei Philo die wesentlichsten Punkte der Theosophie, die er mittels seiner willkürlichen allegorischen Interpretationsmethode auch in den Büchern des Alten Testaments aussuchte und nach seiner Gewohnheit nicht einmal in dem hebräischen Original, sondern in der griechischen Uebersetzung der 70 Dolmetscher und oft in den etymologischen Beziehungen griechischer Wörter und Namen vorwies. Dies zugegeben, so ist es aber doch eine unerwiesene Behauptung, daß ins Judenthum in Alexandria durchaus neue Elemente, eine dem ursprünglichen

füme fremdartige Theosophie hereingetreten seien, auf der andern Seite nicht verkennen läßt, daß sie der göttlichen Erhabenheit, die Idee der Gottheit, die Idee der Mittelwesen dem Alten Testamente, die weniger ausgebildet und von den größern Daren einbildlicher Begriffe der Vorwelt mehr verhältlich abgeschlossen, innewohnt. Auch ist es ja nicht noch, daß die Allegorie Entfernüliegendes herbeischaffe, sondern unterschiebe dem Bekannten; sie kann auf Weise und dann mit ihrem wahren Fuge die schon vorkommenden, aber noch unentwickelten Ideen hervorzuheben, im symbolischen Klang und Scheln des Wortes; sie mit dem eigenthümlichen und ursprünglichen Leben an einer Stelle unmittelbar hervortreten, auch bere und noch mehre Stellen beleuchten, mit welcher Klarheit und Geist nur in mittelbarem Zusammenhange steht; sie kann auch in historischen Begegnissen, in religiöser und dogmatische Beziehung, einen theosophischen Sinn wahrnehmen, wie dies in der Geschichte christlicher Schriftauslegung zu allen Zeiten geschehen ist, und wir, um an ein nächstes Beispiel zu erinnern, einleuchtenden Beleg geistreicher Allegorie, die sich Alles, was der Schrift gegeben ist, mit einem aus dem Leben geschöpfte frommer Erfahrung geschöpften christlichen Sinn zu deuten erlaubt, in den Predigten von Schleiermacher befinden.

(Der Beschlus folgt.)

aus Spanien. Von W. A. Huber. Dritter Theil, unter dem Titel: Madrid, Lisboa und die Refugiados in London. Skizzen aus der Geschichte unserer Zeit. Erste und zweite Abtheilung. Manuel, ein aus Madrid. Dritte Abtheilung. Lisboa und Refugiados in London. Bremen, Schönemann. 1. Gr. 16. 4 Theile. 3 Gr.)

haben von den beiden ersten Theilen dieser „Skizzen“ in diesem Blatte so ausführliche Rechenenschaft gegeben, daß wir uns derselben jetzt bei dem dritten Theile nicht zu dürfen glauben durch die einfache Versicherung, einer älttern Brüder würdig ist. Dennoch sind wir ganz zufrieden, daß dieser dritte Theil der letzte ist, weil auch in leicht zu viel geschleht und dadurch Ueberfüllung wird. Wie es schwer ist, mit Wenigem viel zu sagen, auch nicht immer leicht, zur rechten Zeit das Ende zu finden. Der Verf. scheint uns auf dem Wege zu demselben sehr in eine gewisse Breite der Darstellung und Manier zu sein, die sich mit der objectiv plastischen Auffassung nicht verträgt; er überläßt sich nur zu gern dem flüchtigen eignen Redseligkeit, deren oft spasshafter Ton und nicht tüchtig getroffen zu sein scheint. Pocas palabras y mucho ruido erlangt der Spanier, aber auch der Deutsche. Nichts weniger finden wir hier alle bekannten guten Eigenschaften des Autors wieder, namentlich große Frische und Lebendigkeit des Vortrags, Anmuth, Gewandtheit des Geistes und reichen Inhalt, daß auch dieser Theil unerschöpfbar seine Kraft auf die Leser ausüben wird.

Zeit, in welche die ersten beiden Abtheilungen des dritten Theils fallen, ist die, welche dem Einmarsch der Franzosen in die Iberische Halbinsel, 1808, kurz voranging und zum

Abtheilung während ihres Aufenthaltes daselbst verfließt. Auf sehr geschickte Weise werden wir in das Gewirre der verschiedenen Parteinahmen versetzt, von welchen damals Spanien heftigst und zerissen war, und von denen mehre Hauptagenten hier vor uns auftraten. Die große Kenntniß, welche der Verf. von spanischen Sitten und spanischen Sitten aller Stände besitzt, hat er wieder sehr glücklich benutzt, seinen Gemüthen den anziehendsten Charakter und die lebendigste Färbung zu verleihen. Der Held der ersten Abtheilung ist Manuel, ein junger Spanier aus dem edeln Geschlechte der Ruiz, der früher schon, obwohl zum geistlichen Stande bestimmt, zum eraltirten Liberalem, dann Artillerieoffizier wird, als solcher bei der Katastrophe des 7. Juli thätig mitwirkt und endlich während der französischen Invasion einen tragischen Tod findet. Man kann nicht sagen, daß er die Hauptrolle in diesen „Skizzen“ hat, in denen so viele Personen handelnd erscheinen und uns ein sehr genäherter Einblick in die zum Theil sehr sonderbaren Mäner und das Getriebe des Ganzen gestattet ist. Neben Manuel sind sein alter, starrsinniger, absolutistischer Vater, die Marquesa de Alcantara, der Guerillero Ramirez, der Cardinal Erzbischof von Toledo, der Räuber Juanito, der ehrsüchtige Dorfcalde Juan Plano und seine schöne Tochter Dianna vortrefflich gezeichnet, und die Situationen, in welchen sie sich uns zeigen, so eigenthümlich, wie sie aus ein so romantisches Land wie Spanien oder die fruchtbarere Phantastie eines Novellenbichters erschaffen kann. Von dem Lande selbst und den dort herrschenden Gebräuchen und Institutionen, die der Verf. aus einem mehrjährigen Aufenthalte kennt, gibt er uns die interessantesten Schilderungen. Zu diesen rechnet Rec. die von der alten Stadt Buitrago und dem Hause Ruiz, die Fahrt in einer spanischen Diligence (Correo) und die Gesellschaft in derselben, das Bild der Gegend Madrid und der Hauptstadt selbst, das Leben und Treiben an der Puerta del Sol, Toledo und seiner Umgebungen, die Scenen im königlichen Palast und die Charakteristik der dort handelnden Personen, unter welchen wir auch Don Carlos und Martinez de la Rosa erblicken, die Begebenheiten im Dorfe Ravalcarnero u. s. w. Eine gar traurige, schokale Rolle hat der Verf. zwei Landknechten zugetheilt, von denen der eine, Magister Darr, als Correspondent für die R. R. Zeitung nach Madrid kommt, der andere, ein Herr v. Jantz, dort als Attaché einer Gesandtschaft herumkreist.

Die letzte Abtheilung: „Lisboa und die Refugiados in London“, wird uns in Form eines Tagebuches gegeben und steht an Interesse den vorigen keinesweges nach. Wir begleiten den Verf. nach Portugal, erhalten von dem Lande und der Hauptstadt ein lebensvolles Bild, sehen die Komodie der Cortesregierung auch dort zu Ende gespielt und den edeln Dom Miguel in einzelnen Zügen schon den großartigen Herrschercharakter verkünden, den die spätere Zeit so glänzend entwickelt hat! Der Verf. versteht es, allenthalben anziehende Episoden einzuflechten und so wird uns auch hier das Schicksal einiger gar anmuthig gezeichneten Individuen in hohem Grade interessant. „Die Refugiados in London“ machen den Schluß. Auch dieser Theil bildet das Bruchstück eines Tagebuches, doch angeblickt von anderer Hand. Bei einem Besuche im Hospiz zu London findet der Erzählende eine junge Spanierin, in welcher er eine frühere Bekanntschaft aus Madrid wiedererkennt. Dies ist Conchita, die uns in der ersten Abtheilung als ein höchst reizendes, aufwüthiges Mädchen geschildert worden ist. Wie sie hierher gekommen, möge man sich von der Sterbenden im Buche selbst erzählen lassen. Ihr Vater, Don Florio, der Oheim unsers Ruiz, hat als konstitutionelles Mitglied des madrider Ayuntamiento (Stadtrath) auswandern müssen, und lebt oder darbt vielmehr mit vielen seiner Landsleute in London. Der Verf. des Tagebuches führt uns in eine Wohnung derselben ein, d. h. in einen Stall, wo die Unglücksgefährten Florio's, Männer aus den ersten Geschlechtern und früher in den bedeutendsten Ämtern, in Heu, alte Mäntel und Decken gehüllt, hungern und sterben. Ein einziges einigermaßen anständiges Kleid wird

der Reize nach von ihnen, wenn sie ausgehen, getragen. Ihre Nahrung, meistens nur aus Kartoffeln bestehend, bereitet ihnen Kafaris, die älteste Tochter Osorio's, in der uns alle Hoheit und Tiefe eines spanischen weiblichen Charakters, dem seine Kirche und sein Vaterland Alles ist, begreift. Osorio, seine geliebte Conchita suchend, findet in den Straßen Londons einen traurigen Tod, dessen Verden Eindruck der Verf. nicht durch die mancherlei Scherlichkeiten, welche beim Coroner's inquest stattfinden, gemildert hat. Der Leser scheidet mit dem Eindruck der tiefsten Wehmuth, welche in ihm nicht blos das tragische Schicksal einiger Einzelnen, sondern des ganzen unglücklichen Landes erzeugt, das jetzt obermals, wie es scheint, einer politischen Katastrophe, doch seiner Wiedergeburt entgegengeht. 15.

Neueste französische Romane.

(Schluß aus Nr. 149.)

6. L'obligeant, par Raban.

Man hat Hrn. Raban den Schatten P. Lebrun's und die Silhouette von Paul de Kock genannt; unter seinen unzähligen Werken gibt es politische, Morb- und Hunderromane, Mittelaltergemälde u. s. w. Die meisten gehören indes der komischen Gattung an, die ihm am besten gelingt. Der Titel des oben angezeigten scheint ein Charaktergemälde zu verkünden; wol mag es auch die Absicht des Verf. gewesen sein, ein solches zu entwerfen, er hat aber bald gefühlt, daß ihm die Kräfte dazu mangelten. Das Ganze dreht sich um Folgendes. Gustave ist ein gutmüthiger Verschwenker, der stets bereit ist, seinen Freunden aus der Noth zu helfen. Sein Vater sieht vorher, daß er sich auf solche Weise ruiniren wird; er übergibt vor seinem Tode einem alten, treuen Diener eine Brieftasche mit der Weisung, sie seinem Sohne nur im äußersten Nothfalle zu überreichen. Alles trifft ein, wie der Vater vorausgesehen; der Diener erfüllt endlich den ihm erteilten Auftrag.

7. Cagliostro ou l'intrigant et le cardinal, vom Verf. der Memoiren der Mad. Dubarry.

Da kürzlich von Cagliostro in diesen Bl. die Rede gewesen, so können oder müssen wir uns darauf beschränken, in wenig Worten zu berichten; was wir in dem neuen Werke des Hrn. Pichot gefunden. Die Geschichte des berühmten Heilwunders ist bekannt; der Verf. folgt im Wesentlichen der Erzählung, der Madame Campan, folgende Umstände sind das poetische Beiwerk, durch welches ihr Bericht zum Geschichtseromane umgewandelt wird. Cagliostro hat zu Paris einen unverschämten Feind angetroffen, es ist sein Landsmann Muriano, der gleichfalls in die Geheimnisse der ägyptischen Freimaurerei eingeweiht ist. Der Tod einer Frau, welche ihm Cagliostro entführt, ist der Grund seines Hasses. Auch hat Muriano seinen Feind in Verdacht, ihm einen Sohn geraubt zu haben, den er in dem jungen Eudore wiederzuerkennen glaubt. Vergewissert sucht Muriano den Jüngling von dem Feinde loszureißen; nebst seiner tiefen Verehrung für Cagliostro fesselt ihn an diesen besten Dichter Albaroso. Cagliostro läßt Muriano durch den Neges-König erdöden, welchem er später Aqua Tofana gibt. Bei dem berühmten Tocten-Souper erscheint ein Gast, der nicht geladen war, Muriano, der sich von seinen Wunden wieder erholt hat. Die Hauptfiguren, Cagliostro, der Cardinal, Mad. Delamotte, sind gelungen. Cagliostro wird nebst seiner intriganten Verschöln eingeleitet.

8. Alminti ou le mariage sacrilège, physischer Roman von Repomucène Lemercier.

Freihand D'Alminti ist ein reicher venetianischer Nobil, welcher durch politische Ereignisse penibitig worden, zu entfliehen, und sich in Frankreich niederläßt. Er sieht die Gräfin De Selmour, deren Gemahl als emigrir in fernem Lande lebt und nie die Rechte einer Gatten genossen. Alminti faßt die glük-

heulste Neigung zu ihr. Eine Tochter ist die Frucht ihrer Liebe. Constantine wird in einem Kloster erzogen, sie kennt die Gräfin nur als eine Freundin, den Vater als ihren Vormund. Inzwischen erscheint Graf Selmour; die Gräfin muß ihrem Schicksale entsagen und flieht in Verzweiflung. Alminti läßt die Leiche seiner Geliebten ausgraben; ein Arzt legt die thueren Hebräerke in ein Sublimatbad, wo sie zwei Monate bleiben; nach Verlaufe eines Zeitraumes sind die schönen Formen unterlegt und tragen der Zeit und der Luft. Der Sterbende hält seine Geliebte in prächtige Gewänder, läßt in seinem Hause ein Trauerjemaß errichten, wo er ganze Tage im Anschauen seiner Freundin zubringt. Inzwischen wälzt Constantine heran; sie wird mit jedem Jahre schöner, geistreicher, ihre Sätze erhalten eine rauschende Leuchtheit mit denen ihrer Mutter. Allmählig werden Alminti's Besuche bei der anarheteten Mumie seltener. Als Constantine bei Alter erreicht hatte, wo sie in der Welt auftreten konnte, vertraute sie Alminti der Sorgfalt einer Schwägerin an. Ein fünfundzwanzigjähriger Oberst (wesh der Heiter, wo die Schmähwörter ihre geistigsheligen Calaveris herholen; die uns vorgekommen, hatten graue Schnurbärte und St. Chromille) verheiratet sich in Constantine und wird erhört; die Heirat soll vor sich geben, da weiß es sich aus, daß der junge Herr Oberst ein homme à bonnes fortunes ist und die standhafte Gräfin mit manchen lustigen Geschichten bediehet hat. Alminti kommt am Ende seine eigne Tochter, hingegriffen von ihrer Leidenschaft mit der Mutter. Ein Bruder Alminti's weiß um das Geheimniß; nach langer Abwesenheit erscheint er plötzlich große an Tage, wo die Trauung vollzogen worden. Alminti schreit vor der That zurück, die er im Begriffe ist, zu vollziehen; dem Herausretten aus der Kirche entflucht er, ohne seine Gatten mitbergselben zu haben, nach Italien und sucht sich dort in dem Namen der Wollust zu betäuben; der Genuß entlammt seine Glieder bis zur Raerei; er eilt nach Paris zurück und will seine Rechte als Gatte in Anspruch nehmen. Constantine hat inzwischen Alles erfahren, sie weiß, daß Alminti ihr Vater ist, sie weiß ihn mit Strahlung zurück. Alminti kommt zu sich, verdammt Constantine mit dem Colonel und stirbt eines erquickten, aber unfruchtigen Todes.

Über den Zweck seines Buches möge sich der Verf. selbst erklären: „In dem ich nach Art der Wucherchristlicher und M. Charbon's ein unmoralisches Sujet er wählet, habe ich an der Quelle trefflicher Belehrungen geschöpft. In den Annalen der Gerichtshöfe kommen oft die verabscheuungswürdigen Verbrechen vor, deren Ursprung ich in den phisologischen betrachten Versuchen des Gebirns suche.“ In diesem Sinne faßt Lemercier's Irrendo von seinem Helden: „Die Structure laest Schicksals, die erhabene Conscience des Oberkopfes zwingt zu Unmuth, das seine Urtheilskraft unter dem überwiegenden Einflusse erstarrter und abergläubischer Ideen erlag. Seine wichtigsten phisischen und intellektuellen Triebe machten ihn gegen herrschenden Impulsionen unterthänig; der Liebe und der Insophie.“ Auf diese Art rechtfertigt Lemercier gewissermaßen die Verbrechen, die er bronmarken will; wenn Alminti mit dem gebietrischen Ausbruche unwillkürlich der angebotener Lebensschancen losgerissen wird, so steht er unter der Herrschaft des Fatalismus; doch da stoßen wir auf eine Trae, die raudent in bere in sich faßt. So viel ist gewiß, wer der Moral des Werkes willen, darf den Grund unserer Pontianoren nicht in der Conscience des St. Adels, in einer unvermuthlichen Deutung unserer Organe suchen. Lemercier's Buch hat etwas Annehmendes, die Leidenhaftigkeit der Hauptpersonen sind mit schönem Kunst entwickelt. Man findet nicht leicht das übliche Schwanden eines erlösenden Schicksals, die insenweise wackelnde Weltwallungen der Liebenden mit so feinen, sichern und wahren Zügen gezeichnet. Manche Situationen sind von höchst dramatischer Wirkung; der Stiel trägt hier und da Spuren im classischen Empfinden, ist aber im Ganzen rein und elegant. 15.

Kritische Geschichte des Urchristenthums, durch August Sfröder. Erster Band in zwei Abtheilungen.

(Beschluß aus Nr. 150.)

Trefflich zeigt nun namentlich der Verf., wie durch den gegenseitigen Einfluß der platonischen Ideenlehre und des orientalischen Emanatismus, verbunden mit den Sagen und Lehren der hebräischen Urkunde, der Philonische Logosbegriff gebildet worden ist. Der Logos ist nach Philo erstens: der Inhalt der göttlichen Vernunft, die Idee der Ideen, der Träger der intelligibeln Welt, der Umfang aller göttlichen Urbilder, sofern sie im Verstande Gottes enthalten sind. Als solcher ist er in Gott. Er ist zweitens: der Inbegriff der göttlichen Thätigkeit auf die Welt, der Umfang der Ideen, sofern sie nach-Außen wirken und sich in der Welt verkörpern, d. h. der göttlichen Kräfte. Indem seine Wirksamkeit die Welt durchdrungen hat, ist er die Vernunft des Alls, oder die Weltseele, der allgemeine Ort der Kräfte und der Dinge, Gesetz und Harmonie des Ganzen; sofern er als die allgemeinste Idee in Alles eingeht, bestimmt er die Wesenheit jedes Dings und heißt der Zertheiler und Zerschneider aller Creaturen. Als Weltseele in der äußern Natur ist er Nothwendigkeit und Zwang, für den Haufen Zufall, für den Weisen die Vorsehung. Im obersten Theile der Schöpfung aber, im vernunftbegabten Menschen, ist er Wächter des Guten, Beleiher der Weisheit und Begeisterung, theils sofern diese geistigen Güter von außen durch göttliche Wirkung in die Seele einströmen, theils als inwohnende Kraft; er ist die Seele der Seele, das Gewissen; er ist der Geist des Geistes, die reine Vernunft, die Urthee, die in den einzelnen Seelen erscheint. Er heißt in allen diesen Beziehungen auch die Weisheit, der Geist, der heilige Geist. Diese ganze Lehre ist, wie unser Verf. (I, 301) sagt, entweder eine wörtliche Anwendung der Platonischen Ideenlehre oder eine jüdische Färbung derselben. Hier ist der Logos die allgemeine geistige Wesenheit und Kraft, nichts Persönliches in ihm, sofern unter Persönlichkeit Beschränkung auf einen Punkt, Ausscheidung vom Reich gedacht wird. Aber neben dieser Darstellung geht noch eine andere her. Der Logos ist die älteste Schöpfung Gottes, nicht ungezeugt wie Gott, nicht erschaffen wie die endlichen Wesen, er ist der Sohn des ewigen Vaters, sein Ebenbild, der Urmensch, Schöpfer der Welt, Mittler

zwischen Gott und den Menschen, Schutzengel, Vertreter, Hoherpriester der Welt, der oberste Engel, der Untergott und Regent der Welt, den der Höchste eingesetzt hat, weil er wegen seiner Reinheit das Unreine, die Materie, nicht berühren darf; er ist als solcher göttlicher Mittler oftmals in der Urgeschichte des jüdischen Volkes sichtbar erschienen: er ist die göttliche Gestalt, die Moses im Dornbusche sah; er ist der Racheengel, der Sodom und Gomorra zerstörte; er ist die Säule, welche Israel durch die Wüste leitete; er ist der Wunderführer des auserlesenen Volks. Und wie er in den alten Zeiten des Heils aufgetreten, so wird er einst in unbestimmter Zukunft (in der messianischen Zeit) wieder für sein Volk wirken. Diese zweite Seite des Logosbegriffs erscheint in den Schriften des Philo zum mindesten ebenso ausgebildet als die erstere. Beide Darstellungen lassen sich aber unmöglich zu einem zusammenhängenden Ganzen vereinigen; und daher meint der Verf., dem Philo sei es ergangen, was uns selbst täglich widerfähre, nur unbewußt, daß wir nämlich Sachen trefflich zusammenreimen, die gar nicht zusammenpassen, aus dem einfachen Grunde, weil sie in der Meinung des Zeitalters begründet und aus dem allgemeinen Kreise der Ideen in uns übergegangen seien, und weil Niemand daran zweifle. Er habe die Lehre vom persönlichen Logos vorgefunden, aber auch die Einmischung Platonischer Philosophie in die Mosaische Religion, da seine Zeit Welte, Plato und Moses, für Eins gehalten habe. Er selbst neige sich sichtlich auf die Seite der idealen unpersönlichen Auffassung hin; um desto mehr folge aus Allem, daß er in der ganzen Lehre vom persönlichen Logos in einem hohen Grade als Quelle der Zeittheologie anzusehen sei, da er gewiß in diesem Punkte nichts hinzugehan noch erfunden habe. Der Verf. macht sich nun zu seiner besondern Aufgabe, nachzuweisen, daß die Philonische Lehre von der Außerweltlichkeit Gottes und von seiner Offenbarung und Weltregierung durch ein persönliches Mittelwesen, zuerst Weisheit und Geist, dann Logos genannt, in Alexandrien schon zwei Jahrhunderte vor Philo vorhanden gewesen sei, da sich dergleichen Vorstellungen schon in der alten alexandrinisch-griechischen Uebersetzung der Schriften des Alten Testaments, in den Ueberresten Aristobul's, den sibyllinischen Büchern, Jesus Sirach u. A., besonders aber im Buche der

Weisheit mehr oder weniger ausgebildet zeigen. Daß diese Vorstellungen zur Zeit des Philo nicht nur in Aegypten geltend gewesen, sondern längst auch schon in Palästina eingedrungen seien, wird besonders aus der Verwandtschaft der ägyptischen Therapeuten und der jüdischen Essäer theils unter einander, theils mit den Philonischen Ideen geschlossen, und ähnliche Grundzüge werden nicht nur bei Josephus aufgewiesen, dem Simon Magus und dem theosophischen Schwindler Elral zugeschrieben, sondern namentlich der aus der Apostelgeschichte und als Lehrer des Apostels Paulus bekannte Gamaliel wird, besonders aus rabbinischen Andeutungen als Derjenige ermittelt, welcher sogar in öffentlicher Schule zu Jerusalem den alexandrinisch-jüdischen oder hellenischen Lehrbegriff vortragen habe.

Dieselbe Nachweisung geschieht auch bei den übrigen Punkten der Philonischen Lehre, und besonders wird in dem Abschnitte von den Tugenden dies hervorgehoben, daß hier auf ähnliche Weise, wie später von dem Apostel Paulus, Hoffnung, Glaube und Liebe, und die Liebe als die größte unter den dreien dargestellt werden. Desgleichen ist die ungemaine Ähnlichkeit in dem allegorischen Gebrauch der Sprache nirgends zu verkennen, wenn von Philo der Logos als das Manna der Seelen beschrieben wird, wie im Johannesevangelium Jesus sich selbst die wahre himmlische Speise nennt, wenn der Logos Licht der Welt u. s. w. heißt, sowie auch die Vorstellungen der alexandrinischen Theosophie und des Neuen Testaments über Schöpfung und Vorsehung, messianisches Reich und Weltgericht u. s. w. sich begegnen und erläutern.

Nun aber kann doch der Verf. nicht umhin, seinen Philo bisweilen der Inconsequenz zu beschuldigen und ihm ein Aggregat platonischer Ideen und grober particularistischer Judaismen vorzuwerfen. Er behauptet (II, 1 fg.):

Das Ganze der Philonischen Lehren bildet ein müdes und loses Gewebe, kaum durch die Phantasie zusammengehalten. Der Verstand findet überall schneidende Widersprüche, denn fast jede Lehre streitet mit sich selbst oder mit ihren Schwestern. Philo kennt einen Kanon heiliger Bücher, und doch gebraucht er diese nicht in der Urschrift, sondern in einer Uebersetzung, und erlaubt sich wider alles Recht, aus hebräischen Eigennamen griechische Etymologien herauszudeuten. Er behauptet aufs strengste die Inspiration der heiligen Schriften, und doch wird diese Behauptung durch die willkürlichste Interpretation umgangen. Er lehrt, daß Gott nicht nur unsichtbar, sondern auch, daß er rein unbegreiflich sei, daß er außer aller Berührung mit der Endlichkeit stehe; und doch kennt er seine geheimen Pläne über die Weltregierung und behauptet, daß dieser unsichtbar, selbst für Moses unbegreifliche Gott die Juden zu seinem Eigenthum auserkoren, daß er in ihre frühere Geschichte mächtig eingegriffen habe und es auch in Zukunft noch herrlicher thun werde. Er lehrt einen zweiten Gott, den Sohn des Höchsten, den Logos, und doch stellt er ihn wieder als Weltseele, als Idee der Ideen nach Plato dar. Er lehrt, Gott sei Alles in Allem, nichts ohne ihn, Alles durch ihn, und doch behauptet er die Ewigkeit der Materie als eines ungodtlichen Principes. Er lehrt die Verderbtheit der Welt, den Abfall der Ideen, und doch soll selbst die unorganische Masse nur schlafender Geist und das Weltganze die schönste, göttlichste Harmonie sein. Er lehrt ferner, Gott sei sich selbst genug, ohne alle Beziehung zu irgend einer Creatur, und doch gibt er ihm auf orientalische Weise ei-

nen Hoffkaat von Engeln. Er lehrt, die Menschen seien durch Abfall vom Himmel auf die Erde gekommen, und daß läßt er den ersten Menschen theilweise von den Engeln gebet, selbst den Geist eingeblasen werden, nach der Ordnung der Genesiß. Er lehrt, der Leib sei das böse Princip, und der Mensch, an diesen gebunden, keines Guten fähig, sondern nur komme von oben, vom Vater des Lichts, und doch erklärt er den Menschen für sittlich frei. Er lehrt ferner, der Leib könne nur durch Tugend das Wohlgefallen der Gottheit erlangen, und doch hat sich Gott von allen Nationen nur bei jüdische zu seinem Eigenthum auserkoren. Seine Tugenden sind die Tugenden der Resignation, sein höchstes Glück, vom Leibe befreit zu werden, und doch lehrt er ein irdisches, als das umfassendste Reich und langes Leben darin als höchstes Gut der Menschen.

Aus diesem Gewebe von Widersprüchen schließt der Verf., Philo habe sein System nicht geschaffen, sondern aus Bausteinen seiner Zeit aufgeführt. Wir überlassen es den Lesern, diesen kunstreich geführten Beweis in den scharfsinnigen Erörterungen des Buches selbst nachzugehen. Wir vertrauen aber auch zu jedem gefundenen scharfen Geschmack, daß er den weiten Abstand dieser verwickelten Theoreme von der einfachen Lehre des Evangeliums gleich erkenne. Jesus hat überhaupt sich nicht bestritten gegeben, als wollte er nie gehörte Wahrheiten unter die Menschen bringen, sondern im Glauben an ihn, in der Aufnahme und Fortbildung des von ihm angebotenen sittlichen Geistes und Lebens wollte er dieselben zu einem geistigen Gottesreich verbinden. Dazu war allerdings ein Mittel und Lehre erforderlich, um den Standen vorzubereiten und im Zusammenhange für die Erhaltung darzustellen. Aber diese Lehre knüpfte sich an vorhandene Vorstellungen und Gebote an und war nur insofern als sie sich auf die wirklich erfolgte sittliche Erneuerung Gottes in dem Erlöser berief, aus allem Vorhandenen nur das dem wirklichen Bedürfnisse des Gemüthes entsprechende hervornahm, so die reine sittliche Wahrheit aufstellte und die allgemeine Bestimmung derselben zur Beleuchtung anerkannte. Sobald die sittliche Wahrheit des Christenthums in das Gewissen des Menschen tritt und den verwirrten und schwankenden Zustand derselben ordnet und festigt, hat der Glaube in ihm selbst das Zeugniß, daß hier Wahrheit und Leben sei. Die Hauptsache aber bleibe immer diese, daß Jesus so wenig ein alexandrinischer Dozent als ein jüdischer Landprediger war, wie der ältere Rationalismus ihn zu begreifen liebte hatte, sondern daß er die sittliche Lebenskraft, die reine Kraft für eine ethische Regeneration des Menschengeschlechts in sich trug und in dem Werke seiner Erlösung auf Erden für alle Völker und Zeiten niedergelegt hat. Von diesem Gesichtspunkte aus hat Ref. in dem vorliegenden Buche sich aufs Neue von der hohen Würde und Würde des Christenthums überzeugt, da selbst in ihrer sittlichen Tendenz am Gegenfasse dieser theosophischen Speculation und resignirter Tugend am launigen und kräftigsten sich zu Tage stellt. Wir sind aber nicht entfernt, den Eifer, womit die athletische Erscheinung des stentorische Vortrag des neuen Hystorikers des Christenthums zur Rechenschaft auffodert und ihm den

räulichen Kranz einer unbedeckten Empfangnis im Geiste eines Stiffers abzusprechen droht, für einen so gar gefährlichen zu halten, daß wir vielmehr der Ueberzeugung sind, es möchte nicht leicht ein ähnliches Unternehmen so sehr geeignet sein, vielleicht wider Willen Derjenigen, die es begünstigen, und gegen die Erwartung Solcher, die sich von seinem Inhalt und Ton abschrecken lassen, den eigenthümlichen Gehalt und göttlichen Segen des Christenthums in das wahre Licht zu stellen. 77.

Beiträge zur Kenntniß des Herzogthums Nassau. In zwanglosen Heften herausgegeben von Friedr. Traug. Friedemann. Ersten Bandes erstes Heft. Weidburg, Lang. 1833. Gr. 8. 1 Theil.

Die Vertheilung des deutschen Volkes in so viele, in jeder Beziehung ungleiche Staaten hat bei den Wortführern der Pöbel und des Patriotismus vielfache Klagen, welche mit der Richtung des deutschen Bundes vermehrt sind, veranlaßt, als darauf mit Fug und Recht zu erwidern steht, hat am Ende gefunden; es darf aber nie vergessen werden, daß jede Staatseinrichtung um so mehr ihrem Zwecke entspricht, je mehr sie dem Familienwesen gleicht, und daß der Erhaltung des Vorbildes in den kleinen deutschen Staaten zu verdanken, wenn es zur Eigenthümlichkeit der deutschen Nation gehört, ein Staat nach dem Maßstabe eines guten Hauswesens und ein Regent als einen guten Hausvater zu betrachten. Schon raus ergibt sich der Werth genauer Bekanntschaft mit den Regenten, unter welchen die Länder der einzelnen Regenten vertheilt sind, da die hierauf basirte Verfassung theils den Gultzustand der Zugehörigen bezeichnet, theils im Guten wie im Bösen dem gesammten Vaterlande zur Lehre dient. Schriften, welche sich hierher gehörige Mittheilungen zum Zwecke haben, erhalten um so größere geschichtliche Bedeutung, je mehr sie mit ihren Berichten, Untersuchungen, Vorschlägen Wünschen ihrem, wenn auch enghesigtem Kreise treuen, in welcher Beziehung der herrliche Zustand Kaiser, als Lasser der „Denabrück'schen Geschichten“ und der „Patrioten Phantasien“, unübertroffen dastehen. —

Welche Mittheilungen wir in dieser Hinsicht in vorliegenden Beiträgen aus dem Nassauischen und über dasselbe zu erhalten haben, läßt sich nach diesem ersten Heft ziemlich beurtheilen, da es dessen Inhalt, wie auch ein zweiter Titel anzeigt, mit einer speciellen Aufgabe zu thun hat: „Die Verfassung und Verwaltung des Herzogthums Nassau, eine Zusammenstellung aus urkundlichen Quellen“, das heißt, der größte Theil des Bogen besteht im Wiederabdrucke bekannter Staatsakten, welche die gegenwärtige Verfassung des Herzogthums bilden. Es sei dies nicht tadelnd erwähnt, denn das frühere Material und im Auslande leicht Beschaffene wird zur bequemen Uebersicht vereinigt, welches unmittelbar zur Beurtheilung der vielfach sich widersprechenden Nachrichten über den Werth der Nassauischen Staatsverwaltung führen. So verweilt man gern bei der Verfassungsurkunde (Kr. I) 2. Sept. 1814 und den sich daran anschließenden beiden Edicten folgenden Jahres über die Bildung des Landtages durch den Landstände und durch Bildung des Herrenbank (II) und diese Urkunden haben gegenwärtig ein doppeltes Interesse, auch für das Ausland, weil die vielgelesenen „Briefe des v. Stein“ die Mißbilligung derselben wiederholen; weil sie daran erinnern, daß sie die erste Verfassungsurkunde aus dem Jahre 1814, welche ein deutscher Regent seinen Staaten gab; weil sie daran tadelte, daß sie nicht auf staatsrechtlichen Grunden, sondern vom Ministerium willkürlich gegeben wurde; weil sie mit einer repräsentativen Verfassungsurkunde übertrug

Regierungen auf diese Nassau'sche Gesessammlung als überreife hinweisen, und weil endlich documentirt wird, daß die hier gesetzlich ausgesprochene Verfassung nie ins Leben trat und treten konnte, bei dem Mangel alles organischen Zusammenhangs und guten Willens zwischen dem unbestimmten Worte und dem Leben der Staatsgesellschaft. — Und alle diese Erfolge sind, sonderbar genug, nicht unvorhergesehen; vielmehr wurde gleichzeitig mit der Gesetzespublication, oder vielleicht noch um einige Monate früher, von einem einsichtsvollen Nassauischen Staatsbeamten offen darauf hingedeutet (s. „Politische Ansichten über Deutschlands Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft“. Von Parscher von Klumendingen. Wiesbaden, 1814). Unter Kr. VI, VII und VIII findet man den erneuerten Erbverein des sächs. Gesammthaus des Nassau von 1785, den Preliminar-Handvertrag vom 26. Nov. 1813 und den Staatsvertrag des sächsischen Gesammthaus vom 14. Jul. 1814. Unter Kr. IX und X werden, was fast überflüssig erscheinen dürfte, die deutsche Bundesacte und die wiener Congress-Schlussacte vom 15. Mai 1820 vollständig abgedruckt. So beschränken sich die eigenen Beiträge dieser Verfassung und der Verwaltung Nassaus gewidmeten Schrift nächst der Vorrede auf eine geographisch-statistische Uebersicht (IV), auf eine Uebersicht der Verfassung und Verwaltung (V), und endlich auf eine Abhandlung: „Zur Würdigung der Verfassung“, nebst der „Schlußbetrachtung des Herausgebers“ (XI); doch seien, die eben namhaft gemachten Aufsätze IV und V sind, besage der Vorrede, aus dem amtlichen Staats- und Adresshandbuche des Herzogthums für 1811 wörtlich entlehnt, „weil für das Ausland in neuerer Zeit diese Gegenstände nicht bearbeitet und namentlich einzelne Zweige der Verwaltung nicht in ihrem Zusammenhange verfolgt wurden“. So werden wir auf die Würdigung der Verfassung des Herzogthums vom Dir. Friedemann, als den unabweislich wichtigsten Theil der Schrift, hingewiesen. Hat der Verf. Partikularismen wider sich, schon der Vorfälle des Jahres 1832 halber (wo er, als die Deputirtenkammer sich auflöste, mit vier Mitgliedern derselben deren Befugniß fortführte; ja, über die Zutretreten des Richtersamts übte), so bleibt zweifelhaft, ob die Worte der Einleitung, wo Bescheidenheit das Geständniß der Unfähigkeit zu einer umfassenden Darstellung hervorruft, und jene Stelle, wo der Verf. sich zu dem politischen Systeme seines Landes bekennt, seinen Ansprüchen auf Beachtung Anerkennung verschaffen werden. Er wendet sich sogleich zu dem landschaftlichen Institute, das heißt zu den repräsentativen Landesverfassungen, deren Elemente wir aus den oben namhaft gemachten Urkunden kennen. Sie ist aus dem Verfassungsgeetze und aus den von dem Ministerium durch ungewöhnliche Interpretation desselben veranlaßten Abänderungen hervorgegangen, da die Nassauischen Stammlande in früheren Zeiten keine Landstände gehabt zu haben scheinen; die dadurch in die Hände der letzteren gelegte Wirksamkeit auf Verwilligung der Abgaben oder auf Bestätigung eines Antrages zu setzen, ist ein Mißgriff, der von den gefährlichsten Folgen sein kann, indem die Erfüllung des eigentlichen Berufs einer Einzelheit untergeordnet wird. Man mag über repräsentative Staatsverfassungen eine Meinung hegen, welche man will, so hat es sich theoretisch und praktisch bewährt, daß der Werth derselben in der Abnahme und Garantie der gesammten Gesetzgebung liegt, indem sie, um des Verf. Worte zu wiederholen: „so wenig für den jedesmaligen Regenten unabweislich, als für die Landesbewohner unverbindlich werden darf“. — Von diesem Standpunkte aus die hier verheißene Würdigung der Verfassung Nassaus zu verfolgen und die innere Staatsgeschichte des Herzogthums von 1814 an beizubringen, um so den rechten Inhalt für den gegenwärtigen Zustand des Landes zu gewinnen, wäre für alle Parteien belehrend gewesen. Hr. F. aber verliert sich, nach alter Weise der Philologen, in breiten Anmerkungen, in welchen, freilich in der un bequemsten Form, manches interessante Citat seine Stelle einnimmt. Selbst was er zur Empfehlung der Verfassung, wie sie jetzt besteht, sagt, von der Theilung

des Landtages in die Herrenbank und in die der Deputirten, von den Grundbesitzern und den Besitzungslosen u. s. f. sind Einzelheiten, welche die Hauptpunkte des Untersuchungsgegenstandes mehr umgehen als prüfen. So wird, ungeachtet des Dankes, welchen diese schriftstellerische Unternehmung in gewissen Kreisen finden kann, mancher Leser das Buch unbefriedigt aus der Hand legen, es vielleicht gar verschreien, als einen missglückten Versuch, edles Streben zu verächtigen. Wenn dieses auch nicht in der Absicht des Verf. liegt, so entzieht ihm doch ohnehin ein gewisser Prunk mit Gelehrsamkeit und Belesenheit, welche in der schon erwähnten Fülle der Anmerkungen sich Luft macht, und gelehrte Schussprache die wahre Popularität, und was noch schlimmer ist, er vertritt in der Dreistigkeit der Behauptungen wol gar den geschichtlichen Grund, z. B. S. 182: „Die alten Reichsfürsten hatten vor Allem die, aus ihren Domainen und Regalien resultierenden Einkünfte ohne alle ständische Einwilligung. In den letzteren sind in neuerer Zeit die Accise, die Raufchen und andere indirecte Abgaben noch gerechnet worden.“ — Zur beabsichtigten „Verständigung und Vermittlung“ gehdrt zunächst die Erkenntnis, daß man bei großen politischen Streitigkeiten ein ehrenwerther, tüchtiger Mann sein kann, daß man, selbst als Schriftsteller, jenen preisgegeben, deshalb nicht zu den Pöbelseelen gehdrt, noch sich gegen, fehlerhafte Ansichten und Behauptungen enthaltende Blätter kurzweg als Pöbelblätter zu bezeichnen.

Bei den Verhörungen, welche Hr. F. für die Fortsetzung dieser „Beiträge“ macht, ist eine nähere Aufhellung der gegenwärtigen Lage der öffentlichen Angelegenheiten in Nassau zu erwarten, für welche wir dieses erste Heft als eine Einleitung betrachten. Es wird dort auf die Beantwortung hier völig umgangener Fragen ankommen; vorzüglich ist dahin zu rechnen, ein tatsächlicher Bericht, wodurch zwischen der Regierung und dem Landtage die verhängnisvolle Spannung, welche in Deutschland nur durch Gewaltstreiche hervorgebracht werden kann, entstand; auf wessen Seite die Macht (sowol physische, als moralische), also die nächste Verpflichtung war, diese zu beschwichtigen. Was geschah von der einen, wie von der andern Seite, um die Erbitterung dahin zu keigern, daß die Wehrzahl der Landtagsdeputirten glaubte (ob trübsämlig oder wirklich, ist fast gleichgültig), in dem Falle der Nothwehr sich zu befinden, und ihre ständische Wirksamkeit suspendirte? Wo war eigentlich der Mangel an Einsicht und Willen, welcher eine friedliche Beilegung des Streites unmöglich machte und, alle Vermittlung verschmähend, nur auf Vernichtung gegenseitiger Ansichten hinarbeitete? und endlich — wer wird den Segen dieser Vermittlung zu erwerben suchen, oder den Fluch der Zwietracht auf die kommenden Geschlechter vererben? — 25.

Novellen von Ritter Braun von Braunthal. Wien, Haas. 1834. 12. 21 Gr.

Mit einer günstigen Meinung vom Verf. ging Ref. an die freitliche Untersuchung dieses Bandes; leider machte er die Erfahrung dabei, daß man recht ansiehend über Wien und Berlin, allein zugleich sehr unangenehme Novellen schreiben kann. Das geht auf Steigen einher und spreizt sich mit Worten, macht Hausbacken, als sollte posant werden wie vor Jericho, und doch ist weder was davor noch dahinter. Vorzugsweise gilt das von den beiden ersten: „Der Findling“ und „Der Gang zur Urne“, welche vollständige geistige Markterbstalten sind. Alles windet und krümmt sich darin gegen die Natur, und auch nicht einer von den darin ausgefallenen Charakteren hat Oast und Kraft; Alles flucht. „Der Gang zur Urne“ geht ganz nach derselben kranken Jammermelodie. Besonders geht es in den beiden andern Erzählungen her, welche die andere Hälfte des Inhalts ausmachen. Die „Das Geheimniß der Kehnlichkeit“ beiteilt,

lehrt den Gah durch: hüte dich vor jedem Weibe, das zu große, und vor jedem Manne, der zu klein Schätze macht. Ein Herr von Berg gibt diese Lehre seinem auf Reisen gehenden Sohn als selbstgemachte Erfahrung, und letzterer setzt sie in Paris durch seinen Hofmeister bestätigt, der wenig Stunden vor der, ihm wegen politischer Beschuldigungen bewohnten Verhaftung mit auffallend kleinen Schritten im Zimmer hin und hergeht und mitten in der Nacht seinen Gorgeschloß heimlich verläßt. Das Ganze ist ziemlich leicht erzählt und kann unterhalten, obgleich auch hier allerhand ungeschicktes Zeug mitunterläuft. So sagt z. B. der lebentling-Sohn zu seinem Sohne: „Du hast nicht viel Kalage, glücklich zu werden, aber zum Unglücke paßt dein Kopf auch nicht, den — er heißst ja Ernst, wie der Vater deiner vorerflichen Kumm. Er hieß Ernst und war erst: der Mensch wird immer so, wie er heißt.“ Am zufriedensten ist Ref. mit der letzten Erzählung: „Die Waife“; hier herrscht doch einige freie Regsamkeit, wo die Katastrophe läuft nicht auf Heulen und Zähneklappen, sondern auf eine frühliche Doppelheirat hinaus.

Nicht ungeräth darf bleiben, das „Der Findling“ gleichfalls in dem wieners Taschenbuch: „Gedanke mein“ f. 1834, in dem Welt geschicht worden ist, wie Ref. zufällig entdeckte. Zu Hierzu Beilage Nr. 5.

Literarische Anzeiger.

Sorben sind erschienen und durch alle Buchhandlungen in Sa- und Auslandes zu beziehen:

Sämmtliche Schriften

von

Johanna Schopenhauer.

Wohlfeile Ausgabe.

24 Bände in Taschenformat mit dem Bildniß der Verfasserin.

Das Ganze, auf schönes Papier gedruckt und gehft, w cheint in vier Lieferungen, jede zu sechs Bänden. Jede Lieferung kostet auf Druckpap. 2 Thlr., auf Betinsap. 3 Thlr.

Um dem Publicum eine Uebersicht der Biesftigkeit und Mannichfaltigkeit der schriftstellerischen Leistungen der berühmten Verfasserin zu geben, theilen wir hier den Inhalt der sieben Lieferungen mit.

- I. Lieferung. Band 1, 2, 3, 7, 8 und 9, enthält: Fernow's Leben. 2 Theile. — Ausflug an den Rhein. — Gabriele. Novelle in 3 Theilen. — II. Lieferung. Band 4, 5, 6, 10, 11 und 12, enthält: Johann van Eyck und seine Nachfolger. 2 Theile. — Die Jahreszeiten. Novelle. — Sibonia. Novelle in 3 Theilen. — III. Lieferung. Band 13, 14, 15, 16, 19 und 20, enthält: Die Faute. Novelle in 2 Theilen. — Reise durch England und Schottland. 2 Theile. — Kleinere Novellen und Erzählungen. 2 Theile. — IV. Lieferung. Band 17, 18, 21, 22, 23 und 24, enthält: Reise von Paris durch das sächsische Frankreich bis Champani. 2 Theile. — Kleinere Novellen und Erzählungen 4 Theile.

Die erste Lieferung ist bereits erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben. Zugleich sind die nöthigen Anstalten getroffen, daß alle drei Monate eine Lieferung bestimmt wird, sodas am Schluß des Jahres 1834 das ganze Werk in den Händen des Publicums ist.

Frankfurt a. M., im Mai 1834.

J. D. Sauerländer.

Geschichte des deutschen Volkes. Von H. Luden. Achter Band. Gotha, J. Perthes. 1833. Gr. 8. Prän.-Preis 2 Thlr. 12 Gr. *)

„Wahrheit, im schwierigen Werk Allen genügen ist schwer!“ Herr Ritter Luden hat ein Wort an die Ehre seines Werkes gesetzt, dessen Wahrheit er wol öfters zu erfahren Gelegenheit gehabt haben wird. Aber er handelt ritterlich und läßt sich allerhand Kleinmessenereien nicht ansechten; er weiß, daß, wer sein Haus am Wege baut, es den Beurtheilern des Hauses niemals Recht macht; endlich aber gewöhnt man sich daran, dies Haus mit seinen Eigenthümlichkeiten eben für ein gutes Haus zu halten, weil es wohnlich und gemüthlich darin ist, und an diese deutsche Geschichte gewöhnt man sich, weil Hr. L. uns daran gewöhnt, daß sie ebenso und nicht anders sein soll. Wir haben längst angenommen, daß der Verf. unsere Anzeigen nicht lese, und bekennen, daß wir sie auch gar nicht für ihn, sondern nur über ihn und für die Leser dieser Blätter, denen wir von Zeit zu Zeit einen Bericht deshalb schuldig zu sein glauben, geschrieben haben. Darum findet hier auch wol Luther's Gleichniß von den Äpfeln keine Anwendung, der da sagt: „Es ist ein ungleich Streben, wann die alten Äpfel wollen mit den Felsen freiten, denn es gerathe, wie es wolle, so geht es über die Äpfel. Füllen sie an den Felsen, so zerstoßen sie sich und zerbrechen; fallen aber die Felsen an sie, so zerschmettern sie die Äpfel, das wahrlich den Äpfeln zu ratzen wäre, sie blieben Äpfel, wie sie sind, in der Küche und unterstünden sich nicht auszugleichen im Felde und wider die Berge und Felsen zu freiten.“

Der vorliegende Band von ungefähr 720 Seiten (die Noten von 589 an mitgerechnet) enthält das 17. Buch oder die Geschichte des deutschen Reiches unter den fränkischen Kaisern Konrad II. (diese ältere Form statt Konrad hat der Verf. vorgezogen) und Heinrich III. (II.), und den Anfang des 18. Buches, das Reich unter Heinrich IV., aber nur bis 1075 (also von 1024 bis 1075 im Ganzen etwa 50 Jahre). Das erstere Buch hat noch die Nebenanschriften: „Des Reiches neue Erhebung und des Königes größte Gewalt — Anfang der Händel zwischen der geistlichen und der weltlichen Macht“; während das letztere „Verfall des Reichs und Thrones — Offener Kampf zwischen der geistlichen und weltlichen Macht“ betitelt ist. Nach diesem Stoffe der Behandlung zu urtheilen wird uns der neunte Band etwa durch die nächsten 50 Jahre bis zum Tode Heinrich V. 1125 bringen. Hoffentlich werden wir dann auch wieder eine übersichtliche Zusammenstellung der ganzen Culturverhältnisse des deutschen Volkes bekommen, weil hier nur immer von dem Reiche als solchem die Rede ist.

Es soll ebenso wenig unsere Aufgabe sein, eine weislichste Inbhaltsanzeige des Werkes zu geben, als uns über die Behandlungsweise des Ganzen in Streit mit dem Verf. zu setzen. Letztere ist bekannt genug und gehört zu der pragmatifirenden und reflectirenden. Die Thatfachen selbst würden kaum des dritten Theil des Buches füllen; alles Uebrige ist bei Verf. Ansicht über dieselben, aus genauer Ansicht der Quellen selbst und aus einem tiefen Einverständen in den Geist der handelnden Personen und den Gang menschlicher Dinge überhaupt geschöpft. Grobe datam gewirmt Manche eine ganz eigenthümliche Verfaßt. Von neuem Schriftstellers über diese Zeit finden wir nur Bolz's „Pöbelbrand“ angeführt, nicht ohne einige Verwunderung, daß nicht auch Stenzel's „Geschichte von Deutschland unter den fränkischen Kaisern“ (Leipzig 1827 und 1828) genannt ist, da wir doch Grund haben zu glauben, daß dieses Werk dem Hr. Verf. nicht unbekannt geblieben ist. Uebrigens ist, beiläufig bemerkt, dieser Band sehr incorrect gedruckt.

Wir sehen im ersten Buche die unseligen Folgen der Verknüpfung Deutschlands und Italiens durch die Kaiserkrone sich immer mehr entfalten und sind der festen Ueberzeugung, daß ohne dies Streben nach der Herrschaft über jenes Südländ unter Heinrich III. Deutschland noch ganz anders sich hätte conso lidiren und einigen lassen müssen. Italien wird immer mehr der Haupthebel für die Unternehmungen der deutschen Könige, die damit in das wildeste Bespänneß führen und niemals ungerochen zurückkommen. Dieser Umstand wirkt auch den Schwere punkt des Reiches mehr auf den Süden Deutschlands und führte, als Heinrich IV. Sachsen dazu machen wollte, die blutigste Reaction von Seiten der Bewohner dieses Landes herbei. Die Händel und Kriege mit den Ungarn, Polen, Böhmen, Litowigen und über das Uebel gewonnene (und endlich nicht ehrenvoll aufgegeben) Burgund sind zum Theil Folge des über Italien zerplitterten reindeutschen Interesses, und mit menschlicher Theilnahme sieht man den Heiß der Freundschaft und der Eoge, des Kaisers Stiefsohn, Ernst von Schwaben, über das vorerhaltene Burgund untergehen. Was der Verf. über die Konradinische Lehenkonstitution sagt, mag geändert sein, aber verschwiegen hätte nicht werden sollen, wie durch sie der innere Verfall des Reiches nur noch vermehrt wurde. Man wußte endlich nicht, was der König war und sein sollte. Sehr anziehend ist, was der Verf. über den Plan, einen allgemeinen Weltfrieden zu begründen, eine allgemeine Conwaffnung vorzunehmen, sagt, und obgleich dieser Plan von Geistlichen ausging, erinnert er doch in seinem offensibeln Motive, der Religion, an die heilige Allianz von 1815. Aber es war auch damals ein mos parturians, weil die weltlichen Fürsten mit dem Schwerte Alles verloren zu geben und sich dann gänglich der Kirchengewalt unterworfen glaubten. So kam endlich bloß die bekannte treuga Dei, oder der Gottesfriede, dem zufolge die Waffen von Mittwoch Abend bis Montag Morgen jeder Wochen ruhen sollten, heraus.

Was der Verf. S. 199 über den Zustand der Städte sagt, geschieht mehr, um den Gegenfag derselben gegen das Basallenthum und die Entstehung des Adels in neuem Sinne aus dem letztern, als einer geschlossenen Verbindung gegen die Bürgerfreiheit, nachzuweisen. Wir hoffen, daß der Verf. des päpstlichen Lebens noch einmal umständlicher und um seiner großen Erscheinung selbst willen gedanken werde. Aber sehr interessant ist, den Verf. über die Entstehung dieses neuen Adels zu vernehmen, der die alte Freiheit der Basallen gegen die Bürger schirmen sollte. Die Befestigung des neuen Adels zu einem Stande wurde möglich durch die Erblichkeit seiner Ehren und Würden; durch das vereinte Bestreben, fest zu stehen wie seine Burgen, zu halten, was bestand, nur der Noth zu weichen, Allem einen Werth zu geben, was er besaß, dasselbe mit einem alterthümlichen Strenge zu überziehen, oder mit einem phantastischen Schmucke zu umgeben, alle Dinge vormaliger Gewalt und Herrlichkeit mit dem Anstand eines vornehmeren Lebens zu bekleiden, mit der Herbe einer neuen Benennung (Ritter) fast dichterisch zu verschönern, bis zuletzt durch trotzige Verschümmis höherer Bildung eine Verkümmernng des Geistes eintrat, bei welcher das Thier im Menschen vor dem Gott im Menschen den Vorzug erhielt.“

Wir glauben und bei manchen Lesern dieser Blätter einen Dank zu verdienen, wenn wir statt eines Andern die merkwürdige Note 13, S. 624 hier ganz mittheilen: „Als die Freiheit in den Städten entstanden und anerkannt war, da waren die Stammbäume des Adels notwendig, theils wegen der Ehre, die man dem Adel behaupten wollte, theils wegen der Vortheile, die man dem Adel zu sichern strebte. Im Fortgange der Zeit wurde begrifflicher Weise desto mehr Zeit mit dem Auf- und Absteigen an diesen Bäumen verboden, je höher sie wurden. Ver-

*) Bgl. Beil. 4 d. Bl. f. 1833.

lorene Zeit aber wird schwer wieder eingebracht. Als man dieses endlich merkte, als man merkte, daß man zurückgeblieben, weil man nicht vorwärts gekommen war, da mußte es fast ein Bedürfnis des menschlichen Herzens sein, anzunehmen, der Stammbaum sei mehr werth als irgend etwas Anderes, und das reine Blut, das durch die Jahrhunderte von Geschlecht zu Geschlecht in reinen Adern geflossen, habe den Vorzug vor Geist und Kenntnissen, vor Tugend und That. Unglücklicherweise zählte man vom Ahnherrn herab auf die spätere Tage, ging den einfachsten Weg und ließ zur Seite liegen, was nicht auf diesem Wege lag. Wäre man vom Geburtstage des spätern Entfels hinaufgestiegen zum Ahn, und nach des alten Franklin Rechnung verfahren, vielleicht wären doch einige Zweifel gegen die Reinheit des Blutes entstanden, und der Geist wäre in seine Rechte getreten. Franklin aber rechnet bekanntlich in folgender Weise: Gesezt, der späte Entel würde jetzt 1832 geboren, und man rechnete sein Geschlecht hinauf bis 1100: so bekämen wir 22 Menschengeschlechter. Nun hat das Entelchen einen Vater und eine Mutter, sind zwei Personen; diese beiden hatten je einen Vater und eine Mutter, sind vier; diese vier hatten je einen Vater und eine Mutter, sind acht, und sofort 22 Mütter. Diese Rechnung ergibt, daß im J. 1100 nicht weniger als 4,194,804 Menschen gelebt haben müssen, von welchen der Neugeborene abstammt. Zählt man aber die Summen aller Vorfahren desselben, die in den 22 Generationen gelebt haben, zusammen: so bekommt man eine Masse von 8,388,616 Menschen, deren Fleisch und Blut dazu beigetragen haben, unsern jungen Freund zur Welt zu fördern. Man sieht, dieselbe hat eine ausgebreitete verzweigte Verwandtschaft. Man begrift sogar des guten Franklin Ausruf: „Wie viele schlechte Männer und Weiber, wie viele Spitzböden und Huren mögen in einer solchen Masse gewesen sein! Ja, man wird fast geneigt, ihm die Meinung zu verzeihen, daß wir Alle, Hohe und Geringe, Reiche und Arme, das Blut als thierisch und irdisch laufen lassen und nur auf Das achten sollten, was in unsern Willen liegt, was wir selbst zu reinigen, zu schärfen, zu mehrn, zu veredeln vermögen, auf das Herz, den Verstand, die Kenntnisse, die Gesinnung. — Aber das sind fremdartige Dinge.“

Bei der Beurtheilung K. Heinrich IV., von welchem das 18. Buch handelt, können wir es dem Verf. nur Dank wissen, daß er uns von dem schußlichen Ungeheuer befreit, als welches Leo in seiner „Geschichte Italiens“ und diesen Heinrich zeichnet. Eine ähnliche psychologische Entwicklung dieses Fürsten, dessen Herz ein so trotziges und verzagtes Ding zugleich war, erinnern wir uns noch nicht gelesen zu haben, obgleich auch Stengel vor Eudem viel mit Eiferem Ueberstimmes über ihn gesagt hat. Seine fittliche Verworfenheit und Verbothenheit sind ein jammervolles Resultat der verfehltesten Erziehung und der Umstände. Freilich bleibe, auch Bruno's feinseltige und schmutzige Auslagen in Abrede gestellt, Heinrich sehr im Hintergrunde gegen seinen großen Zeitgenossen Hilbrand, oder Gregor VII., der in so vorworrer Zeit allein wußte, was er und warum er es wollte, und dessen altrömischer Muth aus dem Bewußtsein redlicher Gesinnung hervorging. Sein großer Reformationsplan des Kirchenthums wird nach der Stellung und der Einsicht der Menschen immer verschieden betrachtet werden, und leicht könnte unser Verf. (wie früher Boigt) hart beurtheilt werden, wenn er Gregor's Plan (S. 471) aus den edelsten Gefühlen in der menschlichen Brust entspringen erklärt und einen Versuch zur Verbesserung und Berechtigung des Lebens in dem religiösen Gewande des lebendigen christlichen Glaubens nennt.

Aber unerwartet fürwahr kam dem Ref., wie sehr er auch nach Boigt's und Eudem's Vorgang seine Ansicht über Hilbrand zu mildern willfährig ist, des Verf. Ansicht über den Eddilat der Geistlichen, vorwiegend der Sag feststeht, daß, wer die Sache (die Verbesserung der Kirche in Haupt und Gliedern) wollte, auch die Mittel wolle müssen. Da sich jetzt so viele und nicht ungewichtige Stimmen gegen den Eddilat erheben, so kann es nicht ohne Interesse sein, auszugewisse zu hören, was E. für denselben

sagt und gewiß selbst zum größern Theile noch als heute gültig betrachtet. „Die Ehelosigkeit (heißt es S. 565) war Gregor eine Anlegenheit des Herzens und des Verstandes zugleich; des Herzens, weil er den festen Glauben hegte, daß die Kirche Jesu Christi nach Gottes Willen frei sein und die Welt beherrschen solle; des Verstandes, weil er überzeugt war, daß die Kirche nicht frei werden und nicht zur Herrschaft gelangen könne, solange ihre Diener, die Geistlichen, abhängig blieben durch die Hand der Ehe von den Angelegenheiten der Welt und von der Gunst der Großen dieser Erde. Er hielt die Sache für gerecht, weil er sie für notwendig hielt. — Der Ausgang hat sich aber gezeugt und bewiesen, daß seine Forderungen dem J. in seiner Zeit angemessen gewesen. — Eben deswegen darf auch die Sache selbst nicht nach den Ansichten, den Sitten, den Bedürfnissen späterer Tage beurtheilt werden. Die Ehelosigkeit in Geistlichen hat gewiß in jener Zeit, in welcher sie bezeugt und erzwungen ward, unermessliches Unglück über viele tausend Menschen gebracht; sie mag auch, als sie durchgesetzt war, wie einzelne Geistliche zu argen Sünden und selbst zu schweren Verbrechen verleitet haben; aber jene Geschlechter, die das Unglück duldeten, sind von der Erde verschwunden und mit ihnen die Sünden; den Sünden haben sich Tugenden, den Verbrechen die Opferungen entgegengestellt, welche, wie jene jegliches Lobes, je jegliches Lobes würdig waren, und im Ganzen hat durch die Ehelosigkeit der Geistlichen das Gewonnen, warum wir ihn und sind, der Geist, die Pflege des Geistes, die Bildung im Menschengeschlechte. Sie hat wesentlich mitgewirkt, der Kirche die Einheit und in der Einheit die Macht zu verschaffen, die so nützlich war, um sich der rohen Gewalt des Schwertes entgegenzustellen und um den erstickenden Druck zu mildern, den die Lebewesen auf das Leben gebracht hatte. Auch ist vielleicht der germanische Welt nur durch die Ehelosigkeit der Geistlichen der einem erblichen Priestertume bewahrt worden (wovon erst in der Normandie Beispiele vorkamen). — Ein erbliches Priestertum aber neben einem erblichen Adelthume, das in den Lebewesen, welches ebenso schwer auf dem Geiste lastet, als es schwer zu zerbrechen ist. Und was endlich die Jungfrauen betrifft, welche auf die Erfüllung ihrer schönsten Hoffnungen verzichten mußten, so fanden denselben nicht nur die Pforten der Klöster offen (1), in welchen sie geschätzt wurden wie von den Reizungen (2) so vor dem Gespötte der Welt, sondern sie sahen das ganze weibliche Geschlecht mochten auch wol einigen Theil darin finden, daß die Männer, gleichsam wie zum Trup, die Achtung, welche die Frauen und Jungfrauen schon in den besten Tagen in Deutschland gefunden hatten und welche noch so steigert war durch die Verehrung der heiligen Jungfrau, die Mutter Gottes, von dieser Zeit an auf das tiefste sinken und hier und dort sogar auf Grundstücke zurückzuführen begannen, nach welchen den Frauen ein großer Einfluß auf das Leben Theil werden mußte, sobald sie als Herrinnen der Männer erschienen, die sich ihrem Dienste widmeten.“ 41.

Handbuch des Wissenswürdigsten aus der Natur und Geschichte der Erde und ihrer Bewohner. Zum Gebrauch beim Unterricht in Schulen und Familien, vorzüglich für Hauslehrer auf dem Lande, sowie zum Selbstunterricht. Von Gottfr. Ludwig Blanc. Zwei vermehrte und verbesserte Auflage. Mit Abbildungen zweiter Theil. Halle, Schwetschke und Sohn. 1833. 8. 8.

Ref. hat bei seiner ausführlichen Anzeige des ersten Theils (1835, Nr. 305 u. 306) das Verhältnis zu bestimmen gesucht, in welchem das Blanc'sche Werk zu den Forderungen steht, die man jetzt an ein geographisch-historisches Handbuch zu machen berechtigt ist. Der mittlerweile erschienene zweite Theil ermöglicht unser Urtheil, daß das Werk an Brauchbarkeit fast noch zu wünschen übrigläßt, und daß Hr. Blanc die schon fast

in einer gedrängten und geschmackvollen Darstellung sich zu liefern, drffen sich jeder gebildete Mann nicht als Regel, sondern auch mit Vergnügen bedienen kann; die Sprache ist rein, gefüllt und frei von jener Trockenheit, so leicht in geographischen Lehrbüchern eintritt und ganz mit daran Schuld ist, daß unter der heutigen Jugend selten der richtige Sinn für die Geschichte und Beschaffenheit der Erde und ihrer Bewohner gefunden wird. Uebrigens der Verf. auch darin gleich geblieben, daß er den topographischen, den Höhenzügen und Flußgebieten nicht zu sehr eingeräumt hat. Der Mensch in seinen verschiedenen Stufen und Eigenthümlichkeiten hat einen vorzüglichen Anspruch auf die Aufmerksamkeit des Lesers, ohne daß er den Kenntniß des Bodens, auf dem er lebt und waltet, zu vernachlässigen ist. Wir wollen hier nur die Beschreibung der Kreuze, Konstantinopel und Venedig, die Schilderung von und der römischen Campagna nennen. Wol war der Inhalt des Raumes ist es beizumessen, daß der in den Beschreibungen so geschickte Verf. der Salzburger Alpen, der Gebirge und des Harzes nur kurz gedacht hat.

Der vorliegende Theil enthält auf 508 Seiten die Geschichte von Deutschland, Italien, Griechenland, päpstlichen Aemtern und den ionischen Inseln. Den historischen Theil anlangend, so finden wir dieselbe Genauigkeit und Scharfsinnigkeit in der Erzählung der Thatfachen und dieselbe Präzision in der Darstellung wieder, die wir schon am ersten Theile

Die deutsche, römische und griechische Geschichte ist verständlich erzählt worden, überall tritt ein Gemüthsgefühl hervor. Nur höchst selten sind wir auf Unrichtigkeiten, wie auf S. 20, wo der Verf. den Tod des Kaiser I den Folgen eines kalten Bades zuschreibt. Aberamer's Erzählung und Kritik („Geschichte der Hohenstaufen“, II. 436) geht ja hervor, daß der Kaiser in den Kämpfen mit seinem Pferde sprengte, um schneller zu dem Vorberainer's Herres zu kommen, weil der Zug ihm zu langsam rückte. Da ergriffen ihn die Wellen und rissen ihn fort; als man ihm zu Hilfe kam und ihn an das Land war er bereits entselkt. Gleich darauf konnte auch die Erzählung, als ob Heinrich VI. Tod durch Gift von der Hand des Papstes herbeigeführt sei, wegfallen, da sie unbegründet ist. S. 435 bei Gelegenheit von Philipp's des Macedoniers hätte seine Gemahlin Olympias des Mordwissens an der Ermordung als „sehr verdächtig“ bezeichnet werden sollen. Von Untersuchungen (s. B. die von Staßl in der Geschichte „Guckelkopfbild“ unter dem Art. Olympias) machen die Wissenschaft der Königin sehr zweifelhaft. Als Landungsort des Xerxes nennt Hr. Blanc S. 47 die Insel Karien, doch höchst wahrscheinlich (wie auch in Nr. 234 d. Bl. nach Wohnitz's Bemerkung in Zober's „Ungebrachten Ballenstein's“ gedankt wird), daß die Landung erst am 24. (nicht am 24.) 1630 am Ausflusse der Peene bewerkstelligt wurde, nachdem die Flotte am 24. wegen eines heftigen Windes hinter der kleinen Insel Ruden (eine Meile vom Festlande oberhalb der Peenemündung und eine Meile von der Insel) vor Anker gegangen war. Für den „wahren“ Uebergangspunkt Hannibal's über die Alpen nimmt S. 234 der Mont Cenis an. Die größere Wahrscheinlichkeit ist aber wohl nach Polybios und de Luc für den

selben Tod der Klarheit und Unparteilichkeit verdienen rühmlichen Uebersichten. Namentlich ist — und das von uns — die Uebersicht der deutschen Literatur so vollständig immer der Umfang des Werkes zuließ; bei der nicht vollständig gearbeiteten Uebersicht der italienischen Literatur kenntnißreiche Erklärer des Dante nicht zu verkennen; Urtheilen über deutsche Gelehrte und Dichter findet

Friedrich's „Erinnerungen aus der pommerischen Reformationsgeschichte“ (Köln 1830, S. 27).

Ref. nur das über Wieland ungerecht; auch Christophorus (S. 432) nicht ganz richtig charakterisirt.

Bei den großen Massen, welche der Verf. in seiner geographischen Darstellung zu bewältigen hatte, verdient es zuverörderst Lob, daß er für manche geringfügige Gegenstände, die aber doch im Laufe des gewöhnlichen Lebens und Gesprächs häufig vorkommen, Raum zu gewinnen wußte. Wir rechnen dahin z. B. die Bemerkungen über die Namen der böhmischen Berge (S. 9); über die badischen Weinstetten (S. 150); über Ost- und Rheinwein (S. 163), wobei wir zugleich erinnern, daß des S. 103 erwähnte Rheinwein nicht „Rheinischer“, sondern „Ahrbacher“ geschrieben, auch wol nicht ganz richtig mit dem Beiworte „das“, „blaßrothen“ Wein bezeichnet ist; ferner über den Stracchino (S. 298), über die italienischen Rassen im Cassino (S. 273), über den Index librorum prohibitorum (S. 323), die Beschreibung der türkischen Bäder (S. 463) u. dgl. m. Wichtigere Erscheinungen im Leben eines Volkes, bedeutende Resultate im Handel und Fabrikwesen, Anstalten für Industrie und Kunst, wissenschaftliche Institute hat der Verf. fast überall mit lobenswerther Genauigkeit verzeichnet und dadurch gezeigt, wie ihm keine Seite menschlicher Bestrebungen gänzlich fremd geblieben sei. Die Reduktion der verschiedenen Sprachen sowie die durchgängige profanische Bezeichnung ausländischer Namen darf Ref. auch nicht unerwähnt lassen. In den Artikeln über Verfassung, Klima, Boden, Producte, Einwohner u. dgl. haben wir selten Notizen von Wichtigkeit vermisst; ein ausnahmsweise specielles Eingehen lag ja außer dem Plane des Werkes. Um so ausführlicher ist der Verf. auch in diesem Bande bei der Beschreibung berühmter Städte gewesen, und die Schilderungen von Rom, Neapel, Wien, Berlin, Prag, Hamburg, Konstantinopel werden daher gewiß befriedigend gefunden werden. Bei mehreren derselben ist die Benutzung der neuesten Reisebeschreibungen unentbehrlich, dagegen vermissen wir dieselbe bei Erwähnung Kölns, S. 100. Das Köln im Jahre 1832 ist nicht mehr das von 1815. Jetzt (im Gegensatz zu der Verf. Schilderung) blühen die Gewerbe, jetzt hat der Handel große Lebhaftigkeit gewonnen, die Zahl der verfallenen etlichen Häuser ist viel kleiner geworden, jetzt endlich wird der Platz am Dome nicht mehr durch Erdbeben und Häuten entseelt. In Bezug auf andere Rheinstädte bemerkt es bei Düsseldorf (S. 101) nicht Schadow's Namen erwähnt zu finden; bei Trier (S. 104) sind die römischen Alterthümer zu kurz abgehandelt, und bei Aachen (S. 105) konnte der Beschreibung in der Stadt (s. B. des neuen Theaters) und in der Umgegend gedacht werden.

In den statistischen Angaben und bei den Zahlenverhältnissen hat sich gleichfalls die Genauigkeit des Verf. bewährt. Zum Behuf einer neuen Ausgabe will Ref. jedoch bemerken, daß dann (S. 97) nicht mehr stehen bleiben darf, daß die drei Provinzen der westlichen Hälfte der preussischen Monarchie unter einem Oberpräsidium stehen. Das für Westfalen hat seinen Sitz in Münster, das für die Rheinprovinzen in Koblenz. Ferner ist auf S. 113 zu viel behauptet, daß sich unter den Schulen Braunschweig das Carolinum oder akademische Gymnasium auszeichne. Das Obergymnasium in Braunschweig steht der genannten Anstalt, deren Wüste eigentlich einer weit früheren Zeit angehört, ganz und gar nicht nach. Da wir grade von Schulen reden, so bemerken wir noch, daß zu Würzen niemals eine Fürstenschule gewesen ist, wie S. 119 angegeben ist. Entschuldigend dürfte auch (S. 141) Weisburg nicht die „gewöhnliche Residenz“ des Herzogs von Nassau genannt werden. Diese ist Biberich, nach Weisburg kommt der Herzog nur zum Besuch, wie in andere Städte und Schlösser seines Landes. 14.

Gedichte von Fr. Wilh. Rogge. Zweite vermehrte Auflage. Göttingen, Deuerlich. 1831. 16. 1 Theil.

Die Jahreszahl auf dem Titel dieser Gedichtsammlung enthält einen starken Vorwurf für den Ref. In der That würde die lange Verjährung des nachstehenden Berichts schwer zu ent-

schuldigen sein, wenn das Buch selbst sie nicht veranlaßt hätte, wie sich so leicht ergeben wird. Freilich liegt mir dasselbe schon lange vor, aber ich verloh die Beurtheilung von einem Tage zum andern, in der Hoffnung, doch zuletzt noch etwas der Uebersetzung Wertes darin zu finden. Das Schicksal wollte es anders; denn in diesem langen Zeitraum und bei wiederholter sorgfältiger Prüfung ist es mir nicht gelungen, mehr als zwei- oder drei Gutes daran zu entdecken, nämlich die Intention und das Papier. Beide sind wirklich vortrefflich, aber eines hat leider das Andere verborben. Die gute Intention ist, auf dem Papier zu schlechten Gedichten, und das Papier durch die Gedichte zu poetischem Makulatur geworden. Schade! Denn wäre jedes sein für sich geblieben, so wäre beides wol noch jetzt zu etwas Besserm zu gebrauchen. Dies zu beweisen, theile ich zwei der Gedichte hier zur Probe mit.

S e h n s u c h t n a c h R o m .

Bin noch Italiens goldenen Frühlingstauem,
Der schönen Ränke schönem Helmatlande,
Und noch der (?) Alter westwärtsdem Strande,
Die hohe Roma selber zu erschauen:
Und all die Riesentrümmer, die der grauen,
Erhab'nen Bornest Genius dort baunte,
An die der Zeiten Strom vergehnd' brand'te, (?)
Sie ziehn (?) mein Sehnen von Germanias Gauen!
Zu wandeln in den alten heil'gen Hallen,
Durch der Säulen hohe Siegesbogen,
Durch die jetzt nur (?) mähel'ge Pflger wallen;
Denn Roma's Herrlichkeit ist heimgesogen!
Was frommt erhab'ner Geister Kunstentfallen,
Was Rom in dem Gewand des Grams verfallen!

Diene der Gegenwart, Freund, unerträgliches Elend,
Traum, und die Zukunft dient dir, wie der Gegenwart du!

Vorstehendes Sonett besteht aus lauter abgedroschenen, längst dagewesenen Gemeinplätzen, die nicht einmal einen klaren, verständlichen Gedanken ausdrücken. Die Schönheit Italiens, sagt der Verf., und die Riesentrümmer Roms ziehen meine Sehnsucht an, und warum? — Er antwortet: „Denn Roma's Herrlichkeit ist heimgesogen u. s. w. — Kann dies aber ein Gewand der Sehnsucht sein? Die ersten acht Zeilen enthalten übrigens einen grammatisch unrichtigen, gar nicht zu erklärenden Satz, der nur dadurch zu heilen ist, wenn man in der achten Zeile statt „Sie ziehn“, liest: Zieht mich. „Brand'te“ für brandete zu setzen und dieses sohergestalt verborbene und für das Gedr. zweideutig gemachte Wort auf „bannte“ zu reimen, ist eine unerträgliche Pötte.

Das Distichon enthält allenfalls noch einen erträglichen Sinn; die metrische Form ist aber hier auf die schärfste Weise verletzt. Scandirt man den Perometer nach der richtigen prosodischen Geltung der Silben, so kommt derselbe folgendergestalt zu stehen:

Diene der | Gegenwart | Freund unerträgliches | Elend
und hat alldann nur fünf Füße, wobei noch der Amphimacer „Gegenwart“ gewaltsam als Daktylus gebraucht wird. Will man ihn aber, was der Dichter wahrscheinlich verlangt, zu sechs Füßen ausstrecken, so muß man scandiren:

Diene der | Gegenwart | Freund | unerträgliches | Elend,
Dann sind aber die beiden in den vierten Fuß fallenden kurzen Silben „uner“ gegen alle Regeln lang gebraucht, nicht zu denken, daß alldann das Wort „Gegenwart“ im Perometer als Amphimacer, in dem darauf folgenden Pentameter als Daktylus angewandt ist. Man sage nicht, daß ich hier metrischen Regeln hier mit ungebührlicher Strenge gegen den Dichter anwende, denn eines Theils hält er selbst etwas auf die Metrik, indem er viele Oben in antiken Silbenmaßen gibt und dabei

nur verflucht, das rhythmische Schema darüber sorgfältig nachzeichnen, an dem Theil ist grade bei so kleinen Seiten und vornehmlich bei den antiken Distichen die Vollendung und Reizheit, der Form ein Hauptobernis der Schönheit. Ich find Mängel der Form überhaupt nur da zu entdecken, wo der Leser durch den poetischen Inhalt genugsam dafür entschädigt wird. Wer sein Hochzeitsfest mit der Nase streifen will, muß seine schlechten Gefäße entweder mit köstlichen Wein füllen oder zum Volkerabend verbrauchen; Kräger aber in solchen Schalen ist bei solcher Feier durchaus unzulässig.

Die beiden mitgetheilten Gedichte sind das erste und das letzte der Sammlung. Was zwischen diesen beiden Epochen liegt, ist, wo nicht noch schlechter, doch gewiß nicht besser als diese. Wie nun bei so bewandten Umständen dies Bestmögliche dennoch in einer zweiten Auflage hat erscheinen können, ist schwer zu begreifen, wenn man nicht annehmen will, daß die Aufgabe, auf dem Titel gleich die erste in dem Bande vorzunehmende poetische Fiction, oder die zweite Auflage vor der ersten erschienen sei. Sollte eine dritte erscheinen, so wäre zu wünschen, daß es keine verkehrte, sondern wo möglich eine verbesserte sein möchte. 16.

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von Fr. Buchholz. Fünfzehnter Jahrgang. Auch unter dem Titel: Geschichte der europäischen Staaten seit dem Frieden von Wien. Achtehnter Band. Begebenheiten des Jahres 1829. Berlin, Ernst. 1832. 2 Bde.

Auch dieser Jahrgang eines noch seinem Plare und der Manier der Ausführung bekannten geschichtlichen Taschenbuchs zeigt den sich fortwährend steigenden Conflict sanftmüthig gegenüberstehender politischer Principien. Die Aufsätze von dem Jahr 1828 die Politiker des anciens régime lief, begann zu weichen und rief zum Handeln auf; aber der wahre Charakter entbehrend, behalf man sich mit dem Besuche der Mystification, welches so wenig glückte, daß es zuletzt nicht mehr zweifelhaft war, wie die Rollen wider Willen vertauscht und aus dem Mystificatoren Mystificirte geworden waren. In diesen Betrachtungen gewinnt die Darstellung der diplomatischen Verhandlungen der pariser Kammer, des Falles des römischen Marignac und des Entschens des so berühmten französischen Ministeriums Polignac großes Gewicht; nur sehr wenig hätten, den jedesmaligen Zeitergebnissen die Klugheit der in Tadel aufzubringen, welche wir erst aus den späteren Ereignissen gelernt haben und nun vornehmlich klugthuend zu Maritz klug. Nicht Paris ist London die Heimat großer politischer Ereignisse, welche durch die endlich angenommene Emancipation neu belebt wurde, während das ferne Feld der Politik in diesen Zeiten sonst wenig Freude gewährte. Die londoner Conferenzen einen nicht glänzenden Abschnitt in dem Leben der diplomatie, wogegen Rußland Ruhm davonstrug durch die Art, wie seine Heere den Balkan überstiegen und triumphant im Rückweg fanden. Bei einem so fleißigen, aber Alles genaue sammelnden Sammler wie Fr. B., ist es gleich begreiflich, woher er redet, oder worüber er schweigt. Am unbedeutendsten ist, was der Verf. über das an dem Schluß gefaßte Ansehen sagt, dem er doch selbst angehört; aber es wird an dem Handelstractat Friedrich II. mit Nordamerika und an den politischen Beziehungen Deutschlands erinnert und erzählt, wie die evangelische Beistandlichkeit mit Annahme der Agende dem Kaiser in Königs sich sagte; Fr. B. sagt S. 582 fg.: „Wie hätte es auch wol das Gegentheil thun können, da auf solcher Grundlage das bei dem zunehmenden Fortschreiten des protestantischen Aberglaubens irgend etwas geschehen mußte, was die Kaiser und die mächtigen zugleich anregte und verband, und das nicht ohne nicht von ihnen ausgehen konnte?“ 15.

*) Vgl. Zeit. Nr. 12 d. Bl. f. 1832. D. No.

Blätter

für

Literarische Unterhaltung.

Sonntag,

Nr. 152.

1. Juni 1834.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig, das königl. preuß. Grenzpostamt in Halle, oder das fürstl. Thurn und Tarische Postamt in Altenburg wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Indische Märchen.

Kathā sarit sāgara, die Märchensammlung des Soma Deva aus Kaschmir.

Seitdem die Aufmerksamkeit der Europäer auf das Studium der Sanskritsprache gelenkt wurde, sind manche Schätze dieser alten merkwürdigen Literatur uns bekannt geworden. Wir besitzen Ausgaben und Uebersetzungen aus den verschiedenen Gebieten geistiger Thätigkeit, epische Gedichte, Schauspiele, lyrische Dichtungen, Epigramme, Gesetzbücher, philosophische Werke und andere Arbeiten der strengern Wissenschaften. Ein Zweig aber dieser Literatur, der unendlich reich und uns aus mehreren Gründen sehr werthvoll ist, hat bis jetzt wenig die Thätigkeit der Indianisten in Anspruch genommen — ich meine die Märchen. Wir wollen hier die berühmtesten Werke dieser Art kurz angeben und eine derselben unsern Lesern durch einige Fragmente bekannter zu machen suchen.

Zu den bekanntesten Sammlungen gehören die „Sinhāsana dvātrinsati“, oder die Erzählungen der 32 Staruen, die den Thron des Königs Bhoja (lebte im 10. Jahrhundert) umgaben, in verschiedenen neuern Dialecten Indiens gedruckt und nach einer persischen Bearbeitung des Werkes, wenn ich nicht irre, auch ins Französische übersezt und zu Newyork gedruckt. Dann die „Vetāla panchavinsati“, oder die 25 Märchen, die ein Dämon dem Könige Vitramāditya erzählt, aus einer tamilischen Bearbeitung in englischer Uebersetzung mitgetheilt von Wabington. Andere Sammlungen sind das „Vikrama charitram“, deren Hauptheld der in Indien weit berühmte König Vikramāditya (lebte im 1. Jahrhundert v. Chr. Seb.) ist; in eine ähnliche Compilation, dem „Vira charitram“, spielt der König Sāl vāhana (im 1. Jahrhundert n. Chr. Seb.) die Hauptrolle. Die „Suka saptati“, oder die 70 Erzählungen des Papageien, haben dem persischen

„Tūt nāmeh“, oder dem Papageienbuche als Vorbild gedient, wornach wir es in deutscher Uebersetzung besitzen. Die „Kadambari“ des Bāna Bhatta; sowie das „Dasa kumāra charitram“, oder die Abenteuer der zehn Knaben, von Dandi, sind eine Reihe von Erzählungen, die sich an eine Haupterzählung anschließen; von dem letztern Werke ist ein kurzer Auszug in Sanskritverfen zu Serampore gedruckt worden; auch besitzen wir einen Auszug desselben von Herrn Wilson. Eine hünerre Sammlung ist der „Kathārnava“, oder das Meer der Erzählungen, in vier Büchern, deren erstes die „Vetāla panchavinsati“, das zweite die „Sinhāsana dvātrinsati“ und die beiden letzten vermischte Erzählungen enthalten.

Keine dieser genannten Sammlungen aber kann sich an Umfang und buntem Wechsel des Inhalts vergleichen mit dem „Kathā sarit sāgara“, oder dem Meere der Erzählungsströme, bekannter unter dem Namen „Vrihat kathā“, oder die große Erzählung, und, ein seltenes Stück bei einem indischen Werke, wir kennen genau die Zeit und den Wohnort des Dichters.

Soma Deva, der Sammler und Bearbeiter des Werkes, sagt am Schlusse seines Buches, daß er es zur Erhellung der Stossmutter des Parsha Deva, Königs von Kaschmir, geschrieben habe. In dem zweiten Theile der Geschichte von Kaschmir, der einzigen historischen Compilition in der Sanskritliteratur, der „Rāja tarangini“ des Jona Rāja, wird dieses Königs erwähnt und seine Regierungzeit von Herrn H. P. Wilson in das Jahr 1113 — 1125 gesetzt (s. „Ratnavatī, translated by H. P. Wilson“, Einl. S. v). Parsha Deva selbst ist ein bedeutender Dichter, von dem wir ein sehr zierliches Lustspiel, die „Ratnavatī“, besitzen, das auch in Deutschland nach dem Englischen des oben genannten ausgezeichneten Gelehrten übersezt ist; dann noch ein größeres episches Ge-

dicht, das „Naishadhlyam“, oder die Geschichte des Ralaa und der Damayanti, von dem aber nur 20 Gesänge vollendet wurden, da der Tod die Ausführung des ganzen, auf 100 Gesänge berechneten Werkes unterbrach, und das jetzt in Kalkutta gedruckt wird; auch ein philosophisches Lehrgedicht: „Khandana“, der Spalter, genannt, polemisch gegen die philosophischen Schulen der Indier gerichtet, aber noch wenig in Europa bekannt, wird ihm zugeschrieben. Ob er der Verfasser aller dieser Werke sei oder nicht, ist schwer zu ermitteln; so viel bleibt sicher, daß unter seiner Regierung die indische Literatur sehr gefördert wurde, wol die letzte Periode ihres Glanzes, denn nach jener Zeit, bei der immer mehr sich ausdehnenden Herrschaft der Mohammedaner, hören wir nichts mehr von originalen Schöpfungen im Sanskrit, nur Commentare und Erläuterungen zu den alten Büchern werden noch genannt, oder frohliche Nachahmungen, wozu besonders die spätern Dramen gehören.

In dieser blühenden Zeit, in der schönsten Alpenlandschaft Afriens, lebte auch unser Dichter, sammelte hier die Märchen und bearbeitete sie zu einem großen Ganzen, nicht, wie er in der Einleitung sagt, aus eitlem Streben nach dem Ruhme eines Gelehrten, sondern um die bunte Märchenwelt treu und sicher dem Andenken zu überliefern.

Das Werk zerfällt gewissermaßen in drei Theile, von denen der erste die Entstehung des Märchens erzählt, denn auch das, wie alles menschliche Wissen, stammt unmittelbar von den Göttern. Siva nämlich erzählte einst seiner Gemahlin Párvati sieben große Märchen; einer seiner Diener belauscht Beide und theilt das Gehörte seiner Frau unter dem Siegel der Verschwiegenheit mit, die aber bald ihr Geheimniß verräth. Párvati, die glaubte, die Erzählungen allein zu wissen, erfährt bald den Zusammenhang und spricht erzürnt über den Diener und dessen Bruder, der eine Bitte für ihn gewagt hatte, den Fluch aus, als Menschen geboren zu werden, und daß sie erst dann zum Himmel zurückkehren dürften, wenn sie, ihres göttlichen Ursprunges sich wieder entsinnend, diese sieben Märchen den Menschen würden mitgetheilt haben. Der erste Verbannte, unter dem Namen Vararuchi auf Erden lebend, wird Minister beim Könige Nanda und zieht sich endlich lebenslang in die Einsamkeit eines Waldes zurück, wo durch das Zusammentreffen mit einem Pfischa, einer Sattung von Dämonen, ihm die Erinnerung an sein früheres Dasein zurückkehrt; er erzählt diesem nun die Märchen, und von diesem Pfischa erfährt sie der zweite Verbannte, Sunádhya; dieser schreibt sie in Pfischasprache mit Blut auf Birkenrinde, und schickt das ganze Werk, aus 700,000 Strophen oder Distichen bestehend, zum Könige Sātaváhana; dieser aber will ein Gedicht in der Dämonensprache nicht annehmen. Sunádhya geht darauf in einen Wald, läßt ein Feuer anzünden, und jedes Mal, wenn er ein Blatt laut gelesen hat, wirft er es in die Flamme. Die Vögel und alle Thiere des Waldes sammeln sich um ihn und lauschen im Kreise dicht gedrängt auf die wunderbaren Märchen. Die Nach-

richt von dem Wunder im Walde verbreitet sich bis und Sātaváhana geht selbst hinaus, um sich von der Wahrheit des Gerüchtes zu überzeugen. Er findet in den Sunádhya wirklich, von weinenden Reßen umgeben und bittet ihn dringend, nicht weiter zu verräthen, und so übergibt ihm dieser das einzige noch übrige Märchen die Geschichte des Kara váhana Datta, und kehrt zu den Göttern zurück. Das Werk wird darauf in Sanskrit übersetzt und die „Vrihat kathá“ genannt; in diesem ursprünglichen Werke, das 100,000 Strophen hielt, ist nun, wie Soma Deva in der Einleitung bezeugt, das seinige ein Auszug. Es braucht wol nicht nachgewiesen zu werden, daß es nie ein solches Werk wie die „Vrihat kathá“ gegeben hat. Der göttliche Ursprung und die allmähliche Abkürzung des Buches ist eine Erklärung, die vielen alten Werken der Indier, z. B. dem „Amayana“, den Gesetzen des Manu u. s. w. gemein ist. Daher übrigens auch der populäre Name dieser Sammlung.

Der zweite Theil enthält die Geschichte des Kaisers Vasfa und seiner Gemahlin Vásva Datta, deren Leiden von den Indiern viel und unter manchen Umständen besungen worden, und zwar, wenn wirklich die „Meghadúta“ ein Gedicht des Kálidása ist, schon in unserer Zeitrechnung als ein Lieblingsstigma indischer Poesie bekannt war; sicher aber sind im 8. Jahrhundert die Namen veréhmt, da sie in dem Drama des Bhábhúti, Kálati und Nábhava, erwähnt werden, von dem Dichter, der im Anfange des 8. Jahrhunderts lebte.

Der dritte Theil behandelt in großer Ausführlichkeit die Schicksale des Sohnes dieser Beiden, des Kaisers Vásva Datta; und dies ist der eigentliche Inhalt des Buches, und das Vorhergehende dient nur als Einleitung.

An diesen Faden reihen sich nun die verschiedensten Märchen, Novellen und Fabeln an, indem entweder Personen mit der Haupthandlung selbst verflochten werden, oder, was sehr häufig ist, Jeder seine Meinungen und Ansichten mit Erzählungen zu belegen sucht, oder es indem bei fröhlichen Festen, und wo sonst ein Ruhemoment sich findet, Einer aufgefodert wird, etwas zu erzählen. Der Rahmen ist also bei dieser Sammlung viel leichter als bei der „Tausend und einen Nacht“ und ähnlichen Sammlungen.

Die Form weicht von der der oben aufgeführten Sammlungen wesentlich ab; während diese aus Frei- und zahlreich eingemischten Versen besteht, ist hier durchgängig der alte epische Stosel herrschend, Mars muß sich einfach und schlicht erzählen, und nur dann und wann erkennt man den Dichter einer spätern Zeit in kunstvollen epigrammatisch zugespitzten Vergleichen. Die Großartigkeit des Stils in dem beinahe größern Theile des Werkes hat für die gelehrten Indier keinen Stoff zu Stoffen und Anmerkungen geliefert, und in den Handschriften des Werkes, die ich gesehen habe, ist auch kein Wort der Erläuterung hinzugefügt; aber ich glaube dennoch, daß wir das Werk ziemlich treu und rein überliefert besitzen, da es durch seine strengere Form nicht so leicht Verfälschungen und Zusätze erlaubte, als in

große Umfang wol die weltliche Verbesserung in Indien verhinderte.

Bei den Indiern selbst genießt das Buch großes Ansehen, und wird dem beiden heiligen Eposden, dem „Ramayana“ und „Maha Bharata“, an die Seite gesetzt; auch den übrigen Orientalen ist es nicht unbekannt geblieben. Im dritten Theil der Geschichte von Kaschmir, der „Sri Jaina Raja tarangin“ von Sri Dara, der die Geschichte des trefflichen Fürsten Sain-ul-Abd-din (regierte von 1422—1472) und seiner Söhne enthält, wird in dem Abschnitte, wo der Verf. von dem Zustande der Künste und Wissenschaften unter seiner Regierung spricht, erwähnt, daß die „Vrihat kathā“ auszugswise in die Sprache der Mlechhas, d. h. in das Persische, sei übersetzt worden; und von dieser Uebersetzung, ebenfalls „Brihat kathā“ genannt, findet sich ein sehr schönes, aber selber unvollständiges Exemplar in der Bibliothek der ostindischen Compagnie. Diese Uebersetzung gehört wol mit zu den Quellen, aus denen die spätern indo-persischen Dichter, z. B. Ināyet-ulbāh in seinem „Behāri dānisch“, schöpften.

Unter den Europäern machte zuerst W. Jones auf das Werk aufmerksam und vergleicht es mit dem „Rajendras Notand“; nach ihm hat Herr H. H. Wilson Ausführlicheres mitgetheilt, indem er in einem Aufsatze in dem „Oriental quarterly magazine“, Bd. 1—III (Kalcutta 1823—24) eine Analyse der ersten Abschnitte gab und diese mit sehr interessanten Bemerkungen und Nachweisungen ähnlicher Märchen und Erzählungen in andern orientalischen und occidentalischen Sammlungen begleitete. Unglücklicherweise ist aber vielleicht kein Exemplar dieses Journals aus dem Continente zu finden, wenigstens vermochte Hr. von Schlegel es bei seinem Aufsatze über Indien in dem „Berliner Kalender“, und auch Hr. von Bohnen kann die Arbeit nicht gekannt haben. Uebersetzt ist aber, so viel ich weiß, noch nichts von dem Originale. (Die Fortsetzung folgt.)

Luftfahrten ins Ibylienland. Scimüthliche Erzählungen und neue Fischergedichte von Franz Xaver Bronner. Zwei Bändchen. Karau, Sauerländer. 1833. Gr. 12. 2 Thle. 12 Gr.

Als zu den Zeiten Salomon Sehner's Landleben und ländliche Beschäftigungen den fleißigen Städtern besonders reizend dünken, die nur selten ihre Ringmauern verlassen und dann doppelt ersehnt wurden durch feuchte Luft und heitern Sonnenschein, als seltene Reisende und keine Schwärme jährlich ankommender Engländer die stillen Thäler der Schweiz besuchten und von deren Wundern erzählten, wie von den einfachen Sitten der Gebirgsbewohner, da bemächtigte sich die Poesie dieser Gegenstände, hielt Ibylienfahrten, und schmückte mit lieblichen Farben das Natur- und Waldleben im Gegensatz zur europäischen Civilisation, welche J. J. Rousseau sogar für einen Schaden des Menschengeschlechts hielt und wünschenswerth achtete, zur Einfachheit früherer Zeiten und den unvollkommenen Anlagen des geselligen Daseins zurückzuführen. Sorgenlose Schäfer und Ziegenhirten durchwandelten die Gebirgsfluren der Phantastie, liebten die Mädchen und wurden von ihnen geliebt, saugten Lieder und hatten nichts Anderes zu thun, ergossen sich in

Dankbarkeit und Milde und naivem Gespräche, priesen ihr Glück, ihre Fäden und ihre Binsenkörbe. Arm waren sie und wohnen in Hütten, doch sie bedurften keines Reichthums und keiner Paläste, außer ihren Heerden und ihren Kindern und Nachbarn kannten sie wenig, waren aber mit diesem Wenigen so herzlich vergnügt, daß Ritter und Könige ihren Zustand beneiden dürften. Wenn nicht etwa das erste Menschengeschlecht in diesen Kreis hineingezogen wurde und der Tod Abel's sich in eine idyllische Darstellung verwandelte, war das Hirtenvolk heidaisch, verband aber mit dem Eridenthum zarte humane Gesinnungen und pflegte eine mannichfaltige Bekanntschaft und Verwandtschaft mit Halbgöttern und Nymphen, die außer Sicherheit vor dem Tode ungefähr waren wie sie selber, und Theil nahmen an ihren Festmahlen, Dyrren, Gesängen, die Berge, Bäume, Quellen bewohnend ohne Hütten und ohne Furcht vor schlimmer Witterung und rauher Jahreszeit. Wie dies Alles sich ausnahm, ist noch zu sehen in den lieblichen und sanft abirren Landschaften Sehner's, zwar mit einiger Steifheit der Figuren von sechs Kopfstängen, aber umrauscht von schönen Bäumen und Wasserfällen, und dadurch an die Bith und Klimat erinnernd, wo solche Gemälde entstanden und sich viel Beifall in Deutschland und dem übrigen Europa erworben.

In dieser Zeit ward auch Bronner als Fischerybyliendichter freundlich begrüßt, die Figuren nämlich seiner Gemälde waren keine Schäfer und Ziegenhirten, sondern Fischer, übrigens in Denkart und Haltung jenen ganz ähnlich. Bronner hat später durch Bekanntmachung seiner merkwürdigen Lebensgeschichte gezeigt, daß ihm selber kein Ibylienleben beschrieben worden, und er in factischen Landen als Geistlicher in geistlichen Verhältnissen viel zu leiden gehabt. Darum schreit es, bewachte er seine Anhänglichkeit an die poetische Fischerwelt, und beschenkt nun das Publicum nach langem Zwischenraume mit einigen Schilderungen derselben. Er steht dort die lieblichen Auftritte. „Ein reges unverdorbenes Wildsein handelt vor meinen Augen; mich ergötzen seine Anstrengungen, sich häßloser Dürftigkeit zu erwehren, seine unschuldige Thätigkeit, sein würdiges Streben, sich durch Fleiß emporzuschwingen: rebliche Gesinnungen leuchten aus dessen Thaten hervor, unerschrockene Sitten gekatten jedem, offen zu äußern, was er empfindet und will. Rüstige Geschäftigkeit entmuthigt die frohen Einwohner nicht, mit Frohsinn verrichtet Jeder sein Tagwerk. Ihr Zustand ist kein mühseliges Dasein lästiger Hirten, kein unerreichbares Glück der seligen Unthätigkeit, kein goldenes Alter. Keine Uferbewohner kennen die Beschwerden des Lebens, besiegen sie aber durch rüstige Anmendung ihrer Kräfte; ein erreichbares Glück ist die Aufgabe ihrer Wirksamkeit, ein Zustand seliger Zufriedenheit nach gelungenem Tagwerk, ein frohes Dasein bei selbst erworbenen Mäcern. Sie bleiben ehlich in ihrem Berkehr, wohnen meistens im alten Griechenland, auf angenehmen Ufern, an schönen Seen oder vielbefahrenen Flüssen, gewinnen ihren Unterhalt dem Meere oder andern fischreichen Gewässern ab und kümmern sich nicht um Pracht und Glanz weder in Kleibern noch in Geräthen; in reinlichem netten Gewande zu erscheinen, auf gesunden schönen Stellen in bequemen Hütten zu wohnen, darauf beschränken sich ihre gemüthlichen Wünsche.“

Wir könnten hierbei zunächst gedenken der heutigen Griechen, die König Otto von ihrem Naturleben zum civilisirten Zustande hoffentlich fortschreiten läßt, und woraus sich wol ergibt, das letzte sei besser als jenes; allein bei den Klepten und Pallikaren sehen wir doch keine lieblichen Auftritte. Sieht sie aber der Verf. bei seinem Volke? In der Erzählung von Entymus und dem Geiste Polites wird jährlich das schlaube Mädchen aufgesucht, um einem bösen Spenspeke Polites zum Weibe gegeben zu werden, ein scheußliches Opfer, hinter welchem sich am Ende der abscheulichste Betrug laut der Erzählung verbirgt. Es kommt vor die Geschichte der Andromeda, die wahrlich nicht als lieblicher Auftritt gelten kann, wenn auch Perseus sie am Ende befreit; die guten Fischer, wenn sie ihre Hütten verlassen, sind Ueberfällen von Räubern ausgesetzt, sobald

ſie etwas haben, was der Mühe werth iſt zu nehmen, oder einen Fremden begleiten, der reicher iſt als ſie. Unverdorben kann ein Völklein nicht genannt werden, bei welchem die Klagen von ihren Herren laut Th. I, S. 199 auf der Folter zu Tode gepeinigt werden, wo es Kollukjäger gibt, die Kuffaheten zur Befriedigung ihrer Begierden auf den Inſeln machen. Sie werden freiwillig dabei hinter Licht geführt und poeſiſche Gerechtigkeit findet ſtatt, aber welche? „Achamoſ ließ ſeine Jagdhunde los, die ſpürten das nackte Paar auf und klappten an. Unter Stauben wollten ſich beide verſtecken; aber die Hunde ſchnappten nach ihren Gliedern. Den Jähnen der Erbothen zu entgehen, mußten ſie fliehen; erſt wichen ſie langſam, mit dünnen Ketten die Waute abwehrend; doch nun erblickten ſie die zahlreicheren Jäger, und die Furcht ſetzte Flügel an ihre Sohlen. Große Strecken am Strande deckten Brennweiſen, oder Stechpalmen, oder dorniges Brombeergebüſch, dahinein ſprengten ſie die lärmenden Jäger. . . . Achamoſ eilte hinzu. Berräther, ſprach er, Euch ſoll nicht wieder nach fremden Frauen geläſt: fährt ſie hin, gebot er den Verwundeten, in den Stall, wo die jungen Eber haufen, dieſe Käſernen ſollen das Eiſen wie die Eber führen. Mit unſäglichem Jammer baton die Betrohten um Schonung; aber die Sklaven ſperrten die nackten Verwundeten zu den höllischen Schweinen und bewachten den Zugang.“ — Das Völklein hat offenbar Criminalgeſetze nöthig, und die Art, wie Einzelne bis dahin die Criminaljuſtiz üben, iſt kein beſonders lieblicher Anblick.

Aber die Thätigkeit, der Fleiß, die Befiegung der Beſchwerden des Lebens durch Anwendung der Thätigkeit, zum erreichbaren Glück! — Wir lernen kennen (Th. II, S. 88) fiſchende Höhlenbewohner, und dieſe Ichthyophagen ſingen:

Seilig iſt der Fiſchengedächte,
Sorglos ſieht ſein Leben hin;
Freder Sinn iſt ſein Gefächte,
Freiheit ſeiner Fährerin.
Ueber lockre Kieſelwälle
Tritt, an Fiſchen reich, das Meer,
Fährt vor jede Klippenzelle
Immer friſche Nahrung her u. ſ. w.

Zur Erläuterung wird aus Diodor eine Stelle über troglodytiſche Ichthyophagen angeführt, worin ſteht: „Einige dieſer Barbaren leben durchweg nackt und haben ihre Weiber und Kinder gemeinſchaftlich, gleich den Thieren. — Sie bewohnen nahe am Meer wo die Vorgebirge tiefe Höhlen, in welchen ſie Fiſche fangen, welche die Flut hineinspült und bei eintretender Ebbe auf dem Trocknen läßt. Mit größtem Geſchrei gehen ſie gemeinſchaftlich auf dieſe Jagd. Die Seeungeheuer bekämpfen ſie nicht mit Waffen, ſondern mit ſpißigen Ziegenhörnern und mit Steinwürfen. Die gefangenen Fiſche legen ſie auf Felſen in die Sonne und wenden ſie oft um, dann ſchlagen ſie von den getrockneten das Fleiſch, vermischen es mit Diftelſamen und machen daraus eine ihnen angenehme Speiſe u. ſ. w.“ — Wie groß nun die Seligkeit dieſer ſingenden Fiſchengedächten ſein könne, mag jeder Toſelgaſt ermessen; doch ſcheinen die Schöpfendbraten der Pallikaren, am Ladſtock über dem Feuer geröſtet, für den Geſchmack einigen Vorzug zu verdienen, auch die Lehmhätten, in denen ſie wohnen, vor den fruchten Meerhöhlen. Auf jeden Fall hat es der Fleiß dieſer Fiſchere zur Befiegung der Beſchwerden des Lebens nicht weit gebracht, und ſie rühmen ja auch in ihrem Liede nur die Sorgloſigkeit, und daß die Meereswellen ohne ihr Zutun ſiets neue Nahrung herbeiführen.

In Summa: das Völklein, welches der Verf. im Vorwort geſchildert, finden wir gar nicht in ſeinen Ibylenfahrten, wir bedürfen einer zweiten Poſſie, um die Bilder dieſer Ibylenpoſſie uns aus dem Sinne zu bringen und einiges Wohlgefallen daran zu finden. Was uns entgegentritt, wäre bei den Kamſchadalen gleichfalls zu haben, die für Hunde und Menſchen ihre Fiſche beſſer bereiten und zur Abwendung der Beſchwerden des äußern Lebens in ihren unterirdiſchen Wohnungen mehr Thätigkeit

und Fleiß anwenden, als die Troglodyten. Kommt es bei uns auf die Uebrigkeit des Lebens an, ſo wären es die Priſchick auf dem Feuerlande, welche nach den Berichten der Verf. auf der unterſten Stufe der Kultur ſtehen, zu welchen wir uſer poetiſchen Kallikaden anzuſtellen hätten!

Aber warum wie denn Verf. nicht Harod? Daß man bei dieſerlei Schilderungen einer erfreulichen Lebenspoſſie die proſaiſchen Berichte der Reiſebekreißer danebenſtellen und nach ihnen urtheilen? Der Verf. thut es ja ſelber, bezieht ſich auf Ausſagen von Panſanias und Diodor, will ſeinen Ibylenmenſchen ein Fußgeheil hiſtoriſcher Wirklichkeit geben. Ebenſo ſpricht dies uns dem natürlichen Streben der Poſſie, ein Wirkliches mit ſich zu vereinigen, ihrem Schreie gleichſam einen Hintergrund der Wahrheit zu verſchaffen. Selbſt bei den eleganten Rächen zeigt ſich dieſe Rückſicht, wie denn die bekannten arabiſchen eine hinreichend treue Schilderung der Sitten und Denkweiſe des Orients geben; und dadurch nicht wenig an Reiz gewinnen. Eine bloße Völkchenpoſſie findet keinen Platz im Gemüthe der Menſchen, welche auf der Erde ſehen, und Bronner's Ibylenfahrten gehen deshalb nicht in die Welt, ſondern zu den Inſeln des mittelländiſchen Meeres, zum Fiſfang und Stranctieren. Nur muß in ſolchem Fall das Nichtzuſammenklingen und eine innere Wahrſcheinlichkeit haben. Es iſt es z. B. einem goldenen Zeitalter, in welchem Milch und Honig fließt, ganz angemessen, vollkommen ohne Nahrungsſorgen die Tage zu verleben, kein Eigenthum zu brauchen, kein Haus zu verſchließen, und bloß Betrachtungen der Welt und der eignen Daſeins nebt Feiertagen ſich hinzugeben. Kommen aber die Sorgen und Mühen, kommt das geſonderte Eigenthum, dann ſchließt man vor dem Abwillingen das Haus, arbeitet mit und ſingt weniger. Wie tabeln alſo nicht, daß Dr. S. für ſeine mythologiſche alte Griechenzeit, welche ſpäter als das goldene Zeitalter iſt, Räuber und ſchlechte Streiche einführt, wenn ja auch die heidniſchen Gottbeiden nicht fremd ſind; aber er ſoll nur abhau nicht von unverdorbenen Sitten, von Einfachheit des Daſeins ſprechen, und gleichſam in dieſem Ibylenpoſſie die Unbill des gegenwärtigen wirklichen Lebens vergis wollen. Degt deswegen der Verf. „die ſanguiniſche Hoffnung, das Beſpiel ſeiner Inſelbewohner werde in unverdorbenen Sitten ſanfte Gefühle erwecken, in Manchem eine gemächliche Stimmung hervorzurufen, die Erſinnungen ſtärken und gute Geſchäfte befeſtigen“, ſo läßt ſich dieſes Alles denken, aber an die guten Beſpiele muß Jemand zum Vorbild annehmen, wie überhaupt im Leben, und es iſt dann mit ſolchen Ibylenfahrten eben nichts Beſonderes.

Doch — warum Schriſtſtellern oder Leſern ihre Laſt erleiden? Findet Einer Geſchmack an Fiſchern und Fiſchen, und zwar an idealisirten gemächlichen und trocken wohlſchmeckenden, er ſahre an die Seen und Gewäſſer des alten oder neuen Griechenland und ſetze ſich von Herzen. 9.

Literariſche Notizen.

Steffens' „Colcolin“ iſt ins Dänische überſetzt worden.

Der unermüdbliche G. Molbech hat auch die Herausgabe eines Wörterbuchs aller dänischen Mundarten („Danſk Dialektlexikon u. ſ. w.“) begonnen. Die erſte Abtheilung geht von A — Eſternow.

Für das laufende Jahr erſcheinen in Dänemark, die politiſchen Blätter nicht eingerechnet, 39 Zeitſchriften, darunter „Pro-methus, Monatsſchrift für Poſſie, Kritik und Kritik, herausgegeben von Dehlensläger“, eine Zeiſchrift für nordiſche Alterthumskunde, zwei Kirchengeitungen, ein Wiſſenſchaftsblatt, ein Zeiſchrift für ausländiſche Theologie, vier mediciſche, drei juristiſche und eine Menge Unterhaltungsblätter. 30.

Indische Märchen.

(Fortsetzung aus Nr. 152.)

Sowie uns die „Tausend und eine Nacht“ das lebendigste und anschaulichste Bild des mohammedanischen Lebens gibt, so kann auch diese Sammlung als eine der reinsten Quellen betrachtet werden, um den Indier, ehe noch islamitische Herrschaft in dem schönen Lande Wurzel faßte, in seinen geselligen Verhältnissen kennen zu lernen. Für den Forscher origineller und ungetrübter Volksthümlichkeit ist Soma Deva's Werk gewiß vom größten Werthe. Aber auch von einer andern Seite her empfiehlt sich das Werk der Aufmerksamkeit des Westländers. Die gelehrten und mit musterhafter Genauigkeit, Umsicht und Vollständigkeit geführten Untersuchungen der Herren Sylvestre de Sacy und H. H. Wilson über die Fabeln des Bidpai haben als unumstößliches Resultat ergeben, daß diese in unzähligen Umarbeitungen durch den ganzen Orient und das Abendland verbreiteten Fabeln einem indischen Originale, dem „Pancha Tantra“ ihren Ursprung verdanken. Man glaubte, auf die Meinung des Masüdi (lebte im 10. Jahrhundert) und anderer gelehrten Araber sich stützend, denselben Ursprung den Märchen der „Tausend und eine Nacht“ vindiciren zu dürfen. Die Herren von Schlegel und von Hammer sprachen sich für diese Meinung aus, Hr. Sylvestre de Sacy und Hr. Professor Hartmann in Moskau dagegen leugneten die Theilnahme irgend eines andern Volkes als des arabischen an diesen Dichtungen. Der Letztere namentlich vertheidigte seine Ansicht mit großer Gelehrsamkeit, aber ich möchte an der Arbeit tadeln, daß sie bestimmt eine andere Ansicht verwarf, ehe noch indische Märchen bekannt waren; auch scheint mir die Untersuchung des Herrn Hartmann zu sehr nur das Aeußere zu berücksichtigen *), anstatt den

Beweis aus dem innern Charakter der echten arabischen Poesie abzuleiten, der wol zu einem andern Resultate würde geführt haben; denn bei aller Trefflichkeit der alten Gedichte dieses merkwürdigen Volkes, epische Elemente finden sich in ihnen nie entwickelt, schaffende Phantasie fehlt den Arabern stets; sie sind vielleicht das einzige Volk, das Götter, aber keine Mythologie besaß. Noch weniger möchte ich die ästhetischen Urtheile des Hrn. de

Ronde einen Hafen sehen, wo wir einen alten Mann mit einem Reisbündel annehmen (man sehe übrigens dieselbe Fabel im „Hitopadesa, ed. Schlegel“ S. 82). Als ein noch auffallenderes Beispiel mag Folgendes dienen. In der „Disciplina clericalis“ des Petrus Alfonsus, der selbst eingeseht, den Stoff seines Werkes aus arabischen Quellen gezogen zu haben, findet sich eine Erzählung, wie eine Kupplerin eine junge Frau zu überreden sucht, ihrem Liebhaber sich zu ergeben, indem sie eine Hindin mitbringt, und ihr erzählt, diese sei früher ein Weib gewesen, aber wegen ihrer Grausamkeit gegen ihre Liebhaber so verwandelt worden. Dasselbe findet sich in unserer Sammlung in der Geschichte des Suhassana und der Devasmitä. Eine Kupplerin nämlich kommt zu dieser mit einer Hirschkuh, der sie vorher stark gepfefferte Sachen vorgehalten hat, so daß dem armen Thiere die Thränen aus den Augen fließen. Devasmitä wird aufmerksam und fragt die Alte, was das bedeute, und diese sagt, sie und diese Hirschkuh seien in einer frühern Geburt die Frauen eines Brahmanen gewesen, den Reisen oft nöthigten abwesend zu sein; sie habe ihre Jugend dann genossen, die andere aber habe diese Zeit in strenger Enthaltsamkeit zugebracht; dafür sei sie nun als Hirschkuh wieder geboren worden, aber mit der Erinnerung an ihr früheres Dasein, und habe sie soeben als ihre ehemalige Genossin wiedererkannt, und weine deswegen. Die Kupplerin warnt daher Devasmitä, damit sie nicht ein ähnliches Schicksal treffe. Bei dem Spanier ist der Grund der Seelenwanderung doch nichts als ein Weib, der unmöglich Ueberzeugung gewinnen kann; dem Indier aber ist diese Lehre keine etwa bloß eiferische, es ist eine der populairsten, wie die Märchen und der „Hitopadesa“ das heißt also Volksbücher, an so vielen Stellen zeigen; bei einem Indier hat es also Bedeutung, einen solchen Grund anzuführen. Wir müssen noch hinzufügen, daß der Europäer die junge Frau dadurch wirklich zur Nachgiebigkeit bestimmen läßt; die Indierin hingegen willigt nur Scheinbar ein und jagt dann die Liebhaber mit Schimpf und Schande fort. Im Allgemeinen herrscht in diesem Buche ein großer Respekt vor allen ethischen Verhältnissen. Interessant ist übrigens, daß Petrus Alfonsus und Soma Deva Zeitgenossen waren, beide am Anfange des 12. Jahrhunderts lebend.

*) Wie häufig erscheint nicht eine Erzählung als verständlich und klar, die dennoch erst ganz verstanden wird, wenn man auf ihr Heimathland zurückgeht. In diesen Blättern (Nr. 122, f. 1833) wurde die Uebersetzung der Fabeln des Bidpai aus dem Arabischen von Herrn Polimbor angezeigt, und als Probe die Fabel von den Elefanten und Hasen mitgetheilt. Jeder Leser wird sie als eine ganz geistliche Fabel anerkennen, wie Eist über rohe Kraft steigt; aber diese Eist selbst, und wie sie die Elefanten zum Rückzuge bestimmt, kann man nur dann verstehen, wenn man sich der populaireren Vorstellung der Indier entsinnt, die im

Sacy über Galland's Uebersetzung im Verhältniß zu dem Originalen vertreten.

Die folgenden Fragmente, wörtlich übersezt, sind mit besonderer Berücksichtigung dieser interessanten Frage über das wahre Vaterland der Märchen ausgewählt worden. Das erste enthält die Kunde eines Märchens, das mit besonderer Vorliebe bei uns ist ausgebildet worden; und das zweite dürfte am besten eine Novelle genannt werden, die auch schon seit 500 Jahren in Europa bekannt ist.

Gründung der Stadt Pataliputra.

Der König Putraka ist von seinem Vater und Oheim aus seinem Reiche vertrieben worden und flieht in das Hindupagebirge.

Während er dort umherwanderte, traf er auf zwei Männer, die heftig mit einander kämpften; er fragte sie: „Wer seid Ihr?“ „Wir sind die Söhne des Mapasura, und das hier ist unser Vermögen, diese Schale, dieser Stab und diese Pantoffeln; um diese kämpfen wir, wer der Stärkere ist, der soll sie besitzen.“ Da sagte Putraka lachend zu ihnen: „Wozu nützt ein solcher Besitz einem Manne?“ Darauf sagten sie: „Wer diese Pantoffeln anhat, besigt die Kraft zu fliegen, und was irgend mit diesem Stabe gezeichnet wird, das entsteht sogleich, und was für eine Speise du in dieser Schale wünschen magst, die ist da.“ Als Putraka das gehört hatte, sprach er: „Wozu des Kampfes? dies soll der Kaufpreis sein: wer den Andern im Wettlauf besiegt, der soll Alles besitzen.“ „So sei es!“ riefen die beiden Thoren und singen an zu laufen; Putraka aber zog sogleich die Pantoffeln an und flog mit dem Stabe und der Schale zu den Wolken empor. Im Augenblick war er weit fortgeführt, und als er die schöne Stadt Karkhika sah, ließ er sich herab. „Dienen sind zum Betrüge geneigt, die Brahmanen wie mein Vater und Kaufleute gierig nach Gewinn; bei wem doch kann ich wohnen?“ Während er so überlegte, bemerkte er ein einfaches zerfallenes Haus und sah darin eine alte Frau. Nachdem er sie mit einem Geschenke erfreut hatte, wurde er gütig von ihr aufgenommen und lebte dort unbemerkt seine Tage.

Statt sagte die Alte, die den Putraka liebgewonnen hatte: „Ich denke nun so, mein Sohn, daß es keine Frau gibt, die besser für dich paßt als die Tochter unser Königs hier, Patali; aber sie wird wie eine Perle da oben in ihren Zimmern bewacht.“ Schon durch diese Worte von heftiger Liebe ergriffen, rief er aus: „Noch heute muß ich die Geliebte sehen!“ und flog, sich rasch entschließend, sowie es Nacht geworden war, in die Luft. Er flog durch ein Fenster in ihr Zimmer, das hoch auf einem Berggipfel lag, wo er die Patali schlafend fand. Während er überlegte: „Wie doch soll ich die Geliebte wecken?“ hörte er plötzlich draußen einen Wächter singen: „Der Jüngling fürwahr hat die schönste Frucht des Lebens gekostet, der unter Küssen wacht die schlafende Geliebte, die, wie noch im Traume, süß lacht und deren Auge kaum sich erschließt.“ Sowie er diese Lehre gehört hatte, umarmte er zitternd die Geliebte, Sie wachte auf, und

als sie den Fürsten vor sich sah, kämpften in ihrem Innern Scham und Verlangen, indem sie schon bald ihn nicht bald wieder wegsah. Sie kosteten dann miteinander und vermählten sich nach den Gesetzen der Sandharer Ehe.) Bei der ersten Morgensche nahen Putraka Abschied von der betrübten Gattin und kehrte in die Wohnung der Alten zurück. Als er so jede Nacht zu ihr kam, ahnen die Dienerinnen bald die heimliche Vermählung im Patali; sie theilten dies sogleich ihrem Vater mit, und dieser befahl einer der Frauen, sich im Schlafzimmer im Locher zu verbergen und zu beobachten. Als nun Putraka kam, nähete die Dienerin ihm, damit man ihn wiedererkennen könne, auf sein abgelegtes Kleid ein weißes Lappchen; sie benachrichtigte darauf den König hiervon, und dieser sandte Kundschafter aus, die auch den Patali durch dies Zeichen in dem Hause der Alten fanden. Er wurde zum Könige geführt; da er aber den Herrscher erzürnt sah, so flog er mit seinen Zauberpantoffeln zum Himmel empor und flog in das Zimmer der Patali. „Wir sind entdeckt; steh' auf, laß uns fliehen“, rief er, nahm die Geliebte in den Arm und flog durch die Thür davon. Am Ufer des Ganges flog er aus dem Himmel herab, und da er die Gattin sehr ermattet sah, so erquickte er sie durch Speisen, die auf sein Geheiß sich in der Schale zeigten. Von Patali, die mit Erlaunen in Zaubergewalt des Putraka bemerkte, geborn, schickte er mit dem Stabe eine Stadt hin und schuf sich ein mächtiges Heer. Er wurde dort nun König, und nachdem er großes Ansehen erlangt hatte, verschonte er sich mit seinem Schwiegervater und beherrschte die ganze Erde bis zum Meere hin. So wurde diese herrliche Stadt mit ihre Bewohner durch Zauber geschaffen, und von nun heißt sie daher Pataliputra^{*)}, der Wohnort des Karkhums und der Bildung. ^{***)}

Geschichte der Upasaha.

Vararuchi erzählt einem Freunde die Geschichte seines Lebens.

Einst ging ich mit meinen Freunden aus der Stadt zu dem Feste des Indra. Wie sahen dort ein wunder schönes Mädchen, und ich fragte meinen Begleiter: „Wo mag das sein?“ Er antwortete mir: „Es ist Ushai die Tochter des Upasaha.“ Sie wurde durch ihre Handlungen auf mich aufmerksam gemacht und sah mich mit einem Blick an, der das Herz mir raubte. Darauf kehrte sie nach Hause zurück. Mit dem Hartig wie der rote Mond, dem Auge wie der dunkle Lotus, dem Arm, wie

*) Die Sandharer Ehe wird geschlossen durch die Einkunft der Dienerinnen, ohne vorher eingeholte Erlaubnis der Eltern der Braut; die Ehe ist allerdings vollkommen legitim; auch Schmitzale vermählt sich dem Duschmanu bei dieser Ehe, doch ist sie nur der Kriegsverfaß erlaubt.

**) Diese Stadt, am Ufer des Gona bei seinem Zusammenfluß mit dem Ganges gelegen, ist bekannter unter der christlichen Verkündigung des Ramras Pallabara.

***) Jedem Leser werden die drei Wundergaben leicht bekannt sein; auch der unerschöpfliche Schatz der indischen Märchen vor.

lich wie die Lilie, mit vollem Busen, dem Nacken des Herzes, den Lippen, wie Korallen strahlend, was sie eine Schönheitswohnung des Gottes der Liebe. Ich aber, dem das Herz von den Pfeilen des Rama getroffen war, fand in dieser Nacht keinen Schlaf aus Durst nach ihren Himmelsballen. Nur bei der ersten Dämmerung schlummerte ich ein wenig ein und sah im Traume eine himmlische Frau, in ein weißes Gewand gehüllt, die mich also anredete: „Die verständige Upakosa ist durch das Schicksal dir als Gemahlin bestimmt und wird keinen Andern als dich zum Gemahle wählen; drum mache dir, mein Sohn, keine Sorgen. Ich bin Sarasvati“), die stets in die wohnt, und konnte es nicht ertragen, deinen Schmerz zu sehen.“ Nach diesen Worten verschwand sie. Ich wachte auf, ging aus und stellte mich ruhig unter einen jungen Mangobaum, der nahe an dem Hause meiner Geliebten stand. Darauf kam eine ihrer Freundinnen zu mir und theilte mich mit, daß auch Upakosa's jugendliche Liebe für mich rasch erblüht sei. Da glühte ich mit doppelter Lust und sagte: „Wie kann Upakosa die Meinige werden, so lange die Kettern sie mir nicht einwilligend geben? Denn besser der Tod als die Schande.“*) Doch würde Alles glücklich sein, wenn du das Herz deiner Freundin den Kettern offenbarest. Thue dies doch, liebes Mädchen, und gib mir und ihr das Leben zurück.“ So wie sie dies gehört hatte, ging sie fort und theilte der Mutter Alles mit, und diese erzählte es sogleich ihrem Manne, dem Upavarsha und dieser seinem Bruder Barsha, meinem Lehrer, und dieser stellte es den Kettern als ganz erfreulich dar. Als nun die Heirath beschlossen war, reiste einer meiner Freunde nach Kaufambi und holte meine Mutter von dort ab. Upakosa wurde mit nun den heiligen Vorschriften gemäß von ihrem Vater angetraut, und ich lebte mit ihr und der Mutter glücklich in Patalkputra.

Vararuchi, als Verfasser der Andragrammatik, wird in einen literarischen Streit mit dem Grammatiker Pānini verwickelt; von diesem aber durch die partaische Vorliebe des Siva besiegt, geht er betrübt nach dem Himālayagebirge, um dort durch seine Vusübungen sich die Günst des Siva zu erwerben, was ihm auch gelingt. Ehe er abreist, deponirt er sein Vermögen bei dem Kaufmann Picanpa Gupta.

Upakosa, um mir Segen zu ersehen, that das Gebitte, tagtäglich in dem Bades zu baden. Eines Tages, beim Beginn des Frühlings, als sie blaß und abgemäht, aber demnach herzensglücklich zum Bade ging, sahen sie der Hauspriester des Königs, der Verrichter und der Lehrer der Kronprinzen, und Alle machte Rama gleich zum Ziele seiner Pfeile. Upakosa badete diesmal ungewöhnlich lange, und als sie erst gegen Abend zurückkehrte, hielt sie der Lehrer des Prinzen mit Gewalt an; sie aber, die Verständige, sagte zu ihm: „Heil dir! So wie dir, so ist auch mir dies sehr willkommen; aber ich bin aus edler Familie, und obgleich mein Gemahl abwesend ist, wie

könnte ich so etwas wagen? Auch könnte uns vielleicht Jemand sehen, und das würde dir und mir zum Schanden gereichen. Doch wenn beim Frühlingsfeste alle Leute aus dem Hause gegangen sind, kannst du sicher zu mir kommen, und zwar in der ersten Nachtwache.“) Nach dem sie so gesprochen hatte, verließ er sie. Rama aber war sie von diesem durch die Gewalt des Schicksals befreit und einige Schritte weiter gegangen, als der Priester sie anhält; aber auch diesem wie dem frühern bestimmte sie in derselben Nacht die zweite Wache als Zeit der Zusammenkunft. Auch von diesem befreit, ging sie bestürzt weiter, bis der Oberlecher die Lebende zurückhielt; darauf bestimmte sie auch diesem auf dieselbe Weise in derselben Nacht die dritte Wache zur Zusammenkunft. So auch von diesem befreit, kam sie glitzernd nach Hause und sagte, nachdem sie ihren Sklavinnen Alles mitgetheilt hatte: „Fürwahr, wenn der Mann in der Ferne weilt, ist der Tod besser für eine edle Frau, als den Leuten zum Ziele zu dienen für Augen, die nicht bloß an der Schönheit sich erfreuen.“ Mit solchen Gedanken in der Erinnerung an mich brachte die Tugendhafte die Nacht in Fasten zu, ihre eigne Schönheit bellagend.

Am andern Morgen schickte sie eine der Sklavinnen zu dem Kaufmann Picanpa Gupta, um Geld holen zu lassen, das sie den Brahmanen versichern wollte. Dieser kam aber sogleich selbst zu ihr und sagte ihr, als sie allein waren: „Sei freundlich gegen mich, und ich will dir das von deinem Gemahle deponirte Geld zurückgeben.“ Als Upakosa dies hörte, sah sie wohl ein, daß der Kaufmann ein Betrüger sei; sich aber entsinnend, daß die Ueberlieferung des Vermögens ohne Zeugen geschehen war, hielt sie ihren Zorn zurück und gab auch ihm in derselben Nacht in der vierten Wache eine Zusammenkunft, worauf der Kaufmann fortging. Sie befahl nun ihren Sklavinnen, Köpfe zu füllen mit Del und Kampfer gemischt, und dazu Kampfer und andere starkriechende Sachen zu fügen, und ließ vier Lappen in diese Mischung eintauchen, und bestellte zuletzt einen großen Korb, den man von außen mit einem Kiesel verschließen konnte.

(Der Beschluß folgt.)

Nichts Neues unter der Sonne.

Vor einigen Jahren erfand ein pariser Optikus eine Art Theaterorgnette, welche er binocles nannte und die reisenden Kfzler fanden. Die Doppellorgnette wurde nachgemacht und der Contrefacteur vor Gericht geladen. Er erschien mit einer Koptrol in groß Katio, unter der Regierung Ludwig XIV. erschienen, wo die binocles umständlich beschrieben und in Kupfer gestochen waren.

Dr. Kott, ein Engländer, verfiel kürzlich auf den Gedanken, Seide aus Spinnweben zu machen. Das Publicum kramte wüthig über die faurische Entdeckung, die bereits voralter war; schon im vorigen Jahrhundert legte ein Dr. Bon aus Montpellier der Akademie der Wissenschaften zu Paris ein Paar aus Spinnenseide gewebte Strümpfe vor. Es ist darüber

*) Sarasvati ist die Göttin der Beredsamkeit.

**) Vararuchi ist ein Brahmane und als solchem daher die Wandhander Ehe nicht erlaubt.

*) Die Indier theilen unter Andern den Tag in acht Theile, von denen jeder drei unserer Stunden enthält.

ein Bericht von Beaumar vorhanden, welcher der Ansicht war, daß dieser Versuch unglücklich sein würde.

Wir finden in den Predigten von Ric. Cozet, der im 16. Jahrhundert lebte, folgende Worte: „Qui est plus chrétien que le Christ, moins chrétien que le Christ, autrement chrétien que le Christ, n'est pas chrétien.“ Finden wir nicht in diesen Worten die berühmte Ausrufung des General's Fox über die: „Quiconque veut plus que la charte, moins que la charte, autrement que la charte, celui-là n'aime pas la charte.“ Es steht zu vermuten, daß der General Fox Cozet's Predigten nicht gelesen. Dieses Zusammentreffen ist eben deswegen nur noch interessanter.

Kürzlich wurde zu Paris ein industrielles Genie zu einem Jahre gefänglicher Haft verurtheilt; dieser Bursche schrieb an ihm unbekante Personen Briefe, die er selbst überbrachte und wofür er sich das Porto bezahlen ließ. Ein Geistesverwandter dieses Speculanten, der 1715 lebte, verdiente sich durch dasselbe Manoeuvre 5 Francs täglich. 1793 erhielten die Handwerker, welche den Clubs beiwohnten, eine Geldremuneration; auf gleiche Weise wurden zur Zeit, da die Galoinisten Meister von Brüssel waren, jedesmal 6—10 Sous an Diejenigen vertheilt, welche den Predigten beiwohnten. Es herrschte damals eine so eifrige Frömmigkeit unter den Gläubigen, daß sie die Kirchen nicht alle lassen konnten.

In der Literatur finden wir dasselbe. Folgendes Citra von Beaumarchais ist wegen seiner bizarren Form ziemlich allgemein bekannt:

Connaissez vous rien de plus sot
Que Merlin, Bazire et Chabot?
Non, certes, il n'est rien de pire,
Que Chabot, Merlin et Bazire,
Et nul ne vit - on plus coquin
Que Chabot, Bazire et Merlin.

Das Gegenstück dazu ward nach dem Tode Franz II. bekanntgemacht und befindet sich in „Le Mars français“, S. 439:

Par l'oeil, par l'oreille et par l'épaule
Trois rois sont morts nagüres en Gaule;
Par l'épaule, l'oreille et l'oeil
Trois rois sont entrés au cercueil;
Par l'épaule, l'oeil et l'oreille
Dieu a montré grande merveille.

Die Dichter der franz. romantischen Schule hielten sich Wunder ein auf ihre Enjambements; der alte Dichter Garnier überdies sie aber denn doch in einem seiner Trauerspiele, wo es heißt:

Accordâtes vous donc ce qu'il vous demanda?
Je l'accordai, mon fils, à ta recommandation.
Sois donc en paix.

Auch folgende zwei Verse in einer alten dramatischen Erzählung nehmen sich recht anmuthig aus.

Nous ne passâmes pas par la fenêtre, car
La porte était ouverte et nous passâmes par.

B. Hugo ist ein großer Meister im Welen, allein er übertreibt doch das Pittoreske auf die lächerlichste Art; so sagt er, das Mirabeau nicht das Schloß gewesen, womit man die Revolutionen schließt, sondern die Angel, um welche sie sich drehen; ferner, er habe die Argumente seiner Gegner gefaut und mit den Klauen seines Syllogismus zerrissen. Auch B. Hugo hat einen Vorgänger gehabt; man findet in einer Predigt, die schon zu Zeit Boileau's bekannt war, folgende Stelle: „O déplorable Sion, que tu es aujourd'hui mal gardée! Tu n'es défendue que par une milice qui ne sait manier ni le sabre de la justice, ni l'épée de la vertu, ni le mousqueton de la foi, ni l'arquebuse de l'espérance, ni la carabine de la charité, ni le marteau de la tribulation, ni les ciseaux de la pénitence, ni le balai de la confession.“ 19.

Literarische Anzeige.

Worben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen in In- und Auslandes zu beschaffen:

Bilder-Conversations-Lexikon für das deutsche Volk.

Ein Handbuch

zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse und zur Unterhaltung. In alphabetischer Ordnung.

Mit bildlichen Darstellungen und Landkarten.

In vier starken Bänden in Quartformat. Schicklich schönem weißen Papier mit grober Schrift. Ausgegeben in einzelnen Lieferungen von 8 Bogen, deren jede im Subscr. Preise 6 Gr. kostet.

Ersten Bandes erste Lieferung. Bogen 1—8. Nachen bis Ambragiuß mit den Holzschatten:

das Rathhaus zu Nachen; das Grabmal Alexander's und Heloisen's; das Abendmahl, nach Leonardo da Vinci; Abraham a Santa Clara; die Rede von Krali; der Khat; der Schild des Achilles; John Khan; der Zuckerhut im Aderbacher Felsenwalde; der Stin abler; das adriatische Meer nebst Riffe; der Drang Utang, zwei Meerlagen und der Hundskopffelle; der Affendrotbaum und dessen Blatt, Blüte und Frucht; die Tgave und deren Bilde; Agrippa von Nettesheim; die Obelisken bei Turor in Aegypten; das Geburtshaus Napoleon's in Ajaccio; Herzog Alba; ein Albanese; der Albatros; Alfons Albuquerque; Kaiser Alexander I und die Alexanderstädte; der Hasen von Alexander; Herzog Alexius von Anhalt-Bernburg; Alfieri; eine Eigenarten; das Thor der Gerechtigkeit und der Freiheit in Alhambra; Ali Pascha von Janina; der Ill: in Aioë von Solfotora und der Bilderstengel derselben und den

in Kupfer gestochenen Karten von Afrika und Agypten

Das Bilder-Conversations-Lexikon ist bestimmt für alle Classen des geammten deutschen Volkes; mit Uebergehung der Strengwissenschaftlichen und Dessen, was nicht für die Allgemeinheit beachtungswürdig erscheint, verbreitet es sich in allgemein faßlicher, populärer Darstellung über alle im gemeinlichen Leben vorkommenden Gegenstände und sucht durch anschauliche Behandlung des Nützlichsten und Wissenswerthesten zu belehren, durch Hervorheben des Interessanten aber zugleich zu unterhalten. Für beide Zwecke dienen auch die bildlichen Darstellungen, namentlich die beigefügten farbigen Karten, durch welche sich dieses Werk von allen ähnlichen Unternehmungen des In- und Auslandes unterscheidet, und im Augen bedeutend erhöht wird.

Da die nöthigen Einleitungen nunmehr getroffen und die größten Schwierigkeiten beseitigt sind, so werden die nächsten Lieferungen so rasch, als es nur immer die Sorgfalt, mit welcher dieses Werk ertheilt, gestattet, in Zwischenräumen von vier bis sechs Wochen aufeinander folgen.

Leipzig, am 6. Mai 1834.

F. X. Brodhurst.

literarische Unterhaltung

Dienstag.

Nr. 154.

3. Juni 1834.

Indische Märchen.

(Entnommen aus Nr. 154.)

In der verabredeten Zeit des Frühlingsfestes kam nun in der ersten Wache der Lehrer des Prinzen in vollem Puge. Upakosa sagte zu ihm, nachdem er unbemerkt in das Haus getreten war: „Ungebadet werde ich dich nicht berühren, drum bade dich, und gehe dort in das Zimmer.“ Er willigte in diese Bedingung ein, und sogleich führten ihn die Sklavinnen in ein ganz dunkles Zimmer. Dort nahmen sie ihm seine Kleider und Kostbarkeiten und gaben ihm dafür als Mantel einen von den Lappen; und unter dem Vorwande ihn zu waschen, rieben sie ihn von Kopf bis zu Fuß so lange mit Del und Ruß ein, bis in der zweiten Wache der Priester kam. Die Sklavinnen riefen ihm zu: „Ein Freund des Bararuchi ist gekommen; ach, es ist der Priester, drum geh' rasch hier hinein!“ und mit diesen Worten warfen sie den Lehrer, sowie er war, in den Korb und verschlossen ihn mit dem Riegel. Auch der Priester wurde unter dem Vorwande des Bades in das finstere Zimmer geführt, und nachdem man ihm seine Kleider genommen und dafür einen der Lappen untergehängt hatte, durch das Streichen mit Ruß und Del so lange von den Sklavinnen gefoppt, bis in der dritten Nachtwache der Oberkämmerer kam; die Sklavinnen warfen darauf auch ihn, der in große Angst über des Richters Ankunft war versetzt worden, in den Korb und schoben den Riegel von. Sie führten nun auch den Richter in das Badezimmer, und er wurde dort so lange mit vorzeblischem Salben hingehalten, bis in der letzten Wache der Kaufmann kam. Durch dessen Ankunft in Angst versetzt, wurde auch der Richter in den Korb geworfen und der Riegel vorgeschoben; und alle Drei, obgleich sie bei der Dunkelheit sich häufig in dem Korbe stießen, wagten es nicht, laut zu klagen. Upakosa nahm eine Fackel in die Hand, und nachdem sie den Kaufmann selbst in das Innere des Hauses geführt hatte, sagte sie zu ihm: „Sich dir das von meinem Gemahle dir anvertraute Geld zurück!“ Da der Glende, sich umsehend, glaubte, daß das Haus leer sei, so sagte er: „Ja, ich gebe dir, wie ich dir versprochen habe, das von deinem Gemahle mir anvertraute Geld zurück.“ Upakosa aber, zu dem Korbe sich inwendend, rief aus: „Hört, ihr Götter, das Versprechen des Piranya Gupta!“ Als sie so gesprochen und

die Fackel ausgelöscht hatte, wurde auch der Kaufmann ebenso wie die Andern lange von den Sklavinnen unter dem Vorwande des Bades mit Ruß und Del eingerieben; sowie die Dämmerung anbrach, sagten sie zu ihm: „Geh' jetzt, die Nacht ist vorüber!“ und als er sich wegergte, jagten sie ihn mit einem tüchtigen Bambusrohr aus dem Hause. Nur mit einem Lappen bedeckt, schwarz, wie wenn er in Dinte getaucht wäre, und bei jedem Schritte fürchtend, von den Hunden angefallen zu werden, erreichte er beschämt sein Haus und wagte es nicht, selbst seinen Sklaven anzusehen, als er ihn abwusch.

Upakosa aber, beim Morgenanbruch von einer Dienerin begleitet, ohne ihre Keiten erst davon zu benachrichtigen, ging zu dem Palaste des Königs Nanda und machte bei diesem eine Vorstellung, indem sie sagte: „Der Kaufmann Piranya Gupta will das von meinem Gemahle ihm anvertraute Geld behalten.“ Der König ließ sogleich, um die Sache zu untersuchen, den Kaufmann herbeiholen; dieser aber sagte: „Unter meiner Abhüt findet sich nichts, o König!“ Da sagte Upakosa: „Ich habe Zeugen, mächtiger Herrscher! Ehe mein Gemahl abreiste, legte er die Hausgötter in einen Korb und vor diesem hat Piranya Gupta mit Stimme selbst die Schuld anerkannt; laß diesen Korb herbringen, und du magst dann die Götter selbst befragen.“ Als der König dies mit großem Erstaunen gehört hatte, befahl er, den Korb zu holen, und sogleich wurde er von mehreren Leuten herbeigetragen. Da sagte Upakosa: „Verkündet die Wahrheit, ihr Götter, Dessen, was der Kaufmann angelobt hat, und dann kehrt in eure Wohnung ruhig zurück; wenn aber nicht, so verbrenne ich euch, oder öffne die Kegel hier in der Gesellschaft.“ Die im Korbe, als sie dies hörten, riefen in der höchsten Angst aus: „Ja, es ist wahr; vor uns als Zeugen hat er die Schuld anerkannt!“ Alle waren verstummt; der Kaufmann gestand nun Alles ein, aber Upakosa, von dem Könige dringend gebeten, schob den Riegel zurück und öffnete den Korb, und drei Männer, schwarz wie die Nacht, kamen heraus, sodas der König und seine Minister sie nur mit Miße wiedererkannten. Alle fingen nun an laut zu lachen; der König aber voll Neugierde rief aus: „Was bedeutet das?“ Da erzählte ihm Upakosa, wie es sich begeben, und Alle, die bei Hofe versammelt waren, priesen laut die Upakosa und

riefen aus: „Unerschöpflich ist die List edler Frauen!“ Die Wiere aber wurden von dem Könige ihrer Güter beraubt und, da sie eines Andern Gemahlin hatten verführten wollen, des Landes verwiesen. „Du bist meine Schwester“*), sagte darauf Randa zu ihr, und mit reichen Geschenken ehrenvoll entlassen, kehrte Upatosa nach ihrem Hause zurück. Als die Aelteren nun Alles erfuhren, priesen sie dieselbe als eine tugendhafte Frau, und die ganze Stadt hörte ihre Geschichte mit frohem Erstaunen.“)

Wir theilen noch die Analyse eines größern Märchens mit, das auch manche bekannte Züge enthält.

Geschichte des Sakti Deva.

In der Stadt Wardhamana herrschte ein frommer König, Namens Paropakari; er hatte eine einzige Tochter, Kanaka Ketha genannt, ein Mädchen von wunderbarer Schönheit. Der Vater suchte vergebens einen passenden Gemahl für sie; denn Wenige schienen ihm dieser Ehre würdig zu sein, wozu noch kam, daß die Prinzessin die größte Abneigung zeigte, sich zu verheirathen und von ihren Aelteren sich zu trennen. Der Vater stellte ihr aber die Nothwendigkeit, sich zu vermählen, da er selbst keinen Erben des Thrones besaß, so dringend vor, daß sie endlich einwilligte, dem Brahmanen oder Kshatriya ihre Hand zu geben, der die goldne Stadt gesehen habe. Alle Edeln des Hofes, davon benachrichtigt, erklärten, nicht nur die Stadt nie gesehen, sondern selbst ihren Namen nie früher gehört zu haben. Der König ließ daher im Lande öffentlich bekannt machen, daß wer von den beiden höhern Kasten die goldne Stadt gesehen habe, solle seine Tochter als Gattin erhalten und zum Mitregenten erhoben werden.

In derselben Stadt lebte ein junger Brahmane, Namens Sakti Deva, der als ein Taugenichts aus dem väterlichen Hause war verstoßen worden und all sein Geld im Spiel verloren hatte. In dieser hoffnungslosen Lage, die durch nichts verschlimmert werden konnte, meldete er sich beim Könige und erklärte, diese Wunderstadt gesehen zu haben. Der Vater, der über die Wahrheit seiner Aussage nicht urtheilen konnte, führte ihn zu seiner Tochter, die aber bald den Lügner durchschaute und aus dem Palaste verweisen ließ. Sakti Deva, diese Beschimpfung auf das tiefste fühlend, und nun, da er Kanaka Ketha gesehen hatte, von wahrer Liebe erfüllt, faßte den Entschluß, die goldne Stadt aufzusuchen, um die Geliebte zu gewinnen oder in dem kühnen Unternehmen unterzugehen. Er wandte sich zuerst nach dem Windhpageblege und traf endlich nach langer Wanderung an einem See einen frommen Einsiedler. Sakti Deva theilte ihm den

Zweck seiner Reise mit und fragte ihn, wo er die goldne Stadt finden könne. Der Einsiedler erklärte ihm, er etwas von einer solchen Stadt gehört zu haben, daß könne vielleicht sein älterer Bruder ihm Auskunft darüber geben, der weit im Innern des Landes wohne. Sakti Deva kam nach mehrwöcherlicher Reise zu diesem Einsiedler, aber auch dieser wußte nichts von der goldnen Stadt; er empfahl ihm aber, sich nach der Insel Utkhula zu begeben, deren König vielleicht etwas Bestimmteres angeben könne. Sakti Deva segelte von dem Hafen Bimata Pura ab; ein furchtbarer Sturm zerschmetterte das Schiff, und er allein rettete sich auf einer Planke, die ihn an das Ufer einer fernen Insel warf. Zum Glück war dies die gesuchte Insel Utkhula. Der König derselben nahm ihn gastfrei auf, und obgleich er nichts Bestimmtes von der goldnen Stadt wußte, so versprach er ihm, mit ihm zugleich weiter zu forschen. Er ließ ein Schiff anfertigen, um nach einer benachbarten Insel zu segeln, wo jährlich beim Feste des Wischnu eine Menge Leute aus den verschiedensten Gegenden sich versammelten, von denen nicht leicht der Eine oder der Andere Bestimmteres nachzufragen könne. Die Fahrt war glücklich; eines Tages aber bemerkte Sakti Deva in der Ferne mitten im Meer einen Gegenstand, der ihm ganz fremdartig erschien, es schien ein Feigenbaum zu sein, aber am Größten gleich es einem Berge; er zeigte dies seinem Gefährten, der aber nicht gleich aus: „Wir sind verloren! Was da vor uns liegt, ist ein Baum von wunderbarer Art, der mitten aus einem Strudel hervorwächst; Alles, was sich diesem nähert, wird in den Abgrund gerissen; Rettung ist unmöglich, denn schon ist das Schiff vom Strome erfasst.“ Das Schiff wurde sogleich in dem Strudel vernichtet; in dem Augenblicke, wo das Schiff sank, sprang Sakti Deva vom Verdeck und hielt sich an einem der herabhängenden Zweige des Baumes fest, bis er auf einem sichern Ast sich setzen konnte*); doch in der Ueberzeugung, hier ein langsamen Todes sterben zu müssen, wollte er sich ihm in den Strudel stürzen, als ein plötzliches Geräusch seine Aufmerksamkeit anzog. Es war ein Flug von Kiewvögeln aus dem Geschlechte des Garuba**), die mit dem Schlagen ihrer Flügel das Meer schäumen machten. Er ließ sich auf dem Baume nieder. Sakti Deva hatte wieder Hoffnung, und sowie der Morgen graute, schauerte er sich auf den Rücken eines der Vögel; dieser hob sich sogleich in die Lüfte, und nach raschem Fluge nahe an einer Insel und ließ sich in einem schönen Garten nieder. Sakti Deva sprang von dem Vogel herunter, und als

*) Es begründet dies ein wirkliches legales Verhältniß; es ist eine Art von Adoption.

**) Dieselbe Erzählung findet sich in den Nachträgen zu der „Tausend und einen Nacht“ von Scott (auch deutsch in der breslauer Uebersetzung), unter dem Titel: „The Lady of Calro“. Im „Behäri dänisch“ steht sie unter dem Namen: „Aräya“, und in den „Fables et contes“ als „Constantin Hamel, ou la Dame qui attrapa un pretre, un prövoet et un forestier“.

*) Der indische Feigenbaum bekanntlich senkt viele seiner Zweige, die, in der Erde dann wieder Wurzel fassend, in Stamm eines neuen Baumes bilden. Hier erinnert man sich, daß auch Odysseus auf dieselbe Weise im Strudel in Charybdis sich an den Zweigen eines Feigenbaums festhielt und rettete.

**) Garuba ist der Adler des Wischnu, der ihm als Reithier dient. Er wird als riesenhaft groß und stark beschrieben. Er entspricht ganz dem persischen Vogel Koh. Im Sindbad rettete sich auf diese Weise, indem er sich an die Klauen eines solchen Vogels anbandel.

er sich umsah, bemerkte er zwei Mädchen, die Blumen sammelten. Er ging auf sie zu und fragte, wo er sei. In seiner großen Freude sagten sie, daß dieser Ort die goldne Stadt heiße und die Residenz ihrer Herrscherin, Chandra Prabha, sei, die sowie sie zum Geschlechte der Widjadhara *) gehöre, und daß nur Mädchen auf der Insel wohnen; Sakti Deva bat sie, ihn zu ihrer Fürstin zu bringen; sie führten ihn sogleich zu ihrem Palaste, der von Gold und Edelsteinen strahlte, gefolgt von einer Schar schöner Mädchen, die neugierig den Ankömmling betrachteten. Chandra Prabha, von der Ankunft eines sterblichen Brahmanen benachrichtigt, ließ ihn eintreten und bewillkommnete ihn mit allen Zeichen tiefer Verehrung. Sie bat ihn, die Umstände mitzutheilen, die ihn hierher gebracht, und als er ihre Neugierde befriedigt hatte, erzählte sie ihm ihre eigne Geschichte. „Wir sind vier Schwestern“, sagte sie, „die Töchter des Königs der Widjadhara; meine drei Schwestern badeten einst in dem Flusse Mandakini, und in den heitern Scherzen der Jugend wagten sie es, einen frommen Einsiedler durch Bespritzung mit Wasser in seiner Andacht zu stören. Der fromme Mann, sehr erzürnt, sprach den Fluch über sie aus, eine Zeitlang in irdischer Hülle zuzubringen mit der Erinnerung an ihr früheres Dasein. Mein Vater, über den Verlust seiner Töchter tief betrübt, zog sich in einen Wald zurück und überließ mir diesen Palast und die alleinige Herrschaft über die Widjadhara. Deine Ankunft habe ich längst erwartet, denn Parvati erschien mir einst im Traume und verkündete mir, daß ich einem sterblichen Brahmanen mich vermählen würde. Sie hat ihr Versprechen erfüllt, denn nur durch ihre Hülfe kannst du hierher gekommen sein. Wenn du daher meine Hand nicht ausschlägst, so habe ich nur noch die Erlaubniß meines Vaters einzuholen. Beim nächsten Vollmond versammelt er alle seine Untergebenen um sich, um dem höchsten Gotte zu opfern; meine Abwesenheit wird nur kurz sein, und nach meiner Rückkunft bin ich dann deine Gemahlin.“ Sakti Deva erwartete mit Ungebuld die Zeit, die ihn so herrlich für seine überstandenen Mühen und Gefahren belohnen sollte.

Als der Tag der Abreise nahte, sagte ihm Chandra Prabha, daß er den ganzen Palast als sein Eigenthum betrachten könne, nur möge er die mittlere Terrasse nicht betreten, da unfehlbar Unglück die Folge davon sein würde; und mit diesem Rathe verließ sie ihn. Das Verbot reizte nur Sakti Deva's Neugierde, und bald stand

er auf der verbotenen Terrasse; er sah hier drei Thüren köstlich geschmückt, jede zu einem besondern Zimmer führend. Er öffnete eine derselben und trat hinein. In dem Zimmer sah er ein Ruhebett von Gold und darauf eine Gestalt liegend, mit einem Schleier bedeckt; er hob ihn auf und sah mit Entsetzen seine frühere Geliebte Kanaka Netka als Leiche. Er eilte verwirrt in das zweite Zimmer, und auch hier lag ein schönes Mädchen als Leiche, und so im dritten Gemache. Bekürzt verließ er den unheimlichen Ort und sah einen schönen Ager ausgebreitet und an einem Teiche ein gesatteltes Pferd grasen. Das Thier schien sehr zahm zu sein, und Sakti Deva ging auf dasselbe zu, um es zu besseigen; sogleich jagte das Pferd fort und warf ihn durch einen Schlag in das Wasser. Er tauchte tief unter, und als er wieder in die Höhe kam, fand er sich zu seinem großen Erstaunen in seiner Vaterstadt Wardhamana.

Wir brechen hiermit diese Analyse ab, da das Ganze zu ermüdend sein würde; nur noch so viel: die frühere Geliebte, Kanaka Netka, eine der vier Schwestern, ist durch Sakti Deva's kühnes Unternehmen von ihrem Fluche befreit und kehrt zum Fernlande zurück. Sakti Deva wagt nun eine zweite Reise nach der goldnen Stadt, befreit unterwegs noch die beiden andern Schwestern und wird, als er glücklich ankommt, mit ihnen vermählt und Herrscher im Lande der Fern. 97.

Spiegel der alten christlich-deutschen Erziehung, aufgestellt in dem Vermächnisse eines treuen Vaters an die Seinen. Eine pädagogische Reliquie aus den Zeiten des dreißigjährigen Krieges, Ältern und Kindern, Lehrern und Freunden der Jugend mitgetheilt von Heinrich Dittmar. Frankfurt a. M., Brönnler. 1833. Gr. 12. 16 Gr.

Herr Dittmar, der bereits 1830 den Satyriker Joh. Michael Moscherosch (Pflaander von Sittendorf) zur verdienten Wiederanerkennung der heutigen Leswelt zu bringen gesucht hat, glaubt aus demselben Grunde auch die Wiedererschinnung seines „christlichen Vermächnisses“ rechtfertigen zu können. In der vorangeschickten Einleitung erzählt er die Geschichte dieses Büchleins, das Moscherosch 1641 als Amtmann des Herzogs von Croÿ zu Binsingen an der Saar mitten unter den furchtbaren Stürmen des dreißigjährigen Krieges, in einer häuslich und amtlich höchst bedrängten Lage zuerst niedergeschrieben und 1643 zu Strassburg (u. d. L.: „Johannis cura parentum: christliches Vermächniß oder schuldige Vorsorg“ eines treuen Vaters bei jeglicher hochbetrübtester, gefährlicher Zeit den Seinigen zur letzten Nachricht hinterlassen“) in Druck gegeben hat. Sowol aus dem hier abgedruckten Briefe an seine Gattin, mit welchem er derselben sein Manuscript übergeben, als aus der Zuweisung des Büchleins an einen Stillsproß zu Strassburg spricht ein so gesundes und kräftiges Gemüth, ein so frommer und beschwerener Sinn, daß wir die Wahl des Herausgebers, einen nochmaligen Abdruck der Schrift (es ist seit 1643 der fünfte) zu veranlassen, nur billigen können und mit Bergnügen diese Schrift durchgelesen haben. Wollte es uns auch zu Anfang an einzelnen Stellen dünken, daß dem beschaulichen Leben und dem vielen Beten zu viel Raum vergönnt wäre, so sind wir doch bei fortgesetzter Lectüre bald gewahr geworden, daß bei einem so kernhaften Manne, wie Moscherosch war, das Speculative nie die Oberhand über das Praktische erhalten konnte und auch nicht

*) Widjadhara sind ein freundlich wohlwollendes Geschlecht der Halbgotter. Man könnte sie unsern Feen vergleichen; doch gibt es unter ihnen Männer und Frauen, diese sind sehr schön und daher den sterblichen Söhnen sehr gefährlich. In einem indischen Drama: „Prabodha Chandrodaya“, erhebt sich durch Zauber plötzlich das Feenland, und die Zauberin ruft dem entzückten Wivela zu: „Sieh, dort wohnt sich die die liebliche Schar der Widjadhara; drum komm, denn dort rinnen die Ströme auf goldnem Grunde; dort schwärmen die Mädchen mit Augen wie Lotus; dort wiegen die Wälder smaragdne Blätter: dies Alles genieße zum Lohn deiner Tugend.“

erhalten hat. So sagt er unter anderem S. 295: „in schlüfriger Gebet, das ohne Vorsatz, ohne Andacht und Eifer, ohne aus Gewohnheit, also hergeseigt wird, ist Gott durchaus nicht angenehm“. Weint aber doch einer und der andere Beter, daß in Buche zweiwel geteilt worden sei, so mag er bedenken, daß nach Bejen lehrt, und daß unter solchen Umständen wol auch noch andere Leute als Moscherosch fleißige Beter geworden wären.

Das erste Buch des christlichen Vermächtnisses ist für Kinder geschrieben, die noch in ästhetischer Zucht und Unterweisung stehen. Wichtigkeit der Sorge für die Wohlfahrt der Seele, Nothwendigkeit des christlichen Lebens, Schuldigkeit der Eltern, ihre Kinder zu erziehen, Verhältnis der Kinder unter und gegeneinander sind die Gegenstände der ersten Capitel. Darauf wendet sich Moscherosch an die „lieben Söhne insbesondere“ und verbreitet sich in neun Capiteln über den Dienst Gottes und des Vaterlandes, die verschiedenen Berufsarten (Geistliche, Rechtsgelehrte, Künzte, Philosophen, Schulmänner, Richter), über Verhältnis der Staatsdiener zu Fürst und Volk, zeigt dann, wie Studirende ihre Studien einrichten und wie Die, welche dazu keine Anlagen haben, besser thun ein nützliches Handwerk oder die Landwirtschaft zu erlernen, ermahnt, daß Jeder seines Amtes warte und sich nicht in Nebenbündel verwickle, daß man Alles mit Kraft und Eifer thun soll, und schließt mit guten Lebensregeln. In den folgenden fünf Capiteln wird von der Erziehung der Wächter gesprochen, der Kreis ihres Lernens bestimmt, Zucht, Gütigkeit, Schamhaftigkeit, Demuth nebst andern Tugenden empfohlen und vor Thorheit, Hoffahrt, Uebersinn gewarnt. Das zweite Buch ist für Kinder bestimmt, die zu einem eignen Handwerke gelangt sind. Vorschritten über den Ehestand im Saße des Jesu Sirach eröffnen dieselben, dann über die Kinderzucht, wo höchst praktische Bemerkungen stehen, die in fast zweihundert Jahren nichts von ihrer Wahrheit und Wichtigkeit verloren haben, darauf über die Einrichtung des Tagewerkes, Morgen- und Abendgebet, Frier des Sonntags, Almosengeben u. s. w.

Alles dies ist in einer sehr gemüthlichen Sprache und in einem reinen, durch wenige Gallicismen oder Latinismen entstellten Deutsch vorgetragen, daß sich das Buch nicht äbel zu einem Volksbuche auch noch in unsern Tagen eignen würde. Wir heben nur einige Stellen aus demselben ohne lange Wahl heraus. Die Innigkeit des Verf. wird man schon aus folgender Stelle (S. 66) beurtheilen können: „Wir angest und ist bang, wenn ich gedenke, daß in euern so jungen und theils unmündigen Jahren ich euch verlassen sollte: nicht darum, als ob zu sterben ich mich beregestalt entsetzte oder an der allmächtigen väterlichen Fürsorge des Allerhöchsten zweifelte: ach nein! aber, o der Aergernisse dieser Welt! wie eine schwere Pilgrimschaft habt ihr vor euch! Ihr seid auf einer gefährlichen Reise, auf der ich selbst sehr mißlich gegangen und, wo mich Gott nicht mit seinen Händen geführt, geleitet, gehalten und herausgerissen hätte, gewiß in das Verderben kommen wäre.“ Ueber Theologie und Philosophie wird S. 94 ganz vernünftig gesprochen. Doch heißt es am Ende: „Die Philosophie soll Ragd sein und Gottes Wort nachgeben; die Theologie aber soll Frau sein und vorgehen. Die Philosophie ist das Werkzeug aller andern Künzte; gleichwie aber das Werkzeug nicht das Werk selber ist, noch demselben vorzugiehen, also soll auch die Philosophie dem Wort Gottes nicht selbst vorgezogen oder gleichgeschaltet werden“. Dagegen meinte nun freilich Christlich Wolf, daß die Philosophie in so weit die Ragd der höhern Facultäten sei, als die Frau öfters im Finstern tappen müßte oder gar fallen würde, wenn ihr die Ragd nicht leuchtete („Nachricht von seinen Schriften“, S. 586). Aber an andern Stellen, wie S. 106, wird die Philosophie sehr ehrenvoll erwähnt und besonders gepriesen. Ebenso die Geschichte, wie S. 134: „Studiret die Geschichte, meine Söhne; sie kann mit Recht praktische Philosophie genannt werden. Anderes mag da, Anderes dort genannt oder gerathen werden; hier ist Übung, hier werden Einem, außer den Beispielen, Grundsätze beigebracht und Urtheile an die Hand gegeben,

weil vom Geschichtsschreiber solche Dinge aufgeführt werden müssen, die man entweder meiden oder befolgen soll. Dem es gibt keinen bessern Spiegel der Sitten sowie der Tugenden als die Geschichtsbücher, woran man sich zum wie das Auge belehrt und das Hirn bekräftigt wird. — Laß auf welche Kunst oder Wissenschaft ihr euch nur immer legen möget, befaßt Euch stets mehr mit dem Praktischen als mit der Speculation, sonderlich in der Sprachkunde und Dichtkunst.“ In den Jungfrauen sagt er: „In einer Jungfrauen Hand gehören diese zwei Stücke: ein Buch und eine Spindel. Im Buche gehöret eine Feder; darum, weil meine Meinung ist, daß ihr recht und fleißig Schreiben und Rechnen lernet, so sei ihr, wo durch Gottes gnädige Schickung ihr zu einer Heirat kommen solltet, da verrechnete Dienste sind (d. h. einen Mann bekommen solltet, der einen Dienst hat, dabei Lehmann zu sein) ist, ihr euren Mann nachsetzt zu Hälfte sein“ (S. 12). Oben wir unsern Moscherosch endlich, wie er seine Befürwungen von Religionsanfeindungen und Verfolgungen auftrifft auf seinen Kindern rath, einen sichern Zufluchtsort (Glaubens, Schwören, die Confessionen) zu wählen. „Nach Frankreich geh ich nicht. Denn der Atheismus, und das alte römische Heidentum ist da in voller Blüthe und in vollem Schwung. Ein status (Politik), eingebilte Ehr' und Reputation geht bei ihm Gott und Seligkeit. Und obchon auch fromme Christen da sind, so sind doch deren nicht viel. Insgemein weiß der gute Mann von Gott und seinem Werke nichts desto weniger zu wenig. Sie glauben an ihren König, und was befehlet gibt, das glauben sie auch und zwar lutherischerweise, tollkühn, im Verstand. Einige Beständigkeit ist da nicht zu hoffen. — Dem obchon Frankreich den Evangelischen die Religion freiläßt, ist doch gewiß, daß es eine viel andere Artigkeit als der heilige Geist, König in Schweden, Gustavus Adolphus, geprieht. Frankreich bedient sich der Deutschen nöthig wider die Deutschen; anders kann es ihrer nicht Meister werden; und gibt ihnen Kriftung und Geld, so lang es ihrer bedarf, wie zu Jan Jul. Césaris schon in Übung gewesen“ (S. 384).

Der Herausgeber hat sich durch genaue Vergleichung der verschiedenen Ausgaben, durch eine bequemere Ausstattung, und Erläuterung mancher unbedeutlichen Ausdrücke und durch Weglassung oder Weglassung lateinisch geschriebener Stellen ein besonderes Verdienst erworben. Nicht alle Herausgeber haben deutschen Schriften erben so sorgfältig zu Werth. Der Druckung, einzelne Parallellstellen oder Noten hinzuzufügen, ist überall — ein einziges Mal etwa ausgenommen — sehr zu danken. Allerdings lag dazu die Gelegenheit recht nahe. Dr. Dittmar wollte diese Vergleichungen ten Erfers nicht überlassen und wir an unserm Theile wünschen, daß deren recht viele finden möge.

Literarische Notizen.

Angekündigt wird und soll bald erscheinen: „1798—1805 — 80 Episodes des guerres de la Vendée“, von Guiton Job. Stahlische und Bignettes sollen das Buch zieren.

„La terre sainte: histoire, moeurs, usages et coutumes par l'abbé D*** etc.“ wird in 50 Lieferungen zu 30—400 Seiten Text mit 100 schönen Stahlstichen in 4. erscheinen.

Eine Broschüre des Baron von Ferrussac führt den Titel: „De l'état actuel de la France et de la nécessité de s'occuper de son avenir.“

Bon Laurentie erschien: „De la révolution en Europe“.

„Nouveau recueil d'ouvrages anonymes et pseudonymes“ von Demanne ist ein sehr interessantes Werk.

Vorlesungen über die Naturlehre für Frauenzimmer von Friedrich Kries. Erster Band. Mit vier lithographirten Tafeln. Leipzig, Dpl. 1832. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Der Verf. hat das Werk seinen eignen Kindern „aus väterlichem Herzen“ gewidmet, aber wie der Titel und die buchhändlerische Speculation vermuthen lassen, sind auch andere Damen bestens eingeladen, diesen Familienvorlesungen beizuwohnen und davon zu profitieren. Damit aber die weibliche Delicateffe nicht Bedenken trage, in den aufgethanen Hörsaal einzutreten, aus Furcht, darin einen in salopem Schlafrock, ungeniet mit seinen Kindern plaudernden Professor zu treffen, so ist zu bemerken, daß diese Vorlesungen statt einer neuen Auflage der von Kries früher gegebenen deutschen Uebersetzung der Euler'schen „Briefe an eine deutsche Prinzessin“ erschienen sind, und daß also in ihnen auch etwas Prinzessinsitz zu erwarten sein wird. Es mag nun freilich für einen Professor etwas schwierig sein, mit einer Rede zugleich Fürstentöchter und eigne Töchter zu haranguiren, aber Hr. Prof. Kries schiffte mit erstaunenswerther Leichtigkeit und Besonnenheit zwischen diesen Klippen der Doppeldede hin- und her, indem er vorsichtig keine von beiden berührt, sondern im ununterbrochenen Strom seiner Rede, weder rechts noch links schauend, die am Ufer Lauschenden gänzlich zu ignoriren scheint. Seine schönen Zuhörerinnen sind deshalb nicht sicher, ob nicht ein oder das andere Herrchen, dem die wässerige Milch eines oberflächlichen Unterrichtes eher behagt als die feste Kost strenger Wissenschaftlichkeit, oder ein wißbegieriger Bauer oder sonst Jemand löblich neben ihnen sitzt und aufmerksam zuhört, in der Meinung, daß Der auf dem Katheder eben nur für ihn rede. Denn wer nicht das Aushänge- und Titelblatt lesen hat, dem läßt es der Hr. Professor mit keinem Wort, mit keiner Anspielung, mit keiner einzigen Saluarie merken, daß er eigentlich nur Damen zu sich eingeladen hat. Hierin aber liegt offenbar ein erheblicher Vorwurf, der dem Werke gemacht werden muß. Wie wohl es noch hingehen lassen, daß der Titel: „Vorlesungen“, selbst ein ganz müßiger ist und nur eine unpassende Nachahmung der trefflichen „Vorlesungen über die Naturlehre“ im Brandes zu sein scheint, indem das Kries'sche Werk oder durch die ganze Form, noch durch irgend eine An-

rede von Du oder Sie, oder Votre Altesse Royale (wie Euler) zu erkennen gibt, daß es ursprünglich wirklich Zuhörer vor sich gehabt oder jetzt fingirt vor sich habe, und vielmehr ein Compendium in 49 Capiteln, als ein Unterricht in 49 Vorlesungen heißen sollte; aber daß auch der Titel: „für Frauenzimmer“, unelgentlich dahänge vor einem Hörsaal, in welchem mit keinem Worte der Frauen Erwähnung geschieht, das ist ein Fehler, den wir mit Recht rügen und in deutlicheres Licht setzen müssen.

Was für eine bestimmte Classe von Lesern geschrieben werden soll, muß auch für diese individualisirt werden; je kleiner der Kreis der Hörer ist, desto mehr müssen die Strahlen der Rede grade und scharf auf die ganze Seelenfläche des Hörers treffen können. Wer also für Frauenzimmer schreibt, erfüllt seine Aufgabe noch nicht, wenn er bloß der Forderung allgemeiner Popularität entspricht; er muß vielmehr ein wahres Gynæceum aufstehen und nicht zu den Männern draußen vorm Fenster, sondern wie ein Frauengünstling einzig und allein für Frauen reden und leben. Der eigenthümliche Stand der Bildung unserer Frauen und Mädchen, der ihnen angewiesene Kreis der Beschäftigung, das bei Frauen überwiegend hervortretende Gemüth, die Beweglichkeit ihres Gedankengangs, ihre Neigung zur Oberflächlichkeit, ihre leicht erregbare Neugierde, ihr Hang zur Eitelkeit, das sind Dinge, welche der Frauendredner nie aus den Augen verlieren darf, und die er als Waffe benutzen muß, um Herz und Kopf seiner Zuhörerinnen zu treffen. Sie müssen ihm der Gesichtspunkt werden, von welchem aus er die Wahl der mitzutheilenden Kenntnisse und die Anordnung derselben bestimmt, die passendsten Anknüpfungspunkte des Unterrichtsfadens in Gegenständen des weiblichen Lebens sucht und das Ende desselben auf Gegenstände des praktischen Lebens zurückführt, und endlich Alles in einer Form vorträgt, die nicht bloß durch edle Popularität, sondern auch durch Gewandtheit und Courtoisie den Ton trifft, der im gewöhnlichen Leben den feinen Conversator zum Damengünstling macht, und der, obschon oft das Prädicat eines bloßen Fanten, doch im Mund eines Professors zum Zauberwort wird, das den Triumphwagen gründlicher Wissenschaft auf Blumenwegen ins Reich weiblicher Unwissenschaftlichkeit zu führen vermag. Diese Art des Vortrags kommt freilich uns pedantischen Deutschen, zumal

wenn wir einmal Professoren geworden sind, etwas sauer an, aber wer bei Damen Glück machen will, muß ihn in seiner Gewalt haben; es ist keine Frage, daß die Franzosen, wenn sie den Unterricht mit ihren Salanterien und Bonmots durchspicken, leichter gelehrte Damen ziehen als wir. Wenn Kopévue in seinem Aufsatz über den Sitz der Seele sagt: „Etinige Philosophen behaupteten, die Seele wohne in den Augen, und dieser Meinung möchte ich beitreten, wenn ich Sie ansehe, liebe Lydie“, so war er gewiß nicht in die Luft gesprochen zu haben. Hr. K. hat vielmehr sein Bonommée der Gründlichkeit gepöbeln geglaubt, wenn er mit Damen verbindlich und witzig spräche, und es hat es daher vorgezogen, allgemein und trocken zu sprechen; aber er hat Unrecht und noch mehr Unrecht, wenn er Breite und Weiterschweifigkeit für Deutlichkeit und Klarheit hält. Das ist ein oft angewandeter, aber ganz falscher Grundsatz mancher sogenannten populären Schriftsteller, und der Ausspruch des Horaz: „brevis esse laboro, sic obscurus“, ist, negativ angewandt, durchaus falsch.

Haben wir aber es nicht unterlassen können, einige Worte über den Vortrag zu sagen, den wir den Lehrern der Damenwelt wünschen, so können wir auch nicht umhin, unsere Ansichten über die Anordnung, welche wir einem Werke, wie vorliegendes, wünschen, mitzutheilen. Der Verf. beginnt seinen Unterricht mit der mathematischen Geographie, d. h. die erste Hälfte des Buchs betrachtet „die Erde als Weltkörper“. Flabung („Populäre Vorträge über Physik“, Wien 1831) setzt umgekehrt die Lehre über den gestirnten Himmel an das Ende seines Werks und hat schon deshalb Recht, weil er das Schwerere nicht abschreckend an den Eingang des Buchs setzt. Doch möchte das sein; aber der Gang des Unterrichts selbst ist, wie fast in allen unsern Lehr- und Handbüchern der mathematischen Geographie, ein offenbar unrichtiger. Welche Erkenntnis haben junge Leute und vor Allen junge Mädchen gewöhnlich nach den Geheimnissen des gestirnten Himmels; es gibt fast kein Feld des Wissens, auf das sie sich lieber führen lassen; aber wozu werden sie von ihren Präceptoren und Professoren geführt? Sie tragen Verlangen nach den Geheimnissen des wunderbaren Firmaments, und der Lehrmeister führt sie in eine dunkle Schalkstube, in ein Gewirr von Kreisen und Wirbeln, und aus Zahlen und Linien baut er vor ihren schläfrig gewordenen Augen mühsam ein Gebäude auf, und wenn es sehr glückt, so lernt sein Schüler auch Fach für Fach, und Namen für Namen, Elliptik und Meridian, Mondknoten und Solstitialpunkte auswendig; aber wenn ihm nicht schon dabei die Lust nach dem gestirnten Himmel ausgetrieben worden ist, und er geht doch noch einmal hinaus unter den glänzenden Himmelbogen, so weiß er nicht, wie er das unermessliche Gebäude seinem Netzen papiernen Weltgebäude anpassen soll, er weiß nicht, ob die Sonne rechts oder links, ob der Mond nach Norden oder nach Süden zieht, — er ist noch wie ein Fremdling in seiner Heimat. Dieser Jammer, woher anders kommt er, als von verkehrtem Unterrichte. Die Natur

hat dem Menschen die Astronomie als Elementarwissenschaft angewiesen, und als er noch Kind war in der Wissenschaft, lehrte sie ihm in den Ebenen von Babylon und Aegypten die langen Nächte hindurch die Schrift des Himmels verstehen, und der Unterricht schlug an die ersten Zöglinge schon, die Chaldäer, Babylonier, Ägypter u. s. w. verstanden mehr Astronomie als die meisten von unsern 3000 Jahre ältern Kindern. Aber unser Lehrmeister haben den Kindern nothwendigere Dinge zu lehren, als die Natur ihnen angewiesen hat, und eine bessere Methode erfunden, als die Natur selbst kannte, deswegen lehren sie den Himmel nicht am Himmel, sondern mit lithographirten Blättern kennen und die Welt nicht von der Erde aus betrachten, sondern von irgend einem Punkt in der Luft. Könnte sich aber einmal ein Professor überwinden, so beschreiben zu sein wie Saturn Natur, oder sich so weit herablassen, um von ihr eine Hilfe anzunehmen, so würde er die Sache anders anfangen. Er würde nicht damit beginnen, seinen Schülern oder Schülerinnen zuvörderst den Boden unter den Füßen wegzunehmen und sie von der Erde hinweg hinauszuführen auf einen Punkt im ungeheuren Weltall, um von diesem aus, wie Aristoteles, die Welt aus der Höhe zu heben, d. h. von ihm aus die Erde zu zeigen als eine Kugel und dem Schüler darzutun, wie man von einer Kugel nicht köpflings herabfällt; er würde nicht erst das ganze Weltgebäude aufbauen und wie ein Uhrwerk in Gang setzen und dann endlich seinen in der halppappelnden und schwindelnden Scholaren wieder auf der Erde setzen und seinem Schicksal überlassen. Nein, er würde es mit seinen Zuhörern machen, wie der liebe Gott es mit seinen Menschen machte, da noch er allein den Unterricht gab, er würde sie in dasselbe Schicksal führen, das, von dem Erdboden gebaut, noch in unvorstellbarer Pracht besteht. „Meine Damen“, würde er z. B. sagen, wenn er wie K. ein Dammenkette sein will, „der 21. März bricht an, lassen Sie uns hinaufgehen, um die Sonne aufgehen zu sehen“. Die Sonne ist sich, und unter den Schauern der erwiderten Welt beginnt der Unterricht; Hützpont, Weltgebäude sind im Einklang; die Sonne wird beobachtet, ihr Kreisbogen über den Himmel von der Linken zur Rechten beobachtet, — es ist Frühlingsanfang. Von Tag zu Tag wird die Sonne beobachtet, wie sie täglich höher steigt, vom 22. Juni an täglich tiefer sinkt. Aequinoctium, Solstizium werden bestimmt, der tägliche und jährliche Lauf der Sonne ist klar. Die zweite Scene beginnt. „Meine Damen“, sagt der Professor, „begleiten Sie mich hinauf unter die Banner der gestirnten Nacht“. Einige Sterne werden genannt, mit einigen Winkeln die oberhemeligen Geheimnisse, die hier ruhen, angedeutet, und wenn sie einmal in diesem Buche hat lesen dürfen, der macht sie nicht wieder davon ab. Tägliche und jährliche Bewegung der Fixsterne, der Polarsterne, die Drehung der ganzen Himmelskugel um ihre Axe wird schnell gefaßt und begriffen, der Lauf des Mondes geordnet, das Innere der Planeten beachtet, der Aphelion, die Ellipse u. s. w.

Auf diese Weise wird das Gebäude der alten Astronomie aufgebaut, wie wir es noch täglich und nächstlich sehen; der Professor mit seinen Damen steht noch fest auf der Erde und, wie Damen es lieben, im Mittelpunkt, um den sich die übrige Welt, Sonne, Mond und Sterne drehen. Es versteht sich, daß der Professor nicht stets unter freiem Himmel; sondern mit etwas Phantasie auch in jedem Hörsaal und dem Buche also dociren kann. Nur consequent muß er bleiben, und nicht bald von dem Lauf der Sonne, bald von dem Lauf der Erde sprechen, wie Kries in seinem Buche verwirrend thut. Steht aber der Beschauer sicher in seinem großen Welttheater, und weiß sich Tags und Nachts zurechtzufinden, hat er die Beweise für die runde Gestalt seiner Erde gefunden, dann beginnt der zweite große Act: die Posaunen der Geschichte erklingen, alle Glocken des Ruhmes läuten, der Vorhang rauscht auf und der Geist des großen Kopernikus erscheint und, wie Fontenelle in seinen „Entretiens sur la pluralité des mondes“ so schön sagt:

Plaisi d'une noble faroue d'Astronomie, il (Copernicus) prend la terre et l'envoie bien loin du centre de l'univers où elle n'étoit placée, et dans ce centre, il y met le soleil, à qui ces hommes étoit bien mieux dû. Les planètes ne tournent plus autour de la terre etc.

Das kopernikanische Sonnensystem steht wie ein Aktor vor den zweifelnden Blicken des Beschauers und wird, des Sieges gewiß, der Inquisition desselben hingegeben, wie einst Kopernikus und Galilei der Inquisition des römischen Aberglaubens.

Dieser Weg des Unterrichts führt gewiß am kürzesten, sichersten und bequemsten zur Kenntniß unseres Weltgebäudes. Karl v. Raumer hat ihn in seinem trefflichen „Lehrbuch der allgemeinen Geographie“ sehr richtig, aber freilich nur trocken und schulrecht vorgezeichnet. Kries schwankt unentschieden auf diesem Wege hin und her, und wenn der Geist des Kopernikus, von ihm wie ein matter schleichender Schatten ciirt, erscheint, so weiß man nicht recht, was er noch will, und weder er, noch sein Dolmetscher, Hr. K., werden den schläfrig gewordenen Damen die Dekonomie des Weltbaus verständlichen können.

Noch einen andern Vorwurf können wir nicht unterdrücken: es ist der gänzliche Mangel an religiöser Erweckung, den wir in dem Buche gefunden haben, obgleich dieselbe grade in dem ersten Theile desselben so nahe liegt und in Vorlesungen für Frauen so passend gewesen wäre. Es war gewiß ein Vorwurf, der große Ausnahmen erleidet, wenn dem großen, im gegründeten Kufe des Athelmaus stehenden Lalande ein Papst sagte: „Wie kommt es nur, daß ihr Astronomen Alles am Himmel findet, nur Gott nicht?“ Die Astronomie reißt unwiderrlich zur Erkenntniß und Bewunderung eines höchsten Wesens hin, und grade in unserer Zeit, die so gern ihre Religion an irdische Gefühle und wässerige Bessloste knüpft, ist es notwendig, daß sie zum festen Fußpunkt einige Millionen von Welten erhält. In dieser Hinsicht ist uns der comme Mode mit seiner etwas pedantischen Sortesbe- wunderung, der gefühlvolle Schubert mit seiner mitunter

spielenden Musik, und selbst Beyle, der mit ungeheurer Zahlen und Massen Raum auf das religiöse Gefühl läßt, noch immer lieber als Kries. Nur in dieser Beziehung ist Beyle (in seinen „Doverströmungen über das Weltgebäude“), dessen wir zufällig hingeworfene Worte gleich hunderten Büchern in dem vorerwähnten Junde religiösen Gefühls fallen.

Ungleichbedeutender als der erste Theil des Buches ist der zweite, welcher von der Atmosphäre handelt. Es wird manche der jarten Besorgnisse inwohnen, daß ihr Hr. K. darthut, sie habe neben anderm Druck fort und fort noch einen Druck der Luft von ungefähr 3—400 Centnern zu tragen; die kleinen Experimente über den Druck der Luft, mit dem Heber, dem Papiebecher, der Luftpumpe sind gut dargestellt, ebenso die Versuche über die Brechung der Lichtstrahlen, die Explication, wie Scoresby im Polarmeer einst ein Schiff in der Luft erblickte und dasselbe mittels des Fernrohrs für das Schiff seines Vaters erkannte, welches, wie sich nachher ergab, in der Zeit sieben geographische Meilen, also weit über seinen Gesichtskreis hinaus, von ihm entfernt war u. a. m. — Im Einzelnen hätten wir noch mancherlei zu bemerken, z. B. warum beweist der Verf. so haarscharf, daß der Stein, der vom Thurm herabfällt, nicht ein Stück hinter dem Thurme, sondern; vermöge der zugleich auf ihn wirkenden Kraft der Schwere und des Umschwungs der Erde, grade in senkrechter Richtung am Fuße des Thurmes auf den Boden fällt. Warum traut er seinen Damen nicht zu, daß sie auch die Wahrheit capiren könnten, nämlich daß der Stein, nach den Versuchen, die schon Galilei anstellte, und die in neuerer Zeit öfter wiederholt worden sind, nicht nur nicht westlich hinter dem Thurm, sondern sogar etwas östlich vor dem Thurm voraus auf den Boden fällt, weil er von der Spitze des Thurms eine größere Schwerkraft nach Osten zu erhalten hat, als sie der Fuß des Thurmes hat? Daß der Verf., nach Diderot, dem Monde durchaus jeden Einfluß auf die Gesundheit und Krankheit des menschlichen Körpers abspricht, ist etwas gewagt. Woher z. B. die Mondsuchtigen? Bei der Lehre von der Brechung der Lichtstrahlen hätte wol die optische Täuschung erwähnt werden sollen, nach welcher die Sterne in der Nähe des Horizonts weiter von einander entfernt erscheinen, als dieselben Sterne, wenn sie in der Nähe des Zeniths stehen. Bei dem Blutregen hätte bemerkt werden müssen, daß man glaubt, er rühre meistens von Schmetterlingen her, namentlich von dem sogenannten C. Vogel (Papilio C. Album), welcher bei seinem Auskriechen aus der Puppe einen rothen Tropfen zurückläßt. Ebenso hätte bei dem rothen Schnee wenigstens erwähnt werden sollen, daß Einige (nach Bower) das rothfärbende Princip für einen Pilz (Uredo nivialis) erklären, Andere (Brown) für eine Alge, Scoresby für die Färbung von kleinen Thierchen und Vegetabilien. Wenn der Verf. beim Capitel von den Meteorsteinen den Nickel unbedenklich unter die Stoffe zählt, die sich auf unserer Erde finden, so hätte er doch bemerken sollen, wie eben daraus, daß sich die Bestandtheile des Nickels weder auf

der Erdoberfläche, noch in der Atmosphäre nachweisen lassen, ein großer Einwurf gegen die von ihm begünstigte Hypothese vom atmosphärischen Ursprung der Meteorsteine entsteht. Mit Unrecht nennt der Verf. den Schnee schlechthin gefrorenen Regen; er unterscheidet sich hiernach durch nichts von Hagel, der wirklich aus gefrorenen Regentropfen besteht. Wenn der Verf. meint, der Hagel habe keine ausgezeichnete Gestalt, so bitten wir ihn die Beschreibung und Abbildung anzusehen, welche Zeller in seinem neuesten Werk über den Hagel gibt. 20.

Venetia la bella, par Alph. Royer. Zwei Bände. Paris, 1834.

In einer Zeit, wo das Pittoreske so sehr im Schwunge ist, daß man für zwei Sous alles Pittoreske der Erde haben kann vom Wolf von Neapel an bis zum Pfaster von Paris, das auf hundert Gemälden die Hauptrolle spielt, ist es wol kein Wunder, daß das pittoreske Venedig, welches Canaletto's Pinsel bewirgte, wieder seine Enthusiasten fand. Victor Hugo kam mit seinem Drama, darauf noch Einer mit einer „Venetienne“, die auch ein Drama sein soll, und ein Dritter mit Humoresken aus Venedig, die blos Ansprache auf das Pittoreske machen. Der Heißeste, Glühendste, Pittoreskste war aber nicht unter ihnen. Er kam quasi post festum, als die Andern schon ausgeraucht hatten wie alte Vulkane, und brachte ein neues Morgenroth, ein neues Meer, neue Lagunen, neue Gondeln, sogar neue Dogen und Patrier, die unter dem Schutze des guten alten republikanischen Sanct Theodor's noch einmal die alte Pöffe der Bermählung des Dogen mit dem adriatischen Meere aufführten.

Wer hätte sich das gedacht, jetzt, wo wir in Venedig unter der sanftmüthigsten östreichischen Regierung leben, und wo kein Fisk, vielweniger ein Mensch das Wort Republik aussprechen wird? Ganz gewiß, der Verf. dieser „Venetia“ hat sich durch seine Phantasie verblenden lassen. Er vergaß, daß der heilige Markuspäpste stehend, ein Demagoge ist, der durch seine allerbühmlichen Volksfeste gar leicht Veranlassung zu Unruhen geben könnte. Die pariser Polizei würde wenigstens nicht so tolerant sein in diesem Fall wie die östreichische, denn ich glaube, diese läßt noch immer am Tage der ehemaligen Hochzeit der Thetis das Volk seine Fahnen ausbreiten und hochverrätherische Barcarolen singen.

Alphons Royer ist ein sehr angenehmer französischer Schriftsteller, er schreibt so fast wie Feine und schwärmt auch so gern und läßt sich etwas wehmüthig stimmen, ungefähr wie eine Orgel, wenn das Tremulirregister ausgezogen wird. Seine Phantasie ist stark, oft feberisch. Und in diesem Falle ist sie im Uebermaße, mit dem Patienten über eine Brücke zu springen und wie eine Mondschwanlerin auf die Kirken der Paläste zu steigen und da oben zu singen: „O che bel paese là“.

Die ganze „Venetia la bella“ ist ein in Hugo'sche Capitel abgetheiltes Roman der heterogensten Art, voll geschichtlicher Erinnerungen, voll Sehnsucht, Liebe, Kunst und Poesie; man weiß nicht, welches Ingrediens die Würze ist, aber man sieht in allen ein geistige Substanz, Schönheit und Amuth. Kurz, das Werk liest sich gut und überredet den Leser, mit ihm in die Gondeln und alten Paläste und Dome zu steigen, um daselbst zu beten und zu schwärmen. Wenn ich sage: beten, so will ich damit nicht an die Christliche Religion erinnern. Diese ist in Venedig wie in ganz Italien nur ein Habel der Poesie, der die Menschen zur Harmonie stimmt, zur Liebe. Bei ihm

ist Gott etwas ganz Aebres wie im Norden, er ist jammervoll, gefälliger und menschlicher als dort. Beten heißt in Venedig seine Gedanken mittels einer gottgefälligen Handlung zu seinen Freunden und Liebsten erheben, zu einem Kreuzweg gehn, zusammen zur Kirche gondolieren oder im Klosterzang im Gebilde der ewigen Treue ablegen. Nur auf diese Weise betet der Verf. der „Venetia“, wenn ich nicht anders sein heißt Achtung vor der Kiobe der Städte zugleich politische Religion nennen will.

„Venedig und Kapoleon“, ruft er, „ist dort und nicht gefahrlos begegnen. Der Tyrann siegte, und die Republik ist nach dem Frieden von Campo Formio!“

Es ist wahr, die Weltgeschichte kann nur Venedig bel beklagen. Es war ein Staat, der nicht der Erde und nicht dem Himmel dankte. Er hatte nur ein Element, das Befeh, und von diesem ab er, baute Paläste und Tempel und wackte sich die Länder des Orients jindbar. Die Künste hatte er ja wie die Wissenschaften ein Ayl, und was das Schicksal war, gab eine Gerechtigkeit im Lande, die den Dogen wie den Dogen richtete.

Alphons Royer ist in alle schönen und imposanten Eigenschaften, er ist in das Heroikerische Venedigs verfallen, er ist in das Pittoreske und Poetische. Er hat einmal gesehen, daß Byron, der vor Gott sein Knie nicht beugte, als er zu sein landete, den Boden küßte, und hat einmal unter Affen hat Cicerone den Balcon der Signoria gesehen, von dem her in schöne Eucrazia herüber nach Lido's Gilaud senkte, und auf der Fenster einen Kopf dem Volke zeigte, sprechend: „ist das Haupt Marino Falleri's, enthauptet wegen seiner Schwachen“. Das hat ihn berauscht und in Erdume gewirgt, nicht ihn auf sanften Wellen in der Gestalt eines Abenteuerers in Marzeille ans Land spülten. Der Abenteuerer Royer's ist ein kein gewöhnlicher Held, sondern der originellste Mensch von Venedig, die jemals Stoff zu Novellen gaben. Er nennt sich ein Ritter Venedigs, den Geliebten der Stadt. In dieser Eigenschaft ist er der größte Verehrer ihrer Reize, er läßt sich allesamt portraituren. Er macht selber Verse darauf, Sonette, Oden, was weiß ich. Das ist ein Mann, der versteht keine Dame zu schmähen, zu beleidigen, er küßt in den Amorofo einen blinden Verteidiger, einen Don Quixot, er gegen Mäniglich die Vorgänge seiner Dulcinea behauptet. Das ich meinen Ohren trauen, so ist er einmal beinahe in das erschossen worden, weil ein östreichischer Rittermeister die Besetzung machte, Venedig habe seine Schönheit verloren. „Was Schönheit“, sagte er, „besteht in Ruinen, in der Erde, und es wurzelt, und in den Bogen und dem Himmel, wo es umgibt“.

Damit ich es kurz mache, der Liebhaber Venedigs ist so lange den Mondschwanler, bis er hinter dem Ruder am Gondel ein wunderhob leuchtendes Mädchenantlitz auf einer hohen Balconswand erblickt und mit einem Male der Stille treu und Enthufast für die Stadtbewohnerin wird. Es ist die eigentliche Venetia la bella, der Kern der großen venezianischen Fabel.

Dohne mich auf dieselbe näher einzulassen — hier nicht einigen Bogen führen — bemerke ich nur, daß das Schicksal des Ritters innig mit dem seiner Dame, und daß nicht der Befehl des Fatums abermals mit dem Schicksal der Stadt, in der sie den Namen entlehnte, verbunden ist. Venetia la bella und Venetia la citta leben und sterben miteinander wie ein Paar inseparable Bdgel. Viel Poesie, viel Bermut und Dohnengrieheln; aber schön, angenehm, geistreich, originell, wenn haltend und belehrend. Das Buch ist für Derrn und Damen Lesere werden nicht leicht einen so treuen Abnehmer finden. Alphons Royer, ehemaligen Redacteur der „Europe littéraire“ und nammehrigen Ritter Venedigs. 21

Blätter

für

Literarische Unterhaltung.

Donnerstag,

Nr. 156.

5. Juni 1834.

Historische Schriften von G. G. Servinus. Frankfurt a. M., Warrentropp. 1833. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Der Verf., welcher sich bereits als gründlicher Historiker und Kritiker bekannt gemacht hat, legt in dieser Sammlung den Freunden der Geschichte und Geschichtsschreibung zwei Aufsätze vor, welche zwar sehr verschiedenen Inhalts, aber in gründlicher und scharfsinniger Behandlung einander sehr ähnlich sind. Die Ueberschrift des ersten Aufsatzes: „Geschichte der florentinischen Historiographie bis zum 16. Jahrhundert, mit Erläuterungen über den sittlichen, bürgerlichen und schriftstellerischen Charakter des Machiavelli“, entspricht insofern der eigentlichen Absicht des Verf. zwar nicht, als derselbe nach seiner eignen Erklärung in diesem ganzen Aufsatz sein Augenmerk auf Machiavelli richtet und nur hauptsächlich die Quellen desselben, sein Verhältnis zu ihnen und ihr Verhältnis zur Geschichte von Florenz im Auge hat; indes enthält der Aufsatz doch auch andererseits weit mehr als nur eine Einleitung zu einer Charakteristik jenes Historikers. Durchgehends erweist sich diese Arbeit als die reife Frucht eines sorgfältigen Studiums der florentinischen Geschichte und Geschichtsschreibung, sie bewährt eine ebenso große Selbstständigkeit des Urtheils wie der Forschung, und bietet einen großen Reichthum scharfsinniger und treffender Ansichten dar. Bei so ausgezeichneten, nicht oft mit einander vereinigten Eigenschaften halten wir es, zumal die Ueberschrift wol nur wenigen unserer Leser den Inhalt auch im Einzelnen ausdrücken möchte, nicht für unznweckmäßig, durch eine gedrängte Erörterung desselben zugleich ras Verdienst und die Resultate der Arbeit anzudeuten. Ohne eine vorbereitende Einleitung, sogleich zur Sache selbst gehend, beginnt der Verf. seine Musterung florentinischer Geschichtsschreiber mit Ricordano Malaspina, als dem ersten Italiener, der eine einigermaßen bedeutende Geschichte in der Volkssprache geschrieben hat. Indem ein Werk als ein solches dargestellt und abgefertigt wird, welches ebensowenig politischen Charakter als historischen Sinn enthalte, so gibt doch die Berücksichtigung der Quellen desselben Veranlassung zu einer interessanten Erörterung über die bei den alten Florentinern vorhandenen Familienbücher oder Genealogien, welche durch Einfügung verkündigter Begebenheiten allmählig zu glaubwürdigen

Memorien erwachsen. Die darauf folgende Würdigung Dino Compagni's, welcher mit strenger Kritik das Frühere als unzuverlässig verwarf und die ihm gleichzeitigen, von ihm ebensowol durchlebten als durchdachten Begebenheiten der Geschichte seiner Vaterstadt in einer so gedrängten Weise darstellte, daß er sie oft weniger ausführte als nur commentirte, und wenn auch nicht unparteiisch, doch stets voll Eifer für das Wohl seines Vaterlandes schrieb, wird dadurch belegt und erläutert, daß der Verf. dem Geschichtsschreiber durch einen Theil seiner Darstellung hindurch folgt; ein Verfahren, welches gewiß am besten geeignet ist, den Charakter des Geschichtsschreibers zu veranschaulichen, welches sich indes insofern zu einem allzu weitläufigen Eingehen in die florentinische Geschichte erweitert hat, als der Verf. bei Lesern, für welche ein solches Detail Interesse hat, schon eine nähere Kenntniß jener Geschichte voraussetzen konnte. Die sehr gelungene Charakteristik Giov. Villani's ist um so anziehender, als sein Werk nicht allein der florentinischen, sondern überhaupt der europäischen Geschichte damaliger Zeit angehört; der Verf. stellt dasselbe, seine Meinung durch treffende Andeutungen begründend, zwar nicht einmal den französischen und catalanischen Geschichtsschreibern des Mittelalters gleich, er hebt dagegen einen bisher wenig beachteten Gesichtspunkt hervor, von welchem das Villani'sche Werk besonders zu würdigen sei, nämlich den Gesichtspunkt, daß es ungemein lehrreich sei für das Aufkommen einer Staatsklugheit, welche mehr und mehr die Macht der Waffen mit der des Geldes vertauschte, und daß es für die Geschichte der Geldmacht in Europa die erste wichtige Quelle sei. Der Charakter Villani's als Darstellers florentinischer Ereignisse und Zustände wird hauptsächlich als Gegensatz zu demjenigen Compagni's aufgefaßt. Das längere Verweilen bei Giov. Villani's Bruder und Fortsetzer, Matteo, welchen der Verf. sowie den Compagni zum Theil durch seine Erzählung begleitet, wird wenigstens dadurch gerechtfertigt, daß es auch des Verf. Absicht ist, die Rückwirkung des Zustandes von Florenz auf die Geschichtsschreibung zu bezeichnen. Diesen beiden Brüdern wird, indem er gleich ihnen nicht ohne wissenschaftliche Bildung war, Donato Belluci angereicht, dessen Chronik (1300—1370) ebenso bedeutend ist für die Wichtigkeit, welche der diplomatische Verkehr damals erhielt, als die Schrift-

ten der Villani für die Geschichte der Geldmacht und Industriehüte in Florenz. Kürzere Berücksichtigung finden darauf einige florentinische Geschichtschreiber aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts und aus dem 15., Buoninsegni, Dati und Morelli, welche für die florentinische Geschichte geringe Ausbeute geben und ängstlich davor tun, wie Statili im 14. Jahrhundert in politischer, sprachlicher und wissenschaftlicher Beziehung Rückschritte gemacht habe; eine strenge, aber wohlbegründete Kritik trifft einige florentinische Historiker, welche in lateinischer Sprache geschrieben haben, nämlich Bartolomeus Scala und Leonardo Aretino, und der Geschichte Poggio's wird das Interesse mit Recht abgesprochen, da der Verf. nur die Kriegsgeschichte aufnahm, und seine Ansicht von dem Zustande des florentinischen Staats ihn von einem tiefen Eingehen in denselben zurückhält. Diesen gelehrten Historikern werden Geschichtschreiber gegenübergestellt, welche zwar zum Theil gar keine literarische Bildung besaßen, aber praktische Staatsmänner von gewandter Bestimmung waren, und deren Schriften dem Machiavell als Quellen, deren scharfe und treffende Beurtheilung menschlicher Handlungen und politischer Begebenheiten ihm als Muster dienten, nämlich Vino und Neri Gapponi und Giovanni Cavalcanti, dessen noch ungedruckte Geschichte hauptsächlich die Vertheidigung und Rückkehr des Cosmus von Florenz enthält. Einige Worte über Bernardo Rucellai, dessen einzige historische Schrift das Hauptwerk über ihren Gegenstand, den Jung Karl VIII. nach Italien; ist, und welchen der Verf. als Briefverwandten und Vorläufer Machiavell's darstellt, beschließen den ersten oder einleitenden Theil des Aufsatzes.

Eine Charakteristik Machiavell's innerhalb einer Darstellung der florentinischen Historiographie und in Beziehung auf diese muß allerdings hauptsächlich die Eigenthümlichkeit und die Verdienste des Mannes als Geschichtschreiber, insbesondere wie sie in seiner florentinischen Geschichte sich ausdrücken, berücksichtigen; allein da sich in einem so durchgebildeten, in sich abgeschlossenen und gleichsam abgerundeten Charakter nicht eine Seite auflassen und darstellen läßt, ohne auf die Totalität desselben Rücksicht zu nehmen, so sah sich der Verf. veranlaßt und berechtigt, „in möglichster Vollständigkeit einen Mann vorzuführen, in dessen praktischem und theoretischem Leben, in dessen Worten und Werken sich ein unerschütterlicher Charakter und eine ebenso Konsequenz nicht minder erfaunenswerth ausdrückt als ein Talent von erster Größe, das sich wieder seinerseits in den verschiedensten Zweigen, in Krieger- und Staatskunst, in Poesie und Diplomatie, kammer in Einer Richtung bis zur Einseitigkeit thätig gezeigt, aber eben dadurch in dieser Richtung das Bedeutendste geleistet hat". Der Verf. stellt sich demnach die Aufgabe, im Historiker Machiavell dem Staatsmann, im Staatsmann dem Historiker, in beiden dem Menschen und dem Dichter zu suchen, und wie können hinzusetzen, daß ihm die Lösung derselben gelungen ist. Er entwickelt zunächst, so weit es die wenigen vorhandenen Nachrichten gestatten, den Gang des Lebens und der Bildung Machiavell's bis zu der Zeit, in welcher er seine florentinische Geschichte begann, und charakterisirt ihn namentlich als Diplomaten in einer ausführlicheren Erörterung seiner Sendung an César Borgia, welche insofern für seine Stellung von großer Wichtigkeit war, als sie wie kein andern Geschichtschreiber seine Menschenkenntnis und seine Menschenverachtung bezeugt; er schildert uns, besonders mit Benutzung der Machiavell'schen Briefe, dann sein Privatleben während seiner langen Dienstlosigkeit und beweißt in diesen Zusammenhängen durch Nebeneinanderstellung der „Discorsi" und der „Furberie", daß in diesen beiden Werken ganz Ein und die selbe Meinung, Ein Gemüth herrsche, und daß die gegen Machiavell ausgesprochene Tadel der Untreue an sich selbst, der Atricherei und der Heuchelei ganz unangebracht sei. Eine Analyse der „Florentinischen Geschichte" Machiavell's, namentlich der ersten vier Bücher, und besonders in der Absicht abgefaßt, den Reiz und die Bedeutung dieses Werkes als eines wissenschaftlichen Geschichtsbuches zu bedeuten, beschließt den Aufsatz über florentinische Historiographie. Wenn in diesem Schlusse wie in der ganzen Abhandlung die vertraueste Bekanntschaft mit dem Gegenstande, das schärfste Eindringen in denselben und in durchaus selbständiges Urtheil sich offenbart, so kann wie doch in Einem Punkte mit dem Verf. nicht übereinstimmen. Daß er die Ehre der Beurtheilung, nicht die Kritik des Einzelnen, ganz von sich weist, ist für die Arbeit schon unvollständig bleiben; wenn er aber hinzufügt, daß man einen Geschichtschreiber wie Machiavelli nicht mit einem Maße messen müsse, dem er anmaßt sei, so beschränkt er dadurch in Beziehung auf ihn die Forderung, welche zuerst vor allen andern höhern Ansprüchen an jeden Historiker gestellt werden muß, und wenn er dann fortfährt: man müsse aus Machiavell'schen Werken Begebenheiten kennen lernen wollen, noch auch in jedwede Farbe der Bekten, welche er schildert; man dürfe nicht getrennt vom Ganzen in diesen Punkten das Factum angreifen, sondern man müsse in Ungewissheit fragen, ob er entsetzt oder verächtlich, und wie er den Charakter der Bergangzeit anzeigt habe: so begreifen wir nicht, wie diese angesehene Frage beantwortet werden könne, ohne daß das Einzelne geprüft wird, und warum der Verf., der die Kritik selbst nicht zu üben weiß, dieselbe hier zu einer angesehnen Pflicht mache; offenbar und anfangsweiser wäre es wohl gewesen, wenn er geradezu die mangelhafte Natur der Machiavell'schen Darstellung als solche bezeichnet und angegriffen hätte.

Die zweite Abhandlung enthält den Versuch einer neuen Geschichte von Aragonien bis zum Auszuge der karolischen Königsfamilie, dessen erste Hälfte, welche bis 1276 herabgeht, mit wenigen Veränderungen aus dem dritten Bande des „Archiv" von Schöffer und Fort wieder abgedruckt ist. Die Geschichte selbst bietet einen europäischen Landes dem deutschen Geschichtschreiber so viele Schwierigkeiten dar als die Spanien, und man schon die Auffassung des spanischen Wortschalters in

denen Geschichte von Aragonien bis zum Auszuge der karolischen Königsfamilie, dessen erste Hälfte, welche bis 1276 herabgeht, mit wenigen Veränderungen aus dem dritten Bande des „Archiv" von Schöffer und Fort wieder abgedruckt ist. Die Geschichte selbst bietet einen europäischen Landes dem deutschen Geschichtschreiber so viele Schwierigkeiten dar als die Spanien, und man schon die Auffassung des spanischen Wortschalters in

nicht leichte Aufgabe ist, so liegt doch die große Schwere-
 fähigkeit in dem Mangel an Quellen, indem es an voll-
 ständiger Sammlungen derselben fehlt, und auch sogar
 die Schriften neuerer spanischer Geschichtsforscher nur zum
 Theil in Deutschland zu erlangen sind, sodas der Ge-
 walt an die, trotz aller Anstrengung nicht zu bestreitende
 Mangelhaftigkeit der Untersuchung leicht von einer solchen
 jurüdschrecken könnte. Dessenungeachtet bewog die An-
 sicht, das das Interessante der aragonischen Geschichte die
 Schwierigkeit der Behandlung überwiege, den Verf. zu
 einer nähern Beschäftigung mit derselben, und wir ver-
 danken diesem Stadium einen um so schätzbareu Beitrag
 zur Geschichte des spanischen Mittelalters, als die genauere
 Untersuchung desselben in Deutschland erst seit einigen
 Jahren begonnen hat und der Verf. die Eigenschaften be-
 zigt, das ihm zu Erbot stehende Material auf eine er-
 schöpfende Weise zu benutzen. Wie tief er in diesen Ge-
 genstand eingebrungen, und mit welcher Anschaulichkeit er
 denselben aufgefaßt und dargestellt, das beweist schon der
 Theil der Einleitung, in welchem er das eigenthümliche
 Interesse der aragonischen Geschichte bezeichnet, und aus
 welchem wenigstens Einiges mitzutheilen wir uns nicht
 ver sagen können.

Wenn uns das wunderbar bewegte Leben in den italieni-
 schen Republicen des Mittelalters die ganze Fülle geistiger Be-
 reicherung in den alten demokratischen Staaten Siciliens
 vor die Seele raft, so zeigt die Reichsgeschichte von Aragonien
 Staatskraft, Simplicität und Frugalität, zugleich Armuth und
 einseitige Richtung in Wissenschaften und Kunst in einem Be-
 reiche, wie er nur theils in Rom, theils in Sparta wiedergefun-
 den wird. Vergebens fragt man nach höhern Bedürfnissen des
 Reiches, oder nach Bereidung des alltäglichen physischen Bedürf-
 nisses, Genus der Gegenwart, Schöpfungen des Geschmacks und
 der Phantasie sind fast ganz fremd; aber auf die Vergangenheit
 und seine Ahnen stolz, bewahrt der Aragonier Bürgeradel
 und Bürgertugend, hing mit großer Liebe an dem ererbten
 Rechte und Ruhme der Väter; beide überlieferte er mit abso-
 luter Gewissenhaftigkeit seinen Söhnen, nicht in Lieb und
 Besang, sondern mittels Erforschung, Auslegung und Bertheidi-
 gung seiner uralten Gewohnheitsrechte und seiner Volksges-
 chichte.

Die näher liegenden Kleinern Rücksichten auf Staatsglük
 und öffentliche Wohlfahrt hat Aragonien nie gekannt; Indu-
 strie, Ackerbau und alle Zweige der Staatsverwaltung vege-
 irten nur, so gut sie es ohne Pflege vermochten. Betrachten
 wir dagegen dieses Volk in seiner Staatsbürgerlichen Stellung,
 so ist es erklaulich, welche Energie sich hier entfaltet, die wie-
 der dem Alterthum darin nahe steht, das sie nur von einem
 reinen handelbaren Theile der Nation ausgeht, der seine jugend-
 liche, rasch vorübergehende und concentrirte Macht auf die Un-
 terdrückung einer großen Volksklasse gründet.

Ein genaueres Eingehen in die Urgeschichte der orts-
 panischen Reiche weist der Verf. zurück; er bezeichnet
 nur die Standpunkte, welche die Gelehrten, die sich mit
 derselben beschäftigt haben, genommen, und den Werth
 oder Unwerth der verschiedenen Befahrungsweisen, welche
 dabei gewählt worden sind oder gewählt werden können.
 Wenn er bereits in dem ersten Abschnitt seiner Arbeit,
 welcher wegen des größten Mangels an Quellen und
 wegen der Mehrseitigkeit der auf alle später im aragoni-
 schen Reiche vereinigten Länder auszuwehrenden Untersu-
 chung der schwierigere ist, sehr viel getreift hat,

so wird seine Arbeit im zweiten Abschnitt insofern noch
 befriedigender, als reichhaltigere und zuverlässigere Quellen
 eine vollständigere und zusammenhängendere Darstellung
 der innern Verhältnisse Aragoniens gestatten. Er begnügt
 sich nicht mit einer einfachen Zusammenstellung der er-
 forschten Thatfachen, sondern er versteht es auch, dieselben
 zu einem anschaulichen und lebenvollen Gemälde zu ver-
 binden und zu erweitern; diese Ausführlichkeit ist aber
 durchweg eine solche, welche aus dem genauesten Quellen-
 studium und aus einem vollkommenen Sichsineinsehen
 in die darzustellende Zeit hervorgeht, welche die Thatfachen
 nicht willkürlich deutet und umhüllt, sondern sie so mit
 einander verknüpft und aus sich selbst erläutert, das es
 dem Leser unbenommen bleibt, sich selbst ein Urtheil zu
 begründen. Wie versagen es uns, in das Einzelne ein-
 zugehen, nur aus Besorgnis, unserer Mithetlung eine zu
 große Ausdehnung zu geben, und in der Hoffnung, das
 das Gesagte hinreichen wird, Jedem, der für die spanische
 Geschichte und für eine ebenso scharfsinnige und geistreiche
 als gründliche Entwicklung politischer Zustände Interesse
 hat, zu veranlassen, sich mit den Untersuchungen des Verf.
 selbst näher bekannt zu machen. 66.

Kleines Localdrama.

Unter der Aufschrift: „Kleine Localdramen“, gab Ref. in
 Nr. 213 und 14 d. Bl. f. 1833 Nachricht von mehreren kleinern
 Dramen in frankfurter und sachsenhäuser Mundart. Dieser Ar-
 tikel ist eine Fortsetzung von jenem, aber er kann nur über Ein
 Drama referiren, weil seit jener Zeit nur Ein solches erschienen
 ist. Es nennt sich:

Herr Hampelmann im Sitwagen. Eine Hampelmannlade in
 sechs Bildern. Vom Verfasser des Bürgercapitains. Mit
 einer Abbildung. Frankfurt a. M., Barrentrapp. 1834.
 8. 12 Sr.

Herr Hampelmann, der vor einem Jahre die „Landpartie
 nach Königstein“ machte, hat in diesem Stücke eine größere
 vor. Er will nach Nürnberg, wo ein alter Freund von ihm am
 Sterben liegt, der, wie er hofft, ihm sterbend einige Rathseile
 zuweist. Die sechs Bilder, in die das Ganze getheilt ist, ent-
 halten nun einzelne Scenen dieser Reise. Das erste Bild; den
 Theil des Posthofs, wo der Sitwagen abfährt. Die Reisepre-
 parate der verschiedenen Reisenden, das Gehen und Kommen,
 das Wandern des Hrn. Hampelmann, und das Sich-verspäten
 desselben, welcher so gezwungen ist, dem Sitwagen mit einer
 Nichtschäme nachzufahren, verbreiten hier Ergötzlichkeit und Le-
 ben. Das zweite Bild gibt an irgend einer Grenze der
 Mauth ihr Theil. Das dritte Bild hat's mit den Wirthen zu
 schaffen und mit den flüchtigen Maßregeln, die man bei ihnen
 wie auf Sitwagen einnimmt und die ihr Geld kosten wie die ge-
 drehtesten. Das vierte Bild enthält einen Raubvergriff im
 Walde; das fünfte eine Art Nachtstück, worin Hampel-
 mann, sich eintreibend und zu Bett gehen wollend, wie über-
 haupt im Stücke, die Hauptrolle spielt, und das sechste einen
 umgeworfenen Sitwagen, aus dem hervorsteigend Hampelmann
 seinen sterbend geglaubten Freund gesund trifft. Damit das
 Stückchen wie ein Lustspiel ausgehe, fehlt nicht eine Verlobung
 zwischen des Hrn. Hampelmanns Ledensjungfer und einem Cham-
 pagnerreisenden.

Die frankfurter Kunstcritiker hatten bereits ihre liebe Noth
 mit der Thatfache, das das Publicum das ungeheuerste Lob
 an dem neuesten Product der Faune seines wackern Landmanns
 zeigte, und mit der weitem Thatfache, das einige starke Späße
 darin sich vorfanden, und überhaupt das Recht der Post, mit

Bermeidung von Ausglätten seiner Falten, entschieden darin in Anspruch genommen ist. Der Doctin wollte man nichts vergeben und doch auch das Publicum nicht vor den Kopf stoßen. Deshalb suchte man eine richtige Mitte aufzufinden, von Lob und Tadel nach beiden Seiten, und von einem Kchselfachen, während man selbst mittlachte.

Die bescheiden der Verf. selbst von seinem Werthen denkt, gibt folgende Stelle der Vorrede: „Zeit entfernt, diese (die besüßliche Aufnahme) dem innern Werthe des Stücks zuschreiben zu wollen, glaube ich vielmehr das Glück, welches dasselbe auf der Bühne gemacht hat, als Anwalt gegen diejenigen Leser in Anspruch nehmen zu müssen, die vielleicht gar im Plane den Hebel zu einer vortheilhaften Wirkung suchen. Aus ähnlichem Gesichtspunkte die Sache anzusehen, war auch die Kritik bereits so gütig. Und in der That, wenn es glückt, die Dornenstücke dieser Zeit — von Blumen, Frucht- und Dornenstücken ist kaum noch die Rede — etwas zu lästern und einige Scherze oder Späße als Heil- oder Säntigungsmittel unterzuschreiben, der hat schon aus diesem Grunde einiges Recht auf eine gewisse Nachsicht.“

Recht alle Darstellende sprechen „frankfortisch“. Der Herr Berovatus, Accessist aus Darmstadt, spricht seinem Vater- und Mutterlande getreu und vermeidet, als Hauptwahrzeichen, das r; wie Demosthenes that, aber freilich gezwungen; der Wausheim nehmer schwäbelt; der Jude Langenfelsohd jüdelst; Postillon Mathies ist ein Kassauer, und Mr. Trabor, der reisende Engländer, läßt englische Worte hören. Monsieur, der Champagnerreisende, thaut als Franzose in dieser Hinsicht mehr thun und überhaupt ist er etwas zu deutsch-sentimental und zu deutsch-frivol; die Unbedeutendheit spielt in Letzteres.

Kun noch zum Schluß eine artige Geschichte des Frn. Hampelmann; denn er erzählt gern solche: „Ich fuhr der Ihne damals emol nach Marburg, mit so eine Postwage und hat Ihne mein Kerocke bei mer; des war e damalig Hindeische von mer; no, ich hab immer so Hindeischer, wisse Se, die ganze Stadt kennt ja mein Hindeische. — Die Röhls-Gesellschaft es war so allerhand dorchgenannert, so Credit und Priedi — die hatte en Pfl uff des Viehche gehat un wolktes net im Wege leide. — Also kam's ome enuff ins Korbleder. — Gott wähs wie's zunging; wie mer ewens dorch Fangegens (Langgdnns zwischen Frankfurt und Marburg) komme, werd's em schynanelich, es fällt erunner un grade in en Röhle (großer Furd, Rude) voll Laig, die nach der dortige Rode in das Gemeinde-Bachhaus getrage werde sollt. Des gab der Ihne e Sekreisch; Alles läuft dem Postwage nach, un wie mer an der Post unspanne, so brenge se des Kerocke daher in den Laig — grad wie e ungedackter Appetranze (Kerpfelbrot) hat's ausgesche. — Was werch? Erch Wage for des Kerocke abzweische. En Gulde vor den Laig, facit 1 Fl. 24 Kr. So viel wähs ich, in dem Rude, der aus dem Laig gebackte worde is, werd mancher e Hoer drian gefunne hawwe.“

95.

Polnische Taschenbücher.

Erst mehren Jahren ist kein Taschenbuch in polnischer Sprache erschienen, für 1831 hingegen sind — ein Zeichen des wieder-erkehenden wissenschaftlichen Lebens — vier Almanache zugleich an Licht getreten. Warschau bringt die „Jutrzenka“, Breslau die „Marzana“, Lemberg die „Ziowonija“ und Wilna den „Znicz“.

Die „Jutrzenka“ (Morgensdäbe) hert ein guter Kupfer- stich von Anton Diefegzyski: die Ruinen des von Kasimir dem Großen erbauten Schlosses zu Kazimierz in der Wojewodschaft Lublin (w Kazimierz dolnym). Dies Taschenbuch ist ein Geschenk, welches die polnischen Damen einander gemacht haben, denn nicht nur ist es, wie auf dem Titel zu lesen, den Damen gewidmet, sondern es haben auch Damen großentheils den Inhalt beigeuert. Wir finden eine Erzählung — wol die ge-

lungenste des ganzen Taschenbuchs — „Die Jugend des Zynikus“, von Karol Raf. . . .; eine in kräftigen Zügen gezeichnete Darstellung aus dem häuslichen Leben in Polen: „Magin und Gustav“, von Antonina J., dann mehre schön gezeichnete von Balentina X. und X. Außerdem ist das Rechte von Jan aus Krolowka. Den ersten Platz unter dessen Originalen verdienen die kleinen Gedichte „Frankli“, sie zeichnen sich zu Theil durch dichterische Tiefe aus, manche werden in Mund des Volks zu Sprüchwortern werden. Unter den übrigen Beiträgen erwähnen wir die humoristische poetische Erzählung: „Olympia“, von E. P., die Beschreibung einer Ball in dem Olymp — die hier mitgetheilte Erzählung von der Entführung im Namen Olympia wird allen Damen, welche diesen Roman sehr interessant sein — und unter den poetischen Uebersetzungen: die wohl gelungenen aus dem Diod., aus Herodotus und Götter's Gedichten, z. B. des Janderlehrlings, des Singers in Anton Szabrański, und ein Bruchstück aus Balza's Helena.

Das in Breslau bei Korn erscheinende Taschenbuch führt im Namen der Alles belebenden Gottheit „Marzana“. Diese sind den ausländischen Taschenbüchern am meisten, welche schon Sorgfalt auf ein elegantes Außere als auf den innern Gehalt zu richten pflegen. Es hat vier Kupfer. Unter den Beiträgen dürfen den Polen nur wenige, zu denen wie die Uebersetzung einiger serbischer Gedichte zählen, recht interessant, obwohl aber ist zu bebauern, daß die Sprache nicht rein ist. Die beiden in Prosa eine Erzählung: „Marzana“, eine Uebersetzung von John Keating's „Porca“, und ein Bruchstück aus Jean Paul's „Quintus Firlein“; unter den Poesien Uebersetzungen von Gail's „Grilldalg“, von Gedichten Petrarca's, Th. Noer's, ein polnische Ballade „Alcangor und Jaide“ u. X.

Das beste aller bis jetzt in Polen erscheinende Taschenbücher ist wol die in Lemberg in der Offizinischen Buchdruckerei von August Bielawski herausgegebene „Ziowonija“. Hier sind wirklich slawische Geist, hier rinnt der reine slawische Strom, die nahrhafte Sprache ist und sätzig zugleich. Der Inhalt: Reise nach dem westlichen Gallien von Severin Schlegel; der Schatten der Königin Barbara, Erzählung von Jan Siemienicki; die Batachri, historisches Fragment von Jan Szwedki; die Gedichte von Jablonowski, Magauzowski, Kowalski, August Bielawski u. X. Das beigefügte Kupfer: die Ruinen des berühmten Schlosses Czorkow, ist freilich keine Zierde des Buches.

Das vierte Taschenbuch: „Znicz“ (der Name des Fund bei den alten Lithauern), ist schon vor einigen Jahren verfertigt worden. Der Herausgeber desselben ist Joseph Krzywicki. (Nebst zwei Lithographien: das Bildniß Karzinski in Ansicht der St. Annenkirche in Wilna, und einem Facsimile) Auch dieses Taschenbuch enthält Poesien und Prosa; unter den poetischen Gaben eine „Stegie auf den Tod der Schwermüthigen“ von dem durch seine „Endgarde“ berühmten Krasinski; wir finden auch hier die Amuth und Eleganz der Schwärmer, die Zartheit der Empfindungen jener Tragödie wieder, aber mit das Ueberwiegen des Rhetorischen. Mickiewicz hat eine Uebersetzung aus Schiller's „Don Carlos“, Stanislaw Krolowski einige sehr gelungene Uebersetzungen aus den Poesien Lamartine's, Victor Hugo's und Byron's geküht; welchen treten noch mehre andere Poeten auf. Das Jutrzenka ist eine Selbstbiographie des Dichters Franz Karzinski (in Juli 1825 in Litthauen), welche er als 81jähriger Mann für sein Freunde geschrieben hat („Historja mego zycia i literarnego zycia“). In dieser einfachen treuerhertigen Schilderung tritt die Nebenwärtige Seite des Dichters, welche auch schon in seinen Gedichten erscheint, lebhaft hervor; oft kann der Leser zum Lächeln angeregt werden, oft aber kommen ihm auch so willkürlich die Thränen in die Augen. Andere poetische Aufsätze des Taschenbuchs sind: eine Erzählung von J. P.: „Der Tod des Engels“, und eine Abhandlung über den Jahn bethauptet bis zur Einführung des Christenthums.

Freitag,

— Nr. 157. —

6. Juni 1834.

ämmtliche Werke von Johann Ladislaw Pyrker. Erster Band. Neue durchaus verbesserte Ausgabe. Auch unter dem Titel: Tunisias. Ein Heldengedicht in zwölf Gesängen. Stuttgart, Cotta. 1832. Lex.: 8. 1 Thlr. 20 Gr.

Mögen wir uns nun, aller Kritik entäußert, dem bloßen unbewußten Gefühl des Eindrucks hingeben, dem das ob: „Tunisias“, bei uns hervorruft, oder mit dem Urtheil die Form, die Erfindung, den leitenden Gedanken des Gedichts analysiren und wieder zusammenstellen, den klügelichen Sieg über Schwierigkeiten betrachten und das Gefüge der ganzen Dichtung präsen — von jeder Seite bietet sich uns Befriedigung und die ästhetische Freude Selungenen dar. Nebenbei ist bemerkenswerth, daß dreißte Behauptung moderner Geschmackslehrer, welche erer Zeit das epische Dichtervermögen gänzlich abgesehen haben, durch Niemand anders widerlegt wird als ch zwei würdige katholische Prälaten, und daß Pyrker Wessenberg, wiewol in zwei verschiedenen Richtungen, emwärtig allein als epische Dichter unter uns genannt den können.

In der That sind die „Tunisias“ und „Julius“ die igen Dichtungen epischen Charakters, welche wir in ester Zeit dem Auslande entgegenhalten können, und edle Geist, die anerkannte Tugend, die Milde und nach Innen gewandte Leben der beiden Schöpfer die- Werke ist mehr als Alles vermögend, uns zu zeigen, d dazu gehört, ein epischer Dichter zu werden. Die zend um ihrer selbst willen zu leben, und über der le und ihren Leidenschaften zu stehen, sind die ersten ingsnisse, die ersten Voraussetzungen der epischen Muse. Das Heldengedicht: „Tunisias“, erschien bekanntlich st 1820 und erlebte schnell mehre Ausgaben. Mit ht nimmt es die erste Stelle in einer Sammlung ertzlicher Werke des edeln Dichters ein, welcher jetzt rzbischof von Erlau und Erzbischofspann sein Leben chen Werken der Tugend und Thaten der Muse theilt. n großer Wirkungskreis und seine Verdienste für Er- ung und Unterricht in seiner weiten Diocesis gehören : unmittelbar hieher; wol aber haben wir an seine vollen biblisch-epischen Gedichte: „Perlen der heiligen zeit“, in acht Gesängen (Ofen 1821) und an sein tes großes Heldengedicht: „Rudolfias“, in zwölf Ge-

sängen (Wien 1824) als an künftige Bestandtheile der vorliegenden Sammlung hier zu erinnern.

Die eignen Lebensgeschickte des Dichters, der, wie man sagt, 1792 selbst als Sklave nach einem der afrikanischen Raubstaaten verkauft worden ist, mögen die erste lebendige Anregung zur „Tunisias“ gegeben haben. Wir glauben uns zu erinnern, daß d. Bl. zu seiner Zeit einer kritischen Beurtheilung dieses Gedichts geöffnet gewesen sind, und drängen daher unsere Bemerkungen darüber in den kürzesten Raum zusammen. Die „Tunisias“ ist ein Werk poetischer und zugleich religiöser Begeisterung, in dem Sinn jedoch, wie die Alten die Begeisterung begriffen, und in welchem sie mit apathischer Prüfung und mit selbstbewußter Besonnenheit Hand in Hand wirkt. Von dieser Besonnenheit, welche uns für gleichbedeutend mit geläutertem Geschmack gelten kann, zeugt die ganze Anlage des Werks und vor allen andern Einzelheiten die Form und der Gebrauch des Wunderbaren in diesem Gedichte. Dies ist unstreitig der schwierigste Punkt im Epos. Welcher Art soll die überfünftliche Maschine sein, die uns im Epos stets als der geistige Reflex des Menschenlebens unentbehrlich dünkt? Wie soll die göttliche Einwirkung beschaffen sein, ohne welche wir das Epos im antiken Wortsinne noch immer nicht denken können? Die alten Götter sind zu bloßen Ideen!chematen geworden, Gestalten ohne Leben und deshalb unbrauchbar. Hohle Personificationen der Leidenschaften, der Tugenden verwirrt der Geschmack, das Gefühl durchaus, und der moderne Volksglaube ist zu ungerregelt, der gebildeten Sitte zu fremd und zu fern, als daß er diese Stelle einnehmen könnte. Hier ist der Punkt, wo der epische Dichter durchaus erfinden muß, und diese Erfindung ist zugleich der Prüfstein seines Talents. Er hat gewonnen, wenn er hier besteht.

Der Dichter der „Tunisias“ ist in diesem Betracht un- gemein glücklich gewesen. Er dichtet, etwa wie Dante, nur freier von kirchlicher Ueberlieferung, ein Zwischenglied zwischen Himmel und Erde, das geistige Reich der zu fernerer Prüfung berufenen Geister, voll Einfluß auf die Geschickte und die Thaten der Menschen, aber doch dem obersten Richter verantwortlich und unterworfen. In diesem Reiche sind Mahomed, Attila, Hannibal, Hermann, Regulus mächtige Individuen, und diesen ist die überfünftliche Leitung des Epos anvertraut — ein höchst glück-

licher Gedanke, weil er einerseits mit dem Glauben sowol als mit dem Glaublichen, andererseits mit dem poetischen Bedürfnis und dem ästhetischen Bewußtsein zusammenkräftigt. Durch ihn ist die Grundlage eines dichterischen Epos gelegt; dieser Gedanke allein zwingt den Sänger, Dichter zu sein, selbst wo er zum historischen Bericht herniedersteigen möchte.

Den Gang, die Verwickelung und die Entwicklung der Fabel müssen wir als bekannt voraussetzen. Wir wollen hier nur an die Hauptstadien des Gedichts erinnern. Muley Hassan erscheint, vertrieben von Hairsaddin, schutzlos. Der Kaiser gelobt ihm Hilfe. Abendgebet im Dom zu Madrid. Dision Karl V., in welcher die Weltordnung — das Zwischenreich — sich ihm kundgibt. Mohammed und Atrisa rüsten sich für Hairsaddin. Hannibal, Herrmann, Regulus erheben sich für den Kaiser; Regulus eilt nach Afrika, den gefangenen Christenklaven Trost einzuhauchen. Hier z. B. zeigt sich die Schönheit mit der Wahrheit der Erfindung des Dichters. Liegt es doch nahe, anzunehmen, daß der Gedanke an Regulus dem auf Afrikas Küste Gefangenen ein Trost sei! Musterung und Abfahrt der christlichen Seemacht im dritten Gesang. Ankunft vor Neapel, wo Toledo sich mit ihr vereinigt. Sains vor Abdal besetzt und gefangen. Sturm, Kampf der Geister und der feindlichen Flotten. Hairsaddin geschlagen. Ankunft vor Tunis. Der Kaiser auf den Ruinen vor Karthago; Herrmann's Weissagung, Ueberfall des christlichen Lagers, Harduin's Opfertod, Salis, Rogendorff's Thaten. Morgen, die Riesenschlange im Seebornwald, von Karl erlegt. Soletta bestürmt. Garcilasso, Ufink, Alba. Mohammed erregt einen Samum, den ein Unsterblicher zurücktreibt. Soletta erstickt. Regulus löst die Bande der Christenklaven durch Medolin. Letzter Kampf, Hairsaddin von Karl verwundet. Toledo und Marthilde, Sieg, Befreiung der Sklaven, Einzug in Tunis.

Jeder, der den historischen Verlauf dieses Kriegszuges kennt, muß sich an der nicht bloß genauen, sondern überhaupt feinen Benützung des geschichtlichen Stoffes in dem Gedicht erfreuen. Es ist Das, was ein Epos sein soll: poetische Geschichte.

Wir kommen endlich zum Formellen des Gedichts. Hier trennt sich unser Urtheil von dem Geschmack des Dichters. So rein, so musterhaft der Hexameter des Verf. auch meistens ist, so glauben wir doch, daß das Gedicht viel, sehr viel — gewonnen haben würde, wenn der Dichter eine andere rhythmische Form gewählt hätte. Der Hexameter ist und bleibe ein Fremdling in unserer Sprache. Er ist zu rauschend, zu strif, zu unauffaltfam für die Erzählung; er ist der natürlichen Cadenz unserer Sprache, die Längen und Kürzen, aber keine dactylisch nachrollende Spalten zählt, entgegen und verliert nie den Stempel des Ausländischen. Kurz, wir können uns dies schöne Gedicht nicht in einer freien jambischen Gestalt denken, ohne zu bedauern, daß der Verf. dies weichere und anschaulichere Kleid verschmäht hat. Wie viel wirksamer würden uns die schönen Worte des Genies, welcher Karl durch die Weltträume geleitet, erklingen, wä-

ren sie in die weichen ruhigen Falten der Ottave rine gekleidet, und rauschten sie nicht mit der Haß des Hexameters dahin:

Doch die Lichte Welt ist:
Als das Meer erscholl, da brauste der erblühten Ding
Wesen, erschaffen aus Nichts, von des Herrn allmächtigen
Macht.

In den unendlichen Raum geschleudert, mit Donnerzorn in
Aber im kreisenden Fluge vereinte sich Eyrddes und Welt,
Erdb' und Weltin, und strebte hinaus zur äußersten Krone,
Sich zu dehnen. So ward im finstern Schooße der Erde
Unerbreitete Meer' umwölbt, die nimmer der Sonne
Strahlender Blick erfreut, nie Sterngefunkt und Rosig.
Doch als Ungehorsam und Stolz den Rauschen zum Ziel
ward (1),

Und des Erkenntnisses Baum, von Gottes Gemüthen zu
Künnetert,
Sank in Eden zu Grund — da entriß auch jenseit des Welt
Ein Unsterblicher schnell dem bebenden Boden, und war die
Durch des Nordpols Schlund in die Leere hinab, wo er
brausend

Fuhr er dahin, bis er stand im Mittelpunkte der Erde...
Hundert Meilen hinaus erhebt er die Zweige; sie rücken
Laut, wie das stürmende Meer, denn, unversehens auf ihm
ihm

Durch des Nordpols Schlund des wesenbelebenden Meeres
Wunderkraft, umfließet den Erdball kreisend und liegt den
Wälder jenseit von des Südpols Schlund fortwährend zu
schlingen.

In diesem Aetherstrom:

Dort in des Erdballs Schooße, wo wühl die Schäume in
Ronde

Liedliche Heul' entströmt des Baums auflobernden Zweig,
Wo mit sanft erquickendem Hauch ätherische Lust
Wehet, und hold und warm die erhellten Gesäße durch
selbst —

welkt die Schar der Geister, in Hüllen, von jenseit der
gewebt, antheilnehmend an Deinen Wünschen, Sehnen und
Denken und Die und den Deinen

Hülfrich — aber Du kennst das Wort des ewigen Licht:
Diesem vertrauen allein mit nie zu erschütterndem Mut.

Nach dieser Belehrung senkt sich der Kaiser träumend in
den Schlund des Aetra. Die Geister fuhren neben ihm
empor; Mohammed's haßverklärtes Wort erschallt:

Er saß und drückte die Lippen
Fest in die Hand, und steh, es schwebten aus kummern
Lagen

Dunkler Ahnung Gebild' ihm vor: das wilde Gold
Thatenschwangerer Zeit und zerdröndes End' im Dym:
Schatten. flohn und kamen und eilten vom westlichen
Schauplat;

Aber, weit durchströmt von der Erde strömenden Flut,
Hülte sich Wälbergs Haib' ihm auf; er hochte dem Engel
Sag, die ihn höhnten, besetzt, ihm die Krone umfliegen zu
wähnte

Schon die Deutschen verclint.
Wie, und er nicht nun bald im Graun der finstern Welt
nach...

Weichend, fort aus Lichte der Kerne gefülligen Licht:
Und so bald verschah er das Ziel weltgeschicklicher Gescheh...

Die träben Gesichte stahn, Karl kehrt in die finstern
Hülle zurück. Aber...

Wie Lichte er wieder,
Und sein sehrender Blick hing starr am winkenden Ort
Innig und gemüthvoll, wie hier, weiß der Dichter zu

That des Lebens im Spiegel der Seele reflectiren zu lassen, und nicht minder kühn als innig malt er seine Helden, Toledo, Garcia, Doris, ihre Kämpfe und Siege, oder die liebende Seele Mathildens und den treuen Hugo und sich opfernden Haddwin. Doch wir müssen uns an den mitgetheilten Proben genügen lassen, indem wir den gleichen Adel des Gedankens wie der Sprache anerkennen.

Wir erwarten mit Verlangen die folgenden Theile dieser Sammlung, um bei des Dichters „Kudofias“ den hier abgerissenen Faden wieder aufzunehmen, nachdem wir noch der dankenswerthen historischen Anmerkungen, die von des Dichters ersten Vorstudien Zeugniß geben, und der würdigen Ausstattung des Werks durch die Verlagsanstalt gedacht haben.

52.

Die Initiative bei der Gesetzgebung. Beleuchtung der Frage: „Wer soll die Gesetze vorschlagen in der Staatsgesellschaft?“ Nebst einem Anhange: Von der Uebung des Petitionsrechts durch öffentliche Volksversammlungen und freie Vereine. Von Friedrich Murrhard. Kassel, Bohne. 1833. 8. 1 Thlr. 10 Gr.

Schon wieder hat der rührige Murrhard eine staatswissenschaftliche Monographie vom Stapel laufen lassen. Man hat n. zwar seines Fleißes wegen einen bloßen Compilator gescholten, und Viele haben schon aus der Schnelligkeit, in welcher ine Arbeiten sich einander gefolgt, auf eine mindere Sorglosigkeit derselben geschlossen; allein wir wollen ihn deshalb nicht dein, seine Compilationen stiften Nutzen, füllen eine in der staatswissenschaftlichen Literatur oft gefühlte Lücke aus und sind in einem seines Stoffes durchaus mächtigen Geiste und großer teraturnatursorgfältig und umsichtig gearbeitet. Wer weiß, § Murrhard sein ganzes Leben staatswissenschaftlichen Studien widmet hat, ohne durch die Sorge für seine Existenz und cottudium seine Kräfte zerplittern zu müssen, der wird sich die Schnelligkeit seiner Arbeiten sehr leicht aus den gerichten Vorstudien und dem au fait Sein des Verf. erklären.

Das Werkchen, welches er uns hier wieder darbietet, schließt an seine Schrift: „Das königliche Wort“ an, und bildet mit der gleichsam ein Ganzes. Wir erhalten hier eine vollständige Zusammenstellung alles Dessen, was Theorie und Praxis er die wichtige Lehre von der Initiative der Gesetze an die and geben, mit den eingestreuten eignen Ansichten des Verf. ne Einleitung entwickelt die verschiedenen Formen, in welchen Initiative bei der Gesetzgebung vorkommen kann. Der folgende Abschnitt (§. 43) betrachtet sodann die Initiative als abschließendes Prerogativ der regierenden Autorität, wogegen der Verf. ebenso entschieden auspricht, als er es früher jen das unbeschränkte Wort gethan. Der dritte Abschnitt (§. 65) geht näher auf die von den Monarchisten geltend gehaltenen Gründe für ein dem monarchischen Staatsoberhaupt ausschließlich zu ertheilendes Recht der Initiative ein und sucht sich in diesem Falle darzutun, daß ein solches ausschließliches Recht zum Bestande der Monarchie durchaus nicht notwendig ist.

Im vierten Abschnitt (§. 93) betrachtet der Verf. die Initiative als abschließendes Recht der Nationalrepräsentation, ist nicht abgeneigt, in der repräsentativen Monarchie der Nationalvertretung die legislative Initiative vorzugsweise, meistens unmittelbar und direct beizulegen. Was sich für die Gleichzeit der der Volksrepräsentation allein beigelegten Initiative sagen läßt, entwickelt der fünfte Abschnitt (§. 105), gegen der sechste (§. 155) zu zeigen sucht, daß, wenn sie nicht unumgänglich notwendig, doch für eine der regie-

renden Autorität einzuwählende Initiative nicht Gründe sprechen. Der folgende Abschnitt (§. 145) beantwortet die Frage, ob es in der repräsentativen Monarchie für zweckmäßiger zu erachten, dem Regenten eine unmittelbare oder nur eine mittelbare Uebung der Initiative zuzutheilen. In letzterem Falle würde eigentlich formell die Nationalrepräsentation allein die Initiative üben. Der Verf. führt hier die Ansicht aus, daß es zweckmäßiger und der Aufrechthaltung der Würde des Throns angemessener sei, wenn der König sich der unmittelbaren Uebung der legislativen Gewalt enthalte und dagegen Einrichtungen bestimme, welche es ihm leicht machen, nach der in England und Nordamerika bestehenden Methode auf mittelbarem Wege die Gesetze, die er für erwünscht hält, in Vorschlag bringen zu lassen. Im achten Abschnitt (§. 171) kommt der Verf. nochmals auf die dem Staatregenten und dem Corps der Volksrepräsentanten gemeinschaftlich zustehende Initiative zurück und bringt darüber die Meinungen anderer Staatsgelehrten bei. Ein besonders brauchbarer Abschnitt ist der letzte (§. 209), welcher über die Zusammenkunft, was Staatspraxis und Verfassungsrecht zu verschiedenen Zeiten in verschiedenen Ländern in Betreff der Initiative bei der Gesetzgebung zu Tage gefördert hat.

In einem Anhange des Werkchens handelt der Verf. noch von einem durch die neuesten Beitergebnisse, Bundes- und Regierungsmaßregeln lebhaft angeregten, vielbesprochenen Thema, der Uebung des Petitionsrechts durch öffentliche Volksversammlungen und freie Vereine. Durch das Petitionsrecht nimmt gewissermaßen auch die Klasse des Volks Antheil an der Gesetzgebung, indem das Volk auf diesem Wege seine Bitten, Wünsche und Anträge zur Veranlassung legislativer Schritte zu den Oheren der Gesetzgeber bringt. Es hängt daher dieser Organismus mit dem eigentlichen Gegenstand der Schrift genau zusammen. Nun hat man zwar in konstitutionellen Ländern das Petitionsrecht, welches, wie Pölig sagt, „selbst dem Bettler auf der Landstraße nicht abgesprochen und sogar in Stambul und Teheran nicht verweigert wird“, mit wenigen höchst beklagenswerthen Ausnahmen noch immer anerkannt, dagegen die Ausübung desselben mannichfach beschränken zu müssen geglaubt. Man hat hier und da den Grundsatz aufgestellt, daß zwar jeder Einzelne in seinen eignen Angelegenheiten das Recht habe, eine Petition einzureichen, daß aber nicht Mehre zu diesem Zwecke zusammenzutreten und namentlich keine Unterschriften gesammelt werden dürfen. Was ist aber natürlicher, als daß, wenn Viele dieselben Wünsche hegen, sie diese auch gemeinschaftlich aussprechen; was ist natürlicher, als daß sie zusammentreten, sich über die Art, wie sie ausgesprochen werden sollen, vereinigen und, um zu erfahren, ob noch Mehre dieselben Ansichten hegen, alle Gleichgesinnten aufgefordert werden, ihre Zustimmung durch ihre Unterschrift zu erklären?

Daß sich der freisinnige Murrhard für das Petitionsrecht in seinem ganzen Umfange und mit allen seinen Konsequenzen hinsichtlich der Ausführung erklärt, läßt sich erwarten. Er sucht seine Ansicht aus der Geschichte und aus Rechts- und Verfassungsprincipien zu begründen, und schließt mit der trefflichen Bemerkung, daß die Maßregeln gegen ein freieres Volkstheben dieselbe doch nicht gänzlich werden vernichten können. „Wenn es aber wahr ist“, so lautet der Schluß des Wortes, „daß die Fortschritte der Civilisation bei einer Nation, die in der Bildung vorgeschritten ist und sich einmal zu einer gewissen Stufe derselben erhoben hat, auf die Dauer nicht zu hemmen sind, und daß die Sonne der Aufklärung unter solchen Umständen nach lange angehaltener trüber Atmosphäre nur mit desto heftigerem Glanze hervorbricht, so ist ebenso gewiß vorauszusetzen, daß jener Scheintod nach largem Zwischenraume in neues, zwiesach bewegtes Volkstheben übergeben wird. Es wird schließlich eine Zeit kommen, wo die Volksversammlungen auch den Regierungen nicht mehr als bloße Nachgespenster, vor denen man erschrickt, sondern als etwas ganz Gewöhnliches, Natürliches, Gesetzliches und Volkstümliches sich darstellen werden.“ 27.

Pariser Salon 1834.

4. 7)

Ein besonderes Capitel ließe sich über die großen Gemälde schreiben, welche ausgezeichnete Künstler in diesem Jahre wieder über das alte Feld der Julirevolution und heroische Tüde des Königs aus der ersten Revolution componirten. Horaz Bernet, der königliche Hausfreund und renommirte Napoleonische Schlachtmaler, eröffnet wie gewöhnlich die Reihe mit der Ankunft des Herzogs von Orleans im Palais royal am 30. Juli 1830; dann kommt Heim, der Strasburger, und zeigt uns Louis Philipp I., die Deputirten empfangend, die ihm seine Erhebung auf den Thron verkünden, und endlich Maujaiffe, ein sehr angenehmer Pulverbampfmaler, welcher seinen Stoff in einer feierlichen Stunde auf dem Schlachtfelde von Balmuz nahm, als daselbst 1831 der König bei dem Monument des Marschalls Kellermann einem alten Soldaten dieser Campagne das Kreuz der Ehrenlegion überreichte. Unser Landsmann Schney hat für einen der Säle der Præfectur der Seine die Einnahme des Stadthauses am 28. Juli dargestellt. Dies Tableau ist das größte der Juliepisoden. Die Hauptfigur darin ist ein junger Mann, der in der einen Hand seine Jagdflinte und in der andern die Fahne hält, um sie auf die Steinhäufen zu pflanzen. Das Feuer wird von allen Enden unterhalten und von Seiten des Volks mit Todesverachtung erwidert. Kinder und Greise mischen sich ins Handgemenge, die Weiber pflegen die Verwundeten. Man sieht im Hintergrund das Stadthaus und die hohen Siebel des Grenepalais. Im Vorne ist das Bild mit zu frischen röthlichen Farben gemalt, es imponirt, allein es erwärmt nicht.

Die Gemälde von Heim und Bernet setzen sich in Zweck und Ausführung ähnlich. Der Eine hat die königliche Familie auf der Gallerie der Garden, der Andere im Saal des Palastes mit den damaligen Tagesherren conterfeit. Es ist keine Frage, Heim war damit am glücklichsten, denn man erkennt auf den ersten Blick in der zahlreichen Gesellschaft von Prinzen, Marschällen und Deputirten alle diejenigen, die seit der Zeit eine Rolle in der Geschichte spielten. Périer, Casitte, Lafayette, Lamarque, Barrot, Constant, Dupont de l'Eure und Gérard sind sogar der Haltung nach getroffen. Der König, die Königin, Madame Adelaide, die Prinzessinnen und Prinzen — Alle zusammen bilden eine Gallerie der berühmten Zeitgenossen, denn auch Schriftsteller wie Chateaubriand und Garrel befanden sich unter den Zuschauern und sind mehr oder weniger kennbar. Das Bild hat noch den Vorzug vor dem Bernet'schen, weil es ohne alle Effectstücke, ohne künstliche Schattirungen, Reflexe und überladene Decorationen, treu und einfach und bis in seine Winkel hell und deutlich ist.

Seit Bernet in Rom ist, haben die Mufen es gewollt, daß er sich in alle Sachen mischt und alle Augenblicke seine Manier ändert. Er will auf einmal sich über alle Zeitgenossen schwingen, gleichviel zu welcher Kategorie der Kunst sie gehören. Er strebt desfalls in seinen späten Tagen noch, sich den Geist und die Methode der alten Meister anzueignen, ganz vergehend, daß er kein Talent zum Historienmaler hat; bis jetzt habe ich von ihm nur Weniges aus Italien gesehen, und dies macht ihm, mit Ausnahme einer derben Campanerin, bei weitem nicht so viel Ehre als die Schlachten im Palais royal und die Massacre des Mameleucs, die seinen Ruhm begründete. Jene Campanerin ist nach der Natur gemalt und nach der Phantasie verschöneret. Dies versteht Bernet. Er ist Componist in rührigen Gemälden; soll er stille Scenen, Momente der Ruhe darstellen, so geht ihm wie Kubens die Schuld aus.

Ich habe oben eines Gemäldes von Maujaiffe erwähnt; hier ist der Ort, zu bemerken, daß dieser Künstler unter den Neuern das meiste Talent zum Schlachtmaler im Style Ho-

raz Bernet's hat. Ich unterscheide für diesen Fall zwei Arten des Genres und nenne den einen Schlachtengerne vor Erhebung des Pulvers, und den andern der neuesten, hauptsächlich der Kaiserzeit. Jener ist ganz verschieden von diesem, denn er ist ausdrücklich im Handgemenge und Gefechte des Vorkampfs, während dieser Evolutionen und Kanonaden des Hintergrundes und kleine Gruppen zu der Staffage aussucht, die keinen Theil an Thaten nehmen, sondern denselben vielmehr zuschauen. Fern ist Dampf, Geschütz und Rüstung geben den modernen Schlachten ein ganz anderes Ansehen als den alten und mittelalterlichen, in denen hier Delacroix — noch auf der jetzigen Anschauung — sehr ausgezeichnetes leistete. Maujaiffe versteht es hauptsächlich gute Hintertreffen zu malen. Seine Batterien im Vordergrunde mit ihren Stügen und schwarzgrauen Schattungen ähnlichen Liniaturen sind unübertrefflich. Hierzu kommt noch etwas milderer Humor, Marktenbernaivität, die wir so einzig bei H. Hesse, dem Münchener, bewundern, und die dem ersten Kunstler einfließt, weil er sich einbildet, der Homer der Schlachtmaler zu sein.

Bernet ist unstreitig ein enormes Talent, das Unvergleichliches hat und was es auch unternimmt, wenigstens mit Glück ausführt. Er hat schon Alles gemalt, Schlachten, Marcen, Portraits, Genrebilder, große Gruppen, sogar Landscapen.

Ehe ich weiter gehe zu den Portraits, muß ich ein paar historische Tableaus mit wäsig kleinen Figuren von H. Hesse erwähnen, das einen Aufritt aus der Zeit der Burg vorstellt. Die Fanatiker bewegen sich nach Rom und Schlacht und Barbarei in Procession durch die Stadt und in der Hofanna und lassen sich von den Protestanten im Stadttheater drehen. Eine unendlich reiche und sprechende Schaar von bunten mischten Individuen. Voran marschirt ein dicker Mann mit einem Mumiengesichte, den Getrunkenen auf einer Stange in derbarnen Gürtel tragend. Ein Soldat säubert vor ihm die Erde von Leichen und Verwundeten. Hinter ihm der Schrein mit andern Mönche mit langen Piken und Rauffschwerten, die an von ihnen ist ein fetter Dominicaner, der andere ein schlaksiger Laie, und ein mit der Stola geschmückter Priester, der in Nonnfranz emporhebt und segnet oder flucht, je nach dem Keger oder Katholiken antrifft. Aufsendes, halbwaechter Schind drückt hinterdrein Chorust und schwingt Lanzen und Wädel. Im erblückt eine ordentliche Section knüttelhaft bewaffneter Kisknechte von allen Farben, Kutten, Gefächern und Blasen, mit einem aufgelösten Detachement Soldaten, die wie Panden aufsehen und hier und da einen armen Teufel bei der Orgel zu den, Andere gefangen mit sich fortzuschleppen. Im Vorne bluten noch die Opfer des Fanatismus, eine Frau wirt sich mit ihren Kindern einem blutverauschten Kapuziner zu Füßen und sieht Gnade, und eine andere sobert in schmerzvollen Klagen heul den Himmel auf, den Tod ihres Gatten zu rächen, der mit in ihren Armen ruht. Klein der Himmel ist raus und kann und die Lique schreitet mit ihren gespensterhaften Weiden in die Gasse und ihre Lobten und singt mit mäßigem Takte das Te Deum. Die viehische Horde hält dem gähnenden See betrachten das Scapulier entgegen.

Wenn ich nicht irre, so hat H. Hesse durch einen Kirchzug in Venedig, Ulian's Tod und Bekattung während der Pest vorstellend, im vorigen Jahre Anlaß zu dieser Art historischer Gemälde gegeben. Ich finde noch einwas der Art unter Processionen oder Leichenzüge, wie zum Beispiel Masaniello's Tod und Beerdigung. Aber nur das von Fleury adert sich im Verdienste des Hesse'schen Gemäldes, welches man in Epi mit Colorit venetianisch nennen kann; Fleury schint mir ein ungehender junger Maler zu sein, der weit mehr verspricht, als er leistete, obgleich er viel bereits geleistet hat und in jeder seiner Figuren der Lique einen Charakter darstellte.

(Der Beschluß folgt.)

*) Vgl. Nr. 139 und 140 d. Bl.

D. R. d.

Literarische Unterhaltung.

Sonnabend,

Nr. 158.

7. Juni 1834.

Die Philosophie in ihrem Verhältnisse zur Erfahrung, zur Speculation und zum Leben, dargestellt von Friedrich Eduard Beneke. Berlin, Mittler. 1833. Gr. 8. 20 Gr.

Diese kleine Schrift des fleißigen, aber schreibseligen und wortreichen Verf. ist ganz in der Weise der übrigen gefaßt: Klagen über die Uneinigkeiten und das Zerfallen der Philosophen untereinander, Vorwürfe wegen Vernachlässigung der Hauptsache, Abneigung, ja Haß gegen alle Speculation und Anpreisung der Erfahrung, als der einzigen unumstößlichen Basis der Philosophie nach dem Vorgange der Engländer und Franzosen, nicht ohne selbstgefällige Blicke auf die eignen Leistungen und die herrliche Zeit, in welcher man nach dieser Methode philosophiren wird. Dadurch hofft er sowohl die Philosophen untereinander als ihre Wissenschaft mit dem Leben zu versöhnen, und so derselben einen neuen Aufschwung und allgemeine Anerkennung zu verschaffen. Gleichwol scheint Hr. Beneke in seinen Bemühungen bis jetzt nicht glücklich gewesen zu sein, er steht noch immer allein, und je mehr er sich den andern Denkern zu nähern sucht, desto mehr scheinen ihn diese zu meiden. Die Erklärung dieses auffallenden Phänomens möchte wol theils in seiner feindseligen Gesinnung gegen die Speculation, theils in der eigenthümlichen Beschaffenheit seiner eignen Philosophie zu suchen sein. Die erste erbittert und entfremdet ihm die Gegner, anstatt sie mit ihm zu versöhnen und zu befreundeten; denn da er den speculativen Philosophen nichts einräumen will, sondern ein völliges Aufgeben ihres ganzen Standpunkts von ihnen fodert, so muthet er ihnen zu viel zu und verwundet ihre Eitelkeit viel zu tief. Er verwirft nicht etwa blos die Speculation einiger Systeme, oder das Irrige in einigen Systemen, sondern die Speculation selbst, nach ihrem ganzen Umfange, und glaubt sich dadurch zu dem unendlich harten Urtheile berechtigt (S. 67): „Die spätere deutsche Philosophie werde trotz aller herrlichen, zum Theil bis zum Genialen sich erhebenden Geisteskräfte, welche darauf verwandt worden sind, beinahe spurlos für die einstige allgemeingültige Philosophie verwehen“; ein Urtheil, welches von einer ganz oberflächlichen Ansicht der Geschichte der Philosophie zeugt und beweist, daß Hr. B. der innere organische Zusammenhang und die tiefe Bedeutung

dieser Systeme ganz entgangen ist. Er selbst gesteht (S. 101), „es habe ihm, obgleich er Philosoph von Profession ist, für das Verständniß der Fichte'schen, der Schelling'schen, Hegel'schen und der mit diesen auf der gleichen Bahn wandelnden Philosophien von jeher gänzlich an der erforderlichen Organisation gefehlt. Er wußte damit nichts anzufangen; er fand sich durch dieselben weder über sich selbst, noch über die Welt aufgeklärt. Er hat Vieles gelernt von Kant, Jacobi, Fries, Herbart, noch mehr von Waco, Locke, Hume u. A.; aber von Hegel hat er, einige gelegentliche Bemerkungen abgerechnet, nie etwas lernen können. Ja, die in ihnen fortentwickelte Philosophie hat selbst nichts gelernt; jedes System mußte von vorn anfangen, seinen Grund von Neuem legen, als sei vor ihm gar nichts gewesen.“ Wie kann Hr. B. nach diesen Aeußerungen auf eine Versöhnung rechnen? Seine eigne Ansicht betreffend, sucht Hr. B. bekanntlich eine ganz empirische Philosophie als die allein-wahre zu begründen, nach dem Muster der Franzosen und Engländer. Dabei scheint es ihm aber entgangen zu sein, daß die empirische oder sensualistische Schule, welche sich in der von Locke eingeschlagenen Richtung fortbewegt, in Frankreich gegenwärtig in entschiedener Minorität steht, dagegen, um der theologischen nicht zu gedenken, die eklektische Schule theils einen höhern wissenschaftlichen Geist zeigt, theils aus den vorhandenen Systemen das Beste sich anzueignen sucht, und namentlich die neuere deutsche Philosophie unverkennbar berücksichtigt, in welcher Beziehung besonders Cousin die ehrenvollste Erwähnung verdient. Wie fürchten daher, Hr. B. möchte bei den Franzosen selbst sich schlechten Dank erwerben, und es weder diesen noch seinen Landsleuten recht machen. Die Engländer aber haben seit Locke in der Philosophie überhaupt so geringe Fortschritte gemacht und namentlich die eigentliche Speculation so gänzlich vernachlässigt, daß sie hier eigentlich gar nicht in Betracht kommen. Ein Volk, welches von der Philosophie eine so niedrige Vorstellung haben kann, daß es ein Magazin der Chemie, Mineralogie, Naturgeschichte, Landwirtschaft u. s. w. Annalen der Philosophie, Elektrifirmaschinen, Dampfmaschinen philosophische Instrumente nennt, und wo die Kunst der Erhaltung der Haare nach philosophischen Principien vorgetragen wird, mag sich damit immerhin viel zu sein

danken; in der höhern Wissenschaft aber setzt es damit nur sich selbst herab und muß erst noch bei den Deutschen in der Philosophie in die Schule gehn, bevor es als stimmberechtigtes Mitglied in den hohen Rath der Speculation einzureten die Fähigkeit erlangt.

Im Eingange, wo Hr. B. die Idee der Philosophie zu entwickeln sucht, erklärt er diese „für die höchste Wissenschaft, die Wissenschaft der Wissenschaften, von allgemein-menschlicher Begründung, d. h. zu welcher die Materialien in jedem Menschen, als solchem, vollständig gegeben sind“, zwar im Ganzen richtig, sagt damit aber auch gar nichts Neues, sondern wiederholt nur, was Plato, Aristoteles und viele Andere bereits besser gesagt haben. Auch darüber, daß der nächste Gegenstand der Philosophie, der Mittelpunkt, von welchem aus der philosophirende Mensch das Ganze zu erfassen sucht, er selber, oder unser Selbstbewußtsein sei, sind im Grunde die Philosophen nicht so abweichender Meinung; nur ist freilich die Frage, was in und mit diesem Selbstbewußtsein Alles gegeben ist, und was zu den unmittelbaren Thatsachen im Leben unsers Geistes gehört, nicht die leichteste. Unstreitig sind die Begriffe aller übrigen philosophischen Wissenschaften zugleich psychische Producte und als solche durch psychologische Gesetze erklärbar; allein daraus folgt nicht, wie Hr. B. will, daß Logik, Moral und Aesthetik nur Theile der Naturgeschichte unsers Geistes sind, und er hat es nach dieser Ansicht mit der Ethik nicht weiter gebracht als zu einer „Physik der Sitten“ (Berlin 1822). Auf innere Erfahrung muß sich die gesammte Philosophie insofern stützen, als auch die höhern Erkenntnisse von allgemeiner und notwendiger Aussage (die Erkenntnisse a priori) einen wirklichen Bestandtheil unsers geistigen Lebens ausmachen und von uns nur mit Hilfe der Erfahrung und Selbstbeobachtung entdeckt werden und in unser Bewußtsein treten können; allein dies betrifft bloß ihr zeitliches Entstehen im Individuum, während ihre Bedeutung eine allgemeine, absolute, ewige ist. Sie reifen sich dann gleichsam von dem Boden des individuellen, persönlichen Seins, auf welchem sie wachsen, los, um selbständig eines reinern Daseins sich zu erfreuen. Eine Erfahrungserkenntniß drückt bloß das Individuelle aus. Das, was in einem bestimmten Raume und zu einer bestimmten Zeit geschieht, z. B. die Bäume blühen (die Bäume A. B. C. . . .), ich leide Schmerz u. s. w.; und wenn wir sie auch durch Induction und Analogie bis zur Allgemeinheit steigern, so bleibt doch diese immer nur eine annähernde, relative, ohne je eine absolute, Schlechthin geltende zu werden. Man läßt sich aber leicht zeigen, daß aus solchen Erkenntnissen keine Logik und Moral, die ihrer Bestimmung entsprechen, hervorgehen können, und was Hr. B. von seiner Logik und Moral rühmt, daß sie eine Physik, eine Naturwissenschaft des Geistes seien, das gereicht ihnen eben zum Vorwurf; sie sollten noch mehr sein. Sowie die Physik der Körperwelt uns bloß belehrt, wie die Körper sich anziehen, abstoßen, mit welcher Kraft, Geschwindigkeit sie sich bewegen und zugleich bewegen müssen, sodas man mit Hilfe der Mathematik die

ganze Bahn eines Körpers a priori berechnen und bestimmen kann, so würde eine Physik des Geistes als Logik, Moral und Aesthetik nur zeigen, aus was für Elementen Urtheile, Schlüsse u. s. w., richtige oder falsche, gute oder böse Handlungen u. s. w. naturgemäß in einzelnen Menschen entspringen und gerade so beschaffen sein müssen, wie würden damit aber noch kein Maß erlangen, weder um unsere eignen Denkfacte, noch um ein gegebenes Ganze von Urtheilen u. s. w. richtig zu beurtheilen; denn hänge bedürfen wir gewisser allgemeiner Regeln, welche nicht das Außersagen, was da ist, sondern was sein soll und muß, wenn das Gedachte Wahrheit haben soll, damit und dieses bei unsrem Denken als ein Vorbild vorschwebt, dem wir uns wenigstens immer mehr nähern können, wenn schon ohne Hoffnung, es je ganz zu erreichen. Hr. B.'s Berufung auf die gebildeten Völker außer den Deutschen, welche letztern bis jetzt allein noch der empirischen Philosophie entgegenstehen, beweist nichts, theils aus den schon angegebenen Gründen, theils weil die Wahrheit gar nicht von der Anerkennung der Völker abhängt und im Range der Wissenschaft die Stimmen nicht zählt, sondern gewogen werden. Dabei meint er, die innere Naturwissenschaften in der äußern in den Inductionen unendlich überlegen, weil wir die Außenwelt nur wie sie uns erscheint, oder in ihren Wirkungen auf uns aufzufassen im Stande sind, in der innern Erfahrung dagegen das Zu-Erfahrende näher zu nähern, wie es an und in sich ist (S. 41 — 44). Dies ist aber nur scheinbar. Denn da mein menschliches Bewußtsein bedingt ist durch diese leibliche Organisation, durch welche ich mich zugleich als Glied der Außenwelt finde, von allen Seiten umgeben von einer Menge anderer Wesen, so fasse ich mich auch in der That in dem Formen des Bewußtseins nicht an sich auf, sondern nur in dem bestimmten Verhältnisse zu den Formen meines leiblichen Daseins; das An-Sich der Seele würde dagegen Das sein, was sie ist ganz unabhängig von dem Leibe, oder abhann, wenn diese vorübergehende Fleischwerdung und Verbindung mit diesen Systemen von Organen aufgelöst sein wird. Er stimmt auch im Grunde, ohne es zu wissen, damit überein und widerspricht sich, wenn er bald darauf (S. 53) behauptet: „wir nehmen überall nur Thätigkeiten, Aeußerungen der Vermögen oder Kräfte wahr, nicht die Vermögen oder Kräfte unter der Seele selbst“. Er unterscheidet mithin die Kraft und ihre Aeußerung, oder den Zustand der Erregtheit, und zwar einer ganz bestimmten, deren mehrere andere, vielleicht ganz abweichende denkbar sind.

Wie der Speculation, so ist Hr. B. auch der Vernunft selbst Feind. Er will diesen Ausdruck, welcher für die populäre und praktische Sprache, des Hohen und Heerlichen wegen, das er bezeichnet, bis in die fernsten Zeiten hin höchst schätzbar und von der trachtbarsten Anwendung bleiben wird, ganz aus der philosophischen Sprache verbannen; er leugnet, daß Vernunft ein besonderes, dem Menschen angeborenes Princip sei, und will allem Etwas darüber mit einem Mal dadurch ein Ende machen, daß die Vernunft in der ausgebildeten Zeit

höchsten psychischen Gebilde in allen For-
 : begriffe. Hier vermiffen wir wenigstens die Nach-
 : welches die höchsten psychischen Gebilde sind, und
 : sich dieser Ausdruck z. B. in Beziehung auf Gefühle
 : fertigen laßt. Ueberhaupt will er die Bilder (bild-
 : e Begriffe), wie die von Materie, Form u. f. w.,
 : dem Grundgedanken und Grundconstructions der Phö-
 : che gänzlich verbannen und hofft dadurch die pro-
 : arktige Natur derselben fest zu dämmen. Allein abge-
 : davon, daß dieses theils unmöglich ist, da die ganze
 : ache ursprünglich ist und auch die sogenannten eigent-
 : n Ausdrücke Metaphern sind, möchten sich die von
 : B. am meisten gebrauchten Ausdrücke, wie Pro-
 : Spur, Angelegenheit, Gruppen, Abkufung,
 : eigerungselemente, überfließende Seelenhö-
 : ären, Erwedung derselben, Vielräumigkeit der
 : Stellung, Frische der Einbildungsvorstellung-
 : , Bedungselement, Factoren und Pro-
 : te der Vorstellungen, Lusthöhe, Verknüpfungs-
 : hältensweise und mehre andere nicht empfehlen, da sie
 : auch Bilder sind, denen die wissenschaftliche Genauig-
 : abgeht.

Wir wünschen, daß Hr. B., dem wir persönlich wohl-
 : len, diese gutgemeinten Bemerkungen beherzigen möge,
 : rigenfalls er es sich allein selbst zugeschrieben hat, wenn
 : wie bisher, allein gelassen und seinen Leistungen die
 : merksamkeit nicht gekürzt wird, die sie wol verdienen
 : sten.

60.

Romanenliteratur.

Jan van Bliek, der Wiger von Amsterdam. Romantische
 : trählung aus der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts. Rom
 : des „Cardinals“. Nagelberg, Rudol. 1833. 8.
 : 1 B. 8 Br.

Ein ehelicher ansehnlicher Geiger setzt sich zu einem Stöck-
 : Wepfphoyete um, damit ein tollerer Burche, der ihn
 : Tochter mehret, den Sohn gemorbet, vollends zum Kerker
 : re. In Gemeinschaft mit dem Dr. Paracelsus (hier ein
 : lich platter, trivialer Kerl) brant er Liebes- und Wistredens
 : ist mittelbar und unmittelbar Ursache, daß der ganz ver-
 : ne Frau seine Frau vergiftet, den Vater mordet, eine feil
 : hierin heirathet, seinen unschuldigen Stiefbruder der Inquisi-
 : n überliefert und endlich den Sohn seiner Verbrechen auf
 : Richtstätte erhalt. Nachdem Jan Bliek sein Mädchen ge-
 : lirt, wirt' er die Trastiermaske ab und ist wieder der beste
 : m, der kein Wasser trübt. Was er mitverüben helfen,
 : mert ihn nicht und die Herren von der Justiz auch nicht.
 : er dem einen Bruder ein böser Engel, so ist er dem zwey-
 : ein guter, wodurch eine doppelte Handlung entsteht, denn
 : Geschichte der beiden Brüder greift nicht erst in einander
 : des letztern ist so etwas von graulichem Roman, die des
 : zern eine anmuthige Malernovelle. Auch in ihr fehlt es
 : t an Unwahrscheinlichkeiten; man überfiehet sie um des lie-
 : würdigen Bernarbins Gatti willen, wie sich der junge
 : hr in der Folge nach seinem mütterlichen Großvater nennt;
 : ter Karl V. ist ihm ein gnädiger Vönnner, wie dem letztern
 : der ein strenger, gerechter Richter; seine Gegenwart, die
 : dies repräsentirt, denn er handelt in den genter Unruhen
 : in den Vergessenen mit König Franz, Alt der lebendi-
 : , spannenden Erzählung Würde und Haltung; ja, wir glau-

ben an ihre Wahrhaftigkeit, weil so erleuchtete Personen mit
 : Anstand und Gravität sich darin bewegen.

2. Ritter Hamburg vom Ditz, oder Macht und Vergeltung.
 : Historisches romantisches Gemälde aus den Zeiten der Kreuz-
 : züge von F. Th. Wangerheim. Braunschweig. Meyer
 : sen. 1833. 8. 1. Theil. 6 Br.

Ein Anderes ist, wenn Ding etwas thut, ein Anderes, wenn
 : Ding das Nämliche schafft. In dieser Erzählung rächt eben-
 : falls Einer, huet ein orientalischer Jude, die Arabiden, welche
 : die Sühnen erlitten, an dem Widersacher und seinem Geschlecht,
 : das er mit Stumpf und Stiel ausröthet. Aber welcher Unter-
 : schied zwischen dem verführten Teufel, der sich mit allerlei
 : Spul abgibt, und jenem ansehnlicher Geiger, der bei man-
 : cher Bizarrie nie das Menschliche verleugnet, der ein Ge-
 : schöpf mit Mark und Blut und Gehirn ist, der auf der Erde
 : wurzelt, und nicht wie der Jude sammt Denen, die er ver-
 : dacht, mit ihren Freuden und Feinden, eine Rationierte ist,
 : die das menschliche Antheil nur lügt und schlecht genug an sich
 : oft verwirrenden Fäden gehandhabt wird. Das Schicksal solcher
 : Wesen läßt Einen gleichgültig, man schilt sich fort, ehe man
 : noch zur Hälfte der Geschichte gelangt.

Ein wärmern Antheil erregt ein zweiter Roman dessel-
 : ben Verf.:

3. Die letzten Stuart's. Historische Erzählung. Drei Abtheil.
 : Auch unter dem Titel: Anne Hyde und die Stuart's. Novell
 : von Heath. Gfite, oder: Das Weib von Southwoldburg.
 : Lond. 1833. 8. 3 Bde.

Wir werten unter Menschen, die menschlich sühnen und ken-
 : nen, die keine böse Geburt, zunächst des Nichts sind. Edward,
 : ein eifriger Republik, in seinem Verstand Erachtes aus's höchste
 : durch Karl II. gekrönt, nimmt ebenso heftig wie für ihn jetzt
 : gegen ihn Partei, trachtet ihm nach dem Leben, thut sich be-
 : dingungsweise mit ihm aus und endet mit dem gewöhnlichen
 : Knüttelstock, denn er sperngt sich bei einem Entsetzen mit der
 : Tochter Gfite und dem ganzen Schiffe in die Luft. Die Gfite,
 : etwas wunderbar geadet, sticht den König, woraus manches
 : pikante Ereigniß entsteht. Um das Geheimniß, immer jung zu
 : bleiben, möchten sie viele Dornen bewirken; sie tritt als ganz
 : junges Mädchen auf, und nach Verlauf von mindestens zehn
 : Jahren ist sie noch immer ein solches. Karl II. redet so ziem-
 : lich den bekannten geschichtlichen Charakter Jakob, der zuerst
 : durch seltsame Eigenschaften der Seele krankte, wird endlich
 : nach verschwendet zuletzt fast spinnend. Anne Hyde, seine Ge-
 : mahlin, ist in Deutschland nicht unersahen, wie sich aus ihm
 : Umgeben des Besprochenen ergibt, ihrem ersten Verlobten da-
 : über des Grab hinaus trenn zu bleiben. Die Art ihrer Frei-
 : sprechung von den Anklagen, welche der Verurtheilte Vorlesung
 : gegen sie erhob, das Angestricheltwerden dieses Verlobten und
 : Wodankwürdige überwiegenen würde schwerlich vor einem deut-
 : schen und auch nicht vor einem englischen Gerichtshof bestehen
 : können. Im ersten Theile drängen sich Erzähler und Handhabe
 : etwas geschraubt aus, minder in den folgenden.

Pariser Salon 1834.

(Wirklich aus Nr. 127.)

Die Portrattmaler sind in Paris, wie sich nicht erklären
 : läßt, die zahlreichsten und ihr Genie am vollständigsten ausge-
 : bildet. In- und Ausland mü von pariser Malern gemalt, ge-
 : zeichnet, gezeichnet, gegossen, gezeichnet, lithographirt, pastellirt,
 : aquatintirt, sepiastirt und touchirt sein. „Touchez la“, sagen
 : sogar die Palettkünstlerinnen „Je vais vous faire votre portrait.“
 : Gérard ist der Großpapa der Portrattmaler, Dubuffe sein ent-
 : wickelter Sohn, Ingers sein ursprünglicher Bruder, Bonnafant sein
 : Neffe, Goyet sein Vetter und Adam Michel seine naive En-
 : kelin. Die Familie geht durch alle Stufen, von den großen
 : Appartements der reichen Virtuosen bis zu den Dachstubenat-

Hers der Gitt, von St.-Germain's Palästen bis zu dem Hollar'schen Palais in der Vorstadt.

Ginfforellen oder schlüft Gérard, der im Louvre auf zwei großen Wänden in zwei großen Bildern unsterblich geworden — ich spreche vom Ginzuge Heinrich IV. und der Schlacht von Austerlitz — auf seinen Thron und gibt dem Publikum dies sein einziges Portrait in seinen Salons, der aufwachsenden Jugend die Grenze überlassend. Ich habe seit der Julirevolution nichts mehr von ihm gesehen; eines seiner am letzten ausgestellten Bilder war eine schöne Frau auf dem Sofa auf der Berliner Ausstellung.

Es würde gewißlich schwer zu sagen sein, wer in Paris jetzt am besten portraittirt. Man sieht jeden Augenblick allerliebste Herren und Damen in goldenen Einfassungen, und Diejenige oder Derjenige, den man zulezt sah, dünkt Einem leicht das Beste, wenn Madame oder Monsieur schön sind. Ein Maler ist besonders glücklich, wenn er glücklich in den Individuen ist, die ihm sitzen; denn ihre Figuren gehen die Blinde auf sich. Inzwischen läßt sich von Jüngern sagen, daß er am liebsten ganz verschiedene Figuren, etwas Apollon, Originals conterfeit. Nur selten sieht man schöne Frauen von ihm, noch seltener schmale Herrlein. Ich glaube, er schickt dieselben vorkommenden Falls zu seinen Schülern als eine für ihn zu gewöhnliche Arbeit und behält für sich die gelungensten Rahmen, Laeten, Öhne und Großväter, und wenn's irgend welche gibt, die bezahlen, die Buchstaben, Bindungen und Mundschließen. Mit diesen läßt er sich dann in eine große Stoffeinstünderredung ein und vergift in ihrer Mitte seinen Stockadestopf.

Dies ist ganz anders mit Schiffer. Der weiß, was er will, und er will Menschen mit Seelen, Physiognomien, die sprechen, Körper, die man ausdrücken. Und also hat er Calligraph und Gerichten, nach einem Gretchen, und Carrel den Schriftsteller und Republikaner und viele andere Personen gemalt, wie sie noch Keiner hier malte, treu, wahrhaft, lebendig, natürlich, ausdrucksvoll. Kennen wir ihn einen der besten Portraittänstler und bezaubern wir sein Talent, wenn es sich, wie jetzt in einem Bilde nach Schiller's Ballade, „Eberhard der Greiner“, geschah, der fragenhaftesten gründlichfundenen holländischen Tanten bekennt.

Ich kann nicht daran denken, hier etwas Ausführliches über das Portraittgenre von Frankreich zu sagen. Dies habe ich bei keiner Gattung der Kunst gethan. Fast alle Maler sind hier zugleich Portraittmaler, und diese Malerei bringt ihnen das meiste Geld ein. Es gibt indess viele, die sich ausschließlich damit befassen und ein solches Renommée erlangt haben, daß sie mit ihren Schülern nicht mehr im Stande sind, den Wünschen des herbeiziehenden Publicums zu entsprechen. Zu diesen Favoriten gehört insbesondere Dubuffe, ein Künstler vielleicht von geringem Kalibre, aber von seltener Pinselfertigkeit und einem glücklichen savoir faire. Er malt ein lebensgroßes Bild in einigen Tagen und malt es allemal so, daß auch der nicht Betroffene sehr wohl damit zufrieden ist, weil es glänzt, imponirt, häßlich angegearbeitet, fleischlich, fardenvoll, wohl decorirt — mit einem Worte à la mode ist. Daß in Paris die Portraits der Mode untreuwerfen sind, mag sonderbar klingen, doch ist aber dem so, und schon seit einem Jahre sind die Portraits à la mode, worin nur das Gesicht vollendet, alle übrigen Theile aber flüchtig in den Wolken gelassen, nur mit Strichen angedeutet, mit Farbenlinien anschräffirt werden. Ueberall sieht man diese Manier in Aquarellgemälden angewendet, sehr oft in Selbstbildern, die alsdann das Ansehen haben, als tämpe ein Kopf aus der Hut oder aus dem Nebel auf.

Dubuffe hat seine Schule mit häßlichen Grissetten gemacht, die er auf allerlei Weise gefällig darzustellen wußte. Die Leute, die das sahen, wurden entzückt ob der schön geschmückten Weiber mit rothen und blauen Bändern, Spitzen und Blumen und kauften und ließen sich auch malen wie die Grissetten, nämlich in einem reizenden Regléc, mit trunkenen kleinen Augen,

spielenden Fingern u. Der Mann that dies für ein Bausch von einem paar hundert Francs, war dabei galant und schmeichelte der Gissetten und machte niemals die Schickung. Il faut de la politique pour plaire aux dames. In dem Saale gelangte er trotz aller gullottinirten Kritik bis in die Vorzimmer des Königs, bis in die Gäle der alten Tribüne. Auch ihre Töchter und Frauen wollten wie Gissetten gemalt sein und wie Erbprinzessinnen und Dianenwäpfer mitgehen. Weht nur die Weihen des Louvre durch, und ihr werdet sehen, daß die Dubuffe darin Hochweise frohben. Die alte Madame konnte nicht einmal widerstehen, und ihr seht sie mit höchst gem Geseht, bis zum Gürtel entblößt, die Kette der Laune machte studiren. Das Théâtre français hat unvorstellliche Schickheiten, zumal wenn sie unter die Hände der Portraittänstler à la mode gerathen. In der Reihe dieser bespotteten Schickheiten überfiel man die Goyets und Bonapartes und öpft mit zwanzig Andere, wie man die Sterne überfiel, wenn der Saal scheint, der viel kleiner als sie, aber dem irdischen kein über ist. Niemals wird Dubuffe einen Jäger malen, wie ich ihn im Salon von Royet sehe, und noch viel weniger macht er ein Portrait wie das des Reichthümers Jacquard von Bonaparte — in Lyon —, das ich, gewiß nicht mit Unrecht, den besten Portraits am Dyd's an die Seite stelle.

Die Frau von Mirbel ist, wie es scheint, hier die erste Miniaturmalerin geworden. Ich finde eine ganze Galerie in ihrer Hand, darunter Prinzessinnen und Fürsten. Die Weibchen in Paris sind jetzt, was die Dichtereien oder Kritiken zur Zeit Voltaire's und Rolliere's waren — schön, froh, reich, gefühlvolle Frauen. Was kann man mehr haben in 18. Jahrhundert?

Die Kürze dieser Schilderung erlaubt mir nicht mehr, Excursionen in die verschiedenen Häuser der französischen Kunst zu machen. Der Katalog zählt 2314 Nummern, und nur etwa 30—40 Namen konnte ich davon erwähnen. Beweis ganz, daß ich viel Schönes, viel Vorzügliches überging, übergehen muß. Ich habe die Zeichnungen, die Kupferstiche und Lithographien, welche hier mehr als irgendwo einen hohen Grad von Vollkommenheit erlangten, ausgeschlossen, und kann auch der vielen wichtigen plastischen Werke, die in Lyon und aus andern Städten gefertigt wurden, zum Theil ganze historische Szenen oder die größte Gruppen enthalten, nicht weiter erwähnen. Bei mir ist von wie von der Ausstellung im Bezaleich zu den beiden in Algerien zu bemerken habe. Läßt sich in wenig Worten sein. Der pariser Salon bringt eine unüberschaubare Anzahl an Kunstwerken, aber er bringt bloß pariser, während zum Beispiel eine berliner Ausstellung den Kunstfreund mit den Tönen eines großen Theils von Deutschland, Italiens und selbst Frankreich schon öfter bekannt macht. Die Provinzen Deutschlands sind in artistischer und literarischer Beziehung arm, wie wenig in ihrer Eigenschaft als besondere Staaten und Länder und interessant.

Es ist unglaublich, was die pariser Pinselfertigkeit in einem Jahre producirt, ich sage vielleicht wenig, wenn ich die Erzeugnißquantität derselben von ganz Deutschland gleich ist. Die Zahl der Producenten übersteigt mehre Tausende; hier allein gibt es 2200 mit Einkauf der Zeichner und Kupferstecher und Architekten über 400, die Inspectorien und Höfungen und sonstigen nicht autorisirten Meister gar nicht gerechnet. Sie zählt auf eine Totalsumme von 50,000 Individuen, die allein von den schönen Künsten leben.

Am ersten Mai wird die Industrieausstellung geöfnet, die vier dazu auf dem Plage der Concorde erbaut palastähnliche Gebäude, jedes hat drei große Gäle, Galerien und eine Hof, anfüllen wird. Seit 1827 war keine mehr, es ist also zu erwarten, daß sie Schätze bringt. In seiner Art ist dies das einzige in Europa.

literarische Unterhaltung.

Sonntag,

Nr. 159.

8. Juni 1834.

Kob Matter's kritische Geschichte des Gnosticismus und seines Einflusses auf die religiösen und philosophischen Secten der sechs ersten Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung. Eine zu Paris gekrönte Preisschrift. Aus dem Französischen übersetzt von H. H. Dörner. Zwei Bände. Mit dem Diagramma der Ophiten in Steindruck. Heilbronn, Drechsler. 1833. Gr. 8. 2 Thlr. 21 Gr.

Herr Matter ist dadurch, daß er die Vorzüge beider Nationen, welchen er durch Geburt und Abien angehört, in sich vereinigt, einer der ausgezeichneten Schriftsteller unserer Zeit. Von den Deutschen er sich den Fleiß, die Gründlichkeit und den Scharfsinn der Forschung, von den Franzosen die geistreiche Uebersetzung der Thatfachen und den berebten, anziehenden Vortrag angeeignet. Kein Wunder daher, daß er bereits mehrere Male des französischen Instituts durch seine wissenschaftlichen Arbeiten davongetragen hat. Die in einer Uebersetzung hier vorliegende Schrift zeichnet sich nicht blos durch treue Benutzung der Leistungen eines Neander, Müllers, Besslermann und anderer deutschen Gelehrten, welche Ansichten und Sitten der Gnostiker zum Gegenstand ihrer Untersuchung gemacht hatten, sondern auch durch sorgfältige Quellenforschung und vornehmlich durch die bei denselben Schriften seltene, edle und ansprechende Darstellung aus, sowohl in der Anordnung des Ganzen als im Ausdruck des Einzelnen. Mag immerhin Manches durch spätere Forschungen, namentlich Gieseler's, Baur's, Schröder's, berichtigt oder in Zweifel gestellt sein; doch bietet die mit redlichem Eingehen in die Sache durchgeführte Handlung eines der schwierigsten Gegenstände des geistlichen Wissens einen Totalindruck, der durch die innere Wahrheit der Darstellung befriedigt und auch einem kritischen Kreise von gebildeten Lesern zu empfehlen ist.

Man möchte freilich fragen, warum ein classisches Werk ins Deutsche übertragen, da sich von gebildeten Deutschen, zumal von solchen, welche tiefer in das Studium der Religionsgeschichte einzugehen wünschen, eine solche Kenntniß der nachbarlichen Sprache voraussetzen läßt, möge deren sie lieber aus dem Originale selbst sich berechnen? Andererseits ist aber dies nicht außer Acht zu lassen, daß das französische Werk sehr kostspielig ist und die im Preis billige Uebersetzung doch noch mit besserem

Gewissen sich lesen läßt, als ein wohlfeiler Nachdruck. Sodann ist die von Hrn. Dörner (Prof. am Gymnasium zu Heilbronn), einem Schüler von de Sacy, gefertigte Uebersetzung so durchaus angemessen, fließend und wohlklingend, daß man sich zwar des französischen Originals im Lesen bewußt bleibt, aber doch zugleich auf dem heimischen Boden deutscher Ausdrucksweise sich befindet. Wir hätten nur gewünscht, daß die einzelnen Idiotismen, wie z. B. das schwäbische „weiser“ in der dritten Person, und die vielen ärgerlichen Druckfehler weggeblieben wären.

Was nun den Inhalt und die Einrichtung des Matter'schen Werkes selbst anbetrifft, so geht der Verf. nach einer allgemeinen Auffassung seines Themas zu den drei Abschnitten über, von welchen der erste die wahrscheinlichen Quellen des alten christlichen Gnosticismus, der zweite die Beschaffenheit der einzelnen Formen und Systeme derselben, der dritte das Verhältniß und den Einfluß darstellt, welchen der Gnosticismus auf die Ansichten der Christen, Juden und Heiden der mittelbaren und nachfolgenden Zeit in ihren verschiedensten Arten und Richtungen behauptet. Die speculative Auffassung und Uebersetzung, welche das Christentum bei den Gnostikern gefunden, leitet der Verf. zunächst aus dem vorhergehenden Einflusse der persischen Vorstellungen, des Dualismus und der Emanation her, doch so, daß die gnostischen Ideen in verschiedenen Ländern und geistigen Atmosphären mehr oder weniger von den Grundsätzen des Zoroastrismus wieder abgewichen seien. Am Eigenthümlichsten und Ausgebildetsten erscheint der Gnosticismus in Aegypten, und wir deuten solches nur durch folgende, die Vortragweise des Verf. füglich vertretende Stelle des Buches an (S. 69):

Die Lehren und die Lehren aller Nationen strömten in Alexandria zusammen. Nothwendig mußte dadurch mehr als eine Veränderung eintreten in der Sprache jener handvoll Griechen, welche Alexandria an die Grenzen Aegyptens verpflanzte, und die das Schicksal bald zu Bewahrern aller der Systeme machte, welche der menschliche Geist bis dahin hervorgebracht hatte. Und wirklich kaum ist die neue Bevölkerung eingesetzt in den Besitz der Häuser, welche die Schätze der alten Welt in sich aufnehmen; kaum ist sie angesiedelt an jenen Häusern, welche die zahlreichsten Schiffe derselben beherbergen sollen, um den Austausch jener Schätze zwischen allen Nationen zu vermitteln; siehe, da erscheinen von allen Seiten Reichthümer ganz anderer Art, um sich hier niederzulassen. Die Lagunen verwandeln einige der Gebäude in jenem Viertel der Stadt, das nur Paläste umschließt,

in Museen und Bibliotheken: und alsbald wird Alexandria der Schauplatz aller Lehren und aller Revolutionen und Combinationen, die aus denselben hervorgehen. Anfänglich war der Platonismus vorherrschend; bald verband er sich mit dem Pythagoräismus und dem Peripatetismus. Allein keines dieser Systeme hatte mehr seine ursprüngliche Reinheit, und keines bewahrte die, die es noch hatte. Die alten Lehren Egyptens und Griechenlands, die Geheimnisse von Thracien und Samothracien, von Stauff und Bois wußten sich Eingang zu verschaffen in die drei Hauptsysteme der griechischen Weisheit; und Lehren, welche bis dahin weder in Berührung noch in Verwandtschaft mit ihnen gestanden waren, kamen jetzt, sich mit ihren Principien zu verschmelzen oder wenigstens an ihrer Quelle zu nähren. In der Person Aristobol's bemächtigte sich das Judenthum des Aristoteles; durch Philo verlegte es sich mit dem Platonismus; die Essener und Therapeuten verbanden das Schöne und Erhabene, das ihnen die Priester Egyptens und Perziens auf der einen, und Pythagoras und Plato auf der andern Seite darboten; und diese noch überbietend, wußten die Kabbalisten den Josastrismus fast ganz in ihre Lehren herüberzutragen.

Zwei neuen Revolutionen, die auf diesem Achteung gebietenden Schauplatz vorgingen, entwickelten sich bald jene neue Lehrsysteme, die letzten wie die hehrwürdigsten der alten Welt. Beide erhoben sich unmittelbar nach der Stiftung des Christenthums. Das eine verschmolz sich mit diesem: es ist das System der Gnostiker; das andere trat gegen Gnostiker und Christen in die Schranken: es ist das System der Neuplatoniker.

Es gerücht bei seiner Ersterrung der einzelnen Systeme, worin er überein mit Nicht das nicht streng zu rechtfertigende Eintheilungsprincip Neander's von der Hand gewiesen hat, dem Verf. zum besondern Verdienste, die ständige Würde der Systeme und ihrer Urheber so viel als möglich vertheidigt zu haben gegen die oft so leeren als leidenschaftlichen Anfeindungen und Beschuldigungen christlicher Kirchenlehrer; doch ist zugleich auf die moralische Gefahr, die in der Ueberspannung der religiösen Anschauung und Aetose liegt, sowie auf die historisch erweiterten Ausartungen hingedeutet. Auch wird der von dem Hochgläubigen so verurtheilte und verfolgte Marcion, der eigentlich kein Gnostiker war, sondern nur eine ferre, und allerdings gar zu schiefe Kritik und Auslegung der schriftlichen Urkunden des Christenthums über, von Seiten des ehrsüchtigen Charakters seiner Persönlichkeit und seiner Lehre zu Ehren gebracht, was um so mehr anerkannt werden muß, als Marcion, sei es ihr bewusst oder nicht, das Vorbild der neuesten Richtung der Theologie, ihres innerlichen Lebens und Gestaltens aus dem christlichen Glauben und Bewußtsein hervor, verbunden mit einer strenghistorischen Erregung und ungeschonten Beurtheilung des kirchlichen Bekenntnisses, zu sein scheint.

Auf das Verhältniß, in welchem das Geschlecht der Frauen zur Ausbildung der eigenthümlichen Auffassung und Darstellung des Christenthums durch den Gnosticismus gestanden, wird im zweiten Bande (S. 205) besonders aufmerksam gemacht. Helena war allmächtig bei Simon dem Magier. Die Frau des Nikolaus war nach einer übereinstimmenden Tradition Ursache des Schismas der Nikolaiten; eine in ihrem Ursprunge sehr mythische, im Verlaufe mehr gewöhnliche Verbindung machte den Marcion zum Haupt einer berühmten Schule; Plukumene theilte dem Apelles Offenbarungen mit; die Marcianer schmei-

elten vorzugsweise den Frauen der höhern Stände; der Flora' trug Ptolemäus in einem eignen Briefe sein System vor. Scheint diese Erscheinung nicht die jämlich allgemein angenommene Meinung zu widerlegen, daß die gärtlichsten Gefühle des Herzens unvereinbar seien mit den trockensten Speculationen des Verstandes? Allerdings wird es leicht sein, die soeben berührte Erscheinung von einer ganz alltäglichen Erregbarkeit der Empfindung herleiten; und die alten Schriftsteller haben es auch nicht an Ausdrücken und Urtheilen fehlen lassen, welche den in der Geschichte des Gnosticismus berühmte gewöhnlichen Frauen nichts weniger als günstig sind. Allein auf der einen fallen diese Urtheile und Ausdrücke in die allgemeine Klasse der Anschuldigungen des Hasses, und auf der andern Seite wiederholt sich dieselbe Erscheinung mehr oder minder in den Jahrbüchern der gesammten christlichen Kirche. Durch den Einfluß der Frauen hat sich das Christenthum in allen Ländern zu allen Zeiten am schnellsten angebreitet und ausgebreitet; und wenn es wahr ist, was aus dieser Bemerkung sich zu ergeben scheint, daß je höher die Lehren sind, um desto mehr das dadurch erzeugte Gefühl an Reinheit und Innigkeit gewinnt, so fallen die soeben hervorgehobenen Thatsachen gänzlich zu Gunsten des Gnostics aus.

Ein großer Vorzug dieser Bearbeitung der „Geschichte des Gnosticismus“ liegt in der fortlaufenden Rücksicht, welche der so geschmackvolle als gelehrte Schriftsteller auf die ästhetische Seite seines Gegenstandes, auf die Ausbildung und überhaupt auf die äußere Gestalt des Gottesdienstes, auf die Ordnung und Sitte der Gesellschaftsverfassung bei den Gnostikern nimmt. Es verdient dies um so mehr Beachtung, als in den Jahrhunderten, in welche die Blüthe des Gnosticismus fällt, die Darstellung von dem Kreise der orthodoxen Kirche ausgeschlossen war. Die gnostischen Schulen hingegen, dem Theorie zum großen Theile selbst ein Erzeugniß der Bildungskraft, ein Kunstwerk war, bedurften der bildenden wie der Dichtkunst, ihre Ideen zu verkörpern und im Eindruck derselben auf das Gemüth zu verstärken. Daher ist von den kirchlichen Schriftstellern selbst bewundert und nachgeahmten Lieder eines Bardesanes u. A.; daher die Enttuen der Weisen und Lehrer aller Nationen, wenn die Schüler des Karpocrates ihre Halsen schmückten; daher die Stegelringe voll bedeutsamer papstlicher Figuren, die Amuletten dientlichen Steine mit dem geheimnißvollen Antwort ABRAXAS u. a. m., deren bläuliche Deckelungen gleichfalls, wie die gnostischen Lehren, eine Zusammenfügung von allerlei Gestalten und Symbolen sind und insbesondere namentlich aber auch durch das Verhältniß zu den Zusammenfügungen, auf den tiefen Orient, als nur zu finden, zurückzuweisen scheinen. Von solchen Deckelungen hat Hr. Matter in der französischen Originalausgabe seines Werkes ein ganzes Heft voll Kupfertafeln mitgegeben, und ist in dieser Hinsicht recht sehr dem Könige in der deutschen Ausgabe zu bedanken, da den Lesern des Buches die unmittelbare Anschauung der ophitischen und andern Denkmäler abgeht. Nur allein das sogenannte Diogen-

ma der Dichter ist im Strindruck nachgezeichnet worden, weil ohne dasselbe die im Texte gegebene Construction dieser sonderbaren Darstellung des Lebenslaufes des Seelen gar nicht verständlich sein würde.

77.

Der Ruffmann von H. H. Madden Esq. Aus dem Englischen frei übersetzt von L. von Alvensleben. Des Bandes. Leipzig, Hartleben's Verlags-Expedition. 1833. Gr. 12. 2 Thle. 18 Gr.

Das vorliegende Buch ist eine Reisebeschreibung in ergötzlicher Form. Der Verf. zeigt eine ausgebreitete gelehrte Kenntnis anderer Völkerschaften des gesellschaftlichen Lebens in der That, und stellt dieselben mit Sorgfalt und verständiger Umficht dar. Seine Schilderung unterscheidet sich von ähnlichen, und kritischer Geistes geflossener Sittenbeschreibungen in erzählender Form sehr zu ihrem Vortheile. Man erfährt aus ihm, daß der Verf. ein Mann von Bildung und Verstand ist, dem nicht um den höchsten Beifall des gedankelosen, unterhaltungsüchtigen Lesers zu thun war, sondern um die werthvollere Bestimmung des ernstern Beobachters. Aber trotz dem, daß dieses lebenswichtige Streben sich unverkennbar in der Arbeit ausspricht, ist es dem Verf. doch sehr in sehr unvollkommenem Grade gelungen, seine Aufgabe zu lösen. Es ist ihm nämlich ergangen, wie es in unferer Zeit Gelehrten und Künstlern nicht selten ergreift: er hat über der Masse der Einzelheiten das Ganze, den Zusammenhang vergessen. Dadurch wird zwar allerdings eine gewisse Feinheit der Abbildung mit dem Urbilde erzielt, aber eine todt, geistlose, fast gespensterartige, wie man sie etwa in sorgfältig gearbeiteten Wachfiguren sieht. Es greift heraus hervor, daß dem Verf. doch jene tiefere Anschauungsweise abgeht, welche allein befähigt in die Besonderheit eines Volkcharacters einzudringen. Das trotz der großen Genauigkeit, womit einzelne Züge geschildert sind, doch dem ganzen Bilde keine wahrhafte Seele zugestanden werden kann, geht schon daraus hervor, daß in dem ganzen Roman fast nichts als Erbärmlichkeiten und Niederträchtigkeiten geschildert werden. Der Gesamtcharakter eines Völkers Stammes kann oder unmöglich aus Fehlern allein zusammengesetzt sein. Der Verf. scheint sich vorzulege gefühlt zu haben durch die Aeußerungen des Lobes, welche man in den neuesten Zeiten zuweilen den Türken gesendet hat, und wollte nun durch seine Schilderung die Wertlosigkeit jener Lobeserhebungen recht anschaulich machen. Dabei überschreitet er nun aber auch seinerseits jedes billige Maß. Dies offenbar sich besonders in einer Stelle, in welcher er den Beifall, welchen Lady Montague dem Rationalcharakter der Türken stellt, verdächtig zu machen sucht. Die Aeußerungen dieser heilsamen Frau müßten allerdings manche Ueberhebung enthalten; aber die Art, wie unser Verf. dieselben zurückweist, zeigt jedenfalls wenig Einsicht in die Natur des besprochenen Gegenstandes. Eine der Personen nämlich, welche in dem Roman auftreten, wird als ein vollendetes Schreulich geschildert, und zwar nicht nur als grausam, mordgierig, boshaft im höchsten Grade, sondern auch als schwach, einfältig, erdämlich, und doch versichert der Verf., solche Charaktere seien der eigentliche Gegenstand der Lobeserhebungen der Lady Montague und der Kern des Türkenthums. Er läßt hierbei außer Acht, daß eine Gesellschaft, deren Mitglieder der Mehrzahl nach so beschaffen wären, nicht zehn Tausend besten könnte. Jede gesellschaftliche Einrichtung würde unmöglich, die Leute würden zu keinem andern Geschäft kommen, es sich gegenseitig anzufallen wie jene aus Draconenzähnen Ent-

proffern.

Da indessen die vorliegende Arbeit sich durch ihre äußere Form als Kunstwerk darstellt, so muß auch die ästhetische Wirkung derselben Hauptgegenstand unserer Aufmerksamkeit werden. Diese Wirkung ist nun aber schon deswegen eine sehr niedrige, weil in dem ganzen Buche nicht als Jammer und Strid ge-

schiltet wird. Unsere Besorgniß hat es zwar dahin gebracht, daß sie das Schreckliche schwachhaft habe, wenn es nur rothe Pistolen ist, und für solche literarische Straußhagen wird auch die gegenwärtige Darstellung verurtheilt, so unzulänglich sein. Das besorgte Gefühl widersteht sich abermals Köstern und den beständigen Gemüthen des Lesers. Es ist bereits erwähnt worden, daß fast alle Personen des Romans Verbrecher sind. Diese thun sich nicht einander und den wenigen als wirklich beschriebenen Figuren, welche mit ihnen in Berührung kommen, alle die ernstliche Schwärze an, und zuletzt erben sie selbst fast alle in Folge der positiven Gerechtigkeit auf eine höchst schändliche Weise. Der Held selbst stirbt, nachdem er fast alle möglichen Verbrechen begangen und jedes irdische Ungemach erlitten hat, in einem Gefängnisse an der Pest, und den Beschluß des Buches macht die Beschreibung des ekelhaften fürchterlichen Zustandes, in welchem zwanzig Verbrecher sich befinden, welche in einem schauerhaften Kerker eingesperrt bleiben, während Einer von ihnen nach dem Andern von der Pest befallen wird, nach der Erdbildung der sorgfältig beschriebenen Qualen dieser Krankheit stirbt und in der unmittelbaren Nähe der Ueberlebenden verfaulst. Es ist eine gewisse rothe Räte des Gemüths in Dem vorausgesetzt, welcher Schilderungen dieser Art untertan ist und liest.

In künstlerischer Einheit, an einem bestimmten Zusammenhang der Begebenheiten unter einander fehlt es überdies hier gänzlich. Der Roman hat durchaus keine bestimmte Bedeutung, keinen in sich selbst einigen Inhalt. Er ist eigentlich nur eine Lebensbeschreibung, deren Einzelheiten willkürlich und ohne wesentliche Beziehung aneinandergereiht sind. Der einzige Zweck, welcher in der Anordnung des Ganzen erkennbar wird, ist der, möglichst viele Jammererfahrungen und Schilderungen von Missethaten und Verbrechen zusammenzubringen. Unter Anderem wird der Held des Romans durch ein ganz zufälliges Witzverständnis verleitet, sich in die Wüste, welche Kegypten von Asien trennt, zu begeben, offenbar zu keinem andern Zwecke, als damit dem Verf. Gelegenheit werde, die Habereien der Beduinen, die Leiden verirrter Wanderer und die Schrecknisse der giftigen Winde der Wüste zu schildern.

Die bereits erwähnte, von den Wachfigurenfabrikanten entlehnte, kleinliche Genauigkeit der Schilderung beeinträchtigt oft die künstlerische Wirkung auch dadurch auffallend, daß sie den Gang der Begebenheiten ungebührlich aufhält. Bei Gelegenheit eines Sturmes, welchen der Held nebst einigen Andern auf der See zu bestehen hat, werden uns auf zehn bis fünfzehn Seiten ausführliche Berichte abgehandelt über die Aeußerungen der Furcht, welche jeder einzelne Passagier ausgeprochen habe. Ueberhaupt haben sich hier bei jeder Gelegenheit lange Reden, welche nichts weiter enthalten, als was man in zwei Zeilen erfahren konnte, und welche dennoch die Schilderung nicht durch neue charakteristische Züge bereichern. Alle Reden nämlich, welche sämtlichen in dem Romane auftretenden Muselmännern in den Mund gelegt werden, sehen einander so ähnlich, daß ihre Menge den übrigen Eindruck der eintönigsten Wiederholung macht. Derselbe Beifschweifigkeit, dieselben umschreibenden Wendungen, Sprüche, Redensarten, Behauptungsformeln kehren in allen wieder, und es ist keine Spur zu finden, daß der Verf. es auch nur versucht habe, individuelle Modificationen in der Eintönigkeit dieses immer wiederkehrenden Sprachgebrauchs anzubringen. Es wäre ohne Zweifel zweckmäßiger gewesen, von zwanzig Reden dieser Art immer nur eine in ihrer ganzen Ausführlichkeit und die übrigen neunzehn im Auszuge zu geben. Aber trotz dieser überflüssigen und übel angebrachten Genauigkeit fällt der Verf. zuweilen, wenn es ihm bequem ist, mit bewundernswürdiger Gleichgültigkeit aus dem Tone. Unter Anderm läßt er im dritten Bande S. 16 fg. einen ehrwürdigen Propheten in dem bereits beschriebenen salbungsvollen Tone einem jüngern Bekannten den Rath ertheilen, daß er sich in die Dienste Mehemed Ali's, des Vicekönigs von Kegypten, begeben möge. Um diesen Rath zu unterstützen, erzählt der Türke Mehemed Ali's Geschichte. Hätte nun der Verf. den Ton seiner Erzählung aufgeschalteten

wollen, so hätte er den Märten in seiner satzungsvollen Weise nur die Hauptpunkte seiner Geschichte, welche ohnehin allein hierher gehörten, erzählen lassen müssen. Statt dessen wird aber eine vollständige Lebensbeschreibung Mehemed III's gegeben, und da hier die Lebensweise, durch welche die Moslems sonst in diesem Namen charakterisirt werden, allerdings un bequem gemordet wäre, so fällt der Lärte ohne Umstände in den Arm eines londoner Zeitungsschreibers. Er beginnt seine Erzählung also: „Es ist gut, wenn Ihr den Charakter des Mannes kennen lernt, der das Steuerruder des Staates hält; wenn ich Euch einen kurzen Abriss seiner Geschichte gegeben habe, wird es Eure Schuld sein, wenn Ihr die Kunde nicht zu Euerm eignen Vortheil benutzt. Mehemed III, der gegenwärtige Vicerönig von Aegypten, wurde zu Kavala geboren, einer Stadt in Rumelien u. s. w.“

Der Verf. begehrt hierbei eine doppelte Ungeschicklichkeit. Denn er legt nicht nur dem Märten eine Ausdrucksweise in den Mund, deren dieser sich nicht bedienen konnte, sondern er läßt ihn auch ohne Grund Athernheiten sagen, indem er ihn in seiner Erzählung Nebenumstände berühren läßt, welche sowohl ihm als seinem Subditer ganz gleichgültig sein mußten.

Die wenigen Personen, welche als eine Ausnahme von der Merkwürdigkeit des hier geschichteten Völkerramms betrachtet werden, tragen keineswegs dazu bei den Eindruck der gesammten Darstellung erfreulicher zu machen. Unter Andern wird nämlich eine Frau, welche den fürchterlichsten Mißhandlungen ausgesetzt wird, zugleich als höchst feinfühlig und ganz geschickert. Aber eben dadurch wird es um so widriger, daß man sie durch alle Grade der Qualen bis zum Wahnsinn und in diesem zu einem langsam qualvollen Tod hindurch begleiten muß. Es wird hierdurch ein so schreibender Mißlaut hervorgerufen, wie er nur in einer so abgeklümpften und überreizten Zeit, wie die unsere, ohne Absicht gelehrt werden kann. Durch eine andere weibliche Figur verleiht der Verf. zwar weniger das Gefühl des Lesers, aber desto mehr das Costum des Romans. Während nämlich, wie bereits erwähnt, die ganze türkische Nation als barbarisch, thierisch, im höchsten Grade roh geschildert wird, und namentlich die türkischen Weiber durchgängig als falsch, bösehaft, einkältig, puglsüchtig, ädeltisch, kurz geist- und gemüthlos in jeder Beziehung beschrieben werden, wird die Heldin des Romans als ein Aushub von aufopfernder Liebe, von Treue und Befähigkeit und jeder weiblichen Tugend bezeichnet, aber weder so, daß irgend eine Abgilität abzusehen wäre, wie ein solches Wesen in solcher Umgebung entstehen und sich entwickeln konnte, noch auch so, daß irgend ein wahrhaft individueller Zug in der Figur zu erkennen wäre. Vielmehr finden wir hier weiter nichts als jene ganz ordinäre Romanempfindsamkeit, welcher das gezeigte Schwachen einer nervenschwachen Engländerin allerdings ähnlicher sein mag als irgend eine Erscheinung in einem andern Lande. Denn selbst unsere siegwartigenden Fräulein haben doch noch mehr Eigenthümlichkeit. Wir finden hier nichts als jene tausendmal wiederholten Züge, welche außerordentlich rührend sein würden, wenn sie nur nicht so abgedroschen wären. Die Herrliche scheint, nachdem ihr Herz schon halb gebrochen ist, noch eine Zeit lang heiter, damit ihre Lieben nicht durch sie demüthigt werden. Als sie aber immer neue Verkünder ihres Herzerlebens erfährt, brechen die Symptome der Schwindsucht gewaltfam hervor, und sie stirbt zuletzt sanft lächelnd, die Hand auf dem gebrochenen Herzen, die Augen auf eine Buhne gerichtet, welche sie früher von dem Ungetreuen erhalten hatte.

Obgleich daher Verstand und Gelehrsamkeit dem Verf. zugethan werden müssen, so fehlt es ihm doch, wie wir gesehen haben, an allen tiefen Eigenschaften, welche dem wahren Dichter charakterisiren, und namentlich an jener in das Wesen der Dinge einbringenden Phantasie, welche jede Einzelheit als ein Symbol des Ganzen, als ein wahrhaft charakteristisches Moment desselben zu bezeichnen weiß und, statt verschwenderisch mit nichtsfa-

genden Particularitäten zu sein, wenige wahrhaft bedeutende Züge mit richtigem, scharfem Blicke heraushebt. Dem ist nicht sowohl in der Wahl des Stoffes als auch in der Darstellung mancher Einzelheiten ein Mangel an freiem Geiste aus. Nicht desto weniger ist anzuerkennen, daß in dem Werke sich manche Ergötzliche findet, aber mehr noch in den eingesprengten Stellen als in der Hauptmasse des Romans. Kluge Verträge, romantische Bekehrungssucht und dergleichen mehr werden zwar mit ergötzlicher Gewandtheit erzählt.

Urkundliche Nachricht von den Handelsprivilegien und der Schutzherrschaft, welche das durchlauchtigste Lothaus Brandenburg vormals der Stadt Lüneburg gewährt hat. Mit synchronistischen Bemerkungen an der Stadtgeschichte. Von J. W. Albers. Göttingen, Dieterich. 1833. Gr. 8. 14 Gr.

Die alte handtorische Urstadt Lüneburg, bedeutend durch örtliche Lage und reiche Gewerksquellen, welche der unerschöpfte Salzbrunnen und die unerschöpflichen Gipsgrube bei Labberges darboten, genos zu den Zeiten der blühenden Hanse und heneidenswürdigem Wohlstandes und eines bedeutenden Handels seit der Mitte des 17. Jahrhunderts unerschüttert, an fortwährende Unfälle unauhaltbar verringert haben. Er ist schon durch frühere schätzbare Beiträge zur Reichthümer des Königreichs Hannover vortheilhaft bekannt und seit 25 Jahren Senator der Stadt, war als solcher besetzt und bewohnt, er seinen vielen Dienstgeschäften sich geschicklichen Fachmännern zu widmen, die zur Ehre und zum Nutzen seiner Heimat reichen können. Davon liefert auch die vorliegende willkommene Belehrung rühmlichen Beweis. Dreyzehn hundertjährige Handelsprivilegien, die dem Lüneburger Salz in Rom bewilligen, dessen die treffliche Waare kaum bestritt werden konnte, und herrliche vielversprechende Schutzbriefe, der erste von 1441, der letzte von 1621, nicht ohne schwere Kämpfe, die sich dennoch reichlich ereigneten, sind mit diplomatischer Genauigkeit aus den urkundlichen Handschriften abgedruckt, wo der Leser nicht den früheren buchdrücklich wiederholte. Die hundertjährige Schutzherrschaft hatte sich im 30jährigen Kriege fast unzulänglich, endlich ganz unwirksam gezeigt, mußte mit Freigabe desselben und nach dem Abschluß des westfälischen Friedens aufhören, und erlosch in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Der Verf. hat nicht unterlassen, sowohl die Theilungen selbst zu erläutern, als auch wichtige Stadtratsbeschlüsse die sich während der erwähnten Zeit zugetragen, und zwar nicht früher für die ältere Handelsgeschichte von Bedeutung gewesen, zu berichten, wodurch dieses wenige Bogen ungeschicklich, aber gehaltreiche Buch nicht bloß den Bürger einer hiesigen Stadt und eines einzelnen Landes, sondern jeden Theilhaber an einer denkwürdigen Vergangenheit ansprechen muß. S.

Literarische Notizen.

Der neueste Roman Alph. Karr's heißt: „Faibles“.

Courcier's „Oeuvres complètes“ werden in einer neuen Ausgabe angekündigt, die in 28 Lieferungen zu 4 Bogen einzeln und 4 Bände ausmachen soll. Eine Abhandlung über Courcier's Leben und Schriften, dessen Fortschritt von Scherffer dem Jüngern, viele bisher ungedruckte Arbeiten empfehlen sammt dem höchst anerkennenden Urtheil über die Werke eines durch Originalität, Geist, Charakter und Kenntnisse in gleichem Grade ausgezeichneten Mannes an Scherffer's.

literarische Unterhaltung.

Montag,

— Nr. 160. —

9. Juni 1834.

Neue Lieder von Karl von Holtei. Schleisingen, Glaser. 1834. 16. 12 Gr.

Indem ich, sinnend, wie der Geist und Sinn dieses swindigen Wändchens unsern Lesern klar und frisch Augen zu stellen sein möchte, dasselbe wieder aufle, öffnet sich mir durch einen glücklichen Zufall so das folgende Lied:

Gefunden.

Eigene Melodie von Holtei,

Es geht ein Knabe über Feld
Auf Frühlings-Blumenbahnen;
Sein Dufte hebt sich, angeschwemmt
Von Weibongem: Kneben;
Er möchte küssen, was er sieht,
Ist jung und doch nicht blöde,
Ist süßsam, doch nicht spröde,
Und kurz: der Knabe ist mein Lieb.

Er lächelt hin, er lächelt her,
"Wacht" in die Lüfte schweben,
Doch ist er immer noch zu schwer,
Er kann sich nicht erheben:
Es fehlt ihm, es quält ihn was,
Es will ihn höher treiben,
Er mag im Thal nicht bleiben,
Er flücht gern; — wie macht er das?

Da kommt ein bühend Wändchen ihm
Auf halbem Weg entgegen,
Hat Flügel, wie die Cherubim
Bisweilen sie haben mögen;
Ist jung und schön; ja schön, und wie!
Umarmet ihn mit Adnen,
Will ihn mit Blüten küssen,
Und kurz: es ist die Melodie.

Nun fliegt das Paar so neu vermählt
Hoch über See und Hügel,
Denn sie besitzt ja, was ihm fehlt,
Denn sie hat ja die Flügel.
Nun hebt sie sich mit ihm empor,
Sie hält ihn fest umschlingend;
Was Beide vorgesungen,
Das wiederholt ein lauter Chor.

Sie halten sich gar fest im Arm,
Sie liegen sich am Herzen,
Erzeugen bald noch einen Schwarm
Von Kindern, welche schmerzen.
Doch auch den Ernst besagt dies Paar!
Der Hinder des Gesanges,
Komm! Einer und erlang' es,
Wenn's keine Flügel hät'!? Nicht wahr?

Dieser liebliche poetische Mythos von dem nach seiner Geliebten, der Melodie, sehnsüchtig suchend umherirrenden Liebe beruht auf einem bei uns wohlbekannten, nur allzu wahren Verhältnisse. Daß ein Lied nicht anders als mit der unbedingten Forderung auftreten kann, in Gesangstönen zu unserm Gefühl zu sprechen, ist eine einfache, leicht erkennbare Wahrheit. Dennoch wird dies Naturverhältnis in unserm liebreichen Deutschland fast ganz außer Acht gelassen und zahllose Papierballen werden mit Liedern überschwemmt, die, bloß für die Augen gedichtet, eine Melodie entweder nicht haben oder nicht verdienen: Das echte Lied ist ursprünglich Melodie und tritt als solche zuerst entweder ganz wortlos oder mit den Worten zugleich, nicht aber nach ihnen in das Bewußtsein des Dichters. Ebenso wird eine jede Melodie, die wir hören, in unserm Gemüth zuerst ein unerkanntes, nach ihrem Charakter sich modifizirendes Gefühl erregen, dessen tieferer Sinn sich dann in den Liedesworten enthüllt. Da der Dichter eine poetische Wirkung nur unter Befolgung der physischen und psychischen Naturgesetze hervorbringen kann, so scheint es nothwendig, daß er diese kenne, und ich ergreife die von dem Verf. glücklich gegebene Veranlassung, um diese Gesetze in Beziehung auf das Lied aufzusuchen und klar zu machen. Der einfache, reine, ganz wortlose Ton der menschlichen Stimme ist das nächste unmittelbare Organ des Gefühls, weshalb denn eine in der Seele plötzlich entstehende leidenschaftliche Aufregung sich zunächst in dem reinen Vocal nach außenhin Luft macht. Hierzu bedarf es noch gar keiner Worte, die sich erst später einfinden, wenn die erregende Ursache und deren Wirkung in das Bewußtsein tritt und von der Vernunft als ein Bestimmtes, Besonderes erkannt und genauer bezeichnet wird. Daß diese Worte, die das Gefühl in seiner besondern Eigenthümlichkeit nur beschreiben oder andeuten können, in Dem, der sie liest oder hört, dasselbe Gefühl hervorbringen müssen, ist keineswegs nothwendig, vielmehr ist dieses nur eine mittelbare, durch mancherlei Nebenumstände bedingte Wirkung; ja, diese Wirkung wird nothwendigweise in dem Maße unvollkommen sein, als ein Gefühl durch Worte nur unvollkommen ausgedrückt werden kann. Der reine menschliche Ton aber, der nach einem unwanbelbaren Naturgesetz unmittelbar aus dem Gefühl hervorquillt, ist demselben völlig adäquat,

bringt eben bewegen auf jedes andere menschliche Gemüth nach denselben Gesetzen auch dieselbe Wirkung hervor und muß daher die dem Gefühl, aus welchem der Ton hervorging, entsprechenden Mitleiden und Mitleiden in Dem, der ihn hört, unfehlbar hervorzurufen. Dieser Ton braucht nun aber, um seinen genauem und vollständigen Gefühlsausdruck und seine Mittheilbarkeit zu behalten, keineswegs roher Naturlaut zu bleiben. Derselbe ist vielmehr wie jedes Naturelement der Bildung durch die Kunst fähig. Die Musik, indem sie ihn als Stoff anwendet und durch Bewegung und Maß zur Melodie gestaltet, verstärkt und verschönert seine Wirkung auf das menschliche Gemüth, und da sie ebenfals auf notwendigen, nicht gemachten, sondern gesunden physischen und psychischen Gesetzen beruht, die der menschlichen Natur ein geboren sind, so wird die Seele diese Wirkung durch das Ohr unfehlbar vollständig in sich aufnehmen und mithin zu demselben Gefühl gestimmt werden, aus welchem der Ton entspringt. So finden wir also die Melodie als Verkünderin und Schöpferin, als Tochter und Mutter menschlicher Gefühle, die in dem Sänger und Hörer gleich sind. Eine reine Wirkung der Kunst erfolgt also hier schon, ehe noch das Wort hinzutritt. Soll aber der Inhalt des Gefühls als ein Bestimmtes und Besonderes erkannt werden, so muß freilich das bezeichnende und bestimmende Wort dem Rhythmus und Ausdruck der Melodie sich anschmiegend erscheinen, wodurch dann das Gefühl zur reinen Klarheit des Bewußtseins erhoben und das Lied vollendet ist. Geschehen kann es allerdings, daß das Gefühl mit seinem musikalischen Ausdruck zugleich den sprachlichen findet und also Melodie und Text zugleich entstehen. Daß aber ein echtes Lied in der Seele des Dichters sich erzeugen könne, ohne daß es zugleich in hörbaren oder nur gedachten Tönen in ihm erklinge, muß gradezu in Abrede gestellt werden. Es gibt daher Aesthetiker, welche die Lyrik von der Poesie gänzlich ausschließen und in die Musik verlegen wollen. So viel ist aber klar, daß ein bloß in Worten niedergeschriebenes oder gedrucktes Lied sich zu dem gesungenen verhält wie die Beschreibung eines Bildes zu diesem Bilde selbst, oder wie der Commentar zu einem verloren gegangenen Gedicht. Wenn fällt hier nicht Goethe's schöne Strophe ein:

D. wie traurig siehst in Letztem
Schwarz auf weiß das Lied mich an,
Das in deinem Mund vergöttern,
Das ein Herz zerreißen kann.

Dieses hüßlose, ungenügende Dasein ist in dem vorstehend mitgetheilten Liede des Hrn. v. H. gar glücklich dargestellt. Ist nun in der fünften Strophe desselben so wahr als schön ausgesprochen, daß nur aus der innigen Vereinnigung beider Elemente die Fälle trefflicher Lieder sich erzeugen können, so scheint doch der polemische Schluß, als keine Reflexion und außerhalb der Dichtung liegend, sich minder glücklich anzufügen. Die Lyrik und das unschuldige Lied selbst haben keinen Feind und wissen von keinem. Der Dichter aber wird freilich von Zeit zu Zeit auf Personen stoßen, die ihr Ohr seinen begünstigten Tö-

nen nicht immer offen erhalten, welches in der Welt immer jetzigen Bildung seinen Grund hat. Diese ist nämlich nach und nach zu einer reifen und fast ausschließlichen Verstandes- und Begriffsbildung gewachsen. Sie haltet sich nun Alles in streng geschiedenen Feldern, wie es Jeder für sich zur möglichsten Vollkommenheit zu bringen sucht, sich in demselben Maße aber auch den Sinn für das Allgemeine entfremdet. So stehen dem selbst die Künste abgefordert da, und in der allgemeinen Bildung ist ihnen wenig Raum vergönnt. Nicht nur die Gesellschaft zusammen, so besteht sie aus lauter einzelnen Individuen, jedes trefflich für sich, aber selten zu einer Einheit gelangend, und es zeigt sich bald, daß in solchen Versammlung Essen und Trinken die einzigen Segmente sind, die sich allgemeiner Theilnahme erfreuen. Alle setzt und isoliert sich; jeder Einzelne, in seinem Beruf vollkommen, aber einseitig ausgebildet, sucht sich die Genossen, die auf gleichem oder angrenzendem Gebiet gebildet, ihn verstehen und fördern können: so bilden sich Gruppen und Haufen, die für sich existiren, ohne von dem Ganzen Notiz zu nehmen. Erscheint nun das Lied, woran sich die Kraft der ganzen Gesellschaft entzünden und anschließen soll, so findet es neben einer größern Anzahl lauwärmer Dampfer Einzelne, die, in ihrer separatischen Unterhaltung ungenügend gestört, förmlich dagegen opponiren und ihm in Befugniß nicht einräumen wollen, ihre Stimmen in den festesten Stunden, die ihnen ernstliche Beschäftigung zu ihrer Unterhaltung übrigläßt, zu beschwichtigen. Wir kennen tüchtige, gelehrte und gebildete Männer und, was eben genug! selbst Dichter, die, wenn in Gesellschaft sich Gesang erheben wollte, sehr übel davon afficirt werden und in ihrer Opposition dagegen fast sinnlos genug waren, in laute Unterhaltung dabei nicht einen Augenblick zu kommen oder auch nur zu dämpfen. Solche Eigenart zu Geduld zu ertragen, war denn freilich für die Sing- und Sangesfreunde allerdings eine Aufgabe, die nur in der Rücksicht auf die sonstige Trefflichkeit der Opponenten unterstützt, mit Glück gelöst werden konnte. Der Dichter und Sänger solche Liebessperre gründlich zu verstehen muß, ist allerdings natürlich, nur glaube ich nicht, daß eine absolute Gesangesfeindschaft selbst in solchen Opponenten sich ausgebildet habe, daß sie vielmehr nur in gesellige Anregung, vornehmlich bei Tafel, in andern Formen vorziehen mögen.

Sei dem nun, wie ihm wolle, so bleibe ich bei der Ueberzeugung, daß der Gesang als der schönste und vollkommenste Ausdruck des Gefühls ein unentbehrliches Element des geselligen Lebens ist und dessen Ausbleiben ein unverkennbares Zeichen eintrübender Barbarei sein wird. Hr. v. Holtei verdient daher den lebhaftesten Dank, daß er uns in dieser anmuthigen Sammlung, neben vielen seiner schon bekannten, beliebten, allgemein mit Interesse und Erhebung gesungenen Lieder, auch so viele neu gedichtete, vortreffliche Gesänge darbietet, in denen ein reines und tiefes Gefühl sich glücklich zu Melodien gestaltet und die Melodien in schönen Versen die treuen Dolmetscher ihres reichen Inhaltes gefunden haben. Da

Von der Jämigkeit und Liebe, die edle Anmuth und nathe Leichtgligkeit, durch die sich seine Lyrik auszeichnet, treten in den gewählten, zum Theil von ihm selbst gesetzten Sangweisen in ihrem vollen Licht hervor und müssen Jeden, der sie singt und hört, erfreuen und erwärmen. Die lebhafteste Theilnahme wird Ihnen nicht entgehen, am wenigsten bei denen, welchen die Gelegenheit so günstig war, mehre derselben von dem heitern, durch sein eignes Gemüth beglückten Dichter selbst in seiner lebhaften, innigen und dabei so anspruchslosen Weise auf der Bühne oder in gefälligen Kreisen vortragen zu hören. 16.

Archiv für rheinische Geschichte. Herausgegeben von Karl August, Grafen von Reibach und Peter Adolf Linde. Erster Theil. Koblenz, Hölcher. 1833. Gr. 8. 1 Theil. 8 Gr.

Die Nothwendigkeit, die zahlreichen, in den Rheinlanden zerstreuten Urkunden, historischen Erinnerungen und Denkmäler zu einem Ganzen zu vereinigen, ist nicht allein von vielen Gelehrten ausgesprochen, sondern auch von den preussischen Landesbehörden längst anerkannt und in Nr. 1 d. Bl. berührt worden. Der Archivrat von Reibach in Koblenz und der Doctor Linde haben daher ein Archiv für diese historischen Denkmäler neben der ähnlichen Unternehmung Tacombier's in Düsseldorf begründet, während die „Rheinischen Provinzialblätter“ mehr die Gegenwart und ihr Interesse berücksichtigen. Letztere haben hofentlich jetzt in Köln in einer soliden Verlagsabhandlung einen festen Sitz gewonnen, wie sie denn nach unserm Dafürhalten nirgends als grade in Köln, der wichtigsten und einflussreichsten Stadt der preussischen Rheinprovinzen, gleich von Anfang hätten begründet werden sollen. Wie die „Schleisschen Provinzialblätter“ nur in Breslau geblieben konnten, so können rheinische Provinzialblätter eigentlich nur in Köln herausgegeben werden.

Das von Linde geschriebene Vorwort verbreitet sich über Zweck und Anlage des „Archivs“, das Abhandlungen, Aufsätze, Urkunden, Berichte über Ausgrabungen oder aufgefundenen Alterthümer enthalten, Anzeigen und Beurtheilungen von Schriften aufnehmen und für allerlei Anbeutungen, Anfragen, Berichtigungen u. s. w. einen Vereinigungspunkt darbieten soll. Ganz besondere Sorgfalt soll den Archiven der Städte und Gemeinden, den Pfarreien und milden Stiftungen gewidmet werden, deren Sammlung und Ordnung durch die hier mitgetheilten Verfügungen der weltlichen und geistlichen Bedröhen schon seit längerer Zeit befördert worden ist, besonders durch die 1832 bewerkstelligte Zusammenziehung aller fünf rheinischen Archive in zwei Provinzialarchive zu Koblenz und Düsseldorf. Endlich werden auf S. 31 eine Anzahl Männer genannt, die sich ganz besonders archivarische Forschungen angelegen sein lassen. Aber unter ihnen vermisst der Freund rheinländischer Geschichte die Namen des Obersecretairs Fuchs und des Stadtraths E. von Grootte zu Köln. Beide Männer vereinigen große Kenntnisse mit echt patriotischer Gesinnung.

Der vorliegende erste Theil beginnt mit einer genealogischen Abhandlung des Frn. von Stramberg über die wahre Herkunft der Gemahlin des Grafen Simon II. von Sponheim-Kreuznach, wobei mehre genealogische Irrthümer Klüber's berichtigt werden. Wir bemerken hier nur die auf S. 7 fg. ausgeführte Ansicht, daß der Erbans der böhmischen Doms nicht Erzbischof Konrad von Hochraden, sondern Graf Konrad von Duras gewesen sei, wie der Verf. schon in der Erzh. Gräber'schen „Encyclopädie“, XVIII, 176, geäußert hatte. Dierauf folgt ein Aufsat von Etel: „Die Verfolgung der Zauberei und Hexen in dem Kurfürstenthum Trier“, dem einzige vollständige Hexenprocesse beigelegt sind. Der Aufsatz macht nach des Verf. Angabe auf Vollständigkeit keine Ansprüche; doch besremdet es, nicht ein-

mal Herk's „Zauberbibliothek“, wo Th. V. S. 1 — 238, Th. VI. S. 1 — 148 ebenfalls Hexenprocesse geschildert sind, aber Walter Scott's „Briefe über Zauberei“ angeführt zu finden. Auch der höchst verdienstliche Brief der Herzogin Dorothea Sibylla von Bayern (s. Stenzel's „Preussische Geschichte“, I, 545 fg.) über die Hexenprocesse im Anfange des 16. Jahrhunderts hätte hier eine Stelle verdient. Sonst finden sich manche interessante Notizen, wie S. 23 ein von dem Teufel aufgestellter und in der Sache des Urban Grandier 1626 zu den Acten gebrachter Revers, folgenden Inhalts: „Nos praepotens Lucifer, juvante Satana, Bezebub, Leviathan, Elimi atque Astaroth aliusq; homodie habemus acceptum pactum foederis Urbani Grandieri, qui nobis est: et huic pollicemur amorem mulierum, florem virginum, decus monachorum, honores, voluptates et opes. Fornicabitur triduo (!), ebrietas illi cara erit, nobis offeret oemel in anno sanguinis sigillum; sub pedibus conculcabit sacra ecclesiae et nobis rogationes illius eruet, quo pacto vivet annos viginti felix in terra hominum et veniet postea inter nos maledicere Deo. — Baalberith scriptor.“ Die Hexenprocesse selbst wollen wir gewissen Verehrern historischer Romane zur fleißigen Benützung empfehlen.

Von besonderer Wichtigkeit ist die Nachricht (S. 81 — 92) über die seltene Sammlung von Urkundenschriften im Provinzialarchiv zu Koblenz, welche in mehr als 60 Foliobänden alle von den Erzbischofen und Kurfürsten von Trier seit Balduin (Grafen von Luxemburg, der 1354 farb) ausgefertigten Urkunden bis zur Aufhebung des Kurstaats enthält. Durch kaiserliche Verfügung hatten alle diese Verordnungen (temporalia und perpetua) gleichen Waauben wie die Originalurkunden. Wir zweifeln nicht, daß Fr. von Reibach auf diesen Sammlungen noch manche Schätze zu Tage fördern wird.

Weiter sind (S. 93 — 169) eine Anzahl Actenstücke aus der Zeit des spanischen Erbfolgekrieges bekanntgemacht. Sie enthalten die Küllanz des Kaisers Leopold I. mit dem Kurfürsten Joh. Hugo von Trier, die Correspondenz mehrrer gleichzeitigen Fürsten mit ihm, die des Kaisers Karl VI. mit seinem Nachfolger Karl, die Verhandlungen Marlborough's mit demselben über Stellung eines Regiments in englischem Solde und — was wol das wichtigste sein dürfte — Nachrichten über das Verfahren des französischen Intendanten in den occupirten Districten des Kurfürstenthums Trier. Die Demüthigungen, zu denen sich der Kurfürst hier verstehen muß, die Frechheit, mit welcher die Franzosen au profit du roi kurfürstliche Schätze und Güter confisciren, verpacken, verkaufen und die Erpressungen, die sie sich erlauben, sind ein würdiges Gegenstück zu der Behandlung, welche die Rheinlande am Ende desselben 18. Jahrhunderts erdulden mußten. Es erhielt z. B. 1703 (S. 149) der Commandant der Stadt Trier monatlich 600 Livres, der Commandant des Fort St. Martin 300 £., ebenso viel der commissaire ordonnateur, Andere weniger, jedoch die Stadt Trier für neun französische Beamte jährlich 18,420 £. zu entrichten hatte. Nicht minder litt diese Stadt im Revolutionskriege. 1794 ward nämlich durch den Volksrepräsentanten Bourbotte in einem Theile des Kurfürstenthums Trier und einem Theile des Herzogthums Luxemburg die Kriegskasse von trois millions argent de France ausgeführt, und dazu noch den damaligen französischen Grundbesitzern vorzugsweise und fast allein die Reichen, die Geistlichkeit und solche Personen, deren Einkünfte sich über 1000 £. beliefen, angezogen. Fabrikanten und Handwerker aber wurden fast ganz ausgeschlossen. Da diese castes privilegies ihren Wohnsitz in Trier, als der Hauptstadt des Kurfürstenthums, hatten, so fiel der Stadt und ihrer nächsten Umgebung (banlieue) die Bezahlung der Hälfte jener Summe anheim, während die andere Hälfte im Luxemburgischen und den übrigen trierischen Districten dieses Bezirks aufgebracht werden mußte. Die Größe der Auflage veranlaßte Reclamationen der Stadt Trier, die hier (S. 180 — 208) mitgetheilt sind und das Verfahren der französischen Behörden vollkommen charakterisiren. Ebenso über erging es der Stadt Köln. Von S. 169 — 174 sind die Opfer

erwähnt, welche für den Franzosen bringen mußte: Die Stadt zahlte nach diesem schrecklichen Verdict am 22. April 1797 an Napoleon Bonaparte über 963,000 £., in Kaffianen zum Theil zu 20 sowie pr. Livr. 750,000 £.; die Franzosen demüthigten sich außerdem der Eiberswälder, gegen 80,000 £. wüth. Ferner des Zeughauses, in dem Waffen für mehr als 1,000,000 £. waren; die Bürger mußten ihre Waffen, an 6000 Stück, abliefern, ohne dafür etwas zu erhalten; man nahm der Stadt die Schiltscheit, das Kupfergeschloß und viele andere Kunstgegenstände, so daß die Stadt Köln hierdurch wie durch den gewöhnlichen Cours des Kaffianen mehr Millionen verlor. Eine gleiche Summe kostete der Unterhalt der Armeen (die ganz entblüht von allen Bedürfnissen nach Köln kamen und zu manchen Spottstücken Kalas gaben), ungeachtet die Lieferungen an Pöbeln, Kleibern, Schuppen, sowie die Bekleidung mehrerer Jahrgänge; ja, es wurden ungeachtet der dadurch entstandenen Schuldenlast und drückenden Roth fortwährend noch neue Anforderungen gemacht. Den Schatz machten überhand aus dem Kaiser auf dem Bockstube bei Koblenz.

Hef. Hofft recht bald den zweiten Band des „Archivs“ in d. Bl. anzeigen zu können. 14.

Was Wallenstein ein Deutscher, oder ein Böhme?

Dr. Friedrich Förster sagt in seiner jüngst erschienenen Biographie Wallenstein's (Potsdam 1834: *) „das edle Geschlecht der Herren zu Wallstein gehörte in sehr früher Zeit schon zu den berühmtesten des (welcher?) Landes und war, wie der Name es verräth, deutscher Herkunft“. In einer Note fügt er hinzu: „Palacky behauptet zwar („Jahrbücher d. böhm. Museums“, II, S. 1.) das Geschlecht der Wallsteine sei tschechischer Herkunft; ohne dafür nähern Beweis zu führen, schließt Dr. Palacky es nur in der Absicht zu thun, um Albrecht von Wallstein zu einem Böhmen zu machen, allein dieser ist so durch und durch ein Deutscher, daß wir über seine deutsche Herkunft durchaus nicht in Zweifel sein können“.

An sich ist wol der Gegenstand des Streifens nicht werth. Denn daß die Wallsteine von jeher Böhmen waren und noch sind, und daß Böhmen seit dem 9. Jahrhunderte zum deutschen Reiche und Lande gezählt wird, bestritten ja Niemand. Daher konnte wol Wallenstein schon in diesem Sinne, und abgesehen von seinen Verhältnissen als deutscher Reichsfürst, beides zugleich, ein Böhme und ein Deutscher sein.

Bedauerlicher ist jedoch für mich die Verhuldigung, daß ich unvorsichtiger und unvorsichtiger mit Absicht behauptet habe. In der That, Schlimmeres läßt sich einem Geschichtschreiber kaum nachsagen. Daraus sei es mir verghant, einige Worte über diesen Gegenstand vorzutragen, wärd es auch nur, um mich zu rechtfertigen.

Es ist nicht wahr, daß ich für die tschechische Herkunft der Wallsteine keine Beweise angeführt habe, wenn ich hatte schon 1829 in des Jahrbuch der „Monatsschrift des böhm. Museums“ einen Aufsatz, „über die ältesten Familiennamen des böhmischen Adels“ eingelegt, und darin auch über die auffallende Erscheinung, daß so viele der ältesten tschechischen Familien (namentlich auch die Osterberge und die Wallsteine) deutsche Namen führten, urkundliche Nachweise gegeben. Daher durfte ich wol 1831, als ich die Jugendgeschichte des Herzogs von Friedland schrieb und von hiesiger Abkunft sprach, mich begnügen, meine Leser auf jenen Aufsatz zu verweisen; was ich denn auch („Jahrbücher d. böhm. Museums“, II, S. 79) gethan habe. Es war Frn. Förster's Pflicht, diesen Aufsatz einzusehen, bevor er mich beschuldigte. Der Irrthum rührte, von Burgen entnommener Familiennamen datirt bei dem böhmischen böhern Adel erst von der

Regierung des Königs Wenzel I. (1280—88) und bei dem Könige Ottokar II. (1253—78). Es war nicht die Sprache, die deutsche Sprache, deutsche Sitten und Witten bei den Böhmen zuerst einen geistlichen Eingang fanden. Der Hof, der König selbst, gingen mit dem tschechischen Umgang. Wenzel I. von Böhmen in des Reihe deutscher Könige. Die deutsche Mode zeigte sich auch darin, daß man neuen tschechischen Bürgern deutsche Namen gab, oder auch die alten tschechischen Bürgernamen verdrängte. Von jenen geben z. B. die Städte, Ruzschow, Pilsen, Eger, Prag, Olmütz, und noch andere mehr, von diesen das in Stieglitz verzeichnete als Amikom u. dgl. m. den Beweis. Darf man nun annehmen, die Herren von Rosenberg, von Ruzschow u. s. w. sind in Böhmen eingewanderte Deutsche gewesen? Nein, denn man hat insbesondere aus diesen Namen schließen? Nein, denn wir haben diese Familien urkundlich hundert Jahre in Böhmen, bevor sie ein deutscher Name sich bei ihnen offenbart. Um nur ein Beispiel anzuführen: Borech, Sohn des Wladislaw, Graf zu Starow, baute um die Mitte des 15. Jahrhunderts ein Burg in der Nähe von Tepliz, die er Stieglitz nannte, und starb seitdem, wie alle seine Nachkommen (so starben erst in 16. Jahrhundert aus), den Namen „Derr von Stieglitz“. Und man etwa sagen wollen, Borech und seine Nachkommen sind deutscher, die Borechen oder tschechische Herkunft? Jedem wissen wir ja, daß mehrere Linien einer und derselben böhmischen Familie böhmische, andere deutsche Namen führen, wie z. B. die mächtigen Herren von Lipo, Duba, Kono, in Stieglitz, deren gemeinsame Herkunft erwiesen ist; ist man daraus schließen, die eine Linie sei deutscher, die andere der tschechischer Herkunft? Und welchen Schluß wird man aus dem Umstand ziehen, daß einige Familien, z. B. die von Eger oder Prag, zugleich böhmische und deutsche, wie von Kono (zu Hradec, de Novadomo) sogar auch lateinische Namen führen?

Man sieht also, der deutsche Name in Böhmen deutet nichts für deutsche Herkunft; und wer es etwa nicht sehen will, der wird, wenn das von mir seit Jahren verbreitete allgemeine Diplomatar von Böhmen erschienen ist, wie wir, es an Händen greifen können. Der Name „Wallstein“ deutet an, daß diese Burg (im bairischen Kreise Böhmen, nun in im 15. Jahrhundert in Ruinen) nicht vor der Regierung Wenzel I. erbaut worden sein kann. Unter dem Thron der hiesigen Kaiserin glänzt aber auch jener Borech's Name, dessen Name über die Deutschen I. J. 1203 die unvergleichliche Königin Elisabeth besang.

Fr. Förster sagt, Wallenstein sei „durch und durch ein Deutscher“ gewesen. Es ist wahr, er zeigte einen warmen Liebe für die böhmische Sprache und Literatur, wie z. B. Friedrich II. von Preußen für die deutsche, und man hat ihn falls behauptet, jener sei ebenso durch und durch ein Deutscher gewesen, wie dieser durch und durch Preussischer war. Der von dem alle Wallsteine jener Zeit und der folgenden sind gesamt? Die meisten von ihnen, und selbst Wallenstein's nicht Verwandte, seine Mutter, seine Geschwister, verhalten sich deutsches Wort. Ich könnte dafür positive Zeugnisse anführen. Jedem gehören sie ja alle der alten böhmischen Adelsgeschlechter an, deren Geist und Wesen in Wahrheit „deutsch und tschechisch“ waren. Wallenstein selbst lernte die deutsche Sprache erst zu Olmütz im Jesuitenscolium.

Bedauerlicher, so gern ich Frn. Förster's anspruchsvollen Dienste um die Geschichte Wallenstein's anerkenne. Man ist bei der Bemerkung nicht unbedenklich, daß bei all dem Ruse, welches er entdeckte, ihm dennoch, zunächst und zunächst, er in böhmischer Sprache dabei verhandelt wurde, auch wenn diese Partien seiner großen Katastrophe unbekannt geblieben sind. Auch that er bei der Deutung und Combination seiner Urkunden mit anderweitigen Daten mehr auffallende Mängel. In höherer Kenntniß der böhmischen Geschichte läßt es nicht sein. Doch davon vielleicht ein andermal. Palacky

* Ich geben Ihnen nurgen in dieser Blätter ein ausführliche Beschreibung des Förster'schen „Archivs“ u. s. w.

D. Red.

Literarische Unterhaltung.

Dienstag,

— Nr. 161. —

10. Juni 1834.

Amerikas Besserungssystem und dessen Anwendung auf Europa. Mit einem Anhang über Strafanstaltungen und zweiundzwanzig Beilagen. Aus dem Französischen der Herren G. von Beaumont und A. von Locqueville, nebst Erweiterungen und Zusätzen von N. H. Julius. Mit vier Kupferstafeln. Berlin, Endstin. 1833. Gr. 8. 3 Thlr.

Alles vereinte sich, um die Erscheinung dieses Buchs zu einer der bedeutendsten und willkommensten zu machen, und ihm einen Werth zu ertheilen, der nicht überwogen werden kann. Der Gegenstand ist von der gemeinnützigsten Wichtigkeit, Jedem verständlich, und muß sogar dem Eigennuz und der Selbstliebe Theilnahme einflößen. Die französischen Beobachter desselben, ausgezeichnete Rechtsgelehrte, waren von keinem Nationalvorurtheil befangen, traten mit kunstgeübten Blicken dazu, wurden durch die Bereitwilligkeit hoher und niederer nordamerikanischer Behörden unterstützt, Alles an Ort und Stelle zu sehen und zu prüfen, stießen auf keine Verheimlichung, erhielten auf jede ihrer mit Bescheidenheit vorgetragenen, aber vielumfassenden und tief eindringenden Fragen offenherzige, genügende Antwort, und ließen sich nie verleiten, voreilig zu billigen oder zu tadeln, was dem besonnenen Menschenfreunde zu gegründeten Zweifeln und Bedenkllichkeiten Anlaß geben durfte. Der deutsche Uebersetzer, ein erfahrener Arzt, widmete seit einer Reihe von Jahren Thätigkeit und Leben dieser Angelegenheit, erwarb sich durch musterhafte größere und kleinere Schriften darüber bei wissenschaftlichen Kennern in und außer Europa Beifall und Ansehen, war berufen, zu übertragen, was Niemand besser versteht als er, und hat, was an die bessern Tage deutscher Schriftstellerei erinnert, einer Uebersetzung, die nichts zu wünschens übrig läßt, durch Zusätze und Anmerkungen unverkennbare Vorzüge vor der Urschrift ertheilt. Das von vaterlandsliebenden Amerikanern glücklich entdeckte Geheimniß, unentbehrliche Strafanstalten zu wirklicher Besserung der eingesperrten Sträflinge gereichen zu lassen, gleicht dem Ei des Columbus. Jedermann begreift, das ohne nur auf diesem Wege gelingen; Niemand war früher darauf verfallen. Es ist mit zwei einfachen Worten ausgedrückt: Einsamkeit und Schweigen; aber die Mittel und Bedingungen, beide vorthellhaft anzuwenden, waren nicht so leicht erdacht. Höchst charakteristisch wird

die Grundlage des amerikanischen Besserungssystems von zwei hochgefeierten europäischen Autoritäten verworfen, dem Magistrat von Genf und dem Hrn. von Lafayette. Der Magistrat hält das Stillschweigen für etwas so Grausames, daß er erklärt, kein Mensch habe das Recht, es seinen Mitmenschen aufzulegen; und allerdings wird es nie an Menschen fehlen, denen viel erträglicher dünkt, zu sündigen als zu schweigen. Lafayette behauptet: „Einsamkeit bessert den Verbrecher nicht. Ich habe mehre Jahre in Dünzig in der Einsamkeit zugebracht, wo ich verhaftet war, weil ich eine Staatsumwälzung gemacht hatte, und ich dachte in meinem Gefängnisse an nichts als an neue Staatsumwälzungen“. Das sind Worte ewiger Wahrheit, die sein ganzes Leben verbürgt, in Freiheit und Gefangenschaft, im Wachen und Schlaf, in und außer dem Vaterlande. Auch waren die Staatsbehörden, welche ihn von jeder Gemeinschaft mit Andern abhielten, von seiner Unverbesserlichkeit so fest überzeugt als er selbst; doch eben diese Ueberzeugung bewog sie, das einzige untrügliche Mittel dagegen anzuwenden, und es läßt sich nicht behaupten, Bonaparte habe dabei gewonnen, als er für gut fand, es hinwegzuräumen. Die Erfahrungen aller Jahrhunderte und Völkerschaften ergeben, daß Gefängnisse, in denen die Sträflinge ungestört mit einander verkehren, ganz eigentliche Lehrschulen des Lasters sind, die Keiner auf gesetzlichem oder ungesetzlichem Wege jemals verläßt, ohne schlechter geworden zu sein, als er es betrat. Von dem Ungewöhnlichen, mit manchem Verbrechen bisher Unbekanntem ist das an sich klar; aber auch der abgefeimteste, vollendetste Meister der Bosheit sieht doch dem schuldlosen Neulinge irgend etwas ab, das in seinen Kram taugt und ihm bis dahin so geläufig nicht war, wie für hochgebildete, scharfblickende Personen die Herablassung zu Wimmergebildeten, die unvermeidliche Gemeinschaft mit ihnen nie ganz unfruchtbar bleibt und mehr als eine Wahrnehmung veranlaßt, die für diesen verloren war und jenem willkommen ist. Der wohlgemeinte, scheinbar gut berechnete, in einigen Ländern ausgeführte Versuch, geringere Verbrecher von größern abzusondern und nur solche mit einander verkehren zu lassen, die an Schuld einander gleich sind, wird den Menschenkenner nie befriedigen. Handlungen, deren Veranlassung und Wirkung lassen sich freilich unterscheiden und ihre gesetzliche Strafbarkeit

bestimmen; aber dem menschlichen Richter ist unmöglich, die innersten Tiefen des Gemüths zu durchschauen, welche dem Thäter selbst vielleicht ein Geheimniß bleiben. Es läßt sich denken, daß Der, welcher ein geringes und beschränktes Verbrechen beging, vor einem größern und ausgehehntem nicht zurückbebt haben würde, wenn es in seinem Bereich gestanden hätte, und der überwiegend schwerere Verbrecher mag im Herzen vielleicht ein reinerer Mensch sein. Vielleicht hätte die tiefgefühlte, obgleich zu späte Reue eines solchen, seine ungeheuchelte Betrübsung auf den nicht ganz verwahrlosten Gefangenen heilsamer gewirkt als die gefährliche Nachbarschaft Derer, die eine geringere Strafe verschuldet hatten und vor dem Gesetz seines Gleichen waren. Nichts ist moralisch gewisser, als daß sie sich gegenseitig verführen, verderben, und nach beendigter Haft zwar vorsichtiger, schauer und gewandter, nicht aber fleckenloser in die bürgerliche Gesellschaft zurücktreten. Soll das Gefängniß den Sträfling bessern, so muß er von aller Unterhaltung mit Verbrechern abgeschnitten sein, und es ist das unsterbliche Verdienst der Nordamerikaner, ihren neuerdings errichteten Anstalten diese wohltätige Möglichkeit ertheilt zu haben. Dabei brachschichtigten sie: erstlich, Unmöglichkeit der gegenseitigen Verführung im Gefängnisse; zweitens, große Wahrscheinlichkeit, daß die Sträflinge dort Ermahnungen des Gehorsams und der Arbeitsamkeit annehmen, welche nützliche Bürger aus ihnen bilden können; drittens, Möglichkeit einer gründlichen Besserung. Darüber sind alle dortigen Behörden einstimmig, nur weichen sie in der Wahl der Mittel von einander ab, die sie zu diesem Zweck aufbieten und scheiden sich in zwei Hauptsysteme. Das, welches Philadelphia seit 1829 bei sich einführt, beständiges Alleinsein bei Tage und bei Nacht, mit anhaltender Beschäftigung verknüpft, ist unstreitig das sicherste, aber auch ansehnlich kostbarste und härteste. Das schon einige Jahre früher zu Auburn im Staat Newyork angenommene Alleinsein bei Nacht und schweigende gemeinschaftliche Beschäftigung bei Tage ist minder kostbar, freundlicher, bis jetzt ohne sichtbar nachtheilige Folgen geblieben, hat daher bedeutende Empfehlungserhalte für sich, ward in andern nordamerikanischen Staaten nachgeahmt und scheint so erfahrenen Beobachtern, wie den französischen Verfasser dieses Buchs und dessen deutschem Bearbeiter, das vorzüglichere. Wir lassen ihren wichtigen Gründen, welche wir uns keineswegs getrauen zu widerlegen, völlige Gerechtigkeit widerfahren, wissen aber dem unbefangenen Deutschen vielen Dank, daß er das Schreiden des ehrenwerthen Livingston, der selbst im Staat Newyork angelesen ist, seinen lehrwürdigen Zusätzen (S. 442) einverleibte. Er hat uns in der Uebersetzung bestätigt, jeder, obgleich wortlose Gemeinschaft der Sträflinge, wenn sie auch eine Reihe von Jahren harmlos geschienen, für ein gefährliches Wagniß zu halten, was bei in Pennsylvania eingeschickten gänzlichen Absonderung nicht vorgeworfen werden kann. Diese ist allerdings harte Strafe, ist ein Uebel, aber das sind alle Strafen mehr oder weniger; und ein verschuldetes, von der präsenden Gerechtigkeit

verhängtes Uebel; sogar körperliche Züchtigung, wo jede andere unzulänglich bleiben würde, darf nicht unter allen Verhältnissen verworfen werden, insofern Aufrechterhaltung guter Zucht und Ordnung möglich bleiben sol. Erfahrungen von der wunderhätigen Vollkommenheit in Fingersprache, gegen Ende des vorigen Jahrhunderts bei Engländerinnen aller Stände geläufig, nicht bloß unglückliche einzelne Buchstaben und Wörter, sondern ganz Sätze und zusammenhängende Erzählungen auszubringen, ohne durch Geräusch das Ohr, durch auffallende Handbewegungen das Auge des Unkundigen aufmerksam zu machen, ist von der befremdlich wäre, daß sie in Nordamerika ihren Eingang gefunden, gewähren uns die Gewißheit, daß ein gänzliche und strenge Absonderung der Verbrecher ihre Wirksamkeit Einhalt zu thun vermag. Außerdem hat diese Absonderung eine wohltätige und menschenfreundliche Einwirkung für die Zukunft des Sträflings. Bleibt er seinem Kameraden gefangenen unsichtbar und unerkannt, so läuft er keine Gefahr, nachdem er der Haft entlassen ist, von einem derselben als ehemaliger Strafgenosse in Anspruch genommen und in neue Schuld verwickelt zu werden; da wenn er sich deren enthält, durch die böse Zunge der Dargestellten, die ohne Zweifel nicht ermangelt wird, sich seinem Betragen im Gefängnisse viel Schlimmes nachzureden, um alle Nachsicht seiner gegenwärtigen Umgebung zu kommen, deren Niemand entbehren kann, soll ihn zu strafen, sich ehrlich durch die Welt zu helfen. Was frucht ihm Lust und Geschick zur Arbeit, wenn Jedermann ihm Hand zurückweist? Körperliche Züchtigung, Einhalten unentbehrlich und heilsam, damit schlechte Gewohnheiten verschwinde, wird nur dadurch unnachtheilig, daß sie kein Zeugen hat als Dem, der sie vollzieht, und Dem, der sie erduldet.

Le crime fait la honte et non pas l'échafaud,
Toutesfois l'échafaud rappellera le crime

Beglaubigten Thatsachen zu widersprechen werden wir uns nie erdreisten, und so berichten wir treu die begreiflichste von allen, daß die Strafanstalt zu Westfield in Connecticut, welche das auburnsche System befolgt, ihre Sträflinge unter freiem Himmel in Straßarbeiten arbeiten läßt, und diese bis jetzt nicht versucht haben, die strenge Schweigen und die Ordnung ihres Tagewerks zu unterbreiten oder sich mit den lebensgefährlichen Werkzeugen ihrer Hand den Anweisungen ihrer wenigen Aufseher zu widersetzen. Aber wir gestehen, daß in diesem Fall die unteugbare Nähe eines täglich wiederkehrenden Gefährs uns abhät zu billigen, was die diesjährige Erfahrung des Selingers nicht zur Gewißheit erheben kann. Noch weniger können wir einsehen, wie bei einer geräuschvollen Beschäftigung, welche die Sträflinge in sehr nahe dringt, gegenseitige Handreichung, gewaltige Armbewegung notwendig fordert, ihnen aufwachsenden Wächtern nur die Möglichkeit bliebe, jedes leise gesprochenen Wort zu vernehmen, jedem schnell fortgeschrittenen Zeichen der Empörung einzuhalten. Vorkerber, Aufseher, Diener und Gehülften der nordamerikanischen Strafanstalten haben sich freilich zu einer Stufe der Voll-

menheit erhoben, die der menschlichen Natur zu auszeichneter Ehre gereicht, und welche die Dichtung, anders Länder kaum wagen würde, für Wahrheit ausgegeben. Die angesehensten Dichter widmen sich diesem Beruf, gewinnen dadurch an allgemeiner Achtung, und sind vielleicht die Einzigen, die in einem Lande, das seine Dramen sonst käuflich beschafte, eines so hohen Gehalts genießen, daß die Kosten desselben mehr als die Hälfte dessen betragen, was für den jährlichen Aufwand dieser Artfalten berechnet wird. Auch ist ihrem alleinigen Ermessen eine Gewalt über die Straßlinge eingeräumt, welche das Gebiet der reinen Demokratie sonst keinem Vorgesetzten über seine Untergehörigen zugesetzt.

(Der Beschlus folgt.)

*) Zur französischen Journalistik. *)

„Revue des deux mondes“, 1. April. „La veillee de Vincenzo, histoire de regiment“, von Alfred de Vigny, ein Gemälde aus dem Soldatenleben. Der Held ist ein Adjutant der kaiserlichen Gardeartillerie, welcher in seiner Jugend mit Sebaste, mit der Prinzessin Combaule und der Königin Marie Antoinette zusammenkommt. Die Unannehmlichkeiten, welche der französische Krieger unter dem ancien régime auszuhalten hatte, werden recht eingehend geschildert. Die Stelle, wo der arme Bauernjunge wegen einiger Fehltritte beim Exerciren feindlich das Gewehr auf die funkelnde Wirtshausthüre anschlagen muß, so lange die Arme es erdulden, ist zugleich empfindlich und grotesk; diese martialische Bückung war eine Sündfluth des bekannnten Grafen St. Germain, der sie wol selbst wegen des Ungeschicks verdient hätte, das er in seiner Verwaltung zeigte. Die Geschichte der Vermählung des Adjutanten mit Pierrette durch Vermittelung Sebaste's und der Königin ist recht anmuthig, aber auch sehr unwahrscheinlich. Zuletzt scheidet der Adjutant bei einer Erypsion in die Luft. „De l'école française au salon de 1834“, von Gustav Planche. Dieser scharfsinnige und schmerzliche Kritiker gibt hier einen tiefgehenden, mitunter die Künstlergenosse tief verwundenden Bericht über die diesjährige Ausstellung. Seine Ansichten lassen sich auf folgende Sätze zurückführen. Drei sehr verschiedene Principien stehen sich in der heutigen französischen Schule gegenüber: das Princip der Erneuerung, der Verschmelzung und der Erfindung, oder, die Künstler theilen sich in drei Schulen: die eine ringt nach dem Ideale der uralten Meister im 16. Jahrhundert; die zweite schwankt zwischen Gegenwart und Vergangenheit und sucht alle europäische Schulen zu vereinen; die dritte endlich nimmt die Vergangenheit für Das, was sie ist, und sucht sie durch Veränderung einer neuen Zukunft fortzuführen. An der Spitze der ersten Schule steht Ingres; die zweite schwebt zu der Fahne Delacroix; die dritte endlich steht unter der Leitung Demamps, Delacroix' und Paul Fuet's (des berühmten Landschaftsmalers). „Impressions de voyages“, von Alexander Dumas. Diese Reisebilder sind überschrieben: „Charles le ténébreux“ und „Fribourg“. Eine Beschreibung der Schlacht von Blotgarten und der Stadt Fribourg, von welcher der Reisende sagt: „Fribourg tout entier semble le résultat d'une gageure faite par un architecte fantasque à la suite d'un diner coïeux.“ Die berühmte Bergspitze, die Jungfrau, nennt er: „a Youngfrau.“ — „Romans et nouvelles.“ In diesem Abschnitt wird ein neuer Roman von G. Sand (Mad. Dubouant) angeführt: „Le oberétaire intime“. Zugleich finden wir hier eine Selbstkritik der berühmten Verfasserin, die sich über das Geschick wundert, welches ihr „Lélia“ erregt. „Indiane“ und „Valentine“ sollen durchaus keine Libelle oder Pamphlet gegen die Ehe sein, sondern bloß ein Gemälde der

Leiden; die ein liebendes Gemüth durch die herrliche Bräutlichkeit oder vom Epöismus zu erheben hat. Dann folgt eine Apologie der „Lélia“, in welche wir nicht eingehen können. Was am meisten gegen diese Apologie spricht, ist die Selbstkritik, es ist ein mißliches Ding, wenn die Sittlichkeit eines Romans nicht erst muß demonstriert werden. In der „Chronique de la quinzaine“ kommen ministerielle Intrigen und Plaudereien zur Sprache und ein Bericht über die gewöhnliche Promenade nach Longchamps, wo dies Jahr die Bankiers die große Rolle spielten, welche gewöhnlich das diplomatische Corps bedauert. Besonders werden die Spiegelcarosse und die vier Pferde Aquabon's bewundert, wie der Phaeton Madama's, die Kutsche Demidoff's und das prächtige Coupé, die prächtige Flore eines der brilliantesten neueren Literatoren, der sich alle diese Herrlichkeiten verschrieben. Sonderbare Zeit, wo man Journale für 2 Sous hält und die Christknecht in Carossen fahren!

„Le gymnase de la littérature des sciences et des arts.“

Das Journal wird von den Abonnenten redigirt, die das Vergnügen haben; sich drucken zu lassen, und der Director hat das Vergnügen, sich von seinem Redacteur bescheiden zu lassen. Das neueste Heft enthält: „Le saut du prétre, par Mad. la comtesse de Bradi“. Istta, die adelig ist comme le roi, die Erzählerin sagt hinzu: „Isotta, ma parente, viret sich in einen Jägerhütn u. s. w.“ „Vues du désert.“ Es stellt sich kein Mensch vor, welche poetische Herrlichkeiten in der Wüste dans les lieux peu connus anzutreffen sind! Gört man einmal: „Des herbes vigues inexpugnables rempart, défendent une citadelle de granit que garde un bataillon d'Atruches. La sommeille une onde glacée, palais d'un antique reptile, que volent des mousses nerveuses. L'éléphant s'encloue devant le soleil et s'ébahit, dit-on, le genou; on voit des ceintures de singes; on entend hurler, papuler, glapir les pierres, l'ivoire au rompre dans l'épaisseur des arbres.“ Dergleichen unsinnig haben wir selbst in den „Atlantischen Mächten“ nicht gefunden; denn Verf. man hat jetzt für den Meister in dieser Gattung hielt. Dann kommt „L'esprit de Christophe“, eine deutsche Sage von Hülpert. Der Verf. des vorigen Aufsatzes heißt Rosellu de Longues. Der Name eines solchen Genies darf nicht verschwiegen werden.

„Revue de Paris“, vom 6. April, gibt unter der Aufschrift: „Moyen-âge français“, Forschungen über das Mittelalter von H. Koyr, Gollard und Leuter. In dem vorliegenden Heft finden wir einen Artikel, überschrieben: „Asiles religieux“, zur Unterhaltung zu dienen und zu trocken, und als wissenschaftliche Arbeit zu leicht und geringfügig. Unter den wenigen Thatfachen, die angeführt werden, erwähnen wir eine Kirchenrechnung von 1407, welcher zufolge unter den Gewölbten der Kirche St. Jacques-la-Bouvierie zu Paris ein eigenes Zimmer für die Flüchtlinge, welche eine Freist. im Heiligthum des Herrn suchten, aufgeführt wurde; der Bau kostete 4 Dues 6 Sous 6 Denier. — „Paris avant la révolution“ enthält den Anfang einer Novelle von Roger de Beauvois. — „Les femmes grecques avant l'ère chrétienne“ von Gaspard. Eine artige, witzige Zusammenstellung der Nachrichten, welche und die alten Schriftsteller über den Stand der Frauen in Griechenland hinterlassen. — „France occidentale. Aix en Provence.“ Vor dem Bitterthore der Stadt, welches auf die pariser Straße führt, steht auf der einen Seite ein Wissenschaftler, auf der andern ein Freichedenbaum. Im Ende des Cours befindet sich eine schlechte Statue des Königs René; sonst sind alle Denkmale, welche an den guten Renatus erinnern, unerbittlich zerstört worden, wie denn überhaupt die Bewohner des südlichen Frankreichs wahre Vandalen sind. Aix hat die herrlichsten Ueberreste römischer Baukunst gesehen. Der jetzige Gerichtspalast ist auf den Ruinen des Mausoleums und der sogenannten tours romaines erbaut worden, und sonderbar genug, grade die Antiquare sind es, welche zu diesen Verwüstungen antreiben, meist Numismaten, welche im Schutze reicher Ausbeute zu finden hoffen. Die Fassade der Kirche des pêcheurs ist un-

*) Bgl. Nr. 68 b. Bl.

pollendet geblieben, wie seit der Gemordung Heinrich III. die Facaden sämtlicher den Jacobins gehörenden Kirchen. In der Kirche St. Sauveur steht man das unter dem Namen le baillon ardent bekannte Bild, ein Reiterbild von hohem Werthe, welches fälschlich dem König René zugeschrieben wird. Wir würden ein ganzes Buch füllen, wollten wir die berühmte Procession des Königs René beschreiben. Sie fand um die Zeit des Frohnleichnamfestes statt und dauerte drei Tage unter drei Anführern. Le prince d'amour, reich gekleidet, mit Degen und Blumen in der Hand, das war der personifizierte Adel; dann kam le roi de la Bazoche, nämlich die Justiz, und l'abbé de la ville, welcher die Bürgerschaft darstellte. Vorher kamen der Olymp mit sämtlichen hohen Herrschaften, nebst Frauen, Knappen u. s. w., dann die heilige Schrift, die Postel, die Königin von Saba, Herodes, von einer Schar von Teufeln begleitet. Dann folgten politische Episoden: der Herzog und die Herzogin von Urbino, welche dem Könige René persönlich verhasst waren, erschienen in lächerlicher Kleidung, auf Eseln reitend. Auch wurden Spiele gefeiert; jede Gruppe hielt zu bestimmten Zeiten inne, machte ihr Kunststück, tanzte ihr Ballet. Die Kleriker, das Parlament, alle Würdenträger der Stadt nahmen Theil an der Procession. Man hat darüber sehr genaue Beschreibungen; der Sinn der meisten allegorischen Darstellungen ist aber nie vollständig nachgewiesen worden. Nir besitzt wenig besuchte Häder, ist ganz von seinem alten Glanze herabgesunken und ein höchst düsterer, trauriger Ort.

„L'Artiste.“ Dies Journal beschäftigt sich zunächst mit der Kunst. Auch gibt es literarische Skizzen, die zwar meist nicht viel bedeuten, aber doch immer mehr oder weniger ansprechen. Im 10. Hefte des 7. Bandes finden wir einen Bericht über die diesjährigen Producte der französischen Landschaftsmaler. Der „Artiste“ nimmt sich mit vieler Wärme des jungen Rousseau an; die Comité wies dieses Jahr eine gemale Landschaft des jungen Künstlers ab; eine andere, welche aufgenommen wurde, zeugt von einem so außerordentlichen Talente, daß man nicht begreift, wie das Werk eines solchen Künstlers nicht für würdig gehalten werden konnte, sich neben den mittelmäßigsten Erzeugnissen der mittelmäßigsten Künstler zu zeigen. Ein neuer Beweis, wie tyrannisch Akademien selbst in den Zeiten der größten intellectuellen Freiheit sind. In La lièvre d'un bois coupe zeigt Rousseau ein vollkommen unabhängiges, originelles Talent, welches keine Spur weder von den italienischen noch niederländischen Meistern trägt. P. Huet ist wol der erste Landschaftsmaler, den die Franzosen gegenwärtig besitzen, ein wahrer Dichter, etwas finster; seine Landschaften überdunkelt gewöhnlich ein grauer, düsterer Himmel; Rebellischer schlingen sich durch ihre großartigen Ecken. In seinem diesjährigen Hauptgemälde: Une vue d'Avignon, zeigt er die Biegbarkeit seines Talents; über den ersten Plan hinaus werden jedoch die Züge etwas schwankend, undeutlich; eine Erinnerung aus dem Norden verblüht hier, den glühenden Himmel der Provence. Inbessen war doch nur Huet fähig, ein so großes Naturgemälde aufzufassen und mit solcher Kühnheit auf die Leinwand zu werfen. Zwei Ansichten aus der Normandie, welche er dieses Jahr ausgehellt, sind das Beste, was hinsichtlich der Ausführung des Einzelnen von diesem genialen Künstler geliefert worden. Höchst Rousseau und Huet verdienen genannt zu werden: Cabat, J. Dupré, Sérour, Dagnan u. K. Außerdem enthält der „Artiste“ einen Aufsatz über die berühmte Madame de Mirbel, deren Miniaturportraits seit längerer Zeit allgemein bekannt sind, und eine „Revue dramatique“. Hier finden wir die Nachricht bestätigt, daß Corneille Weimar, der bekannte Uebersetzer Hoffmann's, die Direction der großen Oper und der opéra-comique erhalten soll, die er aber, wie wir von einer andern Seite her wissen, für die Rechnung der Civilliste führen wird.

„Le Pygmée, recueil d'essais scientifiques et littéraires.“ Diese Monatschrift kündigt sich sehr demüthig an; der Titel

lingt gar jämmerlich, dabei steht auf der reifenartigen Deck das Motto: humilité de scripte creatas. Ovid. Ist der Inhalt so demüthig, daß die demüthigen Redactoren, wachsende junge, kaum der: Schöpfung erkaufte... Ernte, wieder auf die Erde oder vielmehr auf die Unwissenheit so vieler unbekannter Geistes speculieren, die an zurückgeschlagener poetischer oder literarischer Thätigkeit leiden. Daher der sublimste Titel! Der Pygmee wird losgelassen, um andere Pygmaiden zu locken; es ist der Honigsukkel der Celebrität für obsequente Scribenten sein: es ist in der Einleitung von Jeanne Genevieve die Erde, und timides encore, n'avaient osé livrer leurs essais qu'à l'aveu de quelques amis. Es soll eine Art literarische oder wissenschaftliche Conferenz sein; es ist da Lob und Verdacht zu gewinnen, und das für 12 Francs jährlich. Auf die Einleitung folgt ein Artikel: „De la concurrence littéraire“, worin es unter Anderm heißt: die Zeit der Feyen und Jähren sei vorbei, um nie wiederzukehren; die Könige sitzen nun in Marzillaise. Dann kommt der Brief zum Hauptpunkt; da macht sich sein, wie es scheint, vielfach gepresst und gepöbel Herz Luft und vertraut dem Publicum seine Kräfte zu zeigen an. „Eine Zeit wird kommen“, ruft er aus, „wo es mehr Schriftsteller als Leser geben wird, wie wir mehr Kranken als Prozesse, mehr Aerzte als Kranke haben. Die Gesundheit demm den Handel; aber uns Literatoren gedrückt zu sein, jenseits. Die Civilisation tödtet uns; es ist nicht mehr möglich d'avoir une idée à soi. Alles fällt gleich verderblich. Ich schweig einen Monat lang Blut und Wasser, um ein Dutzend zu schreiben, das Ihr an diese oder jene Direction laßt. Bierzehn Tage nachher schickt man Euch das Manuscript zurück, mit einem äußerst verbindlichen Briefe, worin man Euch mit Lob überhäuft, zugleich aber bedauert, das Ihr Euch nicht mit dem Namen nach kennt, sodas man Euch sogar das Verzeihen rambt ausgepfiffen zu werden.“ Da bricht die jugendliche Intorsucht in ihrem ganzen naiven, unschuldigen Jern aus: „Ich kann nicht einmal dazu kommen, daß man von Publicum angesprochen werde, daß die Plebs des Paradieses Ihren Namen speie!“ „Ce thâte noth“, sagt der unglückliche Euzon. „Ich die eine Hälfte der Schriftsteller ihre Feder zerbrechen und im Kampfsfeld räume, dann würde vielleicht der übrig bleibende Theil zu etwas kommen können.“ Der Aufsatz schließt mit einem Factum, das uns unbekannt war und hier mitgetheilt zu werden verdient. Es gibt in England, so laut unser Journal, eine Gesellschaft Selbstmörder, die sich durch einen Gift zu binden, ihrem Leben auf eine gewaltsame Weise ein Ende zu machen. Der Ref. sagt ziemlich haiv hinzu, und nicht zu wetten, bis sie des natürlichen Todes verbleichen. Es wird ihm eine bestimmte Kritik gesetzt, über die hinaus sie den Tod nicht verlängern dürfen. Dies verringern sich die Selbstmörder Werte nicht gelesen werden, die Journalisten aber die sag, verlebte Wohlthätige, ruinirte Spieler, betrogene Eheleute u. s. w. Der Präsident dieses Clubs ist allein von seinen Befehle ausgenommen. Er wird durch das Tod bekrant um ihm das zu seinen Operationen nöthige kalte Blut zu liefern wird er verdammt zu leben. Unser Literat macht an ein Vorschlag, ein ähnliches Institut zu gründen und hant zu großmüthig zum Präsidenten an. Man kommt Nr. 8, zu „Esquisses de la pensée humaine“. Was der „Pygmee“ eigentlich unter einer pensée humaine versteht, will und nicht klar werden. Schließlich bemerken wir, daß der „Pygmee“ ziemlich gut singt, das heißt, dichter: wir haben recht zu versichert, schwungvolle Strophen darin gefunden, bekannt dem Gedichte an Chotraubretant. Dieser große Genius ist in der jüngern Generation fanatische Verehrer. Wenn ihn in Studenten irgendwo an einem öffentlichen Orte ertrant, beschien sie ihn mit lärmendem Jubel wie Soldaten einem kriegs Imperator.

(Die Fortsetzung folgt.)

Amerikas Besserungssystem und dessen Anwendung auf Europa u. s. w. Von N. H. Julius.

(Besicht aus Nr. 161.)

Ungeachtet dieser, hohen und niedern Verwaltern allerdings vortheilhaften, aber unentbehrlichen Begünstigungen ist dennoch klar, daß Herzensreinheit und praktische Ausbildung des Geistes in seltener Verbindung zusammentreten müssen, um solche Vorsteher und Gehälfen aufzustellen, und nur Menschenliebe und geldüsterer Religionseifer sie in der Vollziehung einer Pflicht nicht ermüden lassen kann, die sie in den Augen ihrer Pflegebefohlenen als Tyrannen erscheinen läßt. Denn wenn die zartesten und beseligendsten aller menschlichen Empfindungen, Mitleid und Erbarmen, einen Augenblick ihr Herz beschleichen und ihren Verstand verblenden, so ist es um jede Erreichbarkeit des Zwecks ihrer Bestimmung gethan; und es liegt auf flacher Hand, daß grade ein sehr liebenswürdiger und geliebter Menschenschlag der untauglichste sein würde, ihm zu genügen. Dem Leser wird nicht entgehen, daß eine Eigenthümlichkeit des nordamerikanischen Nationalcharacters, kalte Berechnung und unerschütterliche Annäherung zu dem Ziel, welches diese vorgeschrieben, so lange das Recht ihr zur Seite steht, unbedingter Bewunderung werth, dort eine Erscheinung begünstigt, die bei andern Völkern zu den Ausnahmen gehören würde. Manche sonstigen, scharfblickenden Beobachtern nicht entgehende Verhältnisse kommen den amerikanischen Besserungsanstalten zu statten. In einem Lande, wo Naturerzeugnisse und Materialen wohlfeil, Kunstzeugnisse, Handarbeiten und Tagelohn theuer sind, ersetzt der Arbeitsertrag der Sträflinge die Kosten, welche sie verursachen, und übersteigt sie sogar zuweilen. Wo das Verhältniß umgekehrt ist, muß grade das Gegentheil erfolgen; und z. B. in Frankreich würde der Sträflinge Concurrenz die ohnehin kümmerlich abgefundenen freien Manufacturarbeiter vollends zu Bettlern machen und der Bergweisung preisgeben. Indessen sind und bleiben Gefängnisse ohne strenge Absonderung der Gefangenen, unverbrüchliches Schweigen und erzwungene nützliche Beschäftigung höchst gefährlich für die künftige Sicherheit ehrenwerther Bürger, wenn man auch die Möglichkeit der Besserung Bescholtener für ein Hirngespinnst erklären wollte. Ist von vollendeter Umwandlung der Bestimmung die Rede, so kann freilich die Unwissenheit

allein darüber entscheiden; aber daß sich bei vielen derselben ein mißlicher anstößiger und rohes Betragen, eine Ablegung übler Gewohnungen, ein Geschick zu tauglicher Arbeit bewirken läßt, bezeugt Nordamerikas Beispiel unwidersprechlich, und die allgemeine Beförderung geselllicher Ordnung kann von Niemanden geringgeachtet werden, bei menschlichen Anstalten nicht zuzurücker, was sich die Gotttheit allein vorbehalten hat. Es mag sein, daß Unwissenheit und Müßiggang nicht die Mütter aller Laster sind, aber Pflegerinnen jedes Lasters sind sie ohne Zweifel. Da jedoch jede Staatsverwaltung der Nothwendigkeit unterliegt, auch das Wünschenwerthe nicht zu ergreifen, ohne unumstößlich gewiß zu sein, daß ihr die zureichenden Mittel der Ausführung zu Gebote stehen und dabel den Lustgebildnen trüglicher Hoffnung keinen Eingang zu verstatten, so ergibt sich von selbst, daß ihr allein die Erwägung und Prüfung der obhandenen Verhältnisse zusteht, und daß es ebenso thöricht als vermessend sein würde, sich in ihren Rath zu drängen. Wenn sie vertraut, den wird sie dazu berufen und willig anhören, wenn er sich dieses Vertrauens würdig zeigt. Dazu aber ist erforderlich, daß er über den fraglichen Gegenstand, wenn auch keine eigene Erfahrung, doch keine falschen Begriffe hege. Die zu verbannen ist nichts tauglicher als dieses Buch, das keine Seite desselben unberührt und unerörtert läßt, und auch dem Unbetheiligten, der sein Nachdenken andern Untersuchungen widmet, einen Schatz seltenkundiger Aufschlüsse darbietet. Wenigstens wünschten wir, daß die Vorrede des Deutschen, die den Meisterstücken dieser Art an die Seite gesetzt werden darf, von Jedem gelesen würde, der lesen kann, und würden kein Bedenken tragen, sie abzuschreiben, wenn es der Raum d. Bl. gestattete. Dagegen empfehlen wir den Abdruck derselben den Herausgebern der Volkskalender, Lesefrüchte, und wie sonst die Flugschriften heißen mögen, die berechtigt sind, fremde Arbeiten zu allgemeiner Kunde zu bringen. Das wäre gewiß kein tadelnswerther Nachdruck, dem Niemand weniger das Wort reden kann als wir, sondern wahrer Gewinn für den Verfasser und Verleger; denn wer irgend Sinn mit dem Gelesenen verbindet, wird sich dadurch unwiderstehlich aufgeregt fühlen, mit dem Buche selbst bekannt zu werden und der guten Sache die Augen zu öffnen. Was in Nordamerika gelang, gelang nur deshalb, weil die

Thelinahme der gesammten Bevölkerung basirte erwachte. So viel, unserer Schranken eingedenk, innerhalb derselben zu äußern, durften wir unserm Pflichtgefühl nicht versagen. Ihm genügend, so weit unsere schwache Stimme reicht, zeigen wir den Verlauf des Werks mit kurzen Worten an. Erster Theil. Geschichte des Besserungssystems seit dessen Ursprunge 1786. Untersuchung der beiden Systeme, wozu es zerfällt. Verwaltung. Zuchtmittel. Beabsichtigte und erreichte Wirksamkeit, wobei der Einfluß des religiösen Unterrichtes sichtlich hervortritt. Bau- und Unterhaltungskosten. Zweiter Theil. Durchbrechen der europäischen Gefängnisse. Anwendung des Besserungssystems auf Europa, mit musterhafter Besonnenheit und Umsicht abgefaßt. Dritter Theil. Darstellung der Rettungshäuser und Anwendung. Anhang. Strafanstaltungen: Schwierigkeiten des Besserungssystems als gesetzliche Lehre; und der Errichtung und Dauer einer Strafanstaltung. Bellägen. Ausdehnung und Bevölkerung der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Deren Münze, Maß und Gewicht. Landwirthschaftliche Anstaltungen. Volkunterricht. Armenwesen. Schuldgefängenschaft. Gefängenschaft der Zeugen. Nüchternheitsvereine. Untersuchung des philadelphischen Besserungshauses. Verhör sämtlicher Sträflinge. Unterredung mit Hrn. Londa, Vorsteher in Sing Sing. Schreiben des Hrn. Welles, Richters in Wethersfield. Hausordnung des dortigen Besserungshauses. Hausordnung des Rettungshauses in Boston. Schreiben des Hrn. Berrett, Hausgeistlichen in Wethersfield. Unterredung mit dem Vorsteher des philadelphischen Rettungshauses. Statistische Angaben über Strafsätze und Strafarten, über Zahlen und Arten der Verbrecher. Die Vertheidiger der schwarzen Sklaven werden nicht ermangeln zur Sprache zu bringen, daß unter freigelassenen Schwarzen mehr Sträflinge gezählt werden als unter Sklaven, aber Keinen damit täuschen, der sich erinnert, daß in der Regel nur der Freigelassene gerichtlicher Strafe anheimfällt; weil der Sklave der unmittelbaren Strafe seines unumschränkten Herrn unterworfen ist; Vergleichungspunkte zwischen Frankreich und Amerika. Gefängnißgeldangelegenheiten. Der Zusätze und Anmerkungen des Deutschen sind zu viel, als daß wir deren Inhalt namentlich bezeichnen, und alle ohne Ausnahme zu bedauern, als daß wir verantworten könnten, einige besonders herauszuheben. Wir begnügen uns daher mit der allgemeinen Bemerkung, daß keine derselben ist, wodurch das an sich reichhaltige Werk nicht wesentlich gewonnen hätte. Die hinzugefügten wohlüberlegten vier Kupfertafeln umfassen die Grundrisse des alten Besserungshauses in Philadelphia, in Wethersfield, die Ansicht des Besserungshauses in Philadelphia, den Grundriß des Sing Sing'schen und den Entwurf eines Besserungshauses von Hrn. Pomer in Auburn. Der würdige Herausgeber kann des unmittelbaren Bewußtseins einer höchst gelungenen Arbeit und des mittelbaren der Erkenntlichkeit aller verständigen Leser gewiß sein. Wie erinnern uns keines Buches, das wir mit gerechterer Erwartung zur Hand genommen und mit der Ueberzeugung, sie weitern übertreffen zu

finden, aus der Hand gelegt hätten. Das Uebrigste des Kenners wird sich vernachlässigen lassen, und diese Zeilen sind nicht umsonst geschrieben, wenn der Zufall sie dochfalls auch nur Einem von ihnen auf Das aufmerklich zu machen, was seiner Beachtung werth ist.

Zur französischen Journalistik.

(Fortsetzung aus Nr. 161.)

„Lo navigateur, revue maritime“. Ein neues Erziehungsjournal; Zweck und Grenzen sind hinsichtlich kurz im Titel bezeichnet; alle Monate erscheint ein Heft von 2-3 Seiten. Interessant ist von Léon-Boslan, einem fröhlichen, jugendlichen Schriftsteller, dessen zielliche, sorgfältig gekonnte und parfümierte Prosa nur zu oft den ehemaligen professeur et rhétorique verräth, „Dernier épisode de naufrage de la Meduse“. Hier schildert G. eine Botschaft am Senegal mit dem nennenden Pinsel, mit Farben glühend heiß, funkelnd wie ein leuchtendes Baumwollensfeld in der Sonne Africas. Ein Schiff fährt ihn auf einer Wanderung in diesen Gegenden mit einem losgegebenen Neger zusammen, demselben, der die viel zu spät übung geliebtenen Passagiere der Medusa gerettet; dieser erzählt ihm die letzte schauerhafte Episode des verdrüßlichen Schiffwrecks. Von dem Erdb der geretteten Boaren baute sich der Negar ein Haus; der Schiffbruch der Medusa diente ihm zum einzigen Manne gemacht. — Die übrigen Aufsätze sind: „Le contrebandier“, eine Novelle aus dem Englischen von Mad. Valmore; „Un abordage“, und endlich eine Beurtheilung der im letztjährigen Salon angezeigten Gemälde von Isabey, Subin u. s. w.

„Revue européenne“. April. 1. „Des causes qui ont préparé une révolution en Espagne“. Ein Aufsatz aus Engel's bekanntem Werke: „Spanien und die Revolutionen“. Der Ref. sagt im Eingange seines Aufsatze: „Nous avons pu consulter les sources françaises, parcoque ceux de nos compatriotes qui ont visité l'Espagne y ont porté la plupart de leurs des préjugés, et des habitudes d'esprit avec lesquels il leur était impossible de bien comprendre un pays si différent de la France etc.“ Von Hügel's Worte heißt es: „Livre très remarquable par l'union d'une raison élevée et pénétrante à une instruction historique et politique peu commune.“ Dann kommt eine Beurtheilung des bei Sophocian, von Ingres, und der Jane Gray von G. Deland, die gedehnt oder, indistinct, die uns seit kurzem vorgekommen. Jetzt eine Recension von Franck's „Annales du moyen-âge“. Diese Beurtheilung, eine sehr gediegene Arbeit G. Geissel's, bespricht die Leistungen und Tendenzen der neuesten historischen Schulen in Frankreich. Merkwürdig scheint uns ein Aufsatz von einem Hrn. Dugouéni: „Philosophie de la littérature“. Es ist eigentlich der erste Abschnitt einer Geschichte der Poetik und Beredsamkeit, die zunächst begreift, die reichste und ethische Bildung der Franzosen zu verjüngen. „Dien sootodra nos efforts, et nous arriverons à un grand but, la régénération en France de l'enseignement esthétique“. Das wäre ein höchst löbliches Unternehmen, nur müßte der Hrn. Ref. hier füglich wogebenden können. Der Ton des Ref. ist emphatisch und ärmlich, er verkennt längst Bekanntes mit einem Pathos, mit einer begeisterten Prophetenstimmung, als hätte er eben vom Berg Sinai und habe den neuen äthiopschen Befehl in der Tasche. — „Les memoires de Chateaubriand“. Unsere Leser wissen bereits, daß Chateaubriand's Memoiren verfaßt, die erst nach seinem Tode erscheinen werden. Admisch zu Drucke, denn staatsweilen sind sie geschrieben und werden bei Madame de Camille gelesen. Ueber diese Memoiren berichtet nun der berühmte Galland; seiner Ansicht zufolge sind sie die Spende unsers Zeitalters, denn Chateaubriand's Leben mit der vorzüglichste und mächtigste Stimulation der Menschheit, Ideen und Dinge seiner Zeit; sie geben ein lebendiges, vollkommenes,

isches Bild des Kampfes der Bergangeheit und der Ju-
z, des Karagolismus der Adhärenz und fortschreitenden Wren-
gen; in ihnen spiegeln sich alle verschiedenen Phasen des
schischen Geistes; alle nationale und monarchische Lieblich-
ngen, alle älteren und neuern Sympathien.

„Cabinet de lecture“, ein amüsantes Blatt, eine Katho-
der französischen Unterhaltungsjournalistik, welche alle fünf
erschönet. Hier finden wir zunächst einen Brief von Mi-
Angelo, den Kampf in einer Bibliothek zu Florenz ent-
l. — „Un musicien il y a cent ans“ schildert den bekann-
Musiker Rameau. — „Le Tonking“. Befehle einiger Wisse-
natre. Aber dieses Land, welches Malte-Brum Jado-Chine
st. Es liegt zwischen den 17—25. Grad N. Br. Die Be-
zung Kong-King ist chinesisch; die Eingeborenen nennen es
iam, mit letztem Worte bezeichnet sie auch Cochinchina.
: besondere Name für Kon-King ist Dang-Gou oder Le-
Von Statistik weiß man in diesem Lande gar nichts; der
ig kennt die Anzahl seiner Unterthanen nicht. Jedoch wird
drei Jahre ein Verzeichniß der zu öffentlichen Arbeiten ver-
hreten Individuen gefertigt, wozu alle Männer von 17—
Jahren genommen werden. Die Gebirgsdörfer wissen sich
ß der Zählung zu entziehen. Die jetzige Hauptstadt heißt
Kaam und liegt in der Provinz Hue. Die Staatsverwal-
g ist zwischen zwei Classen von Mandarinen getheilt, den
egern und Gelehrten; Letztere bilden die erste Classe. Für-
eger, welche die höchsten militärischen Würden inne haben,
en nebst den sechs Ministern, Mandarinen aus der Klasse der
raten, den obersten Gerichtshof. Jede Provinz Ku theilt sich
verschiedene Kreise, Phu, diese in Bezirke, Huyen, welche
mehreren Tong bestehen; der Tong zerfällt in Municipali-
n, Ka, die Municipalität in Dörfer, Thon, das Dorf in
vere Abtheilungen, Kom. Das Herr des Königs zählt
888 Mann, die tapferer sind als die Chinesen. Der eine
enschaft von dreihundert 200 Gulden Reicht besitzt, gilt für
3. Vermögen von 10—15,000 Gulden sind etwas Unvor-
tes; Haupterzeugnisse des Bodens sind Fein, Baumwolle
Seide. Zucker verfeinert man nicht zu raffinieren. Man be-
t sich der Kupfermünzen, welche an einem Drahte aufge-
t werden. Malerei und Bildhauerkunst sind sehr zurecht;
Weiber, die sich fast wie die Männer kleiden, gehen frei
am. 1881 befanden sich als Missionnaire im Königreiche
vom 20 Europäer, 7 Franzosen und ein Strolcher in Cochina-
m, 6 spanische Dominicaner und 7 französische Priester im
schen Kon-King. Jede dieser beiden Missionen hat zwei
Häuser und eine bedeutende Anzahl eingeborene Priester. Die
issen stehen im Ganzen im besten Vernehmen mit den Man-
innen. Die Religion genießt einer gewissen Freiheit; jedes
jr betheuren sich einige hundert Konginesen. Die größte
wierigkeit für die Missionaire bildet die Sprache. Nach
im ersten Stadium von sieben Monaten ist man kaum im
nde, sie zu sammeln. Volkstommen richtig antworten lernt
der Europäer nie, ob er sie gleich mit der Zeit besser ver-
t als der Eingeborene selbst. Sie hat weder Declinationen
Conjugationen, aber eine Menge kleiner Partikeln; ein
nt kann abwechselnd Hauptwort, Behwort, Zeitwort, Neben-
t werden. Die Sprache hat sechs Enden: der gleiche, der
te, der scharfe, der stumme, der leichte, der schwere; es sind,
zu sagen, Noten, man muß die Stimme abwechselnd senken,
eben, verlängern. Ein Wort, nach diesen sechs verschiednen
nen ausgesprochen, hat sechs verschiedene Bedeutungen, und
man drei a, drei o, zwei u und zwei u hat, so entstehen
aus fast unmerkliche, schwer aufzufassende Bewegungen des
ndes. — Aus dem neuen Journale: „Le conciliateur“, wird
recht lustige Geschichte, die sich mit einem Hottentotten
: einem Etwas getragen, mitgetheilt. Die Erzählung be-
t auf einer Thatfache, welche das „London weekly review“
ichtes. Ein Hottentotte wurde in der Nähe des Cap einen
reueren Etwas gemacht, der in einer Entfernung von 50
ritten auf ihn zukam. In dieser kritischen Sage fiel es dem

Hottentotten ein, daß er kurz zuvor an einem Abgrunde vorbeig-
gegangen, wozu der Etwas sich wohl nicht getrauen würde. Ihm
zu folgen. Der Hottentotte eilte stracks zurück und kam, hier
und da an vorstehenden Gesteinen sich anhaltend, in die Tiefe.
Kam: unten angelangt, blickt er nach oben. Man stelle sich
sein Erschrecken vor: der Etwas saß am Rande des Abgrundes,
die Augen mit zweifelhaftem Grimme auf ihn gerichtet. Der
Hottentotte jähnd seine Pfeife an und raucht ruhig seinen gan-
zen Borrath von Tabak auf; des langen Darrens müde, er-
hebt er sich endlich und hält eine Rede an die Bestie. „Ist
das Muth haben? schämst du dich nicht, mich anzusehen, der
ich ohne Waffen und dir an Stärke nicht gewachsen bin? u. s. w.“
Diese Worte begleitet der Hottentotte mit so energischer Gestu-
cation, daß der Blick des Hauptthiers allmählig minder drohend
wird. Als der bedrängte Irtikaner ihm zuletzt zugerufen:
„Ehne mir den Gefallen und packe dich“, stand der Etwas ge-
horfsamst auf und trauerte sich. Der Hottentotte eilte nicht ohne
Herzklopfen und ohne sich von Zeit zu Zeit nach dem Ungethüm
anzusehen, seiner Wohnung zu, wo er glücklich anlangte.

„La cour d'assises“, eins der interessantesten und reich-
haltigsten sechsfranzösischen Blätter, besonders für die Provinz und
das Ausland, wo die „Gazette des tribunaux“ nicht gehalten
wird. Es enthält die bedeutendsten und anziehendsten Rechts-
fälle, welche die „Gazette“ im Laufe des Monats mitgetheilt,
mitunter auch eigne, meist aus ausländischen Journalen gezogene
Zusätze. Im Malhester finden wir den Prozeß des mehr zu
bedauern als zu verabschenden Mörder's Brand, welcher
bekanntlich seinen Schwiegersohn Dello erschosselte. Ein Rechts-
fall, welcher kürzlich zu Livitzgow, sieben Stunden von Glin-
burg, verhandelt wurde, bietet Stoff zu manchen Betrachtungen
und höchst originellen Charakter- und Sittenzügen. Im 8. Febr.
d. J. war John D'Domain nebst Fran, seinem zwei Kindern und
Wage ermordet worden. Fünf, sämtlich zur Familie Malte
gehörige Personen wurden vor Gericht gestellt. Als der Vor-
ter dieser Mörderfamilie über sein Gewerbe gefragt wurde, gab
er folgende rührende Antwort: „Meine Kinder ernähren mich,
wie ich sie ernähret; sie pflegen mich in meinen alten Tagen,
wie ich sie gepflegt habe, da sie jung und hübsch waren.“
Solche Worte aus dem Munde eines Verbrechers thun wohl
und weh zugleich. Sein Sohn Davie Malte antwortet dem
Präsidenten, der sich nach seinem Alter erkundigt: „Meine
Mutter hat mir gesagt, ich sei 24 Jahr alt; ob's wahr ist,
weiß ich nicht, die Weiber lügen sammt und sonders.“ Als
der Präsident ihn auffodert, sich ankündiger auszubringen:
„Schon gut“, lautet die Antwort, „nur immer zu; beim gro-
ßen Mären, wie mein verehrter Großvater schwor, Gott hab'
ihn selig, ich brauche von Niemanden zu lernen; wie ich spre-
chen soll.“ Eine höchst dröhlige, ergötliche und Theilnahme ein-
flößende Figur ist Billur Boirn, ehemals Soldat, jetzt Schärer,
Schwiegersohn des alten Malte: „Ich habe die Tochter des D.
M. geheiratet, sie war ein süntes, schmaches Ding; mit Ver-
laub zu melden, sie hat mir drei dicke Jungens und fünf Mäd-
chen gegeben; die Leute meinen, es wären viere zu viel — aber
hah! das ist mein geringster Kummer; aber kränkend ist's, als
Mörder da zu stehen, und das Besteuerste ist, daß ich nicht
einmal sagen kann, ich sei unglücklich!“ — „Wie so?“
„Sag ich's, so würde kein Mensch zweifeln, daß ich's gethan,
man wüch sich in die Ohren säßern, ich spreche nur so, um
nicht gehängt zu werden, und man würde mich einen Hosen-
schellen, und wenn man gebiet hat, alle Donnerwetter!...“ Be-
fragt, ob er sonst keinen Anlaß zu Klage gegeben: „Einmal
habe ich dem Wirthe im rothen Kopfe das Leder gegeben, ich
war im Sturm, wie man pflegt zu sagen, und seiner Tochter
habe ich so zugesagt, daß —“, hier wird der alte Schurke
unterbrochen. Als am Schlusse der Debatten der Präsident in
ihn bringt, seine Complicität zu gestehen: „Kreuz Donnerwetter!
ich ein Räuber! ich ein Mörder! ist's denn nicht genug, wenn
ich Euch sage, ich habe gebiet. Doch Worte sind Worte,
Thatfachen sind Thatfachen: geht hin zum Obersten und zu den

Offizieren des Regiments, in dem ich gebient, fragt sie, ob sie B. Wain sähig hielten, anderes als Feindes Blut zu vergießen, und wenn sie das thun, nun, — so habe ich weiter nichts zu sagen, so mag man mich hängen!" — Die Katastrophe dieses schauerhaften Dramas wird durch einen Knopf herbeigeführt. Davie Wain beschwört auf feierlichste seine Unschuld; der Präsident hält ihm einen mit seinem Namenszuge versehenen Rockknopf vor, der noch mit Blut besudelt ist. „Ein Surer Schlachtopfer hat Euch diesen Knopf abgerissen, der in eine dunkle Ecke des Zimmers gerollt ist; es fehlt Euch grade ein Knopf am Kleide, das Ihr da anhabt, und dieser ist den übrigen in Allem ähnlich.“ D. Wain schauderte zusammen, eine düstere, furchtbare Stille lag auf dem Auditorium. Tobias Wain war Pächter des P. O'Dowda, den er nebst seiner Familie mit Hilfe seiner Eöhne aus Haß und Habsucht ermordet. Der Vater und Davie Wain werden zum Tode verurtheilt, die beiden übrigen Eöhne lebenslänglich eingesperrt, der brave B. Wain wird zu unserer großen Freude freigesprochen. Man nimmt ihm die Fesseln ab, er tritt im Paradeschritt vor den Präsidenten, saluirt, schwenkt den Hut und ruft: „Es lebe der König!“ Madame Underbunt (S. 50) hat wol Recht, das Leben gleicht öfter einem Roman, als der Roman dem Leben. Amüthiger ist folgende Geschichte, die sich kürzlich in London zugetragen. Der Eigenthümer eines Gabriellets steigt aus, geht in einen Kaufladen und erstaunt nicht wenig, als er heraustritt, zwei Fremde in seinen Wagen steigen zu sehen. Er läßt ihnen nach, ruft die Vorübergehenden zu Hilfe: die Fremden sind ihrerseits in seiner geringen Belegenheit, sich des Diebstahls angeklagt zu sehen. Die Sache war so zugegangen: der Eine, der krank war, bot dem Andern, den er für den Eigenthümer hielt, 6 Pence, wenn er ihn nach Hause fahren wollte; der Andere stand im Wahne, diesem Herrn gehöre das Fuhrwerk, er fühle sich aber zu schwach, um es zu führen. Beide wurden vom Lordmayor losgesprochen und entfierten sich unter lautem Gelächter der Zuschauer. Wir übergehen vieles Andere, was aus der ganzen weiten Welt mitgetheilt wird und gelangen über Kalkutta nach Kegypten. Hier finden wir zu Kairo drei arme Teufel, welche die Hände gen Himmel erheben und sich dann mit dem Angesichte in den Staub werfen, die Milde des Paschas preisend, der anstatt sie hängen zu lassen, wie er zuerst beschloß, sie bloß ein wenig bestrafen läßt und ihnen weiter nichts als den Kopf abnimmt. Zwei Köpfe fliegen leicht und behende unter dem Schwerte des Kapibji durch die Luft; der dritte fällt erst nach dem vierten Streiche; der Kapibji sige im Kerker. So wird geworbet und gestohlen, und geraubt im Osten und im Westen, unter dem großen Bären, unter dem Kreuze des Sädens; so fließt überall Blut unter dem Dolch des Räubers und des Henters! In London sind dieses Jahr 12,987 Verhaftungen vorgenommen worden, die Gesamtbevölkerung beträgt bekanntlich 1,850,000 E.

(Der Beschluß folgt in der Beilage Nr. 6.)

Wissenschaftliche Darstellung der Philosophie der Geschichte für Gebildete, von August Arnold. Erster Theil. Erstes Heft. Berlin, Mittler. 1833. 4. 1 Theil.

Der Verf. glaubt laut Borrede (S. V) „eine bestimmte unabhängige philosophische Grundansicht oder ein abgeschlossenes eignes System zu haben“, von dem er ausgeht; Ref. hat in der Vorrede, daß die Einleitung, die den größten Theil des Buches, Seite 1—60, einnimmt, die Grundzüge dieses Systems anzugeben bestimmt sei, dieselbe mit einiger Mühe durchgelesen, muß indessen bekennen, daß er in ihr nichts gefunden, als aus allerlei Philosophie, besonders auch Naturphilosophie, zusammengelesene Gedanken, neben manchen sehr unphilosophischen, auf eine ziemlich verworrene und unbedorfene Weise zusammengestellt und vorgetragen. Selbst Das, was im fünften

und den nächstfolgenden Paragraphen von der „unabhängigen Philosophie oder dem universellen System und der Zeit, mit a zu versehen“ gesagt ist, sowie die lithographirte Zeit, die zur Abbildung des Systems enthält, hat ihm zu seiner andern Kenntniß verholten. Eine Einsicht in sein System scheint der Verf. selbst für das Verständniß seines Werkes nicht für nöthig zu erachten, da ja dieses letztere die Philosophie der Geschichte so vortragen soll, daß sie auch von Solden, die in die Geheimnisse eines besondern Systems der Philosophie nicht eingeweiht sind“ verstanden werden kann; oder will er laut nur andeuten, daß sein System kein besonderes sei und ihre Geheimnisse enthalte? Außer der Einleitung, in welcher 1. von Philosophie, 2. von Geschichte, 3. von Philosophie der Geschichte die Rede ist, enthält dies erste Heft nur das erste Heft der wirklichen „wissenschaftlichen Darstellung oder Philosophie der Geschichte“, in welcher „dem Entfaltungsproceß der Summe der Menschengeschichte mittels der äußern Offenbarungen, die beglaubigten Thatfachen, nachzuforschen beabsichtigt war.“ Ref. findet die Absicht recht gut, die Ausführung aber zu schwach und kann sich nicht entschließen in den ziemlich dürftigen Excerpten aus allgemein zugänglichen, von dem Verf. selbst namhaft gemachten Büchern und der Arbeit eines vollständigen Raisonnements den Anfang einer Philosophie der Geschichte zu erkennen. Lobenswerth ist die Kürze: auf 17 Seiten wird die schwere Frage über die Urzeit sowie die mythologische Darstellung von Indien, dem Buddhismus und China abgethan. „Jedes folgende Heft soll immer eine Hauptperiode der Geschichte umfassen.“ Behält der Verf. die Kürze bei, so kann er schnell genug bis zur Gegenwart vorwärts kommen, von wo er hier schon vorläufig erfahren (Seite 48), „daß sie, wenigstens dem Anfange nach, die vollständige, allseitige Entwicklung der Vernunft darstellt; daß somit alle Momente vorhanden und in ihr rechtes Verhältnis getreten sind, was auch ausgesprochen werden kann: daß die Gegenstände alle sich zu entwickeln, aufzuheben, beginnen, oder alle einseitige und unentwickelte Richtungen aufhören sich hartnäckig zu behaupten. Der Geist ist eben erst noch als Morgenröthe eines spätern schönen Tages sichtbar. Mit Mühe werden noch die Schatten der Nacht vertrieben, um sodann die erscheinende Wirklichkeit zu erkennen und mit befruchtender Wärme zu durchdringen.“ (Wer ist es leuchten und durchbringen? Die belämpften Schatteln?) Die ausführlichere Darstellung der Gegenwart, nach den gegenwärtigen Staaten, unter denen Preußen dem Begriff eines solchen Staats am nächsten kommt, gleich darnach aber Kataklysmen, die der Leser, wenn er Lust hat, selbst nachsehen; sie s. S. 48 und folgende.

Literarische Notizen.

„Deontologie, ou la science de la morale“ von J. Escham erschien, von Benjamin Caroché übersetzt, in zwei Bänden.

„Dix-huit mois à Alger u. s. w.“ ein Bericht über die wichtigsten Vorfälle daselbst von dem 14. Juni 1830, bis zum Tage der Landung der Franzosen, bis Ende December 1831, von General Baron Berréjane, ist leider nur in 300 Exemplaren verbreitet und nicht im Buchhandel zu haben.

Von „Histoire de la révolution de France“ von M. Comte Felix de Compe ist der erste Band in 2 Lieferungen 8. und 18. erschienen. Das Werk wird in erster 6, in letzter 10 Bände stark werden.

Die „Mémoires de Napoléon Bonaparte“, deren erster und zweiter Band eben erschienen, werden 10 Bände sein. Sie sind gesammelt und geordnet von dem Abbaire de St. moiren Ludwig XVIII.

Dieser Beilage Nr. 6.

riedrich Ahlrich über den gegenwärtigen Zustand von Griechenland. *)

Das 19. Jahrhundert hat sein erstes Menschenalter vollendet. Es ist Zeit, zu fragen, ob wir seine Bedeutung verstanden, ob die Gesichte desselben uns ein unaufgeklärtes Räthsel ist? Ist vielleicht zu fürchten, daß seine großen Thaten und vorordentlichen Ereignisse nur Dasein waren, umgeben von einfruchtbarer Sandmeere — dem Ergebnis des gemeinen Lebens der Parteien? Diese Deben erschweren den Zugang dem grünen Boden eines neuen Lebens; sollen wir deshalb, Mühe schenkend und als verurtheilte Sklaven der Parteien, Hoffnung entsagen, einen Ausweg zu finden aus dem Crepder Gemeinheit? Unmännlich wäre solche Entsagung und leicht ein Bekenntniß, daß wir geborene Söhne der Wüste wollen; daß wir Bürgerrechte in einem blühenden Vaterlande uns zu erkämpfen nicht Kraft und nicht Muth haben.

Wagen wir, den großen Ereignissen näher ins Angesicht zu sehen!

Griechenlands Wiedergeburt ist eine der räthselhaften Ereignungen, welche in Orakelsprüchen ein neues Leben Europas kündeten. Selten wird auf solches Orakel geachtet, und wenn geschleht, werden seine Aussprüche mißdeutet. Menschen ohne Kunst und darum geneigt, die Gegenwart zu versteinern, schmelzen sich mit dem ewigen Bestande des Herkommens und der Täglichkeit; andere, ohne Gegenwart und von eitlen Wünschen verzehrt, hoffen, den Kampf um doctrinaire Siegenwolle das Ziel der Anstrengungen des Jahrhunderts geltend zu machen. Klein ist die Zahl der Zeitgenossen, denen das Räthsel der Erde umfassenden, die Gesellschaft zur Humanität hinanwenden Schicksals klar wurde. Dieses Schicksals Natur ahnt große Weisheit nicht; doch beherrscht sie Alle ein danktes föhl seiner Macht.

In der Wiedergeburt Griechenlands hätte ein kräftigendes Element erkannt werden sollen, durch dessen verständigen Gebrauch die Verbindung uners Welttheils mit dem Oriente zu Stande war. Denn der Orient tritt unaufhaltsam in den Wirkungskreis unsers politischen Lebens. Nur wenn mit dieser Ase neuer, zerstörender Kräfte wir uns in organische Wechselwirkung zu setzen verstehen, wird die Zukunft uns vorbereiten: Nichtachtung dieser Aufgabe würde Verwirrung, langweilige Kriege, blühnte neue Völkerverwanderungen herbeiführen.

War die Bedeutung des großen Ereignisses so dunkel, so erforschtlich? War nicht vorauszu sehen, daß die moralische Aacht Europas durch ihre materiellen Werkzeuge, Schifffahrt und Handel, sich Bahn machen würde zu den Morgenländern, i. zu der Heimat der, so weit die Geschichte reicht, ältesten, nitesten Staatsgesellschaften? Die europäische Türkei, Kleinasien, Syrien, Aegypten, das Gebiet des Gupheat und Tigris, Indien, Bactrien und Indien können und sollen nicht ewig, indem sie einmal gebüht, dem politischen Tode verfallen sein. ee Entarrung war nur die Folge eingebrungenen, fremder heit. Wilde Stämme der Turkmänen und Mogolen zerbröckelten dort heimatlische geistige Leben. Welche Gottheit gab den Tatarenstämmen Bürgerschaft, daß ihre Zerdrang bleibendes Refug für alle folgende Jahrhunderte sein würde? Konnte doch der erste Verwirrung dieser Gegenden selbst arabischer Art, so lange er unter dem Schutze einer kräftigen Regierung ab, den erschloffenen Geist der südasiatischen Völker neu be-

leben! Und sehen wir nicht in dem von der Natur verwahrlosten Norden Asiens, unter dem Befehle Russlands, die Bevölkerung sich Bahn machen? Warum sollte ihr der schöne Süden des Welttheils für immer verschlossen sein? Zeugen nicht viele Veränderungen in dem Zustande der Morgenländer, daß, wie einst die Civilisation dort zu Grunde gieng, jetzt auch das Ende der Barbarei gekommen sei? Ein neues Leben verräth sich dort; es verräth sich sogar in der Fäulnis der asiatischen Schwärme; es verräth sich nicht weniger in der Echtigleit der Eroberung mit europäischen Hülfsmitteln, sobald diese versucht wurde. Die Ursachen des Absterbens und der Wiedergeburt sind nicht in neuern Bemühungen zu suchen, am wenigsten in einer französischen Propaganda, dem Steckpferde träger, unwillkürlicher Diplomaten. Seit dem Ende des 15. Jahrhunderts ist die Spur einer Umwandlung im Oriente aufzufinden. Die Umschiffung der Südspitze von Afrika war ein Zeichen der guten Hoffnung, nicht bloß für die Seefahrer: sie deutete zuerst auf das Einklingen einer Verbindung aller Theile der Erde; einer Verbindung, die seitdem als das Ziel der menschlichen Gesellschaft sich offenbart hat. Nicht mehr vereinzelte und getrennt sollen die Staaten sich bilden; alle Völker der Erde sind verbundene Glieder eines großen Organismus, dessen Entwicklung nach Gesetzen der menschlichen Natur erfolgt. Langsam und Anfangs unmerklich treten die Bedingungen der Entwicklung ins Leben; der Nachwelt erscheinen sie in Klarheit. So war jene Umschiffung des Cap ein entdecktes Mittel zur künftigen Bekämpfung der asiatischen Verdrängung, welche 40 Jahre früher, durch die Eroberung von Konstantinopel, in dem Garten Europas sich festgesetzt hatte. Es läßt die Vorsehung nach jedem Siege des bösen Princips die Macht des guten auf einer andern Seite um so kräftiger erstarben. Jeder vermeinte Triumph der Barbarei ist nur der Vorläufer des Sieges der Civilisation.

Das große Resultat der Schifffahrt nach Indien, die kolossale Ausbreitung des britischen Reichs am Oeange konnte keine isolirte Erneuerung des Lebens der alten Welt bleiben. Zwischen jenem Riesentaate und den stüchigen Grenzen der europäischen Bildung wird die asiatische Verwirrung ihre künftlich erzeugten Wüsten nicht lange zu behaupten fortfahren. Eine Reihe von Ereignissen beweist, daß der Samen des Todes, dem asiatischen Despotismus dort auskroete, im eignen Giftgründe erstickt sei. Der Boden ist für verjüngtes Leben empfänglich.

Seit länger als einem halben Jahrhundert wurde von den Reisenden das Absterben der ottomanischen Macht bemerkt. So zeigte sich die Möglichkeit einer neuen Schöpfung in dieser, von der Natur gesegneten, von wilder Roheit in ihrem Dienste verfluchten Ländern. Das kräftige Jugenleben der Osmanen war erloschen; es blieb ihnen die abgehende Krankheit der Barbarei, die Unbehällichkeit des Despotismus. Unter dem langen Druck dieser Horden bewahrten aber die Griechen stets den Lebensfunken ihres alten Charakters. Viele Beobachter in der Levante haben es bezeugt: Guyp, Savary, Beaujour, Sonnini, Scrofani, Stou, Bartholdi, Denon, Piquerville u. A.

Ahlesi *) bemerkt: „Im Rausche will der Grieche den Sultan vom Throne stoßen, um den Christen die Herrschaft wieder zuzuwenden.“ In vino veritas. Es lagen die Keime der Umwandlung in Verhältnissen, welche bestanden, ehe an die französische Revolution gedacht wurde.

Die Agonie des morgenländischen Despotismus beschränkte sich nicht auf die Türkei. In Persien hatten seit dem Ende des 17. Jahrhunderts, unter den blühnigen Nachfolgern Schah Abbas des Großen, Bürgerkriege, Empörungen und die Muth tollkühner Eroberer die letzte Kraft des Reiches der Soff etc

*) Die in vorstehendem Aufsätze niedergelegten geistvollen und selbstständigen Ansichten rechtfertigen dessen Aufnahme neben der in Nr. 129—131 d. Bl. begonnenen ausführlichen Anzeige des Werks von Ahlrich, deren Fortsetzung und Schluß nächstens folgen. D. Red.

*) Present state of the Ottoman empire. London 1784.

schöpfte. Auf ihrem Throne erhoben sich jetzt die Erb'n eines Weichhüters, nur weil keine Macht in der Nähe Reizung verdrück, das vermehrte Land in Besitz zu nehmen.

Von einer andern Seite waren die schon gewohnten Siege der Russen über Türken und Perser sowie die Ausdehnung der russischen Herrschaft über den Kaukasus bis in die Gegend des Gorus und Araxes eine nicht weniger deutliche Hinweisung auf Revolutionen im Oriente.

Endlich, um der Weissagung das Siegel aufzudrücken, ward Aegypten, in einem neuen Argonautenzuge, die letzte Eroberung unter Anführung eines Mannes, der wenige Jahre später dem, von einer andern Barbarei ererbten europäischen System den Todesstoß gab und sonach in zwei Welttheilen den Wüsten der Zukunft die Bahn ebnete, auf welcher sie ihren trojanischen Krieg in Asien führen können. Aber Napoleon's Zug nach Aegypten wurde für ein Abenteuer erklärt und nicht in seiner Bedeutung erkannt, nicht für eine Ankündigung des Uebergewichts europäischer geistiger Bewegung über die dem Tode geweihte, starrte Gewalt orientalischer Herrscher. Die ganze Geschichte dieses Mannes, dessen Name mit der Natur großer Ereignisse identisch war *), ist eine jener Dasein, von denen wir im Eingange gesprochen haben.

Während indessen die Gewalt der Dinge in einzelnen unverständlichen und, wie es schien, in unverbundenen Begebenheiten den künftigen Ausbruch ihrer Schöpfungskraft geheimnißvoll vorbereitete, erwachte unter den Männern der Wissenschaft, wie durch ein Vorgesühl der nahenden Verjüngung des Orients, eine lebhaftere Vorliebe für die alten Denkmale und schriftlichen Zeugnisse früherer morgenländischer Cultur. Und wenn solche Hofsängungen sonst vorzüglich nur zum Behuf der Bibelklärung angestellt wurden, so nahmen sie jetzt eine allgemeine auf allseitige Bildung des Menschengeschlechts zielende Richtung. Die in Wien gedruckten „Fundamente des Orients“ waren, neben und nach andern Beitreibungen der Art, ein merkwürdiges Symptom einer im öffentlichen Geiste sich bildenden Theilnahme an dem Schicksale des Morgenlandes. Solche Symptome aber werden von den Monarchisten der Politik selten für mehr als Träume der Gelehrten gehalten. Die Ungelehrten ahnen nicht, daß diese Träume selbst eine Frucht der Zeit sind. „Auch Träume kommen von Gott“, sagt Homer; und die Alten verehrten den Kronos als einen Gott.

Endlich trat den Augen der Europäer deutlicher ins Gebiet heller Wirklichkeit, was jene Träume dunkel angedeutet hatten. Die Griechen, nachdem sie im vorigen Jahrhundert, von Rußland begünstigt, mehr als einmal vergebens versucht, das türkische Joch zu brechen, wagten von Neuem den Kampf für ihre Befreiung. Arm und ohne Waffen, ungrübt in den Künsten des Krieges, ungewiß, ob sie Schutz oder Verfolgung in Europa finden würden, erschienen sie auf dem Schlachtfelde als Männer, die nicht länger die Schande ertragen wollten, durch türkische Brutalität vor den Fortschritt europäischer Civilisation ausgeschlossen zu werden. Nicht als muthwillige Empörer, sondern als Unterthanen der Gewalt der Zeit betrateten sie den Schauplatz und zeigten sich als legitime Herren des Podens, auf welchem einst ihre Vorfahren die Wildner des vor ihnen barbarischen Europa geworden waren. Das Zeitalter der Helden schien in Hellas noch einmal erwacht, und seine Wiedergeburt gab sich kund in einer Zeit, wo das Schicksal der Welt der ausschließenden Leitung einiger Cabinete überantwortet zu sein schien. Da die Griechen von jener Leitung sich nicht die Erlaubnis, den Schritt zu erheben, erbitten hatten, so wurde ihnen die Ueberraschung als Schuld angerechnet. Um so kühner und erschütternder war, ihr Unternehmen. Wer möchte es aus

*) „C'est le propre des grands hommes d'être de la stature des grandes choses“. Victor Hugo in „Etude sur Marabout“ (Paris 1824), S. 23. Es sei hier im Vorbeigehen bemerkt, daß Napoleon Aegypten schnell auf eine Zeit zu organisiren mußte, die noch jetzt ihre Früchte trägt; dagegen die heutigen Liberalisirenden Franzosen in Westindien sind, wo sie aus Nigir machen sollen.

dem Einflusse einzelner Abenteurer oder aus dem Zusammenwachen der Theorien erklären wollen? Die Griechen folgten nicht ihren Wünschen und Gefühlen; sie geborchten einer unaußerirdlichen Macht, die als Natur der Dinge aus Verhältnissen der Willkür und der Speculation zu Schwanden mocht.

Der Fall der griechischen Wilder lebte her, die Hebräer der Griechen als ein von der Vorsehung gegebenes Zeichen zu ehren, als Offenbarung anzuerkennen, daß eine der großen Schranken gefallen sei, wodurch die Mächtige der Civilisation in ihr altes Vaterland bisher verhindert wurde. Der Vorsehung schon aufgezogen und die Zukunft enthält, in den spätem Ländern der Erde zeigte sich ein Schauplatz für Epochen, die fruchtbarer für den Ruhm des Jahrhunderts sein würden als die matten Stämme für oder gegen die Ansprüche alterer Aristokratie, mechanisch empübter Diplomatie und unentwickelter Pöbelherrschschaft. Darum nahmen energische oder beschaltene Männer dieser Gewalten nicht Theil an dem Jubelruf der Welten, sondern suchten die Wiedergeburt Griechenlands als eine Wiederholung der Revolutionen zu verächtigen, welche, in Italien und Spanien leicht besiegt, dem Veto der Gengesse sich unterworfen. Dabei wurde nicht bedacht, daß man die Revolutionen in den beiden Halbkugeln durch solche Zusammenführung mit der Brutalität türkischer Paschas zu gleichem Range erheben sollte; sah man sich genöthigt, die Unabhängigkeit Griechenlands als eine verbrachte Thatfache anzuerkennen und auf Verfallten zu sinnen, wodurch diese Thatfache mit den Siegten des Perseus in möglichste Uebereinstimmung zu bringen war. Auch dann noch machte sich die abgebrungene Gleichmuth zu Zeiten kund in Klagen über das Verbrachte. Lord Byron, der Befreier Europas, nannte den Pöbelhaft einen alten Feind und den Sieg der Civilisation ein dreuamendliches Ereigniß. Nicht immer laut äußerte sich solche Besinnung: sie konnte in der Stille sicherer wirken, wie sich bei dem Eintrich der Fremden in die griechischen Angelegenheiten bemerkte.

Sollen wir noch fragen, ob das große Ereigniß verstanden wurde?

Doch, es ist Zeit, die allgemeinen Betrachtungen zu verlassen, und von dem Nuche zu sprechen, das uns zu demselben Anlaß gab. Diese Betrachtungen aber vorausgeschickt, schien notwendig, wollten wir unsere Uebersetzung von dem oben gezeichneten Werke des Herrn Thiers begründen. Wir glaubten zuerst auf die Wichtigkeit des Gegenstandes, den sie behandelte, aufmerksam machen zu müssen, weil nach dem Grade derselben, das Verdienst des Schriftstellers um so höher geressen werden kann.

Der Mann, der in diesem Werke einen rechtlichen, richtig verstandenen, gründlichen Bericht von dem gegenwärtigen Zustande Griechenlands erstattet, war in Europa der Erste, welcher die ganze Bedeutung der Wiedergeburt der Hellenen in dem Tiefte erfaßte, die Pflicht Europas erkannte und als edeln behender Privatmann den Muth hatte, die Zeugnissen zur thätigen Theilnahme an dem edeln Unternehmen aufzufordern. Seine Bemühungen hätten eine aus Unverkennbare große Wirkung hervorgebracht, wenn nicht jene kindliche Zucht, die in ihrer Ausschließlichkeit jedes Neue als Anpöndung verächtlich zu müssen glaubt, die Gewalt zu Hilfe gerufen, um den lebhaften Sprecher für Hellas zum Schweigen zu nöthigen. So wurde seine Wirksamkeit gelähmt, bis das erhabene Wohlwollen des jetzt regierenden Königs von Baiern den Philhellene die Griechische Wiedergeburt. Unerschlossen hatte sich bei den Griechen an die Stelle der Mitwirkung befreundeter Privatpersonen ein anderer Einfluß Bahn gemacht, welcher, was auch sein letzter Zweck sein möchte, wenig gereizt schien, die Griechen gegen ihr geistliches Unglück, Uneigentlichkeit einander, zu sichern. Auch die Unterstützung der Cabinete mußte zur Bewirung der Anstalten beitragen. Ein stiller Gemüth von Schwung und unternehmender Aufregung schien auf dem unerfahrenen Wege zu stehen. Nachdem es die Länder nicht mehr zu furchten konnte, richtete es, wie, unter den Augen der Fremden, die bei jeder großen

tion unermesslichen Trübsal der Parteien zur Schmach der Regierung ausbeutet wurden. — Endlich sendete ihnen einen in der Schule europäischer Diplomatie erzogenen griechischen Adlmann, den Grafen Kapodistrias, die Organisation des neugeborenen Staates vollenden. Er wurde mit Wohlwollen und Vertrauen empfangen; denn unter ihm der innere Kampf durch vorzügliche Bewegung einer Partei vielmehr zu heftigen Ausbrüchen, als durch eine über den Parteien stehende Gewalt besänftigt sein. Das Uebel gab sich in seiner Durchbarkeit durch rasigen Tod des Präsidenten zu erkennen und drohte Greuel der Bürgerkriege die Unmenslichkeit der Türken treffen. Europa erschrak; es fürchtete seine Theilnahme würdige verschwendet zu haben. Sichtbar war dieselbe auch der Zukunft des Grafen Kapodistrias erkaltet.

Während der Unstetigkeit und des Schwankens im öffentlichen Urtheil reiste Hr. Thiersch, der jederzeit treue Freund des n, nach Griechenland — ohne Auftrag einer Regierung, im Interesse einer, selbst in ihrer Verirrung noch eben interessanten Sache. Niemand war geschickter als er zu unbefangenen Urtheil über den Stand der Dinge und Mittel. Gleich vertraut mit der Sprache Homer's und wie mit dem neuen Volksdialekte, der auch in der höhere des Despotismus seine alte Kraft und Schönheit irt hat; in fortgesetztem schriftlichen Verkehr mit vielen freien Männern der Wiedergeburt; so wohlwollend für allgemeine Sache als den einkstigen Interessen der Par fremd, und zum Glück unberührt von den Vorurtheilen einer diplomatischen Schule; so vorbereitet und ausgerüstet, mußte Hr. Th. vor vielen Andern fähig sein, von dem gegenwärtigen Zustande Griechenlands eine gründliche Kenntniß sich zu erwerben. Das Resultat seiner Beobachtungen legt er in dem Werke: „De l'état actuel de la Grèce etc.“, vor, wofür die wichtigste Schrift im Fach der neuern Politik zu nennen wie keinen Anstand nehmen, da sie die Leser mit dem Wesen einer Angelegenheit bekannt macht, die auf der Zukunft des europäischen Schicksals den entscheidendsten Einfluß muß. Was seit der Ankunft Kapodistrias' in Griechenland erignete; wie dieser Mann, in kleinlicher Berechnung der kurzfristigen Spolimus, davon gearbeitet, Griechenland unbedeutendst herabzuwürdigen, um sich und seiner Familie unbekümmerte Herrschaft über ein von ihm als verächtlich betrachtetes Land zu sichern; welchen Charakter das Volk in allmählichen Wirren bewahrte; welche Kette in ihm liegen über Berechtigung; wie leicht und naturgemäß sich die Mittel lehren, Griechenland zum ebenbürtigen Genossen europäischer Nation zu erheben; wie ehrenvoll für unser Welttheil und für unser Jahrhundert eine verständige und edelmüthige Unterstützung des begonnenen Werkes sein würde: über diese und viele andere, in Bezug auf europäische Interessen, vorliegende Fragen wird der denkende Leser in dem Werke die gründlichsten Kenntnisse finden. Er wird sich in den Stand gesetzt sehen, den im Vorrath von Kraft zu beurtheilen, den das schmale Land das mächtige Volk nach der Vermüthung sich noch zu erheben wolle. Der Leser wird sich angezogen fühlen durch den klaren als seltenen Geist des Verf., der ihn nicht in der Absehung an eine eitle Sache erhält und das Bild eines frischen Mannes zeigt, eines Lebens, das nicht gemein hat, mit der modernen Spielerei an der Phantase großer Revolutionen mit neuen Refutationen. Selbst da, wo der Einfluß diplomatischer Interessen geschwächt wird und an den Schwächen vorklatterer Worte zu erinnern unvermeidlich war, wird der gerechte Leser des Lesers durch die Mäßigung und würdige Haltung des Schriftstellers besänftigt werden. Er wird sich zuletzt einer tiefen Hoffnung auf das endliche Gelingen der Wiedergeburt Griechenlands entschließen und mit Geduld die Zeit erwarten, an die dunkeln Worten sich von dem erweiterten Horizont zeigen werden.

Wenn das Werk des Hrn. Th. nicht in höherem Grade be-

lehrend wirkt, so ist es weder dem zu leichtem Gewicht des Gegenstandes, noch der so ungeläufigen als eindringenden Behandlung beizumessen, sondern für eine Schuld der Paradoxie zu erklären, welche sich in Beschränkung und Einseitigkeit gefühlt, und den Vorsatz, aus ihrem hinauszuweichen, als eine Beleidigung der Majestät der Universalität selbst zu fassen und an Andern zu strafen gewohnt ist. Ein reiner und humaner Geist dagegen wird sich mit Liebe in das Buch hineinfinden. Wenn ihn irgend ein trübes Gefühl dabei ergreift, so wird es nur sein, wo er besorgt, es könnte der hier vom Wohlwollen und von unparteiischer Sachkenntnis gegebene Rath nicht verstanden, nicht beachtet, nicht befolgt werden; es könnte am Ende der Vifersucht der Cabinete ein Wolf gecapert werden, welches, wenn es sich zu verständigem Wissen, ihnen die schönste Gelegenheit gibt, ihren Rath für immer zu sichern. So ist es! Die Geschichte legt ihnen bei Gelegenheit der Aufhebung Griechenlands ein weißes Blatt vor: was sie darauf schreiben in Beziehung zu ihrem Antheil an der großen Sache, wird der Nachwelt als Begründung des Urtheils über ihren Ruhm oder über ihre Irrthümer dienen. Die Schrift des Hrn. Th. ist geeignet, jenen zu empfehlen, vor diesen zu warnen.

Wie vorstehenden Andeutungen müssen wir uns hier begnügen. Es war nicht unsere Absicht, Auszüge aus einem Buche zu liefern, welches in seinem Zusammenhang und ungeschmälert die ins ausgeführte Detail studirt zu werden verdient. Statt eine Uebersicht seines reichen Inhalts dem Leser vorzutragen, in welcher Arbeit uns Andere zuvor gekommen, haben wir vorgezogen, die Gedanken auszusprechen, die bei einer aufmerksamen Lecture des Werkes in uns hervorgerufen wurden. Sind diese Gedanken gut, so werden sie Zeugniß geben von dem höhern Werthe und der Kraft der Quelle, aus welcher sie ihren Ursprung nahmen. Sind sie dagegen nicht gut, so wird der Leser, wenn er dem Werke des Hrn. Th. seine Aufmerksamkeit zuwendet, uns allein die Schuld verschämter Auffassung zuschreiben.

Nur Eine Bemerkung glauben wir zum Schluß noch beifügen zu müssen. Der Bericht geht nur bis zu der Zeit, als König Otto auf den Thron von Griechenland berufen wurde. Der Verf. war nach Deutschland bereits zurückgekehrt, als die Regentenschaft aus Baiern nach ihrer Bestimmung abträte. Wie diese ihre große Aufgabe zu lösen bemüht ist, darüber konnte Hr. Th. keine Auskunft geben, was wir um so mehr bedauern, als die spätern Nachrichten in den Zeitungen nicht geeignet sind, die Erwartungen eines denkenden Publicums zu befriedigen. Denn daß man bairische Titel und Uniformen eingeführt, daß überhaupt ein bairischer Zuschnitt den öffentlichen Anstalten gegeben wurde, ist von zu untergeordnetem Interesse, als daß daraus auf Wesen und Geist der Regentenschaft mit Sicherheit geschlossen werden könnte. Zum Glück gibt es eine Bürgschaft für die Zukunft, welche zuverlässiger ist, als die vielleicht nur ungeschickten Berichte der Zeitungs-correspondenten. Diese Bürgschaft gibt der anerkannt edle humane Charakter und der schon frühe sich verkündende, ernste, der Berechtigung der Völker zugewandte Geist des jungen Fürsten, den die Vorführung durch den erhabenen Beruf auszeichnete, die Wiedergeburt eines Volkes von uraltem geistigen Adel zu vollenden. Und daß auch dies zu dem Augenblick, wo der junge König die Führung der Regierung selbst führen wird, die Regentenschaft ihre Pflicht zu erfüllen geschickt sei, dafür bürgen die ausgezeichneten, vielseitig gebildeten Talente, die menschenfreundlichen Gesinnungen und der erleuchtete Geist des Grafen von Armand-Prey, Präsidenten der Regentenschaft.

Sonach dürfen wir uns der Hoffnung hingeben, daß der Einfluß der Deutschen auf Griechenland diese Uebel der früheren Periode mildern werde, wenigstens bei anderweitigem Conflict, den hier die Interessen der Seemächte erzeugen, vorauszusetzen ist, daß die Lösung der großen Aufgabe von Umständen abhängt, die berechnen zu können die bisherige Erfahrung noch zu jung ist.

Wiel wird für eine richtige Ansicht gewonnen sein, wenn

die Staatsmänner nicht vergessen, daß Griechenland die Brücke ist, auf welcher die europäische Civilisation zu Lande in den Orient vordringen soll. Wird Griechenland gehindert, groß und stark zu werden, so müssen von rechtswegen, d. i. naturgemäß, diese Länder den Russen als Erbschaft zufallen. Scheint es doch, daß dieses jugendlichkräftige, in Europa vielfach verkannte Volk berufen sei, dem Oriente seine belebende Organisation zu geben.

Stuttgart, im April 1834.

Friedrich Ludwig Lindner.

Zur. französischen Journalistik.

(Schluß aus Nr. 162.)

„La revue européenne.“ Ein ernstes, gewissenhaftes Blatt, für gelehrte Literatoren, und deswegen wenig gelesen und noch weniger gekauft. Wir finden im Märzhefte zuerst eine Bearbeitung der Vorlesungen Michelet's über die französische Geschichte. Der Recensent, Gaffelin, folgt dem Historiker bis zu den ersten Quellen der Geschichte. — Hierauf kommen „Etudes philosophiques et politiques sur le théâtre des Grecs“, eine Reihe Studien, die mit der „Phèbe“ des Euripides beginnt; eigentlich Fragmente einer Nachahmung in Versen von Morrounais. — Hiernach treffen wir auf einen Aufsatz: „Des coalitions d'ouvriers“. Was dieser in einer gelehrten Zeitschrift soll, begreifen wir nicht, können und aber doch erklären, wie er hierher kam. Die „Revue européenne“, welche an die Stelle der „Revue encyclopédique“ getreten, wird von St.-Simonisten erbigt. Diese könnten aber doch einen andern, breiteren und sicherern Platz der Deffentlichkeit suchen als eine Sammlung, die mit einer politisch-historischen Abhandlung über den Einfluß der germanischen Nationen auf Frankreich's spätere Geschichte beginnt! Im Uebrigen hat sich in den blutigen Tagen vom 13. und 14. April zu Paris und in der Schreckenswoche, welche diesen Tagen vorherging, in Lyon gezeigt, wobin Coalitionen unter Handwerkern führen. Schließlich wird „Vis politique de Charles Maurice prince de Talleyrand“ von Alex. Sallé angezeigt, der aus dem „Moniteur“, aus Montgailard, aus allen Remouren, die seit der Madame Roland erschienen, Alles herausgezogen, was sich auf seinen Helben bezieht, und das Ganze mit dem bekannten wahren oder falschen Bonmots untermischt, welche Talleyrand größern Ruhm verschafft haben als seine diplomatischen Talente.

„Le littéraire universel.“ Erste Lieferung. Ein neues Sefrancojournal. Der Herausgeber nimmt ein Buch her, schlägt's auf, schreibt eine Stelle ab, holt ein anderes, verfährt auf gleiche Weise und so fort, bis zwei Bogen voll sind. Herr Piz, der sich Gerant nennt, fabricirt auf diese Weise ein Journal bunt wie eine Handwuchsjacke. Da kommt zuerst ein Capitel aus dem Iphigénie, ein Chor aus den „Trojanerinnen“ des Euripides, ein Bruchstück aus Gallus, ein anderes aus dem heiligen Chrysostomus, ein Gedichtchen von der bekannten Clotilde de Surville, ein anderes von Dubartas, der sich besonders dadurch berühmt gemacht, daß er den Sonnengott le grand-due des chandelles genannt, und der Verf. eines Gedichts ist, welches „La création du monde“ heißt. Auch die Ballade: „Der Zauber“, von P. Barante überfetzt, haben wir in diesem Pot-pourri gefunden. Das interessanteste Stück der ganzen Sammlung ist ein Fragment aus dem Gedichte, „St.-Louis ou la couronne racquoise“, von dem P. Lemoine, einem Jesuiten, geboren 1602, einem der größten Dichtergenies, welche die Franzosen aufzuweisen haben; bisher war Lemoine ganz in Vergessenheit gerathen, die Classiker konnten diesen Mann mit seinen seltsamen Figuren, seiner Uebertreibung nicht gemessen; vielleicht wäre es an der Zeit, sein Andenken wieder zu Ehren zu bringen. Wie viele französische Dichter haben Verse aufzumessen wie folgende Lemoine's über die Katacomben bei Tehen:

Vingt siècles descendus dans la profonde nuit
Y sont sans mouvement, sans lumière et sans bruit.

„Le charivari.“ Diese Kagenmusik möge uns die blauen Gedanken, die bleichen Schweißgeschalten verschreiben. Lassen Sie nur einen Blick auf die Wignette, und die ganze Kritik und Kiffengriffschaft wird Ihnen aus dem Gedächtnisse fallen. Da sind ein Duzend Köpfe, wahre Cabinetsstücke: einige haben Mügen auf, es ist der Janhagel; die Kappe ist zu Paris das Unterscheidungszeichen der Plebs, mit einer Kappe laufen Sie nicht durch den Garten des Bürgerkönigs gehen. Was hat Keris schreien und pfeifen! Dieser mit dem wackrigen Hantschüssel und dieser, der die beiden Häufe in den Mund gebirgt, eine allerliebste Harmonika; sie haben gewiß soeben Wienet vor Gisque vorbeigehen sehen! Auf einer andern Wignette dort vorsetzt das Ministerium in Gala; europäische Monarchen treten die Biene in großer Uniform, mit dem großen Bande der Ehrenlegion, dessen Kreuz an einer sehr verdächtigen Stelle; der samde Riffard, der Rühmt mit der Kolarte fliegen daher zum Fenster. Diese Wignetten versprechen feste Unterhaltung, da wir denn auch finden. Es ist Boll in den Lutteren; ein Kolb geht vorüber mit Eis und Sorbets; der König, an Franz und Costum einem Juden ähnlich, dreht unwillig das röhre; aufgekaufte Couplet gegen den demüthigt sich vertragenen Minister des Hauses: „Veuillez donc, mon cher Talvet, à ce que l'on ne remplisse pas autant les verres, c'est scandaleux.“ Weiter finden wir einen mit Reliquien beladenen Esel, er hat Gebüde, Epauettes, eine Bischofsmitra, ein Krummstab u. s. An des Esels Ohren hängt die unaussprechliche Biene. Dort schreitet Soult mit der bekannten Kerze; Prell und Dorn schwingen das Rauchsäß, Talleyrand im vollständigen Sefranco-orate hint mit gefalteten Händen nach. Und so geht's fort, und so können wir noch manche schurkige, bissige, witzige Epithographie mit der Feder nachzeichnen; aber es ist Zeit, daß wir uns nach dem Inhalte umsehen. Da finden wir „Philippians“, eine Sammlung von Anreden welche am Philippstag an S. Majestät gehalten werden; der vollständige Text lautet: „Recueil des principales harangues prononcées à l'occasion de la St.-Philippe, par les principaux corps de l'état et de métier; suivies des réponses prononcées par très haut et très L. P. 1er, potentat des Français, le plus honnête-homme de son royaume, chevalier de la toison d'or et de plusieurs autres sociétés savantes, avec le portrait de l'auteur et sa fac simile d'un de ses que.“ Das letztere bezieht sich auf die Anhäufung dieses Bindeworts in den Vorträgen des König. Deswegen sagt auch ein Beduine in seiner Anrede, er dringt ihm als Geschenk drei queues de Pachas; dieses Wort; d. i. Klart der „Charivari“ in einer Note, es sei ein Jortum, da man einem Wilden vergeben müsse, que l'envoi du Mandar n'a pas du rendre sensible aux finesses de notre langue. Auch eine Deputation von Anthropophagen bringt ihre Felle gungen dar, aber will sie darbringen, wird aber nicht lassen; Hr. Persil liest dem König ihre Rede vor; sie lautet: „koui, koui, era, cra, cra... rou, rou, rou, sacramentata, god, pouf.“ Hr. Ephestre de Sac, welcher sehr stark im Griechisch sei, habe sie überfetzt; die Kannibalen drücken die Bestätigung ab, daß, nach Dem, was sich kürzlich in Paris zugegetragen, man für viele mehr Barbaren stellen werde u. s. w. Zuletzt tritt Hr. Dumet auf und hält eine Rede in Versen, die mit folgenden Worten schließt: „Die Nachwelt wird einst von dir sagen“, spricht Hr. Wienet zu l. Ph.:

on le vit, déployant de nobles facultés
Multiplier les car plus que ses charités;
Et s'il fit vaillamment pâlir la république,
Il restaura le qui dans sa splendeur antique

Unter den übrigen Aufzügen bemerken wir: „Comédie parlementaire, à propos de la comédie fangeuse.“ Der comédie fangeuse ist „Antony“, v. Damas, welche auf Betreiben des „Constitutionnel“ im Theatres français aufgeführt worden.

literarische Unterhaltung

Donnerstag,

Nr. 103.

12. Juni 1834.

De l'état actuel de la Grèce et des moyens d'arriver à sa restauration. Par Frédéric Thiérech. Zwei Theile. Leipzig, Brodhaus, 1833. Gr. 8. 4. Thlr.

(3. weiter Artikel.)

Die zweite Abtheilung des ersten Bandes gibt, die bereits angedeutet, die Ansichten des Verf. über die gegenwärtige Lage Griechenlands und die Mittel, durch welche die Ruhe der jungen Monarchie gesichert werden könne. Hierfür ist es natürlich von der äußersten Wichtigkeit, daß zunächst ihr Verhältnis zu den übrigen Staaten Europas, ihre Stellung im europäischen Staatensysteme auf angemessene Weise geordnet werde. Der Verf. widmet diesem Gegenstande den ersten Abschnitt: „Sur la politique extérieure de la Grèce“, S. 196—211. Als Princip, nach welchem Griechenland zunächst seine auswärtigen Verhältnisse ordnen müsse, stellt der Verf. sehr treffend die Erkenntlichkeit auf, welche es den drei Großmächten, als seinen Wohlthätern, schuldig sei. Die Nothwendigkeit einer strengen Neutralität in Zeiten des Friedens und des Krieges ergebe sich hieraus von selbst. So leicht als die Behauptung dieser Neutralität an sich erscheinen mag, so ist sie doch nicht ohne bedeutende Schwierigkeiten, da Griechenland schon durch seine Lage gleichsam die Mitte zwischen den beiden Systemen bildet, welche die Hauptmächte Europas nach Grundfragen, Politik und Interessen in zwei entgegengesetzte Theile theilt, und da auf der einen Seite England und Frankreich, auf der andern Rußland sich bemühen werden, ihrem Einfluß dabelbst das Uebergewicht zu verschaffen. Mit der Zeit kann sich diese Politik, welche allerdings etwas Beschränkendes hat, ändern. Ein Blick auf die gegenwärtigen Verhältnisse des östlichen Europas und dann in Griechenland's Zukunft eröffnet gleichsam eine neue Welt. Auf der einen Seite das europäisch-osmanische Reich im Todeskampfe, auf der andern die griechische Monarchie in voller Jugendkraft, der sich nicht allein die ganze christliche Bevölkerung, deren Nationalgefühl durch das Wiederaufleben eines griechischen Reiches zu neuen großen Hoffnungen erwacht, sondern auch der größte Theil der Mohammedaner zuwenden wird, welche die Vortheile einer auf festen Grundlagen beruhenden, milden und gerechten

Regierung genießen möchten. Schon jetzt findet, nach der Bemerkung des Verf., zwischen der griechisch-christlichen und türkisch-mohammedanischen Bevölkerung eine gegenseitige Annäherung und eine Gleichheit der Gesinnungen und Wünsche statt, wie man sie noch vor zehn Jahren für unmöglich gehalten haben würde. Die religiöse Spaltung wird beiseitem von dem Verlangen nach einer politischen Vereinigung überwogen, deren einstige Möglichkeit oben die zu hoffende territoriale Erweiterung der griechischen Monarchie verbürgen mag.

Il faut donc se décider à reconnaître qu'en créant un royaume de Grèce, on lui a procuré des chances d'un avenir glorieux, et que peut-être, sans le vouloir, on lui aura ouvert une carrière dans laquelle ce royaume sera peut-être entraîné par les besoins et pour ainsi dire par la nécessité de la position, qui l'a toujours emporté sur les combinaisons accidentelles de la politique (S. 200.)

Der Verf. sucht hierauf zu zeigen, daß eine Vergrößerung Griechenlands, welche jedoch nicht statthaben könne, so lange es noch mit sich selbst zu sehr beschäftigt sei, ganz den allgemeinen Interessen Europas entsprechen werde. Einesfalls sei ein selbstbegrenztes griechisches Königreich das einzige Mittel, der Verbreitung der europäischen Bildung nach dem Orient Halt und Richtung zu geben, andertheils werde die Besorgnis, daß das Gleichgewicht der europäischen Staaten durch die Vereinigung des europäisch-osmanischen Reiches mit der russischen Monarchie gänzlich zerstört werden dürfte, sogleich gehoben werden, wenn man dem griechischen Staate eine Ausdehnung geben wolle, welche ihm wieder den Besitzstand des oströmischen Reiches sichere. Im Süden durch Candia, im Westen durch die ionischen Inseln und im Norden durch Epirus und Thessalien eingeschlossen, könne Griechenland weder eine würdige Selbständigkeit behaupten, noch seinen Einfluß nach außen so geltend machen, wie es seiner Bestimmung gemäß zu sein scheine.

Für die nächste Zukunft darf man freilich die Blicke nicht zu sehr erweitern. Anstatt gegen die Pforte etwa eine feindliche Stellung einzunehmen zu wollen, erkobert es vielmehr der eigene Vortheil der griechischen Monarchie, mit ihr ein freundschaftliches Verhältnis nach Rußland zu pflegen; zumal da jeder Vortheil, welchen Rußland oder Aegypten über die Pforte gewinnen möchte, die Selbständigkeit der griechischen Monarchie nicht weniger als die

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 129—131 d. Bl. D. Nr. 6.

Existenz des osmanischen Reiches selbst gefährden würde. In gleicher Weise muß Griechenland auch mit den übrigen europäischen Staaten in dauernden freundschaftlichen Verhältnissen zu bleiben suchen. Desteich, welches die Vergrößerung Rußlands nach Süden hin am meisten zu fürchten hat, ist Griechenlands natürlicher Bundesgenosse und wird daher in seinem eignen Interesse die Selbstständigkeit und die zu dieser nöthige Vergrößerung der griechischen Monarchie wünschen. Ueberdies wird die östreichische Monarchie durch Handelsverbindungen zu Griechenland in eine beiden Staaten gleich vortheilhafte Beziehung kommen, da die Nachtheile, welche ihr das Wachsthum der griechischen Handelsmarine bringen könnte, mehr scheinbar als wirklich begründet sind. Hat England in Bezug auf Rußland mit Desteich ganz gleiche Interessen, so gibt ihm dagegen der Besitz der ionischen Republik eine eigenthümliche Stellung zum neugriechischen Königreiche. Jedermann wird mit dem Verf. darin übereinstimmen, daß die ionischen Inseln früher oder später mit Griechenland vereinigt werden sollten; und dies würde, nach des Verf. Meinung, um so leichter geschehen können, wenn man England nur im Besitz von Korfu lassen wolle, wodurch doch der ihm zur Erhaltung seines Uebergewichts zur See nöthige Schlüssel des adriatischen Meeres in Händen bleiben werde. In dieser Beziehung, glaube ich, könnte man leicht noch weiter gehen. Gibt man einmal zu, daß die griechische Monarchie auf dem Festlande nach Norden hin erweitert werden müsse, so muß man auch einräumen, daß dieser Schlüssel des adriatischen Meeres vor Allem ihr gebühre. Und läme es dann einmal wirklich darauf an, die Feinde des Nordens von hieraus zu bekämpfen, so läge es eben im Interesse des westlichen und südlichen Europas, das Königreich Griechenland durch den vollständigen Besitz der dazu nöthigen Mittel zum Hauptbollwerk gegen die gefürchtete Macht zu erheben. Frankreich, welches Griechenland von jeher die lebhafteste thätige Theilnahme bewiesen hat, könnte ihm nur dann einige Befehre bringen, wenn es seinen Einfluß im mittelländischen Meere weiter nach Osten hin auszubehnen und im Archipel feste Stützpunkte für seinen Levantehandel zu erlangen suchen würde. Gegenwärtig ist Frankreich jedoch noch zu sehr mit sich selbst beschäftigt, als daß sein Einfluß nach außen irgendwo Besorgnisse erregen könnte. Mit Rußland, dessen Stellung zu dem östlichen Europa auch für Griechenland gefahrbringend zu sein scheint, wird der junge Staat um so mehr seine freundschaftlichen Beziehungen zu erhalten wissen, je weniger die nachtheiligen Schritte einiger Agenten dieser Macht in den letzten Jahren von bleibenden Folgen sein werden, und je mehr Griechenland genöthigt ist, Rußland als Gegengewicht gegen etwaige Anmaßungen der westlichen Mächte zu betrachten. Auf der andern Seite könnte allerdings die griechische Monarchie selbst im östlichen Europa für die Zukunft ein Uebergewicht erlangen, welches mit dem Interessen der übrigen Mächte nicht vereinbar wäre. Der Verf. macht in dieser Beziehung, namentlich auf das zu hoffende Wachsthum der griechischen Handelsvereine aufmerksam, bemerkt aber auch

zugleich, daß dieses Wachsthum schon seit einem halben Jahrhundert bestanden, ohne den übrigen Handelsstaaten wesentlichen Nachtheil zu bringen, und überhaupt an der Entwicklung des Levantehandels im Allgemeinen, so wie jedem handelsreibenden Volke der Inseln sei kein maß, zu erklären sei. Habe Griechenland dabei nur einige besonders Vortheile vor dem übrigen Europa heraus, so verdanke es diese seiner Lage, welche allein seinen Bewohnern zugutekommen dürfe und sein Schicksal in die Zukunft bedingen wird.

Die äußere Politik des neugriechischen Staats ist zugleich die Grundlage seiner innern Organisation, denn die gemeinste Grundsätze der Verf. im zweiten Abschnitt „Politique intérieure de la Grèce“, S. 212—216, stellt. Nachdem er hier auf die Schwierigkeiten aufmerksam gemacht hat, welche Griechenland als Mittel zwischen den Systemen der absoluten und der constitutionellen Monarchie zu überwinden habe, bemerkt er ganz richtig, daß die Frage, auf welche Seite es sich zu wenden sei, am sichersten nach den Bedürfnissen des Landes und Belles entschieden werden müsse, und daß die fremden Mächte zunächst auf weiter nichts Anspruch machen könnten, als darauf, daß die Regierung dem revolutionnären Geiste welcher Europa beunruhigt, keinen Eingang gestattet überhaupt der europäischen Gesellschaft die Summe einer geschnäbigen und haltbaren Organisation gewöhne. In Einzelnen müsse dieselbe völlig frei sein und nur nach den gegebenen Verhältnissen eingerichtet werden. Unter dies kommt zunächst Charakter und Art der Bevölkerung Griechenlands in Betracht, wovon der dritte Abschnitt, S. 217—230 handelt. Abgesehen von einer großen Verschiedenheit der Bildung, Sitten und Interessen, welche sich nirgends in gleicher Weise wiederfindet, lassen sich für die Bewohner des heutigen Griechenlands fünf verschiedene Merkmale festsetzen. Ist den Rasse, in welchen alt-hellenische Eigenthümlichkeit noch am reinsten hervortritt, kriegerischer Geist und wilder Sinn eigen, so sind dagegen bei den Moroten, welche, mit Ausnahme des Mainotenstammes und einiger Kistenfamilien, unter dem Drucke der Türken und Spanier den Waffen völlig entfremdet worden sind, slavische Elemente und Verderbniß der Sitten neben höherer Bildung herrschend, während die Bewohner der Inseln, welche durch Handel mit dem gebildeten Europa fortwährend in Verbindung geblieben sind, im Allgemeinen zwar mehr europäisch, so namentlich italienische Bildung und Lebensweise, aber auch mit diesen verbundenen Mängel des Charakters und der gesellschaftlichen Verhältnisse angenommen haben. In Bezug auf die Abstammung tritt durch ganz Griechenland die Verschiedenheit zwischen dem hellenisch-lonischen und dem slavisch-albanesischen, oder, wenn man will, slavischen Elemente am bestimmtesten hervor. In Ost- und Westgriechenland wird beinahe das ganze Flachland von Albanen bebaut; im Peloponnes gehören die Bewohner von Lykien und der heutigen Eparchie Arkadien dem Stamme der Albaner an; und unter den Inseln haben diese

Spezia eine fast ausschließlich albanesische Bevölkerung. Das hellenische Element dagegen hat sich am reinsten in den kriegerischen Bergbewohnern Numellens, in einigen Gegenden des Peloponnes, namentlich in den Bergdistrikten zwischen Lakonien und dem Golf von Messenien (bei den Mainoten) und auf einigen Inseln, Psara, Chios, dem hellenischen Theile von Syra u. s. w. erhalten. Durch die Revolution sind zu den ältern Einwohnern noch einige neue Stämme hinzugekommen, welche theils dem hellenischen, theils dem albanesischen Elemente näher stehen; als die Sullioten, welche, etwa 12,000 Mann stark, noch unter ihren eignen Führern, aber ohne gemeinschaftliches Interesse leben; die Olympioten, welche sich zugleich mit einigen aus Thessalien und Macebonien eingewanderten Familien in Phocis niedergelassen haben; die hier und da zerstreuten Reste der nach dem Falle von Karabusa eingewanderten Sandloten; einzelne ausgezeichnete Phanariotengeschlechter und einige Griechen aus Kleinasien und aus der Republik der sieben Inseln. Ein eignes Element der Bevölkerung bilden die seit dem Anfange des Freiheitskampfes eingewanderten Europäer, unter denen in Zukunft die deutschen Colonisten den vorthellhaftesten Einfluß auf den Anbau des Landes und die Bildung der Eingeborenen gewinnen werden. Die Verschiedenheit der Stände bedingt sich nach den drei Hauptclassen der Landbauer, der Handwerker und Gewerbetreibenden und der Krieger, welche über ganz Griechenland so zerstreut sind, daß je nach Dichtigkeit die eine oder die andere Classe die vorherrschende ist. Ein eigentlich bevorrechteter Stand existirt nicht; und wenn z. B. in einigen Distrikten des Peloponnes die Prinaten gewissermaßen die Rechte eines herrschenden Erbdieles in Anspruch nehmen möchten, so beruht dies bloß auf einer falschen Würdigung des Antheils, welchem sie zur Zeit der osmanischen Herrschaft an der Verwaltung des Landes als Kubtschi-Baschis hatten, der aber auch nur aus jenem gesunkenen Zustande hervorgegangen war, welcher mit der neuen Ordnung der Dinge gänzlich unvereinbar ist.

Hiernach bestimmen sich leicht die allgemeinsten Bedürfnisse und Wünsche des neugriechischen Volkes, welche der Verf. im vierten Abschnitt, S. 231—235 aneutet. Das allgemeine Verlangen nach Ruhe und gesetzlicher Ordnung ist die sichere Grundlage, worauf das neue Staatsgebäude aufgeführt werden kann. Jedoch darf man nicht verhehlen, daß die Ansichten über die Mittel, wodurch man zu Ruhe und Ordnung gelangen könne, weit weniger von den Bedürfnissen des allgemeinen Volkes als von den Interessen ausgehen, welche die verschiedenen Classen und Parteien vorzugsweise berücksichtigt wissen wollen. Allen zu genügen ist ebenso unmöglich, als es gerecht und notwendig ist, den wahren Bedürfnissen derer abzuhelfen, welche begründete Ansprüche haben. Wo, wie in Griechenland, neben dem edelsten Streben die gemeinste Leidenschaft, neben ausgezeichneter Tugend das niedrigste Laster, neben anerkannter Tüchtigkeit des Geistes und Charakters Unsäglichkeit und Anmaßung ihr Recht geltend machen wollen, muß die Regierung mit Gerech-

tigkeit und Einsicht eine unerschütterliche Festigkeit in der Ausführung Dessen beweisen, was sie als das Beste erkannt hat. Man erhebe und ehre die Tüchtigen, um Unsäglichkeit und Gemeinheft niederzuhalten; man zeige das Laster in seiner Nothheit, um die Tugend zu erhöhen; man belohne anerkanntes Verdienst, um im Nothfall sich zur Strenge freie Hand zu lassen, und vor Allem trachte man neben der Verbesserung der gesellschaftlichen Zustände nach der Vervollkommnung der moralischen und politischen Bildung des Volkes. Das Meiste kann in dieser Beziehung nur mit der Zeit reifen; was die Gegenwart und die nächste Zukunft erhelcht, bespricht der Verf. im letzten Abschnitt dieser Abtheilung, S. 236—264.

Das hier Gesagte, auf die ersten Zeiten der Regentschaft berechnet, bezieht sich bereits auf die Vergangenheit und hat theils seine Anwendung wirklich gefunden, theils eine andere, von den Ansichten des Verf. etwas abweichende Gestalt erhalten. War die verzögerte Ankunft der Regentschaft allerdings nicht ohne bedeutende Nachtheile für die neue Organisation, so sah sich jedoch dieselbe sogleich bei ihrem Auftreten durch die nöthigen Mittel, namentlich die Anleihe von 60,000,000 Francs und ein hinlängliches Truppen-corps in Stand gesetzt, die entschiedene und unabhängige Stellung einzunehmen, welche der Verf. als die erste Bedingung einer glücklichen Lösung ihrer Aufgabe bezeichnet. Indem sie sich über jedes Parteilicteresse erhoben hat, ist es ihr gelungen, bald die gefährlichsten Feinde der öffentlichen Ordnung und des königlichen Ansehens in gesetzmäßige Schranken zurückzuweisen. Die Organisation des Heeres und der höhern Staatsverwaltung ist wenigstens zum Theil ins Leben getreten und im Fortschreiten begriffen; die Einrichtung einer obersten beratenden Staatsbehörde, wie sie der Verf. S. 246 zur Sprache bringt, wurde, abgesehen von ihrer Zweckmäßigkeit für die Zukunft, vielleicht aus Rücksichten auf die Nothwendigkeit beschleunigter Ausführung administrativer Maßregeln, auf welche sie verhindern hätte einwirken können, bis jetzt unterlassen. Ueberdies dürfte die Wahl dieses Staatsraths, welcher nach dem Verf. 30—40 Mitglieder zählen soll, nicht ohne Schwierigkeiten gewesen sein, so lange die Regentschaft noch nicht die nöthige Kenntniß der dazu geeigneten Individuen besitzen konnte. Beweist doch schon der letzte Ministerwechsel, wie schwer es war, hierin durch eine glückliche Wahl gleich Anfangs den gehegten Erwartungen zu entsprechen. Die Organisation der niedern Behörden ist noch zu sehr in der Entwicklung begriffen, als daß man über ihre Zweckmäßigkeit und Erfolge urtheilen dürfte. Durch wiederholte Stimmen ist der Wunsch laut geworden, daß man bei einem an sich lobenswerthen Streben, die im gebildeten Europa, namentlich in Baiern, als bewährt befundenen Formen der Administration auch nach Griechenland zu übertragen, nicht zu sehr die gegebenen Verhältnisse des Landes selbst aus den Augen verlieren möchte; und gründet sich dieser Wunsch wirklich auf bereits vorhandene Thatfachen, so darf man hoffen, daß er für die Zukunft nicht unberücksichtigt bleiben werde. Auch was von S. 248 an über die Befrie-

Wigung der aus frühern Zeiten stammenden Ansprüche der griechischen Heerführer und die Organisation der Truppen gesagt wird, ist zum Theil und so weit in Anwendung gekommen, als es mit Vorbehalt späterer etwaiger Anordnungen geschähen könnte. So hing z. B. die vorgeschlagene Entschädigung der Capitaine, Unteroffiziere und Soldaten durch Landbesitzthum von einer genauen Ermittlung ihrer wahren oder vermeinten Ansprüche und überhaupt von den Verordnungen über die Verwendung der Nationalgüter ab, welche theils erlassen würden, theils noch zu erwarten sind. Eigenthümliche Schwierigkeiten hatte natürlich, selbst abgesehen von dem damit verbundenen Kostenansprüche, die Bildung eines Nationalheeres, durch welches die ungeordnete Masse der irregulären Truppen Ordnung und Brauchbarkeit erhalten sollte. Und wenigstens ist es bis jetzt gelungen, Unordnungen zu verhindern, welche von dieser Seite am meisten zu befürchten waren. Die Vereinigung und Ausrüstung der heimathlosen Sultaten, Dampioten und Gaudioten, sowie eine zweckmäßige, den Bedürfnissen eines geordneten Staatswesens entsprechende Organisation des Nationalheeres kann man in nächster Zukunft um so eher erwarten, je mehr die Befestigung der Ruhe und Ordnung die Empfänglichkeit für friedliche Beschäftigungen selbst unter diesen kriegerischen Bergvölkern anregt wird. Gleich dringend ist die Wiederherstellung der gänzlich verfallenen Flotte und die Entschädigung der Inseln, unter denen vorzüglich Hydra schleunige Hilfe bedarf, um dem Staate diese jetzt fast verstopfte Quelle seines Ruhmes und seines Reichthums auch für die Zukunft wieder ergiebig zu machen. Freilich werden dazu bedeutende Mittel erfordert, obgleich nicht so Bedeutende, daß sie mit dem der Regenschafft zu Gebote stehendem Capitale in völligem Mangelverhältnisse ständen. S. 260 macht der Verf. den Ueberschlag, daß mit einer Summe von 10,000,000 Francs, welche noch nicht einmal den fünften Theil der zu 94 Procent contrahirten Anleihe ausmache, nicht nur die Entschädigung des Landheeres und der Inseln, sondern auch die Kosten der Ausrüstung der einigswärtesten Stämme bestritten werden könnten. Inwiefern diese Berechnung richtig sei, wird sich zeigen, sobald wir hierüber von der Regenschafft selbst die zu erwartenden Aufschlüsse erhalten haben werden. Gewiß ist, daß vielleicht in keinem Lande mit wenig Mitteln in kurzer Zeit so viel erreicht werden kann wie in Griechenland; und wenn man daher nur einmal den ersten Bedürfnissen auf zweckmäßige Weise abgeholfen hat, so wird man in dem neuerblühenden Wohlstande des Volkes bald die Mittel finden, nach und nach durch eine allseitige Organisation dem jungen Staate die Gewährung seines Bestehens und seiner Dauer für alle Zukunft zu sichern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Inklänge der hochdeutschen Sprache, oder Auffindung ihrer verwandten Wörter zum Behufe der Dichtkunst, von F. W. Jürg. Darmstadt, Hanmann, 1834. 8. 21 Gr.

Der ungenannte Herausgeber dieser Schrift — dem ein fast völlige Erlösung hinderte den Verf. in der ersten Ausgabe — erwähnt in seiner Vorrede das „Allgemeine deutsche Wörterbuch von Percegrinus Spant“ (2 Bände. Leipzig, 1835) als Hauptwerk in diesem Fache, und erkennt an, daß der Herr von Mann gefunden habe, welcher in dem sechsten theilweise Buch mit den ganzen Reichthum versehen „mit einer Vollständigkeit darstelle, welche die dankbarste Anerkennung verdient. Demgegenüber glaubt er, der Jung'schem Sammlung, die er noch mehrte, einen Platz neben dieser Beschreibung geben zu dürfen. Wir können nichts dagegen einwenden. Denn ist nicht solche Arbeit, wenn sie mit Fleiß und Umsicht unternommen ist, wie in gewisser Hinsicht nützlich, wo die andre vielleicht weniger nützlich wäre, wie z. B. diese Schrift der klügeren als das Compendium empfiehlt. Ihre Einrichtung ist einfach. Die Vocale in der oblichen Reihe und dann die Diphthonge, die Reime auf einander folgen, und wenn es auch nicht selten unvernünftliche Sprünge gibt, durch die dann an welchen Punkte verweist, so findet man sich leicht wieder.

Was die aufgenommenen Wörter betrifft, so ist nicht selten die Probe des einen Reimes nötig, nicht in kundigem Blute vorgenommen werden muß, obgleich in der Reime in der Ueberschrift der jedesmaligen Seiten im Quart, z. B. rbe, äbe, äbe, ene, äne, äne; ä, ä, ä, u. dgl. Anmerkung dazu gibt. Manche Wörter sind sehr, sehr selten, oder nicht poetisch; aber letzteres sind es auch nicht alle zu sein, wenn nur die poetisch angesehen werden. Die ganze Masse ist ja doch nur „wie ein Hof in Bildners Hand“, und der Bildner aus allen Seiten hat seine Junge, die im Einigen ihre sprachlichen Nationalitäten (provincialitäten) geltend machen, hat Zutritt. Dergleichen werden auch wol die ursprünglichen Fremdwörter nicht ausgeschlossen werden, ja sie dürfen nicht. Die Japan'sche Geschichte, auch zu sprechen, mit Entleerung aller Geschichte, aber hiezu und politischen Aufschwemmungen, hat längst aufgehört zu sein, und ist auch für einen lebendigen deutschen Sinn nicht nützlich, ja kaum wünschenswert.

Kleine Stellen könnten wol auch da und dort aufgenommen werden; besonders, wenn man nicht bloß Wortsammlung, sondern auch Wortbildung zu Werke geht, was grade in unsern ehein deutschen Sprache so lohnend und erlaubt ist. Der all Bekanntere fehlt. z. B. unter greuzen, faulagen z. l. a. fehlt: Leberzen. Eine nicht ganz consequente Nachlassung wird bisweilen befehrt, z. B. Bol, Blot, Gelot, Grot, Grot. Man darf wol selbst nicht im scherzhaften Geistesdicht Mond auf Ton u. dgl. irren.

Literarische Notiz.

Der im Mai erschienene vierte Band der „Mémoires de M. Tabou etc.“ ist von hohem Interesse. Er umfaßt die ersten Jahre von Mirabeau's parlamentarischem Aufstiege bis auf die Berufung der Reichskamere. Man findet einige Einzelheiten über jene Zeit und die handelnden Personen. Mirabeau erzählt hier auch seine politische Sendung nach Paris.

Es erscheint eine neue Ausgabe der „Oeuvres complètes de Rabelais“ in 9 Bdn., 8., bei Jules Didot à Paris. 52 vignettes und 125 caricatures „des sages éruditions“. Das Ganze wird aus 55 Lieferungen bestehen, wovon nicht die eine erscheint.

Freitag,

— Nr. 164. —

13. Juni 1834.

De l'état actuel de la Grèce et des moyens d'arriver à sa restauration. Par Frédéric Thiersch. Zwei Theile.

3. weiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 163.)

Einer nähern Betrachtung der einzelnen Zweige dieser Organisation ist der zweite Theil unsers Werkes gewidmet. Wir bemerkten bereits, daß die drei ersten Abschnitte desselben sich noch im ersten Bande befinden. Aus den statistischen Notizen des ersten Abschnitts, S. 265—273, welche aus den sichersten Quellen geschöpft sind, ergeben sich folgende Resultate. Das griechische Reich umfaßt in 13 Eparchien ebenso viel Städte und 585 Dörfer, welche nach einer Durchschnittsberechnung von 300 Familien für jede Stadt und 50 für die Dörfer, jede zu vier Personen angeschlagen, eine Bevölkerung von 130,200 Seelen abgeben; nach demselben Calcul sind die elf Eparchien des westlichen Griechenlands, welches 19 Städte und Flecken und 226 Dörfer zählt, von 76,000 Seelen bewohnt, so daß die ganze Bevölkerung des griechischen Kernlandes sich nur auf 206,000 Einw. beläuft. Nach der letzten einleuchtendsten Angabe, freilich noch von 1829, befinden sich in ganz Rumelien nur 2,883,100 Stremas wirklich bebautes Land, welche, da jedes Strema 40 Quadratfuß umfaßt, etwa 32 geograph. □M. geben. Die 35 Eparchien des Peloponnes zählen in 86 Städten und Flecken und 1335 Dörfern, mit Einschluß der Spartiaten, welche auf 15,400 Familien berechnet werden, eine Bevölkerung von 429,250 Einw. Das bebaut Land mag sich etwa auf 10 Millionen Stremas belaufen, von denen wenigstens acht Nationaleigenthum sind. Die 33 bewohnten Inseln haben ungefähr 176,185 Seelen; woraus sich dann für das ganze Königreich eine Bevölkerung von 811,435 Seelen auf 110 □M., etwas über 700 Einw. auf die □M., ergibt. Dabei darf man nicht vergessen, daß das erstland und die Insel Euböa durch den Krieg beinahe die Hälfte der Bevölkerung verloren haben, und daß Griechenland überhaupt leicht 5,000,000 Einw. ernähren kann, wenn man seine Hülsquellen zu benutzen versteht. Mit dieser Bevölkerung werden dann auch die Staatseinkünfte, welche bis jetzt nur etwa auf 4,000,000 Francs angeschlagen werden können, in gleichem Verhältnisse wachsen. Ich verstehe mich jedoch von selbst, daß dabri Alles von et-

ner umsichtigen und geregelten Benützung der Vortheile abhängt, welche Griechenland nach seiner natürlichen Beschaffenheit so reichlich darbietet. Einige vorläufige Bemerkungen hierüber enthält der zweite Abschnitt: „Sur l'état physique et moral de la Grèce“, S. 274—292. Unter den Producten des griechischen Bodens, welche bis jetzt noch gar nicht benützt worden sind und eine unerschöpfliche Quelle des Nationalreichthums werden könnten, nennt der Verf. zuerst die noch im Schooße der Erde verborgenen edeln und unedeln Metalle. Gold, Silber, Kupfer und Blei findet sich in Attika, bei Chalkis und auf den Inseln Syphnos und Seriphos; reiche Eisenerze trifft man in den Gebirgen von Skyra, des Vorgabirges Tharon und der Insel Euböa, welche; sowie Elis, auch Steinkohlen enthält; vortrefflicher Marmor kann noch auf Paros und in den alten pentelischen Brüchen gewonnen werden. Eine gleich ergiebige Quelle des öffentlichen Reichthums werden die fast auf allen Gebirgshängen befindlichen Waldungen sein, sobald man durch eine vorläufige Forstwirtschaft den mannichfaltigen Verheerungen, welchen sie bisher ausgesetzt waren, Einhalt gethan und ihre Cultur und Benützung für die Zukunft geregelt haben wird. Die Regierung hat in dieser Beziehung um so freiere Hand, da sie sämmtlich zu den Staatsdomänen gehören. Die Fruchtbarkeit des Bodens in den Niederungen wechselt nach der Beschaffenheit der mit ihnen in Verbindung stehenden Gebirge; in der Nähe von Kaltgebirgen ist das Land meistens trocken und unfruchtbar; herrscht dagegen in den Höhen Thon und Schiefer vor, so sind die benachbarten Ebenen reich und fruchtbar. Die fruchtbarsten Felder befinden sich in den Thälern, welche während des Winters unter Wasser stehen, ein Vortheil, der um so schätzbarer ist, da im Allgemeinen in Griechenland nur wenig Mittel zu einer vortheilhaften Bewässerung vorhanden sind. Quellen und Flüsse sind sehr ungleich vertheilt und während des Sommers nicht sehr ergiebig. Bekanntlich sind in Attika und Megaris einige wenige, und auf der Ebene von Argos gar keine Quellen, während anderwärts die eingeschlossenen Thäler zur Regenzeit häufigen Ueberschwemmungen ausgesetzt sind, welche sie für den Anbau fast ganz unbrauchbar machen. Auf die Mittel, diesem Uebelstand abzuhelfen, kommt der Verf. weiter unten zurück. In diesem Abschnitt spricht er noch von der Beschaffen-

heit der Luft, den vorherrschenden Winden, der Erhebung des Landes, den hiervon abhängigen klimatischen Verhältnissen, dem Wechsel der Jahreszeiten, der productiven Kraft des Landes im Allgemeinen und endlich von der Natur, den geistigen Eigenschaften, den Mängeln und Vorzügen seiner Bewohner. Unter Anderem findet sich hier die Bemerkung, daß bei großer physischer Verschiedenheit die Abweichung von dem hellenischen Typus am auffallendsten bei einigen Stämmen der Inselbewohner ist, deren Gesichtsbildung sich mehr der breiten asiatischen, namentlich jüdischen Formation nähert. Dieser Umstand könnte allerdings bei den Untersuchungen über Abstammung und Wanderungen dieser Stämme mit Vortheil benutzt werden. Körperliche Schönheit ist in der Regel mehr dem männlichen als dem weiblichen Geschlechte eigen; jedoch wird man, nach des Verf. Ausdruck, bisweilen noch an die classische Schönheit der Helena und Aspasia erinnert. Hohes Alter ist ebenso häufig, als Krankheiten selten sind; dagegen entwickelt sich einmal vorhandener Krankheitsstoff meistens schnell und auf bössartige Weise. Aufgewecktheit des Geistes, gesundes Urtheil, beständige Feitheit und ein tiefes Gefühl offenbaren sich als nationale Vorzüge in allen Classen der Gesellschaft, während Eitelkeit, Hysterie, Eügensüchtigkeit und alle ähnliche Laster, welche den Charakter des griechischen Volkes nur noch zu oft, aber leider mit Recht einer harten Beurtheilung aussetzen, mehr als eine bedauerwürdige Folge des geschloßen und herabwürdigen Zustandes erscheinen, welcher in den letzten Jahrhunderten die beste Kraft dieses tüchtigen Volkes nutzlos verzehrt hat. Am meisten angeborene Tüchtigkeit hat sich vielleicht in der Classe der Landbauer erhalten, deren gegenwärtiger Zustand und die Mittel, diesen zeitgemäß zu verbessern, in den vier nächsten Abschnitten besprochen werden. Was hier gesagt ist, verdient gewiß die größte Beachtung, da dieser ehrenwürdige Stand der Landbauer eine der sichersten Stützen des zu hoffenden Wohlstandes sein wird.

Aus dem vierten Abschnitt: „De l'état de la société agricole de la Grèce“, S. 293—304, geht hervor, daß bis jetzt der Ackerbau in Griechenland noch mit einer Einfachheit und Beschränktheit betrieben wird, welche nur zu sehr an den Urzustand menschlicher Culture erinnern. Roggen und Hafer werden gar nicht, Gerste und Weizen in verschiedenen Arten gebaut; arabisches und türkisches Korn gedeihen vortreflich; Tabak, Baumwolle und Wein hat man zur Genüge; letzterer wird zwar mit Sorgfalt gebaut, verliert aber viel durch eine mangelhafte Behandlung in der Presse; auch hält er sich nur kurze Zeit; der Anbau der Rosinen, der Oliven und des Maulbeerbauens, welcher durch die Verheerungen des Krieges ungemehrt gestanden hat, kann durch Erndsterörungen und wesentliche Verbesserungen sehr gehoben werden; Obstzucht ist bis jetzt völlig vernachlässigt worden; doch gedeihen Mandeln, Kastanien, Feigen, Drogen, Citronen auch ohne Pflege nach Wunsch. Gemüse, sorgsam gepflegt, zeichnen sich vorzüglich in den Gärten an den Ufern des Kephissos in Attika aus. In gleichen Verhältnissen steht

auch die Viehzucht noch auf einer sehr niedrigen Stufe. Das Meiste überläßt man der Natur. Esel, welche in Ermangelung aller Fuhwecks zum Fortschaffen der Lasten gebraucht werden, trifft man überall in Menge; Maultiere seltener, aber von vortreflichem Schlage; die Pferde sind ungrachtet einer gänzlichen Vernachlässigung, Raub und unbauend; Schweinezucht trifft man nur in Arkadien, jedoch scheint auch hier der Genuß des Schweinefleisches dem Klima nicht zu entsprechen; Kühe werden nur zur Fortpflanzung der Ackerstiere gehalten; jedoch muß man deren noch aus Thessalien und Kleinasien kommen lassen, um dem Bedarf zu genügen; am ausgebildetsten ist die Zucht der Ziegen und Lämmer, welche in unermesslichen Heerden während des Sommers die Berggründen und nach der Erntezeit die Felder abtreiben; an Verbesserung der Race um ihre Producte hat noch Niemand gedacht; daher ist Milch, Butter und Käse nur von geringer Qualität. Auch die ganze Lebensweise und häusliche Einrichtung der Bauersfamilie ist mit diesem Urzustande der Culture im Einklange; die ärmere Classe ohne eignen Grundbesitz verbunden mit Familie und Hauschieren eine niedrige Hütte, welche ihnen einzigen gewöhnlich durch Beschläge in drei Theile abgetheilten Raum umschließt; bequemere Einrichtungen finden sich, je nachdem die Wohlhabenheit der Bauern steigt; nach dem Grade dieser Wohlhabenheit bestimmen sich dann auch der Anblick ganzer Dörfer, welche, ungeachtet ihrer meistens abgesonderten und sichern Lage während des Krieges fast durchgängig mehr oder weniger gelitten haben. Die höchst einfache Kleidung des alltäglichen Lebens bekommt bloß in den Festzeremonien der Frauen, welche sich durch die geschmackvollsten Stickerien auszeichnen, ein etwas luxuriöses Aussehen. Die Ausgaben des Hausstandes werden jedoch dadurch nicht vermehrt, da sie von den Frauen selbst gefertigt werden; auch übrigens sind die Ausgaben einer Bauersfamilie sehr gering; die meisten Bedürfnisse werden durch ihre Hände Arbeit befriedigt und alle Anläufe durch Austausch von Naturalien gemacht. An den Staat zahlt der Bauer den sechsten Theil des Ertrags seines Bodens, wenn er Eigenthümer ist, den vierten, wenn er Nationalländerien bebaut; nur dem werden die Abgaben drückender, wenn er das Land anderer Grundbesitzer baut; in einigen Fällen betragen sie die Hälfte des Ertrags. Letztere Classe sucht daher immer nur die fruchtbarsten Gegenden auf, führt ein wanderndes Leben voller Entbehrungen und Beschwerden, und zeigt nirgends große Anhänglichkeit an das Land, welches ihr auf einige Zeit nothdürftigen Unterhalt gewährt. Es leuchtet von selbst ein, daß dieser in jeder Beziehung mangelhafte, mit dem Stande der Culture unserer Zeit völlig unvereinbare Zustand nicht länger dauern darf. Die Mittel zu zweckmäßiger Hülfe gibt der Verf. in den drei nächsten Abschnitten an, welche den ganzen Band eröffnen, nachdem noch einige einleitende Worte diesem Theile des Werkes vorausgeschickt sind.

Der Verf. erklart sich hier auf das Bestimmteste und wie wir glauben, mit vollem Rechte gegen jede Regierung Griechenlands, welche bloß durch die Einführung von Ge-

in und Öften bewirkt werden würde, die als Erzeug-
 nis einer fremden Stofflichkeit im gerichtlichen Boden
 verächzt Wurzel fassen könnten. Der einzig richtige Weg,
 Griechenland zu zeitgemäßer Bildung zu erheben, werde
 durch ein tiefes Studium der Eigenthümlichkeiten des
 Landes, sein Wesen, seinen Charakter, seine Originalität
 kennen zu lernen, diese ihm so viel wie möglich zu er-
 kennen, und unsere Erfahrungen und Kenntnisse da geltend
 machen, wo wesentliche Mängel zu ersetzen sind. Dann
 ist dem Ganzen die nationale Grundlage, welche allein
 höhere Entwicklung, ein kräftiges Gedeihen des neuen
 Landes verbrüngen kann. In diesem Sinne, mit dieser sei-
 ner Uebersetzung schrieb der Verf. die folgenden Bemerkun-
 gen, welche sich, wie bereits erwähnt, zunächst auf
 Verbesserung des Zustandes der ackerbauenden Classe
 beziehen.

Der vierte Abschnitt, S. 1—15 beginnt mit
 Bemerkung, daß der Bauernstand, dieser Kern der
 Bevölkerung, im heutigen Griechenland etwa 120,000 Fa-
 milien zähle, von denen etwa 20,000 wirkliche Grundbesit-
 zer sind. Da selbst diese geringe Zahl durch den Krieg
 in dessen Theil ihrer Habe verlor hat und sich noch
 einwärtsig außer Stand sieht, ihre Aecker ganz und mit
 ihnen zu bebauen, so ist die erste Pflicht der Regierung,
 ihnen die nöthige Unterstützung zukommen zu lassen. Wesent-
 lich ist der Mangel an Jünglingen zur Bestellung der
 über äußerst drückend. Theßalien, die Bulgare, die
 Achaier und Kleinasien können ausbilden. 10,000 Paare,
 2 denen 4000 in Rumelien, 4000 im Peloponnes und
 2000 auf den Inseln vertheilt würden, wären hinreichend
 und mit 2,000,000 Francs bezahlt. Ist dieser Uebelstand
 abgehoben, so muß zunächst dem Mißverhältnisse der acker-
 bauenden Bevölkerung zu dem vorhandenen Grund und
 Boden abgeholfen werden. So weit man Griechenland
 betriefft, sind wenigstens 500,000 Landbauern mit ih-
 rer Familien Beschäftigung und Unterhalt. Es gibt zwei
 Mittel, in dieser Beziehung zum Zwecke zu gelangen.

Ansiedelung fremder Colonisten, namentlich um die Na-
 malade zu erhalten, aus Theßalien, Syrien, Arabien
 und Kleinasien; diesen würden sich dann die bereits ein-
 wanderten Candioten, Sulloten und Nympheten, die Ca-
 taine, welche durch Grundbesitz erschädigt worden wa-
 ren, und endlich der Zuwachs an Einwanderern westeu-
 ropäischer, namentlich deutschen Stammes, anschließen. Die
 Regierung legt es ob, durch zweckmäßige Maßregeln die
 Einwanderung zu erleichtern, die Ansiedelung zu ergeth
 und die Colonisten Anfangs nach Kräften zu unterstützen;
 wird dazu allerdings ein bedeutendes Capital erfordert,
 ist es kaum in keinem Falle günstiger angelegt werden,
 schon in den nächsten Jahren die Einkünfte des Staats,
 der Reichthum des Landes überhaupt in gleichem
 Verhältnisse mit der Zahl der Grundbesitzer steigen werden.
 In dies zu erreichen, ist es aber 2) ebenso wesentlich und
 nöthig, die unbegüterte Classe der Landbauer nach und
 nach in Eigenthümer des Bodens zu verwandeln. Da
 die Regierung einer überschläglichen Berechnung und
 nach Abzug der etwa als Entschädigung zu vertheilenden

Kinderlos nach ungefähr 10,000,000 Steuern zu be-
 dauern. Land, dessen Mittelwerth auf 100 Francs das
 Stemma angeschlagen werden kann, von den Nationalglaub-
 lichen vertheilt, so bringt der Verf. in Vorschlag, zunächst
 jeder der bereits vorhandenen 100,000 unglücklichen Familien
 gegen jährliche Abgabe von 50 Francs ein Grundstück
 von 3000 Fr. Capitalwerth als Staatsgut, und einem
 Beamten im Werthe von 300 Fr. als Entschädigung und
 Eigenthum ohne Abgabe zu überlassen. Ist nachher durch
 der Natur des Capitel an die Regierung zurückzahlen
 könnte, würde es Eigenthümer des Landes machen, für
 welches er seine die grundbesitzenden Leuten, aber die diese
 entlegende Grundsteuer zu entrichten hätte. In ähnlicher
 Weise ließe sich ferner auch gegen die Kleinbauern, welche
 kleine Grundbesitzer sind, und die Grundsteuer vorziehen.
 Dies würde ungefähr 7,000,000 Steuern erfordern, welche
 etwa in 30 Jahren mit 600 Millionen Fr. an die Staats-
 casse bezahlt sein könnten; und dabei verliere der Acker-
 bau immer noch 3 Mill. Steuern zu anderweitiger
 Verfügung.

Dieser Plan hat ungeachtet seiner einfachen Grund-
 lage bei der Ausführung eigenthümliche Schwierigkeiten,
 welche jedoch bei einmal genauer Verwaltung leichter ge-
 hoben werden können, als man denkt. Eine der bedeu-
 tendsten ist eine genaue Ermittlung, welche bereits bekannte
 Landbesitzer Privatigenthum, und welche Staatsgut sind,
 sodas man zunächst über die rechtliche Begründung des
 bisherigen Besitzstandes im Allgemeinen zur Gewißheit ge-
 lange. Man wird dabei auf ungesetzliche Ansprüche, un-
 gesetzliche Rechte, Betrügereien und Annahmungen aller Art
 stoßen und sich in Ermangelung anderer Mittel doch vor-
 züglich auf die Rechtmäßigkeit dieser verlassen müssen, welche
 die meisten Localkenntnis haben, aber fastlich auch am weis-
 sten dabei interessiert sind. Gleich schwierig ist die Auf-
 hebung des Bodens seinem Werthe nach. Eine Auf-
 maßung des ganzen Landes wäre zu weitläufig, kostspielig
 und doch nicht ganz zweckmäßig. Man begnüge sich in-
 derer zunächst mit den möglichst genauen Bestimmungen
 nach den zeitlichen Erfahrungen und den sichersten An-
 gaben; dann richte man für die einzelnen Gemeinden aus-
 führliche Grundbücher ein, welche zugleich als Hypotheken-
 bücher dem Credit zu Grundlage dienen können, und ver-
 bessern hierauf die alten bergangenen Grundbücher. Sollen
 die neuen Einrichtungen in Bezug auf den Besitzstand für
 die Zukunft Gewißheit und Dauer haben, so müssen der
 Zertheilung der kleinen Güter ebensoviel, wie dem Über-
 handnehmen zu großer Grundbesitzer gesetzliche Schranken
 gesetzt werden. Vorzüglich das Letztere ist von so hoher
 zu achten, weil die kleinen Grundbesitzer sehr bald von
 den Reichen aufgezehrt werden würden, welche so schon
 in ganz Griechenland ihre Herrschaft ausüben und noch
 jährlich durch die Ankunft bedeutender Capitalisten vermehrt
 werden. Es dürfte z. B. der Verkauf der großen, rhy-
 matis christlichen Besitzungen auf Cuba nicht ohne An-
 theil und Aufsicht der Regierung geschehen. Das Zusam-
 menhalten der kleinen Grundstücke hängt natürlich von
 einer genauen Revision und Feststellung des Erbrechts ab,

wozu sich die Elemente in einigen, durch Verjährung längst gebilligten Bestimmungen mehrerer Inseln und Continentaldistricte finden, denen zufolge gewisse Grundstücke bei Erbvertheilungen nie zerstückelt werden dürfen. Söbde man dergleichen Bestimmungen allgemein gesetzliche Kraft, so möchte durch ähnlüche der hellenischen Veräußerung Keiner Güter vorgebeugt werden. Würde auf diese Weise nach und nach der größte Theil der ackerbauenden Classe begünstert werden, so ist auf der andern Seite die Classe der unbegüterten Landbauer von den bestehenden Verhältnissen in Griechenland so ungetrennt, daß ihre Zahl noch immer sehr beträchtlich bleiben muß. Bisher baute nämlich nur dieser Stand das Land der Lärten, Archonten und Priematen und wurde gleichsam als integrierender Theil des Grundbesitzes fast ohne gesetzliche Befugniß irgend einer Art betrachtet. Dieser unwürdige Zustand hat sich schon durch Kapodistrias' Bemühungen sehr gebessert, und jetzt wird es der Regierung leicht sein, durch zweckmäßige Gesetze dem vormals fast leibigen Bauer nicht nur die persönliche Freiheit, sondern auch die Möglichkeit zu sichern, den Bedrückungen der Gutsherren dadurch zu entgehen, daß er selbst den Anbau von Nationalländereien unter den gesetzlichen Bestimmungen übernimmt. So viel wir wissen, sind leider wenigstens bis jetzt noch keine durchgreifenden Maßregeln von Seiten der Regentenschaft in Bezug auf eine neue und zweckmäßige Anordnung des territorialen Besitzstandes ergriffen worden. Man wird wol zugeben müssen, daß die hierauf abzielenden Verordnungen vielseitige Ermüdung und lange Vorbereitungen erfordern; allein man kann auch behaupten, daß Verzögerung vielleicht in keinem Zweige der öffentlichen Verwaltung größere Nachteile bringen dürfte als grade hier. Hat sich wirklich, wie verlautet, hier und da unter den ärmern Landbewohnern, welche von jeder dem Oppositionsgeiste ebenso fremd als der Ruhe und Ordnung zugehan waren, eine able Stimmung gezeigt, so hatte sie ihren Grund vielleicht in jener Verzögerung und ist eine mahnende Stimme, welche nicht ungerührt unberachtet bleiben würde.

(Eine Fortsetzung folgt.)

Zeitschrift für Archivalie, Diplomatie und Geschichte.
Herausgegeben von L. F. Hoefler, H. A. Erhard
und Fr. L. W. von Medem. Hamburg, Fr. Perthes. 1833. Gr. 8. 1 Theil.

Aus demselben lebendigen Interesse für die Erforschung deutscher Alterthümer oder des deutschen Mittelalters, welches in den letzten Jahrzehenden zahlreiche historische Vereine in Deutschland hervorgerufen hat, ist auch die vorliegende Zeitschrift hervorgegangen, welche sich indes nicht wie fast alle jene Vereine auf ein bestimmtes, mehr oder weniger ausgedehntes Gebiet Deutschlands beschränkt, sondern darin ihren eigenthümlichen Charakter sucht, daß sie sich vornehmlich auf Archive, deren Bewahrung und deren Inhalt bezieht. Die von Seiten des Staats

eingeführte neue Organisation der Archive thut sich zu ermahnen und die Bewahrung der in denselben vorhandenen unerschöpflichen Stoffe für die Geschichte der Vaterland zu begünstigen und zu befördern, spricht die Vorrede als den Zweck hervor im Allgemeinen aus, und sie erläutert denselben näher dahin, daß die Archivalie als eine strenge Disciplin, als Wissenschaft behandelt werden, und dieser Behandlung wissenschaftliche Darstellungen des Archivwesens sowohl ganzer Staaten als Länder als einzelner Stiftungen oder Corporationen zu sein treten, daß der Inhalt der Archive, die Urkunden, sowohl diplomatisch, nach den äußern Eigenthümlichkeiten bestimmt, als derorts nach seinem geschichtlichen Werthe gewürdigt und benutzt werden soll, und zwar so, daß dieselben nicht als Mittheilungen und Bearbeitungen, oder der hiesigen Zeit der Zeitschrift, sollen sich aber vornehmlich auf das Wesentliche beschränken und die Urzüge derselben nur dann übermitteln, wenn die Folge einer historischen Darstellung über dieselben verlangt. Das bereits in der Vorrede sich bekundete ausgedehnte Bestreben der Herausgeber, ihrem Unternehmen nicht an wissenschaftliche Haltung zu geben, entspricht sich in Bezug auf die archivalisch-diplomatische Seite desselben schon wie in der Abhandlung, mit welcher die Zeitschrift eröffnet wird und welche „zur Archivalie“ überschrieben ist, in dem die Grundlinien dieser Wissenschaft geben soll. Das Versehen aus der vertrautesten Sachkenntniß hervorgegangen, ist reichem Auffasse löst in demselben die Aufgabe, den letzten Verband der sich auf die Archive beziehenden Zusammenhänge legen und eine systematische Ordnung in diesen nachzuweisen, in dem er: zunächst den Inhalt der Archive bezieht, dann in dem Beruf des Archivbeamten darstellt und die ihm nöthigen Kenntnisse und Fähigkeiten bestimmt und zuletzt die Aufbewahrung oder die Einwirkung des Staats auf die Archive abtritt. In dem ersten dieser drei Abschnitte wird das Verhältniß der Diplomatie und ihr Verhältniß zur Archivalie besprochen, und wie wir den Grundfals des Verf., daß die Diplomatik in Urkunden bloß nach ihrer formellen Seite zu behandeln ist, als das einzige Princip anerkennen, aus welchem ein bestimmtes Begrenzungs- und Stellung dieser Wissenschaft abgeleitet werden kann, so stimmen wir ihm auch in seiner weitverbreiteten Ansicht bei, daß die Archivalie nicht ein Theil der Diplomatik sei, sondern umgekehrt diese jener untergeordnet werden soll. Der zweite Aufsal enthält eine von Dr. Erhard gewählte historische Beleuchtung der angeblichen Dagobert'schen Schenkungsfunde des Peterklosters zu Erfurt, deren Ansehnlichkeit mit so vollkommen überzeugenden Gründen dargelegt wird, schon wie ein Aufsal über das rathshausliche Archiv der Stadt Erfurt, dessen Verf., K. Brandenburg, Hofnung auf das Erfurt wenigstens eines diplomatischen Registers der in diesen Archiv vorhandenen Urkunden macht; ferner theilt Director Dr. Hof zu Rudolstadt das für die Geschichte Merseburgs wichtige Aufklärung enthaltende Calendarium der Domkapitel der Stadt mit und fügt Erläuterungen über die in demselben vorkommenden Personen hinzu. Eine Sammlung von Urkunden, meistens aus dem Archiv des Domkapitels zu Erfurt, entlehnt und größtentheils von den drei letzten Jahrhunderten, namentlich von Heinrich II. ausgeführt, bezieht sich auf die Verbindung einer wissenschaftlichen Haltung mit einer geschichtlichen, durchgehends auf Urkunden sich stützenden Forschung, die dieser Zeitschrift, deren Herausgeber überdies auch noch in amtliche Stellung zur Herausgabe einer solchen bezieht, in einen ausgezeichneten Rang, und wir wünschen lebhaft, daß für Archivalie und Diplomatie wie für die ältere deutsche Geschichte sehr erspriessliche Unternehmen auch den ihm gebührenden Eingang finden möge.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: H. A. Brockhaus in Leipzig.

literarische Unterhaltung.

Sonnabend,

Nr. 165.

14. Juni 1834.

l'état actuel de la Grèce et des moyens d'arriver à sa restauration. Par Frédéric Thiérck. Zwei Theile.

3. zweites Heft.

(Börsen aus Nr. 144.)

Ist man einmal mit der Vertheilung des Grundbesitzes zu befriedigenden Resultaten gekommen, dann werden sich die Maßregeln zu Gunsten des Ackerbaues, wovon folgende fürste Abschnitt, S. 16—43 handelt, ihrer Anwendung finden. Der Verf. rechnet hierzu 3 Hauptarten der Stämme, welche vorzüglich im Innern von Arabien und in Böhmen um den See Kopais ehemals fruchtbarste Land schon jetzt ganz unbaubar machen und immer weiter um sich greifen, wenn nicht bald Hilfe geschafft wird. Es handelt sich dabei nicht weiter nichts, als die alten Abzugslande, welche durch Vernachlässigung verstopft sind, wieder zu eröffnen, und dieses nicht hinsichtlich oder unaufrührbar wäre, neue graben. Aus den interessanten Einzelheiten, welche er darüber mitgetheilt werden, geht hervor, daß die Unvollkommenheit und der Kostenaufwand zwar nicht unüberwindlich sein, aber auch durch den Gewinn reichlich vergütet werden würden. Allein um den See Kopais würde man über 200,000 Familien fruchtbares Land gewinnen; die Regierung darf sich nur an die Spitze des Unternehmens stellen, so werden sich leicht Gesellschaften bilden, welche die Ausführung übernehmen, wenn ihnen die gebührende Vortheile zugesichert werden. In andern Gegenden wie in Attika und Argolis ist es ebenso dringend, im Wassermangel durch eine größere Ausdehnung des bereits bestehenden Bewässerungssystems, oder, wo dieses nicht anwendbar ist, durch künstliche Brunnen abzuhelfen. Die Vertheilung der zu diesem Zwecke bereits vorhandenen Lande würde für die Regierung um so vorteilhafter sein, da durch sie wieder der größte Theil der Wälder gangbar gemacht werden könnte, welche während des Krieges zerstört worden sind, und als Staatseigenthum für die Zukunft ein Einkommen von 5 Mill. Francs sichern. Um die Verbindung und den Verkehr im Innern, und somit den Binnenhandel und den Vertrieb der Producte des Ackerbaues nach außen zu befördern, muß die Anlage von Straßen so schnell wie möglich betrieben werden. Hauptpunkte, zwischen denen die Verbindung zunächst hergestellt

werden sollte, sind von Kampa nach Athen über Korinth oder Epidaurus; von Megara nach Theben, von da nach den Thermopylen und dann nach Salona, dem Mittelpunkt der Verbindung zwischen Ost- und Westgriechenland; ferner im Peloponnes von Argos über Tripolizza nach Patras; von Tripolizza nach Leonori und den südlichen Distrikten von Lakadamonien und Messenien; dann über Korinth längs des Isthmos nach Diirapla, und von Korinth längs den Küsten von Ithaka, Kithira und Messenien. Die Spuren alter verfallener Straßen finden sich hier fast überall und können als Grundlage benützt werden. Die ganze Ausdehnung der neuen Anlagen würde ungefähr 250 geograph. Meilen betragen und sich auf etwa nöthige Capital auf 25,000,000 Francs belaufen, was natürlich nur nach und nach erledigt werden und auch der Regierung nicht allein zur Last fallen würde. Die Anlage von Nebenwegen und Verbindungen mit der See bliebe so schon den einzelnen Distrikten und Gemeinden überlassen, welche dabei am meisten interessiert sind. Als ein drittes vorzügliches Hinderniß des Aufstommens des Ackerbaues nennt der Verf. das bisherige Abgabensystem der Behnten, welches durch die mangelhafte Art der Einreibung nicht nur die Regierung um einen guten Theil ihrer Einkünfte bringt, sondern auch dem Bauer ganz in die Gewalt einiger Einspäcker gibt. Aenderungen, welche eine Verbesserung bezwecken, lassen sich freilich nur nach und nach vornehmen. Einiges ist in dieser Beziehung schon zur Zeit des Präsidenten geschahen, indem die Verpachtung der Behnten nicht mehr nach ganzen Eparchien, sondern nur nach Distrikten und Gemeinden gestattet wurde. Hierauf muß man fortbauen, dem Pacht der Behnten nach und nach unter die Güter jeder Gemeinde selbst zu vertheilen und endlich dadurch, daß man die Behnten in eine gleichmäßig vertheilte Geldgabe verwandelt, ein neues System der Besteuerung von Grund und Boden ins Leben zu rufen suchen, wobei jedoch die einmal gültige Norm des zehnten und respect. vierten Theiles des Ertrages beibehalten werden mußte. Dergleichen Neuerungen finden natürlich immer ihre Gegner unter dem Theile des Volkes, welchem der alte Unfug Gewinn brachte, werden aber von der Masse mit Freuden aufgenommen und nach Kräften unterstützt werden. Um aber das Abgabensystem in dieser Weise und so zu ändern,

wie es bereits auf der Insel Tinos besteht, ist es ferlich nöthig, daß der einzelne Producent auf sichern Absatz im Kleinen rechnen könne, damit Geld unter das Volk komme, was nur dann möglich ist, wenn durch das Wachstum der Bevölkerung die inländische Consumption mehr vertheilt wird und mit der Production in ein angemessenes Verhältniß tritt. Die Errichtung von kleinen Provinzial- und Distriktsbanken, verbunden mit Sparkassen, welche gegen mäßige Zinsen und auf kurze Zeit, wie es eben der kleine Grundbesitzer bedarf, ausleihen, würde auch in dieser Beziehung von unendlichem Nutzen sein.

Einige auf die Verbesserung der Landwirtschaft im Besondern noch abzuhehrende Punkte werden im sechsten Abschnitt, S. 44—57, besprochen. Die wesentlichsten sind die Einführung zweckmäßigerer Ackergeräthe, eine regelmäßigeren Düngung, wozu theils die reichen Saalbau am Meeresstrand, theils die zu hoffende Stallfütterung die Mittel bieten werden, die Vermehrung und Verebelung des Getreides und Obstarten, bessere Bereitung des Weins und des Oels, sorgsamere Viehzucht in ihrer ganzen Ausdehnung, und namentlich eine geregeltere Schafzucht, welche nach und nach die Verebelung der Wolle durch bessere Racen und somit ein bedeutendes unvergängliches Capital in das Land bringen wird. Zweckmäßige Veränderungen in den Bauerwohnungen und der Anlage neuer Dörfer werden sich mit dem Wachstum der Landwirtschaft von selbst ergeben. Den alten Vorurtheilen, welche die Regierung hier und da zu belegen haben wird, kann man durch verschiedene überzeugende und ermunternde Mittel die hindernde Kraft benehmen, als da sind: Musterwirtschaften, landwirthschaftliche Institute, Preisvertheilungen und endlich das Beispiel fremder Ansiedler, welche aus der Anwendung europäischer Bewirthschaftung ihres Grundbesitzes sichtbaren Nutzen ziehen. Bis jetzt fehlt es auch in dieser Hinsicht noch an der rechten Anregung, die natürlich von der Regierung ausgehen muß. Es gilt bei allen diesen Dingen vorzüglich nur Hand anzulegen und einen ernsten festen Willen zu zeigen, der gleichsam die überzeugende Kraft schon in sich hat; Nachahmung und Selbstthätigkeit des Volkes wird dann so wenig ausbleiben, wie der materielle Gewinn, welcher in einigen Jahren alle Erwartung übertreffen wird.

Dem Bauerstande steht der Handwerker, der Kern der Städtebewohner, am nächsten, und bedarf gleichfalls vielfacher Hülfe. Der Verf. theilt seine Ansichten hierüber im folgenden Abschnitt, S. 58—71, mit. In der Regel sind alle Handwerker in Griechenland weit hinter dem Culturzustande unserer Zeit zurück; bloß in Gold-, Silber- und andern Stickerien hat sich ein guter Geschmack und eine eigenhümliche technische Fertigkeit erhalten; einige Waffenschmiede und Schwertfeger zeigen viel Geschick in emailirter Arbeit, und unter dem Löffelgeschler findet man noch Formen von antiker Einfachheit. Uebrigens offenbart sich überall in den ersten Bedürfnissen des Lebens ein drückender Mangel, der durch das Ausland auf eine Weise ersetzt werden muß, welche zwar dem griechischen Handel einigen Vortheil bringen mag, aber

doch das Nationalcapital von Jahr zu Jahr mehr verzehret. Als die vorzüglichsten Maßregeln, diesem Uebelstande abzuhelfen, nennt der Verf. völlige Freiheit der Gewerbe, ohne jedoch die Einfuhr fremder Waaren durch nachtheilige Beschränkungen zu erschweren; Sorge für den nöthigen Bedarf an Materialien und Handwerkszeug zur Ausübung der verschiedenen Handwerke, welchen wenigstens im Anfange noch freie Einfuhr aus dem Auslande gestattet werden müßte; Unterstützung fremder Handwerker, welche etwas Nützliches leisten und sich in Griechenland anzusiedeln Willens wären. Letzteres hat bereits begonnen und wird in größerer Ausdehnung stattfinden, sobald die nach Griechenland gezogenen Truppen ihre Dienstverpflichtung vollendet haben und sich heimlich niederzulassen anfangen werden. Dieser Aufmunterung bedarf es dabei nicht einmal, weil der stichtliche Gewinn sich hier weit schneller offenbart als bei der Landwirtschaft. Um dann auch Fabriken in Eisen und Stahl, Tuch, Baumwollen-, Linnen- und Lederwaaren zu erhalten, müßte die Regierung fremde Fabrikanten veranlassen, unter günstigen Bedingungen ihre Capitale in Griechenland anzulegen, wo ihnen namentlich auch durch die großen Märkte des Orients in Alexandria, Smerna und Constantinopel ein höchst vortheilhafter Absatz ihrer Erzeugnisse nicht fehlen könnte. Das ganze Gewerbswesen würde zuletzt durch die Errichtung einer Gewerbeschule, für welche der Verf. die in Verona bestehende als das trefflichste Muster bezeichnet, um so mehr gehoben werden, da dieselbe nach und nach einen wirklich gebildeten Handwerksstand erziehen könnte. Bei der ersten Anlage dürfte man natürlich die Mittel und nächsten Bedürfnisse des Landes nicht aus den Augen verlieren, mit deren Wachstum die spätere Erweiterung gleichen Schritt halten könnte.

Der eigentlichen Lebensfrage der griechischen Bevölkerung, der Schifffahrt und dem Handel, sind die zwei folgenden Abschnitte gewidmet. Im achten, S. 72—89, theilt der Verf. eine ausführliche Charakteristik des griechischen Königreichs als Handelsstaat und zeigt die Vortheile, welche es in dieser Beziehung vor allen andern an dem Welt-Handel Theil nehmenden Staaten voraushat. Er rechnet dazu vornehmlich die ungemeine Lebendigkeit des Handels im Innern, welcher theils zu Wasser, theils zu Land betrieben wird; den ausgedehnten Absatz griechischer Producte durch ganz Europa, welcher Städte wie Smyrna, Nauplia, Kalamata, Navarin, Patras, Salona und Missolonghi zu Stapelplätzen des Welt Handels macht; die günstige Lage für den Levantehandel im Allgemeinen; die Vortreflichkeit der Seelente, namentlich der Besatzung der Hydria, Spezzia, Ipsara und der Küstenstadt Corfu im Golf von Salona, und die Betriedsamkeit der Kaufleute, unter denen sich vorzüglich die Chioten auszeichnen. Auf den ersten Anblick scheint Griechenland unter den vorerwähnten Verhältnissen, ungeachtet dieser Vortheile, ferlich kaum mit den übrigen Handelsstaaten in die Schranken treten zu können. Allein bei näherer Betrachtung ergibt sich, daß es nur darauf ankommt, den vorhandenen Elementen und Mitteln zur ausgedehntesten Theilnahme des geacht-

hen: Volktes am Welthandel die gehörige Entwicklung und Anwendung zu geben. Im Bereich des neuen Königreichs allein kann man 30,000 Handelshäuser annehmen, während anderwärts wenigstens 100,000 griechische Kaufleute zerstreut sind, von denen vier Fünftelle bloß mit ausländischen Producten Handel treiben. Das jährliche Umsatzcapital des inländischen Handels kann man billig auf 300 Mill. Francs anschlagen, wovon gegenwärtig zwei Drittheile allein auf Syra kommen. Der Umsatz im ausländischen Handel läßt sich gar nicht berechnen. Man darf nur bedenken, daß fast der ganze Handel der Türkei von jeher in den Händen der Griechen war, und daß durch die Revolution in dieser Beziehung keine wesentlichen Veränderungen herbeigeführt worden sind; daß der Großhandel im südlichen Rußland meistens durch griechische Häuser zu Odessa, Taganrog und Roskau betrieben wird, welche selbst in Petersburg und Astrachan Niederlassungen haben; daß in den östreichischen Staaten, in Ungarn und Siebenbürgen, zu Wien und Triest große griechische Handelshäuser stets in Verbindung mit Paeconien, Kleinasien, Albanien, den ionischen Inseln, Griechenland und Alexandrien stehen; daß endlich in allen Handelsstädten Italiens, namentlich zu Livorno und Malta, im südlichen Frankreich zu Marseille, in Spanien zu Cadix und Barcelona, in Portugal zu Lissabon und Porto, in England zu London und Liverpool, in Holland zu Amsterdam griechische Kaufleute ansässig sind, welche fortwährend den Binnenhandel jener Länder mit dem des griechischen Königreichs vermitteln. Denn das Gefühl der rationalen Einheit, welches bei keinem Volke sich so lebendig erhalten hat, wie bei dem griechischen, bildet gleichsam das gemeinschaftliche Band, welches die griechischen Handelshäuser aller Länder umschlingt und auf Griechenland, als den Ursprung und Mittelpunkt ihrer gemeinsamen Thätigkeit, zurückführt. Hierzu kommt, daß die täglich wachsende Handelsmarine, die man schon jetzt auf 1000 Fahrzeuge von verschiedenen Größen anschlagen kann, und welche durch die Revolution in Syra einen Mittelpunkt gefunden hat, welcher die drei großen Handelsstraßen in der Levante, nach Alexandrien, Konstantinopel und Smyrna, in sich vereinigt, den Verkehr mit allen Ländern des Ostens und Westens unterhalten kann. Syra, welches durch die angewanderten Chioten, Psarioten, Hydrioten und andere Inselgriechen bereits zu einer Bevölkerung von 30,000 Einwohnern gelangt ist, wird in kurzer Zeit ein Hauptstapelplatz des Welthandels werden, zumal wenn es sich unter einer weisen Regierung wieder ganz von den Nachtheilen erholt haben wird, welche es durch die beschränkte Politik der Präsidentschaft erleiden mußte.

Welche Maßregeln die Regierung zunächst zu nehmen habe, um die Entwicklung des Handels und der Schifffahrt zu befördern, gibt der Verf. im neunten Abschnitt, S. 90—116, an. Der innere Handel, welcher ganz von dem Zustande des Ackerbaues und der Gewerbe abhängt, muß natürlich, wenn nicht eine Abnahme, doch gewiß eine Veränderung erleiden, je nachdem die Bedürfnisse der Bevölkerung durch die inländische Indus-

trie befriedigt werden können. Dagegen kann man dem ausländischen ein mit der Zunahme der Bevölkerung steigendes Wachstum um so bestimmter zusichern. Namentlich werden der Getreidehandel, welcher schon jetzt 200 griechische Fahrzeuge beschäftigt, und die Geschäfte in Baumwolle, Reis, Del, Koffinen und andern Landesproducten mit jedem Jahre an Ausdehnung gewinnen. Wie bei den Gewerben, so kann man auch bei dem Handel das Meiste der Selbstthätigkeit der Menschen überlassen. Der Regierung kommt es dabei vorzüglich nur zu, der freien Entwicklung nicht durch hindernde Maßregeln in den Weg zu treten, welche von missverständlichen finanziellen Interessen ausgehen dürften. Die ersten Grundsätze müssen daher sein: unbeschränkte Freiheit des Handels und völlige Gleichheit aller Kaufleute, ohne Rücksicht auf die Größe ihres Capitals oder den Umfang ihres Geschäftes. Wie sehr und mit welchem Nachtheil für das Land Kapobistrias gegen diese Grundsätze gefehlt hat, ist bekannt. Vgl. S. 93 fg. Hohe Zölle, wie sie der Präsident eingeführt hat, müssen natürlich um so nachtheiliger wirken, je mehr sie mit den Einrichtungen unter der Herrschaft der Osmanen, wo die Zölle nur 5 Proc. betragen, und mit den zum Theil noch sehr schwachen Capitalien der Kaufleute im Widerspruch stehen. Dies entbindet jedoch andererseits die Regierung keineswegs von aller Fürsorge, welche zunächst eine zweckmäßige Organisation des Handelsstandes überhaupt und seiner Interessen ins Auge fassen muß. Hierher gehören die Einrichtung genauer Handelslisten, in welche über jedes Kaufmanns Verhältnisse und Geschäfte die nöthigen Notizen aufgenommen werden, die Einsetzung von Handelskammern und Handelsgerichten, bei denen ein summarisches Verfahren eingeführt werden müßte, zweckmäßige Verbesserungen an Hafens- und Stapelplätzen, wie vor der Hand namentlich auf Syra und Delos; Freihäfen scheinen in Griechenland eben nicht nöthig zu sein, wenn man überall eine gleiche Liberalität vorwalten läßt; dagegen ist es nöthig, durch ein bestimmtes Geldsystem und möglichst leichte Quarantainemaßregeln den Verkehr zu erleichtern. Die Regierung hat in dieser Beziehung schon einige wesentliche Schritte gethan. Als Nationalmünze ist die Drachme zu 100 Leptas eingeführt worden, welche genau den sechsten Theil des in der ganzen Levante geltenden spanischen Thalers ausmacht, nach französischem Gelde berechnet, 18 Sous gleichsteht. Die Phönixstücke des Präsidenten, welche fast sämmtlich unter ihrem Nominalwerthe ausgeprägt worden waren, wie das schlechte türkische Geld, sind dadurch fast schon ganz außer Cours gesetzt worden. Auch soll, wie es heißt, ein neues System der Maße und Gewichte ins Leben treten, welchem das französische zur Grundlage dienen wird. Was die Quarantaine betrifft, so ist sie nach den neuesten Nachrichten für Griechenland ganz aufgehoben worden, um dem Nachtheile zu entgehen, welchem eine doppelte Quarantaine dem griechischen Handel zwischen der Levante und Europa bringen würde; nur falls die Pest wirklich in einem Handelsplatze der Levante ausgebrochen ist, soll eine außerordentliche Quarantaine eintreten. Jedoch

sol auch für immer ein Duanentaineplog auf Syra oder Hydra eingerichtet werden, welcher den nach europäischer Hafen bestimmten Schiffen aus der Levante den Vorrück gewähren wird, daß sie hier bleiben und sich reinigen können, was ihnen die freie Einfuhr an ihren Bestimmungsplatz sichert, wenn der betreffende Consul die Zuverlässigkeit der Reinigung bescheinigt. Einige andere unklänge erlassene Verordnungen sichern der inländischen Handelsmarine den ausschließlichen Transport der Landesprodukte zwischen den inländischen Häfen zu, bestimmen genau, welche Schiffe als Nationalschiffe zu betrachten sind; und erlauben unter diesen nur denen, welche über 150 Tonnen hatten, außerhalb der Straße von Gibraltar Handel zu treiben. Letztere Maßregel hat man für eine unnötige Beschränkung gehalten, denn Nachschiffe unter der zahlreichen Classe der kleinen Schiffszugmaschinen wol empfinden werden dürften. Der hiesigen Ausbildung des Kaufmannstandes, welche man in neuerer Zeit im gebildeten Europa nur durch besondere Handelslehrenreichen zu können meht, würden, nach des Verf. und der ausführlichsten Griechischen Ansicht, in Griechenland die allgemeinen öffentlichen Schulen genügen, sobald man nur bei ihrer Anlage die durch Verhältnisse bedingten Bedürfnisse gehörig berücksichtigen wolle. Eine besondere Schiffsausgabe, worin Theorie mit Praxis verbunden würde, ist dagegen weniger erforderlich, könnte aber thätig mit der oben erwähnten Gewerbschule in Verbindung gesetzt werden. Ein oberster Handelsrath, unmittelbar unter dem Minister des Innern, müßte über die Interessen des Handels überhaupt wachen, und ihn immer mehr zu erweitern, zu heben und zu regeln suchen. Schließlich sagt der Verf. diesem Abschnitt noch einige Bemerkungen über die griechischen Häfen, die Durchgrabung des Isthmus und die Wahl einer Hauptstadt bei. Die ersten, welche sich im Ganzen demahe auf hundert belaufen und fast durchgängig noch die Spuren alter Werke haben, müssen nach und nach wieder in brauchbaren Zustand versetzt werden und die nöthigen Schutzwerke erhalten. Die Regierung kann dabei Alles von dem Eifer und der Antheilnahme der Bewohner von Hafenplätzen erwarten. Die Durchgrabung des Isthmus, beinahe schon öfter versucht und anerkannt von unberechenbarem Vortheil; ist gleichwol nicht ohne bedeutende Schwierigkeiten und Kostenaufwand. Seine verschwunden jedoch, selbst dieser gedeckt ist. Nach angestellter Berechnung würde ein Capital von 20,000,000 Francs hinreichen, das am leichtesten durch Anleihen aufgebracht werden würde, welche die Regierung nach und nach an sich kaufen könnte. Als Hauptstadt scheint dem Verf., sowol als Handelsplatz, als auch in jeder andern Rücksicht betrachtet, keine Stadt passender als Athen. Er stimmt in dieser Beziehung mit Allen überein, welche wünschen, daß die neue Organisation Griechenlands nicht ganz ohne schuldige Rücksichtnahme an seiner alten Größe geschehen möge; und bekanntlich hat auch die Regiererschaft in diesem Sinne bereits

Maßregeln getroffen, welche die Erhaltung dieser Besitzes in nächster Zukunft verbürgen.

Was zunächst für die künftigen Interessen der griechischen Nation zu thun wäre, klappt sich an die Sey für den öffentlichen Unterricht, wozu der Verf. in den folgenden Abschnitten übergeht.
Paris, am April 1834.

Wilhelm Dietrich.

Kritik. Kurt Sprengel und Joh. Friedrich Meckel von Friedländer. Besondere Abdruck aus des Intelligenzblattes der „Allgem. Literaturzeitung“. Jhr 1834. 4.

Kritiken über Rezensionen oder Zusätze in andern Büchern sind zwar in der Regel von dieser Zeitungsart ausgeschlossen, doch kann wohl die europäische Bekanntheit der beiden Männer, von die genannten Zusätze gewissent sind, zur Aufhebung dieses Verwehrens hier in der Folge gebunden. Die wissenschaftliche Größe beider Männer, auf die die Ursache der die gerechteste Ursache hatte, soll zu sein. Brauchte doch die Erinnerung an dieselben im vorliegenden Retrologe nicht als Pflicht zu werden; um so mehr verdient die Sache in der in psychologischen Hinsicht eine belobende Erwähnung. Sprengel sowol als Meckel hatten in ihrem Leben und wissenschaftlichen Leben manche Schatzkammer. Aber Hr. Friedländer, nach langem Umgang mit beiden Männern vertraut, hat sie in solche Partey und verschönernde Willkür gezeigt, wie bald in Wahrheit zu sehen zu werden, daß sowol die Darstellung der Darstellung als in Entzückung der psychologischen Eigenschaften dieser Retrologen ein mehr als gewöhnliches Interesse gibt. So sagt er von Meckel, nachdem er geäußert hat, wie durch körperliche Leiden seine Stimmung sich zu ihm menschenfeindlich geworden war, und wie nur Meckel in ihm Aufregungen, Fesseln und Schwächen zu Gunsten seiner ihm Gemüth absprach, der hat ihn in dem Augenblicke gesehen, wo ihn ein Gegenstand der Kunst entzückte, die Erinnerung an glückliche Tage in ihm aufstieg, aber die Kraft ein begangenes Unrecht gegen einen Freund ihn zu ihm schynlichkeit und zu einer Weichheit führte, welche sich ihm nicht selbst; fast ihn zu verkommen, hätte man ihm die Augen der Worte Ophelia's einstimmen mögen: „O, what a noble mind is here o'orthrown“. Von Sprengel gleich wie hier nur der Schilderung seiner ungetragten Weichheit. „Den Armen zu helfen“, heißt es, „schwerer er heißt an die Aufopferung nicht: Noth, Mitleid und Liebe fast über sich bedrückte bei ihm stets sein ungeschickliches Verhölten in die Hilfe und Trost.“

So beschränkt der Raum für diese Retrologe war, hat der Verf. auch für manche interessante Augenblicke verwendet. So erfahren wir unter Anderem, daß Sprengel 1787 ein deutscher Professor in Halle mit 50 Jahren. (1) Er war damals 47, und daß er noch wenige Wochen vor seinem Tode ein englischen Brief an Hr. Fr. schrieb, in dem er als Beispiel gegen die byzantinische Geschichte, die sich Walter Scott in sein „Count Robert of Paris“ hatte zu schreiben können, die Wohnung des enthält. Die translationale Rede des Hr. zeigt Hr. Friedländer an dem Schwaben des Prof. Sprengel in Baltimore, der Meckel einige Jahre vor seinem Tode in die Erlaubnis hat, seinem ungeborenen Sohne die Namen John Frederick Meckel zu geben.

Lavabecher. Novellen von Leopold Schefer. Zwei Bände. Stuttgart, Hallberger. 1833. 8. 4 Thlr.

Wie haben es hier nicht nur mit einem berühmten Verfasser zu thun, sondern mit einem, der seinen Ruhm auch wirklich verdient, ja, der schwerlich von der Menge, wie bekannt er auch sein mag, genügend erkannt ist, indem das Beste in ihm in einer Tiefe ruht, welche nur von dem gebildetsten Theil der Leser ermessen werden kann, von der Kritik unserer Tagesblätter aber, soweit diese uns im Allgemeinen bekannt ist, schwerlich gewürdigt werden möchte. Diese sowie die größere Menge mag in Leop. Schefer besonders den Bildner der seltsamsten Stoffe, den Auffucher der ungewöhnlichsten Verhältnisse, den Zeichner jener vielfachen Gestalten verehren, zu denen sich in dem natürlichen Lauf der Lebensschickungen äußerst selten ein Spiegelbild finden dürfte. Dies möchten grade die Eigenschaften sein, welche uns von dem Dichter zurückhielten, oder doch wenigstens Kühler gegen ihn machten. Ungleich bedeutsamer erscheint er uns schon in seiner Kenntniß und Beobachtung des menschlichen Gemüths im Allgemeinen, in jenen tiefen Blicken, die er uns oft in das Innere der Menschenbrust thun läßt, die ja für so Viele ein völlig unverstandenes Räthsel, für Keinen ein vollkommen gelöstes ist. Doch die Herrschaft des Dichters in dem Reich des Gedankens geht noch weiter, und er wirft nicht selten leuchtende Blicke in das dunkle Gebiet der Erkenntniß von höhern Dingen als die menschlichen Zustände und Gefühle. Durch diese Eigenschaften stellt er sich uns als ein Mann hin, dem jeder Beurtheiler mit Ehrfurcht gegenüberzutreten muß, wie scharf auch sein Blick für die Mängel des Dichters sein möchte. Aber es knüpft sich noch ein schöneres Verhältniß als das der Ehrfurcht zwischen ihm und seinem Leser an, nämlich das der Liebe; denn wie er jene gewinnt, wo die Dichtung mit dem klaren, aber kältern Reich des Gedankens verlehrt, so gewinnt er diese, wenn das Gedicht zum Bilde, zur hellen warmen Gestalt des Lebens wird. Welch eine die, hohe und doch warm liebende, verschwisterte Göttergestalt könnte uns seine Muse sein, wenn sie die Kunst im klaren Spiegel des Ideals anschaute, ihr unter dem einen blauen Keiser der Schönheit den Tempel erbauen wollte; wenn sie es nicht vorzöge, sich in das bewegte, ardenvolle Gestrümmel bedeutsamer, aber bestrecker Gestal-

ten zu stürzen! Indes über jeden Geist waltet ein unabänderliches Gesetz, dessen Bestimmungen er folgen muß, und so möchte es wol ein vergeblicher Versuch sein, unsern Dichter von seiner ausschweifenden Kometenbahn in die einer schöner gerundeten Ellipse hinein beschwören oder kritisiren zu wollen. Und so wollen wir ihn denn hinnehmen in seiner abweichenden Individualität und es gern vergeben, wenn er sich keine schöne Götterbildung schaffen kann, da ein so warmes Menschenherz in ihm schlägt. Es ist uns sogar noch zweifelhaft, ob wir die Art und Weise Schefer's Manier nennen dürfen, indem wir eine Verkörperung, die sich nothwendig aus der Natur des Gedankens herausbildet, nicht so bezeichnen möchten. Es gibt gewisse Abarten der Kunst, die nicht ein mißverstandenes Ideal sind (denn darin läge uns eigentlich die Manier, und so fänden wir sie z. B. bei Göthe in dem Uebermaß gesuchter Ruhe), sondern nur eine ganz eigenenthümliche Befassung und Ausschmückung desselben, die es vielleicht tiefer in das Gebiet scharfer Charakteristik ziehen, als es seiner objectiven Natur zufolge gestattet darf, aber doch seine ursprünglichen Bildungsgesetze treu festhalten und befolgen. Man könnte für solche Erscheinungen den Begriff subjectiver Idealität zur Basis machen, und Laocöus, Jean Paul, Beethoven, Michel Angelo möchten ungefähr die höchsten Gipfel dieser subjectiven Ideale in der Kunstgeschichte bilden.

Als ein Sprößling aus diesem Geschlecht erscheint uns Schefer, wenngleich freilich in ihm selbst das subjective Ideal sich noch lange nicht genug aus den düstern Beschattungen des Irrthums in das freie Sonnenlicht der Wahrheit und Schönheit emporgerungen hat.

Es liegen vier Erzählungen des Dichters vor uns, von welchen wir denen des zweiten Bandes unbedingt den Vorzug einräumen. Wir wollen daher die Schattenseiten des Dichters an jenen, seine schönen, warmen Sonnenseiten an diesen nachzuweisen suchen, zuvor aber Einiges, was sich für und gegen alle diese Erzählungen sagen läßt, andeuten. Der Dichter lebt durchaus den ruhigen, Himmel und Ufer klar abspiegelnden Fluß der Erzählung nicht; er schreitet nicht mit ruhiger Sicherheit zum Ziele, sondern schießt bald mit raschem Flug demselben entgegen, bald macht er uns ungeduldig durch müßiges Verweilen oder Seitwärtschweifen. Daraus entstehen zwei Uebel-

stände, nämlich da, wo die Begebenheiten gewissermaßen in Massen über uns hergeschüttet werden, ein Verwehren der Fäden, und da, wo die Flut der Betrachtungen und lyrischen Ergüsse sich dawischendrängt, ein Beckeln derselben, weil sie sich zu dünn und verengt spinnen. Oft sind auch tolle Sprünge in den Begebenheiten da und fordern uns zu willkürlichen Ergänzungen auf. Obwohl daher die Combinationen des Dichters in Beziehung auf Das, was man die Fatale der Erzählung nennt, häufig sehr überraschend sind, so verlernen sie doch an Schönheit und an Wirkung, weil sie sich nicht hinreichend nach künstlerischem Geseh vorbereiten und entwickeln. Als Beispiel führen wir nur aus der ersten Erzählung: „Der Sklavenhändler“, die Art und Weise an, wie Lord Liston die Schwester seines Vaters unter den Sklavinnen Amalthoro's findet. Das Ereigniß ist allerdings außerordentlich und müßte in der Wirklichkeit von schwer zu beschreibendem Eindruck sein, aber doch nur deshalb, weil Lord Liston gewußt hätte, daß seinem Vater auf diese Art eine Schwester im Orient verloren gegangen sei; der Leser hätte dies also auch wissen müssen, und zwar in solcher Weise, daß die Kunst ihm ebenso ein Interesse für das Wesen eingefloßt hätte als bei einem wirklichen Lord Liston die Natur. Dergleichen Jügel finden sich ungemein viele, namentlich in dieser Novelle und in „Virginia Accoramboni“. Man ist bisweilen, wenn man mit der Art und Weise vertraut ist, wie ein künstliches Gewebe der Ereignisse angelegt und vollendet zu werden pflegt, im höchsten Grade gespannt, auf welche Art der Dichter eine schwierige Entwicklung lösen werde; in dieser Hinsicht aber erfreut er uns nie, sondern statt einer feinen Führung treffen wir fast immer eine Freiheit in der Behandlung, die man kaum anders als Willkür nennen kann. Wir sagen: fast immer, denn es finden sich auch Beispiele vom Gegentheil, die alsdann doppelt erfreulich wirken. So ist z. B. die Art und Weise, auf welche der Sergeant Stephan in der trefflichen Erzählung: „Die Östernacht“, entdeckt, daß er sich im Hause seiner Schwester befindet, ebenso einfach als überraschend und schön. Dagegen ist der Umstand, daß der alte Schulmeister Wecker seinen eignen Sohn unter den Feinden findet, in demselben Maße willkürlich, ohne Vorbereitung und Folge und mithin auch ohne alle Wirkung hineingestreut. Von der Darstellungsweise kommen wir auf die Betrachtungsweise des Dichters, nämlich auf die Art, wie er zwischen die Grundpfeiler der Erzählung die Blumenkranze der dichterischen Ausschmückung und die ernstern Zierathen des Gedankens einflücht. Hier ist nun das Einzelne fast immer schön, tief, wahr; allein es sieht uns nicht selten auf zweifache Weise an der unrichtigen Stelle, indem es uns theils dadurch verlegt, daß es den lebendigen Gang der Erzählung zur Unzeit hemmt, theils dadurch, daß es nicht zu den Charakteren stimmt, in deren Seele die Betrachtung sich erzeugt, und wir vielmehr den Dichter wahrnehmen, der statt seiner Gebäude lebend auftritt, wodurch stets eine Erklärung erzeugt wird. Das wäre es, was wir wider diese Erzählungen im Allge-

meinen zu sagen hätten; für dieselben spricht namentlich zuerst die reiche und phantastische Gabe der Schilderung, das tiefe Eindringen in die Derslichkeit, die Sitten, die Nationalität; die fesselnde Kraft, mit welcher der Dichter einzelne erhebende oder rührende Momente darzustellen weiß, und vor Allem sein liebenswürdiges Eindringen in die Tiefe der Gemüthswelt zumal sitzlicher, natürlich entwickelter Frauencharaktere, wovon namentlich seine Heiße in der „Östernacht“ ein unvergleichlich schönes Beispiel liefert. Indem wir so einige Züge dem Allgemeinen entzogen haben, werden wir fast auf gleiche Art, nur mit dem Unterschiede der Anwendung auf ganz Fälle zurückkommen, wenn wir jetzt von den andern Erzählungen reden. Die erste: „Der Sklavenhändler“, spielt im Orient, in Stambul. Hier kommt dem Dichter die lebendige Anschauung jener Länder ungemein zu statten; schwerlich würde ein Andreer ihn in der Mannichfaltigkeit und Wahrheit der Localfarben erreichen, noch weniger in der Benützung der Eigenthümlichkeit orientalischer Charaktere. Der Hauptgedanke der Erzählung, daß die junge Gemahlin eines englischen Lords, die er in England eingeführt hatte, von welcher er sich aber, durch die Strenge des Vaters gezwungen, wieder trennen mußte, ihm in den Orient nachfolgt und sich ihm als Sklavine scheinbar verkaufen läßt, um zu prüfen, ob er sie auch liebe — dieser Hauptgedanke ist sehr schön und wird mit allen den zarten und tiefen Beziehungen, deren er fähig ist, behandelt. Allein die Erzählung ist nach unserer Ansicht viel zu lang gerathen, und nachdem die Hauptstrophe vorüber ist, werden wir noch mit einer leidern Menge von unwesentlichen Ereignissen (unwesentlich, weil sie nicht von vorn herein vorbereitet sind) überhäuft, was wir fast unwillig darüber werden. Auch ist diese Erzählung ganz besonders überfüllt mit Betrachtungen, die zu sich wol ihren Worth haben, aber das Interesse doch zu häufig ablenken. Wenn man dem Leser auf diese Weise zu begehren wagen will, so darf man nicht nur das Gute, sondern man muß, wie Jean Paul, das Böse Erschütternde, Erhabenste, Schönste, Witzigste darzubringen vermögen. So viel gibt uns Schicksal nicht; aber doch genug, um ihm dafür dankbar zu sein.

Die zweite Erzählung: „Virginia Accoramboni“, hat einen historischen Boden und stellt historische Charaktere dar, z. B. Sixtus V.; inwiefern die übrigen aufzutreten. Gestalten geschichtliche sind und die Ereignisse selbst auf dem festen Boden der Wirklichkeit stehen, wissen wir nicht zu sagen, da es uns nicht möglich war, ein gründliches historisches Studium desselbs zu machen. Es thate sich hier weiter nichts zur Sache. Die Charaktere sind denn, ja kühn, aber doch mit sicherer Wirkerschaft gezeichnet, insbesondere Sixtus selbst und der rachsüchtige Paganoni. Sowol die italienische Stur als die jüdische Wuth des Zeitalters sind in großen Momenten angesetzt. Nur Eins, worauf der Grund der ganzen Erzählung ruht, ist unklar und bis zur Unbegreiflichkeit unwahr, wenngleich der Dichter vielleicht die historische Wirklichkeit (den Wecker) mögen wir es nicht nennen) für sich hat. Dies ist die

Julia's schnelle Vermählung, sechs Wochen nach der Erwählung ihrer Gemahlin, mit dem Herzog Paolo Ursini. Im dies zu Gegenseiten, mußte Virginia von dem herein anders geschildert worden sein; wir mußten die nachmalige Juris der Rache in diesem Engel schon früher ahnen, und am wenigsten durfte sie als den ersten Gemahl lebend vorgestellt werden. Dagegen freilich schon die mehr als leichtsinnige Scene am Tage ihrer Vermählung mit ihrem nachmaligen zweiten Gemahl Ursini. Hierbei müssen wir noch eine starke Noth, wir können es nicht anders nennen, rügen, die der Dichter begibt. Er sagt von Ursini, der vor der fremden Braut, die soden zum Krautkar gehen soll, zu Füßen liegt: „Er faßte mit beiden Händen kramphast in ihre Lenden“ (!). Fast möchten wir glauben, daß hier ein grober Druckfehler zum Grunde liegt und für Lenden in irgend einer Version „Hände“ stehen soll, zumal da es weiter heißt: „aber er durfte sie nicht erst herabziehen, sie neigte selbst ihr Gesicht zu ihm zurück u. s. w.“, wobei uns denn sogleich auffallen muß, daß man wol bei den Händen, aber nicht bei den Lenden Jemand herabziehen kann. Andere Gründe machen uns jedoch wieder sehr mißtrauisch gegen den Druckfehler. Die Erzählung wirkt überhaupt zerstückelt, ohne eigentlich schmerzhaft zu erschauern und in der That zu erzittern. Dies liegt in dem Fehler der Anordnung der Verhältnisse, indem der Dichter die Ereignisse auch hier unserer Meinung nach in unrichtiger Folge darstellt und eine Reihe von Thaten gefahren läßt, denen er Motive unterlegt, an die wir völlig glauben, die sich aber doch nach ihrer spätern, plötzlichen Enthüllung als falsch bewiesen. Alsdann erwartet der Erzähler von dem gelübten Geheimniß eine zuckende Kraft, die aber, wie sie in dem Reich des Rechts niemals eintreten darf, auch im Reich des Schönen niemals eintritt, wenn nicht schauerliche Fäden der Ahnung schon längst insgeheim die Bande zwischen dem Kommenden und Vergangenen geknüpft haben. Zumal gegen den Schluß häufen sich hier grauenhafte Ereignisse, die der Dichter erfindet, mit offenbar historischen Momenten durchwahrt, so daß der Leser förmlich davon erdrückt wird. Auch begeht der Verf. den Fehler, nun plötzlich, nachdem er sich lange mit recht freier Ruhe an Gebiet phantastischer Entwürfe bewegt hat, auf einmal noch mit einer gewissen ängstlichen Genauigkeit u. den Details der Geschichte zurückzukehren und Mordende und neu auftretende Personen hinzuzufügen, wie sie gar kein Antheil in uns vorbereitet ist.

Englich schön sind die Erzählungen des zweiten Bandes: „Die Düwede, oder Leiden einer Königin“ und „Die Osmische“. In beiden offenbart sich eine dichterische Wärme des Gemüths, eine tiefe Verstandniß heiliger Befehle, eine edle Würdigung großer Bestimmungen selbst in den unscheinbarsten Formen, mit einem Wort ein Blick in das Innere der menschlichen Brust, wie wenige Dichter sich dessen rühmen dürfen. Daher legen sich diese Novellen, trotz der blutigen Quaden, die sie vorzuführen, mit warmer, inniger Liebe an unser Herz, während „Virginia Accoramboni“ und mit Schauer von sich stößt.

„Die Düwede“ haben wir jedoch etwas Abtheilung zu erinnern wie gegen jene, nämlich daß uns am Schluß wiederholen mit jener ängstlichen Treue noch eine Menge historischer Details und Ereignisse, die weit jenseit des Raumes der Erzählung liegen, ausgebreitet werden. Wir glauben indessen zu begreifen, was den Dichter zu diesem Fehler verführte, nämlich der tiefer liegende, daß seine Erzählung keinen rechten Wendepunkt und Schlußpunkt lasse, sondern sich auf eine zu unbestimmt angeordnete Weise stützt. Diese sie nur: „die Düwede“, und nicht auch zugleich „die Leiden einer Königin“, so hätte der Fehler, dünkt uns, gar nicht vorkommen können. Wir wollen aber nicht länger von den Fehlern, sondern von den vielen zahlreichen Schönheiten sprechen. Dahin gehört erstlich die Zeichnung der Charaktere, namentlich der Düwede, Lorbern Ursini, und Isabella's, der jungen Königin. Ferner eine Menge schöner Wendungen in der Erzählung und eine Anzahl einzelner Momente, von denen wir wünschten, sie dem Leser sämmtlich ebenso anzuzeigen zu können, wie wir sie uns selbst im Buche angeeignet haben. Doch heben wir Folgendes heraus: die reizende, tief rührende Scene, wo der König seiner Geliebten, Düwede, die schwimmernde junge Königin zeigt; den erschütternd großartigen Moment, wo der König in dem Augenblick hingestürzt, wo Düwede's Kind auf geheimnißvolle Weise das Leben verloren hat, und wo auch die Fäden der Darstellung im vollsten dichterischen Feuer eine unverlöschliche Glut gewinnen; ferner Düwede's rührender Tod; Lorbern's würdiger, unbegleiteter Tod dem zornigen Knecht gegenüber, und noch unzählige andere herrliche Blüten des Dichterkranzes. Als eine kleine Ausfüllung bei so vielen Schönen wollen wir es dennoch nicht verschweigen, daß der Gebrauch des Sie im Wechselgespräch der Königin mit der Kaufmannsrau störend berührt. Die letzte Novelle ist auch unstreitig die schönste in dem Buche, denn obgleich sie uns fast mit Blut rührt und mit Thränen weint, so sind es doch so heilige, süße Thränen der Bewunderung, die wir vergießen, und das Blut quillt so warm vom Herzen, daß wir uns allen Schmerzen, die der Dichter über uns verhängt, mit Liebe hingehen. Einen Begriff von dem Inhalt dieser Erzählung zu geben, würde fast etwas Unmögliches sein, ohne sie selbst zu wiederholen. Genug, daß alles mögliche Kriegsalend und Kriegsunglück sich darin zusammenbrängt und in dem stillen Raum einer friedlichen Landbürgerwohnung wie in den Sälen eines reichen Gutsbesizers seine Schrecken vertheilt. Aber der Dichter versteht die Kunst, mitten in dem Schwarm des Krieges den stillen Seelenfrieden zu stiften, neuer Herzen vor uns zu entfalten, so daß wir tief von dem Gefühl durchdrungen werden, für die Jugend gibt es zwar ein Dalden, aber kein Unglück. Mitten durch diese Erzählung zieht sich ein tiefer, sinn- und bedeutungsvoller Humor, vorzüglich in der Gestalt des Schulmeisters Weder; nur wird dessen bisweilen zu viel gegeben, und bisweilen hört man wiederum nur den Dichter reden. In einigen Stellen wird dieser Humor sogar ebenso störend geschmacklos (wie z. B. S. 228,

„und er nißete wieder“), als er an andern Stellen wahrhaft erhaben ist. Für einige Einfälle sagen wir dem Dichter besonders Dank, z. B. für die Uebersetzung von ultima ratio regum, dem letzten Verstand der Könige, wie sein Schulmeister Weder sich ausdrückt. An einzelnen schönen Bildern ist die Erzählung überreich, z. B. die Ausschmückung des Kindes (S. 224), die sich durch den Krieg gestörte Besetzung desselben, Stephan's Wiedersehen mit seiner Schwester, das Versehen seiner Frau und Kinder, als Johannes nach der Stadt wandert, um sie dort aufzufuchen, und sie im Dunkeln an ihm vorübergehen, und er, wie halb im Traum, ihre vom Winde verwehten Stimmen gehört zu haben glaube und a. m. Stephan's Tod dagegen misfällt uns, nicht zu gedenken, daß der Dichter dabei einen höchst komischen Irrthum begeht, indem er das aristotelische Wort: „abproben“, in der Bedeutung: „abfeuern“, nimmt und so den Namen Stephan, nachdem er sechs Kanonen auf einen Punkt gerichtet hat, durch einen Fehlschuß alle sechs zugleich abproben läßt: Ich brauche den Lesern wol nicht erst zu sagen; daß ein Geschütz abproben nichts Anders heißt, als den Hinterrahmen, nämlich das Geschütz, von dem Vorderwagen oder der Prots dadurch trennen, daß man den Laffetenschwanz vom Protnagel (den Spannmagel des Kanons) abhebt, wodurch das Geschütz erst in die Stellung kommt, in der man es laden und abfeuern kann. Diesen Irrthum im Betreff eines technischen Ausdrucks, so vulgair derselbe auch ist, wollen wir indessen nicht hoch anslagen. Einen andern Einbruch macht die ganze unnatürlich gefasste Todesweise, die noch dazu in der Ausführung ganz unmöglich ist. Indessen ist die Erzählung so überaus reich an schönen und schönsten Zügen, daß wir Unrecht hätten, länger bei kleinen Ausstellungen dieser Art zu verweilen. Ihre höchste Schönheit aber erreicht sie für uns bei der Scene im feierlich beleuchteten Dom zu Mainz, wo Paschalis die von Schmerz ganz zerrissene Christel fragt: „Soll ich dir diesen Schmerz aus der Brust nehmen?“ Freilich nur, wer die Novelle gelesen, kann verstehen, was ich hier meine; die andern Leser müssen mit auf's Wort glauben, daß der Dichter hier in die tiefsten Tiefen des menschlichen Gemüths geschaut hat. Wie würden noch Vieles anzuführen haben für und wider, denn ein so reich schaffender, eigenthümlicher Geist wie unser Dichter regt tausend Empfindungen der Zustimmung und des Widerspruchs auf, und hätten wir ihn von Angesicht zu Angesicht vor uns, so möchten wir Zeile um Zeile über seine Dichtungen mit ihm streiten, weil er in jeder Zeile bedeutungsvoll ist. Indessen fürchten wir fast schon jetzt, zu ausführlich gewesen zu sein; man verzeihe uns dies, weil wir feierlich versprechen, mit den literarischen Publicisten, die uns nur zu häufig vorkommen, dafür ein desto summarischeres Verfahren zu beobachten.

L. Reilstab.

Literarische Notizen.

Bon Chateaubriand's „Ouvrages complets“ sind bis zu den 10 Lieferungen (im Ganzen dürften es ungefähr 160 zu 2 Bänden werden) ausgegeben. Ebenso ist die erste, 11 Bogen betragende Lieferung von Lamartine's „Sermones“ erschienen. Alle halbe Monate wird eine gleich forte herauskommen. 10 Lieferungen (8 Text, 2 Kupfer), zusammen 4 Bde. bilden, machen diese Ausgabe vollständige.

Der Graf d'Hauterive und J. de Gussy geben heraus: „Recueil des traités de commerce et de navigation de la France avec les puissances étrangères depuis le pair de Westphalie etc.“ Aندرthalb Bände sind bereits erschienen. Der ganze Wert wird deren 6—8 haben.

„Tarlo“, poln. Roman von dem Grafen Friedrich von Starbels, ins Französische übersezt von Fortier, hat Mal. Malanie Walbor herausgegeben.

„Révolutions et pamphlets“ ist der Titel eines Buchs von Emile Moret.

Von den „Mémoires tirés des papiers d'un homme d'état etc.“ ist eben der siebente Band erschienen.

Literarische Anzeige.

Conversations-Lexikon.

Achte Auflage.

Die siebente Lieferung dieses Werks ist seit mehr Wochen ausgegeben und der Druck der achten bereits weit vorgeschritten, daß sie im Anfange künftigen Monats versendet werden kann. Das Publicum hat diese achte Auflage so über jede Erwartung günstig aufgenommen, daß die ursprüngliche sehr bedeutende Auflage vervierfacht werden mußte, und hierin ist allein das etwas verzögerte Fertigwerden der bisher erschienenen Lieferungen zu suchen. Es wird alles Mögliche zur größern Beschleunigung des Druckes gethan.

Jede der 24 Lieferungen, aus denen die achte Auflage bestehen wird, kostet auf weißem Druckpapier 16 Gr.; auf gutem Schreibpapier 1 Thlr.; auf dem feinem Velinpapier 1 Thlr. 12 Gr.

Das Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur

ist bis zum 28. Hefte (die Art. Ferrisio's in den einigen Staaten seit dem J. 1829 enthalten) gedruckt und erwirbt sich stets allgemeinem Beifall. Manches daraus geht in die achte Auflage über, die das Werk behält nach Inhalt und Form seine ganz Selbstständigkeit, sobald es für die Besitzer der achten wie der frühern Auflage eine höchst interessante Erweiterung bedeutet. Das Heft von 8 Bogen kostet auf weißem Druckpapier 6 Gr.; auf gutem Schreibpapier 8 Gr.; auf präctischem Velinpapier 15 Gr.

Leipzig, 1. Juni 1834. G. A. Brockhaus.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag,

Nr. 167.

16. Juni 1834.

Ueber Maschinen- und Fabrikenwesen von Charles Babbage. Aus dem Englischen übersetzt von S. Friedenberg. Mit einer Vorrede von R. F. Kloeber. Berlin, Stuhl. 1833. Gr. 12. 2 Thlr.

In Nr. 21 und 22 d. Bl. haben wir unsere Leser mit einem Werke bekanntgemacht, welches gewissermaßen als die Ausbeute und das Ergebnis des vorliegenden für die Gesamtheit des Publicums anzusehen ist, indem es die allgemeinen Betrachtungen, worauf die Untersuchungen von Babbage geführt haben, besonders in Bezug auf die Wirkung des Maschinenwesens in der Nationalwirtschaft in der populärsten Darstellung heraushebt und ausführt. Aber es würde nicht möglich gewesen sein, jene Früchte zu erlangen, wenn sie nicht angefeht und gereift wären auf dem Baume zuverlässiger und sich selbst bewusster, d. h. wissenschaftlicher Erkenntnis. Ohne im mindesten dem Verdienste des Ferber'schen Werkes über den preussischen Gewerbszustand zu nahe treten zu wollen, kann doch nicht in Abrede gestellt werden, daß es kein Werk gibt, was an Umfassendheit der Gegenstände der Betrachtung, in Gründlichkeit des praktischen Urtheils und an überraschenden Verbindungen des Vorhandenen mit dem darauf zu Erwartenden sich mit vorliegendem messen könnte. Zwar nimmt der Verf. den Haupttheil seiner Erfahrungen und Untersuchungen aus dem Gewerbsleben Englands, und nur wenig aus Frankreich, noch weniger aus Deutschland und den Niederlanden; zwar ist eben darum eine sich kundgebende Vorliebe für englische Einrichtungen und englisches Uebergewicht zuweilen anstößig und von dem kenntnißreichen Uebersetzer in den hinzugefügten Bemerkungen mit Recht gerügt und berichtigt worden; zwar ist das Werk weder Alles erschöpfend, noch in streng logisch-systematischer Ordnung geschrieben, sodas überall Eins aus dem Andern entwickelt wäre, sondern es enthält nur eine Reihe von Betrachtungen über die Entstehungs-, Erhaltungs- und Beförderungsurachen des Zustandes des Gewerbes in England. Allein bei dem großen Vorsprunge, den dies Land vor allen andern Ländern, wie ihm zum Theil vormals weit überlegen waren, in dieser Beziehung gewonnen hat, mag man wol nicht darüber schmähen, daß ein Engländer davon mit Selbstgewißheit und Nationalstolz redet, da er dadurch weder ungerecht noch feindselig gegen das Ausland geworden ist,

vielmehr fest an dem großen Grundsatz hängt, daß England nur im Welthandel das Gebiet der Mittel zu den Fortschritten des Nationalwohlstandes zu suchen habe, und daß diese folglich auch mit den Fortschritten des Wohlstandes anderer Nationen im Verhältnisse stehen. Ebenso ausgemacht ist es, daß die Mannichfaltigkeit, die Ausdehnung und die Verzweigung fast aller Theile der Industrie in England es nicht nur möglich, sondern sogar räthlich macht, die dortigen Erfahrungen und Einrichtungen ganz vorzüglich bei Betrachtungen über diesen Gegenstand ins Auge zu fassen. Endlich ist es gar nicht die Absicht des Verf. gewesen, eine Alles umfassende Theorie zu liefern, sondern er hat vielmehr nur eben aus dem großen Vorrathe seiner Nachrichten und Kenntnisse Stoff zu Betrachtungen entnommen, durch welche die richtige Erkenntnis der wirkenden Ursachen, der Natur der Erfolge und der Bedingungen weiterer Ausbreitung begründet, berichtigt und erweitert wird. Es ist kein Capitel in diesem Buche, das nicht reichlich dazu beiträgt, wenn auch weiteren Forschungen noch andere Theile des Ganzen überlassen bleiben. Es ist im Ganzen damit ein großer Schritt in der Aufgabe gethan, den Wachsthum des Nationalreichthums aus der Hand des Zufalls oder bewußtloser Speculation in die Hand der auf technischer und ökonomischer Kenntniß beruhenden wissenschaftlichen Gewerbsleitung zu bringen und die Staatswirthe von so manchen verkehrten Maßregeln abzuwenden, durch welche sie das Gewerbe haben heben wollen, aber in der That es unterdrückt haben.

Babbage, berühmt durch seine Rechenmaschine, welche hervorgegangen aus der Einsicht in die Natur des Zahlenverhältnisses und in das dadurch bestimmte Gesetz der Mechanik des Rechnens, die größten Rechnungstabellen mit sich selbst controllirender Genauigkeit ausarbeitet und gegenwärtig auf Kosten der Regierung zu London im Großen ausgeführt wird, ist der Mann, der durch sein tiefes Verständniß der Mathematik und Physik, wie durch seine mühsamen Sammlungen von Erfahrungen und Nachrichten über die Beschaffenheit, den Gang und den Erfolg von Maschinen und Fabrikeinrichtungen in den verschiedensten Zweigen der Gewerbschöpfung die Fähigkeit und die Materialien zu einem so gediegenen und weit umfassenden und inhaltschweren Werke besaß. Sein Ueber-

seger hat durch die Deutlichkeit und Genauigkeit der Uebersetzung selbst, durch geschickte Wahl der technischen Ausdrücke in derselben, durch Auffinden mehrerer sinnentstellender Druckfehler im Originale und durch erläuternde und berichtigende Zusätze seinen Beruf für das Unternehmen glücklich erfüllt.

Das Werk zerfällt in zwei Theile. Der erste kleinere ist technischer, der andere größere nationalwissenschaftlichen Betrachtungen gewidmet. Jener hat hauptsächlich zum Gegenstand, die Zwecke zu erkennen und zu erfüllen, zu deren Erreichung Maschinen und Fabrikmaschinen eingeführt und gebraucht werden. Der Verf. führt vornehmlich auf drei Hauptzwecke zurück, nämlich 1) zur Erweiterung der Menschenkraft; 2) zur Zeitersparnis und 3) zur Bekämpfung sonst vortheilhafter Dinge. In letzterer Beziehung ist das Beispiel der Benutzung der unbrauchbar gewordenen Pferde in den großen Abdeckereten bei Paris ein Beweis, wie unendlich viel dem Nationalwohlthum dadurch verloren geht, daß Dinge unbenutzt bleiben, welche doch an sich und geßtig angewendet, ansehnlichen Nutzen gewähren. Die alten oder kranken Pferde, wofür 3 bis 4 Thlr. bezahlt wird, liefern hier durch ihre Zerlegung in ihre einzelnen Theile und die Verwertung jedes Einzeltheils einen Ertrag, der bis zu 33 Thlr. steigt. Hierunter aber ist auch der Preis der Mägen und der Felle von den Tausenden von Kattunbegüßern, welche mit dem sonst unbrauchbaren Fleische in eignen Vorrichtungen erzeugt und zum Vogelfutter und zu Präparat verkauft werden.

Die Erweiterung der menschlichen Kraft kann auf zweierlei Weise geschehen, entweder durch Erzeugung und Unterordnung neuer Kräfte unter den menschlichen Willen, oder durch Uebertragung und Verstärkung der Willkür schon vorhandener Kräfte. Ornat genannt, ist indessen dies hier uneigentlich gesprochen, indem der Mensch weder neue Kräfte erschaffen, noch das Maß irgend einer bereits vorhandenen Kraft selbst erhöhen kann. Vielmehr muß die Wirkung einer jeden genau diesem Maß entsprechen, wenn von jener zuvor Das abgezogen wird, was von dem letztern durch den Widerstand der Reibung und die Schnelligkeit der Bewegung verzehrt worden ist. Wenn aber auch in naturwissenschaftlicher Hinsicht jene Ausdrücke nur uneigentlich sind, so haben sie doch in praktischer Beziehung ihre volle Bedeutung. Indem das Pflöber in einer Kugel eintrifft oder eine Röhrenmühle aufgesetzt wird, wird dort die gebundene Kraft des Dampfes frei gemacht und hier die freie Kraft des Windes durch die Flügel aufgefungen, und der Erbsenack bildet Kräfte, welche sonst nutzlos in die Hand des Menschen gebracht würden, wird dadurch erschaffen. Zudem setzen irgend eine Kraft auf den Punkt gestellt wird, von wo aus sie mittels mechanischer Vorrichtungen, namentlich des Hebels, der Schraube und des Ralles, oder durch Verbindung mit andern Kräften, insbesondere chemischer Zersetzungen oder Verästelungen in ihrer Wirksamkeit erhöht und unterhält, oder der ihr entgegenstehende Widerstand vermindert wird, ist dadurch in ihrer Wirkung eine Veränderung be-

wirkt, welche für den Gebrauch einer Bewegung in Kraft selbst gleichkommt. Diese Gewalt über die Natur, ihre Unterwerfung unter den menschlichen Willen ist dem beliebigen Gebrauche und die dadurch erzeugte Frucht des Menschen über ihre Wirkkraft, das ist was eigentlich die Zeit aller Einrichtungen und Anstalten zur Vertheilung und Erzeugung von Kräften ist, die die verschiedenartige Anwendung dieses Vermögens ist, die dem, worauf es bei der gewerblichen Arbeit und Industrie ankommt, liefert den natürlichen Einprägungsplan für alle jene Veranstellungen selbst. Vornehmlich besteht der Beruf, die Verwendung der Kraft im Leben der Menschheit über die Grenzen des menschlichen Arms nicht eingerichtet ist. In dieser weit ausgedehnten Welt ist die Benutzung der die Verfertigung der natürlichen Beschaffenheit, die die Verbindung mehrerer Arbeiter, welche durch die gleiche Bewegung zugleich hervorgebracht werden können. Ein Mann macht die eine Maschine für die Bewegung der Bewegung mit vortheilhafter Erfindung, die kann welche gleichzeitig an mehreren Orten der Bewegung mittelst. Eine der wichtigsten Aufgaben der Menschheit besteht eben in Erparnis der Zeit und in der Zeit durch die Fortbauer oder Fortführung der Bewegung. Eine andere große Betätigung der Menschheit besteht in der Verbesserung der menschlichen Kräfte, welche die beschriebene Thätigkeit und Bewegung begünstigen, oder umgekehrt durch die Beschaffenheit der Prozesse mittels mechanischer Hülfen, wie in der Schmelzwerke, der Schmelzwerke und in den Fabriken. Vornehmlich in die Augen fallend ist die Beschaffenheit der Maschinen oder physikalischer Einrichtungen zur Erzeugung solcher Arbeiter, welche für die Erzeugung der Arbeit mächtig oder zu sein sind, und welche sich ganz unterscheiden müssen, wenn sie nicht auf die Weise vorgerichtet werden können. Ein Mann hat die Bewegung über Controlierung gestellter Arbeit der geschäftlichen Anordnungen, welche wegen ihrer Beschaffenheit die Aufmerksamkeit erfordern und eben darum die vortheilhaftig geschäftlich wäre, jedenfalls über möglich durch bewirkt werden können. Diese Erparnis der Thätigkeit bei allen Verfertigungen, die man durch Hülfsmittel leisten werden kann, und deren Erzeugung zu andern Verfertigungen ist unter der Bewegung Zwecke höherer Zweckes. Auch Erparnis ist zu verstandenen Materialien, sei es durch Beschaffen, welche deren Aufstellung verändern, oder durch die Thätigkeit der Unbrauchbarkeit der verfertigten Arbeit nicht hinderlich durch Benutzung des Abganges der Verfertigung ist ein sehr wichtiger Gegenstand in der menschlichen Welt. Es gibt keine Fabrikate, welche nicht die Bedeutung einer ansehnlichen Menge von Thätigkeit bedürftig sind, und welche daher durch die Thätigkeit der Bewegung des menschlichen Körpers nicht gar nicht über nur selten gelassen werden. Die Anwendung von Zeit, Betrag und Kraft wird nicht sein, wenn deren regelmäßige Aufstellung nicht ist.

Maschinen gefertigt werden könnten! Hierher gehören auch noch alle die Vorrichtungen, mittels deren die Härte, Dauerhaftigkeit oder Genauigkeit fertiger Fabrikate erprobt wird, um entweder den beabsichtigten Erfolg bei ihrer Anwendung, oder doch die Gefahrllosigkeit derselben zu sichern. Die allgeringste Zeiterparnis wird gewonnen durch die Kunst bei mannichfaltigen Verfertigung eines Modells, wodurch nicht nur die Kosten der Verfertigung des Lehrens auf alle Nachbildungen desselben vertheilt, sondern auch dessen Gebrauch selbst nach der Zahl der Verfertigung ausgedehnt wird. Mäße diese durch Abdrucken von Erhöhungen oder Vertiefungen, durch den Guß erweichter und wieder erhärtender Massen in Formen, oder auch durch Abreibung der Farbe ins Weiß gesetzt werden, immer ist die mögliche Mannichfaltigkeit des Modells, wie bei dem Wägelrader, die Bedingung der Vielseitigkeit allgemein nützlicher Erfindungen und Erfindungen von der großen Masse der Menschheit, während insbesondere ein einzelnes Werk als ein Kunstwerk für den Meistern vorhanden wäre, wenn der Besitz davon zuerst, höchstens außerdem noch für die, denen er den Zutritt dazu über die künstlerische Nachbildung des Originals gestattet.

Alle diese Brände müssen bei der Untersuchung der Fabrikanten sowohl als bei der Unternehmung neuer Anlagen ins Auge gefaßt und erwogen werden. Je mehr die Ergebnisse ihrer Erwägung auf einen Calcul gebracht werden können, wenn auch nur in der Annäherung, desto öfter mag die Speculation werden, desto weniger wird sie sich in den Voranschlägen irren, auf deren Wichtigkeit der Erfolg der Unternehmungen hauptsächlich beruht. Eben so wenig ist es von so großer Wichtigkeit, hierin klar zu sehen, und die Wirkungen der zur Verfertigung lebenden der Verfertigungsmaschinen Kräfte vollständig zu überschauen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neueste französische Literatur.

Tribunaire des Femmes. Die Directrice dieses Journals befreit sich nach dem Oriente; zu welchem Aufsatze, wissen wir nicht, wirklich um den Peter Infantin aufzusuchen. Die Tribunaire hat aber doch nicht die mindeste Unterbrechung und wird fortfahren, an der Pflanzgenese des Weibes zu arbeiten, sie aus der letzten Kammer stoffen hervorzulassen, in welcher die Vertheilung als das complement der Götze aufgestellt wird.

Paroles d'un croyant, von Lamennais; der tüchtige Prediger mit der blendenden Rhetorik, mit der behenden sügenhaften Sophistik zeigt sich in der Welt des Gedankens ebenso schwelgerisch und ängstlich wie früher in der Wirklichen. Wir können hier nie bereide Blut- und Verführungsfähige Diakonie Lamennais' nur kurz anzeigen. Hecatombien sagt neulich, auf dieselbe Art: "Il fera beau voir 93 faire ses piques", Royer-Collard äußerte über die Paroles d'un croyant: "C'est du Beau préché par le diable".

De la révolution en Europe par M. Laurentie. Der Demokratie war früher Hauptbestandtheil der Quotidiennes, wo sie Polemik sich weit heftiger gebildet als in gegenwärtiger Broschüre, die zunächst bezweckt, die Parteien auszuföhnen. Ich hätte nicht nie schlüssig lassen, daß Laurentie als Vermittler aufzutreten wüßte; seine Aussprüche in der Quotidiennes' rechtfertigen diese Behauptung. Quand le diable se fait vieux etc. Zielrecht ist es auch aus Kerger, sich von Lamennais überholt zu

sehen. Ich komme noch einmal auf Schöten zurück; er preist jetzt die Republik, da es mit der liberalen Theokratie nicht gehen will, es ist Nothwendigkeit im Schrotte. Ein wunderbares Dictionnaire entfaßt die Worte; mit gewandter Phantasie flammend und übertrifft ihn in dem gelehrten, geschickten Schöten, die unter gelehrten und sinnlichen Schöten vertheilt ist. Les historiens de Paris. Alph. Esquiros. Eine Sammlung Geschichte. Die pariser Journaleisten verichern, Esquiros habe Rechte, er sei kein schlechter Dichter, und sündige politische Vorkämpfer; die Revue de Paris' warnt ihn; er möge sich doch so in Acht nehmen, die Mittel des National, des Courtier nicht in Reine zu bringen.

La Bohème, roman historique, von dem Grafen Kinsky. Bohémien, die nur der einflussreichen reichten Wissenschaften genügt sind, mögen Mäße haben, sich in die tausend Capricien der Romantische zu haben. Die Darstellung in gegenwärtigem Buche ist schwerfällig, ohne Leben und trübt nach den Zeiten. Das Historische ist dagegen gelungen. Der Graf hätte besser gethan, eine gute Geschichte von Bohmen zu schreiben.

La prisonnier de Igouara, von Corbière. Geroman. Nachdem der Verf. früher die Matrosen geschildert, tritt er jetzt die Dichter in erster Linie erscheinen. Man behauptet, Corbière sei wahrer, trauer in seinen Schildern des Ozeans als Sue. Für Leser in einem Gefängnis mag das sehr wichtig sein; für uns Profane ist aber die Wahrheit Corbière's unverständlich und nebelhaft ziemlich platt und profan.

Anglaiserie pittoresque, unter Pichot's Leitung. Eine Reihe Sittenschilderungen, Gemälde aus dem Leben, auch Ergüsse werden angehängt. Der eigentliche Hauptarbeiter an dieser in Lieferungen zu zehn Bänden erschienenen Anglaise pittoresque ist der sächsische, gewandte und kenntnißreiche Pbil. Chastel, dessen Namen in allen Blättern figurirt. Dieses Werk trägt nicht die Ehre eines großen, womit es sich schon längere Zeit beschäftigte, nämlich einer literarischen Geschichte von England.

Titan, roman par Jean Paul. Dieser sah außer gutem, edellicher, gemalter Jean Paul ruhig hinter seinen langen Perücken, seinen Paarschnecken, die sich wie Fächer einander beschließen, hinter seinen Wunderwerken von Extrablättern, Polkriptumsabhängigen, Schichten u. s. w. und trugte den Ueberfeger; der draufende Schatz von Epitheten, von Mitrationen, Bildern, Figuren, Citaten, Wortspielen, die sich um seine Gedanken wild durcheinander tummeln, hatte die Reden zurückgeschoben, und ich hatte meine innigste Freude, die Bedenklichen, unerschrockenen pariser Epitheten und Phrasenlager an dem Reinen Genies Preussenschwärmen zu sehen, wie sie verblüfft hinundhertritten und wol auch einmal einen Sprung wagten, bald aber Schwimmbild wieder zurückzuziehen; nun wird auf einmal eine Rede von Jean Paul's Werke angehängt; den 25. Mai erscheint Titan; der Ueberfeger ist Chastel, von dem von die Rede war.

Les hommes et les mœurs aux Indes occidentales d'Amérique, aus dem Englischen überfetzt von dem Grafen Maccarty. Der Werk ist die Oberst Hamilton; er hat Amerika von einem andern Standpunkte aus betrachtet als Sir Brooke and der Capitän West Hill, so versichert wenigstens die Herausgeber.

Die Tobias, Histoire allemande de 1516, von Eschot de Brulin. Ein anständiger, honeste Roman, ohne Blutvergießen; der Held ist ein Jude, der erst seine Liebe der Religion opfert, dann Trost um seine Gedanken willer vergrüßt, was ihm die See, den ich gar nicht übel nehmen wird. Es soll eine Anspielung auf die Geschichte einer wahrnehmungsreichen Prinzessin sein, die von einem eifersüchtigen Juden geliebt wurde.

Clotilde par Madame de Thibousson. Gleichfalls ein leuchtendes Mufenproduct; es ist die einfache Schilderung einer wahren, natürlichen Liebe, die mit der Wichtigkeit behandelt wird, mit welcher alle Schriftstellerinnen die Liebe behandeln. Die Liebe gilt ihnen Alles, sie ist das höchste Interesse, die höchste Aufgabe des Lebens. Die übrigen nicht ohne Erfindungskraft

angelegt und mit Geist und Gefühl behandelte Geschichte ist folgende: Clotilde, ein schönes Weib mit einem tiefstehenden Ozean, ist in ihrer ersten Jugend an einen viel älteren Mann verheiratet worden. Dieser wird wahnsinnig. Clotilde zieht sich in die Einsamkeit zurück. Hier halbt sie ganz der schönen Literatur; ihre Phantasie entsammt sich in glühender Leidenschaft zu einem homme de lettres, dessen Werke viel Aufsehen machen; Beide begannen sich, und der Band ist geschlossen; nun kommt aber das Fatum und klappt an die Wohnung der glücklichen Liebenden: der Mann erlangt seinen Verstand wieder! Clotilde stirbt. Dies erinnert mich an eine wahre Geschichte, die sich kürzlich in Paris in der Straße St. Lazare zugetragen. Eine blühende verheiratete Frau verliebte sich in einen Jüngling, der gerade halb so alt war; zehn Jahre lang dauerte das theokretische Verhältnis. Vor einiger Zeit bringt der Vater darauf, daß sich der junge Mann verheiratet; die Braut ist bald geschwunden, der Hochzeittag rückt heran; vorsehern findet man die Leichen des jungen Mannes und seiner Geliebten, die sich den Tod gegeben hatten. La vie ressemble plus souvent à un roman, qu'à un roman ne ressemble à la vie.

Nouvelle histoire de France depuis les temps les plus reculés jusqu'à la révolution de Juillet. Im Prospectus heißt es: „Die Chroniken von St. Denis blenden die ersten Geschichte von Frankreich durch Robert Goguin zur Grundtasse; dann kam Nicolo Gilles, welchem Belleforest, diesem Duhaillou, diesem Regnaud, darauf Bellay, welchem Anquetil folgten, und in dieser Reihe von Historikern in abstrahender Linie findet man in dem Maße, als sie sich von der gemeinlichlichen Menge entfernen, stets ausgearbeitete, trügerischere, farblosere Pseudognomien. Das vorliegende Unternehmen soll die Geschichte ausgraben (exhumer), nicht sie schaffen, die Vergangenheit mit den Augen der Vergangenheit, und nicht mit den Augen der Gegenwart betrachten.“ Dies Alles soll geschehen unter der Leitung eines Henri Martin, der sich durch historische Romane dazu vorbereitet, sagt der Prospectus; Romane schreiben scheint uns ein schlechtes Vorbildum für Geschichtsschreibung. Das Ganze wird mit so marktschreierischem Stylgepränge anstumpfend, daß wir vor der Hand an die Trefflichkeit des Unternehmens keinen rechten Glauben haben.

Les historiettes de Tallemant des Réaux, mémoires pour servir à l'histoire du 17. siècle, zweiter Theil.“ Diese Geschichten sind, wie der Leser bereits weiß, ziemlich standalider Art. Je weiter wir kommen, desto ärger wird das Standal. Die pikantesten Anekdoten müssen wir übergehen. Zu Tallemant's Zeit war es wie jetzt: geschmeidige, listige Mittelmaßigkeit beherrschte sich da den Weg, wo das Talent nicht durchkonnte. In einem Jahrhundert, wo der dritte Staat, die Rotunde, eine höchst submisse Stellung hatte, schlichen sich Männer von der niedrigsten Abkunft ohne allen Verdienst zu den höchsten Staatswürden hinauf. Der Cardinal Duperron, der Sohn des protestantischen Pfarrers Davi, würde in dürftiger Obscurität geblieben sein, wäre er nicht auf den Einfall verfallen, die Religion seiner Väter abzuschwören. Der Marschall d'Ancre war der Sohn eines Rotars in Florenz; es ging ihm sehr kümmerlich, als er das Glück hatte, in Richelieu's Dienste zu treten und eine Kammerfrau der Maria von Medici zu betrauen. Die Marschälle Marillac und de la Moilleraie waren Advokatenöhne und gelangten zu der höchsten militairischen Würde, ohne sich besonders hervorgethan zu haben. Der Graf Rogent war ein armer Landjunker; als er zum ersten Male bei Hofe erschien, verschaffte ihm der Zufall Gelegenheit, Ludwig XIII. auf seinen Schultern durch eine Pfäde zu tragen; damals hatte Rogent 800 Francs Renten, späterhin trieb er sein Vermögen bis auf 195,000 Francs Einkünfte. Rogent war der Bruder des Staatsraths Beauvau, dessen Namen die Königin nach kaiserlicher Art aussprach, indem sie statt

„ein ou“ sagte, worüber sich besonders Prinz Frau ärgerte. Dieser wir, von den Parzen zu andern ungeschicklichen Partien seiner Zeit über, so haben wir zuerst den Bruder des Cardinals Richelieu, eine höchst seltsame Erscheinung; er sollte Minister werden; da er nicht schwimmen konnte schwam, so suchte er dem Kaiser geweiht. Die Tochter brachte sein etwas ungeschicktes Gehlen nicht ins Weis; er wurde Bischof von Lyon, Erzbischof von Aix und später von Lyon. Einmal sagt ihm der Abt von Sabrouse zu ihm: „Erdüchtiger Herr“, sprach er beim Besonderen, „ich bin der Abt von S.“ — „Was ist das auch an?“ war die Antwort. — „Ich komme, um Ihnen meine Meynung zu machen.“ — „Nun, so machen Sie Ihre Meynung und scheren Sie sich zum Henker!“

Bois-Robert war eine Art Hofnar des Cardinals Richelieu. In dieser Eigenschaft hatte er eine Satire auf die Fronde geschrieben. Der Coadjutor (Coadjutor de Metz), der sich in der Fronde, hatte von dem Cardinal vernommen; er lud ihn bei zum Essen ein. „Sie werden mir doch Ihre Satire zeigen“, sprach der Cardinal beim Desser zu Bois-Robert, der in die Halle gegangen war; „ich bin sehr darauf gespannt.“ Bois-Robert steht auf, räuspert sich, tritt unterdessen auf's Treppen, es wieder zu lassen. Ihre Satire fand dem hoch zu hoch.“

In der „Gallia christiana“, einem Erbauungsbuch, welches man häufig in den katholischen Seminaren von Frankreich antrifft, steht eine sehr abends Schilderung der geistlichen Laune des Erzbischofs von Rheims, Glesmore d'Alampont, wider in lateinisches Gebräch zu Ehren der heil. Jungfrau geschrieben. Nach Tallemant war dieser gottselige Prälat an einem Man von angenehmer Selbstbildung, mais il n'y eut jamais un homme si né à la bonne chère et à l'escroquerie. In der That ein curloser Heiliger!

Boiture, der bekannte Schriftsteller, hatte eine unheimliche Wette, die überhaupt damals sehr gewöhnlich war. Ein Loge, als er mit Arnault und dem Marquis Pami zusammen ging, sah er in der Ferne Jemand in einer Kutze hinstehen. Boiture wettete, wir wissen nicht, was welchem Zweck, es ein concessible à la cour des aides. Als der Herr in die Wette gendert hatte, trat Boiture an den Bogen und ließ ihn von der Wette in Kenntnis; „Monsieur“, erwiderte ihm der Unbekannte, „wetten Sie immer, Sie seien ein Nar, es Sie werden frey die Wette gewinnen.“

Gaston d'Orléans, Bruder Ludwig XIV., war ein hoher Mann, der sich durch sein schwanztrübes Benehmen in Unannehmlichkeiten zu zog. Tallemant erzählt einem Tag mit ihm, der diesem Prinzen sehr zur Ehre gereicht. Einmal bei seinem Beber, welchem eine große Anzahl Köstlinge besetzt hatte, eine goldene Schokolade entwendet worden. Ein bei ihm wesenden drang darauf, man solle alle Köstlinge beschuldigen die ganze Gesellschaft durchsuchen. „Au contraire“, sprach der Herzog, „sortons nous, de peur que la montre ne montre à sonner et ne trahisse le voleur.“

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Stieglitz (Heinrich),

Stimmen der Zeit in Liedern. Zweite, veränderte und vermehrte Auflage. 8. Grö. Auf gutem Druckp. 10 B. Leipzig, im Juni 1854.

F. X. Brodhahn.

*) Bgl. Nr. 79 d. Bl.

D. Red.

Ueber Maschinen- und Fabrikenwesen von Charles Babbage. Aus dem Englischen übersezt von C. Friedenberg.

(Fortsetzung aus Nr. 167.)

Den zweiten Theil seines Werkes beginnt der Verf. mit einer Unterscheidung zwischen dem Fertigigen und Fabriciren der Waaren, um dadurch den eigentlichen Unterschied zwischen Handwerk und Fabrication anschaulich zu machen. Er gesteht indessen, daß er diesen Unterschied nicht deutlicher machen könne, als daß das Erstere sich auf die Erzeugung einer kleinen, das Letztere einer sehr großen Anzahl von Gegenständen beziehe. Damit möchte jedoch nicht viel klar gemacht worden sein. Ein Dreivierteliger Handwerker kann so viel hervorbringen als ein Fabrikant. Gleichwohl ist diese Unterscheidung von der höchsten staatswirtschaftlichen und noch mehr von politischer Wichtigkeit. In Preußen unterscheidet das Gesetz noch zwischen Fabrikenunternehmern und Fabrikanten außer den Handwerkern; häufig ohne jedoch eine Begriffsbestimmung zu geben. Daß man einen Fabrikenunternehmer als einen Fabrikanten im Großen beschreibe, führt nicht weiter, als es unbestimmt bleibt, wo das Kleine aufhöre und das Große anfangen. Es muß indessen ein Unterscheidungsmerkmal geben, da außerdem die Sprache diese Begriffe gar nicht hätte trennen können, werngleich sie sich desselben nur dunkel bewußt geworden ist.

Daß der Zweck beider, des Handwerks und der Fabrication, die Hervorbringung von Werken zum Gebrauche ist, liegt schon im Namen. Auch kann der Unterschied nicht im Gebrauche des Feuers liegen, da mehrere Handwerker beständig im Feuer arbeiten, und ebensowenig in dem Gebrauche der Hand, was schon die Uebersetzung von Manufactur, als eines Zweiges der Fabriken, anzeigt. Gleichwohl führt das Wort: Handwerk, selbst auf die Begriffsbestimmung. Keineswegs sind alle diejenigen Handwerker, welche mit der Hand arbeiten oder damit etwas schaffen, was auch die Landleute und Fabrikarbeiter thun. Ebensowenig gehört es zum Begriffe des Handwerks, daß das rohe Material durch alle Stufen der Verarbeitung bis zu seiner Verbrauchsgestaltung von einem Arbeiter umgearbeitet werde. Der Tuchmacher, der die pommene Wolle kauft und das rohe weiße Tuch an den brükanten verkauft, welcher es erst färben, walken und

zurichten läßt, ist ein Handwerker. Das Gewert wird uns aber zum Verständniß Dessen verhelfen, was ein Handwerk ist. Denn man erstieht daraus, daß zu einem Werke die Erzeugnisse menschlichen Fleißes von einer gewissen Art und nach einer gewissen Uebereinstimmung gehören und daß sonach mit dem Aufhören der Gewerks, der Zünfte und Gilden auch die Handwerke von selbst aufhören und mit der Gewerbefreiheit alle Gewerbeschäftigkeit in den Fabricationszustand übergeht. Diese Erscheinung kann auch dadurch hervorgebracht werden, daß sich Fabriken neben den Handwerkern erheben und diese theils verschlingen, theils verjagen, weil die letztern nicht neben jenen fortbestehen können. Um diese Erscheinung recht in der Nähe zu betrachten, weisen wir auf die beiden Städte Züllichau und Grünberg hin, wo vor 40 Jahren noch Tausende von fleißigen Tuchmachern ansässig waren, die im Wohlstande lebten und einem angesehenen Handelsstande und der sie umgebenden Landschaft reichliche Nahrung gaben. An beiden Orten erhoben sich große Fabrikenanlagen, von der Regierung reichlich unterstützt. Tausende der frühern Einwohner sind darüber nach Polen und Rußland ausgewandert, und die Zurückbleibenden wurden aus selbständigen und wohllebenden Bürgern abhängige und hungernde Fabrikarbeiter. Nicht lange, so geriethen auch die großen Fabriken in Verfall; die darauf verwendeten Capitalien gingen verloren, der Credit mit ihnen; die Arbeiter konnten nicht wieder anfangen, für eigene Rechnung zu arbeiten; neue Auswanderungen und neues Elend nahm überhand, wozu noch kam, daß die alten Gemeindefschulden, da sie vom persönlichen Erwerbe nicht mehr eingebracht werden konnten, ganz auf dem Grundstücken lasteten und auch diese noch werthlos machten. Der Kaufmann und der Landmann fand keinen Verdienst mehr in den menschenleeren Straßen; jener zog mit seinem Capitalien auch weg, und das Grundcapital dieses hat sich um so viel ebenfalls verringert, als der ermangelnde Absatz die Bodenernte herabgedrückt hat. Es wäre wol einer Preisaufgabe würdig, die Frage ins helle Licht zu stellen: Was ist die Ursache, daß sich in Cottbus in derselben Periode, in der Züllichau und Grünberg so heruntergekommen sind, die Tuchmacherel nicht bloß erhalten, sondern bedeutend gehoben, und daß sie in Spremberg sich später noch zusehends ausgebreitet hat? An die-

fen beiden Orten wird sie fortgesetzt handwerkmäßig betrieben, und sie sind blühend, da jene mit ihren Fabriken zu Grunde gegangen sind. Wächte nicht diese Erfahrung ein nicht ganz zu verwerfender Einspruch in den Lehrsatz unsterblich sein, dem auch der Vorsehner unbedingt haltigt, daß die Fortschritte des Gewerbes und durch dasselbe des Nationalreichthums bedingt seien durch die Zunahme des fabrikmäßigen Betriebes desselben?

Beseht indessen, dem sei so: ist der Nationalreichthum der höchste Zweck des bürgerlichen Lebens, die höchste Aufgabe der Staatsverwaltung? Oder ist er selbst nur ein Mittel zur leichtern Erreichung des höchsten Ziels der Menschheit und des Bürgerthums, der sittlichen Ausbildung des Geschlechts in seinen Individuen? denn in diesem besteht und lebt die Menschheit, weshalb es nicht sowohl auf die Höhe als auf die Ausdehnung dieser Vervollkommenung ankommt. Nicht daß die Verdichtung und Glückseligkeit einiger Wenigen durch die Entbehrung der vielen Uebrigen gesteigert werde, sondern daß Alle möglichst weit darin gefördert werden, folglich möglichst gleich daran Theil nehmen, ist die Anforderung des Christenthums und der Staatsweisheit. Wie aber der Staat eine unentbehrliche Einrichtung für diese Ausbildung der Menschheit ist, so ist das Bürgerthum für jeden Einzelnen eine unschätzbare Bedingung dazu. In dem Begriffe des Bürgerthums wird jedoch schon das Erforderniß der Selbstständigkeit eines Jeden, dem es zusteht, so ungetrenntlich mit ausgedrückt, daß Niemand im vollen Staatsbürgerrechte sich befinden kann, der im Dienste eines Andern steht und seinen Beruf von dem beliebigen Willen eines Andern abhängig gemacht hat. Schon um bedingten kann ein Fabrikland keinen vortrefflichen Staat abgeben, weil nur die Fabrikherren vollständige Staatsbürger sind, die Menge der von jenen abhängigen Fabrikarbeiter es nach Maßgabe ihrer Abhängigkeit nicht werden kann. Steht der Zweck über dem Mittel, so folgt daraus für die Staatslehre das Gesetz: der Erwerb der materiellen Güter durch Ausdehnung des Fabrikenwesens muß der Erhaltung der Selbstständigkeit der Gewerbetreibenden so weit nachgesetzt werden, als diese durch jenen nicht gefördert, sondern beeinträchtigt wird.

Dabei darf nicht aus den Augen gesetzt werden, daß die Grundzüge, worauf das Fabrikensystem beruht, unmitteibar im Widerspruche mit den Erfordernissen stehen, von denen die Ausbildung der Menschheit abhängt. Denn die größte Vollkommenheit der Waaren bei deren höchster, nach dem Verhältnisse der Zahl der Abnehmer jedoch sich ergebender Wohlfeilheit ist die Aufgabe der Gewerbetreibenden. Dazu unmitteibar erforderliche Mittel sind einmal die möglichste Verringerung der Erzeugungskosten, also auch des Arbeitslohns, und möglichste Theilung der Arbeiter sowohl zu demselben Behufe als auch zu deren Vervollkommenung. Das Fabrikensystem wirkt also unmitteibar auf die Dürftigkeit und Verarmung der Menge der Arbeiter hin, den Gewinn, der zu machen ist, nur dem Fabrikantenunternehmer vorbehaltend, und hält die Masse des Volks in Noth, Schmutz und Unwissenheit zurück.

Durch die Theilung der Arbeiten werden ferner die einzelnen Verrichtungen immer einfacher und mechanischer, so daß die Arbeiter immer mehr sich dem Zustande der Automaten nähern, welche gedanklos und bewußtlos ihr Geschäft vollbringen. Außerdem wird der niedrigste Lohn nur durch die größte Ausdehnung der Arbeitskraft nach Innen und Außen erzwungen, so daß dem erschöpften Arbeiter, dessen Gesundheit durch diese Anstrengung sehr mehr oder minder rasch untergraben wird, nur die unangenehme Zeit zum Schlafe und zur Befriedigung der Lebensbedürfnisse übrigbleibt, aber keine Zeit der Erholung und der Ruhe, noch weniger des geistigen Genusses und Erlebens. Nicht der Sonntag bleibt verschont, noch in Jugend die Zeit des Schulbesuches bewahrt, da keine Arbeit von Kindern wohlfeiler geleistet werden kann. Es folgt in Unwissenheit und Rohheit eine Generation der andern, und die Menge der Menschen wird eine Herde nackten, mit Lumpen behangenen Viehes, das die Augen Fabrikherren kräftig, die müder klugen nochdürftig starr werden, dessen höchster Braus Vergessenheit seines Erbes im Sinnenrausche wird, und dessen Denkfähigkeit nicht bloß ganz ungelübt bleibt, sondern sogar gelähmt wird. Herr Knoeden will dem in seiner Sprache ausgeprochenen, daß die menschliche Denkkraft viel zu viel Schwachheit habe, um unterdrückt werden zu können; daß vielmehr die Ordnungslosigkeit der Arbeiten selbst der Entfaltung Raum gebe, sich mit andern Vorstellungen zu beschäftigen; daß in keinem Gewerbe bezwecken so viele treffliche Talente sich kundbar gemacht hätten als in dem Garnweber, und daß, wenn dabei unzulänglich ein Theil der Phantasie und des Mysticismus bemerkt worden sei, dies nur daher komme, weil dem Geiste durch zweckmäßigen Jugendunterricht nicht eine freie Richtung gegeben worden sei. Unstreitig ist unser Jugendunterricht noch einer großen Verbesserung fähig. Um in den entgegengesetzten Fehler der Ueberbildung und der oberflächlichen Vieltwisserei zu verfallen, gibt es noch Mangel, was selbst in unsern Erziehungsinstitutionen nicht gelehrt werden könnte und sollte, z. B. Erdbeobachtung und Geschichte des Vaterlandes, namentlich die ersten einfachsten und populärsten Elemente der Physik, Geometrie, Landwirtschaft und besonders des vaterländischen Ackerbaues. Ohne Zweifel könnte ohne Nachtheil mehr als die Hälfte unserer Gymnasien und Lyceen eingehen, um anderen Real Schulen Platz zu machen, auf denen nicht bloß die Disciplinen weiter ausgebildet, sondern auch in der Gymnastik, Anthropologie und Erfahrungswissenschaften, der Naturgeschichte und Erdkunde, in der Mathematik, Physik und Gewerbstunde so viel Unterweisung gegeben werden müßte, daß in keinem dieser Fächer völlige Kenntnisse obwalten kann, vielmehr die Wissbegierde Stoff und Raum genug hätte, nach eigenem Gefallen weiter zu suchen. Nichtsdestoweniger bleibt es eine ausgemachte Sache, daß dies Alles fruchtlos sein würde, wenn die erpörrten Einwohner nicht in die Lage kommen, einen Theil ihrer störrer Ruhe der weitem Beschäftigung mit ihrer Lebenskenntnis zu widmen und sich die dazu unentbehr-

den Hülfsmittel anzuschaffen; daß nirgends gewisser das Aufstehen des Fortschreitens schon der Anfang des Zurückgehens ist als im jedem Fache der geistigen Erkenntniß und Thätigkeit, und daß der Geist den Werkstoffen des Leibes im Leben hinteraussteht und unter den unablässigen Drängen des Tages kaum noch die Kraft überbehält, wachend zu träumen.

Wie ist aus diesem Zwiespalt herauszukommen? Einerseits ist es der Reichthum, der die Hülfsmittel zur Ausbildung der Menschen gewährt; und es ist die Verbesserung des Fabrikwesens, welches am meisten jenen schafft. Andererseits ist letzteres in seinen Grundmaximen für die Nothwendigkeit der Menschen ihrer Erziehung gradezu hinderlich, indem es sie zu Arbeitsthieren herabwürdigt und ihnen die Mittel, die Lust und die Zeit zu jeder andern Beschäftigung als ihrer Fabrikarbeit entzieht. Wären die Staaten geschlossene Länder, oder könnten sie ohne Nachtheil des Gewerbes und der höhern Bildung selbst geschlossen werden, so möchte es möglich sein, daß die Gesetzgebung wenigstens die äußersten Uebelstände jener ungehinderten Entwicklung der Grundsätze verhüten und verschönen könnte. Allein im Wechselverkehre aller Länder entscheidet bei der Concurrenz aller Gewerbetreibenden die ungehindertste Befolgung und Beschäftigung der gewerblichen Grundsätze über das Emporkommen des Gewerbes in dem einen oder dem andern Lande, indem jedes Zurückbleiben eine mehr oder minder rasch sichtbare Verdrängung vom Weltmarkte unausbleiblich nachsichzieht. Man muß also bei der Sache selbst ihren Lauf lassen und darf sich der Gefahr störender Einwirkungen nicht aufsetzen; man geht aber auch eben damit dem Geheuern entgegen, welche der ungehinderte Gewerbetreibener Natur nach mit sich bringt. Man kann letztere auf vielerlei Erscheinungen zurückführen, nämlich auf die Anreicherung an den Zustand der Monopolisirung und auf die Unsicherheit des Bestandes der einzelnen Fabriken.

Um dies deutlicher zu machen, müssen wir die abgebrochene Erörterung der Begriffe von Handwerk und Fabrication wieder aufnehmen. Aus allen Zusammensetzungen des Wortes: Werk, ist zu entnehmen, daß solches in zum Gebrauch oder zum Handel nach gewissen Regeln umgearbeitetes Material bedeutet. Ein Handwerker ist also der, der solche Werke mit eigener Hand und für eigene Rechnung verfertigt, sodas die Erzeugung des Werkes des rohen Materials durch seine Verarbeitung ihm angehört. Es stößt diese Definition nicht, daß ein solches Werk noch einer weitem Verarbeitung fähig und sogar in rauchem Betrachte bedürftig ist, wenn es nur in der bestalt, in der es aus des Meisters Hand kommt, einen Verbräuch oder Handelsartikel abgibt. Ebensovornig stößt es, daß der Handwerker sich Vorarbeiten machen lasse oder behülfsen für Lohn annehme, so lange er nur selbst mit der Arbeit der Verfertigung seiner Waaren beschäftigt ist und seine Gehülfsen nicht gleich ihm daran arbeiten. Sobald hingegen die Verfertigung der Waaren nicht selbst die Arbeit dessen ist, der sie schafft, sondern die Arbeit anderer, die solche auf sein Geheiß und für seine Rech-

nung machen, so wird das Geschäft Fabrication. Liefern die Hauptgehülfsen eines solchen Gewerbetreibenden ihn fertige Waare des in Rede stehenden Art, sind sie also selbst Handwerker, so ist der, der sie für ihnen bestelt und für welchen sie solche anfertigt, ein Fabricant. Dagegen hingegen der Unternehmer die verschiedenen Arbeiten, aus welchen das Werk zusammengesetzt ist, sodas alle seine Gehülfsen für ihn um Lohn arbeiten und das Werk nur für seine alleinige Rechnung zusammengesetzt wird, so ist das die Anlage und das Geschäft einer Fabrik. Hiernach wird sich leicht unterscheiden, wer ein Tuchmachermesser, ein Tuchfabrikant oder ein Tuchfabrikantenherr sei, wobei wir auf den sehr bezeichnenden Namen: Herr, bei dem letztern nur im Vorbeigehen aufmerksam machen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Heidenmauer, oder die Benedictiner. Aus dem Englischen des J. Genim Cooper, von Joh. Sperschil. In drei Abtheiln. Braunschweig, Vieweg. 1832. 8. 3 Thlr.

Wenn wir in dem nordamerikanischen Freistaat bei dem erstaunenswürdig schnellen Wachstum seiner Macht und Größe, bei der Größe des Reichthums, die dem Genuß und der Beschäftigung des Lebens dort zu Gebote steht, bei den vielfachen Verdienungen, die sein Verkehre mit allen Wütern und Ländern der Erde herbeiführt, dennoch bis jetzt nur wenige Blüten poetischer Kunst hervorkeimen sehen, so darf uns dies nicht in Verwunderung setzen, da jenes merkwürdige Volk seine ganze jugendliche Kraft auf die Gründung und Entwicklung seines politischen, socialen und commercialen Zustandes verwenden und verbrauchen mußte. Eben in diesem ungeheuren Werke, in diesem bewundernswürdigen Staatsbau, an dem, wie in öffentlich getriebener politischer Freimaurerei, die ganze Bevölkerung mit ungeschwänkter Hingebung und Begeisterung mitarbeitete, lag die Poesie des Amerikaners; dieser Staat ist sein Gebiet, groß und eigenhümlich wie keines. Man sage nicht, daß ein Gleiches bei jedem großen Volk, bei jedem eigenhümlichen Staatskörper stattfinden. Alle Staaten, die uns bekannt sind, haben sich, wenn sich auch ein bestimmtes Princip ihrer Entwicklung nachweisen läßt, doch immer obdilig unterworfen aus ihm entwickelt, wie die Pflanze ohne Freiheit, ohne Bewußtsein und Selbstbestimmung, weniglich nach einem festen Naturgesetze aus ihrem Keim hervorzudrückt. Der Amerikaner hingegen, von der ursprünglichen Idee der Freiheit und Rechtsgleichheit ausgehend, hat sein Gesammtleben in strenger Konsequenz aus ihr hervorgebildet und somit seinen Staat als die Verkörperung einer Idee, als eine freie lebendige Schöpfung, als ein wahres poetisches Kunstwerk zu Stande gebracht. Man wird daher, wenn auch die Bürger dieses Staats, solcher unendlich höher stehenden gemisamen Poesie zugewandt, die jetzt noch einzeln als Dichter wenig vorgezogen sind, deswegen dennoch, wie es in dumpfer Anerkennung häufig geschieht, dem amerikanischen Volke das poetische Element nicht absprechen dürfen. Jetzt, wo auf der festen Basis einer gesicherten Existenz das Nationalleben des Amerikaners ruhig vorschreitend sich intellectuell entwickeln kann, fühlt derselbe so gleich auch das rein menschliche Bedürfnis der Poesie, wobei denn freilich der Zustand, in welchem er die poetische Kunst in seinem europäischen Mutterlande, dessen Sprache und Bildung die seinige ist, findet, ihm natürlich die erste, zunächst zu verfolgende Stufe sein muß. Die subjectiv, metaphysische Seite der Poesie, das lyrische, selbst das dramatische Gebiet läßt er vorläufig noch unberührt; der Luxus metrischer Formen hat wenig Reiz für ihn. Als ein echter Sohn und Bekenner des Aikais, will er an epischer Darstellung sich versuchen und ergötzen und

war in der Form verständiger und verständlicher Prosa, die seinem höchsten Sinn am nächsten steht. So treten denn Washington Irving und Cooper hervor, Nachbilder von Walter Scott, so gern sie es auch leugnen möchten. Die ganze Methode dieses englischen Novellisten, seine Auffassungs- und Darstellungsweise, seine Art, zu argumentiren und zu motiviren, sind in Cooper übergegangen, und wenn dieser es auch nicht gewollt, ja wenn er es zu vermeiden gesucht hätte, dennoch hat er sich dessen nicht zu erwehren vermocht. Hat nun dieser mit einem unbeschreibbaren Talent begabte Schriftsteller in seinen früheren Romanen amerikanische Zustände, zuerst den Kampf mit England in kühnen Gefirgskämpfen, dann die Verhältnisse der älteren Colonisten gegen die indigene Bevölkerung in vielerlei etwas zu ängstlich treuen, zu kleinlich detaillirten Schilderungen dargestellt, so sucht er in der „Heidenmauer“ seine Landsleute nun auch mit deutschen Zuständen und zwar aus einer älteren, aus der Zeit der Reformation bekannt zu machen. Hier befindet er sich nun auf einem Gebiet, das seinen Landsleuten im Allgemeinen beinahe völlig unbekannt, und wovon ein Analogon bei ihnen, deren Vorzeit so kurz ist, nicht gefunden wird. Hierdurch sieht er sich genöthigt, alle die Verhältnisse, auf welchen seine Dichtung ruht, sie mögen nun Sachen oder Personen, Raum oder Zeit betreffen, nicht nur im kleinsten Detail genau und sorgfältig zu beschreiben, sondern auch ihre Entstehung und deren Gründe nachzuweisen, weshalb denn schon die Beschreibung aller der Details, die den Schauplatz seines Romans bilden, einen unproportionalmäßig großen Raum einnimmt. Die zeitigsten Controversen, welche den geschichtlichen Hauptmoment jener Zeit bilden, in welche der Verf. seine Erzählung verlegt hat, geben ihm Veranlassung, über die Religionsprincipien selbst nach den in seinem Vaterlande darüber herrschenden Begriffen zu reflectiren, sowie denn überhaupt auf jedem Schritte Vergleichen der deutschen und amerikanischen Verhältnisse und Gesinnungen eingeflochten sind. Schon die Einleitung, worin der Verf. Reife nach dem Rhein und sein Aufenthalt in Dürkheim, dem Orte, um welchen sich die von ihm erzählten Vorfälle bewegen, beschrieben werden, gibt ihm Gelegenheit, den Rhein mit dem Hudson zu vergleichen und demnachst der Eigenthümlichkeiten seines Vaterlandes mit begeisterten Selbstbewusstsein freudig zu gedenken. Das wunderbare gesellschaftliche Gebäude der deutschen Vorzeit, dieses eigenthümliche Gemisch, in welchem die uneingeschränkste Freiheit neben der strengsten Unterordnung, der Republikanismus der Städte neben dem Despotismus des Adels, der finstere Ernst des kirchlichen Zwanges neben der Ungeheuerlichkeit des geistlichen Lebens, ewiger Aberglaube neben frechem Unglauben ewig im Kampf und dennoch in einer gewissen gesetzlichen und conventionellen Ordnung zugleich bestehen konnten, und wie aus der höchsten Verderbnis und dem endlichen Verfall solcher Institutionen unsere gegenwärtiger Zustand hervorgegangen ist, in welchem alle jene Elemente als Trümmer noch sichtbar und äußerlich zwar verschmolzen, innerlich aber noch keineswegs völlig verflüchtigt und organisch umgeformt sind, Alles dieses will Cooper seinen Landsleuten deutlich vor Augen stellen und bedient sich hierzu der Novellenform nur als Vehikel. Schon durch diese didaktische Richtung also und dadurch, daß er das Kunstwerk einem außerhalb desselben liegenden Zwecke dienstbar macht, stellt der Verf. sich als einen Anhänger und Jünger der Walter Scott'schen Schule dar und übernimmt freiwillig das Gedächtnis, durch welches dieselbe sammt ihrem Urheber und Meister von dem eigentlichen Geleite der poetischen Kunst sich selber ausschließt. In einem solchen Werke, und wäre es das Beste seiner Gattung, könnten die schönsten Elemente der Kunst sich wiederfinden, und dennoch würde es immer ein wahres Kunstwerk sein, indem diese Elemente nicht als organische Bestandtheile desselben, sondern immer nur als zufällige und nebensächliche Zierden eines Erzeugnisses dastehen, also ohne Mitwirkung zu einem schönen Ganzen für sich allein gefallen wollen. Hierdurch wird denn

die Kunst, die auf ihrem eignen Gebiet zur Herrschaft berufen ist, zur Dienerin des Wissens gemacht, und das Wissen, das auf dem ersten Wege des selbstthätigen Strebens in die Welt hineingekommen ist, wird gleichsam auf dem Schleichwege momentanen Vergnügens und passiver Unterhaltung einzufließen, zugleich aber einerseits die wissenschaftliche Erkenntnis verflüchtigt und andererseits die Kunst zur bloßen Gesellschaftsdame des Wissens entwürdigt. Hierbei kann denn immer noch ein bedeutender Grad poetischer Begabung in der geschickten Behandlung des Stoffes, in der Lebendigkeit der Handlung, in historischer Genauigkeit, in natur- und zeitgemäßer treuer Schilderung menschlicher Zustände und Verhältnisse sich offenbaren, und wie müssen dem Verf. einräumen, daß sein Werk in allen diesen Beziehungen, wenn nicht zu den besten, doch zu den besten gehört. Was aber die Charakterzeichnung und Individualisirung der handelnden Personen betrifft, so zeigt sich zwar auch hierin ein lobenswerthes Bestreben und es ist eine Gruppe sorgfältig gezeichnet und von einander geschiedener Personen zu Trägern der Handlung gemacht; allein indem der Verf. in diesen Personen die Gesinnungen und Gedankenrichtungen jener Zeit, wie er sich solche vorstellt, gleichsam zu personificiren sucht, sind dadurch zu allgemein, ihre Gesprüche und Bewegungen zu automatisch geworden, und sie sprechen allzu sichtbar, statt in der natürlichen Sprache ihres Standes und Charakters, in der reflectirten und spitzfindig argumentirenden Tonart des Verf. Selbst in der ohnehin durch Breite und Weitläufigkeit erklügelten Dialoge eine auffallende Unnatur und Gezwungenheit sichtbar macht. Rechnen wir nun von dem Gehalt dieses Werks dasjenige ab, was als reine geschichtliche, politische oder ethnographische und, wenn der Himmel will, philosophische Betreibung über Selbst, die uns poetisch und wissenschaftlich in zahlreichen Werken seit lange besser vorgebildet sind, für uns kein sonderliches Interesse hat, ferner dasjenige, was an der unendlichen Breite der Schilderungen und Gespräche als lästiges Zubehör erscheint, so bleiben wir als Restraum eine ganz artige, episch wohlverarbeitete und durch interessante und in lebhaft dargestellten Ereignissen sich bewegende Erzählung übrig, die in jedem deutschen Lesersbuch mit Ehren figuriren könnte, die aber, da wir an Eltern dieser Art selbst schon hinreichend gesegnet sind, die weite Welt über den atlantischen Ocean sich süßlich hätte repariren können und nur insofern ein höheres Interesse für uns gewinne, als wir darin die Anschauungs- und Beurtheilungsweise eines geistreichen Amerikaners in Beziehung auf unsere geselligen und gesellschaftlichen Verhältnisse niedergelegt finden. Die Uebersetzung liegt sich flüchtig und scheint, soweit sich ohne locale Vergleichung mit dem Original beurtheilen läßt, mit aller Sorgfalt gearbeitet zu sein. 16.

Notiz.

Latinitisches Gedicht auf den Apostel Petrus.
Aus Italien ist uns ein in lateinischen Hexametern abgefaßtes episches Gedicht: „Petrus. Poema epicum Marci Antonii Marinelli“ (Verona, 1833), gekommen. Der Verf. des Gedichts, Gannonius in Verona, hat in demselben die Fahrt des Apostels Petrus nach Rom und die Gründung der christlichen Kirche geschildert. Wir wollen hier nur darauf aufmerksam machen, daß dieses Gedicht zu grand jour de l'impression gelangt ist, indem wir vor Allem der Geduld Anderer es überlassen, über den poetischen Werth desselben zu urtheilen. Der Verf. sind hin und wieder etwas holzig, was sich vielleicht dem Leser nicht so sehr offenbart, daß der Weg selbst, den Petrus in diesem Gedicht macht, oft sehr unheimlich, und daß der Zweck gerade nicht besonders poetisch ist. Uebrigens hat nur ein romisch-katholischer Theolog diesen Gegenstand auf eine solche Weise (das Buch hat 137 Seiten) behandelt können; um so mehr, da Petrus nach gewöhnlichen Zeugnisse niemals in Rom war. Das Gedicht ist dem bekannten Bedilhaus Preter gewidmet. 17.

über Maschinen- und Fabrikenwesen von Charles Babbage. Aus dem Englischen überfetzt von C. Friedenberg.

(Fortsetzung aus Nr. 168.)

Es liegt aber in der Natur der Sache, daß, wenn in Hinderniß in den Weg gelegt wird, der Handwerker selbst darnach strebt, Fabrikant zu werden, und der strebe demnach Fabrikherr, nicht aus Eitelkeit, sondern ill nur wenig Verstand dazu gehört, um einzusehen, daß der Gewinn eines lohnenden Gewerbes mit dessen Ausdehnung und Vervollkommnung steigen müsse, und es um so mehr, je mehr andere Mitbewerber in Abhängigkeit gebracht und von der Theilung des Gewinnes ausgeschlossen werden. Das eben ist die wichtige Bestimmung der Zünfte und Innungen gewesen, diese große Unsicherheit der Gewerbetreibenden und diese Unterjochung der neuen oder weniger geschickten Mitgewerke durch wenige anportkommende zu verhindern, vielmehr alle im Stande der Unabhängigkeit und Selbständigkeit zu erhalten. Es re daher die Aufgabe, zu untersuchen, ob dies mit derjenigen Vervollkommnung des Gewerbetriebs auf irgend eine Weise zu vereinbaren sei, ohne welche derselbe der völligen Unterdrückung durch das Ausland entgegenlaufe. In der That wird indessen die innere Macht der selbstthätigen Ausbildung des Fabrikensystems aufzuhalten oder zu hindern sein. So lange noch keine bedeutenden Capitäl zu neuen Anlagen vorrätig sind, so lange eben wegen die Waaren von allen Fertigern mit der Hand gearbeitet werden müssen und deshalb wiederum im Preise und der Güte einander ziemlich nahe kommen, so je können Einrichtungen zur Beförderung dieser Gleichheit ihre Wirksamkeit haben. Allein dies ändert sich, sobald Capitäl gesammelt werden und sich häufen. Denn 1) zunächst werden dadurch die wohlhabenden Verbmänner in den Stand gesetzt, weniger selbst zu thun, aber durch Anordnung und Aufsichtsführung auf Gehülfen die zweckmäßige Thätigkeit Aller zu erhöhen. Die Natur, Eigenschaften und Erfordernisse der verschiedenen Arbeiten und der Materialien zu studiren und erklären, sich die dazu dienlichen Vorkenntnisse und Mittel anzueignen, aus dieser Einsicht auf neue Anordnungen und Pläne zu kommen, Versuche deshalb anzustellen oder die höhern Kenntnisse und gereiftern Erfahrungen

anderer zu erkaufen. Sehr richtig lehrt unser Verf., daß Erkenntniß Kraft ist, ein Vermögen, welches sich zur Gebieterin aller andern Kräfte zu erheben die Fähigkeit besitzt und aus dieser Ursache die Wissenden und Weisen in jedem Fache hoch über ihre Mitgenossen stellt und alle diese Nachzügler ihnen von selbst unterwirft (S. 415). Dies thut um so mehr, da es immer nur die ersten sachgemäßen Unternehmungen und Erfindungen sind, welche einen überwiegenden Vortheil abwerfen (S. 406), der sich in dem Maße verringert, als das Monopol der neuen Vorrichtung oder Erzeugung dadurch abnimmt, daß Andere solche absehen und nachahmen. Denn schon bei dem dormaligen Zustande der Bildungsverbreitung gehört es zu den seltenen Ausnahmen, daß irgend eine neue Entdeckung lange ein Geheimniß bleiben und einen monopolistischen Gewinn abwerfen sollte. Wenn aber auch Andere ihr nach und nach immer mehr auf die Spur kommen, so werden solches doch immer nur die Betriebsamen und Einsichtsvollern sein, sodas die Andern, welche nicht nachkommen, aus der Concurrenz verdrängt werden und ihr selbständiges Gewerbe aufgeben müssen. Wie Viele oder Wenige dies auch sein mögen, so führt doch dieser Umstand unaufhaltsam zur immer größeren Beschränkung der Zahl der Concurrenten und nähert sich dem Monopole, was um so reißender fortschreitet, je mehr die Industrie im Schwunge ist. Denn dann folgen die neuen Verbesserungen so rasch auf einander, daß oft die unvollendeten Maschinen zur Ausführung einer Erfindung bei Seite gestellt werden müssen, weil dieselbe schon durch eine vorthellhaftere wieder verdrängt worden ist. Wie alles Dies indessen schneller oder langsamer geschehen möge, ist jedenfalls Demen, welche dem Uebigen vorgekommen sind, der Vortheil zugeslossen und geblieben, den sie eben aus der ausgeübten Verbesserung gezogen haben und der ihrem Reichthum einen Zuwachs verschafft hat.

Eben die Ungleichheit des Vermögens ist es 2), welche durch sich selbst die Monopolisirung der Fabrication herbeiführt. Denn jedes Werk ist zusammengesetzt aus einem oder mehreren Stoffen und aus der daran verwandten Arbeit. Da nun diese letztere für Lohn zu dingem, der erstere aber nur gegen Entgelt anzuschaffen, so ist es die Kraft des Vermögens, wodurch die Waaren erzeugt werden. Die Größe dieser Kraft wird natürlich bestimmt,

intensiv durch die Zweckmäßigkeit ihrer Benutzung, und extensiv durch ihr eignes Gewicht. In der Wagschale der Mitbewerbung muß daher das größere Vermögen das geringere bei gleicher Benutzung allemal aufwiegen, zuerst unentwickelt machen und dann nach dem Gesetze der Schwere sogar anziehen. Die einmal in Gang gebrachte Industrie steigert sich durch ihre eigne Thätigkeit, indem sie nach den beiden Richtungen die Fabrication vervollkommenet, von denen mittelst der Concurrenz der Flor des Gewerbes bestimmt wird, der größten Brauchbarkeit und der höchsten Wohlfeilheit (S. 208). Beides zu erzielen, um dadurch die Concurrenz immer mehr zu verringern und den ganzen Absatz so möglich allein anzuschubingen, ist das feste Bestreben aller Fabrication. Das größere Vermögen gewährt hierzu größere Kraft sowohl hinsichtlich der Anschaffung der Stoffe als auch der Beschaffung der Arbeiter. Denn die Benutzung der günstigen Conjunctionen, die Einsammlung dienstbarer Nachrichen, die Erleichterung des Transports, das Aushalten vorübergehender, drückender Zeitumstände, der Einfluß auf Andere mit Einschluß Deerer, welche bei der Staatsverwaltung angestellt sind, das Alles richtet sich nach dem Vermögen. Ausgedehnter aber ist noch dessen Wirkung auf die vortheilhafteste Arbeitsbeschaffung. Die Arbeit des Handwerkers ist zugleich unzureichend und übermäßig; und das dem so ist, darin liegt der hauptsächliche Grund, daß Handwerk bei fortschreitender Industrie in Fabrication übergehen muß und neben der letztern nicht fortbestehen kann. Sie ist unzureichend für alle die Arbeiten, welche die Kräfte des Meisters und seiner Gehälfen übersteigen, und welche nur durch Unterstützung von Naturkräften, also durch Hülfen physikalischer oder mechanischer Vorrichtungen vollbracht werden können. Sie ist nicht minder unzureichend für alle Arbeiten, welche durch solche Vorrichtungen wohlfeiler oder besser geliefert werden, und von denen sie dadurch unergiebig gemacht und vom Markte verdrängt wird. Mit der Anschaffung und Unterhaltung solcher Maschinen und Hülfsmittel verhält es sich ebenso wie mit der Anschaffung der Stoffe; der Vortheil dabei richtet sich nach dem darauf zu verwendenden Vermögen.

Die Handwerksarbeit ist aber auch zugleich die größte Arbeitsverschwendung, nicht bloß deswegen, weil Vieles davon vortheilhafter durch Maschinen gemacht werden kann, sondern hauptsächlich deswegen, weil überhaupt der kleinste Theil der gesammten Arbeit an einem Werke die ganze Kraft eines Mannes braucht, gleichwol die ganze Thätigkeit des Mannes darauf verwendet wird (S. 219). Hierin liegt der Grund der Nothwendigkeit der Arbeitsteilung in Fabriken zur Erzielung ungleich wohlfeilerer Arbeit, zugleich aber auch die Ursache der Vergrößerung der Fabriken und der Unterdrückung der Kleinern. Das von dem Werk gleichzeitig mit Gioja, wie er selbst anzuhät (S. 178), klar aufgestellte Princip der Arbeitsteilung besteht eben darin, daß jeder Werkarbeiter so viel Kraft und Geschicklichkeit besitzen muß, daß er den schwersten und mühsamsten Arbeiten an dem Werke gewachsen ist; daß aber die verschiedenen Arbeiten an einem Werke

einen sehr verschiedenen Grad von Kraft und Geschicklichkeit erheischen; daß zu jeder einzelnen Arbeit nur eben dieser Grad gebraucht wird und der Ueberschuß der Kraft oder der Geschicklichkeit des Arbeiters darum müßig und werthlos bleibt; daß sonach der gemeine Werth oder die Beibit sich nach dem Grade der Anstrengung und des Geschickes richtet, wodurch sie rüchrig erzeugt werden kann, und daß ferner das Geschick durch Uebung erlangt wird, und diese um so größer sein muß, je weniger sie durch anderartige Beschäftigung unterbrochen wird; woraus denn endlich von selbst folgt, daß die Wohlfeilheit der Erzeugung eines jeden Werkes davon abhängig ist, daß zur Anfertigung keines Bestandtheiles drosselnden theurer und geübtere Arbeit verwendet werde, als dazu nöthig ist.

Alle Arbeitsteilung ist jedoch bedingt durch die Menge des Begehres einer jeden Waare und durch den Reichthum des Anlagecapitals. Denn nur, wenn so viel Waare begehrt wird, daß durch deren Verfertigung die Lohnen, welche die einzelnen Theile zubereiten, ihren künftigen Verdienst haben, kann die Arbeitsteilung selbst ins Werk gesetzt werden. Daß zur Ablohnung oder empfangen des Arbeiters, bis das Werk nicht bloß fertig, sondern auch abgesetzt ist, und zur Anschaffung des Stoffes, der Holzzeuge, Maschinen und sonstiger Hülfsmittel ein Verwaltcapital unerlässlich sei, springt von selbst in die Augen, und es ist noch erinnerlich, daß der Vortheil bei diesen Anschaffungen sich nach der Größe desselben richtet. Aber dies ist der Fall rüchthlich der Vortheile aus der Arbeitsteilung selbst aus derselben Ursachen, die der Aufsehr sehr gut heraushebt. Denn erstlich sind nicht alle Arbeiten, in welche ein Werk zerfällt, einander gleich, und dem einige mehr Beschäftigung geben, andere weniger, jedwede Müßiggaltung irgend eines Arbeiters aber das Werk ohne Noth vertheuert (S. 219). Es muß folglich das Verhältniß und die Zahl in jeder Classe von Arbeitern der Art sein, daß alle vollauf beschäftigt werden. Je größer aber zweitens die Fabrication wird, desto mehr kann die Arbeit, ohne dieses Verhältniß zu verrücken, getheilt werden, was den großen Vortheil gewährt, daß die einzelnen Theile derselben immer einfacher, die Lohnen also darin auch geübter werden, je durch Anwendung von Naturkräften und Maschinen zum Theil (manche sehr) Arbeit erspart werden kann. Es ist dies eine sehr erhebliche, jedoch nicht die einzige Ursache zu der immer wüchlernden Erscheinung (S. 242), daß mit der Vermehrung der Menge der mit demselben Capitale mittel verbesserter Einrichtungen in einem Fabricationsgewerke erzeugten Waaren die Größe des Capitalgewinnes steigt, und zwar in der Regel in einem größeren Maßstabe, als wenn dasselbe Capital auf eine andere Anlage verwendet werden würde, es sei denn, daß eine solche ein Monopol für sich hätte. Es ist nicht schwer, zu entdecken, daß der Vortheil an Erfindungen und schon erlangter Fertigkeit, zum in den bestehenden Anlagen selbst, also am geübteren und weislichen stehenden Capitale, nicht minder der unvermeidliche Aufwand, um in dem neuen Unternehmen nur auf denselben Fied zu kommen, diese Erscheinung hindert.

erklärt und zugleich das unverkennbare Bestreben rechtfertigt, jede Fabrik nicht nur so lange als möglich im Gange zu erhalten, sondern sie auch nach Vermögen auszubehalten. Eben dies intellectuelle Capital, was in jeder Fabrik angelegt ist, enthält den dritten Bewegungsgrund zu ihrer möglichsten Ausdehnung auf Unkosten ihrer Schwelern. Ein nicht geringes Maß von Einsparungen und Ersparungen muß denn zu Gebote stehen, des einen Fabrik mit dem Erfolge vorstehen will, den er davon haben kann. Die Kenntniß der Natur, des Aufwandes und der Wirkung jedes einzelnen Bestandtheils des Stoffes und der Arbeit, jeder einzelnen Verwässerung, jedes nutzlosen Spills oder Erzeugnisses, des wahrscheinlichen Verbrauches und dessen Steigerung durch Preiserniedrigung, ferner alle örtlichen und politischen Umstände, welche auf die Production und den Absatz Einfluß haben, ist hierzu erforderlich. Sie ist dem Staatsmanne, dessen Beruf Gewerbetreibend oder Steuerverwaltung ist, so nöthig als dem Gewerbetreibenden, wenn nicht die empfindlichsten Mißgriffe vorkommen sollen (S. 208). Wir haben indessen schon gesehen, wie der äußere Reichtum auch die Liebesfeder und die Nahrung der sich erweiternden geistigen Vermögen abgibt, wozu noch kommt, daß die geistige Arbeit so gut dem Gesetze der Arbeitsteilung unterliegt als die körperliche, und daß folglich mit der Vergrößerung der Fabriken die Erhöhung des Vortheils aus der Theilung des Geschäftes der Bewaßnung, der Arbeitsleistung und der Erfindung wirksamer Hilfsmittel wächst. Niemand kann Alles wissen; aber wenn ein tüchtiger Chemiker, ein gelehrter Mechaniker und ein erfahrener Kaufmann für die Direction einer Fabrik einander in die Hände ansetzen, wird Alles aufgeboten worden, was dafür geschehen kann.

Außerdem 3) wirkt noch das begründete Verlangen der Consumenten, in Ansehung der Brauchbarkeit der Waaren nicht getuschelt und nicht erst durch kostbare Erfahrungen darüber belehrt zu werden, ebenfalls darauf hin, die Fabriken zu vergrößern und allmählig zu monopolisiren. Zu den wirksamsten Ursachen, welche den sonst aus dem Verhältnisse des Vorraths und der Nachfrage sich bildenden Marktpreis verändern, gehören die Kosten der Beschaffung der Unverfälschtheit und der Güte solcher Waaren, bei denen darüber durch die erste sinnliche Wahrnehmung keine Gewißheit zu erlangen ist (S. 132). Die Bekämpfung dieses Credits muß die Waaren aller Derrn maubildlich vertheuern, welche dafür keine persönliche Bewährer leisten können, und umgekehrt Diejenigen, welche solches vermögen, in den Stand setzen, vermöge der Verzierung dieses Aufwandes durch verhältnißmäßige Wohlthätigkeit den Absatz anzuzugleichen. Je größer nun das Vermögen ist, das jemand in eine Fabrik gesteckt hat, und mehr sein gewerbliches Dasein und mit ihm seine bürgerliche Wichtigkeit abhängig ist von dem Credite seiner Fabrik, desto größer ist die Wahrscheinlichkeit, daß er Alles aufbieten werde, diesem Credite sich zu verschaffen, zu erhalten und auf keine Weise zu verschmerzen. (Der Bericht folgt.)

Memorien Ludwig XVIII., gesammelt und geordnet von dem Herzoge von D... Deutsch von L. von Avensteden. Achte und neuntes Band. Leipzig, Allgem. niederländ. Buchhandlung. 1833. 8. 3 Bde.

In der Fortsetzung dieses zuletzt in Nr. 320 d. Bl. S. 1833 angezeigten Werkes schließt das 17. Capitel des achten Bandes mit den Worten: „Der Himmel hat nicht allen Menschen gewährt, das Unglück mit jener Würde und Festigkeit ertragen zu können, welche überall Achtung gebietet.“ — Wir wissen dieser Anzeige keinen bessern Deutsches vorzuzusetzen, indem wir bemerken, daß jede Seite dieses Geschichtswerkes an die achtunggebietende Stellung Ludwig XVIII. unter den Verfassungen des Mißgeschicks erinnert. Der Herzog von D., welcher für den König die Feder führt, weiß, wie sehr besonders die fruchtlosen Protestationen gegen den Napoleon'schen Kaiserthron als ungewöhnliche Stimmungen in der Masse zu ihrer Zeit Erkennen erregten, und kommt daher öfter auf diese Acte des nie aufgegebenen legitimen Königthums mit einer nicht tabulirbaren Selbstzufriedenheit zurück. Während wir so auf die Bekanntmachung Ludwig XVIII. v. 5. Juli 1804 gegen die erbliche Kaiserwürde stoßen, finden wir Veranlassung, einen Wunsch auszusprechen, den schon die Lecture der früheren Bände weckte: wie viel hätte dieses Werk gewonnen, wenn, anstatt hier eine nur zu frühzeitig Uebersetzung zu geben, eine mit Anmerkungen, Nachträgen und Berichtigungen ausgestattete Uebersetzung mitgetheilt würde. — So wird hier erzählt (Bd. VIII, S. 42): „Ich habe durch Beißy d'Anglas erfahren, daß Bonaparte, als er dieses Actenstück gelesen, in eine Art Wuth gerathen, daß er jedoch bald darauf, die Dinge von einem andern Gesichtspunkte aus betrachtend, gedankt habe: der Graf von Lisse hat wichtiges zu thun; man würde ihn betrachten müssen, wenn er ohne Kampf nachgäbe; denn ein Prädentent muß stets protestiren; dies ist die einzige Art zu herrschen, die ihm übrig bleibt.“ — Wer liest hierneben nicht gern den bedeutenden Bericht eines Augenzeugen: „Als Napoleon“, heißt es, „nach seiner Erhebung zum Kaiser, die Proclamation Ludwig XVIII. erhielt, sprach er: „Nicht ich habe den Thron der Bourbons gekürzt, ich bin ungeschuldig an dem Tode Ludwig XVI. Keiner ist der Thron, welchen mich die Nation bekrönt hat, nicht mehr bestelle, von welchem dieser Fürst herabgestürzt wurde. Ich bin das Oberhaupt einer Republik mit dem Kaiserthum; ich weiß recht wohl, daß meine Rechte nicht solche sind, welche sich auf den Besitz mehrerer Zeitalter gründen. Nichts Ueberinstimmendes hat die alte Legitimität der Bourbons mit der meinigen. Ich erwarte Alles, nicht von den Jahren — sondern von meinem Tode. Uebrigens soll diese Proclamation bald möglichst in dem „Moniteur“ bekannt gemacht werden, denn die ganze Welt soll dieses Actenstück kennen lernen; es macht dem Grafen von Lisse Ehre!“ — Welcher großartige Ueberblick in jedem dieser Worte, bei einsichtsvoller Anerkennung des Werthes der öffentlichen Meinung, welche, wenn auch nicht für das bourbonische Königthum, doch wider den Kaiserthron gestärkt haben würde, wenn legitime Angerbürgigkeit darauf ausgegangen wäre, die Proclamation zu verheimlichen. Offenbar achtete Napoleon solche nicht so gering, wie er sich das Ansehen gab, indem schon das geheime Bestreben, den Prädententen zur Annahme einer Abkündigung zu vermögen, eine spätere in Erfüllung gegangene Besorgniß darthut. — Auf der andern Seite ist die Beforgniß merkwürdig, welche Ludwig XVIII. an vielen Stellen dieser Memorien äußert in Betreff des Herzogs von Orleans, „den er doch nicht brüderlichen kann, strafbaren Vorwürfen das Ohr zellehen zu haben.“ — Die angeblichen Vergiftungsversuche wider Ludwig XVIII., welche in Warschau sollen ohne gründliche Nachforschung und Untersuchung geblieben sein (1804), bedürfen einer nähern Aufklärung. Seite 149 heißt es: „Der König von Schweden (Gustav IV.) war der einzige Souverain, der uneigennützig die Theilnahme an meinem Schicksale zeigte; er hat soviel Adelmuth und Gelehrtsche, daß man ihm die Verwundt

anspricht. Wir leben in einer so positiven Zeit, daß man nur den Handlungen vernünftige Beweggründe unterlegt, insofern sie dem Vortheile entsprechen, den man aus ihnen ziehen kann; man darf sich dabei nicht wundern, wenn Tüde, welche bloß Ehre, Unselbstständigkeit und Tugend ihre Handlungen leiten lassen, für überflüssig gehalten werden. Die Nachwelt wird in ihrem besten Urtheile gewiß einen der alten Ritterszeit würdigen Monarchen nicht mit dem Don Quixote so ungerecht verwechseln. — Der Herzog von Södermannland ist einer jener schlauren Prinzen, welche mit der Leidenschaft, den Thron zu bestreiten, neben ihm aufzuwachen und alle Intriguen aufzufassen und leiten, welche nur irgend den rechtmäßigen Besizer von demselben entfernen können. Man hatte ihn anführerischer Handlungen gegen den König Gustav III., seinen Bruder, beschuldigt; man hielt ihn selbst der Theilnahme an der Veranlassung des schrecklichen Todes dieses Monarchen schuldig; man wußte, daß ein zügelloser Ehrgeiz ihn beherrschte, und der Beweis davon zeigte sich bei dem Unglücke des Königs, seines Neffen. Konnte er die Krone nicht für sich selber behaupten?

Ueber die geheimenen Verhandlungen mit den sich den Bourbonen nähernden Revolutionshelden trifft man hier unerwartete Angaben, denen indess nicht unbebängte Glauben beizumessen ist. S. 204 wird gesagt: „Erst Garnot, Fox und Grelmann näherten sich mir, um etwas zu erhalten. Dieses Benehmen that meinem Herzen wehe, und ich sah wohl ein, daß der ritterliche Geist die Arme verlassen habe.“ Von dem Erstgenannten wird weiterhin sogar sprechlich angegeben: er habe um das Ludwigskreuz gebeten. Gewiß ist der König mit der einen, wie mit der andern Nachricht getäuscht, um den in strenger Consequenz seinen politischen Werth habenden Garnot anzusehen. Letzterer hätte in seinen Schriften, nach der zweiten Restauration, einem Fouqué und andern wohlunterrichteten Feinden gegenüber, nicht so frei selbständig reden dürfen, wie geschah, wenn er solchen Vorwurf zu fürchten hatte. Weiterhin heißt es: „Ich vermaß, mit welcher Leichtgläubigkeit sich Moreau und Pichegru für meine Sache hätten gewinnen lassen: Moreau, der seit dem Directorium zu mir übergetreten war; Moreau, der die Gegenrevolution unternommen hätte, wenn er des Erfolges sicher gewesen wäre! Durch Bonaparte verjagt aus Frankreich, beschwor er mich, in ihn dasselbe Vertrauen zu setzen, welches ich zu Pichegru hegen könnte. Er hätte mir Beweise davon geben können; aber ich hatte keine Arme mehr, und die allmächtigen Mächte weigerten sich, ihn anzustellen, wie Dumouriez und Pichegru, die gegen die Franzosen, wenn Bonaparte an deren Spitze wäre, zu kämpfen sich bereit erklärten.“ Wieder wahrhaft königlich ist der Ausspruch: „Ich verschweige die Namen gewisser Marschälle und Generale, weil ich mich verbindlich gemacht habe, hierüber ein ewiges Stillschweigen zu beobachten. Ich könnte mich dieser Verpflichtung als entbunden betrachten, da sie späterhin die ihrige schiebt erfüllt haben; allein das Wort eines Königs muß unverbrüchlich gehalten werden, es möge auch kommen wie es wolle.“ (S. 243.)

Wiederholt treibt eine seltsame Ähnung den Verf., auf den Herzog von Orleans zurückzukommen. S. 84 wird er das Meisterstück der Frau von Senlis genannt und dann fortgesetzt: „Die Phasen seines Betrugens gegen uns in den verschiedenen Krisen der Revolution lassen sich allein durch die seltsamen Umstände, in denen er sich befand, erklären. Er ist der allgemeine Polypus der Familie in dem Sinne, daß er in seinem Leben ein wenig von Allem gesehen und in seinem Charakter einen Ausbruch von allen seinen Gewerben beibehalten hat. Er war nach der Reihe Prinz, französischer Republikaner, Emigrant, Professor der Mathematik, peripaterischer Reisender, Bürger der vereinigten Staaten, sicilischer Ebelmann und Spanier ein disponibler, und zu guter Letzt ist er zu seiner Eigenschaft als bourbonischer Prinz von Gebiüt zurückgekehrt. Seine Hebelheit hat abwechselnd die Namen Herzog von Valois,

Herzog von Sparteo, Bürger Egalité und Herzog von Orleans geführt. Er ist ein Prinz von guten Sitten, sehr behälterlich mit seinem Vermögen in der Uebersetzung, ließ die Pfanden dem Capitale zur Hilfe kommen müssen u. s. f. Ich habe ihn nie gesehen, wo ich ihn gern gesehen hätte. Er rührte sich nicht, und doch bemerkte ich, daß er sich vorwärts bewegte. Diese Art unbeweglicher Thätigkeit benachdigt mich. Wie soll man es machen, um Jemanden, der dem Anschein nach keinen Schritt vorwärts sich bewegt, das Gehen zu verhindern; und dieses Problem bleibt mir noch zu lösen übrig, und ich nicht gern, daß nicht erst meine Nachfolger es zu lösen brauchen.“ Auf wie viel Seiten ließ man hier, in welche qualvolle Lage der König mit der Thronbesteigung versetzt war; er wollte, vortheilhafter als andere Fürsten, das Preis seines Reiches als Aufopferung persönlicher Meinungen erkaufen, wurde aber davon verhindert durch den feindseligen Uebermuth der Revolutionen und auf der andern Seite durch Verdächtigungen, welche mit schonendem Unmuth also bezichnet werden: „Ich habe bereits bemerkt, daß ich, ohne irgend einen Vortheil aus einem festen Entschlusse befrist, darauf ausging, mich mit der Opposition zu verständigen. Jedoch ich war nicht ohne: meine Familie, meine Freunde, meine Betreuer bildeten einen Haufen um mich, den Niemand übersteigen konnte. Man legte sich gegen gewisse Personen auf, die nicht fruchtbarer als andere waren; man zeigte mich gegen sie auf und verächtelte mich, um es kurz zu sagen, sie anzustellen.“ Höchst interessant ist die Bezeichnung der bedeutendsten Diplomaten des französischen Congresses; von Hardenberg wird so wahr gesagt: „Er war Frankreich immer entgegen; er besaß einen sichern politischen Inst und ein sehr umfassendes Urtheil, und Preußen wird, wenn es ihn verliert, einen seiner größten Staatsmänner zu bedauern haben.“ Von Metternich: „Er vereinigt mit dem Bewußt eines Geschäftsmannes das eines angenehmen Gesellschafters. Die Damen vom Hofe Bonaparte's wußten sich sehr Euhrenwürdigkeit noch gar wohl zu erinnern. Er trat an der Spitze des Royalismus gegen die demagogische Partei. Die Republik, in welcher Form sie sich auch zeigen mag, kann keinen eifrigeren Gegner haben als ihn. Bonaparte hätte ihn 1813 vielleicht gewinnen können, wenn er bei seiner Rückkehr sich für monarchischen Formen ausgesprochen hätte; da er aber im Eigenthum auf Demokratie sich stützen wollte, wurde er vom Fürsten Metternich für vogelfrei erklärt. Ich weiß, daß in Folge seiner Lieblingsidee er immer auf möglichst große Erniedrigung Frankreichs bestanden hat; denn er behauptet: Gefahren für die Unabhängigkeit würden stets von unserer Nation ausgehen, weil sie immer durch eine falsch berechnete Sucht zur Unabhängigkeit nach ungebildeter Freiheit haschen würde. Es ist schade, daß er von unserm Vaterlande so ungünstig denkt. Es wäre rühmend, wenn unser künftiges Benehmen ihn zu widerlegen.“

Der neunte Band schließt mit der Annäherung der unglücklichen Krise des Jahres 1815 und mit dem Untergang der Regierung von Bonaparte's Landung zu Fejus. Früher eingetragene Warnungen, z. B. die dringende des Herzogs von Orleans, fanden keinen Glauben und blieben erfolglos. Würdevoll trägt die Erzählung von einer Verabredung, welche ein geheimer Festschaffter Napoleon's unmittelbar vor seiner Landung soll in Wien mit dem Fürsten Metternich abgeschlossen haben (S. 263); aber auch in diesem Zeitpunkte tritt Ludwig XVIII. mit Worten der Einsicht seinem befangenen Ministerium entgegen, welches es das Ansehen gab, als könne es leicht fertig werden mit der Rückstufung von E. B.; der König sprach die moralisirenden Worte: „Es handelt sich hier um etwas Wichtiges; Bonaparte ist nicht als ein Unbekannter. Er wird durch eine Verabredung im Innern und vielleicht auch durch Unterhandlung im Auslande unterstützt. Er hat Anhänger, und man muß befürchten, daß mancher Oberst ihm sein Regiment zuführt.“ Wir sind ganz die Vorhersagung in Erfüllung! 25.

Donnerstag,

— Nr. 170. —

19. Juni 1834.

Ueber Maschinen- und Fabrikenwesen von Charles Babbage. Aus dem Englischen übersezt von C. Friedenberg.

(Bechluss aus Nr. 169.)

Wenn aus allen diesen Ursachen und durch deren Zusammenwirken in dem Fabrikssystem das natürliche Bestreben der Monopolisirung aus eigener Ueberlegenheit liegt, mithin zu einem Zustande des Despotismus des Reichthums und der Industrie führt, und wenn dieser Zustand schon für die Consumenten alle Nachteile im Hintergrunde zeigt, welche vom Monopole unzertrennlich sind, so wird eine Tyrannet noch drückender für die gesammten Fabrikarbeiter, deren Abhängigkeit von den wenigen sich erhaltenden Fabrikherren in dem Maße der Abnahme der Anzahl der letztern und der Ueberlegenheit ihres Reichthums unvermeidlich steigt. Die unausbleibliche Folge davon ist die Stellung der Fabrikherren und Fabrikarbeiter, welche sich überall kundgibt, und die Stimmung des Mißtrauens, des Hasses und der Rache, welche sich in allen Verhältnissen bei den Unterjochten gegen ihren Tyrannen ausbildet, und welche immer wächst, je mehr von beiden Seiten die Verfolgung des Eigennuzes die Verhältnisse bis zum Aeußersten treibt, und die Rohheit und Unwissenheit der Arbeiter zunimmt. Diese Unwissenheit ist es, welche sie zu Zeiten, wo ihre Noth zu drückend wird, gewöhnlich zu Unternehmungen der allerverkehrtesten Art, zur Zerstückung der Maschinen, zur Arbeitsverlagung und zu Verbindungen gegen ihre Fabrikherren verführt, welche unausbleiblich zu ihrem Nachtheile ausschlagen müssen, indem sie jederzeit ein beträchtliches Betriebscapital dadurch außer Thätigkeit setzen und dadurch den Absatz verhindern, der ihnen außerdem zugute kommen würde (S. 320). Nicht minder kurzfristig und in ihren Folgen verkehrt sind die Vereinigungen der Fabrikunternehmer, zu denen sie sich hinreißen lassen, um den Lohn ihrer Arbeiter unter den natürlichen Standpunkt herabzurücken, welcher sich auch hier durch das Verhältniß der Nachfrage und des Vorraths der Arbeiter bestimmt, jedoch niemals unter den Satz billig gehen darf, wobei der Arbeiter einen seiner Leistung entsprechenden Unterhalt, ein Ersatz der aufgewendeten Lehrkosten und einen Pensionsfonds verdient. Denn auf alles Dies hat er gerechten Anspruch und ist gedrückt, wenn es ihm nicht durch-

schnittlich gerecht wird. So wenig also Zwangsmahregeln der Regierung dem Gewerbe förderlich sind, sobald es auf eignen Füßen gehen kann, ebensowenig frommen ihm die Beschränkungen und unnatürlichen Richtungen, welche ihm die Gewerbetreibenden selbst zu geben oft unternehmen. Sogar das Verbot oder die Verhinderung der Ausfuhr von Maschinen oder der Auswanderung erfahrener Fabrikunternehmer oder Arbeiter zeigt sich bei genauer Betrachtung als kurzfristig, unausführbar und schädlich (S. 394). Wo irgend ein Gewerbe mit dem besten Erfolge betrieben werden kann, dahin zieht es sich unwillkürlich; wo ein Unternehmer oder Arbeiter seinen Vortheil nicht findet, da kann er mit Gewalt nur zu seinem und zum Nachtheile des Gewerbes selbst zurückgehalten werden; die Springfedern des lodenden Gewinnes setzen über alle Schlagbäume und Barrieren, und die Blüte des Gewerbes an jedem Orte der Welt ist die Befruchtung aller und jeder Gewerksamkeit und kommt allen übrigen Ländern mittelbar wieder zugute, indem sie den Vorrath der Genuß- und Tauschmittel überhaupt vermehrt.

Gegen die gewaltsamen Ausbrüche solcher thörichten Vereinbarungen der Gewerbetreibenden kann und soll das Gesetz und die Gewerbepolizei wirksame Vorkehrungen treffen; allein sie kann wenig oder nichts thun gegen die Unterlassungen, welche dadurch veranlaßt werden, und welche gleichwol für den Gewerbezustand oft nicht weniger nachtheilig sind. Noch viel richtiger ist die Frage: was kann und darf von Staatswegen gegen das Bestreben des Fabriksystems zum Monopolzustande geschehen, oder muß die Staatsgewalt, ungeachtet der damit verknüpften Gefahr, gelassen und unthätig dessen allmältige Annäherung mit ansehen?

Wenn eben dies sowie der Zwiespalt zwischen den Fabrikherren und ihren Arbeitern, und die Unruhen der letztern, deren gewaltsamen Ausbrüchen nicht immer vorzubeugen ist, diejenige Rehrseite des Fabriksystems ausmachen, welche eine ernste Ueberlegung in der Staatsverwaltungslehre behufs ihrer Verhütung zuzugebringen müssen, so tritt hierzu noch das zweite große Gebrechen desselben, nämlich die Unsicherheit der Fabrikanlagen.

Alle die Dinge, welche nach dem Vorigen zur Aufnahme der Fabriken beitragen, wirken natürlich auch auf

deren Verfall, wenn die Sache umgekehrt wird. Verspricht irgendwo eine andere Unternehmung den Capitalisten erziebigern Gewinn, so strömen sie ihr zu und entfernen sich aus dem bisherigen Verkehr. Neue Entdeckungen erschaffen neuen Bedarf, verändern das Bedürfniß und lenken das Begehrt der Consumenten auf andere Gegenstände. Selbst die Faune und die Mode üben dabei eine nicht zu überwältigende Macht und vernichten, alle Ausflüchten zu Schanden machend, oft plötzlich die blühendsten Anlagen. Falsche Speculationen verschleudern mitunter den ganzen unentbehrlichen Verlag, und der Unverstand oder die Genußsucht eines abernern und leichtsinnigen Erben sprengt nicht selten die bestgegründeten Anlagen des unternehmenden Erblässers. Endlich nöthigt selbst die Erschöpfung des Materials in einer Gegend mitunter die Einstellung der Arbeiten ab, welche daraus oder damit verfertigt wurden. Mit Einem Worte, Fabriken entstehen und vergehen, ohne daß sich weder das Eine noch das Andere vorher bestimmen und berechnen läßt. Mit dem Untergange einer jeden Fabrik geht aber nicht allein der größte Theil des stehenden, darauf angelegten Betriebscapitals verloren, sondern auch ein nach bedeutenderem Arbeitscapital, das in der erlangten Fertigkeit und Geschicklichkeit aller Arbeiter steckt. Diese sind zu andern Arbeiten nicht gleich wieder erworben, noch bietet sich alsbald immer die Gelegenheit dazu dar. In der Zwischenzeit tritt die grauenvollste Noth der dürftigen Geschöpfe ein, welche gewohnt und froh waren, nur von einer Woche zur andern zu bestehen, und Noth kennt kein Gebot. Tumulte und Gewaltthaten stören die Sicherheit des Eigenthums und der Personen; nur zu leicht ist es, solcher Unzufriedenheit eine politische Richtung zu geben und sie zu einem Werkzeug bürgerlicher Parteilungen zu machen; nur allzuoft tritt der Fall ein, daß die Sicherheit des Staats und der Bestand der Regierungen abhängig wird von dem Brote, dessen feiernde Fabrikarbeiter bedürfen, und daß die mercantillischen und industriellen Veränderungen einen ungebührlichen Einfluß auf die politischen Maßregeln üben.

Wenn dem so ist, so kann die Gefährlichkeit des Fabrikwesens nicht verkannt und die Anforderung nicht zurückgemieden werden, derselben klüglich vorzubeugen. Denn daraus folgt immer noch nicht, daß es darum unterbleiben oder verhindert werden müsse. Ueberwiegt nur der Nutzen die Gefahr, so ist kein Bedenken, sich dieser um jenes willen zu unterziehen und sie nur nach Möglichkeit zu verhüten. Der Nutzen der Fabrication ist unläugbar so groß, daß kein Land mehr in der Cultur und im Wohlstande ohne dieselbe vorwärts kommen, noch sich auch nur in der Mithewerbung der übrigen erhalten kann.

Schließlich führt die Ausdehnung der Fabrication ganz von selbst die Heilmittel gegen die allermeisten Uebel mit sich, die sie erzeugt, und hebt sie dadurch wieder auf, oder nöthigt sie doch zu einem unschädlichen Verlaufe. Denn eben die Theilung der Arbeit und die Erziehung der menschlichen Thätigkeit bei allen einfachern Verrichtungen durch Maschinen oder Naturproceße bringt

es mit sich, daß die ersparten Kräfte auf schwierigen Arbeiten verwendet werden können, wobei Nachdenken, Geschmack und Stillschkeit mehr gelbt und die Arbeit durch erhöhten Lohn in den Stand gesetzt werden, sich nicht nur einem Nachpfeiffen, sondern selbst die kleinste Anlagecapital zu eignen Unternehmungen zuzuwenden, durch welches sie von der Anstalt, bei der sie beschäftigt sind, und von dem Herren derselben unabhängiger und wiederum selbständiger werden. Die erhöhte Reiz und Wohlfeilheit der Fabricate lockt zu deren Anschaffung und macht ihnen immer steigendem Verbrauch nicht. Sowie aber eben dieser Reiz den zunehmenden Fortschritt der Fabriken selbst mitführt, so erzeugt das Verlangen nach dem Besitze auch das Bestreben nach dem Mittel zu seiner Anschaffung und belebt solchergestalt auf eine glaubliche Weise die Anstrengung der geistigen und physischen Kräfte zur Hervorbringung eines Reichtums bei der bisherigen Arbeit durch deren Vermehrung selbst, welche sich aber durch Verbesserungen in ihrer Verrichtung aus als in ihren Erzeugnissen. Indem sich von Tag zu Tag der Markt der auszuwählenden Waaren erweitert, und das Nationalvermögen unter der Hand und schafft sich nur die Mittel zur immer größern Ausdehnung der Industrie selbst, sondern auch zur Aufnahme und Bekämpfung der Künste und Wissenschaften, zur besten Erziehung der Jugend und zur erhöhten Bildung der erwachsenen, zur Befestigung des Wohlgefallens an tugendlicher Ordnung und Sicherheit und der Barmherzigkeit, und zu der Einsicht, daß es weder die Ehre der Regierungen ist, noch in ihrer Macht steht, die Freiheit in ihrem Gange zu erhalten, und daß vielmehr jene vernünftigen Arbeiter, ihren Weggang im Voraus bedacht, sich die Geschicklichkeit und die Mittel erworben, eine solche Katastrophe zu ertragen und von seiner demüthigen Beschäftigung zu einer andern überzugehen.

Wenn jedoch der Bestand und Flor der Fabrication hauptsächlich mit durch den Besatz der Eigentümer der Fabrikherren und ihrer Arbeiter gefördert ist, und wenn dieser es zuzubringen, daß beide Theile im Vortheil auf Unkosten des andern suchen, so muß es wesentlich zu ihrer Erhaltung beitragen, wenn dieser Besatz aufgehoben und an dessen Stelle ein Einigkeit getroffen würde, vermöge deren beide Theile im wichtigsten Interesse zu handeln nicht umhinkönnen. Zu dem Ende bringt der Verf. die Veralgemeinerung einer Regel in Vorschlag, welche mit Erfolg schon bei der Einrichtung der Bergwerke von Gornwallis angewandt, und in Deutschland schon für die Landwirtschaft ergriffen und ausgeführt worden ist, und insbesondere in dem ersten Schöpfereien wirklich besteht. Sie besteht aber darin, alle Arbeiter in einer Fabrik oder doch den größten Theil derselben zu Theilnehmern des ganzen Geschäfts selbst zu machen, dergestalt, daß sie nicht bloß ihren Lohn bekommen, sondern deren Lohn selbst nach Maßgabe der Ausbeute des Werkes steigt oder fällt. Die allgemeine Grundsätze, worauf sich dieses Verfahren gründet, sind (S. 265) nach dem Verf.: a) daß ein beträchtlicher Theil

des Lohnes eines jeden Angestellten von dem Gewinne der Anstalt abhängen müsse, und b) daß alle damit in Verbindung stehenden Leute von jeder der Anstalt zugewandten Verbesserung vortheilhaftigen und größern Vortheil sehen, als dies auf irgend einem andern Wege möglich wäre.

Das Letztere ist offenbar zu allgemein ausgedrückt, da nicht bestritten werden mag, daß eine neue Erfindung Dem, der sie allein zu benutzen vermag, größern Vortheil bringen kann, als deren Anwendung grade in der Anstalt, deren Theilnehmer eben der Erfinder ist. Es würde schon genügen, diese Regel so zu fassen, daß jede Verbesserung Dem, der sie bewirkt, einen ihr angemessenen vorzüglichen, allen Theilnehmern jedoch einen verhältnißmäßigen Vortheil verschaffen müsse.

In Betreff der ersten Regel hat der Verf. gezeigt, daß nicht der ganze Arbeitslohn in einen Gewinnanteil umgeschaffen werden könne, theils wegen der Unsicherheit, theils wegen der unumgänglich verspäteten Gemittelung desselben. Er meint deshalb, daß etwa die Hälfte als feststehender Arbeitslohn verabreicht werden solle. Dies scheint uns jedoch unzureichend. Es würde vielmehr ein nach Stand und Lebensart nachdürftiges Auskommen den Arbeitern als Arbeitslohn zugesichert und nur außerdem ihnen ein Antheil ausgezahlt werden müssen, was an sich klar ist. Uebrigens würden nur diejenigen Theilnehmer der ganzen Werkklasse werden dürfen, welche eine bestimmte Capitaleinlage zu machen vermöchten, wozu jedoch eine ausgezeichnete Arbeitsgeschicklichkeit oder eine nutzbare Erfindung gleichfalls zu rechnen sind.

Indem solchergestalt die Arbeiter Mitelgenußhaber, wenn auch nicht des Werkes selbst, doch des Betriebskapitals und des Betriebsgeschäfts werden, stellt sich von selbst heraus, daß sie in Ansehung der Art und Weise der Behandlung desselben nicht ferner dabei willkürlich bleiben können, sondern dabei gehört werden müssen. Es wird also eine Einigung stattfinden müssen, wann und wie dies geschehen solle, durch welches Organ der Arbeiter sich vernehmen lassen, in welchen Fällen und mit welcher Kraft? d. h.: jede Fabrik muß ihre vertragmäßige Verfassung erhalten.

So sehen wir denn, daß auch die Fabriken derselben Stadien der gesellschaftlichen Verbindungsformen durchlaufen müssen wie die Staaten. Zuerst Demokratie unter den Handwerkern, dann Aristokratie unter den Fabrikanten, weiterhin Monarchie unter den Fabrikherren, und am Ende Repräsentation und Constitution zur gegenseitigen Bewahrung derselben.

Acta apostolorum. Ein Hüß- und Lesebüchlein aus den Landtags-Verhandlungen einer ältern Zeit. Nürnberg, Regel und Wiesner. 1834. 8. 12. 9 S.

Daß man die Landstände mit der Urube in einer Uhr vergleichen hat, wird bald ein ehrenwürdiger Vergleich geworden in. Aber nun gar mit Aposteln sie zu vergleichen, die sich solche für die erkannte und zu predigende Wahrheit aufopfern,

auf den Nichtplatz niederzulegen, den Büchern der römischen Kaiser die geforderte Ladung besagten und sich freuzigen lassen sollen, heißt doch die Forderung für Franken; der Weis und Kind hat, eine höhere Steuer und dergleichen, einen Satz soll Diäten mit noch Hause bringen möchte, gar zu hoch gespannt. Auch zum Trost ergibt sich, daß der sogenannte Verf. dieses Büchleins es wohl auch gar nicht so gemeint hat. Es gilt damit dies einem Vade mecum für Landtagsabgeordnete, einem landständischen Taschenbuch zu einiger historischen Belehrung und gemüthlicher Erholung aus den Tagen der Vergangenheit. Der Verf. hat aus den 18 Bänden der Sammlungen der bairischen Landtagshandlungen von 1429—1513, wie sie der Geheimrath Keener (München, 1803) sammt Nachträgen erschienen ließ, mit Beiziehung mancher ähnlichen Urkunden und Notizen, Dasjenige wörtlich und Rückwärts hervorgehoben wollen, was ein Bild der damaligen Zustände von Bayern, des Umfangs der Lehnenschaft, des Adels, der Ritter, der Rechtsverfassung und der öffentlichen Verwaltung zu geben vermag. „Acta apostolorum“ ist aber das Büchlein genannt, „eben um anzudeuten, daß man's für kein Evangelium halte, und weil man dem Wortlaut nach unter Apostolen nicht bloß die zwölf heiligen Apostel, sondern überhaupt jeden Solchen verstehen kann, der irgend wohin mit Aufträgen abgeordnet wird, zu geschweigen die falschen Apostel und den Judas Ischariot.“

Zuerst kommt S. 5—83 ein allgemeiner althistorischer Länderbefund nach den Landtagshandlungen und Landtafeln, wobei bei jedem Landesanteile nach den Steuerarten die Landgerichte, Herrschaften und Ritter (mit ihrem Steueranschlag) angegeben sind. Diesem ist noch ein weitläufigeres Verzeichniß des güterbesitzenden Adels, aus den Acten mühsam zusammengesetzt, angehängt (mit Ausnahme des Hof- und Dienstadt, dann des Adels der Oberpfalz und der vier Wittler), aus welchem sich ergibt, daß von 827 datirten (1429—1557) Wirthschaftern nur noch 55 bestehen, 772 aber, und zwar meistens in tiefer Armut, untergegangen sind.

Eine zweite Rubrik hebt solche Stellen aus, welche das bairische Gerichtswesen betreffen und zum Theil erläutern. Hier ist vom Bache oder Richtbuche (K. Ludwig's, welches sonderbarerweise jetzt nirgends mehr zu finden ist), von den Hofgerichten, den Niederrichtern, den weltlichen Richtern, Strafkosten, Landgerichten, Hofmarken, Dorfgerichten die Rede. Für den Rechtsbrauch und die Benennungen jener Zeit (z. B. Schreyer, Amteute, Brotbauern, Gewäße, Selmann, Ueberlenten) sind hier gute Notizen zu finden, besonders S. 101. Dann geht der Verf. des Büchleins zu dem alten bairischen Verwaltung- und Wirthschaftswesen über (S. 112 fg.). Hier ist von den gefürsteten Keatern, den Räten und Pflegern, dem Hof- und Jagdwesen zuerst die Rede. Die Tabakisten von Schwaben durfte mit ihren Kunden bis vor die Thore von München treten, was wenn ihre Hände zugleich mit den Herzoglichen auf ein Los kürzten, so wurden des Herzogs Kunde weggeschickt. Weinbau (auch gemachter Wein kommt S. 117 vor), Weinrenten und Kaserne, Bauwesen (schon 1542 1000 Bierbrauer im Lande, 1612 schon Klagen über das allzudeu wechsellende fürstliche Bräuwesen, besonders das landesherrliche Weibler als Reservat), Commercium oder Handel, Gewerbe, Salzgewerke, Zölle (die Karrenleute brachten viel weiniger Tuch ins Land und verbrauchten es unverschämte), Münze (S. 125 fg. sehr nützliche Valuationen aus verschiedenen Jahren), Preise der Dinge, Polier (S. 132 Blattern und Malakranosen seit 1495, wo diese Krankheit 15 Jahre wüthete), Kirchenwesen, Ständewesen, Steuererweigerung (S. 135), Ständnisse, Militaria, Eigentumsverhältnisse, Grundherrlichkeit, Leibeigenschaft. Eine Schlussbemerkung behandelt die Ritter in Beziehung auf Abgaben an selbe. Wie die Ritter von ihren Grundholden immer mehr zu ertrinken mußten, darüber erzählt der Verf. S. 136 ein erbauliches Geschichtchen vom Kloster Rot, wo der vertragmäßige Pohn allmählig ein fetter Kapann, dann deren vier, dann ein Kalb und endlich ein Ochse wurde, und Alles doch mit rechten Dingen zunging!

Wir haben hier vom Inhalt dieses Bändchens nur ein mageres Skelett, gleichsam auch nur einen bloßen Rahmen gegeben; zweifeln aber nicht, daß der Verhältnisse nicht un-
 ländliche Scharfsinnige Leser leicht einen Rahmen finden könnten, auch wol einen Rahmen, der mit seinen Hörnern etwas flüchtig ist, wenn er gleich beim ersten Anblick ziemlich fromm aussieht. Der Zusammensteller dieser Notizen hat gar wohl gefunden, welcher Spiegel der Zeit und der Zukunft in den alten trocknen Landtagsverhandlungen enthalten ist, und gezeigt, wie man aus einem an sich wenig geniesbaren und ermüdenden Papierschwall mit etwas scharfen Regentien ein ganz feines aquam vitae und Goldwasser sublimiren und destilliren kann.

Da der Verf. aber sich nicht genannt hat, so hätten wir unter den 12,000 Schriftstellern Deutschlands wäher zu wählen. Weil aber schwerlich Jemand außer Baiern Kremer's Landtagsverhandlungen so durchlesen möchte, so reducirt sich wiederum die Possibilitätsfähigkeit auf etwa 600 bairische Schriftsteller, von denen etwa bis 50 mit gelehrten Studien über vaterländische Geschichte und Verfassung sich beschäftigen. Weiter aber wird es doch, und wird auch endlich nur durch die Herausgabe der gesammelten Werke oder durch eine Biographie post obitum, oder durch das immer nöthiger werdende neue bairische Schriftstellerlexicon, oder endlich durch den berühmten hammelburger Reisenden, der aus seiner lustigen Vogelperspective auch in die Schreibstuben der Gelehrten sehen kann. Verräth er es aber in seiner nächsten Fahrt nicht, so — muß er seine Grände haben!

92.

Theodicee. In deutschen Reimen von Nikodemus. Dresden, Grimmer. 1834. Gr. 12. 4 Gr.

Luther sagt in der Vorrede zu der von ihm zuerst wieder aus Licht gezogenen „Deutschen Theologie“: „Man kisset, daß Sankt Paulus, geringer und verächtlicher Person, doch gewaltige und tapfere Briefe schrieb, und er selber sich rühmet, daß seine Rede nicht mit geschmückten und verblümten Worten gezieret, doch voll Reichthums aller Kunst und Weisheit erkunden. Das sage ich darum, daß ich gewarnt haben will einen Jüngling, der dies Bändlein kisset, daß er seinen Schaden nicht verwickle und sich ärgere in dem schlechten Deutsch und ungefrängten Worten“.

Nichts Besseres wästen wir, womit wir das vortliegende Schriftchen einführen könnten, als die obige Stelle. Gar Manche werden sich daran ärgern und haben sich schon daran geärgert; allein wir fahren fort mit Luther: „Dies edle Bändlein, so arm und ungeschmückt es ist in Worten und menschlicher Weisheit, also und vielmehr reicher und löstlicher ist es in Kunst und göttlicher Weisheit“. Um nun gleich von vorne herein dem Kundigen anzudeuten, was er hier zu suchen und zu finden hat, erinnern wir ihn an das unvergleichliche Scheinling'sche Gedicht, welches sich in der „Zeitschrift für speculative Physik“ befindet und also beginnt:

Wärr nicht, wie mir vor der Welt so'llt grausen,
 Da ich se kenne von innen und außen;

und, was noch mehr ist und näher liegt, an die im dritten Bande der Gesamtausgabe der Sächsischen Werke enthaltenen naturphilosophischen und theologischen Gedichte, welche die Ueberschrift: „Gott und Welt“ tragen. Je ärmer unsere Literatur an Erzeugnissen ist, die sich jenen tiefen Lebensworten freudig wie würdig anschließen, je weniger Geist und heiliger Geist die seit einem halben Jahrhundert — nicht gedichteten, sondern fabrikmäßig angefertigten „geistlichen“ Lieder in sich haben: desto ergüthlicher werden Jedem, der gesunden Sinn mitbringt und es ehrlich mit der Poesie, Philosophie und Religion meint, diese theobaldischen Reime sein. Sie sind ganz durchdrungen vom

lebendigen Geiste der neuern Philosophie, auf deren Höhe die der Verf. bestanden; aber was in der Philosophie in der kranken Form der Wissenschaft, in der schwerern Terminologie der Dogmatik auftritt, das ist hier zu concreter Gestalt, die sich in Kunst dem Gedanken zu geben vermag, umgewandelt.

Was nun den Gedanken, den Inhalt selber und seine Auf-
 fassung betrifft, so legt der Dichter in den zwanzig einzelnen Abschnitten, in die das Ganze getheilt ist, seine Lösung der wichtigsten Probleme, die von jeher die Religion und Philosophie zum Gegenstand gehabt hat, dar, nämlich über das Wesen Gottes, die Schöpfung, die Freiheit, den Ursprung des Bösen, die Unsterblichkeit, als bedingt durch den Glauben an den Sohn Gottes, welches letztere Problem ihm Veranlassung gibt, zu sehrgehenden Gedächtnissen an, über das Verhältniß der Heiden zum Christenthume ausführlicher zu sprechen. Ueberall ist er bemüht, einseitig den nackten und kalten Deismus zu bekämpfen, andererseits aber auch den Vorwurf des schwindelnden Pantheismus abzuweisen. Wie weit ihm beides überaus und in zwei Punkte, und zwar auf diesem Wege, dem der Poesie, in Bezug auf die philosophische Demonstration, gegliedert ist, hat in diesen Blättern nicht entwickelt und beurtheilt werden, in unsere Kritik sich dann selbst in das Bereich metaphysischer Untersuchungen verlieren müßte. Aber jedenfalls hat die hier ausgesprochene Weltanschauung, eben weil sie so ausgesprochen ist, die volle Berechtigung, die lebendigste Theilnahme eines Lesers, der das Tiefere und Bedeutungsvollere in der Poesie zu würdigen weiß, in Anspruch zu nehmen, eine Berechtigung, die sich in dieser kurzen Anzeige so gerne nach besten Kräften gründen möchte, und die gewiß auch derjenige Leser jener Gedichte in philosophischen und religiösen Dingen einen von dem Verf. abweichenden Standpunkt einnimmt, falls er zu hochhaupt jenen oben als Bedingung geforderten Sinn für die Poesie hat, gern anerkennen wird. Doch mehr als die Anpreisung wird eine Probe aus dem Gedichte selbst in Bezug auf eine nähere Vorstellung von der Art und Weise der Dichtung nöthig; wir wählen den fünften Abschnitt, der, wie die kundige Leser bald sieht, besonders gegen die mechanische atomistische Naturforschung gerichtet ist:

Wär's nicht der Geist, der wirkt in Allen,
 Wär längst die Welt in Nichts zerfallen.
 Was will uns eure rauhe Lehre,
 Die spricht: nur das Gesetz der Schwere,
 Und dann ein lächer'ger Stoß darauf,
 Erklärt den Erd- und Sonnenlauf?
 Die selbst das Hare Himmlische
 Trüb in die Leben Herden drückt! —
 Mit Zahlen, Messen, Calculiren
 Trögt euer Gott ihr nur hofiren.
 Wie draußen er in trüger Ruh,
 Hat er auch wohl die Zeit dazu,
 Sind aber doch nur eitle Poesen.
 Der nur ist Gott, der unverroffen
 Sich in die Welt hineingiebert,
 Und sich doch nimmer drin verliert.
 Sein Auge kratzt das Licht der Sonnen,
 Ist drum ins Weite nicht gezogen.
 Sein Herz die ew'gen Lebensäfte
 Und der Natur allwaltende Kräfte
 Läßt krömen wohl aus tausend Pforten.
 Und ist doch niemals leer geworden.
 Und wollt ihr wissen, wie dies Wunder
 Anfangs geschah, und noch jeunder?
 Nicht Ausgang nur, auch Eingang eben
 Hat in die Gottheit das Weltalleben.
 Was ausströmt in die unendlichen Stammen,
 Das nimmt sein Geist Krud wieder zusammen.
 Und in dem Bewußtsein, dem ewig Einem
 Wie alle Dinge verflören und eimen.

94.

Freitag,

— Nr. 171. —

20. Juni 1834.

Dramatische Bühnenschaubild für das Jahr 1833.

(Zweiter Theil.)

4. Jahrbuch deutscher Bühnenschaubild. Herausgegeben von F. W. Gubig. Dreizehnter Jahrgang für 1834. Berlin, Verlagsbuchhandlung. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Dies durch Gubig tüchtig geleitete Sammlung von deutschen Originalstücken bietet zuerst: „Das Räthsel“, Lustspiel in fünf Acten und in Versen von J. C. Wand bar. Das der reifere Mann, welcher diesen Namen angenommen hat, nicht nur zu den feinsten und scharfsichtigsten Kennern unserer Bühnenschaubild und Kunst, sondern auch zu den besten Schriftstellern für eben diese Bühne gehört, ist Niemand zweifelhaft, wer seine dramaturgische Erzählung: „Der verrückte Professor“, oder seine: „Demoselle Doc“ gelesen hat. Im „Räthsel“ hat er das Lustspiel im großen Styl — von dem wir lange kein Exemplar erblickt haben — versucht, und mit Glück. Die Erfindung, originell und wahrhaft poetisch, vergleicht sich am meisten der des Lope de Vega oder des Soggi, an dessen „Lurant“ sie etwas erinnert, nur daß die Verhältnisse uns näher gerückt und aus dem Märchen in die wirkliche Welt eingeführt sind. Eine Fürstin von Balta, verheiratet, hofft ihren verstorbenen Schwager, einen reichen Soabering, zu werden, als sich zeigt, daß er dem Erbfall an die Lösung eines Räthsels geknüpft hat, das, so roh und einfach es klingt, von Niemand gelöst werden kann; im Räthselungsfall aber geht die Erbschaft an den wilden Herzog Barbastro von Labor, ihren Feind, über. Das Räthsel ist folgendes:

Alle Frauen wollen's haben, tragen stets danach Verlangen;

Selten aber mag es laugen, daß sie diesen Wunsch erlangen.

Alle Versuche zur Auflösung desselben scheitern. Es ist weder Schönheit, noch Schmach, und was die Eitelkeit befriedigt; weder Reiz, noch ein Mann, weder Liebe, noch auch, wie Rako räth, ein Honiglucken, sondern es ist — ihr Wille. Diese Lösung ist ohne Zweifel witzig; aber wir gestehen, wir würden sie noch weit witziger finden, wenn es nicht Prinzessin Elia wäre, die in etwas gewaltsamer Weise auf diese Lösung verfällt; sondern etwa der alberne Rako, oder Berta. Dieser lächerliche Zug würde, unserm Erachtens, noch weit mehr Wirkung gemacht haben, war leicht herbeizuführen und wäre ganz im Geiste dieser launigen Erfindung gewesen. Elia konnte das Behagen aus zweiter Hand empfangen und alles Das thun, was sie nachher unternimmt. Die glückliche Entdeckung des Geheimnisses löst alle Verwicklung auf witzige und heitere Art. Graf Deolin, Elia's Verführer und verbannt um ihretwillen, erscheint als der Retter der Fürstin; Elia, in der Gestalt einer alten Zigeunerin, sagt ihm die Lösung vor und fordert seine Hand, die sie natürlich empfängt, nachdem sie ihre Hülle abgestreift hat. Die albernen Posten empfangen jeder seine Beute, und der rohe räuberische Barbastro, von seinem Ringer Gabriel blind

gemacht, muß mit der romantischen Gräfin Zebiba, dieser Blume aller Sentimentalität, statt mit Elia, der er nachsteht, vorliebnehmen. Dieser witzigen, poetischen, gedankenreichen Erfindung, in trefflicher dialogischer Form und vorzüglich-reinen, mysteriösen Versen vorgetragen, fehlt nur äußerst wenig, um classisch genannt zu werden — etwas weniger hervorragende Allegorie. Aber sie gibt Zeugniß von völigem Verständniß der Komödie, von einem edeln und durchaus lauten Geschmack und erwirkt, aus einem edeln und durchaus lauten Geschmack und erwirkt, aus dieser Feder noch ein vollkommenes deutsches Original Lustspiel hervorgehen zu sehen. In Bezug auf die gesellschaftliche Stellung des Verf. wäre dies in der That eine merkwürdige Befähigung Dessen, was wir mit A. W. Schlegel stets als eine subjective Grundbedingung für den Lustspiel-Dichter aufgestellt haben: die vollkommene Einsässigkeit in der feinen Gesellschaft!

Die andern Stücke des „Jahrbuchs“ machen auf eine viel geringere Würdigung Anspruch. „Studentenabenteuer oder die Helena des 19. Jahrhunderts“, Carnivalspöffe in zwei Acten von Albin, ist aus den allgeröblichstesten Bestandtheilen zusammengesetzt, aus wahren Bühnenabsall. Ein verkleideter Student, der für ein Fräulein gilt und Liebhaber gewinnt, während er selbst der Liebhaber ist, ein roher Postmeister, ein alberner Professor und ein einfältiger Satsbesitzer, der stets: „Wohlgeliebt statt des Personenworts braucht — was nebenher gesagt, kein Mensch in der Welt thut —, vergleichen kann und weder beschäftigen, noch befriedigen. Das ganze Stück enthält auch nicht einen neuen, witzigen oder gefälligen Zug. Auf diese platte Arbeit folgt eine fast noch plattere: „Schilddrüsenaugen“, Pöffe in zwei Acten, von Leop. Bartsch, nach einer Anekdote. Hier handelt es sich um eine subordinationswidrig verzehrte Bieruppe und eine Copulation auf herzoglichen Befehl, bei der die Mutter mit der Tochter verwechselt wird. Die Sprache ist dieser Fabel angemessen. „Des Königs Befehl“, Lustspiel in vier Aufzügen von G. Adpfer, ist bekannt. Das Skelett dieser Anekdote aus dem Leben Friedrich des Großen treibt sich auf allen italienischen Bühnen, von Domo d'Osola bis Messina, schon seit vielen Jahren umher; auch Voltaire erscheint dort; aber freilich spricht er nicht ganze Scenen hindurch Französisch. Was sich der sonst geschmackvolle Verf. bei diesen Scenen gedacht hat, begreifen wir nicht; wir hätten sie eher weggelassen, als diesen Wischmatsch zu gestalten. Die Charaktere des Lustspiels, ohne kunstgerecht zu sein, sind lächerlich und gut gehalten. Wenn nur die Herren Komödientreiber aufhörten, von Knallworten, wie Wendel's „Punktum“ ist, Effect zu erwarten! Die Intrigue ist geschickt, der König gut und fest gezeichnet, der Wig aber ist weder leicht, noch besonders gefällig. Auf der Bühne jedoch wird dem Stücke die Wirkung nicht fehlen, die es beim Lesen vermissen läßt. „Der brave Mann“, Drama in zwei Acten, nach Bürger's Romanze, von Alexander Götzmar, ist eine ausgemachte Albernheit, deren Aufnahme wir dem Herausgeber kaum verzeihen können. Die Jugendspielerei darin, die Versöhnung der Brüder ist jammervoll; das ganze

*) Sgl. den ersten Artikel in Nr. 159—161 d. Bl.

Gebäude hoch, plump und höchst unheimlich. Nicht einmal die Sprache ist daran zu loben.

15. Pfefferrösel, oder: Die frankfurter Messe im Jahre 1297. Schauspiel in fünf Aufzügen, von Charlotte Birch-Pfeiffer. Wien, Wallishausner, 1833. Gr. 16. 18 Gr.

Dramaturgisches Talent ist in den Arbeiten der Verfasserin unermessbar; wenn man darunter die Kunst versteht, einen Besonderen die kenntlich-wirksame Färbung, der Personen Charaktere und den Charakteren die ihnen anpassende Sprache zu geben. Ihre Stärke ist die Malerei der natürlichen Koloriertheit des Lebens, und eben dies ist es, was ihrem „Pfefferrösel“ so viel Beifall gewonnen hat. Von moralischer Würde, ethischer und ästhetischer Schärfe versteht sie ungefähr soviel als Goethe; ihre Erfindung ist ebenso leicht und anmuthig als die seine, nur fehlt ihr die Gewandtheit seiner Sprache und die Flüssigkeit seines Dialogs. Der Entwurf in diesem Schauspiel ist sehr geschickt, die Zeichnung der Volkscenen sehr glücklich, die Verwickelung spannend, die Auflösung fein und unerwartet und die poetische Gerechtigkeit ziemlich gut gehandhabt. Das Kaiserthum beschwächt, abergläubig, ja etwas abern gewesen sei, lehrt der Verf. nicht zuerst, und historische Misgerichte oder Verhältnisse gegen Sittengeschichte und Zeitsystem darf man einer Dichterin nicht allzuhoch anrechnen. Wir gürnen daher nicht, daß sie Kaiserthum, „Ein Dagest“ titulirt, wiewol erst Maximilian diesen Titel gebräuchlich gemacht u. dgl. m. Ueber oder nicht es um ihren Humor — der überhaupt nur ein wahnhafter Humor ist — und die wenigen Worte, die sie den kaiserlichen Narren sprechen läßt, sind allerdings ein wenig abern. Alles Uebrige ist, wie gesagt, gut, und da das Pfefferrösel stets eine Lieblingsrolle aller jungen, häßlichen und kalten Schauspielerrinnen sein wird, so werden wir dies Schauspiel wol noch oft über die breitere Welt schreien sehen. In ähnlicher Art verhält es sich mit:

16. Schloß Greifenstein, oder der Sammtschuh. Romantisches Schauspiel in fünf Aufzügen, nebst einem Vorspiel von Ch. Birch-Pfeiffer. Wien, Wallishausner, 1833. Gr. 16. 16 Gr. Das hier Alles poetische, d. h. in Versen, hergibt. Diese Verse gehdren nicht immer zu den besten; allein sie zählen doch fünf Fäße. Die Geschichte ist bekannt und gut benutzet, die Personen sagen das Angemessene; von Gedanken wird was nicht viel mehr geboten, als was sich auf den ersten Glanzen an des Lebens Irene bezieht. Shakespeare hat dasselbe Drama bearbeitet; wir glauben fast, ein wenig poetischer als Metastasio's: O Semino's und Petri's Fische sind. Ueber begegnet uns doch nicht Geschmackswidriges, und selbst der strengste Kritiker behauptet eine gemächliche Stimmung beim Lesen dieses Schauspiels.

17. Franz von Sickingen. Dramatisches Gedicht in fünf Abtheilungen von Edward Duller. Frankfurt a. M., Sauerländer, 1833. 8. 1 Theil. 8 Gr.

Es ist ergötzlich und schmerzhaft zugleich, mit anzusehen, wie so ein humorvoller Druug- und Sumpfoel sich gebildet, um den Humor zu erschaffen, diesen herzerlösen Gott. Der Verf. begann vor etlichen Jahren mit einigen ziemlich vernünftigen und nicht unpoetischen Dramen („Meister Pilgram“ z. B.) Beifall zu gewinnen; etwas Diabölisches spukte jedoch schon selbst in diesen Erklängen seiner Muse. Aber in erfindender Schnelligkeit hat er — durch seinen „Antichrist“ — eine Höhe des Maßlosen, des Verzerrten, ja des Sinnlosen erreicht, auf der ihm nicht Zügel nachstimmt. Einem Schlafwandler ist in der That auch schwer zu folgen. Die unferrenfreit fürchten das Halbverstandene und erklären, daß der Verf. nicht mehr auf unsere Begleitung zu rechnen hat. Offenbar sucht er den Humor in der Ueberschraubung des Ausdrucks, und die Worte kommen so hergedrückt bei ihm heraus und doch so inhaltlos, daß er unser Ohr betäubt und den Verstand nachführt. Chi si muovera, la dura, sagt ein italienisches Sprichwort; aber der Verf. hat von dem Was seiner Kräfte keine Vorstellung. In dieser Verwirrung schafft er eine Ungeheuer und nennt sie den letzten deutschen Ritter, Sickingen; dann eine zweite Ungeheuer, die er den

Kurfürsten von Trier nennt; hierauf eine dritte, vierte u. s. w., bis das Personenverzeichnis voll ist. Dazwischen wirft er eine nebelhafte Schlafrednerin, Lucie, welche Sickingen liebt, ein zweites Mädchen von Heilbronn, des Kurfürsten Richard Lohse, und den Bischof von Worms ein, dessen illegitime Schwert sich dadurch kundgibt, daß er, wie ein Unger, in nichts als Pöbel, Berwickungen und Schimpfungen bricht. Das ist das Element, wenn man noch hätten? Ignoranz und eitle Selbstüberschätzung dazufügt, legt der Verf. seine Tragödie zusammen. Gilt Wortmacherei, in der das Beste einige Schwachheiten für Deutschland und ein paar glückliche Verse Sickingen's sind, wie z. B. S. 50:

Die Grafenkrone mag ich wol verschmähen,
Wieweil ich die Kaiserkrone zürde;
Doch, daß ich ein deutscher Rittermann
Und hab' mit meinem Schwert bedingehat,
Daß, wenn Gerechtigkeit zu mir sich richtet,
Sich kein dazwischen werth an sie magt —
Das ist mein Stolz und meines Lebens Preis.

Alles Uebrige ist wider Natur und Geschickte, und die poetische Umschreibung ist für nichts in diesem Truugschpiel. Der weibliche Ungehörigkeit stellt sich in Ausdrücken dar, wie: „Bei meinem Ursprung! Wie heiß ich doch? Von Comestri der Dabard! Was her' ich? Gewalt? Du Schuft! Das Redensart derst dir über der Nase! Begl' du von Nacht mit vor, raschlicher Lump!“ Aber: „Hat der Keil nicht eine Nase, wie eines Cardinal's Strümpfe, wie der verflochten Schürzen einer Dichtherberge?“ u. s. w. Für die Charakteristik seiner Helden wagt der Verf. allerschand Züge aus der Geschichte zusammen, unbrauchbare und unbrauchbare, ohne daß ihm jedoch irgend eine Individualität gelänge. Selbst Sickingen bleibt Blüthe und Scham, und sein bestes Verdienst ist seine Höflichkeit. Das Spiel mit Lucie ist jämmerlich und sein Tod Alles eher, als der eines Helden. Hier konnten Geschichte und Gedicht nicht derselben Wege wandeln; ein weiser Dichter würde dies gefühlt haben, und Shakespeare, dem der Verf. oft nachzuahmen sich das Ansehen gibt, hätte aus dem Anblick dieses fischen Ordnungsmaßens erspart. Romantischer Schmutz neben romantischem Ungehörigkeit bilden daher den Charakter dieses Dramas, und Stellen, wie folgende:

Deutschland stirbt nicht! Das in das Volkem wieder
Die neue Welt verlassen, keine Wille
Dem Segler zeigen, wo der Kiel sie fand —
Deutschland stirbt nicht, das ist mein heiliger Glaube...

sind das Einzige, was wir dem Verf. zu einzigem Verdienst anrechnen können. Er muß sich mühen, sich wiederzufinden, folgen wir andern Hoffnungen von ihm gegen.

18. Dante. Ein dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen von Ignaz Kollmann. Gedichtet im Jahr 1826. Wien, Gerstl, 1833. 8. 8 Gr.

Nebe Kunstübung, ein reineres Kunstgefühl, eine tiefer Welt- und Lebensansicht, mehr Geschmack und ein besseres Bewußtsein der dramatischen Grundgesetze zeigt sich in dieser annehmbaren Arbeit, die besonders nach den ersten, etwas wohl empfundenen Szenen, in denen und Emma, Dante's Gattin, als widerwärtig erscheint, manches Gefreute herbeizet. Der Hauptcharakter, Dante, ist fest und mit großer Sicherheit entworfen, hienächst zu heidenmüthig, wenn wir die Geschichte daneben stellen. Ueber des großen Dichters politische Meinung ruht ein höherer Schiller, und der Verf. hat sich das Dandi zu nütze gemacht, seine Befindung als eine mögliche Geschichte unterzusehen. Wer wollte dies tadeln, wenn es nach poetischen Gesetzen geschieht? Es ist möglich, daß Dante erlag, weil er keinen Porticius, sondern nur die Gerechtigkeit im Auge hatte, jedenfalls ist dies Erliegen poetisch und heidenmüthig dargestellt. Daneben ist Beatrice Portinari, deren würdige Schilderung eine schwere Aufgabe war, herbeizuführen, wenn schon etwas außerhalb des Kostums der Zeit. Ebenfalls ist Simon vorzüglich und die Bitttheit der Parteien gut dargestellt. Da

lange Bewickelung ist natürlich, bis auf die Sinneseinwirkung Gemma's, Beatrice's Tod notwendig und zuträglich und die Katastrophe soll dramatische Wirkung. In zwei Dingen allein haben wir den Verf. zu tadeln. Einmal darin, daß er die Stellung Dante's als Prior der Republik falsch begreift, wenn er eine Art von Ratsmanne, einen ephemeren Fürsten aus ihm macht, dem man schließlich gehorcht, und zweitens darin, daß er, im Anfang besonders, den der Tragödie gehörenden Konflikt. Was das Erste betrifft, so ist kein Irrthum, dem Kenner des italienischen Mittelalters Mar; selbst Goethe's L. war noch vollkommen Bürger, primus inter pares, und keineswegs in der Autorität gelagert, welche Dante hier angedichtet wird, und was den zweiten Vorwurf anlangt, so berufen wir uns auf Verse wie:

Und laßt am Haffer zum zu pumpten, das
 Mit an die Kehle Euch schon laßt.

Idet:

Verfaßt für das künliche Gewürme
 Und stumm für jedes Heinalische Verfrage u. f. w.

Ein Drama, in dem wir vergleichen rügen, muß sichtbare, offen-
 unnhige und wesentliche Verdienste haben, und dieser „Dante“
 hat deren. In sich schon ist der Versuch, den Dichter der
 „Ettlichen Romabie“ zu personifizieren, ein anziehender, aber
 ohne poetische Kraft gar nicht zu unternehmen. Hier nicht
 durchaus zu scheitern, ist schon Sieg und Gewinn. Der Dante
 des Verf. aber ist eine tiefergriffene, würdige Gestalt, ein ethi-
 scher Hero. Zwischen die beiden Parteien gestellt, wähnt er
 eine Stellung der Volkstheie zu verdienen, als er erfährt, daß
 in Verbrechen der Schwarzen ihm das Priorat verschafft.
 Mit dieser Entdeckung bricht seine Kraft zusammen, die Leiden-
 schaft beweist sich seiner, und er deutet sich vor der ungerech-
 ten Anklage Antonio's. In diese Entwicklung ist einseitig
 Giotto's Wirklichkeit, welcher die verirrte Gemma zurückführt,
 andererseits Beatrice, welche Dante zur Milde und Berzeigung
 rühet, mit großem Glück dazwischengeworfen, ohne episodisch
 zu sein. Alboin della Scala dagegen ist eine der Kunstbetrach-
 tung gewidmete Episode, die, da sie unabhig, eigentlich fehler-
 haft, indes um der guten und schön ausgesprochenen Gedanken
 Alboin's willen verzeihlich ist. Die ausgezeichnetsten Partien
 aber finden sich in den Gesprächen Giotto's mit Beatrice, deren
 Liebe zu Dante in der That von und dichterisch aufgefaßt ist.
 Beatrice stirbt, indem sie den verbannten Dichter mit seiner
 Baprin verabschiedet, die leitenden Wesenländer, deren Pflegerin sie
 war, segnend, und ihre Vision ist die Reibe Dante's. Giotto
 ruft:

Sie hat vollendet . . Du weißt, was sie begehrt!
 Dante.

Ich will's erfüllen.

Und er umarmt seine schuldbeladene Gattin. Diese Auffassung
 eines vielfacher Mißdeutung angelegten Verhältnisses zeugt
 von tiefem Studium der lyrischen Nachlassenschaft des großen
 Dichters und von poetischer Durchdringung derselben. Die „Vita
 nuova“, das „Convito“ und die Canzonen Dante's finden
 hierin eine dichterische Erregung, die dem Verf. zur Ehre ge-
 reicht. Er hat sie zugleich zu einer dramatisch anziehenden
 Handlung zu gestalten gewußt, an der Wissen, dichterische Er-
 zählung und künstlerische Besonnenheit gleichen Antheil haben.
 Bei diesen wesentlichen Besichtigungen übersehen wir gern ei-
 nige sprachliche Mängel und rechnen diese dramatische Arbeit
 zu den besten Erscheinungen dieses Jahres.

19. Der Sohn. Trauerspiel von Ernst Schid. Leipzig,
 Andr. 1833. 8. 12 Gr.

S. 17 dieses Schauer- und Grauspiels sagt der Unbe-
 kannte:

So, nun ist's wieder gut!

(trinkt). Es ist kein schlechter Schnapps — er bringt ins Mark.
 Eine Tragödie, in der Schnapps getrunken wird, charakterisirt
 ich bergestalt von selbst, daß wir kein Wort darüber zu ver-
 zieren brauchen. Das möchte also hingehen; der Verf. möchte

unsterblich immerhin aus den gewöhnlichen Schicksalstricken des
 „Kleinmünzengiganten Februars“, der „Drei Tage eines Spiel-
 lers“ u. f. w. neue Tragödien zusammenfügen und sein Verle-
 ger sie drucken, das würde unsere Ruhe nicht stören. Aber
 Wahrheit erschrecken sind wir, als wir sein Rowart ansahen
 und darin fanden, daß er erst längst noch eine saine Schrift:
 „Ueber die Lynde und Tragödie“ (Leipzig 1832), herausgege-
 ben habe. Also auch Lehrer noch, Kritiker, ein Aristoteles?
 O heilige Kunst, wozu ist es mit dir gelangt! Eine Feder, die
 ihre Muttersprache nicht schreiben kann, ein Geist, in dem auch
 nicht eine Spur von Kunstsinne, Geschmack und poetischem Denk-
 vermögen lebendig ist: diese werfen sich zu Lehrern deiner Ge-
 setzgebung, zu Erklärern deiner Geheimnisse auf! Ob wol der-
 gleichen zu unserer Väter Zeiten gedruckt worden konnte, Erud,
 das so tief unter dem Niveau der allgemein verbreiteten Bil-
 dung stand? Wir zweifeln.
 (Der Beschluß folgt.)

Die Wahrscheinlichkeitsrechnung in ihrer Anwendung auf
 das wissenschaftliche und praktische Leben. Von J. J.
 Littrow. Wien, Beck. 1833. Gr. 8 15 Gr.

„Die Wahrscheinlichkeitsrechnung ist eine neue, und unsern
 Vorgängern sowie die Mathematik ganz unbekannte Wissenschaft,
 und der Theil derselben, welcher die Anwendung dieser Rech-
 nung auf die Beobachtungen enthält und unter der Benennung
 der „Methode der kleinsten Quadrate“ bekannt ist, gehört ganz
 unsern Zeiten an, indem wir die eigentliche Ausbildung desselben
 vorzüglich unsern beiden Leutenossen Gauss und Laplace ver-
 danken.“

Es ließe sich wol rechtfertigen, wenn Jemand behauptete,
 die ganze Kunst zu leben sei nichts Anderes, als eine fort-
 gesetzte Wahrscheinlichkeitsrechnung, und der Mangel dieser
 Kunst erzeuge das Schwanken zwischen den Wahrscheinlichkeiten,
 die unter allen Formen und jedem Augenblick die Gegenwart
 umnebeln und den Schritt in die Zukunft zweifelhaft machen.
 Schon was unser Wissen betrifft, so ist es ja ein bekannter
 wohlbegründeter Satz, daß alle menschlichen Erkenntnisse nur
 Wahrscheinlichkeiten sind, und daß selbst unsere schärfsten Erkennt-
 nisse, die mathematischen, sich am Ende nur auf Wahrschein-
 licheiten gründen. Je höher wir uns auf der Arbeitstreppe
 der Wissenschaften emporgearbeitet haben, desto leichter kann
 uns der Schwindel ergreifen, wie Ginen, der, auf die Spitze
 des Schurmes gestellt, plötzlich von dem Gedanken überfallen wird,
 daß Grund und Trypte desselben von Luft gebaut sind. Aber auch
 angenommen, der Grund unsers Wissens sei, wofür ihn Ana-
 lyse und Induction erklären, fest und wirklich bestehend, so
 fallen doch immer noch in Wissenschaft und Leben eine zahllose
 Menge von Erscheinungen und Ereignissen wie abgerissene und
 unvorhergesehene Steinwürfe in den großen Bau unserer
 Theorien, ohne daß wir die Hand auffinden können, die sie
 schleuderte, noch das Fach, in welches wir sie rubriciren. Wo-
 len wir uns der peinigenden Ungewißheit, in welche wir hier-
 durch versetzt werden, einigermaßen entziehen, so gibt es freilich
 kein bequemerer Mittel, als alle solche Ereignisse, die wir nicht
 aus einem zureichenden Grund in der physischen oder moralischen
 Welt erklären können, kurzweg auf die große Schuld des Zufalls
 zu schreiben. Und das geschieht oft genug, obgleich schon Schil-
 ler's Wallenstein predigt: „Es gibt keinen Zufall, und was uns
 blindes Ungelück nur dünkt, gerade das strigt aus den tiefsten
 Quellen.“ Wenn aber der ganze Heiden-Ärolog diese tiefsten
 Quellen des Pseudo-Ungelücks in den Constitutionen des Him-
 mels zu entdecken strebt, so hat er wenigstens in sofern nicht Unrecht,
 als die unumwandelbaren Gesetze, nach welchen die Veränderungen des
 Firmaments vor sich gehen, und als Typus gelten können, nach
 welchem wir schließen, daß alle Ereignisse, auch die sogenannten ge-
 ringsfügigen und zufälligen, ebenso gut, wie jene, eine notwen-
 dige Folge ewiger Gesetze sind. Aber nicht nur in der Körperwelt

muß Alles nach ewigen Gesetzen sich bewegen und jedes Ereigniß notwendig den Grund in einem vorhergegangenen haben, — auch in der moralischen Welt kann nichts ohne Ursache, keine Handlung, auch des allerfreisten Willens, kann ohne äußeres Motiv geschehen, sonst würde der Mensch nicht unähnlich dem Wesel der alten Philosophen sein, der, wie sie meinten, zwischen zwei Heubündel gestellt, ohne daß irgend ein hinzukommendes Motiv ihn zu dem einen mehr hingöge als zu dem andern, eber hungern, als sich entschließen würde, eines vor dem andern zu wählen. Wenn nun gleich die Annahme, alle Töden, an denen alle Wirkungen mit ihren letzten Ursachen zusammenhängen, erkennen zu wollen, nicht viel weniger hiesse, als Gott selbst sein wollen, so ist es doch unzweifelhaft, daß hier der Forderung des Menschen ein, wenn auch unermessliches, doch immer offenes Feld vorliegt. Pittrow erinnert an die Erörterungen, die auf diesem Felde nur seit wenigen Jahrhunderten, namentlich in der Astronomie, gemacht worden sind, wie Sonnen- und Mondfinsternisse, Nordlichte, Kometen, sonst unmittelbare Zeugen des göttlichen Borns, jetzt nichts Anderes als genau berechnete, von ewigen Gesetzen abhängende Ereignisse sind, und sagt hinzu: „Selbst die krummen Linien, welche die kleinsten Graubüchlein, oder diejenigen, welche die Elemente der Luftarten und der Dünste beschreiben, sind gewiß ebenso geordnet und ebenso bestimmten und unveränderlichen Gesetzen unterworfen, als die Bahnen, welche von jenen großen Körpern des Himmels in dem Weltensysteme beschreiben werden, und der Unterschied, der zwischen beiden für uns noch statt hat, liegt nicht in ihnen, sondern einzig nur in uns selbst, in unserer Beschränktheit, in unserer eigenen Unwissenheit.“ Was wir daher Wahrscheinlichkeit nennen, hängt zum Theil von dieser Unwissenheit, zum Theil aber auch von unserer, wenngleich nur genäherten Kenntniß der Naturgesetze ab. Die nähere Bestimmung derselben oder das Maß der Wahrscheinlichkeit, daß irgend ein Ereigniß eintreten werde, wird offenbar das Verhältniß der Summe der Fälle, welche diesem Eintreten günstig sind, zu der Summe aller möglichen Fälle sein, vorausgesetzt, daß diese letzten alle gleich möglich sind. Die Wahrscheinlichkeit des Eintretens eines Verhältnisses wird also im Allgemeinen in der Form eines eigentlichen Bruches dargestellt werden, dessen Zähler die Summe aller günstigen, und dessen Nenner die Summe aller möglichen Fälle enthält. Dieser Bruch nähert sich der Einheit desto mehr, je größer die Anzahl der günstigen Fälle gegen die Anzahl aller möglichen Fälle ist, und nur dann, wenn unter allen möglichen Fällen gar kein ungünstiger ist, d. h., wenn alle Fälle günstig sind, wird dieser Bruch zur Einheit und die Wahrscheinlichkeit zur Gewissheit. (Absolute Wahrscheinlichkeit.) So ist z. B. die Wahrscheinlichkeit, daß man mit zwei Würfeln, dem einen A die Zahl 2, und mit dem andern B die Zahl 5 werfe, $= \frac{1}{36}$, die Wahrscheinlichkeit, daß man überhaupt, ohne Rücksicht auf die einzelnen Würfel, mit einem Wurf beider Würfel die Zahl 2 und 5 werfe, ist gleich $\frac{1}{36}$, aber die Wahrscheinlichkeit, daß man 2 gleiche Zahlen 1, 1, oder 2, 2 u. s. w. werfe, ist nur $\frac{1}{18}$, die Wahrscheinlichkeit, daß die Summa der auf einen Wurf geworfenen Zahlen gleich 7 sei, ist $= \frac{6}{36}$ u. s. w. Diese Art Rechnung läßt sich dann weiter fortführen für relative Wahrscheinlichkeit, zusammengesetzte Wahrscheinlichkeit u., es ist die Rechnungsweise, welche alten wechselfeitigen Ereignissen, Witten- und Waisenklassen, Lebensversicherungsanstalten (welche letztere Pittrow in einer besondern Schrift behandelt hat) u. s. w. zu Grunde liegt; die Lotteriemanie, sollte man denken, könnte durch nichts besser curirt werden, als durch ein Rechnungrecept nach welchem sich ergibt: bei den gewöhnlichen Lotterien mit 90 Nummern und 5 Treffer ist die Wahrscheinlichkeit, daß eine gefetzte Nummer herauskomme, $= \frac{1}{90}$, die Wahrscheinlichkeit auf eine Anbe ist $= \frac{1}{36}$ auf eine Quinterne $= \frac{1}{3125}$. Der Verf. geht aber noch weiter und erstreckt seine Analyse sogar auf Ausparungen der moralischen Welt, indem er durch ausführliche, scharfsinnige Combinationen eine Rechnungsart für

die Wahrscheinlichkeit von Zeugenaussagen, von Urtheilsprüchlingen eines Richtercollegiums u. s. w. aufstellt, und es ist daher im Götting der Berechnung wol zu rathen, daß er in Zukunft nicht nur die Wage führt, sondern auch Herrn L's. Paradoxienbuch.

Das Feld, welches Hr. L. in seiner Schrift betrifft, ist sehr interessantes, und die Neigung, welche uns zur Forderung auf demselben hinzieht, hat gleiche Quelle mit der Sehnsucht für Wunderbare und Unerklärliche, die in der menschlichen Natur tief gewurzelt scheint. Hr. L. selbst widersteht dem Drange dieser Neigung nicht, und von seinem nächsten Ziele weit abschweifend, gibt er, wenn auch sehr interessante, doch nicht eigentl. hiehergehörige Anekdoten aus dem Gebiete der Physiologie und Psychologie, spricht von dem Triebe nach Selbsterkenntnis, der sich überall in der Natur, in den Thieren, in den auf gleiche Unterlage gestellt, endlich einen ganz gleichen Gang gewinnen, ebenso zeigt wie in dem Gesellschaftsleben der Menschen; spricht von den vielfachen Illusionen der Sinn, von krankhaften Affectionen, Monatskräften, Visionären, von der Macht der Gewohnheit u. s. w. Nicht ohne Uebeln des Spiels ist die Erzählung von den drei Töchtern einer Baronin. Sie waren sämmtlich unbescholtene und respektable Frauen, in das Stuch ihrer Männer machten, hatten aber von ihrer Mutter die Sonderbarkeit geerbt, während den (der) Zeiten der Hoffnung jede Schere, Nadel und andere weibliche Werkzeuge die sie bei ihren Bekanntschaften, sich anzuweisen zu konnten dem Verlangen nicht widerstehen, und Alles, was sie über sich vermochten, bestand darin, daß sie diese Dinge in den höchsten Lagen unter der Krone der Berggeschichten an ihre frühern Bekanntschaften wieder zurückführten.

Die zweite Abtheilung des Buches enthält die Methode der kleinsten Quadrate oder Anwendung der Wahrscheinlichkeitsrechnung auf Beobachtungen, und gehört recht eigentlich der höhern Mathematik an.

Literarische Notizen.

John James Halls hat „The life and correspondence of Henry Salt“, des ehemaligen deutschen Consulats in Aegypten, in 2 Bdn. zu London soeben herausgegeben.

Der Lieutenant Arthur Conolly hat seine „Journey to the North of India“ in 2 Bdn. zu London herausgegeben. Er reiste aus England durch Rußland, Persien und Afghanistan. Anziehend erzählt er seine Abenteuer unter den Turkmanen und Afghanen. Dabhi Bemerkungen über die Wahrscheinlichkeit eines Angriffs auf Indien durch die Russen.

Das „Journal of a West India proprietor“ von dem verstorbenen Matthew G. Lewis (London, 1834), dem Verf. des einst vielgelesenen Romans: „Der Wüch“, enthält sehr anziehende Schilderungen und ist mehr geeignet, seinen Stromischen Ruf zu sichern als Manches, das er bei seinen früheren Erscheinungen lief. Lewis bereiste Westindien von 1815 — 17 und starb 1818 auf dem Rückwege.

James Augustus St. John hat in 2 Bdn. (London 1834) herausgegeben: „Egypt and Mohammed Ali“, enthaltend die Verf. Reisen im Nildale und Nubien; Beschreibung der geschichtlichen und ägyptischen Kunstschule; Schilderung der Regierung und des persönlichen Charakters Ali Pascha's.

Von Richard Whately's, Erzbischof von Dublin, „Elements of logic“ ist soeben die fünfte Ausgabe erschienen.

John Henry Newman in Oxford hat in London herausgegeben „The Arians of the fourth century“.

Literarische Unterhaltung.

Sonnabend,

Nr. 172.

21. Juni 1834.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1833.

zweiter Artikel.
(Schluß aus Nr. 171.)

10. Der Erbe reinstes Blut. Festspiel in zwei Abtheilungen, zur Feier der hohen Vermählung Sr. königl. Hoheit des Herzogs von Sachsen, Friedrich August, Wittregent, und Thronkönigl. Hoheit der Prinzessin von Bayern, Maria Anna Leopoldine, gebrüdet von F. H. Sell. In Musik gesetzt von C. G. Reisinger. Dresden, Arnold. 1833. Gr. 8. 8 Gr.

Nicht immer ist es der Kritik erlaubt, ein Gelegenheitsgedicht so streng und ernst ansehen zu dürfen, als es hier verhalten ist. Diese ganzen Pflanzens fürchten den Anhauch der Kritik und sollten ihm eigentlich auch nie begegnen.

Das vorliegende Gedicht ist aber ein durchaus poetisches. Die Erfindung zwar ist einigermaßen dem „Sommerwachtzraum“ entlehnt, indem auch hier ein Zwist zwischen Oberon und Titania zu Grunde gelegt, die Auffindung des glücklichsten Paares (die Neuwermählten) herbeiführt. Die Helben der Vorspiel, die Könige in ihrem würdigsten Repräsentanten, die Helden wie die niedrigsten Verhältnisse des Erdmieders, sie alle sprechen den Gedanken aus, daß kein Glück dem der Liebe gleiche, und es sind nicht dies einzelne glückliche Gedanken, welche uns den sanftbewegten Dichter zeigen, es ist die schöne Harmonie, der volle und reine Zusammenklang des Ganzen in Bedanke, Form und Sprache. Ausgezeichnet ist besonders Volkmann's improvisirtes Gedicht: „Die Nacht der Frauen“, eine Ode voll Anmuth und Feinheit:

O unerblickte Nacht, die schon dem Kinde
Der Mutter Busen zum Kusse weicht,
Dem Jüngling treibt, daß in der Braut er finde,
Was ihm sein Biel im Lebensstumpfe verleiht,
Den Mann umschmeichelt, daß nicht karrer Kinde
Um Herz ihm lege die gewaltige Zeit,
Und selbst dem Greis, vom Leben losgetrennt,
Noch sanft das letzte Schlummerlager bettet.

Dem „die Nacht der Frauen ist die Nacht der Guten“. In dem sanften Idyllenkreis, der sich um diesen Gedanken schlingt, sind nicht Worte dem Vers an glücklichen Ausdruck gleich, und so leicht, schmückelnde Verse, welche gleichsam die Kunst suchen, machen ihm Wenige nach.

11. Das Irrenhaus zu Dijon. Ober: Der Wahnsinnige. Melodrama in drei Aufzügen nach dem Französischen des Herrand frei bearbeitet von Ludwig Meyers. Leipzig, Wigand. 1833. Gr. 12. 16 Gr.

Selbst unter den französischen Melodramen gibt es noch eine Gradation der Schlechtigkeit, wie unter hängenswürdigem Verbrechern der eine der Sagens noch würdiger sein kann als der andere. Leider wird das traurige Bedürfnis, das diese Gattung dramatischer Criminalgeschichten hervorgerufen hat, noch nicht so bald verschwinden, wie uns das Verzeichniß der neuesten Bühnen anzeigt, welche dieses geistliche, naturwiderliche, lüderliche und lächerliche dramatische Nachwerk darzustellen bemüht

gewesen sind. Wie kann eine berliner, dresdner und leipziger Bühne sich mit solchem Schmutz befassen? Wird nicht und ewig unbegrifflich sein. Haben die Bühnendirectoren denn nicht das Mandat der Königin von Spanien gelesen, in dem es klar ausgesprochen ist, daß die Bühne eine Bildungsanstalt sei so gut wie die Akademie? Und soll diese edle Anstalt denn mit Gewalt unter ihren Händen zu einer Propaganda und einem Lagerstätt für Mörder und Diebe werden? Man ereifert sich in ständischen Versammlungen gegen die unschuldigen Exotrien, und dies heillose Gift will Niemand bemerken! — Das Tollste an diesem „Irrenhaus“ ist, daß man nicht einmal erfährt, wozu ein Ende der Mörder Duflos nimmt, und wie die Gerechtigkeit ihm Gerechtigkeit erweist. Er erdolcht seine Wittwen, Madame St. Pol, indem er Balry erschrecken will, den wahnsinnigen Zeugen seiner That. Die Fährung der Fabel ist so schlecht, daß sie an Schiechtheit noch die Handlung Duflos' übertrifft; Männer müßte sich noch im Grabe umdrehen, wenn ihm einer seiner grimmigsten Feinde ins Ohr raunte, daß er der Gränder des Geschmacks an solchen dramatischen Angelegenheiten wäre. Es wäre eine Noth!

12. Elvira, oder Ehre und Mutterliebe. Dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen von Joh. F. Regges. Nürnberg, Schönbauer und Wigand. 1833. 8. 16 Gr.

Bekanntlich hat der alte Reizner, den man den Abraham des heimathlosen Novellenvolks nennen könnte, zu einer Zeit, wo noch Niemand daran dachte, daß diese Gattung je zu solcher Ehre in der Literatur gelangen könnte, unter vielen andern guten Novellen eine geschrieben; in der eine Mutter, um ihre Tochter vor Königliche zu schützen, ihre Ehre opfert und die Verfolgung für die Schwester ihres Liebhabers ausgibt. Die Geschichte soll sich wirklich ereignet haben. Doch, man dies geschehen sein oder nicht, der Stoff ist so wesentlich dramatisch, daß es billig zu verwundern ist, daß noch keiner unserer allzuüfertigen Theaterdichter sich desselben bemächtigt hat. Doch der gute alte Reizner und seine guten Novellen sind jetzt vergessen! Der Verf. hat daher aus diesem antiken Schacht einen guten Zug ans Licht gefördert; denn bald werden wir andere gute klassische Literatur abschreiben können, ohne in Gefahr zu verathen, des Plagiats beschuldigt zu werden. Oh troppo abbraccio, poco stringe! Darin sind die Italiener glückliche, die immer wieder auf ihren Parnasso zurückkommen und jedes Wort kennen, das darin nur einmal gebraucht ist. — Genug, der Verf. hat die gute Reizner'sche Erzählung in ein gutes Drama verwandelt, was weder leicht ist, noch häufig geschieht. Die Schürke, der die ganze Bewicklung einleitet, ist der bekannte Graf Olivarez, Philipp IV. von Spanien Premierminister. Am sich an Elvira, Gräfin von Navarra und Witwe, für einen Korb zu rächen, den er in seiner Jugend erhalten, ruft er sie a la corte, wie der Spanier sagt, d. h. nach Madrid, erzählend Philipp's Liebe für ihre Tochter Clara, die Verlobte Ferdinando de Ayuda's und bringt die Katholische in das Dilemma, entweder ihre Tochter zur königlichen Freundin entwürdigt zu se-

hen, aber ihre Gattinmehr zum Opfer zu bringen. In ihrer höchsten Noth kommt ihr ein Bild des verstorbenen Königs, im Nachlaß ihres Gemahls gefunden, der sein vertrauter Freund war, zu Hülfe. Ein Besuch des Königs in ihrem Hause vor Clara's Geburt unterbricht den Ström — die Noth drängt, und Claira gesteht, Clara sei des Königs Tochter, Philipp's Schwester. Großer Triumph ihres Befolgers; die Scheinheilige Claira, ist entlarvt, entehrt; der König steht natürlich ab und vermählt seine angebliche Schwester ihrem Verlobten. Da wirft sich Claira öffentlich an den Stufen seines Thrones nieder und sieht um Vergebung für ein Majestätsverbrechen. Staunend wird sie befragt und bekennet nun die — Nothlüge. — Diese Geschichte ist schön, voll Natur, einfach und ergreifend; sie ist ein gutes dramatisches Sujet, in seiner Einfachheit und Innerlichkeit weit den vorwärtigen Entwürfen vorzuziehen, welche den meisten neuern Dramen zu Grunde gelegt werden, und die in ihrer richtungslosen Afsichtigkeit die Auführung eines Theiles gestatten und den Keim des Todes in sich tragen. Hier ist Alles eng verbunden, wefentlich zugehörig, aus einem Gedanken, wie aus gemeinsamem Stamm erwachsen; man findet weder Epifoden, noch Schilderungen, noch Declamation; dramatisch, nur dramatisch ist das Ganze. So soll es sein! Die Führung der Fabel, die vorentworfenen und streng festgehaltene Charakteristik ist tadellos; Alles ist schicklich, angemessen, natürlich. Was die Sprache betrifft, so leidet sie an einem Mangel, der jetzt so selten ist, daß man ihn fast eine Tugend nennen könnte. Sie ist kalt, gemüthlich fast bis zum Uebermaß. Der Verfasser flieht Glanz und Schmuck, Erwidmung und Erhöhung als etwas Gfoterisches; sein Trachten ist dramatische Wirkung. Diese erreicht er, aber er könnte und mehr erwidern. — Alles zusammengekommen, und vorzüglich gegenübergestellt den sich überschätzenden, Begeisterung heuchelnden Dramen der süddeutschen Schule, ist dies besonnene, in vollem Bewußtsein und tüchtiger Kenntniß der dramatischen Befehle geschaffene Schauspiel eine erfreuliche und ehrenwerthe Arbeit. Die fehlende Begeisterung kann irgend ein anderes Thema dem Verf. mittheilen; von Kraft und Bewußtsein aber hat er die Probe abgelegt. Wie sind dahin gelangt, diese für das höhere Princip in der Poesie zu halten und der sogenannten Begeisterung, als herrschender Stimmung, gänzlich zu mißtrauen. — Aus einem Werke, wo Alles sich vertieft, trägt und gegenständig hebt, und das Glanzstellen nicht sucht, sondern eher vermeidet, ist es schwer eine Probe zu geben. Die mütterlichen Lehren Clairs an die Braut sind aber fürwahr köstlich. Ihr Schluß mag hier zur Probe stehen:

Denn außer Loos ist: Lieben, Hoffen, Dulden...
 Mißtrau dem eiteln Herzen, wenn du dich
 Nicht so geliebt wie früher wähen willst.
 Das sanfteste Gefühl muß oft der Mann
 Dem strengeren Befehl zum Opfer bringen.
 Wir — dürfen folgen diesem heiligen Triebe;
 Des Weibes ganzes Leben theilt sich
 In Kellern, Gassen und in Mutterliebe.

„Eucresia Boegla“ und „Claira“, in beiden ist Mutterliebe das Thema; der Vergleich ist anziehend. Dem Verf. aber ermuntern wir, auf der Bahn zu beharren, die er mit Glück eingeschlagen hat. Seine Sprache bedarf der Ausarbeitung, der Erhöhung, der Läuterung; aber wir würden dies nicht bemerkt haben, wenn sein Stück uns nicht als eine Probe dramatischen Talents ersäene.

23. Der Diplomat. Lustspiel in zwei Abtheilungen. Nach dem Französischen des Scride und Delavigne von C. D'ösch, Eignig, Kronacker. 1833. 8. 6 Gr.

Es gab bereits zwei gute Uebersetzungen dieses sehr mittelmächtigen Lustspiels, und war daher ganz unnöthig, die Presse noch mit einer dritten, schlechten zu belästigen. Ueberhaupt aber wäre dem Verf. zu rathen, etwas anders zu ergreifen als die Handhabung der Literatur, da er weder die Sprache der Welt, noch die der Bühnen zu sprechen versteht.

24. Dramatische Darstellungen aus der Geschichte von Oesterreich und Steiermark. Erste Darstellung. — Auch unter dem Titel: Karl von Oesterreich, oder: Der Hunderttag im Erzherzogthum. Ein vaterländisches Schauspiel in vier Acten von Ignaz Kollmann. Grdz, Perkl. 1833. 8. 20 Gr.

„Durchlauchtigster Herzog! Die ehrerbietigsten Stände der treuen Steiermark, welche Ew. Durchlaucht mit der hochwürdigen Stistung einer Universität beglückt haben, legen dem gerächtesten Dank zu den Füßen des Landesvaters nieder und versichern, daß sie die Wohthat, welche dadurch dem Lande u. s. w.“ So fängt C. 9 zu lesen, und es ist schwer den Rastlos Charakteristischer Werthbestimmung an dergleichen anzulegen. Der Verf. hat in seinem „Dante“ (S. 18) Proben eines erfreulichen Talents abgelegt; in diesem Stücke steigt er, wahrscheinlich in der Absicht, populär zu sein, weit unter sich selbst hinauf. Um ein vaterländisches Schauspiel zu schreiben, hat er geglaubt, sich der Poesie entäußern zu müssen. Großer und handgrifflicher Sturz! Statt der Poesie ruft der Verf., wo er die Geschichte derieht, melodramatische Effecte auf, die ihren Mittelpunkt darin haben, daß ein verirrter Sohn heimkehrt, seinen Vater, einen Bergbauer, verarmt findet, weil sein Schwach unergiebig geworden ist, und mit Gefahr seines Lebens den todtten Fels sprengt, worauf das blaue Erz zu Tage bricht und er die Braut gewinnt. Dergleichen kann auf einem kritischen Theater einmal gefallen — zu den dramatischen Kunstergutheiten ist es kaum zu zählen, selbst dann nicht, wenn wir zugeben, daß das Stück ein paar gute Züge enthält. Immer würde uns des guten Fürken Act Lebensgeschichte in guter historischer Prosa willkommenner gewesen sein, als dies prosaische Drama, das keiner der Bedingungen dieser Kunstform Genüge leistet. Der Verf. vermag etwas Besseres, und wir hoffen daher, ihm mit solchem Mittelgute nicht wieder zu begegnen.

25. Cäsar und Pompejus. Eine Tragödie von Eduard Irsch. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1833. 8. 16 Gr.

Die dramatischen Dichtungen C. Irsch's bieten eine merkwürdige und uns unerklärliche Erscheinung dar. Schon seine ersten Versuche erregten unsere Theilnahme durch unvertrocknete Spuren einer genialen, lähnen und selbständigen Auffassung, durch neue und eigenthümliche Darstellung und durch ein auffallendes Ungeschick in der dramatischen Gestaltung seines Stoffes. In diesen Grundzügen ist der Verf. sich seitdem treu geblieben. Neu, lähnen erfunden, mit tiefen und dichterischen Gedanken, mit originellen, höchst persönlichen, beinahe Shakespeare'schen Charakteren ausgestattet, erscheint jede seiner dramatischen Dichtungen, die, abgesehen von der fehlerhaftesten Behandlung der Form, diesen Namen in der That verdienen, und so erscheint auch diese Tragödie. Diese Auffassung des Historischen, lähnen Erfindung, scharfe, eigenthümliche, dichterische Charakteristik, eine originelle, poetische Führung der Fabel, Durchblutung des Lebens, tragische Wirkung, moralische Würde und tüchtige Noth in den Handlungen — nichts fehlt darin, und es schreit dem Verf. in der That an keiner Eigenschaft zum tragischen Dichter zu mangeln — als an dem Willen, ein solcher zu werden. Seine Gedanken sind die eines Dichters, seine Formgebung ungeschickt. Er hat keine Vorstellung von der dramatischen Gestaltung, und gleich als hätte er niemals eine gute Tragödie gelesen oder gesehen, oder als suchte er absichtlich das Unmöglichste und Widersprüchliche in der Form, gleichsam als wollte er jedem Versuch der Darstellung seines Dramas absichtlich unmöglich machen, läßt er Scenen und Gruppen so aufeinander folgen und gibt seinem Stoffe eine solche Form, daß er dramatisch unbrauchbar, wenigstens gänzlich unbarkeubar wird. Dies ist merkwürdig, wenn es bloßes Ungeschick ist, und merkwürdiger, wenn eine Absicht zum Grunde liegt. Aber es ist zugleich zu bedauern, da es Irsch's geistreiche Dramen für immer von der Bühne ausschließt. Es wäre fernere zu tabeln, wenn poetischer Erfolg der Grund davon wäre; denn wie soll die Bühne sich von ihrem Verfall erholen, aus ihrer Entartung wieder emporarbeiten, wenn die besten Köpfe ihre Arbeiten absichtlich für sie abschließen?

nd wiederum wäre es unerklärlich, wenn dies wider Willen
in Absicht des Verf. geschähe. — Der ganze Kampf zwischen
Cäsar und Pompejus, von der ersten Rivalkat an bis zum
ode der Legtern, bietet den Inhalt dieser Tragödie. Schon
er Rahmen ist zu groß; Einfachheit und Einfachheit der Hand-
ng hätte eine Vereinfachung desselben gefordert; doch dieser Fehler
: nur relativ erheblich; einem genialen Dichter konnte auch die
rfüllung dieses Rahmens gelingen. Schlimmer ist schon, daß
er Verf. fast in jeder Scene den Schauplatz wechselt, daß Act-
theilung, Scenenfolge ganz willkürlich sind, und das Schlimm-
; daß letztere ganz unentbehrlich ist und aller dramatischen Geset-
zung spottet. Dieselben Männer sprechen hier im römischen
enat, in der folgenden Scene auf der Flucht, dann im Lager
s Cäsar, nun in der Schlacht, dann in den Comitien und al-
l Dies ohne die geringste Unterbrechung; ja, im letzten Act
liefert die achte Scene mit Pompejus' Worten:

Wer eingeht zum Tyrannen wird sein Sklav —
Und kam' er noch so frei...

id die neunte beginnt mit des Freigelassenen Philippus Rede
a Scheiterhaufen, auf dem Pompejus Leiche ruht.

Weich armer-Dienst für ein so großes Opfer!
Die Flamme, die dein solches Herz verzehrt,
Wird niemals eine gleiche Nahrung kosten!

as heißt aller dramatischen Regel spotten, und der Verf. thut
s so leicht, so standhaft, daß wir an Absicht glauben müssen.
: will uns zwingen, hinter jeder seiner Scenen einen Actschluß
zunehmen, und das ist wunderbar, ebenso muthet er unserer
jantastischen Schlachtszenen und Gruppen zu, die ganz unentbehr-
b. — Von der andern Seite betrachtet, ist dies Drama voll
korrekter Begründung, tiefer Lebensbeobachtung, voll echten
itros und reich an schönen Sentenzen. Cäsar und sein gro-
: Gegner sind in erregenden, tiefangeschauten Bildern darge-
t, und besonders ist Ersterer mit glücklichen Zügen aus-
getzt, die an einen modernen Kriegshelden erinnern, der, wie
r wissen, des Dichters ganze Bewunderung besitzt. Im sei-
n Sinne des Wortes sind Cäsar und Napoleon Ormagogen,
e Pompejus der Vorkämpfer des aristokratischen Roms ist;
nat. Ritterstand, Geisteslicht (?), alte Sitte streiten für ihn,
e Volk, Krieger, die Neuerungslust für Cäsar. Begreiflich,
; er siegt, denn seine Partei ist die kühnere, gefestigtere. Sein
er groß und hoher Sinn, den seine Freunde selbst nicht
reifen, malt sich in wundervollen Selbstgesprächen, die das
ge Talent des Dichters kundgeben. J. B. S. 80 nach
rio's Fall:

Mein Tag verglimmt, es kommt die Nacht, die ich
Bermitt. Du unabweisliches Geschick,
Soll dir auch dieses Herz zur Beute werden,
Das ungeduldet sich selbst beherrschen durfte?
Wär' ich an Elbden Räten auch gekrandet,
Wg' auf dem glüh'nden Sand, von Durk gequält.
Ich weiß, mein Herz würd' bis zum Augenblick
Des Todes seine Lösung sich bewahren.
Mein Wesen ist nicht zu erniedrigen.
Der feste, einzige Wille, der mich hält,
Weht auf das Höchste und verläßt mich nicht,
Und ein unnenbar Etwas macht mich sicher,
Daß, ob auch Kurzflanz, ob'se Absicht schwächen,
Kein Oberbildner mich überragen darf.

1) hierauf die weiche, schöne Trauer um den verlorenen Freund.

Er war gehorsam wie ein Sohn,
Boll Eifers und Vertrauen wie ein Freund.
Es gibt nun keine Liebe, die mich festhält,
Rein Herz, es wohnt fortan in meinem Haupt.

Wie mag Pompejus dieses Sieges sich freuen.
Ich hoffe, dieses Glück wird wie ein Blitz
Ihn blenden..

ug! Die Borzüge, wie die Verirrungen dieses hervorleuchten-
Dramas können dazu dienen, zu zeigen, wie schwer es falle,

daß ein dramatischer Dichter geboren werde, und welche stets
seitene Vermischung verschiedener Gaben dazu erforderlich sei.
Die von uns oben gerühmten Borzüge vereinigen sich hier, um
einen tragischen Dichter zu bilden; aber ein entschiedenes Unver-
mögen der dramatischen Formgebung zerstört besagte diesen
Bereich, seltener Gaben. Würde der Dichter doch guten Rath
nicht immer abweisen!

26. Volde, der Scharfrichter von Amsterdam, oder die Nacht
des Borurtheils. Schauspiel in drei Acttheilungen. Nach dem
Französischen von Pincrocont und Victor Ducange von G.
D'oench. Musik vom Musikdirector Herr. Stegmeyer. Ein-
zig, Kronecker. 1833. 8. 10 Gr.

Dies Melodrama gehört, wenn man die Gattung einmal
zugibt, zu den bessern Individuen derselben. Die Idee,
daß ein Mann, reich, tugendhaft, vom Volk, dessen Wohlthäter
er ist, vergibtet, durch hämische Verfolgung, welche entdeckt hat,
daß er der Sohn eines Scharfrichters sei, gendigt wird, sich
selbst zu verstümmeln, um nicht gezwungen zu werden, seinem
Freund, dem Geliebten seiner Tochter, im Namen des Befehles
den Tod zu geben — widerwärtig und häßlich an sich —, ist
mit ziemlichem Geschick in diesem Drama durchgeführt. Die
Schade, daß dies dramatische Geschick nicht dem Verf. des vor-
hergehenden Dramas abzutreten war! Hier ist es verloren;
dann weiches Gemüth, das der Kunst und ihrem Adel zugewen-
det ist, könnte sich an einem Gemälde, wie das hier aufgestellte,
erfreuen. Eine ganze sinnliche, unedle Neugierde allein kann
uns daran bis zu Ende fesseln, und diese allein findet ihre
Befriedigung. Der einzige Zug, der uns einigermaßen verschö-
nen kann, ist, daß Volde durch das Opfer seines Arms wirklich
den Freund rettet, da der Ausschub der Begnadigung Zeit gibt,
einzutreffen. Die Volksscenen sind recht gut aufgefaßt; aber
das Costum von Land und Zeit ist grundfalsch; doch dergleichen
berührt einen französischen Melodramendichter so wenig wie sei-
nen deutschen Uebersetzer. *)

Historisch-statistisches Jahrbuch in Bezug auf National-
industrie und Staatswirtschaft, mit besonderer Berück-
sichtigung Deutschlands und namentlich des preussischen
Staats, von J. B. Weber. Erster Doppeljahrgang.
1830 und 31. Mit 22 Tabellen. Breslau, May und
Comp. 1834. Gr. 8. 2 Theile. 12 Gr.

Der Verf. hat 1825 und 1830 über den Nothstand der
Zeit durch Blicke in die Zeit, oder vielmehr durch Blicke auf
die Nationalindustrie, Population und Staatswirtschaft einiges
Licht zu verbreiten gesucht. Rathselig gibt es nach Ablauf eini-
ger Jahre immer wieder Neues zu berichten, und so ist es
denn ganz in der Ordnung, daß auch unser Verf. wieder an die
Klagen über den Nothstand und die Unbilden der Zeit anknüpft.

Das Unternehmen eines historisch-statistischen Jahrbuchs
für Nationalindustrie und Staatswirtschaft ist so äußerst zweck-
mäßig, daß wir demselben ein fröhliches Gedeihen wünschen.
Wer kann heutzutage Alles lesen und erörtern? Der Verf.
erwirbt sich in der That ein großes Verdienst, wenn er einen
brauchbaren Fauslenger für Staatswirthe und Statistiker be-
sorgen will. Nur müssen wir im Interesse des „Jahrbuches“
einige Bitten an ihn stellen. Die erste betrifft eine größere
Auswahl der Notizen. Eine scharfe Kritik der Zahlen und An-
gaben ist weniger zu wünschen als eine Sichtung des Wichtig-
en und des Nichtsagenden. Was sollen die Klagen und Decla-
mationen der verschiedenen Zeitungscorrespondenten, wenn sie
Worte, nichts als Worte enthalten und sich am Ende selbst
widersprechen. Wenn aus Dresden geschrieben wird, daß die
Geschäfte gut gehen, und aus Leipzig, daß viele Klagen, so ist
das leeres Stroh, das kein Schriftsteller dreschen darf. Die

*) Der dritte und letzte Artikel folgt im Juli.

zweite Bände betrifft den Ton des Ganzen. Kürze, Uebersichtlichkeit ist die erste Anforderung an ein Jahrbuch; der Verf. sagt aber die Stoffen über die ungeschändeten Klagen auch in diesem Buche fort und verliert nicht selten die historische Aushaltenheit, wenn er in einer überaus hübschen und blumigen Sprache „die traurigen Folgen und Wirkungen des schrecklichen Uebels, des menschlichen Wahns, der nach mehreren Ländern die zuerst in Frankreich entzündete Fackel des Aufruhrs geschleubert und freudig und schreckvoll in ihnen geschwungen hat, mit in hübscher Farben getauchtem Pinsel zu schmücken“ will. Wir wollen seine locale Absicht nicht verurtheilen; aber wahrhaftig, dieselbe wird auf diesem Wege ganz verfehlt. Man schreibt heutzutage Niemanden, wenn man den Zweifel an die Wand malt. Die Italiener wissen sich ihre Häuser vor dem Urtheil des Weltvergnügens besser zu bewahren; sie malen Heiligengedächtnisse an die Wand! Um nach Kräften zur Fortsetzung dieses nützlichen „Jahrbuchs“ beizutragen, wollen wir Einzelnes aus dem reichen Inhalte vorlegen und Einzelnes im Einzelnen besprechen. Der erste Theil beschäftigt sich mit der Industrie in ihren drei vornehmsten Richtungen. Hinsichtlich des Landbaus beginnt die Darstellung mit der Beschreibung des Grundeigentums in Baiern, Preußen, Schweden. Selbst in dem letzteren Lande, wo doch große Güter und ungleiche Erbfolge sind, lassen 61 Millionen Apler Banco auf dem Grundeigentum (S. 18). Der Verf. geht viel zu leicht hinweg über diese Erscheinung und rüfhet ganz sonderbar mit der Waffe von Capitälism, die trotz der Staatspapiere und der 8000 Mill. Thlr., welche die Juden in Europa besitzen sollen, noch vorhanden sind. Vor zu vielen Schulden retten nicht neue Schulden; dieser Wahn sollte durch die Staatsschuldenentwässerung beseitigt worden sein. Eine breite Schühlerung der Ernte schließt sich an; den Beschluß machen Angaben über die Rechtsverhältnisse, bäuerlichen Lasten und Regatirungen u. s. w.; es wird hierbei auch Fehler nachgewiesen, daß die preussische Regierung bisher durch Regulirung der bäuerlichen Verhältnisse 46,694 neue Eigenthümer auf 3,758,681 Morgen ansetzt, und zwar erstkändern 412 neue Bormerke, 17,925 Bauern- und Gärtnerhöfe. Separirt und von Lasten befreit wurden 19,526,657 Morgen (S. 59). Paris ist die Angabe, daß in England 1816 nur 22,000 Grundstücke existirten, inclusive 6000 Corporations- und ebenso vielen Kirchengütern (S. 66); denn bekanntlich wird die Zahl der Kirchengüter von allen drei Königreichen auf 6000, die Zahl der weltlichen Güter auf 26,000 (im Ganzen 2,000,000 Pachtthlr.) angegeben. Die Darstellung des Fabrikwesens hebt die Verluste durch die neuesten Revolutionen sehr grell hervor. Vom 29. Juli bis 20. Dec. 1830 sollen in Paris 2100 Mill. Francs verloren worden sein. In Genf wurden vor 1830 wöchentlich 170,000 Gulden Arbeitslohn verdient, seit 1830 nur noch 6000 wöchentlich u. s. w. Daran kann man sehen, daß nicht die Grundbesitzer bei Revolutionen das Meiste verlieren, wie unsere Aristokraten sagen. Hinsichtlich des Kunstwesens und der Gewerbsfreiheit sucht der Verf. nachzuweisen, daß gedrückte Gewerbe am ersten über Uebersetzung zu klagen haben. In Berlin sind jetzt mehr Geschäfte in vielen Gewerben als im vorigen Jahrhundert, während die Meisterzahl im Vergleiche zur Population fast dieselbe ist. Die Production der Fabriken wird sehr ausführlich in allen Zweigen besprochen, dabei gezeigt, wie die sogenannten Schuggläse in Rußland, Frankreich und Nordamerika nicht sehr bewährt haben. Der russische Zolltarif wird S. 126 sehr umständlich besprochen und als nachtheilig dargestellt. Das Tableau des Handels beginnt mit der Angabe der neuesten Zollvereine, Handelsverträge und Handelsanklagen. Ueber die Eisenbahn von Liverpool nach Manchester lesen wir S. 243, daß eine Partie Bollengarn um 12 Uhr von Liverpool zum Färben nach Manchester abgeschickt wurde und um 6 Uhr schon wohlgefarbt wieder zurückkam, daß die Regierung 1831 über 800 Mann Soldaten mit Bagage in zwei

Stunden von Manchester nach Liverpool bringen konnte! Die Schiffe der alten Weltalle wird S. 289 die Stimmung veranschlagt, daß jetzt der Abgang der amerikanischen Kautschuk durch England ostasienischer Ausfuhr sich angleiche. In den Jahren 1828—29, liefen nur 3178 Pf. St. von England nach Ostindien und 79,350 Pf. St. von Ostindien nach England gegangen zu. Die Aus- und Einfuhrtabellen die Tabellen über den Marktverkehr, die Tabellen über die Schifffahrt sind ziemlich vollständig. Im vollständigen wird der Getreidehandel betrachtet. Der Nachweis des Getreidepreises dürfte fast zu reichhaltig sein. Gewas sonderbar nimmt sich in der Mitte des Getreides, Wolle- und Weinhandels der Buchhandel aus. Gewas das Verhältnis der Spinner zur Population angegeben wurde, wird auch das der Schriftsteller zur Einwohnerzahl angegeben. In Deutschland soll 1/1000 Einw. Schriftsteller (S. 441). Die Bücher werden nach Gentnern berechnet. Porselen kostete 49,306 Gts. ein, und 28,104 Gts. aus. Das Gewicht der sogenannten Kräfte betrug bei einem einzigen Leipziger Buchhändler 1830 über 265 Gts. Im britische Reich wurden aus Frankreich 1831 über 2290 Gts., 1832 über 3441 Gts. Bücher eingeführt (S. 446). Der Effectenhandel würde durch eine Angabe der Motive des Schwankens der Course sehr gewonnen haben; das nur durch diese Angabe gewinnt die Darstellung Werth. Der bei weitem kürzere zweite Theil des Werkes behandelt die staatswirtschaftlichen Interessen. Hier nimmt das Movement der Population den obersten Platz ein. Es scheint, daß die Zunahme der Bevölkerung wol nicht mehr als ein entschiedenes Kennzeichen des Wohlstandes angesehen werden kann. Der Verf. schildert zunächst die Verbesserungen der Cholera und geht dann zu den Geburten, Ehen und Todesfällen in allen Ländern über; die Zahl der Armen wird von verschiedenen Städten angegeben und hierauf zu den Staatsausgaben und Staatsschulden fortgeschritten. Ohne Zweifel wäre das Ganze gewonnen haben, wenn die Angaben sich auf einige Hauptstaaten beschränkten, von welchen vollständige Nachrichten vorliegen, statt daß durch alle Welttheile gerüht und daß von diesem Maß von jenem Lande etwas gemeldet wird. Auch wäre hier zu den Zahlen eine Angabe von bedeutenden Reinerwerbenswerth erscheinen.

Es hat eine literarische Unterhaltung? hören wir die Leser anrufen, die uns bis hierher gefolgt sind. Geduld, wir sind am Ende unserer Relation und wünschen zum Besten unsern Lesern, daß sie die uns geschenkte Aufmerksamkeit nicht verlieren. Barum soll denn die Deutsche enig wie ein Brauengemisch oder wie ein verklebter Jüngling, nur buntfarbige Taschenbücher mit Bernstein und Theaterzettel und Notizen durchblättern, während der Engländer, der Nordamerikaner, selbst der Franzose sich mit wissenschaftlichen Tabellen auch zu amüsieren vermag? 79.

Literarische Notizen.

Von den durch Lord Dover herangezogenen „Lectures of Horace Walpole to Sir Horace Mann“, 2 Bde., ist eine zweite Ausgabe 1834 erschienen.

Eine Antwort auf Thomas Moore's „Travels of an Irish gentleman in search of religion“ hat Philalettus Cantabrigiae (London, 1834) drucken lassen.

Frau Somerville, Verf. des „Mechanism of heaven“, ausgezeichnet durch tiefe mathematische und naturwissenschaftliche Kenntnisse, hat ein neues vorzügliches Buch: „On the connexion of the sciences“ (London, 1834), herausgegeben. Es ist eine populäre Umarbeitung der Einleitung ihres früheren Werkes, und gibt eine klare Uebersicht der letzten Grundsätze der Naturwissenschaften und der wichtigsten neuen Entdeckungen. 7.

Das Missionswesen in der Südsee. Ein Beitrag zur Geschichte von Polynesien, von Friedr. Krohn. Nebst neuen Nachrichten und Documenten über die Gesellschafts- und Sandwichinseln. Hamburg, Perthes. 1833. Gr. 8. 15 Gr.

Was Abbé Dubois vor einigen Jahren nicht ohne Scharfblick und Umsicht über die fruchtlosen Bemühungen protestantischer Missionare, dem Lehren des Christenthums Aufnahme zu erwerben und Fortgang zu sichern, über die Mangelhaftigkeit und Mängelgriffe ihres Unterrichts und ihrer Sprachkunde aus besangener Erfahrung für Wahrheit ausgab, konnte unbelasert und leichtgetäuscht, bis dahin wohlwollende Freunde des Missionswesens frugig machen, zumal da die Feinde der Religion und besonders des protestantischen Christenthums nicht unterließen, mit jubelnder Schadenfreude entstellte Wahrnehmungen als erwiesene Thatfachen zu verbreiten und zum Theil schlaue genug waren, die Einseitigkeit des Beobachters zu bemänteln, der Trauben für sauer erklärte, weil sie ihm und seinen Genossen unerreicht geblieben. Besser unterrichtet, der Prüfung und Erwägung gegenseitiger Aussagen gewachsen, ließen sich durch ein einziges verdächtiges Zeugniß von ihrem Vertrauen auf die gute Sache nicht abwendig machen, obgleich sie nicht verfehlten, dem Gegenstande mit vermehrter Aufmerksamkeit nachzuforschen; und die einmüthigen späteren Berichte unbefangener Reisenden, vor allen des würdigen Bischofs Heber, gegen dessen Einsicht und Wahrhaftigkeit nicht der mindeste Zweifel obwalten kann, haben diese rühmliche Beharrlichkeit über ihre bestehende Erwartung und Hoffnung belohnt. Der ungünstige, oberflächliche und sich selbst mehrfach widersprechende Bericht des Hrn. v. Kogebue über den Zustand und die Wirkungen des Christenthums auf den Gesellschafts- und Sandwichinseln, wiewol auf frischer That entkräftet durch den gleichzeitigen des wissenschaftlichgebildeten französischen Schiffscapitains Duparrey, ward in Deutschland mehr als nieher gelesen und als Evangelium verstanden. Er veröhnte die Feinde des Vaters mit dem Sohn, weil es darauf ankam, einen ältern, bleibend wirksamen Gegner zu bekämpfen. Wie Hr. v. Kogebue dazu gekommen, die Ausbreitung und den Einfluß des Christenthums in diesen Gegenden, dessen schnellen und überraschenden Fortgang er nicht leugnen kann, sich und seinem Schiffsvoll-

ungelegen zu finden und gänzlich zu übersehen, daß es Greueln und Lastern ein Ende gemacht, die so allgemein waren, daß sie für gesetzliches Herkommen und löbliche Gewohnheit galten: Kindermord, Blutrache, Mißhandlung der Besiegten, Menschenopfer, Herabwürdigung des weiblichen Geschlechts, Unversöhnlichkeit, unrechtmäßige Fehden, Unzucht, Diebstahl, Betrügereien jeder Art in Handel und Wandel, und was sonst unsittliches gedacht werden mag; wie er seinen Blick einzig auf die Entbehrung lärmender Freude, zügellosen Genußes richtete, und daher den Verleumdungen unwürdiger Ausrüster fremder Schiffer und Strafanstaltungen aus der Nähe und Ferne, denen Sittenbesserung freilich das Spiel verbar, willig Gehör und Nachbetung ließ, ist leichter zu begreifen als zu entschuldigen. Könnte aber auch das letzte, wenigstens zum Theil gelingen, was wir ihm so wenig als dem besonnenen Dubois oder irgend Jemanden mißgönnen, der sich ihnen zugesellt, so ist doch der gesammten Menschheit daran gelegen, daß kein falsches Vorurtheil allgemein, daß kein Unbefangener verseitigt werde, es für Wahrheit zu nehmen; und wenn ihm selbst vielleicht seine Ueberzeugung erlaubt, sich reinen Herzens und aufgeklärten Verstandes zu dünken, ohne des Einflusses der Religion zu bedürfen, sogar der christlichen, deren saßliche Sittenlehre nicht übertroffen werden kann, auf solche Aussagen gestügt, für überflüssig und gradezu für verderblich zu halten. Gestattet ihm seine Geistesrichtung und seine Muße nicht, die vollständigen Beweise des Gegentheils, durch Gründe der Vernunft und der beglaubigten Erfahrung dargelegt, zu prüfen und nachzuwägen, so ist er sich doch selbst schuldig, einige Stunden daran zu wenden, um seine Begriffe vor unverantwortlichem, wenn auch nicht muthwilligem Irrthum zu schützen. Dazu wüßten wir ihm kein tauglicheres Buch zu empfehlen als das vorliegende. Es ist seinem Verf. in hohem Grade gelungen, Kürze mit Deutlichkeit, warmes Religionsgefühl mit unparteilicher streng kritischer Prüfung der beigebrachten geschichtlichen Zeugnisse fremder Besucher von den verschiedensten Religionsparteien zu verbinden und sich weder unbilligem Tadel noch übertriebenen Erwartungen zu überlassen. Schon den Statistiker und noch mehr den Menschenfreund müssen die Raunenwürdigen und fast ungläublichen, aber hinlänglich verbürgten Fortschritte der Entwicklung einer

rohen und verwilderten Völkerschaft zur Civilität und Ausbildung mit Abernung gegen Verhängnis und Natur und mit Dank und Verehrung gegen die einfachen Mittel erfüllen, welche zu diesem Zweck geführt. Nie hat sich die Wahrheit des Spruchs herrlicher bewährt: den Armen wohnt das Evangelium gepredigt! Welche man auch der Schwachheit jeden auf Ursachen des Vergangenheit gegründeten Beweis erlassen und ihr eindrücken, sie bedürfe keines Religionsgeföhls, keines Glaubens an eine besondere Offenbarung der Gottheit und an einen Gott gesandten, in höchster Keinheit zu begründen, so bleibt doch unumstößlich, was die Erfahrung von Jahrtausenden und das Beispiel Polynests bestätigt, daß die große Volksmasse weder Fähigkeit, noch Mittel, noch Müße besitzt, eine so hohe Stufe geistiger Ausbildung zu erklimmen, die langer und beharrlicher Anstrengung bedarf, wenn es möglich werden soll, sie zu erreichen, und daß ein rohes und verwilderetes Volk für bloße Vernunftgründe, die weder die Einbildungskraft, noch das Gefühl, noch die Selbstliebe in Anspruch nehmen, sondern sie sogar verschmähen und befehden, durchaus keine Empfänglichkeit hegt und durch sie allein gestittigt zu werden nicht vermag. Dagegen verleugnet sich die Ahnung von einem Wesen übermenschlicher Kräfte und Weisheit und das unwiderstehliche Bedürfnis, die Gründe dieses Wesens zu gipinieren und festzuhalten, zu keiner Zeit und bei keinem Volk und geht selbst aus den verkehrtesten Begriffen und ungereimtesten, empörendsten Handlungen desselben deutlich hervor. Die Befolgung des Sittengesetzes als unerlässliche, einzig wirksame Huldigung der Gottheit geltend zu machen, ist das Verdienst des evangelischen Christenthums, welchem einhaltend zu wollen der besonnenere Menschenfreund sich nie erlauben wird. Seine einfachen Lehren sind falschlich für das Volk, seine gottesdienstlichen Gebäude unanständig, und die Begriffe, die es verbreitet, sind eine göttliche Verbürgung des Sittengesetzes. Weltlich enthält es sich, die wirkksamsten Triebfedern aller menschlichen Handlungen, Hoffnung und Furcht, zu verdämmen und zu verleugern; aber es reinigt und heiligt sie, indem es sie auf Gott richtet und durch Verheißung der Unsterblichkeit dem Müthigen Entschädigung für das Ungethane des irdischen Daseins, dem glücklichen Verbrecher unausbleibliche Vergeltung verkündigt. Der Gott, dem es gehört lehrt, dessen Weisheit und Macht unbeschränkt ist, der beherrscht, was er geschaffen hat, ist der Vater aller Menschen, seine Gerechtigkeit immer unerschütterlich und unaufhaltsam, nie erbarmungslos. Welche Offenbarung hat je mit größerm Recht den Namen einer freien Botschaft verdient? Was ist in ihr, das der gesenkten Vernunft anstößig, der erwachenden unverständlich bleiben müßte, oder legend einer wohlthätigen Richtung menschlicher Thätigkeit widersprüche? Das Christenthum macht sich nicht an, diese Belehrungen und Ausschlüsse selbst erfunden zu haben, sondern schreibt sie einer göttlichen Kundmachung zu, in einer Sammlung geheiliger Schriften aufbewahrt, aus welcher die protestantische Kirche so wenig ein Geheimniß macht, dem sich nur eine abge-

schlossene Zunft geweihter Priester nähern dürfte, daß sie vielmehr deren fleißige Lesung den Laien anbefiehlt und für Die, welche nur ihre Muttersprache verstehen, eine Uebersetzung in diese veranstatet. Die Schwierigkeiten, welche damit auf den Inhalt der Sätze verbunden wären, konnte nur der unbegreifliche Religionsfanatismus höchster Geistlicher Lehrer besiegeln. Als Volk zu dem sich gesandt waren, hatte keine Schrift. Die Antbahnlinge mußten eine fremde Sprache erlernen, Schriftzüge besitzen erfinden, Druckwerkzeuge und Wasserläden einführen, und die Schreibern, welche sie vervielfältigen wollten, die so viel neue bis dahin unerhörte Begriffe unmöglich, vor jeder Unverständlichkeit bewahren.
(Der Verfasser fortz.)

Mittheilungen aus der russischen Literatur.

Den älteren deutscher Novellenleser wird eine Erzählung aus Wagner's einer vielerseitigen „Slava“ erinnert sein, deren Szene nach Rußland und; wenn wie nicht gerade, nach der alten Stadt Konogorod verlegt ist. Die Nachbar eines bedingten Kaufmanns hat ihrem Liebhaver den Eintritt in ihre Zimmer verstatet und wird wichtig vom nahenden; strenger Vater abge- wehrt. In den Angst birgt sie den junger Witz in einem Koffer; den Vater tritt ein, setzt sich auf den Schloß, und verweilt so lange, daß unterdeß der Liebhaver, zu gehrmüßigt, um sich zu verrathen, in dem Koffer erstickt. Das junge, den Entsagen durchdrangene Mädchen hört auf den Kard ihre alten Wörterin. Ein Handlanger des Vaters wird gegen reife Leute gebungen, den Leichnam auf die Weis zu schaffen. Er trifft aber im Wald einen sunst ihren Geheimniß mit brannt er so dadurch über seine Heute einmalige Gewalt zu den schä- lichsten Forderungen. Sie, zuerst gewährent, bann voll Herzwei- lung, setzt das Haus in Brand, wo ihre von Witz und roher Gewalt berauschte Peiniger welt. Die Geheime der unster- seligen Wand erinnert ist nach Wagner's erster Erzählung plä- sig von Ruß und Franken, wieder erzählt worden. Jetzt hat sie neuerdings zum Objekt eines Tranerspiels geboten: „Rain Ruskaja Narodnaja Trjadilja“ (Ruße; ein russisches Nationaltranerspiel in fünf Aufzügen von T. Sch.); Peterburg, 1857. Die Ausführung ist ziemlich mittelmäßig gewesen, aber die Dar- stellung verdient dennoch aus zwei Rücksichten einer Erwähnung. Erstens ist das Tranerspiel in reimlosen, knäppigen, jauchenden Zeilen, nach dem Ruß deutscher und englischer Dichtungen ähnlicher Art abgefaßt, und sonst treten die französischen Wörter mit ihren Alexandrinern immer mehr in den Hintergrund; so bann ist noch eine zweite Erwähnung aus dem selben Tran- erspiel zu benutzen. Nach den ausgesprochenen Sätzen glaubt man, daß im Kathurg des Tranerspiels nur Könige und Häupt- er samt nächster Umgebung aufzutreten dürften. Gegenwärtig be- gerliche Tranerspiele; wie sie aus dem Deutschen übersezt wur- den, hielt man für eine Verirrung des Geschmacks. In die Wichtigkeit eines deutschen Nationaltranerspiels; wagte man nicht zu denken, und; in sofern ist es zu bedauern, daß es nicht ausgeführt ist. „Raisa“ eine bemerkenswerthe Erzählung. Eine junge Dame, die Fürstin Katharina Schachowels, ist als Dichterin aufgetreten und hat ein kleines würdiges und wohl- gefügtes Epos drucken lassen: „Sowoi denje“ (Das Leben gefaßt; eine Phantasie); Moskau; 1868. Die von Wald- land begeisterte und für hassige glühende Dichterin reißt, vor einem überirdischen Wesen geleitet, in auf aufrichtigem Regimen, wie die Einbildungskraft sie schafft. Dort steht und hört ke russische Dichter und Sänger. Das kleine Werk zeigt von Wärme des Geföhls, Bekanntheit mit der Literatur, besonders aus dem deutschen epischen Wesen der deutschen epischen Welt. Das Werk ist dem Verfasser der russischen epischen Leber abgefaßt und ist über dem Schlus des Gedichts ein Bruchstück in die deutsche Welt:

Nicht der Ruhm ward mit dem Hütchen,
Der durch goldenen Traum sich hat verlockt,
Nicht die Hoffnung der Unsterblichkeit
Hat die junge Sehnsucht mir geweckt!
Nicht das Preisen wertber Fremde auch,
Nicht die Freude, die ihr Tod gewöhnt,
Nicht in mir die Dichterkranke an,
Nicht, ich traue dem Weg der Fortung nicht,
Denn das Tod ist dunkelbegriff, ja
Dunkelbegriff ist der Sinn darin;
Wetterwendig wechset Tod: ins Ewig —
Nicht, nur: Die: Sinner: Holmet war's,
Die: ersehnd mich zum: Berd: verlockt.

U. Dr. Daniel Kaschin, dessen musikalische Compositionen den-
keinal: inländischer Musikanten: so: erworben: haben, hat eine
Sammlung russischer Volkslieder bekommen, welche um so ver-
wunderlich ist, da die ursprüngliche Saitenspielerweise jedes Liedes,
was, ohne Ausschmückung, und Dazug von ihm notirt, mit er-
scheint: Es ist von dieser Sammlung drei Hefte herauskom-
men, von denen das erste bereits gedruckt ist, und auf 148 Quart-
iten 86 Lieder mit der neuesten Sängsweise enthält. Wir über-
setzen ein Lied, dessen Ausführung im Munde des Volks, d. h. in der
reaction des dänischen Gesammvolks, welche ohne Buch- und
Schriftlichkeit produziert und auch wol collectiv der gemeiner
Kann genannt wird, man selbst in der Uebersetzung nicht ver-
zumen wird. Wir bedauern die Sängweise nicht beifügen zu
kann, welche erst ein: Lied: beifügt.

Zu Skatow ging in der Stadt umher

Ein junge, rothwangige Magd;

Ein gekrampft Blatt hat gekauft sie,

Ein Blatt wie's verlangt das Gericht.

Au des Kaisers Bogt zu Emt: Kralen

Da sendet sie Klage und Schreiß:

„D-richte du, den der Kaiser geschick

Als neuen Gebieter zum Bogt;

D-richte, richte und gib den Beschreib,

Wie Recht und Gerecht ihn erteilt,

Es hat mich, die junge, die arme Magd,

Gedrückt ein verwegener Bursch.

Er hat mich, vor allen den Augen der Welt

Belacht mit Schimpf und mit Hohn,

Er hat mir der jungen, der armen Magd

Gestrichen mein purpurnes Tuch.“ —

Das gestempelte Blatt ließ des Kaisers Bogt,

Gelassen als Richter er spricht:

„Gör, hüthst du, junge, klagende Magd,

Nicht etwa nur eigene Schuld?

Wenn die Zeit nicht darnach; die Stunde nicht da,

So nimmer die Sonne in Schein,

Wo ein Laß fehlt und ein Wind der Magd,

Da wandelt kein girrender Bursch!“ —

Woh Peter Sumarofow sind drei Bände Originalnovellen
nd Erzählungen („Puwsti i rasakany“, Moskau, 1835) er-
hienen, deren wir nur im Vorbeigehen gedenken; da man aus-
drücklich sie fähig ganz ignoriren kann. Um aber unsere dies-
maligen Berichte über schöne Literatur noch mit einer erfreulichen
Mittheilung zu schließen, erwähnen wir, daß der bekannte
abelbildner Krikoz von der Regierung eine Pension von 3000
Rubel erhalten hat.

Für die wissenschaftliche Bearbeitung des russischen Rechts ist
es neu; nicht unwerthvoller Beitrag zu nennen: „Opyt etc.“
Versuch einer systematischen Darstellung des russischen Staatsrechts
in R. D. . . Rechtslicentiaten von Dorpat, Petersburg, 1833.

Nach einem Bericht, den das Ministerium des öffentlichen
nterrichts bekanntgemacht hat, sind 1831 in ganz Rußland
100 Originalwerke und 124 Uebersetzungen gedruckt. Die Bäu-
erzahl in den öffentlichen Bibliotheken war damals folgende:
e kaiserliche, einer allgemeinen Benutzung freigestellte Biblio-
thek zu Petersburg enthielt 273,776 Bände, die der Akademie
r Wissenschaften 101,116, des groß. Romanow'schen Ru-

sums 23,921; die Universitätsbibliotheken: von Wina 51,837,
von Moskau 22,777, von Charkow 20,406, von Kasan 23,930,
von Petersburg 9585, von Dorpat 52,449 Bände. Mit dieser
Legtern, die bereits die beträchtlichste unter den Universitätsbiblio-
theken war, soll nun auch die ausgewählte Bücherammlung des
verstorbenen General Maximil. v. Klinger, einst Curator der
Universität Dorpat, als Geschenk seiner Wittw. vereinigt werden.

Der Graf Krastichew, bei, während der letzten Regie-
rungsjahre des Kaisers Alexander in einer hohen Stellung sich
befand, hat eine Preisaufgabe veranstaltet, die man in ihrer
Art eigenhümlich und großartig nennen darf. Es ist von ihm
der Akademie der Wissenschaften zu Petersburg eine Summe
von 50,000 Rubel unter folgenden sibiricommissariatschen Bestim-
mungen übergeben worden. Das Geld soll sofort in die kaiserliche
Bank eingetragen werden, bis 1833 die ursprüngliche Ein-
lage durch Zins auf Zins bis gegen zwei Millionen Rubel ange-
wachsen sein wird. Hierauf tritt folgende Verwendung ein:
Eine Million Rubel wird als Preis für die nach dem Urtheile
der Akademie beste Lebensbeschreibung Kaiser Alexander I. be-
stimmt; 300,000 Rubel als Preis für das schönste beste
historische Werk derselben Art, 200,000 Rubel für die Uebersetzung
der Preischrift ins Deutsche und Französische; 100,000
Rubel für den Druck des Originals und der Uebersetzungen mit
möglichster Pracht. Den Rest des Geldes erhält die Akademie
für ihre Bemühung. Voraussichtige Zeitgenossen, die einen
historiographischen Entel ahnen, thäten wohl, sich mit Material-
sammlung zu beschäftigen, um einen glücklichen Nachkommen
eine Million Rubel möglichst zu sichern.

Aus den Briefen des Augenzeugen („Piama otchowidnizn“) eines
in Aulande reisenden Russen, die fragmentarisch in Zeitschriften
erscheinen und von denen wir bereits früher gesprochen, theilen
wir hier noch ein Bruchstück mit, das Urtheile über eine
heimische und auswärtige literarische Zustände enthält: „Gör“,
schreibt der Verf. aus Stuttgart, „ist mir das gedruckte „Reis-
sejournal“ Immermann's, eines bekannten deutschen Belletristen,
zu Gesicht gekommen, worin er neben vielen von seinem Lande-
leuten wohl zu beherzigenden Urtheilen, besonders über sächsische
Anzeigendriften, auch vorseitige Behauptungen ausspricht. Da-
bei geht der Reisende auf grotesken Stellen umher, die ihn
nach seiner Meinung zum Ton der guten Gesellschaft empore-
ben sollen. In solchem Schreiben ist die ungeschickte Nachsicht
leicht, aber die wirkliche Sirtuosität schwer zu erreichen, ja der
Erfolg nicht bloß durch intellectuelle Mittel, sondern auch durch
materielle und die äussere Umgebung, bedingt. Unter vielen so-
phären Sachen im Buch kommt nun auch ein Urtheil über ruf-
sische Literatur vor, das ich auch, lieben Freunde, zur Befriedi-
gung möglicher Neugierde ausstreibe: „Gewiß sind die (S-
pricht von russischen Dichtern), welche dem Nationalen folgten,
noch auf dem richtigern Wege gelieben. Die andern sinen mit
freudigem Schnabel, und es lassen sich zwei Hauptzweige unter-
scheiden. Entweder haben sie nach jener deutschgewürliche Art,
die bei uns nun schon fast verschollen ist, handeln das Thema
von Herzenswärde, stillen Wünschen, Tugenden, Glück des Land-
lebens ab, oder legen sich, wie Bulgaria und Wschkin, in ein
tradenes Detail aus, was jetzt dem epischen Reichthum bedeuten
soll. Lord Byron hat auch seinen Besuch abgestattet. Ich
hätte dafür, daß dieser viellicht in Rußland den kräftigsten
Nachfolger erwecken könnte. Zu einem harmonischen Werke ist
dort Boden und Geist nicht geeignet, aber diese Wahrheit und
der Lebenshunger, den die erkrankten Nerven in dem Abgrunde
des Welt wieder emporstören, die vornehme Beringschätzung der
Dinge und die Anbacht zu den Schätzen, mögen sie als feien-
loser Reiz des Weibes, als Antike, oder als moderne Freiheit
erscheinen, dieses Gens, auf der Oberfläche eines durchaus ein-
schränkten Zustandes, durch gewaltsame Sprünge den läufenden
Schein der Bewegung hervorzubringen, alle diese Kräfte und
mit großem Maßstabe gemessen, gebaltlosen Wichtigkeiten löhnen
sich wol einmal in einem russischen Bojaren versammeln
und, wenn das Poetische hinzuträte, eine starke und heftige Er-

schönung hervorbringen helfen. Ueber ihrer jetzigen Literatur ruht der Glanz ihres ganzen Daseins. Das Altslawische, was allein Respekt verdient, ist copirt durch das eingebrungene Fremde." Was das für ein Streben ist! Es klingt wie eine Gedankenreihe, und ist doch nur ein Haufen defaktoirischer Antithesen. Die Literatur ist überall Erzeugniß und Widerhall des Volksthebens, das sich nirgends vor fremder Bräutigam bewahrt, in Deutschland so wenig als in Rußland. Was das russische Volk von auswärtiger Epopee vielleicht zuviel zu sich genommen haben sollte, wird es zu seiner Zeit schon verdauen, es hat dazu von Natur die kräftigsten Werkzeuge. Dieser Proceß geht in unserm Lande, wie alles, schneller als anderwärts vermöge der größern Mittel jeder Art, und man gebude sich nur eine geringe Weile, um den Erfolg zu sehen. Daß Immermann dafür hält, Lord Byron würde zuerst in Rußland reprobirt werden, darin wollen wir gern die richtige Thnung eines dichterischen Gefühls erkennen; nur ist von ihm die Begründung dieser Voraussetzung nicht dort angebeutet, wo wir sie setzen. Lord Byron ist in seiner Größe wie in seinem Mängel die notwendige, zeitgemäße, poetische Ausschließung im Lebensproceß eines grandiosen Idels, wie dieser, außer dem englischen, nur noch in Polen und Rußland anzutreffen ist. Der französische Adel liegt in Trümmern, der östreichische ist mit unendlichen Bekandtheiten zu sehr untermischt, der preussische noch zu jung (nicht an ihnen, versteht sich, sondern in der Bedeutung und Größe des Staats, dem er angehört). Die Saat aus Lord Byron's Erzeugnissen fand daher zunächst in Rußland und Polen den ihr nöthigen Boden und schon vor der Hand in Puschkin und Mickiewicz auf. Sie bedurfte der weiltläufigen Pflanz, der glänzenden Leuchthäuser des Idels; ja der Staubluft großer Residenzen; in einem Gemüthsstille und Obdauern konnte sie nicht aufgehen. Nicht also, weil in Rußland Boden und Geist zu einem harmonischen Werte, wie J. sich ausdrückt, nicht geeignet sein sollte, kann oder wird ein Lord Byron sich bei uns reproduciren, sondern weil bei uns und außer uns, auch bei den sprach- und geistverwandten Polen, die Lebensbedingungen einer Poesie anzutreffen sind, welche nach der Immermann'schen Terminologie als die disharmonische zu bezeichnen wäre. Das Schicksal aber die Production harmonischer Werte noch nicht aus, wozu sich hinlänglich Boden und auch Geister finden dürften. Anlangend die in Rußland fortdauernde Nachahmung veralteter deutscher Gedichte von Liebe, Landleben, Ailten Wünschen und Legenden, womit sich auf eine unerfreuliche Art eine ganze Dichterschule beschäftigen soll, so lenne wenigstens ich keine solche Nachahmungen und ähnliche Schule. Deutsche Gedichtsformen sind von unsern Landestheuten zwar häufig nachgeahmt worden, hauptsächlich weil die französischen Formen zu beschränkt, zu monoton erschienen; aber der Inhalt, den russische Dichter und Bersewanderer in diese deutschen Formen einzwängten, hatte immer die Färbung eines französischen Musters; dies lag in der Stellung und Ausbildung der Gesellschaft. Wo auch die russischen Dichter in idyllische Gefühle gerathen, blickt bei ihnen (ich spreche von den guten, den nennenswerthen) die Erwöhnung, die Begriffsweise der großen Welt hindurch. Denkt nur z. B. an die meisten Idyllen von Panajef, und ihr werdet euch erinnern, wie durch die Darstellung einfacher Zustände überall die Ironie des Ständlers durchblickt. Wenn zuletzt Immermann die Wichtigkeit des altslawischen Materials zur Ausbildung der modernen russischen Literatur besonders hervorhebt, so wißt ihr, meine Freunde, was davon zu halten. Als ich zuerst die Behauptung las, daß nur das Altslawische Respekt verdient, wurden meine Gedanken plötzlich dramatisch, und ich rief in meinem Innern aus: „Schwürgbüßes, eben nicht schreibseliges eifertes und zwölftes Jahrhundert (aber dich hinaus reichen ja unsere sogenannten slawischen Sprachdenkmäler nicht), du bist uns Lehrer genug, und besonders halten wir deine Kraftvolle, gedrangte Redeweise hoch, sei's daß du in einem einzigen, nicht sehr langen, ja leider vielleicht untergeschobenen epischen Ge-

dichte"), oder in wenigen, vor kurzem aufgefundenen Homilien, oder in der dänischen Sprache des Geseges und der Geschichtsschreibung, oder endlich im Nachhall alter Volkssagen und Lieder zu uns spricht, wir ehren dich in jeder Weise; aber, greifst Jahrhundert, du würdest dich gemiß unehren, wenn du die verwogene Stimme eines Stumpfen (so nenntst du ja die Fremden, die Aderstrebenden überhaupt, die Begehrnung ist aber jetzt nur den nächsten Nachbarn der Slaven, dem Deutschen, verblieben), ich sage eines Stumpfen vernachlässigen solltest, der dich zu neuer Thätigkeit aufreizen will, dich, vergangenes Jahrhundert, da du doch alles die Ueberwiesene vollständig geleistet und ausgeführt hast. Mit deiner kurzen Rede und deinem langen Bart sollst du unter den breiten Markt des gegenwärtigen Lebens steigen und auf den glatten, geschornen Schritten umherwandeln, mit deinen schönen, aber nicht zahlreichem Worten uns über Sachen belehren, die du nicht gekannt hast, das ichige Fremde ausmerzen, da du es doch, zu deiner Zeit, wenn es aus dem rechtgläubigen Byzanz kam, nicht von dir weichen mochtest und, drang es zugleich mit dem satarischen Sabel nicht zurückweisen konntest, jedoch das Eine wie das Andere mit flüger Verarbeitung dir angueigenen traktirtest. Spätliches Jahrhundert, ich sehe deinen gewaltigen, greifen Schwungarm sich spätlich verziehen. Wie, spricht du, ein Stummer, der zu meiner Zeit gar keine rechte Rede hatte, vermischt sich zu euch, meinen Nachkommen, in euren Tagelagenheiten zu sprechen, ja vom Altslawischen zu schwagen, das ich, der ich doch sechshundert Jahre früher auf der Welt war, doch auch nicht mehr gekannt habe. Das sollt ihr nun kennen! Slawisches hingegen gibt es überall, wo es Russen und Lachen oder Polen gibt; mengt sich etwas Fremdes mit ein, so wird es doch im Lauf der Jahre vom Einheimischen übermeistert, das weiß ich, der ich hundert Jahre gelebt habe, aus Erfahrung, obgleich dies zu einer Zeit war, wo meine armen Zeitangehörigen sich der satarischen Heramftricher und ihrer Sabel schlecht erworben konnten. Jetzt hat es damit, wie ich vernommen habe, gute Wege, und die fremden Sabel, oder wie die neuen Wassen heißen mögen, im heiligen Rußland nicht zu fürchten". So hört ich in meiner Erntze die alte, morche Zeit in mir und zu mir sprechen und muß jetzt einleitend mich selbst fragen: wo, zum Teufel, bin ich hingekommen! Ich schließe mein phantastisches Gespräch mit dem eiferten und zwölftsten Jahrhundert und glaube deshalb keiner Unschuldbildung bei euch zu bedürfen, obgleich Hr. J. kürzer abgusfertigen gewesen wäre. Wir thun in der Berehrung der alten Sprache eher zu viel, als zu wenig, überhaupt sind wir zu ängstlich, wenn wir die von den Vorfahren uns überlieferte Sprache neuen Begriffen und neuen Weisen anpassen; auf die alte Sitte aber halten wir noch mehr als auf die alte Sprache. Immermann's Behauptung, daß wir das Erbe unserer Vorfahren, das allein ihm Achtung zu verdienen scheint, in der notwendigen Succession der Gegenwart mit zu viel auswärtigem Erwerb denationalisirt und darüber unsere Eigenthümlichkeit einbüßten, ist offenbar unbegründet. Der von ihm dabei gebrauchte Ausdruck: „altslawisches Element", ist höchst unbestimmt und mein altes Jahrhundert hat sich darüber erklärt." So weit der reisende Augenzeuge. Ref. läßt diese Behauptung ohne Bemerkungen auf sich beruhen, weil eine Störung seiner Ansicht zu weit und über den zulässigen Raum in d. Bl. führen würde. Er hat aber nicht angekannten, gegenwärtiges Bruchstück mittheilen, weil er glaubt, daß die darin aufgestellte Meinung über die nicht unnationale Entwicklung der neueren russischen Literatur, trotz der Empfindlichkeit im Ton und der Bizarrie der Ausführung, immerhin eine vorübergehende Beachtung verdiene.

18.

*) Der Ref. meint hier vermuthlich das epische Gedicht: „Der erste Tag Igar's gegen die Polowyer", gegen dessen Echtheit schon früher Zweifel erhoben worden sind, und dessen einzige für alt gehaltene oder für alt ausgegebene Abschrift 1812 im Braune Kloster untergegangen sein soll.

literarische Unterhaltung.

Montag,

Nr. 174.

23. Juni 1834.

Das Missionswesen in der Südsee. Von J. Krohn.
(Beschluß aus Nr. 173.)

Man erstaunt und kann nur durch die That überzeugt werden, daß so viel, was die Einbildungskraft kaum zu erfinden wagen dürfte, innerhalb weniger Jahre möglich geworden. Nur seit 1812 fanden christliche Missionare dort bleibende Stätte, 1817 kam die erste Druckpresse nach Taiti, und schon ein Jahr darauf war das Evangelium des Lucas abgedruckt. Schrift allein genügt einer Sprache Beharrlichkeit, Beständigkeit und Ausbildung; Eingeborne allein können ihr Fortschreiten nach und nach in höherer Vollendung erhalten. Es ist kein Zweifel, daß diese die Lehren, zwar factischen, aber nothwendig unvollkommenen Versuche der Fremden im Fortschritt der Zeit übertrifft werden, da eine 1824 für Südbewohner errichtete Lehranstalt sich nicht bloß auf religiöse Gegenstände beschränkt, sondern auch Grammatik, Geschichte, Mathematik, Naturkunde, Zeitrechnung, Naturbeschreibung, Erdkunde und zeichnende Künste in den Kreis ihres Unterrichts aufgenommen hat, und schon 1830 über 20 Jüglinge zählte, die zu tauglichen Volkstheuern heranreifen. Für diese Einführung wissenschaftlicher Kenntnisse, für diese Beförderung materielle Wohlfahrt hätte Herr v. Kogebue den christlichen Missionaren doch Dank wissen und ihnen darum versichern sollen, daß der eigentliche Zweck ihres Daseins die Ausbreitung des Christenthums war, da sie sich sonst nie entschlossen haben würden, große Beschwerden und tödtliche Gefahren zu überstehen und unter Verhältnissen auszubauern, die sie nicht für den Verlust ihrer Heimat entschädigen können. Nur tiefgefühlte Pflicht eines göttlichen Berufs, nur der festeste Glaube, Dem zu dienen, den sie anbeten, kann sie aufrecht erhalten und über irdische Hoffnungen erheben; und Hr. v. Kogebue hat sehr Unrecht, ihnen den Ernst ihres Gottesdienstes zu verübeln, da dieser Ernst allein im Stande ist, sie dazu auszuweisen. Daß sich mit diesem äußern Ernst innere Geistesfreudigkeit wohl verbunden läßt, beweist das Beispiel der Eingebornen. Ihre fremden Lehrer und Vorbilder konnten kein Zwangsmittel dafür anwenden, es war ihr eignes Bewußtsein, die eigne Erfahrung seiner Wohlthätigkeit, welche sie antrieben, sich jenen gleichzustellen. Wir halten es daher für eine günstige Fügung des unerforschlichen Schicksals, daß gerade die strengsten Beobachter und Handhaber christlicher Kirchen-

zucht, die enthaltsamsten aller Bekenner des protestantischen Christenthums, presbyterianische Geistliche, zu einer Bevölkerung gesendet wurden, welcher Unwissenheit und Verwilderung Lügehaftigkeit, Grausamkeit und Laster aller Art zu langer Gewöhnung gemacht hatten. Es grenzt an ein Wunder, aber es gereicht der menschlichen Natur zur Ehre, daß Glaubensboten dieser Art, denen keine Bestrafung zu Gebote stand, Eingang bei ihnen fanden. Hätten sie aber nachsichtiger gegen sie sein, weniger Ernst und Enthaltsamkeit in ihrem eignen Wandel an den Tag legen wollen; hätten sie den verführerischen Reiz der Sinnlichkeit, welchem auch der Gebildete zu oft erliegt, in der Nähe eines ungebildeten Volks einigermaßen gebuldet, so war die schnelle Enttöbhnung bewußtloser Schuld gewiß unmöglich und die allmähliche Rückkehr zu derselben wenigstens wahrscheinlich. Ein Rückfall aber ist nicht selten unheilbarer als die anfängliche Krankheit. Ist die bis jetzt so heilsame und keineswegs aufgedrungene presbyterianische Sittenzucht dem Volksharakter der Einheimischen wirklich nicht ganz angemessen, so wird dieser seinen Einfluß auf jene ebenso wenig verweigern als jenen den ihrigen auf ihn, und bei fortschreitender Geistesbildung, welche die allgemeine Bestimmung des irdischen Daseins scheint, fremde unbecommene Vorurtheile schließlich noch bereitwilliger ablegen, als er den höchst verwerflichen Lehren entsagte. Darüber läßt sich der immer wiederkehrenden Naturgewalt mit Zuverlässigkeit vertrauen. Herr v. Kogebue selbst bezeugt, daß der Ernst und die Ordnung, welche ihm in den Kirchen und Schulen so sehr mißfielen, die Herzensfröhmlichkeit der Eingebornen nicht erslückt haben, daß die zahlreich seinem Schiff hingerathenden und an Bord gekommenen Insulaner unter Schmerz und Lachen mit seiner Mannschaft verkehrt und sich keines Diebstahls, keines Betrugs schuldig gemacht haben. Freilich beklagt er, und sein Schiffsvolk würde ihm beistimmen, daß sich keine Mädchen und Frauen unter ihnen befunden. Wir zweifeln jedoch nicht, daß bei etwas längerem Verweilen die Nachforschung europäischer Besucher auch auf den Inseln der Südsee nicht ganz vergeblich nach Dem geforscht haben würde, was jeder andere Seehafen in Ueberflus anbliehet. Sollte aber dergleichen aus Polynesien gänzlich verschwunden sein, desto besser für Polynesien! und der Fremde mag sich für die augen-

blühliche Entbehrung auf dem Hin- und Herwege trübsallich, vielleicht nicht immer zu seinem Besten entschädigen. Am auffallendsten war uns in dem Bericht eines Weltmanns, daß er einen allgemein geliebten und geschätzten Missionar auf einer der Sandwichinseln deshalb verächtlich findet, weil er ein nützliches und überall namentbehrliches Handwerk versteht und getrieben hat. Er hätte, dachten wir anfangs, den Christen um des Handwerks willen begnadigen sollen; aber bald erkannten wir mit Beschämung, der Blick des Weltmanns sei weit umfassender als der unserige. Es ist geschichtlich nachzumessen, daß seit Jahrtausenden Christenthum und Handwerk sich gegenseitig besreunden. Der Stifter des Christenthums war der Jüdling eines Handwerkers und galt für seinen Sohn. Die frühesten Glaubensboten näherten sich von der Arbeit ihrer Hände. Christen, welche zuerst in klösterliche Gemeinschaft zusammentraten, thaten desgleichen, und obwohl sie späterhin die Vorrechte kirchlicher Lehrer erhielten, ward ihnen sogar in ihren Ordensregeln neben geistlicher Beschäftigung mechanische und technische zur Pflicht gemacht. Sie trieben Feld- und Häuserbau und fast jegliche Kunst, die außer wissenschaftlichen Kenntnissen auch Geschicklichkeit in Verfertigung und Handhabung ihrer Werkzeuge erfordert. Selbst in unsern Tagen finden die Missionen der Herrnhuter darum unter den wildesten Völkern so freundliche Aufnahme und so willigen Glauben, weil sie deren materielle Bedürfnisse einleuchtend befriedigen. Die gewandtesten Missionare der römisch-katholischen Kirche, die Jesuiten, verdanken ihrer Kunstfertigkeit die Günst, welche ihnen sogar die misstrauische chinesische Staatsverwaltung angedeihen ließ, und die Liebe der südamerikanischen Nomaden, denen ihre Verbannung ungemein nabeging und die ihrer noch immer dankbar gedenken. Ist zum Wohl der Menschheit durchaus erforderlich, daß das Christenthum aus der Reihe der irdischen Erscheinungen verschwinde und einer höhern Weisheit Platz mache, so muß man allerdings befürchten, daß es unter der ländlichen und städtischen Bevölkerung, die für überschwengliche Speculationen wenig Sinn, aber desto mehr Empfänglichkeit für eine tröstende und beruhigende Glaubenslehre, für ein einfaches Sittengesetz und damit verbundene gute Zucht und Ordnung besitzt, am spätesten erlöschen werde.

Der Verf. des vorliegenden Buches ist augenscheinlich nicht der Mann, eine Aufklärung zu begünstigen, welche die Verbannung des Christenthums zum Ziel ihrer Wünsche macht, und betrachtet vielmehr aus einem Standpunkte, auf welchem der unübertroffenste und bewährteste Entdecker und Ausleger der Naturgesetze, Sir Isaac Newton, volle Veruhigung fand, die Einführung, die ungeschmälerte Fortdauer und die allgemeine Verbreitung der christlichen Religion als die höchste, heiligste und beglückendste aller Wohlthaten, welche die Gottheit dem Menschengeschlecht gewährt. Daher ist er auch vor unbefangenen Richtern vollkommen gerechtfertigt, das wohlgeordnete Missionswesen, welches von gleichgesinnten, einsichtsvollen und gewissenhaften Christen in Nordamerika

ausgeht und befördert wird, gegen ungegründete Verdächtigungen und verleumdende Nachreden zu verteidigen. Sein ehrenwerther Beruf zur Erfüllung dieser menschenliebenden Pflicht geht aus jeder Zeile seiner musterhaften Darstellung hervor. Sie hält sich unerschütterlich auf dem festen Boden beglaubigter Thatsachen und führt keinen Zeugen auf, dessen Verdächtig die strengste Kritik verwerfen würde. Deren einstimmige Aussage muß um so tiefen Eindruck machen, da sie von Beobachtern der verschiedensten Nationen und kirchlichen Parteien herrührt, die durch Vorurtheile mancher Art abgehalten werden mußten, der nämlichen Wahrheit zu huldigen, wenn ihre Vernunft erlaubt hätte, die Augen vor ihr zu verschließen. Der Verf. besitzt aber nicht bloß das unverkennbare Verdienst der Prüfung, sondern auch das willkommenere eines angenehmen und faßlichen Vortrags mit gedrängter Kürze verbunden, so daß er weder dem Unterrichten langweilig, noch dem Minderunterrichteten unendlich wird. Was die Menschheit betrifft, muß jeden Leser ansprechen, in welcher Stimmung er sich auch gegen den Gegenstand selbst befindet. Aber wie würden uns an der guten Sache vergeblich, wenn wir versuchen wollten, durch einen noch weniger ungenügenden Auszug ihn der eignen Durchsicht des lesenswürdigen und unterhaltenden Buches zu überheben. Wir entsagen daher pflichtmäßig dem unverantwortlichen Versuch und begnügen uns mit kurzer Andeutung einer beruhigenden Uebersetzung. Das Vortrefflichste und Beseligendste, was Menschen denken, thun oder treiben, die Offenbarungen der Natur und des Geistes nicht anzuschließen, sterblichen Händen vertraut, ist dem Misverständnis, dem Mißbrauch, der verkehrten Anwendung angesetzt, denen der Untrüglichkeit unter den trüglichen Menschen unterworfen bleibt. Die Erfahrung reift langsam, doch unablässig berichtigt sie Theorie und Praktik. Was dem Weisesten der Vorzeit unbekannt blieb, ist Spätern der Gegenwart zugänglich, die den Tiefstan der Vorgänger weder erreichen noch jemals erreichen werden. Wir zweifeln daher keineswegs, daß die kundigere Nachwelt auch an der Einrichtung, Aufsicht und Verwaltung des Missionswesens Manches verbessern und verändern werde, was uns und unsern Zeitgenossen untadelhaft scheint. Aber das Geschäft selbst und das Ziel, wonach es frucht, ist über jede Verdächtigung erhaben, und wie werden glauben, daß eine Zeit, welche sich den Froebel erlauben dürfte, seine Wirksamkeit aufheben zu wollen, Hochverrath beginge an der Erziehung des Menschengeschlechts. 57.

Congrès scientifiques de France. Première session tenue à Caen en juillet 1833. Rouen 1833.

So haben wir denn nun auch die Verhandlungen des ersten nach dem Muster der jährlichen Versammlungen der Naturforscher und Ärzte in Deutschland gebildeten französischen Gesellschafts vor uns, von dem bereits die Tagesblätter Einiges gemeldet hatten. Obschon sich aus einem ersten Besuche der notwendig ein wenig unbehältnis ausfallen muß, nicht auf die Folge schließen läßt, so kann man doch schon ziemlich richtig, wie uns dünkt, vorhersehen, daß die französischen Versam-

ungen von den deutschen bedeutend abzuweichen werden, wie es sich auch nicht anders bei der Verschledensheit beider Nationen erwarten ließ.

Was zuerst dabei auffällt, ist der Name Congress, welchen man dergleichen Versammlungen gab, gleichsam als ob man diese lieblichen wissenschaftlichen Vereine den politischen und diplomatischen, die oft so wichtigen Einfluss auf Wohl und Wehe der Völker haben, gegenüberstellen wollte. Aber auch die gelehrten Congresses scheinen nicht ohne Einfluss auf gesellschaftliche Wohl der Völker bleiben zu wollen, und hier zeigt sich sogleich ein nützlicher Unterschied zwischen den deutschen und französischen Versammlungen. In Deutschland ist der Gelehrte von Alters her gewohnt, in seinem bescheidenen Wirkungskreise zu bleiben, und selten wagt er sich über denselben ins Gebiet der praktischen Welt hinaus. Wollte sich nun eine Gelehrtenversammlung von einigen Hundert Personen erlauben, in dies Gebiet hinüberzuströmen, so würde sogleich alles über eine solche Vermessenheit in Entsetzen geraten. Dieser würde Gefahr wittern, jener würde schlechtweg den Verein bei hohen Häuptern verklagen, ein Dritter würde ihn in einer hoch angeschriebenen stehenden Zeitschrift verschreiben und in Acht erklären; die fürcht samen Mitglieber würden sich schnell aus dem Staube machen und den andern die Sorge überlassen, sich so gut als möglich aus der Berlegenheit zu ziehen.

Ganz anders verhält es sich damit in Frankreich. Dort ist die Regierung bereits gewohnt, daß sich Jedermann ein wenig an öffentliche Angelegenheiten bekümmert, daß die Wünsche von allen Seiten her aufgedeckt und Wünsche überall laut werden zum Verbessern des Bestehenden. Daher darf man sich auch nicht wundern, daß in dem ersten Congresses (da es doch nun einmal ein solcher sein soll) so viele Vorschläge, Rügen und Wünsche zur Sprache gekommen sind, an welche die deutschen Gelehrten in ihren Versammlungen nicht dachten.

Ein Gelehrter zu Caen, de Caumont, der sich zugleich mit Naturgeschichte und Alterthumsforschung abgibt und daher zum Secretair der Linne'schen und der antiquarischen Gesellschaft zu Caen ist, besprach sich mit einigen Gelehrten aus der Provinz; sie bildeten einen Verein, und von demselben ging dann ein Circularschreiben an manche Gelehrte Frankreichs, und so gar des Auslandes aus, worin sie aufgefordert wurden, im Juli 1835 dem ersten zu Caen zu haltenden Congresses beizuwohnen. Es fanden sich über hundert Personen ein, von Paris freilich nur wenige und zwar kein einziger Akademiker, dagegen viele Gelehrten aus der Provinz. Für diese können die Zusammenkünfte auch eigentlich nur nützlich sein, denn die pariser Gelehrten brauchen nicht mehr zu reisen, um sich zu besprechen, oder um merkwürdige Inschriften zu besichtigen; sie haben Alles, was sie bedürfen, bei der Hand.

Nach ziemlich langen Reden wurden Beamte ernannt und Sectionen gebildet, nämlich 1. allgemeine Naturgeschichte; 2. Naturlehre, Mathematik und Ackerbau; 3. Heilkunde; 4. Alterthumskunde und Geschichte; 5. Literatur und bildende Künste; 6. Staatswirtschaft.

Im vorliegenden Werke wird nun sigungsweise von den Leistungen jedweder Abtheilung ein ziemlich ausführlicher Bericht oder eigentlich ein Protokoll gegeben. In der ersten Abtheilung verlas man im Namen eines Herrn Lecomte eine mineralogische und geologische Abhandlung über das Ile- und Billaime-Departement. Undes Deslongchamps unterhielt die Gesellschaft über seine Sammlung von 8—900 Arten versteinertes Muschel, die er bloß im Calvadosdepartement gesammelt hat, und worüber er eine ausführliche Arbeit mit Zeichnungen liefern will. Manche Naturerscheinungen, besondere Forschungen und Arbeiten kamen zur Sprache. Es wurde vorgeschlagen, der Congress solle die Botaniker einladen, ihre über die Hydrophyten angestellten Betrachtungen bekanntzumachen, da dieses Pflanzengeschlecht in der Normandie sehr zahlreich ist. Es war ein Herr und Madam Gaudin anwesend, die sich beide aufs Beobachten der Pflanzen legen. Es scheint also, daß die französi-

sche Galanterie sich auch bei den Gelehrtencongressen nicht verlerne, und daß gelehrte Damen so gut zugelassen worden als gelehrte Herren. Auch einige Abbés haben an den Verhandlungen Theil genommen. Sie müssen also wol in den Provinzen Frankreichs der Wissenschaft im Allgemeinen nicht so abhold sein, als sie es in der Hauptstadt zu sein scheinen, wo freilich manche vor lauter politischen Intrigen nicht an Gelehrsamkeit denken können.

In der Ackerbausection wurden ebenfalls mehrere Vorschläge gethan. Der Congress sollte nämlich die Ackerbauvereine auffodern, lange Pachttermine einführen zu helfen, und andererseits sollte er die Landeigentümer und Ackerbauvereine in der so schlecht bebauten Solognegegend zum Anlegen von Pflanzungen und zum Auströcnen der Sümpfe aufmuntern.

Ebenso wurde in der medicinischen Abtheilung vorgeschlagen, der Congress sollte die gelehrten Gesellschaften und die Staatsbehörden auf den vernachlässigten Zustand der Medicin aufmerklich machen. Es kam zu einer lebhaften Erörterung über den Vorschlag eines Arztes, Lafoffe, welcher verlangte, die Aerzte sollten in der Absicht, die unwissenden Wundschreiber zu entfernen, eine Junta bilden, worin man nur nach abgelegten Beweisen seiner Fähigkeit zugelassen werden könne. Aber mit diesem Vorschlage ist er übel angekommen. Das Gütliche ist den Franzosen so unaufrichtig, daß sie es unter keiner Gestalt wollen wiederaufkommen lassen. In eben dieser medicinischen Abtheilung wurden die Regierung und die ärztlichen Behörden getabelt, daß sie nach Aufhören der Cholera nicht die Aerzte aufgefordert hätten, die Heilmethoden, welche sich am wirksamsten, oder minder und gar nicht wirksam bewiesen, öffentlich bekanntzumachen. Der Congress sollte also die Aerzte auffodern, Das nachzuholen, was man von ihnen nachlässigerweise nicht verlangt habe.

Auch im archäologischen Fache kamen viele Vorschläge zur Sprache; der Congress sollte alle Alterthumsforscher und Liebhaber der Archäologie in Frankreich auffodern, Verzeichnisse über ihre Sammlungen anzufertigen, und dieselben der nächsten Versammlung mitzutheilen. Der Congress sollte sich bei der Regierung und bei den Ortsbehörden verwenden, damit aus der Provinz Jüdlinge nach Paris geschickt würden, um daselbst in der Anstalt für Diplomatie sich mit alten Urkunden vertraut zu machen, wonach sie dann später bei den Provinzialarchiven ange stellt werden könnten. Ferner sollte der Congress die gelehrten Gesellschaften zur Abfassung von Localbiographien aufmuntern, wie auch zur Anfertigung von Verzeichnissen der alten Ortsnamen mit Nachweisung auf die jetzigen Namen, ferner zur Abfassung von archäologischen Statistiken, dann sollte man sich an das Ministerium des königl. Unterrichts wenden, damit es die Unterweisung in der französischen Archäologie dem öffentlichen Unterrichte einverleihe. Auch das Anlegen von Museen für Rationalalterthümer sollte der Congress befördern helfen. Er wurden in dieser Abtheilung ebenfalls eine ziemlich beträchtliche Anzahl von Aufsätzen meistens von normännischen Gelehrten und von andern aus der Umgegend vorgelesen. Man brachte den Wunsch aus, es möchten Bibliotheken in den Krondepartements der 86 Departements Frankreichs gebildet werden zur Aufbewahrung der die Dertlichkeiten betreffenden Schriften; es möchten die Regierung und die Departementräthe die Bekanntmachung geschichtlicher Urkunden so viel möglich befördern. Ein sonderbarer Vorschlag wurde von Hrn. v. Golbery aus Colmar gethan. Es sollte nämlich ein von mehreren Gelehrten gefaßter Plan besprochen werden, sich ein polarische nach Pompeji zu begeben und zwar durch Frankreich und Oberitalien. Wir sind im voraus überzeugt, daß, sollte sich dieser gelehrte Zug an der piemontesischen oder lombardischen Grenze zeigen, man ihn als höchst verdächtig ansehen wird. Wir raten daher den Gelehrten, die Pompeji sehen wollen, sich nicht an polarische dahin zu begeben, sondern höchst den Postwagen zu nehmen.

Da der Congress auch die Literatur in den Kreis seiner Beschäftigungen gezogen hatte, so fehlte es nicht an Dichtern,

welche ihm Herr Bortz vorkam. Doch fühlte man sich die Wichtigkeit dieses Beschlusses. Die Mitglieder aus Paris dachten daran sich nicht sehr geehrt, wie es scheint, die Mitglieder aus der Provinz anzusehen, da sie in der Provinz nicht nur die Würde der Unkenntlichkeit ausdrücken konnten, mittelst dieser Gedächtnisse anhören zu müssen. Da nun aber einmal die Beketheit nicht aufgegeben werden konnte, so konnte man sie auch nicht vor die Thüre setzen, ohne unhöflich zu sein; waren doch ständige Beketheit so wichtig, dass man das Vergnügen zu haben, Andere mit ihrem Besen zu beglücken! Es wurde also beschlossen, ein Mitglied für den künftigen Congress zu entwerfen, um vorzuführen, wie es hieß, die Ungewissheit zu ersparen, wozu sie der letzte befähigt habe. Herr Jullien aus Paris schlug sogar eine Preisfrage vor, wie man den wissenschaftlichen Congressen die bestmögliche Einrichtung geben könne. Jedoch meinten Andere, diese Frage könnte der Congress selbst mittels Zeit und Erfahrung lösen; auch würde man zu lange auf eine Antwort warten müssen. Es wurde beschlossen, den Wunsch auszudrücken; die Regierung möge die Zahl der Mitglieder oder Realisatoren wie auch die Facultäten auf den Unbekannten übertragen.

Am liebsten scheint es aber in der Abtheilung der Economie sociale, die wir nicht anders als mit dem ungenügenden Ausdruck „Staatswirtschaft“ überlegen können, vergegangen zu sein. Hier begann ein Herr Jules Lechevalier, welcher sich als Abgeordneter eines literarischen Instituts, nämlich der seitdem, nach einer kurzen aber glänzenden, das heißt verschwundenen Lebensperiode zu Grabe gegangenen „l'Europe litteraire“, ankündigt, die Sitzungen mit einer Eröffnungsrede, in der er vorschlug, der Congress solle sich mit einigen wichtigen Fragen, wie z. B. die Handelsfreiheit, die Anlage von Eisenbahnen abgeben. Dies schien einigen Andern, die wahrscheinlich fürchteten, durch den Redner aus Paris hier ein ganzes Vierteljahr fest gebannt zu bleiben, doch zu weitläufig; worauf dann, nach dem Vorschlage desselben J. Lechevalier eine Commission ernannt wurde, um den Zustand der Wissenschaft der Staatswirtschaft auszumitteln. Diese Commission ernannte ihn zu ihrem Berichterstatter, und er fertigte nun mündlich mit vieler Sprachgeläufigkeit einen ausführlichen Bericht über den jetzigen Zustand der Staatswirtschaft ab. Andere erhoben sich nicht so sehr, und lasen Aufsätze über einzelne Institute oder über Gegenstände, welche sich auf die öffentliche Wohlfahrt bezogen. Ein Herr de Feugereux warf die Frage auf, ob es zweckmäßig sei, Erfindungspatente zu ertheilen. Ein Herr Jodor lehrte, dass der Congress möge den Wunsch ausdrücken, dass die Auswanderung in die Colonien aus dem hinreichend bemittelten Frankreich veräußert werde. Dies fand aber manche Widerrede; denn obgleich man nicht leugnen konnte, dass die armen Auswanderer oft klugen Speculanten in die Hände gerathen und ein Opfer ihrer Leichtgläubigkeit werden, so fand man doch andererseits, dass man dadurch die allgemeine Freiheit zu sehr beschränken und grade die am meisten bedürftigen verschandeln würde, die allein den Drang fühlten, anderswo ihr Glück zu suchen, da sie es zu Hause vergebens zu erlangen suchten. Andere wichtige Fragen betrafen die Anlage von Banken für Landrente, Verbindungen von Capitalisten zum Aufbau von Landrenten, öffentliche Kunst- und Gewerbeschulungen, besonders an den Orten, wo sich künftig der Congress versammeln wird.

Nach den Sitzungen der besonderen Abtheilungen hatten die allgemeinen Sitzungen statt, und in diesen wurden dann die Beschlüsse erdeltet, welche bereits in den Abtheilungen angenommen worden waren. Manche gaben wieder Veranlassung zu Einwendungen; einige wurden verworfen oder zurückgenommen. Die meisten aber nahm der Congress an, und sie sind am Ende unsers Berichtes abgedruckt. Ihre Zahl beläuft sich auf 86. Dann folgt ein Verzeichniß der dem Congress überreichten Schriften, welche in die Bibliothek zu Genen niedergelegt worden sind, da der Congress selbst weder Archiv noch Bib-

liothek besitzen kann und will. Auch wird ein Namenverzeichniß der Personen gegeben, welche dem Congress beigewohnt oder dem Plane jährlicher Congressen ihre Zustimmung ertheilt haben, obgleich sie nicht persönlich erschienen sind. 1834 des der Congress zu Paris sich hat. 65.

Konversationsblätter. Eine Sammlung von Erzählungen, satirischen und humoristischen Aufsätze. Herausgegeben von C. Herloßsohn. Erster Band. Leipzig, Literarisches Museum. 1833. 8. 1 Theil. 12 Gr.

Den Freunden des Humors bietet der Herausgeber die Straußen des von ihm geleiteten Comites ohne Herrn, gleichsam in ein Bündel gebunden als zweiten Schwung des köstlichsten Hauptgesprächs, dessen Boden noch kein Straußler betreten hat. Wir wissen in der That nicht, ob die Literatur durch nochmaliges Anzünden epheuerer Übersetzungen der Art etwas gewinnende oder verliert. Nichts wissen es Anderer besser, denen diese Sammlung nur Neues bietet. Das Falsche an dem ist was sie bejagt; es lebt in der Conversation und wird nicht in Schriften. Die Straußen des Hrn. S. sind eben, wie sein selbstgeschaffener Stern im Vergleiche mit den gleichnamigen Plummelstücken, maniekt; und ohne seine Mutter Feine und Saphir, in deren Schöpfungsformen er sich abt, würde mancher seiner Schwanken ohne Gehalt bleiben. Ungeachtet und die vorliegende Sammlung für ein gewisses, will leichter Kapriole zu befristendes Publicum recht passend erscheint, haben wir doch übergeheilig ein Klagen nach einer höhern Ordnung in Reihe der geistlichen, humoristischen Literatur durch geführt, und es will uns fast scheinen, als bege der Herausgeber ein zu großes Vertrauen zu der Stabilität der literarischen Mode, der er dient, ohne sie geschaffen zu haben. Wie weilsand der zulässige Kopfschlag der freien Dichterin Fontanges die Presse durch Europa machte, so geht es mit dem Kopfschlag unserer heutigen Humoristen. Eine Mode, die Jeder mitmacht, der nicht geistlich und geschmacklos erscheinen will, wird am Ende jede an Europa hat seine Grenzen. In der ganzen Sammlung haben wir nur einen Anflug mit Vergnügen wiedergesehen; nämlich S. 180 ein Gespräch mit Johannis Berner, der uns hier in seiner letzten Gestalt als Nebenprotist in Wien recht lebendig und, wie glaubt gew, recht wohl geschilbert wird und mit der Dichter der „Edhne der Apollis“ und der „Weise der Frank“, wenn auch nicht verfehlt, doch zufrieden stellt. 21

Notiz.

Biographie des Griechen X. Korais.
Der, wenn auch in dem hohen Alter von 85 Jahren, doch immer noch zu früh für sein Vaterland am 6. April 1833 in Paris verstorbenen Grieche X. Korais hatte unter andern Schriften, die hoffentlich nicht bloß Handschriften bleiben werden, auch eine Selbstbiographie hinterlassen, die, wie er gleich im Anfang bemerkt, von ihm nur verfaßt worden war, um die Furcht der Dreyer, welche sein Leben beschreiben hatten, zu beseitigen. Es ist nun auch mit dem Titel: „Βίος Αδαμαντιου Κοραη ουγγραφικη παρά του ιδιου“ (Paris, 1833), im Druck erschienen, und verlichtigt besonders Das, was die fast ausschließend über X. von den Deutschen benutzte „Biographie nouvelle des contemporains“, Th. 5, über ihn sagt. Wer Korais schon aus einem andern Schriften kennt, findet ihn hier in der einfachsten Verknüpfung und Weisheit seiner Ansichten wieder. Besonders über seine Jugend ist er ausführlich; aber auch auf seine Schriften nimmt er darin Rücksicht, so daß diese Autobiographie auch ein literarisches Interesse hat. Leider geht sie nur bis zu Ende des J. 1829. 17.

Theodor. Ein Roman von Sigismund Wiese. Leipzig, Brockhaus. 1833. 8. 1 Thlr. 20 Gr.

Als der christlich-mildgesinnte, geistreiche de Wette seinen Roman: „Theodor oder des Zweiflers Weihe“, schrieb, brachte in der sittlichen Welt und besonders in Deutschland eine gewisse schwüle Religionstemperatur die Feseln des patriarchalischen Absolutismus, sowie des schwachgeborenen Liberalismus in Gährung, und nach beiden Seiten hin hüllte man sich in die mystischen Nebel eines gemüthseltesten Christenthums. Der alte gute Wein lag auf andern Fässern und in andern Keßern. Der Platonische Optimismus war durch Schleitmacher, und die kategorischen Imperative Kant's waken durch Fries geistreich veredelt; Beide hatten die hohe Lehre des Christenthums in sich aufgenommen und mit scharfer Folgerechtigkeit reflectirt. Beide waren indessen nur Demen zugänglich, die, vor Halbheit sich fürchtend, die kleine Unbequemlichkeit nicht scheuten, sich durchzubilden.

Freilich konnte es verhältnißmäßig nur sehr Wenigen gegeben sein, sich in die Tiefen der Philosophie zu begeben, und die Mehrzahl schwamm wie immer in ihnen eignen seichten Wassern oder betete mit hohlem Kopfe und einiger Gutmüthigkeit nach, oder zog die sogenannte praktische Philosophie, ja selbst die Pflichten des Lebens vor, um sich darin zu baden. Die Massen trennten sich, je nachdem ihnen die höchste sittliche Schönheit oder der höchste Sinnengenuss als letzter Lebenszweck erschien, und man hat sogar vermuthen wollen, daß dieselbe letztere politisch vorgezogen und der Jugend besonders angepriesen worden sei, um sie lenksamer zu machen und von dem idealen Liberalismus zu entfernen. Es ist jedoch auch zu bemerken gewesen, daß damit eine Gleichgültigkeit gegen Alles, was ehrenwürdig und heilig gehalten wird, entstanden ist, und daß diese Gleichgültigkeit viellecht jetzt in Frankreich alle die Gefahren des Staats herbeführt, welche in Deutschland dadurch vermieden werden sollen.

Es war eine ungeheure Aufgabe, die de Wette sich stellte, die verschiedenen christlich-philosophischen Meinungen Deutschlands in dem Augenblicke, wo der Harms'sche Theaterstritt dieselben schroffer als je geschieden hatte, in einem gemeinschaftlichen Prinzip wieder zu vereinigen. Wir zweifeln kaum, daß die kritische Philosophie geeigneter zu diesem Zwecke sei als eine andere, da sie Gefühl

und Bedürfnis des Glaubens, wie es sich in jeder unverborenen Menschenbrust findet, anerkennt und zugleich jene Ahnungen des Ewigen und Unsterblichen pflegt, die über allen Dogmatismus hinweg entweder das Gemüth mit jener beruhigenden, seligen Liebe zum Höchsten füllen oder mit unseitigen Zweifeln ängstigen, vor denen häufig genug das Etwas im trügen Menschen collegt, ohne sich jemals wiederherstellen zu lassen.

Gleich fremd dem die Wahrheit aller Poesie entledenden Rationalismus, wie dem die Poesie der Religion von aller primitiven Verständigkeit und Verwünschtheit wegziehenden Supernaturalismus konnte de Wette wagen, was wir oben als seine Aufgabe bezeichnet haben. Aber er konnte sich auch nur als Helden einen Menschen denken, in welchem das kritische System gleichsam von der Natur her begründet war. Sein Theodor ist daher von Haus aus keine überspannte, sondern eine edle, rastlose Natur. Sie durchläuft alle Bahnen des rationalen Jurchums mit dem Ernst des Nothleidenden, erkennt fort und fort, daß sie irre, sucht unermüdet neue Wege zur Wahrheit, schwärmt selbst Augenblicke lang mit den Schwärmern, denkt anhaltend mit den Denkern, glaubt redlich mit den Gläubigen, ahnet, hofft und bleibt doch unbeständig, bis die Liebe des Erschöpfers sie erreicht, durchbringt und weicht. Diese „Weihe des Zweiflers“ erfolgt auf dem Wege der geistvollsten Verständigungen über Das, wessen sich der Menschengeist begnügen lassen, wo er also christlich glauben muß, und Das, was er vermöge des Maßes seiner geistigen und sinnlichen Eigenschaften wissen und begreifen kann.

Der lebhaftesten Theil an den Bewegungen der Welt genommen hat, erinnert sich, wie der Agendenstreit auf die Harms'schen Theaters, auf dem Agendenstreit die Vertreibung der Rationalisten in Halle folgte, und begreift nach diesem Allen, wie schwer die höchste Verständigung bei der verschiedenen Individualität des menschlichen Gemüthes sei. Man darf daher wohl zweifeln, ob sich, ungeachtet unsrer geistiges Sein aus Gott stammt, ein Vereinigungspunkt in Gott schon derseit des Grabes finden lassen werde. Ohne die höchste Weihe der innigsten Liebe ist er gewiß nicht gegeben, und diese Weihe empfangen nur Wenige. Daher protestirt Jeder gegen die Religionsmeinungen des Andern, und das deutsche

Volk mit seiner Ehrlichkeit, seinem Ernst und seiner Kasualität, sich Wissen zu erwerben, scheint zum Protestantismus gleichsam von der Gottheit auserselbst. Alle andern Nationen wissen weniger; allein sie halten sich an einige positive Grundsätze und bilden damit Staat und Kirche gleichmäßig aus. Seit der Deutsche zu protestiren angefangen hat, ärgert er mit allen positiven kirchlichen Satzungen in Streit, und das Ergebnis davon ist die Unkirchlichkeit unsers sogenannten aufgeklärten Zeitalters geworden.

De Wette, als Philosoph in der kritischen Schule scharf durchgebildet, als Theolog der ersten einer, als Mensch liebenswürdig und liebend, wagte den Versuch, die Ansichten des Rationalismus und Supernaturalismus in einer dritten zu vereinigen und gleichsam zu versöhnen. Sein „Theodor“ ward von dem gebildeten Deutschland verschlungen: Ueberall tritt darin der edle, sittliche Mensch als Muster auf, der nach Klarheit und Verständnis eingt; und wenn auch eingestanden werden muß, daß der Versuch nur ein Versuch bleiben mußte, so trägt doch jener Roman den Stempel der christlichen Weihe, der ihn, abgesehen von seiner musterhaften Form und Sprache, zu den wenigen echtclassischen Erzeugnissen unserer Nation in den letzten funfzehn Jahren erhebt.

Offenbar hat de Wette's „Theodor“ Hr. Wiese zu dem vorliegenden Roman gleiches Namens den Impuls gegeben. Der Boden, aus dem beide Theodore erwachsen, ist allerdings verschieden. Die erste wissenschaftliche Entwicklung des de Wette'schen Jünglings fällt in die Blüte und Fruchtzeit der philosophisch-politischen Inspirationen Fichte's; das Bürgerthum war seine Wiege, seine Bestrebungen für sein Volk sind daher bürgerlich; er will nur das Gute um des Guten willen und nie etwas Gutes um seinetwillen. Hr. W.'s Jüngling erscheint von Natur unverdorben; aber er schwärmt für die höchsten Ideale und will die ideale Wahrheit in der Wirklichkeit wiederfinden. Er tritt daher um einen Grad weniger gebildet auf als de Wette's Theodor. So lange nun die Wirklichkeit den Jüngling nicht stört, so lange ist er glücklich und gut; sobald dies aber geschieht, zerfällt er mit dem Leben und wich aus einem idealen Egoisten, welcher glaubt, er brauche bloß gut zu sein, dann werde er Alles um und mit sich gut machen, ein sinnlicher Egoist, welcher die Welt nicht mehr achtet, weil sie sein unbändiges Zutrauen nicht rechtfertigt, und der sie daher, so weit er kann, sich dienstbar macht, um im Sinnengenuss für sein verlorenes ideales Paradies einen Ersatz zu finden. Es scheint richtig gegriffen, daß Hr. W. seinen Theodor mit dieser Natur aus dem beschriebenen Kreise des Bürgerthums hinweg und hinüber in die der Aristokratie reißt. Uns scheint die Periode der Hegel'schen Spilogistik die Zeit zu sein, worin der junge Graf Theodor sich entwickelt. Liebe, Glaube und Wissen, das sind die höchsten Ordanken des schwärmenden, schönen Jünglings; aber er begreift sie nur in der abstractesten, idealsten Freiheit von allen Nebenbedingungen oder Formen, an welche das Leben sich gewöhnt hat, und ohne

deren Erfüllung es weder sie noch etwas Anderes anerkennt. Hegel nennt dies, wenn wir nicht irren, „absolute Vernünftigkeit der Idee“.

Den ersten Anstoß findet und gibt der hübschöne Graf, indem er sich der freien Liebe ohne Rücksicht für Sittlichkeit und Verhältnisse überläßt. Er findet eine ebenso freie Geliebte, und ihr gegenseitiges erstes Erkennen ist die Seligkeit der Kinder, die Schwärmerei der Städtichen. Es geschieht in einer Nacht, wo die Aeltern der Geliebten eine große Gesellschaft versammelt haben, unter welcher der von den Aeltern auserselbete Bräutigam der Tochter sich befindet. Der Verf. ist bekannt mit der Wollustnahrung der Beethoven'schen Schöpfungen; die Kunst wird das Mittel, die beiden Schwärmer sich erkennen zu lassen. Die Verliebten vergessen endlich darüber die Gesellschaft, die Zeit, die Sitte; sie sind ganz frei, aber unschuldig; ihre Schwärmerei ist nicht gradezu sinnlich, aber eine Wollust der Seelen, die nahe an Wahnsinn reicht und unbewußt in einem Sinnentaumel verweilt, den der noch unschuldige Schwärmer für rein geistig hält.

Allein der bestimmte Bräutigam nimmt diese Sache ernst. Die Gesellschaft hat sich über die Unschuldigkeit der Entfernung der beiden jungen Schwärmer ausgelassen. Graf Theodor ist arm, der Bräutigam ist reich und ein sehr geachteter Mann; in jüngern Jahren war er der Anbeter der Mutter; die Tochter soll ihm von den sentimental-rechtlichen Aeltern gleichsam zur Entschädigung werden. Man leitet noch in der nämlichen Nacht Alles klug ein. Die Geliebten werden getrennt mit Tagesbruch, und das Mädchen wird die Frau Dessen, dem sie bestimmt war. Theodor ist außer sich. Mehrere Jahre vergehen ihm in weicher, tiefer Melancholie ohne Erhebung. Da lernt er die Braut seines Freundes kurz vor Beider Vermählung kennen; er vergißt sich gegen sie, sie gegen ihn; sein Freund gegen die schöne Schwester seiner Braut, welche die Verlobte seines Bruders ist, und als demnach darauf die Trauung beider Paare erfolgt, wird Theodor von einem wilden Wahnsinn befallen, welchem tiefe Empfindung der Wahrheit, allein ebenso tiefgewurzelte Eigenliebe zu Grunde liegt, und welcher scheußlich, häßlich, mißgünstig in seiner Erscheinung ist. In demselben Augenblicke, wo die geistliche Welthe die beiden Paare verbinden soll, macht sich seine innere Zerrissenheit in Worten Luft: er enthüllt der ganzen festlichen Versammlung das wechselseitige verbrecherische Verhältniß. Dann schießt er und ergreift mit Geist und Kraft das sinnliche Leben und den Genuß, zweifelnd an jeder höhern Würde und Bestimmung des Menschen, schwingt sich, um die Mittel zum Genuß reichlich zu haben, in kurzer Zeit zum Vertrauten und endlich zum Minister eines Fürsten auf und schwelgt gleichsam in der Verletzung der heiligsten sittlichen Verhältnisse der Gesellschaft, ohne daß an seiner hohen Stelle das Gesetz ihn erreichen kann. Eine tiefe Wehmuth und Gutmüthigkeit, das Gefühl eines verlorenen hohen Glücks klingt durch seine Betrachtung und seinen Hohn, durch die ganze geniale Laufbahn eines Gottesleugners hindurch; er verwaltert das Land gut und ist bei

Fürst und Volk durch seine Geschicklichkeit und seine Einrichtungen beliebt.

Während er so seine Zweifel an der Vortrefflichkeit der Schöpfung Gottes bis zum stübhaftesten Wahnsinn steigert, die Stimme seines Gewissens betäubt, an keine stückliche Freiheit der Seele, an keine Fortdauer nach dem Tode, an keine Verheißung und Lehre des Erlösers glaubt, häuft er Sünde auf Sünde, und endlich stürzt er Alle ins Verderben, mit denen er in Berührung tritt. Wir mögen diese Verwickelungen des Romans nicht zerlegen; wir zweifeln aber, daß sie als Bedingungen der Bekehrung oder Umkehr Theodor's zur Tugend, zum religiösen Glauben und zu den Leistungen des Christenthums Mittel sind, die in einem Roman von so gewaltiger Tendenz wie der vorliegende die Leser beruhigen und befrichtigen. Der Schreiber dieses hat vom Leben Manches gesehen; ja, er glaubt, daß ihm der gefällige Zustand auch der höhern Stände nicht unbekannt sei, und daß er die hier geschilderten Laster und Verbrechen, wenn auch nicht in einem so engen Kreise, bei einander gesehen habe. Allein er bezweifelt, daß diese Schilderungen und Beschreibungen der Sünde bis zur äußersten Erschöpfung nöthig waren, um die Erfüllung der Worte des Erlösers, die er zum Schächer am Kreuze sprach, und der Lehre der Liebe, die er so oft vorher verkündigt hatte, daß nämlich Keiner verloren sei, der zu ihm sich wende, in ihrer ganzen Kraft und Herrlichkeit zu zeigen.

(Der Besatz folgt.)

Geschichte der Kämpfe Frankreichs in Italien unter Karl VIII. von Wilh. Havemann. Auch unter dem Titel: **Geschichte der italienisch-französischen Kriege von 1494—1515.** Hanover, Hahn. 1833. Gr. 8. 21. S.

Dr. S., Lehrer am königl. Pädagogium zu Jsseld, gibt hier den wohlgeordneten Anfang eines größern Werkes über die Geschichte der italienisch-französischen Kriege von 1494—1515, hervorgegangen aus historischen Vorträgen, welche er einer zahlreichen Versammlung von Offizieren zu Hanover 1829 und 30 hielt. Dies führte ihn zum genauern Studium einer Zeit, welche für die Bildung des neuern Kriegswesens wie für die einer neuern Politik höchst wichtig geworden ist. Als einer Erstlingsarbeit und gleich über einen so wichtigen und verwickelten Gegenstand dürfen wir wol und etwas ausführlicher über dieselbe verbreiten.

„Nicht leitete (sagt der Verf. in der Vorrede) bei meiner Arbeit besonders das Verlangen, das Leben der Völker in der angegebenen Periode, wie es bei Kämpfen und in des Friedens Segnungen sich ausdrückt, möglichst trenn aufzufassen; das Gewebe der Politik der Hauptmächte Italiens zu enthüllen; zu zeigen, worin die Gründe zu suchen seien, aus denen das Reich (welches?) Ansehen sank, während Spanien zu jener Größe den Grund legte, die es bis zum Ende des 16. Jahrhunderts behauptete; wie mitten in ihrem stolzen Siegestroge die Eidgenossen zu Grund gehen mußten, sobald sie aus allzeit rüstigen Grenzwächtern und eifersüchtigen Vertheidigern ihrer Freiheit zu habfüchtigen Schillingen sich umwandelten, und wie in Frankreich ein Nachbar für Deutschland erwuchs, der durch Einheit und Gemeinsein dem gespaltenen Reichkörper mehr als einmal den Untergang zu drohen schien. Es ist die Zeit eines Bayard, Grunberg und des großen Gonzalo de Cortova; die Zeit, in welcher

das Ritterwesen des Mittelalters noch einmal von seiner glänzenden Seite sich zeigt, ehe es den neuern Institutionen weicht und sich in nichts sagende Formen verliert.“ Billig hätte noch hinzugesetzt werden können, wie am Ende des 15. Jahrhunderts die meisten westeuropäischen Staaten, Drussland miteinbegriffen, in sich selbst befestigter und geordneter erschienen, und einige derselben nur ihre Blicke auf auswärtige Eroberungen richteten, wodurch sich die Idee eines Gleichgewichts weit eher praktisch als theoretisch in das westeuropäische Staatsleben einführt, zu deren Realisirung aber die wunderbarlichsten Experimente gemacht werden, sodaß man bei der neuern Staatskunst gar wohl die Kindheit oder Jugend, die nicht Tugend hat, wahrnimmt.

Die Selbstanklage, daß vielleicht mit allzugroßer Kengstlichkeit die Beweisstellen gehäuft seien „weil ein Anfänger dem Publicum zu einer möglichst strengen Rechnungsablage verbunden sei“, findet Ref. nicht begründet, vielmehr hätte mitunter noch genauer citirt werden können; denn Historiker wie Guicciardini, Jovius u. A. nur nach dem Buch, nicht nach den Capiteln oder der Seitenzahl einer bekannten Ausgabe zu citiren, erschwert das Nachschlagen sehr. So haben wir S. 7 nach dem Citat Anm. 14 im Guicciardini (überf. von Guris) lange gesucht, ehe wir III, S. 271, die Erklärung fanden, daß Lud. Moro: quod fusco esset colore, atque ex opinione, quae jam tum de ejus calliditate divulgabatur, eher der Maure oder Mohr als „mit der Maulbeere“ zu benennen sei. Sin und wieber ist wol auch ein Citat verdruckt, wie S. 72, Anm. 27, das aus Secard, sowie auch eine kurze Uebersicht oder Inhaltsanzeige der Capitel, in welche das Buch zerfällt, wünschenswerth gewesen wäre.

Der Verf. geht von einer Schilderung Italiens nach seinen wichtigern Bestandtheilen aus. Bei Venedig heißt zwar die Verfassung mit Recht eine Erbaristokratie, hätte aber die Bemerkung hinzugesetzt werden können, daß diese Republik das Räthsel lehrreich löste, wie auch bei dieser Form ein absoluter Despotismus sich nach und nach durchbilden kann. Dann kommt Neapel unter den Aragonern Ferdinand, Alfonso, Ferdinand II. an die Reihe. Auf neuere Darstellungen, z. B. von Kro, Orloff, u. A. ist nicht Rücksicht genommen, dulcius ex ipso fonte bibuntur aquae; dasselbe gilt auch von Senau, Florenz und Mailand, bei dessen Beherrscher Ludwig dem Mohr dem Verf. der kleine lapsus memoriae begegnet, daß er S. 27 und 35 den Ludwig dreimal zum Schwiegervater des Herzogs Hercules von Este macht, während S. 50 doch Ludwig's Gemahlin Reatrice ganz richtig eine Tochter des Herzogs von Ferrara genannt, er also als Schwiegerohn bezeichnet wird. Bei Gelegenheit des Papstes Alexander VI., gegen den indirect und direct Savonarola mit auftrat, hätten wol aus Barlamb's Diarium (S. Secard, II, 2184 u. f. w.) noch ganz andere Schönlichkeiten ausgebeutet werden können, wenn die zächtige Rufe der Geschichte nicht erröthet wäre. Solche Retencenzen loben wir, wo sie unumgänglich nöthig sind. Nur der Ludovico Moro, der vir ad exitum Italiae natus, hätte noch nachdrücklichere Würdigung verdient; auch Leo hat uns dabei nicht genügt.

Die Schilderung Frankreichs, Ludwig's XI. verruchten Ansehens und Karls VIII., des verliebten, selten zur Mannheit erwachenden, tändelnden Knaben, hebt mit dem zweiten Capitel an. Die anjou'schen Ansprüche auf Neapel und die orleanischen auf Mailand hätte eine genealogische Tabelle passend erläutern können. Wenn wirklich Karl VIII. so ernsthaft an eine Eroberung der Türkei oder des alten oströmischen Reiches dachte, so sieht man eines Theils die äppige Phantase des königlichen Knaben, andern Theils die Kindheit damaliger Politik. Freilich hatte man ein Mittel selbstamer Art in den Händen, den damals in Verwahrung des Papstes befindlichen Bruder des Großherren, den Prinzen Orman (Zygn), den der Verf. nach Hammer „Geschichte der Osmanen“, II, 277, richtiger Dschem gefchrieben haben würde, und welcher nachher ein beklagenswürdiges Opfer päpstlicher Verruchtheit wurde. Moro's Intrigue, Karl zum Zuge gegen Neapel zu bewegen, um sich selbst vor des

Nache Alfonso's zu schätzen, dessen Schwiegersohn Johann Galeazzo Ludwig die Herrschaft und bald das Recht zu leben raubte, ist bekannt genug. Es ist aber eine schöne Erzählung in der Geschichte, daß die Bosheit an dem Dolche, den sie für Andere schließt, endlich selbst noch verblinden muß. Den Sforza erreichte, wenn auch später (1500) und außer den Grenzen dieser Schrift, die Strafe für seine Selbstsucht. Aber auch misdergünstigt und schädliche Neapolitaner unterdrückten des Sforza Plan in Frankreich. Wie falsch des Mailänders Politik dabei war, wird S. 27 richtig nachgewiesen. Das aber Sforza selbst um die schöne Isabelle von Neapel geworden und, von Alfonso abgewiesen, bei seiner Bewerbung seinem Rivalen Galeazzo hatte nachsehen müssen und darum deren Vater auf das tödtlichste haßte (S. 36), ist einer von den feinen Fäden in der Geschichte, auf welche auch aufmerksam zu machen, um so mehr Verdienst ist, als sie gewöhnlich weniger bemerkt werden und doch psychologisch von so großer Wirkung sind.

Es ist nicht unsere Aufgabe, hier alles Einzelne zu verfolgen. Der Gang der Begebenheiten im Ganzen ist bekannt. Karl VIII. zieht aus, borgt bei alten Leuten und Basen Geld und Juwelen, um seine Truppen zu besolden, bringt mit sich mehr Geld als Verstand durch Italien durch und gewinnt Neapel. Jetzt zittert der Sforza bei solchem nachdrückten Glücke für seine usurpirte Herrschaft und schmiedet eine neue Figue, die den Franzosen entweder aus Italien herausdrängen oder ihm dort sein schnelles Grab graben soll. Karl schlägt sich mit dem halben Heere ritterlich aus Italien wieder heraus — die Schlacht von Fornovo ist ein Cabinetstück von materialischer Darstellung (S. 115 fg) — und verzieht, in Sicherheit gekommen, ehrlös seine in Neapel zurückgelassenen Tappern, bis endlich eine Art von Frieden zu Brestel 10. Oct. 1495 (S. 149) einen Abstand herbeiführt. Wie drecksüchtig auch sich in diesem Kriege die Italiener als Soldaten benommen haben, darf nicht wundern, wenn man die Ereignisse am Anfange des vorigen Jahrzehends damit zusammenhält. Wie viel ehrenvoller sehen dagegen die kleinen Haufen Deutsche da, die in Neapels Solde mitfochten. Ein solcher Haufen unter einem deutschen Hauptmann, 800 Mann stark, wollte sich durch die Franzosen nach Deutschland durchschlagen, da sie dem Verlangen nach der Heimath nicht mehr widerstehen konnten. „Ohne auf den Rath Colonna's zu achten (heißt es S. 164), nur ihrem Rath und ihrer Kraft vertrauend, versuchten sie unter ihrem Hauptmann Heberlin sich mitten durch die feindliche Macht durchzuschlagen. Von Troja drangen sie auf, als Heberlin sich von den stärkern Begleitern eingeschlossen sah, ordnete er sühlig seine Mannen. Die vordersten senkten ihre schweren Helmbarden; dahinter die Wädhenschützen. Jeder Angriff der feindlichen Reiter wurde abgeschlagen, bis diese die kleine Schar rings umschlossen und den Armbrustschützen und Muelstieren die Arbeit überließen. Da ging kein Schuß fehl, weil die Deutschen in hohen Gliedern standen. Hauptmann Heberlin sank, die Landsknechte saßen sich in dieser Stellung verloren; die Ghe wollten sie nicht aufgeben. Drum lösten sie ihre Glieder; 200 brachen hervor und sprengten den Feind; der aber umschwärzte sie mit den Reitern und lichtete ihre Reihen durch seine Kugeln. Schritt vor Schritt kämpfend, den todtten Hauptmann auf einem Ross in ihrer Mitte, kam die kleine Schar zu einem Viehhofe; ihn zu durchwaten, mußte man die Glieder lösen. Da wurden die vereinzelten Männer gesprengt. Keiner entran. Camillo Vitelli war es, der den Sieg erkoch; dann nahm auch Montpensier; alle saunten die starken Glieder der Deutschen an, den angebrochenen Rath, der sie auch im Tode nicht verlassen hatte. Es hatte Keiner an Flucht gedacht.“

Wie diese Probe einen gebildeten historischen Geist zeigt, so ist die ganze Arbeit ein Beweis von historischem Fleiße und historischem Geiste nach Auffassung und Behandlung des Gegenstandes. Auch bei Wirtworts der verschiedenen Begebenheiten und Interessen weiß der Verf. das Interesse dauernd aufrecht zu erhalten und den Hauptfaden glücklich

durchzuführen, so daß das ganze historische Drama seiner Einheit nicht entbehrt.

Das Ganze ist bis zu Karl VIII. Tode 7. April 1498 geführt, der seinem Leben würdig entspricht. Dem Vollspiele seiner Hosiante zuzusehen, begab er sich in die Gärten des Schlosses von Amboise und ließ sich mit dem Kopfe so festig an die Mauer, daß er an einem Schlaganfall starb. Auch rühre der Troick bei Schicksal. Der Hederwender Italiens erstieg einer Wädhenschützen! Fast gleichzeitig (23. Mai) ging in Florenz ein anderer Mann unter, der auf eine ganz andere Weise der Reformator Italiens hätte werden wollen: der berühmte Dominikaner Girolamo Savonarola. Seit (S. 190) heißt es, er sei gefoltert worden, an der Strang seinem Leben ein Ende machte und der Lein in die Höhe der verbrannten Erde aufnahm. Nach Andern wurde er auf dem Plage vor dem Palaste verbrannt. Dieser Mann, doch einer der Sturmvoegel der frühigen Revolution, die wenige Jahre darauf ausbrach, verdiente wol auch seine eigene Monographie, aber von tüchtiger fester Hand.

Unsere wackeln Köpfe in Klio's Tempel murren wir auf, auf der betretenen Bahn eckig weiterzuschreiten, um sehen der Fortsetzung eines Unternehmens, welches sich auch nach die äußere Ausstattung sehr empfiehlt, mit Freude entgegen. Ein Kärtchen von Italien würde eine erwünschte Zugabe sein. 41.

Miscellen.

Warum wird das Blut des heiligen Jesu nicht fließend?

Weil es kein geronnenes Blut, weil es nicht vor Jahrhunderten gesammelt, getrocknet ward und durch ein Wunder wieder fließend wird, sondern eine chemische Substanz ist. Man darf nur Schwefeläther mit der Döhsenzunge (onocoma L.) färben und diese Tinctur dann mit Baurath sättigen. So lange die Wärme, in der man diese Masse aufbewahrt, unter 10 Gr. R. beträgt, ist sie geliebert, bei 20 Gr. schmilzt sie und braukt auf. Man darf zu letztem Zweck das Glas nur einige Zeit fest in der Hand bewahren. So berichtet Cabern in: „Des sciences occultes“ (1829), I, S. 232. Und so wie das Wunder, das in Neapel mindestens alle Jahre einmal stattfindet, seltensam erklärt. Daß der Priester es in seiner Gewalt habe, das Blut zum Fließen zu bringen, ist durch mehrere, zum Theil spaßhafte Anekdoten erwiesen. Als es einmal zur Zeit der Franzosenherrschaft gar nicht fließig werden wollte und die Ezzaront wie Unsinde sich geberdeten, da sie es den fremden Kägern zuschrieben, raunte ein Oberster dem Erzbischof etwas an: „Grüßes ins Ohr, und bald konnte er nun rufen: „a fatto!“ Techniker geistliche Tischenspielerketten herrschten zu aller Zeit. Horaz macht sich schon lustig darüber. Zu früher Zeit wo dampfte der Weihrauch ohne Kohlen ganz von selbst (Sat. I, 5):

Dum sine flamma thura liquescere limine sacro
Persuadere cupit Gnatio.

Das ist doch ein bißchen zu viel!

Daß in der Augsbürgischen Confession Manches vorkommt, was kein Theologe, er müßte denn bios auf die Worte schauen, jetzt noch in Ehrung nehmen und als unsehbar anpreisen wird, bedarf wol keines Erweises. Aber so viel Irrthümer sind doch wol nicht darin, als ein Jesuit, Herrmann Thyraus *) im 16. Jahrb. gefunden haben wollte. Nicht weniger als 6000 dubiorum und 2000 irregularitatum hatte dieser darin entdeckt. So versichert wenigstens ein Confrater desselben, „Alegambe“), in der „Bibl. scriptorum Societatis Jesu“, S. 181. 86.

*) Geb. zu Kreuz am Rhein 1522, † 1591. Seine 6000 dubia und 2000 irregularitates sind übrigens nicht gedruckt worden. Der Tod raffte ihn hinweg.

**) Geb. 1522, † 1622. Seine „Bibliotheca“ erschien 1643 in Antwerpen.

Mittwoch,

Nr. 176.

25. Juni 1834.

Theodor. Ein Roman von Sigismund Wiese.
(Beschluss aus Nr. 175.)

Die nun eintretende Umkehr Theodor's ist, wie fast das ganze geistige Leben des Heiden und der Hauptpersonen durch mystische, fast möchten wir sagen, wollüstige Einstreuungen und Beziehungen auf die sinnliche Liebe bezeichnet. Der Bruder seiner ersten, längst vergessenen Geliebten hat sich der Theologie aus innerm Drange gewidmet. Er war der Geistliche, welcher Theodor's Freund und dessen Bruder traute, nachdem Theodor kurz vor der Einsegnung die gegenseitigen verbrecherischen Verhältnisse der Bräute und Freunde veroffenbart hatte. Dieser suchte Theodor auf, als derselbe nach einigen Jahren Minister geworden war und in Sinnelust schwamm. Er fühlte, daß Theodor's Zeit noch nicht gekommen sei, und verließ ihn ohne Trost. Er hatte eine jüngere Schwester bei sich, die als Kind schon sich an ihn angeschlossen und der ältern Schwester, Theodor's verlorener Geliebten, im Keußern sehr glich, aber, durch den Bruder veredelt, sich sehr vorzüglich entwickelte. Sie war als Kind Zeugin der Verbrecher Theodor's gegen die Braut seines Freundes, und von jener Zeit an liebte sie ihn. Wir leugnen nicht, daß in diesem mystisch-wollüstigen Instinkt eine große psychologische Wahrheit angedeutet sei, und daß die geschickte Wiederbelebung der ersten reinen Liebe Theodor's zu der verlorenen Geliebten in deren verjüngtem Ebenbilde mit noch schönerer Seele ebenfalls ein guter psychologischer Griff sei, sind aber, seit Göthe die „Wahlverwandtschaften“ gegeben, auch fest überzeugt, daß nichts in dem Reiche der gemüthlichen Erscheinungen missverständlicher sein könne als diese unbewusste und vielleicht unerklärliche Seelenwollust. Wir erhalten hier ein neues Spiel mit Dem, was zu hart ist, als daß der Sterbliche die Schleier zu läften suchen sollte, um die schwache menschliche Natur dahinter zu entblößen. Laster hat Göthe mit diesem Frevel manches Verbrechen beschönigt und die Sittlichkeit gewiß nicht im Volke gefördert. Unser Werk hat diese geistig-sinnliche Wahlverwandtschaft benutzt, um dem verlorenen Sünder Theodor den Weg zur Tugend von einem Engel gleichsam beleuchten zu lassen, der ihn zuerst liebte, weil er ihn sinnlich fallen gesehen hatte — in Bild in das weibliche Gemüth, der eine genaue Aufmerksamkeit auf dessen Regungen und Entwicklungen ver-

rath. Mit Hilfe dieses lockenden Engels führt Theophil, so heißt der Geistliche, den gefallenen Freund zu Gott zurück und lehrt ihn die Religion der Liebe, der Veröhnung, der Gnade, mit Einem Worte, der Erlösung kennen.

Wir sind überzeugt, daß die Theologen manchen geistvollen Satz, welchen Hr. W. in diesem Theile seines Romans entwickelt, höchlich misbilligen werden. Uns haben dagegen die hier niedergelegten, oft sehr geistreichen Ansichten über die Hauptlehren des Christenthums angenehm überrascht, weil sie uns theils neu, theils mindestens neu angewendet und gewendet erschienen und eine alte Lieblingsmeinung bestätigten, daß die Lehren des Christenthums in jeder Gestalt und in jeder Sprache einer Schule ihre imposante Wahrheit behaupten. Hr. W., der sich zu der Hegel'schen Schule, bewußt oder unbewußt, hinneigt, hat die Gewalt des Christenthums unleugbar tief in sich empfunden, und vielleicht ist er der Erste in dieser Schule, welcher die christliche Moral und die christliche Glaubenslehre in ihrer ursprünglichen Reinheit gegen die Hegel'sche Syllogistik und Vernünftigkeit rettet. Eine Hoffnung haben wir für die Fortentwicklung der Philosophie in Deutschland daraus geschöpft, nämlich die, daß man in wenigen Jahren wieder mehr darauf zurückkommen werde: Niemand könne die Religion entbehren, wenn er auch einige philosophische Schulweisheit sich angeeignet hat. Im Hegelthum sollte das Christenthum untergehen; denn Hegel meinte, es gehe in seiner Lehre auf, und mehrerer seiner Schüler sind davon fest überzeugt gewesen, ehe sie das Christenthum kannten.

Es würde für d. Bl. ein sehr langweiliges Geschwätz werden, wenn man diesen Roman in seine geistigen Fasern, Nerven und Muskeln gleichsam anatomisch zerlegen wollte. Wir ziehen es vor, zur Unterhaltung Einzelnes, zum Theil schon Ange deutetes schärfer hervorzuheben, um zu einer Charakteristik dieses interessanten, ungewöhnlichen Werkes noch Einiges beizutragen.

Wir müßten uns sehr irren, wenn der geistreiche Verf. nicht eine bestimmte herrschende Lebensansicht in seinem „Theodor“ habe personificiren wollen. Ja, wir gehen noch weiter, wir setzen sogar diese Lebensansicht an einen bestimmten Platz. Mit Ausnahme weniger Nuancen erinnert die Zeichnung an Faust und vielleicht an dessen Dichter und an die armseligen Nachbeter, welche ohne

Christenthum mit etwas unbegriffener Epikureisch-Platonischer Weltanschauung durchzukommen wähen, weil sie den Muth und die Kraft nicht haben, den unumstößlichen Vorschriften christlicher Moral nachzuleben. Der höchste Sinnengenuss gilt für die höchste Schönheit des Lebens. Sie sehen Alles in dem Kreis dieses Senses, was ihnen die Gegenwart angenehm machen kann, und schaffen sich Alles vom Halse, selbst Freunde, die ihnen dabei unbequem oder hinderlich sind.

Theodor ist ein weicher Mensch und von der Natur an Geiſt und Leib vor Tausenden bevorzugt. Als Jüngling schwärmt er für Freundschaft und Liebe, bis er sich in betörendem Getöse sieht, gleichsam der höchste aristokratische Egoismus, welcher die Welt nur im Verhältnis zu sich, nicht umgekehrt würdigt. Von jetzt an zweifelt er an der edlern Natur des Menschen; die Sinnlichkeit erwacht allmählig und bemerkt sich seiner, und sie als das Uebel menschlicher Bestrebungen betrachtend, ergibt er sich ihr. Selbstwill und Lahn selbst in der Sünde, lodt ihn nur der mit dem höchsten geistigen Weiz gemischte Sinnengenuss, bis er endlich dem Verbrechen zueilt, dem einzigen und letzten Mittel, sich „staubedgemäß“ gegen Reclamtionen zu schützen. Ursprünglich ein edler Mensch, sieht er endlich, daß er damit an ein Ziel gelangt sei, über das hinaus er nicht könne; und will er nicht schmachlich untergehen, so muß er nach einem Trost, einem Stützpunkt suchen, um die entstandene ungeheure Leere seines sinnlichen Daseins auszufüllen. Eine seiner Geliebten läßt aus Eifersucht seine andere Geliebte vergiften. Der Giftmischer ist der ersten Lieblingsdiener und läßt sich für seine That die letzte Spinn von seiner Geleiterin versprechen, die diese nachmals nicht erfüllen will. Schon hat diese ihren alten Mann, den Vorgänger Theodor's auf dem Ministerstuhl, aus der Welt gedüngelt; jetzt soll sie Theodor's Frau werden, und am Hochzeitstage offenbart der Lieblingsdiener Alles vor den versammelten Gästen, eine Wiederholung, die man eine Nemesis nennen könnte. Ein von ihm gemisbrauchtes Mädchen, die das Gift gekostet hat, ist seine Zeugin und stirbt an den Folgen des Giftes im Hochzeitsaal. Dann ersticht sich der Angeber; hierauf ermordet sich die Braut, nachdem sie ihre Schuld bekannt hat, und ihr Stiefsohn erhebt zum Zweikampf seine Waffen gegen Theodor, der ihn edelmüthig verwundet. Und dieser Theodor wußte, daß seine Braut um jene Mordthaten wisse!

Man kann sich etwas Scheußlicheres nicht leicht vorstellen, als diese Schilderungen der Verirrungen der Sinnlichkeit sind. Wir tadeln daran nichts, als daß sie nicht unwahr sind. Der Kadaverhaftigkeit in gewissen erkrankten Kreisen der Gesellschaft sehen Mittel zu Gebote, an welche ein bläugliches Herz nicht denkt.

Eine gewisse Schwärmerei für die freieste Freiheit zeigt sich durch Theodor's Charakter von Anfang an. Diese Freiheit findet er, indem er sich ganz den idealsten und wahrsten Neigungen seines Herzens hingibt. In diesem Sinne schwärmt er für die freie Liebe, eine Liebe, die durch keine Rücksichten bedingt ist und nur den Ge-

genstand als alter ego erkennt und liebt, ohne daran zu denken, daß die Erkenntnis das zweite Ich sei. So findet er Marien, so verliert er sie, so zweifelt er kurz, ob der Mensch auch sei, wie der Augenblick ihn bewiesener gebe; und als er sich selbst auf der Erfahrung erweckt, daß die ideale Freiheit für das Leben nicht ausreicht und von der Sinnlichkeit befangen und gestört ist, übergibt er sich dem freien Genuß des Augenblicks, den er nach Abgabe der Annehmlichkeit verlängert, abkürzt, wiederholt und vergißt. In dem Tausch des Idealen mit dem Sinnlichen betrügt sich Theodor um den Himmel in sich und zweifelt im Genuß aus Weichlichkeit und geistiger Bequemlichkeit an dem Ueberirdischen. Er befehligt sich in diesen Zweifeln durch Sophismen, und eine ihm eigene Ironie hilft ihm die Wahrheit der Religion verjagen, obgleich er sie nicht zu entkräften vermag. Er hält die für gutmüthige gewöhnliche Thorheit, die ihr entgegen, und nichts vermag ihn aus dieser Verfassung und Betäubung zu erwecken als das Geschick, das er nicht zu beherrschen, sein Gewissen, welches er nicht zu beherrschigen vermag.

Jetzt erst erkennt er die wahre Freiheit, die Freiheit durch und in dem Gesetz, dem ewigen und dem irdischen, weil dieses die Grundlage für jene ist. Jetzt erst erkennt er, daß die That christlich sein müsse, um gut zu sein. Freilich er hat das Leben mit seinen sinnlichen Bedürfnissen ausgekostet; es vermag ihm nichts Neues und Fikantes mehr zu bieten. In wenigen Jahren hat er sich ein langes Leben gelebt. Die Leidenschaft ist gelöscht, die Schwärmerei verschwunden, die Wirklichkeit tritt nach vor ihn hin.

Der Verf. bietet nun eine Reihe geistlicher Betrachtungen über die Hauptleiden des Christenthums und dessen veröhnende Kraft. Die Liebe des Nächsten, im Leib und Blut, sein Tod sind mit geistvollen Augen betrachtet, und die Wahrheit wird gefunden, daß selbst unsere größten Dichter und Künstler mittelbar oder unmittelbar bewußt oder unbewußt dem Christenthum die Welthe und ihre Gerechtigkeit verdanken und dadurch zu ansprechen, während das Alterthum nur für den menschlich bar ist, der sich in die religiösen Anschauungen der vorchristlichen Zeiten und Sitten versetzen kann. Wenn nicht auch Alles grade nicht neu ist, so hat der Verf. doch das große Verdienst, und diese Wahrheiten in einem Zusammenhang mit seinen oft überraschenden Ansichten von der Meisterschaft Christi vor die Seele zu führen. Dem ungeachtet möchten wir nicht behaupten, daß Dr. B. die große Aufgabe, welche die Mette sich in seinem „Theodor“ stellte, glücklicher oder allgemeiner überzeugend gelöst habe. Für eine gewisse Art von Gemüthern wird er, wie auch die Mette, überzeugend und genügend gearbeitet haben, wir meinen für die, welche den Heiland verloren und dabei auch die Hoffnung eingebüßt hatten, ihn wiederzufinden. Ja, selbst denen, welche ihn nie gekannt haben, die sich in Phylsopheme verloren, die sie über das Christenthum stellten, die Christum messern zu können wähen, ihn zu kennen, und am Ende erkennen, wie wichtig und

abgeschmakt sie waren, wie Hr. W. eine willkommene Arbeit geliefert haben. Allein de Wette's Theodor hatte niemals das christliche Fundament verloren; er ringt ununterbrochen nach Wahrheit, und seine Zweifel sind durch seine die Sittlichkeit verletzenden Handlungen begleitet.

Um uns durch die Hölle zum Himmel zu führen, wählte Hr. W. einen Weg, der wahrhaft steil und schwierig zu nennen ist. Seine Sprache ist mit nichts verwandt, was wir bis jetzt in unserer Literatur kennen, wir müßten denn Hegel und Franz Baader und stellenweise Görres als seine Vorgänger betrachten. Wir fürchten sehr, daß die gedankenreiche Schwulst seiner gedrängten Sprechart selbst richtig gebildete Leser abschrecken möge, das lebendige Gemälde bis ans Ende zu verfolgen. Hr. W. weiß fast jedem Gefühl Worte zu verleihen, und dies ist uns ein Beweis seiner gediegenen Bildung. Allein wir möchten bezweifeln, daß seine Sprache geschmackvoll und gemeinverständlich sei. Wenn Göthe z. B. seinem innersten Gefühle Worte verleihet, so tritt es uns in der einfachsten, klarsten Bezeichnung entgegen. Hr. W. dagegen verlangt, daß wir vielerlei aus Altem und Neuem wissen, um seine Bezeichnungen zu verstehen. Daneben liebt er sprachliche Spielereien, die außerhalb seiner Provinz kaum verständlich, gewiß aber vor dem Genius unserer Muttersprache nicht zu rechtfertigen sind. Nicht sprachlicher Kyriasmus, nein, die Gewißheit leuchtet daraus hervor, daß der Verf. seine innersten Gedanken nur in den Redeformen darzustellen vermochte, die ihm von Kindheit auf geläufig waren. Wenn es uns darauf ankäme, das Ungeordnete einer solchen Sprache für ästhetische Schöpfungen zu zeigen, so würden wir leicht in eine Reihe von Ausstellungen uns verlieren, die auf diesen Roman ein nachtheiliges Licht würfen und manchem Leser abschrecken möchten, die Kaskaden aus dem Feuer, das Gold aus dem Sande zu holen. Wir haben einem Kreise gebildeter Jünglinge und Frauen dieses Buch vorgelesen und uns dabei vielfach überzeugt, daß zwar der geistvolle Inhalt des Ganzen beständig die Hörer wieder belebe, daß aber auch die Schwulst, Sonderbarkeit und Ungewöhnlichkeit der Sprache fort und fort ermüde und abspanne. Wir mußten immer überlesen und erklären. Aber bei alledem regte das Buch geistig sehr an. Das psychologische Studium des Verf. verdient alles Lob; wir erwarten von ihm noch Bedeutendes; wer so voll von Gedanken und Bildern ist, kann sich an einem Tage nicht leer schreiben. Allein wir können nicht dringend genug dem Verf. auch das Studium der Sprache und der Aesthetik empfehlen. Vielleicht verschont er uns dann mit Nachtheilen, die gewiß nicht christlich, ja die selbst nicht griechisch schön sind. Manches ist geistreich und mag gedacht worden; es nimmt sich auch im Munde des Humoristen und Satirikers noch aus; allein der Tragödie hat auf dem Kirchthum nichts damit zu schaffen. Jean Paul hat im „Titan“ noch stärker Dinge gesagt, aber dann ist seine Sprache stets am prächtigsten und von allem Kyriasmus frei.

Darstellungen aus dem Gebiete der Pädagogik. Herausgegeben und zum Theil selbst verfaßt von Fr. H. Ch. Schwarz. Als Nachträge zur Erziehungslehre. Leipzig, Göschen. 1833. Gr. 8. 2 Thle.

Diese Darstellungen zeugen von dem unermüdeten Eifer des würdigen Verf., ehe und bewährte Grundsätze und Begriffe über einen allgemein wichtigen Gegenstand zu verbreiten, ans Herz zu legen und vor Anfechtungen zu sichern. Das Werk, zu dessen Erläuterung und Bestätigung sie bestimmt sind, die reife Frucht vieljähriger Erfahrung und Nachdenkens, hat sich Kennern und Richtkennern anempfehlen, und die vorliegende Sammlung, zu welcher auch kundige Mitarbeiter beigezeichnet haben, verdient gleichgünstige Aufnahme. Eine kurze Inbaltstabelle genügt dem Zweck b. Bl. und dem Bedürfnis ihrer Leser. Wie erwähnen zuvörderst der eignen Auffäge des Verf. „Die Weiße eines Pädagogen, aus der Bildungsgeschichte eines solchen“, hat den unterhaltenden Anstrich einer psychologischen Novelle, ist aber augenscheinlich nicht bloß Dichtung, sondern Ergebnis wirklicher Wahrnehmung. Drei verständige und fromme Männer, ein Gärtner, ein Arzt und ein Künstler, tragen nach und nach dazu bei, einem jungen Erzieher, dem sein Beruf Ernst ist, Behandlungsweise und Berufszug anzuzeigen, die sie sich in dem übrigen erworben, mit sich selbst zufriedeln, und der Zufriedenheit Derer würdiger zu machen, welche seine Thätigkeit in Anspruch nehmen. Ein Gegenstück dazu, gleichfalls aus dem Leben gegriffen, ist die „Richtweise des Pädagogen“, ein Brief, wie er geschrieben werden könnte, nebst vorläufiger wohlverdienter, doch gemäßigter Erörterung. Die „Beantwortung einiger Vorwürfe, welche der Erziehungsgelehrte gemacht worden, nebst Berichtigungen und Nachträgen zu denselben“ ist anziehend und belehrend. Die Schlußrede, welche das „Christenthum als höchsten Standpunkt für die Erziehung und ihre Geschichte“ aufstellt, ist ein heilsames und zeitgemäßes Wort. Aus ehrenwerther Besinnung ging die Beantwortung der Frage hervor: „Warum ist manchmal eine Erziehung von christlichen Vätern so unwirksam?“ Möge das Bewußtsein rigner Unvollkommenheit, die bloße Ähnung der Möglichkeit, begangen oder unterlassen zu haben, was sie nach strengen Pflichten nicht gesollt, auch die Besten befehlen, von dem tiefgefühlten Wesen, dessen Pflege und Schutz ihnen die Natur angewiesen, ihre Hand und Hilfe niemals abzugeben, ob es auch der ganzen übrigen Welt zum Gegenstande des Abscheues und Ekels geworden! Ist aber nicht dies von Namenchristen, ist von solchen die Rede, deren ihr Gewissen Zeugniß gibt, wie mannichfach, bewußtlos oder unbekannt, sie auch geschieht und geirrt, die geistige und leibliche Wohlfahrt ihres Kindes gewollt zu haben, so erlauben wir uns nicht zu fürchten, daß diese redliche Besinnung gänzlich unwirksam gebildet sei. Der Menschenther kann nie erwarten, daß irgend eine Erziehung das Ideal derselben erreiche. Einer so hochgespannten Forderung entspricht kein wissenschaftlicher oder künstlerischer Betrieb, der den Händen selbstbarer Menschen anvertraut ist. Aber daß die Erziehung wahrhafte christliche Väterinnen jeben ihr und ihr allein möglichen Zweck wohlthätiger Einwirkung verfehlt habe und verfehlen müssen, wird auch der Tadelstüchtige nicht behaupten, dem Besonnenheit bewohnt. Der wird sich sagen, daß in der Wirklichkeit die Schule das Haus, das Haus die Schule, beide die Umgebung des Kindes, und die Umgebung beide berücksichtigen und ergänzen sollen. Das kann föhlich geschehen, ohne die Liebe, Dankbarkeit und Achtung zu untergraben, welche das Kind um seiner selbst willen Demen schulbig ist, die seiner Wahrnehmung nicht entzöhlen. Denn auch das jarteste Alter, welches sich über das Bewußtsein eines Hausthieres noch nicht erhebt, ist empfänglich für die Erfahrung, ihm sei nicht verstatet, was Erwachsenen zusteht. Begriffe von Recht und Unrecht entwickeln sich mit jedem Tage, und dem heranreifenden Kinde darf und soll nicht verhehrt werden, daß nicht Alles zu loben und nachzuahmen ist, was es nicht unhinlänglich zu bemerken; auch wird dem gutmüthigen sogar angenehm

sein, ohne sich damit zu tadeln, Personen etwas nachsehen zu dürfen, deren Langmuth und Vertheidlichkeit es künlich auf die Probe stellt. Xiberte Nachahmungslucht, Erbfinde des menschlichen Geschlechts aller Stände und Alter, kann nicht früh genug in ihrem ersten Keime entwurzelt werden: daß die gute Seite dieses Naturtriebs dadurch nicht ererbe, dafür hat die Natur selbst und die Nothwendigkeit gesorgt. — Da die „Erziehungsllehre“ des Verf. grade dadurch allen christlichen Religionsparteien angemessen wird, daß sie ihre Vorschriften nicht auf Glaubenslehren stützt, welche ausschließlich einer einzelnen zuzukommen, sondern auf die leitenden Grundzüge des göttlich verbürgten Sittengesetzes, worüber die verschiedensten zusammenstimmen, so hat uns nicht wenig überrascht, S. 207 den hochverdienlichen Kant von ihm mißverstanden zu sehen. Einen inangeregelten Denker hat weder die Bergangenheit aufzuweisen, noch wird die Zukunft jemals aufzustellen vermögen. Seine ganze praktische Philosophie, selbst sein unerschütterlicher befestigter Glaube an die Gottheit ist auf tiefgefühltes ethisches Bedürfnis gegründet, dem jede seiner Schriften das Wort redet, und seine Religionsphilosophie eine reiche, von zinsichtslosen Theologen hochgeschätzte Quelle der Belehrung für Leben, der mit Worten Begriffe verbluden will. Wie einseitig und beschränkt auch die Ansichten seiner frommen Aeltern und Erzieher gewesen sein mögen, er ist nicht bei ihnen stehen geblieben, sondern hat sie und jede von ihnen abweichende Uebergengung, die sich einiges Kuffehen erworben, gewissenhaft nachgewogen und geprüft. Hr. Schwarz mag vor sich verantworten können, ihm den Namen des recht eigentlichen, des christlichen Philosophen abzuspochen, der nicht wahrhaft christlich frei gewesen sei, nicht unmittelbar aus dem Urborn der Wahrheit geschöpft habe: wir leugnen das letzte schlechterdings, obwohl wir ihm so wenig als irgend einem Sterblichen zutrauen, er habe vermocht ihn zu erschöpfen; aber wir beneiden und befehen Niemand um das Bewußtsein, sich geistigster zu dünken als der Weise von Königsberg! Begreiflicher ist uns die Unzufriedenheit des Verf. mit Wötke's Religionsansichten; nur irrt er gewiß, wenn er glaubt, diesem sei unbekannt geblieben, was er sich nicht aneignen wollen. Wötke's Schriften und Briefwechsel, seine vieljährige vertraute Verbindung mit Religionsbekennern jeder Art und Farbe beurkunden im Gegentheil, er habe sich mit Untersuchungen dieses Gegenstandes nicht selten beschäftigt, und mitunter sogar Eregetik und Potemik geübt. Wir zweifeln um so weniger, daß der Dichter, den alle Mufen begünstigt, auch von der heiligen begeistert geworden sei, obgleich er nicht rathsam gefunden, deren Eingebungen einem größeren Kreise mitzutheilen als dem, welchem er sie ursprünglich bestimmte, da aus seinem Briefwechsel mit Zelter hervorgeht, er habe sich noch am Abend seines Lebens mit diesem zu einem kirchlichen Oratorium vereinigt. Aber was soll man zu dem Particularismus des Hrn. S. sagen, dem sogar der Christenfinn unferes Messiaslängers nicht vollgültig genug scheint? Ist das Ultrarationalismus oder Ultrafupernaturalismus? — Die „Nachträge zur Erziehungsllehre, hauptsächlich mit Beziehung auf Schubert's Geschichte der Seele“ sind überaus belehrend und reichhaltig. Der letzte Kuffas des Herausgebers, ein kurzes „Gespräch mit einem Gegner“, führt den an sich nicht schweren, aber wie es scheint, zeitgemäßen Beweis, daß auch dem Erzieher ein Ideal seines Berufs vorgehalten werden müsse, wenn er nicht sogar hinter dem zurückbleiben solle, was seinen allerdings beschränkten Kräften zu erreichen möglich ist. — Unter den fremden Beiträgen ragen vor allen hervor: „Drei Schulerden“ des Gymnasialdirectors Bömel zu Frankfurt a. M. Sie sind historisch-pädagogischen Inhalts und schildern den unsterblichen und segensreichen Einfluß des großen Melancthon und des nicht minder verdienlichen Johannes Sturm in Strasburg. Weider Zeitgenosse, des Erstern Schüler und Schöling, Flacius Illyrius aus Xibona in Xrien, nicht minder ausgezeichnet durch seltene Naturgaben und umfassende Gelehrsamkeit, war fähig und geschickt, zu wirken wie sie und als

Kritiker und Geschichtsforscher sie vielleicht zu überglänzen. Dazu gebracht es ihm weder an redlichem Eifer, noch an unerschütterlicher Kraft, noch an zuvorkommender Aufmerksamkeit. Aber ein, wie es scheint angeborener Eigensinn, eine leidenschaftliche Strohhaberei, eine Berachtung jedes Rathes theilnehmender Mitleidigkeit verbitterten sein Leben, rissen ihn fort zur Unabkanntheit und Unabkannbarkeit, und machten selbst den nachsichtigsten seiner Gönner und Bewunderer unmöglich, ihn zu schützen und zu retten. So endete der Mann, um den sich Fürsten und Universitäten beworben hatten, auf dessen Befehl jede Bebrauhalt Kuff gewesen wäre, bereits im 64. Jahre seines Alters, kaum gebadet, im Armentrankeuhause zu Frankfurt a. M. Ein Beispiel dieser Art kann der empfänglichen Jugend nicht lebendig genug vorgehalten werden, da die Erfahrung ergibt, daß es viel leichter ist, mit Flacius' Fehlern als mit seinen Talenten zu werben fern. — „Allgemeine Bemerkungen über den Gang des Menschen, von einem Kenner der Gymnasien“ eignen sich für die Kunde des Erziehers. — Den Schluß des Ganzen, das lebende Gutachten des Dr. Kröger, welchen der Herausgeber einen trefflichen und unbefangenen Schulmann nennt, „Ueber die neue Methode fremde Sprachen zu lehren, die Hamilton und Jooet gegeben“, gehörte zur Verooständigung der Geschichte des Unterrichts, da die Methode Kuffen gemacht hat; obgleich wir der Meinung des Herausgebers aus Ueberzeugung beifügen, daß sie so naturgemäß nicht ist, als sie aussieht, und uns sogar erlauben, sie weder für eigentlich neu, noch in ihrer sachlich strengen Durchführung für leicht und angenehm zu halten. 57.

Literarische Notizen.

Mit großem Beifall ist aufgenommen worden: „The doctor“, 2 Bde.; seit „Tristram Shandy“ vielleicht das originellste Buch, das in England erschienen ist.

Jacob Sparks gibt in Boston „Library of american biography“ heraus, wovon jährlich 4 Bde. erscheinen sollen. In darin enthaltenen Biographien werden nach Originalmaterialien von verschiedenen Verf. bearbeitet. Der erste Band enthält unter andern die Biographien des Generalis John Stark von Connecticut und des amerikanischen Romandichters Charles Brockden Brown, der zweite die Biographie des Ornithologen Wilson, der dritte soll die Geschichte des im Revolutionenriege hingerichteten Verräthers Benedict Arnold von Sparks liefern.

Harriet Martineau hat eine neue nationalökonomische Novelle: „The park and the paddock“, als die erste Erzählung zur Erläuterung der Lehre von den Steuern herausgegeben. Die zweite gleichfalls erschienene Erzählung heißt: „The tenth haycock“. Zur Erläuterung des Systems der englischen Armenpflege schrieb sie drei Erzählungen: „The town“, „The parish“, „The hamlets“. Die ganze Sammlung dieser „Illustrations of political economy“ besteht jetzt aus 9 Bdn.

„The life of the late Adam Clarke“, des western Theologen und gelehrten Orientalisten, ist in 3 Bdn. zu London erschienen. Der erste Band ist von ihm selbst, den zweiten und dritten hat seine Tochter, Frau Smith, hinzugefügt.

Eine neue treffliche Karte der Vereinigten Staaten und Theilen von Ober- und Unterkanada und Texas ist zu New York von Amos Day herausgegeben worden, 5 Fuß 2 Zoll lang, 4 Fuß 4 Zoll breit. Beigefügt sind statistische Tabellen.

Hugh Pearson hat „Memoirs of the life and correspondence of the rev. Christian Frederick Swartz“, des verdienstvollen Missionars in Indien, in 2 Bdn. zu London herausgegeben. 7.

literarische Unterhaltung.

Donnerstag,

— Nr. 177. —

26. Juni 1834.

Italiens literarische Verjüngung.

Erster Artikel.

Verfolgt man die literarischen Erhebungen der Deutschen seit Lessing und Kant, wie der Engländer, Franzosen und Italiener seit den Zeiten der staatlichen Umwälzungen mit ruhiger Unbefangenheit zwar, aber doch echt menschlicher Theilnahme, so muß man Goethe's bekanntes prophetisches Wort von einer sich bildenden Weltliteratur für gleich tief aus dem Innersten erkannten Wesen der Literaturren geschöpft, wie wahr, natürlich und erfreulich ansprechen. Gesammelte Kräfte sich aufheben und heben; getrennte sich sammeln, vereinte zurücklehren, unflüchtig beharrlich und anhaltend streben zu sehen — dies Schauspiel führt nothwendig auf den Gedanken einer widererkannter immer mehr und mehr zu einem Ganzen sich schließenden und ründenden Einheit aller Kräfte des Menschengeistes, der hiernit seine Unverwundlichkeit und Ewigkeit beachtet, die freilich eben aus diesem Ganzen hervorgeht. Auch der rasche Verlauf dieses Schauspiels, das so reich an Handlung und Stoff ist, das Fernste heranzieht, die schroffsten Gegensätze herausbeschreibt, um sie seinem Grundgedanken anzudeuten und durch ihn zu vermitteln, könnte zu manchen fruchtbareren Betrachtungen Anlaß geben, die aber freilich hier nicht Platz finden dürften, wo es das jüngste Beispiel einer aus tiefer Verfallenheit sich aufzuheben beginnenden Nation gilt, die, nachdem sie von ihrem elassischen Boden aus den Sinn für die Herrlichkeit einer alten untergegangenen Welt angefaßt und zur Förderung einer neuen befeuert, nachdem sie Geister ausgegeben, an deren Erzeugnisse Himmel und Erde die Hand legten, wie Dante von seinem unsterblichen Gedichte mit stolzem Selbstbewußtsein sagt, und die eine neue Wissenschaft begründeten, wie Plato; nachdem sie in diesem Wiedergeburtstrange die wahren und die falschen Wehen des nachwühligen Spottes und zügellosen Witzes aber eine nachwachsende, rührende Staatskunst, des gedankenlosen Unglaubens und der frevellichsten Zwieselfucht überstanden, die Stumpfheit erhartete, oder auch in einseitiger Nachahmung früherer Muster erschaffte und in wasserflüchtiger Aufgebuntheit und Breite zerfloß. Sprache und Styl, Flokkelwesen und Kaulpoesie waren lange, mit Ausnahme würdigerer Einzelnen, aber weniger Beachteten, das Höchste, worauf ihre Poetik und ästhetische Kritik hinauskam,

und wie in ihrer Religion verteidigte sich auch hier nicht der Glaube an ein selbiges Ueberliefertes, sodas die lebendigsten und schönsten Anklänge und Anschauungen aus einem weitem Gebiete des Geistes, aus tieferer Ferne als der bishetigen, angezündet und sofort mit dem Wortspruch: non si pud, non va, non sta, non si dice, gelöscht wurden.

So stand es; als nach der festgeborenen sogenannten Restauration, nach Murat's Fehlversuchen erweiteter Herrschaft, in Mailand die provisorische ökonomische Regierung den innern Groll und Ortann der Bessern, aber auch zugleich den edeln volkswähligen Vorfas weckte, nach Kräften Betribsamkeit, Handel und Gewerbe, Bildung und Kunst zu fördern. Graf Luigi Porro Lambertenghi aus Como, und Graf Federigo Confalonieri sprachen: Laßt uns unser Land wieder von Neuem erziehen! Und in diesen Erziehungsplan wurden Wissenschaften, Künste, Schulen, Manufakturen u. s. w. gezogen.

Mit diesen letzten Worten beginnt Pier Marconelli, der unglückliche, unfern Lesern schon bekannte Wittgenangene des wackern Dichters Silvio Pellico, seine Mittheilungen und Ansichten von Poesie in dem jüngst zu Paris erschienenen „Addizioni alle Mie prigioni di Silvio Pellico“, welche mit ebenso viel Freimuth und Unerschrockenheit, als Geist und Herz über die harte Cabinetpolitik gegen Staatsgefangene, wie die Carbonari, zu welchen er mit vielen Andern gerechnet wurde, manchen Aufschüffe geben. Wir lassen aber diesen unerschrockenen und gehässigen Organstand der Seite und berichten lieber mit ihm, was Erfreuliches und Förderliches aus Noth und Geam hervorgegangen und ferner edle Widon und Freiche verspricht, sowie es den Glauben an die unbedingbare Macht der Idee nähert und kräftigt. Nur dies bemerken wir noch kurz voraus, daß Bildung für Wissenschaft und Kunst auch hier sich immer mehr als in tiefer, allgemeinen Gründen, fernweg in abstracten und abgeblühten Gedanken und Hingespinnsten wurzelnd erweilen.

Man begann, erzählt uns Marconelli, damit, daß man im Hause Porro das berühmte Journal: „Der Vermittler“, gründete, dessen Secretair Silvio Pellico war. Hiermit beabsichtigte man, den Geistern eine andere literarische Richtung zu geben, oder mit andern Worten, die Wissenschaften auf ihren reinen und ursprünglichen Stock zurück-

zuführen, mittels des Schönen zum Wahren zu leiten. Die Schranken einer armseligen, ausschließenden, unbilligen Kritik sollten niedergerissen, die eignen Reichthümer besser gewürdigt, die fremden mehr genügt, die Schriftsteller ermuntert werden, die Dogmen einer übereinstimmlichen und nachgemachten Natur aufzugeben, um die eine und vielgestaltige, aber immer lebensvolle und schlichte zu erforschen.

Und so verdanken wir diesem heilsamen und geistigen Anstoß noch immer Silvio Pellico's psychologische, Alessandro Manzoni's geschichtliche Tragödien, des Letztern erhabene Hymnen, des Erstern ereignisreiche zarte Gesänge, Grossi's „Abegonda und die Kreuzzügler“, „Die Verlobten“, kurz das Schönste, was die italische Literatur seit 1818 hervorgebracht hat.

Nachdem nun auf die Männer einer entnervten, geschwächten Literatur Alfieri gefolgt war, der wie ein wüthendgewaltiger Simson allein zwei ganzen Jahrhunderten gegenübersteht, sie drängt, erschüttert, niedermißt und ein unheiliges Phylistergebüch zerschmettert; nachdem dem ungeheuern Sturze nur zwei an der heiligen Flamme des Gottes Israels Erglühte entronnen, der Sänger der christlichen Siege über die Türken, Biancajo Filicaja, und der die Symbole menschlichen Ursprungs kraftvoll verpersönlichende Andreini, Verf. der Tragödie: „Adam“, der Vico der Dichter, erhaben, wild, vergessen wie dieser, der in Milton die großen Phantasien anregte, wie Vico die tiefen Wahrheiten, die heutzutage jede philosophische Schule durchdringen; nachdem sich um den Kolos Alfieri ein heiterer und keuscher Kreis vielförmiger Stylbildner gesammelt; nachdem Mehre darunter schon stieliche Zwecke anstrebten, wie Foscolo, Pindemonte, Parini; nachdem Andere auf Shakespeare's, Calderon's und Schiller's Schwingen über die fälschlich Aristotelisch genannte dramatische Kennbahn hinausgeflogen, wie Carlo Gozzi: so war es wol an der Zeit, daß eine neue, mit großen Gedanken und Gefühlen genährte, große Wahrheiten lehrende und zu großen Thaten treibende Literatur erstand.

Monti, dieser glückliche Altvater des guten Geschmacks, der nur glänzende und prächtige Worte zu eigen hatte, was vermochte er, als eine Literatur, die er nicht schuf, italienisch einzufleiden? Liebeschwärmerei sprach er mit Werther's Gedanken aus, Epöde mit Homer und Virgil, Tragödien und Hymnen mit der Seele der besten Tragödien und Epiker vor ihm. Sprach er allein, so war sein bestes Werk, ein Wunder des Stils, doch zugleich erbärmlich, ein Diebstahl, oder ein Gehäuf von Gestohlenem, ein Verbrechen. Ganz Italien fühlte die Nothwendigkeit, sich von dem Flecken der „Bastovilliana“ rein zu waschen, als hätte Monti es damit durchaus und durch ein in Verlegenheit gebracht. Die zweite Wunde, die Nachahmung, hatte uns so durchgängig verächtlich gemacht, daß wir uns nicht eher erholten, als bis die neue Morgenröthe des „Vermittlers“ anbrach. Uebrigens waren Monti und die Mitarbeiter an der neuen Zeitschrift die wahren Vertreter Italiens auf verschiedenen stielichen Standpunkten.

Das knechtliche Italien hatte seinen Monti, der sich dreißig Mal nicht vor dreißig verschiedenen Meinungen, sondern Herren bückte; denn sein Sinn stand weder auf Freiheit, noch auf Absolutismus, noch irgend etwas an sich; es war eine Fröhnerseele, an Personen hingegeben, nicht an Grundsätze. Er sang nicht für Monarchie oder Demokratie, sondern für den Kaiser Napoleon oder den Consul Bonaparte, und beide Personen waren ihm Eins. Wie es sich eben traf, vertauschte er gleichgültig Napoleon mit Washington, Bonaparte den Consul mit Franz I. von Oestreich, Lafayette mit Pius VI. In der That haben viele seiner Gedichte nach und nach all diese Namen geführt.

„Ein Knecht ist ein halber Mensch“, sagt Homer; es scheint, als hätte der unserre Stand der Dinge, wenn Monti und seine Zeitgenossen geboren wurden, ihnen nur eine halbe Seele gelassen, das Schöne zu fühlen, nicht aber zu schaffen.

Seine Galle gegen Das, was er das Schöpfungsgeflüst nannte, war merkwürdig; nach ihm war es häßlich, nachzuahmen, oder auch nur das schon Hervorgebrachte nochmals hervorzubringen.

Aber auch das knechtliche Italien hatte doch manche unruhige Seele, welche die gemeinsame Knechtschaft nicht ertragen konnte; dieser Bruch, der einen Antagonismus bestand, welchem dereinst unser Land sein Heil verdankt wird, war der heilige Feuerfunke, der Italien nicht erlösen ließ und den Uebergang von den Knechten zu den Freien machte. Foscolo bezichnete diesen Uebergang.

Unstreitig war Foscolo bürgerlich höchst freisinnig; aber ich spreche ebensowol von bürgerlichem und künstlerischem Freisinn, wie von bürgerlichem und künstlerischem Knechtsthum. Italien also, das sich frei machen wollte, hatte die Mitarbeiter des „Vermittlers“; so wahr ist es, daß im Gebiete der Sittlichkeit wie der Schönheit Alles sich bindet und eint, und die Kunst Ausdruck des bürgerlichen, politischen und religiösen Zustandes eines Volks wird. Mancher bleibt, weil er einen Grundsatz nicht in all seinen Folgen überschauen kann, auf halbem Wege stehen, während ein Anderer das Ziel erreicht; der Letztere ist ein guter Logiker, der Erstere in Widerspruch mit sich selbst. Es gibt in Italien berühmte Männer, Lehrer, welche bürgerliche Freiheit und literarische Knechtschaft einseitig hegen, wie Foscolo, und nicht merken, daß der Uebergang schon von diesem vollständig vollzogen, und Großherzigkeit Fortschritt war; daß sie aber jetzt, da man unlangbar in ein anderes Studium übergegangen, Rückschritte, Pessimismus, Jüberaltit sind.

Es war nöthig, den stielichen Keim des „Vermittlers“ gehörig zu beleuchten, um seine höchstwichtige Schöpfung zu verstehen. Er war eine logische Schule der Freiheit. Eine italienische Regierung nannte ihn eine Verschwörung. Allerdings ist auch jedes ehrenwerthe Streben nach Verbesserung des Gesellschaftsstandes eine Verschwörung der Guten gegen die Schlechten, eine Verschwörung, wie sie das Evangelium allem Irrthum, Vorurtheil und Unheil ankündigt.

Zwei Professoren zu Bologna vertraten, der eine das bürgerlich freie Princip Foscolo's, der andere das bürgerlich und ästhetisch freie Princip. Der Erste ist Paolo Fa; der Zweite Francesco Orioli, ein europäischer Name, durch seine etruskischen Alterthumsforschungen und Pöologie Paris in Erfahren gesetzt hat. Man kann sagen, er hat in Bologna eine Colonie gegründet, welche doppelte Freiheit des „Vermittlers“ bekennt, und über die sittliche und ästhetische Schönheit der Religion ist, und keineswegs für mit der wahren Vaterlandsliebe unvereinbar achtet.

Wie der Baum in des Nebuladnezar Nachtgesicht stürzen und Früchte getrieben hatte und alle Heerden des Landes unter seinen breiten Ästen weideten, so sah auch der „Vermittler“ blühschnell zwei große Tragödiendichter entstehen, welche zwei große menschliche Aufgaben bearbeiteten. Der Herz und Nieren prüfende Pellico wählte sich als Individuum und hatte eine ganz geistige Welt vor sich. Manzoni wählte den Menschen im Ganzen, das Volk, auf seinen verschiedenen Stufen der Noth und der Besittung; somit hatte er eine plastische Welt vor sich, wie er, wie den adamitischen Lehmn, mit göttlichem Hauche efselte. Alle Außerlichkeit mithin, die bei Pellico, seinem Werke gemäß, beiläufig ist, wird bei Manzoni, um eines andern Zweckes willen, nothwendig und Hauptsache. In der nun Pellico und Manzoni ruhig ihrem Berufe folgten, die Gegenwart durch Darstellung von Leidenschaften und Charakteren, Tugenden und Lastern, Unterdrückungen und Bedürfnissen aller Zeiten, Jeder auf seine Weise zu belehren, schuf Berchet, der echte itallische Tyrtaus, für die heute, für die am meisten unterjochten Landschaften eine Poesie, welche den armen Verbannten das Heimweh anregt, denen aber, welche die Luft unserer Schönen und herrlichen Halbinsel athmen, den Drang nach Unabhängigkeit.

Sage man immerhin: „Das ist Partei poesie, keine itallische, keine Welt poesie, sie wird sich nicht halten“. Mag sie doch: Berchet wird wenig für die Kunst, aber sehr viel für sein Land geleistet haben. Danken wir ihm, ehren wir ihm dafür. Er hat freiwillig einen Theil seines Nachruhms dem höchsten Gute hienieden geopfert, der Freiheit seines Geburtslandes.

(Der Beschlus folgt.)

Romanenliteratur.

1. Der Amirante von Castilien. Nach dem Französischen der Herzogin von Abrantes. Frei übertragen von E. Kruse. Vier Bände. Leipzig, Kollmann. 1853. 8. 4 Thlr.

Ohne politisch-moralische Untersuchungen anzustellen, inwiefern das scharf ausgesprochene Rationale eines Volkes, das Festhalten der Meinung, das Kleben an Vorurtheilen und Gewohnheiten der fortschreitenden Ausbildung nachtheilig sei, wollen wir desto bestimmter die Behauptung verteidigen, daß jeder rationaile Zustand, der noch nicht ins Allgemeine sich runnet und glückt, dem Romanenschriftler überaus günstig sei. Er darf noch eigenthümliche Charaktere, das Geffrige nach dem heutigen abschildern, ohne den Vorwurf auf sich zu laden, er sei unnatürlich und verwechle die Zeiten. So konnte die Verfasserin die geschichtlichen Personen und Thatsachen am Anfang des 18. Jahrhunderts nach eignen Beobachtungen und

Erfahrungen portrairen und motiviren, denn im Besentlichen haben hundert Jahre keinen Unterschied in Gesinnung, Lebensweise, Vergnügungen u. s. w. in Spanien hervorgebracht, wenn man auch keinen Herzog mehr findet, der da glaubt, Philipp V. könne in einen Drangenbaum verwandelt werden, wenn er in einem Wagen feige, ihm von bedenklicher Hand geschenkt. Die gräßliche Schwörungsscene des unglücklichen Karl II., dem von boshaften und beschränkten Pfaffen eingeblübet wurde, er sei vom Teufel besessen, wäre auf diese Weise wol jetzt nicht mehr möglich; aber den Glauben an teuflische Einwirkungen hat ein großer Theil der heutigen Spanier schwerlich als Hingespinnst von sich abgewiesen.

Die Verf. brauchte wenig Erfindungs gabe, den bedeutenden historischen Stoff auszuschmücken, um Studien und eigne Anschauung, das flüchtige Unzusammenhängende, Unverständliche auszumalen, in Einklang zu bringen und es und deutlich und anziehend zu machen. Auch ist ihr dies im Durchschnitt sehr gut gelungen: wir glauben an die Wahrschaffigkeit der Darstellung; wir befinden uns am Hofe des letzten spanischen Königs aus dem östreichischen, dem ersten aus dem Bourbon'schen Hause; wir sehen eine wichtige Zeitepoche mit ihren Leitern und Geleiteten, ihren kirchlichen und weltlichen Festen, Empfindungen und ländlichen Freuden an uns vorübergehen, bewundern das Berschaulichungsvermögen der Materie, ihr weibliches Zartgefühl, das dem sittlich und physisch Hässlichen, das sie aus ihrem Gewände nicht entfernen durfte, den Schleier der Grazie lieb, und so es auf erlaubte Art verschönte. Wir beklagen den zu Tode gemarterten blöde und wahnfinnigen Karl II., dessen Werknachte Blige des Gefühls, des Berkanthes durchschunden; wir begrüßen, wie die leichtfertige, leidenschaftliche Königin, trotz ihrer persönlichen Reize, mit ihrer Gedankenlosigkeit ihre Anhänger ungeduldig machen und ihrer Partei mehr Schaden konnte als selbst die Segner. Wir sehen in das Gewebe ehrsüchtiger Ränke, die Thronfolge Spaniens betreffend, wir verdammten den unbarmerzigen Reichvater des gepreimigten Karl, den Großinquisitor, im Solde Frankreichs, welche Macht auch den guten schwachen Cardinal Portocarrero für sich zu gewinnen weiß. Auch der herrschsüchtige eigennützig Minister Dropeja ist aus dem Leben gegriffen, wahrscheinlich nach geschichtlichen Zügen entworfen. In seinem Verhältnisse zu dem Inbier Gomez, der erst im Tode als die abenteuernde Konne Catalina, die zugleich Fährndrich war, entdeckt wird, bleibt Vieles dunkel. Ebenso ist man ungewiß, ob die Verf. für oder wider ihren Heiden, den Amiranten, Partei nahm. Er ist ganz Spanier, stolz, muthig, eifersüchtig, empfindlich für den Ehrenpunkt und hat nicht so ganz Unrecht in seiner Härte gegen seine Gemahlin, Dropeja's Tochter, wenn wir auch nicht billigen, daß er sich widersetzt, die Ehe als null zu erklären. Auf den Jugendgeliebten Antonia's wird ein ganzes Register von Vortrefflichkeiten aufgestellt, wir lesen die Beschreibung davon, aber wir finden sie nur darin, nicht an dem Manne selbst, der Amirante darf ohne Eigenliebe sich dem Nebenbuhler Fernando lähnlich gegenüberstellen. Farblos wie dieser, von unbestimmten Zügen ist auch die Schöne, zu der Vermuthung Anlaß gebend, daß die Phantastie der Verf. weiblicher Natur sei, die den empfangenen Keim glänzend und frisch auszubilden, nicht aus sich selbst die Gestalt erschaffen kann.

Die Uebersetzung läßt die gefällige fließende Schreibart des Originals nicht vermissen. Dagegen steht der deutsche Corrector gegen seinen französischen Kollegen sehr im Nachtheil, denn er ließ eine solche Menge von Druckfehlern stehen, daß man gewöhnlich auf jede Seite einen rechnen kann.

2. Blutrache im Hause Anjou. Eine Erzählung von Novellen aus Neapel und Ungarns Vorzeit. Von H. C. R. De laur. Erster Theil. Johanna I. Königin von Neapel. Zweiter Theil. Otto der Trentiner, Herzog von Braunschweig und König von Neapel, und Elisabeth und Maria, Königinnen von Ungarn. Neuhaldenleben, Gyrand. 1853. 8. 3 Thlr.

Gegenden und Ruff, Kleider und Heilmethoden, Alles ist

der Mode unterworfen, so auch hiesigen Charakter und Werts. Lange Jahre modern sie bekamde und vergessen in alten Chroniken und Geschichtsbüchern, plötzlich erinnert Jemand an sie, und nun bemächtigen sich Romanen- und Tragödiendichter ihrer und pressen und brühen so lange an ihnen, bis das letzte Erbschaften Post herausgequollen ist. So ist Johanna von Neapel seit Kurzem aus der Bergessenheit aufgetaucht, und wirklich eignen sie ihre abentheuerlichen Schicksale, ihr tragischer Tod recht wohl zu einer romantischen, ja dramatischen Heilung. Unser Herr, Kall ist kalt und herrschsüchtig dar, wie sie der Politik des Vorgesens Liebe, das Glück der Schwester opfert, den rohen Andreas von Ungarn, den Wollstücker von wüsten Sitten; als Gemahl duldet, seine Ermordung nicht gebietet, aber sie Rückschweigend billigt und darum weis. Ihrem Väterworte folgt der Herr, mehr aus politischen Gründen als aus angelegelter Leidenschaftlichkeit ab. Bösos gebiert Bösos, und so beschleitet der Königin Mörder und Nachfolger, Karl Durazzo, dem ein Verbrechen das Dasein gab, Alles, was seine Vorgänger verschuldeten, bis auch er, der halb Wahnsinnige, der Macht verfallt, die erst dann gestillt ist, bis sie ihm Haupt mehr findet, auf das sie Anspäcke gründen kann. Die ganz unschuldige Maria von Ungarn muß für die Verbrechen der schändlichen Mutter und deren Parteihäupter durch lange Gefangenschaft und frühen Tod haben nach kurzer, friedlicher Ehe. 8. Heinrich Masterton, oder Abenteuer eines jungen Cavaliere. Vom Verfasser von „Cardinal Richelieu“, „Darnley“ u. s. w. Uebersetzt aus dem Englischen von G. H. Fischer. Drei Bände. Leipzig, Kollmann, 1833. 8. 4 Thlr.

Wie jener Mann die Erlaubniß, höchlich zu sein, abtriet, so übertricht unser Herr, die Erlaubniß englischer Romanenschriftsteller einer breiten Exposition und weit ausgehobener Gespräche. In die Betrachtungen schliessen sich Gemeinplätze ein; die Geschichte an sich ist anziehend, die Charakterschilderung der Hauptpersonen gelungen. Aber das Eigenthümliche der damaligen englischen Schilderungen und Quellen, der Cavaliere und Kundsche, kommt nirgends zur Erscheinung, Heinrich Masterton und sein Bruder gehören jenen fast nur zufällig an, und diese werden bloß im Vorbeigehen aufgeführt. Die meisten handelnden Personen gehören in die Kategorie der Achselträger, die sich ein Pfortchen offen erhalten, durch welches sie zur obliegenden Partei sich retten können. Die Liebesleiden und Freuden, die vielen Fährlichkeiten, die Heinrich und die Seinigen erleiden, das nicht immer klare und wahrscheinliche Geschäft des mit ihm in Beziehung stehenden Personen fällt den Inhalt, vermehrt durch epische Begebenheiten und Personen; unklar ist die des für Frankreichs Herrlichkeiten enthaftigen Mitters Miray eine der ergößlichsten, scharf ausgeprägten. Worte aller Art, die sich gutest so häufen, daß sie beinahe lächerlich werden können, führen Heinrich über alle Hindernisse hinweg, und wir verlassen ihm am Schluß im Besitz eines wohl verdienten ehelichen Glückes, mit Gütern gesegnet, als einen wohl bekannten Mann. Die Uebersetzung scheint durchgängig Braue zu beabsichtigen und in diesem Bestreben mitunter auf falsche Fährte gerathen zu sein. 53.

Galanterien und Liebesgeschichten August des Starken, Königs von Polen und Kurfürsten von Sachsen. Nach: „La Saxe galante du Baron de Polnitz“. Frei und in Novellenform bearbeitet von H. E. R. Bolani. Zwei Bändchen. Neuhadensleben, Ctraud. 1833. 8. 3 Thlr.

Seit einigen Jahren hat sich Herr. Köthe gegeben, eine Schrift wieder in die Hände zu bekommen, die ihn vor vierzehn 20 Jahren ein gewisses Interesse ablockte, nämlich „La Saxe galante“, nicht in einer der miserablen Uebersetzungen, die davon existiren, sondern im Original, welches gut ge-

schrieben ist. August, der sogenannte Starke, ist einer der auf fallendsten Charaktere in der Geschichte des vorläufigen Jahrhunderts. Ein Mann von den schönsten Naturanlagen, von einer seltenen geistigen Kraft, überragt er seine Zeit und geht endlich in ihren Erbärmlichkeiten unter, weil der Stolz seine Kräfte sein Bett, seinen Damm, seine Beschäftigungen senk, wie ihn nöthigten, bequem und beglückend für die Menschheit zu hängenwallen. Was war dieser Herr besonders darum aufgefallen, weil er, der sich gleichsam in der Galanterie und den überdehnten Geschmacklosigkeiten der französischen Hofmode unter Ludwig XIV. erschöpfte, zu einer solchen Reinheit der Geschmack sich erheben konnte, daß er mit her ihm eigenen Feingebigkeit Summen für Gemälde und Kunstwerke hingab, beim wahren hohen Werth erst unsere Zeit vollständig zu wiedererleucht hat. Offenbar ist die besonders von ihm herrschende Sammlung in Dresden ein Beweis für Das, was August hätte sein können, wenn er gegügelt worden wäre.

Leider hat das vorliegende Werk bloß das Bedenken, und diesen Herrn nur in seinen Lässen zu zeigen. Man könnte eine gute Geschichte dieses Mannes wünschen, wenn man hier, aus des aufmerksamen Pölnitz Memoiren herausgeschnittene vollständige Bilder lieft. Wir beneiden das Publikum nicht an dieses Geschenk des Hrn. Bolani, und möchten ihm nur ein Äußerungswort einer Zeit, eines Hofes und seines Dats ein, obwohl untergeordnetem Werth beimessen. Die Erzählung ist oft zu breit und der Wiederholungen desselben Stoffes zu viel. Offenbar hat die galante Fähigkeit der Zeit, die er schreibet, den Herr übermannt. Im Französischen des Hrn. v. Pölnitz nimmt sich vergleichen noch leidlich aus, aber nicht im Deutschen, welche dem Geschmack der Zeit angepaßt sein sollen. Einmalig ist an dem Original nichts veränderbar, und wie glauben, Hr. B. hätte besser gethan, dieses wiederzugeben, wie es ist. 23.

Literarische Notizen.

„Histoire de France, depuis juillet 1830 jusqu'à la fin de 1834, considérée sous les rapports politique, industriel et littéraire, par Ch. Villegre“ wird 4 Bde. stark werden, die in wesentlichen Lieferungen zu 2 Bogen herauskommen; die erste und zweite sind bereits erschienen. Wenn die Franzosen ihre Geschichte nicht von Grund aus lernen, so mögen sie wenigstens ihren Schriftstellern und Beratern die Schuld nicht beimessen. Eine Geschichte von Frankreich jagt die andere; der Anzahl derselben, die seit Kurzem vollendet wurden oder noch in einzelnen Lieferungen erscheinen, schließen sich in rascher Folge immer neue an. So wird auch in neuester Auflage Montgallier's „Histoire de France depuis le règne de Louis XVI. jusqu'à l'année 1825“ behufs größerer Verbreitung in Lieferungen zu 2 Bogen mit 1 Stahlstich angefündigt (Preis 50 Cent.). Das Werk wird nicht nur im Kupfer sehr schön ausgestattet und mit 90 Stahlstichen nach Zeichnungen von Raffet geschmückt sein, sondern auch nur 45 Francs in dieser Ausgabe kosten, statt daß der Preis der früheren 69 war.

„Discours et faits mémorables du général La Fayette“ werden in 2 Ausgaben, in 8. und 12., angefündigt, sie sollen in breiten Ausgaben 3 Bde. betragen und in 16 Lieferungen ausgegeben werden.

Demanne hat eine Auswahl von d'Anville's Schriften unter dem Titel: „Oeuvres de d'Anville“, in zwei Quartbänden mit Karten und Bildniß des Verfassers herausgegeben.

Von Raban ist „Le bonnet rouge“ in 4 Bde. erschienen. 48.

Berichtigung. Die in Nr. 160 beurtheilten „Deutschens Fieber von R. v. Holtei“ kosten 18 Gr.

Freitag,

Nr. 178.

27. Juni 1834.

Italiens literarische Verjüngung.

Erster Artikel.

(Schluß aus Nr. 177.)

An dem „Vermittler“ arbeiteten auch andere große Italiener außerhalb ihres Landes, wie Pellegrino Rossi und Sismondi, beide in Genf. Im politischen Fache Stoja, Romagnosi, Rossi, Pecchio, der Marchese Hermes Biscconti, der Graf Pozzo, der Graf Giovanni Arrivabene; im arzneiwissenschaftlichen Kasori; in der Astronomie Piana, Carlini, Ruffotti; im literarischen Baron Camillo Ugoni, das erste italische Muster geschmackvoller Kritik, Stovita Scalvini, Monsignor Lodovico de' Marchesi di Crema, Don Pietro Borstori.

Die neue Geschmackslehre des „Vermittlers“ hatte ihre Kunstreicher, die sie auch unabhängig von der Zeitschrift verbreiteten. Berchet gab einen Band Gespräche mit seinem Oheim heraus, welchem er Bürger's „Eonore“ überlieferte und erklärte. Es war ein praktisches Beispiel von einem Schönen außerhalb der Laufbahn, welche die Rhetoriker allein gestatteten, wobei sie denn blind oder undankbar vergaßen, daß seit Guido Guinizelli, Dante's dichteriischem Ahn und erstem Vater der italischen Literatur, bis auf Carlo Gozzi grade das Erhabenste und Ruhmvürdigste darin außerhalb dieser Laufbahn entstand. Freilich wol hatten die Rhetoriker gefiegt. Dante, Petrarca und die ganze, durch eigne Schöpferkraft entstandene Schule wurde frevelhaft verleugnet. Monti selbst, der sie hinsichtlich der Worte, oder besser, nach allen äußern Seiten hin geplündert hatte, warf sich vor, daß er zuweilen nicht mehr Homeride gewesen und meinte, seine vortreffliche Uebersetzung der „Iliade“, welche bewies, wie er eine fremde Literatur italisch einzufleiden verstand und nichts weiter, hätte wol selbst den Rhetorikern gedient, ihm die nicht legitimen Formen des Bardes und Anderes zu verzeihen, bis endlich die „Teroniade“ kam und ihn für vollkommen rechtgläubig erklärte.

Ganz Italien nahm also die „Göttliche Komödie“ und ein Sängler Laura's wieder zur Hand; ein lägenhaftes Schauspiel, ähnlich dem Nordlicht, welches das wahre Tageslicht und die Lebenswärme der Sonne lügt. Ganz Italien wußte nicht, welcher Schatz in jenen Büchern erborgten lag, welchen Keim es daraus ziehen konnte, wenn es sie nur mit keuschen, urkräftigen und freien Augen hätte betrachten können und wollen, wie die nicht

verunzeinte, nicht vernechtete Seele der großen Dichter, die sie eingab. Aber Dante und Petrarca waren damals in Italien nur zwei wiederaufgelegte Wörter, oder Handbücher von weit glücklicheren Wörtern und Phrasen als den Frugonischen und Bettinellischen, und man machte viel Aufhebens davon, daß man die Herrschaft dieser zwei eiteln und ungesalzenen Worthelden abgeworfen; was aber Dante und Petrarca wesentlich waren, das lag in tiefer Nacht verborgen. Gasparo Gozzi, eine ehrliche, freisinnige Seele, ein guter Beobachter im Sittlichen, aber ein sehr schüchternen Kritiker, einerseits von seines Bruders Karl überlegenem Geiste hingerissen, andererseits den erbärmlichen Geboten der italischen Zwergbolleaus ergeben, suchte zwei schroffe und sich ewig meldende Gegensätze zu vermitteln. In einer sogenannten „Apologie der Göttlichen Komödie“ suchte er zu zeigen, das Muster, oder der epische Prägstock mit allen Maschinen und Zubehöre sei vortrefflich in Alighieri. Es war ein wahrer Streuel in der Kunst, bezugte aber doch seinen guten Willen, mehr aus einem gewissen Instinkt für das Schöne, als mit klarer ästhetischer Einsicht den größten Dichter aller Nationen und Zeiten zu retten. Er stiferte etwas Gutes, er war Ursache, daß Dante aufgenommen wurde, aber als Homeride; womit freilich wieder das Dunkel, welches den erhabenen und geheimnißvollen Geist altitalienischer Literatur umgab, nicht aufgehellt, noch der neuen ein Licht angezündet, sondern nur die Finsterniß vermehrt, die erste Unwissenheit also nicht benommen, sondern gar noch ein Fetzthum beigelegt ward.

Darum nun trat Berchet, wohl überlegt, die Aufmerksamkeit zu spannen, mit Mustern nicht vollzeigener Literatur hervor; er hätte sonst zwei Schwierigkeiten besiegen müssen, einmal die, das neue Princip durchzusetzen, und dann, zu zeigen, daß das neue im Grunde nur unser Altes und Ursprüngliches sei. Jeder konnte seinen Dante an den Fingern herfagen; wie hätte er denn nicht auch seine verborgensten Geheimnisse begriffen? Die neuen Zwecke, die man in ihm nachzuweisen vorgab, hätten ja wie Träume ausgesehen, und die Eigenliebe wäre wol ein starkes Hinderniß auch für minder spröde Gemüther gewesen; wie es denn dem Gabriel Rossotti erging. *) Das

*) Der Dante und die mittelalterliche Literatur in eine Art

Dante etwas Grobes sei, das leuchtete freilich wol Mehrern ein; aber es ist nur zu bedauern, daß man nicht zeigte, worin denn das Grobe bestehe. Weit besser benahm sich hier Gravina. Er sagt: ich sehe in Dante ein unermeßliches Geheimniß; ich habe den Schlüssel nicht dazu, aber ich ahnde von fern, daß man ihn finden und sein Wert von einem höhern Standorte aus ansehen wird. Und trotz dieser eingestandenen Unwissenheit nannte er ihn den gesetzgebenden Dichter und mehr noch, weil ihm das hoch durchleuchtete.

Edoardo de' Marchesi di Berme, ein tüchtiger, hochherziger Mann, begriff wohl, daß man eine Literatur nicht ohne ein festes und fruchtbares Princip herstellen, und daß auch das Princip einer politischen Wiedergeburt nur aus einem andern hervorgehen könne, das es als seinem Elemente eingrimpt werde. Außerdem würde man in Egoismus verfallen. Man vermag Stunden an etwas, und Italiens damalige Philosophie war vielmehr geeignet, den Stauber zu vermehren als zu erzeugen; es war eine ganz sinn- und gefühllose trockne Experimentalphilosophie. Berme's religiöses Gemüth stellte eine andere auf weit höhern Ständen als der Empirie beruhende auf, entwickelte sie mit sanfter Beredsamkeit, unabwehrlicher Logik, mit einem jeden Hörer segelnden Zauber; es war die Philosophie des Wortes, oder Logos. Heil der Uebermacht der Wahrheit! Berme und Mangoni, die allein das Evangelium im Geist und Herzen zeugen, waren von lieben Freunden umgeben, die sie weder durch Schluß, noch durch Gefühl aufnehmen konnten; ein großer Stolz war es, daß sich ein Geist unter ihnen fand. Allmählig fiel vor dem ernsten Draben über die unabwendliche Nothwendigkeit einer neuen geselligen Verfassung, vor rechtlichen, vorurtheilsfreien Strebungen, guten Schlüssen, d. h. aufsichtigen Folgerungen aus unbestreitbaren Grundsätzen, bald diese, bald jene Duzer des Widerchristenthums, und jene Erbden geschwunden ein, daß durch das christliche Princip allein auch nichtchristliche Staaten bestehen, auch Nichtchristen einander dulden, achten, lieben; daß es, so lange es Menschen, so lange auch Christenthum gebe, weil es nicht Menschenverkündung, sondern Menschennatur ist, und darum mehr oder weniger in alle Schulen, Philosophien und Religionen eingehe, je nachdem sie mehr oder weniger die Adamskinder zu vermenschlichen oder zu unmenschlichen streben; daß endlich der Satz: „Alle Menschlichkeit ist Christenthum, und alles Nichtchristenthum Menschenfreßerei“, ein gelöstes und philosophisch erwiesenes Problem, ja Lehrsatz sei.

Berme hatte in seinem schönen Gemüth ein Buch fertig, das er die „Harmonie der Natur“ betitelte; es war die Philosophie der Liebe, war ein Hymnus an die Gottheit, war das wissenschaftlich aufgestellte, dialektisch entwickelte Evangelium, das jedes schlichte und rechtliche Bewußtsein wagt, entweder in den unermeßlichen Schöpfungs-Kreis durch Liebe wieder hereinzutreten, oder sich als vom

Kochweck gegen Päpste und Fürsten verwandelt, sobald ihn noch neuerdings Delicéze („Revue des deux mondes“, Xth. II, Xth. 3, Liefer. 4) preist. Ref.

Satan gesendet, als sich herablassendes, zerstörendes und liebloses Wesen zu bekennen und herauszutreten. Aet Recht und dessen Ausübung, alle Billigkeit, Gerechtigkeit, Freisinnigkeit, alle Freundschaft, Brudersinn, Gleichheit an Quelle unwiderstehlich dem Schöpfungsstreife, welchen die Menschheit zu vollenden berufen sei. Adger diesem hi nur Unbill, Verstricktheit, Gewaltthätigkeit, Abstraktion, Raste, Menschenfreßerei, und Lucifer's Empörung ermannen sich nur immerfort. Unglücklicherweise nach Berme, ohne sein Wert herauszugeben und, was noch schlimmer, ohne wol gar geschriebene Materialien zu hinterlassen, welche für einen Andern brauchbar gewesen wären.

Er verfaßte zwei Dramen, „Ira“ und „Eremita“. Sie wurden nicht gedruckt, aber in Mailand und Mantua von der Marchionnischen Gesellschaft aufgeführt und waren voll ureigenhämlicher Schönheit.

Marchese Hermes Visconti wollte eine Uebersicht der „Kunsttheil des „Vermittlers“ geben und bezieht die Keddichte „Classicismus und Romanticismus bei, welche so viel Sinn und Widersprüche erregten. Noch war es nicht an der Zeit, einem Volke, das man aus bürgerlicher und bürgerlicher Anechtenschaft erretten wollte, Berme's tiefe Dornen aufzuklecken; man mußte es stufenweise zur Lehre von Selbst hinführen. Hätte man zuvörderst etwa die den Kampfsplatz erweitern, und diesfalls die Beschäftigung des Intellektuels als dichterische Quelle, in Begegnung mit der alterthümlichen griechischen und römischen annehmen, oder analoge Sitte und Glauben, wie „Mitteln“, Höflichkeit und Monotheismus gegenüberstellen wollen, so glaubte man damit noch nicht aus dem Materialien herausgekommen zu sein, sondern immer noch eine gewöhnliche Plastik nur mit einer andern, jüngerer, fischerer, jungfräulichern vertauscht zu haben. Man bedurfte eines Uebergangs, und für diesen galt Visconti's Poetik. 96.

Ungedruckte Briefe der Kaiserin Josephine.

1. An die Prinzessin Louis.

St. Cloud, 21. Juli 1804.
Ich brauchte einen meiner Stallmeister, welcher zu einem Regimente ritt, die diesen Brief zu überbringen, welche die Porten: weßt einigen Epistolen für Napoleon. Ich habe die meine Gedächtnis aus Frankreich meine liebe Tochter anzuwenden. Dieser Gedanke trübete mich; allein mein Leben geht langsam vorüber und immer fern von denen, welche ich liebe. In diesen Tagen befinde ich mich ganz allein; Montag oder Dienstag reise ich nach Piedmont, wo ich einen Monat verweilen werde. Meine Gesundheitsumstände, ob ich mich gleich nicht unwohl fühle, erheischen danach, daß ich mich ein wenig von der langen ermüdenden Reise erhole, und besonders von dem Schmerz, den mir der Abschied von Eugen verursachte. Gekern habe ich einen Brief von ihm erhalten; er ist gesund und arbeitet viel. Er empfindet es schmerzhaft, von seiner Mutter und seiner Tochter getrennt zu werden. Ich erwarte bald von ihm zu hören; sie wahren, es muß sich sehr glücklich finden; die Leute lesen nicht in seinem Herzen. Doch ich wollte Dir nicht schreiben, um Dir meine Leiden zu klagen, keine Parturise, sondern um Dir zu sagen, wie glücklich ich Dich liebe. Ich und Deine Kinder, wie glücklich ich bin, sehr liebend zu sein. Meinem Sohn Napoleon bei mir zu haben.

Der Kaiser, ohne mir etwas davon zu sagen, hat ihn gleich bei seiner Ankunft in Fontainebleau holen lassen. Die

Zufriedenheit hat mich längst getüßert; er hat gefühlt, daß es mir nach ihm, Dein zweites Ich zu sehen, ein allerliebtestes Niemes, durch Dich geschaffenes Wesen! Er ist frisch und munter, er ist Deine andere Suppe, als die ihm seine Amme gibt; er kommt nie, wenn wir zu Tisch sitzen; der Kaiser-liebst ist ihm über das Besondere Deines Dames; Goredort ist jetzt wol bei ihm; ich hoffe, daß ihm die Wäder gut bekommen werden; man erzählt sich Wunderdinge von den Ruven, die sie bewirkt haben sollen. Eugen hat mir ein Collier von Malachiten, erhoben geschnitten, für Dich gegeben; ich will es Dir bei Deiner Rückkehr einhändigen. Hr. Bergheim wird Dir ein anderes überbringen, das ich zu Mailand gekauft; es sind geschnittene Amethyste, die auf Deiner höchsten weißen Haut recht gut lassen werden; ich habe nicht Zeit gehabt, sie besser fassen zu lassen.

Der Kaiser hat den Ehecontract zwischen Mademoiselle de Bouchard und Hrn. v. Courillon unterzeichnet und der Braut ein Geschenk von 30,000 Francs gemacht; es ist eine Person von großem Verdienste, die viel Anhänglichkeit für Dich hat und Deiner Freundschaft würdig ist. Sage viel Schönes von mir dem Prinzen Louis, lasse Kapoteon für mich, und glaube an die göttliche Liebe Deiner Mutter Josephine.

2. An Mademoiselle Aubert (eine der femmes de chambre ordinaires der Kaiserin).

Ich bitte Sie, meine liebe Mademoiselle Aubert, bei Ihrer Rückkehr zu Wienais zu gehen und nachzufragen, ob er mir denn endlich meine Schmuckstücke bringen will. Ich habe kein einziges, wie Sie wissen. Entschuldigen Sie sich auch, ob die Entschuldigungen fertig sind, die ich bei ihm bestellt; meine Damen legen die Hände in den Schoos, und ich selbst habe nichts zu thun. Sodann kaufen Sie im père du famille *) in meinem Namen ein vollständiges Assortiment von Chenille nebst einigen Duzend englischen Nähnadeln.

Das sind viele Commissionen auf einmal. Um keine zu vergessen, denken Sie an mich, und ich bin überzeugt, daß sie Alles richtig bestellen werden. Kommen Sie bald wieder. J. B.

3. An Ihre Majestät die Königin von Holland.

14. Mai, 10 Uhr Abends.

Ich komme soeben im Schlosse Laeken an, liebe Königin; hier schreibt ich Dir, hier erwarte ich Dich. Alle mir das Leben zurückzugeben; ich sehne mich nach Deiner Gegenwart. Auch Du mußt das Bedürfnis fühlen, mich zu sehen, mit Deiner Mutter zu weinen. Ich wäre gern noch weiter gereist; allein ich bin zu schwach, auch habe ich nicht Zeit gehabt, den Kaiser zu benachrichtigen. Ich habe Muth genug gefunden, bis hieher zu reisen; ich hoffe, daß Du Stärke genug finden wirst, mich zu besuchen. Lebe wohl, edler Tochter, ich bin erschöpft von Müdigkeit und vor Allen von Schmerz. Josephine.

4. An Ihre Majestät die Königin von Holland.

St. Cloud, 11. Juni 1807.

Ich schreibe einen Brief bei, liebe Königin, den mir der Kaiser für Dich geschickt hat und den er mich beauftragt Dir zu senden. Der Kaiser ist zu Danzig und genießt einer vollkommenen Gesundheit. Der Marschall Lesebvre ist zum Herzog von Danzig erhoben worden, mit 100,000 Francs jährlicher Einkünfte. Dein Sohn ist wohl, nur er amüßet mich sehr; er ist so sanft, ich finde, er hat ganz die Manieren des armen Kindes, welches wir beneiden. Adieu, meine liebe Portense, ich umarme Dich zärtlich. Josephine.

5. An den Herzog von Dtranto, Volksminister.

Paris, den 21. November 1808.

Herr Herzog, ich will, daß der junge Dutertre auf eine oder die andere Weise angestellt werde, so lange ich noch Kaiserin bin; Sie würden ihn bald vergessen haben, wenn ich aufhörte es zu sein. Ich grüße Sie. Josephine. (Der junge Dutertre war der Sohn des Generals Dutertre; wegen schlech-

ter Aboverbeschaffenheit konnte er nicht zum Militärbedienste zugelassen werden; höchst wunderbar klingt die letzte Phrase dieses lakonischen Briefes).

6. An Mademoiselle Demourant, Rue de Tournon, Faubourg St. Germain.

Ich bin sehr unruhig, ich muß Sie sprechen. Mademoiselle Aubert, sagte mir, Sie bekräftigten arretirt zu werden. Und warum sollte man Sie denn arretiren? Ich werde mit Dubois *) reden. Ich habe in einer der vergangenen Nächte von Schlingen geträumt und sie schürzten mir die Kehle zu, daß ich zu ersticken fürchtete. Was soll das bedeuten? Ich werde Sie künftigen Donnerstag Abends 8 Uhr im Elysée empfangen; ich werde mir stets ein Bescheiden daraus machen, Ihnen zu beweisen, daß Sie mein Vertrauen besitzen; seit langer Zeit schon haben Sie sich mich würdig gemacht. Josephine.

7. An den Kaiser.

Den 31. Mai 1808.

Einfach, tausend Dank, daß Du mich nicht vergessen. Mein Sohn bringt mir soeben Deinen Brief; mit welcher Begierde habe ich ihn gelesen, und doch habe ich viel Zeit dazu gebraucht; bei jedem Worte habe ich Thränen vergossen, oder wie süß waren diese Thränen! Ich habe mein Herz so ganz wiedergefunden, wie es immer sein wird; es gibt Gefühle, die das Erben selbst sind, die nur mit dem Erben aufhören!

Es würde mich sehr schmerzen, wenn Du mein Brief vom 19. mißfallen; ich weiß mich meiner Worte nicht recht mehr zu entsinnen; so viel weiß ich, daß ein höchst preitliches Gefühl sie mir eingegeben, der Kummer, keinen Brief von Dir zu erhalten.

Ich hatte Dir bei meiner Abreise von Malmaison geschrieben; wie oft habe ich Dir seitdem schreiben wollen! Aber ich schäute die Gründe Deines Schweigens, ich fürchtete, ein Brief würde Dir lästig sein. Der Deinige war Balsam für mich. Sei glücklich, sei so glücklich, als Du es verdirnst! Ich sage dies aus vollem Herzen. Du hast mir auch mein Theil an Deinem Glück gegeben; ich fühle es lebhaft; ein Andenken von Dir hat einen unschätzbaren Werth in meinen Augen. Lebe wohl, mein Freund; ich dankt Dir ebenso zärtlich, als ich Dich ewig lieben werde. (Diesen Brief schrieb Josephine im sechsten Monat nach ihrer Ehebindung; die Schwangerschaft der Kaiserin Maria Louise war bereits officieil angezeigt worden). 19.

Normalturnanstalt zu Paris.

Ueber diesen auch in unserem deutschen Vaterlande viel besprochenen, zu Zeiten hart beschiedenen, kann aber glücklichweise neuerdings wieder unter die Schulübungen aufgenommenen Gegenstand berichtet Professor Froissant in seiner lehrreichen Schrift: „L'art d'élever les enfans; considérations sur l'éducation physique et morale. Dédicé aux pères et aux mères“ (Paris 1833, 8.), im Capitel von der Gymnastik. Nachdem er die Vortheile dieser Kunst eindringlich dargelegt hat, schildert er die vom Oberst Amoros zu Paris gestiftete Normalturnschule der Gymnastik. „Als ich“ schreibt er „in den ersten Hof des Gymnasiums trat, sah ich die Jüglinge, welche schon darauf warteten, daß die Glocke das Zeichen zum Beginn der Übungen geben würde. Es herrschte sichtlich unter ihnen eine fröhliche, gefällige Fröhlichkeit und alle Stuppen dieser jungen Leute kündigten Freude und Gesundheit an. Männer in kurzen Jacken, blauen Pantalons und mit leichten Sackets wandelten auf und ab. Es waren die Lehrer. Lachend, spielend, scherzend, sah man die Schüler sich zu ihnen gesellen.“

Auf der linken Seite des Hofes war der Saal der Physiologie. Ueber der Thür die Inschrift: „Die Gymnastik des D. Amoros unterscheidet sich von der der Alten durch moralische Bestimmungen, welche sie weckt und entwickelt, durch das Feuer, welches sie entzündet für alles Gute, und durch das Verlangen, welches hier in den Jüglingen erwacht, und durch

*) Ein Kaufleben, der noch unter dieser Firma besteht, in der rue Dauphine.

*) Dubois war damals Polizeipräsident. Mademoiselle Demourant ist wol hiñlanglich bekannt.

die Kraft, welche sie hier gewinnen, dem Könige, dem Vaterlande, der Menschheit sich zu weihen. Preislieder und Belohnungen schöner Handlungen tragen hier gleicherweise dazu bei, jene hohen Zwecke, das Hauptprincip jeder guten Erziehung, zu erreichen". Ueber einer andern Thür las Fr. die Worte: „Um frei und der Gesundheit angemessen sich zu üben, muß der Geist in demselben Verhältnis, wie der Körper, geübt werden".

Das Innere des Saales fand Fr. geschmückt mit Tropfsteinen, Fäbnen, Allegorien und Tafeln, auf denen man Worte der Empfehlung dieser Übungen, von verschiedenen Schriftstellern ausgesprochen, las. Auch sah man hier Bildnisse solcher Lehrer oder Zöglinge des Anstalts, welche durch irgend eine ausgezeichnete That sich dieser Ehre würdig gemacht hatten. J. B. das Bild des Corporals Duboc, von der königlichen Garde, der ein Kind, das geschmettert zu werden bedroht war, gerettet hatte; das Bild des Gardisten Pons, der ein anderes Kind aus der Seine ans Land gebracht hatte; das Bild des 15jährigen Target, der mit eigener Lebensgefahr ein Kind aus dem Wasser gezogen. Die Glocke erschallt, die Zöglinge sammeln sich fröhlich um ihre Lehrer. Der Sammelpfad ist der eben geschilberte Saal. Es verkehrt hier jeder sich mit einem gymnastischen Gärtelein. Dann treten alle in Colonne und marschiren unter Fiedlern, welche zu edeln Befinnungen und Thaten begeistern (Lob der Arbeit, der Vaterlandsliebe, der Ergebenheit für den Fürsten u. dgl.) hinaus auf den freien Platz. Die Zöglinge sind nach ihrer Stärke, ihrem Alter und nach der schon erworbenen Geschicklichkeit in verschiedene Classen getheilt und haben danach ihre besondern Lehrer, welche die Übungen leiten. Die Anfänger üben sich, über einen horizontalen Balken hinwegzugehen, dann auf demselben reitend sich niederzusetzen und sodann durch Kraft der Arme und Handgelenke sich wieder emporzuheben. Es wird den jungen frei gesteuert, selbst über ihre Kräfte und Hülfsmittel zu urtheilen; Niemand wird angehalten, etwas zu unternehmen, das ihm noch zu schwer erscheint; Jedem steht es frei, von einer Übung, welche noch die Kräfte überkeigt, einstweilen wieder abzulassen. Den Übungen auf horizontalen Balken folgen die auf schief liegenden „festen", dann auf horizontalen „schwimmenden". So wird die Fertigkeit gewonnen, das Gleichgewicht zu halten. Diese Vorspiele führen zu andern Übungen, deren Nützlichkeit für eine Menge Umstände unbestritten ist. Dahin gehört z. B. eine steile oder eine umgeworfne Leiter, das Erklimmen eines Rossbaums, einer Stange, eines Laues. Beim Herabsteigen läßt man entweder sich gleiten, oder man nimmt Gegenstände, die man unterwegs trifft, zu Hülfen. Oder man bewegt durch bloße Kraft der Handgelenke mittels eines ausgespannten Seiles sich von einem Orte zum andern; oder man geht über bedeutend hoch gelegte Balken hinweg. Durch unterwärts ausgespannte Reize oder durch Stricke, welche durch die Ringe des gymnastischen Gärteleins gezogen sind, werden alle mögliche Gefahren entfernt. Diese Fürsorge hat zur Folge gehabt, daß eine große Zahl von Vätern und Müttern nun mit leichtem Herzen den gymnastischen Übungen zuschauen und ihre Kinder zu Übungen aufmuntern, wovon sie an jedem andern Orte zurückschauern würden. Auch die Sprünge in die Tiefe, die Höhe, die Breite sind nicht vergessen worden. Man springt zuerst mit aneinandergeschlossenen Füßen, dann im Lauf, dann mittels einer Stange; beim Springen im Lauf stellen sich auch wol mehre zusammen; man versucht dann, mit einer, den Kräften angemessnen Last beschwert, zu laufen und zu springen. Man unterscheidet Läufe der Ausdauer und Läufe der Schnelligkeit.

Man begreift leicht, daß diese Übungen trefflich dienen, die physischen Kräfte der Zöglinge zu entwickeln und das Wachsthum zu befördern. Wird an einem Zöglinge geringere Wehndigkeit wahrgenommen, so denkt man über die Ursache nach und entdeckt entweder einen versteckten Krankheitszustand oder gefährliche Angewohnungen, denen nun entgegengewirkt werden kann. J. B. ein Hinneigen zu außerordentlicher Magerkeit wird

mehr Ruhe erfordern, eine Anlage zur Unbeherrschtheit oder mehr Bewegung. Schwäche der Brust ist kein Grund, die gymnastischen Übungen, die zur Ernährung jedes Theiles wirken, einzustellen, sondern ein Grund, sie den individuellen Zuständen angemessen einzurichten. Eine höchst wichtige Mahnung ist aber besonders die, daß die Zöglinge, welche Amoros' Anstalt besuchen und sich daselbst ausbilden, zugleich diejenigen sind, welche die glücklichsten Fortschritte auch in Wissenschaften und Künsten machen. Ein natürliches und notwendiges Ergebniß der innigen Beziehungen, in welchen das Physische und Moralisches im Menschen gegenständig steht.

Es erweckte mir (fährt Fr. fort) ein wahres Vergnügen, diese verschiedenen Gruppen zu betrachten und zu sehen, wie jeder Zögling sich bei diesen Spielen, angemessen seinem Alter und seinen Kräften, übt. Begeistert sprach ich zu mir selbst: „Liebliche Kinder, mit welcher Begehrigkeit verrichtet ihr jetzt hier Alles, was man euch befiehlt; mit welchem Feuer werdet ihr späterhin der Menschheit, wenn sie euch auffodert, zu Hülfe eilen und euerm Vaterlande den schuldigen Tribut zahlen, indem ihr den Staat mit dem Muth und mit der Kraft, welche ihr jetzt werdet, übt, ausbildet, dann werdet vertheidigen!" Mit lebhaftem Vergnügen bemerkte ich, daß kein Wind der Lethargie verloren blieb, daß der Wille der jungen Leute, im Einklange mit ihrem Geschmac, sie in diesen heilsamen Übungen mit hoher Ergötlichkeit finden ließ, und daß diese Lehrer nicht als ihre Herren, sondern als ihre Freunde erschienen. Warum bietet bei Studiren den jungen Leuten nicht dasselbe Vergnügen dar?"

Angefügt sind dann noch: eine Rede des D. Amoros über seine Sciencee raisonnées der Gymnastik; mehre Beispiele mehrwürdiger physischer und physischer Leistungen durch Gymnastik; und die amtlichen Zeugnisse einer Commission zur Untersuchung der besagten Anstalt. Sie bestand aus den Akademikern Degrande, Laboerde, Jomard und einigen Andern. In öffentlichen Blättern machte der berühmte Arzt Pariset noch Folgendes bekannt: „Fr. Amoros erkennt, will, thut Gutes. Er ist ein Freund der Kinder und bildet sie zu Mannern. Wohl ihr eure Generation umgießen (refondre) lassen und kräftiger setzen zu den in kräftigen, gesunden Körpern, so sorget für Amoros und übertragt demselben eure Vater- und Fürstenrechte und Pflichten: denn das ist alles Gutes. Städtlich die Böcker, wo solche Lehrer, solche Bildner aufstehen!" Warum hat Pariset nicht auch solchen gehabt?

82

Literarische Anzeige.

Sieben ist in meinem Verlage vollständig erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes noch um den Subscriptionspreis zu beziehen:

Krug (Wilhelm Traugott),
Encyclopädisch-philosophisches Lexikon, oder Allgemeines Handwörterbuch der philosophischen Wissenschaften nach ihrer Literatur und Geschichte. Nach dem heutigen Standpunkte der Wissenschaft bearbeitet und herausgegeben.

Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Vier Bände. Gr. 8. 215 Bogen auf gutem Druckpapier. Subscriptionspreis für jeden Band 2 Thlr. 18 Gr.

Für die Besitzer der ersten Auflage ist von diesem Werke erschienen:

Des fünften Bandes zweite Abtheilung, enthaltend die Verbesserungen und Zusätze zur zweiten Auflage. Gr. 8. 18 Bogen auf gutem Druckpapier. 10 Gr. Leipzig, im Juni 1854.

J. A. Brodhans.

Ueber die Grundlagen unserer Verfassung. Manuscript von Werner Freiherrn von Harthausen (ohne Druckort). 1833. 8.

Von Dr. Heinrich Leo.

Es hat die Schrift, deren Titel über gegenwärtigem Artikel steht, in den letzten Wochen die Zeitungen so vielfach beschäftigt, es sind über dieselbe, über ihren Inhalt und über die Absichten des Verfassers so wunderliche Aussagen in die Welt gestreut worden, daß Ref., obwol er die Absicht hatte, längere Zeit noch eine Anzeige dieses Buches ruhen zu lassen, um sie bei größerer Ruhe, um so gründlicher auf das Buch eingehend ausarbeiten zu können, es für seine Pflicht hält, nun damit zu eilen. Das Buch ist durch seinen Inhalt interessant und wichtig, und wird beides durch die Umstände, unter welchen es jetzt Aufsehen erregt, in doppelt höherm Grade.

Seit 1808, wo des Hrn. von Haller „Handbuch der allgemeinen Staatenkunde“ erschien, ist in den politischen Ansichten und Richtungen in Deutschland eine unberechenbare Umgestaltung vorgegangen, die um so sicherer und unwiderstehlicher sich weiter entwickeln wird, je langsamer und allmählicher sie sich fundirt hat. Ref. ist zwar keineswegs in Allem und Jedem mit Hrn. von Haller einverstanden, glaubt auch, daß sich die Resultate, welche Hr. von Haller hingestellt hat, noch weit geistiger, wissenschaftlicher begründen lassen; — auch daß Hr. von Haller die Richtung, die ihn auszeichnet, zuerst in Europa ergriffen, will Ref. nicht behaupten, denn die Anlage derselben ist (der Aeußerungen Justus Möser's in diesem Sinne ganz zu geschweigen) in Burke's Reden und Schriften, namentlich in dem Werke über die französische Revolution, bereits in gewissen wesentlichen Grundzügen vorhanden; aber schwerlich würden Burke's Bemerkungen in der Vereinzelung, in welcher sie sich als allgemeinere Ansichten ausgesprochen finden, aus dem sie umgebenden Raisonnement heraus tiefen Eindruck in Deutschland gemacht haben; schwerlich möchte selbst eine philosophischere und religiöser begründetere Fassung der Richtung, welche Hr. von Haller repräsentirt, so sicher zuerst ihre Leute gewonnen haben, wie es nun die überall auf die unmittelbarsten Lebensbeziehungen sich beziehenden Schriften des Restaurators der Staatswissenschaft und dessen persönlicher, gewissermaßen fanatischer Eifer gethan haben und thun — und so ist in

Erfüllung gegangen, daß, wie jene revolutionär-rationalistische Richtung durch Engländer begann, und wie durch einen Schweizer (durch Rousseau) aus ihr der Gipfel des Unsinns entwickelt wurde — daß so auch die Umkehr wieder von England, von Burke, ausging, und daß sie bis jetzt wenigstens ihren durchdrungensten Vorseher an einem Schweizer, an Hrn. von Haller, gewonnen hat.

Die Umgestaltung aber besteht wesentlich darin, daß bis auf die Einwirkung des Hrn. von Haller in Deutschland zuletzt nur zwei politische Ansichten existirten und wirkten, welche die eine wie die andere Ausflüsse jener revolutionär-rationalistischen Substanz (obwol Ausflüsse von verschiedenen Stationen der Entwicklung aus, und daher unter sich wieder entgegengesetzt) waren; während nun ein drittes Glied der politischen Ansicht hinzutritt, welches von jenen beiden nichts wissen will, und das eine für so vernichtend und unbrauchbar erklärt wie das andere. Jene früher geltenden Ansichten bezogen sich beide auf das Abstractum des Staates als auf ein Wesen, welches der Mensch durch sein Denken, Wollen und Bethätigen herstelle, mache; — beide waren der Meinung, diese Herstellung habe statt um des allgemeinen Besten willen; beide waren darin einig, daß dies gemeine Beste das höchste Staatsprincip sein müsse, und beide leiteten alle Beschränkungen der individuellen menschlichen Freiheit aus der Nothwendigkeit, für dies gemeine Beste Sorge zu tragen, her — also nur der Weg zu diesem gemeinen Besten und die Vorstellung von diesem selbst bildeten die Unterschiede der beiden Ansichten, wovon wir die eine die bureaukratische, die andere die revolutionäre nennen wollen, und deren nähere Charakterisirung wir als so bekannt voraussetzen, daß wir uns hier weiterer Schilderung überheben; nur dies müssen wir noch bemerken, daß jene sich insofern etwas mehr dem alten Recht und der frühern historischen Entwicklung angeschlossen, als sie gewisse factische Resultate derselben, wie z. B. die bereits gegebene Fürstenmacht, die bereits gegebene Macht der Minister gegen Angriffe der zweiten Ansicht festhielt; freilich aber dann selbst diese factischen Resultate nicht achtete, sondern einerseits doch auch die Pflichten und Rechte des Fürsten nicht von Gottes positiver Ordnung und von dem in der Geschichte entwickelten guten Rechte, sondern von des Fürsten Stellung als obersten Dieners jenes

abstracten Wesens, des Staates, ableitete; andererseits aber auch vis à vis dieses obersten Repräsentanten des Staats-abstract das alte gute Recht der Unterthanen; also namentlich der alten Stände, keinen Pfiffertling weith achtete. Man begreift recht wohl, wie sich unter solchen Umständen die revolutionnaire Bestimmung in Deutschland ausbreiten mußte.

Durch Hrn. von Haller ist man nun allgemeiner zu der Einsicht gekommen, daß dieser Bureaucratismus in seiner weitem Entwicklung nur auch eine Larve der Revolution, und daß ein wahrer Grund politischer Verhältnisse theils in der göttlichen Anordnung natürlicher Dinge, theils in der religiösen Bedeutung des Rechts, wie es sich nun einmal entwickelt hat, allein zu finden ist. Ist man aber erst zu dieser Einsicht gekommen, hat man eingesehen, wie sowol der Sturm der Revolution als der Brand des Bureaucratismus in den Zweigen des sonst so frischen Lebensbaumes unserer Nation gewüthet haben, so ist wol das Erste, daß man nun eine Schau dieser Zweige hält und sich zu versichern sucht, welche Zweige noch lebensfähig sind, und in wie weit ein jeder beschädigt ist, um dann zu wissen, in wie weit sie erhalten, beschnitten oder entfernt zu werden verdienen; denn daß man, wie Hr. von Haller so oft anzurathen scheint, stark und steif auf dem Stande vor der Krankheit zu beharren habe, ist sowol unmöglich als inconsequent. Mögen die Revolution und der Bureaucratismus noch so widerwärtige Krankheiten gewesen sein, die tiefen Einwirkungen derselben auf den Organismus der Gesellschaft im Ganzen lassen sich nicht ignoriren, und wie der leidliche Mensch die Schickungen Gottes in Krankheiten für seine leibliche Entwicklung aufnehmen muß, so wird sich auch der politische Mensch ihrer nicht erwehren können. Die Einsicht über die Unnatur der bureaucratischen und revolutionnairen Theorien wird abhalten, sie weiter zu befolgen; ja! sie wird es zur Gewissenssache und Pflicht machen, diesen Theorien fortan feindlich in den Weg zu treten; aber der factische Bestand, wie er nun ist, ist (wenn auch in Krankheit und Thorheit der Menschen erwachsen) doch eben auch von Gottes wegen da und hat, in wie weit er mit wohlverordneten Rechten einmal untrennbar sich vermischt hat, ein ebenso göttliches Recht des Bestehens erhalten als die Reste des alten Bestandes haben. Es wird nicht darauf ankommen, das Alte gewaltsam etwa herzustellen (was ja nur eine neue Revolution wäre), sondern darauf wird es ankommen, in wie weit der neue factische Bestand lebendig sich auch in den wahren Grund des Rechts einzururzeln, in wie weit er also mit dem alten Bestand fest zusammengewachsen vermocht hat oder vermag — und das ist nicht Sache der einzelnen That des Gesetzgebers, sondern der gesunden und allmähigen weiteren Entwicklung.

Diese drei hier angebrachten Absichten scheint uns nun der Verf. des obengenannten Werkes gehabt zu haben: 1) die Absicht einer allgemeiner wissenschaftlichen Begründung des Haller'schen Staatstheorie; 2) die Absicht einer Musterung der Verhältnisse der Provinz Westfalen (oder

vielmehr der bis 1803 geistlichen Territorien in derselben), wie sie vor der Revolution waren, wie sie jetzt sind; 3) die Absicht der Andeutung, wie sich der actuelle Bestand zu etwas nicht bloß wahrhaft rechtlich Begründeten, sondern auch organisch Lebendigen weiter entwickeln könne. Der gütigste Leser erlaube uns diese drei Punkte etwas noch genauer ins Auge zu fassen.

Was zuvörderst den ersten Punkt anbetrifft, so sucht der Verf. dadurch seine Absicht zu erreichen, daß er zu zeigen bemüht ist, wie es ein Grundgesetz des organischen Wachstums gibt, sowol in der Welt der Natur als in der Welt der Sittlichkeit. Er sucht Parallelen zu ziehen und Analogien zu gewinnen zwischen dem Elementen, Kräften und Reichen der sinnlichen Welt und denen der sittlichen Welt, zwischen den Reichen des Naturgesetzes und den Reichen der Freiheit, und indem er dies thut, spricht er nur klarer, bestimmter ein Verhältniß aus, was den menschlichen Geist beschäftigt hat von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten; denn der astrologischen Weisheit der Chaldäer und Aegypter liegt zu Grunde eine bei Vorkeltung, daß dieselben Geseze den Lauf der Himmelskörper und den Lauf des Menschenlebens regierten — und wenn Hegel zeigt, daß in der Natur Vernunft, daß die Physik eine Wissenschaft sei, nimmt er ebenfalls jene Identität des Geistes und des Gesezmäßigen in der Natur an. Der Glaube an diese Identität gehört gewissermaßen wie der Glaube an Gott zu dem geistigen Dasein des Menschen, und Alle, die sich nicht bloß fragmentarisch mit wissenschaftlichen Dingen beschäftigt haben, sondern von irgend einer Seite her eine Gesammtebegründung der Wissenschaft versucht haben, sind auf diese Identität zugeworfen von Pythagoras bis auf Kepler, und von Kepler bis auf Steffens. Etwas Anderes ist es mit der Art und Weise der Fassung, mit der ausführlichen Darlegung dieser Identität, und nach dieser Seite muß Ref. als Lai in den Naturwissenschaften wie in der Naturphilosophie sich alles Urtheils enthalten über die von Hrn. von Pothausen angeführten Thatsachen und aufgestellten Combinationen. Allein für die Wirkung des Ganzen sind auch diese Einzelheiten irrelevant — in Summa stimmt Ref. darin vollkommen mit dem Verf. überein, daß es ein Naturgesetz und eine natürlich notwendige Entwicklung der sittlichen Welt gibt, und daß ein Abweichen davon so bestimmt Verwirrung, Schmerz und Strafe herbeiführt, als ein Abweichen des Menschen von der Beobachtung des Gesetzes seiner leiblich-organischen Entwicklung ihm bestimmte Krankheit und Tod gebiert. Wie der Mensch allerdings die Freiheit hat, zwischen dem Nehmen eines Giftes und dem Nichtnehmen eines Giftes zu wählen, so hat er auch die Freiheit, seinen gesellschaftlichen Bestand, seinen (um dies durch den neuern Gebrauch völlig anwidernde Wort zu branden) Staat nach den natürlich-göttlichen Gesezen sich entwickeln zu lassen oder diese Entwicklung zu fördern; — aber die Freiheit hat Niemand, ein Gift zu nehmen und willkürlich dessen Wirkungen zu fühlen — und so würde sich auch Niemand ein, er könne sündigen ohne Strafe; er kann

Das thun, was die Grundlagen der menschlichen Gesellschaft zerrütten muß, und dennoch diese Gesellschaft bei gesundem, blühendem Zustande erhalten. Hier ist der Mensch an die Natur gebunden und an ihr Gesetz, und mag der Weg zu der Ueberzeugung von dieser Gebundenheit des Menschen an natürliche, an göttliche Gesetze in politischen Dingen sein, welcher er will, er wird immer ein rechter sein, wenn er wirklich zu dieser Ueberzeugung führt. Wenn also das Einzelne dieser Seite der Ausführung des Hrn. von Harthausen nicht anspricht, der mag es überschlagen; es wird darauf schwerlich sogar dem Verf. viel ankommen, daß gerade dieses naturwissenschaftliche Einzelne zur Anerkennung komme — aber das Buch im Ganzen kann Niemand lesen, der nicht selbst durchdrungen ist oder durchdrungen wird von der Vorstellung einer und derselben göttlichen Ordnung in der Natur wie in der Geschichte. Wenn das der Jesuitismus ist, den man dem Buche zum Vorwurf gemacht hat, — wenn das das Pietistisches-Zammerwohle ist, was man darin zu finden geglaubt hat — so laßt uns doch Alle zur Fahne der Societät Jesu, so laßt uns doch Alle in Jubel zu diesem jammervollen Pietismus schwören und neidlos die israelitischen Jünglinge und israelitischen Aeltlinge, welche in den gäng und gäben Zeitungs-correspondenzen unser unjesuitisches und unpietistisches Volk zu encouragiren suchen, ihre Kusensfreude treiben sehen!

Was den zweiten Punkt anbetrifft, so hat der Inhalt der vorliegenden Schrift, in wie weit er unter diese Rubrik gehört, wie es scheint den ärgsten Anstoß gegeben — wahrscheinlich nur aus Mißverständnis; denn revolutionnaire Tendenzen hat Ref. wenigstens auch hierin nirgends finden können, dagegen eine wahre und innige Anhänglichkeit an Sr. Majestät von Preußen und an das erhabene Königshaus. Vor dem rechtmäßigen Könige, „vor dem Gesalbten des Herrn“ beugt Hr. von Harthausen ehrfurchtsvoll sein Knie, und auch nicht Eine Zeile in dem ganzen Buche zeugt davon, daß er den königlichen Rechten und Prerogativen (wie man in Zeitungen so gern glauben machen möchte) zu Gunsten des Adels auch nur das Geringste entziehen möchte. Auch vor den Beamten, inwiefern sie Stellvertreter Sr. Majestät, ihres Brotheres, in den einzelnen Functionen des öffentlichen Lebens sind, zeigt Hr. von Harthausen nicht den mindesten Mangel an Achtung, was schon aus seiner ganzen antirevolutionnairen Tendenz hervorgeht und hervorgehen mußte. Eine ganz andere Frage aber ist es, ob man auch vor den subjectiven Ansichten der Beamten eine so gewaltige Achtung haben müsse, daß man ihnen nicht die eignen entgegenstellen dürfe? ob man nicht, wenn diese subjectiven Ansichten einerseits eine Art Uniform annehmen, andererseits aber — so weit es dem Subjectiven eben möglich ist — in das allgemeine Staatsleben mit eingreifen, und die Ausübung der von Sr. Majestät den Beamten überwiesenen Functionen bedingen — ob man in solchen Fällen nicht über sie und in einer freien Weise sprechen und verhandeln dürfe?

(Der Beschlus folgt.)

Don Juan. Dramatische Phantasie in sieben Acten; von einem deutschen Theaterdichter. Paris, Pierre Marreau. 1834. 8. 2 Theile.

Den wol zuerst von dem alten Spanier Tirso de Molina in „El burlador de Sevilla, y convidado de Piedra“ als dramatischen Stoff aufgefaßt und den Deutschen durch Mozart's Oper bekannten „Don Juan“ hat hier ein junger deutscher Theaterdichter, dessen Name nicht wohl ein Geheimniß bleiben sollte, nach seiner Weise behandelt. Das Vorwort benennt sein Ziel: „Frei von den Fesseln, die zufällige Bühnenform, Theaterzensur, Hofetikette und Prüderie des tugend samen Publicums auflegen, sich einmal nach eigenem Sinne zu gebärden; durch ein Gedicht in dramatischer Form handelnd darzustellen, was man über irgend eine Richtung der menschlichen Natur gedacht, gefühlt, erfahren, geträumt und geirrt hat;“ — „den Irrthum einer großartigen Persönlichkeit, die hochbegabt, dennoch in Wollust unerreicht, consequent durchzuführen“ — und die Kritik darf dem Dichter das Zeugniß geben, diesem Ziele auf keine unwürdige Weise nachgestrebt zu haben.

Man erlaube uns den Inhalt des Werks kurz darzulegen. Erster Act. Don Juan, der regierende Fürst, hat sich Nachts in Donna Anna's, der Verlobten Ottavio's, Schlafgemach gestohlen und entehrt die über seinen Anblick in Ohnmacht Gesunkene. Des ahnungslosen Ottavio mit Geschick veranstaltetes augenblickliches Auftreten im Vorgrunde deutet seinen Charakter an. Don Juan entflieht in dem Wahne, die Ohnmächtige erstickt zu haben. Auf der wiedererwachenden Anna Hülfseruf kommt ihre Mutter herbei und das Geschehene wird ihr durch die in der Unschuld des kindlichen Gemüths davon entworfene Schilderung klar, worin allerdings auch Liebe zu Don Juan angebetet ist, weshalb sie, durch Abwesenheit ihres Gemahls, des Comthurs, genöthigt, allein zu handeln, sich vornimmt, die Entehrte öffentlich für todt auszugeben und verborgen zu halten. Don Juan's mit seinem Diener, Spasmacher und Bersäher Leporello, sowie mit Ottavio gewechselte Reden enthüllen seine Tyrannennatur. Ottavio hält Don Juan für Anna's Mörder und beschließt, an einer gegen ihn bestehenden Beschuldigung, zu der er vorher schon fruchtlos aufgefodert worden, Theil zu nehmen. Er begibt sich in ein öffentliches Haus zu den Verschworenen, und wir lernen einen Haufen junger unbeschäftigter sittenloser Leute kennen, die aus langer Weile, ohne zu wissen, warum, gegen den Fürsten Meuterei treiben, und unter denen es eigentlich nur einem Republikaner, Guilelmo, Ernst ist. Eine gute Berichtigung Dessen, was sich in Paris jetzt wol Tag für Tag in der Wirklichkeit wiederholt.

Zweiter Act. Vor der Fürstin, Don Juan's Mutter, erscheint Donna Elvira, seine ihm in einem andern Land angebrachte, aber nach wenigen Tagen verlassene Gemahlin, um Hilfe gegen den unbekanntem Bersäher zu suchen, dessen Spur sie gefolgt ist. Don Juan tritt auf, Elvira erkennt ihn, ohne verkleidert, von ihm erkannt zu werden, und entflieht. Darauf macht ihm die über seinen Lebenswandel trauernde Fürstin, in der sonderbaren Voraussetzung, ihn dadurch zu bessern, die Entdeckung, daß er nicht des Fürsten Sohn, sondern von ihr im Gebrauche mit einem Andern erzeugt sei, und daß sie, als der Fürst 20 Jahre nach seiner Geburt dies geahnt und ihm den Tod zugeschworen, denselben mit Gift getödtet habe, um ihn zu retten. Er verspottet sie natürlich und trifft im Schlafgarten mit Elvira zusammen, die er erst als eine Fremde verfolgt, sobald er sie aber erkennt und sie ihm bei der mit ihrem Wädigtigam Rasetto vom Lande gekommenen entzändlichen Jerline im Wege ist, in einer Umwandlung von Laune zum Abend auf das Schloß bestellt, um sich ihrer augenblicklich zu entledigen. Schließlich warnt ihn Leporello, da er seine Eroberung mit Brillen weiter zu treiben gedent, vor der abetn Stimmung des Volks.

Dritter Act. Der Comthur bestellt bei einem Bildhauer der als todt ausgegebenen Anna Statue. Die Kräftigen eines Meisters

verkündigt den Plan, durch die in ihrem Kloster verborgene Anna wie durch ein Seppenfes des Tyrannen Tod herbeizuführen. Sie bespricht sich mit Anna, der dadurch ihre Schande erst klar wird und die im Kampfe zwischen Haß und Liebe begriffen bleibt. Don Juan ließ in Gualpene und brüdt sich wunderlich über den Dichter aus. Ein Monolog zeigt an, daß er allmählig Alter und Geiz am Genuß empfindet. Stvoira erscheint und wird einem in der Dunkelheit für Don Juan geltenden, noch unschuldigen, aber nach Liebesgenuß sehnsüchtigen Pagen überantwortet. Die Verschworenen sind bei Ottavio versammelt. Durch seinen und der Seinigen Beitritt zwar verstärkt, aber unter sich in eine demokratische und Adelpartei zerfallen, gerathen sie in Folge der sehr unverständigen Reden des alten Comthurs heftig aneinander. Der Bildhauer verbüßt sie durch eine ebenso unpassende Rede, man weiß nicht wie, und sie vereinigen sich: mit dem Ausbruche ihrer Empörung noch drei namhafte Gewaltthaten des Fürsten abzuwarten. Am Schlusse dieses Actes erfahren wir, daß die Schönheit Elvirens den Pagen für sie von Liebe erfüllt, und daß er sie betrogen zu haben bereut, weil sie Don Juan wahrhaft liebe. Dieser verspottet ihn und sagt, daß er in seiner Jugend auch die thörichte Sehnsucht der Liebe empfunden, aber im Genuß erstickt habe. Rebellen verräth er eine heiße Liebesinbrunst nach der getödteten Anna.

Viertes Act. Auf dem Lande ist Masetto's Hochzeit. Don Juan kommt dazu, schändet Zerline, mordet Masetto und schießt in den Wald, verfolgt von den verschworenen Demagogen, die der Müßiggang zufällig in dasselbe Dorf getrieben hatte. Zerline wird von den Landleuten getödtet. Im Walde sucht Don Juan bei einem bühenden Einsiedler Schutz und geräth mit ihm über ihre beiderseitigen Ansichten des Lebens in Streit, nachdem der fromme Einsiedler ihm seine Lebensgeschichte, ein ekelhaftes Gemisch von Schändlichkeiten in sehr übel dazu gewählten achtzeiligen Stenzen erzählt hat. Don Juan mordet ihn aus bloßem Frowel, und sowie der Einsiedler stirbt, entdeckt es sich, daß er Don Juan's Vater ist, was jedoch dem sehr ruhig Bernänsf-teladen durchaus nicht rührt.

Fünfter Act. Der wegen jenes, von den Verschworenen auf den Fürsten ausgeführten Angriff gefangene Guilelmo ist zum Tode verurtheilt und wird hingerichtet. Sein Tod und zugleich die letzte der drei abgewarteten Gewaltthaten des Fürsten geben den Verschworenen Anlaß und Zeichen zu einem recht gut nach dem Leben geschilderten Aufbruch. Don Juan siegt indessen und tödtet Ottavio im Zweikampfe, indem er den andern Verschworenen vergeißt.

Sechster Act. Don Juan verführt auf einem Maskenballe, den die von ihm an Andere ihr unbewußt überlassene Stvoira, welche ihn als seine Bühlerin zu besitzen glaubt, zu der Feier seines Sieges gibt, eine junge fremde Gräfin, die Braut ist. Eine seine Keugier erregende Eremitenmaske, die ein Weib zu sein vorgibt, bestellt ihn noch in derselben Nacht auf den Kirchhof nach der Fürstengruft, und er verspricht zu kommen. Indem er auf dem Balle Elviren auf das äußerste zu beschimpfen gedenkt, entdeckt sie den mit ihr getriebenen Mißbrauch und stürzt unter schreulichen Schreien fort. Auf dem Kirchhofs, beim Anblick des vor der Gruft aufgestellten Standbildes Anna's erwacht in Don Juan Liebe und Sehnsucht zu ihr. In halber Bewußtlosigkeit läßt er die Töbte durch Leporello zu Nacht in sein Bett zu sich laden und entfernt sich, mit ihrem Angebenken beschäftigt, indem er vergißt in die Gruft zu steigen, wo ihn Anna erwartet, um ihren Spul mit ihm zu treiben, und indem er die Bestellung des nicht oben erscheinenden Eremiten für einen Maskenspieler hält. Der auf dem Balle nach Juan's Leben trachtende Bildhauer, den des Pagen Schönheit von Ausführung seines Vorhabens abzog, sucht diesen in seiner Wohnung für seine Hölle zu gewinnen und ermordet ihn, da dies mißlingt, um nicht verrathen zu werden.

Siebenter Act. Indem Don Juan misanthropisch und allein

zu Hause ist, weil die von ihm geliebten Gäste aus Furcht vor ihm nicht zu erscheinen wagen, sich durch Champagner erheit und Leporello von dem im Volke verbreiteten Gerücht spricht, Anna's Geist gehe um, klopft es an die Thüre und Anna tritt ein. Leporello entflieht, Don Juan bleibt mit ihr allein, und sie sagt ihm, daß sie als Erichnam auf seine Ehdung zu ihm aus der Gruft komme. Während nun in der Unterredung mit ihr Wahnsinn und Entsetzen ihn erfassen, ersieht sie sich, und er thut dergleichen aus Verzweiflung über ihren abermaligen Verlaß, da er erkennt, daß sie noch gelebt habe. Der wahnsinnige Bildhauer ersäuft sich mit Leporello, Stvoira und die Fürstin vergiften sich, Letztere bekümmert dem Comthure ihre Sünden, und dieser verkündigt einen neuen Fürsten.

Wir haben uns begnügt, nur die wesentlichsten Umrisse des Dramas zu geben. Unter den Ausschmückungen und Verwickelungen sind manche gelungene, aber auch überflüssige und gelegente. Höchst verfehlt scheint uns der Schluß und dessen Anlage. Wie wunderbar, daß Donna Anna erwarten durfte, Don Juan aus Furcht vor ihr oder aus Schmerz über ihren Verlaß sterben zu sehen! Wie inconsequent, daß Don Juan sich wirklich selbst tödtet! Was trieb ihn an, es zu thun? Er alterte zwar etwas, konnte aber immer noch frischblüthig sündigen. Die Liebe zu Anna ist durch nichts glaubhaft gemacht. Und durch dieses Mittel war es doch allein möglich, den Selbstmord zu rechtfertigen und das Stück vermöge der Verwickelung eines wirklichen Seppenfes mit einem falschen aus dem Gebiete der Oper und der Fabel in das des Dramas hinüberzuspielen. Der Gedanke an und für sich ist nicht undramatisch und unbillig; aber es mußte hinter Anna's Spul ein wirklicher absichtlicher Verrath verborgen liegen, und nur indem dieser andrerweiterte, konnte ein solcher Schluß wie durch höhere Fügung erwartet herbeigeführt werden. Die Ausführung der Idee war aber auch viel strenger zu halten, das Ganze mußte mehr zusammengefaßt, durfte nicht so lose und locker gelassen werden. Es gelang dem Dichter nicht, zu zeigen, in Don Juan habe wirklich eine edlere Natur bestanden, und er sei kein so gemeiner Wüstling gewesen, als er sich verkündigt. Sein Charakter hat nicht nur zu wenig Würde, sondern auch selbst zu wenig Anstand. Er geräth oft in Gemeinheit und verräth nirgend eine Fürstennatur; er trägt ganz den Makel des Don Juan der Oper, das heißt, er hat gar zu Vieles vom Abenteuerer an sich. In der spanischen Komödie ist er als ein Mann von bestimmtem Einfluß gehalten.

51.

Literarische Notizen.

Vinheiro Ferreira gab heraus: „Principes du droit public, constitutionnel administratif, et des gens, ou Manuel d'un citoyen sous un gouvernement representatif“, 3 Bde.

„Le roman d'Arabelle“ ist der Titel des neuesten Buchs von J. de Saint-Pelir.

Willibald Alexis' „Cabanis“ ist in der Uebersetzung eines Ungenannten u. d. L.: „Cabanis, ou la guerre de sept ans. Roman historique allemand“, in 2 Bdn. zu Paris herausgekommen.

Angekündigt wird: „Dictionnaire philosophique de la religion, revu et abrégé par Lapon“. Es wird in 11 Hefungen zu 3 Bogen ausgegeben.

Vom Grafen Xprou. Ballo erschien: „Voyage en Suisse, en Lombardie et en Piémont, suivi du tableau resumé de la Suisse depuis 1830, et d'un itinéraire“, 2 Bde. mit Steinbrücken.

48.

Ueber die Grundlagen unserer Verfassung. Manuscript
von Werner von Harthausen.
Von Dr. Heinrich Leo.
(Beilage aus Nr. 179.)

Eine revolutionnaire Tendenz würde nur dann in der Schrift des Verf. liegen, wenn der Bureaokraticismus in einer so innigen Verbindung mit dem ganzen Wesen des Königreichs Preußen stünde, daß des letztern Grundfesten selbst wankten, wenn man die falsche Doctrin des Bureaokraticismus angriffe; allein an eine solche Verbindung ist Gott Lob kein Gedanke. Sämmtliche Lande des Königreichs Preußen haben ihre politischen Grundelemente erhalten in einer Zeit, wo das ganze Wesen des Bureaokraticismus ein unbekanntes war; nur im Laufe des 18. Jahrhunderts gewann diese Ansicht durch die ihr ergebenden Individuen einen entschiedenen Einfluß auf Administrationsformen und einen nothwendigen Einfluß, weil die Aufgabe war, auf einem verhältnismäßig kleinen Territorium, ohne die Hülfsmittel, wie sie andern kleinern Staaten, z. B. den Vereinigten Niederlanden, zu Gebote standen, doch eine achtungsgebietende äußere Macht in Europa durch bureaokratische, d. h. mechanische Concentration der äußern Staatskräfte zu entwickeln; aber der größte Theil der Landschaften, von denen Hr. von Harthausen spricht, der größte Theil Westfalens war im ganzen Laufe des 18. Jahrhunderts nicht mit dem Königreich Preußen verbunden, und hatte (weil es ganz in alter Weise, ohne die Einwirkung irgend einer Ansicht zu erfahren, geblieben war) auch nicht die mindeste Beziehung zu einer bureaokratischen Administration, und überdies ist namentlich seit 1814 jene ganze Aufgabe, die den Bureaokraticismus in Preußen herbeiführte, durch die stattgehabten Territorialvergrößerungen und durch Preußens hohe Stellung und Bedeutung im deutschen Bunde eine veränderte geworden; das Territorium correspondirt jetzt durch seine Größe ohne bureaokratische Concentration der politischen Aufgabe. Das Königreich Preußen hat überdies in den Jahren 1806 und 1807 schwer für seinen centralisirenden Bureaokraticismus gebüßt, und die Regeneration Preußens ist durch eine Reihe von Acten bezeichnet worden, welche Versuche enthalten, der allgemeiner bureaokratischen Richtung der Beamten Einhalt zu thun. Die Städteverfassung, die Provinzialstände u. s. w. sind ganz in die-

sem Sinne; daß aber solche Acte, wo sie erst den Anfang des Abstreifens einer Ansicht bezeichnen, selbst noch manche Inflation dieser Ansicht erfahren, ist natürlich; daß ihrer vollen Wirkung vielfach auch die Ansicht der bei der höhern Bildung beharrenden entgegentritt, ist ebenso natürlich; — und wir führen diese stattgehabten Acte hier nur als Belege an, daß das Königreich Preußen nichts, weder an seiner Ordnung noch an seiner Kraft verliert, bei dem Anerkennen der falschen Doctrin des Bureaokraticismus, wie es theilweise bereits stattgefunden hat; daß von einer Umgestaltung, wie man sie dem Verf. in den Zeitungen als Absicht unterlegen möchte, nirgends und namentlich nicht in Westfalen die Rede ist, und daß es sich vor allen Dingen nur von dem Abstreifen einer Ansicht handelt, einer Ansicht, die der Verfassung der Besetze nach die Beamten subjectiv haben können, oder auch nicht haben können; denn daß die Beamten der Krona Preußen vortreffliche, anerkannt vortreffliche Beamte und doch Todfeinde des Bureaokraticismus sein können, beweist auf das schlagendste grade das Beispiel des Hrn. Oberpräsidenten der Provinz Westfalen, Freiherrn von Wulke, der in seiner „Darstellung der kün. Verwaltung Großbritanniens“ dem Bureaokraticismus in Deutschland für alle Zeiten eine Todswunde geschlagen hat.

Also so wenig handelt es sich von etwas, was den Bestand des Königreichs selbst berührt, daß in dem Buche vielmehr bloß von der funesten Wirkung gewisser subjectiver Ansichten der Beamten, und zwar solcher Ansichten, gegen die sich der erste Stollbeamte der Provinz selbst in einem Schriftwerke im Wesentlichen erklärt hat, die Rede ist. Und das sollte etwas Revolutionnaires sein? etwas gegen Pflicht und Gewissen, gegen die Ordnung des Staates Anlaufendes? Gott behüte und bewahre jeden Christenmenschen vor einem Zustand, wo man nicht einmal mehr wissenschaftlich dorthin dürfte, wo und wie die subjectiven Ansichten von Beamten irrigh sind! Beamte werden größtentheils auf Unversitäten und dann in ihrer praktischen Laufbahn gebildet. Da braucht nur ein Mal auf Unversitäten eine Doctrin sich festzusetzen, die grade die Fürsten, Brotherrn der Beamten, ihre Diener, aller wesentlichen Fundamente ihrer Macht beraubte, und die dabei dem Egoismus der Beam-

tetern Schmeichler, wie das Letztere dieser Bureaukratismus wirklich thut; und Alles wäre dann diesen Beamteten in Kurzem preisgegeben, weil es ja Revolution, weil es Ordeal und Verbrennen wäre, gegen deren subjectiv An-sichten zu äußern, daß sie irrig seien, gälte es auch die Rettung der fürstlichen Macht selbst.

Und nun weiter: Wer hat dieses Buch, was so revolutionair sein soll, geschrieben, und wie hat er es vertheilt? Es hat es ein Landtagsdeputirter geschrieben, dem doch sonst Niemand das Recht abspricht, Uebersände in der Verwaltung zur Sprache zu bringen, ein Landtagsdeputirter Westfalens hat das Buch geschrieben über den Zustand der Provinz Westfalen. Für das Einzelne, was er anführt, muß und wird er natürlich mit seiner Person einstehen; aber daß er etwas der Art überhaupt schreibt, kann kein Vergehen sein, und in den Buchhandel ist das Buch nicht gekommen, sondern an die Ständeglieder vertheilt worden, und an eine Anzahl Freunde und Gelehrte, die ohnehin alle in der wissenschaftlichen Grundansicht vollkommen einverstanden sind, von denen keiner verführt zu werden brauchte. Etwas Revolutionnaires kann also auch in der Vertheilungsart nicht liegen, höchstens etwas Polizeiwidriges. Weit eher liegt etwas Revolutionnaires in dem aufregenden, lügenberichtenden Zeitungsgerede dagegen. Der Verf. hat nicht die Absicht gehabt, einen Gegenstand der öffentlichen Besprechung aus seinem Buche zu machen; seine Gegner allein haben diesen revolutionnairn Act, wenn es ein solcher ist, auf sich genommen, und an sie sollte man sich deshalb halten.

Nun aber nach diesen Präliminarien zur Sache! Wie der Verf. den Stand der Dinge betrachtet, wird vor Allem Das darzulegen geeignet sein, was er über die Verhältnisse des Bürgerstandes seiner Primatland-schaft sagt, wie sie bis auf das Eingreifen der Nachwirkung der französischen Revolution bestanden, und wie sie nun bestehen. Wir wählen absichtlich die Partie, welche die Verhältnisse des Bürgerstandes behandelt, um zu zeigen, wie ungerecht man dem Verf. die Rechnung schreibt, wenn man ihm nachsagt, sein Buch sei im Interesse des Adels geschrieben. Es ist im Interesse aller wahren Stände geschrieben, im Interesse des Bürgerstandes so gut wie des Adelsstandes, und zuletzt nur gegen das Interesse jenes modernen Hausens von Schollengesichtern gerichtet, die in der oberflächlichen Unbestimmtheit ihres Wesens gar keine Stände wollen, um nach Belieben Alles vorstellen und Alles treiben zu können. Ueber den Bürgerstand nun sagt der Verf. Folgendes:

Der Bürgerstand war früher selbständig und in seiner Betriebsamkeit durch städtische Privilegien gesichert. Die verschiedenen Interessen und Beschäftigungen hatten in eigenthümlichen Corporationen Einheit und Kraft gewonnen, sie schienen selbständig geworden und los Leben der Gemeinde wie des Staates selbst eingzugreifen mit Persönlichkeit und menschlichem Charakter. Aus den Gilden gingen die Vertreter und Vorstände der einzelnen Institute wie der ganzen Gemeinde hervor. Die Bürger nahmen Antheil an der Gesetzgebung und ließen ihre eignen Gesetze durch eigne Mitbürger ausführen. Eigne Gerichte gingen von ihnen aus und ent-

schieden in erster Instanz wie die Dorf- und Patrimonialgerichte auf dem Lande. Reiche Collegiatstifter neben den Domstiftern des Adels, Klöster, Schulen und Hospitäler waren von ihnen gestiftet und dem Beruf und Bedürfnis vorbehalten und geöffnet. Die Bürger hatten die eigne angeführte, unabhän-gige Verwaltung ihrer Güter und Anstalten, wie sie alle dieses Alles als Lohn ihres Fleißes und ihrer Anstrengungen früher erworben und gestiftet hatten und allein auch in Stunde sind, die Bedürfnisse und Mittel, die zweckmäßige Erneuerung und Verbesserung derselben zu verfahren und zum Wohl des Ganzen zu berücksichtigen.

Jetzt sind die Gilden und Corporationen aufgehoben. Das Vermögen der Stifter und Klöster hat der Staat einge-zogen. In den Städten herrscht ein fremder Staatsbeamter, früher Secretair oder Registrator einer Regierung, die es leicht entbehren mochte. Nur wenigen größeren Städten ist es vergönnt, aus ihrer Mitte den Vorstand zu wählen; aber die neue Städteordnung, Eine für alle (da sonst jede Stadt nach eigenthümlichen Bedürfnissen, Rechten und Gewohnheiten auch ihr eigenes Statut hatte), kennt nur positive Bürger und negative Schutzverwandte. Statt der wahren Interessen und bürgerlichen Beschäftigungen werden nur Stadtviertel repräsentirt. Statt der wahren Bürger, wie das Inter-esse, das Handwerk, das Erben sie einigt, nur Kauf-schenshausen der Promenaden und Gassen. Was zufällig in demselben Stadtviertel zusammengelassen: Advocaten, Kaufleute, Handwerker, Gelehrte, Nichtleute aller Art; was zufällig neben einander wohnt, sich aber sonst gar nicht kennt, vielleicht kaum je gesehen hat, in Bildung, Ansichten, Lebensart, Meinungen und Interessen gar keinen Bereinigungspunkt darbietet, das soll jetzt den organischen Körper bilden, sich über gemeinsame Interessen beraten und verständigen und seine Vorsteher und Repräsentanten wählen. Was der Zufall zusammengehütet und begonnen, wird der Zufall wol trennen, wie Talleyrand von den europäischen Interessen behauptet. Den Bürgern hat man alle Fäden des innern Lebens, alle Geschäftsnerven, worin sie sich ihres Lebens und ihrer Freiheit bemußt wurden, abgeschnitten, sogar die eigne Polizei und Gerichtsbarkeit genommen und sie den Händen der fremden Land- und Stadtgerichte übergeben. Die Schulen und andern Anstalten hat der Staat zu öffentlichen Anstalten umgewandelt und ihre Besorgung und Verwaltung seinen Beamteten, den Staatsbeamten, anvertraut. So ist das eigenthümliche Leben des Bürgerstandes vernichtet und er seiner edelsten Freiheit und Selbständigkeit, der Staat seines einzigen richtigen Maßes in Arbeit und Thätigkeit nach außen beraubt. Und diese Freiheit, dieses Leben soll durch das hölzerne Gerüst unserer Städteordnung, durch den Nummentanz der sogenannten freien Wahl- und Menschenrepräsentation ersetzt werden. *) Handel und Gewerbe, Industrie und Berlehr sind nur im freien Bürgerstande ihren Mittelpunkt, aber zugleich ihr wahres Maß und Gewicht. Der Staat beraubt sich alles Maßes der Industrie und des Berlehrs der Bürger, wenn er die Freiheit der Corporationen und somit das selbständige, eigenthümliche Leben des Bürgerstandes und seiner Interessen führt und den einzigen richtigen Maßstab, den die Natur darbietet, sich selbst vernichtet.

*) „Man hält die Verfassungen des frühern Mittelalters für bestmöglich, weil keine aus der Nation hervorgegangene Repräsentation sichtbar ist (?) und manche Gewaltsamkeit erscheint. Während der Fäkt jeder Gemeinde wie jedem Einzelnen den ganzen Grundbesitz angehört hat und die Gesetzgebung unantastbar vererbt ward, und man erwartet Freiheit von einer so oder so zu ermittelnden Versammlung, unbedämeret, daß mit jedem Schritt der Gesetzgebung allenthalben irgend ein noch abhängiger Winkel freier Thätigkeit der Normanschaft eines Systems besoldeter Diener unterworfen wird.“ (Richard Barthelemy zur „Darstellung der innern Verwaltung Großbritanniens“ von E. Feilberg von Bielefeld, 1815, VII.)

Von einem Schriftsteller, der in dieser Weise schreibt, zu sagen, „er bege nur hyperaristokratischen Unsinns“, und sein ganzes Wesen gehe auf Feudalismus hin“, rüffelt nur, daß Der, welcher so schreibt, sich nicht die Mühe genommen hat, das Buch zu lesen. Eher kann man dem Verf., und mit Recht, vorwerfen, daß er in seinem patriotischen Eifer für den Bürgerstand zu weit gehe in einer Beurtheilung der neuen Städteordnung, daß er nicht erkenne, daß, wenn diese auch nach vielen Seiten hin noch Spuren der Einwirkung bürokratischer Ansicht enthält, sie doch selbst ein Schritt des Ablenkens von dieser ist, und daß überhaupt jenes Eingreifen des Ministers von Stein den Wendepunkt bezeichnet, wo man erkannte, daß es ein ganz anderes politisches Leben gebe als das bis dahin eben vorhandene; daß aber, indem man einen Schritt darauf zugeht, man doch keine sieben Meilenstiege anziehen und für die damaligen Territorien des Königreichs Preußen Formen herstellen durfte, die eine längere Dauer organischer Volkslebens bereits voraussetzen und eigentlich nur durch dieses selbst erzeugt werden könnten. Von dieser Seite betrachtet, ist die Städteordnung in ihren verschiedenen Fassungen ein segensreicher Act für die Monarchie im Ganzen, und sie ist für die Städte, wie sie, ohne bessere frühere Verfassungen bewahrt zu haben, erhielten, nicht bloß ein Segen, sondern für Die, welche sie nun einmal haben, ein gutes Recht geworden. Dies natürlich kann Niemanden abhalten, die Mängel derselben, so weit sie sich nachweisen lassen, zur Sprache zu bringen und, wo ein Besseres noch rechtskräftig besteht, dabei zu beharren. Auf der allgemeinen, uniformen und noch etwas abstract gebauten Unterlage dieser Verfassung möge sich immerhin in weiterer Zukunft ein eigenthümlicheres, localbedingteres, bequemerer Städtewesen im Einzelnen nach von der Regierung im Laufe der Zeit anerkannten Localmotiven entwickeln. In allem ist auch der Verf. ganz einverstanden, wozu wir als Beleg nur einen der Schlusssätze (S. 230) anführen wollen:

Wir werden die Todten nicht wecken aus ihren Gräbern; es wirklich Erstorbene und nirgends mehr Lebendige künstlich und unnatürlich nicht wieder beleben wollen. Ebensovienig aber wollen wir nach Gutbünken der sogenannten allgemeinen Veranast, sie mag durch Beamtete der Volksrepräsentanten sich aufbringen wollen, uns wie willkürliche Fabricate bilden und machen lassen, und unsere heiligen Rechte einer nirgends rechtlich bestehenden Gewalt, der sogenannten allgemeinen Wohlfahrt, aufopfern; aber mit Lust und unter seiner Leitung wieder werden, wie unsere Väter geworden sind, und unser angeerbtes, unantastbares Recht entwickeln, wie unsere Väter das von Gott und ihren Ahnvorvorn ererbte und ihnen als heiliges Vermächtniß überlieferte recht entwickelt haben.

Solche Aeußerungen, welche die Nothwendigkeit der Anerkennung auch der Gegenwart energisch genug ausprechen, sollten die Garantie sein, daß der Verf. weder die Revolution noch eine Caricatur will.

Aus diesen Ausführungen in Betreff des zweiten Punktes werden sich dem aufmerksamen Leser auch schon die Hauptdaten für den dritten Punkt ergeben haben. Der

Verf. will nichts wahrhaft rechtsbeständig Gewordenes wieder geändert, aber das Rechtsbeständige von dem bloß durch die subjective Ansicht der Beamteten Herbeigeführten getrennt und das letztere beseitigt haben. Die lebendigen Reste des alten Zustandes sollen geschützt werden, und der wahrhaft rechtliche, gottesfürchtige Sinn, der diesen alten Rechten und Institutionen zu Grunde lag, soll auch in Dem, was neu entstanden ist, einbringen und es dadurch befähigen, mit dem Alten ein organisches, das menschliche Gemüth befriedigendes Ganze zu bilden.

Erst ein solches organisches, dem Einzelnen in seinem Kreise, die Corporationen in ihren Kreisen anerkennendes, über Allen schützend waltendes, Niemanden von Reglements wegen in Privatsachen störendes, von Gottesfurcht, von Anhänglichkeit an das eigne Recht und an einen bestimmten, gesicherten Stand durchdrungenes Staatsleben, erst diese Fülle der materiellen Freiheit des Einzelnen und der Corporationen, die der Staat, ohne sich im mindesten zu schwächen, gewähren kann, erst diese wird ein festes Bollwerk gegen die Flut der Revolution bilden. Zum Beleg aber, daß wir hier nicht unsere Gedanken, sondern des Verf. eigne Ansichten mittheilen, sei uns vergönnt, noch eine Stelle seinem Werke zu entheben:

Von dem Alten ist Manches zertrübt durch fremde Gewalt, Anderes erstorben durch die Schuld der Zeit, die auch das Gute nicht ewig dulden mag. Trauer um die Vergangenheit und Sehnsucht nach dem versicherten Glück unserer Väter mögen es nicht zurückrufen. Auch ist aus dem allgemeinen Unrecht und der willkürlichen Zerföhrung ein neues Recht der Einzelnen geworden, das ihnen ebensowenig willkürlich genommen werden kann. Ueberall wird ein Pacticium der Einzelnen über mit Unrecht genommene und mit Unrecht erworbene Privatrechte notwendig; eine vollkommene und gewaltfame Wiederherstellung der alten Verhältnisse wäre so unmbglich wie unrecht und ungesetzlich. Aber der Bauplan des alten Gebäudes, worin unserm Volke so heimisch und wohl geworden, steht noch frisch und lebendig in der Erinnerung; die Fundamente haben noch nicht gelitten, sie wurden auf die Urfeßen unserer Geschichte fast unverwundlich inmitten des Volkes und seiner Natur gegründet. Alle wesentlichen Bestandtheile der alten Verfassung, alles notwendige Baumaterial der Wiederherstellung ist noch unangebrochen und wirklich vorhanden.

So lange sich die politische Polemik nur auf dem Terrain der Bureaucratie und Revolution hielt, hat die Revolution überall gestegt, denn sie ist die Tochter jener: sie ist in Frankreich daraus geboren; ihr Same ist in Deutschland unter der Bureaucratie Einfluß ausgebreitet worden; sie ist dasselbe Wesen mit der Bureaucratie, nur entwickelter. Es gibt also keine Waffe gegen die Revolution, die nicht zugleich eine Waffe gegen die Bureaucratie wäre; man kann jene erfolgreich nicht bekämpfen, ohne die geistigen Halte dieser zu zertrümmern, und bevor die letztere nicht besiegt ist, wird sie in immer erneuten Beugungen ihrem Zerföhrungsstamme ausgießen.

Marla von Burgund, oder der Aufruf zu Gm. Aus dem Englischen des Verfassers des „Dartley“, „Richardellen“ u. s. w. von Joh. Sperschil. Drei Theile. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 1833. 8. 4 Theile.

Wie es ganz gute Soldaten gibt, Leute, die ihre Schutlichkeit an jeder Stelle thun, die man aber doch nur Kanonensutter nennt, weil ihr Wirkungsfeld und ihre Urtheilssphäre zu beschränkt sind, um jemals selbständig handeln zu können, weshalb sie denn immerfort nur als Krone der Gewichte existiren, wodurch die große Kriegsmaschine getrieben wird: so gibt es auch Erscheinungen in der Literatur welche man schlichtweg Bibliothekensutter nennen muß, ohne ihnen besondere Fehler oder Gebrechen vorwerfen zu können. Dahin gehören alle die unzähligen Nachtreter, welche der Bahn einzelner großen Erscheinungen folgen, oder mit denselben Handgriffen, demselben Handwerkszeug arbeiten, dessen sich ein bedeutender Mann zuerst bedient hat, woraus denn allerdings etwas äußerlich Aehnliches entsteht, dem es jedoch gar zu auffallend an innerer Lebenskraft und Selbstständigkeit mangelt. Dieser Gattung waren vor Zeiten alle die Nachahmer des „Berthier“, welche die empfindsamste Periode der Deutschen bezeichneten, dann die Schaar der Ritterromane u. s. w. Von allen diesen ist nichts Uebleres zu sagen, als daß sie das einmal besessene Geich in einer neuen Schüssel auftragen. Die Leute wollten doch nicht immer den „Hegewort“ lesen; der Held mußte auch einmal Karl, Gustav, oder Peter heißen. Von den 50 Abonnenten einer Leihbibliothek will jeder einen andern Band in Händen haben; wenn also alle 10 Jahre ein Autor erscheint, der einen neuen Impuls in diese Literatur bringt, so darf man sich nicht verwundern, daß die Zwischenzeit gewissermaßen mit Nachdrücken ausgefüllt wird, wie 10 Könige in der Weltgeschichte keinen andern Beruf haben als den, die chronologischen Lückenproffen von einem großen Regenten zum andern auszufüllen. In diese so im Allgemeinen bezeichnete Gattung gehört denn auch das vorliegende Werk, dem sich jedoch manches Gute nicht absprechen läßt, wenngleich wir es nur für ein Pflöpfreiß auf Walter Scott's üppig treibenden Stamm halten können. Es ist ein sogenannter historischer Roman, d. h. ein solcher, in welchem eine Klasse der feltsamsten Abenteuer in eine allerdings durch merkwürdige Ereignisse und Geschehnisse sehr bewegte Zeit verpflanzt werden. Der Fehler dabei ist indessen der, daß durchaus kein bestimmter historischer Moment hervortritt, der die Katastrophe gehörig vorbereitet und abschließt. Dies ließe sich noch hinnehmen, allein minder gut ist es, daß allgemein gefannte historische Charaktere, wie z. B. eben der der Maria von Burgund, zu sehr aus dem erhabnen Rahmen der Geschichte herausstreten und in bürgerlich sentimentale Einfassung gebracht werden. Der Verf. scheint ungeschickter folgendermaßen gearbeitet zu haben. Er hat zuerst die Geschichte jener Zeit im Allgemeinen gelesen, sich daraus einige Begebenheiten zu Hauptpunkten gemacht, hierauf zeitliche Synonymen durchgehört, wie z. B. Philipp von Comines, Barons einige historische Portraits der Nebenfiguren entlehnt, ein paar hässliche Ritter, etliche ganz Fräuleins zu Feldern und Heidenen gewählt und aus einer Kette von Abenteuern begonnen, die eben so gut, halb- als sechsmal so lang sein könnte. Auf jeder Seite finden wir ein abenteuerliches Ereigniß. Entweder es wird ein Ritter überfallen und ins Gefängniß geworfen; oder Bürger von Gend. gerathen unter Räuber, oder ein Astrolog gibt die wunderbarsten und bestmöglichen Aufschlüsse über die Geschichte historischer Personen, weiß aber nicht, daß ein junger Mann, den er an Kindesstatt aufgenommen, sein eigener Sohn ist, von welchem er glaubte, er sei in einer Fenersbrunn umgewandelt u. dgl. m.; dadurch ist denn in dem Buch manche hübsche Begebenheit. Aber von einem organischen Bau der Begebenheiten, dessen Kunst und noch freilich könnte, wenn wir einmal hinter den Schleier der sorgfältig verdeckten Geheimnisse blickten, von Entwicklungen, die durch die Schönheit der Erlung

überwachen, ist freilich nicht die Rede. Wie schon gesagt werden uns auch einige Dinge Charaktere aufgestellt, aber mit solche, die aus sich selbst gebildet sind, ihre Nothwendigkeit in sich tragen und dadurch auf die Gestaltung der Begebenheiten den künstlerisch unerlässlichen Einfluß üben, sondern nur solche, die sich gewissermaßen durch äußerlich angegebene Kennzeichen unterscheiden. Der Verf. sagt z. B.: „Der Ritter L. V. 3. war einer jener Männer, die mit prächtigen Verstande überall das Rechte zu wählen wissen, wenn ihnen bloß zum Zweck gelassen wird; doch schneller Entschluß und Ueberblick schenkt ihm.“ Gut; nachher aber wählt der Ritter überall die besten Wege, oder stellt da lange Betrachtungen über das an, was er thun solle, wo der einfältigste Tropf ohne Weiteres das Natürliche gethan haben würde. Kurz, Alles ist von Leben zusammengesetzt, nichts von Innen organisch gebildet. Das dergleichen Bücher gebantenlosen Lesern über einige Stunden hinauszuhalten, zumal da, wie man nicht leugnen kann, für eine spanuende Auswahl der Abenteuer gesorgt ist, überall die Fäden der geheimsten Ansatzen und Verbrechen gesponnen werden und auf Wunderbarste ans Licht kommen, können wir recht wohl begreifen, da auch die Neugierde durch das Buch angeregt wird. Schon dazu gehört ein Talent, welches wir dem Verf. um so weniger absprechen wollen, als er auch andere „Geschichtliche“ besitzt, die eine dichterische Anlage verrathen. Er schildert z. B. Landschaften und andere Localitäten mit großem Zorn und romantischer Auffassung; Beschreibungen verwickelter Intritten sind klar und nicht überflüssig gehalten; einzelne Betrachtungen über das menschliche Gemüth, über Welt und Schicksal verrathen dichterischen Sinn. Die Uebersetzung ist fließend, jedoch nicht mit jener Sorgfalt, wodurch man allein die Form eines Kunstwerks künstlerisch wiedergeben kann; daher noch man mit dichterischem Geiste Manches ergänzen, wenn man dem Original nicht Unrecht thun will.

13.

Literarische Notizen.

Wieg, Verfasser der geistreichen Denkwürdigkeiten aus dem Kriegesleben in Spanien („The subaltern“) hat nun einen „Allan Brock“ in 3 Bdn. herausgegeben.

„The life of Lord Viscount Nelson of the Nile“ von Harrison, 2 Bde. 8. mit Nelson's. Bildniß nach Döring, ist nach den von der Familie mitgetheilten Papieren gearbeitet.

Beachtung verdienen Richard Whately's, Erzbischof von Dublin „Thoughts on secondary punishment“ und dessen „Remarks on transportation, and of the recent defence of the system“ in zwei Bänden an Lord Grey.

Der fünfte, sechste und siebente Band der „Theological Library“ enthalten Smalley's „History of the reformed religion in France“ (London 1833 — 34).

Lord Rugent und seine Gemahlin haben ein nachgelassenes Buch „Legends of the library at Lilles“, 2 Bde., herausgegeben.

Von Henry Inglis, dem geistreichen Verfasser der Werke: „Spain in 1830“ und „The Tyrol“, ist ein ebenfalls gleichzeitiger Sitten: „The new Giblas, or Pedro of Penedra“ in 2 Bdn. erschienen.

Maund gibt in monatlichen Heften heraus: „The botanic garden“, mit vorzüglichen Abbildungen.

Rankin in Oxford hat in 4 Bdn. „The works of archbishop Cranmer“ (Oxford, 1833) herausgegeben.

7.

Literarische Unterhaltung.

Montag,

Nr. 181.

30. Juni 1834.

Leonardo da Vinci von Hugo Grafen von Gallenberg. Mit Leonardo's Bildniß und vier Stein- tafeln. Leipzig, Fr. Fleischer. 1834. Gr. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Die Italiener besitzen unter Andern eine werthvolle Monographie über Leonardo da Vinci von dem vormal- gen Bibliothekar der Ambrosiana zu Mailand, Amoretti. Diese Abhandlung liegt dem vorstehendem Werke des Grafen von Gallenberg zu Grunde, welcher zuerst eine Ueber- setzung davon ins Deutsche liefern und dieselbe mit Zu- sätzen bereichern und berichtigen wollte; nachmals aber, weil das Hinzugekommene zu bedauernd und umfassend war, um bloß im Bewagen der Anmerkungen nachgeschleppt zu wer- den, entschloß sich der Verf., zwar den von Amoretti ein- geschlagenen Weg der Anordnung des Ganzen beizubehal- ten, die aufgefundenen Zugaben und Verbesserungen aber mit in den Text aufzunehmen und dem Biographischen eine allgemeine historische Einleitung vorauszuschicken, da- mit dem kunstfreundlichen deutschen Leser ein neues und möglichst vollständiges Werk dargeboten würde. Ein wei- teres Verdienst hat sich derselbe durch eigne Zeichnung des wunderbaren Bildnisses Leonardo's, von diesem selbst ge- malt und in der Vortafelammlung der großherzoglichen Galerie zu Florenz befindlich, erworben, indem es nach seiner Copie von Fr. Kaver Eißner in Wien gestochen, dem Titelblatte gegenübersteht und durch seinen kräftigen Ton und wohlgeleitete Ausführung auch dem mißver- ständigen Leser zwingt, die nähere Bekanntschaft des Ori- ginals im Buche selbst zu suchen.

Es ist jedoch zu bedauern, daß der Verf., der sich vortheilhaft sowohl von Seiten seines Fleißes wie seiner verständigen Urtheile zu erkennen gibt, einer angemessenen Darstellungs- und Schreibart ermangelt. Hier und da bemerkt man in der Sprache die Kengstlichkeit ei- ner treuen Uebersetzung; aber auch in den dem Verf. eigen- nen Abschnitten fehlt es an Freiheit und Bildung des Stils; Mängel, die übrigens die unbeschreibliche Nach- lässigkeit des Druckes einer sonst wohlgefälligen Ausgabe überdietet, indem namentlich die Rechtschreibung der Künst- ler- und Schriftstellernamen auf eine unverzeihliche Weise verderbt ist.

Leonardo ist einer der größten Künstler aller Zeiten und nimmt neben dem idealisch-reichen Rafael, neben dem

sinnlich-wahren Tizian, neben dem anmuthvollen Correg- gio und dem gewaltigen Michel Angelo seinen Ehrenplatz durch Vorzüge ein, unter welchen das Charakterstudium wol der erste sein dürfte. Aber Leonardo war nicht allein Maler. Er bewegte sich, wie alle ausgezeichneten Künst- ler jener Zeit, auch in dem Gebiete der übrigen, und nicht bloß der bildenden Künste, da er auch mit Baukunst und vorzüglich mit der Bildhauerei sich beschäftigte, indem ei- nes seiner berühmtesten Werke, leider unvollendet geblieben und auch in seiner unvollendeten Gestalt untergegangen, die kolossale Reiterstatue Franz Sforza's zu Mailand war. Er war gleichfalls in der Musik bewandert und berühmt, so daß einige seiner Biographen der Meinung gewesen sind, er habe seinen ersten Ruf an den Hof des Ludwig Sforza nach Mailand diesem Talente, nicht seiner bildenden Kunst verdankt. Auch von seinen vielen Dichtungen wird er- zählt, sowie, daß er nach Art der italienischen Improvi- satoren bisweilen Verse aus dem Stegreife gesungen habe; von alle dem ist aber nur ein einziges Sonett übrigge- blieben, worin man jedoch, wie der Verf. richtig bemerkt (S. 41), mehr den gefühlvollen Mann, als den begeis- terten, schwungvollen Dichter zu erkennen vermag. Lebti- gens hatte sich die Kunst auch in seiner äußern Gestalt, in der Regelmäßigkeit seiner Gesichtszüge, in dem Adel seiner Haltung, in der Liebenswürdigkeit seines ganzen We- sens und Benehmens einen Ausdruck gegeben. Er soll ferner eine große körperliche Stärke und Gewandtheit be- sessen haben, so daß er einen Körper, dessen Gewicht und Umfang das gewöhnliche Maß menschlicher Kräfte weit überstieg, in der schnellsten Bewegung aufhielt, daß er den Klöppel einer Locke zur Schraube berührte und das Fuß- eisen eines Pferdes bog. Er war ein bewundertes Reiter und that sich in der Fechtkunst ritterlich hervor, wiewol seine Herkunft von mittlerem Stande, und seine Geburt unehelich war, — doch so, daß es scheint, er habe später auf gerichtlichem Wege die Legitimität und Gleichstellung mit den rechtmäßigen Kindern seines Vaters, eines floren- tinischen Notars aus Vinci erhalten, der nach einander drei Frauen zur Ehe hatte.

Indessen auch die verschiedenen Künste, in welchen sich Leonardo auf eine so ruhmvolle Weise hervorgethan hatte, genügten seinem ausgethäteten und kräftigen Geiste nicht. Er war ein Beobachter der Natur, wie das Man-

sehen, und sann über die physikalischen Geseze und Verhältnisse der Körper mit einer Schärfe der Wahrnehmung nach, welche ihn Manches errathen ließ, wie man aus seinen klüchtigen Handschriften darüber erfährt, was Andere erst in spätern Jahrhunderten entdeckt und bekanntgemacht haben. Desgleichen beschäftigte er sich mit der Auffindung bequemerer und geschickterer Werkzeuge und Maschinen, dahin ein Compas, ein Hygrometer, eine Bratmaschine, eine Oelpresse, eine Flug-, eine Schwimmmaschine u. s. w. gehören. Ein besonderes Augenmerk hatte er jedoch auf die Beschaffenheit und Geseze des Wassers gerichtet, wozu ihm das Bedürfnis der Lombardei wol die erste Veranlassung gab, und wodurch er sich, namentlich durch seinen Antheil an dem Kanal der Martesana die gültigsten Ansprüche auf den Dank der Bewohner und die Belohnung des Herzogs von Mailand erworben hat. Er hatte zwar den dabei zur Anwendung gebrachten Schleusenbau nicht eronnen, aber zu dessen Vervollkommnung das Wichtigste gethan, und außerdem sind in seinem auf der ambrosianischen Bibliothek gesammelten schriftlichen Nachlaß die in dieser Hinsicht interessantesten Entwürfe und Vorschläge, die theilweise erst in einer spätern Zeit zur Ausführung gekommen waren, enthalten. Zugleich war aber auch die Befestigungskunst ein Lieblingsgegenstand seiner Studien, und dies war die Ursache, warum Leonardo, nachdem die Herrschaft der Sforza in Mailand durch die Franzosen gestürzt worden, in die Dienste des Valentin Borgia, des Sohnes vom Papst Alexander VI., trat; er ward nämlich von diesem zu seinem Baumeister und obersten Ingenieur ernannt und zugleich beauftragt, alle Festungen der Staaten, welche Valentin Borgia unter dem Namen eines Gonfaloniere und Generalcapitains der römischen Kirche an sich gezogen hatte, in genauer Aufsicht zu behalten.

Aus diesen kurzen Andeutungen ersieht man die Fülle des Genies und die Vielseitigkeit der Bildung Leonardo's. Es gereicht dem Verf. zur Ehre, denselben in dieser Vollständigkeit seiner Erscheinung und Thätigkeit vor den Leser hingestellt zu haben. Er hat hierzu, was die Schriften des Leonardo betrifft, sich nächst Amoretti besonders der Vorarbeiten von Venturi bedient, welcher unter dem Consulate Napoleon's die Gelegenheit gefunden hatte, die Handschriften zu untersuchen, welche damals aus der ambrosianischen Bibliothek nach Paris geschafft worden waren. Wie scharf Leonardo die Erscheinungen der Natur beobachtet, wie umsichtig er die Anwendbarkeit der aufgefundenen Naturgeseze auf die Bedürfnisse und Gewohnheiten des menschlichen Lebens wahrgenommen, wie gleichmäßig er das Nothwendige in dem Gebiete der Physik und Mechanik und zugleich das Freie in dem Reiche des Lebens und der Kunst aufzufassen und darzustellen verstanden habe, sieht man aus dem Nachlaß seiner Schriften; es erhellt aber auch schon aus der ganzen Persönlichkeit des Mannes, der laut der Geschichte sich bald den ernsten mathematischen Studien seines Freundes Luca Pacioli widmete, bald die großen Festlichkeiten am Hofe seines erlauchtern Vögners in Mailand anordnete, bald die kühnsten

Entwürfe der Befestigungskunst oder des Wasserbaus er sann und ausführte, bald mit demselben Fleiße vor der Staffelei saß oder a fresco malte.

Was aber zunächst Das betrifft, worauf hauptsächlich sein Ruhm bei der Nachwelt beruht, seine Malerkunst, so ist dem Leonardo zwar das Unglück widerfahren, daß seine größten Werke, das Abendmahl in Mailand, das Schlachtbild in Florenz, die Reiterstatue in Mailand theils unausgeführt geblieben, theils im Laufe der Zeit zerstört, oder nicht einmal in Nachbildungen auf spätere Zeiten gekommen sind; aber doch hat sich die Macht des Genies bewährt, sofern auch die bloße Composition und Anordnung seines Abendmahles ein hohes vollendetes Meisterwerk ist, und ohne daß die Nachwelt von dem Zauber des Pinsels, von dem feinem Ausdrucke der ursprünglichen Ausführung der Köpfe etwas gewahrte, wird doch den Umrissen des Bildes eine Bewunderung gezollt, welche mehr als Alles von der großen Fäähigkeit und Klarheit dieses unendlich tief empfundenen und künstlerisch angeordneten Gemäldes zeugt und hier den wahren Stempel der Genialität bekrundet. König Franz I. von Frankreich, der das Original in seiner Frische gesehen hatte, war davon so entzückt, daß er verlangte, man solle es von der Wand nehmen und nach Frankreich schaffen. Ist das ein Wunder, wenn noch jetzt die bloßen Linien über jenes fühlende Gemüth eine Gewalt ausüben?

Die Statue des Herzogs Franz soll er, nach Basel, in Wachs kolossal ausgeführt haben; das fertige Modell wurde von den französischen Soldaten bei der Einnahme Mailands zertrümmert.

Von dem Carton eines Reitergefehtes, welches er im Wettstreit mit Michel Angelo, in dem alten Palaste in Florenz malen sollte, ist nur ein kleiner Theil vorhanden, welchen man oftmals mit Unrecht für das Ganze angesehen hat. Bekanntlich war beiden großen Meistern die Aufgabe einer kriegerischen Darstellung aus der florentinischen Geschichte und zur Ehre ihrer Landsteute geworden. Michel Angelo wählte den Anfang, Leonardo die zur Entscheidung sich neigende Mitte der Schlacht. Siehe hat eine sehr anschauliche Beschreibung des noch vorhandenen Bruchstücks gegeben; man meint indessen, in einer Schlachtszene, welche von Leonardo selbst in einem seiner hinterlassenen schriftlichen Werke, der Abhandlung über die Malerei, angeordnet ist, die wesentlichen Züge jenes außerordentlichen Gemäldes wiederzuerkennen. Wir setzen die Beschreibung her, um zugleich ein Beispiel vom Leonardo's hoher künstlerischen Bildung zu geben (S. 126 fg.):

Vor Allem erscheint einem der Dampf des donnernden Geschüts sammt dem Staube, den die Kiste der Kämpfer abwühlen, mit der Luft vermischt; denn obwol der Staub nicht emporsteigt, weil er sehr fein ist, so fällt er demungeachtet nieder, weil er mit gewichtigeren Theilen angefüllt ist, und es bilden daher nur seine feinsten Theile in der Luft. Man muß ihn daher mit einer Tinte malen, welche fast unbemerkt und der Farbe der Luft ähnlich ist. Der Rauch hingegen, welcher sich mit der Luft und dem Staube vermischt hat, wird, da er in einer gewissen Höhe emporsteigt, gleich düktern Wolken erscheinen. In den höhern Theilen wird man ihn bemerken, wo die Luft untersteht, und er wird fast die Farbe des Himmels

annehmen. Der Staub hingegen wird auf der Lichtseite sein gewöhnliches Colorit beibehalten, und diese Mischung von Luft, Staub und Dampf wird in der Höhe viel heller als in der Tiefe sein. Je mehr die Krieger von diesem dichten Nebel umhüllt sein werden, desto weniger wird man sie von einander unterscheiden, am wenigsten aber den Wechsel von Licht und Schatten wahrnehmen können. Alles, die Kattige, die Personen, die Waffen, kurz was sich in der Nähe des gelbsten Geschüßes befindet, wird die Farbe des Feuers annehmen, und diese Röthe sich vermindern, je mehr sie sich von der bewirkenden Ursache derselben entfernen werden, und sich dann gänzlich verlieren. Die Figuren, welche in der Ferne zwischen uns und dem Lichte dargestellt sind, werden dunkel auf hellem Grunde erscheinen, und ihre Beine wegen des dichten und groben Staubes um desto weniger unterschieden werden können, je näher sie der Erde sind. Wenn man aus dem Heere entlaufene Pferde darstellt, so lasse man hinter und zwischen ihnen in der Sprungweite kleine Wolkchen sich erheben und Sorge dafür, daß diese sich verlieren und schwächen, je mehr sie vom Pferde entfernt sind, das sie bewickeln; and sowie die nähern dichter, sichtbarere und gedüster sind, so sollen die entferntern höher, ausgebreiteter und heller sein.

Die Luft mögen Pfeile in verschiedener Richtung erfüllen; denn es geschieht oftmals, daß, während die einen in die Höhe steigen, andere herabfallen und einige in grader Richtung die Luft durchschneiden. Die Kugeln begleitet gewöhnlich einiger Rauch.

Die Haare, Augenbrauen und andere Theile der Krieger bedeckt ein dichter Staub. Die Sieger zeichnen zusammengesogene Augenbrauen und fliegende Haare aus, welche der Wind bei ihrem Vorbeiziehen zerrätet. In der Bewegung der Glieder herrscht Ungleichheit, d. h. wenn der rechte Fuß vorwärts schreitet, ist der linke Arm vorwärts gerichtet. Kommt ein Soldat im Bilde vor, der zu Boden stürzt, so drückt sich sein strauchelnder Fuß im Staube, der in blutigen Roth verwandelt ist, ab, und ist der Boden etwa feucht, so bemerkt man auch die Hufschläge der Pferde, welche darüber hinweggeleitet sind. Manchmal gewahrt man auch Pferde, welche ihre im Steigbügel hängenden Reiter mit sich fortreißen und in Staub und Roth die Spuren der geschleppten Leiber zurücklassen. Auf den Gesichtern der Ueberwundenen und in Unordnung Gebrachten herrscht eckelichte Blässe; die Brauen sind gewidert und ineinandergekrümpt; ihre Stirn in Runzeln zusammengezogen; über den Nasenflügeln zeigen sich Falten, die Nasenlöcher werden bogenförmig und sind fast von der Spitze der Nase an bis zu den Augen emporgezogen. Der Mund ist schmerzvoll aufgerissen, die krampfhaft geöffneten Lippen entblößen die Zähne, welche mg geschlossen sind wie vom heftigsten Schreien. Einige sieht man schwer verwundet am Boden liegen, sich mit der einen Hand die verwirrten Augen bedecken, oder, die Fläche gegen den Feind gefehrt, sich auf die andere stützen, als wollten sie sich erheben. Andere erblickt man wieder in der Flucht und aus vollem Halse schreiend. Unter den Füßen der Kämpfenden ist das Schlachtfeld mit Waffen aller Art bedeckt. Schilde, Lanzen und zerbrochene Schwerter liegen umher, hier und da gewahrt man unter den Todten einige, halb mit Staub und Waffen bedeckt, andere von der Schwere derselben fast erdrückt und eingezerrt; Staub und Erde, mit Blut überfüllt, bilden einen schwarzen Roth, und Ströme des Blutes, die aus den Wunden fließen, durchwühlen den Sand; unter den Sterbenden knirschen einige mit den Zähnen, als aber werfen Blicke des Todes umher, und einige ballen die Faust, während Todeskrämpfe ihre Leiber krümmen und Arme und Beine zucken.

Man könnte einen Krieger erkennen, der entwarfert, von einem Feinde zu Boden geschmettert, mit Zähnen und Nägeln einen gramlichen Tod abwehrt; ein entronnenes Pferd, das, mit zerstreuten fliegenden Haaren, die Reichen der Feinde durchdringt und eine große Verwirrung anrichtet; man könnte auch darin möglichste Lähme, vom Schwerte getroffen, zu Boden fallen, sich mit dem Schilde der Wuth des eindringenden Feindes wi-

bersetzen und diesen, auf ihnen liegend, den letzten Todesstreich versuchen sehen.

Endlich könnte man eine Menge von Menschen vorstellen, welche unter der Schwere getödteter Pferde erliegen und bemerken lassen, wie eine Menge der Sieger, die vom Gemegel zurückkommen, sich mit beiden Händen die durch Staub fast verblindeten Augen reinigen, ihre Wangen, welche durch den herabgeronnenen Schweiß und die Thränen, die der Staub drückte, besudelt sind, wieder abwaschen. Auch Scharen von Kriegeren ließen sich anbringen, welche voller Hoffnung und Umsicht zur Hülfe herbeieilen; sie erheben vorichtig ihre Augenbrauen, beschatten die Augen mit der Hand, um den ins Gewühl der Schlacht versunkenen Feind zu erblicken und dem Hauptmann Gehör zu leisten, welcher mit dem Stab in der Hand ihnen den Ort weist, wohin sie sich werfen sollen. Zuletzt kann auch ein Fluß erfonnen werden, welchen einige Reiter eilends durchschwimmen, das Wasser um sich her schleudern und ihre Spar mit weißem Schaum bedecken. Man muß auf dem ganzen Schlachtfelde nichts sehen, woran nicht die Spuren eines schrecklichen Blutergießens und der gräßlichsten Niedermetzlung wahrgenommen werden könnten.

Dieser unendlich reiche Entwurf, der ebenso von dem ruhigen Verstande und der beweglichen Einbildungskraft, wie von der praktischen Routine und Beobachtungsgabe des Meisters zeugt, mag Diejenigen belehren, welche dem Leonardo bisher nur das Talent der Charakteristik und einer einfachen, leicht übersichtlichen Composition zugesprochen haben. Wer mit der Kunstgeschichte näher vertraut ist, wird hier Motiven begegnet sein, welche in den herrlichsten antiken Vorbildern, z. B. auf den Reliefs von Phigalia im britischen Museum, so großartige Wirkung thun, welche aber von Leonardo, der jene nicht kannte, mit gleicher Originalität erdacht worden sind. Jedenfalls ist es jammerschade, daß von den drei großen Schlachtbildern jener Zeit nur das eine des Rafael, die Konstantinschlacht an der Tiber, in den vaticanischen Stangen zu Rom, zur Ausführung und auf die Nachwelt gekommen ist.

62

Dante Briefe. 1832. Von Woldemar Seyffarth, Verf. der „Reisetage“. Zwei Theile. Altenburg, Literatur-Comptoir. 1834. Gr. 12. 2 Theile.

Ist es auch nur das Leichtemerkbare und auf der Hand Liegende, was der Verf. dieser Briefe, auf einer Reise von Dresden nach Berlin, Dobberan, Hamburg, Ruxhaven, Amstredam, Broel und Hildesheim geschrieben, zum Gegenstand seiner Schilderung macht, und fehlt ihnen auch der Geist scharfer Wahrnehmung und tieferer Beobachtung, so sind sie doch Ergüsse einer heitern Persönlichkeit, eines gebildeten, für und durch das Reisen gebildeten Geistes, eines wüßigen und geschmackvollen Wanderers. Nach der Wichtigkeit, die der Verf. auf die materiellen Genüsse legt, und nach dem Ernst, mit dem er Gasthöfe und Restaurationen analysirt, möchten wir ihn für einen Wiener oder Hamburger halten, wenn er nicht oft genug erzählt, daß er ein Weisenfelder sei. Meistens sind es die persönlichen Interessen, die ihn beschäftigen; selten berührt er die Politik, und wenn er es thut, so zeigt er sich als einen Vorichtigen und Besonnenen auf Kunst aber und ihre Würdigung löst er sich nicht ein. Lebensgenuß, Menschenbeobachtung ist der Zweck seiner Reisen, und er weiß die Orte zu finden, wo beide anzutreffen sind. Er ist ein heitler, launiger Reisebegleiter, und von den „Reisetagen“ bre können wir sein Talent, seine, anziehende persönliche Geschichte in seine Reisebeschreibung zu verwenden. Aphammel ist wehe

oder minder sein Vorbild; aber hat er es gleich nicht erreicht, so lesen seine „Banten Briefe“ sich doch ganz angenehm und gehören zu den lohnwürdigen Bekanntmachungen dieser Gattung.

In Berlin zwar erscheint uns der Verf. Anfangs mit seiner Anfeindung des Adels zugleich etwas veraltet und etwas abenteuerrich. Gibt es irgend eine Stadt in Deutschland, in der der Adel garabzu nichts bedeutet, so ist es gewiß Berlin. Ein Bild in den Staatskalender kann davon Uebersetzung geben. Wenn aber der Verf. eine Braut darum verläßt, weil ihre ältere Schwester bei ihrer Hochzeit zweierlei Karten, eine Art für ihre adeligen und eine andre für ihre nichtadeligen Bekannten hat drucken lassen, so ist sehr gegen eins zu weiten, daß er nie einer Braut treu bleiben wird. Die Reise durch Mecklenburg, welche hierauf folgt, schildert uns ein Land voll Mißbräuche, die zum Theil widerständig genug sind, und der Uufian der Cholera Schuganzustellen verwickelt den Verf. in lächerliche und ärgerliche Abenteuer, die er in bester Laune und sehr wirkungsvoll erzählt. In Habebusch ist er wirklich gefangen. „Wäre Mecklenburg ein Topf Wasser, ich wollte ihn austrocknen; wäre es eine Schachtel Erde, ich wollte sie verschlucken; wäre es ein Hügel, ich wollte ihn mit blühenden Ringeln wegstrecken; wäre es eine russische Provinz, ich wollte darin wohnen; wäre es ein Fetioband königlicher Gebichte, ich wollte ihn auswendig lernen; wäre es eine Sammlung alles Lobes über Göthe, ich wollte sie lesen — könnte ich Mecklenburg dadurch aus der Karte von Europa wegstreichen. Ich bin, von wo ich Ihnen schreibe, in Gadebusch, und in Gadebusch bin ich arretirt.“ In Hamburg dagegen findet der Verf. seine Rechnung. Hamburg ist das Eldorado der Gauschmeier und der Gelehrten. Ein geistreicher Reisender, wie der Verf. — wenn er auch noch lange kein Werber sein sollte — sollte Bedenken tragen, sich in Hamburg zu gefallen. Hamburg ist ein platonischer Staat, d. h. wo die Besten herrschen, d. h. wo die Reichsten die Besten sind, d. h. wo die Aristokratie auf der Goldwaage gewogen wird. Ein Mann von Geist wird hier zu leicht befunden, und der Verf. will doch ein Mann von Geist sein. Wir kennen keinen geistreichen Mann, dem es lange in Hamburg gefallen hätte. Allein der Verf. liebt Küstern und englischen Thee und eine rothwangige Bierländerin, und jeder Leser weiß, was er sich von einem solchen Geschmack für Genüsse versprechen darf.

Im zweiten Theile dieser „Briefe“ steigt der Verf. zuweilen, und öfter als im ersten, unter sich selbst hinab. Hier zeigt sich, was ihm fehlt — ein würdiger, edler Reisezweck. Er jagt den amsterrdamer berückigten Langsinn nach, und Kaffeehäuser-Statistiken nehmen den größten Theil seines Buches ein. Dennoch schreibt er ziemlich angenehm und an Unterhaltung fehlt es für den leichten Leser nicht. Zu den unstatthafsten Abenteuerlichkeiten gehdrt sein Vergleich von Holland mit China, oder vielmehr von Amsterdam mit einer chinesischen Stadt. Es ist keine Spur von Feinheit vorhanden, und die Spiegelbelle, aus lauter Fensterscheiben bestehende Stadt gleicht allem Andern eher als Peking oder Canton. Dagegen geben wir ihm Recht in seinen Klagen gegen die holländische Keuschheit, die im Wesentlichen oft die größte Unreinlichkeit hinter glänzendem Schein verbirgt. Seine Schilderung des berühmten Dorfes Broel, wo „statt der Bauern reiche Niemandhauer wohnen“, die vor dem Eintreten in ihre Häuser die Schuhe ausziehen und nur bei feierlichen Gelegenheiten durch die Hauptthür eintreten, wo kein gefelliges Thier, kein treuer Hund gebildet wird, wo die Einwohner wdhentlich nur einmal warm essen, damit „die Schornsteine nicht etwa schwarz werden“, wo, wenn ein Fremder etwa auf der Straße aufspuckt, die Einwohner sorglich mit Wischtüchern herbeistellen, und wo man im Gasthose ungewaschene Teller und Tassen bekommt — diese Schilderung ist ganz treffend. Nur begriffen wir nicht, wie der Verf. Umlände der Sprache ihn in so viel Noth und Fährlichkeit verwickeln konnte, da wir es stets leicht fanden, uns verständlich zu machen, auch ohne holländisch zu verstehen. Der Verf. besuchte Holland in der Zeit des größten

Enthusiasmus, und wir wollen, er hätte uns mehr von der Volkstimmung mitgetheilt. Dies war ein wichtiges und anziehendes Thema, und seine Kaffeehausgeschichten ersetzen wir ihm gern für die wüthigen Bemerkungen, die er hierüber macht. Trotz dem, daß der rechtliche Sinn der Holländer der Regierung in zwei oder drei Punkten unrecht gab — besonders bei der heimlichen Bestärkung Brüssels in eben der Zeit, als die belgischen Abgeordneten nach dem Haag gekommen waren, um zu unterhandeln —, war die Begeisterung für den König und seine Sache, für den Fürsten, der die Undankbaren mit Wohlthaten überhäuft und ganze Städte in Belgien aus seiner Privatstutulle vor Verfall und Hunger schätzte, doch so groß, als der Enthusiasmus eines Holländers nur immer sein kann. „Ob wenn der König 200 Millionen von uns sobert“, hieß es einstimmig im Handelsstande, „in acht Tagen hat er sie“, und zu werpen wurde wie ein Palladium betrachtet. Man war überzeugt, daß ohne die Einmischung der Confereuz und England's Kchselfragerer — die es dereinst schwer bereuen wird — der Sieg Kthhollands entschieden war, wiewol man die Wirksamkeit mit den trägen Matrosen, welche stets von polnisch Fleiß gekehrt hatten, durchaus nicht rühmte. Wir gedenken, daß wir von dieser Stimmung des holländischen Volks, das in der europäischen Schätzung jetzt eine so hohe und verbirnt Eide einnimmt, gern mehr vernommen hätten, und müssen den Verf. tabeln, daß er diese Gelegenheit, seinem Werke einen lebendigen Werth mitzutheilen, so nachlässig benutz hat; er muß sich um gefallen lassen, daß, nachdem man seine launigen Geschichten einmal durchlesen hat, sein Buch zur Seite gelegt werde; die eingewebte Novelle aber von Jonas und Jakob gibt keine gute Vorstellung von seinem ersindenden Talent. 16.

Literarische Notizen.

Die asiatische Gesellschaft gibt ein „Journal of the royal asiatic society“ heraus, das vierteljährig erscheint. Es soll Originalaufsätze, Auszüge aus Schriften, die nicht vollständig gedruckt werden können, Kritiken, besonders über seltene Werke, Nachrichten von den Verhandlungen der Gesellschaft, von den Unternehmungen des orientalischen Uebersetzungsausschusses und den Leistungen anderer britischen oder ausländischen Gelehrtenvereine enthalten. Die Gesellschaft hat die Absicht, durch diese Zeitschrift Aufsätze von allgemeinerem Interesse zu verbreiten, als die früher in ihren „Transactions“ bekannt gemacht waren. Das erste Heft enthält unter Andern Abhandlungen über das Schwanen der Hindus in der südlichen Halbinsel; über alle chinesische Bein; über das Tabernakel bei den religiösen Processionen der Hindus in Seylon; über die Erberuchsgesetze in Nepal; eine Topographie von Alexander Soma von Keds; Nachrichten über die Ermordung des Professors Schulz in Kurland im Jahre 1829.

Die englische Uebersetzung von Herrens „Jeden“ ist nun in 5 Bdn. vollendet. Bereits 1832 erschienen: „Historical researches into the politics, intercourse and trade of the Carthaginians, Ethiopians and Egyptians“ (2 Bde. 8vo.), und 1833 „Historical researches into the politics, intercourse and trade of the principal nations of antiquity“ in 3 Bdn. Der Uebersetzer des früheren Werkes war der Britter Kuhn selbst. Sie war sehr mangelhaft. Herrens hat die spätere Uebersetzung, die von einem andern Gelehrten herrührt, durchgesehen und Zusätze hinzugefügt.

Thomas Pringle's „African sketches“ (London, 1804) enthalten die Erzählung einer fünfjährigen Reise in Schafra, eine Geschichte der Ansiedlung britischer Auswanderer an den Grenzen des Kafferlandes, Nachrichten über den Zustand der einheimischen Stämme in der Umgegend der Cap. Colonie und über die Fortschritte der Givilisation unter ihnen. 7.

Hierzu Beilage Nr. 7.

Ueber die Methode des Elementarischen in der Volksschule.

Bei dem Eifer, mit welchem gegenwärtig unsere westlichen Nachbarn den öffentlichen Unterricht in Primar- und Bürgerschulen zu begründen suchen und dadurch die Ueberzeugung aussprechen, daß Volksbildung die einzige Grundlage der Volkswohlfahrt sei; bei der Aufmerksamkeit, welche das französische Ministerium des Unterrichtswesens den deutschen Schulverrichtungen und den bei uns festgestellten pädagogischen Grundsätzen und Methoden widmet; bei der Thätigkeit der Schriftsteller, welche sich mehr als je mit Uebersetzung deutscher Schriften und zumal der bei uns angesehenen Schulbücher in fremde Sprachen beschäftigt, ist es um so mehr die Pflicht der Deutschen selbst, sich der Vorzüge deutscher Schulbildung und der Eigenthümlichkeiten im elementarischen Volksunterrichte bewußt zu werden und namentlich den auffallend raschen und glücklichen Fortschritt kennen zu lernen, welchen im Laufe weniger Decennien das deutsche Schulwesen im Ganzen und in einzelnen Beziehungen gemacht hat, sowohl was die Ausbildung der Theorie als die praktische Anwendung und Durchbildung der theoretischen Grundsätze unter den gegebenen Verhältnissen betrifft.

Unstreitig dürfen wir als das erste merkwürdige Zeichen eines wahren Fortschrittes im elementarischen Volksunterrichte die Ueberwindung des Mechanismus rechnen, welche zuerst im Gebiete der Zahlensverhältnisse der tierflossbüchse Grift Pestalozzi's wagte und dadurch die Bahn auch für die bewußtere und freiere Entwicklung der übrigen Gegenstände und Fertigkeiten der Volksschule brach. Das Geschwermüde, weil Unverständliche, was aus den Buchstaben für das Leselernen hervorgehen mußte, ist durch die Lehre von den Lauten, wie durch das richtige Arbeiten der Sylben und das Zerlegen jeder Sylbe in die Laute, Selbst- und Mitlauter, aus welchen sie gebildet wird, beseitigt, und was durch diese, das Lesen des Kindes beschleunigende Methode in Hinsicht der Präcision des Rechtschreibens geschadet zu werden drohte, ist nach dem Zugeständnisse der gebildetsten Schulmänner und durch die Praxis der entwickeltesten Schulen insofern unschädlich gemacht, als auf die Einübung der Laute sobald wie möglich die Kenntniß der Buchstabenbenennungen folgt und, nachdem so das Lesen rationell begründet ist, auch das richtige Schreiben eine sichere Grundlage erhält. Die großen Verdienste, welche sich Stephani, Olliver u. A. um diesen Zweig des elementarischen Unterrichtes erworben haben, dürfen auch bei den fernern Fortbildungen des deutschen Volksschulwesens um so weniger übersehen und verkannt werden, als die jüngsten Resultate größtentheils nur auf den Schultern jener einsichtsvollen Vorläufer des Bessern gelungen sind.

Ein doppelter Miskand ließ nämlich bei Demjenigen, was durch Sylben- und Lautlehre für die Verständlichmachung und Beherrschung des Lesunterrichts erzielt worden war, sich nicht verkennen. Einmal war doch zuviel der bloß empfangenen Thätigkeit, der lebenden Einübung des Gehörtes und der Anschauung überlassen, als daß nicht eben in dieser Einseitigkeit ein aufwachsendes Element, eine verzehrende Beschwerung hätte stattfinden und die Gefahr bloß passiven Aufmerksams und Behaltens wiederholen sollen. Auf der andern Seite waren gerade die zwei mit einander am nächsten verwandten Gegenstände des Elementarunterrichts, Lesen und Schreiben, so sehr getrennt, daß letzteres erst hinter dem erstern wie eine fremde Sache getrieben wurde, wobei sich besonders der Gegensatz herausstellen mußte, daß der eine Unterricht von Seiten des Kindes mehr ein Erwerben, der andere hingegen ein Thätiges war. Allein bei solchen geschiedenen und untergeordneten Verhältnissen konnte namentlich dies nicht wohl ausbleiben, daß auch das Schreiben

mehr oder weniger in den Fesseln des Mechanismus gebunden blieb. Anders hingegen mußte es werden, sobald man anfing sie untereinander in Beziehung zu setzen und so dem Lesunterrichte von der natürlichen Activität des Schreibens, dem Schreibunterrichte von der bereits gewonnenen höhern Methodik des Lesunterrichts einen Vortheil zuzuwenden. Sollte aber auch diese Vereinigung nicht bloßes Amalgama, nicht ein zufälliges Belieben subjectiver Auffassungs- und Behandlungsweise sein, sondern vielmehr als ein nothwendiger Zusammenhang und durch die innersten organischen Anlagen und Bedürfnisse der menschlichen Natur, wie durch das ursprüngliche Verhältniß beider elementarischen Bewegungen der menschlichen Thätigkeit, welche Lesen und Schreiben sind, wesentlich bedingt erscheinen, so mußte erst dieser tiefere Grund nachgewiesen und das ihm entsprechende Princip der Methode festgestellt und zur lebendigen Durchföhrung in den betreffenden Richtungen des elementarischen Unterrichts entwickelt sein. Wenn dies durch seinen vorzüglichen Scharfsinn und seine feine Beobachtungs- und gewandte Darstellungs-gabe in einem hohen Grade gelungen ist, sollte in der That mehr bekannt und anerkannt sein im deutschen Volke, als es gegenwärtig noch geschehen zu sein scheint. Denn, wenn wir nicht irren, bairischen Kreis-Schuldirector Brauer in Baireuth gebührt vorzugsweise der Ruhm der organischen Vereinigung des elementarischen Les- mit dem elementarischen Schreibunterrichte, indem er Beides auf das geistige und gefühlige Bedürfniß zurückleitet und an den Formen und Verhältnissen der Anschauung dergestalt entwickelt, daß die empfangende und thätige Seite des Gemüths in einer, grade für das unskete und vom schnellen, lebhaften Eindruck sich währende Kindesalter so sehr geeigneten Wechselwirkung erhalten wird. Dies findet man in dessen „Elementarschule für's Leben in ihrer Grundlage“, wovon unsere Wissens bereits drei Auflagen, die dritte durchaus umgearbeitete 1821, erschienen sind. Indem er die Entwicklung des Unterrichts mit und in dem Bewußtsein des Schölers vornimmt, erzeugt er in der Seele desselben die Anerkennung der Richtigkeit und Nothwendigkeit des Lernens, und die zunehmende Einsicht in den Zusammenhang der verschiedenen Lebensfächer mit dem Leben und mit der Bestimmung des Menschen, ohne daß in seiner Darstellung die Fassungskraft des Kindes übermäßig angestrengt und dessen Beobachtungsgabe aus dem Kreise des eignen, natürlichen und häuslichen Daseins herausgerängt würde. Und dabei ist gleich von vorn herein das eigne Vermögen der Thätigkeit, die natürliche Lust der Kinder am Selbstthun und Darstellen aufs zweckmäßigste in Anspruch genommen. Es knüpft sich der ganze Unterricht an die vorhandene Anschauungswelt des Schölers an und bewegt sich in angemessenem Wechsel von Aufnehmen und Mittheilen fort. Die ersten Formen der Schrift werden an den Linken eines gezeichneten Hauses vorgelesen, und da der freie Versuch des Kindes, eine solche Zeichnung zu entwerfen, begreiflicherweise misslingt, so wird ihm die Grundlinie in ihren verschiedenen Lagen und Richtungen eingelehrt, indem es nun nicht bloße Striche, sondern in seiner Phantasie die Besondere des Hauses herauszubringen sucht, was seinen Fleiß und seine Lust erhöht. Im Fortgange dieser Einübungen werden erst einfache, dann zusammengesetztere Zeichen und Figuren gebildet, was bei lebendiger Behandlung den Eifer falls reizt, und so wird das Alphabet geschrieben, während die Kinder nur Zeichen, Figuren, nicht Buchstaben darin sehen. Mittlerweile hat sich Anschauungs- und Sprachunterricht abwechselnd mit den Schriftübungen soweit gestaltet, es hat sich in den Unterhaltungen des Lehrers mit den Kindern über das Haus, dessen Bauweisen sie einüben, über dessen Werk, Einrichtung, Bewohner u. s. f. außer dem Einbruche der allgemeinen ge-

metrischen Formen und der einfachen Zahlenverhältnisse, außer den nächsten naturhistorischen Vorstellungen und moralischen Begriffen das Bedürfnis der geselligen Mittheilung durch Sprache und Schrift ins Bewusstsein der Kinder erhoben, und indem sie nun von dem Lehrer erfahren wollen, wie denn das Sprechen mit Gelehrten durch die Schrift beschaffen sei, und nachdem er sie auf das Beschwertliche und Unermessene einer chinesischen Wortchrift oder ägyptischen Hieroglyphenschrift hingewiesen, deutet er ihnen die Vorzüge der Buchstabenschrift an und zeigt ihnen, daß sie die Zeichen dieser Schrift oder die Buchstaben nun schon selbst zu machen wissen, und nur erst noch die Namen derselben und ihre Zusammensetzung kennen zu lernen brauchen. Und so geht von nun an Lesen und Schreiben Hand in Hand, und Weidens entfaltet sich organisch unter einem echt pragmatischen Princip, den der Erziehung für das Leben. Diese Methode ist von ihrem geistreichen Erfinder in der Ausführung zwar mehr oder weniger kunstreich angelegt, und u. a. rechnen wir zu dem Kunstreichen und Schwierigen dies, daß er eine ideale oder Stenierschrift als Grundlage gibt und eine Analogie zwischen den Mundstellungen der Laute und der Figur ihrer elementarischen Schriftzeichen durchzuführen bemüht ist; sowie wir auf der andern Seite im pädagogischen Princip das aristokratische Element einer Scheidung zwischen Adel und Volk mittelalterlich finden. Aber das Wesentliche dieser Methode im elementarischen Unterrichte ist so ganz in der psychologischen Wahrheit begründet und dem Bedürfnisse des kindlichen Alters wie den Bedingungen der Unterrichtsgegenstände selbst angemessen, daß auch die Anwendung ihr entsprechen muß. Sie hat sich davon mehrfach überzeugt, sowohl in kleineren Kinderkreise als in zahlreichen Abtheilungen der Volksschule, und bringt durch diese Mittheilungen dem für ihn so persönlich unbekanntem wie räumlich entfernten Meister den Zoll der aufrichtigsten Anerkennung dar, erwartet, daß diese rationelle Auffassung und Pflege des elementarischen Unterrichts in der Volksschule immer mehr Beifall und Nachfolger finden werde.

Es bleibt indeß auch hier immer noch Manches zu wünschen und fortzubilden übrig. Namentlich ist die Frage nach dem Anfange der Schrift und die andere nach der sichern Begründung eines von vorne herein verständigen und bestimmten Lesens wol noch tiefer zu fassen und genauer zu erörtern. Daß die Zeichnung gerader Striche dem Kinde schwerer falle als die der krummen, ist wol keinem Zweifel unterworfen, und es wäre zu untersuchen, von welchem Urtypus ausgegangen werden müsse, falls ein solcher in der Naturbewegung als primitiv nachgewiesen werden könnte. Das Willkürliche, was in der auch von Grafer noch beibehaltenen Elementarschrift liegt, aus welcher die Formen der Deutschen wie der englischen Current- und Druckschrift deducirt werden, ist so wenig als die Schwierigkeit zu verkennen, welche mit der dadurch herbeigeführten Vermehrung der dem Auge des Kindes vorzuführenden Schriftformen verbunden ist. In dieser Hinsicht dürfte wol eine ganz neue Behandlung der Sache Aufmerksamkeit und Empfehlung verdienen. Sie begegnete uns in dem jüngsten Schriftchen:

Der psychologische Grund des deutschen Sprach-Elementarunterrichts, und seine erste Beziehung auf die Schriftsprache. Eine Vorlesung, gehalten von Alan Kimmann. Stuttgart, J. Fr. Steinkopf. 1854.

lassen wir den Verf. selbst sprechen: „Man kann ohne Schwierigkeit bei dem ersten Erscheinen des Kindes in die Welt an der Bewegung seiner Händchen eine Reiz gereizte Richtung von unten nach oben bemerken. Diese aufwärtsführende Bewegung, die ihren tiefsten Grund in der hohen Bestimmung des Menschen sowohl der Seele als dem Leibe nach sucht, entwickelt sich allmählig zu einer solchen Bestimmtheit, daß sie sich endlich auch abwärts, einem Gegenstand von sich ablehnend, bewegt.“

„Ebenso wird an dieser aufstrebenden Bewegung der Hand die Form eines Rundblattes bemerkt, eine Bemerkung, die sich auch dadurch bestätigt, daß Kinder von 3—4 Jahren an

Kauern, Steinen u. s. w., wo sie mit Krebse oder Kothn Krigen, sie gewahren lassen. Diese Bewegung, welche mit der physischen zugleich auch eine geistige Anlage zum Grunde hat und nach dieser Beziehung den Menschen im Gegenstande der Thieres während seiner ersten Lebensmomente offenbart und angeboren ist, kann mit Recht die Mutterbewegung genannt werden.“

„Die abwärts lenkende Richtung, die aus jener hervorgeht, beschrieb die Form eines hängenden Rundblatts und legt mit eine geübtere physische Kraft voraus, sowie auch den Sinn, einen Gegenstand von sich abzulehnen, daher sie auch deshalb die Kraftbewegung genannt werden dürfte.“

„In diesen Bewegungsarten lebt und weht das Kind, und es offenbart durch dieselben eine gewisse Vorliebe zu formellen Beschäftigungen. Diese Thätigkeiten sind aber da, bevor das Kind noch reden kann, bevor sich die Geisteskräfte entwickeln, wie eine stumme Sprache. Sie verbinden sich zunächst mit der Anschauungskraft, als der ersten sinnigen Bewegung, die sich mittels des Auges nach allen Theilen irgend eines Gegenstandes richtet, um sich denselben mehr oder weniger deutlich vorzustellen. Wächst nun das Anschauungsvermögen an Unterscheidungs- thätigkeit, so werden diese Bewegungen um so feiner und bestimmter.“

„Bewegung und Anschauungskraft stehen mit einander in einer wechselseitigen Verbindung; denn letztere wächst und gewinnt an Unterscheidungskraft, je mehr ihr von Seiten der ersten Nahrung gegeben wird.“

„Die wirkliche Ausbildung dieser Primärkräfte des Menschen ist daher auch der Fundamentalgattung aller Erziehung und somit auch des Sprach-Elementarunterrichts als der ersten Erziehungs- und Bildungsart.“

„Abgesehen, daß Bewegung und Anschauung vor dem Sprechen des Kindes schon ihre Thätigkeiten äußern, und was schon deshalb die Ordnung, welche die Natur vorschreibt, beachten müßte, so würde die mütterliche Sprachfähigkeit des Kindes sich nirgends einen pädagogischen Inhaltspunkt beruhen; denn das Kind übt seine Sprachfähigkeit nicht an dem Munde der Mutter, sondern es behält die gewohnten Ideen an den mehrfach sich vorgestellten Gegenständen fest; sonst würden sie sinnlos verhallen. Die ungetrennten ersten Lebens- thätigkeiten: Bewegung und Anschauung, sind daher auch die ersten Elemente des Sprachunterrichts.“

„Das Seltsame und fast Wunderbare bei dieser Untersuchung ist aber, daß die Elementarformen der Handschrift mit den Mutter- und Kraftbewegungen auf die einfachste und consequenteste Weise hervorgeht. Dieser Fund lag wie eine stilles Perle vor meinen Augen. Ich beschloß nun auch, sie mit der zartesten Hand aufzufassen und wählte ihnen Namen aus dem Pflanzenreiche, als Blätter, Kirschchen, Stengel u. s. w., in ihrer Veranschaulichung. So gelang es denn auch, daß diese Bilder der jüngsten Bewegung und Anschauungskraft immerdar den stärksten Einfluß auf die Schriftzeichen ausübten, sowie sie auch nur diese Unterdeckung allein und sonst noch keine bloß mechanische Erfindung je auszubilden im Stande war.“

„Die Elementarformen werden gebildet zuerst in der Mutter- und Kraftbewegung mit der bloßen Hand, dann mit dem Griffel unter der Beilehrung über Sitz und Haltung des Körpers, der Hand und der Lage, der Tafel und des Papiers, und dann mit der Feder unter Beilehrung über ihre Abhandlungs- loge“ (S. 6—10).

Hier ist also grade der umgekehrte Weg der bisherigen Methode, nämlich von den krummen Linien zu den geraden, statt von diesen zu jenen, eingeschlagen, und es ist derselbe von einem denkenden Beobachter der Anfänge der menschlichen Lebensentwicklung als der allein naturgemäße nachgewiesen. Die meisten dadurch den Psychologen wie dem Pädagogen und dem Gebildeten auf die Vorlesung selbst aufmerksam, in welcher der Vortrager umständlicher auseinandergelegt und durch lithographische Zeichnungen verdeutlicht wird.

Bei dem Uebergange zum Lesen dieser organisch entwickelten Schriftzeichen gibt der Verf. jedem Laute seinen erklärenden Namen; er nennt die Consonanten Laute, die Vocale Töne, B. m den Mundlaut, n den Nasalaut, l den Falllaut, r den Wirbellaut u. s. w., a den Mundweitlaut, e den Mundbreitlaut u. s. w. und verlangt, daß man den Lauten, d. i. Mittlauten der Consonanten, in der Sprache den ersten Rang einräumt, um „sie setzen schon verschiedenartige Sprachorgane in Thätigkeit, wogegen die Töne (Selbstlauter, Vocale) bloß klangartig die Eröffnung des Mundes erfordern und nur hülfweise zur deutlichen und vorzüglich zur stießenden Expression der Laute sich anhängen. Auch vermag kein Ton für sich allein ohne einen Stoß der Lunge sich zu exprimiren (?). Eine reine, klingende Aussprache folgt erst da, wo der Laut sich mit dem Tone verschmilzt. Diese Ordnung liegt in dem Wohlklange der Sprache und zeigt sich in der Erfahrung bei dem Spitzenunterricht erprobt; denn sie allein versteht auf die noch schwache Kraft der Sprachorgane leicht einzuwirken und Sylben und Wörter dem Munde der Kleinen anzueignen. Die Natur selbst beobachtet schon diese weise Ordnung; denn die Kleinen Kinder, wenn sie anfangen zu plaudern, bedienen sich zuerst jener Wörter, welche mit einem Laute beginnen, und sie müssen schon verständlich reden, bis sie sich zugleich auch der Wörter mit inem Tonanfange bedienen“ (S. 16).

Besonders bringt der Verf. beim Fortschritte des Lesens darauf, daß in jedem mehrsyllabischen Worte von den Kindern zuerst die Stammsylbe erfaßt werde, auch wenn diese eine Vorsylbe hat, und verspricht, man werde erkennen, mit welcher Bestimmtheit die Kinder unterscheiden und nachher die Unterscheidungsfähigkeit auf vielsyllabige und durch ihre Stammsylben unerkennliche Wörter anwenden. Die Unterscheidungsfähigkeit in Erkenntnis der Stammsylben entwickelt allerdings das Erwachen des Verstandes.

Es ist über den gewiß interessanten Gegenstand gegenwärtiger Mittheilung nur noch Dies anzufügen, daß der Verf. früher in Karlsruhe, später in Stuttgart Anstalten gegründet hat, welche die von ihm erwarteten Früchte getragen haben, wie denn solches Ref. in Beziehung auf die eine dieser Anstalten aus wiederholter Beobachtung bezeugen kann. Auch soll Hr. Ammann die Erlaubnis zur Errichtung einer Anstalt in Württemberg vorzugsweise dem günstigen Urtheile eines der competentesten Richter in dieser Sache, des Prälaten v. Denzel, verdanken.

77.

Geschichte des preussischen Staats. Erster Band. Die ältere Geschichte bis zum Tode des Kurfürsten Johann Sigismund von Ernst Helwing. — Auch unter dem Titel: Geschichte des brandenburgischen Staats, von der Entstehung desselben bis zum Anfange des dreißigjährigen Kriegs. Erste Abtheilung. Die Geschichte der Mark Brandenburg, von Begründung derselben bis zum Aussterben der holländischen Dynastie. Langen, Meyer. 1833. Gr. 8. 1 Thl. 8 Gr.

Ein Schatz trefflicher Bearbeitungen setzt den Verf. in Stand, die geschichtliche Entwicklung, wie der preussisch-brandenburgische Staat zu einer weltgeschichtlichen Macht ersten Ranges erwuchs, zu verfolgen; er legitimirt sich zu solchem Unternehmen in Vorworte, indem er streng, aber mit Sachkunde seine Vorgänger beurtheilt. Unter den nicht gerügten Mängeln der letzteren möchte noch besonders hervorzuheben sein, daß sie von ihrem Standpunkte aus die in ihren Ursachen und Wirkungen zu entwickelnden Thatfachen oft mit besangener Vorliebe betrachten und im Lobspenden den Charakter der Geschichtschreibung verlieren, wogegen sich unser Verf. verwahrt, da „gerecht sein gegen Alle“ sein Streben ist. Daß er hierbei „eine bestimmte aus-

gesprochene, entschiedene, politische und religiöse Ansicht nicht vermissen läßt“, kann ihm, wie seine Liebe zur Sache, nie zum Vorwurfe gereichen. Ein begründetes Urtheil über ein Werk der vorliegenden Art ist erst nach dessen Beendigung zu geben; aber im ersten Buche aufgestellte Behauptungen ditirt ausdrücklich der Verf. das Urtheil zurückzuführen, bis er mit einer Abhandlung über Germanen, Slaven und Sachsen eine kritische Uebersicht der ältesten Völkerverhältnisse im nordöstlichen Deutschland vorfientlicht hat.

In der Einleitung führt der Verf. die Behauptung durch, daß die Reformation der christlichen Kirche, „welche seit dem 16. Jahrhundert sich äußere Anerkennung errang, die Grundlage der preussisch-brandenburgischen Macht sei“. Die Krone der Versöhnung des alten Streites zwischen Kirche und Staat hat die Reformation belebt. Mit der Schirmvogtei des Staates über die Kirche hat das Schwert des Richteramtes erst seine weltgebietende Kraft errungen, und „dieselbe Krone deckt durch Gottes Gnade das Haupt des Königs und des obersten Bischofs seiner Lande“. Die Worte des Verf.: „Wodurch haben die weltgeschichtlichen Individuen sich selbst die Befriedigung erworben und einen unsterblichen Namen der Nachwelt hinterlassen als dadurch, daß sie den ewigen Gegensatz zwischen menschlicher Freiheit und geschichtlicher Nothwendigkeit zu überwinden und zu versöhnen wußten?“ möchten den meisten Lesern dunkel sein, wenn er nicht gleich durch bestimmte Hinweisung solche erklärte und hiermit den Standpunkt, von welchem aus er sein Werk beginnt, gegeben hätte: „Keinem unter den Herrschergeschlechtern der neuern Zeit ist dieser Ruhm in einem höhern Maße zugesprochen, als dem der Burggrafen von Nürnberg. Wie ein Erbherr geht von dem Vater aus den Sohn jene fromme Scheu, sich von dem Boden der Geschichte loszureißen, jenes besonnenne Streben, alles Wollen und Thun nur an die Entwürfe und Thaten großer Väter zu knüpfen. Darum hat von jeher ein so wunderbarer Segen auf den Werken dieses Hauses geruht, darum hat hier das schwerste Unglück immer nur die Pforten zu höherm Glücke geöffnet! — Der geschichtliche Sinn, welcher als das Vermächtniß der brandenburgischen Herrscher angesehen werden kann, hat sich in keinem Verhältnisse glänzender offenbart, als in der persönlichen Zuneigung und der unwandelbaren Treue der ersten hochzollernschen Kurfürsten gegen das Haus Habsburg, in ihrer aufopfernden Fürsorge für die Größe, Ehre und Einheit des Reiches; als endlich das Schicksal die alten geheiligten Bande geriß, als fast alle Stände des Reiches sich rüfeten und verbündeten, um durch Bürgerkrieg den alten Thron zu stürzen, stand Brandenburg lange Zeit zögernd und wehmüthig in der Mitte der Parteien. Nichtsdestoweniger sollte bald die Abschiedskunde schlagen; aber als diese die frühern Gerände trennte, auch dann noch rettete Hohenzollern sich die Achtung Habsburgs, nachdem es dessen Liebe hatte verlieren müssen.“ — Nähere Bekanntschaft mit der langen Reihe von Thatfachen, die hier in einem Gesamturtheile gefaßt werden, führt auf vieles Fremdartige, welches dieser Behauptung widerspricht; wenn man sich zu derselben aber auch nicht unbedingt bekennt, wird man dem Versuche der Durchführung einer so geistvollen Ansicht ein reges Interesse nicht versagen. — Es werden dann, vom Burggrafen Friedrich III. an, mehre Momente ausgehoben, wo die Brandenburger bedeutend wirkten zur Verherrlichung der Habsburger und des deutschen Reiches, und besohlene Partizipanten, welche, wie Hr. Schlegel, Preußen die Schuld des Reichsverfalls betreffen, strafend zurückgewiesen. „Wer solche Reben führen kann“, heißt es, „zeigt nur zu deutlich an, daß er durch das Hingeben an das Treiben einer Faction die politische Unschuld verloren habe und deshalb nicht mehr fähig sei, geschichtliche Verhältnisse in ihrer Wahrheit zu erfassen“. — Seine allgemeine Beschuldigung, woran die geknüpft wird, daß Preußen die Bildung einer neuen Reichsverfassung unmöglich gemacht habe, mag ihre unrichtigen Seiten haben, die allgemeine Vertheidigung hat auch ihre schwachen Stellen, welche nachzuweisen die Beurtheilung der Geschichtserzählung Veranlassung darbieten wird.

ohne sich blenden zu lassen von den pomphaften Worten: „In der Nacht, da Perikles starb, ward Platon, der Ebedliche, in derselben Nacht, als der Artemis Tempel zu Ephesos in Klammern aufging, Alexander der Große geboren; — jene sturmwolle dreißigjährige Nacht, in welcher die Gewalten des Mittelalters ihr Grab fanden, sie war die Geburtsstunde des preussischen Staates. — Die äufere Veranlassung zu der höhern politischen Bedeutung der Kurfürsten von Brandenburg seit dem 17. Jahrhundert beruhte darin, daß dem Herzen des Staates, der Mark Brandenburg, zwei Flügel, einer gen Morgen, der andere gen Abend, sich anfügten, wodurch die Beherrscher des erweiterten Gebietes in Stand gesetzt wurden, einerseits gegen die slawische und romantische Welt hin für Deutschland vermittelnd aufzutreten, andererseits die Beschützung des Protestantismus zu übernehmen.“ — Zur Erwartung sehr interessanter Entwicklungen berechtigt die Hindeutung auf den geringen Einfluß, welchen von Alters her in den deutschen Reichsfürstentümern die römische Kirche und ihre Bischöfe hatten. — Ob die Angabe (S. XLIII), daß der Papst dem Kurfürsten Joachim II. die Würde eines beständigen ersten Cardinals der römisch-katholischen Kirche habe antragen lassen, erwiesen ist, kann hier nicht untersucht werden; sehr unwahrscheinlich steht sie aus. — Die Eifersucht Ostreichs über die wachsende Größe des Hauses Hohenzollern tritt recht deutlich hervor bei dem Aussterben der Jülich'schen Herzöge, wo Ostreich die Gräflichkeitsberechtigungen Brandenburgs zu entkräften suchte, unter gar wunderlichem Vorgeben. Dr. Prof. S. theilt Anzüge mit aus einem vom Reichsvizekanzler Erwin von Ulm in dieser Sache abgefaßten Bedenken (von 1609), dessen Grundzüge der damaligen Politik Ostreichs zur Nichtsahnung dienten. Pfäffliche Untermäßigkeit für die Ansichten der Hierarchie verblinden sich darin mit ungläublicher politischer Kurzsichtigkeit zu feindseligem Nachhaken und verfehlten das Ziel ebenso, als der Kurfürst Moriz von Sachsen mit seiner tragvollen Klugheit nicht dazu gelangte, die Größe seines Hauses rühmlich zu erweitern.

Die gegenwärtige politische Stellung Preußens bezeichnet der Verf. am Schlusse dieser Einleitung: „Also ist Preußen gelagert zwischen Ostreich, welches die politische und religiöse Bildung des Mittelalters festzuhalten strebt, und Frankreich, welches sich zur Aufgabe gesetzt hat, die letzten Reste beider zu zerstören, — so zwischen England und Rußland, von denen jenes die Civilisation des alten Europa auf die neue Welt zu übertragen und in der letzten durch seine Meeresherrschaft ein neues Europa zu gründen versucht hat (?), dieses aber die Wilder Afriken unter dem Friedensschatten des Kreuzes und unter der Krone des großen Saars der Slawen, welcher Kaiser und Patriarch zugleich ist, vereinigend, sich bemüht, den alten Streit zwischen Asien und Europa zu schlichten, den Naturmenschen des Ostens freundlich der geistigen und sittlichen Cultur des Westens zu nähern. Preußen hat sich niemals unbeduldsam und feindselig weder gegen das Princip Ostreichs, noch gegen das Frankreichs bewiesen, wenn es nicht von dem einen oder dem andern die Grundbedingungen seines Daseins gefährdet sah; es hat beide Principe stets ruhig und ohne Furcht als Das angesehen, was sie dem unbefangenen Forscher sind, als mit Notwendigkeit aus den geschichtlichen Kämpfen der letzten Jahrhunderte hervorgegangene Richtungen; es ist sicheren Schrittes und besonnen unaußsöhnlich vorwärtsgeschritten, es hat sich niemals im muthwilligen Reichthum von dem Boden der Geschichte losgerissen, ohne jedoch den Geist der Fortschrittung ober der Erstarrung bei sich einheimisch zu machen. Der englisch-amerikanischen Richtung hat Preußen auf seinem Gebiete die gebührende Anerkennung nicht versagt, aber, wie billig, hat es sich nicht berufen gefühlt, den common sense bei sich zum Gotte zu erklären und die Dampfmaschine als das höchste und letzte Ergebnis aller menschlichen Bestrebungen zu betrachten.“ — Ref. schämt sich nicht zu gestehen, daß er das hier über England Gesagte nicht versteht, und was er davon von vorn herein versteht, für unwahr hält. Seit

sich in England ein politisches Colonialsystem bildete, hatte das selbe zum Zwecke, die Begründung eines neuen Europa in der neuen Welt zu verhindern, nicht solches dahin zu übertragen. Wer in Bezug auf Rußland nicht des Verf. Meinung ist, wird S. LXX schlimm abgefertigt: „Diejenigen, welche Rußland stets nach den Idealen des romantischen Occidents messen und das Freundschaftsbündnis, welches Preußen mit dieser Macht wädhlig, zerreißen möchten, erklären auf das unumwundenste, daß sie nur mit sehr beschränktem Blicke die Entwicklung der politischen Verhältnisse anzuschauen vermögen, daß sie aus der Geschichte der letzten Jahrhunderte sehr wenig gelernt haben; es sind Die, welche sich selbst und Andern vorzuliegen suchen, eine Erscheinung existire nicht, weil sie die Augen verschließen“ u. s. w. Mit hochherzigem Patriotismus schließt der Verf. diese Einleitung, indem er vor Allem die Bewahrung der Erue, ohne welche Wilder Rebellen, Fürsten Tyrannen werden müssen, empfiehlt, und wendet sich zum Werke selbst, von welchem er hier das erste Buch mittheilt: der Darstellung der frühesten Verhältnisse im Nordosten Deutschlands, sowie der Begründung und Erweiterung der Mark Brandenburg, bis zum Aussterben der holländischen Dynastie. — Die sieben Abschnitte führen die Ueberschriften: das nordöstliche Deutschland unter den Sarmen; die Herrschaft der Slawen in den Rheinländern; die Verhältnisse der Karolinger zu den nordwestlichen teutschen Stämmen; der Kampf zwischen Sachsen und Slawen, und die Begründung eines großen wendischen Reiches an der Ostsee; die Markgrafen aus dem Hause Stade; die Markgrafen von Brandenburg aus holländischer Gesichte: politische und kirchliche Verhältnisse in den Marken unter der Herrschaft der Ballenköpfer. — Man sieht, der Verf. geht bis zu einer Vorzeit hinauf, aus welcher nur sehr dürftige Notizen über diese Länder auf uns gekommen sind. Das Einflammen und richtige Werkchen derselben lohnt Fleiß und kritischen Scharfsinn, Genauigkeit, um nicht verächtlich zu werden, Bemerkungen für Thatsachen zu halten und jegliche Hinweissung auf frühere Schriftsteller, unbestimmt zuweisen sie als Gewährsmänner probehaltig sind, als Beweisthüm gelten zu lassen. Hieraus zurückzukommen; wird die Anzige der Fortsetzung des Werkes Gelegenheit geben. 25.

Aphorismen:

L a r g e t. L r o n c h e t.

Man erinnert sich, daß der Nationalconvent dem König Ludwig XVI. nach mehrfachen Debatten einen öffentlichen Bertheidiger bewilligte. Der unglückliche Monarch wandte sich zunächst an den berühmten pariser Advokaten Talget, welcher dieses Gesuch aber auf eine ziemlich rauhe Art ablehnte. Talget übernahm hiernächst die Führung des französischen Pöbels. Als Buonaparte nachher erster Consul wurde, sand er Talget an der Spitze des Cassationstribunals. Er erlegte ihn augenblicklich durch Ironie. „Ils diront ce qu'ils voudront“, sagte er, von den Jakobinern sprechend, hinzu, „Je m'en f...“. Man sieht, die Remesse läßt sich Zeit, ohne darum die Schutligen zu vergessen.

Raro antecedentem scelestum!
Deseruit pede poena claudum!

A n e l d o t e.

In den letzten Jahrzehnen, welche der französischen Revolution vorangingen, war die Unordnung in den Finanzen Frankreichs über alle Beschreibung groß. Dies veranlaßte einen Prinzen vom Hause zu der Ausrufung: „Il n'y aurait qu'un mal ou un diable qui put rétablir l'ordre dans l'administration française; mais nous sommes, à ce qu'il paraît, entrés entre l'enfer et le paradis, puisque ce saint ou ce diable ne s'est pas encore rencontré.“ — Nun, dieser so sehr ersehnte „diable“ hat sich nachher doch noch gefunden. 57.

Literarischer Anzeiger.

(An den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1831. Nr. I.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, 3fte, sowie der Allgemeinen vaterländischen Zeitung, beigefügt oder beigegeben, und beträgt gegen die Insertionsgebühren für die Seite 2 Gr.

Bilder-Conversations-Lexikon

für
das deutsche Volk.

Ein Handbuch

zur

Bereitigung gemeinnütziger Kenntnisse und zur Unterhaltung.
In alphabetischer Ordnung.

Mit vielen Landkarten und bildlichen Darstellungen.

In vier starken Bänden in Quartformat. Gedruckt auf schönem weißen Papiere mit grober Schrift.

Ausgegeben in einzelnen Lieferungen von acht Bogen, welche im Subscriptionspreise 6 Groschen kosten.

LEIPZIG, BEI F. A. BROCKHAUS.

Das sich auf mehrfache Weise kundgebende Bedürfnis eines Werkes, wie des unter obigem Titel angezeigten, konnte der unterzeichneten Verlags-Handlung um so weniger fremd bleiben, da sie wegen ihres zum Theil speciell auf die Interessen der Gegenwart gerichteten Unternehmungen Brechkraft und Veranlassung erhielt, sorgsam auf die Forderungen der Zeit zu achten. Schon lange mit dem Plane und der ganzen Anlage eines solchen Werkes und mit den zur Ausführung desselben nöthigen Vorbereitungen beschäftigt, würde sie schon früher mit der Anknüpfung desselben hervorgetreten sein, wenn nicht namentlich die achte Auflage des Conversations-Lexikons, das Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur, sowie eine bedeutende Anzahl anderer wichtiger Unternehmungen ihre Thätigkeit sehr in Anspruch genommen hätten. Um indeß einer möglichen Concurrenz zu begegnen, findet sie sich veranlaßt, das Publicum auf das nahe Erscheinen des obigen Werkes aufmerksam zu machen, und indem sie auf das alsbald auszugehende erste Heft verweist, das am besten darlegen wird, was sie dem Publicum zu bieten beabsichtigt, bemerkt sie ebt über den Plan nur Folgendes:

Das Bilder-Conversations-Lexikon wird, mit besonderer Beziehung auf das gesammte deutsche Volk, in allgemein faßlicher, populärer Darstellung über alle im gewöhn-

lichen Leben vorkommende Vorkommnisse sich verbreiten und mit Uebersetzung alles Erreigniswissenschaftlichen durch Hervorheben des Interessanten und geschmackvolle Behandlung des Nützlichen und Wissenswürdigen zu unterhalten und zu belehren suchen.

Zu größerer Zweckdienlichkeit und um dem in neuester Zeit bekräftigten Verlangen des Publicums nach

bildlichen Darstellungen zu genügen, wird das Werk mit vielen Landkarten, besonders der verschiedenen Theile Deutschlands, sowie mit vielen hand-dross-Abbildungen, namentlich Ansichten merkwürdiger Gegenden, Städte, Orte und Denkmale, Darstellungen einzelner Momente geschichtlicher Regereihen, Bildnisse ausgezeichneter, im Volke allgemein gekannter Männer, Abbildungen zur Naturgeschichte, Gewerkskunde, u. s. w. u. s. w., kurz der Gesammtmasse alles Dessen, was die einzelnen Artikel in bildlicher Darstellung wünschenswerth machen, ausgestattet werden.

Indem aber das Werk in alphabetischer Ordnung erscheint, wird neben der natürlich sich ergebenden Uebersetzung und Mannichfaltigkeit des Stoffes zugleich der Zweck erreicht, dem Publicum etwas mehr als ein interessantes Quodlibet darzubieten, und das Werk wird, wie bei dem Erscheinen der einzelnen

Lieferungen eine unterbrechung und beschleunige, so soll das nächste Heft nach Willen und als die erste seine Mittel wechselliefere.

Um den Forderungen, welche das Publicum an ein solches Werk zu machen berechtigt ist, in jeder Hinsicht zu genügen, wird die Verlagsabhandlung keine Mühe und Kosten scheuen, und sie schmeichelt sich, beim Publicum in so gutem Credit zu stehen, daß man diesen Besprechungen Glauben beimessele wird. Mehrere achtungswerthe Gelehrte, welche sich im Fache der populären, Unterhaltung mit Bezeichnung verbindenden Darstellung schon erprobt haben, sind für das Unternehmen gewonnen; die Theilnahme geschickter Künstler ist der Verlagsabhandlung gesichert, und die Redaction beschließt, die Werke den einzeln abzuhandelnden und darzustellenden Gegenstände zu einem zweckmäßig ineinander greifenden Ganzen zu vereinigen.

Das ganze Werk wird auf vier Bände zu vertheilen sein und mit großer, auch für schwache Augen beachtlicher

Druck und schönem weissen Papier gedruckt werden. Die Größe des Buches wird in der Regel in dem Zeitungsformat nicht gekostet, besonders beiliegend werden.

Der Preis einer jeden Lieferung, die aus acht Bogen besteht, soll, mit 8 Kreuzern nicht übersteigen, aber die Verlagsabhandlung hofft durch eine zu erwartende bedeutende Theilnahme des Publicums in dem Stand gesetzt zu werden, ihn noch niedriger stellen zu können.

Alle Buchhandlungen nehmen Unterzeichnungen an, die als nicht gehalten betrachtet werden sollen, wenn die angegebene erste Lieferung des Wertes den Erwartungen nicht entspricht.

Einzelnummern werden sich mit ihrem Bestellungen an die ihnen zunächst gelegenen Buchhandlungen, die ihnen zugewiesene Vortheile zugestehen können.

Preis 1 Thaler 18 Kreuzer 1833.

Wolfram, Lehrbuch der Baukunst.

Bei Unterzeichnetem ist folgende Geschichte:

Vollständiges Lehrbuch der gesammten Baukunst,

von Ludwig Friedrich Wolfram.

Ersten Bandes (Baumateriallehre) 3te Abtheilung.

Auch unter dem Titel:

Lehre vom Bauholze, oder Lehre von dessen Wuchs, Eigenschaften, Beschaffenheiten und den Mitteln zu dessen längerer Schzung gegen Brand, Fäulnis, Zerfall u. s. w.; Berechnung der Widerstände gegen Bruch und Biegung in allen Lagen; des Transports; von der Berechnung, den Sorten der Holzarten, dem Holzhandel, dem Holztransporte, dem Land-, Erd-, Wasser-, Maschinen- und Schiffbau; Naturbeschreibung mit Angabe der Anwendung der Holzarten in allen Zweigen der Baukunst; der Rücksicht auf andre Systeme der Holzbehandlung aus dem Pflanzenreiche.

24 Bogen mit 55 erklärenden Figuren.

Gr. 4. Cass. 2 Thlr.

Der Verleger unterzieht die Kupferung dieses classischen Werkes; die schon Abtheilungen desselben haben ihr Publicum mit verdientem Erfolg gefunden. Diese dritte Abtheilung dürfte besonders dem Art. Forstpersonele zu empfehlen sein, da für dasselbe die Lehre über Anwendung und Benützung des Bauholzes dem Bauwesen, wichtiger und weit vollständiger als in den jetztigen forstwissenschaftlichen Werken, von vielem Interesse sein dürfte.

Stuttgart, im November 1833.

Carl Hoffmann.

Oestreichische militairische Zeitschrift.

1833.

Elftes Heft.

Dieses Heft ist schon erschienen und an alle Buchhandlungen versendet worden.

Inhalt: I. Der Feldzug 1745 in den Niederlanden. (Schluß). — II. Geschichtliche Skizze der Kriegsergebnisse in Tirol im Jahre 1809. Zweiter Abschnitt. (Fortsetzung). — III. Ueber Zeile. Mit einer Kupfertafel. — IV. Die Leistungen der Oestreichischen militairischen Zeitschrift von 1811 — 33. — V. Neuere Militairveränderungen.

Auch im Jahre 1834 wird diese Zeitschrift ihrem Plane nach unverändert fortgesetzt, und da die Redaction die Stärke der Auflage nach den eingegangenen Bestellungen bestimmt, so ist die Bestimmung, die Herren Abnehmer bis zum 1. October ihre Bestellungen vollständig noch vor Ablauf des Jahres durch die betreffenden Buchhandlungen an ihn gelangen zu lassen.

Der Preis ist wie über acht Thaler Sächsl., um welchen auch die frühern Jahrgänge, von 1818 angefangen, noch zu beziehen sind. Wer die ganze Reihe von 1818 bis incl. 1833 auf einmal abnimmt, erhält dieselben um ein Viertel wohlfeiler.

Da das Heft 1833, welches die Redaction in Wien druckt, und die in der Gründlichkeit, Umsicht und Thätigkeit der sachverständigen Mitarbeiter, wird diese Zeitschrift fortwährend den Vorzug vor allen andern in der Gattung der unparteilichsten Urtheile im In- und Auslande wieder zu verdienen.

Wien, den 20ten December 1833.

W. G. Pöschel, Buchhändler.

Für Staatsmänner, jeden Gebildeten und ganz vorzüglich für Vaterlandsliebende.

Die vollkommene Association

als Mittel zur Vereinigung der Einheit des Vaterlandes und der Liebe zu dem Vaterlande.

von Fr. Tappern.

Gr. 8. 1833. Im Buchhandel 48 Kr. 1/2, oder 12 Gr. Sächsl.

Eine in Frankreich aufgestellte und vielfach bewährte und bereits des Versuchs gewürdigte, ganz neue Associationssociété, wozu Hausbau, Ackerbau und Industrie, mit der Zweck auf große Vermehrung der Production und bedeutende Erziehung in der Consumption, in einer Vereinigung mehrerer Familien gemeinschaftlich betrieben werden sollen, wird in obiger Schrift auf deutschen Boden versetzt und dieses für die vaterländische Sache aus der deutschen Philosophie und aus dem Wesen des Christenthums so wesentlich unterstüzt, daß dadurch nach jeder Seite hin seine vollständige Begründung erhellt. Wie sehen hier, wie die Religion das Liebesthüm, die Philosophie das Rechtsgesetz, und der Grundungsgeist des Industrialismus den Mechanismus des socialen Zusammenhanges darbietet, um aus deren harmonischen Zusammenfügung der gesellschafftliche Aufgabe in allen ihren Verzweigungen entspringen zu können.

In der Folge des Rathes zu 1833. In einer Zeit, wo die
 Wissenschaften im höchsten Grade blühen, kann es nicht leicht ein
 sein, was den Staatsmann und den Gemaldbenutzer,
 Schriftsteller und den Gelehrten und überhaupt jeden den-
 ken Menschen mehr interessiert wird.

Durch alle Buchhandlungen des In- und Auslan-
 des gratis zu erhalten.

Verzeichniß interessanter und wichtiger Schriften
 aus dem Verlage von F. A. Brockhaus in
 Leipzig, welche bei einer Auswahl im Betrage
 von mindestens 30 Thalem zu verhältnismäßig
 niedrigeren Preisen erlassen werden. Nebst einem
 Anhange, diejenigen Schriften enthaltend, wel-
 che auch einzeln zu herabgesetzten Preisen zu
 haben sind. (24 Bogen stark.)

Dem Publicum wird die Durchsicht die-
 ses Verzeichnisses ganz besonders empfohlen;
 die ungeschätzlichen Vortheile, die darin ge-
 gen werden, gelten nur bis Ende Decem-
 ber 1834.

In der D. R. Marx'schen Buchhandlung in Karlsruhe
 und Baden ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:
 die vollständige Sammlung von Karzen und Gebeten für
 die deutsche protestantische Kirche, welche bestimmt
 der nächsten badischen Generalsynode zur geeigneten
 Berücksichtigung bei ihren Anordnungen hinsichtlich ei-
 ner Landtagsrede vorgelegt zu werden. - Bearbeitet von
 Friedr. G. Gebhard, evangelisch-protestantischer
 Pfarrer zu Weiskirchen. Preis 2 Thlr. 4 Gr.

Der innere Gehalt dieser Sammlung wird wol keinem
 Zweifel unterliegen, wenn man als Verfasser der allermeisten
 genannten Gebete die homiletisch-literarisch großen Meister
 et: Kuhn, Neumann, Bergmann, Müllers; Couard,
 Heide, Bapp, Ebert, Hübschel, Hübner, Hanstein,
 Her, Meißel, Marzoll, Rosenmüller, Schr. Ribbet, Triebner,
 Meiermacher, Schmidt, Teiler, Schlichter, Weg, Winkler,
 Koster u. s. w.

Leipzig und Stuttgart. (Weich's Annalen.)
 Gen haben wir verlanft das Decemberheft der
 Annalen

Geschichte und Politik.
 Verbindung mit einer Gesellschaft von Gelehrten
 steller, H. K. Hoffmann, Murbach, Pösis, Kot-
 tech, Krosler, Meigel, Welker, Zacharia u. s. w.)
 Herausgegeben
 von

Dr. Biberich Beid.
 Es ist hiermit der erste halbe Jahrgang — aus 6 Heften
 bestehend — beendigt. Die günstige Aufnahme, welche dieser
 Schrift entgegenfallen geworden, hat die Redaction und die
 Verlagshandlung in den Stand gesetzt, für die innere und
 äußere Ausstattung derselben so zu sorgen, daß sie der allge-
 meinsten Verbreitung sich fortwährend erfreuen und ihren Rang
 als Nationalwerk von geachtetem Stande
 aufrecht erhalten werden. Eine Reihe Anzeiger von
 nplaren der dieses ersten 6 Hefte, welche wir noch
 en, können zu dem Preise von 6 Fl., oder 3 Thlr. 18 Gr.
 gen werden.

In künftigen Tagen werden wir das erste Heft des
 Jahrgangs 1834. Wir machen diejenigen Lesecircle, Biblio-
 theken u. s. w., welche auf die Thesen noch nicht Bestel-
 lung gemacht haben sollten, darauf noch besonders aufmerksam,
 solche gefälligst bald einer soliden Buchhandlung zusammen zu
 lassen, um ein Verzögern ihrer Fertigstellung zu vermeiden.

In der Mitte eines jeden Monats erscheint ein Heft von
 7 Bogen. Drei Monatshefte machen einen Band aus, wobei
 ein Jahrgang 12 Hefte oder 4 Bände bildet. Der Preis des
 Jahrgangs ist 12 Fl. Rheinl., oder 7 Thlr. 18 Gr. Bach.
 Am December 1833.

J. Scheible's Verlagsgesellschaft.

Poppe, ausführliche Volksgewerbslehre.

Bei Unterzeichnetem erhältlich sind:
 Ausführliche
 Volksgewerbslehre
 oder
 allgemeine und besondere
 Technologie
 zur Belehrung und zum Nutzen für alle Stände.
 Nach dem neuesten Stande der technischen Gewerbe und deren
 Fortschrittszustandem bearbeitet von

Dr. J. G. M. Poppe,
 Hofrath und ordentlichem Professor der Technologie zu Tübingen.
 Sechste Lieferung. 16 anstatt 12 Bogen mit 2 Tafeln.
 Preis jeder Lieferung 12 Gr.

Hiermit ist nun dieses schöne, wahrhaft zeitgemäße Werk
 geschlossen; es hat schon seit Ausgabe der ersten Lieferung die
 freundlichste Anerkennung gefunden, und in vielen Familien
 — wovon sich Verfasser und Verleger fastlich überzeugen haben
 — Belehrung und Nutzen geschafft. Der Preis des Ganzen
 (3 Thlr. für 2 starke, schon gedruckte Bände von etwa 80 Bo-
 gen mit 12 Tafeln) ist so unendlich billig, daß er gegen die
 praktische Brauchbarkeit dieses für alle Fälle geprüften Rath-
 gebuchs gar nicht anzuschlagen ist. Handwerker Gewinn wird
 dieses schöne Buch bei gewissenhafter Benutzung jedem Künst-
 ler, Fabrikbesitzer und Arbeiter, sowie jedem vorwärtsstrebenden
 Handwerker bringen; es ist daher auch allen diesen, sowie noch
 besonders den Lehrern und Schülern von Gewerbeschulen, ganz
 besonders und mit Recht in vielen, äußerst günstigen, Recen-
 sionen empfohlen!

Stuttgart, im December 1833.
 Karl Hoffmann.

In der D. R. Marx'schen Buchhandlung in Karle-
 rube und Baden ist erschienen und in allen Buchhand-
 lungen zu haben:

Caroli Kaescher,
 Orbis terrarum
 antiqui et medii aevi,
 Forma maxima delineatus XXIV Tab.
 Herabgeachteter Preis 8 Fl. 6 Kr., oder 5 Thlr.,
 Die Karte einzeln 36 Kr., oder 9 Gr.

Index.
 1. Peloponnesus. 2. Thracia. 3. Hellas. 4. Insulae
 maris aegaei. 5. Gallia. 6. Africa. 7. Judaea. 8. His-
 pania. 9. Imperium Aegypti. 10. Aegyptus et Aethiopia.
 11. Asia minor. 12. Syria. 13. Insulae Britannicae.
 14. Germania. 15. Italia superior. 16. Italia inferior.
 17. Sarmatia Europaea et Asiatice. 18. Regnum persicum.
 19. Orbis terrarum veteribus notis. 20. Migratio gentium.
 21. Imperium Romanum. 22. Regnum Nalivairum. 23. Im-
 perium Caroli M. 24. Imperium romanum imp. belli sacri.

Ganz unerhört
wohlfeiltes Nationalwerk für
Pianoforte- und Gesangsfreunde
mit wenigen aber vorzüglichen Stahlstichen.
(Halb umsonst für Käufer der Originalbibliothek.)
Durch alle gute Buch- und Kunsthandlungen ist auf Bestellung nach wenigen Tagen zu bekommen:
Musikalisches Pfennig- und Heller-Magazin; (1ste Lfrg.)

Dilettantenunterhaltungen am Pianoforte, oder Sammlung vorzüglicher Claviercompositionen und Gesangstücke, bestehend in leicht ausführbaren gefälligen Sonaten, Variationen, Rondos, Overturen, Potpourris aus beliebten Opern, Polonaisen, beliebten Tänzen und andern Arrangements aus Opern, grössern Werken etc., 2- und 4ständig, abwechselnd mit Begleitung, nebst Auswahl lieblicher, wahrer Arien und Duëten für Gesang

von den berühmtesten Tonsetzern.

52 Lieferungen (1 wöchentlich) à 3 Bogen, zu 2 Thlr. 16 Gr.; der Foliobogen also zu etwa nur 4 Pfennig, (inclusive des musikalischen Pfennigunterhalters und der säubern Stahlstiche.)

Prospecte, die Näheres mittheilen, werden von allen guten Musik- und Buchhandlungen unentgeltlich gegeben.

Sämmtliche Compositionen rechtmässig erworbenes Eigenthum der Verleger Schubert und Niemeyer in Hamburg und Itzehoe.

NE. Soeben erfahren, dass wir leider mit nachahmender Concurrenz bedroht sind, — jedoch: Vorwärts! ist unser Lösungswort, und wir hoffen, das resp. Publicum wird unsere redlichen Bestrebungen durch rege Theilnahme unterstützen und ferner uns er-muthigen.

Im Verlage von J. D. Neumann, Neuberger in Frankfurt am Main erscheinen auch für das Jahr 1834 folgende Zeitschriften:

Allgemeine Forst- und Jagdzeitung.

Herausgegeben vom Forstmeister Böhlen.

Preis per Jahrgang von 12 Monatsheften 4 Thlr. 16 Gr., oder 8 Fl. 24 Kr.

Indem wir auf die Reichhaltigkeit und regelmäßige Erschei-nung des vorigen Jahrgangs hinweisen, der außer den gewöhnlichen Nummern noch 4 Zeichnungen, 5 Tabellen und 4 Intelligenzblätter enthält, und die Verfertigung hinzusetzen; daß dem neuen Jahrgang gleiche Sorgfalt gewidmet werden soll, glauben wir genug zur Empfehlung dieser Zeitschrift gesagt zu haben.

Erhaltungshunden.

Zeitschrift für gebildete Leser. Herausgegeben von
Edward Duller.

Preis per Jahrgang von 12 Monatsheften 5 Thlr., oder 8 Fl.

Diese Zeitschrift, welche seit einer Reihe von Jahren sich des Beifalls der gebildeten Lesewelt erfreut, wird wie bisher in monatlichen Heften erscheinen. Die Redaction derselben hat der rühmlichst bekannte Dichter, Herr Edward Duller, übernommen. — Durch die sorgfältige Auswahl, Prüfung und Anordnung dieses ausgezeichneten Schriftstellers wird dem Publicum eine Zusammenstellung des Bestegegnen geboten. Zugleich führen auch die Namen der bisherigen und neuen Mitarbeiter: Adrian, E. Beckstein, Belgant, Kilger, Ph. v. Rettlingh, Mann, Rückert, Johanna Schopenhauer, Starkloff, E. Storch, Hungari, Zehner, Scholke u. A. m. für die Tüchtigkeit dieses Unternehmens.

In der D. R. Wagnerschen Buchhandlung in Karlsruhe und Baden ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Geschichte gefallener Minister, Feldherren und Staatsmänner. Ein Lesebuch für Freunde der Geschichte von
C. J. Wagners, 2 Thle. 3 Fl. 36 Kr., oder 2 Thl. Neue wohlfeile Ausgabe.

Von dem

Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter
in den Jahren 1796 bis 1832

ist soeben der dritte Band (Preis 2 Thlr.) erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben. Er umfaßt die Jahre 1819 — 24, und wird noch mehr als der erste und zweite Band die Aufmerksamkeit des Publicums auf sich ziehen; denn immer wärmer und bereicherter wird die Feder der beiden Freunde so mit jedem Schritte in die neueste Zeit wächst Stoff und Interesse.

Duncker und Humblot
in Berlin.

Der Freischütz.

Von dieser weitverbreiteten Zeitschrift erscheint vom nächsten Januar an wöchentlich ein ganzer Bogen in groß 4. Der Preis des Jahrganges ist 7 Mark 8 Schill. v. Ct., oder 3 Thlr. 8 Schill. (für Hamburg und Altona nur 6 Mark v. Ct.). Alle löbliche Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen an.

Hamburg, im December 1833.

An alle Freunde der deutschen Literatur.

Soeben ist erschienen:

Repertorium

der

gesammten deutschen Literatur,

herausgegeben

von

Ernst Gotthelf Gersdorf,

Oberbibliothekar an der Universität zu Leipzig.

Ersten Bandes erstes Heft. Gr. 8. Preis eines Bandes von ungefähr 50 Bogen 3 Thlr.

Das Repertorium umfasst in möglicher Vollständigkeit die gesammte deutsche Literatur vom Jahre 1834 an, und wesentlich unterstützt durch Leipzigs Buchhändler-verkehr, gibt dasselbe den Gelehrten des In- und Auslan-des schnell eine genaue und zuverlässige Nachricht von der Erscheinung, dem Umfange, Inhalte und Werthe der neuesten literarischen Erzeugnisse Deutschlands. In dem jedem Hefte beigelegten literarischen Miscellen wird unter besondern Rubriken auch auf die wichtigsten Erzeug-nisse des Auslandes aufmerksam gemacht.

Das Repertorium erscheint regelmäßig am 15ten und 30ten jedes Monats in Heften, deren Umfang sich nach den vorhandenen Materialien richtet, da Alles darin aufgenommen werden soll, was resp. bis zum 8ten oder 24ten von dem Herrn Herausgeber abgeliefert worden ist. Gegen 50 Bogen bilden einen Band, deren wahrscheinlich drei im Laufe eines Jahres erscheinen, sodass jedes Heft im Durch-schnitt 6 Bogen stark sein wird. Jeder Band wird bei Ab-lieferung des ersten Heftes mit 3 Thlrn. berechnet.

Alle Zusendungen für das Repertorium sind unter der Adresse:

An die Expedition des Repertoriums der ges. deutschen Literatur

an den Unterzeichneten zu richten.

Leipzig, 15ter Januar 1834.

F. A. Brockhaus.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1834. Nr. II.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und bezahlt gegen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

B e r i c h t

über die

Verlagsunternehmungen für 1834

von

F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe des Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewisser.

I. An Zeitschriften erscheint für 1834:

*1. Blätter für literarische Unterhaltung. (Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagsabtheilung.) Jahrgang 1834. Kupfer den Beklagen täglich eine Nummer. Gr. 4. Auf gutem Druckpapier. 12 Thlr.

Wird Dienstags und Freitags ausgegeben, kann aber auch in Monatsheften bezogen werden.

*2. Isis. Encyclopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, vergleichende Anatomie und Physiologie. Herausgegeben von Olen. Jahrgang 1834. 12 Hefte. Mit Kupfern. (Zürich.) Gr. 4. 8 Thlr.

*3. Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben von Ernst Gotthelf Gerdsdorf. Erster Band und folgende. In Heften von ungefähr 6 Bogen. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier. Preis eines Bandes von 50 Bogen 5 Thlr.

Kaum ist es dem vielfach beschäftigten Gelehrten und überhaupt den Freunden der deutschen Literatur gemüthlich noch möglich, einen klaren und sichern Ueberblick der neuesten literarischen Erscheinungen zu erlangen, da die Menge täglich heftender wird und uns fern abgemeinen Literaturzeitungen, wie zweckmäßig sie auch bei ihrem Nutzen waren und welchen unverkennbaren Nutzen sie immer stiften, ihrem Zwecke doch weniger zu entsprechen vermögen. Man sieht sich daher nach einem zeitgemässen Mittel, um die literarischen Produkte auf kürzern Wege kennen zu lernen, und dieses Mittel soll das Repertorium sein. Es umfasst in möglichster Vollständigkeit die gesammte deutsche Literatur vom Jahre 1834 an und wesentlich unterstützt durch Leipzigs Buchhandlungslehre, gibt dasselbe den Beschreibern des In- und Auslandes schnell eine genaue und zuverlässige Nachricht von der Erscheinung, dem Umfange, Inhalte und Werthe der neuesten Erzeugnisse Deutschlands. In den besondern Rubriken auch auf die wichtigsten literarischen Erzeugnisse des Auslandes aufmerksam gemacht.

Das Repertorium erscheint regelmäßig am 15. und 30. eines Monats in Heften, deren Umfang sich nach dem vorhandenen Material richtet, da Alles darin aufgesamlet werden soll, was resp. bis zum 8. oder 23. von dem Herrn Herausgeber abgeholt worden ist. Gegen 50 Bogen bilden einen Band, deren wahrer Inhalt bei im Laufe eines Jahres erscheinen, sodas jedes Heft im Durchschnitt mit 6 Bogen fast voll ist, und ein Band wird jedesmal bei Ablieferung des ersten Heftes mit 2 Thlr. berechnet. Durch das erste Heft wird jeder Freund der Literatur in den Stand gesetzt werden, sich nach der mit diesem Unternehmen bekannt zu machen, doch wird kein Beitrag das Ganze nach einem einzelnen Heft beurtheilen.

Alle Aufzeichnungen für das Repertorium sind unter der Adresse: In die Expedition des Repertoriums der gesammten deutschen Literatur an die Verlagsabtheilung zu richten.

*4. Zeitgenossen. Ein biographisches Magazin für die Geschichte unserer Zeit. (Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagsabtheilung.) Fünften Bandes drittes Heft und folgende. (Nr. XXXV und folgende.) Gr. 8. Geh. Preis des Heftes von 6—7 Bogen auf gutem Druckpapier. 12 Gr. Es erscheint jede 6—8 Wochen ein Heft.

Für literarische Bekanntmachungen jeder Art erscheint zu dem unter Nr. 3. genannten Repertorium ein

Bibliographischer Anzeiger,

der jedem Heft beigeheftet wird und worin die Insertionsgebühren für die Zeile eines Groschen betragen; sowie zu den unter Nr. 1 und 2 angeführten Zeitschriften fast wöchentlich ein

Literarischer Anzeiger,

der außerdem noch der „Allgemeinen medicinischen Zeitung“ beigelegt wird. Für die gesalbene Zeile wird zwei Groschen berechnet.

Gegen Vergütung von 3 Thlr. werden Anzeigen, Antikritiken und dergl. den Blättern für literarische Unterhaltung, und gegen Vergütung von 1 Thlr. 12 Gr. der Isis oder dem Repertorium beigelegt oder beigeheftet.

II. An Fortsetzungen und Resten erscheint:

*5. Becker (Wilhelm Gottlieb), Augusteum, Dresdens antike Denkmäler enthaltend. Zweite Auflage. Besorgt und durch Nachträge vermehrt von Will. Adolf Becker. Elftes Heft und folgende. Die Kupfertafeln in Royalfolio, der Text in Grossoctav. Subscriptionspreis eines Heftes 1 Thlr. 21 Gr.

Das erste bis sechste Heft (Taf. 1—CXVIII, und Text Bogen 1—20, 1832—33) kosten im Subscriptionspreise 18 Thlr. 12 Gr. In der ersten Auflage kostete jedes Heft 9 Thlr. 16 Gr.

*6. Bibliothek deutscher Dichter des sechzehnten Jahrhunderts. Begonnen von Wilhelm Müller. Fortgesetzt von Carl Föbster. Dreizehntes Bändchen. 8. Auf seinem Schreibpapier. Geh.

Das dreizehnte Bändchen wird Hoffmannswaldau und Sodenstein enthalten. Erstes bis zwölftes Bändchen (1823—31) kosten 16 Thlr. 8 Gr.

*7. Conversations-Lexikon, oder Allgemeine deutsche Real-Encyclopädie für die gebildeten Stände. Achte Originalausgabe. In 12 Bänden oder 24 Lieferungen. Gr. 8. Jede Lieferung auf weißem Druckpapier 16 Groschen, auf gutem Schreibpapier 1 Thaler, auf extrafeinem Kleinpapier 1 Thlr. 12 Gr.

Die erste bis fünfte Lieferung (A bis Dresden) dieser achten und gearbeiteten, vielfach verbesserten, zweckmäßig vervollständigten und bis auf die neueste Zeit fortgeführten Originalausgabe sind erschienen. Die folgenden Lieferungen erscheinen in so kurzen Zwischenräumen, als es die jetzt 2,000 Exemplare starke Auflage des Werkes gestattet. Vol. Nr. 8.

*8. Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. In vier Bänden oder 20—22 Heften. Gr. 8. Vierten Bandes drittes (sachfundwanzigstes) Heft und folgende. Jedes Heft auf weißem Druckpapier 6 Gr., auf gutem Schreibpapier 8 Gr., auf extrafeinem Kleinpapier 15 Gr.

Das erste bis vierundzwanzigste Heft (A bis Schwarz) erschienen 1832—33.

Obwol dieses hieraus als notwendige Ergänzung in die achte Auflage des Conv.-Lex. übergeben muß, so behält dieses Wert doch seine ganze Selbstständigkeit, bildet aber für die Besten

ter der achten, sowie jeder frühern Auflage eine noch interessantere Erweiterung, da es die Verhältnisse der neuen Zeit in ausführlicher Darstellung entwickelt. Es dient für Jeden unentbehrlich, der die Erscheinungen der neuesten Zeit richtig würdigen will, wie dies auch die Theilnahme des Publicums bezeugt, welche eine Auflage von 30,000 Gr. nöthig gemacht hat.

9. **Cuvier (Baron von), Das Thierreich**, geordnet nach seiner Organisation. Als Grundlage der Naturgeschichte der Thiere und Einleitung in die vergleichende Anatomie. Nach der zweiten, vermehrte Ausgabe übersezt und durch Zusätze erweitert von F. S. Boigt. In fünf Bänden. Dritter Band. Gr. 8.

Der erste Band (Säugethiere und Vögel, 1811) kostet 4 Thlr., der zweite Band (Reptilien und Fische, 1822) 2 Thlr. 8 Gr.

10. **Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste**, in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet, und herausgegeben von J. S. Ersch und J. G. Gruber. Mit Kupfern und Karten. Gr. 4. Cart.

Jeder Theil im Prämumerationspreise auf gutem Druckpapier 3 Thlr. 20 Gr., auf feinem Velinpapier 5 Thlr., auf extrafeinem Velinpapier im größten Quartformat mit breiterm Stegen (Proch: exemplare) 15 Thlr.

Erste Section, A—G, herausgegeben von J. S. Gruber. Hauptauswahlgatter Theil und folgende.

Zweite Section, H—N, herausgegeben von X. G. Hoffmann. Ueber Theil und folgende.

Dritte Section, O—Z, herausgegeben von R. F. C. Meier und E. F. Kämp. Fünftes Theil und folgende.

Dem frühern Abonnenten, denen eine Reihe von Theilen fehlt, und Denjenigen, die als Abonnenten auf das ganze Werk neu eintreten wollen, werden die billigsten Bedingungen gestellt.

11. **Ersch (Johann Samuel), Handbuch der deutschen Literatur seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit**. Systematisch bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen. Neue, mit verschiedenen Mitarbeitern besorgte Ausgabe. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier, auf feinem franz. Schreibpapier, und auf demselben Papiere in gr. 4. mit breitem Rande.

Zweiten Bandes zweite Abtheilung: Literatur der schönen Künste. (Bearbeitet bis zum 28. Bogen vom Prediger Hess in Halberstadt, beendigt von K. C. Kraukling in Dresden)

Vierten Bandes zweite Abtheilung: Literatur der vermischten Schriften. Bearbeitet von K. C. Kraukling.)

Da ich nach jahrelangem Warten von Herrn Prediger Hess in Halberstadt die letzten Bogen der Abtheilung der schönen Künste nicht erhielt, so hat auf meine Bitte Herr Kraukling die Beendigung besorgen, die Bearbeitung der Register und der Nachträge übernommen. Trotz des mit im vorigen Jahre von demselben gegebenen feinen Besprechens, mich im Stand zu setzen, den Druck der Abtheilungen noch im Jahre 1833 beenden zu können, ist dies doch nicht der Fall gewesen und ich muss auf's Neue die Geduld des Publicums in Anspruch nehmen, dem die Verzögerung nicht unangenehm sein kann als mir selbst; es geschieht von meiner Seite gewiß alles Mögliche, um der Beschleunigung, die ich gegen das Publicum habe, zu genügen.

Hoffentlich kann ich beide Abtheilungen in diesem Jahre endlich liefern; zu versprechen mag ich bei der Unversächlichkeit des Besetzters verschören nicht.

12. **Petelius (Wilhelm), Allgemeines Wörter-Verikon**, oder vollständiges alphabetisches Verzeichnis aller von 1700 bis zu Ende 1833 erschienenen Bücher, welche in Deutschland und in den durch Sprache und Literatur damit verwandten Ländern gedruckt worden sind. Nebst Angabe der Druckorte, der Verleger und der Preise. Viertes Supplementband, oder des ganzen Werkes achter Band, welcher die von 1823 bis Ende 1833 erschienenen Bücher und die Vertheilung früherer Erscheinungen enthält. Gr. 4.

Der erste bis fünfte Band (1812—24) kosten im Verabgesetzten Preise 20 Thlr.; auch einzelne Bände werden zu verhältnißmäßig billigen Preisen gegeben.

13. **Krug (Wilhelm Traugott), Encyclopädisch-philosophisches Verikon**, oder Allgemeines Handwörterbuch der philosophischen Wissenschaften nebst ihrer Literatur und Geschichte. Nach dem heutigen Standpunkte der Wissenschaften bearbeitet und herausgegeben. Zweite, verbesserte und vermehrte, Auflage. In vier Bänden. Viertes Band. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier. Subscriptionspreis 2 Thlr. 18 Gr.

Der erste bis dritte Band (1831—33), X—Sp., sollen im Subscriptionspreise 6 Thlr. 5 Gr.

14. — — **Encyclopädisch-philosophisches Verikon**. Fünft-

ten Bandes zweite Abtheilung, enthaltend die Zusätze und Verbesserungen der zweiten Auflage. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

15. **Moos (Georg Friedrich), Encyclopädie der medicinisch-chirurgischen Praxis**, mit Einschluß der Geburtshülfe und der Augenheilkunde. Nach den besten Quellen und nach eigener Erfahrung im Verein mit mehreren praktischen Aerzten und Wundärzten bearbeitet und herausgegeben. In zwei Bänden oder acht Heften. Fünftes (zweiten Bandes erstes) Heft und folgende. Gr. 8. Jedes Heft von 12—14 Bogen auf gutem Druckpapier im Subscriptionspreise 20 Gr.

Der erste Band (erstes bis viertes Heft, 1828), 53 Bogen, die Titel Abtractio—Hystericismus und die Einleitung enthaltend, kostet 5 Thlr. 8 Gr.

16. **Raumer (Friedrich von), Geschichte Europas seit dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts**. In sechs Bänden. Viertes Band. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

Der erste bis dritte Band (1822—24) sollen im Subscriptionspreise auf gutem Druckpapier 9 Thlr. 18 Gr., auf extrafeinem Velinpapier 19 Thlr. 12 Gr.

17. **Schmid (Reinhold), Die Geseze der Angelsachsen**. In der Ursprache mit Uebersetzung und Erläuterungen. Zweiter Theil. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

Der erste Theil, den Text nebst Uebersetzung enthaltend (1831) kostet 2 Thlr. 6 Gr.

18. **Shaffpeare's Hochschule**. Herausgegeben und mit Vorreden begleitet von Ludwig Tieck. Dritter Band. Gr. 8. Auf feinem Druckpapier.

Der erste und zweite Band (1823—25) kosten 4 Thlr. 6 Gr.

19. **Historisches Taschenbuch**. Herausgegeben von Friedrich von Raumer. Sechster Jahrgang. Mit einem Bildnisse. Gr. 12. Auf feinem Druckpapier. Cart.

Jeder der ersten drei Jahrgänge kostet 2 Thlr., der vierte 1 Thlr. 16 Gr., der fünfte 2 Thlr.

20. **Thiels (J. M.), Leben und Werke des dänischen Bildhauers Bertel Thorwaldsen**. In zwei Theilen. Mit 160 Kupfertafeln. Zweiter Theil. Gross Folio. Auf dem feinsten Velinpapier. Cart.

Der erste Theil, mit 80 Kupfertafeln und einem Facsimile, Text und Kupfertafeln in zwei Bänden sauber cart. (1832), kostet 2 Thlr.

21. **Uranus. Taschenbuch auf das Jahr 1835**. Mit dem Bildnisse Legner's und sechs Stahlstichen. 16. Auf feinem Velinpapier. Geb. mit Goldschnitt. 2 Thlr.

Alle frühern Jahrgänge bis 1829 sind vergriffen; der Jahrgang 1830 kostet 2 Thlr. 6 Gr., 1831, 1832, 1833 und 1834 jeder 2 Thlr.

22. **Wachsmann (G. von), Erzählungen und Novellen**. Fünftes und sechstes Bändchen. 8. Auf feinem Druckpapier.

Erstes und zweites Bändchen (1830) kosten 3 Thlr. 12 Gr., drittes und viertes Bändchen (1832) ebenfalls 3 Thlr. 12 Gr.

III. An neuen Auflagen und Neuigkeiten erscheint:

23. **Beer (Michael), Gesammelte Schriften**. Herausgegeben und mit einer Biographie Beer's begleitet von G. von Schenk. Mit dem Portrait des Dichters und Beifolgeren von Meyerbeer. Auf feinem Velinpapier.

24. **Bilder-Conversations-Verikon für das deutsche Volk**. Ein Handbuch zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse und zur Unterhaltung. In alphabetischer Ordnung. Mit vielen Landkarten und bildlichen Darstellungen. In vier starken Bänden in Quartformat. Gedruckt auf schönem weissen Papiere mit großer Schrift. Ausgegeben in einzelnen Lieferungen von acht Bogen, welche im Subscriptionspreise 5 Groschen kosten. Erste Lieferung und folgende.

Das Bilder-Conversations-Verikon wird, mit beabsetzter Verbindung auf das gesamte deutsche Volk, in allgemein verständlicher, populärer Darstellung über alle im gewöhnlichen Leben vorkommende Gegenstände sich verbreiten und mit Uebersetzung aller Stellen, welche sich durch ihre durch herporheben des Interessanten und geschmackvolle Behandlung des Nützlichen und Wissenswerthen zu unterhalten und zu belehren suchen.

Zu größerer Zweckmäßigkeit und um dem in neuester Zeit dem höchsten Verlangen des Publicums nach bildlichen Darstellungen zu genügen, wird das Werk mit vielen Landkarten, besonders der verschiedenen Theile Deutschlands, sowie mit vielen hundert Abbildungen, namentlich in Kupfer, vertheilt. Der erste, zweite und dritte Band, Darstellungen einzelner Momente der schicklicher Begebenheiten, Bildnisse ausgedehnter in Worte allgemein gekannter Männer, Abbildungen zur Naturgeschichte, der werthvollsten u. s. w., kurz der Gesammtheit alles dessen, was die

einzelnen Artikel in blühender Darstellung höchstwerth machen, aufgefasset werden.

Indem aber das Werk in alphabetischer Ordnung erscheint, wird neben der natürlich sich ergebenden Abtheilung und Rangesfolge des Stoffes zugleich der Zweck erreicht, dem Publikum etwas mehr als ein interjunctes Lapidet darzubieten, und das Werk wird, wie bei dem Erscheinen der einzelnen Hefungen eine unterhaltende und belehrende Lectüre, so seit das nächste Nachfolgebuch bilden und auf diese Weise seinem Titel wahrhafte Entschiedenheit geben.

*25. Bülow (Eduard von), Das Novellenbuch oder Hundert alte Novellen nach italienischen, spanischen, französischen, lateinischen, englischen und deutschen Originalen. Gesammelt, bearbeitet und herausgegeben. Mit einer Einleitung von Ludwig Tieck. Erster und zweiter Theil. Auf seinem Druckpapier.

*26. Giesholz (Franz von), Schauspiele. Zwei Bändchen. 8. Auf seinem Druckpapier. Geh.
Das erste Bändchen enthält u. A. das schon früher gedruckte Stück: „Die Hofbame“, mit den Briefen Göthe's darüber an den Verfasser.

*27. Ersch (Johann Samuel), Literatur der schönen Künste seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Systematisch bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen. Neue fortgesetzte Ausgabe (vom Prediger Kose in Halberstadt und K. C. Krawling in Dresden). Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

*28. — — — Literatur der vermischten Schriften seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Systematisch bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen. Neue fortgesetzte Ausgabe (von K. C. Krawling in Dresden.) Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

Wegen der Erscheinung dieser beiden Abtheilungen beziehe ich mich auf das unter Nr. 11 Gesagte.

*29. Falkenstein (Karl), Thabdas Kosciuszko. Zweite, sehr vermehrte und verbesserte Auflage. Mit dem Bildnisse Kosciuszko's und seinem Facsimile, sowie mit einer Abbildung seines Feldzeichens und des von ihm 1794 creirten Papierzeichens. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

*30. Handwörterbuch in drei Sprachen: Englisch-deutsch-französisch, Französisch-deutsch-englisch, Deutsch-französisch-englisch. (Mit Stereotypen gedruckt.) Kl. 4. Auf seinem Velinpapier. Cart.

Die drei Abtheilungen, aus denen dieses Handwörterbuch besteht, werden auch einzeln zu erhalten sein. Die Letztern sind aus England und von besonderer Schönheit, auf die Correctur wird die allergrößte Sorgfalt gewendet und der Preis wird auf das Billigste gestellt werden.

*31. Hartmann (Karl Friedrich Alexander), Repertorium der Mineralogie und Geognosie, enthaltend eine vollständige Zusammenstellung der neuen Fortschritte dieser Wissenschaften. Als Supplemente zu seinem „Wörterbuche der Mineralogie und Geognosie“ und zu seiner deutschen Bearbeitung von Deubant's „Lehrbuch der Mineralogie“, sowie überhaupt zu allen neuern Lehr- und Handbüchern der Mineralogie und Geognosie. Mit lithographirten Tafeln. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

Das „Handwörterbuch der Mineralogie und Geognosie“ von Hartmann (1828) kostet 3 Thlr. 8 Gr.; das „Lehrbuch der Mineralogie“ von Deubant (1826) 4 Thlr.

*32. Hauch, Die Belagerung Rastrichts. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. 8. Auf seinem Druckpapier.

*33. Hoffmann von Fallersleben, Gedichte. Zwei Bändchen. Gr. 12. 25 1/2 Bogen auf seinem Druckpapier. Geh. 3 Thlr.

*34. Hüllmann (Karl Dietrich), Staatsverfassung der Israeliten. Gr. 8. 14 1/2 Bogen auf gutem Druckpapier. 1 Thlr.

*35. Kannegeiser (Karl Ludwig), Abriss einer Geschichte der Philosophie. Zum Gebrauch für Gymnasien. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

*36. Keyserling (Ferdinand von), Kritisch-geschichtliche Uebersicht der Ereignisse, die in Europa seit 1789—1822 Statt gefunden haben. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

*37. Kauer (Karl von), Beschreibung von Palästina. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

*38. Kellstab (Ludwig), Das Jahr Achtzehnhundertundzwölf. Ein Roman. In vier Bänden. Auf seinem Druckpapier.

*39. Schmid (Heinrich), Versuch einer Metaphysik der innern Natur. Gr. 8. 22 1/2 Bogen auf gutem Druckpapier. 1 Thlr. 16 Gr.

*40. Stieglitz (Christian Ludwig d. J.), Das Recht des Hochstifts Weissen und des Collegiatstifts Burgau auf ungehindertes Fortbestehen in ihrer gegenwärtigen Verfassung. Eine staatsrechtliche Erörterung. Gr. 8. 4 1/2 Bogen auf gutem Druckpapier. Geh. 8 Gr.

*41. Stieglitz (Heinrich), Stimmen der Zeit. Heft eines Deutschen. Zweite, vermehrte und veränderte Auflage. Gr. 12. Auf seinem Druckpapier. Geh.

*42. — — — Erinnerungen aus meiner jüngsten Commercierreise. 8. Auf seinem Druckpapier. Geh.

*43. Thiersch (Frédéric), De l'état actuel de la Grèce et des moyens d'arriver à sa restauration. Deux volumes. Gr. 8. 54 Bogen auf seinem franz. Druckpapier. Geh. 4 Thlr.

*44. Hinte und wohlmeynende Rathschläge für israelitische Schulen. Der königl. hebr. deutschen Primar-Schule in Presburg besonders zugeeignet von einem unparteiischen christlichen Theologen. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

- 1) Eine Anzeige über das unter Nr. 3 erwähnte Repertorium der gesammten deutschen Literatur.
- 2) Ein Prospectus über die unter Nr. 10 angeführte Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste.
- 3) Eine Ankündigung des unter Nr. 24 erwähnten Bilder-Conversations-Lexikons.

Ferner wird gratis ausgegeben und zur Durchsicht ganz besonders empfohlen das

Verzeichniß interessanter und wichtiger Schriften aus dem Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig, welche bei einer Auswahl im Betrag von mindestens 30 Thalern zu verhältnismäßig niedrigeren Preisen erlassen werden. Nebst einem Anhange, diejenigen Schriften enthaltend, welche auch einzeln zu herabgesetzten Preisen zu haben sind.

Im Geographischen Verlags-Comtoir in Berlin, Kurstrasse Nr. 49 a, ist erschienen:

Das 1ste Heft des kleinen Schulatlas gezeichnet von J. L. Grimm.

Dasselbe besteht aus 8 Blättern, nämlich: Europa, Asien, Afrika, Nordamerika, Südamerika, Deutschland, Italien, sowie Spanien und Portugal.

Wir empfehlen diesen Schulatlas in drei verschiedenen Ausgaben, als:

1. auf gutem Schweizerpapier im Blatt à 5 Sgr., im Heft à 1 Thlr. 2 1/2 Sgr.

2. auf Kupferdruckpapier im Blatt à 8 Sgr., im Heft à 20 Sgr.

3. auf demselben Papier im Umdruck à 2 Sgr., im Heft à 14 Sgr.

der eignen Ansicht der Liebhaber und schmeicheln uns mit der Hoffnung das diese, verbunden mit seiner Wohlthat, denselben einem verehrten Publicum annehmbar machen und uns manchen Abnehmer zusichern wird.

Das 2te Heft erscheint im Januar 1834.

Zugleich bringen wir noch in Erinnerung

1. den pneumatisch portativen Erdglobus in 5 verschiedenen Ausgaben, als:
a) auf Papier als Karte im kleinen Etuis 10 Thlr.

- b) auf Papier mit der Vorrichtung zum Luftfüllen 12 Thlr.
 c) auf Seide aufgezogen dito dito 16 Thlr.
 d) auf Porkeal aufgezogen dito dito 16 Thlr.
 e) auf Atlas gedruckt dito dito 32 Thlr.
2. den Atlas von Asien zu Professor C. Ritter's
 Erdkunde. 1stes Heft.
 Im einzelnen Blatt 15 Sgr.,
 im Heft von 5 Blätter 2 Thlr. 24 Sgr.,
 bei Abnahme des Ganzen in 4 Heften 7 Thlr. 10 Sgr.
 In Leipzig bei Leopold Michelsen stets vor-
 rätig.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:
 Blätter für literarische Unterhaltung. Redigirt unter Ver-
 antwortlichkeit der Verlags-Handlung. Jahrgang 1833.
 Monat December, oder Nr. 335—365, mit 1 Beilage:
 Nr. 12, und 4 literarischen Anzeigern: Nr. XXXIX—
 XLII. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 365 Num-
 mern (außer den Beilagen) auf gutem Druckpapier
 12 Thlr.

Nr. 12. und 4 literarischen Anzeigern: Nr. XXXIX—
 XLII. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 365 Num-
 mern (außer den Beilagen) auf gutem Druckpapier
 12 Thlr.

Nr. 12. und 4 literarischen Anzeigern: Nr. XXXIX—
 XLII. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 365 Num-
 mern (außer den Beilagen) auf gutem Druckpapier
 12 Thlr.

Leipzig, im Januar 1834. F. A. Brochhaus.

F o r t s e t z u n g

Dingler's polytechnischem Journal.

Eine Zeitschrift zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse
 im Gebiete der Naturwissenschaft, der Chemie,
 der Pharmazie, der Mechanik und Maschinen-
 kunde, der Manufakturen, Fabriken, Künste,
 Gewerbe, der Handlung, der Haus- und Land-
 wirthschaft u. s. w.

Von dieser Zeitschrift ist nun bereits der funfzigste
 Band unter der Presse. Die allgemeine Anerkennung, welche
 dieselbe fand, und der stets wachsende Absatz derselben liefern
 den sichersten Beweis ihrer Gemeinnützigkeit. Durch dieses Jour-
 nal wurden unsere Landsteute im Verlauf von vierzehn Jahren so
 schnell und so vollständig als möglich mit den technischen Er-
 findungen und Entdeckungen der Engländer, Amerikaner, Fran-
 zosen u. bekannt gemacht, und es hat während dieser ganzen
 Zeit nicht nur keine Störung erlitten, sondern vielmehr an
 Reichhaltigkeit gewonnen und gewis zur Förderung der Indu-
 strie in Deutschland wesentlich beigetragen.

Während die Redaction dieser Zeitschrift weder Mühe noch
 Kosten scheut, um den vorgesezten Zweck so vollständig als
 möglich zu erreichen, hat die Verlags-Handlung den Preis der-
 selben so gestellt, daß sie in dieser Hinsicht mit jeder andern,
 selbst mit dem als unerhört wohlfeil aufgegebenen Penny-
 Magazine einen Vergleich aushält.

Von dem polytechnischen Journal erscheinen auch in Zukunft
 wie bisher monatlich zwei Feste mit Kupfern unter demselben
 Titel und mit ununterbrochen fortlaufender Nummerirung der
 Bände. Der Jahrgang, welcher mit einem vollständigen Sach-
 register versehen wird, macht für sich ein Ganzes aus und kos-
 tet durch die Postämter und Buchhandlungen 9 Thlr. 8 Gr.,
 oder 16 Rthl. Wänze. Auf den vielfach geäußerten Wunsch wird
 dasselbe aber vom 51sten Bande an auch noch mit einem zwei-
 ten Titel versehen werden, auf welchem die Nummerirung der
 Bände wieder von Eins beginnt.

Jeder Feste wird ein polytechnischer Anzeiger, sobald eine
 hinreichende Anzahl von Anzeigen vorliegen, beigegeben, in wel-

chem Anzeigen aller Art aufgenommen und billigt bezahlt
 werden.

Die neu eintretenden Abonnenten wollen ihre Bestellungen
 zeitlich machen, damit die Auflage darnach gerichtet werden
 kann.

Die Verlags-Handlung wird Bedacht nehmen, die gänzlich
 vergessenen Jahrgänge dieses Journals neu aufzuliegen und
 solche zu ermäßigten Preisen abgeben, worüber seiner Zeit eine
 nähere Anzeige erfolgt.

Stuttgart und Tübingen, im December 1833.

F. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei F. Schmann in Minden ist erschienen und durch
 alle Buchhandlungen zu haben:
 Bornbaum, Fr., Lehrreiche und anmuthige
 Erzählungen aus der brandenburgisch-preussischen
 Geschichte. Ein Büchlein für christliche Volksschulen.
 5 Sgr.

Für die Brauchbarkeit dieser Schrift bürgt der Name des
 Herrn Verfassers, da derselbe durch seine brandenburgisch-preu-
 sische Geschichte hinlänglich bekannt ist.

Durch alle Buchhandlungen ist gratis zu haben:
 Verzeichniß der Kunstwerke, Bücher, Zeichnungen, Mo-
 delle, des verstorbenen Oberbaudirectors Weinbranner,
 welche die D. R. Marx'sche Kunst- und Buchhand-
 lung in Karlsruhe und Baden an sich gekauft
 und um zu den beigelegten Preisen, einzeln von dersel-
 ben zu erhalten sind.

Conversations-Lexikon.

Achte Auflage.

Die fünfte Lieferung ist ausgegeben und der
 Druck der sechsten bereits so weit vorgeschritten, daß
 sie im Laufe künftigen Monats versendet werden kann.
 Das Publicum hat diese achte Auflage so sehr jede
 Erwartung günstig aufgenommen, daß die ursprüngliche
 sehr bedeutende Auflage vervierfacht werden mußte, und
 hierin ist allein das etwas verzögerte Fertigwerden der bis
 jetzt erschienenen Lieferungen zu suchen. Es wird alles
 Mögliche zur größern Beschleunigung des Druckes gethan.

Dankbar für die Theilnahme des Publicums, laße
 ich es meine angelegentlichste Sorge sein, dem Con-
 versations-Lexikon einen immer höhern Grad von Voll-
 kommenheit zu geben, und scheue hierbei keine Mühen
 und Kosten. In dieser ununterbrochenen Sorge für das
 Werk und in dem rechtlichen und verständigen Sinne
 des Publicums finde ich auch den besten Schutz gegen
 Verintrachtigungen aller Art, die ich bei dem
 Conversations-Lexikon erfahre. Es sind neuerdings wieder
 mehre Werke unter dem Namen Conversations-Lexikon an-
 gekündigt worden, aber ich habe in dieser Hinsicht nur die
 Bitte: zu prüfen und nicht leeren Versprechun-
 gen und täuschenden Berechnungen zu trauen.

Jede der 24 Lieferungen, aus denen die achte Auf-
 lage bestehen wird, kostet auf weißem Druckpapier
 16 Gr.; auf gutem Schreibpapier 1 Thlr.; auf grünem
 feinem Velinpapier 1 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, 2ten Januar 1834.

F. A. Brochhaus.

Literarischer Anzeiger,

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1834. Nr. III.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und beträgt die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Ein Unternehmen, das alle Beachtung verdient.

Die Pfenning-Magazine haben in England eine ganz neue Aera der Literatur heraus gerufen. Man will nicht mehr lesen, Gutes, Interessantes lesen, man will Gutes, Interessantes auch beschauen. Deutschland, das alles Originelle sogleich aufsaugt, hat auch hierin das Seinige gethan; Leipzig hat ganze Frachtschiffe mit Holzschritten vom Stapel gelassen, und wir glauben, es gibt kaum schon zehn deutsche Pfenning-Magazine. Wenn man erwägt, daß London deren siebzehn besitzt, so ist dies für ein ganzes Reich nicht einmal viel. Doch muß man mit Bedauern bemerken, daß Deutschland, was die Journale betrifft, unter allen seinen, in diesem Fache entstandenen Unternehmungen, nicht eins aufzuweisen hat, das eigenthümlich ihm gebührt. Lauter englische Holzschritte durch Uebersetzungen der vielständig; je, was ein paar englische im Original besitzt, der besitzt fast alle deutschen in der Copie! Dies hat in Wien einen unternehmenden Kopf, der auch den hiesigen Kofen und die vielseitigste Verbindung in der multilingual-literarischen Welt besitzt, bewogen, etwas den Deutschen allein Angehöriges zu schaffen, und es ist seit diesem neuen Jahre ein Journal à la Pfenning-Magazin ins Leben getreten, das in der That seines Gleichen sucht. Der Redacteur der wienner Theaterzeitung, Bäuerle, hat sein Journal mit einem sogenannten Pfenning-Journal verbunden, und hat Holzschritte geliefert, wie sie bisher noch nicht selbst von den Engländern geliefert wurden. Es gibt, wie bekannt, in Deutschland wenig Holzschreiber. Der erste unter ihnen ist, mit Ausnahme Wabig's, jedoch Professor Höfel, der zweite nach ihm Professor Eißner, und von diesen beiden und ihren ausgezeichneten Schülern werden für die wienner Theaterzeitung, oder Original-Blatt für Kunst, Literatur, Gesellschaft, Musik und Moden jährlich gegen drei hundert Original-Äplographien geliefert. Wir haben Proben vor uns, und müssen erkennen, was die beiden Professoren in dieser Kunst geleistet haben. Bis jetzt sah man Kechnisches nur im Stadtsich, und wenn wir in das Lob des Hofrath Wabig's in der Abendzeitung, in das Lob des Redacteurs des Kunstblattes zum Morgenblatte über diese Proben einstimmten, so haben wir nur der Wahrheit das Wort gesagt. Wir prophezeihen daher diesem Unternehmen eine ungemessene Verbreitung; wer die Theaterzeitung — (an den Welt nicht sich Niemand denken, denn das Blatt führt noch, wie oben gesagt, einen zweiten, und fast sonach Alles, was die gebildete Welt interessiert; in sich —) kommen läßt, wird sich hiervon überzeugen, und unsern Lesern, welchen deutsche Kunst über Alles am Herzen liegt, werden wir einen Dienst erwirken, wenn wir sie hierauf aufmerksam machen. Die Holzschritte, welche bisher für die ersten Blätter der Theaterzeitung geliefert wurden, sind:

Des Herzogs von Reichstadt Wlaga und Sergi Wandenyrsk's eine Wunderscene im Walde; Tobias's Hofes's Monument; die vier Temperamente auf dem Ballo; Caspar Hauzer's letzte Stunden; die betende Gestalt Emma; der Wirth in der Zauberinsel; die Wägen und die Feuerbrunn; der Perserkönig und sein rächender Schwes;

die Nachtwandlerin auf dem Thurne; die Refin-dung der Buchdruckerkunst; Schreckensscenen aus dem Sklavensleben in Jamaika; Napoleon auf dem Schlachtfelde; der Elefant als Zeitkänger; die verunglückte Lustschifferin; die Riesenschlange im Kampfe mit dem Rhinoceros; die siebente Plage in Aegypten; die Zigeunerhöhle in Ungarn; das Innere des Serails; eine Nacht auf dem Himalaya u. s. w.

Die Leser sehen, hier ist Mannichfaltigkeit, hier ist Reichthum der Phantasie, und hier wird mehr geliefert als in ähnlichen Werken, in welchen oft nur das Portrait einer Kage, eines Bären, eines Hirsches und die Abriß von tausend bekannten Dingen herhalten müssen, um die Spalten zu füllen.

Da wir nun ein durchaus originelles, nach Zeichnungen von den berühmtesten Meistern angefertigtes Unternehmen vertreten, so können wir noch eines Umstandes erwähnen, der diese Theaterzeitung empfehlen wird. Sie nimmt in ihrer neuen Gestaltung nur Beiträge von berühmten deutschen Schriftstellern an, und bezahlt für Novellen und Erzählungen, Reisebeschreibungen, wissenschaftliche Aufsätze, Mittheilungen, welche Belehrung und Geistesbildung erwecken, sechs Dukaten in Gold für den gedruckten Bogen, ihres Formates, auch erklärt sie, jede Zeichnung insbesondere glänzend zu honoriren, welche ihr sammt Beschreibung und Erklärung von Gegenständen zukommt, die neu, frappant, interessant und mittheilendwerth sind. Die Holzschritte werden von 8 Zoll Breite, 9 Zoll Höhe abwärts, in jeder Größe geliefert, und für die glückliche Ausführung wird garantirt. Die Theaterzeitung enthält übrigens Correspondenznachrichten aus der ganzen Welt; aus allen deutschen Hauptstädten u. s. w. Das Gute, Nützliche und Schöne gehört ausschließlich in ihr Bereich, und sie honorirt Correspondenznachrichten, welche nicht bloß über Theater, sondern über Leben, Kunst, Ereigniß und Tagesinteressen berichten, ebenso wie andere Mittheilungen. Das Honorar kann durch jede Buchhandlung, wenn es verlangt wird, sogleich nach dem Abdruck erhoben werden.

Die Theaterzeitung erscheint wöchentlich fünf Mal im größten Quartformat, auf dem schönsten Zellpapier, das je zu einer Zeitung verwendet wurde. Der kleinste Theil der Ganzen ist aus gewähltesten Koben Silber, welche bis jetzt gesehen wurden; sie liefert fast jede Woche zwei, drei bis vier Mal. Sie liefert übrigens die schönsten Gokums-Bilder und die getreuesten Portraits aller berühmten Schauspielers in ihren eminentesten Leistungen. Sie liefert endlich große Abbildungen von dem Innern ganzer Apartments, Prunk-, Schlaf- und Speisezimmer, alle diese Gegenstände meisterhaft illuminiert. Trotz allen diesen kostspieligen Aufwänden, (sie gibt mehr als 500 schwarze und illuminierte Abbildungen) ist der Preis doch sehr gering.

Man pränumeriert bei allen üblichen Postämtern in ganz Deutschland, vorzüglich in Leipzig, Dresden u. und der

Schweiß, nur mit 8 Thalern Sächsisch halbjährig, 16 Thaler ganzjährig; für diesen Preis wird sie bis an die österr. Grenze portofrei geliefert.

Wer jedoch im Wege des Buchhandels zu pränumerieren wünscht, wendet sich durch jede solide Kunst- und Buchhandlung an Gerold, Mörschner und Jesper oder Bolle in Wien, macht sich jedoch für den ganzen Jahrgang verbindlich und entrichtet dafür 18 Thlr. 8 Gr. Man bittet mit den Bestellungen zu allen, weil die erste bereits sehr große Auflage bald vergriffen sein dürfte.

Beiträge und Zeichnungen werden directe gesendet an das Bureau der Theaterzeitung in Wien, Wollg. Nr. 780.

Dr. W. G.

Die Theaterwelt auf dem Papier.

Seit sechs Jahren erscheint in Wien eine Galerie brotlicher und interessanter Scenen aus dem Leben und aus der Theaterwelt. Diese Sammlung besteht aus höchst anziehenden Tableaux, welche sich durch frappante Situationen, Gruppen, durch Portraitähnlichkeit der dargestellten Personen, durch Reue der Ideen, durch Reichthum überraschender Decorationen, durch Mannichfaltigkeit der Costume und bildliche Anschauung großartiger effektvoller Arrangements der ersten und beliebtesten Bühnen Deutschlands auszeichnen. Es sind bis jetzt über 150 einzelne Stücke erschienen, und dem Kupferstecher, dem Theaterfreunde, dem Director einer artistischen Anstalt, dem Schauspieler, Sänger, Tänzer, dem Dekorateur, Maler, Maschinisten, dem Theatermeister und Costumler ist ganz gewiß bis jetzt noch kein ähnliches, in allen Theilen gleich vollkommenes, zweckmäßiges und befriedigendes Werk vorgekommen.

Dasselbe zerfällt in sechs einzelne Theile oder Jahrgänge. Jeder ist mit gedrungenen Texten und Textblättern versehen, jeder mit den nöthigen Erklärungen und Beschreibungen der einzelnen Tableaux ausgeschmückt. Obgleich jedes einzelne Bild so faßlich dargestellt ist, daß es gar keiner Auslegung bedürfte, obgleich selbst Scenen aus solchen Stücken, die noch an vielen Orten Deutschlands neu sein dürften, so klar und bezeichnend gegeben sind, daß sie dem Beschauer schnell in Kenntniß setzen, was hier angedeutet wird, so sind außer den unter jedes Tableau gestochenen Texten doch die Haupterklärungen so erschöpfend, daß sogar Derjenige die Gegenstände vollkommen aufzufassen vermag, der von Städten, in welchen Theater sind, ganz entfernt lebt und nicht einmal wandernde Truppen zu sehen bekommt.

Der Bühnenliebhaber erhält daher durch diese Tableaux ein Theater im Kleinen. Der entfernte Schauspielerfreund, wie bei, so verhindert ist, in großen Residenzen prachtvolle Spectakel zu beschauen, empfängt ein Werk, welches ihm ganz die kostbaren Darstellungen, welche die Bewohner der Hauptstädte ergötzen, vor das Auge zaubert. Er wird selbst bei beschränkter Phantasie das Wesentliche aller beliebtesten Stücke, Opern, Ballets und Pantomimen, das Charakteristische aller ausgezeichneten Künstler bis auf den leisesten Zug angedeutet finden, und sich auf diese Art die Bekanntschaft mit den berühmtesten Meistern aller Zei-

ten verschaffen. Es sieht Desjardins, Glür, Paull, Seydelmann, Kuschig, Korn, Spokenoble, Wilhelmi, Lichtmet, Fürtend und Herzfeld; die große Schröder, die verehrte Crellinger, die ausgezeichnete Gien, die beliebte Pech, die herrliche Karoline Müller in ihren anziehendsten Leistungen; er sieht die Grazien Fanny Estler und Duppay; den genialen Reimund, den originellen Jann Schuster, den Grillenfreund Scholz, den eminenten Schmelka; den beliebtesten Beckmann, den herrlichen Feilmantel; die geschicktesten Künstler Wohlbück, Handmann, Reuber und wie sie alle heißen, welche die Repräsentanten des guten Humors genannt werden; den lustigen Karl und Johann Kersch in ihren vorzüglichsten Leistungen; er bewundert heute den unnaahmlichen Bild und morgen den gepriesenen Breiting; den Jäger, Cornet, den Mellegri und Pöck, kurz alle Säger von Ruf, wie sie im unglücklichen Ocean aufstranden, sie kommen hier an die Reihe. Eine der lieblichsten und blühendsten Schöneheiten Wiens, Die Frau, wird ihn ebenso überraschen, als ihn der Zauberer Alexander ansprechen wird, Alexander, der die Franzosen bezaubert, die Engländer entzückt, die Deutschen hinstirbt, und der in Wien und Berlin auch bei seinem erneuten Eintreffen Ercellenz hält, ist in allen seinen berühmten Rollen, über 50 an der Zahl, abgebildet. Mit einem Worte, wer in der Theaterwelt Aufsehen zu machen im Stande ist, erscheint in dieser Galerie, und es würde den Raum dieser Anzeige weit überschreiten, alle berühmten Künstler mit Namen aufzuführen, welche bereits erschienen sind oder in kurzem erscheinen werden. Doch nicht allein ausgezeichnete Schauspieler in ihren Rollen, Kroch, münchischen Productionen u. auch ganze Gegenstände, berühmte Erholungsorte u. sind abgebildet. Das wiener Kiosk und der Volksgarten, der Prater und das Kirchweihfest in der Heiligenau, das Paradiesgärtchen und die Wassertränke, der Wiener Graben und der elegante Stockmeislerplatz, Schönbrunn und Dornbach, Baden und Triel, der Marktplatz von Bregenz, der Besuw und Kema, Kell's Wohnort und zahllose romantische Scenerie ergötzen den Augen, Schloß, Kärntnerhöfen u. alles spaziert vor den Blicken des Beschauenden hier vorüber, so daß es ganz gewiß kein Bildwerk gibt, das bei solcher Aufschwüfung so viel Reich und Abwechslung bietet als dieses.

Der Preis für die ganze Sammlung ist 45 Fl. C. M. (10 Thlr. Sächs.) Wer jedoch nur den Jahrgang 1834 wünscht (den Gien der sämtlichen Tableaux) bezahlt 10 Fl. C. M. (6 Thlr. Sächs.), welches jeder einzelne Jahrgang kostet. Wer es wird mehr konzentriert, alle sechs Jahrgänge abzugeben, weiß dadurch 15 Fl. C. M. erspart werden.

Diese Blätter sind meisterhafte Kupferstiche, nicht lithographirt. Sie sind alle in Duersolio auf französischem Velinpapier abgedruckt, und jedes einzelne Blatt ist prächtig illuminiert. Der Antheil an dieser Galerie ist so bedeutend, daß bereits eine neue complete Auflage vorbereitet werden mußte. Man wendet sich mit den Bestellungen, welche jedoch mit dem Betrag der Bestellung verbunden sein müssen, an den Herausgeber der Theaterzeitung, Adolf Bäuerle in Wien, Wollg. Nr. 780. Die Herrschaft Knecht erhalten die Bestellungen gratis portofrei.

Maha Guru, Geschichte eines Gottes.

Ein Roman in 2 Theilen.

Von

Karl Gutzkow.

8. Velinpapier. Preis 3 Fl. 24 Kr.

Das gebildete Publicum erhält hier einen Roman aus einem Genre, das es ziemlich aus den Augen verloren hat, dessen Wiedererführung aber insofern zeitgemäß erscheint, als der bisher beliebte historische Roman, trotz des Aufwandes von Material im Detail, und vielleicht eben deshalb zu einer tro-

nen und nicht selten profanen Ansicht von Welt und Geschichte stimmt. Die Art, wie der Verfasser den physischen Roman aufgefasset hat, ist übrigens eine ganz eigene, wie denn überhaupt seine Individualität als eine fast eigenartige erscheint. Tamaismus und chinesische Sitten sind in diesem Buche die Elemente zu einem ebenfalls ungewöhnlichen als mannichfaltigen, Gemälde menschlicher Zustände, und es der Leser, dem diese Dichtungsart fremd ist, oder seit der Wienerischen Zeit fremd geworden ist, wird sie nicht gewinnen, und poetischen Genuss dabei finden.

Stuttgart und Tübingen, im November 1833.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Im Verlage der unterzeichneten Buchhandlung sind soeben erschienen und bis zur Ostermesse d. J. noch für den billigen Subscriptionspreis von 2 Thlr. 16 Gr., oder 4 Fl. 48 Kr. zu haben:

Theodor Körner sämmtliche Werke.

Im Auftrage der Mutter des Dichters
herausgegeben

und mit einem Vorworte begleitet von
Karl Streckfuß.

Einzig rechtmäßige Gesamtausgabe in Einem Bande.
Auf Maschinen-Vollpapier mit dem sauber in Stahl
gestochenen Bildnisse des Dichters.

Da es uns wegen der späten Vollendung des Drucks nicht möglich war den früher festgesetzten Ablieferungstermin genau einzuhalten, so wollen wir, besonders aus Rücksicht für die entfernteren Gegenden, die an uns ergangenen Anfragen gern entsprechen und den Subscriptionspreis von 2 Thlr. 16 Gr., oder 4 Fl. 48 Kr., noch bis zur nächsten Ostermesse fortbestehen lassen. Wir hoffen, daß die geschmackvolle Ausstattung dieser Ausgabe noch recht viele Freunde der Körner'schen Muse bestimmen werde, sich dieselbe zu dem wohlfeilen Preise anzuschaffen. Nach Ablauf der Ostermesse tritt jedenfalls der erhöhte Ladenpreis von 3 Thlr. 12 Gr., oder 6 Fl. 18 Kr. ein.

Wir lassen hier eine vollständige Angabe des Inhalts folgen, wobei das aus dem Nachlasse des Dichters erst jetzt hinzugelassene durch einen * bezeichnet ist:

Vorwort des Herausgebers. — Charakteristik und Biographie des Dichters. — Lezer und Schwert. — Vermischte Gedichte. — * Nachtrag: ungedruckte Gedichte, Charaden, Räthsel, Logogryphen, Jagdenbüchse. — Trayer'sche Spiele: Zoni. * Die Säuer. Feinschneidung. Kofamunde. Joseph Seydewitz. — Lustspiele: Die Braut. Der grüne Domino. Der Nachtwächter. Der Better aus Bremen. Die Gouvernante. — Opera: Das Fischermäddchen. Der vierjährige Posten. Die Bergknappen. * Alfred der Große. * Der Kampf mit dem Drachen. — Erzählungen: Hans Heiling's Helfen. Woldegar. Die Harfe. * Die Reise nach Schanbau. — * Mündliche Erzählungen, schriftlich bearbeitet von Karoline Pichler: Die Tauben. Die Kofen. — * Briefe des Dichters aus den letzten Lebensjahren bis zu seinem Tode. — * Zugabe: Gedichte deutscher und englischer Dichter auf Theodor und Emma Körner. — Englische Uebersetzungen einige Gedichte Th. Körner's
Berlin, im Januar 1834.

Niedel'sche Buchhandlung.

Im Verlage der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Geschichte der Seele,

von

Dr. G. H. u. Schubert.

Zweite sehr vermehrte und verbesserte Auflage,
mit 8 lithographirten Tafeln.

Der Verfasser hat sich bemüht seinem Werke durch eine Menge reichhaltiger Zusätze und Verbesserungen eine höhere Vollendung zu geben; wenigstens ein Drittheil des Wertes ist neu hinzugelassen. Die Verlagsbuchhandlung übertrifft hat, um dieses wissenschaftliche Unternehmen zu unterstützen, nicht blos auch für diese sehr vermehrte Ausgabe den anfänglichen Preis beibehalten, sondern hat dieselbe auch noch mit der unentgeltlichen Zugabe von 8 lithographirten Tafeln ausgestattet, welche zur Erläuterung des somatischen Theiles des Buches dienen.

München, Stuttgart und Lößlingen, im December 1833.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In Carl Gerold's Buchhandlung in Wien ist soeben erschienen, und dasselbst sowie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Taschenbuch

der

Arzneimittellehre und Receptirkunde,

zum

Behufe der Vorlesungen

entworfen

von

Emanuel Stephan Schroff,

der Heilkunde Doctor und Professor der theoretischen und praktischen Medicin für Wundärzte an der k. k. medicinisch-chirurgischen Josephs-Akademie,

und
Karl Damian Schroff,
der Heilkunde Doctor und Professor der theoretischen Medicin für Wundärzte an der k. k. Universität zu Olmütz.

12. Wien, 1833.

In Umschlag broschirt. Preis 1 Thlr. 8 Gr. Schfl.

Obgleich die medicinische Literatur eine nicht unbedeutende Anzahl sehr schätzbarer und ausgezeichnetere Werke über Arzneimittellehre und Receptirkunde aufweist, so fehlt es doch bis jetzt noch an einem brauchbaren Handbuche, welches diese beiden Doctrinen in einer den Vorbegriffen und dem Fassungsvermögen der Wundärzte entsprechenden Ausdehnung und Darstellung entwickelte, und daher als Leitfaden bei den pharmatologischen Vorlesungen benützt werden könnte. Oben angezogenes Werk, welches durch Bündigkeit, Klarheit und Gelesenheit des Brauchbaren und Nothwendigen diesem Bedürfnisse abhülft, dürfte daher eine sehr willkommene Erscheinung für Wundärzte und für alle jene Studirende sein, für welche sich die größern umfassendern pharmatologischen Werke theils wegen Mangel an der nöthigen Vorbildung, theils wegen zu großen Zeitverlustes nicht eignen. Da ferner dieses Werk die beiden Doctrinen von einem ähnlichen Standpunkte aus und in gleicher Ausdehnung bearbeitet, wie die in unserm Verlage erschienenen und mit großem Beifalle aufgenommenen Taschenbücher der Anatomie, Physiologie, allgemeinen Pathologie und Therapie von Dr. Burkhart Gble, übrigens auch ganz gleiche bibliographische Ausstattung erhalten hat, so bildet es zugleich eine Fortsetzung dieser begonnenen zeitgemäßen medicinischen Encyclopädie, welche zu vervollständigen wir große Hoffnung haben.

Die

Krankheiten der Reichen.

Diätetische Grundlinien

für das

höhere und conversationelle Leben

von

Leopold Fleckles,

Doctor der Heilkunde.

Gr. 8. Wien, 1834.

In Umschlag broschirt. Preis 20 Gr. Schfl.

Der rühmlichst bekannte Verfasser so vieler, mit ungetheiltem Beifalle aufgenommenen Schriften aus dem Gebiete der populären Medicin, hat in obigem Werke eine Spätere berührt, welche durch ihre ausgezeichnete Stellung eine besondere Beobachtung des Arztes verdient: indem das Leben der Reichen und vornehmlich die Krankheiten zugänglich ist, welche mitunter als das ausschließende Eigenthum dieser glänzenden Sotterien zu betrachten sind. Von diesem Standorte gesehen, ist den „Krankheiten der Reichen“ und ihrer Beobachtung allerdings ein solcher Sammlungs- und Centralpunkt zu wünschen, wie ihn der kundige Herr Verfasser in der vorliegenden Schrift aufgestellt und hierdurch zugleich eine süßbare Lücke in der diätetischen Literatur.

ausgefüllt hat. Daß es ihm ohne alle Rücksicht strenger Gewiss war, um die sorgliche Ausführung seiner umfassenden Aufgabe, mögen seine eignen Worte (Einleitung S. 17) am sprechendsten darthun:

„Dem Auge des Arztes bleibt sich die menschliche Natur allenthalben in ihrer eigentlichen Wahrheit, in ihrer ungeschminkten Höhe dar; er sieht Ursache und Folge, und den Zustand der Gegenwart, sowie sie ist, nicht wie sie oft umgedeutet werden möchte; sein Beruf ist es, dieser Wahrheit mit gleicher Wahrheit entgegen zu kommen, wie er sie aus seiner besten Ueberzeugung und aus seinem Bewußtsein schöpft: — man wird es daher wohl verzeihlich finden, daß seine Rede auch da, wo sie einen schmerz und freistühlerischen Kreis betrifft, streng und unpertentisch lautet, und daß seine Feder sich nicht zu Schwelgereien auf Kosten seiner Kunst und der Wahrheit herbeilassen konnte.“

Wie übergeben daher diese tiefumsfassenden und mit erfahrener Umsicht gearbeiteten „biologischen Grundlinien“ dem höhern Publicum, für welches sie zunächst bestimmt sind, — überzeugt, daß Inhalt und Darstellung nicht nur allenthalben zufrieden stellen, sondern auch an vielen Orten eine heilsame Darnachachtung ins Leben rufen werden, welche zu erzielen ein Hauptzweck dieses werthvollen praktischen Buches ist.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Conversations-Lexikon

der

neuesten Zeit und Literatur.
Dreißigtausendste und vierundzwanzigste Heft.

Saalfeld bis Schwarz.

Auf weißem Druckpapier 12 Gr.

Auf gutem Schreibpapier 16 Gr.

Auf extrafeinem Bellinipapier 1 Thlr. 6 Gr.
Leipzig, im Januar 1834.

F. A. Brockhaus.

Neues höchst interessantes Buch.

In der unterzeichneten erscheint und wird demnächst verschickt werden:

Ueber
den revolutionnären Geist
auf den deutschen Universitäten.

Von

Dr. Nepomuk Ringseis,

1. bairischer Ober- Medicinalrath u. S. Secretar.

Zweite Auflage.

8. Brochtt. Preis 24 Kr.

München, den 26ten December 1833.

Literarisch-kunstliche Anstalt

der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Wohlfeilste musik. Volksschrift m. Stahlstichen.

Bei Schubert und Niemeyer ist erschienen und zu haben in allen guten Buch- und Musikhandlungen:

Musikalisches Pfennig- und Hellermagazin
(1ste Liefer.), Sammlung vorzüglicher, leicht ausführbarer Claviercompositionen, als: Sonaten, Variationen, Ronden, Potpourris Polonaisen u. s. w., 2- und 4händig abwechselnd mit Begleitung nebst einigen Gesängen von den berühmtesten Tonsetzern.

52 Lieferungen (1 wöchentl.), à 3 Bogen zu 2 Thlr.

16 Gr., der Foliobogen etwa 4 Pf. inclusive des musik. Unterhaltungsblattes und der Stahlstiche. Näheres steht im Prospect, der zur Ansicht bereit liegt.

Die ersten Besteller erhalten die besten Abdrücke der Stahlstiche. 13.

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes noch um den Subscriptionspreis zu beziehen:

Encyclopädie

der gesammten medicinischen und chirurgischen Praxis, mit Einschluss der Geburtshülfe und der Augenheilkunde. Nach den besten Quellen und nach eigener Erfahrung im Verein mit mehreren praktischen Aerzten und Wundärzten bearbeitet und herausgegeben von

Georg Friedrich Meissner.

In zwei Bänden oder acht Heften.

Gr. 8. Jeder Band 50—60 Bogen.

Subscriptionspreis jedes Heftes von 12—14 Bogen auf gutem weissen Druckpapier 20 Gr.

Der erste Band in vier Heften ist fertig und enthält die Einleitung und die Artikel

ABLACTATIO — HYSTERICIASIS.

Die Tendenz dieses Werkes ist vorzugsweise, dem jungen Praktiker ein Handbuch zum Nachschlagen zu liefern, welches in echt praktischem Sinne alles Dasjenige enthält, was dem Arzte am Krankenbette zu wissen Noth thut, und aus welchem er sich bei der grossen Masse des nothwendig Wissenwürdigen in jedem einzelnen Falle Rathes erholen kann, ohne die Mühe zu haben, lange umherzusuchen in mehr oder minder vollständigen medicinischen Handbüchern, worin ausserdem nicht selten theils die einzelnen Artikel höchst zerstreut, theils ohne gehörige Würdigung der neuesten Entdeckungen abgehandelt sind. Das Werk, worin auch der ältere Praktiker manchen Artikel mit Vergnügen lesen und manche Nachweisungen finden wird, ist demnach kein streng wissenschaftliches, und in der Regel Alles vermieden, was von rein historischem oder alliterarischem Interesse ist, sowie alles Hypothetische und Theoretische, insofern es nicht ganz einfach aus Thatsachen gefolgert werden kann, so selten als möglich berührt. Diese Encyclopädie umfasst daher folgende Gegenstände der praktisch-medicinischen und chirurgischen Doctrinen:

- 1) eine ausführliche specielle Pathologie und Therapie aller innern acuten und chronischen Krankheiten, mit besonderer Berücksichtigung der Terminologie, Semiotik, Ätiologie, Diagnostik, und der bei der Behandlung bewährtesten Heilmittel und Arzneibereitungen; daneben praktische Cautelen, Winks, kurze Mittheilungen aus eigener Erfahrung etc.;
- 2) eine ausführliche medicinische Chirurgie, mit Einschluss aller kleinern Operationen;
- 3) die Geburtshülfe, und
- 4) die Ophthalmologie, beides mit Berücksichtigung der meiststen und am häufigsten vorkommenden Operationen;
- 5) eine kurze generelle Pathologie und Therapie;
- 6) die allgemeine und ins Specielle gehende Heilmittellehre;
- 7) die allgemeine und specielle Pathologie und Therapie der Geisteskrankheiten.

Da der Verleger im Besitze des vollständigen Manuscripts ist, so wird das ganze Werk binnen wenigen Monaten vollendet sein, und die beizufügenden Register werden des Gebrauch desselben noch besonderr erleichtern.

Leipzig, im Januar 1834.

F. A. Brockhaus.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1834. Nr. IV.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Seite 2 Gr.

Das Menzel'sche Literaturblatt.

Als ein glänzendes Beispiel der freien Unredlichkeit^{*)}, der lächerlichen Unwissenheit und des fragenhaften Dünkels, womit Hr. Wolfgang Menzel und einige seiner Mitarbeiter ihr Recensitbandwerk treiben, können wir eine W. unterzeichnete Recension unserer kleinen Schrift: „Ueber die neuromantische Poesie in Frankreich“ empfehlen, welche im October in jenem Blatte abgedruckt wurde. Daß uns eine ausführliche Widerlegung eines solchen Gegners nicht in den Sinn kommen kann, wird Jeder begreifen, der das Treiben dieser Herren aus einigermaßen kennt. In der That hat die Bezeigung der Frechheit von ihrer Seite den Vortheil für sie, daß kein vernünftiger Mann Zeit und Mühe daran wenden mag, ihre Absurditäten ausführlich zu widerlegen, auch wenn er den Eitel und die Verachtung vor der Gemeinheit ihrer Gesinnungen überwinden könnte. Sie haben sein dafür gesorgt, daß man Ehen tragen muß, sich irgend näher mit ihnen einzulassen, auf die Gefahr hin, daß ihr Dünkel vor der Herde, die sie um sich versammelt haben, das Schwelgen der Verachtung und des Eitels als Beweis der Kurzsichtigkeit. Beiläufig gesagt ist diese Herde ein Erbstück des seligen Müller's, als dessen Ueberwinder Hr. Menzel sich bis zum Ueberdruß gerühmt, da er ihm doch nur den Puffschlag des Eitels beigebracht. Von Müller's Schwenthum wollen wir freilich nicht viel rühmen, doch in seinem Kreise und vor seiner Herde, war er ein Edwe, so gut wie nach ihm Hr. Menzel, der ihn freilich an Frechheit sehr übertrifft. In eine wissenschaftliche Discussion mit dieser Spitzschacht ist natürlich nicht zu denken, wo irgend eine ihrer kleinen, schunigen Privat- oder Equivoca- oder Parteilichkeiten oder Lügen irgend einmal angetroffen ist; aber immerhin kann es nicht schaden gelegentlich, wenn sie sich auf unsern Weg drängen, sie und ihre Treiben beim rechten Namen zu nennen. Auf irgend eine Art von Courtoisie haben sie schon längst durch gefällige Gemeinheit verzichtet. So genügt es uns denn auch jetzt unsern Recensenten G. als würdigen Schildknappen Hr. Wolfgang Menzel's der Aufmerksamkeit des Publicums zu empfehlen, ohne und weiter darauf einzulassen, ihm ausführlich nachzuweisen, wie seine ganze Recension eine Reihe von schamlosen Verbrochungen unserer Worte und Ansichten, Herandrängen aus ihrem Zusammenhang, absichtlichen und noch mehr wirklichem Mißverstehen und Nichtverstehen und kraßer sich selbst widersprechender Unwissenheit ist. Egozere zeigt sich besonders glänzend wenn er sich die Ironie gibt und zu beharren, oder wenn er uns Sätze seiner eignen Gesinnung in den Mund legt, um sie mit solchen zu widerlegen, die er uns (freilich weiß nur halb verstanden) entlehnt und als seine eigene Frechheit aufweist. Ein einziges Beispiel lächerlicher Unwissenheit statt vieler mag hier genügen, um einen Zweifel zu erregen, ob die Frechheit dieser Herren nicht wirklich großentheils eine Frucht der Dummheit sei: „Geben“, fragt Dr. G., „Shadrach, Meisak, Victor Hugo, Lamartine u. s. w. jemals mit der Gegenwart sollicitirt? fanden sie ihren Stoff nicht immer in vergangenen Zeiten, oder in Umgebungen, welche diesen vorschweben sind, als den unsern?“ Damit beweist Dr. G. aber nur, daß er von dem Gegenstand, über den er zu sprechen sich

verdrückt, nicht mehr weiß als der Dümmele aus der Herde, deren Drakel Dr. Menzel ist. Wenn er von jenen Dichtern mehr wüßte als den Namen und die Titel einiger Gedichte, die ihm beim Durchblättern vor Augen gekommen — vom Lesen ist bei Seinsgütern natürlich nicht die Rede — so würde er wissen, daß einige der besten Oden von Lamartine und noch mehr von Victor Hugo — so vieler anderer Dichter und Profane der Schule nicht zu gedenken — sich mit den wahrsten Gefühlen der Zeit auf Namen, Begebenheiten und Interessen der Zeit beziehen. Wir führen zu allem Ueberflus und nicht für Hr. G. nur J. K. von B. Hugo an die Gedichte: „Bonaparte“, „Lut“ und die beiden Oden à la colonne. Oder recht art Dr. G. die frühere und die Julirevolution und Napoleon nicht zu den Interessen der Gegenwart? Oder meint er, nur der enge Kreis der Selbstgefälligkeit und Selbsthoch, in dem er sich bewegt, sei die Zeit? Und ein solcher leterer, frecher, unwissender Schwärmer mag es von oben herab über deutsche Schulmeister und Professoren zu spötteln und erdreißet sich uns betrachten zu wollen!

D. A. Huber.

Bei mir ist erschienen und durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen:

Zeitgenossen.

Ein biographisches Magazin

für die

Geschichte unserer Zeit.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung

von

Friedrich Christian August Gasse,

Professor der Historischen Wissenschaften an der Universität zu

Stettin.

Fünften Bandes erstes und zweites Heft.

(XXXIII—XXXIV.)

Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Inhalt:

Biographien und Charakteristiken.

Ferdinand I., König bayer. Staaten. Von Friedrich Gräver. Erste und zweite Abtheilung. — Aus meinem Leben. Erfahrungen und Ansichten, zugleich Apologie meines Lebens und Wirkens. Vom Geheimrath Dabelow. — Karl Julius Weber. — Christian Graf Weiss.

Biographische Andeutungen.

Michael Beer. Von Dr. J. J. Sachs in Berlin.

Die „Zeitgenossen“ bilden in ihrer dritten Heft ein allgemeines biographisches Magazin der Gegenwart und enthalten:

I. Charakteristiken und Biographien bedeutender Personen des In- und Auslandes, die unserer Zeit — zunächst seit dem Tode Josephs II., Franklin's

*) Für solches Verfahren haben die Franzosen den besten Kalbdruck: mauvais foi.

und Adam Smith's (1790) — und dem öffentlichen Leben im Staat, in der Kirche, in der Kunst, in der Wissenschaft und im Geschäftsverkehr, oder überhaupt der Geschichte des Menschenlebens durch ihre ausgezeichnete Eigenthümlichkeit angehören. Auch Selbstbiographien, deren Verfasser, wie Herder sagt, weder ärgeren noch prangen, sondern lehren und nützen wollen, werden aufgenommen; insbesondere vorzugweise solche Lebensbeschreibungen, die aus neuen und guten Quellen bearbeitet sind.

II. Biographische Andeutungen, oder Grundstriche und Umrisse zu dem Bilde eines ausgezeichneten Individuums unserer Zeit; insbesondere Nekrologe denkwürdiger Personen.

III. Biographisch-geschichtliche Mittheilungen, z. B. Anekdoten, einzelne Züge und Handlungen aus dem Leben denkwürdiger Menschen; Berichtigungen biographischer Angaben und Ergänzungen derselben; genealogische Mittheilungen; überhaupt biographische Nachrichten von Personen, welche die öffentliche Aufmerksamkeit beschäftigen.

IV. Biographische Literatur. Unter dieser Rubrik werden biographische Werke und Sammlungen, auch Memoiren, Denkwürdigkeiten und Gedächtnischriften, Briefsammlungen und ähnliche Schriften biographischen Inhalts, welche vom Jahr 1827 an im In- und Auslande erschienen sind, angeführt. In Ansehung ihres Gegenstandes aber wollen wir uns hier nicht auf die neue Zeit allein beschränken, sondern auch solche Werke und Schriften, welche die biographische Geschichte vor unserer Zeit wahrhaft bereichern, nennen und nach ihrem Gehalte würdigen.

Dieses biographische Magazin wird in zwanglosen Heften, jedes zu etwa 6—7 Bogen, erscheinen, sodas 8 Hefte einen Band ausmachen. Bei jedem Bande befindet sich ein Inhaltsverzeichnis; 6 Bände erhalten ein Register.

Alle Beiträge, welche das Leben denkwürdiger Zeitgenossen aus echten Quellen darstellen oder die darüber an andern Orten schon mitgetheilten Nachrichten berichtigen und ergänzen, werden mit Dank gewissenhaft benutzt und nach Befinden honorirt. Man bittet alle Zusendungen für die „Zeitgenossen“ an die Verlagshandlung zu adressiren.

Sowol die erste als neue Reihe der Zeitgenossen, jede in 6 Bänden oder 24 Heften, kostet im herabgesetzten Preise auf Druckpapier anstatt 24 Thlr. nur sechszehn Thaler, und auf Schreibpapier anstatt 36 Thlr. nur vierundzwanzig Thaler. Werden beide Folgen zusammengenommen, so erlaßt ich sie auf Druckpapier zu vierundzwanzig Thlr. und auf Schreibpapier zu sechsunddreißig Thlr. Einzelne Hefte sowol von der ersten als neuen Reihe, kosten auf Druckpapier 1 Thlr., auf Schreibpapier 1 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, im Januar 1834.

F. A. Brockhaus.

Bei J. G. von in Königsberg ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Dieses, H., Wie das Evangelium entsteht wird in unserer Zeit. Mit Hinsicht auf Professor Olshausens „Wort der Verständigung über die Stellung des Evangeliums zu unserer Zeit.“ 6 Gr., oder 7½ Sgr.

In der Hauck'schen Buchhandlung in Berlin ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Böttcher Guil. de vita, scriptis ac stilo Corneli Taciti, adjecta emendatione recensionis Bekkerianae perpetua scholarum maxime in usum scripsit. 8. (6½ Bg.) Geh. 9 Gr., oder 11½ Sgr.

Stolle H. A. Phil. Dr. de comoediae graecae generibus commentatio. 8. (6 Bg.) Geh. 12 Gr., oder 15 Sgr.

Einladung zur Subscription.

STAATSLEXICON

oder

ENCYCLOPÄDIE,

sämmtlicher Staatswissenschaften

und

der gesammten Staatskunde,

nebst

ihrer Literatur und Geschichte;

in Verbindung

mit den angesehensten Publicisten der verschiednen deutschen Staaten

herausgegeben

von

Carl v. Rotteck und C. Th. Welcker,

in 5 bis 6 Bänden in gr. 8. und in Heften von 8 bis 12 Bogen, wovon vier einen Band bilden.

Subscriptionspreis à Heft 12 Gr. (15 Sgr.)

Unter dem vorstehenden Titel wird ein encyclopädisches Werk erscheinen, das dem Gelehrten, dem Staatsbeamten und Ständemitglied als Handbuch dienen, dem Richter und Studierenden das Studium der politischen Wissenschaften erleichtern und überhaupt eine politische Handbibliothek bilden soll. In Erreichung dieser Zwecke halten die Herausgeber die alphabetische Ordnung für besonders geeignet; sie erleichtert das Nachschlagen und macht in vorkommenden Fällen encyclopädische Werke auch denen zugänglich, die in den Systemen nicht bewandert sind. Noch größern Nutzen gewährt es, indem sie diejenigen, die weder Lust noch Muße haben, zum Lesegedäude in ununterbrochener Ordnung zu durchlaufen, in den Stand setzt, die einzelnen Materien nach und nach und zu gelegener Zeit kennen zu lernen, und so gleichsam gelegentlich sich politische Bildung zu erwerben. Auf der andern Seite werden die Verfasser durch diese Ordnung angehalten, jeden einzelnen Artikel als ein für sich bestehendes Ganze darzustellen, überall der Theorie die Praxis, dem Bestehenden die Kritik, dem Speculativen das Geschichtliche, dem Grundsatze das Beispiel unmittelbar zur Seite zu stellen, sich überall kurz, bündig und klar auszusprechen und überhaupt allen Forderungen der Popularität zu entsprechen, ohne derselben Gründlichkeit und Wissenschaftlichkeit aufzuopfern.

Das Erscheinen eines solchen Werkes bedarf kaum einer Rechtfertigung, denn es muß jedem Denkenden klar sein, daß Institutionen der Freiheit und des Rechts nur Wurzel fassen und gedeihen können, wo das Volk politische Bildung besitzt, daß also dem deutschen Publikum vor Allen ein Werk noth thut, das geeignet ist, politische Kenntnisse unter allen Classen zu verbreiten.

Dieses Werk wird, wie schon der Titel besagt, sämmtliche politische Wissenschaften, also das Staats- und Völkerrecht, die Constitutionslehre, die Nationalökonomie, die Publici- und Finanzwissenschaft und das Wichtigste aus der Statistik, überhaupt alles, was dem Staatsbeamten und Rechtsgelahrten, dem Ständemitglied, dem Gutbesitzer, dem Kaufmanne und Fabrikanten u. s. w. in politischer Hinsicht zu wissen nöthig und interessant sein mag, umfassen. Zugleich wird es den deutschen ständlichen Verfassungen und Verhandlungen vorzügliche Aufmerksamkeit widmen, und auch über die bedeutendern politischen Persönlichkeiten, Ränder und Ständemitglieder, Nachrichten und Beurtheilungen enthalten.

Nachricht der Verlagshandlung.

In dem wir das geehrte Publicum zur Subscription auf das hier angeführte Rationalwerk einladen, enthalten wir uns aller Anpreisungen, versichert, daß die Namen der Herren Herausgeber und Mitarbeiter dasselbe besser empfehlen, als unsere Worte es vermöchten.

Um die Anschaffung zu erleichtern, erscheint das Werk in einzelnen Lieferungen, jede von 8 bis 12 Bogen. Vier solcher Lieferungen bilden einen Band. Das Ganze wird 5 bis 6 Bände stark und soll im Laufe der Jahre 1834 und 1835 zu Ende gebracht werden; die typographische Ausstattung wird angemessen und geschmackvoll sein.

Der Subscriptionspreis für jede Lieferung ist nicht höher als 12 Gr. (ober 15 Sgr.), der erst nach Ablieferung eines jeden Heftes zu bezahlen ist.

Dieser im Verhältnis ähnliche Werke äußerst niedrige Subscriptionspreis wird jedoch nur bis zum 1sten April 1834 bestehen; nach Verlauf dieses Termins tritt der Ladenpreis ein, welcher bedeutend höher sein wird.

Die Freunde und Unterstützer dieses Werkes werden geziemend ersucht, mit ihren Subscriptionen nicht zu säumen, um uns recht bald in den Stand zu setzen, die Größe der Auflage bestimmen zu können.

Subscriptionen nehmen alle solche Buchhandlungen Deutschlands an.

Kilona, den 20ten Januar 1834.

J. E. Hammerich'sche Verlagshandlung.

Benachrichtigung.

Aus dem Verlage des Ober-Rheinischen Comptoirs zu Kandern ist durch obige Buch- und Kunsthandlungen zu erhalten:

Pfennig-Spielwaa- ren-Magazin,

oder die

Quelle

der nützlichen Beschäftigung und Unterhaltung für die

Jugend.

Erscheint in dreierlei Ausgaben und in vierlei Sprachen; deutsch im Original,

französisch, englisch und russisch in Uebersetzungen.

Durch allergnädigste Privilegien gegen den Nachdruck und die Nachbildung geschützt.

Herausgegeben von

C. W. Dörning.

I. Ausgabe, wie die Pfennig-Magazine abgedruckt, jedoch auf geleimtes und dickeres Papier, groß Quartformat, per Jahr 52 Nummern mit Abbildungen. Pränumerationspreis vierteljährlich 1 Fl. 12 Kr., halbjährlich 2 Fl. 7 Kr., jährlich 3 Fl. 36 Kr.

II. Ausgabe, mit lithographirten, dem Texte besonders beigelegten Tafeln auf ganz dicker, mischweisser Karton-Wellpapier abgedruckt, gr. 4., per Jahr 52 Nummern mit Abbildungen; in einer Reganten Mappe u., jährlich 5 Fl. 36 Kr.

III. Ausgabe, ebensolche, colorirt 11 Fl.

Verkauft wurden bis her:

In Anfang dieses Monats an alle Sortiments-Buchhandlungen Deutschlands, Ausgabe II und III, die Lieferungen 1 bis 6 enthaltend.

Im October v. S. an Herrn Georg Eggers in Regal, welcher den Debit für ganz Auland übernommen hat, Ausgabe II und III, die Lieferungen 1 bis 17 enthaltend.

Die französische Ausgabe II und III verkauft Herr J. G. Seif in

Frankfurt a. M. Herr X. Schlos in London, Strand 100.

Die Ausgabe I wird im Monat April d. J. und zwar nach der Reihenfolge, wie die Bestellungen eintreffen, expedirt.

Dieses Unternehmen, von ganz neuer und eigenthümlicher Art, dem bis jetzt weder im In- noch Auslande ein ähnliches zur Seite steht, noch je vorangegangen ist, und woran schon über ein Jahr gearbeitet wurde, liefert der Jugend vom 5. und 6. Jahre an die nöthigsten Beschäftigungen, im Gewande unterhaltender Spiele, und leitet sie im Vergnügen unvermerkt zur Arbeit und zu den ersten Versuchen in der Mechanik, Optik, Architektur, Perspective, Magie, Algebra und zu den andern Zweigen der Mathematik und Physik, sowie zur Kenntniß der Länder- und Völkergeschichte, der Naturgeschichte, Kunst, Numismatik, Herakl., Chronologie u. s. w.; wobei zugleich in der Auswahl der Gegenstände auch darauf Rücksicht genommen wird, daß dieselben auch dienlich für Mädchen und Knaben, sowohl zum Lernen als zum Spielen, sowie zum Illuminiren, Ausschneiden, Patrociniren, Aufleben, Zusammenheften, Abzeichnen, Festhalten, Stricken u. s. w. mitgetheilt und auf eine der Jugend leicht verständliche Weise beschrieben werden.

Dieses Werk wird vom 1sten Januar 1834 an ausgegeben und jede Lieferung enthält 2 Nummern Abbildungen mit dazu gehörigem Texte.

Kandern, den 21ten Januar 1834.

Ober-Rheinisches Comptoir.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen: **Blätter für literarische Unterhaltung.** Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. Jahrgang 1834. Monat Januar, ober Nr. 1—31, mit 1 Beilage: Nr. 1, und 3 literarischen Anzeigen: Nr. I—III. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 365 Nummern (außer den Beilagen) auf gutem Druckpapier 12 Thlr. 18 S. Encyclopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, Anatomie und Physiologie. Von Dlen. Jahrgang 1833. Zwölftes Heft. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 12 Heften mit Kupfern 8 Thlr. Leipzig, im Februar 1834.

H. A. Brockhaus.

An Freunde der englischen Literatur.

Aufforderung zur Subscription auf:

ROBERT BURNS' WORKS

complete in one Volume Royal Octavo.

E. L. BULWERS COMPLETE WORKS

a handsome Edition in 12. each Volume containing a novel complete.

Leipzig, 1834,
Frederik Fleischer.

Indem hier dem deutschen Publicum die Werke zweier der bedeutendsten Schriftsteller des britischen Reiches dargeboten werden, bedarf es kaum einer weitern Empfehlung. Indessen erlauben wir uns doch, in Betreff BURNS, auch auf das Urtheil Göthe's in einem Bande seiner Werke hinzuweisen, wo er am Schluß des Aufsatzes sagt: „Auch wir haben den beliebten Romanen-BURNS, in den ersten Dichtergedern, welche das vergangene Jahrhundert hervorgebracht hat.“ Die Ausgaben wurden durch sachkundige Gelehrte sorgfältig zusammengestellt und geleitet werden, schönes Papier und Druck sie besonders auszeichnen. Der Subscriptions-Preis von BURNS WORKS wird etwas über 2 Thaler sein, der von BULWERS

Works 2 Thaler für jede Lieferung von 2 Bänden. Beide werden in der Mitte des Jahres 1834, wenn nicht noch eher, erscheinen. Vorausbezahlung wird nicht gefordert, wohl aber geneigte Unterzeichnung, um den billigeren Preis zu erlangen. Man kann in allen Buchhandlungen subscribiren, und daselbst ausführlichere Anzeigen erhalten.

In Carl Gerold's Buchhandlung in Wien ist soeben erschienen, und daselbst, sowie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Katechismus

der

Stöchiometrie.

Enthalten:

1. Deutliche Entwicklung der theoretischen Grundlinien der Stöchiometrie.
2. Anleitung zur Decimalrechnung.
3. Anleitung zur Berechnung des specifischen Gewichtes der Körper in ihren verschiedenartigen Zuständen.
4. Anleitung zur Reduction der gebräuchlichsten Aërometerlesarten.
5. Ausführliche Anleitung, stöchiometrische Rechnungen richtig anzusetzen, nebst Beispielen aus der pharmaceutischen Praxis.
6. Durchgeführte Rechnungen für die quantitative Analyse.
7. Synoptische Tabellen für einfache und zusammengesetzte Körper; die Verhältniszahlen zusammengestellt sowohl nach der Annahme des Sauerstoffes, als des Wasserstoffes als Einheit.

Entworfen

von

H. G. Kreuzburg.

Gr. 8. Wien, 1834.

In Umfassung brochirt. Preis 12 Gr. Sächs.

Mit mehr Klarheit, Bündigkeit und Kürze kann wol nicht leicht das Wesentliche der theoretischen und angewandten Stöchiometrie gegeben werden, wie es in dieser kleinen Schrift geschieht.

Der größern Leichtfäßlichkeit derselben trägt der lateinische Vortrag, welchen der Verfasser gewählt hat, sehr viel bei: dadurch erhält der Studierende, ohne viel ermüdet zu werden, in kurzen Paragraphen Aufklärung. Wer es daher in diesem wichtigsten Zweige der Chemie eine tüchtige Fertigkeit zur Klarheit bringen will, dem wird dieses Büchlein nur eine willkommene Erscheinung sein.

Die praktischen Rechnungsarten hat der Verfasser ohne alle Buchstabenrechnung, mittelst der gemeinen Regel da durchgeführt.

Wollte man die neuen Schriften über Chemie nur unvollständig verstanden werden können, wenn man nicht schon einen sichern Grund zur Stöchiometrie gelegt hat, so dürfte dieses kleine Buch Büchern, welchen Obacht des Lesers liegt, unentbehrlich sein.

Uebersetzungsjahrg.

Von den besten neuesten englischen Romanen:
Trevellan, by the Author of „A Marriage in High Life“ und

The Black Watch, by the Author of „The Dominie's Legacy“

erscheinen Uebersetzungen in unserm Verlage, und werden die ersten in Deutschland erschienen Werke vollständig verkauft.

Wien, den 1. Januar 1834.

Friedr. Biering u. Sohn.

Reise

Reise

in Chile, Peru und auf dem Amazonenstrom während der Jahre 1827 bis 1832,

von

Eduard Pöppig,

Professor an der Universität zu Leipzig.

Zwei Bände, in Royal-Quart.

nebst einem Atlas v. 16 Landkarten u. 1 Reisekarte in Fol. Leipzig 1834.

Obgleich der gegenwärtige Zeitgeist größern Untersuchungen nicht günstig zu sein scheint, so haben die Verfasser dennoch vertrauensvoll auf die Theilnahme des gebildeten Publicums zählen, sich zur Uebernahme dieses deutschen Nationalwerkes vereint.

Haben Humboldt's Reisen sich den großen Beifall bei uns und Auslande zu erwerben graust, so wird ihn die gegenwärtige Reise gewiß auch nicht entbehren; der Verfasser, dem wissenschaftliche Bildung und kräftige Ausdauer hülfreich zur Hand standen, sah Gelegenheiten, die vor ihm noch keines Europäers hat betrat. Was er gesehen, schildert er in lebendiger Darstellung mit Klarheit und Würde, so, daß das Werk einen jeden zu bilden wohl anspornen dürfte.

Die Ausstattung wird durchaus des Werkes würdig sein. Ein ausführlicher Prospectus, der in jeder Buchhandlung zu erhalten ist, gibt über Alles die genauesten Nachrichten.

Wegen Gabe dieses Jahres wird es erscheinen, und bis dahin besteht der

Subscriptionspreis für das ganze Werk (bei

Ablieferung des 1ten Bandes zahlbar) von:

2 Friedrichsd'or für 1 Extr. auf seinem Deckel.

3 Friedrichsd'or für 1 Extr. auf grünem gepulvertem Leder, mit ersten Bindband.

Sammler erhalten bei Bestellungen von 10 Gr. ein Exemplar, sowohl bei den Unternehmern, als auch von den Buchhandlungen Deutschlands und des Auslande, bei welchen sie Bestellungen machen. Leipzig, im October 1834.

Friedrich Fleischer

J. G. Hinrichs'sche Buchhandlung.

In unserm Verlage ist erschienen und im alle Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz versendet worden:

Becker, Dr. F. F., Ueber die Methode des Unterrichtes in der deutschen Sprache, als Einleitung

zu dem Leitfaden für den ersten Unterricht in der deutschen Sprachlehre. 8. 6 Gr.

Frankfurt a. M., im Januar 1834.

Job. Christ. Hermann'sche Buchhandlung.

In unserm Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslande von mir zu beziehen:

Thiersch (Frédéric),

De l'état actuel de

la Grèce

et des moyens d'arriver

à sa restauration.

Deux volumes.

Gr. 8. Geh. 4 Thlr.

Leipzig, im Januar 1834.

F. A. Brockhaus

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brodhans in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1834. Nr. V.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brodhans in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, III, sowie der Allgemeinen medizinischen Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Seite 2 Gr.

Polens Freiheitskampf.

Von **Roman Soltyk.**

Ein Denkmal für alle Stände Deutschlands der Mit- und Nachwelt.

Mit 16 Abbildungen und Stahlstichen von Karl Mayer's und Gnanth's Meisterhand. Zu einem nur ein Sechstheil des französischen Originals betragenden Preise, in 5 bis 6 broschürten Lieferungen, welche den höchst billigen Subscriptionspreis von nur 24 Kr. Rhein., oder 6 Gr. Sächs., oder 7 1/2 Sgr. Preuß. haben.

In J. Scheible's Buchhandlung in Stuttgart erscheint vom Februar 1834 an in dreiwöchentlichen Lieferungen nachstehendes ausgezeichnete historische und Bilderwerk:

Polen und seine Helden im letzten Freiheitskampfe.

Nebst einem kurzen Abriss der polnischen Geschichte seit ihrem Beginne bis zum Jahre 1830.

Von dem Grafen

Roman Soltyk,

Mitglied des Reichstags, Brigadegeneral der Artillerie, Ritter und polnischer Militär-Verdienstorden und der Ehrenlegion.

Aus dem Französischen übersezt und mit kurzen statistischen Notizen über geographische Lage, Bevölkerung und Wälder nach den besten Quellen begleitet von

Heinrich Elsner.

Fünf bis sechs Lieferungen, in groß Octavformat, broschirt; milchweißes Papier, schöner Druck, und mit vielen Abbildungen geziert.

Das Werk „Polen und seine Helden“ wird aus 5, höchstens 6 Lieferungen bestehen, deren jede 6 Bogen stark ist und broschirt ausgegeben wird.

Geziert ist dasselbe mit einem prachtvollen genialen Titelblatt, dem sehr gelungenen, von Karl Mayer in Stahl gestochenen, Portrait von Chlopicki, Soltyk, Czaykowski, S. Pac, Dwernicki, Gartorzelsky, Drazewski und Kamiński, und sieben historischen Darstellungen nach den besten Originalen: Kosciuszko's Befehlsgenehmigung, Poniatowski's Tod; die Schlachten bei Stożec, Praga, Opatowitz, Grochow, die Befreiung der Kinder aus Warschau nach der Revolution.

Selbst dem Bewohner der Hütte soll dieses Denkmal leicht anschaffbar sein, wiewegen wir den bis zur Beendigung

des Werkes gültigen Subscriptionspreis nur auf 24 Kr. Rhein., oder 6 Gr. Sächs., oder 7 1/2 Sgr. Preuß. für die Lieferung festgesetzt haben, wofür es in jeder Buchhandlung zu erhalten ist.

Es wird demnach das vollständige Werk nur etwa auf 2 fl. Rhein., oder 1 Thlr. 6 Gr. Sächs., oder 1 Thlr. 7 1/2 Sgr. Preuß. zu stehen kommen (während das in Paris erschienene französische Original 12 fl. oder 6 Thlr. kostet!), welcher Betrag in fünf Rufen, je nach Empfang einer Lieferung, zu entrichten ist. Uebrigens erhält ein jeder Abonnent von 10 Exemplaren ein 11tes gratis!

In Karl Gerold's Buchhandlung in Wien ist soeben erschienen, und daselbst, sowie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Beschreibung und Abbildung

neuer

Maschinen und Verbände

für

Bein-, und besonders für complicirte Röhren- Knochenbrüche

nebst einer

Anleitung zur getrennten Behandlung des Knochens und der Weichgebilde mittelst eines bloß expellirenden Compressiv-Verbandes.

Verfaßt von

Joseph Koppensätter,
Bataillons-Arzt.

Dritte, sehr vermehrte und gänzlich umgearbeitete Auflage. Mit einer lithographirten Tafel.

Gr. 8. Wien, 1833.

In Umschlag broschirt. Preis 16 Gr. Sächs.

Um der noch immer sehr süßwars Ungutmöglichkeit der bis jetzt bekannten Apparate zur Behandlung der Knochenbrüche, so viel möglich abzuhelfen, hat der schon durch andere, anerkannt nützliche Erfindungen im Gebiete der Heilkunde rühmlich bekannte Herr Verfasser aus der Menge von Erfahrungen, welche er in einer 23jährigen Civil- und Militärpraxis ebenfalls zu machen Gelegenheit hatte, endlich einen ebenso einfachen, als dauerhaften; wohlfeilen, zum Transport der Weidbruchskranken besonders vortheilhaften Breterschweb-Apparat erfunden, welcher für alle Brüche einer, oder beider untern Extremitäten, somit für jedes Alter, für große und kleine Menschen paßt, ohne Zuthun eines Gehülfen vollständig angelegt; bei welchem ferners das Glied gebogen oder ausgestreckt, schwebend oder nicht schwebend erhalten werden kann; der endlich den Zugang zu jeder Bruchstelle gestattet, und beide Bruchstücke vollkommen ohne Verinträchtigung des Kreislaufs befestigt. — Nichtbei wird in diesem Werke, welches sich übrigens auch in die Behandlung aller an-

dem Knochenbrüche einleitet, ein saust und gleichmäßig wirkender erpöckender, Contrahir-Band bescheiden, welcher die sonst vortreffliche Wirkung der Schonen-Bänder ersetzen soll. Gedruckt ist es dem Verfasser gelungen, mit seinem Breter-Schweb-Apparate die so beliebten und zweckmäßigen Wunden-Verbindungen knurreich zu verbinden. — Durch diese beiden letztern Zugaben zeichnet sich nun diese Auflage sowohl an Umfang als Reichhaltigkeit und innern Werth vor den beiden frühern höchst vortheilhaft aus, und kann somit allen Wundärzten bestens empfohlen werden.

**WERK IN LIEFERUNGEN MIT 500
ABBILDUNGEN.**

Sodern ist erschienen und an alle Buchhandlungen versendet worden:

Malerische Reise um die Welt.
Eine geordnete Zusammenstellung des Wissenswerthesten von den Entdeckungstreffen eines

Byron, Wallis, Carteret, Dongainville, Cook, Laperouse, Vancouver, d'Entrecasteaux, Baudin, Freycinet, Duperry, Krusenstern, Bogueue, Beechey, Dumont d'Urville, Laplace u. s. w.

verfaßt von einer Gesellschaft Reisender und Gelehrter unter der Leitung
des Herrn Dumont d'Urville.

Deutsch mit Anmerkungen von Dr. A. Diezmann.
Erste Lieferung. 3 Bogen in 4. mit 16 Abbildungen.
Preis 6 Gr.

Die Resultate der Beobachtungen der zahlreichen Reisenden, welche die Welt nach allen Richtungen hin durchforschten, liegen in Hunderten von Bänden zerstreut, die ihrer Kostbarkeit wegen von Wenigen gekauft, ihres Umfangs wegen von noch Wenigern gelesen werden können.

Diese zahlreichen, umfangreichen und kostbaren Werke werden wir hier in einen verhältnismäßig kleinen Raum von 2 Bänden zusammenbringen, den Kern, die Quintessenz Aller in Eins vereinigen, aber nicht anlassen, was den Leser belehren und unterhalten kann: geographische Notizen, Geschichte, Sitten, Gebräuche, Religion, Handel, Naturgeschichte u. s. w. Alles wird einen Platz in der „Malerischen Reise“ finden und unsere Leser sollen Alles erfahren, was man gegenwärtig selbst von den am wenigsten gekannten Theilen der Erde weiß.

Man wird aus dem ersten Hefte ersehen, was man von einer Unternehmung erwarten darf, welche mit vieler Umsicht eingeleitet ist und an deren Spitze sich so ausgezeichnete Männer befinden.

Die Reise erscheint in Lieferungen von einigen Quart-Bogen Text mit jedesmal 12 bis 16 Bignetten à 6 Gr. für's Heft.
Leipzig, Ind. u. Fris. Compsoir. (Baumgärtner).

Oestreichisch-militairische Zeitschrift.

1833.

Zwölftes Heft.

Dieses Heft ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versendet worden. Inhalt: I. Geschichte des Festzugs 1759 in Schlessen und Sachsen. Zweiter Abschnitt. Nach östreichischen Originalquellen. — II. Geschichtliche Skizze der Kriegsergebnisse in Tirol im Jahre 1809. (Schlus des 2ten Abschnitts). — III. Ideen über die Bildung einer höhern Kriegsschule. — IV. Literatur. — V. Fortsetzung des Ehrenspiegels der k. k. östreichischen Armee. — VI. Neuere Militairveränderungen. — VII. Verzeichniß der in den Jahrgängen der östreichischen militairischen Zeitschrift 1811 — 1812 zweiter Auflage, dann 1813, endlich 1818 bis einschließig 1833, enthaltenen Aufsätze.

Am im Jahre 1834 wird diese Zeitschrift ihrem Name nach umverändert fortgesetzt, und es ist zu wünschen die Güte der Auflage nach den obangegangenen Mittheilungen bestimmt, so ersucht der Unterzeichnete die P. T. Herren Buchhändler hienüt höchlichst, ihre Bestellungen möglichst bald durch die betreffenden Buchhandlungen an ihn gelangen zu lassen. Der Preis ist wie bisher 1 Thlr. 5 Schfl., um welchen auch die schon Jahrgänge, von 1818 angefangen, noch zu bezahlen sind. Wer die ganze Reihe von 1818 bis incl. 1833 auf Einmal abnimmt, erhält dieselben um ein Viertel wohlfeiler.

Bei dem reichen Schatze der wichtigsten historischen Aelterthümer alter und neuer Zeit, welche der Redaction zu Gebote stehen, und bei der Gründlichkeit, Umsicht und Thätigkeit ihrer sachkundigen Mitarbeiter, wird diese Zeitschrift fortwährend den wissenschaftlichen Werth behaupten, welcher derselben durch die unparteiischsten, kritischen Urtheile im In- und Auslande bisher zugesprochen worden ist.

Wien, den 2ten Januar 1834.

J. G. Feubner, Buchhändler.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:
Jßl. Encyclopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, Anatomie und Physiologie. Von Dlen. Jahrgang 1834. Erstes Heft. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 12 Heften mit Kupfern 8 Thlr.
Leipzig, im Februar 1834.

F. A. Brodhans.

Neues Werk von K. Immermann.

Bei J. G. Schaub in Düsseldorf ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Reisejournal, von K. Immermann.
466 Seiten in 8. auf feinem Velinpapier. In farbigen Umschlag geheftet. Preis 2 Thlr. 12 Gr.

Diese Wanderung des Verfassers durch Nord- und Süd-Deutschland gibt Veranlassung zu einer Reihe von Erzählungen und Begebenheiten, wodurch deutsche Cultur- und Sittenverhältnisse, Literatur, Theater, berühmte Persönlichkeiten, Städtchen, politische Schwünge, Zeit- und Weltfragen zur Sprache kommen.

Bieselben Genus gewährt diese Schrift, durch die geistreichen Ansichten und Ausschwünge, welche man darin findet.

In der Nauock'schen Buchhandlung in Berlin ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Handbuch der französischen Sprache und Literatur, oder Auswahl interessanter, chronologisch geordneter Stücke aus den klassischen französischen Prosaisten und Dichtern, nebst Nachrichten von den Verfassern und ihren Werken, von L. Ideler und H. Nolte. Dritter Theil, enthaltend: die Prosaisten der neuern und neuesten Literatur, herausgegeben von L. Ideler, bearbeitet von Dr. Jul. Ideler. Berlin 1833. Gr. 8. 35 Bogen mit einer Titelvignette, das Pantheon zu Paris darstellend. Preis 1 Thlr. 7½ Sgr.

Es ist dieser dritte Theil die einzig rechtmässige Fortsetzung des seit einigen Jahrzehenden so rühmlich bekannten und bis jetzt in acht Auflagen erschienenen Handbuchs der französischen Sprache und Literatur von Ideler und Nolte.

Derselbe enthält ausgewählte Stücke aus den Werken von 49 der vorzüglichsten französischen Schriftsteller aus der neuern Zeit, welche nicht sowohl durch den Namen, den sie sich in der neuern Geschichte Frankreichs erworben (worauf hier offenbar keine Rücksicht genommen worden

kann), als vielmehr durch den Ruf, der in Napoleon'scher Be-
ziehung ihnen zu Theil geworden, sich emporgehoben haben.

Als Anhang sind diesem Werke hinzugefügt: die Na-
men der Marschälle Frankreichs und anderer Per-
sonen, welche sich unter Napoleon's Kaiserregierung auszeichnen
haben, nebst ihren Titeln; ferner eine kurze Andeu-
tung über die während der französischen Revolution einge-
führte Zeitrechnung und endlich eine Uebersicht der
am häufigsten genannten Tage der französi-
schen Revolution bis auf das Jahr 1800.

In meinem Verlage erschien vor einigen Jahren:

**Böttcher, M. J. Fr., Hebräisches Übungsbuch
für Schulen. Gr. 8. Preis 1 Thlr.**

— —, Hebräische Paradigmen, tabellarisch
zusammengestellt. Gr. 4. Preis 12 Gr.

In diese beiden durch mehrfache Recensionen in berühmten
Zeitschriften empfohlenen und in vielen Schulen bereits einge-
führten Werke sich anschließend empfing ich in Commission und
versendete an alle Buchhandlungen Deutschlands:

**Hebräische Sprachlehre. Erstes Heft, enthaltend:
Einleitung und Elementarlehre. Gr. 8.
Preis 8 Gr.**

Die besondere Herausgabe dieses Heftes wurde in Folge
vielfeltiger Aufforderungen von dem Herrn Verfasser veranstaltet,
in dessen Schülerkreise dieses Anfangsstück zum Unterricht sowie
zur Leitung des Privatstudiums dient. Forschern und Lehrern
des Hebräischen wird es mancher Eigenthümliche in Ansehen,
Beobachtungen, Zusammenstellungen, methodischer Einrichtung
und Sprachparallelen bieten und dadurch willkommen sein.
Dresden, im Januar 1834.

G. Karl Wagner.

In der G. J. Grimmer'schen Buchhandlung in Dres-
den ist erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu
haben:

**Die Idee der Gottheit. Eine philosophische Abhand-
lung. Als wissenschaftliche Grundlegung zur Philosophie
der Religion. Von E. H. Weise, Professor an der
Universität Leipzig. 1833. Gr. 8. Preis 1 Thlr.
21 Gr.**

**Theodicee. In deutschen Reimen von Nikodemus.
1834. 8. Brosch. Preis 4 Gr.**

Es kann nicht fehlen, daß diese kleine Schrift sehr bald
in öffentlichen Blättern besprochen werden wird, da sie bereits
im Manuscript ebenso enthusiastischen Beifall gefunden, als
zeitlichen Widerspruch erfahren hat. Wir erlauben uns des-
halb, die besondere Aufmerksamkeit des Publicums darauf zu
lenken.

Bei dem Unterschriebenem ist soeben erschienen:

**Shakespeare's
dramatische Werke,
übersetzt**

von
A. W. v. Schlegel und L. Tieck.

Der Hamlet.

Darmit ist diese Uebersetzung geschlossen und die dramati-
schen Werke des großen Dichters liegen in derselben vollständig
dem Publicum vor. Eine Vergleichung mit den bisher erschie-
nenen Uebersetzungen, sowie mit den Proben unangesehener,
wie am sichersten erkennen lassen, welcher Bewandlung der
Borzug gebührt. Die Anmerkungen L. Tieck's, welche die
gegenwärtige begleiten, werden gewiß als eine willkommene Zu-
gabe zu betrachten sein. Der Preis von 4 Thlr. 16 Gr. für

die Ausgabe auf ord. Pap., 5 Thlr. 20 Gr. auf weiß. Pap.
und 3 Thlr. 4 Gr. auf Wellpap., welcher gewiß für etwa 200
eingedruckte Bogen als sehr mäßig wird anerkannt werden,
soll zur Begegnung der eintretenden Concurrenz noch einige
Zeit festhalten.

Berlin, im December 1833.

G. Reimer.

In Baumgärtner's Buchhandlung zu Leipzig
ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen
verschickt worden:

**DE TEMPORUM
IN ACTIS APOSTOLORUM
RATIONE.**

SCRIPSIT

RUDOLPHUS ANGER,

PHILOS. D. AA. LL. M. IN ACAD. LIPS. PRIVATIM DOCTOR.

In Lexic. - 8. Preis 1 Thlr. 8 Gr.

Bei der großen Anzahl verschiedener Meinungen über den
hier behandelten Gegenstand hoffen wir, daß eine Schrift dem
Publicum nicht werde unwillkommen sein, die, wie die gegen-
wärtige, mit selbständiger Forschung reichhaltige Literatur und
Prüfung der bemerkenswerthen frühern Ansichten verbindet.

In der Neud'schen Buchhandlung in Berlin ist er-
schienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

**Immerwährendes Spruch-, Gebets- und Liederbüchlein. Mit
einem Anhange enthaltend Fabeln, Einiges aus der Länd-
er- und der Höflichkeitstheorie in Versen, oder eine nach
dem Catechismus Lutheri geordnete, die Hauptlehren
des Christenthums darstellende Sammlung von schil-
den sich gegenseitig erklärenden Sprüchen, herzerhebenden
Gebeten und Liedern. Als Materialien zu Gedächtnis-
übungen für Kinder vom zartesten Alter; daher beson-
ders für Klein-Kinder-Warteschulen, für die untern Clas-
sen anderer Lehranstalten und zum häuslichen Gebrauch
bearbeitet von Ferdinand Schulz, d. J. Lehrer bei
der ersten Friedrichs-Städtischen Klein-Kinder-Bewahrungs-
und bei mehren andern hiesigen Schulanstalten. 12.
Geheftet. 6 Gr.**

Bei L. G. Rehr in Keuznach sind erschienen und durch
alle Buchhandlungen zu beziehen:

**L. G. Rehr, Hundert Confirmationshefte. Neues Tes-
tament. Zweite Auflage. 4. 20 Gr., oder 1 Fl. 30 Kr.**

— —, Selbstbiographie. Zunächst für angehende Buch-
händler geschrieben. Gr. 8. 8 Gr., oder 36 Kr.

**Chronologisches Lotto, oder: Hundert Hauptmomente aus
der allgemeinen Geschichte. Ein nützliches Gesellschafts-
spiel für die Jugend, auch für Erwachsene unterhal-
tend. 8 Gr., oder 36 Kr.**

**Preussens Ruhm und Ehre unter Sr. Majestät Friedrich
Wilhelm III. Oder Deutschlands Befestigungskampf von
1813—15. Geschildert von deutschen Dichtern. Ein
vaterländisches Erinnerungsbuch für Deutschland, beson-
ders für Preussen. Chronologisch geordnet und heraus-
gegeben von Dr. F. A. Wed, Schuldirector in Neu-
wied. Mit dem Bildnisse Sr. Majestät des Königs.
Gr. 8. 20 Gr., oder 1 Fl. 30 Kr.**

**Neue Verlagswerke von Ludwig Oehmigke
in Berlin.**

Abbildung und Beschreibung aller in der Pharmacopoea botanica aufgeführten Gewächse, herausgegeben von Prof. F. Guimpel. Text von Prof. F. L. v. Schlechtendal. 2ter Band, 13tes bis 17tes Heft. Gr. 4. mit 28 illum. Kupfern. Geh. 2 Thlr. 12 Gr.

Hiermit ist nun auch der 2te Band geschlossen; — der 3te Band wird unverzüglich beginnen und in möglichst kurzer Zeit Heftweise erscheinen. — Die beiden ersten fertigen Bände kosten im noch bestehenden Subscriptionspreise 18 Thlr., wofür sie in zweckmäßigen Einbänden geliefert werden.

Dietrich, Dr. A., Flora regni botanici. Flora des Königreichs Preussen, oder Abbildung und Beschreibung der in Preussen wildwachsenden Pflanzen. 1ster Band. 7tes — 12tes Heft. Gross Lexiconformat. Mit 36 sauber illum. Kupfern. 4 Thlr.

Von diesem neuen botanischen Werke ist nun in der versprochenen Jahresfrist der 1te Band vollständig herangekommen und im zweckdienlichen Einbände noch zum Subscriptionspreise von 8 Thlr. zu haben. — Mit dem Jahre 1834 erscheint der 2te Band, und sind alle Vorkehrungen so getroffen, dass dessen heftweise Vorendung ebenso regelmäßig zugesichert werden kann.

Berlinisches Jahrbuch für die Pharmacie und die damit verbundenen Wissenschaften. Herausgeber Prof. Dr. Lindes. 33ster Bd., 2te Abtheilung. 16. Mit 2 Kupfertafeln. Preis 1 Thlr. 6 Gr.

Im künftigen Jahre erscheint der 34ste Band ebenfalls in 2 Abtheilungen.

In der Carl Gerold'schen Buchhandlung in Wien ist eben erschienen und an alle Buchhandlungen Deutschlands versandt:

**Jahrbücher
der Literatur.
Hierundsechzigster Band.
1833.
October. November. December.**

- Inhalt des hienunabsechzigsten Bandes.
- I. Uebersicht von zwölf Reisen durch Persien (Schluss).
 - II. Geschichte der Regierung Ferdinand des Ersten. Von Fr. B. von Bischof. Zweiter Band. Wien 1831.
 - III. Davimshatayam (Devias majestas). Markandeyi Purani Sectio. — Editio, Latine interpretatio, annotationesque adjecit Ludovicus Polzy. Beroi. 1831.
 - IV. The life of Sir Isaac Newton, by David Brewster (Newton's letters, von D. Brewster). London 1831.
 - V. Halperici sive ut alii arbitrantur Angilberti Karolus Magnus et Leo Papa. E Cod. Turicensi sec. IX. emendavit Jo. Casp. Orellius. Turici MDCCLXXXII.
 - VI. Aeschylus Eumenides, Griechisch und Deutsch, mit erläuternden Abhandlungen über die äussere Darstellung und über den Inhalt und die Composition dieser Tragödie von K. O. Müller. Göttingen 1833.

**Inhalt des Inzigeblattes Nr. LXIV.
Dummers's monatliche Zeitschrift.
Subscriptionspreise auf jeder Seite aus der Druckerei in Konstantinopel.**

Verkauf der Geschichte Oesterreichs unter den Babenbergern und dem grossen Fürstenthum, aus dem kaiserlichen und kaiserlich-königlichen Münchener.

Neue Untersuchung der dänischen Zerstörung blosslich bei h. Steppert, ersten Bischof zu Selburg. Von P. Mich. Hill.

Annuaire du Commerce maritime et Statistique maritime et commerciale des Contrées maritimes et des principaux ports du Globe. Par une société de Géographes et de Négociants sous la direction de M. E. R. Haissou, ancien Directeur du Journal de Commerce. 1ère Année. Paris 1833. 1 vol. 8.

Register.

Subscriptionsanzeige.

Im April dieses Jahres erschien:
Alphabete europäischer Schriftarten aller und neuer Zeit von Johann Heinrich, erstes Heft enthaltend verschiedene gothische, alt- und neuländische Druck- und Cursivealphabete.

Der berühmte Meister der Kalligraphie bearbeitet hienüt ein neues Heft, welches allen eigentlichen Kalligraphen und sonstigen Liebhabern der Schreibkunst sowie, als auch Kupferstechern, Lithographen, Stempelschneidern, Schildermalern, topographischen Zeichnern, und allen Lehranstalten, sehr bequem zu haben, welche dem Schreibrunterricht eine nur mittelbare Copie zu liefern, einen höchst reichen Inhalt zur Benutzung darbieten wird. Was sich in den vielerbreiteten grössern und kleinern kalligraphischen Werken dieses Meisters in den verschiedensten Schriftformen gerührt vorfindet, wie es aber die Zusammenstellung ganzer Blätter erfordert, wird hier in vollständigen Alphabeten — und das in diesen — die durch neuere Funde und vollkommene Formen noch richtigern Verhältnissen bereichert werden, aufgeführt. Was für die Sprache des Abdruckes 2. sollen diese Alphabete für die Kalligraphen sein.

Es läßt sich zwar im Voraus nicht bestimmen, in wie vielen Heften es möglich sein wird, diese Absicht vollständig zu erreichen. Es darf indeß versichert werden, daß nichts Unersparliches aufgenommen und die Einrichtung möglichst räumsparend getroffen werden wird. Das erste Heft wird mit Anfang des Monats 10 Blätter in grossen Quartformat auf schönem Bellinapapier enthalten und im Ladenpreis zwei Thaler kosten. Aber indessen bis zur kommenden leipziger Messe bei dem Unterzeichneten oder jeder Buch- oder Kunsthandlung hieselbst subscribirt, zahlt bei der Anlieferung nur einen Thaler und zwölf Groschen.

Berlin, im Januar 1834.

A. Trantwein

Durch alle Buchhandlungen zu erhalten:
Conversations-Lexikon

der
neuesten Zeit und Literatur.
Fünfundzwanzigstes Heft.
Schweden in der neuesten Zeit bis Styrneff.
Auf welchem Druckpapier 6 Gr.
Auf gutem Schreibpapier 8 Gr.
Auf schönem Bellinapapier 16 Gr.
Leipzig, im Februar 1834.

J. N. Brockhaus.

Literarischer Anzeiger.

(In den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1834. Nr. VI.

Dieser literarische Anzeiger wird von bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften *Wörter für literarische Unterhaltung*, *Blät.*, sowie der *Allgemeinen medicinischen Zeitung*, beigelegt oder beigezweckt, und bemessen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Von nachstehenden 1833 erschienenen Kritiken meines Werks waren durch Herrs Nachfrage die Borräthe vergriffen, da ich mich nun wieder im Besitz von Exemplaren befinde, so erlaube ich um gefällige Erneuerung, und jetzt noch mehr ausgedehnte Verbesserungen.

- Koenig (H.), Die hohe Braut. Ein Roman. Zwei Theile. 8. 4 Thlr.
- Zwei Jahre in Petersburg. Ein Roman aus den Papieren eines alten Diplomaten. 8. 1 Thlr. 16 Gr.
- Alexis (W.), Wiener Bilder. Gr. 12. Geh. 2 Thlr. 6 Gr.
- Bronowski (M.), La guerre de Pologne en 1831. Avec une carte de la Pologne et dix croquis des batailles principales. Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 12 Gr. Leipzig, im Februar 1834. F. A. Brockhaus.

In Carl Crotts Buchhandlung in Wien ist soeben erschienen, und daselbst, sowie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Antithesen;

oder
Herrn Humors Wandlungen
durch
Wien und Berlin.
Eines Continuation Stigens
aus dem

Wiener und Berliner Volksleben,
nach der Natur gezeichnet
von

Ritter Braun von Braunthal
12. Wien, 1834.

In Umschlag broschirt. Preis 9 Gr. Schf., oder 26 Kr. C. M.

Dieses Buch ist ein Wegweiser durch Wien und Berlin für jene Fremden, welche die zwei ersten Städte Deutschlands in geistiger Hinsicht schnell kennen lernen, und für jene Einheimischen, die sich über die interessantesten Eigenthümlichkeiten und Reize der Residenz in unterhaltender Weise vertrauter machen wollen; erfüllt sonach den schönen Zweck, den Leser zu belehren, indem es ihn erheitert. Was die Form der Darstellung betrifft, so bürgt für die gelungenste der Name des Verfassers; wie reich der Inhalt dieser, in der pikantesten Kürze abgefaßten, humoristischen Schrift sei, möge ein gebräugtes Verzeichniß anzeigen.

Erste Abtheilung: Herr Humor und Ich, oder Promenaden durch Wien. 1. Wer Herr Humor ist? 2. Im Kaffeehaus. 3. Volksleben und Volkstheater. 4. Der Ostermontag. 5. Fußspiel und Trauerspiel in Wien. 6. Pau-

7. Der erste Mai im Augusten. 8. Strauß und Kanar. 9. Städte und Borstädter. — Zweite Abtheilung: Wien und Berlin: 1. Nord und Süd. 2. Stadtleben. 3. Volksleben. 4. Der Hof. 5. Die Stadt. 6. Die Frauen. 7. Die Männer. 8. Volkstheater. 9. Markt. 10. Allgemeine Briefskizzen. — Dritte Abtheilung: Parabeln. 1. Spottel. 2. Der Gelehrte. 3. Wiener Kaffeehäuser. 4. Vormittag und Nachmittag. 5. Das Auge und der Mund. 6. Wöthel und Schlar.

Zeitvertreib

für
Sprachfreunde.
Sinngebichte, Wort- und Räthselspiele

in
deutscher, englischer, lateinischer, französischer, italienischer
und spanischer Sprache.
Ein Zeitvertreib für Jedermann,
Der wenigstens die deutsche kann.
Von

X. G i s s i n g.

12. Wien, 1833. In Umschlag broschirt.
Preis 6 Gr. Schf., oder 24 Kr. C. M.

Da dieses Werkchen nicht nur die vom Herrn Verfasser in einer hiesigen Zeitschrift erschienenen, mit Beifall aufgenommenen, sondern auch viele noch ungedruckte, in sechs Sprachen eingetragene, unterhaltend vorgebrachte Wortspiele enthält, so dürfte dasselbe jedem Gebildeten eine willkommene Gabe sein, welche überdies auch als ein Weihnachts- und Neujahresgeschenk empfohlen werden kann.

Spiele für die Jugend

zur
Uebung und Stärkung ihres Körpers und zur
Erholung und Bildung ihres Geistes.

Von
Franz W. Guba,

erstem Lehrer und Rechnungsführer des k. k. Wiener Landeskommunikations- und biederem Dolmetsche der Kaufmannen.
12. Wien, 1833.
In Umschlag broschirt. Preis 4 Gr. Schf., oder 15 Kr. C. M.

Diese Spiele sind mit Kindern in Instituten und in kindergesellschaftlichen vielfältig gespielt worden, und sie haben das, was die Aufschrift von ihnen verkündet, vollkommen bezweckt. Aber sie mit Kindern treiben wird, wird nicht nur dieses wahr, sondern auch finden, daß sie die Feiertagen zugleich nützlich und unschuldig froh, im Sommer und im Winter, verwenden lassen.

Im Verlage des Untergezeichneten ist soeben erschienen:
Voss, J. H. Mythologische Forschungen aus dem Nachlass des J.
 Band.

Auch unter dem Titel:
**Mythologische Forschungen aus dem Nachlass des J.
 H. Voss, zusammengestellt und herausgegeben von
 Dr. H. G. Brzoka. 2 Bde. 1834. 8 1/2 Thlr.**
 12 Gr.

Recension des Buches „Aeschylus' Eumeniden“:
 Griechisch und Deutsch, mit erläuternden Abhandlungen
 über die äußere Darstellung und über den Inhalt
 und die Composition dieser Tragödie, von R. D.
 Müller, Göttingen, im Verlage der Dieterich'schen
 Buchhandlung, 1833. Von einem Philologen, 1834.
 Gr. 8. Brosch. 12 Gr.
 Leipzig, den 15ten Januar 1834.

August Lehnholdt

Durch alle Kunst- und Buchhandlungen ist zu beziehen:

Madonnenbild.

Gezeichnet von Halbein, in Stahl gestochen
 von Carl Barth.

Subscriptionspreise bis Ostermesse 1834:
 Nr. 1 das Bild, 16 1/2 Gr. Säch. 1 Thlr. 2 Sächs.
 den 2 ersten Tausenden 20 Gr. Nr. 3 auf chinesi-
 sches Papier 1 Thlr. 6 Gr. Nr. 4 vor der Schrift
 2 Thlr. 8 Gr.

Diese billigen Preise gelten nur bis Ostern 1834; nachher
 werden sie um ein Drittel erhöht. — Von denselben Meistern
 gezeichnet und in Kupfer gestochen ist auch erschienen:

Das Christusbild.

Preis 1 Thlr. 12 Gr. Säch.

Kunst- und Buchhandlung von Konrad Glaser
 in Schwenningen.

Anzeige von medicinischen Schriften.

Bei C. F. Osiander in Tübingen ist soeben er-
 schienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Lehrbuch

der

Physiologie

von

F. Magnan die jr.

Aus dem Französischen Uebersetzt mit Anmerk-
 ungen und Zusätzen

von

Dr. C. W. Gläser.

Privatdocent der Medicin zu Tübingen.

Dritte verbesserte und vermehrte Auflage.

In zwei Bänden.

1sten Bandes 1stes Heft.

1834.

Die vor Kurzem erst zu Paris erschienene dritte Auflage
 der französischen Ausgabe kostet blos 17 Francs oder 8 Thl.
 Unerachtet dieser Uebersetzung nun durch Zusätze vermehrt
 erscheint, so wird der Verleger für alle zwei Bände, die un-
 gefähr 48 eng gedruckte Bogen fassen, nur 3 Thlr., oder 6 Rl.
 24 Kr., berechnen, und liefert die 2te Abtheilung des 1sten
 Bandes noch vor Ostern dieses Jahres, den 1ten Band aber
 zu Anfang des Sommers.

Das Handbuch der Anatomie.
 Von Dr. J. Weber. In 2 Bänden. Leipzig, im Verlage
 von C. F. Osiander in Tübingen, 1834. Preis 12 Thlr.
 12 Gr.

Vollständiges Handbuch der Anatomie

von
 Prof. Dr. J. Weber

in Bonn

2 Bände, jeder zu 40 Bogen,

in seinem Verlage erschienen sind, und das ihm Bestellen-
 darauf angenehm sein werden.

C. F. Osiander.

Fortsetzung des anatomischen Atlases.

von
 Prof. Dr. J. Weber

in

chirurgischer und geburtschülfliger Hinsicht.

Ich mache hiermit den Besitzern meines anatomischen At-
 lasses, sowie dem ärztlichen Publicum überhaupt, die ergebenste
 Anzeige, daß ich nach Vollendung des anatomischen Atlases
 eine Fortsetzung desselben in chirurgischer und ge-
 burtschülfliger Hinsicht heranzugeben werde. Diese Fort-
 setzung wird ebenfalls aus 40 Tafeln bestehen, und ganz
 in der Art, wie der anatomische Atlas; wovon drei Lieferungen
 der Chirurgie und zwei der Geburtschülfler gewidmet werden sol-
 len. Der Subscriptionspreis jeder Lieferung ist 4 Thaler, fol-
 lich 20 Thlr. für das ganze Werk. Privatammler erhalten das
 drei Exemplar frei.

Bonn, im Januar 1834.

Prof. Dr. J. Weber.

Bestellungen hierauf nimmt an:

C. F. Osiander in Tübingen.

In meinem Verlage erschien soeben und ist durch alle Buch-
 handlungen zu beziehen:

Stieglitz (Christian Ludwig v. S.),

Das Recht des Hochflusses Meeres und des Collegiatflusses
 Wazgen auf ungehindertes Fortfließen in ihrer gegen-
 wärtigen Verfassung. Eine geschichtliche Erörterung.

Gr. 8. Geh. 8 Gr.

Leipzig, im Januar 1834.

F. X. Brockhaus.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

Landes, des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

(Preis des Jahrgangs mit Lithographien, 16 Rl., oder
 9 Thlr. 8 Gr.)

Indem wir das Fortdauern dieses Blattes für das künf-
 tige Jahr ankündigen, erlauben wir uns nur wenige Bemerk-
 ungen. Wenn die politischen Tagblätter hauptsächlich nur
 eine Seite des Lebens der Völker ausdrücken, wenn die Ueber-
 setzungsindustrie meist blos literarische Abwechslung liefert, so
 war dagegen unser Zweck, durch aufmerksame Beachtung aller
 Hülfsmittel, die der immer regere Weltverkehr darbietet, einen
 Blick zu gewinnen in das innere Leben der Nationen, um die
 äußere Erscheinung, sei's der Politik, sei's der Literatur, im
 Zusammenhang mit den geistigen und sittlichen Springfedern des
 interessanten Volks zu betrachten, so dem Urtheil über das Ge-
 schehene Richtung und Halt zu geben, und, so weit dies mög-

ich ist, vielleicht einen Blick zu öffnen in die wahrscheinliche
Entwicklung einer nahe Zukunft.

Wie vertheilen sich bei unserm Unternehmen weder die
Höhe noch die Schwierigkeit der Aufgabe. Aber in dem Grade,
wie das Interesse für den Zustand fremder Länder zunimmt,
erwehren sich auch die Mittel, es zu befriedigen. Was die
Rassen nicht thun konnten, das leistet der Geist, der in den
Lehrbüchern der Mathematik eine neue unverwundliche Waffe sich
erweitert; und Europa schickt seine Civilisation aus, die, indem
sie die Wilder sich unterwirft, sie befreit. Eine Zeitung, die
von dem Geiste des Jahrhunderts spricht, erscheint bei den
Eschtröfen, die noch vor wenigen Jahrzehnten dem Europäer
als Menschenfresser erschienen.

Wie wir bei der stetigen Erweiterung der Quellen für die
Kenntniß des Auslandes dieselben bis jetzt benutzten, in wie weit
wir erweitern, was wir versprochen, darüber steht nicht an
uns Urtheil zu. Der Jahrgang, der vor den Augen des Publi-
kums liegt, mag für sich selbst reden. In den gelehrtesten
Journals des Auslandes wurde unser Blatt beachtet und dies
nach überseht, und die vielen ehrenden Stimmen, die in und au-
ßer Deutschland darüber sich ausdrücken, verpflichten und zu
neuem Eifer.

Da, wo die Thatfachen und die Ereignisse reden, muß die
Lásche unbestanden, die Sprache würdig, das Urtheil leidens-
chaftlos sein. Dies werden wir, wie bisher, so auch künftig
uns zur Pflicht machen, allem Großen und Schönen, unter
welcher Form es sich auch darstellen möge, freudige Anerken-
nung sendend, damit die Seele des Betrachters aus der Flucht
der Erscheinungen das Bleibende in sich aufnehme und weiter
rage zu neuem Leben.

Das Ausland hat nun sechs Jahrgänge erlebt, und der
Kreis seiner Leser hat sich mit jedem Jahre erweitert, ein Be-
weis, daß der Gedanke desselben eine Lücke in der Literatur
ausfüllt, und so unersättlich sich bestrebt.

Wenige Theile der Erde werden im Laufe des verflohenen
Jahres unberührt geblieben sein, und gewiß ist die Kenntniß
ihres Jhdens mehr oder minder bereichert worden. Dies zeigt
man das Inhaltsverzeichnis; aber mehr und mehr nimmt die
Richtung der mannichfachen Nachrichten die Aufmerksamkeit der
Redaction in Anspruch in dem Maße, als längere Erfahrung
mit manchen noch unbedachten Quellen vertraut macht, kräftig
wie Wasser herbei, und nicht der Mangel, sondern die Menge
des Stoffes erzeugt Verlegenheiten. Hauptaufgabe bleibt hierbei,
wie der verlorene Dr. Faust enbacher, das Interesse der Li-
teratur und Kunst mit den strengeren Anforderungen der Ge-
schichte und der Geographie zu verknüpfen; und so Dasjenige
zu leisten, was der gleichfalls hingesehene Gröndler beabsichtigte.

Da es den Raum einer Ankündigung überschreiten würde,
wenn wir auch nur die größeren Aufträge anzuheben wollten, welche
die Spalten des zu Ende gehenden Jahrgangs füllten, so wollen
wir zum Beweis, auf welche Art die Kunde fremder Länder be-
arbeitet wird, nur China anführen: die Empörung im Grenz-
gebirge, der Zustand in Formosa, die Seeräuber in den Chi-
nesischen Meeren, das Gelingen der Seefahrt, die aus dem
weiten Reich immer nur stückweise an uns gelangen; der
Kussag: die drei Hauptreligionen in China, führt auf ein
jemlich unbekanntes Feld, das aber um so mehr Aufmerksam-
keit verdient, als dies ungeheures Reich Länder, die ihm an Um-
fang überlegen sind, fast bios durch die Kraft der Religion
beherrscht, und zwar durch die Kraft einer Religion, die lei-
deswegs die herrschende in China ist. Wenn in dem Kussag:
Engländer und Chinesen in Kanton, das Leben und die Ver-
hältnisse der Engländer zu dem Volk und den Behörden ge-
bildet sind, so bietet die Reise in der Mongolei den Verdacht
abem dort, nach russischen Quellen, die Verbindung Russlands
mit China freilich mehr angedeutet als beschrieben ist. Von
Korbeu und von Sibirien also sucht man nunmehr dem halber-
barren Reiche beizukommen und es in den Kreis der Bewe-
gung zu ziehen, die durch den russischen Geist der Europäer sich
in alle Welttheile verbreitet. Der Roman: die Ermordung des
Lorgisch, die Wallaven und Clegien, dienen nicht nur als Pro-

ben chinesischer Dichtkunst, sondern auch als Zeugniß über die
ten, wie kein fremder Beobachter sie leicht hätte. Man
den wir von China westwärts, so nehmen die jehweiligen Mit-
theilungen über Indien, welche die dortigen Verhältnisse unter
den verschiedensten Gesichtspunkten auffassen, vor allem die
Aufmerksamkeit in Anspruch: die Kussage über englisches Leben
in Indien, über die höhern Unterrichtsanstalten von Bengalen,
über Ram Mohun Roy's Leben und Wirken, öffnen den Blick
in eine Aussicht, die dem Menschenfreunde nur erfreulich sein
kann. Die Kisten von Gerard und Barnes; deren Veröffentlichung
man jetzt entgegrähen darf, führen auf ein Gebiet, das
seit Jahrhunderten binabe der Fabelwelt angehörte. Nun tre-
ten wir auf bekanntern Boden. Persien, schon durch Englands
Handelsunternehmungen und Russlands Eroberung aufgerührt,
sucht mühsam im Osten, in Khyrasan, zu gewinnen, was es im
Westen an Russland verliert, aber nur einzelne verworrene Nach-
richten, ohne sonderlichen Zusammenhang sind nach Europa ge-
drungen. Brabant und in immer steigender Wichtigkeit er-
hebt sich Mehemed Ali's Reich auf den Trümmern des alten
ottomanischen Kaiserthums, und wird bald ein Landes in Ägypten
umfassen, so weit die arabische Sprache gesprochen wird; wir
verweisen in dieser Beziehung namentlich auf den Kussag:
Ibrahim Pascha's Regierung in Syrien und Anatolien. Die
Briefe aus dem Kaukasus schildern einzelne Züge aus einem
fünfjährigen Kampfe, freilich etwas einseitig, nach russischen
Quellen, aber es sind die einzigen, die wir besitzen. Die Per-
sische Biene hat eine Reihenfolge solcher Briefe mitgetheilt. —
Afrika ward, wenn auch minder reich, doch nicht minder gut
beachtet: die Erinnerungen aus Dram, die Schilderung Karol-
kos, die Auszüge von Dwens Reise an der Ostküste; die Dar-
stellung des jetzigen Zustandes des Elfenbeinlands; die Mit-
theilungen aus Laplace, sind Beiträge zur Kenntniß dieses
Ertheils, die gewiß mehr als einen bios vorübergehenden
Worth haben.

Wir halten es für überflüssig, in gleicher Art Europa
und Amerika durchzugehen: der aufmerksame Leser wird finden,
daß, wenngleich das erstere, der Natur der Sache nach, den
meisten Raum, wie billig einnimmt, doch keines vernachlässigt,
und das Interessante und Neue überall hervorgehoben wurde.

Eine abermahlige Aufzählung der Quellen, welche das
Aussand benutzten, halten wir für überflüssig, um so mehr, da
manchen Mitarbeitern Quellen zu Gebote stehen, welche sich
nicht verschaffen konnte. Auf zwei Gegenstände erlauben wir
uns indes aufmerksam zu machen, nämlich daß Einleitungen
getroffen sind, umständlichere Mittheilungen über das spanische
Amerika, sowie über das weite Russland nach Originalquellen
zu erhalten.

Die Redaction des Auslandes.

Auf diese Zeitschrift, welche im Verlage der Unterzeichneten
erscheint, und welche wo möglich jeden Monat ein paar Litho-
graphien schmücken sollen, nehmen wir die Anstalten respektive Post-
ämter und Buchhandlungen Bestellungen an. Erstere liefern
sie täglich, letztere von acht zu acht Tagen.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei Goebische in Weissen ist erschienen und in allen
deutschen, österreichischen, böhmischen und ungarischen Buchhand-
lungen zu haben:

Buch der Freiheit, oder Geist des neunzehnten Jahrhunderts. Von einem ausgewanderten Deutscher.

Geb. 1 Thlr. 12 Gr., oder 2 Fl. 42 Kr.
Ein Recensent sagt davon: Der Selbstständigkeit der An-
sicht und der eigenthümlichen Deut- und Anschauungsweise wegen,
welche in demselben herrscht, gehört das Buch zu den merkwür-
digsten Erscheinungen der neuesten Literatur. Der Verfaßter
legt uns in dem bezeichneten Werke, ein Gerüst vor, wel-
ches aus den heterogensten Bestandtheilen besteht, und nicht je-

den Gaumen munden wird, namentlich müssen wir alle diejenigen, welche noch an Gemmaelich gewöhnt sind, vor dieser Kost warnen; sie würden sie gar wohl genießen, schwerlich aber verdauen können; oder denticulär ausgebrüht, wir halten das fragliche Buch für Selbstunmündige für gefährlich. Dagegen ist es für einen berden Magen eine zusageude Kost, es ist Kraft und Gaste darin.

Von demselben Verfasser ist erschienen:

Deſtreich wie es ist.

Gemälde von Hans Normann.

2 Bände. Preis 2 Thlr. 20 Gr., oder 5 Fl. 6 Kr.

Sobeen ist erschienen:

Möſſler's

Handbuch der Gewächskunde,

enthaltend

eine Flora von Deutschland mit Hinzufügung der wichtigsten ausländischen Cultur-Pflanzen.

Dritte Auflage,

gänzlich umgearbeitet und durch die neuesten Entdeckungen vermehrt

von

H. G. Ludw. Reichenbach,

königl. sächs. Hofrath, Professor, Director des botanischen Gartens u. s. w.

1834.

Noch früher, als wir erwarten konnten, hat sich die zweite, durch die Hand desselben Herausgebers umgearbeitete, starke Auflage dieses lätlichen Werkes vergriffen und sich dessen Brauchbarkeit für den Anfänger und Liebhaber der Botanik dadurch abermals genügend erwiesen. Wir verdanken der grossen Thätigkeit des mit der deutschen Flora so vertrauten Herrn Herausgebers eine abermalige Bearbeitung, des neuesten Forderungen der Botanik entsprechend, und erwähen nur noch, dass wir dies genugsam sich selbst empfehlende Werk, zur Erleichterung der Anschaffung für unbemittelte Anfänger, in sechs schnell auf einander folgenden Abtheilungen (wovon bereits 3 erschienen sind) ausgehen, welche jede einzelne für den billigen Preis von 1 Thlr. 8 Gr. berechnet wird.

In jeder Buchhandlung Deutschlands, der Schweiz u. s. w. ist dieses Werk vorrätlich.

Litterarische Anzeige.

Fortsetzung

von

Dingler's polytechnischen Journal.

Eine Zeitschrift zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse im Gebiete der Naturwissenschaft, der Chemie, der Pharmazie, der Mechanik und Maschinenkunde, der Manufakturen, Fabriken, Künste, Gewerbe, der Handlung, der Haus- und Landwirtschaft u. s. w.

Von dieser Zeitschrift ist nun bereits der fünfzigste Band unter der Presse. Die allgemeine Anerkennung, welche dieselbe fand, und der Preis wachsende Absatz derselben liefern den sichersten Beweis ihrer Gemeinnützigkeit. Durch dieses Journal wurden unsere Landesleute im Verlauf von vierzehn Jahren so schnell und so vollständig als möglich mit den technischen Erfin-

dungen und Entdeckungen der Engländer, Amerikaner, Japanesen u. bekannt gemacht, und es hat während dieser ganzen Zeit nicht nur keine Störung erlitten, sondern vielmehr an Reichhaltigkeit gewonnen und gewiß zur Förderung der Industrie in Deutschland wesentlich beigetragen.

Während die Redaction dieser Zeitschrift weder Mühe noch Kosten scheut, um den vorerzählten Zweck so vollständig als möglich zu erreichen, hat die Verlagshandlung den Preis derselben so gestellt, daß sie in dieser Hinsicht mit jeder andern, selbst mit dem als unerschert wohlfeil angegebenen Französischen einen Vergleich aushält.

Von dem polytechnischen Journal erscheinen auch in Zukunft wie bisher monatlich zwei Hefte mit Kupfern unter demselben Titel und mit ununterbrochen fortlaufender Nummerierung in Bände. Der Jahrgang, welcher mit einem vollständigen Register versehen wird, macht für sich ein Ganzes aus und führt durch die Postämter und Buchhandlungen 9 Thlr. 16 Gr., oder 16 Fl. Münze. Auf den vielfach geäußerten Wunsch wird dieselbe aber vom 5sten Bände an auch noch mit einem zweiten Titel versehen werden, auf welchem die Nummerierung der Hefte wieder von Eins beginnt.

Jedem Hefte wird ein polytechnischer Anzeiger, sobald ein hinreichende Anzahl von Anzeigen vorliegen, beigegeben, in welchem Anzeigen aller Art aufgenommen und billig besorgt werden.

Die neu eintretenden Abonnenten wollen ihre Bestellungen zeitlich machen, damit die Anstalt darnach geschickt werden kann.

Die Verlagshandlung wird Bedacht nehmen, die möglichst vorgriffenen Jahrgänge dieses Journal's von auswärtigen und solche zu ermäßigten Preisen abgeben, worüber solches durch nähere Anzeige erfolgt.

Stuttgart und Tübingen, im December 1833.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei Joh. Ambr. Barth in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Gracianus, Dr. C., Ueber das Sittliche der bildenden Kunst bei den Griechen. Für Künstler und Alterthumsfreunde aus dem 3ten Bande d. Zeitschrift für hist. Theologie besonders abgedruckt. Gr. 8. Geh. 15 Gr.

Von den in London sobeen erschienenen:

Peter Simple by Capit. Marryat

und

Godolphin or the Oath

ist bereits von zwei als tüchtig anerkannten Uebersetzern die deutsche Bearbeitung bei mir unter der Presse.

Nachen, den 15ten Januar 1834.

J. A. Mayer.

Silvio Pellico da Salazza, Opere

erscheint nächstens eine deutsche Uebersetzung des m.

Stuttgart, im Januar 1834.

C. W. Pfund.

In meinem Verlage wird baldigst eine Uebersetzung erscheinen von

Luisa Strozzi, Storia del secolo XVI di Giovanni Rosini.

Bei den interessanten Aufschlüssen, die dieser Roman in eine merkwürdige Zeit gibt, wird ihm auch bei uns schon Publicums zu Theil werden.

Leipzig, im Februar 1834.

J. A. Brodhaut.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1834. Nr. VII.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und bezogen gegen die Insertionsgebühren für die 37te & 38te.

Aus Paris habe ich in Commission erhalten und ist durch jede Buchhandlung des In- und Auslandes von mir zu beziehen.

Monumens inédits d'antiquité figurée grecque, étrusque et romaine, recueillis et publiés

par
M. Raoul-Rochette.

Première partie. Cycle héroïque. Paris, 1833.

Dieser erste Band besteht aus sechs Lieferungen von zusammen 56 Bogen Text und 80 Tafeln Abbildungen; in Folio auf schönem Velinpapier, deren jede 6 Thaler 12 Groschen kostet und von denen die erste und zweite eine Achilleide, die dritte und vierte eine Oresteide, und die fünfte und sechste eine Odysseide geben. Frankreich und Deutschlands kritische Institute haben bereits die Wichtigkeit dieses Werkes anerkannt und ich bemerke daher nur noch, dass dasselbe, zugleich ein Meisterstück französischer Typographie und Lithographie, aus zwei Bänden mit 200 Tafeln bestehen und ungefähr 60—70 Thaler kosten wird.

Leipzig, im Februar 1834.

F. A. Brockhaus.

L ä b i n g e n .

Bei C. F. Osiander ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Das
Nibelungen-Lied

dem Abdruck der ältesten und reichsten Handschrift

des
Kreiherrn Joseph von Lassberg.

herausgegeben
und mit einem Wörterbuch begleitet
von

O. F. W. Schönhuth.

12. XVIII. 734 S. Geh. 2 fl. 24 Kr., oder
1 Thlr. 8 Gr.

Bei 9 Exemplaren, auf einmal genommen, wird das 10te unentgeltlich dreingegen.

Es bedarf wol keiner Rechtfertigung, warum diese Nibelungen altdeutscher Heldenszeit, dieses edelste Product germanischen Mittelalters, dem Volk und den Schulen dargeboten wird. Ist doch das Nibelungenlied der getreueste Spiegel des Deutschen, in seinem ersten, großartigen Aufschwunge begriffenen Genius, gleichwie die Ilias der volle Reflex erster hellenischer Kraft und Weltanschauung war. Ist sie doch ein Schatz, der, unzählige Keime deutscher Sprachentwicklung in sich schließend, jedem seine Sprache lebenden und deren Elementen und Bildungsstufen nachforschenden Deutschen von größter Wichtigkeit sein muß.

Das angefügte erklärende Verzeichniß macht diese Ausgabe auch für solche genießbar, welche der mittelalterlichen deutschen Sprache noch nicht kundig sind. Das übrigens dieses erste deutsche Prosawerk für deutsche Klammern, sondern für höhere Bürgerschulen, wie für Lyceen und Gymnasien, bearbeitet und bestimmt ist, wird, als in der Sache selbst liegend, kaum erst zu bemerken sein.

Ankündigung.

W. Shakespears sämtliche Werke in einem Bande, Im Verein mit Mehrezen, übersezt und herausgegeben von Julius Körner. Auf Maschinenspatentpapier, mit dem Bildnisse des Dichters und einem Facsimile. Pränumerationspreis 5 Thlr.

Die zahlreichen Bestellungen, welche sich diese Gesamtausgabe in einem Bande zu erfreuen hat, machen es dem Verleger möglich, Shakespears ganz ähnliches Bildniß in Stahl gestochen, nebst einem Facsimile seiner Handschrift, noch beizugeben.

Ende Februar wird die Erste Abtheilung die Presse verlassen, und es tritt dann bis zum Erscheinen der 2ten Hälfte ein erhöhter Subscriptionspreis von 6 Thlr. 12 Gr. und nach dem Erscheinen der 2ten Hälfte der Ladenpreis von 7 Thlr. 8 Gr. unwiderruflich ein.

Schneeberg, im Januar 1834.

Karl Schumann.

In Carl Gerold's Buchhandlung in Wien ist soeben erschienen, und daselbst, sowie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Die Mechanik

in
ihrer Anwendung
auf

Künste und Gewerbe.

Gemeinverständlich dargestellt
von

Dr. X. Baumgartner,

1. k. Professor der Physik und Mechanik an der Universität in Wien, und Mitglied mehrerer in- und ausländischer gelehrter Gesellschaften.
Zweite, vermehrte und ganz umgearbeitete Auflage.

Mit neun Kupfertafeln.

Gr. 8. Wien, 1834. Preis 2 Thlr. 5 Schf., oder
3 fl. 6. Kr.

Gegenwärtiges Werk enthält in möglichster Vollständigkeit dasjenige über die auf Künste und Gewerbe angewandte Mechanik, was der Verfasser desselben in den für Künstler und Handwerker bestimmten Vorlesungen vorzutragen pflegt. Drei zahlreiche Bände, der diesen Vorlesungen von Handwertern und Künstlern aller Art alljährlich zu Theil wurde, läßt erwarten, daß auch dieses Buch als der treue Abriß derselben allen jenen von Nutzen sein wird, welche sich, mit leichter Mühe und ohne geklebte Vorkenntnisse, mit den Grundfägen der Mechanik und

Ihrer Anwendung auf so mancherlei Fälle des praktischen Lebens
 verwandt machen wollen.
 Wer sich die Kräfte erheben will, diese Auflage mit der er-
 sten zu vergleichen, wird sich überzeugen, daß auch nicht ein
 Paragraph der letztern unentdeckt wieder abgedruckt worden ist,
 und daß das Werk an Ausführlichkeit, Reichhaltigkeit und po-
 pulärer Darstellung wesentlich gewonnen habe.

S a m m l u n g
 von
Formeln, Aufgaben
 und
Beispielen

aus der
Arithmetik und Algebra,
 nebst
 vier Tafeln über die Vergleichung der vorzüglichsten
 Maße, Gewichte und Münzen mit den österreichischen und
 französischen.

Herausgegeben
 von
Joseph Salomon,
 Professor am k. k. polytechnischen Institute in Wien.
 Zweite verbesserte Auflage
 Gr. 8. Wien, 1834. Preis 1 Thlr. 8 Gr. Schf.,
 oder 2 Fl. C. M.

Diese Schrift enthält beinahe zwei Tausend der nützlichsten
 und interessantesten Probleme der Arithmetik und Algebra, ge-
 ordnet nach dem Systeme, nach welchem des Verfassers Lehrbuch
 der Arithmetik und Algebra (zweite, durchaus verbesserte Auf-
 lage, Wien bei Carl Gerold, 1831) bearbeitet ist. In der
 Spitze einer jeden Abtheilung sind jedesmal die allgemeinen Re-
 geln in der algebraischen Zeichenprache angegeben, um über
 die jedesmalige Theorie eine kurze Uebersicht zu geben, wodurch
 dem Anfänger das Studium bedeutend erleichtert wird.

Wie brauchbar und zweckmäßig diese Sammlung sei, mag
 der Umstand beweisen, daß die erste Auflage derselben, ihrer
 außerordentlichen Ertreue ungeachtet, in einem für mathematische
 Schriften sehr kurzen Zeitraume vergriffen wurde; die Verlags-
 handlung glaubt daher mit Grund hoffen zu dürfen, daß dieses
 Buch in seiner jetzigen neuen Gestalt sich den Beifall des mathe-
 matischen Publicums um so mehr erlangen werde, da es sich
 vor der ersten Auflage durch größere Correctheit und durch viele
 wichtige Zusätze auszeichnet. Die Verlagehandlung empfiehlt
 demnach dieses Buch nicht allein den öffentlichen Unterrichts-
 anstalten, sondern auch den Privat-Studirenden mit der frohen
 Zuversicht, daß dasselbe gute Früchte tragen und so das ihm ge-
 schenkte Vertrauen rechtfertigen werde.

L e h r b u c h
 der
reinen Elementar-Geometrie

zum
öffentlichen Gebrauche und Selbstunterrichte.

Herausgegeben
 von
Joseph Salomon,
 Professor am kaiserl. k. k. polytechnischen Institute in Wien.
 Zweite, durchaus verbesserte Auflage.
 Mit fünf Kupfertafeln.
 Wien, 1833. Preis 1 Thlr. 16 Gr. Schf., oder
 2 Fl. 30 Kr. C. M.

Wenn dieses Lehrbuch in seiner frühern Form sich des Bei-
 falls des gelehrten Publicums so sehr zu erfreuen hatte, daß

die zweite Auflage durch die Zusätze in der ersten noch mehr
 sich auszeichnete, sehr zu wünschen ist, daß die dritte Auflage
 durch die nur dadurch möglich wurde, daß derselbe an mehreren
 öffentlichen Unterrichtsanstalten als Kopiebuch diente, und die
 sehr reichhaltigen Probestücke als Textbücher benutzt wurde; so darf
 die Verlagehandlung mit Recht erwarten, daß das gelehrte
 Publicum diesen Werke auch in seiner neuen Gestalt eine freund-
 liche Aufnahme schenken werde.

Durch des Verfassers Bemühung hat dieses Lehrbuch eine
 noch höhern Grad von Deutlichkeit, Ordentlichkeit und Bequem-
 lichkeit gewonnen, als dasselbe bei der ersten Auflage hatte, und
 zeichnet sich vorzüglich durch Correctheit aus, während sich die
 Verlagehandlung zur Pflicht macht, in vorzüglicher
 Eile nichts mangeln zu lassen, um diesem Werke ein, seinem
 Inhalte würdiges Aushere zu geben.

Anzeige für Architekten und Alterthumsforscher.

Durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu haben:
**Alterthümer von Athen und andern Orten Griechen-
 lands, Siciliens und Kleinasiens, gemessen und er-
 läutert von C. R. Cockerell, W. Kinners, T.
 L. Donaldson, W. Jenkins, W. Railton,**
 als Supplement des Stuart-Revettschen Werkes
 Vier und letzte Lieferung. Subscriptionspreis auf
 Velinpapier 2 Thlr. 16 Gr., oder 3 Fl., auf ordi-
 nair Papier 1 Thlr. 6 Gr., oder 2 Fl. 15 Kr.

Dies nun vollständige Werk enthält 60 Abbildungen und
 kostet im Subscriptionspreis cartonnirt mit dem Text, be-
 arbeitet von Dr. Karl Wagner, auf Velinpapier 20 Thlr.
 8 Gr., oder 18 Fl. 36 Kr., auf ordn. Papier 6 Thlr.
 6 Gr., oder 14 Fl. 51 Kr. Der Subscriptionspreis lautet
 noch auf unbestimmte Zeit fort. (Der Text hat auch beson-
 ders 2 Thlr., oder 3 Fl. 36 Kr., zu haben.)

Hiermit ist nun der CYKLUS DER WERKE VON STA-
 URTRECHTENS KUNST UND ARCHITEKTUR geschlossen, wofür
 der unterzeichnete Verleger mit großer Aufopferung ver-
 anstaltet und nach Ueberwindung vielfacher Hindernisse her-
 vorgeht hat. Bei diesen Werken ist zuerst die Typographie
 durch ihre Erfindung (Hrn. H. W. Eberhard und Hrn.
 Hofkammerdrucker Pölsing) in Anwendung gebracht wor-
 den. Hierdurch wurde es allen möglich diese Prachtwerke
 des Auslandes in so schönem Maße und so billigen Preise
 zu verpflanzen, dass Eleganz und Deutlichkeit mit einem bisher
 beispiellos billigen Preise vereinigt werden konnten.

Dieser Cyklus begreift außer dem oben angezeigten
 Supplementbände folgende Werke:

1. STUART UND REVETT ALTERTHÜMER VON
 ATHEN. 28 Lieferungen in 6 Bänden, welche
 336 Abbildungen enthalten, Subscriptionspreis für
 die Ausgabe auf Velinpapier sammt dem Text in
 den sechs Bänden, bearbeitet von D. K. Wagner und
 D. Fr. Olsank. 52 Thlr. 12 Gr., oder 94 Fl.
 30 Kr. Auf gewöhnlichem Kupferdruckpapier 40 Thlr.
 20 Gr., oder 73 Fl. 30 Kr.
 (Der Text kostet besonders 7 Thlr. 8 Gr., od. 15 Fl. 12 Kr.)
2. ALTERTHÜMER VON ATHEN (The marbles and an-
 tiquities of Attica) herausgegeben von der Gesell-
 schaft der Dilettanti in London. 3 Lieferungen in
 1 Band mit 78 Abbildungen, sammt dem erläuternden
 Text von D. K. Wagner. Subscriptionspreis
 auf Velinp. 12 Thlr. 4 Gr., oder 21 Fl. 54 Kr.
 Auf gewöhnlichem Kupferdruckpapier 9 Thlr. 8 Gr.
 oder 16 Fl. 39 Kr.
 (Der Text besonders 12 Gr., oder 54 Kr.)

3. ALTEHÄNDER von JONIKEN; herausgegeben von der Gesellschaft der Dilettanti zu London, 9 Lieferungen in 1 Band, sammt erläuterndem Text von Dr. K. WAGNER. Subscriptionspreis auf Velinpapier 16 Thlr. 8 Gr., oder 29 Fl. 24 Kr., auf gewöhnlichem Kupferdruckpapier 12 Thlr. 14 Gr., oder 22 Fl. 39 Kr.

(Der Text besonders 1 Thlr. 8 Gr., oder 2 Fl. 24 Kr.) Zur Erleichterung der Anschaffung will der Verleger diese wohlfeilen Subscriptionspreise noch auf unbestimmte Zeit fortbestehen lassen.

Auch bringe ich zur Kenntnis des kunstliebenden Publicums dass:

MÜLLER, Dr. F. H. (grosch. hess. Galleriedirector), Beiträge zur deutschen Kunst- und Geschichtskunde durch Kunstdenkmale mit vorzüglicher Berücksichtigung des Mittelalters, in theilweise colorirten Stein- drücken. Gr. 4. Jedes Heft 1 Thlr. 4 Gr., oder 2 Fl.

durch mich zu erhalten sind.

Erschienen sind bis jetzt des 1sten Jahrgangs 1stes bis 4tes Heft und des 2ten Jahrgangs 1stes und 2tes Heft. Eine ausführlichere Anzeige ist in jeder Buch- und Kunsthandlung zu haben.

Darmstadt, im September 1835.

C. W. Leske.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Historische Pfennig-Bibliothek. Bibliothek

aller Revolutionen der neuern Zeit, herausgegeben von Dr. Ed. Burckhardt und A. Kaiser.

1ster Band. Geschichte der polnischen Revolution von 1794, von A. Kaiser.

2ter, 3ter Band. Geschichte der polnischen Revolution von 1830, von A. Kaiser.

4ter, 5ter Band. Geschichte des deutschen Bauernkrieges von 1525, von Dr. Ed. Burckhardt.

6ter, 7ter Band. Geschichte der griechischen Revolution bis zur Thronbesteigung Otto I.

8ter, 9ter, 10ter Band. Geschichte der französischen Revolution von 1789—1815, von Dr. Ed. Burckhardt.

Jeder Band ist einzeln käuflich und kostet nur — 8 Gr.

Für Reisende in Cyrol und Italien. — Oestreichisch-Italien

Cyrol.

Reisebücher, Sittenschilderungen, Rückblicke, Anekdoten, Meinungen und Ansichten.

2 starke Bände. 2 Thlr.

Pariser Nächte,

eine

Galerie galanter Abenteuer, geheimer Liebes- und anderer Geschichten

der pariser Großen.

1ster, 2ter Band. 2 Thlr.

Chronik

des Oeil de Boeuf

der innern Gemächter des Schlosses, und der Gesellschafts- säle in Paris.

9ter, 10ter Band. 2 Thlr.

Für Freunde der Geschichte und Militairs.

Folgende besondere Abdrücke aus der allgemeinen Geschichte der Kriege der Franzosen u. nämlich:

Morillonval, Geschichte des Feldzugs in Russland im Jahr 1812. 3 Bändchen, mit Planen und einer Uebersichtskarte. 16. Geh. 1 Thlr. 3 Gr., oder 2 Fl.

Norvink, Der Feldzug von 1813. 2 Bändchen, mit Planen. 16. Geh. 18 Gr., oder 1 Fl. 20 Kr.

Ind in allen Buchhandlungen um die billigsten Preise zu haben. Ueber den Werth dieser Bearbeitungen nach den französischen Originalen haben sich die achtbarsten kritischen Blätter sehr vortheilhaft ausgesprochen.

Darmstadt, im September 1835.

C. W. Leske.

Interessante Schrift über Schulwesen.

Selben ist erschienen und in allen Buchhandlungen in ganz Deutschland zu haben:

Das neue

französische Unterrichtsgesetz nebst amtlichen Berichten des gegenwärtigen Zustandes des öffentlichen Unterrichts in Frankreich.

Oder

Seltenstück zu dem Berichte des Hrn. Staatsraths Coustin über das öffentliche Unterrichtswesen in Deutschland. Aus dem Französischen, mit Anmerkungen, einer Abhandlung über Gewerbschulen und 2 Tabellen begleitet

von

Dr. J. C. Röger.

Katechet am Waisenhaus in Hamburg.

Gr. 8. Altona, J. F. Hammerich. Geh. 1 Thlr. 4 Gr.

Diese, dem geh. Kirchenrath Dr. Schoderz vorkurte Schrift verdient gleich dem Berichte des Hrn. Coustin die Hände aller denkenden Pädagogen Deutschlands zu gelangen; auch hat der rühmlichst bekannte Herr Uebersetzer durch zahlreiche Anmerkungen; Zusätze und Tadeln des Buch einen noch größern Werth verliehen, daß hiernächst allen Freunden des Vaterlandsschulwesens empfohlen wird.

Bei Joh. Andr. Beyer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Unger, M. A. F., Ueber die künftige Gestaltung der Einführung in des Universitätsjahre und ihre Erbauung für alle Diener und Freunde der Kirche. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Diese Arbeit, deren Verfaßter den Vorleser durch die vor sechs Jahren erschienenen lateinischen Vorlesungen über die Parabeln Jesu bekannt ist, kommt ihrem Verfasser glücklich bedürfnis angehend in der Zeit vor, welche in ihr akademisches Studium und Leben einzuwirken, und welche sowohl besonders von Schülern und von Vätern und Freunden zum Bedenken auf die Universität mitgegeben werden. Sogleich möchte die künftigen Studierenden und von Schülern und Geistlichen zu einer erbaulichen Mittheilung, zu einem Ueberblick über den gegenwärtigen Stand der theologischen

Wissenschaften und zu einer vollständigen Mittheilung über die heutigen akademischen Bildungsverhältnisse, über die sie oft sehr den jungen Freunden ratzen sollen, nicht unwillkommen sein. Endlich dürfen wir sie auch gebildeten Vätern künftiger Geistlichen, nicht theologischen Kirchenpatronen, weltlichen Beamten, die mit Kirche und Gerechtigkeit in Amtsberührung kommen, Volksvertretern im Lande und in der Gemeinde, denen Kirche und Universität zunächst am Herzen liegen, überhaupt Allen in der deutsch-protestantischen Kirche, die auch außerhalb der Presbyterialverfassung schon Helfer der Kirche sein wollen, zu einer ersten Lecture darbieten, da sie alle gewiß gern einmal, ohne langes theologisches Studium, die gesammte heutige Aufgabe des geistlichen Amtes und der dazu gehörigen Bildung und dazu wieder erfohrlichen akademischen Vorbildung überblicken, und sich dabei so indirect nicht ungern an die dringlichsten frommen Wünsche für Kirche und Universität erinnern lassen, die noch mit ihrer Beihülfe zu erfüllen wären.

Neue Landkarten.

Der unterzeichnete Verleger hat einem vielfach gedruckten Verlangen entsprochen, indem er den Stich einer größeren und doch wohlfeilen

Karte der vereinigten Staaten von Nordamerika, nach den neuesten und besten Quellen entworfen von John Rehrich

durch einen geschickten Landkartenstecher hat ausführen lassen. Der Preis derselben à 6 Gr., oder 24 Kr., wird jeden, welcher sich durch eigne Anschauung von der Deutlichkeit und Steigung des Stiches und der Illumination überzeugt, gewiß höchst billig finden.

Karte des Großherzogthums Hessen, nach der neuesten innern Eintheilung, auf Stein gravirt von E. Glaser. Zweite Ausgabe. 16 Gr., oder 1 Fl. 12 Kr.

Diese neue Karte ist in einem größeren Maßstab als die frühere Ausgabe entworfen und gewährt dadurch den Vortheil der größeren Deutlichkeit, so daß die Ortsnamen, selbst da, wo sie am gedächtesten vorkommen, für jedes Auge vollkommen lesbar sind. Die Karte enthält alle Dörfer namentlich und gibt die einzelnen Höfe, Mühlen zc. genau an, desgleichen alle Städte und Provinzialstraßen, die Poststationen und deren Distanzen zc. Zugleich gibt sie eine Uebersicht der sämtlichen Kreise, Landrathsbezirke Cantone, Stabt-, Land- und Friedensgerichte, der Rentämter, Steuerbezirke, Forsten und Zollämter, Druck und Illumination lassen nichts zu wünschen übrig.

Karte vom Harzgebirge mit geognostischer Beschreibung. Nach Kainz, Willefossé, Julius, Berg-haus und Hoffmann, mit eignen Berichtigungen. 1 Thlr., oder 1 Fl. 48 Kr.

Karte von Syrien entworfen und berichtigt nach Wolf-ney u. von E. P. Hülshorn. 8 Gr., oder 36 Kr. Darmstadt, im September 1823.

C. W. Leske.

Werthvolle Werke,

welche in Berlin bei Edward Brandeburg, Markt-grafenstraße Nr. 44 (in Leipzig durch Herrn Fr. Waldemar) zu haben sind:

- Aristophanes ed. Küster. 1720. Fol. 14 Thlr.
- Bede astron. Jahrbücher. 1776—1820. 20 Thlr.
- Bessler's Visionen. 18. H. Fol. 6 Thlr.
- Calderon. 17 vol. Qt. Mod. 68. 17 Thlr.
- Cleorenia op. ed. Schäfers. 20 Hft. 7 Thlr.
- Coet's Gezeiten. 10 Qrtbde. 18 Thlr.
- Cicero ed. Ernesti. Hal. 77. 3 vol. 5 Thlr.
- Dänisches Münzcabinet (Abb.) Fol. 8 Thlr.
- Diet. hist. p. Bayle et Chacafé etc. 8 vol. Fol. 12 Thlr.
- Bayle scol. en 4 vol. Fol. 6 Thlr.
- Enripiden ed. T. Barroz. 1694. Fol. 10 Thlr.

- Galletti Weltgeschichte. 26 Bde. 6 Thlr.
 - Gibbon hist. of the rom. emp. 12 vol. 5 Thlr.
 - Goldsmith hist. of engl. 4 vol. Lond. 6 Thlr.
 - Hoeychius ed. Alberti. 2 vol. Fol. 15 Thlr.
 - Jirching hist. lit. Hbch. 10 Bde. 5 Thlr.
 - Jist. der Reisen zu B. u. zu Ede. 21 Qrtbde. 8 Thlr.
 - Hist. milit. de Flandre. V vol. Fol. 5 Thlr.
 - Horatius. Parma. Bodoni. Fol. (selten.) 28 Thlr.
 - Jacobson's technol. Hbdrth. 8. Qrtbde. 5 Thlr.
 - Jäger's Gelehrtenlex. 1—6. Qrt. 12 Thlr.
 - König dion. Encycl. 1—100. Bd. 35 Thlr.
 - Normann Architect. Orda. Fol. 6 Thlr.
 - Medicorum graec. op. ed. Kühn. 1—10. Bd. 15 Thlr.
 - Parناسо d. ital. Pisa. 24 Bde. 6 Thlr.
 - Platon ed. Steph. c. Tied. 12 vol. 8 Thlr.
 - Polybe, Hist. p. Folard. 6 vol. Qt. 4 Thlr.
 - Polybius v. Delsig. 7 Qrtbde. 5 Thlr.
 - Psyché, Fig. de Raphael. Fol. 5 Thlr.
 - Richardson Clarissa. 8 vol. 4 Thlr.
 - Schmidt bürgl. Baumeister. 7 Bde. Fol. 6 Thlr.
 - Schröter's Kant. d. Mondfl. 2 Qrtbde. 12 Thlr.
 - Seligmann seit. Hbgl. 9 Thle. Fol. 20 Thlr.
 - Shakespeare's plays. 8 vol. Lond. 4 Thlr.
 - Sterna Works. 10 vol. Lond. 5 Thlr.
 - Teatro ital. antico. 10 vol. Mil. 8 Thlr.
 - Voltaire, Oeuvres epl. ed. Bannarch. 70 Bde. 30 Thlr.
 - Weltgeschichte von Gutzbyn u. Gray. 17 Thle. 16 Thlr.
 - Zach's geograph. Ephem. 1—62. Bd. u. Reg. 25 Thlr.
- Alles ist gut erhalten und gebunden. Kataloge sind gratis zu haben.

Bücher-auction.

Am 25. Mai dieses Jahres beginnt die Versteigerung von mehr als 3000 Nummern meines werthvollen antiquarischen Lagers, auf welche ich Antiquare und Bücherfreunde besonders aufmerksam mache, da sie 126 Tacuabehn und außerdem eine Menge seltener und kostbarer Werke enthält. Eine Sammlung von Gemälden, worunter zwei Stücke von Lucas Kranach und eines von Albrecht Dürer, wird ebenfalls mit veräußert. Der Katalog ist in allen bedeutenden Buchhandlungen Deutschlands, sowie bei den Herren Antiquaren einzusehen, und werden de'ess Bestellungen angenommen.

Frankfurt am M., den 1ten Februar 1824.

Franz Barrentrapp, Buchhändler.

Herabgesetzte Bücher.

Shakespeares dramatic works, with notes by Johnson, Stevens, Malone et the other celebrates Commentators. 20 Vols. 12. London, Jones (Leipz. Fleischer).

Früher 20 Thlr., jetzt 6 Thlr.

Vollbeding biblisches Wörterbuch. 3 Bde. Gr. 8. Früher 4 Thlr., jetzt 1 Thlr.

Berlin.

A. Asher.

Esoben ist in meinem Verlage erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes noch um den Escriptionspreis zu beziehen:

Krug (Wilhelm Braugott),
Encyclopädisch-philosophisches Lexikon, oder Allgemeines Handwörterbuch der philosophischen Wissenschaften nach ihrer Literatur und Geschichte. Nach dem heutigen Standpunkte der Wissenschaften bearbeitet und herausgegeben. Zweite, verbesserte und vermehrte, Auflage. In vier Bänden. Erster bis dritter Band. Gr. 8. 170 Bogen auf gutem Druckpapier. Subscriptionspreis für jeden Band 2 Thlr. 18 Gr.

Leipzig, im Februar 1824. J. J. Brockhaus.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1834. Nr. VIII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung, beigelegt oder beigeftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Seite 2 Gr.

Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste von Ersch und Gruber.

Es ist wieder von jeder der drei Sectionen, in denen dieses Werk erscheint, ein Theil fertig geworden (Theil 24 der ersten, Theil 10 der zweiten, Theil 4 der dritten Section) und an alle Buchhandlungen und Subscribenten versandt. Den frühern Abonnenten, denen eine Reihe von Bänden fehlt, und Denjenigen, die als Abonnenten auf das ganze Werk neu eintreten wollen, werden die billigsten Bedingungen gestellt.

Dieses grosse Nationalwerk schreitet so schnell vor, als es die Sorge für die Gediegenheit des Inhalts gestattet, jährlich werden vier bis fünf Theile geliefert und ein Prospectus, der in allen Buchhandlungen gratis zu erhalten ist, gibt ausführliche Nachricht von der innern Einrichtung desselben.

Leipzig, im Februar 1834.

F. A. Brockhaus.

Schriften, welche zunächst das Großherzogthum Hessen betreffen.

Als Beilage zum 1sten Band der Zeitschrift für Gesetzgebung und Rechtspflege im Großherzogth. Hessen ic. ist an sämtliche Abonnenten versendet worden:

Disciplinargewalt, Die, öffentlicher Behörden im Großherzogthum Hessen über öffentliche Anwälte. Beitrag zur Kenntniß der Stellung des Advokatenstandes, insbesondere im Großherzogthum Hessen. 8. Brosch. 8 Gr., oder 36 Kr.

Diese Schrift ist auch einzeln zu dem beigelegten Preis durch alle Buchhandlungen zu haben, sowie die eben versendete Schrift:

Wopp, Ph.; Geschichte des ständischen Wesens im Großherzogthum Hessen von der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts bis zum Verfassungswerk am Schluß des Jahres 1833.

Auch unter dem Titel:

Beiträge zum öffentlichen Recht des Großherzogthums Hessen. Erster Theil. 8. Geh. 20 Gr., oder 1 Fl. 30 Kr.

durch welche der unermüßlich fleißige Hr. Verf. sich neue Ansprache auf den Dank aller Publicisten erworben hat.

Der Landtag im Großherzogthum Hessen in den Jahren 1832 und 1833 in fortlaufend übersichtlicher Darstellung

Von dieser in meinem Verlage erscheinenden Schrift sind bis jetzt 4 Hefte nebst einem Beilageheft erschienen. Sie wurden hauptsächlich zu dem Zwecke bearbeitet und ausgegeben, um zum Beleg zu dienen, in welchem Weis das Unternehmen selbst aufgefaßt worden sei und ein competentes Urtheil zu erwirken,

welches das Publicum zu erwarten pflegt, bis es seine Theilnahme zu erkennen gibt.

Zunächst gebührt die Schrift dem Publicum des Staates an, mit dessen öffentlichen Angelegenheiten sie sich beschäftigt. Ich rechne daher zunächst auf die verbürgende Theilnahme dieses Publicums.

Die Schrift soll den Umfang von 2 Octavbänden und die Zahl von 80 enggedruckten Bogen nicht überschreiten. Denjenigen, welche darauf unterzeichnen, soll der Bogen zu 4 Kr. berechnet werden, zu welchem Preis auch die bereits erschienenen Hefte geliefert werden. Ein sorgfältig bearbeitetes Register soll den Gebrauch erleichtern und möglichst so eingerichtet werden, daß es gewissermaßen als Repertorium über die ersten fünf Landtage, welches so sehr vermißt wird, erscheint, wenigstens den Mangel desselben einigermaßen ersetzt.

Der Fortgang der Unternehmung bleibt jedoch durch die Theilnahme des Publicums bedingt und der Verleger schlägt darum den Weg der Unterzeichnung ein.

Das hessische Staats-, Land- und Strafrecht, oder geordnete Sammlung der Gesetze und Verordnungen über Verfassung und Verwaltung im Großherzogthum Hessen. Sondernach den verschiedenen Zweigen der Staatsverwaltung, bearbeitet von mehreren hessischen Geschäftsmännern, und herausgegeben von F. E. H. Wed, großh. hess. Regierungsrath.

Erster Theil. Das Staats- und Verwaltungsrecht.

Zweiter Theil. Das Landrecht.

Dritter Theil. Das Strafrecht.

Das Werk erscheint auf Unterzeichnung in Octavformat, auf gutem weißem Papier.

Die resp. Subscribenten machen sich wenigstens für eine vollständige Abtheilung verbindlich, also; wenn nicht für das ganze Werk, doch für den 1sten Theil (das Staatsrecht), oder für den 2ten Theil (das Landrecht), oder für den 3ten Theil (das Strafrecht). Sie erhalten den gedruckten Bogen um 4 Kr.

Dagegen sollen auch die einzelnen Unterabtheilungen demnächst käuflich zu haben sein. Der Ladenpreis für diese wird sich nach dem Erfolg der Unterzeichnung richten; doch in keinem Fall 6 Kr. per Bogen übersteigen. Vorausbezahlung wird nicht verlangt. Die Zahlung geschieht bei Ablieferung der einzelnen Bände oder Hefte. Man unterzeichnet bei allen inländischen und auswärtigen Buchhandlungen. Sammler von Unterzeichnungen erhalten auf 12 Exemplare das 13te gratis.

Erschienen ist bereits vom Staatsrecht:

Des Ersten Buchs erstes Heft, die Grundgesetze des deutschen Bundes enthaltend, mit geschichtlichen Einleitungen und Anmerkungen, sowie mit speciellen Inhaltsanzeigen versehen.

Zweites Buch: Von der Verfassung und Regierung des Großherzogthums und den Rechten und Pflichten der Hessen im Allgemeinen. Erstes und zweites Heft.

Das 1ste Heft (10 Bogen stark) kostet im Subscript.-Preis 40 Kr., im Ladenpreis 1 Fl. — Das 2te Heft (29 Bogen), geh., im Subscript.-Preis 2 Fl., im Ladenpreis 3 Fl.

Unter der Presse befindet sich des IX. Bandes 1te Abtheilung, enthaltend die organischen Gesetze und Verordnungen über Forstwesen und Forstbienst.

Verfassung der Kirche und Volksschule im Großherzogthum Hessen nach der neuesten Organisation. Nebst einem kritischen Sendschreiben von Dr. E. Zimmermann. Nach des Verfassers Tode herausgegeben. Gr. 8. Sechster. 1 Theil., oder 1 Fl. 45 Kr.

Durch das Vertrauen seines Fürsten zu den Beratungen über die neue Kirchenorganisation hinzugezogen, wurde der berühmte Verfasser in den Stand gesetzt, schon vor der öffentlichen Bekanntmachung der Organisationsedikte eine Motivirung derselben niederzuschreiben. Derselbe war nicht bestimmt unter seinem Namen zu erscheinen, daher die in dem Sendschreiben angenommene Pseudonymität, das bedauerliche, für den Staat, die Wissenschaft und seine Freunde und Berehrer viel zu früh erfolgte Ableben des würdigen Mannes hat nun aber diese Maßregel überflüssig gemacht. Der Inhalt dieses Werkes wird für die gesammte deutsche Geisteswelt von großem Interesse sein.

Zugleich macht der unterzeichnete Verleger wiederholt aufmerksam auf die bei ihm erschienenen:

Sammlung der organischen Edikte, Verordnungen und Instruktionen, welche sich auf die neue Verfassung der Administration, des Kirchen- und Schulwesens ic. im Großherzogthume Hessen beziehen. 8. Broschirt. 14 Gr., oder 1 Fl.

deren besonderer Abdruck zur Bequemlichkeit aller dabei Betheiligten mit höchster Erlaubniß verankaltet wurde.

Darmstadt, im September 1833.

C. W. Leske.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen: **Blätter für literarische Unterhaltung.** Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. Jahrgang 1834. Monat Februar, oder Nr. 32—59, mit 1 Beilage: Nr. 2, und 4 literarischen Anzeigen: Nr. IV—VII. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 365 Nummern (außer den Beilagen) auf gutem Druckpapier 12 Thlr. Leipzig, im März 1834.

F. A. Brockhaus.

In Karl Gerold's Buchhandlung in Wien ist soeben erschienen und daselbst sowie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Ueber die
**austrägalgerichtliche
Entscheidung der Streitigkeiten**
unter den

Mitgliedern des deutschen Bundes.

Zur Beleuchtung der Schrift von Karl Friedrich Eichhorn: **Betrachtungen über die Verfassung des deutschen Bundes, in Beziehung auf Streitigkeiten der Mitglieder desselben unter einander oder mit ihren Unterthanen in ihrer jetzigen Ausbildung.** Berlin 1833.

8. Wien, 1833.

In Umschlag broschirt. Preis 16 Gr. Sächs. Diese Schrift behandelt mit großer Klarheit und Sachkenntniß die überaus wichtige und einflussreiche Frage: welche Streitigkeiten unter den Gliedern des deutschen Bundes in Folge der bestehenden Bundesgesetze einem Austrägalgerichte unterworfen seien? Der in der Eichhorn'schen Schrift neuerdings gemachte Versuch, den Wirkungskreis der Austrägalgerichte zu schmälern

oder gänzlich aufzuheben, wird hier scharf betrachtet und mit schlagender Beise widerlegt. — Dem gesammten Geistespublikum aber ist hier eine so lichtvolle Behandlung zu Theil geworden, daß er auch für das nicht-juristische, gebildete Publicum in manichsacher Hinsicht ein Interesse gewonnen haben dürfte.

Abhandlungen über **Cameral- und fiscalämthliche Gegenstände,**

als:
Eductitäten, Amortisationen von Urkunden und öffentlichen Creditpapieren, vierten Pfennig, Münzfachen, Pungzungsachen und Feingehalt, Tabackfachen, Postfachen, Lottosachen, Cauttionen, Instruktionen für die Fiscalämter und Cameral-Representanten;

nebst
einer besondern Abhandlung

über
Adelsanmaßungen.

Von
Dr. Joseph Linden,

1. 2. u. 3. Regierungsrathe und Vice-Oesterr. Procurator.
Gr. 8. Wien, 1834. Preis 2 Fl. 45 Kr. C.-M.

Die Verlagshandlung glaubt dieses Werk dem Publicum um so mehr anempfehlen zu können, als der oben angezeigte Titel zur Sendge dardthut, daß dasselbe Materien zum Gegenstande hat, die bisher noch gar nicht systematisch bearbeitet worden sind, und denen praktisches Interesse außer allen Zweifel ist, da diese Abhandlungen sowohl für den angehenden Geschäftsmann bei der Vorbereitung zu den Berufsprüfungen jeder Art von großem Nutzen sein müssen, als auch dem praktischen Geschäftsmann in den so häufig vorkommenden Streitfällen einen bequemen Reiffaden zur Entscheidung darbieten.

E i n l e i t u n g

in die
Kenntniß

hebräisch-biblisohen Schriften

für
angehende Leser desselben,

enthaltend:
die Geschichte, mit eingestreuten geographischen Andeutungen, die wichtigsten Grundsätze der Gottes- und Sittenlehre in zusammengestellten Schriftversen und eine Einleitung in die hebräische Grammatik, mit vereinfachter Punctationslehre.

Gr. 8. Wien, 1833. Preis 9 Gr. Sächs.

Dieses Buch wird nicht allein Jüngern, sondern auch Erwachsenen, die eine Uebersicht der in dem Titel genannten Gegenstände sich verschaffen, oder dieselben ins Gedächtniß zurückrufen wollen, zuverlässig von Nutzen sein.

Oestreichisch-militairische Zeitschrift 1834.

Erstes Heft.

Dieses Heft ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versendet worden. Inhalt: I. Geschichte der Kriegsvorgänge in Deutschland, in den letzten vier Monaten des Jahres 1792. Nach österreichischen Originalquellen. — II. Skizze der Expedition nach Portugal 1832. Zweiter Theil. — III. Die Schick-

ten bei Bawer-Bialotka und Grochow, im Februar 1831. — IV. Miscellen. Mit besonderer Beziehung auf die älteste Geschichte der Reiterei. — V. Neueste Militärveränderungen. — VI. Uebersicht des Inhalts der ältern Jahrgänge der ökonomischen militärischen Zeitschrift. Der Preis des Jahrgangs 1834 von 12 Seiten, sowie der, aller frühern Jahrgänge ist 8 Thlr. Sächs. Aber die ganze Sammlung aller Jahrgänge von 1818 — 33 auf Einmal abnimmt, erhält dieselben um $\frac{1}{4}$ wohlfeiler. Wien, den 15ten Februar 1834.

J. G. Heubner, Buchhändler

Dr. G. Garthe's

erfundene Weltmaschine, „Kosmoglobus“ genannt.

Die Geschichte aller Jahrhunderte belehrt uns, wie unabhülflich den denkenden Menschen die Unermesslichkeit des Erschaffenen in Anspruch genommen, wie er sich mit Begeisterung den größten Gefahren ausgesetzt, mit Ausdauer und Beharrlichkeit Hindernisse zu beseitigen gestrebt, um die Natur und ihre wunderbaren Gesetze zu ergründen. Wir können dieses rastlose Bemühen nur beuten, wenn wir bedenken, wie erhaben und großartig, wie belehrend und erfreulich die Resultate sind, welche daraus hervorgehen. Unter dem Tausendfachen, was die Natur in sich begriff, hat indeß das über unserm Wohnplatze ausgepannte blaue Himmelszelt mit seinen unzählbaren, glänzenden Welten, deren Verbindung und Zusammenhang, Größe und Entfernung, Bewegung und physische Beschaffenheit, die Wissbegierde im höchsten Grade auf sich gezogen; sobald alle Seelenfähigkeit, alle Kraft in Bewegung gesetzt worden, um einen Blick in die große Harmonie des Weltganzen zu thun. Es ist unstreitig das Erhabenste des Erhabenen, diese Weltordnung kennen zu lernen, den Plan zu überschauen, nach welchem das zahllose Sternensystem zu einem großen Gebäude zusammengestellt worden, da wir dadurch vorzugsweise würdige Begriffe von Gott, von Ordnung, Größe und Ewigkeit erhalten. Während indeß Viele, die sich Gebildete nennen, den Flächenraum aller Sandwüsten Afrikas bis zu einzelnen Quadratmeilen, die Seelenzahl großer Reiche und Städte, die Zahl der Augen einer Spinne, die Arme eines Polyphen, die Gesichtsbildung des Malayen, die Verbräuche bei den Begräbnissen der Hindu und Eskimos heranzählen wissen, zeigt sich oft die größte Unkunde über solche Erscheinungen, welche sich fast täglich und jährlich über ihrem Horizonte ereignen. Mag dies nun in vielen andern Ursachen seinen Grund haben; nicht zu verkennen ist, daß durch die bisheriger Hilfsmittel der sogenannten Erd- und Himmelskugeln, Ringkugeln, Planetarien, Tellurien und Lunarien die Einsicht in die Erscheinungen des Weltganzen nur mühsam errungen werden konnte, weil diese von einander getrennten Apparate wol einzelne Erscheinungen, aber nicht den notwendigen Gesamteindruck des Universums erläutern. — Daher wurden selbst diejenigen, welche sich mit Ernst bemühten, in die Hallen dieser erhabenen Wissenschaft einzubringen, größtentheils unbefriedigt gelassen.

Die Mängel vorhandener Maschinen zu beseitigen und eine Weltmaschine zu construiren, welche als Nachbildung des Universums betrachtet werden könne, die Erd- und Himmelskugel, das Planetarium, Lunarium und Tellurium verbinde, war seit vielen Jahren mein eifrigstes Streben. Sie soll dem Lehrer der populären Astronomie und mathem. Geographie vollkommen zureichen, alle Erscheinungen mit Leichtigkeit, Sicherheit und möglichster Anschaulichkeit zu erläutern; dann aber auch dem Gelehrten ein zureichendes Hilfsmittel sein, sich mittels desselben und der dazu gehörigen Gebrauchsanweisung vollständig über alle wesentlichen Phänomene, welche das Weltganze betreffen, zu orientiren.

Ich erfand diese Maschine, legte ihr den Namen

„K o s m o g l o b u s“

bei. Persönlich übergab ich sie zunächst dem königl. preuß. Minister der geistlichen Unterrichts- und Medicinalangelegenheiten. Sie wurde einer Prüfungscommission beigelegt, welche die

Reinheit und Zweckmäßigkeit anerkannt. In Folge des günstigen Urtheils desselben ward mir ein Privilegium auf zehn Jahre verliehen. Solche Privilegien ertheilt ich ferner für die kaiserlich ökonomischen und russischen Staaten, die Königreiche Baiern, Sachsen, Württemberg, Hannover, für das Kurfürstenthum Hessen, das Großherzogthum Weimar, Herzogthum Braunschweig und Herzogthum Meiningen, Fürstenthümer Würtemberg und Waldeck. *)

Um nun das Werkzeug allgemein nützlich zu machen, war ein möglichst niedriger Preis desselben das erste Erforderniß. Durch die Verbindung mit der literarisch-artistischen Anstalt zu München ist es möglich geworden, diesen Zweck zu erreichen, und ich darf es laut aussprechen, wie sehr dieses achtbare Institut mit anfänglich bedeutend dargebrachten Opfern die Hand geboten, auch hier wieder ein gemeinnütziges Werk zu fördern. Der Preis war 8 Friedrichsdor für das Exemplar, einschließlich der dazu gehörigen Gebrauchsanweisung, wozu Jedem, der nur einigermaßen die Schwierigkeiten der Anfertigung ermägt, ungemein niedrig vorkommen, besonders dann, wenn er bedenkt, daß Erd- und Himmelskugeln, Planetarien, Tellurien und Lunarien durch das Werkzeug völlig entbehrlich werden, welche Instrumente zusammen (sowie man sie in neuerer Zeit construirt hat) schwerlich für 20 — 24 Friedrichsdor zu erhalten sein möchten.

Da die sorgfältigste Verpackung notwendig ist, so muß die Emballage mit 2 Thlr. für jedes Exemplar besonders vergütet werden, wobei es sich von selbst versteht, daß der Transport und sonstige Kosten dem Empfänger zur Last fallen. Bestellungen auf dieses Instrument in porocostenen Briefen, können sowohl bei der J. G. Gotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und literarisch-artistischen Anstalt in München, als auch bei mir selbst gemacht werden. Mit möglichster Eile werden sie der Reihenfolge nach besorgt werden.

Schließlich wird bemerkt, daß Glasakula, mit dem gestirnten Himmel und allem andern Nöthigen versehen, besonders zu dem Preise von 14 Friedrichsdor zu erhalten sind, im Falle die Glasakula zerbrochen worden wäre. Jedoch wird nur eine solche Verabfolgung Statt haben können, wenn die wirkliche Zerbrechung auf die eine oder andere glaubhafte Art dargethan wird.

Auf besonderes Verlangen werden auch Apparate von größern Durchmessern verfertigt; jedoch kann der Preis von solchen Instrumenten hier nicht allgemein bestimmt werden.

Dr. Garthe.

*) In einer ausführlichen Abhandlung über diesen Gegenstand worden die Urtheile seiner Prüfungscommission, in Verbindung mit andern Urtheilen ausgezeichneter Männer, dem Publicum vorgelegt worden.

**) Daß das vom Major B. Müller in Hannover unter dem Namen:

K o s m o g l o b u s,

bekannt gemachte Instrument mit dem Kosmoglobus identisch sei, und sich nur durch unzuverlässige Veränderungen von demselben unterscheide, darüber hat in Folge eines zwischen uns Statt gehaltenen Processes die Facultät in Leipzig in einem 70 Folioseiten haltenden Urtheile genöthigt entschieden. Man sehe das darüber gefällte Urtheil (ausgänglich) in der größern Uebersetzung, aber auch in der besondern Schrift:

„Entscheiden der philosophischen Facultät der Universität Leipzig über den zwischen dem Major Müller in Hannover und dem Dr. Garthe in Kieteln über den Kosmoglobus und die Kosmophäre geführten Proceß. Die Resultate im Auszuge wörtlich mitgetheilt von Dr. Garthe. Harburg 1831, bei G. Garthe.“

Im Verlage der Gebrüder Bornträger zu Königsberg erschienen im Jahre 1833 und sind in allen Buchhandlungen zu haben:

X b e r g, Prof. J. F. G., Lehrbuch des gemeinen Criminalprocesses mit besonderer Berücksichtigung des preuß. Rechts. Gr. 8. Preis 1 Thlr. 18 Gr., oder 22½ Sgr.

X m m o n, G. G., Handbuch der gesammten Gefäßkunde und Pferdeheilk. Gr. 8. Preis 1 Thlr. 20 Gr., oder 25 Sgr.

Anweisung, Kurze, zur richtigen Ermittlung der Stärke und der Mischungsverhältnisse des Brantweins. 4. Geh. Preis 8 Gr., oder 10 Sgr.

v. Buchholz, Prof. Alex. X., Juristische Abhandlungen aus dem Gebiete des heutigen römischen Rechts. Gr. 8. Preis 2 Thlr.

Ellendt, Prof. Fr., Lateinisches Lesebuch für die untersten Classen der Gymnasien. Vierte verbesserte Auflage. 8. Preis 12 Gr., oder 15 Sgr.

Höltz, E. G. G., Gedichte. Neu besorgt und vermehrt von J. G. Hoff. Dritte allein rechtmäßige Ausgabe. 8. Preis 18 Gr., oder 22½ Sgr.

—, Dieselben. Cartonirt. Preis 21 Gr., oder 26½ Sgr.

—, Dieselben. Velinap. Carton. mit Goldschnitt. Preis 1 Thlr. 4 Gr., oder 5 Sgr.

Kreyffig, W. X., Hülfsbuch für den kleinern Gutsbesitzer und Landmann zum naturgemäßen Betriebe des Feldbaues und der ganzen Viehzucht, sowie zur Heilung der Krankheiten der Hausthiere, zum Obstbau und zur vortheilhaften Bewirthschaftung kleinerer Güter. Gr. 8. Preis 2 Thlr.

—, Der Kartoffelbau im Großen, durch ein, die übrigen Wirtschaftsverhältnisse nicht störendes, erleichterndes Verfahren, sowie zur Verwendung der Kartoffeln zur Brantweina-brennerei, Viehmastung und Rugsviehhaltung. Neue verbesserte Auflage. Preis 12 Gr., oder 15 Sgr.

Lehrs, Dr. K., de Aristarchi studiis homericis. Ad praeparandum homericorum carminum textum aristarcheum. Gr. 8. Preis 2 Thlr. 4 Gr., oder 5 Sgr.

Sachs, Prof. L. G., Symbola ad curationem phthiseos emendandam. 4. Carton. Preis 8 Gr., oder 10 Sgr.

—, Das Quecksilber. Ein pharmacologisch-therapeutischer Versuch. Gr. 8. Preis 1 Thlr. 22 Gr., oder 27½ Sgr.

Schmalz, Prof. Fr., Anleitung zur Zucht, Pflege und Wartung edler und verebelter Schafe. Zweite sehr vermehrte und verbesserte Auflage. Gr. 8. Preis 16 Gr., oder 20 Sgr.

Wagenfeld, E., Allgemeines Vieharzneibuch, oder gründlicher, doch leicht faßlicher Unterricht, wonach ein jeder Viehbesitzer die Krankheiten seiner Hausthiere auf die einfachste und wohlfeilste Weise, auch ohne Hülfe eines Tierarztes leicht erkennen und sicher heilen kann. Zweite sehr vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 9 lithographirten Tafeln. Gr. 8. Preis 1 Thlr. 18 Gr., oder 22½ Sgr.

Für Psychologen.

Scheidler, Dr. A. H. (Professor zu Jena), Handbuch der Psychologie zum Gebrauche bei Vorlesungen und zum Selbststudium. 1ster Theil.

Nach unter dem Titel:

Propädeutik und Grundriß der Psychologie zum Gebrauche für Vorlesungen. Gr. 8. Preis 2 Thlr. 6 Gr., oder 4 Fl.

Der gelehrte und scharfsinnige Verfasser hat diesen ersten Theil — eine sehr erweiterte Behandlung seines früher erschienenen Grundrißes — für Vorlesungen und zunächst für die feinen bestimmt und beabsichtigt in einem zweiten Theile die Ausführung des Grundrißes zum Selbststudium ganz populair, ohne gelehrte Citate und Literatur, welche der erste Theil oder das Compendium enthält, nachfolgen zu lassen.

Darmstadt, im November 1833.

C. W. Leske.

Bei Joh. Amb. Barth in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:
König, Ed., System der analytischen Philosophie als Wahrheitslehre. Gr. 8. 1 Thlr.

Neues Werk vom Verfasser der Briefe eines Verstorbenen.

In alle Buchhandlungen versenden wir heute:

TUTTI FRUTTI.

Aus den hinterlassenen Papieren des Verstorbenen. 1ter, 2ter Bd. Velinapapier. Eleg. br. 4 Thlr., — 7 Fl. Stuttgart, 6ten Februar 1834.

Hallberger'sche Verlags-Handlung.

Bei N. G. Elwert in Marburg ist erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Die Idee der Freiheit, im Individuum, im Staate und in der Kirche. Mit Hinsicht auf die geschichtliche Entwicklung der Freiheit in den genannten Beziehungen wissenschaftlich dargestellt. Von Dr. A. G. W. Matthies. 25½ Bogen gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr. — 2 Fl. 42 Kr.

Xuerbach, B. G., Kabinets-Sanibitat, Festpreibigen mit archäologischen Bemerkungen. 13½ Bogen gr. 8. 30 Gr. — 1 Fl. 30 Kr.

Schmid, Dr. E., Briefe Guntram Adalbert's an einen Thologen. 10 Bogen 12. Br. 20 Gr. — 1 Fl. 30 Kr.

Chronicon Parium graeco et latino. Edidit atque adnotandis illustravit C. Fr. Chr. Wagner. Mit dem Portrait des Herausgebers. 2 part. 18 Bogen 4. Geh. 1 Thl. 4 Gr. — 2 Fl. 6 Kr.

Wagneri, Dr. C. Fr. Chr., opuscula academica. Vol. 1. 15 Bogen 8 maj. 18 Gr. — 1 Fl. 20 Kr.

Stilling, Dr. B., Die künstliche Papillenbildung in der Sclerotics. Nebst einem Anhang über die Verpflanzung der Hornhaut. Keratoplastik. Mit Abbildungen. 10 Bogen gr. 8. Br. 16 Gr. — 1 Fl. 18-Kr.

Wohlfeilste

Reisekarte der Schweiz.

Nachstehende bei uns erschienene Reisekarte erlassen wir nun an zu folgenden Preisen:

Reisekarte der Schweiz

von Bollmann,

in Kupfer gestochen von Seiz und Schleich.

schwarz 2 Fl. 24 Kr.

colorirt 5 Fl. —

— auf Feinwand in Etui 4 Fl. —

Die genaue Kenntniß, welche der Verfasser von dem Schweizerlande durch seine vielseitigen wissenschaftlichen Reisen erlangte, und die umsichtige Benützung aller zu Gebote stehender Quellen machte es möglich, bei dem günstigen Maßstabe von 1 : 400,000 mit dem reichhaltigsten Detail eine charakteristische Ausführung der Vertikalkarten zu vereinigen, die besonders in orographischer Beziehung ein klares Bild über dieses interessant Gebirgsland vor Augen stellt. Ganz unparteiische und competente Richter stimmen darin überein, daß die Karte unter den vielen vorhandenen, ihrer Genauigkeit und reichhaltigen Ausstattung wegen, zu den besten gezählt werden muß.

München, im Januar 1834.

Literarisch-artistische Anstalt.

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Schmid (Heinrich),

Versuch einer Metaphysik der innern Natur. Gr. 8. 22½ Bogen auf gutem Druckpapier. 1 Thlr. 16 Gr. Leipzig, im Februar 1834.

F. A. Brockhaus.

Literarischer Anzeiger.

(In den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1834. Nr. IX.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeynen medicinischen Zeitung, beigelegt oder beigeachtet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Bei mir ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslands noch für den Subscriptionspreis zu erhalten:

Raumer (Friedrich von),
Geschichte Europas seit dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts. In sechs Bänden. Erster bis dritter Band. Gr. 8. Subscriptionspreis für die Ausgabe auf gutem weißen Druckpapier 9 Thlr. 18 Gr., auf extrafeinem Vellinpapier 19 Thlr. 12 Gr. Leipzig, im Februar 1834.

F. A. Brockhaus.

Deutsches Nationalwerk für alle Stände.

Im Verlage der Unterzeichneten wird zur nächsten Ostermesse erscheinen, und durch alle soliden Buchhandlungen zu beziehen sein:

Geschichte der Deutschen von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten

von
Wolfgang Menzel.

Neue durchaus umgearbeitete Auflage in
EINEM BANDE
in sechs Lieferungen.

Da der Name des Verfassers als Schriftstellers längst, wie namentlich als freisinniger, unthätiger Volksvertreter allgemein bekannt ist, und auch schon die erste Auflage dieses Werkes (in drei Bänden, Zürich, bei Oetinger, 1824—27) mit so großem Beifall aufgenommen wurde, so glauben wir nur anzuwenden zu dürfen, daß derselbe auf die zweite Auflage die sorgfältigste Mühe verwandt hat, um eine Arbeit, der er mit ganz besonderer Liebe oblagelien, möglichst zu vervollkommen. Dieses Geschichtswerk enthält nicht nur die politische Geschichte Deutschlands, fortgesetzt bis auf die jüngsten Tage, sondern sie geht auch mehr als es bisher bei irgend einer populären Geschichte der Deutschen der Fall war, in die Einzelgeschichten der einzelnen Provinzen und in die Geschichte der Sitten, des Kunst und Wissenschaft ein, und bringt im verhältnißmäßig engsten Raum die größte Fülle und Mannichfaltigkeit zur Klarheit. Für diejenigen, welche die patriotische Wärme in der Sprache der ersten Auflage angeschlossen hat, haben wir nur noch hinzuzufügen, daß die zweite ganz in demselben Geiste und Tone geschrieben ist.

Zur Belehrung wie für Unterhaltung gleich geeignet und angenehm behandelt, ist dies ein recht eigentlich dem deutschen Volke zugewidmetes Nationalwerk, das in keinem Hause fehlen sollte.

Um dasselbe möglichst zu verbreiten und auch dem weniger Bemittelten käuflich zu machen, haben wir den Subscriptionspreis für jede Lieferung auf 1 Fl., oder 15 Gr., somit für das ganze Werk auf 6 Fl., oder 3 Thlr. 18 Gr., festgesetzt, sobald dessen Ankauf mittels einer monatlichen Ausgabe von 30 Kr., oder nicht ganz 1 Kr. täglich binnen Jahresfrist bewirkt werden kann. Die einzelnen Lieferungen werden, zur Ostermesse mit der ersten anfangend, rasch auf einander folgen, sobald wo möglich in Jahresfrist das ganze Werk in den Händen des Publicums sein wird. Subscription nehmen alle gute Buchhandlungen an.

Von demselben Verfasser sind erschienen:
Menzel, Wolfgang, Die deutsche Literatur. 1823. 2 Thlr. 8. 6 Fl. 36 Kr.
—, Rubezahl. Ein Märchen. 1829. 8. 6 Fl. 36 Kr.
—, Narcissus. Ein Märchen. 1830. 8. 2 Fl.
—, Taschenbuch der neuesten Geschichte. Jeder Jahrgang in 2 Theilen mit 20—24 Bildnissen. Taschenausgabe. Preis des Jahrgangs 6 Fl.
—, Reise nach Oestreich. 1833. 8. 2 Fl. 45 Kr.
—, Literaturblatt. 4. 1829—34. Jeder Jahrgang 6 Fl. Stuttgart und Tübingen, im Februar 1834.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Für Aerzte und Psychologen.

Durch alle Buchhandlungen ist zu haben:
Beiträge zur Lehre von den Geisteskrankheiten. Herausgegeben von D. Franz Anselm, dirigirendem Arzte am Irrenhospital Hofheim bei Darmstadt, und D. Friedr. Bird, Arzt am Irrenhospital Siegburg bei Bonn. 1ster Band. 8. Gehr. Preis 1 Thlr. 14 Gr., oder 2 Fl. 42 Kr.

Da dieses Werk rein eine praktische Tendenz und zwei Männer zu Verfassern hat, die sich bereits seit vielen Jahren mit der Behandlung Jurer beschäftigen, und an zwei der größten Irrenanstalten Deutschlands wirkten, so glauben wir es allen Aerzten empfehlen zu dürfen, welche sich für diese schwierige Classe von Krankheiten interessieren und sie mit Glück zu behandeln wünschen.

Der erste Band enthält:

- I. Ueber die physische Bedeutung der Organe, von D. F. Bird.
- II. Ueber den Begriff, das Wesen und die Pathogenie der Geisteskrankheiten, von D. F. Anselm.

Scheibler, Dr. R. H. (Professor zu Jena), Handbuch der Psychologie zum Gebrauche bei Vorlesungen und zum Selbststudium. 1ster Theil.

Auch unter dem Titel:

Propädeutik und Grundriß der Psychologie zum Gebrauch für Vorlesungen. Gr. 8. Preis 2 Thlr. 6 Gr., oder 4 Fl.

Der gelehrte und schaffsinnige Verfasser hat diesen ersten Theil — eine sehr erweiterte Behandlung seines früher erschienenen Grundrißes — für Vorlesungen und zunächst für die sel-

nigen bestimmt und beabsichtigt in einem zweiten Theile die Ausführung des *Scutellarii* zum *Scrophularium* ganz popu-
lar, ohne gelehrte Citate und Literatur, welche der erste Theil oder
das Compendium enthält, nachfolgen zu lassen.
Darmstadt, im November 1838.

C. W. Leble.

Bei Eduard Weber in Bonn ist soeben erschienen
und in allen Buchhandlungen zu haben:

*Nova Acta Academiae Caesareae Leopoldino-Carolinae natu-
rae curiosorum.* Vol. XVI. P. 1. 2. (ou Decadis II.
Vol. VI.) — Auch unter dem Titel: Verhandlungen der
Kais. Leopold. carol. Akademie der Naturforscher. 16ter Band
in zwei Abtheilungen. (Neue Verhandlungen 8ter Band.)
Mit vielen zum Theil illum. Kupfer- und Stein Tafeln.
Gr. 4. 16 Thlr.

Bischoff, Dr. Ch. F. Ernst (geheimer Hofrath und ord.
Professor der Heilmittellehre zu Bonn), Die Lehre von
den chemischen Heilmitteln oder Handbuch der
Arzneimittellehre als Grundlage für Vorlesungen
und zum Gebrauch praktischer Aerzte und
Wundärzte. Supplementband, enthält des Verfasser
seiner wissenschaftliche Beiträge nebst den
neuern Erwerbissen und materiellen Bereiche-
rungen der Arzneimittellehre, auch das vollständige
Register über das ganze Werk. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Preis des in vier Bänden nunmehr vollendeten ganzen
Werkes 10 Thlr. 12 Gr.

CORPUS SCRIPTORUM HISTORIAE BYZANTINAE.
Editio emendatior et copiosior, consilio B. G. NIEBUHRII
C. F. Instituta, auctoritate ACADEMIAE LITTERARUM
REGIAE BORUSSICAE continuata. DUCAE MICHAELIS
DUCAE NEPOTIS HISTORIA BYZANTINA.
RECOGNOVIT ET INTERPRETE ITALIO ADDITO
SUPPLEVIT IMMANUEL BEKKERUS. 8 maj.
Subs. Dr. Druckp. 3 Thlr. 4 Gr.; Schreibp. 4 Thlr. 4 Gr.;
Bellimp. 5 Thlr.

— *PROCOPIUS EX REC. GUIL. DINDORFII.*
VOL. II. Subs. Pr. für alle drei Bände auf Druckp. 9 Thlr.
8 Gr.; Schreibp. 12 Thlr. 8 Gr.; Bellimp. 15 Thlr.

Unter der Presse sind in diesem Augenblicke:

THEOPHYLACTUS SIMOCATTA ex rec. IMM.
BEKKERI.

GENESIUS ex rec. CAR. LACHMANNI.

PROCOPIUS ex rec. GUIL. DINDORFII. Vol. III et ult.
Walzer, Dr. Ferd. (ord. Professor der Rechte zu Bonn),
Geschichte des römischen Rechts bis auf Justinian.
Erste Lieferung, welche die Geschichte der
Verfassung enthält. Gr. 8. Preis des mit der bald
nachfolgenden zweiten Lieferung einen Band bildenden Gan-
zen. 8 Thlr. 20 Gr.

Mahrenbrecher, Dr. Rom. (Professor der Rechte zu Bonn),
Lehrbuch des heutigen gemeinen deutschen Rechts.
Gr. 8. 4 Thlr. 12 Gr.

Säcke, Dr. Friedr. (Consistorialrath und ord. Professor der
Theologie zu Göttingen), Commentar über die Schrift-
ten des Evangelisten Johannes. Erster Theil. II.
gemeine Untersuchungen über das Evangelium des Johannes
und Auslegung von Kap. I.—IV. Zweite, ganz umge-
arbeitete Auflage. Gr. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Seyde, Dr. C. F. (Licent. der Theol. zu Bonn), Evan-
gelische Dogmatik. Erster Theil. Gr. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Raumann, Dr. M. G. K. (ord. Professor der Medizin zu
Bonn), Grundzüge der Contagienlehre. Gr. 8.
12 Gr.

Kilian, Dr. H. F. (ord. Professor der Geburtshilfe, Director
der geburtshilf. Klinik und Poliklinik zu Bonn), Opera-
tionelle Lehre für Geburtshelfer. In zwei Theilen.
Erster, die operativen Geburtshilfe in zwei Bänden. Zweiter,
die geburtshilflich-chirurgischen Operationen in einem Bande.

mit Abbildungen von Instrumenten (wird nachgeholt). Gr. 8.
6 Thlr. 2 Gr.

Weber, Dr. R. J. (ord. Prof. d. Med. zu Bonn), Schema
des medicinischen Studiums. Gr. 8. 3 Gr.

Wetzel'sches Museum für Philologie, herausgegeben
von F. G. Welcker und K. F. Wäte (ord. Prof. d. Philol.
zu Bonn). 2ter Jahrg. 1tes, 2tes Heft. Gr. 8. Preis des
Jahrg. von 4 Heften 4 Thlr.

Zassen, Dr. Chr. (Prof. der Phil. zu Bonn), Beiträge
zur Deutung der Eugeinischen Tafeln, 1c.
Gr. 8. 9 Gr.

DICTYS CRETENSIS sive *LUCII SEPTIMI EPHEME-
RIDOS BELLI TROJANI LIBRI SEX.* Ad optim. libror.
fidem recensuit, glossarium Septimianum, observationes
historicas et indices locupletos adiecit ANDREAS DE-
DERICH. Accedit Jac. Perizonii de *Dictyo Cret.* Dissor-
tatio. 8 maj 3 Thlr. 4 Gr.

Chorn, Dr. Wilh., Geschichte Griechenlands von
der Entdeckung des Atrillischen und achäischen Bundes bis auf
die Zerstörung Korinths. Gr. 8. 2 Thlr. 6 Gr.

Duben, Gottfr., Europa und Deutschland von Nordamerika
aus betrachtet, oder: Die europäische Entdeckung im 19.
Jahrhundert in Bezug auf die Lage der Deutschen, nach einer
Prüfung im innern Nordamerika. 1ster Band. Gr. 8.
2 Thlr. 8 Gr.

SUBSCRIPTIONS-ANZEIGE

Im Verlage der Unterzeichneten wird zur nächsten Okta-
veme erschienen, und durch alle soliden Buchhandlungen zu be-
ziehen sein:

Sämmtliche Dichtungen

des
Freiherrn von Wessenberg

in
vier kleinen Bänden.

Diese Sammlung wird eine Auswahl der besten Dichtungen
des Verfassers in sich fassen, wovon die meisten noch nicht be-
kannt sind. Die letztern haben mehrertheils seit ihrem ersten
Erscheinen wesentliche Verbesserungen erhalten, mehrere auch
eine bedeutende Erweiterung.

Das erste Bändchen besteht aus dem Gedichte: Ju-
lius, die Pilgerschaft eines Jünglings. Es ist mit einem ganz
neuen Gesang und noch sonst mit vielen neuen Strophen ver-
mehrt. Das Gedicht hat jetzt acht Gesänge.

Zweites Bändchen. Den Anfang macht ein Gedicht:
Franz und Paul, dessen Stoff der französischen Revolution
entnommen ist; dann folgt eine Reihe lyrischer Gedichte, Epi-
gramme und Schilderungen, eine poetische Epistel über den Ver-
fall der Sitten, und ein großes Gedicht des Pilgers Traum.

Das dritte Bändchen enthält: *Stücken aus Ita-
lien.* Das Gedicht: *Genetron*, in drei Gesängen, mit vielen
Verbesserungen, und drei Bücher christlicher Lieder, Chor-
lieder und Hymnen, denen als Zugabe noch eine Anzahl
einiger der schönsten Lieder von Friedrich Schlegel folgen soll.

Das vierte Bändchen endlich befaßt mit acht Bänden
lyrischer Gedichte verschiedener Art. Einbander ist das
erste derselben: religiösen Gegenständen, das zweite: den
großen Schönbheiten und Wundern der Natur, das
dritte und vierte: den Freundschaft und den Freunden und
Feinden des häuslichen Lebens; das fünfte: dem Sa-
terland, das sechste: den ausländischen Bergwägungen
und Reisebildern, das siebente gehört zur erzählenden
Gattung; das achte endlich ist der Darstellung der
wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit ge-
widmet.

Jedes Bändchen wird zwischen 16 bis 18 Bogen betragen.

Der Subscriptionspreis für alle 4 Bändchen ist 3 Fl., oder 2 Thlr., also per Bändchen 45 Kr., oder 12 Gr. Nach Vollendung des ganzen Werkes tritt ein verhältnißmäßig erhöhter Ladenpreis ein. Subscription nehmen alle gute Buchhandlungen an.

Von demselben Verfasser ist erschienen: *Ritual*, nach dem Geiste und den Anordnungen der katholischen Kirche. Ein Gebetbuch für die Gläubigen, besonders aber für deren Seelsorger. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Gr. 8. Preis 2 Fl.

Stuttgart und Tübingen, im Februar 1834.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Für Landwirthe und solche, die es werden wollen.

In allen Buchhandlungen ist zu haben: Pabst, H. W. (groß. hess. Oekonomierath und beständ. Secret. der landwirthsch. Vereine u.), *Lehrbuch der Landwirthschaft*. 1ster Band. Pflanzenproductionslehre.

Auch unter dem Titel: *Allgemeine Grundsätze des Ackerbaues*. Gr. 8. Preis 1 Thlr., oder 1 Fl. 45 Kr.

Der durch seine frühern Schriften vortheilhaft bekannte verdienstvolle Verfasser hat dieses Lehrbuch hauptsächlich zur Grundlage des Unterrichts und Studiums angehender Landwirthe bestimmt, indem er es zum Behuf seiner öffentlichen Vorlesungen an dem Institute zu Hohenheim und jetzt zu Darmstadt ausarbeitete und denselben zum Grunde legt. So willkommen dessen Erscheinung besonders seinen zahlreichen Schülern sein wird, so wird nicht minder der praktische Landwirth manche ihm früher nicht bekannt gewordene Erfahrung darin finden.

Dieser erste Band bildet auch unter dem oben angeführten Titel ein für sich bestehendes Ganze.

Die gegen sein Erwarten vermehrten Berufsgeschäfte des Hrn. Verfassers erlauben ihm nicht die Ausarbeitung seiner gesammelten Materialien so anhaltend zu betreiben, als der Verleger dies in seiner ersten Ankündigung versprach.

Um indessen den Erwartungen der Besitzer des ersten Theils möglichst zu entsprechen, erscheint nun zuerst des zweiten Bandes 2te Abtheilung die landwirthschaftliche Betriebslehre, welche ebenfalls ein Ganzes für sich ausmacht und bereits unter der Presse sich befindet.

Darmstadt, im September 1835.

C. W. Leske.

Soeben ist

Mössler's
Handbuch der Gewächskunde,
enthaltend
eine Flora von Deutschland mit
Hinzufügung der wichtigsten ausländischen Cultur-Pflanzen.

Dritte Auflage,
gänzlich umgearbeitet und durch die neuesten Entdeckungen vermehrt

von
H. G. Ludw. Reichenbach,
königl. sächs. Hofrath, Professor, Director des Botan.-Gartens u. s. w.

Gr. 8. Altona. Hammerich, 1834.

erschienen.

Noch früher, als wir erwarten konnten, hat sich die zweite, starke Auflage dieses nützlichen Werkes vergriffen und sich dessen Brauchbarkeit für den Anfänger und Liebhaber der Botanik dadurch abermals genügend erwiesen.

Wir verdanken der grossen Thätigkeit des mit der deutschen Flora so vertrauten Herrn Herausgebers eine abermalige Bearbeitung, den neuesten Forderungen der Botanik entsprechend und erwähnen nur noch, dass wir dies genugsam sich selbst empfehlende Werk, zur Erleichterung der Anschaffung für unbemittelte Anfänger, in sechs schnell auf einander folgenden Abtheilungen ausgeben (wovon nun bereits 5 erschienen sind), welche jede einzeln für den billigen Preis von 1 Thlr. 8 Gr. berechnet wird.

In jeder Buchhandlung Deutschlands, der Schweiz, Oestreichs u. s. w. ist dieses Werk vorräthig.

Im Verlag der Unterzeichneten sind erschienen:

Kleine Erzählungen

von
Henriette Dittenheimer.

Preis 18 Gr., oder 1 Fl. 21 Kr.

Die ermunternde Theilnahme, deren sich die bisherigen Arbeiten der Verfasserin erfreuten, läßt uns hoffen, auch diese kleinen Erzählungen werden sinnigen Leserinnen eine willkommene Gabe sein; ihr Zweck ist Erweiterung, und wir glauben mit gutem Gewissen versichern zu können, daß sie jedem, für geistvolle Herzlichkeit empfänglichen Gemüth, aus diesen Blättern erblühen wird.

Stuttgart, Februar 1834.

Fr. Brodhag'sche Buchhandlung.

Von dem seit Anfang dieses Jahres erscheinenden Zeitblatt für Gartenbesitzer und Blumenfreunde wird wöchentlich 1 Bogen und monatlich noch ein Correspondenz- und Literaturblatt ausgegeben. Der Jahrgang von 60 Bogen kostet nicht mehr als 1 Thlr. 12 Gr., für welchen Preis dieses Zeitblatt durch alle königlich preussische Postämter und Buchhandlungen Deutschlands zu beziehen ist, wo auch Probeblätter zur Ansicht vorliegen.

Berlin, im Januar 1834.

E. F. Plahn.



Wichtige Anzeige

für alle
Kanzels-, Gerichts- und öffentlichen Bedner, sowie für alle Studirende der Kanzel und öffentlichen Besorgung, Pädagogen und Freunde der Conversation.

Die Arithmetik der Sprache,

oder
der Bedner durch sich selbst.
Psychologisch-rhetorisches Lehrgebäude

von
M. LANGENSCHWARZ.

Gr. 8. 187 Bogen, Kleinpapier 1 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, bei Georg Joachim Göschen.

Eine psychologisch-arithmetische Berechenkunft der Ideen, um sich zum vollkommenen Bedner für jeden Beruf anzubahnen. Ein, bis jetzt noch ganz unbekanntes, höchst nützliches und interessantes Gebiet der (rhetorischen) Philosophie ist hierdurch eröffnet, und mit einer Tiefe in der Auffassung betreten, die die Beachtung jedes denkenden und sprechenden Menschen verdient, und die ohne Zweifel zu ganz neuen, für die Menschheit wichtigen Erfolgen hinführen wird.

Von den geachteten Blättern des In- und Auslandes zu einem stehenden Werke über die Ausübung und Befähigung der improvisirenden Rede schon früher aufgefodert, entschloß sich der Verfasser, den Schüler seines so glänzend gewürdigten Talents zu lästern, und die Resultate seiner Selbsterkenntniß bekannt zu geben. Der gefeierte Name unsers deutschen Improvisators gehörte bereits dem Stolz seines Vaterlandes an, — aber den bleibenden Dank desselben, sowie überhaupt den eines jeden seiner Muttersprache kundigen Menschen, erringt er durch dies, in seiner Art einzige Werk, von dem wir glauben nicht mit Unrecht behaupten zu dürfen: „daß es einem längst gefühlten Bedürfnisse im Gebiete der Rhetorik abhülft, und einem jeden Gelehrten und Nichtgelehrten (ohne Unterschied des Standes oder Geschlechts) ein ganz unentbehrliches Hand- und Hülfsbuch zur innern Bervollkommnung sein wird.“

CARL SIGISM. KUNTH
ENUMERATIO
PLANTARUM OMNIUM HUCUSQUE COGNITARUM SECUNDUM FAMILIAS NATURALES DISPOSITA.

Tom. I.
 Auch unter dem besondern Titel:
AGROSTOGRAPHIA SYNOPTICA.
 SIVE
ENUMERATIO
GRAMINEARUM OMNIUM HUCUSQUE COGNITARUM ADJECTIS CHARACTERIBUS, DIFFERENTIIS ET SYNONYMIS.

Preis 5 Fl.
 Unter obigem Titel erschien im Verlage der Unterzeichneten der erste Band eines vollständigen Zusammenstellungen aller bis jetzt bekannten Gewächse. Die Einleitung ist getroffen, daß wo möglich zu jeder kommenden Messe ein weiterer Band herausgegeben, somit das Ganze binnen wenigen Jahren geliefert werden wird; das Manuscript — eine Frucht langjähriger Studien — liegt, vollständig geordnet, für den Druck bereit.

Das Zeitgemäße, ja Nothwendige eines solchen Unternehmens ist in der gebildeten Welt längst und vielseitig gefühlt. Die Botanik hat in neuerer Zeit Erweiterungen erhalten, wie kaum irgend ein Zweig des menschlichen Wissens; täglich sich häufende Entdeckungen in allen Welttheilen haben die Reihen der bekannten Vegetabilien ins Unabsehbare vermehrt und verwickelt, die vorhandenen systematischen Werke durchaus lückenhaft und ungenügend gemacht und eine neue Aufzählung und Ordnung der gesammelten Schätze, einen vollständigen Ueberblick über das ganze Reich, als dringend notwendig herausgestellt.

In dem der Herr. diese mühevollste Arbeit übernahm und ebenso umfassend als gediegen ausführte, erwirbt er sich neue Ansprüche auf den Dank aller Freunde der Pflanzkunde und den anerkannten europäischen Ruf, dessen er längst genießt.

Über den Inhalt des ersten Theiles erlauben wir uns Folgendes zu bemerken: Es gibt derselbe unter dem, besondern zweiten Titel: Agrostographia synoptica etc. die vollständige Zusammenstellung aller bis jetzt bekannten Gräser, und bildet somit auch ein abgeschlossenes Werk für sich.

Von dieser Pflanzenfamilie kannte Linné im Jahre 1760 nicht über 862, Persson 1805 kaum 800 Arten; weitere 13 Jahre später konnten, besonders nach den trefflichen Arbeiten von Paillet Beauvais, im Jahre 1817 die Verfasser einer neuen Ausgabe von Linné — Römer und Schultes — schon 1900 Arten aufzählen. Jetzt aber, nach abermaligen Vertausen von 16 Jahren, findet Kunth deren Zahl auf 2870 angewachsen, die er in 13 Hauptabtheilungen oder Klassen und 235 Wurzeln scheidet.

Wenn schon aus dieser allgemeinen Uebersicht hervorgeht,

mit welcher Vollständigkeit das Werk bearbeitet ist, so dürfte sich dieses noch klarer erweisen durch folgende kurze Zusammenstellung mit der zuletzt herausgekommenen vollständigen Aufzählung aller Gräser in Sprengel's systema vegetabilium:

Von Paspalum	hat Sprengel 81, Kunth 170 Arten
— Panicum	206, — 421 —
— Stipa	36, — 60 —
— Aristida	37, — 80 —
— Avena et Trietium	54, — 75 —
— Poa	189, — 279 —
— Festuca	62, — 134 —
— Triticum	39, — 65 —
— Andropogon, Pollinia et Cymbopogon	90, — 174 —

u. s. f.
 Für Correctheit des Druckes und äussere Ausstattung ist von der Unterzeichneten bestens gesorgt.
 Stuttgart und Tübingen, im Nov. 1833.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei Friedr. Köschenfeldt in Tübingen erschien:
 Les soirées de Maitre Pierre, ou entretiens sur la physique par C. P. Brard. Zum Unterricht in der französischen Sprache nach Hamilton'schen Grundsätzen bearbeitet. 8. 13 Bogen. 10 Gr.

Viele gebiegene Schulmänner und Gelehrte halten bereits der bewährten Hamilton'schen Methode auf eigener Erfahrung, und wird es ihnen daher besonders willkommen sein, die Zahl dieser französischen Lehrbücher durch so treffliche, in angenehmer und faßlicher Sprache geschriebene Unterhaltungen der Naturlehre, bereichert zu sehen. — Das vorliegende praktische Schulbuch kann auch unbedingt bei jedem französischen Unterrichte empfohlen werden, da es das trockene Vortragen zu einer höchst angenehmen und freundlichen Beschäftigung macht.

Neuer Verlag von E. C. Lanz in Weilburg.
 Bredow, G. G., Rabbinische Mythen, Erzählungen und Lügen. 2te Ausgabe. Geh. 8 Gr. — 30 Kr.
 Friedemann, F. L., Beiträge zur Kenntniß des Herzogthums Nassau. 1ster Band. 1stes Heft. Geh. 1 Thlr. — 1 Fl. 48 Kr.

(Das 2te Heft ist unter der Presse.)
 —, Beiträge zur Vermittelung widerstrebender Ansichten über Verfassung und Verpaltung deutscher Gymnasien. 1stes Heft. Geh. 1 Thlr. 8 Gr. — 2 Fl. 24 Kr.
 (Das 2te Heft erschien bereits früher.)

—, Gedächtnisrede zur Jahresfeier der Stiftung des herzogl. nassauischen Landesgymnasiums zu Weilburg. Geh. 4 Gr. — 18 Kr.

Sehl, J., Hand- und Lehrbuch der reinen Mathematik zum Gebrauch für Schulen und zum eignen Studium. 1ster Band. 1 Thlr. 8 Gr. — 2 Fl. 24 Kr.

Seydenreich, Dr. A. F. G., Die eigenthümlichen Lehren des Christenthums, vorzüglich für protestantische Geistliche rein biblisch dargestellt. 1ster Bd., die Predigamenen enthaltend. 2 Thlr. — 3 Fl. 36 Kr.

In meinem Verlage erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Zeit (M o r i g),
 Saint-Simon und der Saint-Simonismus. Allgemeiner Wälterbund und ewiger Friede. Gr. 12. Auf ganzem Druckpapier. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, im Februar 1834. J. A. Brodhaus.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1834. Nr. X.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Anzeiger.

Zur Beantwortung der vielfachen Anfragen, welche an mich in Betreff des Erscheinens des

Bilder-Conversations-Lexikons

für
das deutsche Volk

gerichtet wurden, zeige ich hiermit an, daß die erste Lieferung bestimmt im Laufe des nächsten Monats ausgegeben werden wird. Die unerwartet große Theilnahme, welche sich für dieses Werk sogleich nach der ersten vorläufigen Ankündigung desselben gezeigt hat, war mir eine schmeichelhafte Aufforderung, sowohl auf die Bearbeitung des Werkes, als die Ausführung der graphischen Zugaben die größte Sorgfalt verwenden zu lassen. Dadurch, namentlich durch die Landkarten, welche der größern Sauberkeit wegen in Kupferstich ausgeführt sind, wurde indeß das Erscheinen der ersten Lieferung bedeutend verzögert, gewiß aber nicht zum Nachtheile der innern und äußern Ausstattung des Werkes, welche allen Erwartungen der Subscribenten entsprechen wird.

In allen Buchhandlungen wird fortwährend Unterzeichnung auf das Bilder-Conversations-Lexikon angenommen, ebenso sind dort ausführliche Ankündigungen desselben zu haben. Hier gehe die Bemerkung, daß dieses Werk mit vielen Verbesserungen ausgestattet, in vier starken Bänden in Quartformat, gedruckt auf schönem weißen Papier, in eleganten Lieferungen von 8 Bogen in Foliolen wird, welche im Subscriptionspreise sechs Groschen kosten.

Leipzig, im März 1834.

F. A. Brockhaus.

Bei Danksät und Humblot in Berlin ist erschienen:

Briefwechsel

zwischen

Goethe und Zelter

in den Jahren 1796—1832.

Herausgegeben

von

Dr. F. W. Riemer.

Theil 1—4. Gr. 8. 8 Thlr.

Die bis jetzt erschienenen 4 Theile enthalten 377 Briefe. Nur auf einige Themata derselben wollen wir hier hinweisen: Th. I. über Biographien, die griechischen Chöre, die Herstellung einer guten Aussprache der Sänge und Schau-

spieler, Werner's Weihe der Kraft, die Stiftung und den Fortgang der Berliner Singakademie, die Enttastung, Bedeutung, Form und Composition mehrerer Dichtungen Goethe's, die Molltonarten, Oehlenschläger, Arnim, Brentano etc., das französische Gouvernement in Berlin 1808, Prag, Goethe's Färbekunst, Verfassungen von Antikon; Th. II. über das Leben in Berlin, Romeo und Julie, Voltare's Samson, Operntexte, Beethoven, Werther's Leiden als Ausdruck Göthe'scher Stimmung, Alfieri, Rousseau's Pygmalion, Tieck's Phantasia, das Einrücken der Russen in Berlin im Februar 1813, Beethoven's Overtüre zum Egmont, F. A. Wolf, die Kuge, Bonn und Cöln, über den Epimenides und dessen Aufklärung in Berlin, Ludwig Devrient, Mad. Milder, die Ausführung des Faust's und Fürst Radzivil's Musik zu diesem Stücke (in Th. 2 S.), P. A. Wolff und dessen Gattin, einige Gemälde der Giustinian. Galerie, Reiseberichte von Wiesbaden, Heidelberg, Straßburg etc., über Calderon's standhaften Prinzen, Entwurf einer Cantate zum Reformationsfeste, über Mad. Catalani; Th. III. über Mad. Crelinger, K. E. Schubarth und dessen Schriften, Reiseberichte aus Wien, Prag etc., Rafael's Geburtsstagsfeier 1820, über Spontini, Reiseberichte aus Pommern, über Alexander Boucher, Felix Mendelssohn, Reiseberichte aus Kunersdorf etc., über K. M. v. Weber und Rossini, das neue Schauspielhaus, Reiseberichte aus der Lausitz etc., über Schöne's Fortsetzung des Faust, Friedrich's II. Todesstunde, Mad. Milder und Mad. Szymanowska; Maler Hensel, Reiseberichte von Magdeburg etc., Amsterdam etc., dem Rhein etc., über Händel's Messias, des Choral, Mad. Mara, Thä's Jubelfest, Shakspeare's Troilus und Cressida, Otmer und das Königsstädter Theater. Th. IV. Bemerkungen über die Einrichtung des Prosceniums in einem Theater, über Felix Mendelssohn, über Spontini's Alceste, über Urban's Theorie der Musik, Grundentheiligung der Singakademie, über Lord Byron, Fasch's 25jähr. Gedächtnisfeier, über Gräfenker's Aesthetik, über den Rechenmeister Abram (das Modell zu Lessing's Alkibiades), über die griech. Tragödie, über Tiedge, über Streckens Uebersetzung des Dante, Tabelle über den Inhalt der Tonlehre, über den Maler Ternite und dessen Copien pompej. Gemälde, über den Schauspieler Krüger, über den griechischen Chor (er repräsentirt das allgemeine, gemeine Urtheil; des gemeine Rechts), über Sebastian Bach, über A. W. v. Schlegel's artist. Vorlesungen, über Mozart's Requiem, über München und die Versammlung der Naturforscher daselbst (1827), über den zweiten Theil des Faust, über W. Scott's Geschichte Napoleon's etc.

Nachstehend verzeichnete Zeitschriften erscheinen in dem Verlage des Unterzeichneten und sind durch jede gute Buchhandlung, sowie durch sämtliche Postämter in einzelnen Kros oder in Monatsheften zu beziehen:

1. Kirchenzeitung, Allgemeine. Ein Archiv für die neueste Geschichte und Statistik der christl. Kirche u. Begründet von D. E. Zimmermann. Fortgesetzt von D. R. G. Bresschneider und G. Zimmermann. Gr. 4. Wöchentlich 4 Rtn. Preis halbjährlich mit dem Theo-

- logischen Literaturblatt (halbjährlich 76 Nrn.) 5 Thlr., oder 8 Fl. 45 Kr. Ohne das Literaturblatt 3 Thlr., oder 5 Fl.
2. Literaturblatt, Theologisches, zur allgemeinen Kirchenzeitung. Gr. 4. Wöchentlich 3 Nrn. Preis halbjährlich 2 Thlr. 15 Gr., oder 4 Fl. 30 Kr.
3. Schulzeitung, Allgemeine. Begründet von D. E. Zimmermann. Fortgesetzt von seinem Bruder Karl Zimmermann. Preis des halben Jahrg. 2 Thlr. 4 Gr., oder 3 Fl. 45 Kr. (Wöchentlich 3 Nrn.)
4. Militärzeitung, Allgemeine, herausgegeben von einer Gesellschaft deutscher Offiziere und Militärbeamten. Wöchentlich 2 Nrn. Gr. 4. Preis halbjährlich 2 Thlr. 8 Gr., oder 4 Fl.
5. Zeitschrift für die landwirthschaftlichen Vereine des Großherzogthums Hessen. Herausgegeben von F. W. Papp (groß. hess. Oekonomierath und beständigem Secretair dieser Vereine). (Wöchentlich 1 Nr.) Gr. 8. Gehftet.
6. Zeitschrift für Gesetzgebung und Rechtspflege im Kurfürstenthum und Großherzogthum Hessen und der freien Stadt Frankfurt a. M. Herausgegeben von D. J. F. G. Böhmmer jun., Ph. Bopp, D. Jäger. Gr. 8. Der Band von 6 Heften. 2 Thlr. 8 Gr., oder 4 Fl. 12 Kr.

Ueber die Erscheinung der Fortsetzung dieser letztern Zeitschrift wird die Verlagshandlung in der Kürze das Nöthige bekannt machen.

Wenn Unterbrechungen in dem regelmäßigen Empfang der Blätter eintreten, so wollen die resp. Abonnenten sich nur an Denjenigen halten, bei dem sie die Bestellung gemacht haben, indem die Verlagshandlung nur diejenigen Exemplare regelmäßig versendet, die bei ihr pränumerirt wurden.

Darmstadt, im Januar 1854.

E. W. Leske.

Bei J. A. Mayer in Aachen ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Eugen Aram,
vom Verfasser des Pelham.
Aus dem Englischen
von
E. Richard.
Zweite Auflage.
8. Drei Bände. Preis 3 Thlr.

Ueber die Vortrefflichkeit dieses Romans, eine der bedeutendsten Erscheinungen der neuern schönen Literatur, etwas zu sagen, dürfte jetzt, wo alle Stimmen sich zum Preise dieses Werkes vereinigt haben, unnöthig sein. Wir bemerken nur, daß diese zweite Auflage sich, in seiner höchst saubern Ausstattung der zweiten Auflage des Pelham anschließt.

Bei F. Kubach in Magdeburg ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Burchardt (königlich preussischer Hofrath u.), Beiträge zu einer vergleichenden Darstellung der Lehr- und Erziehungsanstalten in der Provinz Sachsen u. 8. 16 Gr., oder 20 Sgr.

Schon längst sieht das größere Publicum einem Werke entgegen, was die Beschreibungen der Provinz Sachsen veranschaulicht, welche seit 16 Jahren in dem Unterrichtswesen und in der

Erziehung gemacht sind. Der Herausgeber nennt seine Arbeit beschreiben nur „Beiträge“, sie umfassen indes nicht minder in der Kürze Alles, was dazu dienen kann, das „Sowohl“ und „Sowohl“, sowohl das Innere, nach fortgeschrittener wissenschaftlicher Entwicklung der einzelnen Disciplinen, als des Lesers, nach den statistischen Angaben, deren Erklärung in sehr zweckmäßigen Tabellen geschieht, getreu darzustellen und zu einer Vergleichung zu führen, die für den Freund der Volkserziehung lehrreich und höchst interessant ist. Seine Dienststellung an dem königl. Consistorium und Provinzial-Schul-Collegium war ganz dazu geeignet, Sachgemäße, praktisch Erprobtes und so ziemlich richtige Nachrichten zu liefern, und die Eintheilung der Schrift zeugt, daß er seinen Gegenstand, soweit es die Lage derselben zugelassen, von einer Seite aufgefaßt hat, die den Leser jede Vergleichung und Urtheil überläßt, aber doch ihn dahin führt, den Standpunkt zu finden, von welchem die Beurtheilung ausgehen muß. Nach einer Einleitung verbreitet sich der erste Abschnitt über die Gymnasien und höhern Bildungsorten der Provinz, der zweite handelt von den Seminaren und den Stadt- und Land Schulen, der dritte endlich von den übrigen Anstalten, als den in der neuesten Zeit so viel Aufsehen erregenden Laubstammensinstituten, der medicinisch-chirurgischen Lehranstalt in Magdeburg und den Hebammen-Lehranstalten. In einem Anhange, als eine sehr schätzenswerthe Zugabe, werden die Bedingungen mitgetheilt, unter welchen Zöglinge in den Alumnen der Landeschule Porta und dem halleischen Waisenhaus Aufnahme finden, was Aeltern und Vormündern, welche Söhne diesen Instituten anvertrauen wollen, gewiß willkommen sein dürfte.

Wichtiges naturhistorisches Werk.

Bei dem Unterzeichneten ist zu haben, und durch alle Buchhandlungen von demselben zu beziehen:

Mycographie Suisse, ou description des Champignons qui croissent en Suisse, par L. Secretan, membre de la Société helvétique des Sciences naturelles. 3 Bände. Gr. 8. Gegen 140 Bogen fast 9 Thlr.

L. Fort in Leipzig.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Neuer Nekrolog der Deutschen.
X. Jahrgang, enthaltend die Lebensbeschreibungen und Notizen von 1401 im Jahre 1832 verstorbenen denkwürdigen Deutschen. Zwei Theile mit 4 Portraits. 8. Gehftet. Jümann, Weigt. 4 Thlr., oder 7 Fl. 12 Kr.

Dieser 10te Jahrgang zeichnet sich durch Vollständigkeit, Redaktionskraft und Celebrität der ihm Ingefaßten aus, als v. Söthe, Zeller, v. Gotta, Dr. v. Senz, v. Bonkerten, Herzog v. Reichardt, v. Sailer, v. Jach, Bed, Schütz, v. Lober, v. Droste-Hülshoff, Deverent, Angelmann, v. Kugelgen, v. König, v. Pangwig, v. d. Solz, v. Schlottheim, v. Globig, Sam. Hart, Zimmermann, Bendavid, Wolfarth, Kästner u. Mit diesem 10. Jahrgang ist durch unglückliche Wähe und Unopferung das erste Decennium eines Werkes geschlossen, welches das Andenken so vieler Tausende, die erst seit 1823 — 32 verstorben und noch in frischer Erinnerung sind, erhalten hat und welches der Geschichte einmal so reiche Quellen liefern wird. Von der unabsehbaren Mannichfaltigkeit dieser 10 Jahrgänge oder 20 Bände wird das Generalregister zeugen, was im Sommer 1834 erscheinen und nach 4 Abtheilungen: a) General-Register; b) Register nach Staaten und Provinzen; c) nach den Wohnorten; d) nach Stand, Amt und Beruf (bis in die speciellsten Unterabtheilungen classificirt), geordnet, zu sehr interessanten Uebersichten, Bergleichen, Resultaten und Sam-

merien führen wird. Ausführliche Berichte können von dem Verleger durch alle Buchhandlungen gratis bezogen werden.

Um Nichtbesitzern die Anschaffung des Ganzen zu erleichtern, sollen bis Ende d. J. die ersten 8 Jahrgänge (16 Bände), deren Preis eigentlich 32 Thlr. ist, auf 10 Thlr. preuß. Cour. (17 fl. 30 Kr.), wenn man sie komplet nimmt, abgegeben werden, und sind dafür durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Bei mir ist erschienen und durch jede solide Buchhandlung zu beziehen:

Unsere Nationalbildung.

Eine Rede an die deutschen Erziehungsfreunde zu Anfang des Jahres 1834.

Von

Prof. Dr. **Fr. H. Chr. Schwarz**,

Sch.-Rath, Ritter des königl. preuß. rothen Adlerordens etc.
5 $\frac{1}{2}$ Bogen, gr. 4. Velinpapier, broschirt. 15 Gr.

Was der gefeierte Rector unserer Pädagogik mit Freimuth und Unbefangenheit hier ausspricht, wird in der Brust eines jeden Vaterlandsfreundes Anklang finden; und nur mit erdhthem Interesse wird jeder Leser diese Schrift aus der Hand legen.

Georg Joachim Göschen in Leipzig.

Soeben ist in der Enslin'schen Buchhandlung (Ferd. Müller) in Berlin erschienen:

Gräber, Dr. G. W., Die Homöopathie und die homöopathische Apotheke in ihrer wahren Bedeutung dargestellt. Mit Vorrede eines Nichtarztes. Gr. 8. Brosch. 18 Gr. (22 $\frac{1}{2}$ Sgr.)

Richtige Auffassung des Standpunktes der Homöopathie zur Allopathie, schlagende Beweise, daß das Verbot des Selbstdispensirens nicht einmal gesetzlich begründet, ja für die Wissenschaft sogar, als auch für die Kranken gefährlich ist, strenge Nachweisung der Naturgesetze, welche der Homöopathie zum Grunde liegen; die leidenschaftlose Sprache; die geistvolle Vorrede und Einführung der Schrift durch einen Nichtarzt, — dies sind die Hauptmerkmale des obigen Werkes, welche ihm schon ein sehr großes Publicum gewonnen und auch fernere gewinnen werden.

Anzeige für Vorsteher von Lehranstalten.

In unterzeichneter Verlagshandlung ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vollständiger Schulatlas

der
neuesten Erdbeschreibung
mit vorzüglicher Berücksichtigung der durch historische Ereignisse merkwürdigen Orte.

In 27 colorirten Blättern. Neue Auflage.
Royal 4to. Geheftet. Preis 1 Thlr. 8 Gr., oder 2 fl. 24 Kr.

Dieser Schulatlas ist unter sorgfältiger Aufsicht eines Lehrers am groß. Gymnasium gefertigt, und zeichnet sich sowohl durch die Eleganz des Sticks, als Sauberkeit des Drucks und der Illumination vortheilhafter aus. Die Berücksichtigung der durch historische Ereignisse, als Schlachten, Friedensschlüsse merkwürdigen Orte, mit Hinzufügung der Jahreszahl, wird ihm zur besondern Empfehlung dienen. Der Preis ist nach Verhältnis der Anzahl der Karten und der äußern Ausstattung billiger als der früher erschienenen. Zum Gebrauch der Schulen im Großherzogthum Hessen wird ein Kärtchen dieses Bundesstaats, ebenso für die des Herzogthums Nassau dieses hinzuge-

geben. Statt dieser soll für andere deutsche Staaten die Karte desjenigen Landes, in dessen Schulen dieser Atlas eingeführt wird, beigelegt werden, und es bedarf nur diesfalls einer Anzeige an den Verleger, welcher dem Wunsche entsprechen wird, sobald zugleich die Bestellung für wenigstens 100 Exemplare erfolgt. Für Lehranstalten wird die Verlagshandlung bei barer Zahlung auf 10 Exempl. das 11te als Freiremplar geben. — Sämmtliche Karten werden auch einzeln à 2 Gr., oder 8 Kr. verkauft.
Darmstadt, im September 1835.

C. W. Leske.

In meinem Verlage sind erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Laczynski, C. J. M. von, Theorie der Aëronautik, oder mathematische Abhandlung über die Leitung des Aërostaten durch Ruder, Segel und comprimirte Luft. Mit Zeichnungen auf vier Blättern. Gr. 8. Prän.-Preis. 2 Thlr., Ladenpreis 3 Thlr.

— — Théorie de l'Aéronautique ou traité mathématique de direction des aérostats par moyen de rames, de voiles et d'air comprimé. Avec des figures en quatre tableaux. Gr. 8. Prän.-Preis 2 Thlr., Ladenpreis 3 Thlr.

— — Anleitung aus der bekannten Polhöhe die Abweichungen der Magnetnadel zu finden. Gr. 8. Prän.-Preis 12 Gr., Ladenpreis 20 Gr.

— — Instruction pour savoir déterminer les aberrations de l'aiguille aimantée, la hauteur polaire étant donnée. Gr. 8. Prän.-Preis 12 Gr., Ladenpreis 20 Gr.

— — Lehrbuch der ebenen Trigonometrie zum Selbstunterricht. Mit einer Steindrucktafel. Gr. 8. Prän.-Preis 16 Gr., Ladenpreis 20 Gr.

Mohrungen, im März 1834.

Schulbuchhandlung von C. L. Rautenberg.

Gelehrte und Literaturfreunde,

namentlich

Theologen, Aerzte, Juristen und Techniker
werden auf die

Literarische Zeitung,

herausgegeben von Karl Büchner,

aufmerksam gemacht, welche seit Anfang dieses Jahres, an jedem Mittwoch, einen Bogen stark, im Verlage von Duncker und Humblot in Berlin erscheint und durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen ist. — Schon oft ist gewünscht worden, eine vollständige Uebersicht der in- und ausländischen neuen Bücher möglichst frühzeitig zu erhalten, ohne weidläufiges Raisonement, jedoch mit gedrängter Angabe ihres Inhalts und Werths; ferner: — da es überhäufte Geschäfte den meisten Gelehrten nicht erlauben, die grosse Zahl der in- und ausländischen Journale sämmtlich durchzusehen, — eine Uebersicht der in denselben befindlichen Aufsätze zu haben, um danach die zu lesenden auszuwählen. — Allen diesen Wünschen und Bedürfnissen, welchen keine weder in- noch ausländische Zeitschrift bisher abhalf, genügt die oben angekündigte literarische Zeitung, deren bis jetzt erschienenen Nummern, ihrer zweckmäßigen Ausführung wegen, sich auch des aufmunternden Beifalls angesehener Gelehrten zu erfreuen hatten. — Um die allgemeine Verbreitung und den eigenthümlichen Besitz der Lit. Ztg., welcher bei ihrer Tendenz unumgänglich nöthig ist, — da sie jedem Leser schnell in die

Hände kommen und ihm als literarisches Handbuch vorbleiben soll — möglichst zu befördern, ist der Preis für den ganzen Jahrgang nur auf 1 Thlr. 16 Gr. (im Wege der Post 2 Thlr.) festgesetzt.

Auflage 15,000 Exemplare.

Wohlfeilste, schöne und gediegene musikalische **Volksschrift mit Statistiken und Abbildungen** bei Schuberth & Niemeyer erschienen:

Musik. Pfennig- & Heller-Magazin

für Pianoforte, 1ste bis 4te Lieferung (der Foliobogen zu etwa nur 4 Pf. [1 Kr.]).

Inhalt: 2 Sonatinen von Schmitt; Straus-Tänze; 2 Rondo's und 1 Polonaise von Bertini; Kalkbrenner Nocturne, 4händig; Lied von Methfessel; Variationen von Duvernoy; Rondino von Schuberth; 1 schöner Stahlstich, und endlich:

2 Pfennig-Unterhaltungsblätter zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse.

☞ Sämmtliche Compositionen in gefälligem Styl und leicht ausführbar. ☞

Die nächsten Lieferungen werden noch interessanter und reichhaltiger;

☞ 32 solcher bilden 1 Jahrgang zu 2 Thlr. 16 Gr., vierteljährlich 1 Thlr.

☞ Eleganten Pianofortespielern empfehlen wir die Original-Bibliothek à 6 Gr. das Heft mit Conversations-Lexikon anhänglich.

Als Februar sind ausgegeben:

Schedel's vollständ. allgem. Waaren-Lexikon für Kaufleute, Commissionäre, Fabrikanten, Müller und Geschäftleute, sowie für alle, welche sich in der Waarenkunde unterrichten wollen. 5te ganz umgearbeitete Aufl. mit Mehrern herausg. vom Prof. G. Linné, Erdmann u. 2te bis 4te Heftg. à 16 Gr. (1ster Bd. A.—L. Gr. 8. 48 Bog. 2 Thlr. 16 Gr.) Das ganze Werk wird im nächsten Sommer vollendet sein.

Hinrich'sche Buchhandlung.

Zur Nachricht.

Auf den Wunsch der von Herder'schen Familie, und um die Schriften Herder's möglichst zu verbreiten, haben wir die noch vorrätigen Exemplare von:

Johann Gottfried von Herder's sämmtlichen Werken in 60 Bänden, Taschenausgabe,

Velinpapier von 48 Fl. — auf 32 Fl.

und weiß Druckpapier von 32 Fl. — auf 24 Fl. herabgesetzt, wobei wir bemerken, daß diese Werke von allen soliden Buchhandlungen zu letztern Preisen zu beziehen sind; indem wir sie durch den bei Badenpreisen gewöhnlich üblichen Rabatt hierzu in Stand setzen werden.

Stuttgart und Tübingen, im Februar 1834.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Uebersetzungsanzeige.

Von dem in London erschienenen Buche:

THE PILGRIMS OF THE RHINE

BY

E. L. BULWER,

ist eine deutsche Uebersetzung von Louis Fay, unter der Presse und wird binnen drei Wochen ausgegeben.

Kachen, den 15ten März 1834.

J. A. Mayer.

Am 15ten Juni d. Jahres wird in Kiel die von dem verstorbenen Staatsrath und Professor Erarer hinterlassene, an wichtigen und seltenen Werken besonders der juristischen und classischen Literatur reiche Bibliothek öffentlich versteigert werden. Selbstge enthält unter andern eine sehr vollständige Sammlung der Quellen des römischen und kanonischen Rechts, desgleichen der geschätztesten Ausgaben römischer Schriftsteller, zum Theil mit Collationen und Anmerkungen von der Hand des berühmten Besizer. Namentlich werden Gelehrte und Buchhändler auf ein mit vielen kritischen und exegetischen Anmerkungen versehenes Exemplar des Gebauer'schen Corpus Juris und auf zwei Exemplare des Brissonus de verborum Significatione aufmerksam gemacht, in welche der Versteigerer die reichen Früchte vieljähriger Belesenheit eingetragen, was dadurch eine, dem wissenschaftlichen Standpunkte unserer Zeit entsprechende Ausgabe vorbereitet hat, zu deren Vollendung nur noch die letzte Hand angelegt zu werden braucht. Kataloge sind von den Buchhandlungen von Nethes und Besser in Hamburg, von J. G. Weigel in Leipzig, von der Hermann'schen Buchhandlung in Frankfurt a. M. und von Schmidt in Wien zu beziehen.

Conversations-Lexikon.

Achte Auflage.

Die sechste Lieferung dieses Werks ist seit mehreren Wochen ausgegeben und der Druck der siebenten bereits so weit vorgeschritten, daß sie im Laufe künftigen Monats versendet werden kann. Das Publicum hat diese achte Auflage so über jede Erwartung günstig aufgenommen, daß die ursprüngliche sehr bedeutende Auflage vervierfacht werden mußte, und hierin ist allein das etwas verzögerte Fertigwerden der bisher erschienenen Lieferungen zu suchen. Es wird alles Mögliche zur größern Beschleunigung des Druckes gethan.

Dankbar für die Theilnahme des Publicums, ist es meine angelegentlichste Sorge sein, dem Conversations-Lexikon einen immer höhern Grad von Vollkommenheit zu geben, und scheue hierbei keine Mühen und Kosten. In dieser ununterbrochenen Sorge für das Werk und in dem rechtlichen und verständigen Sinne des Publicums finde ich auch den besten Schutz gegen Beeinträchtigungen aller Art, die ich bei dem Conversations-Lexikon erfahre. Es sind neuerdings wieder mehrere Werke unter dem Namen Conversations-Lexikon angekündigt und zum Theil erschienen, aber ich habe in dieser Hinsicht nur die Bitte: zu prüfen und nicht leeren Versprechungen und täuschenden Berechnungen zu trauen.

Jede der 24 Lieferungen, aus denen die achte Auflage bestehen wird, kostet auf weißem Druckpapier 16 Gr.; auf gutem Schreibpapier 1 Thlr.; auf schönem Velinpapier 1 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, 15ten März 1834.

J. A. Brodhans.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1834. Nr. XI.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

A u s z u g

aus der Ankündigung der Vorlesungen, welche im Sommersemester 1834 auf der großh. bad. Albert-Ludwigs-Universität zu Freiburg in Breisgau vom 21. April an werden gehalten werden.

I. Theologische Fakultät.

- 1) Geistl. Rath, Domcapitular und Prof. ord. Ritter Fug: Einleitung in das Neue Testament.
- 2) Geistl. Rath und Prof. ord. Werk: Theorie der Seelsorge und Liturgik. — Katechetik.
- 3) Geistl. Rath und Prof. ord. Lubw. Buchegger: Archäologie der Hebräer. — Dogmatik in Verbindung mit Dogmengeschichte. — Examinatorium über Dogmatik.
- 4) Geistl. Rath und Prof. ord. Schreiber: Archäologie der Christen. — Moralthologie in Verbindung mit der Geschichte derselben. — Praktisches Collegium über Moral. — Allgemeine Religionslehre.
- 5) Prof. ord. (der philos. Fakultät) Wegler: Biblische Hermeneutik. — Eregetische Vorträge über den Propheten Jesaias.
- 6) Prof. extraord. Stengel: Hebräische Grammatik. — Eregetische Vorträge über den Propheten Jesaias. — Eregetische Vorträge über die Briefe des Apostels Paulus an die Thessaloniker und Philipper.
- 7) Prof. extraord. Klenker: Christliche Religions- und Kirchengeschichte, II. Theil. — Examinatorium über Kirchengeschichte.

II. Juristen Fakultät.

- 1) Geh. Rath Prof. ord. Ritter Duttlinger: Criminalrecht. — Theorie des bürgerlichen Prozesses. — Strafprozess. — Wechselrecht und Wechselprozess. — Prozessordnung in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten für das Großherzogthum Baden.
- 2) Hofr. und Prof. Birnbaum. Deutsches Staats- und Bundesrecht. — Ueber die Grundbegriffe des französischen Strafrechts und Strafverfahrens in Vergleichung mit dem englischen Rechte.
- 3) Hofr. und Prof. ord. Amann: Pandekten. — Uebungs-Collegium über Pandekten. — Examinatorium über das Kirchenrecht.
- 4) Prof. ord. Frig: Institutionen des römischen Rechts. — Aeusere Geschichte des römischen Rechts. — Innere Geschichte des römischen Rechts. — Examinatorium über römisches Erbrecht. — Deutsches Privatrecht.
- 5) Prof. ord. Baurittel: Juristische Encyclopädie. — Germanisches und bairisches Lehrecht. — Code Napoleon. — Bairisches Landrecht.
- 6) Prof. extraord. Bus: Europäisches Völkerrecht. — Polizeiwissenschaft. — Staatswirtschaft und Finanz. — Theorie der Statistik und Statistik der europäischen Bundesstaaten.
- 7) Privatdocent Dr. Müller: Pandekten. — Code Napoleon in Vergleichung mit dem römischen Recht.

III. Medicinische Fakultät.

- 1) Hofrath und Prof. ord. Beck: Operationslehre mit Uebungen an Leichen. — Ueber die Geisteskrankheiten. — Chirurgi-

sches und ophthalmologisches Praktikum. — Gerichtliche Medicin.

- 2) Hofr. und Prof. ord. Baumgärtner: Conversatorium über allgemeine Pathologie und Therapie. — Specielle Pathologie und Therapie. — Medicinisch-klinische Uebungen im Hospital. — Praktikum in der politischen Arznei.
- 3) Prof. ord. Fromherz: Chemie der organischen Körper. — Medicinische Chemie. — Arzneiwaarenkunde und Chemische Arzneimittellehre.
- 4) Prof. ord. Ant. Buchegger: Knochen- und Bänderlehre des menschlichen Körpers. — Repetitionen aus der gesammten Anatomie. — Anatomie der Sinnesorgane.
- 5) Prof. ord. Leuckart: Naturgeschichte der Thiere. — Physiologie des Menschen. — Vergleichende Osteologie.
- 6) Prof. ord. Schwörer: Theoretisch-praktische Geburtskunde. — Geburtshülfsliche Klinik.
- 7) Prof. ord. (der philosophischen Fakultät) Verleb: Encyclopädie der Naturwissenschaften und der Medicin. — Allgemeine Botanik. — Specielle Botanik mit besonderer Rücksicht auf officinelle Pflanzen. — Botanische Excursionen.
- 8) Prof. extraord. Werber: Semiotik. — Geschichte und Kritik der verschiedenen Ansichten über die Heiligsege der Natur.
- 9) Prof. extraord. Spenner: Allgemeine Botanik. — Specielle Botanik, verbunden mit botanischen Excursionen. — Praktische Anleitung zur Auffindung der Pflanzennamen nach verschiedenen Systemen und Methoden. — Angewandte Botanik.
- 10) Privatdocent Hofr. Dr. Ruppig: Einleitung zum Studium der Medicin. — Diätetik.
- 11) Privatdocent Dr. Herr: Praktische Arzneimittellehre in Verbindung mit Rezeptirkunst. — Geschichte der Medicin.

IV. Philosophische Fakultät.

- 1) Hofr. und Prof. ord. Deuber: Allgemeine Weltgeschichte. — Babische Geschichte. — Chronologie. — Ueber Pindar und Horatius.
- 2) Hofr. und Prof. ord. Buzengelger: Reine Geometrie. — Angewandte Mathematik. — Privatissima über höhere Mathematik. — Mineralogie.
- 3) Prof. ord. Zell: Ueber Cicero De republica. — Ueber Kristophanes Plutus. — Mythologie der Griechen und Römer. — Ueber Aristoteles De Mundo.
- 4) Prof. ord. Seeber: Experimentalphysik. — Physikalische Geographie und Meteorologie.
- 5) Prof. ord. Verleb: Encyclopädie und Geschichte der gesammten Naturkunde. — Allgemeine Botanik. — Specielle Botanik. — Botanische Excursionen und Demonstrationen im botanischen Garten und Uebungen im Pflanzenbestimmen.
- 6) Prof. ord. Wegler: Anfangsgründe der hebräischen Sprache. — Arabische Sprache.
- 7) Prof. ord. Wianefeld: Logik. — Metaphysik. — Philosophische Jugendlehre. — Pädagogik. — Geschichte der Philosophie.
- 8) Prof. extraord. (der medicinischen Fakultät) Werber: Geschichte der Philosophie. — Metaphysik.

- 9) Prof. am Gymnasium Dr. Baumhark: Ueber Cicero's Rede Pro Plancio. — Uebungen im griechischen Styl.
- 10) Privatdocent Dr. Reich: Allgemeine Geschichte, II. Theil: Geschichte des Mittelalters und der neuern Zeiten. — Theorie der Statistik und Statistik der deutschen Bundesstaaten. — Geschichte der deutschen Sprache und Literatur.
- 11) Privatdocent Dr. Kottels: Geschichte der Philosophie. — Metaphysik. — Ethik. — Pädagogik.
- 12) Rector Jacquot: Ueber französische Literatur. — Anfangsgründe der französischen Sprache. — Wiederholung der schwersten Regeln.
- 13) Rector Singer: Englische Sprache. — Historische Entwicklung der englischen Sprache und Poesie, und Shakespeares Macbeth. — Conversatorium. — Italienische Sprache. — Italienische Literaturgeschichte. — Ueber Analogie der occidentalschen Sprachen. — Stenographie.
- 14) Rector Posnanski: Italienische Sprache für Anfänger. — Italienische Sprache für Weitergeschrittene. — Einleitung in das Studium der italienischen Poesie. — Englische Sprache für Anfänger. — Englische Sprache für Weitergeschrittene.

Im Zeichnen und Malen unterrichten Geller und Sauer. Musikunterricht ertheilen mehrere vortreffliche Meister. Im Reiten unterrichtet der Universitäts-Stallmeister, Rittmeister v. Sillmann; im Fechten Fechtmeister Escherz; im Tanzen Tanzmeister Schidgell.

Sieben ist bei mir erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Mickiewicz (Adam),
Konrad Wallenrod. Geschichtliche Erzählung aus Litthauens und Preußens Vorzeit. Uebersetzt von A. L. Kannegeßer. Gr. 12. Auf seinem Druckpapier. Geh. 14 Gr.

Hoffmann von Fallersleben,
Gedichte. Zwei Bändchen. Gr. 12. Auf seinem Velinpapier. Geh. 3 Thlr.
Leipzig, im April 1834.

J. A. Brodhau.

Das Leben Walter Scott's.

Von dem nächst erwarteten und nächstens in London herauskommenden Werk: „The Life of Sir Walter Scott by Lockhart“ erscheint bei uns eine sehr schöne und wohlfeile Ausgabe unter folgendem Titel:

Das Leben Sir Walter Scott's

von
Lockhart.
Aus dem Englischen
von

Dr. Georg Nicolaus Bärmann.

In circa 4 bis 6 Bänden auf Patent-Velinpapier.
Subscriptionspreis 6 Groschen für den sauber gehefteten Band.

Man ist allgemein auf die Erscheinung der Biographie dieses außerordentlichen Mannes gespannt, und darf um so zuverlässiger etwas höchst Seltenes erwarten, als Lockhart der Schwiegersohn Walter Scott's ist, und unter die ausgezeichnetsten Gelehrten Englands gezählt wird.

Diese Ausgabe soll ebenso geschmackvoll ausgestattet werden, als die bei uns erschienenen und mit großem Beifall aufgenommenen Bulwer'schen Werke, deren sie in Druck, Papier und Format vollkommen gleichen wird. Sie ist daher als passendes Supplement zu unserer, sowie zu den in Stuttgart, Danzig und Gotha herausgegebenen Ausgaben von B. Scott's sämtlichen Werken besonders zu empfehlen, worauf wir die Besitzer dieser Ausgaben vorzüglich aufmerksam machen.

Der Subscriptionspreis beträgt nicht mehr als 6 Groschen (27 Kr. Rhein.) für den sauber gehefteten Band, und gilt nur bis Ende Juni d. J.

Mit dem 1sten Juli tritt der Ladenpreis, welcher 9 Groschen für den Band beträgt, unwiderruflich ein.

Die beiden ersten Bände erscheinen im Juli, die übrigen im August d. J.

Alle Buchhandlungen Deutschlands und der sächsischen Kaiserstaaten nehmen Subscription darauf an.

Zwickau, im März 1834.

Gebrüder Schumann.

Bei J. A. Mayer in Lachen ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Kleine Erzählungen

von
E. L. Bulwer, Lady Blessington und

G. G. Hall.

Uebersetzt

von

Louis Lar.

Preis 1 Thlr.

Eine anspruchlose Gabe, die Manchem nicht unwillkommen sein wird, und sich durch die Namen der Verfasser und Herausgeberinnen hinreichend selbst empfiehlt.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen: Blätter für literarische Unterhaltung. Redigirt unter Verantwortung der Verlagshandlung. Jahrgang 1834. Monat März, oder Nr. 60—90, mit 1 Beilage: Nr. 3, und 3 literarischen Anzeigen: Nr. VIII—X Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 365 Nummern (außer den Beilagen) auf gutem Druckpapier 12 Thlr. Leipzig, im April 1834.

J. A. Brodhau.

In Baumgärtner's Buchhandlung zu Leipzig ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen verschickt worden:

Die Hausthiere,

ihre Abstammung, Zähmung, Lebensweise im wilden und zahmen Zustande, ihr Nutzen und ihre Beziehung auf Künste, Gewerbe und Civilisation, nebst Beispielen und Anekdoten zur Erläuterung ihres Charakters und ihrer geistigen Fähigkeiten, sowie einer Schilderung der Sitten und Gebräuche mehrerer Nationen in Bezug auf dieselben. Nach dem Englischen bearbeitet. Mit 28 englischen Originalholzschnitten. Brosch. 231 Seiten in 8. Preis 1 Thlr.

Dieses äußerst interessante Werk enthält eine Schilderung der vierfüßigen Hausthiere und der Zwecke, die sie in dem großen Haushalte der Natur zu erfüllen bestimmt sind.

Auch ihr Zusammenhang mit den Fortschritten der Civilisation und der Künste, mit der Geschichte der Nationen und der

Eigenthümlichkeiten des Bodens und des Klimas wird nachgewiesen, die Länder, welche nur durch Bismung und Raubjagd gewisser Thierarten bewohnbar wurden, nebst den Sitten und Gebräuchen der Bewohner, in so weit sie mit der Geschichte der Hausthiere in Verbindung stehen, werden geschildert.

Der Verfasser hat aus den Beobachtungen neuerer Reisender und aus andern Quellen die neuesten Nachrichten und Entdeckungen über diesen Gegenstand gesammelt; die Stizzen sind indes keineswegs bloße Auszüge oder Zusammenstellungen, sondern zum größten Theile eigene Arbeiten, denen eine große Menge wertwürdiger Thatfachen, von welchen mehrere neu sein dürften, einverleibt wurden.

Vollständiges

TASCHENWÖRTERBUCH

der vier Hauptsprachen Europas.

Nach den besten Hülfsmitteln bearbeitet von Dr. Johann August Diezmann. Deutsch-Englisch-Französisch-Italienischer Theil. (Zweiter neu durchgesehener Abdruck.) Mit Stereotypen gedruckt. 50 Bogen in kl. 4. auf feinem Velinpapier. Brosch. 1 Thlr. 16 Gr.

Dieses Werk ist durch eine Menge günstiger Recensionen hinreichend bekannt geworden. Das schnelle Vergriffen der ersten zahlreichen Auflage ist ein neuer Beweis seines Werthes. Die Fortsetzungen davon sind unter der Presse und werden nach Kräften gefördert.

Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Bei J. A. Mayer in Kachen ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Dramatische Scenen

aus dem wirklichen Leben

von Lady Morgan.

Aus dem Englischen von Louis Kar.

Mit dem Bildnisse der Verfasserin. Zwei Bände. 8. Geh. Preis 2 Thlr.

Sämmtliche englische und ein großer Theil der französischen und deutschen Journale haben dieses interessante Werk bereits nach Verdienst gepriesen. Die ersten besonders rühmen einstimmig den Witz, die heitere Laune und die tiefe Kenntniss, mit welcher die gefeierte Verfasserin in einer Reihe von Darstellungen den Zustand Irlands, wie den der höhern englischen Gesellschaft schildert. Eine dieser Erzählungen namentlich gibt ein so charakteristisches, lebhaftes und unterhaltendes Bild Irlands, seines Volkes und seiner Beamten, daß sie nicht anders als große Theilnahme erwecken kann. Das beigegebene Portrait der Verfasserin ist von ihrer talentvollen Nichte gezeichnet und sprechend ähnlich.

Österreichisch-militairische Zeitschrift 1834.

Zweites Heft.

Dieses Heft ist soeben erschienen, und an alle Buchhandlungen versendet worden. Inhalt: I. Der Bosphorus und die Dardanellen. Mit 2 Planen. II. Geschichte der Kriegsergebnisse in Deutschland, in den letzten 4 Monaten des Jahres 1792.

(Schluß.) III. Ueber das Lager bei Laros. 1833. IV. Die Militairverfassung der Schweizerischen Eidgenossenschaft. V. Literatur: 1. Clauswitz vom Kriege. 2. Kausler's Schlachtenatlas. 3. Wobris Atlas von Europa. VI. Miscellen. Mit besonderer Beziehung auf die älteste Geschichte der Reiterei. (Fortsetzung.) VII. Fortsetzung des Chronospiegels der k. k. österreichischen Armes. VIII. Neueste Militairveränderungen.

Der Preis des Jahrgangs 1834 in 12 Heften, sowie der aller frühern Jahrgänge ist 8 Thlr. Sächsl. Wer die ganze Sammlung aller Jahrgänge von 1818 bis 1833 auf Einmal abnimmt, erhält dieselben um $\frac{1}{4}$ wohlfeiler.

Wien, den 12ten März 1834.

J. S. Heubner,
Buchhändler.

Gegen Ende des nächsten Monats erscheinen im Verlage der Unterzeichneten:

Bulwer's sämmtliche Werke.

Aus dem Englischen von Dr. G. M. Wärmann. 17ter bis 23ter Band.

Enthalten:

Paul Clifford. 4 Bde. Velinpap. Elegant Brosch. à 6 Groschen.

Die Pilger am Rhein. 3 Bde. Velinpap. Elegant brosch. à 6 Groschen.

Alle Buchhandlungen Deutschlands und der österreichischen Kaiserstaaten nehmen Bestellungen darauf an.

Ueber die erst kürzlich in London herausgekommenen Pilger am Rhein sagen englische Blätter: „So hoch auch der Name Bulwer's schon steht, dies Werk hebt ihn noch höher, denn es vereinigt mit seiner Originalität die Grazien seiner Poesie, die Geisteskraft seiner ernstern Schriften und athmet den Genius, der das Ambra und die Würze Aler ist.“

Der beliebte Roman: Eugen Kram in 4 Bänden, welcher seit einiger Zeit bei uns fehlte, ist jetzt wieder zu haben. 3 Bände, 23ter März 1834.

Gebrüder Schumann.

Neue Musikalien

im Verlage von

Fr. Hofmeister in Leipzig.

Chwatal (F. X.), Le Choeur du Marché de l'Opéra: La Muette de Portici, varié p. Pfte. à 4 Mains. Oe. 4, in C. 12 Gr.

Czorny (Ch.), Variations sur un Thème favori de l'Opera: Hans Heiling de Marschner (So wollen wir auf kurze Zeit) p. Pfte. à 4 Mains. Oe. 329, in F. 20 Gr.

Endig (C.), 6 Orgelfugen im leichtern Style. 2te Lief. d. Fugen. 12 Gr.

Favorit-Tänze (Leipziger) f. Pfte. Nr. 48, Köhler (G.) Polonaise, Walzer und Rutscher nach Melodien der Oper: Hans Heiling. 3 Gr.

Ganz (M.), Divertissement en forme d'une Fantaisie sur d'Airs allemandes nationaux p. Violoncelle av. Acc. de 2 Violons, Viola et Basse. Oe. 18, in Gm. 20 Gr.

Geissler (Ch.), Variations sur la Tyrolienne de l'Opera: Guillaume Tell de Rossini p. Pfte. Oe. 14, in A. 12 Gr.

Hiller (F.), La Danse des Fées p. Pfte. Oe. 9, in E. 8 Gr.

— La Sérénade. Prélude, Romance et Finale p. Pfte. Oe. 11, in Hm. 12 Gr.

Hünten (Fr.), Variations brillantes sur la Cavatine du Barbier de Rossini: Ecco ridente il Cielo, arr. p. Pfte. seul par A. Farenc. Oe. 17, in C. 12 Gr.

- Löwe (C.), 5 Gedichte aus Goethe's Nachlasse mit Pfte. (sämtliche Lieder, Gesänge und Balladen, Op. 9. Heft 8.) 1 Thlr.
- Malibran (Mdma.), Englisches Ma'rosenlied (Die Sonne sinkt — To sun sinks) gesungen von Mlle. Francilla Pixis m. Pfte. 4 Gr.
- Marschner (H.), Hans Helling. Romantische Oper in 3 Acten, eing. f. Pfte. zu 4 Händen von F. Stegmayer. Geh. 5 Thlr.
- — Auswahl beliebter Stücke aus der Oper: Der Tempel und die Jüdin f. Pfte. allein eingerichtet. (Jugendfreund 1ster Jahrg. Heft 4. 5.) 12 Gr.
- Pixis (J. P.), Second Caprice dramatique sur des Motifs de Ludovic de Herold et Halevy p. Pfte. Oe. 125. 16 Gr.
- Stein (C.), Die fröhlichen Wiener. Walzer f. Pfte. 6 Gr.
- Taubert (W.), Duo p. Pfte. à 4 Mains. Oe. 11, in Am. (ded. à Mdma. Henriette Voigt). 20 Gr.
- — 6 deutsche Lieder mit Begl. d. Pfte. Op. 12. 10 Gr.
- Wolfram (J.), Das Pathengeschick. 3 Gesänge m. Pfte. 4te Liedersammlung. 8 Gr.

Durch alle Buchhandlungen ist von mir zu beziehen:

Encyclopädie der Freimaurerei,

nebst Nachrichten über die damit in wirklicher oder vorgeblicher Beziehung stehenden geheimen Verbindungen, von C. Lenning. Durchgesehen, und, mit Zusätzen vermehrt, herausgegeben von einem Sachkundigen.

Drei Bände. 1822 — 23. Gr. 8.

Früherer Preis 9 Thlr. 12 Gr., jetzt fünf Thaler. Leipzig, im April 1854.

F. A. Brodhäus.

Soeben ist erschienen und an alle Buchhandlungen verschickt worden:

Walterische Reise um die Welt.

Eine geordnete Zusammenstellung des Wissenswerthen von den Entdeckungreisen eines

Byron, Wallis, Carteret, Bougainville, Cook, Lapérouse, Vancouver, d'Entrecasteaux, Baudin, Freycinet, Duperry, Krusenstern, Rogebue, Beechey, Dumont d'Urville, Laplace &c. &c.,

verfaßt von einer Gesellschaft Reisender und Gelehrter unter der Leitung

des Herrn Dumont d'Urville.

Deutsch mit Anmerkungen und Zusätzen von Dr. A. Diezmann.

Mit 500 Abbildungen. 2te Lieferung mit 16 Abbildungen à 6 Groschen.

In diesem Hefte sind folgende Abbildungen enthalten: Die Insel Trinidad. Wallische. — Riehe von Rio Janeiro. — Jagd des wilden Pferdes. — Jagd der Kettgänse. — Das Tafelgebirge und die Capstadt. — Straße in der Capstadt. — Ein Sturm auf der Nadelbank. — Tottentollen. — Port Louis. — Riehe von Pampelmouffes. — Resnil. Fluß. — Zuckerplantage. — St. Denis auf der Insel Bourbon. — Der Kieselfluß. — Ausschiffungsplatz zu St. Denis. — Madegassen im Jahre 1656.

Bei Leopold Boss in Leipzig ist soeben erschienen: Lenz, R., Bericht über eine im asiatischen Museum der k. Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg deponirte Sammlung Sanskrit-Manuscripte. Gr. 8. St. Petersburg, 1833. 2 Gr.

Memoires de l'Académie Impériale des sciences de St. Petersburg. 6me Série. Sciences mathématiques, physiques et naturelles. Tome II. Livr. 6me avec 2 planches. Gr. in 4. St. Petersburg, 1833. Prix du volume complet. 6 Thlr. 18 Gr.

Eben ist verlanft:

Dr. S. F. W. Hoffmann, Die Alterthums-wissenschaft. Ein Lehr- und Handbuch für Schüler höherer Gymnasialclassen und für Studierende bearbeitet. In drei Lieferungen mit 16 Kupfertafeln von Prof. Ant. Krüger. 1ste Lief. (15 Bog. im grössten 8. mit 6 Kupfert.) Geh. 1834. 1 Thlr. 6 Gr.; Schreibp. 1 Thlr. 16 Gr.

Der Zweck dieses Buches ist die Alterthumsstudien besondern zu heissen, durch Belehrung, vermittelt einer zusammenhängenden und dem jetzigen Stande der A.-Wissenschaft angemessenen und zugleich anregenden Darstellung ihrer Haupttheile in Beziehung auf das Ganze und auf den Zusammenhang unter sich, sowie durch Anschauung vermittelt der beigelegten Abbildungen. Hierin liegt zugleich das unterscheidende im Vergleich mit den übrigen derartigen Werken. — Die 2te und 3te Lief. von gleichem Umfange werden möglichst bald folgen.

Leipzig, den 15ten Febr. 1854.

Hirrich'sche Buchhandlung.

Zur Nachricht.

In dem soeben erschienenen 1sten Hefte des fünften Bandes vom Archiv für die neueste Gesetzgebung aller deutschen Staaten im Vereine mit den angesehensten Publicisten herausgegeben von Alexander Müller, sind neben andern höchst wichtigen Wahrheiten im Fache der Gesetzgebung die Verhältnisse der Israeliten auf eine ebenso anziehende als belehrende Weise zur Sprache gebracht worden.

Für die in das bürgerliche Interesse so eingreifende Frage darf eine völlige Gleichstellung in staatsbürgerlichen Rechten sämtlichen Juden schon jetzt bewilligt werden, wird ein lebendiges wahres und treues Bild des Judenthums nach seinen tief verschlungenen Wurzeln entworfen.

Bei allen Buchhandlungen Deutschlands sind Exemplare zu 2 Fl. 30 Kr. zu haben.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Conversations-Lexikon

der

neuesten Zeit und Literatur. Sechszwanzigster und siebenundzwanzigster Hest.

Smidt bis Colonia.

Auf weißem Druckpapier 12 Gr.

Auf gutem Schreibpapier 16 Gr.

Auf extrafeinem Velinpapier 1 Thlr. 6 Gr. Leipzig, 15ten März 1854.

F. A. Brodhäus.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1834. Nr. XII.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung, beigelegt, oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Seite 2 Gr.

Sämmtliche Schriften

von

Johanna Schopenhauer.

Wohlfeile Ausgabe.

24 Bände in Taschenformat mit dem Bildniß der Verfasserin.

Die geistige Bildung unserer Nation geht mit Riesenschritten voran und durchbringt alle Stände. Das intellectuelle Leben spricht die Theilnahme der deutschen Frauen mehr als je an. Besser, gedeiblicher läßt es sich aber nicht fördern, als wenn edle Frauen die Vermittlerinnen der geistigen Fortschritte bei dem weiblichen Geschlechte werden. Durch ihre hohe Bildung, durch ihr vielseitiges Wissen, durch ihre reiche Lebenserfahrung, durch ihr sittliches Streben, durch ihren feinen, ächt weiblichen Tact, durch ihr Darstellungstalent und ihre Sprachgewandtheit steht Johanna Schopenhauer vor allen andern ausgezeichnet da. Ihr Name wird von unsern berühmtesten Zeitgenossen mit hoher Achtung genannt; ihre Schriften umfassen die angesehensten Zweige der Kunst und des Wissens.

Diese ausgedehntere Verbreitung der Werke einer so geistvollen Schriftstellerin, welche mit einer wahren Meisterhaft zu unterhalten und zugleich zu belehren, den Geist zu kräftigen, das sittliche Gefühl zu erheben, und namentlich die erhabene Bestimmung der Frauen im schönsten Licht zu zeigen weiß, nach Kräften zu fördern, hat die Verlagsbandlung zu einer wohlfeilen Ausgabe ihrer Schriften veranlaßt. Dieselbe schmeichelt sich einem Bedürfniß unserer Zeit zu genügen, indem sie den deutschen Frauen und Mädchen Gelegenheit bietet, diese Schriften, welche in keiner Damenbibliothek fehlen dürfen, für einen geringen Preis anzukaufen.

Bieten wir gleich die wohlfeilste Taschenausgabe aller bis jetzt erschienenen deutschen Classiker, so wird dieselbe doch vor allen übrigen sich durch Eleganz auszeichnen und so dem würdigen Namen der Verfasserin und dem Geschmacke derer zumal, für welche diese Schriften zunächst bestimmt sind, vollkommen entsprechen.

Das Ganze, auf schönes Papier gedruckt und geheftet, erscheint in vier Lieferungen, jede zu sechs Bänden. Jede Lieferung kostet auf Druckpapier 2 Thlr., auf Weinpapier 3 Thlr.

Um dem Publicum eine Uebersicht der Vielseitigkeit und Mannichfaltigkeit der Schriftstellerischen Leistungen der

berühmten Verfasserin zu geben, theilen wir hier den Inhalt der verschiedenen Lieferungen mit.

I. Lieferung. Band 1, 2, 3, 7, 8 und 9, enthaltend: Fernow's Leben. 2 Theile. — Ausflug an den Rhein. — Gabrielle. Novelle in 3 Theilen.

II. Lieferung. Band 4, 5, 6, 10, 11 und 12, enthaltend: Johann van Eyck und seine Nachfolger. 2 Theile. — Die Jahreszeiten. Novelle. — Sidonia. Novelle in 3 Theilen.

III. Lieferung. Band 13, 14, 15, 16, 19 und 20, enthaltend: Die Lante. Novelle in 2 Theilen. — Reise durch England und Schottland. 2 Theile. — Kleinere Novellen und Erzählungen. 2 Theile.

IV. Lieferung. Band 17, 18, 21, 22, 23 und 24, enthaltend: Reise von Paris durch das südliche Frankreich bis Chamouni. 2 Theile. — Kleinere Novellen und Erzählungen. 4 Theile.

Die erste Lieferung ist bereits erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben. Zugleich sind die nöthigen Anstalten getroffen, daß alle drei Monate eine Lieferung bestimmt erscheint, sodas am Schlusse des Jahres 1834 das ganze Werk in den Händen des Publicums ist.

J. D. Sauerländer.

In meinem Verlage sind erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Für Reisende nach Italien und England.

Reisebaur (Johann Ferdinand), Handbuch für Reisende in Italien. Zweite, sehr verbesserte Auflage. 1833. Gr. 8. Cart. 2 Thlr. 16 Gr.

Dessen Handbuch für Reisende in England. 1829. Gr. 8. Cart. 2 Thlr. 16 Gr.

Brun (Friederike, geb. Münter), Römisches Leben. Zwei Theile. Mit den Ansichten der Villa di Malta und der Kapelle von St. Peter und Paul. 1833. 8. Geh. 3 Thlr. 18 Gr.

Friedländer (Hermann), Ansichten von Italien während einer Reise in den Jahren von 1815 und 1816. Zwei Theile. 1818—20. 8. Cart. 3 Thlr. 12 Gr.

Hase (Heinrich), Nachweisungen für Reisende in Italien, in Bezug auf Oertlichkeit, Ackerthümer, Kunst und Wissenschaft. Mit 1 Tl. Kupfer. 1824. 8. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Müller (Christian), Roms Campagna in Beziehung auf alte Geschichte, Dichtung und Kunst. Zwei Theile. Nebst einer Karte der Campagna. 1824. Gr. 8. 4 Thlr.

Dumort (Joh. Gottlob von), Streifereien im Gebiete der Kunst auf einer Reise von Leipzig nach Italien im Jahre 1813. Drei Theile. 1819. 8. Cart. 3 Thlr.

Rumohr (C. F. von), Drei Reisen nach Italien. Erläuterungen. 1832. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Schopenhauer (Johanna), Reise durch England und Schottland. Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage. Zwei Bände. 1826. 8. 4 Thlr.

Für Badereisende.

Brensig (Friedrich Ludwig), Ueber den Gebrauch des natürlichen und künstlichen Mineralwässer von Karlsbad, Embs, Marienbad, Eger, Pyrmont und Spaa. Zweite verbesserte Auflage. 1828. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Dasselbe in französischer Sprache unter dem Titel: De l'usage des eaux minérales naturelles et artificielles de Karlsbad, Embs, Marienbad, Eger, Pyrmont et Spa. Ouvrage traduit de l'allemand, sur la seconde édition revue et corrigée. 1829. Gr. 12. 1 Thlr. 12 Gr.

Mosch (Karl Friedrich), Die Bäder und Heilbrunnen Deutschlands und der Schweiz. Ein Taschenbuch für Brunnens- und Badereisende. Zwei Theile. Mit 50 landschaftlichen Ansichten und 1 Karte. 1824. 8. Cart. Früherer Preis 5 Thlr. 8 Gr., jetzt 2 Thlr. 12 Gr. Ohne Kupfer, aber mit der Karte; früherer Preis 3 Thlr., jetzt 1 Thlr. 12 Gr. Leipzig, im April 1834.

J. A. Brochhaus.

Bei J. A. Mayer in Aachen ist fordern ersühen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Pilgrime am Rhein.

Von **E. T. Sulzer**, Verfasser von *Wittem, Eugens Nam, England und die Engländer* u. u.

Aus dem Englischen von **Louis Las.**

Auch unter dem Titel: **E. T. Sulzer's päpstliche Werke.**

Zwei Bände. 8. Geh. Preis 2 Thlr., oder 3 fl. 35 Kr.

Englische Blätter sagen darüber so hoch der Name Sulzer's. Ich, dies Werk hebt ihn noch höher, denn es vorri-

nigt mit seiner Originalität die Grazien seines Vorfe, sein reiche Phantasie, die Originalität seiner eifrigen Schriften und atmet dem Senius, der die Würge alle ist.

Durch alle Buchhandlungen ist zu haben:

Papst Alexander VI.
und sein Sohn
der Cardinal Cäsar Borgia
die beiden größten Missethäter ihrer Zeit.
Von **J. G. P. Siennet.**
2 Bände. 2 Thlr.

G a l l e r i e
gottloser Statthalter Christi auf Erden.
1ster und 2ter Band. 2 Thlr.
Lit. Museum in Leipzig.

Erstausg. ist bei H. G. Schönewald in Dresden erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die philosophische Geheimlehre
der Unsterblichkeit
des menschlichen Individuums
vom Prof. **C. H. Weiße.**
(Nebst zwei Anhängen zur Rechtfertigung gegen Herrn Dr. Fr. Richter u. Magdeburg, Verf. der Lehre von den letzten Dingen.) 8. 6 Bog Klein. Broch. 12 Gr.

Subscriptionsanzeige.

In der unterzeichneten Buchhandlung erscheint:
Die Lebensgeschichte
des
großen Königs Friedrich von Preußen.
Ein Buch für Jedermann
von
Dr. J. D. C. Preuß,
Verfasser des berühmten Werks über denselben Gegenstand.

Wen vielen Seiten aufgeführt, hat sich der Herr Verfasser entschlossen, unter obigem Titel ein Werk herauszugeben, welches in 2 Bänden wesentlich alles enthalten soll, was sich in dem größern Werke findet, so jedoch, daß dem oben angegebenen Zweck gemäß, einzelne Theile der spätern Theile, z. B. die Jugendgeschichte, der siebenjährige Krieg, die Art der Regierung; Potent in großen Vollständigkeit wieder abgehandelt, andere jedoch enger zusammen gezogen und einander abgehandelt werden.

Der Druck dieses Buches hat bereits begonnen und wird längstens die nächsten d. M. beendigt sein. Das Ganze wird ungefähr 60 Bogen in gr. 8. Raat werden, für jeden Band 25 Bogen.

Um es für Jedermann zugänglicher zu machen, laden wir hierdurch zur Subscription ein und zwar so, daß wer sich bis zum Ende September d. J. unterzeichnet, das Buch für einen Subscriptionspreis erhält, welcher nicht 3 Thlr. erreicht; der nachherige Ladenpreis wird nur ein Drittel höher sein.

Jede gute Buchhandlung nimmt hierauf Anzeigungen an und ist in den Stand gesetzt, auf Verlangen eine vollständige Anzeige dieses Buches gratis vorzulegen.

Berlin, im März 1834.

W. A. G. Buchhandlung.

Bei F. A. Mayer in Xachen ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Geschichte des Hauses Nassau-Oranien.

Von
Prof. Dr. Ernst Münch,
k. württemb. Geheimen Hofrath, Bibliothekar Sr. M. des Königs,
des k. niederl. Admoralens Ritter u. z.

Dritter Band.
Gr. 8. 370 S. mit 16 genealogischen Tabellen.
Preis auf weißem Druckpapier 2 Thlr.; Bellsapapier 3 Thlr.

Mit Vergnügen theilen wir hier den mit Ungeduld erwarteten dritten Band dieses bedeutenden Werkes mit. Durchpätete Sendung von Materialien aus Holland trug an der langem Verzögerung Schuld. Uebrig die Trefflichkeit dieses Unternehmens haben sich alle Stimmen von Gewicht bereits zur Sendung ausgesprochen, und wir fügen nur hinzu, daß mit fortwährendem Stoffe auch die Behandlung desselben noch immer an Interesse zunimmt.

Anna von Este

und ihre Töchter:

Anna von Ouse, Lucretia von Urbino und
Eleonore von Este.

Von
Ernst Münch.

Zweiter Band.

Gr. 8. 280 Seiten. Preis 1 Thlr. 8 Gr.

Erster konnte erst nach beinahe zwölfjährigem Zwischenraume dieser zweite Band dem ersten folgen. Der Beifall, welchen dieser gefunden, wird durch die vielen interessanten Documente, welche dem letzten Theile beizugeben sind, namentlich durch mehrere bisher unbekante Gedichte Tasso's, nur erhöht werden.

Soeben ist bei mir erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Suhlmann (Carl Dietrich),
Staatsverfassung der Israeliten. Gr. 8. 14½ Bogen
auf gutem Druckpapier. 1 Thlr.
Leipzig, im April 1834.

G. A. Brodhaus.

Bei mir ist erschienen und durch jede solche Buchhandlung zu beziehen:

Der Staat und der Landbau
Beiträge zur Agrikulturpolitik

von
Prof. Friedrich Gulau.

Gr. 8. 15½ Bogen, weiß Druckpapier 1 Thlr.

Statt jeder Empfehlung mache ich dies auf den Inhalt dieses interessanten Werkes aufmerksam. Derselbe besteht in:

1. Der volks- und hauswirthschaftliche Werth des Landbaues.
 2. Die Disambirationfrage.
 3. Die Domänen.
 4. Gemeinheitsabtheilung.
 5. Die Kirche, der Adel, und das Lehnenwesen in ihrem Einfluß auf den Landbau.
 6. Die Zehnten.
 7. Frohnen und Dienbarkeitkeiten.
 8. Die Zusammenlegung der Güter.
 9. Schlußwort.
- Georg Joachim Göschen in Leipzig.

Specialkarte

vom

Regierungsbezirk Magdeburg.
2 Blätter im größten Kartensystem.
Gezeichnet und herausgegeben von E. v. Seydlitz
und J. Blume.

Die im Verlage der unterzeichneten Buchhandlung erschienene Karte vom Regierungsbezirk Magdeburg in zwei Blättern ist in mehrern tausend Exemplaren bei Behörden und Geschäftsmännern verbreitet, und hat wegen ihres großen Maßstabes und der außerordentlichen Deutlichkeit des Stiches seit vor ähnlichen Unternehmungen den Vorrang behauptet. Es bedarf daher keiner besondern Anpreisung, um dieselbe zu empfehlen, da sich jeder Kenner überall durch eigene Ansicht von ihrer vorzüglichen Brauchbarkeit selbst überzeugen kann. Der Concurrentpreis wegen ist der bisherige Ladenpreis von 1 Thlr. 15 Sgr. für beide Blätter auf 1 Thlr. herabgesetzt.

Arabische Buch-, Kunst- und
Verlagshandlung.

Anzeiger für Kunde des deutschen Mittelalters.
Herausgegeben unter freier allgemeiner Mitwirkung von H. Frh. v. Ruffsch und Prof. Wone.
Mittler Jahrgang. 1834. Gr. 4. Fein Druckverm.
2 H. 54 Kr., oder 1 Thlr. 16 Gr.

Nöthig wegen mancher neuen Einrichtungen, besonders wegen Veränderung des Druckorts das Erscheinen der ersten Hefen für dieses Jahr, sowie der letzten für voriges etwas verzögert wurde, so wird doch von jetzt an keine Unterbrechung mehr Statt finden, und die Freunde deutscher Geschichte, Kunst und Alterthumskunde werden sich nicht nur über das Eintreten des rühmlichst bekannten Herrn Professor Wone in die Redaction, sondern auch über die zweckmäßige neue Gestaltung und bedeutende Erweiterung des Werkes zu erfreuen haben.

Kärnberg, im März 1834.

Die Kiegel und Wiefner'sche
Buchhandlung.

Durch alle Buchhandlungen ist von mir zu beziehen:
Alphabetische Naamlijst van boeken, plaatwerken enz. welke sedert het jaar 1790 tot en met 1833 in ons Nederland zijn uitgekomen. Een deel en Supplement 4. compleet n. 10 Thlr.

Die in diesem Katalog verzeichneten Werke liefere ich auf feste Bestellung in kurzer Zeit nach Leipzig, und bitte ich also die Freunde der holländischen Nationalliteratur sich an ihren gewöhnlichen Buchhändler zu wenden, der die verlangten Artikel von mir beziehen kann.

Amsterdam, April 1834.

J. H. Laarman.

Paris und seine Umgebungen, eine Sammlung von Stahlstichen nach Originalzeichnungen von A. Pigis, ausgeführt durch die bedeutendsten Künstler Englands, mit erklärendem Text in deutscher Sprache.
Roy. 4. 4 Stahlstiche p. Heft, 5 Gr. Sächs.
(6½ Sgr.)

Einige wenige Exempl. in imp. 4to, die Stahlstiche auf chinesischem Papier k 10 Gr. Sächs. (12½ Sgr.)

Von allen Städten Europas ist wohl Paris den Deutschen am interessantesten. Sehr viele haben Gelegenheit gehabt es zu sehen, und die Ereignisse der letzten Jahre knüpfen fast alle politische Erinnerungen an diese Stadt, ihre Monumente und Umgebungen. Unsere Sammlung wird

demnach gewiss einem grossen Publicum angenehm sein — durch Darstellung interessanter Scenen, durch den Plan der Stadt — sowie durch einen der Umgebungen, wird sie zur Erläuterung der neuen Weltbegebenheiten „anschauliche“ Materialien liefern. Nur die Hoffnung auf einen sehr bedeutenden Absatz veranlasste mich, den Preis dieses Prachtwerkes so billig zu stellen — 4 Stahlstiche um 5 Gr. 1 — und ich lade demnach zur Subscription (ohne Vorauszahlung) ergebenst ein; alle solide Buchhandlungen werden dieselbe gern annehmen. Nach dem Erscheinen des 12ten Hefts (im Juni d. J.) tritt der Ladenpreis von 8 Gr. pro Heft ein. Das Werk wird in 28 Heften vollständig sein.

Jetzt complet in 50 Nummern à 6 Gr. (7½ Sgr.) oder in 2 Theilen. Royal 8., elegant gebunden, Goldschnitt, mit 102 Stahlstichen, Preis 15 Thlr. 20 Sgr.:

Malerische Ansichten von Italien, der Schweiz und Tyrol,

nach Originalzeichnungen von *Harding, Prout* und *Stanfeld*, in Stahl gestochen von den vorzüglichsten Künstlern Englands.

Allen den, welche jene Gegenden besucht haben, ein treffliches „Souvenir“ — Allen Reisenden ein treuer Wegweiser zu den Schönheiten der Natur und Kunst.

Berlin. A. Asher.

Bei J. X. Mayer in Kachen ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Godolphin,

oder
der Schwur.

Nach
der zweiten Auflage des englischen Originals
übersezt

von
Louis Car.

Drei Bände. 8. Brotschr. Preis 5 Thlr. 12 Gr.

Ein Theil des englischen Publicums hat diesen Roman *Drn. Bulwer*, der wegen der vielen darin-berührten politischen Verhältnisse, sich hier nicht als Verfasser bekennen wollte, ein anderer *Drn. d'Israeli* zugeschrieben. Wer auch der wahre Verfasser sei, daß man das Werk allgemein einem der beiden berühmtesten Schriftsteller Englands zuschreibt, beweist für dessen Trefflichkeit. Eine geistreiche Schilderung der englischen Aristokratie und englischen Politik, eine interessante Intrigue, tiefe Auffassung des Lebens, glänzende Charakteristik und humoristische Darstellung machen diesen Roman zu einer ebenso ge-
biegenen als unterhaltenden Lectüre.

Bei Karl Schumann in Schneeberg ist erschienen und durch alle solide Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

W. Shakspeare's sämtliche Werke in Einem Bande, in zwei Abtheilungen. Im Verein mit mehreren übersezt und herausgegeben von Julius Körner. Erste Abtheilung. Auf Maschinen-Patentpapier. Subscriptionspreis des ganzen Werkes 6 Thlr. 12 Gr.; nach dem Erscheinen der 2ten Abtheilung tritt der Ladenpreis von 7 Thlr. 8 Gr. ein.

Hiermit erscheint die 1te Abtheilung der Werke des größten dramatischen Dichters aller Zeiten: des Dichters, zu dessen reicher, hoher Eigenthümlichkeit ein Lessing, ein Goethe, ein Schiller mit Bewunderung empor blickten; des Dichters, aus welchem in so vielen vorzüglichen schätzenswerthen Erzeugnissen der neuern Zeit unzählige Anklänge und Anspielungen sich

finden. So ist es z. B. unmöglich, die allgelesenen Werke des großen Unbekannten ohne tiefere Bekanntschaft mit *Shakspeare* in so manchen jarten Färbungen und Bezugsungen zu verstehen. Unter allen Büchern aber, welche den unachahmlichen Briten außerhalb seines Vaterlandes zumeist zu wärzigen wärzen, haben und stehen die Deutschen oben an; deshalb verspricht sich der Verleger den Beifall aller Gebildeten der deutschen Nation, indem er denselben diese neue Uebersetzung in 1 Bande darbietet. Nächst dem Werthe der Uebersetzung ist auf höchste Eleganz in Druck und Papier vorzüglich Rücksicht genommen worden. Das Bildniß des Dichters mit einem Facsimile wird diese Ausgabe schmücken. Die 2te Abtheilung erscheint noch vor der Erscheinung.

Bei E. W. Leske in Darmstadt ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Joh. Glaubreg (Advokat, Anwalt, Mitglied der 2ten Kammer der Ständeversammlung des Groß. Hesses im Jahr 1833), über die gesetzlichen Garantien der persönlichen Freiheit. Ein Beitrag zur Kenntniß der französischen Gesetzgebung in deutschen Staaten. 8. Geh. Preis 45 Kr., oder 10 Gr.

Bei J. X. Mayer in Kachen ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Geschichte der Revolutionen

des
spanischen Amerikas
von 1808 bis 1823.

3 weitere Theile,
von 1814 bis 1823,

von
L. p. Driften, von Schepeler.

X. u. d. Z.
Geschichte der spanischen Monarchie.

Vierter Theil.
Gr. 8. 32 Bogen. Geh. Preis 2 Thlr. 16 Gr.

Das allgemeine Interesse ist jetzt zu sehr auf Spanien, und auch auf seine Verhältnisse zu dessen ehemaligen Colonien gerichtet, als daß dies umfänglich und gründlich gearbeitete Werk nicht die allgemeinste Aufmerksamkeit erregen sollte. Für Jedem, der die Geschichte dieser Länder studiren will, ist dieses Buch unentbehrlich.

Durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes ist gratis zu erhalten:

Verzeichniß interessanter und wichtiger Schriften aus dem Verlage von F. A. Brodhause in Leipzig, welche bei einer Auswahl im Betrage von mindestens 30 Thalern für zwei Drittel, von 50 Thalern für drei Fünftel, von 100 Thalern für die Hälfte des Ladenpreises erlassen werden. Nebst einem Anhange, diejenigen Schriften enthaltend, welche auch einzeln zu herabgesetzten Preisen zu haben sind. (24 Bogen stark.)

Dem Publicum wird die Durchsicht dieses Verzeichnisses ganz besonders empfohlen; die ungewöhnlichen Vortheile, die darin geboten werden, gelten nur bis Ende December 1834.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften)

1834. Nr. XIII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften; *Blätter für literarische Unterhaltung*, *3fl.* sowie der *Allgemeinen medicinischen Zeitung*, beigelegt oder beigelegt, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Sorben ist rezipieren und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen.

Bilder-Conversations-Lexikon für das deutsche Volk.

Ein Handbuch

zur Verbesserung
gemeinnütziger Kenntnisse und zur Unterhaltung.
In alphabetischer Ordnung.

Mit bildlichen Darstellungen und Landkarten.

In vier Bänden in Quartformat. Auf schönem weißen
Druckpapier mit grober Schrift.

Ausgegeben in einzelnen Lieferungen von 8 Bo-
gen, deren jede im Subscr.-Preise 6 Gr. kostet.

Ersten Bandes erste Lieferung. Bogen 1—8,
Narhen bis Amürang.

mit den Holzschnitten:

das Rathhaus zu Aachen; das Grabmal Adalards und
Heloisens; das Abendmahl, nach Leonardo da Vinci;
Abraham a Santa Clara; die Rhebe von Abkir;
der Achat; der Schild des Achilles; John Adams; der
Zunderhut im Abersbacher Felsenwalde; der Steig-
eiler; das adriatische Meer nebst Küste; der Drang-
Ugang, zwei Weertagen und der Hundskopfsaffe; der
Koffenbrodbaum und dessen Blatt, Blüte und Frucht; die
Agave und deren Blüte; Agrippa von Nettesheim;
die Obeliskten bei Kuror in Agypten; das Geburtshaus Na-
polons in Ajaccio; Herzog Albon in Albanien; der
Albatros; Alfons Albuquerque; Kaiser Alexander I.
und die Alexanderhäute; der Hafen von Alexandria;
Herzog Alexius von Anhalt-Bernburg; Alfieri; mehre
Eigenarten; das Thor der Gerechtigkeit und der Löwenaal
in Alhambra; Ali Pascha von Janina; der All; die
Ala von Solfotora und der Blütenstengel derselben
und der

in Kupfer gestochenen Karten von Afrika und Agypten.

Das Bilder-Conversations-Lexikon ist bestimmt für alle
Classen des gesammten deutschen Volkes; mit Uebergehung alles
Strenghissenschaftlichen und dessen, was nicht für die Gesammt-
heit beachtungswürdig erscheint, verbreitet es sich in allgemein
faßlicher, populärer Darstellung über alle im gewöhnlichen Le-
ben vorkommenden Gegenstände und sucht durch ausführliche
Behandlung des Nützlichsten und Wissenswerthesten zu belehren,
durch Hervorheben des Interessanten aber zugleich zu unterhal-
ten. Für beide Zwecke dienen auch die bildlichen
Darstellungen, namentlich die beigelegten Land-
karten, durch welche sich dieses Werk von allen ähnlichen Un-
ternehmungen des In- und Auslandes unterscheidet, und sein
Nutzen bedeutend erhöht wird.

Den Hefungen, welche das Publikum an ein solches Werk
zu machen berechtigt ist, möglichst zu genügen, ist das unab-
lässige Bestreben sowohl der Verlagshandlung, welche hierbei
keine Mühe und Kosten scheut, wie der Redaction; in wie weit
aber beiden dieses gelungen sei, mag das Urtheil der Leser ent-
scheiden, welche die Schwierigkeiten nicht übersehen werden, die
bei der Herstellung dieses Werkes, theils in Hinsicht der Dar-
stellungsweise, theils und insbesondere hinsichtlich der artistischen
Ausstattung zu überwinden sind.

Das ganze Werk wird aus vier starken Bänden bestehen
und demselben zur größern Zweckdienlichkeit am Schluß ein
alphabetisches Inhaltsverzeichnis beigegeben werden, was um
so nöthiger sein dürfte, da keine, nur wortklärende und des-
halb trockene Artikel nicht im Plane des Werkes liegen, sondern
eine Menge Gegenstände beiläufig in größern Artikeln erörtert
werden. Um jedoch im Voraus die Leser in Kenntniß zu setzen,
wo wichtigere Artikel, die aber unter verschiedenen Namen ge-
sucht werden könnten, zu finden seien, sollen auf dem Um-
schlag einer jeden Lieferung in dem Artikelverzeichnis auch die
Verweisungen angegeben werden.

Da die nöthigen Einrichtungen nunmehr getroffen und die
größten Schwierigkeiten beseitigt sind, so werden die einzelnen
Lieferungen so rasch, als es nur immer die Sorgfalt, welche
dieses Werk erheischt, gestattet, in Zwischenräumen von vier bis
sechs Wochen aneinander folgen.

Leipzig, am 6. Mai 1834.

F. A. Brockhaus.

Warnung.

Als im Jahr 1826 der verehrte großherzoglich säch-
sische Staatsminister und Geheimrath von Goethe eine
Ausgabe seiner sämmtlichen Werke durch die F. G. Co-
ta'sche Verlagshandlung veranstaltete, wurden demselben
für sich und seine Erben von sämmtlichen hohen Staats-
regierungen des Durchlauchtigsten Deutschen Bundes die ge-
messenen Privilegien gegen den Nachdruck gedachter
Werke, sei er inner- oder außerhalb der deutschen Lande
angefertigt, ertheilt und darinnen auch jede Verbreitung
eines solchen Nachdrucks mit Konfiskation und namhaften
Geldstrafen bedroht.

Die Unterzeichneten sind unterrichtet, daß neuerdings
in der Schweiz und an andern Orten ein Nachdruck der
Goethe'schen Werke erschienen solle, und daß dessen
Verbreitung auch in Deutschland mit allen erfindlichen
Mitteln aufs Rechtswidrigste versucht wird. Sie finden
sich daher veranlaßt, alle rechtlich gesinnten Privaten, ins-
besondere aber alle deutschen Buchhandlungen vor dem
Ankauf, dem Verkauf, oder der sonstigen Verbreitung je-
nes schändlichen Nachdrucks öffentlich zu warnen, in-
dem sie im ersten Vertrauen auf die Gerechtigkeit der
deutschen Gerichtshöfe und aller sonst kompetenten Behör-

ben, Alles aufzuheben werden, um den durch die höchsten Privilegien ihnen zugesicherten Rechtsschutz geltend zu machen.

Wien und Stuttgart, den 21sten April 1834.
Die Altersvormünder der von Goethe'schen Anstalt:
v. Wabungen. G. Büttner.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bilder aus Schwaben.

Wie Willibald Alexis in den wienener Bildern das Leben und Treiben der deutschen Kaiserstadt, führt der Verfasser das nachfolgende, forden bei und erscheinenden Wertes, dem Leser Kahlens auf einem andern nicht weniger interessanten Theile Süddeutschlands vor:

Bilder aus Schwaben, von August Zoller. 8. Broch. 2 Fl., oder 1 Thlr. 6 Gr.
Alle Buchhandlungen haben das Werk von uns erhalten.
Stuttgart, im April 1834.
Hallberger'sche Verlagehandlung.

In der Carl Gerold'schen Buchhandlung in Wien ist eben erschienen und an alle Buchhandlungen Deutschlands versandt:

Jahrbücher der Literatur.

Fünf und sechzigster Band.
Drei
1834.

Januar. Februar. März.
Inhalt.

- Art. I) 1) Della colonia dei Genovesi in Galata libri sei di Lodovico Sauli. Torino 1831.
2) Ταρσοξ ou recherches sur l'histoire et les antiquités des pécheries de la Russie méridionale. Pétersbourg 1832.
3) Notes statistiques sur le littoral de la mer noire relatives à la géographie, à la population, à la navigation et au commerce, par le Cto. L. S. Vienne 1832.
4) Memoria sulle colonie del mar nero nei secoli di mezzo. Vom selben Verfasser, wie das vorhergehende und nachfolgende.
5) Notes sur les provinces russes au-delà du Caucase, écrites dans les années 1823 et 1824 par le Capto L. Serristori. Odessa 1829.
II. On the Economy of Machinery and Manufactures. By C. Babbage. Esq. (Ueber Maschinen und Fabriken: von C. Babbage). Third Edition. London 1832.
III. 1) Annals and antiquities of Rajast'han or the central and western Rajpoot states of India, by Lieutenant-Colonel James Tod. London 1822.
2) Fischer's drawing room Scrap-Book 1834, by L. E. L. London 1835.
3) The Oriental Annual, or Scenes in India, comprising twenty-five engravings from original drawings by William Daniell and a descriptive account by the Rev. Hobart Coulter B. D. London 1834.
IV. Aeschylus' Eumeniden, Griechisch und Deutsch, mit erläuternden Abhandlungen über die äussere Darstellung und über den Inhalt und die Composition dieser Tragödie, von K. O. Müller. Göttingen 1833.
V. Die Erscheinungen und Gesetze des organischen Lebens. Von G. H. Treviranus. Zweite Abtheilung des zweiten Bandes. Bremen 1833.

J. M. Christophis Chinois, publié aux frais de la société asiatique. Paris, 177 bis 1833.
The Memoirs of Doctor Barney, by his Daughter Madame d'Arbly. London 1832.
Journal des Savants, Nr. LXV.
Hammer's morgenländische Handschriften.
Konstantinopel, im Winter 1825 und 1826. Bruchstücke aus Briefen. Von Oberstlieutenant von Profesch-Osten.
Zweite Abtheilung.
Geist und Leben der britischen Dichter des neunzehnten Jahrhunderts. Von Chr. Luffner. (Fortsetzung).
Die Gesundheitsvorschriften der Aesclepiaden.

Anzeige.

die königsberger astronomischen Beobachtungen betreffend.

Um die Verbreitung dieses Werkes zu befördern, hat die königl. Universitätssternwarte das Eigenthumsrecht an dasselbe an sich gebracht und setzt nun den Preis bedeutend herab. Die funfzehn ersten Abtheilungen werden denen, welche alle zusammen nehmen, für 20 Thaler preuss. Courant baare Zahlung überlassen werden; Die, welche nur einen Theil derselben ankaufen wollen, erhalten jede Abtheilung für 2 Thaler.

Gegen die baare Zahlung des Preises an die königl. Universitätskasse in Königsberg, wird dieselbe eine Quittung ausstellen, gegen welche die bezahlten Exemplare auf der Sternwarte in Empfang genommen werden können. Zu noch grösserer Erleichterung wird die Rein'sche Buchhandlung in Leipzig, soweit der dortige kleine Vorrath reicht, die Zahlung in Empfang nehmen und das dagegen zu Empfangende abliefern. Die jetzt erschienene 16te Abtheilung ist für 2 Thlr. pr. C. baar, auf dieselbe Art zu erhalten.

Die Universitätskasse und der Director der Sternwarte verbitten sich alle Correspondenz über dieses Geschäft, können sich auch mit Versendungen nicht befassen.

In der Wand'schen Buchhandlung in Berlin ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

La Russie et la Pologne. Esquisse historique par Th. de K. Mit dem Motto: Vis consilii expertis mole ruit sua. Horat. Gr. 8. Geh. Preis 2 Thlr.

Der erstern Sinnes sich über eine der anziehendsten Begebenheiten neuerer Zeit zu unterrichten wünscht, der lese die gründliche Werk, worin er alle Aufschlüsse finden wird, denn es bedarf, um die Schicksale der Polen seit Jahrhunderten zu begreifen, und um zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß sich Wölfen nichts widerspricht, was sie nicht selbst herbeigeführt haben. Eine genauere Würdigung des Werks findet sich in Buchholz' Monatschrift für Deutschland, Jahrgang 1834, viertes Heft.

Oesterreichisch-militairische Zeitschrift 1834.

Drittes Heft.

Dieses Heft ist eben erschienen und an alle Buchhandlungen versendet worden. Inhalt: I. Geschichtliche Skizze der Kriegsergebnisse in Sicil. im Jahre 1800. Dritter und letzter Abschnitt. Erste Abtheilung. — II. Die Schlächten bei Wauw. Biafonsa und Groscho, im Februar 1831. (Fortsetzung.) Ein dem Plane dieser Schriftreiber. — III. Nekrolog des F. v. Gumb. (Hauptlieutenant von Rumb. — IV. Skizzen. Organische

gen über einige Recensionen der militairischen Phantasien. — V. Miscellen. Mit besonderer Beziehung auf die älteste Geschichte der Meiterei. (Fortsetzung.) — VI. Neueste Militairveränderungen.

Der Preis des Jahrgangs 1834 von 12 Heften, sowie der aller frühern Jahrgänge, ist 8 Thlr. Sächs. Wer die ganze Sammlung aller Jahrgänge von 1818 — 34 auf Einmal abnimmt, erhält dieselben um $\frac{1}{4}$ wohlfeiler.

Wien, den 19ten April 1834.

J. G. Heubner,
Buchhändler.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Wanderjahre

von

W. A. Heinrich Schaeffer.

2 Bde. brosch. 2 Thlr. — 3 Fl. 36 Kr.

Die Verlagsbuchhandlung übergibt hier dem gebildeten Publikum eine interessante Schilderung der Reisen des Verfassers in der europäischen und asiatischen Türkei, Ungarn, Siebenbürgen, der Walachei, Italien, Frankreich und Deutschland. Die Ereignisse des Griechenkampfes und die gegenwärtigen Zustände dieses der Theilnahme Europas feststehenden Volkes sind auf eine freimüthige und geistreiche Art dargestellt, und werden gewiß die Aufmerksamkeit der Leser in hohem Grade in Anspruch nehmen. Nicht minder Interesse erregend sind die Ideen, welche der Verfasser über die politischen Verhältnisse des Orients und Europas hier mit vielem Geiste und Humor niedergelegt hat. Mit Vergnügen wird gewiß jeder Leser den weiten mitunter gefährlichen Zügen zu Land und Meer folgen und die Ueberzeugung gewinnen, daß wir mit den Wanderjahren von Schaeffer der Form und dem Inhalte nach eine der geistreichsten Erscheinungen der Tagelitteratur geliefert haben.

GEDICHTE

von

Dr. K. W. Justi, Superintendenten zu Marburg.
12. Gebunden 12 Gr. — 54 Kr.

Des Cajus Plinius Cæcilius Secundus
Lobrede auf den Kaiser Trajan.

Aus dem Lateinischen übersetzt

und

mit einer Einleitung und erläuternden Anmerkungen begleitet

von

Dr. J. Hoffa.

Gr. 8. 14 Gr. — 1 Fl.

Etwert's Universitäts-Buchhandlung
in Marburg.

Bei J. D. Sauerländer in Frankfurt am Main sind folgende erschienen und in allen soliden Buchhandlungen vorräthig:

Bechstein, Ludwig, Luther. Ein Gedicht. 8. Geh.
21 Gr., oder 1 Fl. 30 Kr.

Becker, Dr. und Pfarrerr, Wissenschaftliche Darstellung der Lehre von den Kirchenbüchern. Ein Handbuch für Behörden, Prediger, Kirchenbuchführer und Rechtsgelehrte. Mit 2 Stammbäumen und Beilagen landesherrlicher Verordnungen. Wohlfeile Ausgabe. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 4 Gr., oder 2 Fl.

Duller, Eduard, Erzählungen und Phantasiestücke. Zwei Bände. 8. 3 Thlr., oder 5 Fl.

Franqué, Medicinalrath Dr. J. B., Geschichte der Sru- chen, welche in dem Herzogthume Nassau seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts unter den Hausthieren geherrscht haben. Mit 10 Tabellen. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr., oder 2 Fl.

Für Vernunft, Religion und Kirche. Zeugnisse aus allen Jahrhunderten. Zugleich als Andachtsbuch für den- tende Christen. Wohlfeile Ausgabe. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 8 Gr., oder 2 Fl. 20 Kr.

Gallerie zu Byron's Werken. Erste Lieferung in 11 Blättern. Gr. 8. 1 Thlr., oder 1 Fl. 48 Kr.

Museum Senckenbergianum. Abhandlungen aus dem Gebiete der beschreibenden Naturgeschichte. Von Mitgliedern der Senckenbergischen naturforschenden Gesellschaft in Frankfurt am Main. Band I. Heft 2. Mit Tafel VI—IX und XI. Gr. 4. Geh. 1 Thlr. 8 Gr., oder 2 Fl. 20 Kr.

Nau, W. Dr. med. u. Privatdocent; Lehrbuch der Pathogenie. Gr. 8. 20 Gr., oder 1 Fl. 21 Kr.

Shakspeare's Plays, accurately printed from the Text of Mr. Steeven's last edition, with historical and gramatical explanatory notes in german by J. M. Pierre. Vol. IV. Containing: King Henry IV. Part 1. 12. Geh. 8 Gr., oder 36 Kr.

Storch, Ludwig, Der Diplomat. Novelle. 8. 1 Thlr. 18 Gr., oder 2 Fl. 48 Kr.

Verfassungen, Die, der Vereinigten Staaten Nord- amerikas. Aus dem Englischen übersetzt von G. J. Engelhard. 2 Theile. 8. Geh. 2 Thlr., oder 3 Fl.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Blätter für literarische Unterhaltung. Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagsbuchhandlung. Jahrgang 1834. Monat April, oder Nr. 91—120, mit 1 Beilage: Nr. 4, und 2 literarischen Anzeigern: Nr. XI und XII. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 365 Nummern (außer den Beilagen) auf gutem Druckpapier 12 Thlr. Leipzig, im Mai 1834.

F. A. Brochhaus.

Paris und seine Umgebungen, eine Sammlung von Stahlstichen nach Originalzeichnungen von A. Pugin, ausgeführt durch die bedeutendsten Künstler Englands, mit erklärendem Text in deutscher Sprache. Roy. 4. 4 Stahlstiche p. Heft, 5 Gr. Sächs. (6 $\frac{1}{2}$ Sgr.)

Einige wenige Exempl. in imp. 4to, die Stahlstiche auf chinesischem Papier à 10 Gr. Sächs. (12 $\frac{1}{2}$ Sgr.)

Von allen Städten Europas ist wohl Paris den Deutschen am interessantesten. Sehr viele haben Gelegenheit gehabt es zu sehen, und die Ereignisse der letzten Jahre knüpfen fast alle politische Erinnerungen an diese Stadt, ihre Monumente und Umgebungen. Unsere Sammlung wird demnach gewiss einem grossen Publicum angenehm sein — durch Darstellung interessanter Scenen, durch den Plan der Stadt — sowie durch einen der Umgebungen, wird sie zur Erläuterung der neuen Weltbegebenheiten „anschauliche“ Materialien liefern. Nur die Hoffnung auf einen sehr bedeutenden Absatz veranlaßte mich, den Preis dieses Prachtwerks so billig zu stellen — 4 Stahlstiche um 5 Gr. — und ich lade demnach zur Subscription (ohne Vorausbe-

zahlung) ergeben ein; alle solide Buchhandlungen werden dasselbe gern annehmen. Nach dem Erscheinen des 12ten Hefts (im Juni d. J.) tritt der Ladenpreis, von 8 Gr. pro Heft ein. Das Werk wird in 28 Heften vollständig sein.

Jetzt complett in 50 Nummern à 6 Gr. (74 Sgr.) oder in 2 Theilen. Royal 8., elegant gebunden, Goldschnitt, mit 102 Stahlstichen, Preis 13 Thlr. 20 Sgr.:

Malerische Ansichten von Italien, der Schweiz und Tyrol,

nach Originalzeichnungen von *Harding, Front* und *Stanfield*, in Stahl gestochen von den vorzüglichsten Künstlern Englands.

Allen den, welche jene Gegenden besucht haben, ein treffliches „Souvenir“ — Allen Reisenden ein treuer Wegweiser zu den Schönheiten der Natur und Kunst.

Berlin.

A. Asher.

Im Verlags-Comtoir zu Braunschweig und Leipzig ist folgendes höchst interessante Werk soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Engelsburg. Roman aus dem Ende des 15. Jahrhunderts von *Wiennet*. Aus dem Französischen. 3 Bchn. 8. Auf sehr schönem Papier. Brosch. 2 Thlr.

Stuttgart.

Philosophisch-religiöses Werk, empfohlen durch den Verfasser der Briefe eines Verstorbenen.

Im Verlage des Unterzeichneten ist soeben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Petric, J. F. (fürstl. Pädler-Muskuscher Hofprediger), Der Geist unserer Zeit und das Christenthum, oder Beweis, daß das wahre Bedürfniß der Kirche Christi auch Bedürfniß der Zeit sei. 3 Theile. Gr. 8. 3 Fl., oder 1 Thlr. 12 Gr.

Der Verfasser der berühmten Briefe eines Verstorbenen bereitet in seinem neuesten Werke „Zutti Frucht“ diesem ausgezeichneten Buche Bahn durch das günstige Urtheil: daß es Kraft und macht- und lichtvoll das Bessere befördert helfe, welches der ächte Protestantismus, der das Fortschreiten der Menschen nicht zu verfeinern trachte, verlange.

Hallberger'sche Verlags-Handlung.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Lehrbuch der Mechanik.

Von *J. F. Brewer*,

Professor der Mathematik und Physik in Düsseldorf.

Gr. 8. 3 Bände. Mit 19 Steindrucktafeln. Düsseldorf, bei *Schaub*. Preis 6 Thlr.

1ter Band. Statik fester Körper. 1 Thlr. 12 Gr.

2ter — Lehre von der Bewegung fester Körper. 1 Thlr. 14 Gr.

3ter — Hydrostatik, Aerostatik und Hydraulik. 2 Thlr. 22 Gr.

Dieses Werk unterscheidet sich von den gewöhnlichen Lehrbüchern über diese Wissenschaft durch eine ihm zur Empfehlung gereichende Vollständigkeit, Deutlichkeit, selbständiges Urtheil und Streben nach gründlicher Einsicht.

Der 3te Band enthält eine sehr wohlgeordnete, lehrreiche und verständige Beschreibung der Dampfmaschinen.

Bei uns ist soeben erschienen:

Nachstücke

aus dem Drama der französischen Revolution.

V. d. Fr. (von *J. Seybold*.) 8. Brosch. 1 Fl. 48 Kr., oder 1 Thlr.

Das denkwürdige und entsetzliche Drama unserer Tage zieht in diesem Buche in Bildern nach dem Leben, vor dem Leser vorbei, in Bildern, welche eine Meisterhand entwarf, die es versteht jede Seite des Menschenherzens anzuziehen und zu erschüttern. Die deutsche Bearbeitung theilt die Vorzüge aller Uebersetzungen des ausgezeichneten Uebersetzers.

Stuttgart, im April 1834.

Hallberger'sche Verlags-Handlung.

Bei *Josef Rauch*, Buchhändler in Mainz, ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Klee, Dr. Heinrich (Professor in Bonn), Die Ethik, eine archäologisch-dogmatische Abhandlung. Brosch. 1 Fl. 30 Kr.

Der berühmte Name des Verfassers bürgt für des Werkes Gütigkeit.

Kaspar Hauser in ganzer Figur, Lithographie von *Winkels*. Groß Imp. Fol. 48 Kr.

Harro Harring im Brustbilde, Lithographie von *Stimon* in *Strasburg*. Groß Imp. Fol. 48 Kr.

(Beides sehr gelungene Portraits.)

Vorläufige Anzeige.

Mit Gefühlen, die sich nicht schütern lassen, aber von allen künftigen Lesern werden nachempfunden werden, legt Unterzeichneter ein Werk, betitelt: „Ein Jahr aus meinem Leben in St. Petersburg, — das Jahr der Cholera, — treu und wahr erzählt, von *Auguste Schütz*“; aus der Hand, und macht Alle, welche das Pöschke, „Pflichttreue aus Frömmigkeit“, zu schätzen wissen, auf die, wie wir hoffen dürfen, baldige Erscheinung dieser kleinen, aber allen frommen Herzen unanschätzlich wohlthueade Schrift aufmerksam. — *Fräulein Auguste Schütz*, geboren zu *Ellrich*, ist den Lesern öfterlicher Wälder, die schon früher deren halbenmüthige, aufopfernde Menschliebe im Cholerahospital zu St. Petersburg nach Würden gepriesen haben, bereits rühmlich bekannt geworden.

Ehr. Niemeyer,
Prediger zu *Debeschen*
und Verfasser einiger Jugendschriften.

Collisionsanzeige.

Von dem in London vor Kurzem erschienenen:

Tom Kringels Logg. 3 Vols.

ist eine Uebersetzung von *E. Richard* bei mir unter der Presse und wird in Kurzem verhandelt werden.

Nachen, Ostermesse 1834.

J. A. Meyer

In meinem Verlage erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Stieglitz (Heinrich),

Stimmen der Zeit in Liedern. Zweite, veränderte und vermehrte Auflage. 8. Geh. Auf gutem Druckpap. 10 Gr. Leipzig, im Mai 1834.

F. A. Brockhaus

Literarischer Anzeiger.

(In den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1834. Nr. XIV.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

In meinem Verlage erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Kellstab (Ludwig),

1812.

Ein historischer Roman. Vier Bände. 8. Geh. Auf feinem Druckvelinpapier. 8 Thlr.

Wiese (Sigismund),

Herrmann. Ein Roman: 8. Auf feinem Druckvelinpapier. 1 Thlr. 6 Gr.

Leipzig, im Mai 1834.

F. A. Brockhaus.

Bei G. Schulze jun., Buchhändler in Celle, ist, soweit der geringe Vorrath reicht, mit $\frac{1}{2}$ für seine Herren Kollegen vom Ladenpreise zu bekommen:

Kugust, Anleitung zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Latein. 3te Aufl. Berl. 1831. 16 Gr.

Neueste deutsche Chrestomathie z. Uebers. aus d. Deutsch. ins Franz. Berl. 1819. 12 Gr.

Auswahl der besten Briefe Cicero's von Weiske. 3te Aufl. 1824. 18 Gr.

Venturini, Chronik des 19. Jahrhunderts. 1ster bis 26ster Bd. 81 Thlr. 14 Gr.

Thaer's Annalen der niedersächs. Landwirthschaft. 6ter Jahrg. in 6 Bdn. 1799—1804. — Annalen des

Ackerbaus. 6 Jahrg. in 12 Bdn. 1805—10. Mit Beil. zu den Möglin. Annalen in 4. 11ter,

12ter u. 21ster Bd. — Annalen der Fortschritte d. Landwirthsch. 2. Jahrg. in 4 Bdn. 1811—12. —

Möglin'sche Annalen der Landwirthsch. compl. 22 Bde. 1817—28. Ladenpreis 207 Thlr. 8 Gr., bei portofreier Einsendung des Betrages nur 60 Thlr.

Henke's Kirchengeschichte. 6 Thle. Geb. 8 Thlr., gegen baar 5 Thlr.

Leyseri meditationes ad Pandectas. 13 Vol. Geb. gegen baar 8 Thlr.

E. Schulze in Celle.

Oesterreichisch-militairische Zeitschrift 1834.

Viertes Heft.

Dieses Heft ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versendet worden. Inhalt: I. Eroberung von Mainz durch die Verbündeten, im Sommer des Jahres 1793. Nach östreichischen Originalquellen. — II. Die Schlachten bei Bower, Biatolenska und Grochow, im Februar 1831. (Schluss.) — III. Geschichte des k. k. fünften Infanterieregiments König von Saradinien. — IV. Der Krieg Mohammed Ali's in Syrien gegen

die Pforte 1831—33. Nach Originalquellen. — V. Miscellen. Mit besonderer Beziehung auf die ältteste Geschichte der Ketzerei. (Fortsetzung.) — VI. Neueste Militairveränderungen.

Der Preis des Jahrgangs 1834 in 12 Heften, sowie der aller frühern Jahrgänge ist 8 Thlr. Bschl. Wer die ganze Sammlung aller Jahrgänge von 1818 bis 1833 auf Ein Mal abnimmt, erhält dieselben um $\frac{1}{2}$ wohlfeiler.

Wien, den 12ten Mai 1834.

J. G. Heubner,
Buchhändler.

Bei J. K. Mayer in Nachen ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Peter Simpel,

ein humoristischer Roman

von

Captain Marryat.

Aus dem Englischen

von

C. Richard.

8. Drei Bände. Geheftet. Preis 4 Thlr., oder 7 fl. 12 Kr.

Unter der reichen Zahl trefflicher Erscheinungen neuerer Zeit im endlosen Felde der Romanliteratur, wurde Peter Simpel mit der entschiedensten Auszeichnung aufgenommen; der Verfasser bekundet das Talent treffender Darstellung in so hohem Grade, daß seine Schilderungen aus dem Geleben, ihm in England den Namen eines „Cervantes auf Meereswogen“ erworben haben.

Die Verlagsbandlung bietet durch diese Bearbeitung der deutschen Lesewelt eine höchst anziehende Unterhaltung dar.

In Friedrich Volke's Buchhandlung in Wien, ist neu erschienen:

Versuch einer tabellarischen Darstellung

des

Organismus

der

Oesterreichischen Staatsverwaltung.

Mit erläuternden Anmerkungen.

Von **D. Joseph Kudler,**

k. k. o. Professor an der Universität zu Wien.

Groß Folio. Wien 1834, elegant broschirt 2 fl. 48 Kr. Conventionsmünze.

Der Wunsch sich über den Verwaltungsorganismus der östreichischen Monarchie nähere Kenntniß zu verschaffen, ist ohne Zweifel weit verbreitet; Staatsbeamte von umfassenderm Wirkungskreise hegen ihn aus Pflicht- und Ehrgefühl, und auch andern Gebildeten, deren Theilnahme am öffentlichen Leben reger geworden, ist er nicht fremd. Bei der Erwerbung dieser Kenntniß drang sich bei dem großen Umfange und der Mannichfaltigkeit in den administrativen Einrichtungen der ungleichartigen Bestandtheile des öst. Staates, das Bedürfniß nach einem,

dieselbe erleichternden literarischen Hülfsmittel abh. Der Herr Verfasser des angeführten Werkes hat sich nun die Aufgabe gesetzt, einen Beitrag zur Befriedigung dieses Bedürfnisses zu liefern, wozu er durch vielsährige Studien im Fache der Statistik und Geographie sich vorbereiten glauben durfte. Nachdem er in einer Einleitungstabelle die politische Landesvertheilung des ganzen Kaiserthums darstellte, beehrte er sich in den nachfolgenden 12 Tabellen eine vollständige Uebersicht künftlicher Staatsbedürfnisse mit Nachweisung ihres Zusammenhanges und ihrer Unterordnung aufzustellen, und auch die wichtigeren Kaiserämter und Personen am geeigneten Orte zu erwähnen. Seine Darstellung umfaßt die ganze Monarchie, folglich auch die böhmischen und Wälschen Grenzländer. Die zu Grunde gelegte Eintheilung ist keineswegs nach abstracten Ansichten gewählt, sondern schließt sich durchaus dem Bestehenden an, wie denn überhaupt praktische Brauchbarkeit des Werkes vorzüglich bezieht wüßte. In den zahlreichen Anmerkungen hat der Herr Verfasser, theils Rechenhaft über die Gründe, die ihn bei einigen Stellen seines Werkes leiteten, gegeben, theils, und zwar vorzugsweise die Bestimmung und den Wirkungskreis einzelner Behörden und Institute näher bezeichnet.

Die Verlagsbandlung glaubt ihrerseits nichts vernachlässigt zu haben, um dieses Werk auch durch eine angemessene und gefällige äußere Ausstattung bestens zu empfehlen.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen: **Blätter für literarische Unterhaltung.** Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagsbandlung. - Jahrgang 1834. Monat Mai, oder Nr. 124 - 151, mit 1 Beilage: Nr. 5, und 1 literarischer Anzeiger: Nr. XIII. Nr. 4. Preis des Jahrgangs von 365 Nummern (außer den Beilagen) auf gutem Druckpapier 12 Thlr. Leipzig, im Juni 1834.

J. A. Brockhaus.

In einigen Monaten erscheint im Verlage von Conrad Oleser zu Schulpfingen:

Unterhaltungen zur Schilderung Goethe'scher Dicht- und Denkweise.
Ein Denkmal
von C. F. Goeschel,
Oberlandes-Beichtkath zu Rannenburg.
2 Bände.

Wir machen alle Verehrer und Freunde Goethe's auf dieses höchst geklärte Werk im Vorhinein aufmerksam; für seine hohe Gediegenheit spricht schon der Name des berühmten Herrn Verfassers.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen an.
Schulpfingen, im Mai 1834.

In meinem Verlage ist erschienen, und ist allen solchen Buch- und Musikalienhandlungen zu haben:

3 Leyer's Lieder eines wandernden Meisters. Mit Compositionen von Becker, Dorn, Friedricke Heße, Krug, Pohley, Hasse und Clara Wieck. Preis 1 Thlr. 16 Gr. Der tiefe Eindruck, welcher die Anschauung von Gegenständen, auf denen die Natur wie an ihrem Sauber ruht, erzeugt, dessen unwiderstehliche Quelle die Erinnerung ist, hat die gegenwärtigen Lieder, die der Verfasser auf eines Wisse durch das von der Natur hervorgezogene Bismen „aus freier freier Brust gesungen“ hervorgebracht.

Die dazugehörigen Compositionen einzelner Lieder sind gewiß als eine wohlverdientlichste Zugabe zu empfehlen.
Leipzig, am 1sten Juni 1834.

Gustav Schaarschmidt.

Allen Reisenden in dem süddeutschen Alpengebirge kann folgende treffliche Handbuche als correct Führer mit Recht empfohlen werden.

Notizen.

Neues ausführliches Handbuch

für Alpenwanderer und Reisende

durch das Hochland in Oestreich ob der Enns, Salzburg, Gschnitz, die Kammergüter, Lillienfeld, Mariazell, St. Florian und die obere Steiermark, von

Helmine von Czeggy.

Mit einer guten Karte und Anstich.
Gr. 8. in Futteral. München bei Fleischmann.
Preis 1 Thlr. 12 Gr., oder 2 Fl. 42 Kr.

Kleitung
zur genussreichsten Bereisung

des Baiertischen Alpengebirges

und einiger Gegenden von Salzburg und Tirol.
Verfaßt

vom Director J. J. von Obernberg.

Mit 2 Karten und einer Ansicht des Gebirgsjungs von Salzburg bis Kempten.

Gr. 8. in Futteral. München bei Fleischmann.
Preis 1 Thlr. 20 Gr., oder 2 Fl. 48 Kr.

In alle Buchhandlungen wurde folgen versandt:

Becker, Dr. G. W., **Der Rathgeber vor, bei und nach dem Weischlaf**, oder seltliche Anweisung, den Weischlaf so auszuüben, daß der Gesundheit kein Nachtheil zugefügt, und die Vermehrung des Geschlechts durch schöne, gesunde und starke Kinder befördert wird. 13te verbesserte Auflage. Geheftet. Preis 12 Gr.

Vorstehende Schrift wurde durch den oftmals gelobten Bankh veranlaßt, daß Kewerheitsarbeiten ein Bäcklein in die Hände gegeben werden möchte, worin sie über den physischen Zustand der Ehe, und die Mittel, ihn sicher zu ermitteln, von den andern Bestimmungen der Organisation Eintrag zu thun, die nöthige Bezeichnung fanden. Unparteiische Richter hätten im Aufspruch, daß der Dr. Verfasser seine Aufgabe befruchtig gelöst habe, auch bekräftigen dies die wiederholten Auflagen zu Grunde.

Paris und seine Umgebungen, eine Sammlung von Stahlstichen nach Originalzeichnungen von A. Fugit,

ausgeführt durch die bedeutendsten Künstler Englands, mit erklärendem Text in deutscher Sprache. Roy. 4. 4 Stahlstiche p. Heft, 5 Gr. Sächs. (6 1/2 Sgr.)

Königs wenige Exempl. in imp. 4to., die **Stahlstiche auf chinesischem Papier** à 10 Gr. Sächs. (12 1/2 Sgr.)

Von allen Städten Europas ist wohl Paris am meisten am interessantesten. Sehr viele haben Gelegenheit gehabt es zu sehen, und die Ereignisse der letzten Jahre knüpfen fast alle politische Erinnerungen an diese Stadt. Ihre Monumente und Umgebungen. Unsere Ständekammer wird demnach gewiss einem großen Publikum angezogen sein - durch Darstellung literarischer Sectionen, durch den Plan der Stadt - sowie durch einen der Umgebungen, wird in der Kritik der neuen Weltbegebenheiten „modern-

Hohe" Materialien Hofers. Nur die Hoffnung auf einen sehr bedeutenden Absatz veranlaßte mich, den Preis dieses Prachtwerkes so billig zu stellen — 4 Stahlstiche um 5 Gr. — und loh lade demnach zur Subscription (ohne Vorauszahlung) ergebenst ein; alle solide Buchhandlungen werden dieselbe gern annehmen. Nach dem Erscheinen des 12ten Hefts (im Juni d. J.) tritt der Ladenpreis von 8 Gr. pro Heft ein. Das Werk wird in 28 Heften vollständig sein.

Jetzt complett in 50 Nummern à 6 Gr. (7½ Sgr.) oder in 2 Theilen. Royal 8., elegant gebunden, Goldschnitt, mit 102 Stahlstichen, Preis 15 Thlr. 20 Sgr.:

Malerische Ansichten von Italien, der Schweiz und Tyrol,

nach Originalzeichnungen von *Harding, Pront* und *Stenfeld*, in Stahl gestochen von den vorzüglichsten Künstlern Englands.

Allen den, welche jene Gegenden besucht haben, ein treffliches „Souvenir“ — Allen Reisendes ein treuer Wegweiser zu den Schönheiten der Natur und Kunst.

Berlin.

A. Asher.

Es ist erschienen und an die Subscribenten versandt:

Die göttliche Komödie

von **Dante Alighieri**,
übersetzt und erläutert
von

Karl Streckfuss.

Zweite, durchaus verbesserte Ausgabe

IN EINER BANDE

Auf Maschinensetpapier.

Der Subscriptionspreis von 2 Thlr. hat nunmehr aufgehört und der Ladenpreis ist mit 2 Thlr. 16 Gr. eingetreten, wofür diese, auch in der gegenwärtigen Ausgabe mit so vieler Theilnahme aufgenommene Uebersetzung des großen Dichters auf Bestellung durch jede solche Buchhandlung zu beziehen ist.

Halle, d. 12ten Mai 1834

E. K. Schwesfche und Sohn.

Sehen ist bei uns erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Ächtlicher Bericht über die Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte zu Breslau im September 1833, erstattet von den damaligen Geschäftsführern **J. Wendt** und **A. W. Otto**. Nebst einer lithographirten Sammlung eigenhändiger Namenszüge der Theilnehmer. (72 Seiten Text und 19 S. fac similis, in gr. Quart, auf fein. Welttp.) Geh. 1 Thlr. 8 Gr.

Aug. Schulz und Comp. in Breslau.

In meinem Verlage ist erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Einführung in das teutsche Privatrecht, dargestellt zu seinen Vorlesungen von Prof. Dr. **Julius Weiske**. Zweite umgearbeitete Ausgabe. Preis 6 Gr., auf Schreibpapier 8 Gr.

Leipzig, am 1sten Juni 1834.

Sustav Schaarschmidt.

Bei **Mauritius in Dreifswald** sind erschienen:
Das Horn des Heils, fünfzehn Gattungsreden von Dr. **Eud. Pelt**. Gr. 8. 20 Gr.
C. M. Agrellii Supplementa syntaxeos syriacae praef. **est J. G. L. Kosegarten**. 8 maj. 2 Thlr. 12 Gr.

In unserm Verlage ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Laienbrevier von Leopold Schöfer.

Erstes Halbjahr. Fein broschirt. 8. 1 Thlr. 7½ Sgr.

Eine Reihe dichterischer Betrachtungen, nach den Tagen des Jahres geordnet, das gesammte innere Leben des Menschen, und die Natur in ihrer Beziehung auf ihn umfassend und in eigenthümlicher Anschauung vordührend.

Dieses Werk, das ein Lieblingsbuch aller gebildeter Gemüther zu werden berufen ist, dürfte sich eben deshalb ganz besonders zu Geschenken eignen. Das zweite Halbjahr erscheint zu **Michaelis**.

Berlin, im Mai 1834.

Weit und Comp.

J. S. Salzmann's allgemeines deutsches Gartenbuch,

oder

vollständiger Unterricht in der Behandlung des Küchen-, Blumen- und Obstgartens, theils aus eigener vielfähriger Erfahrung, theils nach den besten Gartenschriften bearbeitet. Mit einem Gartencalender, enthaltend die monatlichen Verrichtungen im Garten und einem Anhang vom Trocknen, Einmachen, Erhalten und Aufbewahren der Gewächse.

Dritte durchaus vermehrte Auflage. Gr. 8. München bei **Fleischmann**. 1 Thlr. 8 Gr.

Das Salzmann'sche Gartenbuch ist bereits allgemein als eines der besten, gemeinnützigsten und vollständigsten anerkannt; deshalb wünscht Referent dasselbe in der Hand eines Jeden, der den edlen Gartenbau mit Nutzen und Vergnügen betreiben will, und empfiehlt es, theils Dankes gewiß, allen Gartenfreunden aus inniger Uebergiegung.

In der unterzeichneten Buchhandlung sind erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Ehrenberg, Dr. Fr. (f. pr. Ober-Conf.-Rathe. 1. Hof- und Domprediger), Beiträge zur Förderung des christlichen Glaubens und Strebens in 22 Predigten. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr. (15 Sgr.)

Das neue Testament nach der deutschen Uebersetzung Dr. **M. Luther's**. Mit Erklärungen, Anleitungen, einer Harmonie der 4 Evangelien, einem Aufsatze über Palästina und seine Bewohner, einer Zeittafel über die Apostelgeschichte und mehreren Registern versehen. Zum Gebrauche für alle Freunde des göttlichen Wortes, insbesondere für Lehrer in Kirchen und Schulen bearbeitet von **Fr. Sus. Eisco**, Prediger am St. Gertraud in Berlin. Lex.-Form. 2 Thlr. 12 Gr. (15 Sgr.) (Fein Pap. 4 Thlr. 4 Gr. (5 Sgr.))

Die St. Gertraudische zu Berlin. Predigt zur Einweihung derselben von **Fr. Sus. Eisco**. Nebst einer kurzen Geschichte derselben von **E. Frege**. Brosch. 6 Gr. (7½ Sgr.)

Olshausen, Dr. Herm., Opuscula theologica ad criticam et interpretationem Novi testamenti. 8 maj. 1 Thlr.

Böhl, G., Ueber die Zeit der Abfassung und den paulinischen Charakter der Briefe an den Thymotheus und Titus. Ein Beitrag zum Erweise ihrer Echtheit. Gr. 8. 1 Thlr.

In Kurzem wird erscheinen:

Eisco, Fr. Sus. (Bearbeiter des N. Testaments und der Parabeln), Das christliche Kirchenjahr. Versuch einer Entwerfung seiner Ideen aus den alten Verislophen. Ein Häftbuch

beim Gebrauche, vornehmlich der epistolischen Texte. 2 Bde. Gr. 8. Preis zwischen 3 und 4 Thlr.

Ferner sind erschienen:

Gräson, J. P. Sch. Hofr. Prof. Dr., Aufösungen der in R. Hirsch Sammlung von Beispielen u. (vierte Aufl.) enthaltenen Gleichungen und Aufgaben zum Selbstunterrichte bestimmt. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr. (20 Sgr.)

Kochler, Dr. Fr., Die Chemie in technischer Beziehung. Leitfaden für Vorträge in Gewerbschulen. Gr. 8. 21 Gr. (26½ Sgr.)

Schubart, Fr. Director, Fortschule der Geschichte Europas durch eine Erzählung in geographisch-chronologischer Verknüpfung mit einleitender Uebersicht der asiatischen Geschichte. Zur Grundlage des geschichtlichen Unterrichtes in höhern weiblichen Lehranstalten und zum allgemeinen Unterrichtsgebrauch. 21 Gr. (26½ Sgr.)

Krankentabellen für praktische Aerzte. 12 Gr. (15 Sgr.)

Strahl, Dr. R., Kurzgefasste Belehrung für diejenigen, die sich über meine neue Heilmethode der Krämpfe und Unterleibschmerzen unterrichten wollen. Br. 9 Gr. (11 Sgr. 3 Pf.)

Derfelde, Unentbehrlicher Rathgeber für Diejenigen, die an eingewurzelter Leibesverstopfung und an Blähungen leiden. Eine populär-medicin. Abhandlung, in welcher die Verdauungsorgane und der ganze Verdauungsproceß allgemein sachlich beschrieben und die Verschleimung, die Hämorrhoiden, die krankhafte Gallenabsonderung und andere Zustände, welche die Stuhlverstopfung begünstigen, ausführlich betrachtet werden. Br. 15 Gr. (18½ Sgr.)

Stälar, Dr. G. S., Die Homöopathie und die homöopathische Apotheke in ihrer wahren Bedeutung dargestellt. Br. 18 Gr. (22½ Sgr.)

Enslin'sche Buchhandlung. F. Müller
in Berlin.

Stuttgart.

Wir versenden soden an alle Buchhandlungen:

Zweites Sendschreiben

eines
deutschen Publicisten

an
einen deutschen Diplomaten

über die großen Fragen des Tages. 9 Gr.

Der Verfasser spricht sich in diesem zweiten Hefte über die wichtigsten Fragen von den Universitäten und den Mittelschulen aus.

Ende Mai 1834.

Hallberger'sche Verlagshandlung.

Anzeige für Leihbibliotheken.

Sodien ist bei A. Wienbrack in Leipzig erschienen und durch alle Buchhandlungen zu bekommen:

Die Geschwister oder die Croaten in Altenburg.

Romantische Geschichte aus dem 17. Jahrhundert von

Wilhelmine Lorenz. 8. Heftet. 1 Thlr. 6 Gr.

Wenn die früheren Romane der Verfasserin in der Lesewelt bereits eine günstige Aufnahme fanden so wird gegenwärtige Erzählung nicht minder ansprechen, indem der historische Stoff einer denkwürdigen Vergangenheit entlehnt ist, und die Verfasserin neben treuer Charakterbildung das Colorit der Zeit glücklich zu treffen weiß.

Dr. Krämer, Die Mollens- und Badeanstalt

Kreuth bei Tegernsee im bairischen Hochgebirge. Mit

Abbildung. 8. München bei Fleischmann. In

Umschlag 1 Thlr.

Die berühmte Alpen-, Mollens- und Badeanstalt Kreuth (das deutsche Gais) wird mit jedem Jahre zahlreicher von Leidenden aus allen Gegenden Deutschlands besucht, die durch den

Gebrauch der dortigen trefflichen Mollens ihre Gesundheit wieder erlangen. Eine neue umfassende Beschreibung dieses Ortes war daher großes Bedürfnis, dem der Dr. Verfasser auf die genügndste Weise abgeholfen hat. Der Gurgast findet darin vollständige Belehrung und Auskunft über Lage, Umgebungen, innere Detonamik, Gebrauch der Mollens und Bäder, deren Wirkungen, Beispiele merkwürdiger Heilungen, sowie überhaupt über Alles und Jedes, was ihm zu wissen nöthig ist.

Uebersetzungsanzeige.

Von dem soden in London erschienenen Romane:

Helen, a tale by Maria Edgeworth

ist eine deutsche Uebersetzung von C. Richard bei mir unter der

Presse und wird in kurzem versandt.

Kachen, den 1sten Juni 1834

J. A. Mayer.

Conversations-Lexikon.

Achte Auflage.

Die siebente Lieferung dieses Werks ist seit mehreren Wochen ausgegeben und der Druck der achten bereits so weit vorgeschritten, daß sie im Anfange künftigen Monats versendet werden kann. Das Publicum hat diese achte Auflage so über jede Erwartung günstig aufgenommen, daß die ursprüngliche sehr bedeutende Auflage vervierfacht werden mußte, und hierin ist allein das etwas verzögerte Fertigwerden der bisher erschienenen Lieferungen zu suchen. Es wird alles Mögliche zur größern Beschleunigung des Druckes gethan.

Dankbar für die Theilnahme des Publicums, lasse ich es meine angelegentlichste Sorge sein, dem Conversations-Lexikon einen immer höhern Grad von Vollkommenheit zu geben, und schreue hierbei keine Mühen und Kosten. In dieser ununterbrochenen Sorge für das Werk und in dem rechtlichen und verständigen Sinne des Publicums finde ich auch den besten Schutz gegen Beeinträchtigungen aller Art, die ich bei dem Conversations-Lexikon erfahre. Es sind neuerdings wieder mehrer Nachunter dem Namen Conversations-Lexikon angekündigt und zum Theil erschienen, aber ich habe in dieser Hinsicht nur die Bitte: zu prüfen und nicht leeren Versprechungen und täuschenden Berechnungen zu trauen.

Jede der 24 Lieferungen, aus denen die achte Auflage bestehen wird, kostet auf weißem Druckpapier 16 Gr.; auf gutem Schreibpapier 1 Thlr.; auf extrafeinem Velinpapier 1 Thlr. 12 Gr.

Das

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur

ist bis zum 28. Hefte (die Art. Torrijos bis Vereinigte Staaten seit dem J. 1829 enthalten) gebunden und erwirbt sich stets allgemeinem Beifall. Manches daraus geht in die achte Auflage über, aber das Werk behält nach Inhalt und Form seine ganze Selbstständigkeit, sodas es für die Besitzer der achten wie jeder frühern Auflage eine höchst interessante Erweiterung bedeutet. Das Heft von 8 Bogen kostet auf weißem Druckpapier 6 Gr.; auf gutem Schreibpapier 8 Gr.; auf extrafeinem Velinpapier 15 Gr.

Leipzig, 1sten Juni 1834. F. A. Brockhaus.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brochhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1834. Nr. XV.

Dieser Literarische Anzeiger wird ten bei F. A. Brochhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung, beigelegt oder beigegeben, und betragen die Insertionsgebühren für die Seite 2 Gr.

Obden ist in meinem Verlage vollständig erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes noch um den Subscriptionspreis zu beziehen:

Krug (Wilhelm Traugott),

Encyclopädisch-philosophisches Lexikon, oder Allgemeines Handwörterbuch der philosophischen Wissenschaften nebst ihrer Literatur und Geschichte. Nach dem heutigen Standpunkte der Wissenschaften bearbeitet und herausgegeben.

Zweite, verbesserte und vermehrte, Auflage. Vier Bände. Gr. 8. 215 Bogen auf gutem Druckpapier. Subscriptionspreis für jeden Band 2 Thlr. 18 Gr.

Für die Besitzer der ersten Auflage ist von diesem Werke erschienen:

Des fünften Bandes zweite Abtheilung,

enthaltend die Verbesserungen und Zusätze zur zweiten Auflage. Gr. 8. 15 Bogen auf gutem Druckpapier. 20 Gr. Leipzig, im Juni 1834.

F. A. Brochhaus.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Malerische Reise um die Welt.

Eine geordnete Zusammenstellung des Wissenswerthen von den Entdeckungstreffen eines Byron, Wallis, Carotus, Bougainville, Cook, Laperouse, Vancouver, d'Entrecasteur, Baudin, Freycinet, Duperry, Krusenstern, Kozebur, Borchg., D'Arville, Laplace u. u., verfaßt von einer Gesellschaft Reisender und Gelehrter unter der Leitung des Herrn D'Arville. Deutsch mit Anmerkungen und Zusätzen von Dr. A. Diezmann. In Quarto. Mit 500 Abbildungen.

Die Reise um die Welt erscheint in Lieferungen von einigen Bogen Text mit jedesmal 12 bis 16 fein gestochenen Bogen, aller 4 bis 6 Wochen. Der Preis für jede Lieferung ist äußerst billig zu

6 Groschen

bestimmt worden, so daß die ganze Reise (zwei enggedruckte prachtvolle mit 500 Abbildungen ausgestattete Quartbände, welche acht gewöhnliche Bände füllen würden, deren Pr. sich auf 20 Thlr. belief) nur wenige Thaler kosten wird. Fünf Lieferungen sind erschienen.

WELT UND KUNST.

Blätter aus der Gegenwart,

von Dr. A. Diezmann. 1ter Jahrgang. 64 breitspaltig und enggedruckte Bogen in Quart mit 150 bis 200 Abbildungen. Preis 3 Thlr. jährlich.

Leipziger Allgemeine Moden-Zeitung,

von Dr. J. A. Bergl. 36ster Jahrg. 104 gedruckte hohe Quartbogen, mit 64 bis 104 Kupfern und Extrakupfern in Quart, oder circa 500 bis 800 Abbildungen der neuesten Pariser, Londoner und Wiener Moden, Pr. 6 Thaler; mit 116 bis 136 Kupfern, die erwdhnten Modenfiguren und als Doppelkupfer: Portraits, Abbildungen von Meubles, Fenstergardinen, Gartenverzierungen, Equipagen u. enthaltend, Pr. 8 Thaler.

Beide Ausgaben enthalten ein

Gratis-Magazin unter dem Titel: Bilder-Magazin für die elegante Welt, mit 26 Bogen Text und 150 bis 200 feinen Holzschnitten.

Unter den Doppelkupfern sind Darstellungen der Hauptgötter der griechischen Mythologie vom Prof. Sander und dem beliebtesten Kupferstecher Ströber zu Wien, in einem hinreichend schönen Style ausgeführt, sowie Portraits berühmter Frauen aus dem Reich der Herzogin von Abrantes.

Wir glauben behaupten zu dürfen, daß unser Journal an Reichthigkeit bei seiner Ausföhrung, sowohl bei Modenbildern als bei übrigen angeführten Abbildungen alle übrigen deutschen Modenjournales bei weitem übertrifft und führen anstatt aller großsprecherischen Empfehlungen, welche von andern dergleichen Unternehmungen beliebt werden, nur an, daß der letzte Jahrgang nicht weniger als

662 nur auf die Moden Bezug habende Abbildungen lieferte, etwa das Doppelte von andern dergleichen Zeitschriften.

Für alle Aerzte, Chirurgen und Chirurgen und Medicin Studirende.



Pfennig-Encyclopädie

DER ANATOMIE

oder

bildliche Darstellung der gesamten menschlichen Anatomie

nach ROSENMÜLLER, LODER, CARL BELL, GORDON, BOCK etc. Gestochen von J. F. Schröter, mit erklärendem Text von Dr. Th. Richter.

Wir lassen die vollständige menschliche Anatomie, welche fertig in unsern Händen ist, sodass das Erscheinen nie eine Unterbrechung und Verzögerung erfahren wird, in Lieferungen zu 4 schwarzen Kupfertafeln in Quart, nebst dem dazu gehörigen Texte, zum Preis von 7 Gr.

für jede Lieferung von Monat zu Monat erscheinen, Diese Art der Veröffentlichung macht es sogar dem Unbemittelten leicht, sich in den Besitz des schätzbaren Werkes zu setzen, da dazu nur die geringe Ersparnis von 1½ Gr. wöchentlich erforderlich ist; wodurch der Subscibent

In einer kurzen Zeit eine vollständige nach den besten Quellen bearbeitete Anatomie erhält.

Drei Supplementbände der allgemeinen Encyclopädie der Haus- und Landwirthschaft der Deutschen.

Herausgegeben vom Dr. G. B. E. Purtsche.

Diese Supplementbände werden von folgenden ausgezeichneten Gelehrten geliefert:

Herrn Dr. Brehm in Renthenborn, Herrn Dr. Horn in Stadt-Bürgel, Herrn Dr. Kurr in Stuttgart, Herrn Haushofmeister Teubner in Schleiz, Herrn Dr. und Professor Böcker in Erfurt und Herrn Dr. und Professor Zender in Jena.

Sie enthalten: 1) Die landwirthschaftliche Mineralogie. 2) Denjenigen Theil der Zoologie, welcher das große Meer der Thiere kennen lehrt, welche den Landwirth in seinen Productionen und Gewerbe hindern, tödten oder verwüsten entgegen treten. 3) Die ökonomische Rechtskunde. 4) Denjenigen Theil der Haushaltungskunst, welche die Beschäftigung des landwirthschaftlichen Personals und die Küche überhaupt betrifft. 5) Den Vogelfang. 6) Die Forsttechnologie. 7) Zahlreiche Artikel der landwirthschaftlichen Technologie, welche der verehrte Herrm. Kurr zu liefern unterlassen.

Druck und Format wird sich den vorhergehenden Bänden genau anschließen. Jede Wissenschaft wird in 3 Abtheilungen geliefert, so daß jeder Band eine Abtheilung davon enthalten wird. Das Werk wird mit doppelten Seitenzahlen versehen, damit diejenigen, welche es vorziehen, jede Wissenschaft zusammen für sich zu haben, dieselbe unter einem eignen beigegebenen Titel besonders binden lassen können. Dem Ganzen folgt ein Register.

Leipzig.

Baumgärtner's Buchhandlung und
Industrie-Comptoir.

In Carl Gerold's Buchhandlung in Wien ist soeben erschienen, und daselbst, sowie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Darstellungen aus dem Steiermärkischen Oberlande.

von
F. C. Weidmann.

Mit einem Titeltupfer und einer Karte.
Gr. 8. Wien, 1834.

In Umschlag cartonnirt. Preis 2 Thlr. Säch., oder
3 Fl. C. M.

Die Verlags-Handlung überzibt hier dem Publicum einen Beitrag zur vaterländischen Landeskunde, welcher dessen Theilnahme und Aufmerksamkeit in vielen Beziehungen anzusprechen geeignet erscheinen dürfte. Diese Darstellungen umfassen einen höchst interessanten, zum Theile noch durchaus unbesprochenen Theil des steiermärkischen Alpengebietes, nämlich das obere Ennsthal und das steiermärkische Salzkammergut. Herr Weidmann, durch Autopsie mit den Thälern und Höhen dieses interessanten Landstriches innig vertraut und bekannt, und im Be-

sitze der schätzbaren, Andern nicht leicht zugänglichen *Flora und Mineralien* über diesen Gegenstand, hat in diesem Werk das Resultat mehrjähriger Beobachtungen und Wanderungen niedergelegt, und der Wahrh. dieser Mittheilungen dürfte dadurch außer Zweifel gesetzt sein, daß Seine kaiserliche Hoheit, der durchlauchtigste Herr Erzherzog Johann, der erhabene Freund und Kenner unserer Alpenlande, die Zueignung des Werkes anzunehmen gerüht haben. — Mit dem Feuer der Darstellung, der Schärfe der Auffassung, und innigen Vertrautheit mit dem Gegenstande, wodurch die topographischen Arbeiten des Verfassers sich Reiz den Antheil der Leser sichern, führt er hier übersehen auf die Riesengipfel der Granit- und Kalkfette des nordwestlichen Theiles der Steyermark. Der Hochgolling, die Hochwildkelle, der Wolling, das Sulkenegg, die Gröden des tohten Gebirges, die Ufer des Schwarzensee u. s. w. werden hier zum ersten Male in ihrem ganzen Umfang geschildert; die Mittheilungen über Kuffee und das Salzkammergut sind nicht minder interessant. Das Kupfer, die Ansicht des Hochgollings, nach der Natur gezeichnet von Sauermann, von Armann trefflich gekochen, und in ausgezeichneter schöne Karte; das Ennsthal mit den umgränzenden Hochgebirgen, nach einer Originalaufnahme von Reichard, von Huber sehr gelungen im Stiche angefertigt, dürfen dem Werke ebenfalls zur besonders Zierde gereichen, sowie die Verlags-Handlung bestrebt war, durch die äußere Ausstattung in typographischer Hinsicht bestens für dasselbe zu sorgen. Somit empfiehlt sie denn dieses Buch, welches in mancher Beziehung dauernden Werth behalten dürfte, dem Antheile und der Beachtung des Publicums.

Bei Josef Rauch, Buchhändler in Mainz, ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Klee, Dr. Heinrich (Professor in Bonn), Die *Ex*, eine archäologisch-dogmatische Abhandlung. Preis 1 Fl. 30 Kr.

Der berühmte Name des Verfassers bürgt für des Werkes Belegenheit.

Kaspar Hauser in ganzer Figur, lithographirt von Winkel. Groß Imp. Fol. 48 Kr.

Harro Harring im Brustbilde, lithographirt von Simon in Strassburg. Groß Imp. Fol. 48 Kr.
(Beides sehr gelungene Portraits.)

Warnung.

Als im Jahr 1825 der verehrte großherzoglich sächsische Staatsminister und Geheimrath von Goethe eine Ausgabe seiner sämmtlichen Werke durch die J. G. Cotta'sche Verlags-Handlung veranstaltete, wurden denselben für sich und seine Erben von sämmtlichen hohen Staatsregierungen des Durchlauchtigsten Deutschen Bundes die gemessensten Privilegien gegen den Nachdruck gewährt. Werke, sei er inner- oder außerhalb der deutschen Lande angefertigt, ertheilt und darinnen auch jede Verbreitung eines solchen Nachdrucks mit Konfiskation und namhaftem Geldstrafen bedroht.

Die Unterzeichneten sind unterrichtet, daß neuerdings in der Schweiz und an andern Orten ein Nachdruck der Goethe'schen Werke erscheinen solle, und daß dessen Verbreitung auch in Deutschland mit allen erlaubten Mitteln auf's Rechtswidrigste versucht wird. Sie finden sich daher veranlaßt, alle rechtlich gesinnten Privaten, insbesondere aber alle deutschen Buchhandlungen vor dem Ankauf, dem Verkauf, oder der sonstigen Verbreitung je-

nes schändlichen Nachdrucks öffentlich zu verwarnen, indem sie, im festen Vertrauen auf die Gerechtigkeit der deutschen Gerichtshöfe und aller sonst kompetenten Behörden, Alles aufbieten werden, um den durch die höchsten Privilegien ihnen zugesicherten Rechtsschutz geltend zu machen.

Weimar und Stuttgart, den 21ten April 1854.
Die Altersvormünder der von Goethe'schen Erben:
v. Waldungen. C. Dittmer.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In Carl Gerold's Buchhandlung in Wien ist soeben erschienen, und daselbst, sowie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Darstellung
des
menschl. Gemüths
in
seinen Beziehungen zum geistigen und
leiblichen Leben.

Für
Aerzte und Nichtärzte höherer Bildung.

von
Dr. Michael von Lenhossék.

Zweite unveränderte Auflage.

Zwei Bände. Gr. 8. Wien, 1834.

In Umschlag broschirt. Preis 3 Thlr. Sächsl., oder
4 Fl. 30 Kr. C.-M.

Unter den vielen gelehrten Schriften neuerer Zeit, deren Aufgabe es ist, das Seelenleben zu erläutern, hat vorliegende Darstellung des menschl. Gemüths in seinen Beziehungen zum geistigen und leiblichen Leben, die gegenwärtig als zweite Auflage unverändert ins Publicum tritt, einen nicht unwichtigen Platz eingenommen, worüber das Urtheil der gelehrten Welt, und zwar weit über die Erwartungen des Herrn Verfassers, selbst zur Genüge entschieden hat, sodas die Verlagshandlung sich daher aller Mühe überhoben zu sein glaubt, hier noch Mehres zur Empfehlung eines Werkes anzuführen, welches sich ohnehin durch Ausführlichkeit, durch Klarheit, Fasslichkeit und angenehme Darstellung, und durch wahre praktische Brauchbarkeit vortreflich auszeichnet, sowie dasselbe gewis jedem Menschen, der an philosophischen Forschungen seines Geschlechtes und seiner selbst Interesse hat, besonders aber jedem höhern Staatsdiener, dem Arzte, Sittenlehrer und Erzieher eine reiche Quelle der Belehrung und des Vergnügens darbieten wird.

Bei J. Trautwein in Berlin erschienen und sind in allen Buchhandlungen zu haben:

Abhandlungen über Preußens Kommunalswesen und denkwürdige vaterländische Gesetze und Einrichtungen. In Verbindung mit Mehrern herausgegeben von Dr. J. E. Th. Janke, k. pr. Regierungsraths zu Berlin. Zeitschrift in Quartalheften. Zweiter Jahrgang. Erstes Heft. Preis für den Jahrgang von 4 Heften 2 Thaler. Ein Heft einzeln 16 Gr.

Die übrigen 3 Hefte dieses Jahrganges werden von 2 zu 2 Monaten von jetzt ab erscheinen und dadurch die Verpätung, welche durch Verlagsveränderung veranlaßt war, wieder eingebracht werden. Der Herausgeber wird bemüht sein den Beifall, welchen sich die „Abhandlungen“ bereits erworben haben, durch

fortwährend interessanten und nützlichen Inhalt immer mehr zu erhöhen, wozu sich durch die vom zweiten Jahrgang ab erweiterte Tendenz noch reichhaltigere Mittel wie bisher darbieten. — Auch außerhalb Preußen wird diese periodische Schrift Staatsmännern und Stadtbehörden viel Interessantes gewähren.

**Ankündigung und Einladung
zur Subscription.**

Im Verlag der unterzeichneten ist erschienen

Das Hauslexikon

**Vollständiges Handbuch praktischer Lebenskenntnisse
für alle Stände.**

In monatlichen Lieferungen von 9 Bogen groß Oktav zum
Subscriptionenspreise von
Sechs Groschen.

Dieses Werk, dessen erste Lieferung bereits ausgegeben ist, umfaßt die praktische Seite des Lebens auf eine ähnliche Weise, wie die Conversationslexika die theoretische. Es ist ein Erfahrungsllexikon, bestimmt, dem Bedürfnis und der Rathlosigkeit im täglichen Leben abzuhelfen und in allen Fällen Auskunft zu gewähren, welche in häuslichen, gesellschaftlichen und Geschäftsverhältnissen den Bestand kundiger Männer wünschenswerth machen. Die alphabetisch geordneten Artikel werden aus allen Wissenschaften und Künsten das allgemein Brauchbare und Nützliche aufnehmen, und so wird das gesammte Werk bald als erfahrener Arzt, bald als kundiger Sachwalter, dann wieder als Physiker, Oekonom, Geschäftsmann u. s. w. dem Hülfesuchenden Leser darbieten, wos er unmittelbar anwenden kann.

Das Hauslexikon erscheint regelmäßig in monatlichen broschirten Lieferungen von 9 enggedruckten Bogen groß Oktav, zu dem überaus billigen Subscriptionenspreise von Sechsen Groschen. Sammler, welche für 3 Lieferungen vorausbezahlen, erhalten auf 10 Exemplare ein erstes unentgeltlich.

Nach genauer Erwägung des Stoffes und der bereits druckfertig liegenden Hefte, dürfte das Ganze ungefähr 36 Hefte geben; in keinem Falle aber die Ausdehnung der gedruckten Conversationslexika überschreiten.

Ausführlicher behandelt alle diese Punkte der Prospectus, welcher in jeder Buchhandlung gratis zu haben ist.

Alle Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Subscriptionen darauf an.

Leipzig, im Juni 1854.

Breitkopf und Härtel.

Stuttgart.

Prachtwerk über Landschaftsgärtnerei, vom Fürsten von Pückler-Muskau.

In unserm Verlage ist soeben erschienen:

Andeutungen über Landschaftsgärtnerei, verbunden mit der Beschreibung ihrer praktischen Anwendung in Muskau. Vom Fürsten von Pückler-Muskau. Gr. 8. Geb.

Von dem dazu gehörigen:

Atlas von landschaftlichen Darstellungen, nach Zeichnungen von W. Schirmer,

sind die drei ersten Lieferungen erschienen und zugleich mit vorgenanntem Texte an die verehrten Unterzeichner versandt worden. Wir lassen den Subscriptionspreis von 5 Thlr. oder 8 Fl. 45 Kr. pr. Lief. (der Text wird nicht beson-

dern berechnen) noch bis zum Erscheinen des ganzen Werkes, welches im Laufe dieses Sommers vollendet werden wird, fortbestehen.

Nur einem großen Grundbesitzer, wie dem Verfasser dieses Werkes, der mit allen erforderlichen Mitteln versehen war, vorzüglich aber mit Lust und Liebe, mit der penetrantesten Beobachtungsgabe, mit Unbefangenheit, dem feinsten, gebildetsten Geschmack und mit Kenntniss des Schönen, konnte es gelingen, die Idee des Schönen der englischen Park- und Gartenkunst ins deutsche Vaterland zu übertragen. Der geübte und doch ebenso gründliche Fürst, gibt in diesem Werke die feinsten Winke zur Anlage, Ausführung und Erhaltung von Gärten, so gross und reich sie Jemand mag, oder auch nur so mässig, als ihm die Natur Mittel und Material dazu gegeben.

Von den landschaftlichen Blättern, welche der Atlas enthält, ist ein jedes für sich ein Individualisiertes Tableau und schon ohne allen Bezug eine reizende Verzierung jedes eleganten Zimmers.

In allen Buchhandlungen Deutschlands, Oestreichs, der Schweiz, erhält man das Werk zur Ansicht vorgelegt.
Im Juni 1834.

Hallberger'sche Verlagsbuchhandlung.

In Carl Gerold's Buchhandlung in Wien ist eben erschienen, und befindet sich in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Ueber
Volle, Handelsfreiheit
und
Handels-Vereine,
mit Berücksichtigung

von
Mac Culloch's Abhandlung über Handel und Handelsfreiheit,

von
Moriz Jul. Fraenzl,
Doctor der Rechte.

Gr. 8. Wien, 1834.

In Umschlag broschirt. Preis 12 Gr. Sächs., oder
45 Kr. C.-M.

Die Erscheinung einer Schrift, wie diese, muß gerade im jetzigen Zeitpunkt allen an der Sache Theilnehmenden sehr erwünscht sein. Der darin behandelte Gegenstand ist im höchsten Grade zeitgemäß, und hat noch überdies ein allgemeines und bleibendes Interesse, in so fern mit demselben eine sehr wichtige Principienfrage zur Sprache gebracht und in Erörterung genommen wird. Inzwischen hat sich der Herr Verleger nicht damit begnügt, dieselbe bloß schriftlich durchzuführen, sondern er behält die vorhandenen materiellen Interessen der besprochenen Staaten stets im Auge, obgleich ihm, wie billig, das Vaterländische zunächst und vorzugsweise am Herzen liegen mußte. Außerdem verdient auch der Umstand, daß nicht hier die staats-ökonomischen Systeme aus dem Gesichtspunkte der höhern Politik gewürdigt sind, um so mehr Beachtung, je seltener einzelne Abhandlungen dergleichen Inhalts die Presse verdienen. Das höchste und die Überlegenheit des jetzt so gefeierten Mac Culloch von unserm Herrn Verleger verkannt worden ist, wird das Interesse an seiner gehaltvollen Schrift nur erhöhen, die sonach dem fachverständigen Publicum in aller Hinsicht empfohlen zu werden verdient.

Zoll- und Handelsstatik
von Drensen, Balch, Württemberg, Sadler, Ma
weist den Lesern die Grundsätze, insoweit sich in
allgemeiner Zoll- und Handelsstatik befinden
von

L. Zindel.

In 4 Bänden Prämumerationspreis 1 Thlr. 12 Gr.
Die zwei ersten Sectionen von dieser Schrift sind schon
und zu 1/2 Thlr. Prämumerationspreis verkauft. Die Prämumeration
bleibt bis zur Erscheinung der zwei letzten Sectionen noch
dann tritt unabhängig der Lebrpreis von 2 Thlr. in. In
Buchhandlungen sind in Stand gesetzt Exemplare davon kop
zeigen und Bestellung darauf anzunehmen.
Ragdeburg, d. 18ten Juni 1834.

F. Kutsch

Friedrich Volke's Buchhandlung in Bili
wird Prämumeration angenommen auf:

Biblioteca italiana

o sia giornale di letteratura, scienze ed arti, compie
da varj letterati.

Anno decimonono 1834.

In 12 fasc. 8. Milano, ganzjährig für Wien 12 Fl., wöch
tig 8 Gr.

Diese führt von dem gegenwärtigen Hr. Graf J.
Kerbi in Neiro herausgegebene Zeitschrift, welche sich im
ununterbrochenen Fortgange, geleitet von einem Herrn in
ausgezeichneten Gelehrten Italiens. Ihr hauptsächlichster Zweck
ist die Bekanntmachung der in Italien erscheinenden Werke in
allen Fächern der Wissenschaft und Kunst, durch gründliche Be
censuren der wichtigeren, und kurze Anzeige jener, deren Wichtig
keit oder Menge eine weitere Ausdehnung nicht zuläßt; auch
dem enthält der Anhang unter der Aufschrift Varhet: Kup
fer aller Art, theils Original, theils aus andern italienischen
ausländischen Journalen aufgenommen, Preisfragen von Ita
lien, Hinweisungen auf noch zu erscheinende Werke u. s.
Der in Deutschland immer reger werdende Wunsch, zu
mit den literarischen Erscheinungen Italiens bekannt zu werden
findet hierin vollkommen Befriedigung.

Die Jahrgänge 1816 bis 1831 sind noch in jedem Jah
re, jeder à 6 Fl. 40 Kr., vorräthig.

Bei Duncker und Humblot in Berlin ist im
Jahre erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Erzählungen, Skizzen und Schilderungen

Von E. Reiffers.

3 Bände. September 1834.

Seben erschien in meinem Verlage und ist in
Buchhandlungen zu beziehen:

**Wink und wohlmeinende Rathschläge
für israelitische Schulen**

Der Königl. hebräisch-deutschen Privatlehrer
in Preßburg

besonders zugewandt von

einem unparteiischen christlichen Theologen

Gr. 8. Geh. Auf gutem Druckpapier. 10 Gr.
Leipzig, im Juni 1834.

F. X. Stöckert

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1834. Nr. XVI.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung, beigelegt oder beigeftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Industrie.

Pittoreske Beschreibung der europäischen Industrie.

Herausgegeben unter der Leitung
Stephan Flachat's,

Agentur und Delaunay, Mitarbeiter an: Les Vues politiques et pratiques sur les Travaux publics de France, Herausgeber der Histoire du Canal calédonien etc.

Frei in das Deutsche übertragen von einem Verehrten Gelehrten unter der Direction

Friedrich Pohl's,

Ordentlichem Professor der Oekonomie und Technologie zu Leipzig, Mitgliedes der Leipziger polyt. Gesellschaft, Präses der kammerarischen Gesellschaft, Mitgliedes der Leipziger ökon. Societät, der G. S. Schöf. Societät der Mineralogie zu Jena, der naturforschenden zu Leipzig, Halle und Altenburg, der landwirthschaftlichen Gesellschaft zu Rostock, Rangensalze, Potsdam, des Städtischen und Pötrischen landwirthschaftlichen Vereins, der L. F. Mühlisch-Schleischen Gesellschaft des Ackerbaues, der Natur- und Länderkunde, der Frankfurter Gesellschaft zur Beförderung nützlicher Künste, des Kauf- und Handwerksvereins zu Altenburg, der Landwirthschaftsgesellschaft in Steyermarkt, in Kurhessen, der Schles. Gesellschaft für Aultur, der kaiserlich-russischen zu Moskau, der Gartenvereine zu Frauenhof und Braunschweig und des Apothekervereins.

Die französischen Mitarbeiter sind die Herren:

Xrasso, Deputirter, Mitglied des Instituts und der Comités für Künste und Manufakturen, und für Künste und Gewerbe.
Xrès-Dufour, Mitglied der Handelskammer zu Lyon. (Seidenartikel).
Berbet (Petrich), Deputirter, Maire, Mitglied des Ausschusses für Handel und Manufakturen. (Kouen. — Baumwollenspinnerei, Weberei, Druck).
Beauvais (Kamil), Oekonom. (Wollens- und Seidenartikel).
Beauvisage, Fabrikant. (Paris. — Färberei).
De Béringay, Deputirter. Generalspessor über Brücken und Chaussées.
Besson, Pair von Frankreich. (Paris. — Fuhrwesen).
Blanguet, der Ältere, Professor am Conservatorium für Künste und Gewerbe.
Bourting, Nothwendigkeit des Handelsministerium von England.
Cavenne, Generalspessor über Brücken und Chaussées.
Charlier, Oekonom.
Chapeyron, Minningenteur.
Gallier (Johann), Fabrikant. (Paris. — Maschinenwesen, Mechanik).
Gossag (Antheim), Secretair der Gesellschaft zur Beförderung der Künste und Gewerbe.
Guzin-Gribaine, Deputirter, Mitglied des Oberauschusses für Manufakturen. (Sébon. — Tuchmanufaktur).
Delaunay (J. B.), Negociant in Havre.
Deniers, Mitglied des Ausschusses für Manufakturen. (Paris. — Bronze).
Despaully (Karl), Fabrikant. (Paris, Lyon, Nîmes, Picardie. — Weberei und Seidenweberei).
Gawards, Fabrikant. (Paris. — Dampfmaschinen, Mechanik).
G. Flachat, Baumwollener.

G. Grollier, Fabrikant. (Paris. — Spinnerei geädertes Wolle, Weberei).
Hallette, Mitglied des allgemeinen Ausschusses für Manufakturen. (Artois. — Dampfmaschinen, Mechanik).
L'abbé Lang, Mitglied des Ausschusses für Manufakturen. (Paris. — Cachemirspinnerei).
Léonin (Pitrou), Deputirter, Mitglied des allgemeinen Ausschusses für Handel und Manufakturen. (Mühlhausen. — Wunde Erzeugnisse).
Lamé, Minningenteur, Professor der Physik an der polytechnischen Schule.
Lefranç, Oberminningenteur.
Léonin, Mitglied des allgemeinen Ausschusses für Handel und des Comités für Künste und Gewerbe. (Paris. — Weberei).
Lignon, Sohn, Fabrikant. (Paris. — Färberei Schleiferei).
Lapin, Fabrikant. (Paris. — Chemische Produkte und Erzeugnisse).
G. Pérelle, Oekonom.
Reynard (Ludwig), Oekonom.
Reynard, Deputirter, Mitglied des Oberauschusses für Handel. (Montville. — Färberei).
Robert, der Ältere, Oekonom.
R. Roubaux, Mitglied des Oberauschusses für Handel. (Kouen. — Wollerei).
Sap, Negociant. (Allgemeiner Handel).
Schlumberger (Wilhelm), Mitglied des allgemeinen Ausschusses für Manufakturen. (Elisa. — Baumwollenspinnerei, Maschinenbau).
L'abbé de Sébon, Mitglied des Ausschusses für Manufakturen. (Paris. — Maschinen, Weberei. — Koulouf. — Stahlarbeiten).
Lagier (Philippe), Baumwollener. (Metallurgie. Anwendung der Hitze in den Schmelzöfen).

Ungefähr 100 Lieferungen.

Mit 200 Kupfertafeln, die mehr als 2000 Abbildungen enthalten.

Paris 4 Groschen die Lieferung.

Die Industrie wird aus folgenden vier Abtheilungen bestehen:

1. Abtheilung.	2. Abtheilung.	3. Abtheilung.	4. Abtheilung.
Aufstellung der Erzeugnisse der französischen Industrie 1834. — Analoge Erzeugnisse der ausländischen Industrie.	Getriebe und Maschinen. — Große Fabriken — Handwerke. — Mittel Europa.	Offentliche Arbeiten — Kommunikationsweg. — Etablissements für Austausch und Kredit in Europa.	Allgemeine Uebersicht. — Genauer Vergleich der großen Produktionskräfte von Deutschland, Frankreich, Belgien, der Schweiz und England.

Jede Lieferung, 8 Seiten in 4. oder 16 Spalten Text enthaltend, mit 2 Kupfern von demselben Format, erscheint als Sonnabende.

Die erste Lieferung begleitet dieser Prospekt.
Leipzig.

Prospektus.

Durch die angestrengtesten Bemühungen der zahlreichen Gesellschaften, die sich zur Vervollkommnung des Ackerbaues, des Handels und der Manufaktur gebildet haben, hat in unsern Tagen die Industrie eine bedeutend hohe Stufe der Ausbildung erreicht. Die Ausstellung der industriellen Erzeugnisse Frankreichs nimmt mit Recht das allgemeine Interesse in Anspruch, und Alles scheint die Vermuthung zu rechtfertigen, daß sich wohl schwerlich irgend eine andere bis zu einer solchen Höhe des Glanzes und der Vollkommenheit emporzuschwingen dürfte.

Diesen Erzeugnissen der Arbeit und des menschlichen Fleißes beabsichtigen wir ein würdiges Denkmal zu errichten; wir wollen den lebhaften und flüchtig vorübergehenden Eindrücken, welche sie in uns hervorbringen, eine Frucht tragende Dauer verleihen, auf ganz Deutschland den Genuß der in Frankreichs Hauptstadt aufbewahrten Wohlthaten übertragen und durch eine genaue und deutliche Beschreibung die Kenntniß alles dessen gemeinsam machen, was die Ausstellung Neues, Bortreffliches und Nützliches darbietet. Nicht aber damit uns begnügen, bloß die vorzüglichsten und nützlichsten in diesem Rational-Industriemuseum aufbewahrten Erzeugnisse anzuführen und deren Kenntniß zu verbreiten, haben wir vielmehr noch die Hülfen des Zeichners und Kupferstechers in Anspruch genommen, damit durch eine belebte und treue Darstellung der einzelnen Gegenstände mit noch mehr Sicherheit der Geschmack und der Gebrauch davon im Volke Eingang findet.

Ja wir gehen noch weiter. Es liegt klar vor Augen, daß diese Ausstellung alles dessen, was die Arbeit und Betriebsamkeit zur Vervollkommnung der Industrie hervorgebracht hat, von dem gerade der wichtigste Theil als Mangel an hinreichender Gelegenheit der gedehrenden Aufmerksamkeit nicht gewürdigt werden kann, als industrielle Unterrichts- und Lehranstalt betrachtet nur einen sehr beschränkten Einfluß und Erfolg zu bewirken im Stande ist. Denn was die Production Interessantes und Belehrendes hat, ihr innerer Bau und Einrichtung, das Verfahren, ihre Werkstätten, ihre Maschinen, ihre Mittel, die zum gegenseitigen Tausch und der Circulation geboten werden, ihre Concurrenz mit der ausländischen Industrie, dazu reicht eine bloße Ausstellung nicht hin, der Volksmenge eine genügende Auskunft und Belehrung zu geben.

Das Volk jedoch dürfte ebenso sehr, zu wissen, als zu sehen; das Verlangen und das Bedürfnis der Belehrung und Bildung, sowie die Ueberzeugung von ihrer Nützlichkeit hat sich, Dank sei es der wohlthätigen Pflanzliteratur, eines großen Theils unter dem Volke bemächtigt. Durch diese Erscheinungen

Allgemeine niederländische Buchhandlung.

in den Reich, den die Lecture gewährt, eingeweiht, spricht um das Land die Erwartung aus, daß man sich endlich mit seinen positiven Interessen beschäftigen möchte. Wäge diese Belehrenschrist einfach und anziehend sein, wie jene Erscheinungen, so mit so bewährtem Erfolge die Nutzenfrüchte einer so zahlreichen Menge ausgefüllt haben, um daß sie mit gleicher Begierde aufgenommen würde. Das erste Bedürfnis der Menge ist, ihre Fähigkeiten zu entwickeln und ihren Wohlstand zu verbessern.

Dies sind die Gedanken, welche uns zur Herausgabe dieses Werkes veranlaßt haben, dessen Ganzes in vier Abtheilungen zerfallen wird. Die erste ist für die Ausstellung der industriellen Erzeugnisse bestimmt. In der zweiten werden wir Betriebe, Maschinen und das dabei zu beobachtende Verfahren behandeln und bis in das Innere der Werkstätten bringen. In der dritten werden die Kommunikation; die gegenseitigen Tausch- und Creditmittel angegeben, ohne welche es weder Industrie noch Civilisation gibt. In der vierten endlich werden wir einen Vergleich der Productionsbeere unter einander aufstellen. Es laufen wir die ganze Sphäre der Industrie durch und beleben und erläutern den Text durch eine klare und treue Abbildung der Gegenstände.

Der Consument wird auf diese Weise in des Verfahrens der Fabrication eingeweiht und nun leicht die Erzeugnisse, welche er kauft, beurtheilen können.

Der Fabricant wird darin die einfachsten und ökonomischsten Methoden kennen lernen und zugleich mit dem, was in seiner Umgebung verfertigt wird, sowie auch mit den Concurrenzen, die eintreten dürften, und mit den zu dem Absatz seiner Waaren sich zu eröffnenden neuen Auswegen bekannt werden.

Das Publicum, dem wir die Geheimnisse, Stillschweigen sowie die bei jedem Schritte der Industrie wiederkehrenden Schwierigkeiten offenbart haben, wird mit Freude bemerken, wie seine Achtung und die Dankbarkeit gegen die arbeitende Classe an Wachsthum gewinnt.

Deutschland endlich wird es, wie wir überzeugt sind, gerne sehen, daß seine Industrie gleichsam in eine Parallele mit der ausländischen Industrie gestellt wird. Denn es ist jetzt ebenso passend, als es nützlich ist, dem Lande alle seine Concurrenzmittel mit benachbarten Völkern kennen zu lernen, ihm seine Hülfquellen sowie die der angrenzenden Völker zu offenbaren, einem jeden seine schwachen Seiten und seine Vortheile anzuzeigen, und endlich eine Eiferucht zu unterdrücken, welche so viele Anstrengungen und Reichthümer paralytirt, und überall und in allen einen eblen und fruchtbringenden Wettstreit anzulegen.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Das Sellen-Magazin

52 wöchentliche Lieferungen mit 200 bis 300 Abbildungen zu 8 Groschen vierteljährlicher Vorausbezahlung. Stereotypausgabe.

Der Beifall, welche diese im Absatz fortwährend sich steigende Zeitschrift erhält, beweist uns, immer mehr für dieselbe zu thun, es sind die schönsten Abbildungen dafür in Vorbereitung und wir können, nun wir die nöthige Zeit zu einer würdigen Begründung der technischen Herstellung des Unternehmens gewonnen haben, fortan nur wahrhaft Gutes und, als deutsche Leistungen, das Interesse jeden Kunstfreundes in Anspruch nehmendes versprechen.

Das Sellen-Magazin wird namentlich nur Original-Abbildungen liefern und mit den Bildern anderer Magazine nie collidiren.

Wir werden durch den in diesem Journale angewendeten lithogr. Hochdruck nach einer neu begründeten Methode die Zufriedenheit unserer Abnehmer um so mehr zu erringen wissen, als sich dieser in Deutschland in der Anwendung noch völlig unbekannter Kunstzweig, unter unsern Händen so ausgebildet hat,

daß er zur Darstellung der anziehendsten und fein ausgeführtesten Bilder geeignet ist und den feinsten Holzschnitt beinahe erreicht hat.

Gewiß war die Begründung des ersten derartigen österreichischen Instituts, so viele Anfeindungen es auch haben mag, verdienstlicher, als der stets erneuerte Abdruck englischer oder französischer Abtische.

Industrie-Comptoir (Baumgärtner).

Bibelkunde.

Ein Handbuch für Lehrer, Seminaristen und Bibelleser. Zum Verstehen der heiligen Schrift von Th. Krause (erstem Lehrer des königl. Schullehrerseminars zu Magdeburg und Mitglied der Gesellschaft für deutsche Sprache und Alterthümer zu Leipzig). Magdeburg bei Ferd. Rudach. 1834. 324 Bog. Preis 1 Thlr.

Vorstehende, den Bedürfnissen der Zeit entsprechende Schrift, bei der die neuesten Forschungen im Gebiete der ergetischen Wissen-

logie benutzt sind, enthält außer einer ausführlichen Einleitung in die einzelnen Bücher der Bibel, eine Geographie aller in der heiligen Schrift vorkommenden Länder und eine zum Verstehen der biblischen Sprache notwendige Archäologie. Für die Bekanntschaft der auf dem Titel genannten Personen reicht es völlig aus, um so mehr als der Verfasser an den passenden Stellen eine Erklärung des Sprachgebrauchs beigelegt hat und wird gewiß jedem Lehrer ein willkommener Begleiter beim Lesen des Wortes Gottes sein, indem dies Buch durch ein vollständiges alphabetisches Register zugleich eine Handkoncordanz ersetzt, wodurch es sich, sowie durch seine größere Ausführlichkeit vor andern gleichzeitig erschienenen Werken auszeichnet. Der billige Preis macht ungeachtet der guten Ausstattung, rücksichtlich des Druckes und Papiers einem jeden die Anschaffung desselben leicht möglich.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:
5fte. Encyclopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, Anatomie und Physiologie. Von Den. Jahrgang 1834. Zweites und drittes Heft. Mit 4 Kupfern. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 12 Heften mit Kupfern 8 Thlr. Leipzig, im Juni 1834.

F. A. Brochhaus.

Ganz neue, ausgezeichnet schöne und wohlfeile Jugend- und Volksschrift.

So eben ist erschienen:

DAS BILDER-MAGAZIN

in Miniatur
FÜR DIE DEUTSCHE JUGEND.

Mit 150 bis 200 feinen englischen Holzschnitten. Der Pränumerationspreis ist halbjährig für 6 Monatslieferungen oder 26 Nummern 16 Groschen. Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an.

Diese Zeitschrift ist für die reifere Jugend bestimmt. Sie wird die unterhaltenden Wissenschaften aus dem Gesichtspunkte angenehmer Belehrung behandeln und mit größter Verständlichkeit, im strengen Bewußtsein ihres Zwecks:

Vermehrung nützlicher und unentbehrlicher Kenntnisse für die Jugend,

dahin streben, auch ältern Lesern willkommen zu sein. Vorwitz und Angelegenheiten der Kirche sind völlig ausgeschlossen. Es sind bereits 7 Krm. ausgegeben.

Industrie-Comptoir (Baumgärtner).

Bei Georg Franz in München, Perusgasse Nr. 4, ist erschienen und zu haben:

Geschichtliche Darstellung

der
Kranken- und Versorgungsanstalten zu München,

mit medicinisch-administrativen Bemerkungen aus dem Gebiete der Nosocomialpflege,

von
ANSELM MARTIN,

der Philosophie u. gesammten Heilkunde Dr., prkt. Arzte in München, Armenrath der Vorstadt Au etc. etc.

Gr. 8. Brosch. 2 Fl. 24 Kr.

Diese Schrift enthält: a) die Geschichte der Entstehung, der Erweiterung und des Wirkens sämtlicher Kranken- und Versorgungsanstalten zu München bis auf d. neueste Zeit; b) die gegenwärtige Beschaffenheit, den gegenwärtigen Wirkungskreis und überhaupt den gegenwärtigen

Zustand jeder Anstalt sowohl in architektonischer als besonders in medicinischer und administrativer Hinsicht, und in letzterer Beziehung insbesondere, noch den finanziellen Stand jedes Institutes — seine Einnahmen, seine Ausgaben, seine gegenwärtige Schuldenmasse etc.; c) eine vollständige Darstellung der, wie allbekannt zum Muster dienenden bayrischen Einrichtungen des allgem. Krankenhauses und der anderweitigen Eigenthümlichkeiten dieser Anstalt, der Mortalitätsverhältnisse im Allgemeinen seit Entstehung des Hospitals und insbesondere der einzelnen Krankheiten nach Jahresberichten etc.; d) die Geschichte und die Ordnung der mit dem allgem. Krankenhause und dem Gebärdinstitute verbundenen klinischen Anstalten der Universität und der Hebammenschule; e) die ausführliche Geschichte der Krankenpflege seit Entstehung des allgem. Krankenhauses, mit Rückblicken auf Krankenpflegende Institute überhaupt, auf die Aufhebung der ehemaligen barmherzigen Brüder und Schwestern in München und die Entstehung des gegenwärtigen Ordens der grauen Schwestern u. s. w.

Demnach wird dieses Werk gewiss als ein schätzbares Handbuch allen Deuten sich darbieten, welchen die Hospitalsache interessirt; — Studierende und Gelehrte aber, welche die Hospitäler Münchens und ihre Kliniken zu besuchen gedenken, wird sie ein unentbehrlicher Wegweiser sein.

Für Harzreisende.

Durch jede Buchhandlung ist zu beziehen:

Zimmermann, D. Chr. (Bergsecretair zu Clausthal), Anleitung zur Bereisung des Harzgebirges, in Verbindung mit Freunden herausgegeben. Mit 14 Ansichten und einer colorirten Karte. Gr. 8. Cartonirt. 2 Thlr. 8 Gr., oder 4 Fl. 12 Kr.

Diese Anleitung macht den zweiten Theil des mit allgemeinem Beifall aufgenommenen Werks:

Das Harzgebirge in besonderer Beziehung auf Natur- und Gewerbskunde geschildert, aus; der erste oder naturwissenschaftliche und technologische Theil kostet besonders 2 Thlr., oder 3 Fl. 36 Kr., beide Theile 4 Thlr., oder 7 Fl. 12 Kr.

Die mit Eleganz gezeichnete und sorgsam colorirte Karte nach Cassius, Villesse, Julius, Berghaus und Hoffmann bearbeitet, mit eignen Berichtigungen, kostet 1 Thlr., oder 1 Fl. 48 Kr., auf Verkal ausgezogen in Ctaus 1 Thlr. 12 Gr., oder 2 Fl. 42 Kr.

An das obgenannte Werk schließt sich an:

Brockenpanorama, oder die Aussicht von der Spitze des Brockens. Vier Blätter, nebst einer Scala in Ctaus. Gezeichnet und mit erläuterndem Texte versehen von Wilh. Sapesen, Lehrer in der Berg- und Forstschule zu Clausthal. Preis 1 Thlr. 8 Gr., oder 2 Fl. 24 Kr.

Dieses Panorama wird für jeden Befitzer des Brockens einen angenehmen und nützlichen Begleiter abgeben, sowie es für Alle, welche das großartige Schauspiel der Brockenaussicht bereits sich verschafft haben, als freundliche Erinnerungsblätter gelten wird.

Darmstadt, im Juni 1834.

E. W. Lestk.

Bei Graß und Gerlach in Freiberg ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Kühn, K. A., Handbuch der Geognosie. Mit Rücksicht auf die Anwendung dieser Wissenschaft auf den Betrieb des Bergbaues. 1ster Band. Gr. 8. 4 Thlr. 12 Gr.

E. X. Sulzer's Werke.

Von unserer Gesammtausgabe der Sulzer'schen Werke, übersetzt vom Dr. Bärmann, sind im vorigen Monat der 17te bis 22te Theil erschienen, und an alle Buchhandlungen versandt. Diese 6 Theile enthalten:

Paul Clifford; 4 Theile, sauber gebestet 1 Thlr.

Die Pilger am Rhein; 2 Thle., sauber gebestet 12 Gr.

Ueber die Vortügllichkeit der Bärmann'schen Uebersetzungen, sowie über die schöne Ausstattung dieser Ausgabe haben sich alle kritische Journale, einstimmig auf das Vortheilhafteste ausgesprochen. Eine nochmalige Anpreisung unserer Seite würde daher überflüssig sein.

Die früher erschienenen 16 Theile enthalten:
Lugen Aram, 4 Theile. — Pelham, 4 Theile. — England und die Engländer, 4 Theile. — Der Verstoßene, 4 Theile.

Zwickau, im Juni 1834.

Gebrüder Schumann.

Bei Fr. Sam. Gerbard in Danzig ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der politische Atheismus

in den neuesten Revolutionen Europas.

Von einem westpreuß. evangelischen Landpfarrer.

Gr. 8. Brosch. 6 Gr.; oder 7 $\frac{1}{2}$ Egr., oder 27 Kr. Rhein.

Handbücher für Reisende im sächsischen Deutschland, besonders am Rheine und nach den Bädern. Im Verlage von J. Engelmann in Heidelberg und in allen Buchhandlungen zu haben.

Handbuch für Reisende am Rheine von seinen Quellen bis Holland u. von A. Schreiber. Vierte Auflage. Mit 5 neuen Karten, gezeichnet von Dr. Streitt. 8. Brosch. 5 Fl. — 3 Thlr. 8 Gr.

Dasselbe mit 8 Stadtplänen. Elegant geb. 6 Fl. 36 Kr. Schreiber's, A., Auszug aus seinem Handbuche f. Reisende am Rheine u., enthaltend die Rheineise von Mainz bis Düsseldorf und in die Bäder des Rhauns u. Neßf einem Inbange, die Naturse von Mainz nach Frankfurt, Hanau bis Kaffenburg u. Mit 1 Karte. Zweite vermehrte und verbess. Auflage. 1834. 8 Fl. — 2 Thlr.

Handbuch für Reisende durch die Schwitz längs dem Rheine (von seinen Quellen an) durch Braraberg, am Bodensee, durch Baden, Rheinwairen, Rheinhessen bis Mainz u. u. Als besond. Abth. des obigen Handbuchs. Von A. Schreiber. Nebst einer ausführl. Anleitung für Reisende im Giffasse, von J. F. Aufschlager. Mit 1 Karte. 8. Geb. in Futteral. 3 Fl. 45 Kr. — 2 Thlr. 12 Gr.

Der erneuerte Merian, oder Vortzt und Gegenwart am Rheine u. Von Dr. J. B. Engelmann. Mit 50 Abbildungen merkwürd. Städte des Rheinlandes u. 8. Brosch. 6 Fl. — 4 Thlr.

Handbuch für Reisende nach Heidelberg und in seine Umgebungen u. von H. v. Chezy. Auf Kellinap. mit 24 Anf., 4 Plänen u. 1 Karte. 8. Brosch. 6 Fl. — 4 Thlr. Dritte Aufl. mit 4 Plänen u. 1 Karte 3 Fl. — 2 Thlr.

Anleitung für Reisende in Heidelberg, auf seinem Schlosse und in seinen Umgebungen. Von Dr. J. B. Engelmann. Mit 1 Litzkupfer und 1 Karte. 8. Brosch. 2 Fl. — 1 Thlr. 8 Gr.

Handbuch für Reisende in den Neckargegenden von Genshadt bis Heidelberg und in dem Oberrhein u. von L. Jäger. Mit 12 Anf. 8. Brosch. 5 Fl.

Handbuch für Reisende in dem ehemal. fränkischen Kreise u. von J. F. Keller. Mit 1 Karte u. 1 Litzkupfer. Gr. 8. Brosch. 4 Fl. — 2 Thlr. 16 Gr.

Nouveau manuel du voyageur, or the Traveller's Pocket companion; containing copious and familiar conversations in English, German, French and Italian, etc. Second edit. 3 Fl. — 2 Thlr.

Guide du voyageur en France, divisé en cinq Régions etc. Par Richard. Avec une carte. Eleg. broch. 4 Fl. — 2 Thlr. 16 Gr.

Panorama de Paris et Guide de l'Etranger à Paris etc. Avec 12 vues et le plan de Paris. Broch. 4 Fl. ou 2 Thlr. 16 Gr.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Repertorium

der
gesammten deutschen Literatur,
herausgegeben

von
Ernst Gotthelf Gersdorf,

Oberbibliothekar an der Universität zu Leipzig.

Zweiten Bandes erstes Heft. Gr. 8. Preis eines Bandes von ungefähr 50 Bogen. 3 Thlr.

Diese Zeitschrift, deren erster Band in 10 Heften bereits verandt wurde, hat die schwierige Aufgabe über alle in den Ländern deutscher Zunge erschienenen und in den allgemeinen Buchhandel gekommenen Druckschriften vom 1. 1834, so weit diese bis jetzt erlangt werden konnten, möglichst schnell zu berichten, nach dem Urtheile anständiger Männer bisher geleitet und bei Allen, die reges Interesse an den neuesten Erzeugnissen der deutschen Literatur nehmen, günstige Aufnahme gefunden. * Unterstützt durch eine grössere Anzahl ausgezeichnete Mitarbeiter und bei strengem Festhalten an dem Plane, den Inhalt jeder Schrift in gedrängter Kürze und fern von jeder Parteilichkeit so zu charakterisiren, dass der gebildete Leser selbst entscheiden könne, ob eine weitere Einsicht ihm nöthig sein werde oder nicht, dürfen wir hoffen, einem bei der grossen Literaturmasse längst gefühlten Bedürfnisse abzuhelfen und somit einer mehrseitigen Unterstützung auch Seiten der Herren Verleger und Herausgeber durch baldige Einsendung ihrer neuesten Druckschriften uns vorsohert halten. Ueber 1000 Schriften sind bereits im ersten Bande angezeigt, und das Auffinden derselben durch eine bestimmte Anordnung in jedem Hefte und ein sorgfältiges Register am Schlusse des Bandes erleichtert worden. In den beigegebenen literarischen Miscellen werden Personalnotizen, Nachrichten über literar-historische und Kunstgegenstände, geographisch-statistisch-historische Notizen, Schul- und Universitätsnachrichten u. a. gegeben, mit vorzüglichem Fleisse aber die wichtigern neuesten literarischen Erzeugnisse des Auslandes zusammengestellt. Der erste Band enthält Uebersichten der neuesten dänischen, englischen, französischen, holländischen, italienischen, russischen, schwedischen und spanischen Literatur, die durch ausgedehnte Correspondenz künftig noch bedeutend erweitert werden sollen.

Das Repertorium erscheint regelmäßig am 15. und 31. jedes Monats in Heften, deren Umfang sich nach den vorhandenen Materialien richtet; jedem Hefte wird ein bibliographischer Anzeiger beigegeben, worin literarische Anzeigen aller Art, Ankündigen u. dgl. gegen Insertionsgebühren von einem Groschen für die Zeile aufgenommen werden.

Alle Zusendungen für das Repertorium sind unter der Adresse:

„An die Expedition des Repertoriums der ges. deutschen Literatur“

an den Unterzeichneten zu richten.

Leipzig, 15. Juni 1834.

F. A. Brockhaus.

Handwritten signature or mark at the bottom right corner.

